Die

Neue Zeit


LIBRARY of the
OHIO STATE
UNIVERSITY

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

Herausgegeben
von
Karl Kautsky

Zweiunddreißigster Jahrgang * Zweiter Band

Stuttgart 1914
Verlag und Druck von J. H. W. Dietz Nachf. G. m. b. H.

OHIO STATE
UNIVERSITY LIBRARY

Inhalts-Verzeichnis.

(A. bedeutet Artikel, F. Feuilleton, N. Notiz, R. Rezension, die Zahlen geben die Seiten an.)

I. Zeitgeschichte und soziale Zustände.

(Siehe auch II. und VI.)

1. Amerika.

Cunow, Heinr., Der amerikanisch-mexikanische Konflikt. A. . . . 235
Eckstein, G., Fremdes Kapital in Mexiko. N. 129
Lee, Algernon, Zur Geschichte der amerikanischen Arbeiterbewegung. A. 571
Schlüter, Hermann, Die Einwanderungsfrage. A. 817, 855, 891

2. Asien.

Douwes-Dekker, E. T. E., Nationalismus und Klassenkampf in Holländisch-Indien. A. . . . 657
Spectator, Asiatisches Jahrbuch 1913. R. 44

3. Balkan.

Sack, Max, Die Balkanpolitik der Großmächte. A. 53
Wendel, H., Des Mbret Glück und Ende. A. 417

4. Belgien.

Brouckère, L. de, Die Wahlen und die Aussichten des Wahlrechtskampfes in Belgien. A. . . . 796

5. Deutschland.

Däumig, Ernst, Kriegsberichterstattung. A. 888
Erdmann, A., Der soziale Katholizismus. A. 700
Filip, Franz, Kleinstaatliche Verpreußung. A. 585
Fleißner, H., Der sächsische Landtag. A. 248
Haenisch, Konrad, Der „Minister für Wahlrechtsreform". A. . . 384
Kautsky, K., Massendemonstrationen vor Gericht. A. 652
— Der Krieg. A. 843
— Die Vorbereitung des Friedens. A. 876
— Wirkungen des Krieges. A. 937, 969
— Ludwig Frank †. N. 936
Lehmann, Gustav, Nochmals die badische Großblockpolitik. N. . 783
Mattutat, H., Das Ende der liberalen Aera in Württemberg. A. 441
Redaktion der „Neuen Zeit", An unsere Leser. N. 873
Remmele, H., Der Bankerott der badischen Großblockpolitik. A. . 434
Spectator, Handelspolitische Aussichten. A. 608
Weißmann, Anton, War der Großblock für Baden eine Notwendigkeit? A. 580
Wendel, Herm., Der Aufstand der Epauletten. A. 1
— Die Lex-Heinze-Männchen. A. . 49
— Kaiser und Katholizismus. A. . 97
— Gedallwitzt. A. 185
— Paßkes Geist. A. 233
— Um die Legion. A. 281
— Auswärtiges Amt. A. 329
— Kehraus. A. 377
— Scharfer Wind. A. 457
— Die ausbeuterische Tugend. A. 505
— Die edlen u. erlauchten Herrn. A. 561
— Die Waffen nieder! A. . . . 601
— Bismarckblock und Bismarckhering. A. 697
— Ein einsamer Jubilar. A. . . 745
— Europa in Feuersgefahr! A. . 793
— Volkskrieg. A. 873

6. Frankreich.

Dumas, Charles, Die Mohammedaner in den französischen Kolonien. A. 959, 989
Rappoport, Ch., Der Wahlkampf in Frankreich. A. 160
— Die französischen Wahlen am 26. April und 10. Mai. A. . . 339
— Der außerordentliche französische sozialistische Kongreß. A. . . 772
Wendel, H., Jaurès. A. . . . 841

7. Großbritannien.

Mai, August, Neue Tendenzen in der englischen Arbeiterbewegung. A. 671
Rothstein, Th., Die Krise in England. A. 106
Sachse, J., Sozialismus und Arbeiterpartei in England. A. . 202

8. Italien.

Lanzillo, Agostino, Die italienische Partei und der Kampf gegen den Schutzzoll. A. 397
Olberg, Oda, Der Parteitag von Ankona. A. 292
— Angiolo Cabrini, La Legislazione Sociale. R. 412

Olberg, Oda, Eine Stichprobe italienischer Kolonialpolitik. A. . . 679
— Zur Parteilage in Italien. A. 823

9. Japan.

Katayama, S., Der Verfall des bureaukratischen Regiments in Japan. A. 16

10. Oesterreich.

Wendel, H., Tu felix Austria! A. 649

11. Rußland.

Scher, W., Die Gewerkschaftsbewegung der letzten zwei Jahre in Rußland. A. 120
Trojanowsky, Al., Die Vergrößerung der russischen Armee. A. 9

12. Schweden.

Janſſon, Wilh., Die politische Krise in Schweden. A. 196

13. Schweiz.

Rudolph, Alwin, Ein Wahlrechtskampf in der Schweiz. A. . . 863

II. Soziales und Politisches.

1. Agrarisches.

Andrée, Ernst, Kultivierung und Ausnutzung des Oedlandes. A. 306
Kliche, Josef, Innere Kolonisation in Oldenburg. A. 490
Marchionini, Karl, Zur Bekämpfung des Landarbeitermangels. A. 711
Staroſſon, F., Innere Kolonisation in Mecklenburg. A. . . 76

2. Arbeiterinnen.

Gernsheimer, Hanna, Dr. Lilly Hauff, Die deutschen Arbeiterinnenorganisationen. R. . . . 44
— Dr. Elisabeth Hell, Jugendliche Schneiderinnen und Näherinnen in München. — Dr. Käthe Mende, Münchener jugendliche Ladnerinnen zu Hause u. im Beruf. R. 373
Häusgen, W., Li. Fischer-Eckert, Die wirtschaftliche und soziale Lage der Frauen in dem modernen Industrieort Hamborn im Rheinland. R. 181

3. Arbeitsnachweis.

Leipart, Theodor, Ein deutsches Arbeitsnachweisgesetz? A. . . 535

4. Bergbau.

Eckſtein, Gustav, Die Kohlenförderung. N. 32
Hue, Otto, Bergarbeiter- und Syndikatsfragen. A. 314
k. Einige Zahlen über den Kohlenbergbau in den verschiedenen Ländern. N. 993

5. Bildung.

Wilhelm, Albert, Die Volksgenossen. R. 501

6. Finanzen.

Spectator, Deutschlands Emissionen im letzten Jahrzehnt. A. 634
Ullmann, H., Banken und Depositengeld. A. 620
Wilhelm, Albert, Charakter und wirtschaftliche Bedeutung der vier großen rheinisch-westfälischen Provinzbanken. A. 20

7. Frauenfrage.

Eckſtein, Gustav, Das Eindringen der Frauen in die liberalen Berufe. N. 31
Meyer, Ernst, Zur Psychologie der Frau. F. 786, 834
Schleſinger, Therese, Luise Zietz, Gewinnung und Schulung der Frau für die politische Betätigung. R. 94

8. Genossenschaft.

Fleißner, H., H. Domack, Der Genossenschaftssozialismus. R. . 738
Kaff, S., Kapitalismus oder Antikapitalismus in den Assoziationen. A. 302
Stiekloff, G., P. Brizon und E. Poiſſon, La Coopération. R. 839

9. Gewerkschaften.

Braun, Adolf, Die beste Gewerkschaftsorganisation. A. 526
— Die deutschen Gewerkschaften und ihr Kongreß. A. 667
— Der Krieg und die Gewerkschaften. A. 948
Heinemann, Hugo, Der Kampf gegen die Gewerkschaften. A. . 210
Heinen, Jakob, Die Organisationsform der Gewerkschaften. A. 357
Hertz, Paul, Kurt A. Gerlach, Theorie und Praxis des Syndikalismus. R. 94
Kamrowski, Xaver, Die gewerkschaftliche Organisationsform. A. 460
Kloth, Emil, Zum neunten Gewerkschaftskongreß. A. 508
Lange, Paul, Bürgerliche Sozialpolitiker, Gewerkschaften und Klassenkampf. A. 486
Limbertz, H., Christliche Gewerkschaften, Zentrum u. Kirche. A. 542
Lüdemann, Herm., „Wirtschaftsfriedliche" Industriebeamte. A. . 722

865880

Stiekloff, Georg, J. B. Sévérac, Le Mouvement Syndical. R. . 228
Umbreit, Paul, Gewerkschaftliche Jahrbücher. A. 78
Winnig, August, Die Wurzeln der Gelben. A. 539
— Adolf Braun, Die Gewerkschaften, ihre Entwicklung und ihre Kämpfe. R. 179

10. Gesinde.

Eckstein, G., Der demoralisierende Einfluß des Dienstbotenverhältnisses. N. 447

11. Hausindustrie.

Petrich, Fr., Dr. Willy Bierer, Die hausindustrielle Kinderarbeit im Kreise Sonneberg. R. 45

12. Jugendliche Arbeiter.

Grötzsch, R., Seht, wie die Zukunft euch grüßt! R. 373
Nestriepke, S., Die erste Stunde in der Fabrik. F. . . . 321, 363

13. Kinderarbeit.

Eckstein, G., Umfang und Intensität der Kinderarbeit. N. . . 866

14. Kommunales.

Wurm, Emanuel, H. Lindemann, Kommunales Jahrbuch. R. . . 278

15. Maifeier.

Laufenberg, H., Die Maifeier. A. 748
Wendel, H., Der sozialpolitische Maigedanke. A. 137

16. Militarismus.

Kautsky, K., Hugo Schulz, Die Welt in Waffen. R. 903
Stroebel, H., Krieg und Kultur. A. 905

17. Parlamentarismus.

Breitscheid, Rudolf, Die Bedeutung des Parlaments. A. . 157

18. Parteipresse.

Dietz, Heinrich, Ein Beitrag zur Frage des Schriftenvertriebs innerhalb unserer Partei. A. . 576

19. Rechtswesen.

Eckstein, G., Die Frage der kriminellen Fruchtabtreibung in Rußland. N. 492
Lange, Paul, Die Vereinheitlichung des Arbeiterrechts. A. . . . 264

20. Schutzzölle.

Hofrichter, Anton, Dr. Alfr. Hoppe, Zur Geschichte und Beurteilung der Papierzölle im Zolltarif von 1902. R. 410

21. Statistik.

Meyer, Ernst, Zur Benutzung der reichsstatistischen Literatur. N. 403
— Gebiete und Methoden der amtlichen Arbeitsstatistik in den wichtigsten Industriestaaten. N. . . 498

22. Taylorsystem.

Meyer, Ernst, Taylorsystem und Arbeiterschaft. A. 480

23. Teuerung.

Kautsky, K., Arbeiterlöhne und Teuerung in Westeuropa und Deutschland. A. 284

24. Unfälle.

Krätzig, H., Ursachen der Unfälle in der Baumwollspinnerei. A. . 267

25. Versicherung.

Hoch, G., Deutscher Sozialversicherungskalender. R. 999
Kleeis, Friedr., Die Reichsversicherungsordnung in der Praxis. A. 546
Thiele, E., Die Volksfürsorge. A. 25
Molkenbuhr, Hermann, Noch einmal die Rechenfehler in der Witwen- und Waisenversicherung A. 255

26. Wirtschaftsmarkt.

Cunow, H., Vom Wirtschaftsmarkt. A. 777 882 922 983

27. Wohnung.

Andersch, R., Kleinwohnungsbau in Oberschlesien. A. 719
Sachs, Max, Wohnungsfrage und Arbeiterschaft. A. 350

III. Sozialismus, Sozialphilosophie, politische Oekonomie und Politik.

(Siehe auch I. und II.)

1. Geschichte des Sozialismus.

Axelrod, Paul, Bakunins historische Leistung. A. 380
Bernstein, Eduard, Die Briefe Johannes Miquels an Karl Marx. A. 4 65
— Johannes Miquel über Marx und seine Abwendung von ihm. A. 188
— Ferdinand Lassalle über seinen Bastiat-Schulze. A. 846
Blos, Wilhelm, Wilhelm Hasenclever. A. 604
Erdmann, August, Wilhelm Blos, Denkwürdigkeiten eines Sozialdemokraten. R. 371
Ernst, Eugen, Fünfundzwanzig Jahre Wahlverein. A. . . . 165

Kautsky, Karl, Friedrich Engels, Grundsätze d. Kommunismus. R. 42
Pernerstorfer, E., Zu J. Peukerts „Erinnerungen". N. 82
Rjasanoff, R., Der Briefwechsel zwischen Marx und Engels. A. 564
Schlüter, Herm., Morris Hillquit, Sozialism summed up. R. . . 91
Wendel, H., Ernst Heilmann, Geschichte der Arbeiterbewegung in Chemnitz und dem Erzgebirge. — Durch Kampf zum Sieg! R. 791

2. Philosophie.

Cunow, H., Robert Michels, Probleme der Sozialphilosophie. R. 872
Rotter, C., Zum Problem der Moral. (Marx und Kant.) A. 332 388 428
Schmaßmann, O., Volkshauspredigten. R. 1000

3. Politische Oekonomie.

Balabanoff, Angelika, Sozialismus und Freimaurerei. A. . . 345
Brunner, Paul, Wladimir und Simkhovitsch, Marxismus gegen Sozialismus. R. 93
— Christian Cornèlissen, Théorie de la valeur. R. 740
— Berthold Missiaen, Der Kampf um das Glück im modernen Wirtschaftsleben. R. 789
Cunow, H., Kurt Abel-Musgrave, Auf der Suche nach der Demokratie. R. 935
Eckstein, G., Die Gewerkschaftstheorie des Marxismus. A. . . 513
— Die industrielle Massenproduktion. N. 728
Hilferding, Rud., Organisationsmacht und Staatsgewalt. A. . 140
Kautsky, Karl, Die Volksausgabe des „Kapital". A. 100
— Friedrich Engels u. der Krieg. N. 964
— Der Imperialismus. A. . . . 908
Laufenberg, G., Sozialdemokratie und Verstaatlichung. A. . 420 472
Spectator, M. P. Pawlowitsch, Die großen Eisenbahn- u. Seewege der Zukunft. — R. Hennig, Probleme des Weltverkehrs. R. 227
Stiekloff, G., Sixte Quenin, Comment nous sommes Socialistes. R. 324

IV. Kunst und Literatur.

Axelrod, Ida, Anton Tschechoff. A. 686
Diederich, Franz, Paul Heyse. F. 130
Eckstein, G., Weltbummler. A. . 172
— Myrra Tunas, Tsunami. R. . 646
Elsner, Fritz, Emilie Altenloh, Zur Soziologie des Kino. F. . . . 692
Grötzsch, R., Franz Molnar, Buben und Mädel. R. 412
— Alfred Bock, Die harte Scholle. R. 456
— Martin Andersen Nexö, Ueberfluß. R. 739
— Max Kretzer, Der irrende Richter. R. 790
Jenssen, O., Der Künstler als Warenproduzent. F. 405
Kautsky, K., Hugo Hermsen, Die Wiedertäufer zu Münster in der deutschen Dichtung. R. . . . 92
Kliche, Joseph, Zum Roman der Gegenwart. A. 735
Lessen, L., Otto Krille, Unter dem Joch. R. 229
— Otto Krille, Das stille Buch. R. 456
— H. G. Dikreiter, Vom Waisenhaus zur Fabrik. R. 904
— Karl Bröger, Die singende Stadt R. 935
Lunatscharski, A., Moralischer Katzenjammer. (W. Ropschin, Als wär es nie gewesen.) F. . 84
Mauke, Wilhelm, Richard Wagner als Gefahr. F. 34
Mehlich, Ernst, Katholische Literaturkritik. F. 643
Schack, Franz, Kunst und Kapital. F. 867
Schmidt, Konrad, Strindberg-Aufführungen. F. 274
Schulte, Fritz Th., Der Impressionismus. F. 494
Sommer, Br., Bruno Wille, Das Gefängnis zum preußischen Adler. R. 500
Wendel, H., Johann Christian Günther. F. 217
— Christian Staun, Lehrjahre in der Gosse. F. 693
— Der Heine der Reisebilder. F. . 900
— Annemarie v. Nathusius, Ich bin das Schwert. R. 90
— Friedrich Hirth, Heinrich Heines Briefwechsel. R. 559
Wendemuth, Karl, Nachdenkliches zum Fall Rosenow. F. . . . 636

V. Naturwissenschaften, Hygiene und Technik.

Eckstein, Gustav, Ueber die Entwicklung des Kinematographenwesens. N. 215
Graf, Eug., Kapitän Scott, Letzte Fahrt. R. 135
Levene, Dr. P. A., Der Zug zur Sozialisierung in der Medizin. F. 38

Lipschütz, Alex., Wieviel essen die Menschen? F. 592 638
— Max Rubner, Wandlungen in der Volksernährung. R. . . . 596
— — Ueber moderne Ernährungsreformen. R. 737
Meyer, Ernst, Stephan v. Maday, Gibt es denkende Thiere? R. . 280
— Adolf Günther, Das Problem der Lebenshaltung. R. . . . 998
Spectator, Die Elektrizitätsindustrie in Deutschland. N. . . 271
— Die Elektrizitätswerke in den Vereinigten Staaten. N. . . . 403
— Die Entwicklung der Elektrostahlindustrie. N. 447
Woldt, Richard, Die Werft als kapitalistisches Kunstwerk. F. . 551
— Der moderne Seekrieg. F. 929 965 994
— Ueber die Fruchtbarkeit der verschiedenen Nationalitäten. N. . 403

VI. Geschichte, Urgeschichte und Ethnologie.

Drahn, Ernst, Hans Herrgott. A. 625
Graf, E., Otto Piper, Bedenken zur Vorgeschichtsforschung. R. . 278
Jenssen, O., Afrikanische Kulturgeschichte. F. 728
Joseph, E., Gegensätze in der antiken Geschichtsschreibung. F. . . . 448
Mehring, Fr., Die Entstehung des neudeutschen Reichs. A. 764 808

VII. Zeitschriftenschau.

Eckstein, Gustav 375
Köttgen, J. 598
Martna, M. 230
Olberg, Oda 182 502
Schlesinger, Anna 46 326 414 694
Stiekloff, Georg 94 647

VIII. Feuilleton.

S. 34—42, 84—90, 130—135, 172—179, 217—232, 321—328, 405—416, 448 bis 456, 494—504, 550—560, 592 bis 600, 636—648, 686—696, 729—744, 786—792, 834—840, 867—872, 900 bis 904, 929—936, 965—968, 994 bis 1000.

IX. Ergänzungshefte.

Heft 18.

Stiekloff, Georg, Die Bakunistische Internationale nach dem Haager Kongreß.

Heft 19.

Askew, J. B., Der britische Imperialismus.

X. Anzeigen.

H. Laufenberg, Der politische Streik 32
Emile Vandervelde, Neutrale und sozialistische Gewerkschaftsbewegung 33
Karl Kautsky, Der Massenstreik . 33
Friedrich Kleeis, Die Arbeitsordnung in den gewerblichen Betrieben Deutschlands 83
S. Nestriepke, Das Koalitionsrecht in Deutschland 83
Wolfgang Heine, Der Kampf um das Koalitionsrecht 83
Eduard Bernstein, Die Steuerpolitik der Sozialdemokratie 130
C. Legien, Aus Amerikas Arbeiterbewegung 130
Wir Volksschullehrer und die Sozialdemokratie 171
Adolf Braun, Gewerkschaften und Sozialdemokratie 171
Maifestschrift der deutschen Sozialdemokratie in Oesterreich . 171
Karl Marx, Enthüllungen über den Kommunistenprozeß zu Köln . 216
Sozialdemokratischer Wahlverein für den 6. Berliner Reichstagswahlkreis, Festschrift zur Feier des fünfundzwanzigjährigen Bestehens 216
Durch Kampf zum Sieg! 1889 bis 1914 273
Gegen den staatlichen Gebärzwang 273
Richard Tronicke, Die Aufgaben des proletarischen Jugendausschusses 273
Schwester Lydia Ruehland, Kurzer Leitfaden für Mütter 273
Albert Fleck, Die Berufskrankheiten der Maler, Anstreicher u. Lackierer 273
Julius Bruhns, Die Gemeindepolitik einer sozialdemokratischen Mehrheit 320
Zehnter Internationaler Bericht über die Gewerkschaftsbewegung 1912 362
E. Varga, Warum wir auswandern müssen 404
Morris Hillquit und John O. Ryan, Sozialism Promise or Menace? 404
Max Adler, Wegweiser, Studien zur Geistesgeschichte des Sozialismus 493
Paul Louis, Le Syndicalisme Européen 550
Max Adler, Der soziologische Sinn der Lehre von Karl Marx . . 591
Jahresbericht des Zentralverbandes deutscher Konsumvereine . . . 550
Arturo Labriola, Il Socialismo Contemporaneo 591
Die Lage der Arbeiter im Drechslergewerbe 634

Viktor Adler, Alkoholismus und Gewerkschaft 635
Tarifverträge des Deutschen Holzarbeiterverbandes 1913 . . . 685
S. Nestriepke, Werben und Werben der Gewerkschaften 785
Hugo Hecht, Geschlechtskrankheiten und Alkohol 785
Führer durch das Familienrecht . 833
Robert Hunter, Violence and the Labor Movement 899
Leitfaden für die Bildungsarbeit in Groß-Berlin 933
Luise Zietz, Warum sind wir arm? 934
Paul Pflüger, Der Sozialismus der israelitischen Propheten. — Der Sozialismus der Kirchenväter . 934
Volkslieder für Heim und Wanderung 934
Gustav Noske, Kolonialpolitik und Sozialdemokratie 934
J. Meerfeld, Der Krieg der Frommen 968
Vade-mecum du Propagande Socialiste 968
Handbuch für Arbeiterbibliothekare 993

Autoren-Verzeichnis.

(Die Zahlen geben die Seiten an.)

Anderſch, R., Artikel: 719.
Andrée, Ernſt, Artikel: 306.
Askew, J. B., Ergänzungsheft: 19.
Axelrod, Paul, Artikel: 380.
Axelrod, Ida, Feuilleton: 686.
Balabanoff, Angelika, Artikel: 345.
Bernſtein, E., Artikel: 4, 65, 188, 846.
Blos, Wilhelm, Artikel: 604.
Braun, Adolf, Artikel: 526, 667, 948.
Breitſcheid, Rud., Artikel: 157.
Brouckère, L. de, Artikel: 796.
Brunner, P., Rezenſion: 93, 740, 789.
Cunow, Heinrich, Artikel: 235, 777, 882, 922, 983. Rezenſion: 872, 935.
Däumig, Ernſt, Artikel: 888.
Diederich, Franz, Feuilleton: 131.
Dietz, Heinrich, Artikel: 576.
Douwes-Dekker, E. T. E., Artikel: 657.
Drahn, Ernſt, Artikel: 625.
Dumas, Charles, Artikel: 959, 989.
Eckſtein, G., Artikel: 513. Feuilleton: 172. Notiz: 31, 32, 129, 215, 447, 492, 728, 866. Rezenſion: 375, 646.
Elsner, Fritz, Feuilleton: 692.
Erdmann, A., Artikel: 700. Rezenſion 371.
Ernſt, Eugen, Artikel: 165.
Filip, Franz, Artikel: 585.
Fleißner, G., Artikel: 248. Rezenſion: 738.
Gernsheimer, Hanna, Rezenſion: 44, 373.
Graf, E., Rezenſion: 135, 278.
Grötzſch, R., Rezenſion: 373, 412, 456, 739, 790.
Haeniſch, Konrad, Artikel: 384.
Häusgen, W., Rezenſion: 181.
Heinemann, Hugo, Artikel: 210.
Heinen, Jakob, Artikel: 357.
Hertz, Paul, Rezenſion: 94.
Hilferding, Rud., Artikel: 140.
Hoch, Guſt., Rezenſion: 999.
Hofrichter, Anton, Rezenſion: 410.
Hue, Otto, Artikel: 314.
Janſſon, Wilh., Artikel: 196.
Jenſſen, O., Feuilleton: 405, 728.
Joſeph, E., Feuilleton: 448.
Kaff, S., Artikel: 302.
Kamrowski, Xaver, Artikel: 460.
Katayama, S., Artikel: 16.
Kautsky, Karl, Artikel: 100, 284, 652, 843, 876, 908, 936, 937, 964, 969. Rezenſion: 42, 92, 903. Notiz: 993.
Kleeis, Friedr., Artikel: 546.
Kliche, Joſeph, Artikel: 490. Feuilleton: 735.
Kloth, Emil, Artikel: 508.
Köttgen, J., Zeitſchriftenſchau: 598.
Krätzig, H., Artikel: 267.
Lange, Paul, Artikel: 264, 486.
Lanzillo, Agoſtino, Artikel: 397.
Laufenberg, G., Artikel: 420, 472, 748.
Lee, Algernon, Artikel: 571.
Lehmann, Guſt., Notiz: 783.
Leipart, Theodor, Artikel: 535.
Leſſen, L., Rezenſion: 229, 456, 904, 935.
Levene, P. A., Feuilleton: 38.
Limberg, K., Artikel: 542.
Lipſchütz, Alex, Feuilleton: 592, 638. Rezenſion: 596, 737.
Lüdemann, Herm., Artikel: 722.
Lunatſcharski, A., Feuilleton: 84.
Neſtriepke, S., Feuilleton: 321, 363.
Notter, C., Artikel: 332, 388, 428.
Mai, Auguſt, Artikel: 671.
Marchionini, Karl, Artikel: 711.
Martna, M., Zeitſchriftenſchau: 230.
Mattutat, G., Artikel: 441.
Mauke, W., Feuilleton: 34.
Mehlich, Ernſt, Feuilleton: 643.

Mehring, Fr., Artikel: 764, 808.
Meyer, Ernst, Artikel: 480. Feuilleton: 786, 834. Rezension: 280, 998. Notiz: 403, 498.
Molkenbuhr, Hermann, Artikel: 255.
Olberg, Oda, Artikel: 292, 679, 823. Rezension: 412. Zeitschriftenschau: 182, 502, 741.
Pernerstorfer, E., Notiz: 82.
Petrich, Fr., Rezension: 45.
Rappoport, Ch., Artikel: 160, 339, 772.
Redaktion der „Neuen Zeit", Notiz: 873.
Remmele, H., Artikel: 434.
Rjasanoff, R., Artikel: 564.
Rothstein, Th., Artikel: 106.
Rudolph, Alwin, Artikel: 863.
Sachs, Max, Artikel: 350.
Sachse, J., Artikel 202.
Sack, Max, Artikel: 53.
Schack, Franz, Feuilleton: 867.
Scher, W., Artikel: 120.
Schlesinger, Anna, Zeitschriftenschau: 46, 326, 414, 694.
— Therese, Renzension: 94.
Schlüter, Herm., Artikel: 817, 855, 891. Rezension: 91.
Schmaßmann, O., Rezension: 1000.
Schmidt, Konrad, Feuilleton: 274.
Schulte, Fritz Th., Feuilleton: 494.
Sommer, Br., Rezension: 500.
Spectator, Artikel: 608. Notiz: 271, 403, 447, 634. Rezension: 44, 227.
Stiekloff, Georg, Rezension: 228, 324, 839. Zeitschriftenschau: 94, 647. Ergänzungsheft: 18.
Staroffon, F., Artikel: 76.
Stroebel, H., Artikel: 905.
Thiele, E., Artikel: 25.
Trojanowsky, H., Artikel: 9.
Ullmann, H., Artikel: 620.
Umbreit, Paul, Artikel: 78.
Weißmann, Anton, Artikel: 580.
Wendel, H., Artikel: 1, 49, 97, 137, 185, 233, 281, 329, 377, 417, 457, 505, 561, 601, 649, 697, 745, 793, 841, 873. Feuilleton: 217, 693, 900. Rezension: 90, 559, 791.
Wendemuth, Karl, Feuilleton: 636.
Wilhelm, A., Artikel: 20.
— Albert, Rezension: 501.
Winnig, August, Artikel: 539. Rezension: 179.
Woldt, Richard, Feuilleton: 551, 929, 965, 994.
Wurm, Emanuel, Rezension: 278.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 1 | Ausgegeben am 3. April 1914 | 32. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Der Aufstand der Epauletten.

Berlin, 28. März 1914.

hw. Als Oberst v. Reuter vor seinen wohlwollenden Richtern stand, angeklagt wegen jenes handfesten Rechts- und Verfassungsbruches auf dem Zaberner Schloßplatz, da erzählte er mit erfrischender Deutlichkeit, wie er allgemach zu der Überzeugung gekommen sei, daß er selbst „die Sache in die Hand nehmen" müsse.

Nachgerade scheint es Brauch zu werden in der Weltgeschichte unserer Tage, daß die Herren, die eine rasselnde Plempe an der Seite tragen, die Sache selbst in die Hand nehmen. Im Osmanischen Reiche fing es an. Dort bot das Jahr 1908 das klassische Beispiel einer Offiziersrevolution, als die Epaulettenträger des mazedonischen Armeekorps dem hamidischen Absolutismus die Klauen stutzten und die Zähne ausbrachen, und über den engen Rahmen einer Offiziersrevolution ist, über den Aprilputsch von 1909 bis zu Envers Handstreich von 1913, diese ganze vielberufene jungtürkische Umwälzung kaum hinausgelangt. Dann kam Portugal an die Reihe. Auch hier war es der republikanisch gestimmte Teil des Offizierkorps, der losschlug und den Jüngling Manuel von dem goldenen Stuhle der Macht in die Nichtigkeiten des Privatlebens hinabfegte. In Griechenland kam es nicht ganz so weit, aber auch unter seinem ewig blauen Himmel schlug eine Verschwörung von Offizieren mit drohendem Gemurmel an die Säbel und schien nicht übel Lust zu haben, der aus Dänemark importierten Dynastie Hals und Kragen umzudrehen. Zabern endlich war eine Auflehnung preußischer Offiziere gegen die Verfassung des bürgerlichen Staates. Wenn der Jubelsturm aller Junker, Scharfmacher und Volksfeinde den Obersten des 99. Infanterieregiments umbrauste, so wahrhaftig nicht, weil er, wie es die reaktionäre Presse wollte, die altpreußische Pflichttreue verkörpert, sondern weil er, wie der Abgeordnete Naumann im Reichstag betonte, das Urbild des politischen Offiziers darstellt, den es stürmisch drängt, einmal hindurchzubrechen durch diese larmoyante, demokratisierte, bürgerliche Ordnung, und der es der Canaille in Zivil einmal zeigen will, was man sich leisten darf, wenn man silberne Achselstücke auf den Schultern glitzern läßt, einen blanken Degen an der Seite trägt und die scharfgeladenen Maschinengewehre hinter sich hat.

Die jüngste Meuterei politischer Offiziere hat sich in England zugetragen und gibt die brennende Frage des Tages ab. Seit langem ist es die Absicht der liberalen Regierung, den Iren die seit Olims Zeiten erstrebte Selbstverwaltung zu verleihen. Zweimal haben die Gemeinen des Unterhauses

Homerule für Irland angenommen, zweimal haben die Lords des Oberhauses ihren Strich durch das Gesetz gemacht. Aber geht eine Bill zum drittenmal im Unterhaus durch, so erlischt das Vetorecht der Lords. So stand Homerule jetzt endlich vor der Aussicht, vom blassen Papier in die blutfrische Wirklichkeit übertragen zu werden, doch die Großgrundbesitzer der Provinz Ulster, ein protestantisches Eiland in dem katholischen Irland, waren nicht gesonnen, künftighin in dem Parlament zu Dublin eine aussichtslose Minderheit zu bilden, und brachten gegen den Homeruleplan der Regierung ein Freiwilligenheer, halb Landsturm, halb Falstaffgarde, auf die Beine. Wenn es auf das Mundwerk dieser Helden ankam, so konnten Asquith und Lloyd George erst auf der Leiche des letzten Ulstermannes die Standarte der irischen Homerule aufpflanzen. Und während in Südafrika eine britische Regierung wohlgemut alles Recht und Gesetz in Scherben schlug, als es galt, sich der unbequemen Arbeiterführer zu entledigen, ließen die liberalen Machthaber in London es zu, daß ihnen, Recht und Gesetz verhöhnend, die Ulsterleute auf der Nase herumtanzten. Bis jetzt doch der Faden der Geduld riß und Truppen nach der aufsässigen Provinz beordert wurden. Aber siehe da! die Offiziere der kommandierten Regimenter bis zum General weigerten sich ganz einfach zu marschieren und reichten in Masse ihre Abschiedsgesuche ein, denn, Geschlechtsvettern der Konservativen und der Ulsterleute, denken sie gar nicht daran, für der liberalen Regierung Homerule den Säbel hauen und die Flinte schießen zu lassen. So zerbrach der Regierung die Macht unter den Händen, denn eingeschüchtert und schwankend wie in all den vielen Monden der Ulsterkrise, wagte sie nicht, auf einen groben Klotz einen groben Keil zu setzen, sondern verhandelte, Macht zu Macht, mit den Rebellen im Offiziersrock oder vielmehr sie unterwarf sich ihnen höchst unlöblich, indem sie, statt derb zuzupacken, die frondierenden Offiziere in Rang und Würden ließ und ihnen sogar zusicherte, daß sie gegen die Ulsterleute nie die Spitzen ihrer Waffen zu kehren brauchten. Neuwahlen werden wahrscheinlich erst die letzte Entscheidung über Homerule bringen.

So ist denn der Gegensatz zwischen Offizierkorps und Parlament, der in den Festlandsstaaten längst zu unerträglichen Zuständen geführt hat, auch in dem bürgerlichsten und parlamentarischsten Lande der Welt offen zum Ausbruch gekommen. In Deutschland wurde dieser Gegensatz mehr denn oft auf die Spitze getrieben, so wenn der Draufgänger v. Deimling bei der Frage einer Kolonialbahn den Reichstag gröblich vor den Kopf stieß, so wenn der Kriegsminister den Duellzwang als unantastbares Palladium des Offizierkorps schirmte und schützte, so wenn Herr v. Falkenhayn angesichts des stürmisch bewegten Reichstags mit Kasernenhofschneid den Pandurenkellerstandpunkt wahrte. In England freilich liegen die Dinge etwas anders. Dort hat vor mehr denn zwei Jahrhunderten eine bürgerliche Klasse, die wußte, wozu geballte Fäuste auf der Welt sind, dem königlichen Absolutismus die Waffe des Heeres aus den Händen gewunden, und da England bei seiner Inselage in der glücklichen Möglichkeit ist, gewaltiger Heeresmassen zur Verteidigung der Grenzen zu entbehren, so war es seit der Revolution mit der

Landarmee aus. Was es an Söldnertruppen bis auf diesen Tag gab, war nur von Parlaments Gnaden geduldet, und eifersüchtig wachte die bürgerliche Klasse darüber, daß von diesem belanglosen Militär auch nicht ein Tüttelchen ihrer Rechte angetastet würde. Aber jetzt werfen sich selbst hier die Führer dieser Soldtruppen, auf das Parlament fröhlich pfeifend, zu Herren des Landes auf, weil sie den Degen an der Seite tragen und weil sie die geschliffenen Bajonette und geladenen Flinten hinter sich haben, und auch hier, im Musterland des parlamentarischen Regimes, ist allem Anschein nach die Bourgeoisie, faul und angefressen, weder fähig noch willens, mit der privilegierten Soldateska entschlossen anzubinden. Auch hier, im Stammland der Bourgeoisie, dankt diese Klasse an die Bajonette ab.

Das Parlament nämlich, sofern nicht Millionen dahinterstehen, bereit, es mit dem Walle ihrer Leiber zu decken, hat an sich nie und nirgends Macht. Wo dieser Wall fehlt, kann jede parlamentarische Versammlung wie Anno 1849 das Stuttgarter Rumpfparlament von der ersten besten beliebigen Kavalleriepatrouille auseinandergesprengt werden, und mit der Junkersehnsucht, dem Leutnant und zehn Mann, hat es schon seine Richtigkeit: in der Wachtstube am Brandenburger Tor steckt mehr wirkliche Macht als ein paar Schritte weiter unter der goldenen Kuppel des Reichstags. Die Vorkämpfer des bürgerlichen Klassenbewußtseins in Deutschland vor und nach 1848 wußten denn auch genau, was sie wollten, als sie immer und immer wieder die Einrichtung der stehenden Heere an den Wurzeln anzugreifen suchten, und ebenso wissen unsere Junker, gerissen wie sie sind, Bescheid, wo der Quell ihrer Macht sprudelt: nicht etwa im preußischen Dreiklassenparlament, sondern im Offizierkorps. So wenig sie es in der Öffentlichkeit eingestehen wollen, so sehr freuen sie sich im Grunde ihres Herzens über die forschen Burschen in England, die für die liberalen Zivilisten am grünen Tische der Regierung nicht den Säbel ziehen wollen. Wenn's drauf und dran geht und ihre Klasseninteressen in Frage stehen, unsere Junker im Offiziersrock machten es um kein Haar anders, und all ihre rotbäckige Selbstsicherheit ist in dem Bewußtsein verankert, daß sie sich auf weichem Polster sorglos dehnen können, solange auf ihren Wink das Bajonett wütet und das Maschinengewehr Tod und Verderben speit.

Aber auch nur so lange! Wenn auch der Mann in Reih und Glied anfängt, nicht nach Befehl, sondern nach seiner politischen Meinung zu handeln, dann ist's aus! Wenn dem politischen Offizier der politische Soldat folgt, dann ade Klassenherrschaft des Junkertums! Und dies, die Politisierung auch des Soldaten, ist ein natürlicher Entwicklungsprozeß, der sich gar nicht aufhalten läßt und der durch Offiziersrevolten wie in Zabern und England lediglich beschleunigt wird.

Heuchler wären wir, wenn wir uns dieser Tatsache nicht ehrlich freuten, denn sie bringt uns dem Zeitpunkt nah und näher, da die einzige Klasse, die nicht vor dem Militarismus zitternd zusammenknickt, die Arbeiterklasse dieselbe Überzeugung gewinnt wie der Oberst v. Reuter: daß sie nämlich die Sache selbst in die Hand nehmen muß.

Die Briefe Johannes Miquels an Karl Marx.

Von Eduard Bernstein.

Als August Bebel im Jahre 1893 auf dem Kölner Parteitag und dann im deutschen Reichstag Stellen aus einem Briefe verlas, den der damalige preußische Minister Johannes Miquel in jüngeren Jahren an Karl Marx geschrieben hatte, setzte er hinzu, er habe noch andere Briefe Miquels in Händen, behalte sich aber vor, diese bei anderer passender Gelegenheit zu veröffentlichen. Dazu ist es nicht gekommen. Bebel hat den verlesenen Brief und zwei andere dem Parteiarchiv übergeben. Zwei weitere Briefe Miquels an Marx habe ich in den Briefen von Marx an Friedrich Engels gefunden, die dieser in Verwahrung hatte. Das sind aber bei weitem noch nicht alle Briefe, welche Miquel im Laufe der Jahre an Marx geschrieben hat. Im Briefwechsel Marx-Engels ist von Miquelschen Briefen die Rede, die nicht erhalten zu sein scheinen, während zum Beispiel gerade der von Bebel verlesene Brief in diesem Briefwechsel noch keine Rolle spielt. Letzteres aus dem einfachen Grunde, weil er zu einer Zeit in London eintraf, wo Engels noch nicht nach Manchester übergesiedelt war. Bebel hat auf dem Kölner Parteitag als die Zeit seiner Abfassung den Sommer 1850 angegeben. Um diese Zeit war Engels noch in London, brauchte sich also noch nicht brieflich mit Marx über das merkwürdige Miquelsche Schreiben zu unterhalten.

Dieses muß zu seiner Zeit einen guten Eindruck auf die Verfasser des Kommunistischen Manifests gemacht haben. Es sprechen geistige Eigenschaften aus ihm, die ihnen sympathisch waren: Bestimmtheit des Willens, Radikalismus im Denken vereint mit dem Bestreben, sich über die politischen Möglichkeiten Rechenschaft abzulegen, und auch eine gewisse Tatkraft, die es nicht beim Wollen bewenden läßt, sondern zu umsichtiger politischer Arbeit entschlossen ist. In den Briefen über Zuschriften von Miquel aus den nun folgenden Jahren wird stets mit Achtung von ihm gesprochen, er gilt Marx und Engels als ein zuverlässiger Parteigänger. Erst im Mai 1856 heißt es in einem Briefe von Marx an Engels über einen Miquelschen Brief: „Es war mir innerlich ‚sehr übel' zumute, als ich diese ‚Klugheit' verdauen sollte." (Briefwechsel, 2. Band, Seite 109.) Offenbar äußerte sich in einigen Fragen, die Miquel an Marx gestellt hatte, schon die Tendenz, dem Satze, mit dem er sich zuerst bei Marx eingeführt hatte: „Meine Mittel wähle ich einzig und allein nach der Zweckmäßigkeit" eine Auslegung zu geben, die den derzeitigen Kommunisten eines Tages auf den Ministersessel im Staate Preußen unter Wilhelm II. bringen sollte.

Es scheint mir nun an der Zeit, die Briefe Miquels an Marx zusammen mit zwei kurzen Briefen Miquels an L. Kugelmann über Marx unverkürzt zur Veröffentlichung zu bringen. Ihre Kundgebung entbehrt heute freilich jedes politischen Zweckes von der Art, wie er für Bebel im Jahre 1893 maßgebend war;[1] es handelt sich auch nicht darum, einem zur Macht ge-

[1] Diese Briefe Miquels erwähnte Bebel bereits am 3. April 1871 im Reichstag. Er berichtet darüber in seinen Erinnerungen (Aus meinem Leben, Zweiter Teil, Seite 219): „Zum Schlusse der Sitzung nahm ich das Wort zu einer persönlichen Bemerkung gegen Miquel. Er habe sich etwas wegwerfend über meine Partei ausgelassen. Ich wunderte mich darüber nicht, ich wolle aber doch konstatieren, daß der Abgeordnete Miquel, allerdings zu einer Zeit, wo er weder Bankdirektor noch

langten Erfolgspolitiker das Bild seiner Vergangenheit vor Augen zu halten, aber die Briefe haben darum doch nicht mit dem Sensationellen, das ihnen damals anhaftete, das Interesse für die Nachgekommenen verloren. Sie bleiben interessante politische Zeitdokumente und Beiträge zur Entwicklungsgeschichte oder, wie man auch sagen kann, Metamorphose eines Politikers, der mit allen seinen Untugenden keine gleichgültige Persönlichkeit war, sondern zu verschiedenen Gelegenheiten eine einflußreiche Rolle in der Geschichte Deutschlands in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts gespielt hat. Sie geben mit dem Stück Geistesgeschichte dieses Virtuosen des Opportunismus, das sie enthalten, zugleich auch einen Einblick in die allgemeine Psychologie des politischen Typus, den er mit unleugbarem Talent repräsentierte.

Miquel selbst hat sich, von den Antworten abgesehen, die er im Reichstag auf die betreffenden Vorhalte Bebels gegeben hat, in verschiedenen Briefen an seinen nationalliberalen Parteifreund Marquardsen über sein Verhältnis zu Marx geäußert. Es wird am Platze sein, auf diese Bekenntnisse erst einzugehen, nachdem die Briefe an Marx selbst zum Abdruck gelangt sind. Wir lassen also diese nebst den zwei Briefen an Kugelmann zunächst folgen, und zwar wortgetreu und mit den Auszeichnungen Miquels, indem wir ihnen, wo nötig, einige erklärende Anmerkungen mit auf den Weg geben und Wortausfüllungen in griechische Klammern setzen lassen.

Erster Brief, aus der zweiten Hälfte des Jahres 1849.

Vorbemerkung. Dieser Brief erklärt sich selbst. In der Zeit der siegreich tobenden Reaktion geschrieben, mußte er als ein Zeichen nicht geringen politischen Mutes betrachtet werden. Der in ihm erwähnte Pieper war der Philologe Wilhelm Pieper, der in London lange Jahre Parteigänger von Marx war und in dessen Hause verkehrte. Die Charakteristik, die Miquel von ihm gibt, wird durch die Briefe von Marx an Engels ziemlich genau bestätigt. Pieper hat Marx häufig zu Beschwerden Anlaß gegeben, dann aber immer wieder sich als zuverlässiger Parteifreund erwiesen und Marx gerade in dessen schlimmster Zeit durch Übersetzung oder Korrektur von dessen Korrespondenzen für die New Yorker Tribune geholfen. Später freilich ist er, nachdem er England verlassen, still ins Philisterland zurückgekehrt.

Mein Herr!

Schon nachdem ich Ihre „Misère de la philosophie" gelesen, mit Leib und Seele zu den Ihrigen gehörend, ergreife ich freudig die mir durch meinen Freund W. Pieper gebotene Gelegenheit, mit Ihnen näher in Beziehung zu treten.

Es wäre nun freilich eine Dummheit, wollte ich verlangen, daß Sie mir gleich volles Vertrauen schenken. Damit Sie aber doch etwas von meiner Vergangenheit wissen, bemerke ich, daß ich mit Blind in H. [Heidelberg] studierte, dort *vor* der Revolution zu der „radikalen Partei" gehörte, als solcher in der Revolution wie alle anderen „Ideen" verfocht, nach Hannover geschickt wurde, um Bauernaufstände zu organisieren, von da an in Göt-

Oberbürgermeister gewesen sei, zu derselben Partei gehört hätte, die er heute bekämpfte, *nämlich zur kommunistischen*. Das Haus war über diese Enthüllung verdutzt. Miquel schwieg. Nach der Sitzung traten eine ganze Anzahl Abgeordnete an mich heran, um zu hören, inwiefern der erhobene Vorwurf wahr sei. Der Abgeordnete Miquel behandelte mich von jetzt ab mit einer gewissen Hochachtung."

tingen anfangs im kleinbürgerlichen Sinne die gelehrte, bureaukratische und Philisterpartei aus dem Felde zu schlagen half und endlich eine organisierte Arbeiterpartei zu organisieren suchte. Gerade war ich damit beschäftigt, als Pieper nach England ging. Ich gab ihm einen Brief an Bl. [Blind] mit, um durch diesen bei Ihnen zu sondieren, und so bin ich da; spät zwar komme ich, aber ich komme doch. Sie sehen, meine Vergangenheit bietet wenig Garantien. Es ist wahr! Ich für mein Teil kann nichts weiter tun, als Sie versichern, daß Ihre Zwecke die meinigen. Kommunist und Atheist, will ich wie Sie die Diktatur der Arbeiterklasse. Meine Mittel wähle ich einzig und allein nach der Zweckmäßigkeit. Dadurch aber trenne ich mich von Ihnen, daß ich fest überzeugt bin: die nächste Revolution bringt das Kleinbürgertum ans Ruder. Die Arbeiterpartei wird den Sieg erfechten der hohen Bourgeoisie und den feudalen Resten gegenüber, dann aber von den „Demokraten" beiseitegeschoben werden. Wir können die Revolution auf einige Zeit vielleicht in eine antibürgerliche Richtung bringen, wir können vielleicht schon Grundbedingungen der bürgerlichen Produktion vernichten, das Kleinbürgertum niedertreten ist unmöglich. Soviel als möglich erringen, das ist mein Wahlspruch, und dadurch bin ich auf immer der Ihrige. Wir müssen eine Organisation der Kleinbürger solange als möglich nach dem ersten Siege verhindern, namentlich mit geschlossener Phalanx gegen jede „konstituierende Versammlung" opponieren. Der partikulare Terrorismus, die lokale Anarchie müssen uns ersetzen, was uns im Großen abgeht. Klassenbewußtsein fehlt den meisten deutschen Arbeitern gänzlich, wir müssen den individuellen Haß, die Rachelust des Bauern gegen den Wucherer, die Erbitterung des Taglöhners gegen den „Herrn" ausbeuten, wir müssen an allen einzelnen Stationen (da wir noch kein Zentrum haben) so rasch und eindringlich terrorisieren, daß wir den demokratischen Ausbeutern bei der Vollendung ihrer Organisation als vollkommen siegreiche Macht entgegentreten können, und diese Organisation muß solange als möglich hinausgeschoben [werden], damit in der Revolution sich das Klassenbewußtsein erst bilden kann. Wir dürfen die Kleinbürger nicht zu Atem kommen lassen, wir müssen durch der Kleinbürger eigene Mittel die revolutionäre Wut auf die Spitze treiben — dann gelingt es uns vielleicht, für kurze Zeit die Diktatur unserer Partei durchzusetzen.

Aber wie das machen ohne gemeinsamen Plan, ohne oberste Leitung, ohne einen gemeinsamen Willen der Führer — das sagte ich mir schon seit einem Jahre. Vergebens klopfte ich an alle Türen, vergebens suchte ich wie mit einer Blendlaterne, ich fand von dem so abgelegenen Göttingen aus, von wo ich nicht fort konnte, nichts. Schon sah ich mich auf mich allein angewiesen und begann mit meinen nächsten Freunden einen Bund zu gründen, dessen letzter Zweck der Kommunismus, dessen erster Grundsatz „Der Zweck heiligt die Mittel" und dessen erstes Gesetz „unbedingter Gehorsam" war, zu stiften, als ich von London aus (Sie werden meine Ausdrucksweise unter den jetzigen Umständen verstehen) die ersten Genossen fand. Ich bitte Sie jetzt, mir durch P[ieper] die Statuten und Gesetze respektive Befehle zuzuschicken, er kennt die richtige Adresse. (Die Polizei hat in diesem Augenblick ein sehr wachsames Auge auf mich.) Ich nehme jedoch die Charge als Vorstand nur an, wenn ich wieder nach Göttingen zurückkehren kann. Sollte das mir nicht möglich sein (was sehr unwahrscheinlich ist), so werde ich für

meine Person natürlich derselbe bleiben und über die Beauftragung eines anderen an Sie berichten. Wenn Sie vielleicht nicht glauben, mich tiefer in die Lage der Sache einweihen zu können, so stellen Sie mich ganz abgesondert unter Ihre Leitung ohne Zusammenhang mit dem Ganzen. Über den Plan, welchen ich entworfen, für meine Tätigkeit in Göttingen als ... dann erst, wenn ich von London aus genauere Befehle und Aufträge bekommen werde.

Nun noch ein letztes Wort über Pieper. Ich halte mich Ihnen gegenüber dazu verpflichtet. Er ist ein braver, durch und durch ehrlicher Revolutionär, aber allzu Sanguiniker. Es fehlt ihm diejenige zähe, cholerische Energie, welcher ein heutiger Revolutionär so sehr bedarf. Er hängt leider gar zu sehr von den Eindrücken des Augenblickes ab und ist dadurch schon oft in wenig vorteilhafte Lagen gekommen. In der Revolution wird er mehr nutzen als vorher. Man muß ihm nicht mehr Geheimnisse anvertrauen, als nötig ist, er könnte in Situationen (zum Beispiel durch die Weiber) geraten, welche seinem Herzen mehr entlockten, als sein Verstand und Wille gutheißen würden. Mißtrauen verdient er durchaus nicht, übermäßiges Anvertrauen könnte noch gefährlicher werden.

Gruß und Handschlag Ihr Miquel.

Zweiter Brief, vom 10. Januar 1851.

Vorbemerkung. Auch dieser Brief erklärt sich im wesentlichen selbst. Er trägt bei Miquel die Jahreszahl 1850, was aber wahrscheinlich ein Schreibfehler ist. Denn Miquel spricht in ihm von der Ablegung seines Examens als einer vollendeten Tatsache, und diese war im Jahre 1850 erfolgt. Auch die Bemerkungen über die Zustände im Kommunistenbund deuten auf die Jahreswende 1850/51. Offenbar war Miquel durch W. Pieper von dem Bruche in der Londoner Zentralbehörde des Kommunistenbundes und der Verlegung der Zentralbehörde nach Köln unterrichtet worden.

Mein Herr!

Sie werden mich entschuldigen, wenn ich mich zum zweiten Male an Sie wende. Jetzt, wo ich mit Ihnen nicht offiziell mehr in Verbindung bin, hege ich um so lebhafter den Wunsch, mit einem Manne, welchem das Proletariat so viel zu verdanken hat — um mich bürgerlich auszudrücken —, in Zusammenhang zu bleiben.

Als ich Ihnen zum ersten Male schrieb, machte ich in Hannover das Advokatenexamen. Nachdem die bürgerliche Gesellschaft mir ihren Preiskurant unter dem Titel „Candidatus advocaturae" auf den Rücken geklebt hatte, begab ich mich nach Göttingen, weil ich dort glaubte, unserer Partei am meisten nützen zu können. Meine Stellung ist bürgerlich unabhängig, ich arbeite auf Probe bei einem Advokaten, zu dem ich im Verhältnis des Arbeitgebers zum Lohnarbeiter stehe. Dieser fatale Herr bekommt zwei Drittel des Wertes der Produkte, woraus konsequent folgt, daß mein Verdienst dem Minimum des zur Existenz Notwendigen sehr nahe kommt.

Was ich bis jetzt für unsere Partei getan habe, ist folgendes: 1. Die Gründung einer — [kommunistischen Mitgliedschaft, damals „Gemeinde" genannt], welche aus 6 Personen besteht. Diese sind durch und durch klare Kommunisten nicht allein, sondern auch ohne alle bürgerlichen Pläne. Sie haben vollständig mit der Kapitalgesellschaft gebrochen. 2. Gründung eines „**Ü b e r**—" [kann aber auch „Unter—" heißen. Ed. B.], bestehend aus 15

Personen (Arbeiter und Studenten), welche zwar ebenfalls revolutionäre Tatkraft besitzen und auch, wenn auch weniger „durchdringend", die Bedingungen der Emanzipation der unterdrückten Klasse begriffen haben, denen es aber noch bis jetzt an der erforderlichen Zuverlässigkeit und Sachlichkeit fehlt, deren Charakter sich durch die neuen Ideen noch nicht konsolidiert hat. 3. Gründung eines „Arbeiterbildungsvereins" — die hannoverische Polizei, nicht ich, liebt solche Germanismen —, welcher sich mühsam durch tausend Plackereien und Schikanen durcharbeitet. Außerdem habe ich den kleinbürgerlichen Turnverein indirekt gänzlich in der Gewalt.

Es war mir unmöglich, unter den jetzigen Verhältnissen bei dem großen Mangel an pekuniären Hilfsmitteln mehr zu tun. Unter der Form von nationalökonomischen Vorträgen werde ich übrigens bald mitten unter den von solcher „Frechheit" Akt nehmenden „Gelehrten" den Kommunismus zu predigen versuchen.

Verzeihen Sie, daß ich so viel von mir und meiner Tätigkeit gesagt habe — es kommt mir so vor, als wenn ich Ihnen als dem Vertreter unserer Partei Rechenschaft ablegen müßte.

Daß der — [Kommunistenbund auf dem Festland] in ziemlicher Verwirrung und teilweiser Auflösung war und ist, werden Sie wissen. Ich hoffe, die, wie es scheint, sehr energische neue C. B. [wahrscheinlich: Zentral-Behörde] sowie die Befreiung von diesen proletarisch-bürgerlichen Bastarden, den badischen eisenfresserischen „Aszeten" und Literatenfressern, wird ihn bald restaurieren und weiter ausbilden. Nicht allein Organisation tut der proletarischen Partei not, sondern der B. [Bund] verhindert die Verkleinbürgerlichung unserer Parteigenossen auf sehr vorteilhafte Art; denn daß eine solche Stütze vielen mitten in der kleinbürgerlichen Umgebung notwendig ist, wird jeder Realist begreifen. Eine wahre Sehnsucht habe ich deswegen nach England oder Frankreich. Ich habe die Absicht, ein halbes Jahr nach Paris zu gehen, und bitte Sie, wenn Ihnen das möglich, mir einige Avis darüber zu geben, auf welche Weise ich mich vielleicht dort ernähren kann, wie man dort am besten lebt und wie ich dort mit den Kommunisten in Berührung komme. Sollte es mir möglich sein, das nötige Geld aufzutreiben, so werde ich im nächsten Sommer übrigens nach London kommen.

Für den Fall, daß Sie mir antworten, erwarte ich außerdem einige Aufklärung über die Frage, ob das englische Proletariat noch religiös ist und ob es schon ein reines Klassenbewußtsein hat. Wir sind darüber sehr im unklaren. Meine Freunde und ich sind sehr gespannt auf Ihre „Nationalökonomie". Hoffentlich wird sie bald erscheinen.

Wie macht sich Pieper? Ich denke, Sie werden ihn von seinen kleinen Schwächen vollständig befreit haben. Ich halte ihn für einen sehr brauchbaren Menschen. Sollte ein Badenser, Lukas Wolf, zu Ihnen kommen, so weisen Sie ihn ab. Er ist ein preußischer Spion.

Ist D'Ester mit der Organisation einer geheimen Gesellschaft beschäftigt?

Sie sehen, wie vieles ich von Ihnen hören möchte. Wahrhaftig, Sie kommen ohne einige Zeilen nicht los!

Meine Adresse ist die alte, nötigenfalls bei Pieper zu erfragen. Leben Sie indessen wohl und vergessen Sie Ihre treuen Anhänger in Deutschland nicht. Ganz der Ihrige. J. M.

Göttingen, 10. I. [18]50.

Miquels Wunsch nach einer Antwort von Marx ist, wie der nun folgende Brief zeigt, nicht unerfüllt geblieben. Doch ist leider nicht anzunehmen, daß das Marxsche Antwortschreiben, das recht interessante Darlegungen enthalten haben muß, noch existiert. Miquel hat es wahrscheinlich, wenn nicht schon früher, im Mai 1851 vernichtet, als die zahlreichen Verhaftungen von Mitgliedern des Kommunistenbundes vor sich gingen. (Fortsetzung folgt.)

Die Vergrößerung der russischen Armee.

Von Al. Trojanowsky.

I.

Den Übergang von der zweijährigen zur dreijährigen Dienstzeit in Frankreich verteidigte man mit dem Hinweis auf die Notwendigkeit, eine große Armee bereitzuhalten, um den unerwarteten Angriff des Feindes gleich am Anfang eines Krieges abwehren zu können. Aber der Angriff von der einen und die Abwehr von der anderen Seite finden nicht nur dann statt, wenn man von den Bajonetten Gebrauch macht, wenn die Kugeln pfeifen und die Schrapnelle ihre furchtbare Arbeit beginnen. Wie in „friedlichen", so auch in „Kriegszeiten" sind die vorbereitenden militärischen Operationen das Entscheidende; sie bestimmen meist schon den Ausgang der ihnen folgenden Schlachten. Ja, der schwächere Gegner wird oft zum Zurückweichen und zur Übergabe seiner Positionen gezwungen, ohne daß blutige Zusammenstöße eintreten. — Die Geschichte kennt eine unzählige Menge von sogenannten „diplomatischen" Niederlagen, die bloße Folgen der gegebenen Verhältnisse zwischen den Streitkräften waren.

Freilich ist der moderne Krieg ein furchtbarer Greuel, er bedeutet zerstörte Menschenleben, Tod, Verwüstung und volle Desorganisation der Volkswirtschaft. Aber auch die Weltrüstungen fordern gewaltige Opfer, erschöpfen die Volkskräfte und drohen immer, sich in blutigen Krieg zu verwandeln. Eine scharfe Scheidelinie zwischen Kriegs- und Friedenszeiten läßt sich daher gar nicht ziehen. Der sogenannte Frieden besteht nur aus den unendlich ausgesponnenen strategischen Vorbereitungshandlungen für die Entscheidungsschlachten.

Besonders stark macht sich das Wachstum der Rüstungen in den letzten Jahren bemerkbar. Zunächst lenkte die Konkurrenz Englands und Deutschlands auf dem Meere die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich; dann machten im vorigen Jahre die Rüstungen Frankreichs und Deutschlands viel von sich reden; jetzt sind aller Augen auf Rußland gerichtet.

Das Wachstum seiner Ausgaben für die Landesverteidigung vollzieht sich ununterbrochen und wird durch folgende Ziffern charakterisiert. Es wurde ausgegeben:

Jahr	In Tausenden Rubeln	Jahr	In Tausenden Rubeln
1908	601637	1911	667644
1909	654099	1912	773961
1910	658849	1913	869539

Für 1914 werden nach dem Voranschlag der Kriegs- und Marineministerien, die in der Reichsduma noch nicht verhandelt wurden, als „ordent-

liche" Ausgaben 849 533 000 Rubel und außerdem als „außerordentliche" Ausgaben 125 855 000 Rubel gefordert. Im Jahre 1914 sollen also für Armee und Flotte 975 388 000 Rubel gefordert werden. Es besteht aber kein Zweifel, daß die Militärausgaben im Jahre 1914 eine Milliarde Rubel übersteigen werden, denn nach Einbringung dieses Voranschlags in der Duma haben die Kriegs- und Marineminister bereits wieder mehrere Nachtragskredite verlangt.

Es ist charakteristisch, daß im Jahre 1914 die Militärausgaben in Rußland bis zu einer Milliarde (Rubel, also über zwei Milliarden Mark) gestiegen sind, während zwanzig Jahre vorher, im Jahre 1894, das ganze russische Budget erst diese Summe ausmachte.

Die weitere Vergrößerung der Kriegsausgaben im Jahre 1914 wird nicht nur deshalb geschehen, weil noch einige kleinere Ausgaben, welche von den Voranschlägen nicht vorgesehen wurden, stattfinden werden, sondern hauptsächlich deshalb, weil einige große Militärreformen geplant und sogar schon verwirklicht wurden.

Über den Umfang des großen Schiffsbauprogramms laufen nur unbestimmte Gerüchte um, aber die Verlängerung der Heeresdienstzeit steht schon auf der Tagesordnung. Am 18. Februar wurde in der Reichsduma ein „geheimer Vorschlag des Kriegsministeriums über die Verlängerung des Militärdienstes der Landarmee um drei Monate" eingebracht. In Wirklichkeit handelt es sich aber hier nicht um drei, sondern mindestens um sechs Monate.

Bisher dauerte die Leistung der „heiligsten" Pflicht des russischen Untertans bei der Infanterie und schweren Feldartillerie drei Jahre, bei den anderen Truppen vier Jahre und bei der Marine fünf Jahre.[1] Die Rekruten wurden Anfang Oktober einberufen, und diejenigen, deren Dienstzeit beendet war, wurden Ende September nach den Übungen in den Lagern „beurlaubt" und damit ihren bürgerlichen Berufen wiedergegeben. Offiziell begann die Dienstzeit des Rekruten am 1. Januar; er wurde daher scheinbar drei Monate vor Vollendung des Dienstjahres entlassen, tatsächlich hatte er aber die drei Jahre voll gedient. Jetzt hat sich das Kriegsministerium dieser Dienstzeit-„rückstände" erinnert und zwingt die Soldaten, länger als die festgesetzte Dienstzeit in den Kasernen zu bleiben. Außerdem aber fordert der Minister von den gesetzgebenden Körperschaften die Erlaubnis, die Mannschaften noch weitere drei Monate, also bis zum 1. April unter den Fahnen zu behalten. So wird die Dienstzeit in der Tat nicht um drei, sondern um sechs Monate verlängert.

Bei einem jährlichen Rekrutenkontingent von 455 000 Mann zählte die russische Armee bis jetzt mehr als 1 300 000 Mann. Dadurch, daß sie noch weitere 455 000 unter den Fahnen sechs Monate zurückbehält, wird die russische Regierung eine 1 700 000 Mann starke Armee zur Verfügung haben. Diese Zahl wird sich im Sommer vermindern; aber dieser Verminderung wird die Vollendung der Ausbildung der Rekruten und die Einberufung von mehr als 100 000 Reservisten und ebenso vielen Landsturmmännern für die Zeit der Waffenübungen das Gleichgewicht halten.

[1] Die Verkürzung der Dienstzeit im Heeresdienst um ein Jahr und bei der Marine um zwei Jahre war nach dem Jahre 1905 durchgeführt worden.

II.

Die Existenz der modernen ungeheuren Armeen ist eine ernste Gefahr für den Völkerfrieden. Man soll aber die Macht der an Zahl ungeheuren russischen Armee nicht überschätzen. Sie ist ein Riese auf tönernen Füßen.

Wenn überall in den Klassenstaaten in die unterdrückten Massen mehr und mehr die Überzeugung eindringt, daß die Armee zum Schutze der Interessen der regierenden Klassen dient, wenn überall die Besitzlosen kein besonderes Verlangen zeigen, ihr Leben für das Wohl der Besitzenden zu opfern, so wirken in Rußland neben den obenerwähnten noch besondere Ursachen, welche die Kriegsbegeisterung der russischen Armee zum Erkalten bringen. Fast alle Umstände, welche zu den Niederlagen der russischen Armee in früheren Kriegen führten, wirken noch heute mit aller Wucht.

Die Traditionen der Leibeigenschaft sind in Rußland nicht ganz ausgestorben und haben in der Armee auch heute noch einen sehr festen Halt. Das Staatsleben ist um einige Feigenblätter reicher geworden, aber für die Armee gilt noch der alte Zustand. Dort spricht man wie früher den Soldaten mit „Du" an; zuweilen schlägt man ihn; für das geringste Vergehen wird er in den Arrest gesteckt, oder man schickt ihn in ein „Disziplinarbataillon", wo die Spießruten, deren Anwendung gesetzlich zulässig ist, noch immer in Brauch stehen; wie früher sitzt der Soldat in der Kaserne wie in einem Gefängnis; wie bei einem Sträfling werden seine Briefe durchgelesen; das Lesen aller Zeitungen, mit Ausnahme der „Schwarzhundertschen", wird ihm verboten; wie früher besteht die Institution der Offiziersburschen usw.

Wie die Intendanturaffären zeigen, herrschen in dem Wirtschaftsleben der Armee Raub und Bestechung so wie früher. Senatorenrevisionen, die nur auf die Intendanten und nicht einmal auf alle sich erstreckten, hatten zur Folge, daß bis 1. August 1913 182 Gerichtsverhandlungen stattfanden, in denen 772 Offiziere und Militärbeamte angeklagt waren. Um zu begreifen, welche Bedeutung dies hat, genügt es, sich die Krupp-Affäre in Erinnerung zu bringen. Jede dieser 182 Intendanturaffären kann die Krupp-Prozesse weit in den Schatten stellen.

Für das Leben der Armee, für ihre Tätigkeit in Kriegszeiten und für ihre Rolle im Lande selbst spielt die Art der Auslese der Kommandanten, die Frage, wer an der Spitze der Armee steht, wer dieses Werkzeug des Kampfes mit den äußeren und inneren Feinden in Händen hält, eine gewaltige Rolle. In bezug auf den für die Russen unglücklichen Krimkrieg schrieb der bekannte konservative russische Geschichtschreiber Solowjew:

> Die Mehrheit der Leute, die oben standen und Autoritäten sein sollten, waren von der Art, daß sie jede Autorität untergruben. Sie waren größtenteils Dummköpfe oder wenigstens unwissende und moralisch gänzlich verderbte Leute. Man lachte über sie, man verachtete sie, man beugte sich vor ihnen nur physisch, nur im Dienste, mit Haß im Herzen, mit Flüchen auf den Lippen: wie konnte hier die Gewöhnung an die Autorität, die moralische Disziplin bestehen?

Wie im Krimkrieg, so war in dem für die russischen Waffen so ruhmlosen Kriege von 1877 bis 1878 das höchste Kommando eine der schwächsten Seiten der russischen Armee. Um die Sachlage während des Russisch-Japanischen Krieges in dieser Beziehung zu charakterisieren, braucht man nur den Befehl des Generals Kuropatkin an die Truppen der ersten mandschurischen Armee vom 5. Februar 1906 anzuführen. Er schrieb:

Charakterfeste Menschen, selbständige Menschen konnten leider in vielen Fällen in Rußland nicht vorwärtskommen, ja sie wurden sogar verfolgt: in Friedenszeiten erschienen solche Leute für manchen Vorgesetzten als unruhige, eigenwillige Menschen, und als solche wurden sie auch „notiert". Das Ergebnis war, daß solche Menschen oft den Dienst aufgaben. Dagegen avancierten die charakterlosen Menschen, Leute, die ohne Überzeugung, aber schmiegsam und immer bereit waren, in allen Stücken den Meinungen ihrer Vorgesetzten zuzustimmen.

Eine ziemlich scharfe Charakteristik gab auch der bekannte russische General Martynoff. In seinem Buche: „Die traurige Erfahrung des Russisch-Japanischen Krieges" sind folgende interessante Zeilen enthalten:

Drei Wege eröffnen in der russischen Armee den Zutritt zu den höheren Stufen: erstens der Dienst in einem der mit ihrem Schick prunkenden Garderegimenter. Ein Offizier, der genug wohlhabend ist, um sich dort einige Jahre erhalten zu können, durchläuft schnell die niederen Stufen, denn der finanzielle Zusammenbruch minder glücklicher Kameraden öffnet ihm ständig besetzte Stellen. Während der Liebesmahle und der Hoffestlichkeiten schafft er für sich die soliden Verbindungen, die ihm eine glänzende Karriere sichern. Aus diesem Milieu ist bis jetzt die Mehrzahl der Korpskommandanten und Befehlshaber der Militärbezirke hervorgegangen.

Der zweite Weg ist nur für Generalstäbler gangbar. Statt bei den Truppen zu dienen, ein Regiment zu kommandieren, schlichen sich die Geschicktesten in die Kanzleien zu Petersburg ein und avancierten um 5 bis 6 Jahre früher als ihre Kameraden zu Generälen.

Einige dieser Bureaukraten kehrten, nachdem sie einige Zeit in höheren Stabsstellen geweilt hatten, zur Truppe zurück, um dort sogleich die höheren Stellen zu besetzen.

Der dritte Weg: der Hofdienst. Sobald eine hochgestellte Person irgend eine Stellung bekommt, bildet sich sofort um sie herum ein Freundeskreis, ein kleiner Hof; der eine erzählt vortrefflich Anekdoten, der andere ist ein lustiger Kamerad; dieser ist wertvoll für Aufträge, jener einfach angenehm in allen Beziehungen. Die hochgestellte Person steigt auf der Hierarchieleiter hinan und zieht ihre Lieblinge mit sich empor; letztere können, wenn sie nur wollen, gleich die höheren Stellen besetzen.

So werden in vielbesuchten Restaurants, in den Kanzleien der Residenz und in den Vorzimmern des Hofes die Befehlshaber der russischen Armee geschaffen.

Man muß seine besondere Aufmerksamkeit der Herrschaft der Vertreter des Hofes, der Garde und ihrer Speichellecker zuwenden. Durch ihre Privilegien ist die Gewalt des großgrundbesitzenden Adels in der Armee bedingt, weil zur Garde und zum Hofe nur die Adligen, die größere Reichtümer besitzen, Zutritt finden.

Die Herrschaft der Großgrundbesitzer in der Armee und ihre Herrschaft im Staate sind untrennbar miteinander verbunden, sie sind die beiden Seiten einer und derselben Medaille. Eine solche Situation führt dazu, daß erstens die Armee die Stütze der Reaktion im Lande wird, daß zweitens die höheren Militärstellen fast durchweg mit unwissenden Leuten besetzt werden und daß drittens in der Armee unter den Soldaten und sogar unter den Offizieren der Boden für eine Unzufriedenheit vorbereitet wird, die leicht in Empörung übergeht.

Seit der Zeit des Russisch-Japanischen Krieges sind in dieser Beziehung keine Reformen gemacht worden. Alles bleibt beim alten. Nach wie vor liegt alle Macht in den Händen der Großgrundbesitzer. Dies wird unter anderem durch folgende Ziffern bestätigt:

Bis 1. Januar 1914 haben von 323 Kommandanten der Infanterieregimenter (ohne Garde) nur 108 oder 34 Prozent bei der gewöhnlichen Truppe gedient. Die übrigen 215 oder 66 Prozent sind frühere Gardeoffiziere, Offiziere des Generalstabs oder sie haben vorher verschiedene administrativ-militärische Stellen innegehabt. Unter den letzteren befinden sich sogar gewesene Polizeikommissäre und ein Vizegouverneur. In den höchsten Stufen spielt das aktive Truppenelement eine noch geringere Rolle. Von 132 Kommandanten der Infanteriebrigaden haben nur 21 oder 16 Prozent aktiv und nicht in der Garde gedient. Unter den Armee- und Korpskommandanten gibt es fast keine Männer, die aus dem aktiven Truppendienst in der Armee hervorgegangen sind.

Auch die Bedingungen des Truppendienstes haben sich in der letzten Zeit nicht gebessert, sondern im Gegenteil noch verschlechtert. Das Kasernenregime ist bedeutend straffer geworden. Um den revolutionären Geist der Soldaten zu unterdrücken, terrorisiert man sie durch die furchtbarsten Strafen für jede Kleinigkeit. Ein Zeichen dafür sind die in letzter Zeit sehr häufigen Fälle anscheinend ganz grundloser Ermordungen von Offizieren durch Soldaten.

Eine so zusammengesetzte Armee zieht nicht auf den Wink der Regierung mit freudigem Hurra in die Schlacht, und das um so weniger, als die zarismusfeindliche Stimmung der Demokratie nicht ohne Einfluß auf die Armee bleiben konnte.

III.

Es mag wohl sein, daß die russische Reaktion gute Lust hätte, durch einen äußeren Krieg den Kampf im Innern zu ersticken. Aber Wollen heißt nicht immer Können. Diese Waffe ist sehr zweischneidig. Der Krieg setzt den ganzen Staat in Bewegung und bringt selbst die dunkelsten Winkel des Landes in Aufregung. Jeder fühlt: es gilt wenn nicht sein eigenes Leben, so doch das seiner Nächsten und Verwandten. Der Krieg zwingt die rückständigsten Menschen zum Nachdenken über das, was geschieht, er klärt über den Zusammenhang der Gesellschaftserscheinungen sogar die auf, welche in ruhigen Zeiten nichts sehen als das, was unmittelbar vor ihren Augen liegt; er zeigt wie unter einem Vergrößerungsglas alle Schattenseiten von Staat und Gesellschaft; er erweitert und vertieft die Kluft innerhalb der Gesellschaft, er verschärft alle Gegensätze und erzeugt eine gewisse Demokratisierung des Staatswesens, indem er die breiten Massen des Volkes zur unmittelbaren Anteilnahme an der Lösung der bedeutendsten Probleme des Staatslebens heranzieht; alle stellt er vor die Frage, entweder für die regierende Clique zugrunde zu gehen oder für die Freiheit ihres Landes und für eine bessere Zukunft der Menschheit zu kämpfen. Der Krieg mit Japan förderte die russische Revolution nicht nur dadurch, daß er die Macht der Reaktion schwächte, sondern hauptsächlich dadurch, daß er ganz Rußland erschütterte und die unterdrücktesten, unbeweglichsten Schichten des Volkes aus ihrem jahrhundertelangen Schlafe erweckte.

Der allgemeine Wirbel der Kriegszeit reißt alles mit sich fort, auch die Armee. Durch die Mobilisierung strömen in ihre Reihen die von ihren Werkstätten und ihrer Scholle losgerissenen Massen und bringen jene Stimmungen und Ideen mit, welche die Hirne des Volkes beherrschen. Aber auch das stehende Heer wird nicht länger durch eine chinesische Mauer von der übrigen Welt getrennt. Die gewesenen Arbeiter und Bauern, nun Soldaten, können

nicht dauernd den Bestrebungen ihrer Lebensgenossen entfremdet werden, indem man sie in Uniformen steckt; zu den allgemeinen Wirren gesellen sich noch ihr eigener Kummer und das Gefühl ihrer Unterdrückung.

Der Krieg wird in Rußland noch mehr als in irgend einem anderen Lande den Zusammenhang der Armee mit dem Volke fördern. Dies wird durch die revolutionäre Lage bedingt, die ganz Rußland seit vielen Jahren in einem Spannungszustand hält, und ist die notwendige Folge des Widerspruches zwischen den Formen des Staatswesens und den Bedürfnissen der Landesentwicklung, eines Widerspruches, der früher oder später sein Ende finden muß.

Sogar die Offiziere werden den Einfluß jenes revolutionären Geistes, welcher mit neuer Kraft in einer Kriegszeit aufflammen wird, an sich selbst erleben. Infolge der besonderen Verhältnisse des russischen Lebens und der Lage der Mehrheit der russischen Offiziere kann man selbst dieses Milieu nicht in seiner Gesamtheit als eine Stütze der Ordnung betrachten.

Welche Folgen der Krieg für das innere Gefüge einer Armee hat, kann auf Grund der geschichtlichen Tatsachen beurteilt werden:

Der Krieg von 1812 bis 1814 führte zur Bildung der geheimen revolutionären Bündnisse in der russischen Armee und zum berühmten Aufruhr der „Dekabristen" am 14. Dezember 1825.

Genau so ging auch der Krimkrieg von 1853 bis 1856 nicht spurlos an der Armee vorüber. Die revolutionäre Stimmung jener Zeit riß viele Offiziere mit. Es genügt, Namen von gewesenen Offizieren wie Bakunin, Lawrow, Kropotkin zu nennen.

Nach dem Kriege von 1877 bis 1878 wurden viele revolutionäre „Zirkel" in der Armee gebildet; aus dem Offiziersmilieu ging eine Reihe von Revolutionären hervor, die teils auf dem Schafott ihr Leben ließen, teils lebendig in der Schlüsselburg begraben wurden, wie Aschenbrenner, Pochitonow und viele andere.

Der Russisch-Japanische Krieg von 1904 bis 1905 förderte auch die Entwicklung der revolutionären Bewegung in der Armee. Diesmal kam es zu einer ganzen Reihe von Aufständen von Soldaten und Matrosen in Kronstadt, Sweaborg, Sebastopol, Kiew, Wladiwostok und anderen Orten. Und wieder nahmen nicht wenige revolutionäre Offiziere: Schmidt, Kochansky, Emeljanow, Schadanowsky, Pirogow usw. daran teil, und viele revolutionäre „Zirkel" und Offiziersverbände entstanden.

Sehr interessant ist die Statistik der Verbrechen in und außerhalb der Armee, die den Berichten des Militärobergerichtshofs und der Zusammenstellung der statistischen Erfahrungen über Kriminalprozesse entnommen sind. Von allen Verbrechen (mit Ausnahme der rein militärischen), die vor Zivil- und Militärgerichten verhandelt wurden, fällt folgender Prozentsatz auf die sogenannten „Staats"- oder „politischen" Verbrechen:

Jahr	Zivilpersonen	Mannschaftspersonen	Offiziere
1905	0,8 Prozent	0,4 Prozent	— Prozent
1906	5,0 -	4,7 -	31,1 -
1907	9,4 -	7,5 -	26,8 -
1908	10,3 -	6,5 -	11,9 -

Man darf dabei die Tatsache nicht aus den Augen lassen, daß der Prozentsatz der staatlichen Verbrechen in bezug auf die Soldaten so niedrig er-

scheint, weil viele derselben, wie zum Beispiel bei Aufständen, als rein militärische Verbrechen registriert wurden (Bruch der militärischen Disziplin), und der Prozentsatz der letzteren wuchs nach dem Jahre 1905 entsprechend an. Er betrug im Jahre 1903 20,9 Prozent, 1904 25,4 Prozent, 1905 27,0 Prozent, 1906 38,1 Prozent, 1907 43,8 Prozent, 1908 28,3 Prozent, 1909 24,7 Prozent.

Außerdem ist der Prozentsatz der „Staats"verbrechen der Offiziere deshalb verhältnismäßig hoch, weil die Zahl der Verbrechen der Offiziere, die vor die Gerichte kommen, überhaupt nicht groß ist.[3] Aber auch hier wieder werden viele solche eigentlichen „Staats"verbrechen in der Rubrik „Bruch der militärischen Disziplin" angeführt. Jetzt hat sich jedoch das Schwergewicht der revolutionären Bewegung in der Armee von dem Offizierkorps in die Massen der Soldaten verlegt.

Unter solchen Umständen kann die russische Reaktion für sich von einem Kriege nichts Gutes erwarten, und mit leichtem Herzen wird sie auch einen solchen kaum wagen, der innere Feind ist für sie gefährlicher als der äußere.

Das soll aber nicht heißen, daß die Luft nicht auch weiterhin durch Kriegsgeschrei und das Klirren der Waffen erschüttert wird. Es steht viel Waffenlärm in Verbindung mit dem Abschluß der Handelsverträge im Jahre 1917 zu erwarten. Um diese Zeit wird sich die Rüstungskonkurrenz besonders verschärfen. Wenn die regierenden Klassen, um die neuen Märkte zu erobern und ihre Interessen zu schützen, nicht vor einem Kriege zurückschrecken, dann kann man kaum von ihnen Ruhe und friedliche Gesinnung erwarten in solchen Fällen, bei welchen die Sache nicht durch die Geschicklichkeit der Diplomaten, sondern durch die Machtverhältnisse entschieden wird.

Wer auch immer der Sieger in diesem Kampfe sein wird, alle Vorteile des Sieges werden die kolossalen Opfer, die durch die modernen Rüstungen den Völkern auferlegt werden, nicht decken können. Das Proletariat kann in diesem furchtbaren Streite der regierenden Klassen nicht gleichgültig bleiben, denn es leidet mehr als alle anderen unter der heutigen Lage, und der Druck der Rüstungen wird immer furchtbarer.

Die Frage steht auf der Tagesordnung der internationalen Arbeiterbewegung und muß auf ihr stehen. Der Militarismus in Rußland ist Fleisch vom Fleische, Bein vom Beine des modernen Militarismus überhaupt, der die Völker in allen Weltteilen bedrückt. Der Kampf gegen ihn darf nicht nur im Rahmen der einzelnen Staaten, sondern er muß durch die gemeinsame Aktion des Proletariats der ganzen Welt geführt werden.

---

[3] Allerdings ist zu bemerken, daß die Offiziere einen hohen Prozentsatz der Verbrechen „gegen das Leben, die Gesundheit und die Freiheit der Zivilpersonen" stellen. Dies ist eine auffallende Erscheinung des russischen Lebens, welche beständig die Aufmerksamkeit der russischen Gesellschaft auf sich lenkt. Und wenn es in der Mitte der Offiziere „Staats"verbrecher gibt, so gibt es neben diesen nicht wenige Lumpenkerle. Wir müssen aber feststellen, daß auch hier der Krieg und die Revolution eine gewisse günstige Wirkung gehabt haben. Im Jahre 1901 war die Zahl solcher gemeiner Verbrecher 67,2 Prozent, 1902 55,5 Prozent, 1903 65,5 Prozent, 1904 49,7 Prozent, im Jahre 1905 fällt sie auf 30,9 Prozent, 1906 beginnt sie wieder zu steigen, zunächst auf 32,8 Prozent, 1907 beträgt sie schon 37,9 Prozent, 1908 39,7 Prozent, 1909 37,5 Prozent.

Der Verfall des bureaukratischen Regimes in Japan.

Von S. Katayama.

Tokio, 2. März 1914.

Die Bureaukratie Japans hat sich im Laufe der letzten fünfzig Jahre entwickelt und in dieser Zeit die Herrschaft über den Staat und seine Hilfsmittel für sich monopolisiert. Die wichtigsten Vertreter dieser Bureaukratie wurden von den zwei mächtigen Clans[1] von Choshu und Satsuma, den alten feudalen Provinzen, gestellt.[2] Männer dieser zwei Clans waren es, die vor fünfzig Jahren die alte Herrschaft der Tokugawa stürzten und gemeinsam das neue Regime der Ära Meiji aufrichteten. Die Männer dieser beiden Clans arbeiteten bis in die letzte Zeit recht freundschaftlich zusammen für ihre beiderseitigen Interessen. Sie hatten unter sich die Einflußsphären geteilt. Die Männer von Choshu beherrschten die Armee, die von Satsuma die Marine. Beide Teile beuteten die Nation für ihren eigenen Vorteil aus, indem sie die Rüstungen sowohl in der Armee als in der Marine fortwährend steigerten. Seitdem nun aber die Hilfsquellen der Nation so erschöpft sind, daß eine weitere Vermehrung der Rüstungen kaum mehr möglich ist, begannen sie, über die Beute, die sie dem Volke unter dem Titel von Steuern abjagten, sich gegenseitig in die Haare zu geraten. Im vorigen Jahre war die Armee der Gegenstand des allgemeinen Angriffes, und die Marineoffiziere lieferten reichlich Material zu diesen Attacken und unterstützten die Opposition beim Sturz der Regierung des Fürsten Katsura. Nach dem Sturz dieses Ministeriums bildete Graf Yamamoto, das geheime Haupt der Marinepartei und der Vertreter der Interessen des Satsuma-Clans, aus Angehörigen dieses Clans die jetzige Regierung, die von der Seiyukai-Partei unterstützt wird. Der Einfluß und die Macht der Armeepartei, das heißt des Choshu-Clans, ist fast vernichtet; der Einfluß der Marinepartei herrschte — bis zu dem Tage, als aus Berlin die Nachricht kam von dem Gerichtsurteil gegen Karl Richter.[3]

---

[1] Die Bezeichnung „Clan" ist die allgemein gebräuchliche Übersetzung des japanischen Ausdrucks Han. Diese Übersetzung ist insofern nicht ganz zutreffend, als das Han nicht wie der schottische Clan auf Blutsverwandtschaft und Gleichheit des Familiennamens beruhte, sondern auf einem lehensrechtlichen Treuverhältnis zwischen dem Territorialfürsten und seinen ritterlichen Gefolgsleuten. (Anm. der Red.)

[2] Bis zur großen Revolution der sechziger Jahre wurde Japan seit Jahrhunderten tatsächlich von der Dynastie der Tokugawa beherrscht, deren Mitglieder zwar nur den Feldherrntitel führten, neben denen jedoch die legitimen Kaiser stets nur ein Schattendasein führten. Diese Herrschaft der Tokugawa beruhte außer auf ihrer eigenen Hausmacht insbesondere auf die Unterstützung der mit ihnen verwandten Fürsten des mittleren Japan. Die Revolution der sechziger Jahre war zugleich eine Auflehnung der südlichen Provinzen Choshu, Satsuma, Tosa und Hizen, deren Fürsten den Kaiser auf den Schild erhoben, gegen die bisherige beherrschende Stellung der mittleren Landesteile. Die Sieger, insbesondere die Fürsten von Choshu und Satsuma und ihre ritterlichen Gefolgschaften teilten sich in der von Katayama geschilderten Weise in die Beute. Doch ist diese Scheidung nicht ganz streng durchgeführt. So stammt zum Beispiel Marschall Oyama aus Satsuma.
(Anmerkung der Redaktion.)

[3] Am 20. Januar ds. Js. wurde vor dem Landgericht Berlin III gegen Karl Richter, einen früheren Angestellten der Filiale Tokio der Siemens-Schuckert-Werke, wegen Diebstahls und versuchter Erpressung verhandelt. Richter hatte der

Diese Nachricht erregte allgemeine Entrüstung, und die Oppositionsparteien benützten sie sofort als gute Waffe im Kampfe gegen das Ministerium. Der Marineminister steht jetzt als Angeklagter da vor den Augen der Nation, und der Ministerpräsident Graf Yamamoto erhielt den Spottnamen eines Piratenhäuptlings.

Schon seit vielen Jahren war das Gerücht gegangen, daß Graf Yamamoto und seine Anhänger im Marineministerium bei Bestellungen von Kriegsschiffen von ausländischen Firmen Kommissionsgelder annahmen. In der Marine hatte sich geradezu ein Ring ausgebildet, der die Vergebung von Bestellungen monopolisierte. Es hieß, daß Yamamoto insgeheim schon Millionen bei der Bank von England deponiert habe. Diese Gerüchte waren dem großen Publikum sehr wohl bekannt, aber bisher war es nicht möglich, die Tatsachen zu beweisen, und so konnten sich die Marineoffiziere ruhig der Reichtümer freuen, die sie der Nation gestohlen hatten.

Aber „des Menschen Handeln bringt seinen eigenen Lohn", sagt ein buddhistisches Sprichwort, und dieses trifft auf das gegenwärtige Ministerium voll zu.

Als Richter die Geheimdokumente der Firma Siemens entwendete, schenkte Herrmann, der Direktor des japanischen Zweiggeschäftes der Firma, dem nicht viel Beachtung. Als aber Richter jene Dokumente an Andrew Pooley, den Vertreter der Reuterschen Agentur in Japan, verkaufte, eilte Herrmann zum Marineminister und bat ihn um seine Hilfe. Minister Saito weigerte sich, direkt einzugreifen, und verwies Herrmann an die Minister der Justiz und des Innern. Diese legten alsbald mit Hilfe eines Dolmetschers vom deutschen Konsulat in Yokohama die Sache bei: bei einer Zusammenkunft in einem Hotel in Yokohama wurde Pooley die Kleinigkeit von 250 000 Yen (eine halbe Million Mark) zugesagt; nun stellte die japanische Regierung plötzlich die vorher eingeleitete gerichtliche Verfolgung Richters ein und ließ ihn in Ruhe und Frieden das Land verlassen, als ob nichts geschehen wäre.

Diese Tatsachen wurden durch Anfragen des oppositionellen Abgeordneten Saburo Shimada und die Antworten des Marineministers im Parlament ans Licht der Öffentlichkeit gebracht. Shimada zeigte und verlas die Durchschlagkopie des Berichtes eines Detektivs über die Reise Richters ins Ausland und über die Verhandlungen, die dieser mit Pooley über das Geheimdokument geführt hatte. Das bedeutete das moralische Todesurteil für das gegenwärtige Ministerium; ohne die Hilfe der Seiyukai, dieser korrupten sogenannten liberalen Partei, wäre das Ministerium Yamamoto schon längst vernichtet worden.[1]

Herrmann und Pooley sitzen nun im Gefängnis und ebenso ein Japaner, der Herrmann bei der Bestechung von Marineoffizieren behilflich war. Auch ein Admiral und ein anderer Seeoffizier sind wegen Verdachtes der Bestechung in Haft. Bei einer ganzen Reihe von Admirälen und Marine-

---

Firma Dokumente entwendet, die, wie sich aus der Berliner Gerichtsverhandlung ergab, die Bestechlichkeit vieler hoher japanischer Marineoffiziere bewiesen. (Anmerkung der Redaktion.)

[1] Inzwischen ist das Ministerium tatsächlich gestürzt und das Parlament bis Dezember vertagt worden. (Anmerkung der Redaktion.)

offizieren sind Haussuchungen vorgenommen worden, und die Gerichte haben mit den Untersuchungen alle Hände voll zu tun. Doch diese behördlichen Untersuchungen sind bei weitem nicht so interessant wie die Ergebnisse der Nachforschungen, die von der Presse des Landes in gründlichster Weise angestellt werden. Zwei Marineoffiziere, Leutnant Ota und Leutnant Katagiri, hatten schon früher offen von der Korruption in der Marine gesprochen und waren deshalb unter Verlust aller Vorrechte und ihrer Pension aus dem Heeresverband ausgestoßen worden. Diese beiden bringen nun eine ganze Reihe von Bestechungsaffären an die Öffentlichkeit.

Niemals vorher sind gegen die Marine so heftige Angriffe gerichtet worden wie jetzt. Die ganze Presse des Landes ist einstimmig in der Verurteilung der Mißwirtschaft, während allerdings auf der anderen Seite die Regierung noch immer den schweren Angriffen und der schneidenden Kritik mit eherner Stirne Trotz bietet. Und sie findet dabei Unterstützung bei der Majorität des Unterhauses. Dabei zeigt sich jetzt zum erstenmal in Japan mit voller Deutlichkeit, eine wie gewaltige Macht eine Parlamentsmajorität der Regierung verleihen kann, die sie stützt. Die Reden und Interpellationsbeantwortungen der Minister und der Departementschefs im Parlament sind widerspruchsvoll, oft sinnlos und haben mitunter mit den Beschwerden der Opposition gar nichts zu tun. Das hindert aber die Regierung nicht, ihre Stellung wenigstens äußerlich auch weiterhin zu behaupten. Dieser Gegensatz zwischen der Stimmung des Landes und der Stellung der Parlamentsmajorität bietet das beste Argument zur Agitation für die Erweiterung des Wahlrechtes. Dieses ist in Japan heute sehr beschränkt. Auf $51^1/_2$ Millionen Einwohner kommen etwa $1^1/_2$ Millionen Wahlberechtigte. Tatsächlich findet auch unsere Wahlrechtspropaganda, die wir schon seit Jahren mit Eifer betreiben, heute bei den Massen starken Anklang.

Am 10. Februar versammelte sich im Hibiyapark nahe dem Parlament, dem Hydepark[5] Tokios, eine große Volksmenge; ebenso wie im vorigen Jahre zog die Menge vor das Parlament und demonstrierte hier zugunsten der Opposition, die an diesem Tage die Ministeranklage gegen die Regierung beantragte. Ein Teil der Menge zog zur Redaktion einer Zeitung, die für die Regierung eintrat. Dort unternahmen dreißig Polizisten mit gezogenem Säbel einen Angriff auf die Menge und verwundeten sechs Personen im Rücken. In der Nacht vom 12. Februar wurden 450 Personen ohne irgendwelchen Rechtsgrund mitten in der Stadt Tokio verhaftet. Wie mutwillig diese Verhaftungen waren, geht schon daraus hervor, daß alle Festgenommenen im Laufe der nächsten zwei Tage ohne Strafe entlassen wurden. Dies ist eben die Methode unserer Polizei, Volksbewegungen zu ersticken. Am 10. Februar hatte man bereits 600 Mann Soldaten zur Unterdrückung der Demonstration ausmarschieren lassen.

Jetzt leugnet der Minister des Innern es einfach ab, daß die Polizei am 10. Februar überhaupt vom Leder zog, obwohl zwei oder drei Ärzte bezeugen, daß sie Personen verbanden oder operierten, deren Verwundungen offensichtlich von Säbelhieben herrührten. Und zugleich behauptet der Minister, daß die Verhaftung von nicht weniger als 450 friedlichen Bürgern

[5] Der berühmte Hydepark in London, die klassische Versammlungsstätte von Massenmeetings. (Anmerkung der Redaktion.)

in einer einzigen Nacht und die Aufbietung von 600 Mann Militär unbedingt notwendig gewesen seien zur Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung. Die Regierung bietet nun die gesamte Polizeimacht auf zur Unterdrückung des Volkes. Da ihr aber die vorhandenen Polizeimannschaften noch nicht genügen, organisiert sie außerdem Banden von politischen Strolchen; 300 oder 400 solcher Kerle stehen im geheimen Sold der Seiyukai-Partei. So erhält sich die gegenwärtige Regierung nur durch brutale Gewalt mit Hilfe der Truppen, der Polizei und gedungener Strolche am Ruder. Wie lange kann das dauern?

Heute (2. März) berichten die Tagesblätter, daß die Mehrheit des Oberhauses im Begriff steht, das Marinebudget von 154 Millionen Yen um 70 Millionen Yen zu kürzen; falls dies geschieht, kommt es zu einer gemeinsamen Sitzung der beiden Häuser; erfolgt auch dort keine Einigung, dann stehen uns große politische Aufregungen bevor. Voraussichtlich wird dann zunächst das Parlament aufgelöst.

Es heißt, daß das Ministerium eine Reihe von Mitgliedern des Oberhauses zu bestechen gesucht hat, wie es das im Unterhaus bereits getan hat. So greift die Korruption überall um sich und bereitet dadurch den Boden für eine künftige Revolution.

Unterdessen hat die Opposition beantragt, die Gerichtsakten im Prozeß Richter aus Berlin zu beschaffen; die Regierung hat das bisher nicht getan. Einige behaupten, daß das Berliner Gericht dem Vertreter Japans die Einsicht in die Akten verweigert habe; doch ist darüber nichts Bestimmtes bekannt. In diese Sache ist ja auch nicht nur die große deutsche Firma verwickelt, sondern auch die mächtigste Nachrichtenagentur der Welt, Reuter, deren einziger japanischer Vertreter, Andrew Pooley, der Ausgangspunkt der Affäre ist. Die Reuteragentur hat nun versucht, die japanische Regierung dahin zu beeinflussen, daß sie Pooley enthaften lasse. Dadurch ist die ganze Sache noch verworrener, und die verschiedensten kapitalistischen Interessen sind in sie verwickelt worden. Die Regierung wird daher um so mehr alles aufbieten, um den Prozeß niederzuschlagen, wozu sie die Möglichkeit besitzt. Denn unsere Gerichtshöfe sind keineswegs unabhängig, und die Staatsanwälte sind vollends vom Justizministerium abhängig. Es wäre daher nicht so schwer, die Sache zu einer Bagatelle herabzudrücken und die Angeklagten laufen zu lassen; das ist mindestens ebenso leicht, wie Unschuldige auf Anklagen hin zu verurteilen, die von der Polizei sorgfältig konstruiert und durch von ihr geführte falsche Zeugen erhärtet werden. Übrigens kann die Sache auch in geheimer Gerichtssitzung verhandelt werden, so daß überhaupt nichts von ihr ans Licht des Tages kommt. Denn so sieht heute die japanische Rechtspflege aus; für die große Masse gelten nicht Gerechtigkeit, Gesetz und Ordnung, sondern nur Gewalt und Unterdrückung. Für die Marine werden 154 Millionen Yen neu verlangt. Der Bettel von 50 000 Yen, mit dem das Fabrikgesetz in Wirksamkeit gesetzt werden soll, wird verweigert, obgleich eine Reihe von Bestimmungen dieses Gesetzes, auch wenn dieses schon heute in Wirksamkeit gesetzt würde, erst in 15 Jahren zur Geltung gelangen sollen. Bis dahin müssen Frauen und Kinder jedenfalls noch unter den gegenwärtigen Verhältnissen weiterarbeiten.

Das zeigt den Geist, in dem Japan regiert wird. Solche Maßregeln sind aber auch geeignet, das Volk aus seinem Schlafe zu rütteln; eine Besserung

für die Arbeiter in Japan kann nur durch eine soziale Revolution bewirkt werden. Heute aber vereinigt sich alles, um zu dieser sozialen Revolution zu führen. Darin beruht die Hoffnung der japanischen Sozialisten, daraus schöpfen sie neuen Mut.

Charakter und wirtschaftliche Bedeutung der vier großen rheinisch-westfälischen Provinzbanken.

Von Albert Wilhelm.

Das wirtschaftliche Schwergewicht im Bankwesen ruht heute unzweifelhaft bei den sechs Berliner Großbanken. Immerhin haben sich aber die vier großen rheinisch-westfälischen Provinzbanken eine solch respektable Stellung zu sichern verstanden, daß sie eine nähere Würdigung verdienen. Das Material zu den folgenden Ausführungen entnehmen wir dem Buche von Dr. F. W. Klinker „Studien zur Entwicklung und Typenbildung von vier rheinisch-westfälischen Provinzaktienbanken" (Karlsruhe 1913).

Die Bedeutung der Banken hängt ab von dem wirtschaftlichen Leben des Landesteils, mit dem sie verflochten sind. So verfügten in dem industriearmen Ost- und Westpreußen die Banken im Jahre 1909 über folgendes Aktienkapital:

Norddeutsche Kreditanstalt	24	Millionen Mark
Ostbank für Handel und Gewerbe . . .	19,1	- -
Danziger Privatbank	8,0	- -
Königsberger Vereinsbank	6,0	- -

Dagegen wiesen vier Banken des Rheinlandes folgende Summen als Aktienkapital auf:

Rheinisch-Westfälische Diskontogesellschaft . .	95,0	Millionen Mark
Essener Kreditanstalt	61,0	- -
Barmer Bankverein	60,0	- -
Bergisch-Märkische Bank	80,0	- -

Betrachten wir nun kurz die geschichtliche Entwicklung dieser Institute. Mit einer Ausnahme sind sie alle nach dem Kriege von 1870/71 gegründet worden. Die Gesetzgebung räumte damals die altmodischen Schranken hinweg, die das Entfalten des Kapitalismus noch hätten hindern können. Der Milliardenregen befruchtete den Boden, auf dem üppig die Industrie der Gründerjahre emporschoß. Es war nur natürlich, daß an dem allgemeinen Aufschwung der Industrie das Bankwesen lebhaften Anteil nahm. Kurz vorher, im Jahre 1867, war schon der Barmer Bankverein von Kölner Häusern gegründet worden und hatte ein altes privates Bankhaus, das nahe vor der Liquidation stand, in sich aufgenommen. Mit Hilfe des Barmer Bankvereins wurde im Jahre 1872 die Essener Kreditanstalt gegründet, die, im Kohlenrevier gelegen, ganz speziell den Bedürfnissen des Bergbaues diente. War doch schon in der Mitte der sechziger Jahre in Essen ein lebhafter Handel in Bergwerksaktien und Kuxen entstanden, der einer Reihe von Bankgeschäften ein Tätigkeitsfeld bot. Einfluß auf diese Bank hat Friedrich Grillo gehabt, ein Unternehmer, der in den siebziger und achtziger Jahren im Kohlenbergbau schon alle die Tendenzen vorbereitete, welche später im Kohlensyndikat und in der Konzentrierung der Kapitalsmächte in

den Händen weniger Kohlenbarone zum Durchbruch gekommen sind. Auch die Familien der Funke und Waldhausen, welche einen bedeutenden Anteil am Kohlenbergbau besaßen, haben mit der Essener Kreditanstalt gearbeitet.

Die Bergisch-Märkische Bank, die im Jahre 1871 von Berliner Banken und dem Barmer Institut gegründet worden war, schloß sich zunächst ganz an die Industrie der Gegend an, in der sie gegründet: die Industrie des Wuppertales. Auch die Rheinisch-Westfälische Diskontogesellschaft, die als Aachener Diskontogesellschaft im Jahre 1872 ihre Tätigkeit begann, nahm zunächst nur die Interessen der nächsten lokalen Industrie wahr. Doch ist ihre Tätigkeit stets auf die sogenannte leichte Industrie beschränkt gewesen. Charakteristisch ist für sie, daß es ihr nie gelungen ist, die großen Kohlen- und Eisenwerke ihrer nächsten Umgebung als Kunden zu gewinnen.

Der Sturm und Drang der Gründerperiode ließ die Banken sich ausdehnen und hohe Gewinne einheimsen. Doch auf den Krach in der Industrie folgen auch riesige Rückschläge bei den Banken. Der Barmer Bankverein muß seine auswärtigen Kommanditen in Brüssel und Berlin eingehen lassen, hat ewige Prozesse um seine Beteiligungen und kauft endlich so viel von seinen Aktien zurück, daß im Jahre 1877 von den ursprünglichen 12 Millionen Mark nur noch 8 Millionen vorhanden sind. Die Aachener Diskontogesellschaft ermäßigt ihr Kapital von 6 Millionen Mark, von dem allerdings nur 40 Prozent eingezahlt worden waren, im Jahre 1875 auf $2^1/_2$ Millionen voll eingezahlte Aktien. Ebenso erleidet die Bergische Bank im Jahre 1873 nach kurzer Blüte schlimme Verluste, die sie zu einschneidenden Sanierungen veranlaßt.

Die nach dem Krach sich jahrelang hinschleppende Krise verursacht ein Stagnieren oder nur höchst langsames Wachsen der Banken. Rapid geht erst die Entwicklung in der langen Hochkonjunktur Ende der neunziger Jahre vor sich, und mit Riesenschritten in der Zeit seit 1902. So stellt sich das Verhältnis von Aktienkapital plus offenen Reserven in den Jahren 1893 und 1911 folgendermaßen:

	1893	1911
Rheinisch-Westfälische Diskontogesellschaft .	8,4 Mill. Mk.	113,2 Mill. Mk.
Bergisch-Märkische Bank	22,4 - -	106,2 - -
Essener Kreditanstalt	12,3 - -	95,1 - -
Barmer Bankverein	8,9 - -	88,6 - -

In dieser Zeit des stürmischen Vorwärtsschreitens werden auch die besonderen Unterschiede deutlich, die sich bei den vier Banken ausbilden. Als Eigenart des Barmer Bankvereins tritt uns entgegen, daß sich sein Kundenkreis vor allem aus der Textilindustrie und der metallverarbeitenden Industrie zusammensetzt; es sind dies Industrien, in denen es Kartelle von Bedeutung nicht gibt, wo die mittlere selbständige Unternehmung vorherrscht. Ihre Kreditgeschäfte erschöpfen sich wesentlich im Wechselverkehr, durch den der Einkauf ihrer Rohstoffe und der Verkauf des fertigen Produktes bewerkstelligt wird.

Ganz anders sind die Kreditbedürfnisse in der schweren Industrie, wo die mächtigen Rohstoffkartelle vorherrschen. Aus diesen Kreisen bildet sich besonders der Kundenstamm der Essener Kreditanstalt. Hier ist die Bezahlung mit Wechseln zurückgedrängt, weil die Zahlungsbedingungen durch die Kartelle viel straffer geregelt sind. Von den Banken verlangt die Schwer-

industrie große Barkredite, die die Bank nach den Umständen in Obligationen und Vorzugsaktien umwandelt. Die Ansprüche der Schwerindustrie an den Geldmarkt gehen jedenfalls immer in die Millionen. Die Verbindung mit der Bank muß daher viel enger sein.

Diese Unterschiede prägen sich deutlich aus beim Vergleich des Wechselverkehrs in den genannten beiden Banken. So waren zum Beispiel im Jahre 1907 durch die Hand des Barmer Bankvereins 1 528 788 Wechsel hindurchgelaufen, durch die Essener Kreditanstalt nur 562 507, also nur wenig mehr als ein Drittel. Freilich betrug die durchschnittliche Summe, über die die Wechsel ausgestellt waren, bei der Essener Kreditanstalt 1191,77 Mark, beim Barmer Bankverein nur 789,08 Mark. Auch eine Folge davon, daß bei dem letzteren eine weniger konzentrierte Industrie ihre Kreditgeschäfte abwickelt. Ebenso weist der Barmer Bankverein große Bestände an Auslandswechseln auf, die nur durch die Geschäftsverbindung mit der „leichten" Exportindustrie entstehen können. Bei der Essener Kreditanstalt ist der Besitz an ausländischen Wechseln in den Geschäftsberichten stets erstaunlich niedrig angegeben. Nur in den Jahren 1894, 1902 und 1903 schnellt der Besitz an Wechseln auf ausländische Plätze in die Höhe. Es sind dies Jahre, in denen die Konjunktur die Schwereisenindustrie zu bedeutender Exporttätigkeit nach Nordamerika zwingt.

Ein anderes Merkmal, das die Kundschaft der Banken kennzeichnet, ist die berufliche Zusammensetzung des Aufsichtsrats, da man nur solche Personen hineinwählt, auf deren Geschäftsverbindung man Gewicht legen muß. Beim Barmer Bankverein herrschte in der ersten Zeit seines Bestehens vor allem die Textilindustrie vor, später gesellt sich noch die Metallverarbeitung dazu. Also auch dadurch ist diese Bank als Institut der sogenannten leichten Industrie charakterisiert. Natürlich kann diese Unterscheidung nicht starr und schroff gemeint sein. Selbstverständlich liegt es im Interesse der Bank, ihren Kundenkreis möglichst auszudehnen, und es fehlt auch nicht an entsprechenden Versuchen, in die Schwerindustrie einzudringen. Im allgemeinen sind jedoch die Anteile an den Emissionen der Großindustrie nur auf Unterbeteiligung infolge von Geschäftsverbindung mit der Berliner Diskontogesellschaft zurückzuführen.

Ganz anders bei der Essener Kreditanstalt. Ihre Haupttätigkeit besteht in der Vermittlung von Anleihen der Kohlen- und Eisenindustrie. Von 1908 bis 1911 führte die Bank folgende Anzahl von Emissionen aus:

1908 . .	21	Emmissionen,	davon	15	für	die	Eisen-	und	Kohlenindustrie
1909 . .	18	-	-	13	-	-	-	-	-
1910 . .	25	-	-	23	-	-	-	-	-
1911 . .	28	-	-	20	-	-	-	-	-

Wichtig ist auch die Beteiligung der Kreditanstalt an der Kali- und Braunkohlenindustrie. Doch ist hier ihre Beteiligung identisch mit der der Bergisch-Märkischen Bank. Diese ist ebenfalls vor allem eine Bank der Schwerindustrie, doch nicht so ausschließlich wie die Essener Kreditanstalt. Sie trägt vielmehr einen mehr universalen Charakter. Neben einem großen Kundenkreis aus der Textilindustrie finden wir Finanzierungen auf dem Bau- und Terrainmarkt, die, im großen Stil betrieben, heute enorme Gewinne abwerfen. Ist es doch so weit, daß große Gesellschaften, unterstützt von den Banken, direkt neue Stadtteile und Industrieviertel planmäßig er-

richten. Eine solche moderne Baufirma ist zum Beispiel die Goethardt-Aktiengesellschaft, die die Bergbank selbständig finanziert hat und die glänzende Erträge abwirft. Von Aufträgen, die diese Gesellschaft nur in dem Jahre 1910/11 ausgeführt hat, sind zu nennen: Sanierungsarbeiten in Rio de Janeiro, Erweiterung des Kaiser-Wilhelm-Kanals bei Brunsbüttel, der Emsdurchstich bei Leer usw. Ebenso hat die Bergisch-Märkische Bank eine Gesellschaft gegründet, die in der Nähe von Hamburg mit Industrieterrains großzügig spekuliert.

Die Beziehungen der Bergisch-Märkischen Bank und der Essener Kreditanstalt zur schweren Industrie haben aber *wichtige Folgen für ihre Selbständigkeit gegenüber den Großbanken gehabt*. Bei der riesenhaften Entwicklung in der Eisen- und Kohlenindustrie haben sich solche Kapitalmassen zusammengeballt, daß deren Finanzierung allein den Großbanken möglich ist. War früher die einzelne Eisenhütte oder das Kohlenbergwerk ein wichtiger Kunde der Provinzbank gewesen, so droht ihr beim Aufgehen des Einzelunternehmens in einen der gewaltigen Montantrusts, daß die Kreditgeschäfte naturgemäß auf die Großbank übergehen. So zwingt die technisch-wirtschaftliche Entwicklung in der Industrie gerade die kräftigsten und wichtigsten Provinzbanken, mit einer Großbank in enge Verbindung zu treten. Bergisch-Märkische Bank und Essener Kreditanstalt sind heute deshalb nur mehr dienende Glieder in dem straffen Konzern der Deutschen Bank.[1] Der Einzelwille ist ausgeschaltet, es wird operiert, wie es das Interesse des ganzen Konzerns verlangt. So ist zwischen diesen beiden Provinzbanken eine geographische Arbeitsteilung eingetreten: den Filialen der einen gehört der Süden der Rheinprovinz, den Filialen der anderen ist das Ruhrrevier überlassen.

Barmer Bankverein und Rheinisch-Westfälische Diskontogesellschaft gehören auch einem größeren Konzern an, dem der Berliner Diskontogesellschaft. Doch ist ihre Stellung hier eine ganz andere als die der beiden vorher erwähnten Banken. Die Industrien, mit denen sie arbeiten, sind relativ zersplittert, und die Finanzierung einer Menge von einzelnen Betrieben in mittlerer Größe bereitet der Kraft der Provinzbank keine Schwierigkeiten. Daher ist die Notwendigkeit eines Anschlusses an die Großbank nicht dringend. Es herrscht hier mehr das Verhältnis zwischen befreundeten, aber selbständigen Mächten, wo ein Glied des Konzerns seine Interessen auch verfolgen und durchsetzen kann, wenn sie dem der anderen momentan widersprechen. Das Zusammengehen beschränkt sich mehr auf vereinzelte Fälle, wie bei gemeinschaftlicher Beteiligung im Auslandgeschäft. Speziell die Rheinisch-Westfälische Diskontogesellschaft hat sich ihre unabhängige Stellung dadurch zu befestigen gesucht, daß sie sich an den Berliner Privatbanken Hardy & Co. und Leo Delbrück, Schickler & Co. beteiligte.

Betrachten wir zum Schlusse noch vergleichsweise die innere Struktur und den Aufbau der vier Banken. Ihre Stellung ist wesentlich durch die Bedeutung ihres Filialnetzes bestimmt, ohne das ihre Wirksamkeit nur lokal beschränkt bleibt. Das älteste und solideste Netz von Filialen besitzt die Bergisch-Märkische Bank. Der Barmer Bankverein und besonders die

[1] Inzwischen ist die Bergisch-Märkische Bank auch formell in der Deutschen Bank aufgegangen. Seit 1897 war jedoch schon die Mehrheit ihrer Aktien im Besitz der Deutschen Bank.

Rheinisch-Westfälische Diskontogesellschaft sind erst hinterher in hastigem Tempo nachgekommen.

Bis zur Jahrhundertwende ist die Filialbildung der Diskontogesellschaft noch höchst unbedeutend. Erst im Verlauf der letzten zehn Jahre hat sie sich ihren eigenen Konzern im Rheinland geschaffen teils durch Aufsaugung einer Reihe kleinerer Institute, teils durch Beteiligung an Firmen, die nominell weiter bestehen geblieben sind. In Zusammenhang damit steht die überaus rasche Kapitalserhöhung von 25 Millionen Mark im Jahre 1900 auf 95 Millionen Mark im Jahre 1911. Der Nachteil dieser späteren Entwicklung kommt dadurch zum Ausdruck, daß Reserven in viel geringerem Maße akkumuliert worden sind. Im Durchschnitt der Jahre 1910/11 kamen auf 1000 Mark Aktienkapital offene Reserven:

Beim Barmer Bankverein	183	Mark
Bei der Rheinisch-Westfälischen Diskontogesellschaft	188	-
- - Essener Kreditanstalt	266	-
- - Bergisch-Märkischen Bank	328	-

Über die stillen Reserven weiß man ja nichts. Doch wird vermutlich das Verhältnis dort ähnlich sein, weil die Banken mit geringerer Reserve schon um ihres Renommees willen dem Publikum eine möglichst günstige Reservenbildung ausweisen wollen.

Den Banken der schweren Industrie ist es auch gelungen, verhältnismäßig mehr fremdes Kapital an sich zu ziehen. Es betrugen im Durchschnitt der Jahre 1910/11 Kreditoren plus Depositen in Prozent des Aktienkapitals:

Rheinisch-Westfälische Diskontogesellschaft	81	Prozent
Barmer Bankverein	103	-
Essener Kreditanstalt	142,3	-
Bergisch-Märkische Bank	164,5	-

Der wichtigste Unterschied zwischen diesen beiden Bankgruppen besteht darin, daß ihr Einfluß auf die Industrie ein grundverschiedener ist. Wie die Bank der leichten Industrie relativ unabhängig von der Großbank ist, so ist auch die Industrie von ihr weniger abhängig. Sind die Wechsel ihrer Kunden eingelöst, so haben bis zum nächsten Geschäft eventuell beide Kontrahenten miteinander nichts zu tun. Der Betrieb der schweren Industrie dagegen ist ohne dauernde Verwandlung von Bankkapital in produktives Industriekapital undenkbar. Mag auch die Neuausgabe von Obligationen und Vorzugsaktien es der Bank möglich machen, ihr Guthaben leicht zu mobilisieren, so daß an Stelle des Bankkapitals jederzeit Leihkapital vom Geldmarkt einströmen kann — ohne ständigen Zufluß von Bankkapital kann die Schwerindustrie ihre enormen Kreditbedürfnisse nicht befriedigen; zeigen doch auch die Bilanzen aller Banken, die mit schwerer Industrie arbeiten (zum Beispiel A. Schaaffhausenscher Bankverein), ein gewaltiges Anschwellen ihrer Guthaben bei der Industrie an, nachdem die hohen Zinssätze des Jahres 1913 die Neuausgabe von Industriepapieren sehr erschwert hatten. Haben daher Bergisch-Märkische Bank und Essener Kreditanstalt ihre Selbständigkeit im Konzern der Deutschen Bank verloren, so üben sie doch im Vergleich zu den anderen Banken des rheinisch-westfälischen Industriegebiets einen viel intensiveren Einfluß auf die Entwicklung der Industrie aus. Sie stellen deshalb, gerade weil sie schon unselbständig geworden sind, eine höhere Stufe der kapitalistischen Konzentration dar.

Die Volksfürsorge.

Von E. Thiele.

Die Debatten, welche kürzlich über die Stellung der deutschen Versicherungsgesellschaften zueinander und das Verhalten der Regierung im Reiche wie in Preußen im Reichstag und im preußischen Landtag geführt wurden, haben mit charakteristischer Schärfe gezeigt, in welch mehr als zweifelhafter Art und Weise sich die einzelnen Gesellschaften, private und „nationale", gegenseitig bekämpfen und welch verschiedenartige Stellung die beiden genannten Regierungen den feindlichen Parteien gegenüber einnehmen.

Der Verband der öffentlich-rechtlichen Lebensversicherungsanstalten, gestützt auf das preußische Dallwitz-Ministerium, hat, da er der Aufsicht des Kaiserlichen Aufsichtsamtes für Privatversicherung nicht unterstellt ist, besondere Übergriffe gegen die privaten Unternehmen, in erster Linie auch gegen die gewerkschaftlich-genossenschaftliche Volksfürsorge sich herausgenommen. Die deutsche Reichsregierung stellte sich auf die Seite der kapitalistischen Gesellschaften, welche sich in der „nationalen" Volksversicherungsaktiengesellschaft gegen die gemeinsame Feindin, die Volksfürsorge, vereinigt haben. Das Ende vom Liede war ein einmütiger Protest gegen die Konkurrenzmanöver der „Öffentlich-Rechtlichen" und die Beschlußnahme, daß auch sie sich in ihrer Propaganda nach den Vorschriften des Kaiserlichen Aufsichtsamtes für Privatversicherung zu richten haben.

Seit Juli vorigen Jahres besteht die Volksfürsorge. Wie Genosse Hildenbrand im Reichstag erklärte, ohne daß einer der zahlreichen Redner ihn widerlegen konnte, ist die Volksfürsorge von der zielbewußten deutschen Arbeiterschaft gegründet worden lediglich zu dem Zwecke, die Volksversicherung, die bislang nichts als ein Ausbeuteobjekt kapitalistischer Nutznießer war, von Grund aus zu reformieren und sie zu dem zu machen, wozu sie ihre eigentliche Aufgabe bestimmt: zu einer gemeinnützigen sozialen Wohlfahrtseinrichtung. Und das ist unendlich viel wichtiger als alle Konkurrenzstreitigkeiten; denn obschon die weittragende wirtschaftliche Bedeutung der Volksversicherung von kompetenter Seite niemals unterschätzt worden ist, obschon wir ferner in den letzten Jahren einen eminenten Aufschwung dieser Versicherungsart erlebt haben, so war doch die Art und Weise, in welcher die Volksversicherung bisher von den kapitalistischen Gesellschaften betrieben wurde, vom sozialökonomischen Standpunkt aus eher schädigend als nutzbringend: der Versicherungszweck, das heißt die Gewährung eines den aufgewandten Mitteln entsprechenden Nutzens wurde nur in einer relativ ganz minimalen Zahl von Fällen erreicht, und der Gesamtheit der Versicherten sind bei weitem mehr Summen entzogen worden, als ihr wieder zuflossen. Somit hat sich also der leitende Grundsatz in der Versicherung überhaupt: die Gleichheit von Leistung und Gegenleistung, vollständig zuungunsten der Versicherten verschoben, und deshalb muß die von den kapitalistischen Gesellschaften betriebene Volksversicherung als ihrem Zwecke nicht entsprechend verworfen werden.

Allerdings: die Volksversicherung ist ein schwieriges Problem, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil sich in ihr zahlreiche Gegensätze prinzipieller Natur gegenüberstehen, deren Überbrückung unendlich schwer und überhaupt

nur dann möglich ist, wenn eine durchgreifende Reformation an Haupt und Gliedern, also in den technischen Grundlagen und der Organisation, mit eiserner Konsequenz durchgeführt würde. Zwar liegen diese Gegensätze zum Teil in der Eigenart der Volksversicherung selbst: denn da es sich bei ihr nicht wie in der gewöhnlichen Lebensversicherung um ärztlich untersuchte Personen handelt, so müssen den Nettoprämien solche Sterblichkeitstafeln zugrunde gelegt werden, welche dieser bedeutenden Risikoerhöhung in angemessener Weise Rechnung tragen. Man benutzt deshalb meistenteils die nach dem Absterben einer ganzen Bevölkerung aufgestellten Tafeln, welche natürlich eine bei weitem höhere Sterbenswahrscheinlichkeit aufweisen als die aus dem beobachteten Material ärztlich untersuchter Personen hergeleiteten Tafeln. Daß dadurch aber auch die Nettoprämien beträchtlich höher werden müssen, ist wohl selbstverständlich.

Dazu kommt noch, daß die laufenden Verwaltungskosten in der Volksversicherung eine geradezu übernormale Höhe erreichen; einerseits deshalb, weil die Verwaltung einer großen Anzahl von Versicherungen minimaler Beträge bedeutend höhere Unkosten verursacht als die der großen Lebensversicherung; andererseits aber, und hier liegt zweifellos der Hauptgrund, weil das häufige Abholen der Prämien ein großes Heer von Agenten erforderlich macht, wodurch natürlich die Inkassoprovisionen ins Ungeheure wachsen. Zum Vergleich mit der gewöhnlichen Lebensversicherung mögen folgende Zahlen dienen.

Bei der „Viktoria", also der größten und anerkannt bestorganisierten Gesellschaft, betrugen die Verwaltungskosten während der Periode 1904 bis 1911 für die große Lebensversicherung durchschnittlich 10,18 Prozent der Prämieneinnahme, für die Volksversicherung dagegen durchschnittlich 23,47 Prozent. Bei der „Friedrich Wilhelm" war das Verhältnis sogar 15,91 zu 29,58 Prozent. Man sieht also, daß die Verwaltungskosten für die Volksversicherung verhältnismäßig doppelt so hoch sind als die für die große Lebensversicherung. Im Durchschnitt verbrauchen die deutschen Gesellschaften mehr als 27 Prozent ihrer Gesamtprämieneinnahme als Verwaltungskosten für die Volksversicherung.

Zu diesen Schwierigkeiten der Verbilligung, und gerade die sollte in Anbetracht der wirtschaftlich schwachen Verhältnisse der in Betracht kommenden Volksschichten angestrebt werden, gesellt sich noch ein dritter, nicht minder wichtiger Umstand, der den eigentlichen Zweck der Volksversicherung geradezu illusorisch macht: nämlich der ungeheure vorzeitige Abgang von Versicherungen durch Nichteinlösen der Police, Verfall mangels Prämienzahlung, Verzicht oder Rückkauf. Der Grund dieses großen anormalen Abganges liegt zum Teil wohl in den schwankenden ökonomischen Verhältnissen der Versicherungsnehmer; vor allem aber in der Tatsache, daß die meisten Volksversicherungsabschlüsse sogenannte Gewaltakquisitionen sind, die von den Agenten, denen es lediglich um die hohen Abschlußprovisionen zu tun ist, mit allen erlaubten und unerlaubten Mitteln herbeigeführt werden. Der Versicherungsnehmer, welcher nur zu leicht geneigt ist, den verlockenden Schilderungen dieser gewissenlosen Agenten Glauben zu schenken, geht daher meistens Verpflichtungen ein, über deren Tragweite er sich bei der allgemeinen Unkenntnis über alle Versicherungsfragen gar nicht bewußt wird und die er später wieder fallen lassen muß; natürlich zu seinem eigenen

Schaden, da er bei vorzeitiger Einstellung der Prämienzahlung immer einen erheblichen Verlust erleidet. Aus diesen Umständen erklärt es sich, daß der anormale Abgang von Volksversicherungen gerade in die allerersten Jahre ihres Bestehens fällt und eine so gewaltige Höhe erreicht. Bei der „Viktoria" betrug er in den Jahren 1904 bis 1911 nicht weniger als 46,16 Prozent, bei der „Friedrich Wilhelm" von 1908 bis 1911 sogar 76,40 Prozent der Gesamtversicherungssummen!

Welche Unsummen durch diesen vorzeitigen Verfall dem Volke alljährlich entzogen werden, ist daraus ersichtlich, daß lediglich bei der „Viktoria" in den Jahren 1904 bis 1911 614954 Policen mit 156649601 Mark Versicherungssummen vorzeitig verfielen.

Alles in allem stehen sich also in der Volksversicherung, wie Professor Manes kurz resümiert, gegenüber: ein Maximum von Verwaltungskosten, eine erhöhte Sterblichkeit, ein eminenter vorzeitiger Verfall auf der einen Seite, ein durch die schwankende und schwache wirtschaftliche Lage der Versicherungsnehmer bedingtes Minimum von Zahlungsfähigkeit, verbunden mit der großen Schwierigkeit einer Verbilligung auf der anderen. Wir haben gesehen, daß diese Gegensätze bis zu einem gewissen Grade in der Eigenart der Volksversicherung selbst begründet sind; sie werden aber noch bedeutend verschärft durch einen anderen, wohl den größten Gegensatz, der meist mit Stillschweigen übergangen oder gar geleugnet wird, dessen Existenz aber ohne Frage feststeht: nämlich den Interessengegensatz zwischen der Gesellschaft und dem Versicherungsnehmer. Der letztere will vor allen Dingen eine billige Versicherung abschließen, das heißt für minimale Prämien eine möglichst hohe Versicherungssumme gewährleistet haben; die Gesellschaften dagegen werden in allem von einer intensiven kapitalistischen Erwerbstendenz geleitet, die darauf hinzielt, das übernommene Risiko so zu gestalten, daß es zu sicherem Gewinn führt, also von einem Risiko überhaupt nicht mehr die Rede sein kann und der schöne Grundsatz von der Gleichheit der Leistung und Gegenleistung graue Theorie bleibt. Dieser Gegensatz in der Interessenverfolgung trägt ohne Zweifel die Hauptschuld an der Unzulänglichkeit der Volksversicherung, da er bestimmend auf die Höhe der Tarife und die Liberalität der Versicherungsbedingungen wirkt; hier müßte also bei einer erfolgreichen Reform offenbar zuerst angesetzt werden.

Es ist bezeichnend genug, daß die deutschen Gesellschaften erst dann die Volksversicherung aufnahmen, als sie sahen, daß dabei ein gutes Geschäft zu machen sei. Und daß sie tatsächlich ein glänzendes Geschäft gemacht haben, beweisen ja zur Genüge die Riesengehälter, Tantiemen und Dividenden, die sie ihren Direktoren, Aufsichtsratsmitgliedern und Aktionären gezahlt haben, so zum Beispiel die bei der „Viktoria" Versicherten in den Jahren 1904 bis 1911 14 653 651 Mark.

Um diese hübschen Sümmchen zu erzielen, ist natürlich ein kolossaler Apparat erforderlich: ein gewaltiges, gut besoldetes Heer von Agenten und eine ebenso glänzende wie kostspielige Reklame. Und das alles müssen die armen Versicherten aufbringen, sei es durch hohe Tarifprämien, sei es durch den Verlust bereits eingezahlter Beiträge für diejenigen Versicherungen, welche aus irgend einem Grunde vorzeitig erloschen. Dieser Tendenz, möglichst viele Versicherungen vorzeitig verfallen zu lassen, entspringt natürlich die so oft kritisierte Rigorosität der Versicherungsbedingungen: Einen Rück-

kauf gewähren die beiden größten kapitalistischen Gesellschaften bezeichnenderweise bedingungsgemäß überhaupt nicht, die Umwandlung in eine prämienfreie Versicherung kann erst nach dreijähriger Beitragszahlung erfolgen, eine möglichst lange Karenzzeit bringt den Gesellschaften sicheren und hohen Gewinn, bei Nichteinlösung der Police wird oftmals die Zahlung einer oder gar mehrerer Jahresprämien verlangt, der Jahresüberschuß wird erst nach Abzug einer beträchtlichen Summe für Aktiendividenden, Tantiemen usw. unter die Versicherten verteilt, und gleichzeitig werden, um möglichst große Gewinne zu erzielen, stets recht ungünstige Sterblichkeitstafeln und hohe Aufschläge bei der Berechnung der Tarifprämien zugrunde gelegt.

Ein großer Teil des in der Volksversicherung angerichteten Schadens ist ohne Zweifel auch den Agenten zuzuschreiben. Da es diesen Leuten, wie bereits gesagt, nur um die hohen Abschlußprovisionen zu tun ist — die „Viktoria" zahlte beispielsweise im Jahre 1912 für jeden Volksversicherungsabschluß durchschnittlich 7,42 Mark —, so trachten sie vor allen Dingen danach, Versicherungen mit möglichst hohen Prämien und kurzer Dauer abzuschließen, ohne Rücksicht auf die finanziellen Verhältnisse der Versicherten zu nehmen. Daher erklärt es sich auch, daß bei der „Viktoria" kaum noch andere Versicherungen als mit 15jähriger Prämienzahlung abgeschlossen werden. Die natürliche Folge ist der vorzeitige Verfall des größten Teiles dieser Versicherungen. Aber auch der minimale Rest, der normal verläuft, erfüllt selten seinen eigentlichen Zweck. Da nämlich bei einer so kurzen Dauer über 90 Prozent der Versicherten den Endtermin erleben und bis dahin mehr eingezahlt haben, als sie zurückerhalten, so war für sie die Versicherung nichts als eine äußerst teure Zwangssparkasse. Die Zahl derjenigen, welche durch ihre Versicherung einen wirklichen Vorteil erzielten dadurch, daß sie frühzeitig starben, wird noch durch die Karenzzeit auf 5 bis 7 Prozent herabgemindert. Also selbst dann, wenn sie normal verlaufen, sind die kurzfristigen Volksversicherungen wegen ihrer ökonomischen Wertlosigkeit als schädlich zu verwerfen.

Fassen wir das Resultat einer mehr als dreißigjährigen Entwicklung kurz zusammen, so zeigt sich, daß die Volksversicherung zwar einen glänzenden äußeren Aufschwung genommen, daß sie aber, und das ist einzig und allein maßgebend für ihre Bewertung, die ihr gestellte wirtschaftliche Aufgabe durchaus verfehlt, ja durch die Entziehung gewaltiger Summen aus den ärmeren Schichten der Bevölkerung einen ungemeinen Schaden gestiftet hat, und zwar aus dem Grunde, weil sie auf kapitalistischer Grundlage mit stark ausgeprägter Erwerbstendenz beruht. Eine Reform ist also nur dann möglich, wenn sie ihres kapitalistischen Erwerbscharakters entkleidet und auf einer neuen, lediglich gemeinnützigen Grundlage aufgebaut wird. Und dieses Ziel hat sich die Volksfürsorge, gewerkschaftlich-genossenschaftliche Versicherungsaktiengesellschaft in Hamburg, gesetzt.

Die Volksfürsorge trägt im Gegensatz zu den kapitalistischen Gesellschaften einen völlig demokratischen Charakter: ihre Leiter, Vorstand und Aufsichtsrat, werden je zur Hälfte aus Vertretern der Gewerkschaften und Genossenschaften gewählt; die Aktien bleiben dauernd im Besitz dieser Körperschaften und werden höchstens mit 4 Prozent verzinst; eine Gewinnbeteiligung der Aktionäre findet nicht statt. Dadurch ist die Möglichkeit einer

kapitalistischen Entartung vollkommen ausgeschlossen, und der Einfluß der Versicherten auf die Tendenzen der Gesellschaft bleibt stets gewahrt.

Die Volksfürsorge zahlt keine Riesengehälter an ihre Direktoren, keine Tantiemen an ihre Aufsichtsratsmitglieder, keine hohen Abschluß- und Inkassoprovisionen; der gesamte Überschuß, der sich aus dem Sterblichkeits- und Zinsgewinn und dem Gewinn aus den Zuschlägen auf die Nettoprämien zusammensetzt, fließt nach Abzug der Reserven ungeschmälert den Versicherten zu. Es gibt keine Interessengegensätze zwischen Gesellschaft und Versicherungsnehmer: je mehr sich die Volksfürsorge entwickelt, desto besser stehen sich die Versicherten.

Die Volksfürsorge will die Versicherung zum Selbstkostenpreis liefern. Sie will, dem Hauptgrundsatz der Volksversicherung getreu, ihre Tarife möglichst billig gestalten, das heißt für minimale Prämien verhältnismäßig hohe Versicherungssummen bieten, und zu diesem Zwecke muß sie die zulässig günstigsten technischen Grundlagen wählen, ein Minimum von Verwaltungskosten anstreben und den vorzeitigen Verfall von Versicherungen zu verhindern suchen. Nur dadurch kann der Schaden, den die kapitalistischen Gesellschaften anrichten, umgangen und die wirtschaftliche Aufgabe der Volksversicherung gelöst werden.

Als Grundlage für die Berechnung der Nettoprämien hat die Volksfürsorge die neueste Reichssterbetafel für Männer von 1891 bis 1900 genommen. Da schließlich nur die Wahl zwischen dieser Tafel und der für Männer von 1871 bis 1881, die bekanntlich von den meisten übrigen Gesellschaften benutzt wird, übrig blieb, so war natürlich der Umstand für die Wahl der ersteren ausschlaggebend, daß die Sterblichkeit in den letzten zwanzig Jahren sowohl unter dem männlichen wie auch weiblichen Geschlecht eine bedeutende Besserung erfahren hat und die neue Reichssterbetafel etwa 14 bis 17 Prozent günstiger ist als die alte.

Die natürliche Folge ist, daß auch die Nettoprämien bedeutend günstiger werden müssen. So beträgt dieselbe zum Beispiel bei einer auf 30 Jahre abgekürzten Todesfallversicherung eines Dreißigjährigen für 1000 Mark Versicherungssumme nach der Sterbetafel für Männer von 1891 bis 1900 25,60 Mark, von 1871 bis 1881 27,40 Mark.

Die zweite, nicht minder wichtige Bedingung zur Verbilligung der Volksversicherung ist, wie bereits gesagt, die Herabsetzung der Verwaltungskosten. Wir haben gesehen, daß die „Viktoria" im Jahre 1912 durchschnittlich 7,42 Mark als Abschlußprovision für jede Versicherung zahlte. Die Volksfürsorge dagegen gibt von der Aufnahmegebühr von 1 Mark für die Anwerbung einer Versicherung im ganzen nicht mehr als 40 Pfennig aus: nämlich 30 Pfennig als Entschädigung an den Vertrauensmann für die Entgegennahme des Antrags und 10 Pfennig für die örtliche Verwaltung. Das bedeutet gegenüber der „Viktoria" also eine Ersparnis von 6,95 Mark für jede Versicherung!

Die Tätigkeit der Vertrauensleute der Volksfürsorge ist eine ehrenamtliche. Sie sind verpflichtet, regelmäßig zweimal im Monat die Prämien von den Versicherten abzuholen; dafür wird ihnen lediglich eine Entschädigung von 6 Prozent der Prämien gewährt, während die örtliche Verwaltungsstelle 3 Prozent erhält. Die „Viktoria" verbraucht zirka 17 Prozent der Gesamtprämieneinnahme für Abschluß- und Inkassoprovisionen, also 8 Prozent

mehr als die Volksfürsorge. Dazu kommt noch, daß auch bei den sonstigen Verwaltungskosten eine Ersparnis zu erwarten ist, da die Volksfürsorge keine Riesengehälter zahlen noch eine „glänzende" Reklame machen braucht, so daß sich die Todes- und Erlebensfallversicherung mindestens um 10 Prozent günstiger stellen wird als die der kapitalistischen Gesellschaften. Bei der Sparversicherung wird dieser Vorteil noch bedeutend höher sein, weil hier nur 3 Prozent der Prämien als Entschädigung für die Vertrauensleute und 1 Prozent an die Verwaltungsstelle gezahlt werden.

Es ist selbstverständlich, daß bei so erheblich niedrigeren Nettoprämien und Verwaltungskosten die Volksfürsorge entsprechend mehr leisten wird als die kapitalistischen Gesellschaften. Zum Vergleich möge die nachfolgende Gegenüberstellung dienen, welche die garantierten Versicherungssummen, also ohne Berücksichtigung der Gewinnanteile, der einzelnen Gesellschaften für eine auf 30 Jahre abgekürzte Todesfallversicherung bei einer gleichen Jahresprämie von 24 Mark wiedergibt:

Eintrittsalter	Volksfürsorge	Viktoria	Friedrich Wilhelm	Wilhelma	Iduna	Arminia
15	630	553	614	572	600	—
20	620	540	584	544	576	553
25	600	516	558	521	556	544
30	570	493	530	489	524	516
35	530	452	492	452	486	470

Um den vorzeitigen Verfall von Versicherungen auf ein Minimum zu beschränken, mußte natürlich die Volksfürsorge neben der grundsätzlichen Vermeidung jeglicher Gewaltaquisition ihre Versicherungsbedingungen so liberal wie nur irgend möglich gestalten. Und tatsächlich hat sie Neuerungen eingeführt, die bisher einzig dastehen und den vorzeitigen Verfall nahezu völlig ausschließen: das ist vor allem ihre Sparversicherung. Bereits im ersten Jahre des Bestehens einer Versicherung werden im Falle der Zahlungsversäumnis des Versicherten die bereits eingezahlten Prämien unter Abzug eines Prozentsatzes für Risiko und Verwaltungskosten automatisch auf eine Sparversicherung gutgeschrieben, welche dann von dem Versicherten zwanglos fortgesetzt werden kann. Nach einjährigem Bestehen kann die Versicherung schon in eine prämienfreie umgewandelt oder unter günstigen Bedingungen — nämlich mit 80 bezw. 95 Prozent der Prämienreserve — zurückgekauft werden, während die kapitalistischen Gesellschaften die Umwandlung in eine prämienfreie Versicherung erst nach dreijähriger Prämienzahlung zulassen und einen Rückkauf meist überhaupt nicht gewähren. Alles, was in diesen drei Jahren erlischt, verfällt also ihrem Geldsäckel.

Ein weiterer nicht zu unterschätzender Vorzug der Volksfürsorge ist der, daß sie zahlreiche verschiedenartige Tarife eingeführt hat, welche sich den persönlichen und ökonomischen Verhältnissen der Versicherungsnehmer in jeder Weise anzupassen vermögen. Neben der bereits erwähnten Sparversicherung ist es vor allem die Risikoversicherung, welche in Verbindung mit der ersteren auf dem Gebiet der Volksversicherung eine grundsätzliche Neuerung bedeutet. Dieselbe hat den Vorteil, daß sie für eine einmalige niedrige Zuschlagsprämie, nämlich 1,50 für jede Mark, welche der Versicherte alljährlich auf seine Sparversicherung einzuzahlen beabsichtigt, eine verhältnismäßig hohe Ver-

sicherungssumme beim Tode in den ersten zehn Jahren gewährleistet. Da in der Sparversicherung während der ersten Jahre logischerweise keine hohen Versicherungssummen zur Auszahlung gelangen können, so wird sie von der Risikoversicherung, bei welcher die Summe von Jahr zu Jahr um 10 Prozent fällt, in der vorteilhaftesten Weise ergänzt. Schließt zum Beispiel eine fünfundzwanzigjährige Person eine Sparversicherung auf das 65. Lebensjahr in Verbindung mit einer Risikoversicherung ab und zahlt auf die erstere jährlich 24 Mark, auf die letztere einmalig 36 Mark ein, so werden bei ihrem Tode in den ersten 10 Jahren folgende Summen ausgezahlt:

	Eingezahlte Prämien	Aus der Sparversicherung	Aus der Risikoversicherung	Zusammen
Beim Tode	Mk.	Mk.	Mk.	Mk.
im 1. Jahre (durch Unfall)	60	56,16	496,80	552,96
- 2. - (6 Monate nach der Einzahlung auf Tarif V)	84	111,12	447,12	558,24
- 3. - -	108	165,12	397,44	562,56
- 4. - -	132	217,92	347,76	565,68
- 5. - -	156	269,52	298,08	567,60
- 6. - -	180	320,16	248,40	568,56
- 7. - -	204	369,60	198,72	568,32
- 8. - -	228	418,08	149,04	567,12
- 9. - -	252	465,60	99,36	564,96
- 10. - -	276	511,92	49,68	561,60

Besonders hervorzuheben ist ferner noch die Todes- und Erlebensfallversicherung mit zehnjähriger Prämienzahlung, welche sich vornehmlich für solche Personen eignet, die in der Lage sind, langfristige Verpflichtungen einzugehen, sowie die Kinderversicherung in Verbindung mit Konfirmations-, Militärdienst- oder Aussteuerversicherung und endlich die Kindersparversicherung mit zwangloser Prämienzahlung wie bei der gewöhnlichen Sparversicherung.

Man sieht: die Reform der Volksversicherung durch die gewerkschaftlich-genossenschaftliche Volksfürsorge ist im Großen wie im Kleinen durchgreifend, kühn und zweckentsprechend; die kapitalistische Erwerbstendenz mit allen ihren Mängeln und Schäden wird beseitigt und eine neue, gemeinnützige Grundlage geschaffen; die Volksfürsorge ist also in der Tat das, wozu sie ihre hohe wirtschaftliche Aufgabe bestimmt: ein großzügiges, segenspendendes Volksunternehmen.

Notizen und Anzeigen.

(Besprechungen hier angezeigter Schriften behält sich die Redaktion vor.)

Das Eindringen der Frauen in die liberalen Berufe macht sich überall stark bemerkbar. Von 100 in diesen Berufen Tätigen waren in Deutschland im Jahre 1882 erst 17,3 Frauen, im Jahre 1907 22,8. In Frankreich betrug ihre Zahl im Jahre 1866 26,1, im Jahre 1906 32,2. In Österreich stieg der Prozentsatz von 1890 bis 1900 auf 22,6, in Großbritannien in der Zeit von 1881 bis 1901 von 37,4 auf 41,6, in den Vereinigten Staaten von Nordamerika von 1870 bis 1900 von 26,2 auf 37,4. Am stärksten war die Beteiligung der Frauen im medizinischen Beruf und der Krankenpflege (in Deutschland, Dänemark, der Schweiz und Groß-

britannien sind mehr als die Hälfte der in diesem Beruf Tätigen weiblichen Geschlechtes). Noch stärker ist die Beteiligung der Frauen am Lehrberuf in Großbritannien (72,4 Prozent im Jahre 1901) und den Vereinigten Staaten (73,1 Prozent im Jahre 1900), doch auch in Frankreich besteht die Lehrerschaft im Jahre 1906 zur mehr als der Hälfte (56,3 Prozent) aus Frauen. In Deutschland hingegen machten sie 1907 erst ein knappes Drittel (33,1 Prozent) der Angehörigen dieses Berufs aus. G. E.

Die Kohlenförderung nimmt in den wichtigsten Produktionsgebieten sehr ungleichmäßig zu. Sie betrug:

	In Tausenden von Metertonnen		Zu- oder Abnahme in Prozent
	Im Jahre 1908	Im Jahre 1912	
Deutsches Reich	215286	256407	+ 19,1
Österreich	40604	42082	+ 3,6
Belgien	23558	22972	— 2,4
Frankreich	37384	41309	+ 10,4
Großbritannien und Irland	265726	264583	— 0,4
Rußland	25870	29015	+ 15,9
Kanada	9876	13165	+ 33
Vereinigte Staaten	377250	498929	+ 32,2
Britisch Indien	12975	14942	+ 14,9
Australien	10357	11917	+ 14,6

Allerdings geben die Förderungsziffern aus zwei einzelnen Jahren kein ganz zuverlässiges Bild. So war zum Beispiel die Kohlengewinnung in Österreich in den Jahren 1909 bis 1911 sogar etwas geringer als 1908. Im wesentlichen ergibt sich aber auch aus der Betrachtung der verschiedenen Schwankungen im Laufe der letzten Jahre dasselbe Bild des Stillstandes in den alten und des Aufschwunges der Kohlenförderung in den neuen kapitalistischen Ländern. Eine Ausnahme macht nur Deutschland mit seiner starken Produktionssteigerung, die übrigens nicht auf Zufall beruht, sondern stetig fortschreitet. Die Förderung betrug in Deutschland (in Millionen Tonnen): 1909 217,4, 1910 222,4 und 1911 234,5. G. E.

H. Laufenberg, **Der politische Streik.** Stuttgart 1914, J. H. W. Dietz Nachf. 260 Seiten. Preis geheftet 2 Mark, gebunden 2,50 Mark.

Im Vorwort erklärt der Verfasser, warum er den Ausdruck „politischer Streik" der erst durch die bekannte Schrift der Genossin Roland-Holst in Deutschland eingebürgerten Bezeichnung „Massenstreik" vorzieht, die erheblicher Mißverständnisse im Sinne syndikalistischer Auffassungen fähig sei.

Veranlaßt wurde die Schrift durch die Erörterungen des letzten Parteitags, der die Frage, ob in Deutschland eine schärfere Angriffstaktik notwendig und wie sie gegebenenfalls zu verwirklichen sei, ob hier politische Streiks in absehbarer Zeit zu den Möglichkeiten oder Wahrscheinlichkeiten gehören und wo ihr Ausgangspunkt liege, durch Wiederholung von Gedanken beantwortet habe, über die in den Reihen der deutschen Sozialdemokratie seit Jahren Meinungsverschiedenheiten nicht mehr bestehen und die hinter die Leitsätze von Magdeburg zurückgingen. Zweck des Buches ist, darzutun, inwieweit dies innerer Notwendigkeit entsprach. Es ist nicht die Absicht des Autors, im voraus politische Direktiven zu geben, sondern die Genese der Frage aufzuhellen, die Tatsachenkomplexe, auf denen sie ruht, den Lesern vor Augen zu stellen, die sie beherrschenden inneren Zusammenhänge offenzulegen.

Zu diesem Zwecke wird zunächst eine historische Skizze der politischen Streiks vom Chartismus bis zur russischen Revolution gegeben. Darauf folgt ein Überblick über die deutsche Diskussion, besonders an der Hand der Schriften der Genossinnen Roland-Holst und Luxemburg, sowie der Verhandlungen des Kölner Gewerkschaftskongresses und der Parteitage von Jena und Mannheim. In einer Darstellung der augenblicklichen politischen Situation in Deutschland werden besonders die imperialistischen Tendenzen, die sich in ihr geltend machen, aufgewiesen, die Expansionsbestrebungen der äußeren und ihre Rückwirkungen auf die innere Politik. Zum Schlusse werden die Methoden des politischen Streiks und ihre Anwendungsmöglichkeiten unter den Verhältnissen Deutschlands untersucht.

Die politischen Streikbewegungen der neuesten Vergangenheit konnten im vierten Kapitel des Buches, das die politischen Streiks seit der russischen Revolution kurz darstellt, noch keine Berücksichtigung finden, da die darüber vorliegenden Tagesmeldungen sich in ihren Einzelheiten vielfach schwer prüfen lassen.

Karl Kautsky, **Der politische Massenstreik.** Ein Beitrag zur Geschichte der Massenstreikdiskussionen innerhalb der deutschen Sozialdemokratie. Berlin 1914, Verlag Buchhandlung Vorwärts. 302 Seiten. Preis 3 Mark.

Das Buch verdankt seine Entstehung einem Versuch des Verfassers, die Artikel, die er im Laufe der Zeit über die Probleme des politischen Massenstreiks geschrieben hat, zu sammeln und mit einem Kommentar zu versehen, der ihr Verständnis aus der Zeitgeschichte erleichtern sollte. Der Autor sah sich aber dabei gezwungen, auch die von anderen deutschen Parteigenossen geäußerten Ansichten über dieselben Fragen heranzuziehen. Die Schrift verfolgt daher, wie es in der Vorrede heißt, drei Zwecke: „Einmal die Neuausgabe der alten Artikel. Dann die Wiedergabe der wichtigsten Ausführungen in den Schriften und Reden deutscher Genossen, die in der Diskussion des Massenstreiks einen neuen Gesichtspunkt entwickeln oder eine Wendung anzeigen. Und endlich die Skizzierung der Wandlungen in den tatsächlichen Verhältnissen, durch die unsere Anschauungen vom Massenstreik gewandelt wurden." Die Ausführungen letzterer Art sind in anderer Schrift gesetzt als die Wiedergabe älterer Publikationen.

Außer dem Verfasser kommen ausführlich folgende Genossen zu Worte: Engels, Liebknecht, Bernstein, Viktor Adler, Parvus, Rosa Luxemburg, Mehring, Hilferding, Eckstein, Henriette Roland-Holst, Bömelburg, Stampfer, Bebel, Legien.

Emile Vandervelde, **Neutrale und sozialistische Genossenschaftsbewegung.** Autorisierte Übersetzung von Hanna Gernsheimer-Hertz. Stuttgart 1914, J. H. W. Dietz Nachf. 154 Seiten.

Die Schrift behandelt die Beziehungen zwischen dem Sozialismus und der Genossenschaftsbewegung in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Eine Besprechung des französischen Originals erschien in der „Neuen Zeit", XXXI, 2, S. 664 ff. Die deutsche Ausgabe hat der Verfasser mit einem kurzen Vorwort eingeleitet. Er weist darauf hin, daß sein Standpunkt nicht völlig mit dem von den deutschen Genossen Wurm und v. Elm auf dem Kongreß zu Kopenhagen vom Jahre 1910 eingenommenen übereinstimmt, er meint aber, daß diese Meinungsverschiedenheiten eher Schein als Wirklichkeit waren. Wurm und v. Elm wollen nicht wie er selbst, daß die Genossenschaften geradezu der sozialistischen Partei angeschlossen werden und ihr einen Teil ihrer Erträge abliefern, doch wollen auch sie, daß in den Genossenschaften der sozialistische Geist gefördert werde und daß die Beziehungen zwischen Genossenschaft und Partei immer inniger werden. Die Lösung der Frage, wie diese Beziehungen beschaffen sein sollen, wird nicht für alle Länder gleich sein können.

Feuilleton

Richard Wagner als Gefahr.

Gloſſen zum herrſchenden Parſifalkult von **Wilhelm Mauke.**

Die einſamſte Muſik hat Wagner geſchrieben und die Muſik, die als Nur-Attitüde die Inſtinkte kommandiert des großen Schauſpielers und des großen Publikums. Triſtan und Parſifal!

Sieht man ab von der fatal philologiſchen Germaniſtik ſeiner Stoffe, die ſeine variablen Erlöſungsmotive nur loſe umhüllen, ſo war Wagner immer wahr, liebens- und bewundernswert, wo er „ſich ſelbſt in Muſik ſetzte", ſeine Schmerzen, ſeine Erkenntniſſe, ſeine tragiſche Durchdringung des Weltbildes, den Pantheismus der erlöſenden Liebe und die Entgötterung des überlieferten Himmels durch das Ich, die freie amoraliſche Perſönlichkeit.

Hier war Wagner überall wahr und exzellierte ſchon dadurch vor vielen anderen Muſikern, deren Töne Gefühle ſtimulierten und ſimulierten. Es kam die Zeit in des Meiſters Leben, wo fremde Einflüſſe nazareniſch-pietiſtiſcher Art aus dem überkultivierten „Salon Wahnfried" des Alternden Sinne einfingen, umſpannen, einſchläferten. Die Quäker Bayreuths — es waren Philologen, Engländer, Germaniſten, Polyhiſtoren und äſthetiſche Konvertiten, Leute, deren enggeiſtiger Horizont fortwährend Kunſt mit Religion verwechſelte — wünſchten nichts ſeliger, als den Revolutionär, Immoraliſten und Freigeiſt Wagner als Vorſpann für ein pompöſes Werk nazareniſcher Kunſt zu benützen. Man wünſchte eine Stärkung der poſitiven Landeskirche vom „deutſchen Olympia" aus. Es gelang....

Der Vierundſechzigjährige erlag dem Katholizismus des Gefühls und manifeſtierte ſein Zu-Kreuze-Kriechen durch eine religiöſe Oper, worin „jener arme Teufel und Naturburſch Parſifal von ihm mit ſo verfänglichen Mitteln ſchließlich katholiſch gemacht wird" (Nietzſche). Auch als Apoſtat war Wagner noch der glänzendſte Regiſſeur ſeiner Kunſt. Er wußte genau, was er tat, als er um ſein letztes Bühnenwerk einen dichten myſtiſchen Nebel aufdampfen ließ, als er dem chriſtlichen Myſterium mit Ritterchören eine unerhörte Sonderſtellung ſchuf, indem er das Bayreuther Parſifal-Monopol errichtete. 1882, vor der Premiere des Parſifal[1] unter Hermann Levi, erließ er ſein bekanntes Manifeſt: „Wenn unſere heutigen Kirchweihfeſte hauptſächlich durch die hierbei abgehaltenen Kirmesſchmäuſe beliebt und anziehend geblieben ſind, ſo glaubte ich das myſtiſch bedeutſame Liebesmahl meiner Gralsritter dem heutigen Opernpublikum nicht anders vorführen zu dürfen, als wenn ich das Bühnenfeſtſpielhaus diesmal zur Darſtellung eines ſolchen erhebenden Vorganges beſonders geweiht mir dachte. Fanden hieran konvertierte Juden, von denen mir chriſtlicherſeits verſichert wurde, daß ſie die unduldſamſten Katholiken abgäben, vorgeblichen Anſtoß, ſo hatte ich mich dagegen allen denen nicht weiter hierüber aufzuklären, welche im Sommer dieſes Jahres zur Aufführung meines Werkes ſich um mich verſammelten."

---

[1] Wagner hat die Skizze zum Parſifal zwar ſchon 1863 in erſter Faſſung niedergeſchrieben, jedoch erſt 1877 dem Stoffe die heute moraliſch gültige Form gegeben.

Man sieht, ebenso witzig wie dekorativ proklamiert hier der 69jährige Weltmeister die ganz besonderen Weihen für sein im Zeichen der charitativen Dreieinigkeit Glaube, Liebe, Hoffnung stehendes Drama der Weltflucht und der Erlösung aus allen irdischen Anfechtungen im Schoße der Kirche, unter dem einlullenden Pendel der ewigen, magisch roten Lampe, unter dem vor ihm schon so viele große ästhetische Konvertiten von Novalis bis Strindberg vorzeitig greisenhafte Ruhe gesucht und gefunden hatten.

Wie sein königlicher Freund und romantischer Schwärmer Ludwig II., angeekelt vom Lärm und den „Flügen des Marktes", einsam und versonnen in die Stille oberbayerischer Bergwälder hinaufgestiegen war und sich mit Neuschwanstein eine mittelalterliche Lohengrin-Burg mit Türmen und Zinnen, mit abweisenden Zugbrücken und tiefen Gräben baute, so wandte sich auch Wagner nach einem stürmischen und liebereichen Leben zuletzt von seiner Zeit ab, verleugnete die Ideale seiner künstlerischen Mannesjahre, ward weltflüchtig und rekonstruierte sich die Lohengrinsche Burg Montsalvage, in der die blinde Taube des Glaubens schwebt, in der eine mönchische Ritterschaft choraliter das Abendmahl nimmt.

Ludwig II. endete im Wahnsinn, Richard Wagner nur mit einem senilen Rückfall am Kreuze, ein Rückfall, der seinen edlen, menschlich und geistig bedeutenderen Freund Nietzsche, der schon seit 1876 an der „Krankheit Wagner" furchtbar litt, an das gleiche dunkle Tor brachte wie den unklaren Romantiker auf dem Throne.

Erstaunt haben sich die durch die dornenvollen Wege der letzten Wagnerschen Entwicklung blutig gerissenen besten Freunde und tiefsten Versteher seiner Kunst gefragt: Wie konnte das kommen, daß der Meister nach seinem heidnisch unbekümmerten, frohen Tatenmenschen und kühnen Zerbrecher alter Moraltafeln Siegfried, nach seinem in philosophisch heiterer Resignation sich selbst pensionierenden Gott Wotan, nach seinem kraftvollen Ichmenschen und Symbol individualistischer Lebens- und Kunsttriebe Walter Stolzing einen so schwächlichen, müden und dekadenten Parsifal dichtete und komponierte, bei dem das Beste dichterische und musikalische Lohengrin-Reminiszenzen waren, der Rest nur Routine, Technik, Fahren in alten Geleisen, Dekorationszauber, Spiel mit Symbolen, Schauspielerei mit Gefühlen, Niederschlag pfäffischer Einflüsse?

Sah Wolfram von Eschenbach in seinem Parzival das Ideal der Ritterlichkeit, so läßt der müde Mann von Bayreuth das Ritterliche wie das Menschliche im Hintergrund verschwinden. Er verherrlicht dafür in Parsifal (den Nietzsche einen „Kandidaten der Theologie mit Gymnasialbildung" nennt) den unnatürlichen Abstinenten, einen aus der Art Geschlagenen, statt von seinem Blute, von ethischen Räsonnements geplagten artigen Jüngling, der seine menschlichen und jugendlich-jagdlichen Triebe hurtig auf mystischem Wege erstickt, proklamiert in ihm die altchristliche Sinnenaszese, die Verneinung des freien Ichs.

Aber dieser aus natürlichem Sinnentrieb im Spiele mit Blumenmädchen und Dame Kundry zur Erlösung im blinden Glauben, zur Erkenntnis aus Mitleiden emporgeläuterte, zur geschlechtlichen Abstinenz fest entschlossene Parsifal wird der Vater Lohengrins, wie dieser uns in seinem Schwanengesang selbst erzählt. Wie macht er das? Vermutlich ähnlich wie Alberich, der die Liebe verfluchte und „aus Haß" der Vater Hagens wird?

Im Bühnenweihfestspiel ist alles Symbol. Ist alles krank, siech, erlösungsbedürftig, dekadent und neurasthenisch. Amfortas, ein musikalischer Mitläufer des Armen Heinrich, verkörpert die Sünden und Begierden der schwachen Welt. Klingsor ist das Unreine, das Teuflische. Der Gral das „höchste Heiltum", orthodox Wagnerisch gesprochen. Parsifal selbst ein ganzer Rattenkönig von Symbolen. Reinheit und Torheit in Wechselwirkung; die „Entwicklung" vom Triebhaften zur Abtötung des Fleisches, von Renaissance zur Reformation, von Hellas zu Bethlehem, vom Hedonisten zum Mönch, vom flegelhaft frechen Jäger auf heilige Schwäne zum — Vegetarier; die Überwindung der Liebe durch Geistigkeit; das Hellsichtigwerden zum Mitleiden, die Welterlösung durch Mitleid. All das ist Parsival. Dazu Tenor. Dieser Symbolkomplex, der so schön unbekümmert und naturburschenhaft wie Jung-Siegfried, durch Waldkulissen springend, beginnt und als Superintendent mit Bäffchen am Altartisch endet, erlöst bekanntlich den unreinen, siechen Dulder und Gralshüter Amfortas. Sein Pfad führt ihn mittels kostspieliger Theatermaschinen aus dem geahnten Montsalvage in die Parks Klingsors (die sündige Welt). In einer musikalisch sehr angenehmen garden party besteht er siegreich seine erotischen Anfechtungen erst mit den buhlerischen Blumenmädchen (lockende Liebesluft), dann mit der mythisch-mystischen Kundry (die Ur-Lulu, die weibliche Schlange, die das Manntum aller Zeiten erst in die Ferse stach und es dann verlachte). Ergrimmt über die Impotenz seiner Verführerinnen schleudert der alte ehrliche Opernbösewicht Klingsor seinen einst dem Gral geraubten „heiligen Speer" (Symbol des christlichen Kreuzes) auf den Asjeten. Aber, Wunder des Maschinenmeisters, der Speer bleibt über Parsifals Haupt schweben! Eine fast lächerliche Situation aus der alten romantischen Zauberoper. Aber der Speer ist damit „errungen". Der Rest ist wieder Zauber aller Art: edelste musikalische Seelenlandschaft: Karfreitagszauber;[2] minder edle, aber alle Snobs der vereinigten Staaten von Mitteleuropa umwerfende Dekorationszauber mit gestaffelten Chören, mit erhobenen Monstranzen und sinkenden, elektrisch selbstleuchtenden Glastauben. Der Zauber wirkt. Das Theater wurde wieder Herr über die Künste. Die Musik zu einer Kunst zu lügen. Der Vorhang fällt. Die Symbole schminken sich ab....

Der greise Musiker Richard Wagner, der mit einem Lobgesang auf die Keuschheit wie Tolstoi in seiner Kreutzer-Sonate sich aus dieser verderbten Welt zurückzieht, in der er vordem als Künstler, als Mensch der Liebe lodernde Altäre errichtete, ist auch in seinem Alterswerk noch der große Zauberer, der die große kritiklose Masse, die Snobs und die „Bürger Schippel" mit all den großartigen Mitteln musikalischer Suggestion in Bann schlägt, auf ihnen spielt wie der Virtuose auf dem ungarischen Hackbrett. Mit den Mitteln des religiösen Pathos, mit Weihe, Verklärung, „Ahnenmachen", mit priesterlicher Ekstase und den chromatischen Trillern, Terzen und Sexten vom Venusberg her. Leider nur lauter theatralische Mittel, da seine Seele doch maskiert geht.

Der Fall Verdi steht nur einmal da in der Musikgeschichte. Die Erfindungskraft des 65jährigen Wagner ist geschwächt. Den Parsifal-Leitmotiven mangelt die sicher gefühlsbestimmende Kraft, die mitreißende Größe ton-

[2] Komponiert 1857!

dichterischer Intuition und Instinktes der vorangegangenen gewaltigen Tondramen. Sie sind mehr Reminiszenz als Inspiration.

Aber die geniale Aufmachung wirft wieder einmal um: der ungeheure, mit Meisterschaft disponierte Klangapparat, der bei den Gralsritterchören, bei der Abendmahlsszene verwendet wird, imponiert in der mächtigen Zusammenführung von instrumentalen und vokalen Massen schon äußerlich wie die Mahlersche „Symphonie der Tausend", und wenn die schöpferische Kraft dieser Musik auch weit hinter ähnlichen Szenen bei Palestrina, Bach und Beethoven zurücktritt, so ist die Wirkung im Verein mit den gewaltigen Mitteln der Szene doch eine starke. Man muß es in Bayreuth miterlebt haben, wie selbst „abgebrühte Heiden" diesen lockenden, verführenden, überredenden, wenn auch nicht überzeugenden Zaubermitteln szenisch-musikalischer Künste sich nicht entziehen konnten und durch Theaterdämpfe auf ein paar Stunden ihren Rationalismus willig einlullen ließen. Die Musik als Circe! „Der Parsifal wird in der Kunst der Verführung ewig seinen Rang behalten als der Geniestreich der Verführung." (Nietzsche.)

Zwei Naturszenen hat Wagner im Parsifal komponiert: Klingsors Blumengarten und Karfreitagszauber: Makart und Uhde in Tönen. Der musikalische Makart war aber im Venusberg sinnlicher, echter, üppiger in den Farben. Die Weihe des Karfreitagsmorgens in Wald und Aue: das ist gewiß eine edle musikalische Elegie, die Streicher singen das Thema, und wir glauben wieder an Wagner.

„Froh im Verein" finden wir stilistische Elemente im Parsifal versammelt, die vom Lohengrin bis zum Tristan reichen. Die exotisch gefärbten Kundry-Szenen zeigen am deutlichsten das Verwelken der Erfindungs- und Gestaltungskraft. Es ist Leidenschaft, Raserei und schmerzliches Selbstzerfleischen, das bei den Ausbrüchen dieses „alten, verdorbenen Frauenzimmers" (Nietzsche) laut werden will. Aber nichts Elementares mehr. Die Sinne des Schöpfers sind eingetrocknet. Er kann nur Rückerinnerung an seine Erda, Brangäne, Brünhilde ummodeln....

Feierlich aber, in geschlossener Faßlichkeit ziehen die Chöre der Gralsritter am Ohre vorüber. Sie werden vielleicht in die Lithurgik von den fanatischen Wagner-Pfaffen eingeführt werden und am Karfreitag und den staatlich vorgeschriebenen Buß- und Bettagen in den Kirchen erklingen. Vielleicht werden sie das einzige sein, was von dem Mysterium übrig bleibt, wenn erst der große Rausch des Parsifal-Jahres verflogen ist. Nach der pietistischen Konjunktur gewisser tonangebender Kreise ist es allerdings nicht unmöglich, daß Parsifal als „galvanisierte Leiche" über seine Zeit hinaus ein künstliches Leben führen wird. Niemals aber wird von ihm der lebendige Strom der Leidenschaft, der aufwühlenden Kraft und der seelischen Erschütterung ausgehen können wie von den drei menschlich größten Meisterwerken Wagners: Tristan, Meistersinger und Siegfried.

Vorläufig aber hat der Snob das Wort. Er herrscht von Breslau bis Straßburg, von Neapel bis Edinburg. Er gibt die klassische Reinkultur für artistische Massenpsychosen ab. Er sieht es gerne, wenn der Weltpriester das Heiligtum der Schönheit betritt.

Professor Bergson, Tango, Symphonie der Tausend, Ödipus im Zirkus, Richard Strauß, Sankt Moritz, Parsifal: das ist der grotesk springende Rhythmus der modernen Snob-Sinfonie, die, ein kakophonischer Hexen-

sabbat, Tiefes und Seichtes, Fremdes und Modisches, Kühnes und Banales zusammeninstrumentiert. Denn der Snob (das ist die „âme moderne", nicht die moderne Seele) haßt und fürchtet den organisierten Rhythmus unserer Epoche. Den Rhythmus der exakten Arbeit, den „Rhythmus streng geschulter Armeen und ihres sozialen Gegenbildes, der organisierten Arbeiterschaft" (Lissauer).

Die âme moderne, verkörpert in der seidenen Plebs, scheut Energie und Exaktheit. Sie repräsentiert die überreife, übersättigte Niedergangskultur. Sie braucht Opiate für schwüle Sinne, Moralitäten, die zu nichts verpflichten. Versinken — Ertrinken. Nervöse Kunst. Religionsübung als ästhetischer Kult. Mit einem Worte: das Kranke und Geschwächte. Wagner, der gewaltige Meister der Suggestion, bietet dem Snob in Parsifal „Rom auf dem Theater". Der Snob ist ihm dankbar dafür. Das Mysterium bestärkt das ästhetisch-moralische Konvertitentum in der „âme moderne". Das ist die Gefahr des Parsifal, die Gefahr des alternden Wagner.

Der Zug zur Sozialisierung der Medizin.

Von Dr. P. A. Levene (New York).

Die Medizin ist eine Experimentalwissenschaft. Sie macht nicht auf dem Wege der Spekulation, sondern auf dem der praktischen Erfahrung Fortschritte. Der Verstand allein vermag nicht, die Gesetze von Gesundheit und Krankheit zu erkennen. Ein a priori gefaßter glänzender Gedanke kann durch ein sehr einfaches Experiment widerlegt werden. Das Experiment ist die oberste Autorität in der medizinischen Wissenschaft.

Die Medizin beschäftigt sich mit den ebenso mannigfaltigen als verwickelten physischen Funktionen des lebenden Organismus. Diese sind ebenso verschiedenartig wie kompliziert. Wärme, Licht, Elektrizität, mechanische Energie, alles wird von dem lebenden Organismus erzeugt. Die Medizin sollte imstande sein, in genauester Weise jede Form der animalischen Energie zu messen. Die Medizin wendet bei Behandlung von Krankheit Wärme, Licht, Elektrizität, Radioaktivität an; es entsteht daher das Bedürfnis nach Erzeugern der verschiedenen Formen der Energie, die in einer zur therapeutischen Anwendung passenden Art konstruiert sind.

Die Medizin befaßt sich mit der chemischen Zusammensetzung der animalischen Gewebe, der animalischen Flüssigkeiten, der lebenden Materie. All das sind Substanzen von der kompliziertesten Zusammensetzung. Das Verständnis der animalischen Funktionen in gesundem oder krankem Zustand wird aber bedingt durch die Kenntnis der chemischen Reaktionen in den Organen und Geweben des Körpers. Die kühnsten chemischen Schlußfolgerungen, gepaart mit außerordentlicher chemischer Erfahrung und unterstützt durch die besten chemischen Instrumente, sind vereint notwendig, um die Reaktionen, die beständig in der Tiefe der Gewebe vor sich gehen, zu enthüllen.

Die Medizin ist ferner bestrebt, Krankheiten und Störungen zu bekämpfen, die durch das Eindringen niederer Lebewesen in den Organismus verursacht werden. Man kann einen Feind nicht bekämpfen, ohne seine Art und Beschaffenheit zu kennen; die Medizin braucht aber die Unterstützung der Biologie. Tatsächlich braucht die Medizin ganze Scharen von

Biologen, denn die Bakteriologie zum Beispiel hat nichts zu tun mit Vererbung und Rassenveredlung, und ebensowenig wären die älteren Zweige der Biologie imstande, die Wege zur Gewinnung von Heilsera zu weisen.

In Wirklichkeit ist die Sache noch komplizierter, denn es gibt in der Medizin kein chemisches Problem, das ohne die Erfahrung und die Unterweisung des Physikers gelöst werden kann, und keine biologische Frage, bei deren Beantwortung die Hilfe der Chemie und Physik zu entbehren wäre.

Alle diese jüngsten Entwicklungen der Medizin haben das Aussehen und die Organisation des modernen medizinischen Forschungsinstituts gewandelt. Dieses ist nicht mehr ein Gebäude mit kleinen, ärmlich ausgestatteten Einzelräumen, in denen je ein Forscher selbständig und ohne fremde Hilfe seine Arbeiten ausführt. Das neuzeitliche Forschungsinstitut ist nach dem Prinzip der gemeinsamen Arbeit einer ganzen Körperschaft von Sachkundigen jeder Spezialität organisiert. Chemiker, Physiker, Biologen, Physiologen, Pathologen und Kliniker befinden sich in demselben Institut und sind oft mit der Lösung desselben Problems beschäftigt.

Der Laie findet eine Erläuterung zu dem oben Gesagten, wenn er die Entwicklungsphasen eines neuen Medikaments verfolgt, das zur Heilung einer Infektionskrankheit dienen soll. Ein chemisches Laboratorium bereitet das Medikament; es kommt dann in die Hände des Bakteriologen, der seine Wirkung auf den Krankheitserreger prüft. Wenn die Prüfung zur Zufriedenheit ausgefallen ist, geht das Mittel in die Hände des Physiologen über, der zu entscheiden hat, ob es gesundheitsschädlich ist. Ist das Urteil dieses Sachverständigen ebenfalls günstig, so wird das Medikament einer anderen Gruppe von Forschern überwiesen, die es an Tieren erprobt, die mit dem Krankheitserreger infiziert sind, und erst nachdem die Arznei die Prüfung all dieser Voruntersuchungen bestanden hat, wird sie im Krankenhaus bei Patienten angewandt. Diese Schilderung gibt aber nur ein Bild einiger weniger Stadien in der Geschichte der Entdeckung eines einzigen neuen Medikaments.

Wenn man sich vergegenwärtigt, daß ein Arzneimittel oft hundert verschiedene Modifikationen und Rekonstruktionen durchzumachen hat, ehe es den Anforderungen jedes einzelnen Sachverständigen entspricht, dann kann man sich vorstellen, welch ein Aufwand an Arbeitszeit, Arbeitskraft und Organisation zu seiner Entdeckung notwendig ist. Der Grad von Spezialisierung und Kollektivarbeit in dieser Sphäre medizinischer Tätigkeit steht den entsprechenden charakteristischen Zügen im Mechanismus industrieller Produktion sicherlich nicht nach.

In der Wissenschaft wie in der Industrie ist diese Art des Verfahrens das Resultat des Strebens nach der größten Leistungsfähigkeit und der größten Sicherung des Fortschritts; vermehrte Spezialisierung und verbesserte Organisation würden der Wissenschaft aber zu noch schnellerem Fortschritt verhelfen. In einem Punkt besonders weist die Organisation der medizinischen Wissenschaft einen Mangel auf, den die Industrie erkannt und beseitigt hat; die Wissenschaft kann daraus eine Lehre ziehen. Ökonomie, das Streben nach dem größten Erfolg mit dem geringsten Aufwand, ist die Haupttriebkraft in der Industrie; einer ihrer größten Feinde ist die Konkurrenz oder die Vervielfältigung der Arbeit. Das Übel der Konkurrenz sucht die Industrie praktisch durch Zusammenschluß der Unterneh-

mungen, durch die Organisation der Trusts, zu beseitigen. Nur die in einem Experimentierbureau beschäftigte Person kann sich vorstellen, welche Störung dem Forscher beständig aus der Wiederholung derselben Arbeit in verschiedenen Laboratorien eines Staates, eines Landes oder selbst der ganzen zivilisierten Welt erwächst. Die Bedeutung geistiger Sammlung und Gemütsruhe beim Experimentieren kann nicht hoch genug gewertet werden. Das Streben, der erste zu sein, die Jagd nach Belohnung und Anerkennung sollten einen wahren Forscher nie beeinflussen. Um diese Vervielfältigung des Kraftaufwandes zu vermeiden, braucht man nicht zu tyrannischen Maßnahmen Zuflucht zu nehmen. Diese Verbesserung kann durch eine Organisation herbeigeführt werden, die sich auf den Grundgesetzen professioneller Ethik aufbaut; jedenfalls bietet Organisation die einzige Abhilfe.

Richten wir nun unsere Aufmerksamkeit von der medizinischen Theorie auf die Praxis, so sehen wir ebenfalls, daß das Streben nach Erhöhung der Leistungsfähigkeit zur Spezialisierung und Zusammenarbeit führt, so daß die Behandlung einer Krankheit heutzutage in den Händen einer ganzen Gruppe spezialistisch gebildeter Ärzte liegt. Wenn ein großer Teil der Kranken heute noch keinen Nutzen von den neuesten Behandlungsmethoden hat, wenn die modernsten Apparate der großen Menge nicht immer zugänglich sind, so liegt die Schuld daran nicht an der Medizin, nicht am Arzt, sondern an den allgemeinen wirtschaftlichen Verhältnissen.

Wie die Industrie sich mit Hilfe der Wissenschaft entwickelt hat, ist auch das moderne Instrumentar der praktischen Medizin durch die Wissenschaft ausgebildet worden. In früheren Zeiten wurde die Krankheit erst dann erkannt, wenn sie dem praktisch unbewaffneten Ohr oder Auge des Arztes wahrnehmbar war. Brauchbare Instrumente, um eine Krankheit zu diagnostizieren, gab es so wenige, daß der Arzt es vorzog, überhaupt gar keine anzuwenden. Die Arzneimittel, die der Arzt bei der Behandlung seiner Kranken gebrauchte, waren so einfach, daß er sie in seiner Küche herstellen konnte.

Heutzutage kann eine Krankheit erkannt werden, lange bevor sie sichtbar ist, lange bevor die Organe einen nicht wieder gutzumachenden Schaden erlitten haben. Das ist die größte Errungenschaft, welche die moderne Medizin erreicht hat. Denn wenn die Krankheit in einem frühen Stadium erkannt wird, besteht gute Aussicht auf die Heilung des Patienten; diese Aussicht ist aber schlecht, wenn die Krankheit bis zur Zerstörung eines oder mehrerer Organe vorgeschritten ist.

Man kann heute Tuberkulose erkennen, noch ehe der Patient zu husten anfängt; man kann Herzschwäche konstatieren, bevor eine organische Störung vorhanden ist; man kann eine kranke Leber auch ohne Gelbsucht feststellen usw. Dazu gehört aber die Zusammenarbeit einer Anzahl von Spezialisten, denn die zur Anwendung kommenden Methoden sind stets sehr kompliziert und in den Händen des unkundigen Arztes oft gefährlich. Ist es nicht geradezu wunderbar, daß man imstande ist, in der Tiefe eines inneren Organs das Vorhandensein von Mikroorganismen von der Länge des tausendsten Teiles eines Millimeters zu entdecken? Sie können festgestellt werden, aber nur vermittelst Bakteriengiften, deren Anwendung allein in den Händen des Spezialarztes gefahrlos ist.

Störungen des Herzens werden erkannt, indem man die elektrischen Ströme mißt, die im Herzmuskel während seiner Zusammenziehungen ent-

stehen. Diese Ströme sind so schwach, daß zu ihrer Messung besondere sehr komplizierte Apparate konstruiert werden mußten. Natürlich können diese Apparate nur von jemand gehandhabt werden, der speziell mit den Gesetzen der Elektrizität vertraut und darin erfahren ist.

Chemische Laboratorien sind erforderlich, damit Kranke mit Störungen im Verdauungsapparat oder in der allgemeinen Körperkonstitution in richtiger Weise behandelt werden können usw. Wir sind hier nicht imstande, alle Spezialitäten und Instrumente aufzuzählen, die notwendig sind, um den Zustand eines einzigen Kranken zu diagnostizieren; die wenigen hier angeführten Beispiele werden aber genügen, um zu zeigen, daß es einer ganzen Reihe von Mitarbeitern bedarf, um eine Diagnose zu stellen.

Ebenso kompliziert ist der therapeutische Teil der Medizin geworden. Die Medizin hat alle Formen der Energie: Licht, Elektrizität, Radioaktivität in ihren Dienst gestellt; spezielle wissenschaftliche Ausbildung und spezielle kostbare Instrumente sind aber notwendig, um die physischen Kräfte therapeutisch zu verwenden.

All diese Resultate der neuesten Forschungen in der Medizin haben gezeigt, daß die rationellste, erfolgreichste und sparsamste Behandlung eines Kranken nicht in seiner Wohnung, sondern nur in besonders dazu ausgestatteten Krankenhäusern stattfinden kann. Gleichwie die Fabrik zur Einheit auf dem Felde industrieller Produktion geworden ist, so entwickelt sich das Krankenhaus zu einem vielseitig zusammengesetzten Werkzeug der praktischen Medizin. Jedes Jahr bringt neue Faktoren, die die Behandlung der Patienten im Krankenhaus immer vorteilhafter gestalten. Als Erläuterung mag folgendes Beispiel dienen: Das letzte Jahr brachte neue Aufschlüsse über die Natur der Infektionskrankheiten. Es wurde festgestellt, daß die eine bestimmte Krankheit erzeugenden Mikroorganismen nicht alle notwendigerweise gleich sind. Sie mögen zur selben Art gehören, können aber in der Rasse voneinander abweichen. Ein Impfstoff oder ein Serum, die sich bei der Behandlung des einen Krankheitserregers bewährt haben, brauchen bei der Bekämpfung des anderen nicht von gleicher Wirksamkeit zu sein. Daher kann es vorteilhaft sein, selbsterzeugten Impfstoff oder wenn möglich sogar selbsterzeugtes Serum zu bereiten, das heißt Impfstoff oder Serum, die mit Hilfe von Mikroorganismen gewonnen werden, die dem Organismus des Kranken selbst entnommen sind. Selbstverständlich hat der Arzt in einem gut ausgestatteten Krankenhaus alles zur Hand, was zur Bereitung dieser ganz individuellen therapeutischen Heilmittel gebraucht wird, und daher kann er die Behandlung auch dort am zweckdienlichsten und sichersten ausführen. Und so werden die Vorteile, die die Krankenhausbehandlung gewährt, von Jahr zu Jahr größer. Es gibt tatsächlich heute schon verschiedene Spezialbehandlungsweisen, besonders solche der Chirurgie und Geburtshilfe, die ausschließlich in Krankenhäusern ausgeübt werden. Die Zahl dieser Spezialmethoden vergrößert sich fortwährend.

So ist das medizinische Laboratorium zu einem Riesenwerkzeug ärztlicher Forschung und das Krankenhaus zu einem Riesenwerkzeug ärztlicher Praxis geworden.

Ungeheuer große Werkzeuge mit akkumulierter Kraftentwicklung und erhöhter Leistungsfähigkeit sind sowohl in der Industrie als in der Medizin nicht immer von Nutzen. Jedenfalls nicht bei der augenblicklichen sozialen

Ordnung. Die größte Schattenseite einer neuen Maschinerie ist ihre Größe, die ihre Kostspieligkeit mit sich bringt. Heutzutage ist der Arbeiter vom Eigentum an den Produktionsmitteln getrennt, und der Arzt befindet sich in dem gleichen Falle. Den Arzt, der ein Krankenhaus besitzt, gibt es jetzt kaum mehr, und die wenigen Inhaber dieses Privilegiums sind vom Schicksal besonders Bevorzugte.

Der Riesenapparat hat aber noch eine andere Schattenseite; das ist die Ungleichheit der günstigen Gelegenheit. Der Erfolg, den ein Arzt hat, die Qualität seiner Arbeit, seine Geschicklichkeit und sein Scharfblick hängen ganz davon ab, ob er Zugang zu einem Laboratorium und einem Krankenhaus findet. Und dieser Umstand hängt oft nicht vom Verdienst, sondern vom Zufall ab, vom Zufall der Geburt oder sozialer Beziehungen, oft von irgend einer besonderen Gabe oder Weltklugheit, im besten Falle noch von einem Zufall des Examens. Das dem bestehenden System zugrunde liegende Prinzip ist weder gerecht noch zweckmäßig, denn der von Natur am wenigsten Bevorzugte würde gerade aus der Zusammenarbeit mit anderen den größten Nutzen ziehen. Er wird aber durch die Verhältnisse dazu gezwungen, ohne Hilfe den Kampf aufzunehmen. Das große Publikum oder vielmehr die große Masse ist dabei der leidtragende Teil.

Es bleibt der Zukunft überlassen, die Vorteile, die die jetzige Entwicklung der Medizin mit sich bringt, zu vermehren und die noch vorhandenen Fehler zu beseitigen.

Der Weg dazu ist klar: In erster Linie muß jede Bemühung zur Erhöhung der Leistungsfähigkeit unterstützt werden, und zwar durch Fortentwicklung größerer Spezialisierung, durch Konstruktion immer besserer Instrumente, durch besser ausgestattete Laboratorien und Krankenhäuser.

Sodann müssen Beaufsichtigung und Besitz dieser Einrichtungen aus den Händen von Privatpersonen und Gesellschaften in die Hände der Allgemeinheit übergehen. Dann wird auch das dritte Erfordernis erfüllt werden: Als Nationalbesitz und unter demokratischer Verwaltung werden diese Institutionen allen Mitgliedern des medizinischen Berufs zugänglich werden, und erst dann wird allen, die ärztliche Hilfe brauchen, diese in der vollkommensten Weise zuteil werden.

Literarische Rundschau.

Friedrich Engels, **Grundsätze des Kommunismus.** Herausgegeben von Eduard Bernstein. Berlin, Buchhandlung Vorwärts. 20 Pfennig.

In Engels' Nachlaß fand Bernstein ein Manuskript, das in Katechismusform die „Grundsätze des Kommunismus" entwickelte. Es war einer der beiden Entwürfe, aus denen das Kommunistische Manifest hervorging. Dieses ist weit tiefer und umfassender, aber trotzdem bietet auch heute noch die Engelssche Arbeit mehr als bloß antiquarisches Interesse, und ihre Herausgabe durch Bernstein ist freudig zu begrüßen. Mit Recht bemerkt dieser in seinem Vorwort, sie bedeute „eine Popularisierung der Kerngedanken des Kommunistischen Manifests", biete aber auch „gleichzeitig wertvolle Ergänzungen dieses Meisterwerkes".

Schon der erste Satz ist bedeutsam. Es heißt dort:

1. Frage: Was ist der Kommunismus?

Antwort: Der Kommunismus ist die Lehre von den Bedingungen der Befreiung des Proletariats.

Dieses kleine Sätzchen vollzieht ohne weiteres den vor siebzig Jahren noch sehr kühnen Sprung aus dem Gebiet des Utopismus in das des Klassenkampfes. Das Endziel, der Kommunismus, ist nicht eine ausgeklügelte vollkommene Gesellschaftsordnung, die jede gesellschaftliche Weiterentwicklung abschließt, das Endziel ergibt sich aus der Fortführung des Klassenkampfes bis zum endgültigen Siege des Proletariats. Die Bedingungen dieses Sieges selbst und seiner Ausnutzung zur dauernden Befreiung, das heißt Aufhebung des Proletariats sind durch technischen Fortschritt, wirtschaftliche Entwicklung, durch die Kämpfe der Klassen und Nationen stetem Wandel unterworfen, sie treten immer klarer hervor, und damit wird ihre Erkenntnis fortschreitend erleichtert. Damit ist auch der Kommunismus als Lehre in den Fluß ständiger geistiger Entwicklung gestellt, die aus der ständigen materiellen Entwicklung der Bedingungen der Befreiung des Proletariats hervorgeht.

Alles das steckt in dem kurzen Sätzchen des Engelsschen Entwurfes.

So wichtig er als Ergänzung des Kommunistischen Manifests ist, so doch noch wichtiger als seine Popularisierung. Er setzt weniger historisches Wissen voraus, knüpft überall an bekannte Tatsachen an, ist einfach und anschaulich. Er verspricht eine unserer besten Propagandaschriften zu werden.

Allerdings war er als solche nicht ohne weiteres zu gebrauchen. Das Manuskript wies nicht nur Lücken auf, es war auch stellenweise veraltet, sowohl durch den Gang der Dinge wie durch den Fortschritt der theoretischen Erkenntnis. Das gilt ja auch vom Kommunistischen Manifest selbst, wie Marx und Engels schon 1872 anerkannten. Um die Engelssche Arbeit zur Propagandaschrift zu gestalten, mußten die Lücken ausgefüllt und die veralteten Stellen in Fußnoten richtiggestellt werden. Das hat Bernstein auch besorgt und damit die praktische Brauchbarkeit des Schriftchens sehr gehoben.

Hier und da wäre vielleicht noch eine Note wünschenswert, so gleich zur Beantwortung der Frage 3, wo es heißt: „Arme hat es immer gegeben." Das ist ebenso falsch wie die Behauptung des Kommunistischen Manifests: „Die Geschichte aller bisherigen Gesellschaft ist die Geschichte von Klassenkämpfen." Schon Engels hatte 1890 in einer Fußnote zum Manifest an dieser Stelle bemerkt, es müsse heißen statt „die Geschichte": „die *schriftlich* überlieferte Geschichte". So müßte man zu dem Satz „Arme hat es immer gegeben" hinzufügen: „seitdem es eine geschriebene Geschichte gibt".

Unter den Fußnoten selbst scheint mir die zu Seite 20 nicht ganz zutreffend gefaßt. Mit Recht weist dort Bernstein darauf hin, daß die Kartelle und Trusts den Konkurrenzkampf der Kapitalisten einschränken und den Charakter der Geschäftskrisen ändern. Er bemerkt dann, daß auch in anderen Klassen die Organisationen wachsen und Staats- und Kommunalwirtschaft zunehmen. Daraus schließt er: „So treibt die Entwicklung, während der Verkehr die großartigste Ausdehnung angenommen hat, anscheinend zunächst einem Zustand zu, der die *Gemeinschaftlichkeit* nur erst auf Teilgebieten und in abgeschwächter Form zur Verwirklichung bringt, aber gerade deshalb auch Fortdauer der inneren Kämpfe bedeuten wird."

Das Kennzeichen der heutigen Phase des Kapitalismus ist die Herrschaft der Unternehmerorganisationen und der Großbanken, die durch das Aktienwesen herbeigeführt wird und die man wohl nach dem Vorgang Hilferdings als die Herrschaft des Finanzkapitals bezeichnen kann. Sie bedeutet aber nicht wachsende *Gemeinschaftlichkeit*, wenn auch nur auf Teilgebieten und in abgeschwächter Form, sondern das gerade Gegenteil, wachsende Herrschaft der *privaten Monopole*. Daraus folgt denn auch nicht bloße *Fortdauer* der inneren Kämpfe, sondern deren zunehmende *Verschärfung*. In derselben Richtung wirkt die steigende Kampffähigkeit des Proletariats durch Wachstum seiner Organisationen. Ein Hinweis auf diese Verschärfung wäre hier wohl am Platze gewesen.

Aber im ganzen und großen sind die Bernsteinschen Noten und Einfügungen in Form und Inhalt ganz zweckentsprechend. Das Heftchen ist eine wertvolle Bereicherung in der Parteiliteratur und verdient die weiteste Verbreitung. K. K.

Dr. Lilly Hauff, **Die deutschen Arbeiterinnenorganisationen.** Halle a. S. 1912, Verlag E. Karras. 183 Seiten. Preis 4,80 Mark.

Diese Studie gibt eine Übersicht über die Arbeiterinnenorganisationen in ihren verschiedenen Richtungen und Formen. Neben den drei Gewerkschaftsrichtungen werden auch die konfessionellen Arbeiterinnenvereine betrachtet. Gegen die Darstellung der freien Gewerkschaften sind manche Einwände zu erheben. Abgesehen davon, daß die Untersuchung teilweise recht lückenhaft ist, offenbart sie auch eine ungenügende Kenntnis des Wesens der gewerkschaftlichen Organisation. Auch weiß die Verfasserin anscheinend nicht, daß Partei und Gewerkschaften völlig selbständige Organisationen besitzen und verschiedene Aufgaben zu erfüllen haben. Lächerlich ist auch ihre Vorstellung: „Die freien Gewerkschaften berücksichtigen dagegen den historisch-ökonomischen Materialismus und schalten infolgedessen die Religion aus ihrem Programm aus, die für die Angehörigen dieser Gewerkschaft lediglich Privatsache ist."

Anerkannt sei jedoch das Bestreben, die Bedeutung der freien Gewerkschaften gerecht zu würdigen. Ihr Einfluß auf die Hebung der Lage und auf die Bildung und Erziehung der Arbeiterinnen wird hervorgehoben. Gegenüber den von bürgerlichen Damen geleiteten Vereinen wird betont, daß nur die Selbsthilfe der Arbeiterinnen den Organisationen Lebensfähigkeit gewähren könne. Die Verfasserin entscheidet sich auch für die gemeinsame Organisation von Männern und Frauen, da sie in ihnen das geeignetste Mittel zur Erlangung günstiger Arbeitsbedingungen und zur Schulung der Arbeiterinnen erblickt.

Hanna Gernsheimer.

Asiatisches Jahrbuch 1913, herausgegeben im Auftrag der Deutsch-Asiatischen Gesellschaft von Dr. Vosberg-Rekow. Berlin 1913, Verlag von J. Guttentag. Preis 7,50 Mark.

Wie der erste Jahrgang (vergleiche „Neue Zeit", 31. Jahrgang, zweiter Band, Seite 742), so zerfällt auch der zweite in zwei Abteilungen. In der ersten werden allgemeine Abhandlungen, in der zweiten spezielle Angaben über die einzelnen Staaten Asiens veröffentlicht. Tiefere Einblicke in die wirtschaftlichen Verhältnisse dieser Länder bringt auch der neueste Jahrgang nicht. Nur ganz allgemeine Tatsachen beschreibender handelsgeographischer Natur werden angeführt. Bloß durch das Verzeichnis deutscher Unternehmungen unterscheidet sich der zweite Teil dieses Jahrbuchs von den üblichen wirtschaftsgeographischen Handbüchern. Dieses Verzeichnis ist insofern von allgemeinem Interesse, als es den Charakter der „deutschen Arbeit" in Asien erkennen läßt. So gruppieren sich in der asiatischen Türkei die deutschen Unternehmungen um die Bagdadbahn, während es in China und in Japan in erster Linie die Waffenfabrikanten sind, in zweiter verschiedene Import- und Exportgeschäfte. Beachtenswert ist auch, daß Krupp, Löwe und die Vereinigten Köln-Rottweiler Pulverfabriken einen und denselben Vertreter in China haben, was auf die Gemeinsamkeit der Geschäfte dieser Gesellschaften hinweist. Von den anderen deutschen Unternehmungen sind Schwarzkopff, Wolf und Siemens an mehreren Orten Chinas vertreten. Die direkten Handels- und Kapitalbeziehungen zwischen Deutschland und China sind also noch relativ gering.

Der allgemeine Teil bringt keine Untersuchungen über die wirtschaftliche und finanzielle Entwicklung dieser Länder, ebensowenig über ihre allgemeine Lage in der Weltwirtschaft. Eine Ausnahme machen bloß die Artikel von Goebel über

die Kolonisation Sibiriens und der von Hoetsch über Russisch-Turkestan. Die anderen Artikel behandeln allgemeine imperialistische Probleme und dabei zum Teil recht oberflächlich. Das muß man insbesondere von dem Artikel des Freiherrn v. d. Goltz über die militärische Lage der Türkei sagen, wo er dieser den Rat erteilt, vier Fünftel der freien Staatseinnahmen dem Heere und der Flotte zu widmen. Jäckh wünscht für die Türkei eine starke Hand und einen überlegenen Kopf und empfiehlt ihr eine gute Verwaltung, ohne zu sagen, woher sie das Geld dazu nehmen soll. Im übrigen polemisiert er gegen den anonymen Autor der Schrift „Deutsche Weltpolitik und kein Krieg!", in der Deutschland empfohlen wurde, sich auf Zentralafrika zu konzentrieren und von Asien die Hände zu lassen. Auch Hans Hermann Graf v. Schweinitz, der über Persien schreibt, ist für eine Betätigung Deutschlands in Vorderasien, speziell in der sogenannten neutralen Zone Persiens. Er konstatiert gelegentlich eine Verschärfung der Gegensätze zwischen England und Rußland in Persien.

Schrameier stellt in seinem Artikel über einige Folgerungen der chinesischen Anleihe fest, daß diese China nicht aus der Geldnot, sondern bloß die Reaktion zum Siege gebracht und Juanschikai die Mittel für die Staatsstreiche geliefert hat. Dr. L. Rieß betrachtet Japan als Kolonialmacht und zeigt, daß „kein japanisches Kolonialgebiet geeignet sei, große Massen von Auswanderern aus Japan in sich aufzunehmen und ihnen wesentlich bessere Lebensbedingungen zu bieten, als sie in der Heimat haben." Die japanischen Bauern wandern nach Kalifornien aus, wollen aber nicht nach den eigenen Kolonien gehen. In diesen „ist es allein der Großbetrieb des Bergbaus, der Fischerei und der Regierungslieferungen, der lohnenden Gewinn verspricht, und es sind naturgemäß die wenigen auch in Japan blühenden kapitalkräftigen Firmen, die davon Vorteil ziehen". Es sind dieselben Erscheinungen, die die Kolonialpolitik überall gezeitigt hat.

Im allgemeinen dient das Jahrbuch mehr dem deutschen Imperialismus als der deutschen Wirtschaft. Sp.

Dr. Willy Bierer, **Die hausindustrielle Kinderarbeit im Kreise Sonneberg.** Ein Beitrag zur Kritik des Kinderschutzgesetzes. Tübingen 1913, Verlag von J. B. C. Mohr. Preis 5 Mk. (Ergänzungsheft XI des Archivs für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik.)

Als im Jahre 1903 unsere Genossen im Reichstag dem Kinderschutzgesetz ihre Zustimmung gaben, wiesen sie wiederholt darauf hin, daß, solange dem Land- und Heimarbeiterproletariat die notwendigsten Existenzmittel fehlen, die Kinderarbeit nicht an ihrer Wurzel zu erfassen ist.

Wie recht diese Kritik hatte, wird durch die vorliegende Schrift bestätigt. Die sozialen Voraussetzungen des Kinderschutzgesetzes fehlen, und deshalb mußte es eine Sammlung toter Paragraphen bleiben. Bierer beschäftigt sich mit dem Sonneberger Kreis, dem Zentralpunkt der thüringischen Spielwarenproduktion, seit jeher einem klassischen Gebiet der hausindustriellen Kinderarbeit. Hans Emanuel Sax, Oskar Stillich und andere haben in vortrefflichen Abhandlungen das ganze Elend der Hausindustrie und der damit in innigster Verbindung stehenden Kinderarbeit schon vor Jahren geschildert; das Kinderschutzgesetz hat inzwischen eine zehnjährige Dauer hinter sich — aber die Zustände im Sonneberger Kreis sind heute nicht besser, sondern noch schlechter geworden; trotz des Kinderschutzgesetzes hat die Kinderarbeit absolut zugenommen, und die gesamten Bedingungen der Kinderarbeit verschlechtern sich zusehends. Im Jahre 1898 wurden im Sonneberger Kreis 4426 Kinder gewerblich beschäftigt; 1903, kurz vor Inkrafttreten des Kinderschutzgesetzes, waren es 5369, und Ende 1911, nach achtjähriger Dauer des Gesetzes, wurden 5598 gezählt! Nebenbei sei nur bemerkt, daß nach der staatlichen Berufszählung von 1907 im ganzen Reiche nur 1185 schulpflichtige Kinder in der Hausindustrie erwerbstätig sind! Ein Schulbeispiel, wie irreführend die amtliche Statistik in vielen Punkten ist!

Dagegen entsprechen Bierers Zahlen der Wirklichkeit, da sie durch persönliche Umfrage und vor allem mit Hilfe der Schullehrer und Kinder gewonnen wurden; wie der Autor wiederholt bemerkt, sind sie eher zu niedrig als zu hoch, denn noch in vielen Fällen scheuen sich die Opfer der Heimindustrie, ihr Jammerdasein in vollem Umfang aufzudecken.

Ebensowenig wie das Gesetz die Kinderarbeit an sich einzuschränken vermochte, konnte es verhindern, daß Kinder unter 10 respektive 12 Jahren, der gesetzlichen Mindestgrenze, gewerblich beschäftigt werden; 1860 von 5302 Kindern waren unter 10 Jahren, und weitere 1464 Kinder hatten noch nicht das 12. Lebensjahr erreicht. Noch schlimmer steht es um die Arbeitszeit. Das Gesetz gestattet eine tägliche Arbeitszeit von 3, höchstens 4 Stunden. 3632 Kinder arbeiten angeblich täglich bis 3 Stunden, 778 erreichen die Höchstgrenze von 3 bis 4 Stunden, 859 gehen über dieses Ziel hinaus; 689 arbeiten 4 bis 6, 128 arbeiten 6 bis 8 und 42 über 8 Stunden. Von diesen 42 ist nahezu die Hälfte, nämlich 19, erst 6 bis 7 Jahre alt! Wieviel Kinder im vorschulpflichtigen Alter gewerblich beschäftigt werden, läßt sich leider nicht ermitteln; sicher kommt es sehr oft vor. Während der Ferienzeit schnellt die Arbeitszeit noch besonders in die Höhe; 380 Kinder (davon 29 im Alter von 6 bis 7 Jahren!) müssen dann 10 bis 12 Stunden fronen und 49 (wiederum 2 darunter im Alter von 6 bis 7 Jahren!) über 12 Stunden. Körperliche und geistige Degeneration sind notwendigerweise die Folgen der uneingeschränkten Kinderarbeit.

Aber es wäre vergeblich, in der Heimindustrie auf eine gewaltsame Durchführung des Kinderschutzgesetzes zu dringen. „Die Mutter hält den Jungen vom Lernen ab mit den Worten: Jetzt wird gearbeitet, vom Lernen haben wir kein Brot" — schreibt ein Lehrer. „Gut, ich will meine Kinder nicht mehr arbeiten lassen; aber wenn sie Hunger haben, dann schicke ich sie zum Herrn Bürgermeister" — antwortet ein Dockenstopfer dem Beamten. Not kennt eben kein Gebot, und bevor nicht die Ursache des Elends, die erbärmliche Entlohnung der Heimarbeit beseitigt ist, wird auch die Kinderausbeutung nicht schwinden. Fr. Petrich.

Zeitschriftenschau.

Im Märzheft des „Kampf" schreibt Otto Bauer über **„Gewerkschaften und Sozialismus"**. Über die Leistungsfähigkeit des Parlamentes enttäuscht, haben die österreichischen Arbeiter ihre Hoffnungen ausschließlicher als früher auf die Gewerkschaften gesetzt. Das Jahr 1913 hat uns aber nicht nur über die Grenzen der Leistungsfähigkeit des Parlamentarismus, sondern auch über die der Leistungsfähigkeit der Gewerkschaften belehrt. Hunderte Tarifverträge sind in diesem Jahre in Österreich abgelaufen. Nur sehr bescheidene Errungenschaften haben die neuen Verträge den Arbeitern gebracht. Bestenfalls konnten die Gewerkschaften erreichen, daß der Lohn in dem Maße erhöht wurde, in dem die Kaufkraft des Geldes gesunken ist. Eine Erhöhung der Lebenshaltung der Arbeiter über die schon 1910 errungene Höhe konnten sie kaum irgendwo durchsetzen. Allerdings wurden diese Verträge in einer besonders ungünstigen Zeit abgeschlossen. Aber der große Kampf im Buchdruckergewerbe, der unter viel günstigeren Kampfbedingungen als in den meisten anderen Industriezweigen geführt wurde, zeigt die Grenze, die der Leistungsfähigkeit der Gewerkschaften gesetzt ist. Die Buchdrucker sind hochgelernte Arbeiter, 97 Prozent aller Arbeitenden sind organisiert, sie besitzen einen weit größeren Kriegsschatz als jede andere Gewerkschaft. Trotzdem waren die Buchdruckergehilfen gezwungen, auf die bisherige Monopolisierung des Arbeitsnachweises durch ihre Organisation zu verzichten und der Errichtung eines für Unternehmer und Gehilfen obligatorischen paritätischen Arbeitsnachweises zuzustimmen. Dieser Erfolg der Unternehmer wiegt die Zugeständnisse, die sie der Arbeiterschaft gemacht haben,

reichlich auf. Der neue Buchdruckervertrag ist in der Hauptsache unzweifelhaft ein Spiegelbild der tatsächlichen Machtverhältnisse. Durch Übergang vom Handsatz zum Maschinensatz haben sich diese zuungunsten der Arbeiterschaft verschoben. Früher als in Österreich hat sich im Deutschen Reich die Wirkung der technischen Entwicklung bemerkbar gemacht. Die Arbeitszeit ist in den reichsdeutschen Buchdruckereien länger als in Österreich, die Bestimmungen über die Arbeitsleistung an den Setzmaschinen und ihre Entlohnung waren bisher, die Bestimmungen über den Arbeitsnachweis sind auch heute noch bei weitem ungünstiger als in Österreich. Aber Deutschösterreich und das Deutsche Reich bilden im Buchdruck ein Wirtschaftsgebiet. Deshalb sind bedeutend günstigere Arbeitsbedingungen, als sie im Deutschen Reiche bestehen, in Österreich nicht zu behaupten.

An vielen Stellen werden heute die Grenzen der Leistungsfähigkeit der Gewerkschaften immer enger. Wurde zunächst durch den Sieg des Großbetriebs über den Kleinbetrieb die Organisierung der Arbeiter erleichtert, so werden heute der modernen Riesenunternehmung gegenüber, die die Arbeiter an ihre Werkswohnungen, Werkskonsumanstalten und „Wohlfahrtseinrichtungen" kettet, die ein Heer von Arbeitern verschiedenster Berufe und Qualifikationen vereinigt, die gewerkschaftlichen Kämpfe immer schwieriger. Die Umsiedlung der Industrie aus der Großstadt ins Dorf hat den Arbeiter vielfach zum Hörigen des Kapitals gemacht. Durch die Kartelle und die beherrschende Stellung der Großbanken wird der Konkurrenzkampf der Kapitalisten ausgeschaltet. Die machtvollen Unternehmerverbände gehen daran, Streikversicherungen ins Leben zu rufen. Durch diese Machtverschiebung werden die Gewerkschaften immer mehr aus Organisationen des Angriffes Organisationen der Abwehr, die nur bei besonders gutem Geschäftsgang neue Errungenschaften erreichen können. Um nur die Verschlechterung der Lebenshaltung der Arbeiterklasse abzuwehren, bedürfen wir immer größerer und reicherer Organisationen. Das Kampffeld wird immer ausgedehnter, und dadurch werden auch die Erschütterungen der Volkswirtschaft bei jedem Kampfe immer gewaltiger. Durch Verkoppelung der Ortsverträge zu Reichstarifen und der Arbeitsverträge verschiedener Branchen miteinander, durch das gleichzeitige Ablaufen der Verträge einer Branche in verschiedenen Staaten wachsen die Kämpfe ins Riesenhafte und müssen uns dem Zusammenbruch des kapitalistischen Systems immer schneller entgegenführen. Die wachsenden Schwierigkeiten des Kampfes verringern nicht den Wert der Gewerkschaften, sondern sie verwandeln sie aus bescheidenen Instrumenten der sozialen Reform zu gewaltigen Hebeln der sozialen Revolution. Die Diskussionen über den Parlamentarismus in den letzten Monaten haben uns in Österreich von der reformistischen zur marxistischen Wertung der parlamentarischen Kämpfe geführt. Die Erfahrungen im gewerkschaftlichen Kampfe der letzten Jahre führen uns von der reformistischen zur marxistischen Wertung der Gewerkschaften.

In einem „**Friedrich Engels' Anfänge**" betitelten Artikel schildert Max Adler auf Grund der von Gustav Mayer veröffentlichten Jugendbriefe Engels' und seiner Erstlingsschrift „Schelling und die Offenbarung" Engels' philosophische Entwicklung und zeigt den Weg, der den Mitbegründer des wissenschaftlichen Sozialismus von der religiös-kirchlichen Gebundenheit, in der er aufgewachsen ist, über die deutsche Philosophie, über Strauß, Schleiermacher und Hegel zum Sozialismus führte.

„**Der Scherl der Nationalökonomie**" überschreibt Paul Brunner einen Artikel, in welchem er Werner Sombarts neues Buch: „Der Bourgeois. Zur Geistesgeschichte des modernen Wirtschaftsmenschen" als eine mit Plattheiten durchsetzte Zitatensammlung kritisiert und die Wandlung zeigt, die der Verfasser der für ihre Zeit trefflichen „Sozialen Bewegung" durchgemacht hat. Es ist die Übertragung der Scherlmethode aus der Journalistik in die Nationalökonomie, die Anpassung an den geistigen Verfall der Bourgeoisie, zu der Sombart durch den Wunsch nach äußerem Erfolg seiner Schriften getrieben wird.

Zwei Artikel beschäftigen sich mit der „**Arbeitslosenversicherung im Ausland**". Hans Steiner bespricht sehr eingehend die Einrichtungen, die in Norwegen, Dänemark, in Frankreich, in einigen Kantonen der Schweiz, in Belgien, in den Niederlanden, in Luxemburg und in einigen Städten des Deutschen Reiches getroffen sind.

In der belgischen Stadt Gent wurde zuerst der Grundgedanke: Förderung der Selbsthilfe unter Förderung der Gemeinde durchgeführt, indem die Arbeitslosenversicherung ganz den Gewerkschaften überlassen wurde und verhältnismäßige Zuschüsse aus Gemeindemitteln seit 1901 zu den ausbezahlten Unterstützungen geleistet wurden. Nur für die Unorganisierten wurde eine besondere Spareinrichtung geschaffen, die aber nicht recht gedeihen konnte. Das Genter System fand rasch in anderen Gemeinden Belgiens ganz oder teilweise Nachahmung. Von den neun belgischen Provinzen gewähren fünf Beihilfen für die Arbeitslosen; seit 1907 wendet auch der Staat jährlich 40 000 Franken auf. In den Niederlanden tragen nur die Gemeinden zu den Kosten der Arbeitslosenfürsorge bei. Die Arbeitslosenkasse der Gewerkschaft ist getrennt zu verwalten, der Beitritt zur Kasse muß Pflicht aller Mitglieder der Organisation sein. In Luxemburg zahlen die Gemeinde der Hauptstadt und der Staat Zuschüsse an die gewerkschaftlichen Arbeitslosenkassen. Nach den Grundsätzen des Genter Systems wurde die staatliche freiwillige Arbeitslosenversicherung in Norwegen und in Dänemark eingerichtet. In Norwegen tragen auch die Gemeinden zu den Kosten bei dadurch, daß der Staat zwei Drittel der Zuschüsse von jenen Gemeinden einhebt, in denen die Unterstützten zuletzt sechs Monate hindurch gewohnt haben. Ist die Arbeitslosenkasse einem Verein angegliedert, so muß sie jedem Berufsangehörigen, nicht nur den Vereinsmitgliedern zugänglich sein.

Seit 1905 besteht in Frankreich eine staatliche Arbeitslosenunterstützung, und zwar werden jährlich 100 000 Franken für Staatszuschüsse gewährt, doch wurde infolge der Zersplitterung der Gewerkschaften und ihres Mangels an Unterstützungseinrichtungen noch in keinem Jahre auch nur die Hälfte des Betrags in Anspruch genommen. In der Schweiz gewähren die Kantone Basel-Stadt, St.Gallen, Genf und Appenzell Zuschüsse zur Arbeitslosenversicherung. Die Gemeinde Bern besitzt schon seit 1893 eine freiwillige Versicherungskasse gegen Arbeitslosigkeit. Während in den oben angeführten Ländern bei Streik und Aussperrung keine Unterstützung gezahlt wird, wird sie in Bern auch bei Aussperrung gewährt. Zwei italienische Städte, Padua und Brescia, gewähren Zuschüsse für Arbeitslosenkassen, und sogar Ungarn hat auf dem Gebiet der Arbeitslosenfürsorge Österreich überflügelt. Der Magistrat von Budapest hat für wöchentliche Geld- oder Naturalunterstützungen im Jahre 1913 50 000 Kronen bewilligt. Auch in Preßburg erhalten unterstützungsbedürftige Arbeitslose vier Wochen hindurch Geldunterstützung, und es besteht der Plan, eine ständige Arbeitslosenfürsorge nach einem erprobten System einzuführen. In Österreich hat nur die Stadt Laibach vor wenigen Wochen die Einführung einer Arbeitslosenfürsorge beschlossen.

Über die Arbeitslosenfürsorge in Großbritannien berichtet Köttgen eingehend. Im Jahre 1912 trat das Versicherungsgesetz in Kraft, dessen erster Teil die Krankenversicherung, dessen zweiter Teil die Arbeitslosenversicherung betrifft. Das Gesetz führt für eine Anzahl von Berufen die Zwangsversicherung ein und gewährt weiters allen Gewerkschaften, die es wünschen, einschließlich der Gewerkschaften der versicherungspflichtigen Berufe, staatliche Hilfsgelder nach Genter System. Die Beiträge bei den versicherungspflichtigen Berufen werden zur Hälfte von den Unternehmern, zur anderen von den Arbeitern bezahlt. Der schwächste Punkt der Versicherung ist das kompliziert bureaukratische Verwaltungssystem der Kasse und des staatlichen Arbeitsnachweises, der den Arbeitern viele Nachteile bringt. a. s.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 2 | Ausgegeben am 10. April 1914 | 32. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Die Lex Heinze-Männchen.

Berlin, 4. April 1914.

hw. Die neue Lex Heinze ist auf dem Marsch! Allerdings nimmt dieses Gesetz, das im Zeichen des Feigenblattes steht, diesmal selbst ein Feigenblatt vor und erscheint schamhaft unter dem Titel „Gesetzentwurf gegen die Gefährdung der Jugend durch Zurschaustellung von Schriften, Abbildungen und Darstellungen" als Novelle zur Gewerbeordnung. Aber man braucht nicht scharf zuzuschauen, um unter dem Mäntelchen des Jugendschutzes den Pferdefuß der Muckerei zu entdecken, und schon daß die Taufpaten des neuen Gesetzentwurfes die wohlbekannten Dunkelmänner und Asylochspäher sind, genügt, um in dem Wechselbalg einen Bastard jener Lex Heinze von 1900 zu erkennen, die in erster Reihe durch die Anstrengungen der Sozialdemokratie in der Wiege erstickt wurde.

Auch diesmal wird die Sozialdemokratie auf dem Posten sein. Nun mag man allerdings — wie der erste sozial erleuchtete revolutionäre Feuergeist der Deutschen, Georg Büchner, es um 1830 herum für weit weniger betrübend hielt, daß dieser oder jener Liberale seine Gedanken nicht drucken lassen dürfe, als daß viele tausend Familien ihre Kartoffeln nicht mit Schmalz würzen könnten — heute die Meinung hegen, daß es lange nicht so tragisch ist, wenn die nackten Huldinnen der klassischen Malerei nicht mehr im Schaufenster erscheinen dürfen, als wenn Millionen in Hunger, Not und Elend ihr bißchen Leben verdämmern. Ganz gewiß! Aber die Partei der sozialen Revolution vergäße nicht nur ihrer hohen Kulturaufgabe, sondern auch ihres Befreierberufs ganz und gar, wenn sie nicht auch über die Freiheit der Kunst wie über jede Freiheit schirmend ihren Schild hielte. Mit gutem Grunde können wir es auch ablehnen, uns jener Verteidigung nackter Kunstwerke anzuschließen, die Heuchlern oder Eunuchen beliebt. Da der Staatsanwalt mit dräuend gesträubtem Schnurrbart in Bausch und Bogen für unsittlich und unzüchtig erklärt, was die Sinnlichkeit aufzustacheln geeignet ist, bemühen sich jene Verteidiger um den Nachweis, daß in der fleischlichen Wirklichkeit lockende Brüste und Hüften, sobald sie auf der Leinwand erscheinen, nur zur Andacht stimmen und unsinnlich wirken wie das weißgetünchte Innere einer protestantischen Dorfkirche. Das aber heißt dem schamlos grinsenden Teufel der Prüderie den kleinen Finger geben, denn wer die Welt der Erscheinungen ohne Brille und Bäffchen betrachtet, stellt nimmermehr Sinnlichkeit mit Unsittlichkeit gleich. Die Sinnlichkeit ist so wenig unsittlich wie der Hunger, sondern beide sind das Natürlichste vom

Natürlichen, und wenn, wie einst die lebende Helena selbst in den Greisen Jugendgefühle wachrief, unserem Blute eine gemalte Helena schnelleren Takt verleiht — warum nicht, wofern sie nur gut gemalt ist! Für „unsittliche" Bilder gilt letzten Endes derselbe Maßstab, den Voltaire an „unmoralische" Bücher anlegte: die einzig wirklich unmoralischen waren ihm die langweiligen.

Wenn denn ein Teil der herrschenden Klasse das Feigenblatt vor jede nicht verhüllte Kunst hängen möchte, so geschieht das aus denselben Gründen, aus denen heraus dem Volke die Religion erhalten werden soll. Den Massen darf kein Feuer in den Adern brennen, und sei es selbst das unpolitische Feuer der Sinnlichkeit, sondern sie sollen in steter grauer Aschermittwochstimmung dumm, dumpf und stumpf am Karren dahintrotten. Sinnlichkeit ist Begierde, Begierde schmeckt nach Begehrlichkeit, Begehrlichkeit aber klingt den fröhlichen Nutznießern des Kapitalprofits als fluchwürdigstes aller Worte ins Ohr. Darum verhüllt die olympischen Göttinnen, wo sie in Marmor oder auf der Leinwand erscheinen — die Lex Heinzemännchen haben im stillen Kämmerlein schon andere, minder klassische Nacktheiten, an denen sie sich ergötzen können. Der herrschenden Sippe die aufstachelnden Nuditäten und der zügellose Sinnengenuß, den Massen des Volkes die abkühlende Waschbütte der Frau v. Vopelius! Aber so haben wir nicht gewettet! Wenn wir Sozialismus auf unsere Fahne schreiben, so wollen wir nicht nur Brot, sondern auch Zuckererbsen und Rosen, und halten es auch sonst mit Heinrich Heine: „Wir verlangen Nektar und Ambrosia, Purpurmäntel, kostbare Wohlgerüche, Wollust und Pracht, lachenden Nymphentanz, Musik und Komödien", denn der Sozialismus wird die Erde nicht zu einem Trauerhause machen, das sie im Gegenteil heute für Millionen und aber Millionen ist.

Wenn die Tugendheuchler salbungsvoll von der deutschen Jugend reden, die durch die neue Lex Heinze vor sittlicher Gefahr bewahrt werden müsse, so sind sie zwei- und dreifache Heuchler. Gewiß, der proletarische Nachwuchs der Großstadt ist auf Schritt und Tritt von sittlichen Gefahren bedroht. Aber im Schaufenster der Kunsthandlungen lauern die wahrhaftig nicht, sondern den blassen, frühreifen, unheimlich wissenden Kindergesichtern der schmutzigen Großstadtviertel hat sich die Kenntnis von allerhand Lastern in den Mietkasernen eingeprägt, in denen das Elend in vielerlei Gestalt zusammengepfercht ist, in denen ganze Familien mit großen und kleinen Kindern in einer Stube zusammenwohnen, in denen ein einziges Bett oft die verschiedenartigsten Schlafkameraden aufnimmt und in denen auf einem Flur die unverhüllte Prostitution neben der arbeitenden Armut haust. Hier sickern die trüben Rinnsale, aus denen die wirkliche Verderbnis der Jugend fließt, und wem es Ernst ist um den Schutz dieser Jugend, der legt hier Hand an. Die Jugend vor sittlichen Gefahren schützen, heißt in allererster Reihe der Kinderausbeutung ein Ende machen, für ein ausreichendes Wohnungsgesetz sorgen, eine Arbeitslosenversicherung schaffen, überhaupt Licht und Luft in die dunklen Hinterhausstuben leiten, in denen das proletarische Kind heranwächst. Aber für all diese sozialen Notwendigkeiten sind die Lex Heinze-

männchen nicht zu haben. Sie wollen nichts davon wissen, daß alle Sittenverderbnis in den wirtschaftlichen Verhältnissen wurzelt, und alle soziale Reform ist ihnen vom Übel. Ja, die jetzt am lautesten nach dem Schutze der Jugendlichen vor den verführerischen Frauengestalten der Rubens und Rembrandt, der Corregio und Tizian schreien, sind die verbissensten Feinde jedes Kampfes der arbeitenden Klasse um die Besserung ihrer Lage. Derselbe Herr v. Jagow, der Tag für Tag fast Postkarten mit der Nachbildung klassischer Bildwerke konfisziert und gegen die Wachsbüsten in den Barbierläden den Kriegspfad beschritten hat, verbot vor nicht langem den Anschlag eines Plakats, das, mit einer künstlerischen Zeichnung der Käthe Kollwitz, den Berlinern kund und zu wissen tat, daß in Groß-Berlin 600 000 Kinder — sechshunderttausend! — in ungesunden Wohnräumen und in sittlich gefährdender Umgebung dahinvegetieren. Dieselben Mucker und Dunkelmänner, die mit Dreschflegeln auf die Kunst losschlagen, möchten auch den sozialdemokratischen Jugendorganisationen den Atem abschnüren, obwohl oder gerade weil sie ein Stück wirklichen Jugendschutzes leisten. „Man verhindert", sagte ein sozialdemokratischer Redner bei der parlamentarischen Beratung des Reichsjustizetats in diesem Zusammenhang, „die Erweckung eines unabhängigen Sinnes, humaner, wissenschaftlicher und künstlerischer Interessen unter der Jugend. Ja, wenn man so verfährt, kann man sich nicht wundern, daß dieselbe Jugend, sobald sich ihre Phantasie auf Geschlechtliches richtet, lüstern und unrein wird." So ist's, aber all das paßt unter dem Deckel eines Topfes recht gut zusammen, denn die Lex Heinzemännchen sind nicht für die Jugend, sondern nur gegen die Kunst.

Diese Bedrohung der Kunst hat denn auch endlich den Krähwinkler Landsturm der Künstler auf die Beine gebracht. Als vor vierzehn Jahren allen neun Musen eine Schlinge um den Hals geworfen werden sollte, wurde zum Schutz und Trutz der Goethebund gegründet. Aber schon damals ließ sich, was er an mannhafter Entschlossenheit gegen die Machthaber des Tages aufbrachte, mit Grammgewichten feststellen, und seitdem ist er vollends ins Klägliche versandet. Wenn damals schon Herr Sudermann, nicht der bedeutendste Kopf, aber sicher der bedeutendste Bart unserer Literatur, ein recht eigentümlicher Vorkämpfer einer freien Kunst war, so wirkt es vollends als Posse, wenn dieser Tage auf einer Protestkundgebung des Goethebundes Herr Ludwig Fulda, der ödeste Plätscherer im seichtesten Wässerchen, die Intellektuellen aufrief, um „Angriffe auf die Freiheit des deutschen Geisteslebens abzuwehren". Die deutschen Intellektuellen und die Freiheit des deutschen Geisteslebens — wer lacht da nicht! Wo haben sich je Intellektuelle und Künstler auch nur zu einem platonischen Protest aufgerafft, wenn die Justiz im Dienst der finstersten Reaktion alle sozialdemokratische Kritik an herrschenden Mißständen mit harten Strafen niederknüttelte, wo haben sie gesteckt, als das Urteil gegen Rosa Luxemburg der „Freiheit des deutschen Geisteslebens" einen derben Rippenstoß versetzte, wo haben sie sich hervorgewagt, als preußische Richter, die „Freiheit des deutschen Geisteslebens" antastend, für Glossen über des Kronprinzen ungebundenes Treiben Ge-

fängnis um Gefängnis auswarfen! Bei ihrer Schale Mokka im Literatencafé haben sie gesessen und den lieben Gott einen guten Mann sein lassen. Dieses Völkchen, dem immer noch politisch Lied ein garstig Lied ist, kann da wirklich nicht verlangen, daß Regierung und Reaktionsparteien eine Ohnmacht anwandelt, wenn es gegen eine Vergewaltigung der Kunst sein schüchternes Stimmchen erhebt. Aber jedes Land hat die Künstler, die es verdient. Von den Dichtern proletarischer Herkunft wie Gorki und Andersen Nexö ganz zu schweigen, lauscht ein Poet von der Formgewalt und Sprachkraft des Belgiers Verhaeren seines Werkes Bestes dem Rhythmus der vorwärtsdrängenden Massen ab, und der kultivierteste Geist der lateinischen Rasse, Anatole France, fühlt sich ganz eins mit dem innersten Wesen des modernen Sozialismus. Wer aber auf dem deutschen Parnaß seine Flöte spielt, lügt sich in eine kümmerliche Privatbegeisterung für irgendeinen kümmerlichen Privatgegenstand hinein und kehrt vornehm-verächtlich den großen Fragen und den großen Kämpfen der Zeit den Rücken. Wenn dieses weltflüchtige Künstlertum von den Machthabern als eine Nichtigkeit gewertet wird, so braucht es sich darüber nicht baß zu verwundern, denn es trägt daran allein jede Schuld.

Darum wäre es auch übel mit der Kunst bestellt, spränge nur dieses weltflüchtige Künstlertum auf die Schanzen, wenn Büttel und Mucker im trauten Verein die schmutzigen Hände nach dem Heiligtum der Göttin ausstrecken. Die Fulda und Genossen gebärden sich zwar heute so mannhaft und trutziglich, als seien sie vor vierzehn Jahren die wahren Drachentöter gewesen und als hätten sie allein unter Führung des Rauschebartes Sudermann niedergerungen, was des Niederringens zehnfach wert war. Damit diese selbstbewußten Herren vom Goethebund ein wenig von ihrem Selbstbewußtsein abstreichen lernen, sei an die bekannten Sätze erinnert, mit denen Professor Delbrück in den Preußischen Jahrbüchern den Sieg über die Lex Heinze begrüßte: „Die allgemeine Erregung der literarischen und künstlerischen Kreise in Deutschland gab den unentbehrlichen Hintergrund ab, aber den Sieg verlieh erst die Entschlossenheit und die taktische Geschicklichkeit der sozialdemokratischen Fraktion. Kunst, Wissenschaft und Bildung haben sich in Deutschland unter die Fittiche der Sozialdemokratie flüchten müssen! Jeder Gedanke, mit Scharfmacherei und Umsturzbewegung der Sozialdemokratie etwas anhaben zu wollen, muß jetzt schwinden. Wir sind so weit, diese Partei schon gar nicht mehr entbehren zu können."

Kunst, Wissenschaft und Bildung haben sich in Deutschland unter die Fittiche der Sozialdemokratie flüchten müssen — so war es bei der ersten Lex Heinze, und bei der zweiten Lex Heinze wird es nicht anders sein, denn wo es Kulturgut wirksam zu schützen gilt, kommt es wahrhaftig nicht so sehr auf die überfeinerten Hirne der paar Dutzend Intellektueller als auf die derben Fäuste der sozialistischen Millionen an.

Die Balkanpolitik der Großmächte.

Von Max Sack.

1. Der alte Balkan.

Der Bukarester Vertrag samt dem Konstantinopeler (türkisch-bulgarischen) und dem Athener (türkisch-griechischen), denen sich noch der türkisch-serbische anreiht, die Beschlüsse der Londoner Botschafterkonferenz (speziell über Albanien) und die Entscheidung der Großmächte über die Ägäischen Inseln, das alles bildet den vorläufigen Abschluß der Balkankrise. Ob der Friede lange Zeit auf dem Balkan währen wird, das ist ungewiß. Daß aber trotz der vielen Friedensverträge die Lage sich nicht geklärt und konsolidiert hat, darin sind alle einig. Sogar ein vorläufiges Gleichgewicht, das während der nächsten Jahre den Frieden garantieren könnte, hat sich noch nicht herausgebildet.

Das eine steht schon jetzt fest: der Knoten, den man Orientfrage nennt, hat sich nicht nur nicht gelöst, sondern noch mehr verwickelt, und der Boden für die Ränkespiele der Diplomatie ist günstiger denn je. Nach wie vor werden auf dem Balkan die Fäden der ganzen europäischen Politik zusammenlaufen. Den Balkan begreifen wird auch weiter heißen die Politik der Großmächte verstehen, aber auch umgekehrt: ohne Kenntnis der Balkanpolitik kein Verständnis der Politik der Großmächte.

Wegen der Frage, ob Durazzo serbisch oder albanisch sein soll, drohte ein Weltkrieg über Europa hereinzubrechen. Das ist unbegreiflich, heller Wahnsinn für jeden, der mit den eigenartigen Balkanverhältnissen nicht vertraut ist. Ein Verbrechen wäre es allerdings gewesen, aber kein Wahnsinn, denn in dieser bizarren Form spielte sich der Kampf der Großmächte untereinander ab.

Ist die Balkanfrage an und für sich ungeheuer kompliziert, so wird das Verständnis auf das äußerste dadurch erschwert, daß die wirkenden Kräfte nicht in ihrer wahren Gestalt, sondern in verschleierter Form erscheinen. Nirgends wird so viel mit schönklingenden Worten operiert, nirgends tritt aber auch die Lüge und die Heuchelei dreister auf als auf dem Gebiet der auswärtigen Politik. Jeder Staat hat hier seine „historische Mission". Rußland fühlt sich verpflichtet, um jeden Preis die slawischen Brüder zu befreien und zu schützen. Österreich ist bereit, einen Krieg zu führen, um die Unabhängigkeit und das Selbstbestimmungsrecht der Balkanstaaten aufrechtzuerhalten. Italien empfindet außer dem Zivilisierungsdrang ebenso wie Österreich das Bedürfnis, der letzten Nationalität auf dem Balkan, den Albaniern, zur staatlichen Selbständigkeit zu verhelfen. Deutschland hat das Germanentum gegen das Slawentum zu verteidigen usw. Staatsverträge und Boulevardpresse, diplomatische Noten und wissenschaftliche Abhandlungen, offizielle Regierungsdeklarationen und die ernste bürgerliche Tagespresse, alle führen eine Sprache, die die realen Verhältnisse im Nebel der Phraseologie verschwinden lassen.

Wenn reale Verhältnisse im öffentlichen Leben nicht in ihrer klaren Form auftreten, so ist die Ursache in den Verhältnissen desselben öffentlichen Lebens zu suchen. Man braucht nicht tief zu graben, um die Wurzel zu finden. Die auswärtige Politik der modernen Staaten verfolgt Zwecke, für

die die große Masse der Bevölkerung nicht zu begeistern ist. Die abscheuliche Nacktheit muß unter schönen Gewändern verborgen werden. Daß die einen es bewußt und sogar zynisch tun, die anderen unbewußt handeln, ändert nichts an der Sache.

Die ganze Orientfrage ist im Grunde genommen ebenso einfach wie abstoßend. Es handelte sich (und es handelt sich noch jetzt) um die Aufteilung eines lebenden Staates — der Türkei. Jeder Staat möchte sich den größten Teil sichern, mindestens aber verhindern, daß ihn andere bekommen. Das ist das Knochengerüst der ganzen Frage.

Zwei Staaten treten historisch als die stärksten Rivalen in der Orientfrage auf: Österreich und Rußland.

Rußland ist ein Eroberungsstaat par excellence. Für den Eroberer ist aber jede vollzogene Eroberung ein Ansporn zu einer neuen. Das hat schon das alte Rom bewiesen. Einhalt bieten nur mächtige Gegner. Je schwächer der Nachbar, desto mehr reizt er den Appetit. Gegenüber der Türkei wirkte noch ein spezieller Umstand. Rußland suchte einen Ausgang zum freien Meer, zur natürlichen Weltstraße. Schon im sechzehnten Jahrhundert, also für Rußland in seinen Kinderjahren, beginnt der Kampf um die Ostsee, der erst im achtzehnten Jahrhundert von Erfolg gekrönt wird. Den Zugang zum freien Meer hat er nicht gebracht. Im selben achtzehnten Jahrhundert nimmt Katharina II. den Kampf um das Schwarze Meer auf. Je mehr Rußland Herr dieses Meeres wurde, desto größeres Gewicht mußte es auf die Beherrschung der Meerengen legen, die nach dem Mittelmeer führen.

Rückte Rußland vom Schwarzen Meer und vom Kaukasus an die Türkei heran, so Österreich von der Donau. Lag für Rußland das Hauptinteresse im Osten (Bosporus und Dardanellen) der Türkei, so für Österreich im Westen und im Ägäischen Meere. Die Adria beherrschen und durch Saloniki sich im Ägäischen Meere festsetzen — das waren die Ziele der österreichischen Politik. Der Gegensatz zwischen Rußland und Österreich schließt nicht ein gemeinsames Interesse beider Staaten aus, nämlich *Schwächung der Türkei*. Beide betrachteten sich als künftige Erben. Eine wirkliche Reorganisierung der Türkei würde den heißen Drang beider in einen frommen Wunsch verwandeln.

Als Rußland Ende der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts sich mehr dem fernen Osten zuwandte und die Hand nach China ausstreckte, mußte es seine Position im nahen Osten sicherstellen. So schlossen beide Rivalen einen Waffenstillstand am Balkan ab. Sie garantierten sich gegenseitig den Statusquo (die Petersburger Entente 1897 und das Mürzsteger Programm 1903) auf Grund ihres gemeinsamen Interesses: der Hintertreibung *wirklicher* Reformen in Mazedonien.

Wenn zwei Erben über eine zukünftige gemeinsame Erbschaft streiten, so liegt die Gefahr nahe, daß ein Dritter sie erhalten wird, und demgegenüber haben die Rivalen ein gemeinsames Interesse: die Beute lieber friedlich untereinander zu verteilen.

Das war Iswolskis Vorschlag an Ahrenthal vor der Annexion Bosniens.

Wenn jetzt Griechenland als lachender Erbe in Saloniki sitzt, will Berchtold die Welt glauben machen, daß die Trauben sauer waren. Mit der Annexion Bosniens, erklärt er, sei die Ära der Expansion für Österreich abgeschlossen. Den Sandschak habe man aufgegeben, weil er diplomatisch eine

Verlegenheit, militärisch ein Hemmnis und ökonomisch ein Schaden gewesen sei; an Saloniki habe niemand jemals gedacht.

Man sieht, die Trauben hängen für den Fuchs zu hoch. Für die Annexion Bosniens hat Österreich mit der Anwartschaft auf Saloniki bezahlt.

Grund des Gegensatzes zwischen Österreich und Rußland war die Rivalität zweier Eroberer, wobei der Gegensatz deshalb seine besondere Schärfe erhielt, weil Österreich-Ungarn dank seiner Unterdrückungspolitik gegenüber den Südslawen in einer südslawischen Macht als Erben der Türkei an seiner Südgrenze nicht minder als in Rußland eine Bedrohung seiner Existenz sehen mußte. Dagegen liegt dem Gegensatz zwischen England und Rußland etwas anderes zugrunde: nicht um die Teilung der Türkei, sondern um die Sicherung Indiens handelte und handelt es sich noch jetzt für England.

Indien ist das Zentrum in Englands Weltpolitik. Der erbitterte, vor keinen Mitteln zurückschreckende Kampf gegen Napoleon hatte eine seiner stärksten Wurzel in der Sorge um die Erhaltung Indiens. Dieselbe Sorge machte England zum Erbfeind Rußlands.

Rußland hat vor allen europäischen Kolonialmächten den Vorzug, daß es keine Kolonien im eigentlichen Sinne besitzt: es sind keine überseeische Gebiete, sondern Gebiete, die mit dem Reiche zusammenhängen, und was noch wichtiger ist, sie sind nicht nur territorial, sondern in jeder Hinsicht wirkliche Teile des Reiches. Der Kaukasus, Sibirien, Turkestan sind geradeso Bestandteile Rußlands wie Polen oder Litauen. Darin gleicht Rußland dem alten Rom, darin liegt seine Stärke und Unwiderstehlichkeit. Rußland saugt das eroberte Gebiet auf, weil es wirtschaftlich und rechtlich das Land assimiliert. Die Bauernkolonisation verbindet das Gebiet unlöslich mit dem Reiche. Die unfähigste und korrupteste Bureaukratie der Welt konnte diesem Assimilierungsprozeß durch ihre Politik nur Hindernisse in den Weg legen, nicht aber ihn hintertreiben.

Diese Macht näherte sich langsam, aber unerbittlich Indien, und England hat sehr früh die Gefahr gesehen. Um Indien dem Reiche zu erhalten, schob England zwischen sich und Rußland möglichst viele Pufferstaaten, darunter auch Persien und die Türkei. England unterstützte sie in ihrem Kampfe um ihre Unabhängigkeit gegen Rußland. Die Türkei war der Staat, der Rußland den Weg nach dem Persischen Meerbusen und nach dem Mittelmeer versperrte. *Insoweit* tritt England für die Integrität der Türkei ein. Es ist kein Widerspruch mit dem Prinzip, das der englischen Politik zugrunde lag, wenn England zur selben Zeit sich Stücke aus dem Leibe der Türkei riß oder andere reservierte. Umgekehrt, bewußt und folgerichtig verfolgt die englische Politik das Ziel, den Weg von dem Heimatland nach Indien frei und sicher zu erhalten. Gibraltar, Malta, Cypern, Suez, Ägypten, Arabien, Kuweit — es sind nur Etappen auf dem Wege nach Indien. Für Indien lieferte England zusammen mit der Türkei Schlachten bei Sebastopol. Um Indiens willen raubte es Rußland die Früchte seiner Siege im Jahre 1878.

Daß für England die Integrität der Türkei kein Prinzip seiner Politik war, erhellt schon daraus, daß England Österreich nicht entgegentrat, sondern im Gegenteil Hand in Hand mit ihm gegen den Vertrag von San Stefano Protest erhob: so ging mit Hilfe Englands auf dem Berliner Kongreß Bosnien in den Besitz Österreichs über.

In den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts entsteht der deutsch-

englische Gegensatz. Der deutsche Imperialismus sucht seinen „Platz an der Sonne". In Afrika, in Ostasien, in Vorderasien — überall will man Fuß fassen. Die Bagdadbahn soll nicht nur ein wirtschaftliches Unternehmen, sondern auch eine Hypothek auf Kleinasien sein. Die Türkei kommt bereitwillig Deutschland entgegen: je mehr Gegensätze, je mehr Interessen in der Türkei verankert sind, desto sicherer ihre Zukunft. England hatte sich teuer für seine Hilfe bezahlen lassen. Jetzt durfte die Türkei wählen zwischen England und Deutschland. England reflektierte wenig auf die Hilfe der Türkei, denn es hielt sich fern von europäischer Politik. Der deutsche Imperialismus dagegen sah in der Türkei einen Bundesgenossen in einem eventuellen Kampfe mit England: in Ägypten konnte diesem mit Hilfe der Türkei der schwerste Schlag versetzt werden. Kein Wunder, daß der deutsche Einfluß in Konstantinopel den englischen gänzlich verdrängt. Deutschland wird der „Freund" der Türkei und widersetzt sich jedem Versuch, der Türkei Reformen für Mazedonien aufzuzwingen.

Den Gegensätzen zwischen Rußland und Österreich, zwischen Rußland und England und zwischen Deutschland und England verdankt die Türkei ihre Existenz: auf sie baute sie ihre Politik.

Die übrigen Großmächte spielten keine ausschlaggebende Rollen. Frankreich trieb eifrig seine kulturelle Tätigkeit in Syrien und Palästina und bereitete auf diese Weise den Boden für seine Einflußsphäre vor. Dasselbe tat Italien in Albanien (in Konkurrenz mit Österreich). Als Hauptgläubiger der Türkei hatte Frankreich die Sicherheit der dorthin gesandten Milliarden in Betracht zu ziehen, war also an dem Statusquo interessiert. Als Bundesgenosse Rußlands unterstützte es dessen Politik.

Wie die Existenz der Türkei der Eifersucht der Großmächte und dem Widerstreite ihrer Interessen zuzuschreiben ist, so entspringen denselben Ursachen die territorialen Änderungen auf dem Balkan.

Schon zur Zeit Katharinas II. entsteht die Theorie, Rußland sei berufen, die christliche Bevölkerung des Balkans vom türkischen Joche zu befreien. Die Befreiung lag auch dann im Interesse Rußlands, wenn die Befreiten einen selbständigen Staat bildeten, denn auf jeden Fall wurde dadurch die Türkei geschwächt und ein eventueller Bundesgenosse im Kriege gegen die Türkei geschaffen. Deshalb konnte Zar Nikolaus I., der sich als der Hüter der Ordnung in Europa betrachtete, der ohne Zaudern 1848 seine Armee nach Ungarn warf, um die erschütterte monarchische Autorität wiederherzustellen, den griechischen Rebellen zu Hilfe kommen. Rußland konnte dabei Hand in Hand mit seinem Erbfeind England gehen, weil beide aus verschiedenen, teilweise diametral entgegengesetzten Gründen dasselbe wollten.

England vertrat das Prinzip der Integrität der Türkei nur gegenüber Rußland, denn es war nicht gesonnen, Rußland auf Kosten der Türkei erstarken zu lassen. Dem Entstehen selbständiger Staaten auf dem Balkan legte es keine Hindernisse in den Weg. England war zu realpolitisch, um nicht zu sehen, daß die Bildung solcher Staaten ein historisch unaufhaltsamer Prozeß ist, der noch dazu England nur Nutzen bringen kann. Jeder zur Selbständigkeit gelangte Teil der Türkei bildete einen größeren Markt für Englands Industrie als früher unter der türkischen Mißwirtschaft.

Griechenland gegenüber war Rußland ein christlicher Staat, für Serbien und Bulgarien ein slawischer. Daß die europäischen Mächte, in erster Reihe

England und Österreich, es dulden würden, daß Rußland nach einem erfolgreichen Kriege den östlichen Teil der europäischen Türkei annektiere, darauf durfte die russische Regierung im Jahre 1877 nicht rechnen. Die selbständigen slawischen Staaten sollten Rußland das faktisch erreichen lassen, was ihm rechtlich unmöglich war. Sie sollten seine Vasallen werden. Deshalb schob Rußland nach dem Frieden von San Stefano Bulgariens Grenzen bis nach dem Ägäischen Meere hin. Der Berliner Vertrag machte einen Strich durch Rußlands Rechnung — nicht aber durch die Geschichte.

Nach dem Jahre 1878 bilden die neuen Balkanstaaten den Schauplatz der Rivalität Rußlands und Österreichs. Beide streben, die formell unabhängigen Staaten von sich abhängig zu machen. In den achtziger Jahren zieht Rußland den kürzeren. Die „Befreier" benehmen sich in Bulgarien wie in einer russischen Provinz und ernten „Undank", denn die Bulgaren waren wenig geneigt, sich das gefallen zu lassen. Empört zieht die Regierung Alexanders III. ihre schützende Hand von Bulgarien, als Ferdinand gegen ihren Willen zum bulgarischen Fürsten proklamiert wird. Auch in Serbien herrschte der österreichische Einfluß. In der zweiten Hälfte der neunziger Jahre zieht sich Rußland vom Balkan zurück. Die Vereinbarungen mit Österreich über den Statusquo hatten die Mazedonier mit ihrem Blute und ihren Leiden zu bezahlen. Mochten die türkischen Zustände unerträglich sein, es wurde nichts geändert, denn Rußland und Österreich wollten einstweilen die Verhältnisse unverändert lassen. Wären die Balkanstaaten einig gewesen, so hätten sie eine selbständige Rolle sowohl gegenüber den Großmächten als noch mehr gegenüber der Türkei spielen können, aber sie waren ohnmächtig, denn alle kämpften sie um Mazedonien. Die Zwietracht dauerte jahrzehntelang, äußerte sich in den erbittertsten Formen und nahm sogar die Gestalt bewaffneter Kämpfe der verschiedenen Banden untereinander an. Diese Banden wie die ganze Propaganda, das heißt die Tätigkeit auf dem Gebiet der Schule und der Kirche, wurde von Sofia, Belgrad, Athen und sogar Bukarest geleitet und mit Geldmitteln versehen. Jeder Staat wollte, solange das Gebiet noch im türkischen Besitz war, einen möglichst großen Teil davon für seine Nationalität gewinnen, um möglichst viel bei der zukünftigen Teilung zu erhalten.

Die größten Gegner, weil die mächtigsten, waren die Bulgaren und die Griechen. Die Bulgaren waren stark durch ihre Zahl, die Griechen durch die tatkräftige Unterstützung der Türkei. Für die Türkei waren die Mazedo-Bulgaren die gefährlichsten Separatisten, und sie sah in den Griechen ein willkommenes Gegengewicht.

* * *

Dreißig Jahre (1878 bis 1908) hielt sich der Statusquo auf dem Balkan dank dieser zwiefachen Neutralisierung der Großmächte und der christlichen Balkanstaaten untereinander, freilich nicht ganz unverändert. Im Jahre 1885 vereinigt sich Ostrumelien mit Bulgarien. Kreta erreicht dank seinem ununterbrochenen Kampfe im Jahre 1897 eine Autonomie. Dagegen ändert an der Lage der Serbisch-Bulgarische Krieg 1885 und der Griechisch-Türkische Krieg 1897 nichts.

Der Russisch-Japanische Krieg und die russische Revolution, die für Asien eine ähnliche Rolle spielten wie die französische Revolution für Europa, machten diesem Gleichgewicht ein Ende.

2. Die Entstehung des neuen Balkans.

„Die Bourgeoisie", schrieb Marx 1848 im Kommunistischen Manifest, „zwingt alle Nationen, die Produktionsweise der Bourgeoisie sich anzueignen, *wenn sie nicht zugrunde gehen wollen.*" Die Geschichte hat positive und negative Beweise für diesen Satz geliefert. Positiv haben es Japan und Rußland bestätigt, negativ die Türkei. Die Türkei blieb ökonomisch und folglich politisch ein feudales Gebilde innerhalb der kapitalistischen Welt; das machte sie zum „kranken Mann", der den zentrifugalen Kräften der verschiedenen einander fremden Nationen machtlos gegenübersteht: schafft doch erst der Kapitalismus jene festen Bande, die die modernen Reiche zusammenhalten. Die Türkei konnte nicht leben. Sterben ließ sie die Rivalität der Großmächte nicht. Deshalb vollzog sich der unaufhaltsame Prozeß der Modernisierung des Balkans in der Form von Amputationen. Einzelne fortgeschrittene Teile der Türkei rissen sich einer nach dem andern los und bildeten selbständige Staaten: Griechenland, Rumänien, Serbien, Bulgarien. Nach dem Berliner Kongreß kam die Reihe an Mazedonien. Die natürlichste und verhältnismäßig beste Lösung, eine weitgehende Autonomie, haben die Großmächte, speziell Rußland und Österreich, hintertrieben, damit war die Möglichkeit der Verteilung Mazedoniens unter den Balkanstaaten vorbereitet, deren Machthaber längst darauf hinarbeiteten. Die Kämpfe der Großmächte untereinander, in erster Reihe Rußlands gegen Österreich, sorgten dafür, daß diese Möglichkeit zur Wirklichkeit wurde.

Der Russisch-Japanische Krieg (1904) und die dadurch beschleunigte Revolution schwächten Rußland, da die Revolution nicht zu siegen und Rußland nicht zu verjüngen vermochte. Die „Revolution" der Jungtürken (1908) bildete mehr ein Element der Schwäche als der Stärke für die Türkei, auf jeden Fall erschütterte sie das Gleichgewicht auf dem Balkan, und der österreichische Imperialismus konnte durch die Annexion Bosniens im Jahre 1908 die ganze orientalische Frage auf die Tagesordnung setzen.

Ahrenthal wollte ein Präludium zu einer neuen Epoche kraftvoller Expansionspolitik Österreichs auf dem Balkan aufspielen, Graf Berchtold blieb nur die Aufgabe übrig, die historische Notwendigkeit des Abschlusses dieser kostspieligen Prestigepolitik zu konstatieren. Mit der Annexion brachte Österreich selbst alle jene Kräfte in Bewegung, die den neuen Balkan schufen: die Großmächte und die Balkanstaaten.

Auf der Oberfläche spielen die letzteren die erste Rolle: sie zertrümmerten die Türkei, sie zerfleischten einander. Die Geschichte hat aber nicht nur einmal gezeigt, daß das Ergebnis (und sogar der Gang) des Kampfes nicht von den Kämpfenden allein abhängt und daß mancher Sieger seiner Beute gänzlich beraubt wurde. Der Russisch-Türkische Friede von San Stefano (1878) und der Chinesisch-Japanische Friede von Simonoseki (1895) sprechen deutlich dafür. In Wirklichkeit ist das Ergebnis der Balkankrise in erster Reihe das Produkt des Kampfes der Großmächte untereinander.

Die gegenwärtige politische Lage auf dem Balkan ist das Werk des Balkanbundes, seines Lebens und seines Todes, aber den Balkanbund hat Rußland geschaffen und Österreich hat ihn begraben.

Mit der Annexion Bosniens hatte Österreich einen großen Sieg über Rußland errungen. Bulgarien, das Anschluß an Österreich gefunden, erlangte die Unabhängigkeit, während Serbien trotz Rußlands Hilfe nichts

ausrichten konnte: dem großserbischen Gedanken wurde ein mächtiger Schlag versetzt. Aber nicht nur auf dem Balkan unterlag damals Rußland. Sein Vorschlag, eine europäische Konferenz einzuberufen, um die Annexionsfrage oder die Frage der Kompensationen (Dardanellen) zu erörtern, konnte sich nicht gegen den Widerstand Österreichs durchsetzen.

Die Niederlage Rußlands war zu gleicher Zeit eine Niederlage des Dreiverbandes (Rußland, Frankreich und England) und ein Sieg des Dreibundes (Deutschland, Österreich und Italien): hat doch Deutschland im entscheidendsten Moment den Rückzug Rußlands durch Drohungen erzwungen.

Der Balkanbund war die Vergeltung Rußlands an Österreich und des Dreiverbandes an dem Dreibund.

Den Fehler, den Iswolski beging, als er selbständig ohne Einverständnis mit den Ententemächten den Kampf mit Österreich aufnahm, wiederholte Rußland nicht. Die Fäden wurden aus Petersburg und Paris gemeinsam gesponnen, und der aus Paris war ein Goldfaden. Daß England im Bunde der Dritte war, dafür sorgte die wachsende Spannung gegen Deutschland. Schon vor der Annexion verständigten sich Rußland und England nicht nur über den fernen (im Jahre 1907), sondern auch über den nahen Osten (Revaler Zusammenkunft 1908). Nach Agadir hatte England nichts gegen eine gemeinsame Aktion, die einerseits über den Rahmen der englischen Balkanpolitik nicht hinausging (es handelte sich um die Lostrennung Mazedoniens von der Türkei in der einen oder der anderen Form: eine Neuauflage der Revaler Übereinkunft), andererseits aber seine Spitze gegen den Dreibund richtete.

Hatte Deutschland die historischen Gegner in der Türkei, Rußland und England, versöhnt und damit die stärkste Säule aus dem Bau des Osmanischen Reiches gebrochen, so schufen seine Bundesgenossen zu der von ihm geschaffenen objektiven Bedingung des Sturzes die subjektiven Voraussetzungen. Nach der Annexion Bosniens und dem Tripoliszug sank das Ansehen der Türkei bei den Balkanstaaten in demselben Maße, wie deren Appetite gereizt wurden.

Die Jungtürken, die dank ihrem nationalistisch-zentralistischen Geiste noch weniger als Abdul Hamid fähig sind, die nationalen Probleme in der Türkei zu lösen, versetzten der Türkei den letzten Stoß: der Albaneseraufstand war das Vorspiel zu dem Balkankrieg.

Der Balkanbund bleibt ein Meisterstück der russischen Diplomatie, der es gelungen war, die erbittertsten Gegner zu gemeinsamem Handeln in bezug auf das Streitobjekt zu vereinigen. Er hat auch voll die auf ihn gesetzten Hoffnungen erfüllt. Seine Siege über die Türkei waren von Siegen des Dreiverbandes über den Dreibund, speziell Rußlands über Österreich begleitet. Der Balkanbund sollte sich dem Dreiverband angliedern als Gegenleistung für Mazedonien.

Die erste Aufgabe war, dem Balkanbund eine Rückendeckung zu verschaffen für den Fall seiner Niederlage und zu verhindern, daß sich irgend eine Macht, speziell Österreich, in den Kampf einmischte. Dieses Ziel wurde erreicht durch die vom Dreiverband herbeigeführte Proklamierung der Unantastbarkeit des Statusquo seitens der Großmächte. Es klang wie lautere Gerechtigkeit. Keine von den kämpfenden Parteien sollte nach dem Kampfe territoriale Erweiterungen erhalten. In Wirklichkeit bedeutete es: auch wenn

die Türkei aus dem Kampfe siegreich hervorgehen sollte (wie 1897 im Kriege mit Griechenland), wird der Balkanbund keine territorialen Einbußen erleiden. Sollte der Balkanbund aber siegen, dann war der Dreiverband sicher, daß auch der Dreibund mit ihm gemeinsam den gemeinsamen Beschluß zertreten würde. Viel schwieriger war die Aufgabe, Österreich von einer Einmischung abzuhalten. Anfangs war man in Österreich wie in Deutschland der Ansicht, daß die Schüler von der Goltz Paschas die Balkanbündler zu Paaren treiben würden. Nach den ersten niederschmetternden Niederlagen der Türkei versuchte Österreich den Serben „Halt!" zuzurufen. Diese ignorierten einfach die Vorschriften, bis zu welchem Punkte sie vorgehen dürften, besetzten den Sandschak, vereinigten sich mit den Montenegrinern und rückten unaufhörlich nach dem Süden und dem Westen vor.

Die Militärpartei in Österreich-Ungarn drängte zu energischen Schritten, und in den Delegationen, speziell in der ungarischen, hatte Berchtold sich später gegen den Vorwurf der „Schlappheit" zu verteidigen: man erklärte, mit Schneid hätte man vieles erreichen können. Man versetzte dadurch Berchtold in die größte Verlegenheit. Er, der sich à la Bethmann in philosophischen Betrachtungen über die historische Notwendigkeit des Geschehenen erging, der dadurch die Position der Regierung zu verteidigen suchte, daß er alle Ergebnisse als vorher von der österreichischen Diplomatie gewollte hinstellte, somit als ihre Erfolge, mußte in diplomatischer Form zu verstehen geben, daß Österreichs Hände zu kurz waren, um das zu vollbringen, was man von oben wünschte.

Die Besetzung des Sandschaks wäre ein Casus belli mit Serbien und Bulgarien gewesen, wie wir aus den im „Matin" veröffentlichten Geheimverträgen wissen; auch Berchtold wußte es. Darauf konnte sich Österreich nicht einlassen, auch abgesehen davon, daß es zu einem Kampfe mit Rußland und somit zu einem europäischen Kriege geführt hätte. Deutschland aber war, und mit Recht, nicht geneigt, des Sandschaks wegen einen Krieg zu führen.

So mußte Österreich sich fügen und den Balkanbund frei walten lassen.

Die rasch aufeinanderfolgenden Siege stiegen den Bulgaren zu Kopf. Sie sahen sich schon in feierlichem Zuge in Konstantinopel einziehen. Sie mußten bald merken, daß hinter Tschataldscha nicht nur die türkische Armee, sondern eine für sie weit unbezwinglichere Macht stand, nämlich England und Rußland. Weder wollte Rußland zulassen, daß Bulgarien Konstantinopel erobere, noch entsprach es Englands Interessen, die Dardanellenfrage auf die Tagesordnung zu setzen. So mußte sich der Balkanbund mit der Linie Enos—Midia begnügen.

Der erste Akt der Balkankrise endet mit einem vollen Siege des Dreiverbandes: die Türkei verliert ihre europäischen Gebiete, aber Österreich erhielt nichts davon, weder den Sandschak noch Saloniki.

Die Botschafterkonferenz in London, wohin die waffenstarrenden Mächte aus Furcht vor ihren eigenen Waffen flüchteten, war der Schauplatz eines erbitterten Kampfes Rußlands mit Österreich.

Der Kampf galt nicht dem Bestand Albaniens, sondern der Größe seines Gebiets. Zwar waren Serbien und Griechenland geneigt, Albanien zwischen sich zu verteilen; so weit aber reichte die Macht des Dreiverbandes nicht. An Albanien war nicht nur Österreich, sondern auch Italien interessiert, deshalb mußte Österreichs Bedingung, an die es seine Teilnahme an der Bot-

schafterkonferenz knüpfte, nämlich die Schaffung eines neuen albanischen Staates, von allen Mächten angenommen werden.

Hinter der Phrase Österreichs und Italiens, Albanien sei so viel Gebiet zu verschaffen, daß es ein selbständiges Leben führen könnte, versteckte sich die Absicht, möglichst viel für sich für die Zukunft zu reservieren. Die rein willkürliche Abgrenzung, speziell im Norden, war das Produkt des Kompromisses, das nur durch die Annäherung Deutschlands an England zustande gebracht werden konnte.

Verdanken die Staaten des Balkanbundes ihre Neuerwerbungen dem Dreiverband, ist Albanien das Geschöpf Österreichs und Italiens, so ist die Verteilung Mazedoniens zwischen Serbien, Griechenland und Bulgarien in erster Reihe das Werk Österreichs, wenn sie auch gar nicht nach seinen Wünschen ausfiel, und Deutschlands.

Man hat sich viel über den Kampf empört, der zwischen den Verbündeten entbrannte. Die schwerste Schuld an dem zweiten Balkankrieg trägt aber Österreich.

Die Abgrenzung Albaniens und noch mehr der Beschluß, Serbien nur einen kommerziellen Zugang zur Adria zu gewähren, versetzten dem Balkanbund den ersten Stoß. War doch das ganze Streben Serbiens darauf gerichtet, die Adria zu erreichen. Während Bulgarien unerwarteterweise sich anschickte, fast ganz Thrazien zu seinem Gebiet zu schlagen, sah sich Serbien der besten Früchte beraubt. Es verlangte deshalb von Bulgarien die Revision des geheimen Vertrags. Dieser Vertrag hatte die Gebiete Mazedoniens, die Bulgarien und Serbien zufallen sollten, in drei Zonen geteilt: eine sollte Serbien, die andere Bulgarien erhalten, über die dritte sollte der Zar entscheiden, wenn keine Verständigung zustande käme. Serbien verlangte jetzt einen größeren Teil Mazedoniens als Entschädigung für seine Enttäuschung in Albanien, und es scheint, daß Rußland ihm eine solche am Wardar versprach, um es zu bewegen, die Adria zu verlassen.

Während Rußland den ersten Balkankrieg hervorrief, war es selbstverständlich in seinem Interesse, den zweiten Krieg auf keinen Fall zuzulassen. Bedeutete doch der Krieg den Tod des Balkanbundes. Eben deshalb war der Krieg das Ziel Österreichs, denn nur durch den Krieg konnte der Balkanbund gesprengt werden. Sowohl Rußland als Österreich steuerten konsequent ihren Zielen zu.

Dagegen war Deutschlands Politik schwankend. Anfangs schien man sich mit dem Bestand des Balkanbundes abgefunden zu haben. Die Wehrvorlage war die Antwort. Sie sollte das gestörte Gleichgewicht wiederherstellen. Anläßlich der Hochzeitsfeier fand in Berlin eine Zusammenkunft zwischen dem Zaren, dem König von England und dem Kaiser statt. Man kann mit Sicherheit annehmen, daß hier Rußland Zusicherungen in bezug auf die Balkanpolitik gegeben wurden. Dafür liefert sowohl die Nervosität in Wien als das Reskript des Zaren an Sassonow Beweise. In Wien sprach man von Isolierung, und der Zar stellte die Übereinstimmung der Politik als Ergebnis seines Besuches fest. Es ist nicht ausgeschlossen, daß das Zarentelegramm hier angeregt oder besprochen wurde.

Wie dem auch sei, nachdem der Zar die Bulgaren und Serben aufgefordert hatte, ihre Streitigkeiten gemäß dem Geheimvertrag ihm als Schiedsrichter zu unterbreiten, beeilte sich die deutsche Regierung, eine Ver-

beugung vor Rußland zu machen. In der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" vom 15. Juni 1913 hieß es in der Wochenrundschau:

Bei dem Eingreifen Europas fiel der russischen Politik die Initiative zu, indem Kaiser Nikolaus von dem im bulgarisch-serbischen Vertrag vorgesehenen Rechte des Angebots einer schiedsrichterlichen Entscheidung in einem persönlichen Schritte bei den Königen von Bulgarien und Serbien Gebrauch machte. Diesem für die europäische Friedenspolitik dankenswerten Vorgehen schloß sich... ein von den Großmächten... gemeinsam erteilter Ratschlag an.

Der warme Ton und der Optimismus („gewisse Zeichen sprechen dafür, daß die freundschaftliche Mahnung ihren Zweck nicht verfehlen wird") bestätigen indirekt die Worte des Zaren in seinem Reskript.

Es war kein Zufall, daß Österreich sich des ungarischen Ministerpräsidenten Tisza als Sprachrohr bediente, um dem Zaren und Deutschland eine Antwort zu erteilen. Tisza sagte:

Jetzt, bei der Liquidierung des Krieges, bestehen unter den Balkanvölkern selbst scharfe Differenzen. Wir sehen eine Separataktion Rußlands, mit der nur Schwierigkeiten auftauchen. Die Behebung der vorhandenen Schwierigkeiten kann durch friedliche Entwirrung unter den Balkanstaaten, im Wege eines Krieges, durch ein Schiedsgericht oder eine Mediation erfolgen. Wenn die letztgenannte Modalität gewählt wird, dann muß unbedingt die freie Entschließung der Balkanstaaten zur Geltung kommen; jede andere Lösung würde den Charakter einer Intervention tragen, wie sie unserem Prinzip der Wahrung der Freiheit der Balkanstaaten widerspricht. Keiner anderen Macht dürfen Vorrechte gewährt werden. Die Erhaltung dieses Prinzips bildet eine Lebensfrage für die Monarchie.

Einen schärferen Gegensatz in der Haltung der beiden Bundesgenossen kann man sich kaum vorstellen.

Man vergleiche die gesperrt gedruckten Stellen, speziell die Charakteristik des Vorgehens Rußlands. „Ein für die europäische Friedenspolitik dankenswertes Vorgehen", „eine Initiative beim Eingreifen Europas" klang es von Berlin. „Eine Separataktion, mit der nur Schwierigkeiten auftauchen" hallte es aus Pest wider. Es war ein Wink mit dem bei Tisza so üblichen Zaunpfahl nach allen Richtungen, nach den Balkanstaaten, nach Rußland und nach Deutschland.

Deutschland parierte sofort. In der Wochenrundschau vom 22. Juni schreibt schon die „Norddeutsche":

Das allseitige Festhalten der Großmächte an den Grundlinien der europäischen Friedenspolitik, zu denen auch die Anerkennung des Selbstbestimmungsrechtes der Balkanvölker gehört, hat bisher günstig gewirkt.

Die Angst vor europäischen Verwicklungen wich der Hoffnung, dem Balkanbund das Lebenslicht auszublasen. Es war ein außerordentlich verwickeltes Spiel, und das Ergebnis hat der Balkan nicht nur der österreichischen Militärpartei, sondern in gleichem Maße den Militärparteien der Verbündeten zu verdanken.

Die Lage vor dem Eingreifen des Zaren hatte sich folgendermaßen zugespitzt: Die Verbündeten zogen ins Feld, jeder mit einem Dolche gegen seine Bundesgenossen unter dem Mantel, denn es galt nicht nur der Türkei Mazedonien abzunehmen, sondern auch die Beute unter sich zu verteilen.

Serbien und Griechenland waren von Anfang an durch die Angst vor Bulgarien aufeinander angewiesen, denn Bulgarien beanspruchte immer fast ganz Mazedonien für sich. Dieser Anspruch war um so gefährlicher, als er von der Volksstimmung sowohl Bulgariens als Mazedoniens seit Jahrzehnten getragen wurde. Schon im Bündnisvertrag wurde zwischen Serbien und Bulgarien bestimmt, daß jeder Bundesgenosse die Gebiete besetze, die ihm später zufallen sollten. Mit Griechenland kam kein derartiges Abkommen zustande. Der Krieg verschlechterte von Anfang an die Position der Bulgaren und warf alle Abmachungen über den Haufen. Bulgarien mußte der ganzen Macht der Türkei entgegentreten, wurde nach Thrazien gedrängt und überließ faktisch Mazedonien den Verbündeten. Mit orientalischer Perfidie verstanden es diese, Bulgariens Unnachgiebigkeit der Türkei gegenüber aufzustacheln, damit es gänzlich im Kriege verblute. Nach dem Friedensschluß in London war die Übermacht faktisch bei Griechenland und Serbien, die sich hinter dem Rücken Bulgariens zu einem Schutz- und Trutzbündnis zusammengefunden und den Boden in Rumänien für sich vorbereitet hatten. Die Militärparteien dieser Staaten drängten zum Kriege.

Bulgarien stand am Rande des Abgrundes. Zwei Auswege gab es. Entweder mußte man in Mazedonien Serbien nachgeben oder Rumänien in der Dobrudscha befriedigen. Rußland drängte auf den ersten Weg. Damit hätte man den Krieg vermieden und den Balkanbund erhalten. Bulgarien wäre durch Thrazien reichlich entschädigt worden und Rumänien mit leeren Händen ausgegangen.

Österreich trieb zum Kriege. Tiszas Rede sprach nur offen und ungeniert das aus, was man hinter den Kulissen tat. Tisza stellte drei Möglichkeiten als Ausweg auf: Verständigung, Krieg oder Schiedsgericht. Die Verständigung war von selbst ausgeschlossen, gegen das Schiedsgericht protestierte er förmlich im Namen der Monarchie, somit blieb nur der Krieg als eine für Österreich genehme Lösung. Die Rede Tiszas nahm deshalb, soweit sie sich an die Balkanstaaten wandte, den Charakter einer offiziellen Aufmunterung der bulgarischen Militärpartei an. Man erweckte in ihnen die Hoffnung auf eine tatkräftige Unterstützung für den Fall des Krieges.

Um Bulgarien den Rücken zu decken, empfahl Österreich mehrmals und eindringlich, Rumänien zu befriedigen, das sich noch abwartend verhielt. Österreich hätte mit einem Schlag Rumänien dem Dreibund zurückgewonnen, das nach der Petersburger Konferenz, aus der es nur Silistria holte, sehr gegen Österreich und den Dreibund verstimmt war, und Bulgarien Rußland und dem Dreiverband entrissen. Österreich sah schon aus den Trümmern des Balkanbundes einen bulgarisch-rumänischen Zweibund entstehen, der, im Fahrwasser der Dreibundpolitik segelnd, den Balkan beherrschen sollte.

Die russischen Einflüsse, die im Kabinett Danews vertreten waren, kreuzten die österreichischen, die in Bulgarien im Zaren Ferdinand und bei der Militärpartei mit dem General Sawow ihre Stütze fanden. Aber keine von ihnen gewann im kritischen Moment die Oberhand. Das stürzte das Land in den Abgrund. Das Zarentelegramm beschleunigte die Katastrophe.

Der Zar beanspruchte die im Vertrag vorgesehene Schiedsrichterrolle. Doch in Bulgarien fürchtete man, die Entscheidung werde zugunsten Serbiens ausfallen, und zögerte und verschleppte die Verhandlungen. In diesem

Moment benutzte Rußland Rumänien, um einen Druck auf Bulgarien auszuüben. Rußland befürwortete in Bukarest die Mobilmachung. Um seinerseits Rußland zu bewegen, sich entschiedener auf die Seite Bulgariens zu stellen und Serbien zur Nachgiebigkeit zu zwingen, unternimmt Bulgarien einen bewaffneten Vorstoß gegen seine Verbündeten. Der Vorstoß sollte seine Position in Mazedonien stärken — er wurde ihm zum Verhängnis. Bulgarien wurde von allen vier Seiten angegriffen und mußte unterliegen. Rumänien verstand es, die ihm sich bietende Gelegenheit voll auszunutzen. Es schlug sich auf die Seite Serbiens und Griechenlands, um dadurch die Selbständigkeit sowohl gegenüber Rußland als gegenüber Österreich zu gewinnen. Es ließ sich weder als Werkzeug der russischen Pläne noch der österreichischen Politik benützen und schwang sich zum Diktator auf dem Balkan auf, selbstverständlich nur im Namen der Herstellung des Gleichgewichtes und der Abwehr der bulgarischen Vorherrschaft.

Die Großmächte waren außerstande, mit Waffengewalt in die Ereignisse einzugreifen, nichtsdestoweniger tragen sie die Verantwortung für den Bukarester Vertrag, denn während am grünen Tische die Balkandiplomaten die Karte des Balkans zurechtstutzten, lag die endgültige Entscheidung in den Händen der Großmächte: noch in London behielten sie sich ausdrücklich die Revision der Beschlüsse der Balkanstaaten vor.

Die Hauptverantwortung hat Deutschland übernommen, und hauptsächlich Deutschland verdankt der Balkan seine endgültige Form. Gerade in dem Moment, wo die erbittertsten Rivalen, Österreich und Rußland, zwar aus verschiedenen, ja entgegengesetzten Standpunkten sich in der Forderung der Revision des Bukarester Vertrags zugunsten Bulgariens fanden, verkündete aller Welt die deutsche Diplomatie, sie sehe den Bukarester Vertrag als endgültig an. Man wollte Rumänien in die Kreise des Dreibundes wieder hineinziehen und Griechenland neu gewinnen — beides mußte scheitern und scheiterte tatsächlich —, man erleichterte nur Frankreich die Aufgabe, eine selbständige Politik zu treiben und Rußland in der Kawalafrage im Stiche zu lassen.

Wie Rumänien im Norden die Dobrudscha, so konnte die Türkei im Süden Thrazien ohne Schwertstreich Bulgarien entreißen. Daß sie fast das ganze Thrazien behielt, verdankt sie nicht ihrer Macht, sondern den Großmächten. Sie ließen sich in Form von Eisenbahnkonzessionen in Kleinasien und anderen wirtschaftlichen und politischen Vorteilen für das Übertreten der eigenen Beschlüsse reichlich bezahlen.

Daß von dem ganzen Werk der Londoner Konferenz nur Albanien übrig blieb, wirft auf die ganze Balkanfrage das grellste Licht. Albanien war ein Kompromiß, das auf den bestehenden Kräfteverhältnissen beruhte. Solange das Verhältnis unverändert blieb, scheiterten und scheitern alle Versuche, auch nur ein Dorf Albanien zu entreißen. Das hat nicht nur Serbien erfahren, sondern auch Griechenland. Alle Künste der Griechen von der Beeinflussung der öffentlichen europäischen Meinung bis zur Vorbereitung eines bewaffneten Aufstandes der Epiroten schlugen fehl, und der Balkan-Bismarck Venizelos mußte am Schlusse seiner Reise an die europäischen Höfe die endgültige Räumung Südalbaniens anordnen. Die griechische Regierung sieht sich gezwungen, den inzwischen ausgebrochenen Aufstand der Epiroten zu mißbilligen und sogar gegen die Aufständischen vorzugehen.

So ist der neue Balkan das Werk Europas. Wie der Kapitalismus auf dem ökonomischen Gebiet ein Spielball der von ihm entfesselten Kräfte ist, so kann die kapitalistische Welt auch auf dem politischen Gebiet nicht der eigenen Kräfte Herr werden. Vor dem Weltkrieg flohen die Mächte nach London, aber was sie dort schufen und was sie aus ihren Geschöpfen mit den eigenen Händen machten, trägt in sich die Weltkriegsgefahr in noch gesteigertem Maße.

Die Briefe Johannes Miquels an Karl Marx.

Von Eduard Bernstein. (Fortsetzung und Schluß.

Am 13. Juli 1851 schrieb Karl Marx an Friedrich Engels:

„Miquel hat aus Göttingen geschrieben. Mehrmalige Haussuchung bei ihm. Man fand nichts. Ist nicht eingesperrt worden. Es sind von Göttingen aus fünf neue Emissäre — Gentlemen — nach Berlin usw. ausgegangen. Die Judenverfolgung erhöht natürlich den Eifer und das Interesse."

Der hier erwähnte Brief Miquels war aber nicht an Marx, sondern wahrscheinlich an W. Pieper gerichtet. Denn ein Brief Miquels an Marx, der der zweiten Hälfte des Juli 1851 angehört, läßt erkennen, daß Miquel längere Zeit nicht an Marx geschrieben haben muß, und zwar unter anderem, weil er auf Nachrichten von Pieper gewartet hatte.

Die Haussuchungen bei Miquel, von denen Marx schreibt, fielen der Zeit nach ziemlich zusammen mit den Verhaftungen der Mitglieder des Kommunistenbundes im Mai und Juni 1851, die zu dem Kölner Kommunistenprozeß führten. So heißt es am Schlusse eines Briefes von Engels an Marx vom 27. Juni 1851: „Bei Miquel scheint auch fruchtlos gehaussucht zu sein." Bei anderen war aber die Polizei erfolgreicher gewesen. Es fiel ihr unter anderem das Rundschreiben der Londoner Zentralbehörde des Kommunistenbundes vom März 1850 in die Hände, das Marx und Engels zu Verfassern hatte und seine Spitze vornehmlich gegen die kleinbürgerliche Demokratie kehrte, weil diese nach der damaligen Ansicht der Genannten beim bevorstehenden erneuten Ausbruch der Revolution an das Ruder kommen würde. Das Rundschreiben kennzeichnet die Natur und die Bestrebungen der verschiedenen Fraktionen der kleinbürgerlichen Demokratie und legt die Politik dar, welche die Kommunisten ihr gegenüber zu beobachten hätten. Eingeleitet wird diese sehr ausführliche Auseinandersetzung durch den Satz:

Das Verhältnis der revolutionären Arbeiterpartei zur kleinbürgerlichen Demokratie ist dies: sie geht mit ihr zusammen gegen die Fraktionen, deren Sturz sie bezweckt; sie tritt ihnen gegenüber in allem, wodurch sie sich für sich selbst festsetzen wollen.

Die Polizeibehörden ließen Abschriften dieses und anderer Schriftstücke des Kommunistenbundes der Presse zugehen, um Stimmung gegen die Verhafteten zu machen und dem ängstlichen Bürgersmann zu zeigen, vor welcher Gefahr sie ihn behütet hätten. Die Sachen wurden denn auch ziemlich lebhaft in den Zeitungen besprochen und gaben den Organen der Reaktionsparteien zu manchen Entrüstungsäußerungen über die schlimmen Absichten der Kommunisten Anlaß. Dagegen nahmen die noch vorhandenen Blätter des bürgerlichen Radikalismus die Enthüllungen der Polizei ziemlich kühl auf.

„Ein gutes Zeichen für die Stimmung der Bourgeois ist," schreibt Engels im Brief vom 27. Juni 1851 an Marx, „daß die Regierung mit ihrem Versuch, die große Dresdener Entdeckung als Schreckschuß zu exploitieren, so komplett durchgefallen ist. Der Bürger fürchtet sich so wenig mehr vor dem roten Gespenst, daß er vom großen Kommunistenkomplott nichts hören will und schon fürchtet, daß das Haussuchungssystem nächstens auch auf ihn ausgedehnt werde."

Soweit nicht die Gefahr vorlag, daß einzelne Wendungen in den beschlagnahmten Aktenstücken den Verhafteten vor Gericht schaden könnten, waren Marx und Engels über die Veröffentlichung ihrer Rundschreiben und Erklärungen durch die Polizei nichts weniger als unglücklich. Es lag ihnen daran, den Unterschied ihrer Anschauungen und Absichten von denen anderer Revolutionsgruppen vor der breiten Öffentlichkeit klargestellt zu sehen. So schreibt Marx am 13. Juli 1851 an Engels mit Bezug auf die Veröffentlichung des vorerwähnten Rundschreibens vom März 1850: „Nach einer Seite hin war die Veröffentlichung desselben gut, im Gegensatz zu dem der Form nach plus ou moins absurden und dem Inhalt nach wenig tröstlichen Aktenstück des [Heinrich] Bürgers. Andererseits erschweren einige Stellen die Situation der jetzt Gefangenen."

Und Engels antwortet darauf am 17. Juli, nachdem er ausgeführt hat, inwiefern das Rundschreiben etwa den Gefangenen schaden könne:

„Dagegen ist es in jeder anderen Beziehung von enormem Vorteil, daß das Ding publiziert und durch alle Blätter gegangen ist. Die einzelnen stillen Cliquen von angehenden Kommunisten, die man gar nicht kennt und die nach den bisherigen Erfahrungen in allen Teilen Deutschlands sitzen müssen, werden daran einen famosen Halt bekommen, und selbst dem Artikel der Augsburger [Allgemeinen Zeitung] sieht man an, daß das Ding sie ganz anders affiziert hat als die ersten Entdeckungen. Ihre Zusammenstellung des Inhaltes zeigt, daß sie den ‚Wahnsinn' nur zu gut verstanden hat."

In dieser Zeit nun empfing Marx von Miquel den dritten der uns vorliegenden Briefe. Er gibt anschaulich die Stimmung wieder, in welche die Verhaftungen und die Bekanntgabe der Kommunistischen Dokumente einen Mann versetzten, der sich selbst zu den Kommunisten zählte, aber mitten unter Philistern lebte und wirkte. Sein Datum ist nicht genau mehr festzustellen, doch geht aus seinem Zusammenhang und dem Inhalt des Briefes von Engels, der auf ihn Bezug nimmt, hervor, daß er gegen Ende Juli 1851 geschrieben sein muß.

Dritter Brief Miquels an Marx, zweite Hälfte Juli 1851.

Vorbemerkung. Außer dem vorher Mitgeteilten ist zu diesem Briefe nur noch zu bemerken, daß zur Zeit, wo er geschrieben wurde, die politische Lage in Frankreich sich von neuem zugespitzt hatte und einer Katastrophe entgegenzutreiben schien. Diese ist etliche Monate später auch erfolgt, aber nicht, wie man in Deutschland in den Reihen der Demokratie gehofft hatte, in Gestalt eines erneuten Ausbruches der Revolution, sondern als Staatsstreich Louis Napoleons. Aus den Einleitungssätzen und einigen späteren Stellen des Miquelschen Briefes geht hervor, daß Miquel ebenfalls zu denen gehört hat, welche auf den Wiederausbruch der Revolution in Frankreich spekulierten, während die Antwort, die ihm Marx hatte zuteil werden lassen, eine Auseinandersetzung gewesen sein muß, daß und warum wenig Ursache vorhanden sei, auf eine in nächster Zukunft bevorstehende politische Umwälzung in Deutschland zu rechnen.

(Ohne Adresse.)

Wenn Sie wüßten, welche Freude und Belehrung mir Ihr Brief gemacht hat, so würden Sie wissen, daß der Genuß, ihn zu empfangen, gewiß viel größer ist als die Last, ihn zu schreiben, daß also das letztere — wenn auch ein Opfer, doch ein nicht nutzloses ist.

Ich würde schon längst geantwortet haben, hätte nicht die drückendste Lage und der ewige Furor der Unruhe, deren Ursache Sie kennen, mir jede ruhige Tätigkeit unmöglich gemacht. Außerdem wartete ich von Tag zu Tag vergeblich auf Nachricht von Pieper.

Jene fatale Geschichte hat schon ihre schlimmen Folgen produziert. Die Demokraten beginnen schon, uns mit Erbitterung und Ärger zurückzuweisen und, das ist das Schlimmste, sich von ihrem revolutionären, aus dem behaglichen Gefühl der Gegensatzlosigkeit resultierenden Enthusiasmus zu befreien. Der Hader beginnt nach meiner Meinung zu früh, nicht deswegen, weil wir, wie einige feige und dumme „Kommunisten" befürchten, sofort nach dem ersten revolutionären Stoß zu heftig angegriffen werden könnten, sondern weil die Kleinbürger vor der Revolution zu nachdenklich werden. Auf der anderen Seite wird freilich durch das notwendig gewordene offene Desavouieren der Arbeiterinteressen von seiten der Demokraten unsere Propaganda viel leichter; dafür ist aber unsere Organisation sehr gestört und sind unsere tüchtigsten Leute vielleicht bis zur nächsten Bewegung ins Einsame gebracht. Übrigens suchen selbst die Organe der Bourgeoisie die Sache soviel als möglich zu vertuschen, und dies beweist unter anderem, daß sie täglich revolutionärer werden. Sie erklären ganz offen, daß allerdings eine Revolution die „Zivilisation" um zwanzig Jahre zurückschmeißen werde, daß sie aber dennoch notwendig sei, und wenn dies auch nur eine Drohung ist, welche „zu Verstand bringen" soll, so ist sie doch jedenfalls eine solche, welche nicht zu Verstand bringt und somit weiter führen muß. Dies führt mich auf den Vorwurf, welchen Sie mir machen, daß ich von der nächsten Revolution zu günstig urteile. Ich weiß nicht, wie ich mich in dem Briefe an Pieper ausdrückte; ich erinnere mich nur, gesagt zu haben, daß das Einrücken der Franzosen in keinem Falle zu vermeiden sein werde. Ich verkenne durchaus nicht, daß der Mangel der Bedingungen einer radikalen Umgestaltung der ökonomischen Verhältnisse auf dem Kontinent und die daraus folgende Unmöglichkeit einer dauernden Diktatur des Proletariats zu einem Weltkrieg führen muß, welcher die Köpfe verdreht, die ökonomischen Fragen in den Hintergrund drängt, über die Erscheinungen die Ursachen vergessen läßt, als ein Krieg der Freiheit gegen den Despotismus, der staatsbürgerlichen Individualität gegen den (antifeudalen) Absolutismus notwendig demokratisch-bürgerlich sein wird usw. usw., welcher mit einem Worte zugleich Folge und Ursache der generalen Ratlosigkeit und Blamage ist; ich gebe ferner zu, daß dieser große Spektakel hauptsächlich auf deutschem Boden spielen wird; aber ich glaube nicht, und dadurch scheine ich mich von Ihnen zu trennen, daß das deutsche Volk sich passiv dabei verhalten wird. Vielmehr bin ich überzeugt, daß alle Voraussetzungen einer energischen Notwehr gegen Rußland vorhanden sind, und gerade der Kampf um die Existenz gibt mir die einzige Bürgschaft, daß aus der deutschen Revolution wenigstens etwas Vernünftiges wird. Nur der äußere Krieg kann die lokalen Skandale zentralisieren, der nationalen Philisterstimpelei einen all-

gemeinen Horizont geben und den Terrorismus zu einer wenigstens vorläufigen Beseitigung der kleinbürgerlichen „Selbständigkeiten" zwingen. Ohne ihn würde eine föderalistische Republik nicht zu umgehen sein, ohne ihn würde der Rückschlag gegen das Proletariat viel zu früh erfolgen, ohne ihn „die deutsche Revolution" mit dem ersten siegreichen Ruck gegen die Dynastien beendigt sein und sich von da an in eine gemütliche Duselei verlaufen. In der Antwort an P[ieper] habe ich nur sagen wollen, es sei nach meiner Ansicht nicht richtig, wenn man, wie er es tut, den Krieg als den Grund der behaupteten Misere der nächsten Bewegung hinstelle, im Gegenteil würde ohne ihn die „deutsche Nation" sich noch viel mehr an den Pranger stellen.

Auf einer kleinen Reise, welche ich vor kurzem durch Hessen und einen Teil von Thüringen machte, habe ich mich überzeugt, daß der Kommunismus allerdings bedeutend Terrain gewinnt, das heißt viele Proselyten macht. Wenn man einige Fabrikdistrikte ausnimmt, so stehen die Kommunisten überall gleichsam außer der Gesellschaft; sie sind fast ohne alle Anknüpfungspunkte mit den deutschen ökonomischen Verhältnissen, leben fast in allen Städten in abgeschlossenen Trupps zusammen, und ihre Propaganda besteht rein im „Keilen" einzelner guten Köpfe, Offiziere ohne Soldaten. Wo in Norddeutschland noch größere Arbeitervereine existieren, da sind es mit wenigen Ausnahmen Bildungs-, das heißt Bourgeoisvereine. Den Vorteil haben wir aber voraus, daß unser Kommunismus durchgängig ein historisch-kritischer ist, oder mit anderen Worten: daß unsere Kommunisten Ihre Schüler sind. Wenn diese in der nächsten Bewegung gut organisiert sind und nicht wie in der vorigen in Revolutionäre „im allgemeinen" sich verwandeln und auseinanderlaufen, so können sie das Proletariat doch vielleicht zu einer Junischlacht treiben. Ihre Warnung, daß man sich keine Illusionen über das Proletariat machen müsse, war bei mir wirklich sehr gut angebracht. Obschon ich nicht durch die Feuerbachsche Anthropologie zum Kommunismus gelangte, sondern durch die allmähliche Kritik aller anderen sozialist[isch]en Richtungen, obwohl ich durch das Studium der Systeme, deren Stellung ich nicht begriff, vor dem „nicht ausführbaren Kommunismus" einen förmlichen Degout hatte und erst zu ihm zurückkehrte, als mir nichts anderes übrig blieb, gleichsam als zu einem notwendigen Übel, wo dann natürlich, als ich bald das Prädikat betonen lernte, das Substantivum schwand, obwohl also der Kommunismus für mich kein Ideal ist, so leugne ich doch nicht, daß die Gewohnheit, das Proletariat nach außen zu idealisieren, auf mich selbst nachteilig eingewirkt hatte, daß ich allerdings anfing, nicht strikt [unleserlich] die Unrichtigkeit einer Tatsache mir vorzuhalten, welche ich anfänglich (mit Bewußtsein) gelogen hatte.

Nun, da ich sehe, daß Sie die gemeinen Angriffe unserer Gegner gänzlich ignorieren und sich nicht im geringsten dadurch alterieren lassen, bin ich über diesen Punkt beruhigt; derartige Schimpfereien werden nur dadurch wichtig, daß man sich darüber ärgert. Das C. C. [Zentralkomitee] und seine Produkte sind übrigens schon jetzt selbst für die Demokraten nur Gegenstände mitleidigen Lachens, welche weder beunruhigen noch auf der anderen Seite „relevant" scheinen, wie wir Juristen uns ausdrücken, einzig Kladderadatsch. Wenn ich etwas drucken lasse, soll ich es Ihnen zusenden. Aber ich werde nichts drucken lassen. Ein größeres Werk (zum Beispiel über die Lage der deut-

schen Arbeiter) zu schreiben, habe ich jetzt weder Zeit genug noch hinreichende Kenntnisse, und über einzelne Punkte zu schreiben ist mir im höchsten Grade zuwider. Weiß der Teufel, wie das anderen gehen mag. Wenn ich über irgendein Problem mir Klarheit verschafft habe, so mag ich nicht mehr daran denken, viel weniger darüber schreiben. Die Sache liegt sofort als abgetan hinter mir.

Nun noch eine Frage. War die gedrückte Lage der französischen Industrie, welche sich in diesem Augenblick wieder zu verlieren scheint, eine Folge der beginnenden Handelskrise oder momentaner Angst der Luxusartikelabnehmer?

Leben Sie wohl und verzeihen Sie einem jungen wißbegierigen Menschen so ein langes Geschwätz, welches Sie vielleicht sehr wenig interessiert.

Ganz der Ihrige J. Miquel.

P. S. Denken Sie nicht an Verrat von seiten der Partei W[illich] S[chapper], und wenn, an welchen Umfang desselben? Diese Infamie ist freilich undenkbar.

Trotz mancher Naivitäten in dem Briefe, die erkennen lassen, daß ihn ein noch recht junger Mann schrieb (Miquel ist im Februar 1828 geboren, war also damals erst 23 Jahre alt), machte er auf Friedrich Engels, wie dieser an Marx schrieb, einen guten Eindruck. Die Betrachtungen, die Engels an den Miquelschen Brief knüpfte, sind unter verschiedenen Gesichtspunkten von Interesse, so daß wenigstens die Hauptstellen hier gleichfalls zum Abdruck kommen sollen. Engels schreibt in einem undatierten Brief, der um das Ende Juli 1851 abgefaßt sein muß:

Aus einem Briefe von Engels an Marx, Juli 1851.

Der Brief von Miquel gefällt mir. Der Kerl denkt wenigstens und würde gewiß sehr gut werden, wenn er einige Zeit ins Ausland käme. Seine Befürchtungen wegen der nachteiligen Einwirkung unseres jetzt publizierten Aktenstückes auf die Demokraten sind für seine Gegend gewiß sehr richtig; diese niedersächsische naturwüchsige Mittelbauerndemokratie, der die „Kölnische Zeitung" neulich in den Hintern kroch und ihr die Allianz anbot, ist aber auch danach und steht weit unter der spießbürgerlichen Demokratie der größeren Städte, von der sie doch beherrscht wird. Und diese kleinbürgerliche Normaldemokratie, obwohl schwer pikiert offenbar durch dies Aktenstück, ist selbst viel zu geklemmt und gedrückt, als daß sie nicht mit der großen Bourgeoisie viel eher auf die Notwendigkeit des passer par la mer rouge käme.... Dagegen der hannoversche große und Mittelbauer, der nichts hat als seinen Boden, dessen Haus, Hof und Scheune usw. usw. bei dem vorauszusehenden Ruin aller Assekuranzkompanien allen Gefahren ausgesetzt sind, der ohnehin seit Ernst August alle Süßigkeiten des gesetzlichen Widerstandes durchgekostet hat, dieser deutsche sturdy yeoman wird sich hüten, eher als er muß ins rote Meer zu gehen....

Um noch einmal auf den Effekt unseres Aktenstückes auf die Demokraten zurückzukommen: Miquel sollte doch bedenken, daß wir die Herren fortwährend und ununterbrochen in Schriften verfolgt haben, die mehr oder weniger doch Parteimanifeste waren. Woher also nun das Geschrei über ein Programm, das bloß das schon längst Gedruckte in sehr ruhiger und besonders ganz unpersönlicher Weise resümiert?... Jeder irgendwie intelligente Demokrat mußte von vornherein wissen, was er von unserer Partei zu erwarten hatte, das Aktenstück konnte ihm nicht viel Neues bringen. Alliierten sie sich pro tempore mit den Kommunisten, so waren sie über Bedingung und Dauer der Allianz vollständig instruiert, und es kann bloß hannoverischen Mittelbauern und Advokaten eingefallen sein, zu glauben,

die Kommunisten hätten sich seit 1850 von den Prinzipien und der Politik der „Neuen Rheinischen Zeitung" bekehrt. Waldeck und Jacoby haben sich das gewiß nie träumen lassen. In jedem Falle werden alle derartigen Veröffentlichungen auf die Dauer weder gegen „die Natur der Dinge" noch gegen „den Begriff des Verhältnisses", um mit Stirner zu sprechen, etwas ausrichten, und die demokratische Schreierei und Wühlhuberei wird bald wieder in voller Blüte stehen und mit den Kommunisten Hand in Hand gehen. Und daß uns die Kerle den lendemain der Bewegung doch schlechte Streiche spielen werden, wissen wir längst und wird durch keine Diplomatie verhindert.

Dagegen, daß sich überall, wie ich voraussetzte, kleine kommunistische Cliquen auf Grundlage des Manifestes bilden, hat mich sehr gefreut.... Gut wäre eine allgemeine Empfehlung, überall unter den Kommis Propaganda zu machen. Für den Fall, daß man eine Verwaltung organisieren müßte, sind die Kerls unentbehrlich, sie sind ans Schanzen und an übersichtliche Buchführung gewöhnt, und der Commerce ist die einzig praktische Schule für brauchbare Bureauschreiber.

Unsere Juristen usw. taugen dazu nicht. Kommis für die Buchführung und Komptabilität, talentvolle Studierte für Redaktion von Depeschen, Briefen, Aktenstücken, voilà ce qu'il faut. Mit 6 Kommis organisiere ich einen Verwaltungszweig tausendmal einfacher, übersichtlicher und praktischer als mit 60 Regierungsräten und Kameralisten.

So Engels. Jeder Zusatz zu dieser klaren Auseinandersetzung könnte ihren Eindruck auf den Leser nur abschwächen.

* * *

Die nächsten Briefe Miquels an Marx sind verloren gegangen. Daß die Korrespondenz fortgesetzt wurde, ist aus beiläufigen Bemerkungen in den Briefen von Marx an Engels zu ersehen. Am 2. September 1854 schreibt Marx:

Miquel kam nicht, wie er beabsichtigt hatte, von Paris hierher, weil er zweimal von der Cholera angefallen, darauf Blutsturz, schließlich von den Ärzten Order erhielt, sich so rasch wie möglich auf dem Landweg nach Deutschland zurückzumachen.

In einem Marxschen Briefe vom 10. April 1856 heißt es mit Bezug auf einen Brief, den Marx aus Düsseldorf von dem Sozialisten Gustav Levy empfangen hatte: „Der in Levys Brief erwähnte M. ist Miquel." Da Levy mit Marx wegen Lassalle korrespondierte, den er bei Marx verklagt hatte, ist es nicht unmöglich, daß Miquel in irgendeiner Weise als Zeuge oder Sachverständiger angerufen werden sollte.

Zwei Wochen später, nachdem er obiges geschrieben, erhielt Marx wieder einen Brief von Miquel, den er Engels am 26. April mit folgender Bemerkung übersandte:

Du erhältst einliegend... 4. einen Brief von Miquel. Letzteren zurückzuschicken. Ich habe nämlich noch nicht geantwortet, indem ich vor der Antwort Deine „opinion" hören möchte. Dies ist eine etwas schlüpfrige Sache. Fragen mitunter „verfänglich", und es ist schwer, das richtige Maß in der Antwort zu beobachten.

Was Engels erwiderte, ist nur aus einem Briefe von Marx vom 8. Mai 1856 zu ersehen. Marx schreibt darin: „Es freut mich, daß Du und Lupus über M[iquel]s Brief ganz meine Ansicht habt, es war mir innerlich ‚sehr übel' zumute, als ich diese ‚Klugheit' verdauen sollte." Sonstige Briefe oder Notizen über den Brief sind nicht vorhanden, und so ist es Sache der Vermutung, was für eine „Klugheit" Miquels es war, die Marx und seinen Freunden die geschilderten Empfindungen verursachte. Man wird aber kaum

mit der Annahme fehlgehen, daß es Äußerungen der inneren Umwandlung waren, die sich in Miquel schon vollzog, über die sich dieser aber noch nicht volle Rechenschaft ablegte oder ablegen mochte, und über die er sich daher durch spekulative Betrachtungen zu beruhigen suchte. Jedenfalls spricht aus dem kein ganzes Jahr später abgefaßten vierten der noch erhaltenen Briefe Miquels schon ein ganz anderer Geist als aus den drei Vorgängern. Statt des naiven und bewundernden Schülers tritt Marx nun ein sich fühlender Mann entgegen, der schon als Politiker sich auszuarbeiten, wie das die Engländer ausdrücken, „on the make" ist, wenn er auch seinen politischen Ort noch nicht gefunden hat, sich noch nicht klar darüber ist, wohin er endgültig gehören wird. Er spricht von einer Agitation, die ihm nur Mittel sei, die er aber doch so betreibt, daß sie über kurz oder lang für ihn Zweck wird, will indes die Brücke nicht abbrechen, die ihn mit Marx verbindet.

Vierter Brief Miquels an Marx.

Um die Wende 1856/57, jedenfalls vor dem 6. Februar 1857 geschrieben.

Vorbemerkung. Aus diesem Briefe geht hervor, daß Marx den Brief Miquels, den er im April 1856 erhalten, noch beantwortet, dann aber sein Schreiben zeitweilig eingestellt hatte. Auf ihn selbst bezieht sich offenbar die Bemerkung in Marx' Brief vom 6. Februar 1857 an Engels: „Einliegend ein Brief von Miquel. Ich habe ihm sofort geschrieben." Etwa sechs Wochen später, den 18. März 1857, schreibt Marx an Engels: „Wie Miquel glauben konnte, ich könne an dem Jahrhundert mitarbeiten, begreife ich nicht, ein Wochenwisch, dessen Mitarbeiter sind: Ruge, L. Simon, Meyen, B. Oppenheim, M. Heß usw." Er hat also, nachdem er Näheres über diese Zeitschrift erfahren hat, Miquel noch ein zweites Mal geschrieben und ihm mitgeteilt, daß von der Mitarbeiterschaft keine Rede sein könne. Zum übrigen Inhalt von Miquels Brief ist noch zu bemerken, daß er für die Geschichte jener Zeit ein Interesse auch dadurch hat, daß er ein Bild davon gibt, wie sich damals in den bürgerlichen Klassen, denen Miquel durch Geburt, soziale Stellung und Umgang angehörte, die politische Opposition immer stärker mit dem Streben nach Herstellung der nationalen Einheit Deutschlands so verbindet, daß dies letztere schließlich in den Vordergrund rückt. Der ihm folgende Brief Miquels zeigt das noch deutlicher, aber auch hier tritt diese Stimmung schon sehr merkbar hervor.

Mein hochverehrter Freund!

Schon seit sechs Monaten höre ich von Ihnen nichts. Ich habe bereits zwei Briefe geschrieben und keine Antwort bekommen. Ist die Polizei der Störenfried oder Ihr Mißmut über mein ewiges Ausbleiben? Ich versuche noch immer dieser Frage auf den Grund zu kommen. Seit jener fatalen Blutsturzkatastrophe in Leer bin ich nicht recht wieder gesund gewesen, so daß ich fürchte, es könnte die Sache ein schlimmes Ende nehmen. Es liegt mir viel daran, daß meine [unleserlich] Freunde für diesen Fall mit Ihnen in Verbindung bleiben, und bitte ich [unleserlich], sich an Leopold, Advokat in Göttingen, und Lehrer Seifert, K....straße 3, Hamburg, zu wenden. Sie dürfen diesen Personen unbedingt vertrauen und können durch sie über unsere Bekannte in [unleserlich] unbedingt gebieten. Nachdem so mein Testament gemacht ist, kehre ich zum Leben und Wirken zurück.

Vor etwa vierzehn Tagen bin ich durch den obengenannten Seifert aufgefordert worden, Sie zu bitten, einige Beiträge zu einem in Hamburg erscheinenden Journal „Das Jahrhundert" zu liefern. Man sagt mir, den Redakteuren, welche zu unserer Partei allerdings wohl nicht ganz gehören,

läge sehr viel an Beiträgen von Ihnen, und man werde den Bogen wohl mit 30 Talern bezahlen. Das Nähere wird Ihnen in diesen Tagen von Hamburg aus mitgeteilt werden. Sollten Sie selbst nicht geneigt sein, darauf einzugehen, so könnte vielleicht einem Ihrer Freunde, zum Beispiel Pieper, damit geholfen werden.

Von dem Bedürfnis, in irgendeiner Weise politisch tätig zu sein, getrieben, auch in der Hoffnung, dadurch bei dem kleinen Bürger populär zu werden, habe ich mich in unsere hannoverischen Kämpfe geworfen. Sie wissen, daß mein wohlregiertes engeres Vaterland in diesem Augenblick eine Beute des schamlosesten Terrorismus ist. Ich habe dabei wohl reüssiert, bin sozusagen Held des Tages und würde Kammermitglied sein, wenn ich „qualifiziert" wäre! Während der fortgesetzt zähe Widerstand des norddeutschen Bauern die Regierung von dem einen „Rechtsbruch" zum anderen drängt, wird unsere Bevölkerung täglich revolutionärer, hört aller engvaterländischer Patriotismus auf, und verwandelt sich der Ekel über die Kleinstaaterei allmählich in ein deutsches revolutionäres Bewußtsein. So ist es fast in allen deutschen Staaten bereits geworden, so wird es jetzt in dem konservativsten aller Länder, in Hannover. Man kann gewiß sagen, in Deutschland ist das Material überall gut, es fehlt nur an gutem Handwerkszeug, es zu verarbeiten. Ob wohl die Franzosen bald zu hämmern beginnen? Ich möchte den Tanz gar zu gern noch mitansehen.

Wie geht es denn Ihnen und Ihrer Familie? Das Geschick scheint nicht zu wollen, daß ich Sie noch persönlich kennen lerne, um so mehr interessiert es mich, von Ihnen und den Ihrigen wenigstens schriftlich zu hören.

Von Meier habe ich neulich Nachrichten erhalten. Er ist Lehrer in Schwerin, hat Frau und Kind und scheint noch immer der alte treue Peter zu sein.

Von Frankreich weiß ich fast nichts. Alle meine Korrespondenz und respektiven Korrespondenten sind im Laufe der Zeit abhanden gekommen, ich bin wieder auf die Zeitungen und reisende Gelehrte, welche man hier dann und wann sieht, angewiesen. Ich hatte mir mehr Wirkung von der Krisis versprochen, es scheint jedoch, daß sie diesmal nicht aus der Überproduktion, sondern wirklich direkt aus der Überspekulation hervorging und nur Folge eines momentanen Mangels an Zahlungsmitteln (Umlaufsmitteln) war.

Wir haben dasselbe in Deutschland vor einem Monat erlebt. Der Verbrauch an barem Geld für die wirklich kolossalen Unternehmungen in Eisen, Kohlen, Eisenbahnen, Spinnereien usw. ist noch immer ein so gewaltiger, daß die Ersparnisse des einsamsten Heidebauern nach und nach in die Hände der großen Schwindler geraten sind und dennoch die Nachfrage nach Aktien trotz einer ganz formidablen Emission stark genug ist, den Kurs zu halten. Wie lange wird das noch dauern? frage ich mich täglich seit zwei Monaten und kann das Ende noch nirgends beginnen sehen. Wenn nur nicht irgend ein dynastischer Krieg wieder dazwischen tritt. Preußen scheint wirklich dazu sehr disponiert zu sein.

Wissen Sie denn nichts von Ihren Freunden am Rhein? Ist Becker noch nicht entlassen? Ich habe seit vielen Jahren nichts gehört.

Wenn Sie mir antworten sollten, so bitte ich, die obengenannte Adresse zu nehmen. Die Ihrige wird doch noch die alte sein? Ihr J. M.

Obwohl zwischen diesem Briefe Miquels und dem ihm folgenden nicht ganz vier Monate liegen, beginnt der letztere merkwürdigerweise mit einer Entschuldigung für längeres Nichtbeantworten eines Marxschen Briefes, die schließen läßt, daß er die Antwort auf einen Mahnbrief von seiten Marx' ist. Aber er enthält nichts Geschäftliches. Es ist ein Brief, der Auskunft über Denken, Tun und Beobachten des Briefschreibers gibt, und in allen diesen Beziehungen interessant genug. Er läßt erkennen, daß Miquel doch mehr in die Grundideen der Marxschen Geschichtstheorie eingedrungen war als selbst Parteigänger von Marx, die dessen näherem Umgang angehörten. Er zeigt aber, wie Miquel immer mehr praktischer Politiker wird und sein Sinn den Bedürfnissen des breiten Bürgertums sich anpaßt, ohne den Gedanken an die proletarische Revolution schon ganz zu verabschieden, und zeigt schließlich das Werden der politisch-sozialen Theorie des — Nationalvereins. Es ist der werdende Mitbegründer und Mitführer des Nationalvereins, der sich in diesem letzten der noch erhaltenen, wenn nicht dem letzten der überhaupt geschriebenen Briefe Miquels an Marx offenbart.

Fünfter Brief Miquels an Marx.

Mitte Mai 1857.

Vorbemerkung. Am 22. Mai 1857 schreibt Marx an Engels: „Miquel hat mir geschrieben. Ich schicke Dir dieser Tage seinen Brief." Und tags darauf, am 23. Mai 1857: „Einliegend auch Brief von Miquel. Ich verstehe in der Tat seine Theorie von ‚Nichtüberproduktion', aber ‚Mangel an Zahlungsmitteln für die Produktion' nicht: es sei denn, daß sich das allerflachste Geschwätz der allermiserabelsten Currencykerls in Deutschland eingebürgert hat." Daraus geht klar hervor, daß Marx den vorliegenden Brief meint, der wie der vorhergehende Brief Miquels kein Datum trägt. Die theoretische Begründung, die Miquel der sich anzeigenden Geschäftskrise von 1857/58 gibt, ist heute für uns weniger interessant als seine Schilderung der Geschäftslage im allgemeinen und die ökonomischen Folgerungen, die er aus ihr zieht. Tatsächlich war die geschilderte Epoche die erste große Gründerzeit Deutschlands, verschiedene der größten Effekten- und Emissionsbanken sind damals entstanden oder haben sich zuerst in größerem Umfang betätigt, der aber, verglichen mit dem heutigen Geschäft dieser Banken, noch zwerghaft war, so ungeheuer er den Zeitgenossen erschien.

Mein verehrter Freund!

Ich fühle mich schuldig genug, Ihren freundlichen letzten Brief nicht eher beantwortet zu haben, als daß ich das Schelten Ihrerseits nicht demütig und reumütig hinnähme. Halten Sie diese Bummelei, darum bitte ich, meiner heillosen Melancholie zugute. Sie läßt mich zu nichts kommen, sie verdirbt mir jede frohe Stunde, sie nimmt mir allen Tätigkeitstrieb und namentlich allen Enthusiasmus. Was hat auch die „reine" Begeisterung mit schwarzer Galle gemeinsam? Meine Gesundheit ist auf dem alten Fleck. Brustbeklemmung, Herzklopfen, nervöse Aufregung, Appetitlosigkeit — das sind die Furien, die mich verfolgen. Die große Zähigkeit und Elastizität meines Körpers haben jedoch bis jetzt gut vorgehalten, und ich hoffe, sie werden schließlich den Sieg davontragen. Ich lebe nach Ihrem Rate sehr solide, kann jedoch, eben weil die Melancholie mich menschenscheu macht, das Arbeiten nicht lassen. Neben meiner sehr großen praktischen Tätigkeit sitze ich bis über die Ohren in allerhand wissenschaftlichen Unternehmungen vertieft. Ich habe den Plan, welchen ich seit langer Zeit gehabt, eine nationalökonomische

Rechtsentwicklung zu schreiben, in Angriff genommen. Recht = durch den Staat geschütztes Faktum, Schutz des Staates und Schutz der herrschenden Klasse, das heißt der herrschenden Produktion, Rechtsentwicklung und Entwicklung der Form der Produktion = Interessenentwicklung, revolutionärer Charakter des Buches, Vernichtung des Idealismus auch hier, zugleich Möglichkeit des Rückschlusses auf die uns unbekannte Produktionsentwicklung aus der uns bekannteren Rechtsgeschichte. Zugleich sitze ich tief — lachen Sie nicht — in der lokalen bürgerlichen Entwicklung. Ich bin Wortführer im Stadtrat und mache praktisch in der Verwaltung, richte Gasanstalten ein, mache Kreditanstalten, verfasse neue Betriebsentwürfe für die Forsten, kontrolliere den Magistrat, kämpfe für die G[emeinde]freiheit und den politischen Aufschwung des Gemeinwesens. Ich will auch dieses lernen und suchen, der Bourgeoisie auf allen Feldern Respekt einzuflößen. Aber ach, dem Kleinbürgertum ist nicht zu helfen; dieses Klagen, dieses Winseln und Wimmern! Sie glauben nicht, wie dem in Deutschland jetzt mitgespielt wird. Die große Industrie hat sich nicht bloß der handwerksmäßigen Produktion bemächtigt (ich denke hier an den schönen Aufsatz von Icarius [es ist J. G. Eccarius' „Die Schneiderei in London" gemeint], lebt er noch?), sondern, was fast schlimmer ist, sie hat während dieser Periode alles flüssige Kapital an sich genommen, den Kredit für die kleinen Leute total ruiniert; man „leiht nichts auf Häuser und nimmt eine Aktie". In den meisten Städten ist der Handwerker so verkommen, daß ihm selbst der Mut fehlt, wo er noch die Mittel hat, daß zum Beispiel nicht einmal mehr Rohstoffankaufs-Assoziationen mehr zustande gebracht werden können. Die Reaktion hat diese Klasse wenigstens mittels der Ruhe und der Ordnung nicht zur Ruhe gebracht.

Die große Industrie ist offenbar jetzt in rückgängiger Bewegung, die Konzentration des Kapitals mittels Aktien und Kreditinstituten gerät ins Stocken, aber Kohlen, Eisen, Holz, selbst Industrieprodukte sind noch teuer, ich sehe hier noch kein Symptom von Überproduktion, sondern von Mangel an Zahlungsmitteln für die Produktion, welcher meines Erachtens die Produktionskrise wenn nicht beseitigt, doch hinausschiebt, erkenne jedoch an, daß die Krisis sich zuerst in den hauptsächlich in E[ngland] vertretenen Industriezweigen wird zeigen müssen. Im allgemeinen will es mir scheinen, als wenn die Bourgeoisie sehr vorsichtig geworden wäre.

Das Journal „Das Jahrhundert" habe ich Ihnen nicht geschickt, weil es gar zu seichbeutelig geworden ist. Man findet da den philosophischen, den geistreichen, den kosmopolitischen, den theologischen, den juristischen Volks- und Freiheitstümler ein so unharmonisches Konzert anstimmen, daß einem gar wunderlich zumute wird. Übrigens werden Sie von Zeit zu Zeit sehr freundlich erwähnt, als wenn das für irgend etwas gut wäre.

Zur Herstellung meiner Gesundheit und um die Zustände aus der Nähe zu sehen, beabsichtige ich, wenn die Kräfte ausreichen, in den Gerichtsferien nach Südfrankreich eine Fußtour zu machen. Ich muß dies französische Bauernvolk einmal gründlich kennen lernen und einmal sehen mit eigenen Augen, wie die Stimmung denn eigentlich ist. Meine Hoffnungen auf eine baldige Revolution sind sehr heruntergegangen. Der politische Geist ist noch nicht wieder in der Masse, man ist noch immer zu ausschließlich gewinnsüchtig. Der Bankrott muß die Leute erst wieder etwas idealer machen, ohne kleinbürgerlichen Freiheitsenthusiasmus wird das Proletariat, das mit nichts

fertig ist, vorderhand noch nicht viel ausrichten. Wir gewinnen auch so in Deutschland von Tag zu Tage. Während die Reaktionszeit Deutschland zu einem ökonomischen Ganzen gemacht hat, während täglich die allgemeine Gesetzgebung mittels Verträgen tiefer in die Selbständigkeit des Einzelstaats eingreift, während die Kompetenzbegriffe des Bundestags und die „inneren Verfassungsangelegenheiten" jeden Tag dies Volk mehr an eine Zentralbehörde gewöhnen, wird aller Welt die kleinliche, gemeine, persönliche und geldgierige Wirtschaft in den kleinen Staaten mehr und mehr zum Ekel, das „angestammte" Fürstenhaus täglich lästiger, und das Bewußtsein geht ein in jede Hütte, „das man mit dem Ausfegen zuerst zu Hause und dann in Frankfurt anfangen müsse". Wollte das Geschick, daß, wie Sie meinen, Ihr Exil bald ein Ende erreichte, wie würden Sie Ihr Vaterland und Ihre Partei verändert finden. Überall ungeheures revolutionäres Material und nichts organisiert. Wir werden in der Revolution alles tun müssen. Wir müssen ungeheure Taten verrichten.

Die jungen revolutionären Männer, und alte gibt es nicht mehr, sind meist für die Bildung einer revolutionären politischen Einheitspartei, soziale Klassengegensätze vorläufig ignorierend, sie wollen alle Kräfte vereinigen und nichts von Sonderungen wissen. Viele unter ihnen, welche der vornehmen Klasse angehören, wollen nicht die Diktatur des Proletariats, aber sie begreifen wohl, daß nur „mit diesem was zu machen", und wollen ihm daher manches zukommen lassen. Sie wollen nicht für eine bestimmte Klasse fechten, sondern für die nationale Befreiung, dann macht sich der Rest „von selbst".

Da ein großer Teil dieser Leute sehr tätig und brauchbar ist und man eine Strecke Weges mit ihnen gehen kann, auch eine Kompromittierung den Arbeitern gegenüber noch nicht zu befürchten ist, so weise ich diese Leute nicht ganz zurück, wahre nur meine selbständige Stellung, suche einige herüberzuziehen, andere zurückzudrängen und uns allmählich die Führerschaft zu verschaffen.

Ich hoffe, daß Sie mir in dieser Beziehung beistimmen werden, und bitte darüber um Nachricht.

Ich empfehle mich schließlich Ihrer gütigen Gnade und hoffe, Sie werden diesmal nicht Gleiches mit Gleichem vergelten.

Adresse dieselbe. Ganz der Ihre J. M.

Damit enden die vorhandenen Briefe Miquels an Marx. Indes auch in den Briefen von Marx-Engels selbst ist von keinem Briefe des talentvollen Göttinger Juristen mehr die Rede. Die nächste Erwähnung seiner Person findet sich in Engels' Brief vom 15. September 1860, und da heißt es:

„Auch Herr Miquel hat auf dem Nationalverein gepaukt in echter nationalvereinlicher Weisheit."

Von persönlichem Meinungsaustausch zwischen Marx und Miquel hören wir nichts mehr. Doch enthalten die Briefe Marx-Engels noch manche Bemerkungen über Miquel, und in den eingangs erwähnten Briefen Miquels an Kugelmann und Marquardsen hören wir Miquel über Marx. Es wird angemessen sein, diese Äußerungen in einem besonderen Aufsatz zu behandeln.

Innere Kolonisation in Mecklenburg.

Von F. Staroſſon.

Jedes der beiden Mecklenburg zerfällt in drei ſelbſtändige Gebietsteile: Domanium, Ritterſchaft (Rittergüter), Städte. Mecklenburg-Schwerin (um dieſes handelt es ſich in nachſtehendem) hat eine Geſamtfläche von 13 161,6 Quadratkilometer; davon entfallen auf das Domanium 5616,5 Quadratkilometer, auf das ritterſchaftliche Gebiet 6025,1 und auf das Gebiet der Städte 1520,0 Quadratkilometer.

Um der Leutenot abzuhelfen, das heißt um den Agrariern Arbeitskräfte zu beſchaffen, hat man „innere Koloniſation" betrieben. Als Gebiet hierfür kam allein das Domanium in Frage. Denn die „Ritter" wollen wegen der Schullaſten uſw. keinen Zuwachs ihrer „Hinterſaſſen". So iſt denn feſtzuſtellen, daß ſich die Bevölkerung belief:

	1819	1852	1905
Im Domanium	142000	207000	193000
In der Ritterſchaft (und Klöſter) . .	130000	150000	125000

Das Gebiet der Ritterſchaft iſt jetzt alſo geringer bevölkert wie vor hundert Jahren!

Jene „innere Koloniſation" beſchränkte ſich, wie ſchon bemerkt, auf das Gebiet des Domaniums. Dort ſind jetzt vorhanden:

316	Großbetriebe	je über 100 Hektar
5600	Betriebe	von 30 bis 100 -
8300	Büdnerbetriebe	- 2 - 10 -
12000	Häuslerbetriebe	. . . je 20 Ar

Die Büdner pachten meiſt Ländereien zu ihrem Beſitz hinzu, ſo daß ſie in der großen Mehrzahl aus der Reihe der Lohnarbeiter ausſcheiden. Die Häusler dagegen gehen allem möglichen Tagesverdienſt (bei den Gutsbeſitzern in der „Ritterſchaft", bei den Bauern oder in der Stadt als Bauarbeiter uſw.) nach. Die Anſiedlung dieſer Häusler war die Folge der „Arbeiternot" auf dem Lande. Und der bekannte Roſtocker Agrarprofeſſor Ehrenberg wurde nicht müde, immer wieder zu betonen, daß die Anſetzung von Häuslern „das einzige dauernd wirkſame Mittel zur Abhilfe der Leutenot" ſei. Dieſe auf Lohnerwerb angewieſenen Häusler nahmen nun aber nicht nur Arbeit in der Landwirtſchaft. So ſchrieb denn ſchon im Jahre 1908 der Amtmann Fenſch (Bützow):

Arbeitet der Büdner, ſo arbeitet er in der Nähe ſeines eigenen Wirtſchaftsbetriebs. Letzterer läßt es nicht zu, was umgekehrt bei der Häuslerei ſo oft der Fall iſt, daß der Beſitzer ſich, unbekümmert um ſeinen Wirtſchaftsbetrieb, weit und auf lange zuſammenhängende Zeit entfernt von ihm Arbeit ſucht. Darin liegt ein bedeutſamer Unterſchied. Der Büdner-Naharbeiter verbleibt, unberührt von aufreizenden Ideen, ſeinen heimatlichen Sitten und Gebräuchen auch in bezug auf Treue und Zuverläſſigkeit in der Arbeit erhalten. Der Häusler-Fernarbeiter bringt ſtädtiſche Ideen in ſein Heimatdorf, neue Ideen, welche allmählich in ihm, in ſeiner Familie, im Dorfe Wurzel zu ſchlagen pflegen. Auch darin liegt noch eine nicht gering zu veranſchlagende Eigenart des Büdnerbetriebs, daß der Beſitzer, wenn dieſer auf Lohnarbeit ausgeht, großes Intereſſe daran hat, ein ſtändiger, ſteliger Arbeiter zu ſein. Ihm muß es auf ein Entgegenkommen ſeitens des Arbeitgebers ankommen, deſſen Hilfeleiſtung als Entgelt für ſeine Lohnarbeit er namentlich für die Beſtellung ſeines Ackers oder in Form der Lieferung von Rauhfutter für ſeine Kühe uſw. in Anſpruch nimmt.

Die Büdner gehen ja aber nur in geringſter Zahl auf Lohnarbeit, blieb alſo die Sehnſucht der Agrarier nach der Arbeitskraft der Häusler.

Vor kurzem hat nun der ſchon oben erwähnte Amtmann Fenſch (Bützow) bei einer Veranſtaltung des konſervativen Vereins zu Roſtock einen Vortrag gehalten, in dem er nachdrücklich ausſpricht, Erfahrung und Wiſſenſchaft ſeien zu dem Ergebnis gelangt, daß „die Anſiedlung von Häuslern die Landarbeiterfrage nicht zu löſen vermag". Mit einem glatten Nein müſſe die Frage beantwortet werden, ob „die eigens auf die Landarbeiter zugeſchnittene Beſitzform der Häuslerei imſtande iſt, neue Arbeiter als ländliche Arbeiter aufs Land zu ziehen".

Darum ſchlägt Amtmann Fenſch vor, ſtatt die Anſiedlung von Häuslern oder gar Büdnern zu betreiben, lieber völlig beſitzloſe Arbeiter, ſogenannte Einlieger auf das Land zu ziehen, das heißt zur Miete wohnende Arbeiter. Amtmann Fenſch teilt mit, es ſei bereits „von behördlicher Seite ein unterſtützender Schritt getan, um die ſonſt für Häuslereigründungen zur Verfügung ſtehenden Mittel zugunſten der Schaffung von Mietwohnungen (für Arbeiter) bereitzuhalten". Fenſch erklärt weiter: „Ebenſo unerläßlich aber als die Wohnung iſt die Bereithaltung von Land, und zwar ſo viel Land, daß eine Familie möglichſt ihre ganzen Bedürfniſſe an Naturalien aus demſelben zu decken vermag, und daß dasſelbe auch den Unterhalt für eine Kuh gewährt." Das hierzu erforderliche Land ſei faſt überall vorhanden in dem „Kompetenzland", dem Teil des Gemeindelandes, der jetzt von der Gemeinde an die Häusler und ſoweit noch „Einlieger" (Arbeiter) dort wohnhaft auch an dieſe verpachtet werde. Maßgebendes Motiv für die Kompetenzverleihung iſt der Schutz gegen Verarmung. Die Häuslereien ſollten von vornherein mit größerem Land ausgeſtattet werden, ſo daß ſie nicht mehr als Pächter von „Kompetenzland" (Gemeindeland) in Frage kämen, das dann in größerem Umfang für die „Einlieger" (Arbeiter) vorhanden wäre. Wo aber ſolches „Kompetenzland" für die neu zuziehenden „Einlieger" fehle, müſſe es mit Geld aus öffentlichen Mitteln beſchafft werden. Fenſch erklärt weiter:

Wir müſſen zurückgreifen auf die große Maſſe der Arbeiter, welche kein Kapital zur Verfügung haben. Wie ich hervorhob, kann ein ſolcher Arbeiter auf dem Lande beſtenfalls 800 Mark, vielleicht etwas mehr verdienen. Eine Durchſchnittsfamilie kann er hiermit gerade durchbringen. Auf ein Zurücklegen kann er nicht rechnen. Er wird daher regelmäßig in abſehbarer Zeit nicht imſtande ſein, das Kapital zu erwerben, deſſen er benötigt, um ſich in den Beſitz desjenigen Wirtſchaftsinventars zu ſetzen, deſſen er bedarf, um eine eigene kleine Wirtſchaft zu führen. Nur durch eine ſolche Wirtſchaft iſt der Landarbeiter imſtande, ſich den Vorrang in ſeinen Einkommensverhältniſſen vor dem ſtädtiſchen Arbeiter zu verſchaffen, wie ihn die ländlichen Arbeiter mit ausreichendem Wirtſchaftsinventar haben. Sollen die ländlichen Arbeitsgelegenheiten, ſollen die ländlichen Verhältniſſe überhaupt zugkräftig auf die kapitalarmen Arbeiter im Lande und vor allem in der Stadt wirken, ſo iſt es unbedingt notwendig, daß dem Arbeiter von vornherein ein geringes Betriebskapital im Wege des Perſonalkredits zur Verfügung gehalten wird. Ich möchte glauben, daß durchweg ein Kapital von 300 bis 400 Mark genügen dürfte, welches ſelbſtverſtändlich nicht à fonds perdu gezahlt, ſondern im Wege des Perſonalkredits billig und unter Sicherſtellung durch die anzuſchaffenden Inventargegenſtände zur Verfügung geſtellt würde. Praktiſche Verſuche haben es bewieſen, daß

eine solche zur Verfügungstellung von Betriebskapital eine ganz außerordentliche Zugkraft auf die städtischen Arbeiterfamilien, welche mit dem Gedanken, aufs Land zurückzukehren, umgehen, ausübt. Und solche Familien sind nicht so ganz wenige. Es handelt sich darum, freie Arbeiter aufs Land zu ziehen, wenn sie auch in Mietwohnungen untergebracht werden sollen, und ihre Kompetenz müssen sie sozusagen auf Grund öffentlichen, nicht privatrechtlichen Titels beanspruchen dürfen, und das Betriebskapital muß ihnen nicht als ein erbetenes Darlehen von Privaten, sondern als ein aus öffentlichen Gesichtspunkten ihnen zur Verfügung gestelltes erscheinen. Auf diese Weise eröffnen wir die soziale Stufenleiter für den Landbewohner. Hiermit füllen wir das Reservoir auf, aus welchem sich dann in aufsteigender Linie die Häusler, Büdner und Bauern rekrutieren. Diese Klassen werden sich dann von selbst wie bisher ergänzen.

Vom parteipolitischen Standpunkt aus sollten die „rechtsstehenden" Parteien dieser „Einlieger"-Kolonisation zustimmen, so sagte Amtmann Fensch noch. Und er begründet das wie folgt:

Ich habe bei den letzten Reichstagswahlen beobachtet, daß reine und ziemlich umfangreiche Büdnerkolonien sich von sozialdemokratischen Stimmen völlig reingehalten haben. Diese Besitzform hat doch immerhin schon die Größe erreicht, die vor dem Aufkeimen des sozialdemokratischen Geistes schützt, während der Besitz an sich diese Folgeerscheinung nicht hat, wie der Häuslerstand meines Erachtens klar beweist. Welches für diesen Unterschied die inneren Gründe sein mögen, ist mir nicht überzeugend klar geworden, jedenfalls aber hat der Gedanke, daß die Befriedigung des Strebens des Volkes nach einer eigenen Scholle der sozialdemokratischen Idee Abbruch tun werde, meines Erachtens durch die Häuslerkolonisation eine Widerlegung gefunden. Ich möchte glauben, daß gerade in den Häuslerkreisen die sozialdemokratische Idee fester Wurzel greift als in den Kreisen der besitzlosen ländlichen Bewohner, also in den Einlieger- und Taglöhnerkreisen. Ich meine, daß man dies aus den Ergebnissen der Reichstagswahlen vielerorts herauslesen kann. Hierfür glaube ich auch einen inneren Grund gefunden zu haben. Der Einlieger, der Taglöhner ist auf ein möglichst festes Arbeitsverhältnis angewiesen, und als Landarbeiter knüpfen sich aus seinen Verhältnissen heraus naturgemäß innere und innigere Beziehungen zu der von ihm bearbeiteten Scholle und zu demjenigen, der dieser Scholle den Verdienst abringen muß, auch zu seiner, des Arbeiters Lebensunterhaltung. Das hat Einfluß auf seine politische Gesinnung. Gehen aus diesem Stande demnächst wieder die besitzenden Klassen hervor, so wird das gute Samenkorn, das in ihn gelegt ist, auch weiterwachsen und die bösen Einflüsse, die auf ihn einstürmen, überwinden.

Dieser Vortrag hat bei den Junkern ziemliches Aufsehen gemacht, und es dürfte sich an ihn eine rege Debatte in den agrarischen Kreisen knüpfen.

Gewerkschaftliche Jahrbücher.

Von **Paul Umbreit** (Berlin).

Die Jahresberichte der gewerkschaftlichen Zentralverbände sind im Laufe der Zeit zu umfangreichen Bänden herangewachsen, die sich nicht damit begnügen, Auskunft über die Tätigkeit des Verbandsvorstands und der übrigen Verbandsinstanzen zu geben, sondern an Inhalt mit den Berichten anderer wirtschaftlicher und sozialpolitischer Körperschaften (Handelskammern, Gewerbe-, Landwirtschaftskammern, Gewerbeaufsicht usw.) wetteifern, ja diese sogar noch bei weitem überbieten. Ganz

unverkennbar zeigt sich der Zug, die Vertretung des Gewerbes beziehungsweise der Industrie nach außen hin, soweit das Arbeiterinteresse in Frage kommt, zu übernehmen und alles, was diesen Interessenkreis berührt, in Erörterung zu ziehen. So wachsen diese Tätigkeitsberichte allmählich zu Jahrbüchern aus, von denen uns sieben zur Besprechung vorliegen. Was die Gewerkschaftsvorstände eigentlich bewog, ihre Berichte Jahrbücher zu nennen, ist schwer zu beantworten, und noch schwieriger ist es, eine Grenze zu finden zwischen einem gewöhnlichen Jahresbericht und einem Jahrbuch. Weder die Form der Berichte für sich allein noch die Art der Berichterstattung und Materialsammlung sind entscheidend, es gibt Verbände, die recht umfangreiche Tätigkeitsberichte erstatten und auch alles Wesentliche in einem Bande zusammenfassen, ohne diesen Bericht „Jahrbuch" zu nennen, während andere Jahrbücher herausgeben, die durchaus nicht alles, was das Jahr brachte, in diesen Bänden wiedergeben, sondern daneben besondere Zusammenstellungen der Tarifverträge, der Lohnbewegungen, wichtige Erhebungen usw. veröffentlichen. Der feste Typ eines Jahrbuchs hat sich noch nicht herausgebildet; es ist noch alles im Werden begriffen, man tastet gleichsam noch, um das Zweckentsprechendste zu schaffen. Aber unverkennbar zeigt sich doch das Bestreben, mehr als einen bloßen Tätigkeitsbericht seiner Gewerkschaft zu geben und die Öffentlichkeit über das Wesentlichste, was den Beruf angeht, zu unterrichten.

Das „Jahrbuch 1912 des Zentralverbandes der Bäcker, Konditoren und verwandten Berufsgenossen Deutschlands" (Hamburg, 446 Seiten, 2 Mark, für Mitglieder unentgeltlich) ist in seiner Gestaltung von dem Jahrbuch des Zentralverbandes deutscher Konsumvereine stark beeinflußt. Es kennzeichnet einleitend die allgemeine und berufliche Wirtschaftslage, die Ein- und Ausfuhr, Unternehmergewinne, Steigerung der Lebensmittelpreise und die Lage des Arbeitsmarktes, ferner die reaktionären Bestrebungen, das Koalitionsrecht zu verschlechtern, und die Ergebnisse der Reichstagswahlen. Daran schließen sich die wichtigsten Ergebnisse einer im Herbst 1912 aufgenommenen Berufsstatistik über die Ausdehnung des Gewerbes, der Betriebe, Zahl der Hilfskräfte, Arbeitslosigkeit, Lehrlingszahl, technische Hilfsmittel, Großbetriebe, Genossenschaftsbetriebe und genossenschaftliche Brotproduktion, Fabriken, Entlohnungsarten und Lohnhöhe, Kost- und Logiswesen sowie Vergleiche mit der Lohnhöhe früherer Jahre. Diese 220 Seiten umfassenden statistischen Ergebnisse enthalten alle Einzelheiten einer sich über nahezu 500 Orte erstreckenden Statistik. Hier hätte man sich besser auf die Wiedergabe der wichtigsten Ergebnisse und Schlußfolgerungen beschränkt und das Einzelmaterial einer Spezialschrift überwiesen. Im Kapitel Sozialpolitik wird über die Verschlechterung der Sonntagsruhe in Sachsen und das Hausarbeitsgesetz berichtet. Wichtig ist der Abschnitt Rechtsprechung, der die gegen den Verband gerichtete Gerichtspraxis, besonders auf dem Gebiet der Boykotte, beleuchtet. Dem Kampfe des Verbandes um die sechstägige Arbeitswoche ist eine längere Darstellung gewidmet. Es folgt ein Bericht über die Wirksamkeit des genossenschaftlichen Reichstarifs und des Tarifamtes. Daran reiht sich eine umfangreiche Berichterstattung über die Lohnbewegungen, Streiks und Tarifabschlüsse des Jahres 1912. Den Rest des Buches nimmt der Geschäftsbericht des Verbandsvorstandes im engeren Sinne mit Berichten über Mitgliederstand, Kassenverhältnisse, Arbeitsvermittlung, Informationen über die Gegner des Verbandes auf Unternehmer- und Arbeiterseite sowie die Berichte des Verbandsorgans und des Ausschusses in Anspruch. Das Jahrbuch des Bäckerverbandes lehnt sich noch zu sehr an die Schablone des Geschäftsberichts an; eine sparsamere Verwendung von statistischen Materialien und bessere volkswirtschaftliche und sozialpolitische Durcharbeitung wäre dringend zu wünschen.

Das „Jahrbuch des Deutschen Bauarbeiterverbandes für 1912" (Hamburg, 319 Seiten) ist vorzüglich ausgestattet. Es enthält eine in sich geschlossene Jahresübersicht über die Lage des Berufs und die Wirksamkeit des Verbandes, während das statistische Material in einem etwa 120 Seiten starken Anhang übersichtlich

untergebracht ist. Einleitend mit einem Nachruf für den verstorbenen Verbandsvorsitzenden Theodor Bömelburg wird die Wirtschaftslage des Jahres 1912 und anschließend die Lage des Baugewerbes in großen Zügen gezeichnet. Sie war mit wenigen Ausnahmen (Bezirk Königsberg, Stettin, Mecklenburg, Königreich Sachsen und Württemberg) eine ungünstige, besonders Berlin und die Provinz Brandenburg hatten schwer unter der Stockung zu leiden. Im Kapitel Bauarbeiterschutz werden die Unfallziffern der Berufsgenossenschaften der Baugewerbe und die Erfahrungen der Bauarbeiterschutzkommissionen mitgeteilt. Die letzteren klagen stark über die Teilnahmlosigkeit der Arbeiter während des Niederganges; man nimmt mit den rückständigsten Arbeitsverhältnissen vorlieb. Auch aus Bayern, dem Lande mit amtlichen Baukontrolleuren aus Arbeiterkreisen, werden grauenhafte Zustände berichtet. Wie die Anstellung amtlicher Baukontrolleure dort noch erfolgt, zeigt drastisch ein Fall aus Reichenhall, wo die Arbeiter um Vorschläge für die Anstellung eines amtlichen Bauaufsehers ersucht wurden, der technische Kenntnisse und praktische Erfahrungen nachweisen müsse, aber während der Dauer seiner Funktion seinen Beruf nicht ausüben dürfe. Auf die Frage, wie der Mann entschädigt werden solle, wurde entgegnet: von vereinnahmten Gebühren, denn von Gehalt könne keine Rede sein. Unter diesen Umständen verzichtete die Arbeiterschaft auf Vorschläge.

Das Buch gibt sodann ein Bild der Agitationstätigkeit in allen Bezirken, der Mitgliederbewegung und Entwicklung der Zweigvereine, stellt die eigene Organisation den gegnerischen Bauarbeiterorganisationen gegenüber und schildert die Erfahrungen, die mit letzteren in den verschiedenen Bezirken gemacht wurden. Von großem Interesse ist das Kapitel, das den Unternehmerorganisationen gewidmet ist; es zeigt das eifrigste Bestreben der Kräfte im Arbeitgeberlager, die Deroute von 1910/11 in Fortschritte umzuwandeln. Im Abschnitt Lohnbewegungen und Tarifverträge werden die Ergebnisse in Kürze zusammengefaßt: für 26 426 Kollegen Lohnerhöhungen von durchschnittlich 3,49 Mark pro Woche und für 10 524 Kollegen Arbeitszeitverkürzungen von durchschnittlich $3^2/_3$ Stunden pro Woche. Den Berichten über die einzelnen Verwaltungszweige reiht sich ein äußerst trübes Kapitel über die Arbeitslosenstatistik des Verbandes an; sie ergab an 12 Zähltagen im Jahre einen durchschnittlichen Arbeitslosenstand von 14,2 Prozent, davon 9,2 Prozent wegen Arbeitsmangels; in den einzelnen Monaten schwankte diese letztere Verhältniszisser zwischen 4,4 und 23,9 Prozent. Den Schluß des Berichtes bilden die Ergebnisse einer Mitgliederstatistik vom Jahre 1911. Die Anlagen enthalten tabellarisch geordnetes Material aus den einzelnen Verwaltungszweigen des Verbandes. Die Tarifverträge werden nach Bestand und Inhalt in einem besonderen Band veröffentlicht.

Das „Jahrbuch des Fabrikarbeiterverbandes für 1912" (Hannover, 212 Seiten) hat der Darstellung der Wirtschaftslage besondere Sorgfalt zugewendet. Neben den allgemeinen Wirtschaftsverhältnissen werden die Ziegelei-, Ton-, Mörtel-, Kalk- und Zement- sowie die chemische Industrie eingehend behandelt, die Unternehmer- und Arbeiterorganisation, die Lage des Arbeitsmarktes und die Lebensmittelpreise erörtert. Das Kapitel Unternehmerverbände bringt wertvolle Dokumente aus dem Kampfe gegen die Gewerkschaften. Daran anschließend wird in großen Zügen ein Bild der Verbandstätigkeit (Mitgliederbewegung, Finanzen, Unterstützungswesen, Lohnbewegungen, Tarifverträge und Rechtsschutz) gegeben. Ein besonderer Abschnitt wird den namentlich in der chemischen Industrie in großem Maße gezüchteten gelben Werkvereinen gewidmet, der reiches Material über diese Spezies von „Arbeiterorganisationen" enthält. Im weiteren bringt das Jahrbuch schätzenswerte Angaben über die Verhältnisse bei der Beschäftigung ausländischer Arbeiter. Danach wird der Stand der Arbeiterversicherung und des Arbeiterschutzes gewürdigt. Von interner Bedeutung sind die Ergebnisse des Verbandstags, während das Kapitel Kartellverträge die Grenzpolitik des Verbandes behandelt. Im Schluß-

abschnitt sind eine Reihe wichtiger Rechtserfahrungen aus der Verbandspraxis zusammengestellt, die für den Kampf um das Koalitionsrecht von Interesse sind.

Das „Jahrbuch 1912 des Deutschen Holzarbeiterverbandes" (Berlin, 626 Seiten) ist sicherlich nach Inhalt und Bearbeitung das beste von seinesgleichen, obwohl es sich im wesentlichen auf die Verbandstätigkeit beschränkt und sich von allgemeinen wirtschaftlichen und sozialpolitischen Erörterungen fernhält. Desto gründlicher ist alles mit der Holzindustrie zusammenhängende Material verarbeitet. Vor allem fesselt die Art der Darstellung ebenso durch ruhige Sachlichkeit wie durch eindringliche Kraft. Das Jahrbuch behandelt die Lohnbewegungen, Kämpfe und Tarifverhandlungen, den Stand der Tarifverträge, die Verbandsentwicklung, Arbeitslosigkeit, Unfallstatistik, die Wanderausstellung über die Unfallgefahren in der Holzindustrie, die Arbeitsnachweisfrage, die gewerkschaftlichen Unterrichtskurse, die Internationale Holzarbeiterunion und die Rechtsstreitigkeiten des Verbandes; den Schluß bilden Berichte der Branchenzentralkommissionen und Gauvorstände sowie Tarifverträge. Die letzteren sind im Wortlaut veröffentlicht und füllen fast die Hälfte des Jahrbuchs. Für den Sozialpolitiker haben die Kapitel Arbeitsnachweisfrage wegen der Kämpfe um den paritätischen Facharbeitsnachweis und die um das Vereins- und Versammlungsrecht geführten Prozesse Bedeutung. In dieser Beziehung sind diese Jahrbücher wahre Fundgruben sozialpolitischer Erfahrungen.

„Der Deutsche Metallarbeiterverband im Jahre 1912" betitelt sich das Jahr- und Handbuch unserer größten Gewerkschaft (Stuttgart, 320 Seiten nebst Anhang 174 Seiten). Es behandelt in seinem allgemeinen Teil die Wirtschaftslage, die Entwicklung der Eisen- und Stahlindustrie, die Geschäftsergebnisse von 60 Aktiengesellschaften, die Arbeitslosigkeit und Arbeitsvermittlung, die christliche Gewerkschaftsbewegung und die Enzyklika Singulari quadam sowie die Stellung der Unternehmer zu den Gewerkschaften. Hier ist auf wenigen Seiten ein reichhaltiges Material zusammengestellt. Die weiteren Abschnitte betreffen die Entwicklung und Tätigkeit des Verbandes, die Lohn- und Arbeitsbedingungen, Lohnkämpfe, Tarifverträge sowie eine Bewegung von besonderer Bedeutung, den Hüttenarbeiterschutz, statistische Erhebungen, den Übertritt des Schmiedeverbandes, die Agitation und die Verwaltung und Finanzen. Der Anhang enthält die Berichte der elf Agitationsbezirke. Auch in diesem Jahrbuch bringt das Kapitel Rechtsschutz eine Reihe interessanter Urteile aus der Praxis des Koalitionsrechtes. Einen Mangel stellt das Fehlen von Material über die gelbe Werkvereinsbewegung, besonders aus dem Ruhrrevier, dar, die gerade in der Metall- und Maschinenindustrie mit großen Mitteln der Unternehmer gefördert wird.

Das „Jahrbuch des Deutschen Textilarbeiterverbandes 1912" (Berlin, 252 Seiten) ist einfacher im Aufbau und Inhalt. Eingeleitet durch einen wirtschaftspolitischen Abschnitt, der besonders der Textilindustrie und ihrer Rohstoffversorgung große Aufmerksamkeit widmet und die Kartellbestrebungen der Textilindustriellen durch einige drastische Beispiele von Unternehmerterrorismus kennzeichnet, schildert das Jahrbuch die Wirksamkeit des Verbandes, sein Tarifwesen, Lohnbewegungen und -kämpfe sowie die Ergebnisse seiner Statistiken. Den Rest des Inhaltes bilden die Berichte aus den Gauen.

Das „Jahrbuch des Deutschen Transportarbeiterverbandes 1912" (Berlin, 388 Seiten) ist seinem Inhalt nach sicherlich das reichhaltigste; auch die Bearbeitung ist frisch und anregend, doch ist der Stoff nicht übersichtlich genug geordnet. Dankbar empfindet der Leser das Bemühen, alle erörterten Fragen möglichst vollständig und großzügig zu behandeln. So sind einzelne Kapitel, wie diejenigen über die Jugendbewegung, Arbeitslosenfürsorge und -versicherung, seemännische Sozialpolitik usw., Referate von musterhafter Geschlossenheit. Auch die Beziehungen zwischen Gewerkschaften und Genossenschaften erfahren eine gute Darstellung.

Eine eingehende Prüfung der vorliegenden Jahrbücher zeigt uns, daß die Eigenart der vertretenen Berufe und Verbände sich kräftig durchsetzt. Das ist das

Erfreuliche bei Büchern, deren Inhalt sonst überwiegend verwaltungstechnischer Natur ist. So bilden diese Jahrbücher nicht bloß für die Verwaltungsbeamten und Agitatoren der Gewerkschaften, sondern auch für den Volkswirtschafter, Wirtschafts- und Sozialpolitiker Quellenwerke von großem informatorischem Werte. Um so mehr dürfte eine Anregung angebracht sein, deren Verwirklichung geeignet ist, den Gebrauchswert dieser zum Teil schon recht umfangreichen Bände zu erhöhen. Es dürfte sich empfehlen, das Tabellenwerk gesondert zusammenzustellen und dem Bande als Anhang beizufügen und für den Textteil, den eigentlichen Bericht, ein möglichst vollständiges alphabetisches Stichwortverzeichnis herauszugeben, damit man wichtigere Materialien sofort wiederfinden kann.

Jedenfalls darf die deutsche Gewerkschaftsbewegung sich rühmen, auch auf diesem Gebiet wirtschaftlich-sozialer Berichterstattung, soweit es sich um die Vertretung der Arbeiterinteressen handelt, Mustergültiges geschaffen zu haben.

Notizen.

Zu J. Peukerts „Erinnerungen". Die Genossen Richard Fischer und Karl Kautsky haben, jener im Berliner „Vorwärts",[1] dieser in der „Neuen Zeit"[2] über die von G. Landauer herausgegebenen „Erinnerungen" Peukerts schon das Nötige gesagt. Wenn ich mich zu diesem Gegenstand auch zu Worte melde, so tue ich es nur, weil an einer Stelle des Buches Peukerts mein Name vorkommt, und zwar in einem Zusammenhang, der beweist, daß es Peukert mit der Richtigkeit seiner Behauptungen nicht eben ernst nahm. Auf Seite 162 der „Erinnerungen" heißt es: „Es ist eine feststehende Tatsache, daß zur Zeit der radikalen Arbeiterbewegung in Österreich von dem ekelhaften Nationalitätenhader fast nirgends eine Spur zu merken war. Das offizielle Politikantentum katzbalgte sich wohl untereinander, aber sie vermochten das arbeitende Volk nicht dafür zu interessieren. Auch waren wir unermüdlich auf der Wacht, wenn den Arbeitern derartige Köder geworfen wurden; zum Beispiel im Sommer 1883 hatten verschiedene Konventikel zwischen prominenten ‚Volksmännern' stattgefunden, darunter auch Kronawetter, Pernerstorfer und andere, in welchen es notwendig befunden und schließlich beschlossen wurde, eine ‚Deutschnationale Volkspartei' zu gründen. Seit Wochen wurde sowohl in der Tagespresse wie auch durch Flugschriften und Broschüren die öffentliche Meinung bearbeitet. Aufmerksam verfolgten wir die Bewegung, bis wir es an der Zeit hielten, unser Veto einzulegen." Dieser ganze Abschnitt ist für das Wesen Peukerts bezeichnend. Er beweist ebensosehr die politische Unwissenheit selbst in den politischen Dingen seiner nächsten Umgebung wie seinen Größenwahn. Er war auf der Wacht und legte sein Veto ein. Er war immer großartig. Möglich, daß in einer Versammlung beim Zobel die Anhänger Kronawetters für dessen Gründung, die er im Verein mit Baron Walterskirchen vorhatte, Stimmung machen wollten. Das weiß ich nicht. Diese „Volkspartei", deren geistiger Urheber Fischhof war, ging direkt gegen die Deutschnationalen, die ihre Konstituierung in einer großen Versammlung im Musikverein durch deren Sprengung verhinderten. Kronawetter würde sich im Grabe umdrehen, wenn er von sich erzählen hörte, daß er sich an einer „deutschnationalen Bewegung" beteiligt habe. Er war ein Kosmopolit ausgesprochenster Art und hat sich gegen jeden Nationalismus ebenso heftig wie verächtlich ausgesprochen. Immer, auch schon 1883, in welchem Jahre er schon sechs Jahre lang Abgeordneter gewesen war. Seine Persönlichkeit war schon damals sehr volkstümlich, er war wirklich „prominent". Die Stelle in Peukerts „Erinnerungen" allein beweist die geradezu lächerlich wirkende Leichtfertigkeit Peukerts. Nur deswegen lohnt es sich, von ihr zu sprechen. Was nun meine Person betrifft, so war sie in keiner Weise „prominent". Ich war damals 33 Jahre alt und Mitglied des „Deut-

[1] Siehe „Vorwärts" vom 25., 26. und 28. Februar und 1. und 7. März.

[2] 32. Jahrgang, 1. Band, Seite 924.

schen Vereins", in dem wir Jungen eine politisch und sozialpolitisch radikale Ecke bildeten. Meine ganze „Prominenz" bestand darin, daß ich in diesem Verein heftige Reden hielt. Aber die Versammlungen dieses Vereins waren nicht sehr stark besucht, er war mehr ein Diskutierklub von Akademikern.

Weil ich aber schon das Wort habe, möchte ich noch bemerken, daß ich Peukert in verschiedenen Versammlungen reden gehört habe. Ich bewahre deutlich die Erinnerung daran, wie ich mich auch heute noch der Redner der ersten Arbeiterbewegung der siebziger Jahre, die ich als Student gehört habe, erinnere (Most, Scheu und andere). Peukert wirkte durch einen hemmungslos sich ergießenden Schwall von Worten, die immer sehr radikal waren. Dann war er auch ein Dauerredner. Hatte er einmal das Wort, so ließ es ihn nimmer los. Für mich war es immer ein großer Genuß, einen wirklich guten Redner zu hören. Aber bei Peukert ist es mir geschehen, daß ich einmal, als wahrscheinlich meine Nerven schwächer waren als sonst, nach einer Stunde fortging. Von einer geordneten Gedankenfolge war bei ihm nie die Rede. Er war als Redner ein phrasenhafter Schwätzer.

Engelbert Pernerstorfer.

Anzeigen.

(Besprechungen hier angezeigter Schriften behält sich die Redaktion vor.)

Friedrich Kleeis, Arbeitersekretär in Halle an der Saale, **Die Arbeitsordnung in den gewerblichen Betrieben Deutschlands.** Stuttgart, J. H. W. Dietz Nachf. 127 Seiten.

Der Verfasser hat es unternommen, über die Anwendung der Arbeitsordnungen Material aus der Praxis zusammenzustellen, er will den umfangreichen Mißbrauch, der von den Unternehmern mit den Arbeitsordnungen getrieben wird, beleuchten und zu einer Regelung der einschlägigen gesetzlichen Bestimmungen anspornen. Der Verfasser hat in rund 2000 Arbeitsordnungen Einsicht genommen, die ihm von örtlichen Verwaltungsstellen der freien Gewerkschaften, insbesondere der Verbände der Metall- und Fabrikarbeiter, sodann von Gewerkschaftskartellen usw. zur Verfügung gestellt wurden.

L. Nestriepke, **Das Koalitionsrecht in Deutschland.** Gesetze und Praxis. Im Auftrag der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands bearbeitet. Berlin, Buchhandlung Vorwärts. 276 Seiten. Preis 1 Mark.

Die Arbeit ist entstanden auf Grund des von der Generalkommission gesammelten Materials von Urteilsausfertigungen, Zeitungsausschnitten usw. und reicht von 1900 bis Ende Dezember 1912; von 1913 konnte nur das Wichtigste und Notwendigste noch berücksichtigt werden. Die Zusammenstellung bemüht sich, ein möglichst umfassendes und objektives Bild von dem Charakter und der Anwendung aller heutigen sich auf das Koalitionsrecht beziehenden Bestimmungen zu geben. In der Schrift ist der Nachweis geführt, daß die Arbeiter gegenwärtig unter ein Ausnahmerecht gezwungen werden, das mit aller Rücksichtslosigkeit gehandhabt wird.

Der Kampf um das Koalitionsrecht. Rede des Reichstagsabgeordneten Wolfgang Heine in der Sitzung des Reichstags am 22. Januar 1914.

Die steten Angriffe der Unternehmer in Stadt und Land gegen das Koalitionsrecht der Arbeiter haben im Januar dieses Jahres ihren Ausdruck in einem konservativen Antrag gefunden, den Genosse Heine in ebenso sachlicher als scharf pointierter Rede zurückwies, während er gleichzeitig für die Einführung des vollen freien Koalitionsrechtes eintrat. Dem Sonderabdruck des stenographischen Berichtes ist ein Vorwort hinzugefügt, das einen kurzen geschichtlichen Überblick über die Kämpfe um das Koalitionsrecht gibt.

Feuilleton

Moralischer Katzenjammer.

Von A. Lunatscharski.

Kürzlich ist in deutscher Übertragung ein Roman von W. Ropschin erschienen,[1] der als eines der interessantesten Werke der russischen Belletristik der nachrevolutionären Periode bezeichnet werden kann. Allerdings nicht vom rein künstlerischen Standpunkt aus. Obgleich der Roman nicht ohne Talent geschrieben ist, hat selbst die heutige an eigentlichen Kunstwerken arme Literaturperiode nicht wenige Arbeiten hervorgebracht, die in künstlerischer Beziehung viel höher stehen als dieser Roman.

Gehen wir aber von der Tatsache aus, daß der Grundzug der russischen nachrevolutionären Literatur in der „Revision" des Erbes der Revolution, in der Kritik der alten Götter der Intellektuellen und in der Suche nach neuen Göttern besteht, so tritt der Roman von Ropschin in erster Linie in den Vordergrund, denn in keinem anderen Werke geht die Umwertung aller Werte so weit, und nirgends wird das Interesse durch die persönlichen Beziehungen des Verfassers zur Revolution so vertieft wie in diesem Roman. Es ist für niemand ein Geheimnis, daß sich hinter dem Pseudonym Ropschin eines der angesehensten und tätigsten Mitglieder der sozialrevolutionären Partei verbirgt.

Es ist begreiflich und aller Ehren wert, wenn man jetzt, in den kalten Tagen der Reaktionsperiode, seine Gedanken und Empfindungen nachprüft, die in den Revolutionstagen bis zur Siedehitze gesteigert worden waren. Aber als das Spießbürgertum sich gierig auf die Epopöe Ropschins stürzte, tat es dies nicht aus der natürlichen Neugier, das Endurteil eines der markanten Vertreter der Revolution zu vernehmen, sondern vor allem in der ungesunden und ekelhaften Erwartung pikanter „Enthüllungen" und der Entthronung der früheren Gottheit durch einen ihrer Adepten.

Erfüllt von dem Verlangen nach „Ruhe", verfolgte die Mehrzahl der russischen gebildeten Gesellschaft, die überall eifrig das Recht auf persönliches Glück und die Auflehnung gegen die sozialen Pflichten predigt, mit sadistischer Lust alle Etappen des moralischen Katzenjammers, die reuevollen Hymnen eines der Helden des verflossenen Bürgerkriegs.

Niemand in den Kreisen der russischen Revolutionäre bestreitet das Recht und die Notwendigkeit der Kritik an allen theoretischen und moralischen Grundlagen, an allen Lebensäußerungen der extremen Parteien.

Indessen darf man erwarten, daß, wenn ein Kritiker aus den Reihen der Revolutionäre blutenden Herzens zu der Notwendigkeit einer Vivisektion seines Ideals gelangt ist — einer Vivisektion vor den Augen des neugierigen und im allgemeinen feindlichen Publikums —, diese Operation von ihm in einer Weise vorgenommen wird, wie etwa von einem Chirurgen, der seine eigene Mutter operieren muß. Diese bebende Ehrfurcht, dieses Verantwortlichkeitsgefühl, diese, wenn auch enthüllende und strafende Liebe finden wir aber nicht bei W. Ropschin.

---

[1] W. Ropschin, Als wär es nie gewesen. Frankfurt a. M., Rütten & Loening.

Es wäre ungerecht, ihm den Vorwurf zu machen, daß er in seinen Schriften wie Ham seinen Vater entblößt. Aber eine gewisse Koketterie und Gefallsucht, eine ständige Ziererei, die gleichsam sagt: „Seht, wie tiefgründig, wie feingeistig ich bin, seht, wie hoch ich über diesem Milieu stehe!", erweckt eine starke Abneigung gegen den Verfasser.

Neben diesem Ton ist es die einseitige Auswahl des Materials und ein auf die zweifellose theoretische Schwäche des Verfassers zurückzuführender Wirrwarr in ethischen und soziologischen Fragen, der die energischen Proteste rechtfertigt, die von Genossen des Verfassers bei der Redaktion der Monatsschrift „Sawety" aus Anlaß der Veröffentlichung dieses Romans erhoben wurden, der Züge einer reuevollen Beichte fast mit denen einer Schmähschrift in sich vereinigt.

Der Roman „Als wär es nie gewesen" ist nicht das Erstlingswerk Ropschins. Schon früher hat er in der Zeitschrift „Rußkaja Mysl" die Erzählung „Das fahle Roß" veröffentlicht, die gleichfalls nicht wenig Aufsehen erregte.[2] Wir wollen hier auf diese Erzählung nicht näher eingehen; es genüge der Hinweis, daß hier als Terroristengruppe eine Anzahl von Scheusalen geschildert wird: ein Abenteurer, der sich nur der starken Eindrücke wegen der revolutionären Bewegung angeschlossen hat und der aus der Lehre des politischen Terrors den Schluß zieht, daß man jeden nach Belieben niederknallen darf; ein Mystiker, der, unverständliche Worte vor sich hin murmelnd, von einem schlecht verdauten Christentum zu idiotischen Paradoxen gelangt ist; ein Student, der im entscheidenden Moment feige flüchtet; ein erboster, verbitterter Arbeiter, der danach lechzt, eine möglichst große Anzahl von „Bourgeois" in die Luft zu sprengen — aus solchen *Leuten* besteht der Kreis der extremen Revolutionäre nach der Schilderung des Verfassers, der in diesem Kreise eine hervorragende Rolle gespielt hat.

Wir Marxisten, die wir stets den Terror abgelehnt und selbst den heldenhaftesten Gestalten auf diesem Gebiet keine blinde Verehrung entgegengebracht haben, wissen recht wohl, daß es in diesem Milieu auch Abenteurer und unkluge Leute gibt, aber auch wir lehnen mit Entrüstung die allgemeine Charakteristik ab, die Ropschin von ihnen entwirft. Vor unseren Augen erheben sich viel zu viele sittlich hochstehende, fast heilige Gestalten, als daß wir die Schilderung Ropschins, die bei den Spießbürgern ein solches Entzücken hervorrief, als wahrheitsgetreu anerkennen könnten.

Diese erste Erzählung war in den literarisch gezierten, gekünstelten Formen des sogenannten Modernismus geschrieben. Die an ein billiges „Schönheitsmittel" erinnernde äußere Form übte unter den geschilderten Verhältnissen auf alle Leser mit Geschmack eine abstoßende Wirkung aus.

Einen ganz anderen Ton hat Ropschin in seinem neuen Roman angeschlagen.

Die gesamte russische Kritik, auch die Verteidiger Ropschins, bezeichneten den Stil des Verfassers als eine sklavische Nachahmung der Schreibweise Leo Tolstois. Ganze Seiten wurden genannt, in denen diese Ähnlichkeit fast in eine buchstäbliche Wiederholung Tolstois ausartete. Die Kritik war wegen dieses Nachahmens des Tolstoischen Stils geneigt, Ropschin jegliches Talent abzusprechen. Wir tun das nicht. Ropschin hat Tolstois Stil nicht aus künst-

[2] Die deutsche Übersetzung erschien vor einigen Jahren im Feuilleton des „Berliner Tageblatts". Anmerkung des Übersetzers.

lerischer Schwäche, sondern aus vielleicht unbewußter, aber dennoch richtiger Absicht kopiert.

Der einfache, rauhe, nüchterne Stil des großen russischen Dichters ist ein tödliches Mittel gegen jede Illusion, gegen jeden Selbstbetrug. Dieser Stil wirkt zerstörend wie Dynamit; seine Berührung genügt, um das, was noch vor einem Augenblick heilig und feierlich erschien, in lächerlichem, häßlichem Lichte erscheinen zu lassen. In gleichmäßigem Tone, die kleinsten Einzelheiten schildernd und alle Dinge bei ihrem Namen nennend, gleichsam mit Worten photographierend und alles mit der Naivität eines Wilden in sich aufnehmend, schildert Tolstoi eine Schlacht, einen Gottesdienst, eine Gerichtssitzung, eine moderne Theateraufführung — und mit einem Schlage erkennt man, wieviel Hohlheit, Gemeinheit und Lächerlichkeit in allen diesen Dingen steckt. Die Wolke der blinden Hochachtung ist in alle Winde zerstreut. Das geniale Kind rief: „Seht, der König ist doch nackt!", und alle erblickten wie im Andersenschen Märchen eine abstoßende Nacktheit, wo sie noch vor einem Augenblick dank der Selbsthypnose golddurchwirkten Purpur gesehen hatten.

In seinem nachrevolutionären Katzenjammer hat Ropschin, der jetzt verbrennt, was er früher angebetet, dieses kalte, vernichtende Feuer von Tolstoi entlehnt. Wie wäre es, wenn man in diesem nüchternen Stil die Barrikadenkämpfe, die Entlarvung des Lockspitzels, die Sitzungen des Zentralkomitees schilderte? Würde sich nicht auch das als unmenschlich und verlogen, als die Frucht einer Selbsthypnose erweisen? Würden wir nicht einfach die Tötung der einen durch die anderen, würden wir nicht die eitle Hoffart von Menschlein erblicken, die die Elemente der Geschichte zu lenken vermeinen?

Ropschin hat diese Waffe geschickt benutzt. Aus diesem Grunde müssen wir, obgleich wir die Gestaltungskraft seines Talents, die große Erfahrung des Verfassers auf diesem Gebiet und die Reichhaltigkeit des von ihm gelieferten künstlerischen und psychologischen Materials anerkennen, den deutschen Leser dringend warnen, den Schilderungen des Verfassers Glauben zu schenken. Hinter seinem scheinbar episch-ruhigen Ton verbirgt sich sehr oft die Absicht des Karikaturisten, und dieses „Epos" selbst verwandelt sich in eine tendenziöse Anklageschrift.

Was ist nun der Inhalt, die Seele der geschilderten literarischen Form? Es ist die Verknüpfung zweier Probleme: des ethischen und des geschichtlichen.

Der Held des Romans, Bolotow, wie noch eine ganze Reihe untergeordneter handelnder Personen stehen vor dem furchtbaren Problem: Habe ich das Recht, zu töten?

Das Problem ist klar. Die Anwendung der Gewalt ruft bei jedem Revolutionär, dem Anhänger der hohen Freiheitsideale, ein Gefühl tiefen Abscheus hervor. Die Tötung ist die höchste Form der Gewaltanwendung. Das biblische Gebot: „Du sollst nicht töten!" oder auch die Tolstoilehre: „Selbst dem Bösen sollst du nicht mit Bösem begegnen!" findet den lautesten Widerhall in der Brust des politisch fortgeschrittenen Menschen. Wie kann man also annehmen, daß Menschen, die aus Haß gegen das Böse voll Selbstaufopferung den Weg der Revolution beschritten haben, bei ihrem Kampfe leichten Herzens Handlungen begehen, die sie moralisch bei den Gewalttätern verurteilen?

Aber im Gewühl des revolutionären Kampfes wie überhaupt auf dem Schlachtfeld geben sich nur zufällig in den Kampf hineingeratene Hypochonder diesen Grübeleien hin. Das Problem löst sich in der Praxis von selbst. Die Bekämpfung des Bösen durch Böses ist ein Übel. Aber die Nichtbekämpfung des Bösen ist ein noch größeres Übel. Wir glauben nicht an die Möglichkeit, den Waffen eines tückischen Feindes von tierischer Grausamkeit sentimentale Worte erfolgreich gegenüberzustellen.

Der große russische Satiriker Schschedrin hat in einem seiner „Märchen" die unsterbliche Gestalt der Idealistin Karausche geschaffen, die stets damit prahlt, daß sie dem Hecht, wenn sie ihn treffen sollte, ein solches Wort, ein solches Wort sagen würde, daß der Hecht vor Schreck erstarren und alle seine Schlechtigkeit verlieren müßte! In Wirklichkeit fraß der Hecht die idealistische Karausche ohne viel Federlesens. Die Kritik mit der Waffe ist in einigen Fällen eine unumgängliche Notwendigkeit, und die Abweichung von dieser Kriegsregel erscheint als Verrat und Schwäche, die mit erhabenen buddhistischen Erwägungen nicht beschönigt werden können.

Wenn man aber in der Schlacht nicht moralisiert, sondern kämpft, so kommt nach der Schlacht, namentlich nach einer Niederlage in der Schlacht, hinter dem sozialen Menschen, dessen Handlungen von der Kollektivstimmung diktiert wurden, die ihrerseits wieder die Frucht der gesellschaftlichen Bedingungen war, das Einzelmenschlein mit seiner individuellen Moral zum Vorschein. Sich die Augen reibend, sieht er mit Erstaunen, was für ein Mensch er in den roten Revolutionstagen gewesen war, und erklärt seine damalige Umwandlung durch eine Eingebung des Teufels. Wie, er, der Gebildete, mit seinem verfeinerten Seelenleben, hatte in den Volksversammlungen wütende Reden gehalten? Er hatte die Parkbänke und die umgestürzten Omnibusse mit Telegraphendrähten umwickelt und sie zu Barrikaden aufgetürmt? Er hatte wie ein Bandit oder wie ein Kosak auf Menschen, auf seine Brüder gefeuert?

Der wirkliche Revolutionär, der nicht nur vorübergehend und nicht nur mit seinen Instinkten bei der Sache ist, hebt sich in seinen Anschauungen zur sozialen Moral empor. Er schätzt seine Person, sein ganzes Leben überhaupt vom Standpunkt der sozialen Notwendigkeiten, der sozialen Ideale ein. Aber ein Zufallsrevolutionär findet, wenn die revolutionäre Welle abflaut, die ihn elektrisiert hatte, daß zwischen der ihm für einen Augenblick eingeflößten Moral der revolutionären Gesellschaftsgruppen und seiner gewohnten Moral des gebildeten Spießbürgertums ein Abgrund klafft. Es ist begreiflich, daß er dann melancholisch wird. Er betrachtet die Handlungen seines anderen, früheren Ichs als die eines Gefallenen. Er glaubt, daß er höher emporgestiegen, daß er ernüchtert ist, wenn er nun mit dem Zentimetermaß der persönlichen Moral wieder die gewaltigen, allgemein menschlichen Werke und Taten mißt, an denen er, ohne daß er sich dessen bewußt war, teilgenommen hatte.

Das ist der moralisch-psychologische Inhalt des Romans Ropschins.

Wenn man den ersten Teil liest, glaubt man, Ropschin würde zum Schluß noch — im Gegensatz zu der Tragik des revolutionären Schaffens — zu der Verherrlichung des friedlichen, idyllisch-ruhigen Philistertums kommen.

Vielleicht ist meine Annahme falsch, es scheint mir aber, daß der letzte Teil des Romans mit den eindrucksvollen Episoden des Todes Bolotows

und Wolodjas infolge des einmütigen Ansturmes der Kritik einen anderen Charakter erhalten hat. Mir scheint, daß Ropschin in diesem Teil gleichsam zur Besinnung kam und sich aus dem Konflikt zwischen der philisterhaften und der revolutionären Moral in eine mystische Geschichtsphilosophie hinüberrettete.

Denn außer dem moralischen Problem rollt Ropschin auch das historische auf. Er höhnt mit billigem Spott die Führer der Parteien. Die Lage war auch hier ungemein tragisch. Eine Partei der arbeitenden Massen hat in einer revolutionären Epoche die titanischsten Anstrengungen zu machen, die elementaren Ereignisse zu leiten und zu lenken. Die Abkehr von einer solchen Leitung, von welchen Erwägungen sie auch diktiert wird, ist ein Akt der Feigheit vor der Geschichte. Aber jeder vernünftige Parteiführer begreift, wie leicht sein Wort in dem Sturmgebraus des revolutionären Ozeans verhallt und verschwindet. Die Sitzungen des revolutionären Zentralkomitees sind mir nie, selbst zur Zeit ihrer größten Isoliertheit von den Massenaktionen, lächerlich erschienen. Diese Sitzungen düsterer Männer und Frauen mit übermüdeten, überarbeiteten Nerven, die das Gebrüll des revolutionären Meeres vernehmen, die oft einen Hagel niederdrückender Nachrichten über sich ergehen lassen müssen, diese Sitzungen von Menschen, von denen man im ganzen weiten russischen Reich einigende Losungen erwartet und die, die Zähne zusammengebissen und die Fäuste geballt, sich machtlos in irgend einer halbdunklen Kammer beraten, erscheinen mir als Akte eines erschütternden Dramas. Und schließlich wird doch von diesen Körperschaften, die von den revolutionären Avantgarden auf ihren Posten gestellt worden sind, die feste, zentralisierte und demokratische Organisation geschaffen werden, die allmählich die sozialen Elemente ihrem Willen unterwerfen werden — keine Akademie, kein Ministerium, kein Generalstab verkörpert ein so fruchtbares, wenn auch vorläufig noch verzweifeltes Bemühen des Bewußtseins, die Schicksale der Geschichte zu meistern. Hierher, auf dieses Gebiet die satirischen Tolstoischen Schilderungen machtloser Kriegsräte verpflanzen und die einzelnen, mit photographischer Deutlichkeit der Wirklichkeit entnommenen Personen mit spöttischem Humor persiflieren kann wohl kaum als würdige Frucht des kritischen Gedankens anerkannt werden.

Zum Schluß erhebt sich Ropschin aber doch zu einer Art historischer Konzeption, die die Einzelpersonen als die Elemente sozialer Erscheinungen einreiht.

Der Autor schreibt über Bolotow: „Er begriff, daß er den Mord verüben mußte, daß nicht die Abhandlungen vom Nutzen des Terrorismus, nicht der Haß, nicht die Rachsucht und nicht der Zorn ihn zwangen, das Schwert zu ergreifen, sondern daß eine höhere, unbegreifliche und unabwendbare Gewalt, Millionen von Ursachen, die sich seit Jahrtausenden angesammelt hatten, ihn zu dieser Tat bewogen."

„Du glaubst zu schieben, und du wirst geschoben!" sagt Goethe. Von diesem Grundsatz ausgehend, kommt Bolotow vor dem Tode zu folgenden Schlüssen:

„Ich habe getötet, und man wird mich töten.... Alle sind im Recht, und alle sind im Unrecht.... Es gibt weder Schuldige noch Gerechte.... Es gibt nur zwei ewige Todfeinde, und kein Irdischer darf sie richten.... Es ist uns nicht gegeben, zu wissen...."

Freilich endet Bolotow gleich darauf mit dem Ausruf: „Es lebe die Freiheit! Hoch die Partei!" Aber diese Worte sind hier nichts weiter als eine Bravade. „Es ist uns nicht gegeben, zu wissen!" Das ist das Fazit.

Ropschins Geschichtsphilosophie erhebt sich in diesen Zeilen über seine individuellen moralischen Schwankungen. Sie löst sie im Sozialen, im Kollektiven auf, und das bedeutet schon einen Fortschritt. Hätte sich Ropschin wenigstens auf dieser Höhe gehalten, hätte er nicht die revolutionäre Wirklichkeit durch das Prisma seiner bereits von der Reaktion angefressenen Seele betrachtet und ihre kollektive Einheit durch eine gekünstelte Analyse des Seelenlebens von Einzelpersonen aufgelöst, hätte er vielmehr den Versuch gemacht, ein Bild dieser einander feindlichen Massen, dieser mit Naturnotwendigkeit aufeinanderstoßenden Strömungen zu liefern, so wäre er vielleicht bei dem wirklichen Epos der Revolution angelangt.

Besitzt aber seine Geschichtsphilosophie auch positive Eigenschaften, so werden sie überwuchert von ihren negativen Zügen — ein echt orientalischer Fatalismus, eine nebelhafte Mystik schlägt uns aus dieser Philosophie entgegen. „Eine höchste, unbegreifliche, unwiderstehliche Macht!... Ewige Todfeinde!... Kein Irdischer darf sie richten!... Es ist uns nicht gegeben, zu wissen!"

Warum nicht? Im allgemeinen ist doch die Gesellschaft in ihrer Vergangenheit und Gegenwart diese „höchste Macht". Und wir sind in dieser Gesellschaft nicht nur ein Resultat, sondern auch eine schöpferische Kraft, die auf derselben oder — bei bewußtem Wirken — sogar auf einer höheren Stufe steht als die anderen gesellschaftlichen Kräfte. Und warum „ewige Todfeinde"? Hofft denn Ropschin nicht auf die Beseitigung der Klassen und damit des Klassenkampfes nach dem Siege des Sozialismus? Und was soll zum Schlusse das obskurantenmäßige „ignorabimus"?

Genosse G. Plechanoff ist bis zu einem gewissen Grade als Verteidiger Ropschins aufgetreten. Aber Plechanoffs Verteidigung trifft Ropschin empfindlicher als manche Kritik. Denn Plechanoff hat klar und deutlich nachgewiesen, warum Ropschin uns nicht zu befriedigen vermag.

Plechanoff sagt, aus den Gewissensqualen Ropschins und seiner Helden müssen wir den Schluß ziehen, wie hoch sogar ein Revolutionär dieser Art über den tierähnlichen Henkerknechten steht. Ist aber die Feststellung dieser Tatsache neu? Und in welchem Maße erniedrigt Ropschin dagegen die Ethik und die Theorie der wirklichen Revolutionäre?

Die Antwort auf diese Frage geht am besten aus Plechanoffs weiteren Worten hervor. Wie wir sahen, erkennt Ropschin in gleichem Maße der Reaktion und der Revolution das Recht zu kämpfen zu. Plechanoff setzt ihm darauf auseinander:

„Überall, wo die gegebene Gesellschaftsordnung sich überlebt hat, wo sie die weitere Entwicklung dieser Gesellschaft hemmt und den Quell zahlreicher, mannigfacher Leiden bildet, steht das ‚göttliche Recht' der Verteidigung dieser Gesellschaftsordnung tief unter dem ‚göttlichen Recht' ihrer Beseitigung. Je zahlreicher und mannigfacher diese Leiden sind, desto mehr verliert das Recht der Verteidigung der bestehenden Ordnung seinen ‚göttlichen' Inhalt, desto mehr verwandelt es sich in einen äußeren Schein, in einen Schatten des Rechts. Von dieser Erkenntnis ausgehend, können die Neuerer ruhigen Gewissens ihren Kampf gegen die Konservativen führen.

Niemand von ihnen hat einen theoretischen Grund, sich zu fragen: ‚Was ist der Unterschied zwischen mir und ihm?' Sie kennen diesen Unterschied. Sie müssen ihn kennen.

„Bolotow aber kennt ihn nicht. Und nur deshalb quält er sich mit dieser Frage. Weshalb kennt er ihn nicht? Wohl deshalb, weil er sich nicht hinreichend in jenen Geschichtsprozeß vertieft hat, der die gesellschaftlichen Kämpfe und ihre Aufgaben hervorbringt."

So ist es.

Die revolutionäre Einheit brach zusammen, der revolutionäre Instinkt verflüchtigte sich, es blieb nur die kleine, kleinliche Individualität zurück, die, die interessante Bläße des reuigen Sünders auf der Stirn, zu Gericht sitzt über das Große, dessen sie selber, dem Gebot des Schicksals folgend, für einen Augenblick teilhaftig geworden war. Ein moralischer Katzenjammer des Individualisten!

Literarische Rundschau.

Annemarie v. Nathusius, **Ich bin das Schwert.** Roman. Dresden 1914, Verlag von Karl Reißner. 341 Seiten.

Dieses Buch ist getragen von einem unbändig leidenschaftlichen Haß gegen die ostelbische Junkerkaste, der die Verfasserin selbst entstammt. Denn der Name Nathusius klingt wie Trompetengeschmetter in der Geschichte der konservativen Partei. Das erste stramme und forsche Organ des unentwegten Krautjunkertums war um 1848 herum das Volksblatt für Stadt und Land in Halle: sein Herausgeber ein Nathusius. In den Tagen des werdenden Reiches und danach focht auf dem Wall der „Kreuzzeitung" gegen die andrängenden Mächte des demokratischen Zeitalters am hitzigsten ein Schriftsteller: ein Nathusius. Die Enkelin des Volksblatt-Nathusius, die Tochter des Kreuzzeitungs-Nathusius ist diese Annemarie, die von ihren Klassengenossen schreibt: „Des Deminers Hallo klingt mir noch in den Ohren, schlecht klingt es mir im Herzen, dieses laute, brutale Hallo: dahinter wächst kein Recht und keine Gerechtigkeit. Ich will meinen Griffel in Blut tauchen und sie zeichnen, diese Herren meiner Heimat, sie sollen mich hassen, diese Mörder des Rechtes."

Bücher dieser Art darf man nicht lediglich mit der ästhetischen Elle messen. Als Jean Baptist v. Schweitzer den Gegensatz zwischen Kapital und Arbeit in den Roman „Luzinde" zu pressen versucht hatte, trieb Lassalle in den Strudeln des Entzückens herum, obschon das Buch, rein literarisch gewertet, ein schlimmer Schmarren war. Damit soll bei weitem nicht gesagt sein, daß der Roman der Nathusius einer ästhetischen Prüfung nicht standhält. Es mag hier und da ein wenig viel schwüler Fliederduft und bleicher Mondenschein drin verstreut sein, und gegen den Schluß hin versandet die Handlung, doch alles in allem kann sich, schon durch die Plastik der Darstellung und die Bildkraft der Schilderung, das Buch auch als literarische Leistung sehen lassen.

Aber für uns ist es natürlich in erster Reihe eine politische Leistung. „Ich bin das Schwert" ist wertvoll für uns, weil hier eine genaue Kennerin des Junkertums, von der hochmütigen Kaste, die uns mit Sporn und Peitsche regieren möchte, die letzten Hüllen herabreißt und sie in ihrer Willkür, ihrer Roheit, ihrer Unbildung, ihrer Verlogenheit und Feigheit der öffentlichen Mißachtung preisgibt. Solange eine herrschende Sippe nur den politischen Haß gegen sich aufstachelt, steht es mit ihrer Herrschaft noch nicht so schlimm; sobald sie aber auch den rein menschlichen Ekel gegen sich aufbringt, wankt ihre Herrschaft in den Grundfesten, und die „Revolution der Verachtung", wie Lamartine die Februarrevolution taufte, schlägt eines Tages über ihr zusammen. Diesen rein menschlichen Ekel gegen die ostelbischen

Granden erweckt und so für ihren Teil der „Revolution der Verachtung" den Weg bereitet zu haben, ist das Verdienst der Annemarie v. Nathusius.

Und es gibt wohl kein ehrenderes Zeugnis für das Buch wie für seine Verfasserin, als daß die Junkerblätter, die Erbpächter der Ritterlichkeit und des Anstandes, mit den üblen Anwürfen der Gosse über beide hergefallen sind.

Hermann Wendel.

Morris Hillquit, **Socialism summed up** (Sozialismus, kurz zusammengefaßt). New York, H. K. Fly Company. 110 Seiten. 1 Dollar. Billige Ausgabe 25 Cents.

Die großen amerikanischen Monatsschriften haben die Entdeckung gemacht, daß sich mit Aufsätzen und Büchern, die sich auf den Sozialismus und was damit zusammenhängt beziehen, ein gutes Geschäft machen läßt. Und zwar gilt das hauptsächlich von sozialismusfreundlichen Aufsätzen. Es scheint im amerikanischen Publikum Mode geworden zu sein, daß man etwas Sozialistisches gelesen haben muß.

Mehrere der bedeutendsten New Yorker Monatsschriften wandten sich deshalb an sozialistische Schriftsteller mit dem Ersuchen, in einer Reihe von Aufsätzen sozialistische Probleme und Lehren zu besprechen und sie ihrem Leserkreis zu unterbreiten. Naturgemäß mußten diese Arbeiten allgemein gehalten werden, und sie konnten für den Kenner der sozialistischen Literatur nichts wesentlich Neues bieten. Die Sache hat aber für die sozialistische Bewegung den Vorteil, daß mehr als eine Million Leser sozialistische Anschauungen und Beweisführungen kennen lernen, die sonst kaum je eine sozialistische Schrift oder Zeitung in die Hand bekommen.

Bisher haben drei solcher Monatsschriften, die, wie gesagt, mehr als eine Million Käufer aufweisen, ihren Lesern größere Arbeiten sozialistischer Schriftsteller serienweise unterbreitet, und es wird von den Verlegern dieser Zeitschriften öffentlich zugestanden, daß sie geschäftlich dabei sehr gut gefahren sind. In „Pearson's Magazine" erschien eine Reihe von Artikeln von dem sozialistischen Schriftsteller Allan L. Benson, die zusammengefaßt dann als Buch unter dem Titel „The Truth about Socialism" (Die Wahrheit über den Sozialismus) erschienen sind. Im „Metropolitan", einer sehr verbreiteten Monatsschrift, die stark mit dem Sozialismus kokettiert, veröffentlichte Morris Hillquit in New York eine Serie von Aufsätzen, in welchen er in knapper Zusammenfassung die sozialistischen Lehren und die sozialistische Bewegung behandelte und die unter dem Titel „Socialism summed up" als Buch herausgegeben wurden. Schließlich läßt „Everybodys Magazine" augenblicklich eine Diskussion für und gegen den Sozialismus erscheinen, die ihres besonderen Charakters halber nicht ohne weiteres Interesse ist.

Diese Diskussion wird geführt zwischen Morris Hillquit und John Augustine Ryan, einem Ökonomieprofessor an irgend einem katholischen Seminar, und führt den Titel: „Promise or Menace?" (Verheißung oder Drohung?). Die Frage, um die sich die Diskussion dreht, ist nicht etwa, ob die Kirche oder ob der Sozialismus im Rechte ist. Das würde des verschiedenen Standpunktes der Diskutierenden halber unfruchtbare Arbeit sein. Es handelt sich in der Debatte vielmehr darum, daß der Vertreter der katholischen Kirche die Lehren des Sozialismus angreift und daß der Vertreter des Sozialismus diese Lehren gegen die christlichen Angriffe zu verteidigen hat.

Vor Beginn der Debatte wurde bestimmt, daß die beiden Beteiligten ihre Manuskripte vor der Veröffentlichung auszutauschen und nochmals auszutauschen hätten zu dem Zwecke, den Inhalt ihrer Artikel zu ändern und zu revidieren gemäß den Ausführungen des Gegners, bis beide Seiten zufriedengestellt sind. Dieses Übereinkommen wurde getroffen, um jede Unklarheit zu vermeiden und genau festzustellen, was der Gegner in irgend einem Satze sagen will.

Hillquit behandelt den Gegenstand nach der Richtung hin, daß er nicht nur die sozialistische Kritik und das sozialistische Programm, die Gesamtheit der sozia-

listischen Lehren und des sozialistischen Ideals behandelt, sondern auch das Verhältnis des Sozialismus zu Moral und Religion.

Sein Opponent stellt sich mit Bezug auf all diese Dinge als Gegner hin und weist alle sozialistischen Auffassungen zurück. Er erklärt, daß die sozialistischen Lehren zwar einen Schimmer von Wahrheit haben, daß sie aber in der Hauptsache falsch sind. Die sozialistische Bewegung enthält und verbreitet nach diesem Vertreter der katholischen Kirche in sozialer, religiöser und ethischer Hinsicht so viele und so verderbliche Irrtümer, daß sie eine dauernde Bedrohung der wahren Prinzipien und der wahren Ordnung der Gesellschaft bildet. Als verwirklichtes politisch-wirtschaftliches System würde, wie der Mann meint, der Sozialismus der Menschheit mehr und größere Übel bringen, als er abschaffen würde.

Die Diskussion geht zurzeit weiter. Es wird nicht viel dabei herauskommen, höchstens ein neues Buch. Jedenfalls aber hat es den einen großen Vorteil, daß, wie gesagt, Hunderttausende von Lesern, die sonst nichts von sozialistischen Anschauungen zu hören bekommen würden, diese Auseinandersetzungen zwischen einem Vertreter und einem Gegner des Sozialismus mit Eifer verfolgen.

Hillquits weitere Artikelserie, die, wie oben erwähnt, unter dem Titel „Socialism summed up" als Buch erschienen ist und die zuerst in der weitverbreiteten Monatsschrift „Metropolitan" veröffentlicht wurde, hat eine außerordentlich große Verbreitung gefunden. Sie fand zunächst bei den Hunderttausenden von Lesern des „Metropolitan" ein großes Interesse. Und auch als Buch hat die Arbeit Hillquits großen Absatz gefunden. Eine billige Ausgabe wurde in einer Auflage von 20 000 sofort nach Erscheinen abgesetzt.

Das Büchlein enthält eine knappe, aber durchaus klare Zusammenfassung der sozialistischen Lehren und eine historische Schilderung der sozialistischen Bewegung. Es gibt in seinen sieben Kapiteln eine Übersicht der ökonomischen Ursachen der sozialistischen Bewegung und Lehren, schildert die besonderen Klassengegensätze in der modernen Gesellschaft im Gegensatz zu früher, schildert in knapper Form das sozialistische Endziel und die Wege dahin und zeichnet die Richtung der sozialen Entwicklung und ihre treibenden Kräfte. Auch gibt der Verfasser eine Übersicht über die sozialistische Agitation und die von ihr angewandten Mittel, schildert kurz das sozialistische Programm, die Errungenschaften der Bewegung und gibt einen kurzen historischen Überblick über die sozialistische Bewegung in den Vereinigten Staaten.

Der Verfasser hat es verstanden, auf kleinem Raum viel Wissenswertes über unsere Lehren und unsere Bewegung zusammenzufassen. Trotz der Knappheit der Form ist die Darstellung durchaus klar. Ich kenne kein Buch, weder in englischer noch in deutscher Sprache, das in so knapper und konziser Form sämtliche Fragen zu beantworten sucht, die ein Neuling in bezug auf den Sozialismus und seine Lehren zu stellen pflegt.

Hillquits Buch verdient ins Deutsche übersetzt zu werden. Freilich könnten in einer deutschen Ausgabe die „hübschen Bilderchen", mit denen die Herausgeber der amerikanischen Ausgabe nach amerikanischer Sitte das Büchlein zierten, fortgelassen werden. Das Buch würde dadurch nur gewinnen. H. Schlüter.

Hugo Hermsen, **Die Wiedertäufer zu Münster in der deutschen Dichtung.** Stuttgart, J. B. Metzlersche Buchhandlung. VIII und 164 Seiten. 4,80 Mark.

In seiner fleißigen und objektiven Arbeit gibt uns der Verfasser zuerst einen kurzen Abriß des Regimes der Wiedertäufer in Münster, dann seiner Darstellung in der Geschichte und endlich eine ausführliche Untersuchung der verschiedenen dramatischen und epischen Darstellungen dieses Regimes oder einzelner seiner Episoden. Das Ergebnis ist kein sehr erhebendes. Keiner unserer großen Dichter hat sich an den Stoff herangemacht. Schiller dachte einmal daran, Johann von Leyden als bewußten Betrüger darzustellen, fand aber später den Demetrius als solchen für die dramatische Wirkung geeigneter.

Spätere Dichter sind Johann von Leyden gerechter geworden. Hamerling, der bedeutendste unter den Dichtern, die bisher den Wiedertäuferstoff behandelt, zeichnet ihn als liebenswürdigen Schwärmer für die Erlösung des Menschengeschlechts, der aber an der Unreife der sinnlosen Masse und an seiner eigenen Schwäche zugrunde geht.

Die Wiedertäufer selbst hat noch keiner der Dichter, die sie behandelten, menschlich näherzubringen versucht. Ihre Hauptfigur ist naturgemäß stets Johann von Leyden. Soweit sie ihn nicht als Narren oder Betrüger betrachten, sehen sie seine Tragik in einem inneren Gegensatz zur revolutionären Masse, die nichts ist als ein Haufen verrückter Bösewichter.

Einem Dichter, der auf dem Boden der bürgerlichen Welt steht, ist es kaum möglich, eine gegen diese Welt rebellierende Proletarierschicht anders aufzufassen, damit wird es aber auch ungemein erschwert, daß ein bürgerlicher Dichter die volle Tragik des Münsterschen Aufstandes ausschöpft. Tragisch empfinden wir den Untergang eines Menschen nur dann, wenn wir ihn in allem begreifen, auch in seinen Fehlern, und mit ihm aufs stärkste sympathisieren. Es ist bezeichnend, daß der bürgerliche Idealist Schiller wohl das Schicksal des scheiternden Strebers nach einer Krone sehr tragisch empfand. Es beschäftigte ihn immer wieder — als Fiesko, Wallenstein, Demetrius. Aber er glaubte nicht, daß das Streben nach dem Umsturz der bürgerlichen Ordnung, das Johann von Leyden beseelte, ein geeigneter tragischer Stoff sei.

Jetzt hat sich Gerhart Hauptmann an ihn gemacht. Schon 1909 ließ er in der Münchener „Jugend" eine Szene aus einem Wiedertäuferdrama drucken. Dieses Drama scheint er nicht vollenden zu wollen. Eben, wie diese Zeilen geschrieben werden, geht die Nachricht durch die Presse, er arbeite an einem Wiedertäuferroman. Es wird sicher ein interessantes Experiment werden, wenn es der Dichter der „Weber" und des „Florian Geyer" ermöglicht, ihn zu einem Abschluß zu bringen. Es bleibt abzuwarten, ob es ihm dabei gelingt, über Hamerling hinauszuwachsen, Johann von Leyden zu einem Manne der Tat zu gestalten und uns das Schicksal der kämpfenden und unterliegenden Masse als ein tragisches aufs stärkste mitempfinden zu lassen.

K. Kautsky.

Dr. Wladimir G. Simkhovitch, **Marxismus gegen Sozialismus.** Aus dem Englischen übersetzt von Dr. Th. Jappe. Jena 1913, Gustav Fischer. 189 Seiten. Preis geheftet 5 Mark.

Dieses Werk eines amerikanischen Universitätsprofessors bietet deutschen Lesern so gut wie nichts Neues. Es ist eine breite Entwicklung der bekannten revisionistischen Gedanken. Der Verfasser geht davon aus, daß nach Marx ein wissenschaftlicher Sozialismus nur die Fortentwicklung vorhandener Tendenzen zum Ziele haben kann; diese von Marx behaupteten Tendenzen seien aber nicht vorhanden, und so werde die materialistische Geschichtsauffassung, die jede ethische Begründung des Sozialismus ablehne, ein Hindernis für diesen. Die Widerlegung der Konzentrations-, Verelendungs- und Krisentheorie macht sich Simkhovitch sehr leicht: einige willkürlich gewählte und nichts beweisende Statistiken, harmlose Verwechslung von Einkommensstufe mit Klasse, die naivsten Ansichten über die Zukunft der Gewerkschaften, die Trusts als Mittel gegen die Krisen, das ist so das polemische Arsenal unseres Amerikaners. Die Wertlehre steht in keinem notwendigen Zusammenhang mit dem Gesamtsystem, die materialistische Geschichtsauffassung ist falsch, weil sie — falsche Deutungen zuläßt, „Revolutionen" sind wegen der modernen Waffentechnik unmöglich usw. usw.

Uns Deutschen ist fast alles aus der revisionistischen Literatur bekannt. Wir wissen längst, daß hier zwei Hauptsachen übersehen werden: 1. daß die von Marx der bürgerlichen Gesellschaft gestellten Prognosen aus einer Erklärung und Deutung dieser Gesellschaft mit strenger Logik gefolgert, also nicht durch ein paar Statistiken

zu widerlegen sind; 2. daß ebenso, wie die katastrophalen Erscheinungen der kapitalistischen Anfangsperiode zu einer Überschätzung des Entwicklungstempos Anlaß gaben, ebenso die Erfolge der gewerkschaftlichen und sozialpolitischen Bestrebungen zu revisionistischen Aufstiegsillusionen führen.

Daß übrigens der Verfasser zum Beweis seiner Behauptungen mehr die deutsche Literatur als die Tatsachen des amerikanischen Wirtschaftslebens heranzieht, legt die Vermutung nahe, daß er entweder Amerikas Wirtschaftsleben und Arbeiterbewegung nicht kennt oder, und das ist wahrscheinlicher, daß diese nicht danach angetan sind, reformistische Klopffechter des Kapitals zu ermutigen.

Paul Brunner.

Luise Zietz, **Gewinnung und Schulung der Frau für die politische Betätigung.** Sozialdemokratische Frauenbibliothek. VIII. Berlin 1914, Buchhandlung Vorwärts. 29 Seiten. Preis 30 Pfennig.

Die Broschüre der Genossin Zietz ist sehr geeignet, uns in der Meinung zu bestärken, daß es der deutschen Sozialdemokratie gelungen sei, das Problem aufs trefflichste zu lösen, wie die Organisierung des Proletariats beiderlei Geschlechtes einheitlich zu gestalten und doch den speziellen Arbeits- und Lebensbedingungen der Frauen vollauf Rechnung zu tragen ist.

Für die Agitation unter den Frauen, für ihre Schulung in den Ideen des wissenschaftlichen Sozialismus, ihre Einführung in das Verständnis der politischen Vorgänge und ihre Eingliederung in die Kampfesreihe der Partei gibt Genossin Zietz ganz ausgezeichnete praktische Winke, die hoffentlich nicht nur den Genossinnen des Deutschen Reiches sehr zustatten kommen, sondern auch in der sozialdemokratischen Frauenbewegung anderer Länder fruchtbar zu machen sein werden.

Als sehr nützlich müßte es sich später erweisen, wenn die Funktionärinnen, welche die in dem Büchlein enthaltenen Ratschläge mit Erfolg anwenden, nachher darüber an die Verfasserin berichten wollten, damit wir aus einer nächsten Auflage erfahren können, welche der vorgeschlagenen Maßregeln sich am besten bewährt haben.

Therese Schlesinger.

Dr. Kurt A. Gerlach, **Theorie und Praxis des Syndikalismus.** München 1913, Verlag Duncker & Humblot. 22 Seiten. 60 Pfennig.

Die deutsche Literatur über den Syndikalismus ist noch gering, und deshalb ist jede Neuerscheinung auf diesem Gebiet zu begrüßen. Diese kleine Broschüre, die Niederschrift einer von Dr. Gerlach gehaltenen Habilitationsvorlesung an der Universität Leipzig, gibt eine gedrängte Übersicht über die syndikalistische Theorie und Praxis, unter hauptsächlichster Berücksichtigung Frankreichs. Neue Gesichtspunkte enthält sie nicht, dagegen informiert sie in Kürze über die wichtigsten Gedankengänge des französischen Syndikalismus. Die von Gerlach am revolutionären Syndikalismus geübte Kritik ruft teilweise Widerspruch hervor, da sie sich gegen die Klassenkampfidee und gegen die Mehrwerttheorie wendet und Antipatriotismus, Antimilitarismus und Staatsfeindschaft der Syndikalisten als „maßlose Übertreibungen aus der Starrheit des ausschließlichen Klassenkampfstandpunktes" ansieht. Überhaupt begeht Gerlach den gleichen Fehler wie die meisten bürgerlichen Kritiker des Syndikalismus, den Fehler, die Theorie des Syndikalismus zu widerlegen, während doch seine Praxis die meisten Angriffspunkte bietet.

Paul Hertz.

Zeitschriftenschau.

Die Nummern 11 und 12 des „Prosweschtschenie" bringen **„Kritische Bemerkungen über die nationale Frage"** von W. Iljin. In diesen Artikeln bemüht sich der Verfasser, die nationalistischen Entgleisungen, die in letzter Zeit in gewissen Kreisen der russischen Sozialisten vorgekommen sind, zu widerlegen. Indem

er die Forderung der kulturnationalen Autonomie erörtert, erklärt er, daß der größte Fehler dieses Programmes darin besteht, daß es bestrebt ist, den raffiniertesten, absolutesten, konsequentesten Nationalismus zu verwirklichen. Dieser Nationalismus mit seiner Forderung, alle Bürger zu einer Nation zu vereinigen, die eine juristische Person bilden würde, mit nationalem Landtag, nationalem Ministerium und nationalen Steuern, befreit den bürgerlichen Nationalismus von allen Schranken, indem er ihm das Odium der Gewalttätigkeit und Ungerechtigkeit nimmt. Aber der Marxismus ist mit jedem Nationalismus, und sei er auch „gerecht", „anständig", „fein" und „zivilisiert", unvereinbar; er stellt dem Nationalismus das Prinzip des Internationalismus entgegen, die Fusion aller Nationen zu einer höheren Gemeinschaft. Es ist die oberste Pflicht eines Marxisten, den nachdrücklichsten, konsequentesten Demokratismus auf allen Gebieten der nationalen Frage zu verteidigen und jede nationale Unterdrückung, jedes nationale Vorrecht zurückzuweisen; dies ist aber eine wesentlich negative Aufgabe. Und es wäre Verrat an den proletarischen Interessen, wollten wir aus diesem historisch definierten Rahmen heraustreten und dem bürgerlichen Nationalismus auf sein eigenstes Terrain folgen, indem wir uns das Ziel setzen, zur Entwicklung „der nationalen Kultur" der verschiedenen Völker beizutragen. Das Proletariat bewillkommnet im Gegenteil jede Assimilierung der Nationalitäten mit Ausnahme der gewaltsamen, die sich auf Vorrechte stützt. Wollte man anders handeln, würde man sich auf die Seite des reaktionären Kleinbürgertums stellen. Der Versuch des „Bundes", die Schulfrage von dem allgemeinen Gebiet des politischen und wirtschaftlichen Klassenkampfes zu trennen, ist nur eine Utopie, und diese Trennung würde in Wirklichkeit nur den „reinen" Klerikalismus und den „reinen" bürgerlichen Chauvinismus erhalten und stärken, die beide ohnehin gerade auf ideologischem Gebiet am leichtesten ausgebildet werden. Praktisch würde dieses Projekt der „exterritorialen" oder „kulturnationalen" Autonomie nur eins bedeuten: die Trennung des Schulwesens nach Nationalitäten, das heißt die Einrichtungen nationaler Kurien auf dem Gebiet der Schulen. Wenn man sich die eigentliche Bedeutung dieses Projektes klar macht, versteht man seinen reaktionären Charakter selbst vom Standpunkt der Demokratie aus, ohne vom Sozialismus und seinem Standpunkt des proletarischen Klassenkampfes zu sprechen.

Das einzige Mittel, die nationale Frage zu lösen, soweit diese Lösung in der kapitalistischen Welt überhaupt möglich ist, ist der konsequente Demokratismus nach dem Beispiel der Schweiz und das Recht aller Nationen auf Selbstbestimmung. Nach der Ansicht des Verfassers muß die Sozialdemokratie den demokratischen Zentralismus erstreben, der die Selbstbestimmung mit der Autonomie der Gebiete nicht ausschließt, sondern im Gegenteil verlangt. Wenn man die Frage der lokalen Autonomie richtig stellen will, muß man nicht nur die nationale Zusammensetzung eines Gebiets oder einer Provinz, sondern auch die wirtschaftlichen Bedingungen, die Sitten und Gebräuche und anderes mehr in Betracht ziehen. Besonders unrichtig wäre es, aus nationalen Erwägungen die Städte von dem Lande zu trennen, das wirtschaftlich von ihnen abhängig ist. Die Marxisten dürfen sich daher nicht ausschließlich auf national-territorialen Boden stellen. Die Propaganda für absolute Gleichheit von Nationalitäten und Sprachen gewinnt in jeder Nation ausschließlich die rein demokratischen Elemente, das heißt die Proletarier, und vereinigt sie nicht nach der Nationalität, sondern auf Grund ihres Strebens nach gründlicher Umwandlung des politischen Regimes. Im Gegensatz dazu bewirkt die Propaganda für kulturnationale Autonomie trotz der besten Absichten der Personen und einzelnen Gruppen die Trennung der Nationalitäten und befördert in Wirklichkeit die Annäherung der Arbeiter und der Bourgeoisie einer Nation. (Die Artikelserie ist noch nicht beendet.)

Al. Trojanowsky zeigt in seinem Artikel **„Der Gesetzentwurf über die Presse"**, daß die von der Regierung eingebrachte und von der parlamentarischen Kommission in beschleunigtem Tempo diskutierte Vorlage besonders gegen die Ar-

beiterpresse gerichtet ist. Der § 67 der Vorlage, welcher verlangt, daß die ersten Abzüge der periodischen Druckschriften sofort der Inspektion der Druckereien vorgelegt werden sollen, stellt in Wirklichkeit die Präventivzensur wieder her. Nun hat der Direktor des Pressedepartements selbst in der Kommission erklärt, die Regierung brauche diese Verfügung, um erfolgreich gegen die sozialistischen Zeitungen zu kämpfen, die Zehntausende von Exemplaren drucken, bei denen aber im Falle einer Konfiskation von der Polizei nur wenige hundert gefunden werden. Der § 45 verlangt von den Chefredakteuren das Abgangszeugnis einer Mittelschule und entzieht dadurch dem Arbeiter die Berechtigung, sein Berufsorgan selbst zu redigieren. Zugleich führt die Vorlage außer der persönlichen Haft noch eine erhebliche Geldstrafe ein. Und endlich stellt sie das System der Kaution auf, die das Gericht verlangen kann und soll, um im Falle einer Beschlagnahme der Zeitung die Bezahlung der eventuellen Geldstrafen sicherzustellen. Aufforderungen zur Boykottierung dürfen nicht durch die Presse gehen, ebenso ist es verboten, Subskriptionen zur Bezahlung der Geldstrafe zu veranstalten. Überdies gibt aber noch das Gesetz der allgemeinen Sicherheit den lokalen Beamten das Recht, besondere Verfügungen gegen die Presse zu erlassen. Diese Vorlage, die die größten Aussichten hat, mit Hilfe der Oktobristen zum Gesetz erhoben zu werden, ist der genaue Ausdruck des augenblicklich in Rußland herrschenden politischen Systems.

Mich. Sadko teilt in seinem Artikel **„Über die Zusammensetzung der Deportierten"** die Resultate einer Untersuchung mit, die im Moskauer Gefängnis von 1906 bis 1907 gemacht worden ist und 50 Transportzüge von politischen Gefangenen mit zusammen 2500 Menschen betrifft. Obwohl diese Zahl nur 1 bis 2 Prozent der Gesamtmenge der Deportierten aus der auf die Revolution folgenden Zeit ausmacht, hat der Vergleich mit anderen Untersuchungen gezeigt, daß die Resultate der obenerwähnten Ermittlung ein ziemlich getreues Bild der Wirklichkeit ergeben. Nach der Enquete wurden deportiert: Personen mit freiem Beruf 5 Prozent, Lehrer und Schüler 7, kleine Kaufleute und Angestellte 13, Bauern 19, Arbeiter 56 Prozent. Ein Beweis für die Rolle, die das Proletariat in der Revolution gespielt hat, ist, daß es mehr als die Hälfte der Deportierten aufweist; die Bauern stehen in zweiter Linie. Von 100 Deportierten sind 6 Anarchisten, 6 Mitglieder der Polnischen Sozialistischen Partei, 22 Sozialisten-Revolutionäre, 28, die keiner Partei angehören, und 38 Sozialdemokraten. Die Sozialdemokratie stellt also das stärkste Kontingent. Von den Arbeitern bekannte sich fast die Hälfte (46 Prozent) zur Sozialdemokratie, von den übrigen 54 Prozent bezeigten 22 Prozent keine ausgesprochene Parteirichtung. Es waren also:

	Sozialdemokraten	Andere Parteien	Ohne Partei
Arbeiter	46 Prozent	32 Prozent	22 Prozent
Städtische Kleinbürger .	37 -	49 -	14 -
Bauern	18 -	18 -	64 -

Die Deportierten, die zur Sozialdemokratie gehörten, ergaben auf 100 Personen: 66 Arbeiter, 25 Kleinbürger und 9 Bauern.

Die obigen Zahlen beweisen, daß die Sozialdemokratie hauptsächlich im Proletariat vertreten ist (46 Prozent), die Sozialisten-Revolutionäre und die anderen revolutionären demokratischen Parteien in der Kleinbourgeoisie (49), während die Bauern entweder politisch noch unentschlossen (64 Prozent) ohne Partei sind oder ihre Sympathie gleichermaßen den Sozialisten-Revolutionären und den Sozialdemokraten zuwenden.

In Nummer 11 des „Proswestschenie" ist noch der sehr interessante **„Gesetzentwurf über den Achtstundentag"** veröffentlicht, der der Duma von der sozialdemokratischen Arbeiterfraktion Rußlands unterbreitet wurde.

Georg Stiekloff.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 3 | Ausgegeben am 17. April 1914 | 32. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Kaiser und Katholizismus.

Berlin, 8. April 1914.

hw. Mit gewohnter Geschicklichkeit rührt die Zentrumspresse die Entrüstungstrommel wegen eines vergilbten Briefes Wilhelms II. an die Landgräfin von Hessen, der jetzt aus dem Nachlaß des Kardinals Kopp irgendwie von irgendwem an das Licht der Öffentlichkeit gezerrt wurde. In diesem Schreiben, das dem Übertritt der den Hohenzollern verwandten oder verschwägerten alten Dame zum Katholizismus seinen Ursprung verdankt, soll es von heftigen Ausfällen gegen den katholischen „Aberglauben" wimmeln, den auszurotten sich der Kaiser zur Lebensaufgabe gemacht habe. Nachdem die kochende katholische Volksseele eine Weile wilde Blasen aufgeworfen hatte, raffte sich das offiziöse Schreibpapier des Reichskanzlers, die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung", zu dem üblichen Dementi auf, das einmal den Brief ins Bereich der Privatangelegenheiten und zum zweiten die angeblich katholikenfeindlichen Äußerungen des Staatsoberhauptes ins Bereich der frei erfundenen Fabel verwies. Die Schärfe dieser Erklärung bedeutet eine klatschende Ohrfeige vor allem für den Zentrumsabgeordneten Dr. Jäger, der sich mit der Miene des Wissenden über den Inhalt des Kaiserbriefs in der oben erwähnten Richtung ausgelassen hatte, und wenn er jetzt nicht zureichend Farbe zu bekennen versteht, wird er wohl noch etliche Wochen mit geschwollener und gerösteter Backe umherlaufen.

Nun braucht man weder die Entrüstung des Zentrums besonders ernst zu nehmen, noch der Erklärung des Kanzlerblattes allzuviel Gewicht beizumessen, noch endlich sich mit den Versuchen mancher Blätter zu beschäftigen, auf Grund unanfechtbarer Tatsachen Wilhelm II. als Freund und Gönner des Katholizismus hinzustellen. Die gewisse Sprunghaftigkeit in den Worten und Handlungen Wilhelms II. ist allzu bekannt, als daß es lohnte, daran noch viel Worte zu verschwenden, und wenn der Kaiser wirklich an die Landgräfin geschrieben hätte: „Die Religion, zu der Du übergetreten bist, hasse ich", so klaffte zwischen diesem Bekenntnis und anderen katholikenfreundlichen Reden und Taten des Monarchen noch kein größerer Abgrund als zwischen dem Gelöbnis, den sozialdemokratischen Umsturz zu vertilgen, und der Anerkennung: „Meine Sozialdemokraten sind gar nicht so schlimm!" oder, um bei beglaubigteren Dingen zu bleiben, zwischen dem Glückwunschtelegramm, das er an den Burenpräsidenten Krüger, und dem Kriegsplan gegen die Buren, den er an die englische Großmutter sandte.

Wenn aber Blätter, die der dumpfe wittenbergische Fanatismus des Evangelischen Bundes leitet, auf die „erhabenen Traditionen" des Hauses Hohenzollern hinweisen, das stets ein Schirmherr und Wahrer des Protestantismus gewesen sei, so gibt das Gelegenheit, auf die Beziehungen der Hohenzollern zum Protestantismus wie auch zum Katholizismus einen kurzen geschichtlichen Rückblick zu werfen. Mit den „erhabenen Traditionen" des Hauses Hohenzollern hat es, wenn man sie mit dem bekannten Körnchen Salz auffaßt, schon seine Richtigkeit, denn unter den biederen deutschen Landesfürsten, die im sechzehnten Jahrhundert der „geläuterten Lehre" Luthers brünstig in die Arme sanken und derart Gut und Land der papistischen Kirche schmunzelnd in den eigenen Schnappsack stecken konnten, standen die Hohenzollern vorne an. Selbst Treitschke, der schmetternde Stabstrompeter dieses Hauses, gesteht, daß der brandenburgisch-preußische Staat sich wie kein anderer in Deutschland durch die Güter der römischen Kirche bereichert und daß die Politik der deutschen Protestanten ihren verwegensten Griff damit gewagt hat, daß der Hohenzoller Albrecht von Brandenburg das größte der geistlichen Gebiete, das Ordensland Preußen an sich riß. Als dann unter Johann Sigismund die märkische Linie der Hohenzollern sich den Herzogshut dieses Ordenslandes von ehedem aufsetzte, verschüttete auch sie es mit dem Papsttum ganz und gar, aber da sie sich gleichzeitig Landstriche am Niederrhein mit vorwiegend katholischer Bevölkerung aneignete, mußte sie mit ihrer Religionspolitik auf zwei Achseln tragen.

Gleichwohl war es mit der von Byzantinern gerühmten religiösen Duldsamkeit der Hohenzollern nicht weit her, denn wo sie überhaupt bestand, entsprang sie nicht einem höheren sittlichen Bewußtsein, sondern stets nur der baren platten Notwendigkeit, nicht zuletzt bei Friedrich II., dessen „Toleranz", jeden nach seiner Fasson selig werden zu lassen, noch heute ein Hauptstück im kleinen Katechismus der liberalen Hohenzollernlegende darstellt. In Wahrheit hing die Duldsamkeit des alten Fritz keineswegs mit seiner Freigeisterei zusammen, sondern er war bereit, selbst Muselmanen in Preußen Aufnahme zu gewähren und Moscheen zu bauen, um diese bevölkerungsarmen Gaue zu „peuplieren". So suchte er auch aus Staatsnotwendigkeit die katholische Kirche beileibe nicht vor den Kopf zu stoßen. Von den katholischen Soldatenschulen wehrte er protestantische Angriffe ab, untersagte den protestantischen Feldpredigern jede Anfeindung des Katholizismus, sorgte für den regelmäßigen Gottesdienst der katholischen Soldaten, machte sogar den Papst gelegentlich auf den Schutz aufmerksam, den die Katholiken in seinem Staate genössen, und hütete sich, so sehr er sonst über irdische wie himmlische Dinge zu witzeln liebte, sorgfältig, die katholische Religion einen Aberglauben zu nennen oder gar ihre Ausrottung als seine Lebensaufgabe zu bezeichnen. Denn die internationale Weltmacht der Papstkirche mußte dem unbedenklichen Machtpolitiker, der er war, ein Gefühl wie Ehrfurcht einflößen, und die geistliche Gendarmerie richtig einschätzend, wußte er nur zu gut, daß er keine besseren Stützen seines Despotismus finden konnte als die Jesuiten.

Wann und wo denn immer der preußische Staat versucht hat, es mit der katholischen Kirche aufzunehmen, zog er kläglich den kürzeren. Bei dem Kölner Bischofsstreit an der Wende der dreißiger und vierziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts gab die Berliner Regierung ebenso klein bei, wie Bismarck einige Jahrzehnte später im Kulturkampf vor dem Zentrum die Segel strich. Nun ist freilich durch den Ansturm der von unten andrängenden Massen das Gefüge sowohl der katholischen Kirche wie des preußischen Staats erschüttert, und um den dunklen Mächten des „staatsfeindlichen" und „glaubensfeindlichen" Umsturzes die Spitze zu bieten, sucht jene an diesen und dieser an jene eifrig Anlehnung. Daher auf der einen Seite die Sonne der kaiserlichen Huld, die mit Vorliebe über Pflanzstätten des unverfälschtesten Katholizismus wie dem Kloster Beuron und über Bannerträgern des römischen Gedankens wie dem Kardinal Kopp und dem Bischof Benzler leuchtet, daher auf der anderen Seite die dichten Weihrauchwolken byzantinischer Anhimmelung, die aus katholischen Domen und Bischofssitzen zu dem Throne des protestantischen Hohenzollern aufsteigen. Auch hier handelt es sich um harte Notwendigkeiten, und Sentiments des Augenblickes spielen keine Rolle dabei, und ob der summus episcopus der evangelischen Landeskirche in Wilhelm II. den katholischen „Aberglauben" verachtet oder nicht, der Träger des monarchischen Klassenbewußtseins in Wilhelm II. wird sich stets mit der katholischen Kirche gut zu stellen suchen.

Umgekehrt wird trotz allen Entrüstungsrummels weder die katholische Klerisei noch die Zentrumspartei an der Privatmeinung des Kaisers über den katholischen „Aberglauben" tiefer berührt. Klerisei und Zentrum gehen mit der Macht, ganz gleich, welch eine Kappe diese Macht trägt. Die römische Kirche hat so gut Königsmördern den Dolch in die Hand gedrückt wie Königskronen gesegnet, und das Zentrum schließt gleich leichtherzig mit Sozialdemokraten wie mit Konservativen Wahlbündnisse ab und führt Sturzflüge aus einem politischen Extrem ins andere aus, gegen die Pégoud ein armer Stümper ist. Klerisei und Zentrum ist deshalb die persönliche Meinung Wilhelms II. über Katholisches so lange gleichgültig, als sie aus seiner Macht Nutzen ziehen. Daraus machte, nachdem der erste Entrüstungsrummel vorüber, ein so einflußreiches Zentrumsblatt wie der „Bayerische Kurier" gar kein Hehl, indem es schrieb: „Die Kaiser und Könige haben zum Bestand ihrer Dynastien die Kirche notwendig. Diesen Dienst leisten die Katholiken allen Fürsten von Gottes Gnaden — und jede Obrigkeit ist von Gott —, gleichviel, ob sie unsere Kirche lieben oder nicht." Und wenn mit Blut und Brand Tamerlan und Dschingis-Khan wiederkehrten, die katholische Kirche sänge ihnen — jede Obrigkeit ist von Gott — ihr beifälliges Hosianna!

Solche unbedingte Empfehlung der geistlichen Gendarmerie kann oben nicht ohne Wirkung bleiben, und vielleicht deshalb die Schärfe des Tones, mit der die „Norddeutsche Allgemeine" die katholikenfeindlichen Neigungen des Kaisers verneint. Aber ob der vielgenannte Brief nun so gelautet hat oder so, der Fall wird über den Rahmen eines beiläufigen Zwischenspiels

nicht hinausgelangen, denn Kaiser und Katholizismus brauchen einander. Wobei wir für unseren Teil die Auffassung nicht unterdrücken wollen, daß im Laufe einer unaufhaltsamen Entwicklung die Massen eines Tages beidem aufsagen werden, der katholischen Kirche wie dem protestantischen Kaiser.

Die Volksausgabe des „Kapital".

Eine Selbstanzeige von **K. Kautsky.**

Als Marx und Engels vor nahezu siebzig Jahren zur Klarheit über die Grundlagen ihrer neuen Anschauungsweise gekommen waren, hatten sie keineswegs die Absicht, wie Engels einmal schreibt, „die neuen, wissenschaftlichen Resultate in dicken Büchern ausschließlich der gelehrten Welt zuzuflüstern.... Wir waren verpflichtet, unsere Ansicht wissenschaftlich zu begründen; ebenso wichtig aber war es auch für uns, das europäische und zunächst das deutsche Proletariat für unsere Überzeugung zu gewinnen."

In Broschüren, zum Beispiel dem „Kommunistischen Manifest", in Polemiken, wie dem „Elend der Philosophie", in Vorträgen und zahllosen Zeitungsartikeln suchten sie zunächst ihre neue Anschauungsweise zu verfechten und zu propagieren.

Die Teilnahme an den Kämpfen der Gegenwart raubte ihnen die Muße, ihre Ansicht ausführlich und systematisch wissenschaftlich zu begründen. Marx fand diese Muße erst, als nach dem Zusammenbruch der Erhebungen von 1848 und 1849 ein Jahrzehnt der Reaktion über Europa hereinbrach. In diesem Jahrzehnt wurde die Hauptarbeit an der Vorbereitung des „Kapital" getan. Wer weiß, ob es ohne die Kirchhofsruhe der Reaktionszeit fertig geworden wäre. Andererseits können wir mit Bestimmtheit behaupten, es wäre kein Torso geblieben, sondern in allen seinen Teilen von Marx selbst zum Drucke fertig gemacht worden, wenn nicht nach dem Weichen der Reaktionszeit die „Internationale" seine Kräfte so sehr in Anspruch genommen hätte.

Der Kampf, der Emanzipationskampf des Proletariats stand ihm stets in erster Linie.

Auch sein „dickes Buch" sollte seine „neuen wissenschaftlichen Resultate" nicht „ausschließlich der gelehrten Welt zuflüstern". Es sollte vor allem auf das Denken des Proletariats befruchtend und klärend einwirken.

Aber das war keine so einfache Sache.

Nur langsam brach sich das „Kapital" Bahn. Nicht bloß im bürgerlichen, sondern auch im proletarischen Denken stieß es auf große Hindernisse.

Eines der gewaltigsten darunter war die große Neuheit nicht bloß der Resultate, sondern mehr noch der Methode des „Kapital". Ungeschulten Lesern war es unzugänglich, geschulte traten aber bereits mit einem Vorrat vormarxistischer Anschauungen und Vorstellungen an es heran, die sie unwillkürlich auf die Marxschen Darstellungen übertrugen. Das galt nicht allein vom bürgerlichen Publikum. Wie lange konnte man in unseren Kreisen noch von der Ricardo-Marxschen Werttheorie oder von der Marx-Rodbertusschen Werttheorie sprechen hören, ohne eine Ahnung des gewaltigen Fortschritts, den die Marxsche über die Ricardosche und die Rodbertussche Werttheorie hinaus bedeutet! Wie lange hat noch mancher unter uns angenommen,

die Marxsche Werttheorie gelte nicht für die gegenwärtige, sondern für die sozialistische Gesellschaft, deren Verteilungsmaßstab sie bilde: Jedem den Ertrag seiner Arbeit, den Wert, den er geschaffen. Und noch länger, bis in unsere Tage, erhielt sich die Auffassung von dem ethischen Charakter der Mehrwerttheorie, die den kapitalistischen Produktionsprozeß nicht erklären, sondern als Ausbeutungsprozeß moralisch verurteilen solle.

Erst als Engels zehn Jahre nach dem Erscheinen des „Kapital" seine Polemik gegen Dühring begann, schuf er die Grundlage, von der aus die Erkenntnis der marxistischen Methode in weitere Kreise dringen und damit auch ein allgemeineres Verständnis des „Kapital" angebahnt werden sollte.

Aber eine Schwierigkeit blieb noch bestehen, die es verhinderte, daß das „Kapital" zum Gemeingut der denkenden Köpfe im Proletariat wurde: seine gelehrte Form. Es sprach die Sprache der Gelehrten, nicht die des Volkes.

Als Marx das „Kapital" abfaßte, hatte ihn zunächst ganz die Aufgabe gefangen genommen, den ungeheuren Stoff zu bewältigen und zu gliedern. Seine Aufmerksamkeit galt ausschließlich der Genauigkeit des Ausdrucks, der Unwiderstehlichkeit der Logik, der sachlichen Richtigkeit und Überlegenheit, nicht der Popularität der Darstellung.

Aber nachdem ihm diese Riesenarbeit gelungen, empfand er auch sofort das Bedürfnis, sie leichter verständlich zu gestalten. Die zweite Auflage von 1873 bedeutet darin einen gewaltigen Fortschritt gegenüber der ersten von 1867. Weitere Verbesserungen in dieser Richtung verzeichnete er in handschriftlichen Bemerkungen in seinem Handexemplar der zweiten Auflage, die für eine dritte dienen sollten. Auch die französische Ausgabe, die 1875 zum Abschluß gelangte, unterschied sich von ihren Vorgängerinnen durch populärere Fassung vieler Stellen.

Es war Marx nicht mehr vergönnt, die dritte deutsche Auflage selbst zu besorgen. Sie erschien ein halbes Jahr nach seinem Tode. In ihr und noch mehr in der vierten brachte Engels viele Änderungen an, die Marx geplant und mit seinem Freunde besprochen hatte.

Jede dieser Ausgaben bedeutet einen Schritt weiter zur leichteren Verständlichkeit des „Kapital" in der Weise, daß der gelehrte Apparat auch für Nichtgelehrte faßbarer gemacht wurde.

Immerhin haben sie in dieser Beziehung noch manches zu tun übrig gelassen, und gern übernahm ich daher den Auftrag des Parteivorstandes, von dem in diesem Jahre freiwerdenden ersten Bande des „Kapital" eine Volksausgabe herzustellen. Marx und Engels selbst hatten schon die Bahn gewiesen, in der sich das Streben nach Popularisierung zu bewegen hat, ich brauchte auf ihr nur weiterzugehen.

Ausführlich habe ich über meine Herausgeberarbeit Rechenschaft gegeben in dem Vorwort zu der Ausgabe, die eben fertig geworden und bei Dietz erschienen ist. Hier kann das dort Ausgeführte nur kurz zusammengefaßt werden.

Bei der Herstellung des Textes wurden sämtliche Ausgaben, deutsche, französische, englische, die von Marx oder Engels besorgt wurden, benutzt, ebenso die handschriftlichen Noten in den Handexemplaren der beiden. Zahlreiche Anglizismen wurden beseitigt, die störend wirkten, zahlreiche Übersetzungen, die Marx deutsch gab, nach den Originalen revidiert. Fremdworte,

die nicht allgemein bekannt sind, wurden durch deutsche ersetzt, wo die Übersetzung selbstverständlich war. Wo das Fremdwort für Marx charakteristisch ist oder die Übersetzung nicht ganz selbstverständlich oder nur durch plumpe Umschreibung zu geben, wurde es belassen, sein Sinn aber daneben in eckiger Klammer verzeichnet. Alle fremdsprachigen Zitate, die namentlich in den Fußnoten sehr häufig sind, wurden ins Deutsche übersetzt. Endlich wurde dem Ganzen ein ausführliches Register beigegeben.

Aufs wirksamste wurde ich bei meiner Herausgebertätigkeit unterstützt von meinen Freunden Dietz, Eckstein und Rjasanoff. Diese Unterstützung beschränkte sich nicht auf das Lesen der Korrekturen und auf Ratschläge der verschiedensten Art. Eckstein hat die Gestaltung der Fußnoten auf sich genommen, das Register rührt von Rjasanoff her. Dank den Übersetzungen werden die so wichtigen Fußnoten jetzt zum erstenmal ihre volle Wirkung auf Leser üben können, die nicht aller Kultursprachen mächtig sind. Das Register wieder erschließt eine Reihe neuer Benutzungsmöglichkeiten des „Kapital". Beide Neuerungen werden seine Popularisierung erheblich steigern.

Ursprünglich beabsichtigte ich auch, in Fußnoten die Illustrationen aus dem ökonomischen Leben, an denen das „Kapital" so reich ist, bis zur neuesten Zeit fortzuführen. Doch kam ich bei näherer Überlegung davon ab.

In meinem Vorwort sage ich darüber:

> Es ist kein Zweifel, daß das Buch an Brauchbarkeit durch solche Noten sehr gewinnen würde, auch schreien manche Stellen geradezu nach einer Fortsetzung und Ergänzung. Ich hegte denn auch die Absicht, wie schon Engels vor mir getan, ergänzende Noten zu geben. Ich hatte damit bereits begonnen, kam aber von meinem Vorhaben wieder ab.
>
> Diese Noten wären sehr einfach dort, wo die neueren Verhältnisse eine bloße Fortsetzung der von Marx geschilderten sind. Aber in dem halben Jahrhundert, das seitdem verflossen, sind die mannigfachsten Änderungen eingetreten. England hat sein Industriemonopol verloren, es wird immer mehr von Deutschland und den Vereinigten Staaten überflügelt. Die herrschende Rolle der Textilindustrie hat aufgehört, die Technik hat enorme Umwälzungen durchgemacht usw. Diese ganze Entwicklung bildet die glänzendste Bestätigung des „Kapital", sie wird durch dieses erst vollständig verständlich, aber sie ist keine geradlinige, sondern eine dialektische Entwicklung.
>
> Die Fortsetzung der Ausführungen des „Kapital" bis in die Gegenwart müßte zeigen nicht nur, daß dieselben Tendenzen heute wie damals herrschen, sondern auch, wo und warum ihre Erscheinungsformen andere geworden sind. Das ließe sich in einzelnen kurzen Noten nicht machen, das würde eine Reihe Monographien über die verschiedensten Gebiete erheischen. Es ist fraglich, ob das ungeheure Material, das die rapide Ausdehnung und Umwälzung des Kapitalismus in dem letzten halben Jahrhundert geliefert, selbst durch eine so gewaltige Arbeitskraft wie die von Marx noch allseitig bewältigt werden könnte. Selbst das vornehmlich auf England beschränkte Material des „Kapital" hätte Marx nicht so meisterhaft beherrschen können ohne Engels Mithilfe. Es ist ganz ausgeschlossen, daß einem der heute Lebenden das gleiche für den modernen internationalen Kapitalismus gelingt. Und wenn es gelänge, gäbe das ein Werk für sich, keine bloße Illustrierung des „Kapital".
>
> Werden aber die erläuternden Noten nicht in ausreichender Vollständigkeit, sondern nur dort gegeben, wo sie kurz und leicht zu fassen sind, dann liegt die Gefahr nahe, daß sie das Gegenteil dessen erzielen, was sie bewirken sollen. Sie erwecken einen falschen Eindruck, wenn sie gerade dort schweigen, wo am meisten neu zu

sagen wäre. Der Leser glaubt dann, in der neuen Ausgabe nicht bloß zu erfahren, wie die Dinge vor fünfzig Jahren lagen, sondern auch, wie sie heute liegen, und wird dabei in allen Punkten im Stiche gelassen, in denen sich die wichtigsten Veränderungen vollzogen haben.

Ebensowenig konnte ich mich dazu verstehen, schwierige oder dunkle Stellen mit einem Kommentar zu versehen. Das hätte vielfach geheißen, den Leser bevormunden, ihm meine Auffassung als die einzig richtige vorführen. Es wäre denn, daß ich alle möglichen Auffassungen mitteilte und untersuchte, was ganze Abhandlungen ergeben hätte. Marx hat sich überall so genau ausgedrückt, daß es kaum möglich ist, seine Gedanken kurz klarer auszudrücken, als er selbst getan, ohne daß ihre Tiefe darunter leidet.

Wichtiger als ein Kommentar zu einem bestimmten Passus ist die Zusammenstellung eines solchen mit anderen, die den gleichen Gegenstand behandeln.

Eine der Schwierigkeiten, Marx zu erfassen, besteht darin, daß bei ihm wie bei Heraklit „alles fließt", was ärgerliche Kritiker zu dem Vorwurf veranlaßt, daß seine Definitionen höchst mangelhaft seien. Ebensowenig wie für Kant bildet für Marx der bloße Augenschein schon eine ausreichende Erkenntnis, wohl aber den Ausgangspunkt jeder tieferen Erkenntnis, die jedoch häufig den Augenschein in sein Gegenteil verwandelt. Für Marx steht indes nicht, wie für Kant, hinter dem Augenschein das starre, unveränderliche, raum- und zeitlose Ding an sich. Sondern er findet, daß sich die Dinge, je mehr wir ihnen, wie sie uns der Augenschein bietet, auf den Grund gehen, desto mehr in Bewegungen, in Veränderungen in der Zeit und im Raum auflösen. Nicht nach der Beschreibung ruhender isolierter Dinge, sondern nach der Erfassung von Verhältnissen, ihrer Veränderungen, Bewegungen, ihres Werdens, Vergehens, Erneuerns ist sein forschender Sinn gerichtet.

Das ewige Wechseln in den Verhältnissen der Dinge der Wirklichkeit macht auch die Theorie, die es erfassen will, zu einer wechselvollen. Um eine der Marxschen Auffassungen völlig zu begreifen, genügt es daher nicht, ihre einmalige Formulierung zu kennen; man muß wissen, wie Marx denselben Begriff von den verschiedensten Seiten aus untersucht, in den verschiedensten Kombinationen beleuchtet.

Diese Art, Marx zu studieren, wird durch das Register sehr erleichtert, das eigens diesem Zwecke angepaßt ist und dadurch erheblich mehr leistet als ein gewöhnliches Register. Wir finden da alle Stellen vereinigt, in denen etwa vom Wert, Mehrwert, von Arbeit, Arbeitskraft usw. die Rede ist. Ihre Zusammenfassung ermöglicht es uns, zu verfolgen, wie Marx jeden dieser Begriffe in den mannigfachsten Verhältnissen betrachtet, und ihn damit gründlicher kennen zu lernen.

Das Register dient nicht nur Zwecken der Popularisierung. Es ist auch für den wissenschaftlichen Forscher von größtem Wert. Ein förmliches Buch für sich — fast fünf Bogen stark —, macht es die Volksausgabe auch für den Gelehrten, auch für die Besitzer der bisherigen Ausgaben wertvoll.

Es steht mir nicht zu, darüber zu urteilen, ob es uns gelungen ist, durch alle diese sowie einige kleinere, nebensächliche Einrichtungen dem „Kapital" neue Schichten proletarischer Leser zu erschließen, es in höherem Maße als bisher zu einem Volksbuche zu machen, nicht nur in dem Sinne, in dem es heute bereits ein Volksbuch ist, daß es der gewaltigsten, nachhaltigsten

Massenbewegung, die die Geschichte bisher verzeichnet hat, das Selbstbewußtsein ihrer historischen Mission, ihren geistigen Inhalt gibt, sondern auch ein Volksbuch in dem bescheideneren Sinne, daß es keinen denkenden, strebenden Arbeiter gibt, der es nicht besitzt und gelesen hat.

Dies zu erreichen, war unsere Absicht, war die Absicht der Genossen, von denen wir die Anregung zur Volksausgabe erhielten, und wir hoffen, daß unsere Arbeit in dieser Richtung eine fühlbare Wirkung entfalten wird.

Freilich wird dem proletarischen Leser zu raten sein, auch an die Volksausgabe nicht ohne weiteres heranzugehen, um sie wie das erste beste Volksbuch zu lesen. Er wird dabei nur zu leicht im ersten Abschnitt auf Schwierigkeiten stoßen, die ihn abschrecken, in der Lektüre fortzufahren.

Ich handle darüber auch in meinem Vorwort. Diese Stelle sei hier wiedergegeben, als Abschluß meiner Selbstanzeige.

Es heißt dort:

Marx selbst fühlte, daß man dem Durchschnittsleser nicht zumuten kann, sich durch das „Kapital" so, wie es vorliegt, durchzuarbeiten. Als ihm sein Freund Kugelmann mitteilte, seine Frau hätte Lust, das „Kapital" zu lesen, finde sich aber im Anfang schwer zurecht, antwortete Marx mit folgendem „Rezept zum Lesen des Buches":

> Wollen Sie Ihrer Frau Gemahlin als zunächst lesbar die Abschnitte über den „Arbeitstag", „Kooperation, Teilung der Arbeit und Maschinerie", endlich über die „ursprüngliche Akkumulation" bezeichnen.

Danach hätte also der Leser, der vor den Schwierigkeiten des Anfangs zurückschreckt, zunächst das 8. Kapitel, dann das 11., 12. und 13. sowie endlich das 24. in Angriff zu nehmen. Die genannten Kapitel sind neben jenen über den Arbeitslohn und das allgemeine Gesetz der kapitalistischen Akkumulation die praktisch wichtigsten für ihn, sie bleiben jedoch bloße Beschreibungen von Zuständen, wenn er nicht wenigstens einigermaßen den Gedankengang kennt, von dem der Autor ausgeht.

Ehe der Leser an die erwähnten beschreibenden Kapitel herangeht, ist ihm daher zu raten, sich mindestens mit Marx' „Lohnarbeit und Kapital" sowie mit seinem Vortrag über „Lohn, Preis und Profit" bekanntzumachen.

Natürlich darf er dann bei diesen Kapiteln nicht stehen bleiben. Er hätte ja sonst nur die Teile in der Hand ohne das geistige Band, das sie verbindet. Jene Kapitel sollen ihn nur mit dem ökonomischen Stoff bekanntmachen, sie sollen ihm die Wirklichkeit zeigen, deren Gesetzmäßigkeit zu erforschen die Aufgabe der Theorie ist. Nun erst gewinnt diese für ihn Leben und Inhalt. So darf man erwarten, daß nach der Durcharbeitung der historischen Kapitel der Leser mit erhöhtem Eifer darangehen wird, das „Kapital" von Anfang an zu studieren, um Licht und Klarheit über alles das zu gewinnen, was ihm in den von ihm schon gelesenen beschreibenden Teilen noch dunkel geblieben ist.

Sollte der Leser dabei im dritten Kapitel über das Geld außerordentliche Schwierigkeiten finden, dann lasse er sich dadurch nicht abschrecken. Alles Folgende ist relativ einfach. Und vieles in diesem Kapitel findet seine Fortentwicklung erst im zweiten und dritten Bande. Wird also zunächst dem Leser nicht alles klar, dann schreite er doch unentwegt fort, freilich mit dem Vorbehalt, später noch einmal zu dem Ausgangspunkt zurückzukehren.

Wie jedes grundlegende klassische Werk verträgt das „Kapital" eine wiederholte Lektüre, ja es erheischt sie. So oft man es auch liest, man findet immer neue Gedanken und Anregungen darin. Jeder Fortschritt unserer Erkenntnis sozialer Dinge erschließt uns neue Seiten des „Kapital".

Darin beruht seine Größe, darin seine Lebenskraft, daß Marx nicht nur die ökonomischen und historischen Details in einer Weise beherrschte, wie sie sonst nur bei Spezialisten vorkommt, sondern gleichzeitig auch die Gesamtheit der Gesellschaft

räumlich und zeitlich in einem Umfang übersah, wie es bisher noch keinem anderen philosophischen Geiste gelungen ist. Wer ihn begreifen will, der muß versuchen, ihm nach beiden Richtungen nahezukommen, sowohl in der gewissenhaften Erforschung der einzelnen Tatsachen wie in der Erkenntnis des Gesamtprozesses; der wird nie eine Tatsache für sich allein betrachten, sondern stets in ihrem Gesamtzusammenhang, als Wirkung wie als Ursache.

Die Wirklichkeit ist ein unendlicher Kreislauf, in dem sich nicht bloß aus dem Anfang das Ende, sondern auch aus dem Ende der Anfang entwickelt, allerdings im dialektischen Prozeß nicht genau der gleiche, sondern ein etwas weiterentwickelter Anfang. Auch die kapitalistische Gesellschaft bildet einen immer wiederkehrenden Kreislauf der Produktion, nur wer diesen voll begriffen hat, wird jeden einzelnen ihrer Faktoren begreifen. Ein Buch aber kann keinen Kreislauf bilden, es muß einen Anfang haben und ein Ende. So wie die Wirklichkeit, die es zu fassen sucht, wird man es jedoch nicht völlig verstehen, wenn man es nicht auch als Kreislauf auffaßt, das heißt, wenn man nicht, nachdem man es zu Ende gelesen, noch einmal von vorn beginnt. Wenigstens gilt das für alle Bücher, die so umfangreich sind und deren Basis so neu, daß man unmöglich nach einmaliger Lektüre ihren Gesamtinhalt im Kopfe haben kann....

Es gilt auch vollkommen vom „Kapital". Soll man ein Stück daraus völlig begreifen, muß man das Ganze kennen. Der erste Band kann nicht völlig verstanden werden ohne den zweiten und dritten, und vieles im ersten Bande, namentlich der größte Teil seines ersten Abschnittes über Ware und Geld, bildet mehr die Vorbereitung des zweiten und dritten Bandes als die der weiteren Ausführungen des ersten, ist mehr nötig zum Verständnis des Zirkulations- und des Gesamtprozesses als des Produktionsprozesses. Indes reichen genau genommen nicht einmal die drei Bände des „Kapital" aus, den Gesamtprozeß und damit auch jeden seiner Teile nach allen Richtungen hin zu erfassen, denn auch diese drei Bände sind noch nicht das vollständige Werk, dessen Abschluß wohl im Marxschen Kopfe, nicht aber auf dem Papier gelang. Einige neue Gesichtspunkte erschließen uns noch die aus nachgelassenen Papieren gezogenen „Theorien über den Mehrwert".

Je weiter man im Studium dieser Werke fortschreitet, desto mehr begreift man ihren Ausgangspunkt, die Werttheorie; und je mehr man diese begreift, desto klarer wird uns das gesamte Getriebe, dessen Fortgang durch das Wertgesetz beherrscht wird.

Aber es ist nicht jedem gegeben, alle diese Werke zu studieren. Für den gewöhnlichen Leser ist es schon eine große Leistung, wenn er den ersten Band des „Kapital" bewältigt, der für den Arbeiter der wichtigste ist, weil er die Gesetze behandelt, die das Verhältnis zwischen Kapital und Arbeit bei der Produktion beherrschen. Jene Bewältigung des ersten Bandes setzt aber das mindestens zweimalige Lesen des Werkes voraus. Und das wieder erfordert jene Geduld, auf die Marx in der Vorrede zur französischen Übersetzung des „Kapital" hinweist:

„Es gibt keine breite Heerstraße zur Wissenschaft, und nur jene dürfen erwarten, ihre lichtvollen Gipfel erreichen zu können, die nicht vor der Mühe zurückschrecken, ihre steilen Pfade zu erklimmen."

Kein fruchtbares Studium des „Kapital" ist möglich ohne Geduld. Doch ist es nicht jene Geduld, die aus resignierter Ergebung in das Unvermeidliche entspringt, sondern eine Geduld, die ihre Kraft schöpft aus der leidenschaftlichen Empörung gegen die Fesseln der Unwissenheit und aus der erhebenden Zuversicht, daß aus dem Wissen Waffen zu schmieden sind zur Eroberung eines neuen, höheren Daseins. Der Leser des „Kapital" bedarf der Geduld. Aber nicht der Geduld stiller Ergebung, sondern der Geduld des unermüdlichen Kämpfers.

Die Krise in England.

Von Th. Rothstein (London).

Die vierte Woche des März 1914 wird nicht so bald aus dem Gedächtnis und vielleicht auch nicht aus der Geschichte des englischen Volkes verschwinden! Es sind in dieser Woche Dinge geschehen, die das politische Gebäude des heutigen England bis ins Fundament erschütterten, und deren Nachwirkung, selbst wenn alles in seinen früheren Zustand zurückgebracht werden sollte, tiefe politische Spuren hinterlassen wird.

Formell wurde das politische Erdbeben durch den Streit um die irische Homerule verursacht, in Wirklichkeit aber waren es viel tiefere vulkanische Kräfte, die den Ausbruch herbeiführten. Es war der immer schroffer sich gestaltende Gegensatz innerhalb des herrschenden Bürgertums: die Homerule wurde für ihn der Entzündungspunkt — und das Ergebnis war eine Explosion, deren Wirkungskreis weit über die Grenzen des tatsächlichen Streites hinausging. Die gesamte Verfassung geriet ins Wanken, und wenn auch ihr endgültiger Umsturz für den Augenblick verhindert wurde, so unterliegt doch keinem Zweifel, daß ihre Grundlagen zerrüttet und ihre Festigkeit schwer beeinträchtigt worden sind.

Auf diesen Gegensatz innerhalb des herrschenden englischen Bürgertums habe ich bereits zur Zeit des Konfliktes über die Lordskammer hingewiesen.[1] Damals schienen meine Ansichten gar manchem paradox, die jüngsten Ereignisse aber werden meine Kritiker des Besseren belehren. Noch vor kurzem schien die Masse des englischen Bürgertums, trotz seiner sozialen und politischen Unterschiede, ziemlich einheitlich und gleichzeitig mit dem Junkertum auf das engste verknüpft. Es war eine einzige herrschende Klasse von der höchsten Aristokratie bis zu den unteren Schichten des Kleinbürgertums, und alle politischen Kämpfe innerhalb dieser weiten Grenzen zeigten dem nachdenkenden Beobachter nur ein Bild hohlster Spiegelfechterei. Die Sozialdemokraten behaupteten mit vollem Rechte, es gebe keinen Unterschied zwischen den sogenannten Liberalen und sogenannten Konservativen, da die von beiden vertretenen Gesellschaftsschichten in allen wesentlichen Punkten einig seien. Noch vor ein paar Jahren erschien ein Buch — „The Party System" von Hilaire Belloc und Cecil Chesterton —, in dem diese These mit viel Witz an einer Menge interessanter Tatsachen nachgewiesen wurde. Und wirklich war dieser enge Zusammenhang der verschiedenen Schichten der Kapitalisten- und Junkerklasse in England keine Illusion. Die im Jahre 1832 politisch und 1846 wirtschaftlich niedergeworfene Junkeraristokratie wurde durch den weiteren Siegeslauf des englischen Kapitalismus ausgesöhnt, da er auch sie mitriß und in die Lage brachte, im Bunde mit dem Groß-, besonders aber dem Finanzkapital an der Ausbeutung des Volkes zu Hause und in den Kolonien goldene Geschäfte zu machen. Und dieselbe Maßnahme, die Abschaffung der Kornzölle, die die Junkeraristokratie für ewig verfeinden sollte, hat das Kleinbürgertum mit dem Kapitalismus geradezu ausgesöhnt und von dem Bunde mit dem meuternden Proletariat ferngehalten. Der Freihandel schuf nämlich für das Kleinbürgertum die Möglichkeit, seine Position auch gegen die Konkurrenz des Großkapitals

[1] „Die Verfassungskrisis in England", Neue Zeit, XXVIII, 1, S. 389.

zu behaupten, und so blieb es in England, in diesem seit so lange klassischen Lande der kapitalistischen Produktion, noch bis heutzutage bestehen. Da mußten allmählich auch die Parteikämpfe zwischen Liberalen und Konservativen jeden ernsten Sinn verlieren. Die liberale Partei, die Partei des industriellen und Handelskapitals, fand, daß sie in der konservativen Partei, der Partei des ehemaligen Junkertums, gar keinen Gegner mehr besaß, während das Kleinbürgertum zwischen beiden hin und her schwankte, zum großen Teil sich überhaupt passiv verhielt, bei den parlamentarischen Wahlen bald diese, bald jene Partei unterstützte und bei den Kommunalwahlen meistens mit den konservativen „Steuersparern" Hand in Hand ging.

Das war eine Zeit des Gleichgewichts und der Stagnation,[2] und sie dauerte bis in die achtziger Jahre hinein. Aber schon in diesen Jahren zeigten sich die ersten Anfänge eines inneren Gegensatzes infolge der veränderten Stellung des englischen Kapitalismus auf dem Weltmarkt. Das Großkapital sah sich von den auswärtigen Rivalen in seinen heiligsten Gütern bedroht, und schon ertönten die ersten Rufe nach Staatshilfe in der Form von Schutzzöllen und durch Zusammenschluß des Reiches in einem gegen die übrige Welt gerichteten wirtschaftlichen und politischen Schutz- und Trutzverband. Damals fielen die ersten Schläge des modernen Imperialismus mit der Okkupation Ägyptens, damals wurde der erste Verein zur Bekämpfung der „Schmutzkonkurrenz" des Auslandes durch Vergeltungszölle gegründet, und damals kam der erste Bruch innerhalb der liberalen Partei aus Anlaß der irischen Frage, der Frage der Einheit des britischen Reiches. Immer weiter, von

---

[2] Diese innere Aussöhnung und daher auch Stagnation (denn nur der Widerspruch ist der Fortschritt!) der englischen herrschenden Klasse hat sich nicht nur auf politischem, sondern auch auf wissenschaftlichem, künstlerischem und überhaupt allen geistigen Gebieten geltend gemacht. Selbst die Wendungen der Sprache tragen Spuren dieser Aussöhnung. Ein guterzogener Engländer sagt nicht: Nein, sondern: Ich fürchte, es ist nicht so usw. Vor einigen Wochen starb der berühmte englische Karikaturist (oder, wie die Engländer charakteristisch es nennen, Cartoonist) Sir John Tenniel, der fünfzig Jahre im „Punch" gearbeitet und die moderne englische Karikatur geschaffen hat. Von ihm sagte einmal Ruskin, daß er „in die Zügellosigkeit des politischen Kampfes den ruhigen Ton und das Gesetz der Sittlichkeit eingeführt hat", und ebenso bezeichnete ihn Balfour auf einem Bankett zu seinen Ehren als „einen großen Künstler und einen großen Gentleman". Tatsächlich waren seine Karikaturen sehr fein und klug, aber sie b i s s e n nicht. Aber noch vor ein paar Jahren, aus Anlaß seines neunzigsten Geburtstags, schrieb die „Times", indem sie auf den milden Charakter der englischen Karikatur im Vergleich mit der französischen oder englischen älteren Datums (etwa der Zeit von Hogarth) hinwies: „Unsere Karikaturisten haben Glacéhandschuhe angezogen,... und die Frage ist, ob das nicht gewissermaßen der Ausdruck einer bei uns sehr verbreiteten und gefährlichen Schwäche ist. Es unterliegt keinem Zweifel, daß wir heutzutage fürchten, häßliche Dinge mit einem häßlichen Namen zu bezeichnen. Das ist nicht nur das Ergebnis eines allgemeinen Wohlwollens, sondern eine Art allgemeiner Ängstlichkeit, die vor feuriger Entrüstung scheut.... Zweifelsohne gibt es manche Ungerechtigkeit in Meinungen, die scharf ausgesprochen werden. Aber die Wahrheit kommt nur dann zu ihrem Rechte, wenn Menschen frei und scharf sich aussprechen. In behutsamen und gemäßigten Phrasen geht sie verloren, und nur, wenn wir frank und frei aussprechen, wird die Wahrheit befreit.... Gewiß haben wir die Kunst der Satire verloren, wir beschränken uns bloß darauf, unsere Bedenken und Abneigungen festzustellen."

Freund und Feind verkannt, setzte sich die innere Spaltung fort und brachte Verwirrung. Der Burenkrieg schuf die erste klare Scheidung auf politischem Gebiet, und vier Jahre später führte die Chamberlainsche Agitation für den Schutzzoll die weitere Klärung auf wirtschaftlichem Gebiet herbei. Auf dem einen Pol sammelten sich die großkapitalistischen und junkerlichen Elemente unter konservativer Flagge, und auf dem anderen Pol kristallisierte sich das Kleinbürgertum und das kleinbürgerlich gesinnte Proletariat. Jene wollten Schutzzoll und eine schneidige koloniale und auswärtige Politik. Diese sträubten sich gegen die Abschaffung des Freihandels und bekämpften die lastenanhäufende Politik des Imperialismus und der Rüstungen. Das Lloyd Georgesche Budget von 1909 warf einen neuen Gegenstand in den Streit. Nicht die lächerliche Landsteuer und sogar nicht die Ausbildung der höheren Stufen der Einkommensteuer waren es, die den Zorn der Junkerklasse und des Großkapitals erregten: ihnen war das Budget deshalb der Stein des Anstoßes, weil es dem Zusammenbruch des bisherigen, auf Steuerfreiheit der Lebensmittel aufgebauten Finanzsystems vorbeugte. Und ob derselben Ursache war es dem Kleinbürgertum so lieb. So strömte noch ein weiterer Teil der Großkapitalisten aus der liberalen Partei zur konservativen hin, während das Kleinbürgertum sich noch mehr als früher um die liberale Fahne zu scharen begann. Der gesellschaftlich-politische Gegensatz nahm somit noch schärfere Formen an, und während die konservative Partei einen immer ausgeprägteren junkerlich-plutokratischen Charakter bekam, wurde die liberale Partei immer mehr verkleinbürgerlicht.

Bei einer solchen Sachlage mußte der Parteikampf zwischen den Liberalen und Konservativen immer ernster werden. Jetzt, wo es sich schon um wichtige materielle Streitobjekte handelte, hörte der Parteikampf auf, eine Art politischer Gymnastik und Selbstzweck zu sein, sondern gewann immer mehr den Cahrakter eines Kampfes um die reale Macht. Von nun an wurde jede Streitfrage, die beide Lager schied, eine M a c h t frage, für die jede Partei immer mehr ihre ganze Kraft einsetzte. Das konnte man schon an der Leidenschaft merken, mit der der Kampf um das Lloyd Georgesche Budget geführt wurde. Im großen und ganzen erwies sich die konservative Partei natürlicherweise als die stärkere. Zwar setzte der Liberalismus das Budget und noch andere Maßnahmen schließlich durch, aber unter den größten Schwierigkeiten, nach lang ausgedehntem Ringen und unter Aufopferung vieler wichtiger Einzelheiten, trotzdem die Konservativen stark in der Minderheit waren. Die Ursache davon ist leicht zu erkennen. Die Konservativen sind stark, nicht nur, weil sie eine große soziale Macht in ihren Händen vereinigen, sondern auch, weil sie einheitlich und kühn vorgehen können. Dagegen sind die Liberalen schwach, weil die soziale Macht des Kleinbürgertums und des klassenbewußten Proletariats klein ist, weil sie noch immer in ihren Reihen — besonders an der Spitze — manche großbürgerlichen Elemente haben, die Seelenverwandtschaft mit den Klassengenossen in dem anderen Lager empfinden und die Aktion der Partei lähmen, und weil die Liberalen, deren Herrschaft wesentlich auf Diplomatie und Betrug beruht, nichts so sehr in der Welt fürchten, wie die Volksmassen wirklich in Bewegung zu setzen und den revolutionären Teufel an die Wand zu malen. So geschieht es, daß die Konservativen immer kühner und dreister den Kampf ihrerseits gestalten, während die Liberalen bald einen Schritt

vorwärts, bald einen halben und sogar einen ganzen Schritt rückwärts machen, wodurch ihre Gegner erst recht ermutigt werden.

Und deshalb war es möglich, daß schon 1909 aus Anlaß des Budgets die Lordskammer mobilisiert und zu einem Verfassungsbruch bewogen wurde. Nicht zum mindesten wurde nach 1832 das Aussöhnungswerk innerhalb der herrschenden Klasse dadurch ermöglicht, daß das besiegte Junkertum im Besitz aller seiner aus der Zeit der absolutistisch-feudalen Herrschaft überlieferten Positionen gelassen wurde. Die Krone, die Lordskammer, die Armee, die Flotte, der Richterstand usw. — alles wurde in seiner verfassungswidrigen Gestalt gelassen, obwohl die Demokratie ihre Abschaffung oder wenigstens Umgestaltung gefordert hatte. Dieses ganze Werk wurde nicht verrichtet, weil man eben vor einer Volksrevolution zurückschreckte, die dazu notwendig gewesen wäre. Man sah sogar vom allgemeinen Wahlrecht ab, und man beeilte sich, mit dem Junkertum Frieden zu schließen. Das großkapitalistische Bürgertum nahm für sich sämtliche verfassungsmäßigen Positionen in Anspruch, räumte aber mit den Überbleibseln aus der früheren Zeit nicht auf, weil es sich seiner aufsteigenden Macht bewußt war und keinen Zweifel daran hegte, daß jene Überbleibsel an innerer Schwäche allmählich sterben würden. Tatsächlich blieben, da sich die Junker mit den Kapitalisten bald aussöhnten, diese Überbleibsel — die Monarchie, die Lordskammer, der unverantwortliche Richterstand, die höhere Leitung der Armee usw. — nur als eine malerische Ruine bestehen, und die gesamte Welt lobte die Weisheit der Kompromißpolitik des englischen Volkes, die das Altertümliche schonte, den „organischen" Entwicklungsgang seiner Einrichtungen nicht unterbrach und das Neue aus dem Alten hervorgehen ließ.

Nun aber, mit der Verschärfung des Kampfes als Folge der abermaligen Scheidung der Geister, wurde diese schöne Illusion auf einmal zerstört. Die außerhalb der Verfassung stehenden Positionen, die stets von dem alten Junkertum und jetzt schon auch von den großkapitalistischen Elementen besetzt waren, wurden jetzt plötzlich in Festungen umgewandelt, und aus ihnen wurde ein tödliches Feuer auf das liberale Lager eröffnet. Die Gespenster lebten wieder auf! In der Nacht des 30. November 1909 holte die Lordskammer aus dem alten Arsenal eine schon seit Jahrhunderten nicht mehr gebrauchte Waffe und warf das Budget über Bord. Dann sah das englische Publikum mit erstaunten Augen, wie die Krone in den darauf folgenden Verfassungskonflikt eingriff und hinter den Kulissen einen Druck auf die Liberalen ausübte. Man sah auch nach den zweimaligen Wahlen von 1910 den Richterstand sich ganz entschieden auf die Seite der Konservativen stellen und ihre Gegner in zahlreichen Prozessen für die während des Wahlkampfes begangenen „Verleumdungen" hart bestrafen und die konservativen Sünder freilassen. Ja, selbst der Sprecher des Unterhauses, dieser unparteiische Oberschiedsrichter, dessen Macht unbeschränkt ist, begann offene Parteilichkeit zu bekunden und als ein ehemaliger Tory die liberale Regierung hier und da zu schikanieren. Mit einem Worte, alle unverantwortlichen Elemente der Verfassung und des Parlaments, für deren Selbstausschaltung und Unparteilichkeit man bisher nicht genug Lob hatte, traten auf einmal aus dem Hintergrund und entfalteten eine so rege und so einseitige Tätigkeit, daß die Liberalen ganz erstaunt waren. Der Lordskammer wurde Krieg erklärt, eine Reform des Richterstandes im Sinne seiner Demokratisierung wurde als

eine dringende Notwendigkeit proklamiert, und selbst der König und der Sprecher bekamen in der radikaleren Presse von dem Schlage der „Daily News" manches derbe Wort zu hören. Es war klar, daß das nur zur Hälfte verrichtete Werk sich an seinen Urhebern zu rächen begann, daß die Toten von nun an die Lebendigen fassen und sie zu erwürgen suchen würden.

Die Abwehr des Liberalismus war nicht sehr energisch, konnte auch, wie oben erklärt, nicht energisch sein. Die Lordskammer wurde etwas gebändigt, und manche offenen Richterstellen wurden mit Liberalen besetzt, aber das war auch alles. Für Abschaffung der Lordskammer und für das Prinzip der Wählbarkeit der Richter war der Liberalismus nicht zu haben, und selbstverständlich wurden die Befugnisse der Krone und des Sprechers nicht angetastet. Auch in den Ministerien blieb die Macht des höheren Beamtentums unverändert, obwohl es sonnenklar war, daß es, von Konservativen besetzt, gerade in jenen Ministerien gemeingefährlich ist, die, wie das Kriegsministerium, Marineministerium und das Auswärtige Amt, der Kontrolle des Parlaments faktisch entzogen sind.[3]

Und so kommen wir zur heutigen Situation, die durch den Kampf, oder richtiger aus Anlaß des Kampfes um die Homerule entstanden ist. Wir müssen aber das Wesen dieses Kampfes selbst richtig begreifen, wollen wir den Charakter der Krise verstehen.

Über die jahrhundertelangen Beziehungen zwischen England und Irland braucht hier kein Wort verloren zu werden. Hinter England gelegen, das den Kreuzungspunkt der Handelswege aus Nord- und Mitteleuropa bildete, war Irland, wie eine Pflanze, die der Sonne und der Luft beraubt ist, zum langen wirtschaftlichen und daher auch sozialen und politischen Stillstand verurteilt und konnte seinem mächtigeren Nachbar keinen Widerstand leisten. Es war der höheren Organisation und Kultur Englands unterlegen und diente ihm zur unbarmherzigen Ausbeutung. Englische und schottische Siedlungskolonien wurden in den wichtigsten Teilen der Insel, besonders im Nordosten, angelegt, das Land wurde an sie und an englische Feudalherren vergeben, und der aus der englischen Reformation entstandene Unterschied der religiösen Konfessionen fügte dem ökonomischen und politischen noch einen religiösen Gegensatz hinzu. Die Bemühungen des irischen Volkes gingen zuerst natürlich auf vollständige Losreißung und Unabhängigkeit hin, später wurden sie auf Selbstverwaltung unter britischer Flagge beschränkt. Dem Kampfe, der daraus entstand, lag die Landfrage zugrunde: für das irische Bauernvolk hieß eine eigene Verwaltung, Homerule, der Rückerwerb des Landes, für die englisch-schottischen Grundherren hieß sie den Verlust einer ungeheuren Quelle des Reichtums. Die Aufstände, die terroristischen Akte, die Katastrophen wie der große Hunger von 1847 und die Gefahr einer Allianz zwischen Irland und Frankreich zwangen aber die Herrscher schließlich zu manchen Zugeständnissen, und schon in den fünfziger Jahren begann man mit verschiedenen Agrarprojekten zu hantieren. Zuerst Gladstone und dann die Konservativen versuchten durch verschiedene kleine Maßnahmen die Landnot zu lindern, aber viel kam dabei nicht heraus, weil das

[3] Bemerkenswert ist, daß die Leiter der beiden erstgenannten Ministerien, Oberst Seely und Winston Churchill, beide ursprünglich Konservative waren, die sich vor einigen Jahren, wohl beim Suchen nach einem Amte, zum Liberalismus „bekehrt" haben.

Übel nur an der Wurzel gefaßt werden konnte, und dazu brauchte man viel Geld. Gladstone war klug genug, zu begreifen, daß es einer liberalen Regierung nie gelingen würde, angesichts des mächtigen konservativen Junkertums die notwendigen Mittel zu einer durchgreifenden Agrarreform zusammenzuraffen, und, wie später sein Nachfolger Sir Campbell Bannerman in bezug auf Transvaal, entschloß er sich für die Homerule: möge sich dann eine Dubliner Regierung um die Lösung des Agrarproblems den Kopf zerbrechen! Seitdem wurde die irische Selbstverwaltung ein Bestandteil des liberalen Programms. Im Gegensatz hierzu nahmen jetzt die Gegner der Liberalen die Agrarfrage in die Hand. Ein Gesetz zum Ankauf der Ländereien von ihren Besitzern kam nach dem anderen, und schließlich wurde das große Landgesetz von 1903 durchgeführt, das in den Agrarverhältnissen Irlands eine wahre Revolution herbeigeführt hat. 100 Millionen Pfund Sterling wurden für die Expropriation der Landlords bestimmt nebst 12 Millionen als Prämie (damit die Herren auch Lust hätten, zu verkaufen), und Kommissäre wurden eingesetzt, um die Operation durchzuführen. Der Erfolg übertraf alle Erwartungen. Die Grundherren erwiesen sich angesichts der schönen Preise und der Prämien sehr freundlich, die Bauern erschraken nicht vor den Abzahlungen, die nur $3^1/_4$ Prozent ausmachten und sicherlich niedriger waren als ihre früheren Rentenzahlungen, und das Land ging in großen Massen in irischen Besitz über. Später erfuhr dieser Prozeß eine Unterbrechung, weil die $3^3/_4$prozentigen Papiere, mit denen die Landlords gezahlt wurden, gleich allen anderen Staatspapieren in England und anderswo stark heruntergegangen waren, was die Herren stutzig machte. Allein die Unterbrechung war nur eine zeitweilige, und unterdessen waren schon am Ende des Finanzjahres 1912 über 7 Millionen Acres im Wert von insgesamt 19 Millionen Pfund Sterling, die zum Verkauf verfügbar waren, in den Besitz von mehr als 120 000 Bauern überführt, und über weitere 3 600 000 Acres schwebten aussichtsreiche Verhandlungen. Damit wurde das irische Problem in seinem wesentlichen Kern gelöst. Denn einerseits kehrte sich jetzt das irische Bauerntum von jeglichen politischen Fragen allmählich ab und widmete sich seinem langersehnten Landbesitz, andererseits verschwand jetzt die materielle Grundlage der englischen Herrschaft und damit das reale Hindernis zur besseren Gestaltung der irisch-englischen Beziehungen. Tatsächlich begannen jetzt die Konservativen selbst mit einem Projekt der „Devolution", das heißt der Abwälzung der irischen Administration vom englischen Parlament auf die Schultern einer zu schaffenden irischen Körperschaft, zu kokettieren, und es unterliegt keinem Zweifel, daß, wären die Konservativen noch ein paar Jahre am Ruder geblieben, Irland unter einem anderen Namen als Homerule seine Selbstverwaltung bekommen hätte.

Nun aber schieden die Konservativen Ende 1905 aus dem Amte, und die Liberalen übernahmen die Lenkung der Geschicke des Vereinigten Königreichs. Charakteristisch war es, daß die neue Regierung gar nicht daran dachte, jetzt, wo sie über eine ungeheure Mehrheit verfügte, endlich einmal das alte Testament Gladstones zu vollstrecken. Im Gegenteil, ihre Führer hatten schon während der liberalen Oppositionszeit erklärt, die Homerulefrage sei tot, und so handelten sie auch jetzt, indem sie nur vorschlugen, die bereits von ihren Gegnern geschaffenen Provinzialräte zu einem gemeinsamen großen Rat zu vereinigen, der dann die lokalen Ge-

schäfte, wie die öffentlichen Straßen und die Schulen, besorgen sollte. Ebenso charakteristisch war es, daß selbst die irischen Politiker, sich des Verschwindens des politischen Interesses in Irland bewußt, dieses Surrogat annahmen und es ihren Landsleuten empfahlen. So wurde schon zu jener Zeit, also 1907, die Homerulefrage beinahe aus der Welt geschafft. Es war aber offenbar noch zu früh, in dieser Weise die alte Frage zu begraben, denn ein anderer Teil der Nationalisten lehnte sich auf, rüttelte die bereits eingeschlummerten Leidenschaften des Volkes auf und zwang die parlamentarische Fraktion zum Rücktritt. So brach das liberale Projekt zusammen, und von da ab bis 1910 war von Homerule nichts mehr zu hören.

Im Januar 1910 fanden aus Anlaß des Budgetkampfes allgemeine Wahlen statt, und die liberale Regierung verlor ihre Mehrheit. Mit einem Male wurden die Iren die Herren der Situation. Das war für sie ein unerwartetes Glück. Sofort stellten sie der Regierung ihre Bedingungen: entweder sie wird gestürzt oder sie verpflichtet sich, eine Homerulevorlage durchzusetzen, wozu die Abschaffung des absoluten Vetorechtes der Lordskammer nötig sei. Schwer war es für die Regierung, sich zu entscheiden. Bald machte sie Versprechungen und bald suchte sie davon wieder loszukommen. Sie ging sogar auf direkte Verhandlungen mit den konservativen Führern ein: vielleicht glückte es, den Streit friedlich zu enden und somit die Herrschaft der Iren loszuwerden. Aber es half nichts! Die abermaligen Wahlen im Dezember 1910 bestätigten das Urteil vom Januar, und schließlich mußte die Regierung in den sauren Apfel beißen. 1911 wurde das bekannte Parlamentsgesetz durchgeführt, das das absolute Vetorecht der Lords abschaffte, und im folgenden Jahre wurde die Homerulevorlage eingebracht und zum erstenmal durchberaten.

Auf all dies mußte hier hingewiesen werden, um den wesentlichen Punkt des ganzen Streites klarzustellen. Und dieser Punkt ist: es gibt keine realen Interessen mehr, die auf der einen oder auf der anderen Seite für oder gegen Homerule sprechen. Das englisch-schottische Junkertum hat bereits sein Land verkauft und, wie erwähnt, hatte es schon 1904/05 nichts dagegen, dem irischen Volke Selbstverwaltung zu gewähren. Die Iren selbst kümmerten sich bereits in der Tiefe ihrer Herzen nur noch sehr wenig um politische Autonomie, wie es ihre Haltung 1907 bewies. Was die Liberalen betrifft, so waren sie kalt bereits nach Gladstones Ausscheiden 1893, und kalt blieben sie bis zum Zusammenbruch ihrer Herrlichkeit im Jahre 1910.

Wie kam es also, daß Homerule jetzt so mächtige Leidenschaften erregt hat? Daß die irischen Parlamentarier schwuren, sie müßten die Homerule haben, sonst würden sie sterben — das ist erklärlich, denn das war ihre letzte Chance, ihre gesamte politische Vergangenheit zu rechtfertigen. Daß auch die Liberalen eher sterben möchten als auf die Homerule zu verzichten, war ebenfalls sehr natürlich, denn würden sie nicht ihr Versprechen von 1910 erfüllen, so wären sie wirklich sofort politisch tot. Weniger verständlich war die Stellung der Konservativen: was konnten sie nach dem Landgesetz von 1903 und den „Devolutions"projekten der zwei folgenden Jahre an der Homerule aussetzen? Waren sie etwa wie vor dreißig Jahren um die Einheit des britischen Reiches beängstigt? Aber die separatistischen Strebungen Irlands waren ja schon längst geschwunden; das irische Bauerntum kann unmöglich

ohne den englischen Markt existieren, und die Alterspensionen und die Sozialversicherung haben neue feste Bande zwischen den beiden Ländern geschaffen. Und die irischen Politiker selbst entpuppen sich immer deutlicher als fromme Imperialisten und sehnen sich nach nichts so sehr, als die Gelegenheit zu haben, ihre Loyalität der englischen Krone gegenüber nach dem Muster etwa eines Botha oder eines Laurier mit Taten zu bekunden. Tatsächlich spricht selbst der rabiateste Konservative jetzt nicht mehr von einem irischen Separatismus. Was bleibt also übrig? Nun, wir wissen es ja alle: Ulster!

In dem nordöstlichen Winkel Irlands gibt es eine Provinz, eine unter den vier Irlands, mit einer Bevölkerung von 1 581 000 von den insgesamt 4 382 000 in ganz Irland, die, ursprünglich von den Ansiedlern aus Schottland und England besetzt, seit jeher die Hochburg der englischen Herrschaft und der protestantischen Kirche war. Soll jetzt Ulster, das treue Ulster, das so viele Jahrhunderte für das Englischtum gekämpft hat, von seinem eigentlichen Mutterland abgerissen und dem jahrhundertealten Feinde, dem katholischen Irischtum unterstellt werden? Dieser fürchterliche Gedanke ist es, der die Gemüter der konservativen Partei mit Schrecken und Verzweiflung erfüllt! Niemals, heißt es, soll der englische Vorposten dem Feinde ausgeliefert werden: Ulster wird dagegen kämpfen und Ulster wird im Rechte sein! Ulster will fight and Ulster will be right, wie Lord Randolph Churchill, der Vater des heutigen Marineministers, vor dreißig Jahren verkündet hat!

Gegen berechtigte National- und Religionsgefühle darf gewiß kein Wort gesprochen werden. Aber sind diese Gefühle in bezug auf Ulster wirklich berechtigt? Es wird gewiß manche überraschen, zu hören, daß Ulster gar nicht *das ist*, wofür man es konservativerseits ausgibt. Ja, vor zwei und drei Jahrhunderten war es das, was man jetzt behauptet, aber seitdem hat eine mächtige Entwicklung stattgefunden, die diese Provinz den übrigen stark assimilierte. Die Ulsterleute haben schon lange aufgehört, sich als Engländer oder Schotten zu fühlen: sie nennen sich Irländer und betrachten Irland als ihre Heimat und ihr Land. Für diese Heimat und dieses Land haben sie in den Aufständen von 1782 und 1798 mit dem übrigen irischen Volke gekämpft, und selbst ihre echtesten englischen oder schottischen Abkömmlinge tragen bereits seit mehreren Generationen irische Namen. Die beiden Führer der Ulsterschen unionistischen Geistlichkeit heißen Mac Dermott und Mac Kean, und unter den Ulstermitgliedern der konservativen Partei im Unterhaus finden wir solch schöne irische Namen wie Mac Calmont, Mac Geagh, Moore, O'Neill usw. Tatsächlich bilden schon jetzt die Katholiken fast 44 Prozent der Gesamtbevölkerung, und in fünf unter den neun Ulstergrafschaften bilden sie sogar *eine Mehrheit*, die bis 81 Prozent der betreffenden Bevölkerung reicht. Das also soll die protestantische Ulsterhochburg sein?

Noch merkwürdiger ist die Tatsache, daß von den 31 Vertretern, die die Provinz ins englische Unterhaus entsendet, genau 16, also die *absolute Mehrheit*, *Homeruler* sind! Noch vor vierzehn Monaten gehörten den irischen Nationalisten nur 15 Sitze. Dann war eine Ersatzwahl in Derry, der berühmten Stadt, die der City of London gehört und daher auch Londonderry genannt wird, ein Name, der von dem bekannten Marquis, einem der vornehmsten Führer der Konservativen, getragen wird, und diese Hochburg wurde von den Nationalisten mitten im heißen Kampfe um die Homerule er-

obert! Soll das das Ulster sein, das für seine Rechte kämpft und recht behält? Tatsächlich gibt es in Ulster Tausende und aber Tausende unter den Protestanten und englisch-schottischen Abkömmlingen, die für die Homerule eintreten, und nur die gehässigste Religions- und Rassenverhetzung durch die Konservativen ist es, die noch in einem Teile der Ulsterbevölkerung den alten Fanatismus am Leben erhält.

So schrumpft das „loyale" Ulster, das von der Homerule nichts wissen will, auf kaum einige hunderttausend Personen, Kinder eingerechnet, zusammen. Und dieses Bruchteils des irischen Volkes wegen soll diesem das Selbstbestimmungsrecht verweigert werden? Was für Gefahren drohen denn dieser Handvoll von Leuten? Als der Text der Homerulevorlage veröffentlicht wurde, ging durch die Reihen der alten Vorkämpfer der irischen Sache ein Ausruf der Enttäuschung: die Vorlage war viel gemäßigter als ihre beiden Vorgängerinnen. In der Tat gewährte die Regierung dem langgeprüften Volke, wohl mit Rücksicht auf die Konservativen, das Minimalmaß dessen, was mit dem Worte Selbstbestimmungsrecht vereinbar ist. Es würde uns zu weit führen, wollten wir hier die Einzelheiten der Vorlage auseinandersetzen. Genug, wenn wir bemerken, daß das irische Parlament keine Gesetze machen darf, die eine Kirche verstaatlichen, eine Religion benachteiligen oder Eheschließung von irgendeinem religiösen Glauben oder einer religiösen Zeremonie abhängig machen würden, daß die irische berittene Polizei, die berühmte Royal Irish Constabulary, das vornehmste Werkzeug der irischen Drangsalierung, für die Dauer von sechs Jahren in den Händen der englischen Verwaltung bleiben wird, und daß jedes vom irischen Parlament angenommene Gesetz von dem Statthalter im Auftrag der englischen Regierung entweder gänzlich aufgehoben oder zeitweilig suspendiert, von dem englischen Parlament abgeschafft und vor den Gerichten, eventuell vor dem Königlichen Geheimrat wegen seiner Verfassungswidrigkeit angefochten werden kann. Was kann unter diesen Umständen das irische Parlament, in dem obendrein die Ulsterprovinz durch 59 von 164 Mitgliedern vertreten sein wird, den protestantischen Loyalisten antun? Nichts und abermals nichts!

So erscheint das fürchterliche Ulstergeschrei ohne jede Berechtigung. Ob die Konservativen und die Ulsterführer das nicht selbst wissen? Gewiß wissen sie es, und darin besteht eben das Wesen des gegenwärtigen Kampfes um die Homerule. Es ist nicht ein Kampf gegen die Homerule, sondern gegen die liberale Regierung; Homerule und Ulster werden nur als Vorwand benutzt, um die Machtfrage zwischen den beiden Parteien auszukämpfen. Das ist es, was diesem sonst so hohlen Kampfe zugrunde liegt!

Und deshalb hat er auch merkwürdige Formen angenommen. Im Unterhaus bilden die Konservativen gegen die vereinigte Macht der Liberalen, Iren und Arbeiterparteiler eine Minderheit; die Lordskammer, in der sie die überwiegende Mehrheit besitzen, ist durch das Parlamentsgesetz gelähmt, das eine Vorlage, die während zwei Sessionen vom Unterhaus dreimal angenommen worden ist, automatisch zum Gesetz macht. Was blieb den Konservativen übrig, als zu außerparlamentarischen Waffen zu greifen? In früheren Zeiten hätten sie an das Volk appelliert und Tausende von Versammlungen veranstaltet. Schließlich, wenn dies nicht geholfen, hätten sie sich dem Unver-

meidlichen unterworfen. Jetzt aber ist es anders. Nachdem sie schon einmal die unverantwortlichen Faktoren der Verfassung mobilisiert hatten, setzten sie nun diesen Weg fort. Am 27. Juli 1912 fand in Blenheim, dem Sitze des Herzogs von Marlborough, eine große konservative Demonstration statt, und dort wurde das Banner der Rebellion offen erhoben. Bonar Law nämlich, der Führer der konservativen Opposition, hielt eine Rede und erklärte: „Die Regierung ist ein revolutionäres Komitee, das durch Betrug zur despotischen Macht gelangt ist. Indem wir ihr Widerstand leisten, werden wir uns nicht durch Erwägungen leiten lassen, die uns sonst bei politischen Kämpfen beeinflussen. Wir werden alle und jegliche Mittel anwenden, die uns wirksam erscheinen. Wir werden alle Mittel gebrauchen, um sie aus der Macht zu jagen. Selbst wenn die Homerulevorlage im Unterhaus durchgesetzt werden sollte, was dann? Ich habe bereits im Unterhaus erklärt und ich wiederhole es hier, daß es Dinge gibt, die *stärker als parlamentarische Mehrheiten* sind!" Und weiter: „Die Bevölkerung von Ulster wird sich der katholischen Herrschaft nicht unterwerfen. Das ist sicher. Wie könnte sie dazu gezwungen werden? Kann sich irgendeiner vorstellen, daß britische Truppen dazu gebraucht werden würden, um diese Bevölkerung niederzuschießen? Die Sache ist *gar nicht denkbar*! Ich glaube, die Regierung würde es nie wagen, einen solchen Versuch zu machen, ich bin aber sicher, täte sie dies, so würde es ihr nie gelingen, die Homerulevorlage durchzusetzen. Es wird ihr nur gelingen, einen *Bürgerkrieg* herbeizuführen, der die Grundlagen des Reiches erschüttern würde!"

Diese Worte wurden nach Einbringung der Homerulevorlage vor zwei Jahren gesprochen und enthielten das ganze Aktionsprogramm der konservativen Partei. Es gibt eine höhere Gewalt als eine parlamentarische Mehrheit: die *physische Gewalt* und, wenn nötig, auch die *Armee*! Denn wenn Bonar Law davon sprach, daß der Gebrauch der Armee gegen Ulster „undenkbar" sei, so meinte er, daß die Armee sich weigern würde, den Befehlen der liberalen Regierung Gehorsam zu leisten, daß sie sich in zwei Lager spalten und dann ein Bürgerkrieg ausbrechen würde. Er meinte aber auch, daß die liberale Regierung nie den Mut besitzen würde, selbst wenn eine solche Gefahr nicht vorläge, Truppen gegen Ulster anzuwenden, das wäre ein revolutionärer Akt, der dem bürgerlichen Wesen des Liberalismus widerspreche.

Und die konservative Partei handelte nach diesem Rezept! Ein gewisser Sir Edward Carson, ein Advokat, der in dem letzten konservativen Ministerium Solicitor General, Kronanwalt, war und vor zwanzig Jahren, als Balfour in seiner Eigenschaft als Staatssekretär für Irland mit Ausnahmegesetzen das arme Land „regierte", bei ihm ebenfalls Solicitor General war und sämtliche politischen Prozesse gegen die Iren leitete: dieser Herr, der nicht einmal ein Ulster-, sondern ein Dublinmann ist und im Unterhaus die Dubliner Universität vertritt, übernahm es, den bewaffneten Widerstand Ulsters zu organisieren, und schuf zu diesem Zwecke eine Ulstermiliz, setzte einen „Oberbefehlshaber" und eine „provisorische Regierung" ein und erließ zur öffentlichen Unterschrift nach Cromwellschem Muster einen Covenant, einen Schwurvertrag, durch den die Unterzeichneten sich im Namen Gottes verpflichten, die Macht eines irischen Parlamentes in Ulster nicht anzuerkennen und die zur Schaffung eines solchen Parlamentes inszenierte „Ver-

schwörung" mit „allen Mitteln" zu bekämpfen. Und zur selben Zeit wiederholten Carson und selbst Generale und Admirale, unter ihnen Lord Roberts, der älteste Feldmarschall der britischen Armee, wie auch die gesamte konservative Presse die Worte Bonar Laws, es sei „undenkbar", daß britische Truppen zur Vergewaltigung Ulsters angewendet werden könnten, und beteuerten, daß dies auch eine Vergewaltigung des Gewissens der Armee sein würde!

Solche Reden und solche Taten hat man in England noch nie erlebt. Es war die offenkundigste Aufreizung der Armee zu Meuterei und Landesverrat und zugleich ein Niederreißen der Verfassung, wie es entschiedener und offener von keinem Umstürzler begangen werden könnte. Nach dem aber, was wir früher ausgeführt haben, darf diese Taktik der staatserhaltenden Konservativen uns nicht verwundern: das war nur die logische Entwicklung des Kampfes um die Macht zwischen den beiden Schichten des herrschenden Bürgertums, in dessen Verlauf die alten Machtmittel aus der feudal-absolutistischen Zeit aus der Rumpelkammer geholt wurden. Denn auch die stehende Armee in England ist ein solches Überbleibsel, das das siegreiche Bürgertum, das es in den Stuartzeiten heftig bekämpft hatte, nach 1832 nicht nur bestehen ließ, sondern auch nie demokratisiert hat, so daß es nach wie vor in den Händen des Junkertums und der großkapitalistischen Klassen verblieb. So war es ganz natürlich, daß die Armee, die bisher von der ausgesöhnten und geeinigten Herrscherklasse nur gegen die Arbeiterklasse angewandt und d e s h a l b als über allen Klassen und Parteien stehend betrachtet worden war, jetzt, als die Herrscher selbst untereinander in Kampf gerieten, von den Konservativen gegen ihre bisherigen liberalen Verbündeten scharf gemacht wurde.

Und da sehen wir das erbauliche, aber nicht unerwartete Schauspiel, wie der Liberalismus vor diesen Kundgebungen der konservativen Macht zurückweicht. Obschon dieselbe Regierung keinen Augenblick gezögert hat, ganze Streikgebiete mit Truppen zu füllen, die streikenden Arbeiter niederzuhauen und niederzuschießen, und einen Tom Mann, der es gewagt hatte, an die Soldaten zu appellieren, sie sollten nicht auf ihre Brüder schießen, in den Kerker zu schleudern: diese Regierung rührte nicht den kleinsten Finger, als Bonar Law das Recht auf Aufstand proklamierte und Carson die Ulsterprovinz durchzog, überall Rebellion predigend und organisierend! Und noch mehr! Obschon die Regierung durch das vom Parlament beschlossene Gesetz vollständig gedeckt war, ging sie mit den Führern der landesverräterischen Opposition Privatverhandlungen ein, um einen „friedlichen" Ausgleich zu finden, und man darf sicher behaupten, daß, hätten sich nicht die Iren widersetzt, ein faules Kompromiß zustande gekommen wäre, obgleich die Regierung ganz in ihrem Rechte war. Aber auch so, nachdem die Homerulevorlage bereits zweimal im Unterhaus angenommen war, erklärte sich die Regierung bei der zweiten Lesung der zum drittenmal eingebrachten Vorlage am 9. März bereit, ein wichtiges Zugeständnis an Ulster zu machen, und zwar seinen Grafschaften das Bestimmungsrecht auf dem Wege des Plebiszits zu überlassen, für die Dauer von sechs Jahren außerhalb des irischen Staatsverbandes zu bleiben! Konnte die Unentschlossenheit und fast kann man sagen Feigheit einer Regierung weiter gehen? Tatsächlich rief dieses Zugeständnis am Vorabend des langersehnten Abschlusses des Kampfes in den irischen

und den radikalen Reihen der Regierungskoalition eine tiefe Unzufriedenheit hervor, und nur der Geschicklichkeit einiger Minister gelang es, eine Auflehnung zu unterdrücken. Aber wurde die Opposition dadurch beschwichtigt? Natürlich nicht! Lord Milner, der Führer der Lordskammer im Jahre 1909, schrieb sofort in der „Times", jetzt, wo die Regierung den Weg der Konzessionen betreten, wäre es ein taktischer Fehler, sie nicht noch weiter zu „quetschen", und so erklärte die Opposition, entweder müsse Ulster vollständig und für immer ausgeschlossen werden, oder die Regierung müsse, ehe noch die Homerule zustande komme, die gesamte Wählerschaft durch ein Referendum über Homerule befragen.

Die Regierung aber konnte mit Rücksicht auf die Iren nicht weiter gehen, und so erklärte Asquith und nach ihm in noch entschiedeneren Worten mancher seiner Kollegen, die Regierung habe ihr letztes Wort gesprochen, und jetzt mögen ihre Gegner die Konsequenzen tragen. Herr Churchill forderte sogar die Ulsterleute auf, ihre Drohungen einmal in die Tat umzusetzen: Gewalt würde dann durch Gewalt unterdrückt werden! Aber genau in dem Augenblick, als diese heldenhaften Worte geäußert wurden, beging die Regierung den höchsten Akt der Feigheit. Da offenbar keine Zeit mehr versäumt werden durfte, da Herr Carson sich direkt aus dem Unterhaus nach Ulster begab, um die letzten Maßnahmen zur Proklamierung des Aufstandes zu treffen, beschloß die Regierung auch ihrerseits endlich, gewisse Vorsichtsmaßregeln anzuwenden und Truppen und selbst einige Kriegsschiffe nach Ulster zu entsenden. Zur selben Zeit aber beauftragte sie den kommandierenden General in Irland, die Offiziere zu sich zu rufen und ihnen zu erklären: diejenigen unter ihnen, die aus Ulster stammen, mögen für die Dauer der Krise „verschwinden", und die anderen, die gegen Ulster nicht vorgehen wollten, sollten ihre Demission einreichen; die übrigen aber, die dies nicht tun und später ihren Dienst verweigern werden, würden nach dem Militärgesetz bestraft werden! Das war ein Schritt ohnegleichen, es war eine förmliche Kapitulation vor den Drohungen der konservativen Umstürzler! Aber noch mehr! Fast sämtliche Offiziere reichten tatsächlich ihre Demission ein, und diese Wirkung war so unerwartet groß, daß die Regierung sich wie vom Blitz getroffen fühlte. Offenbar hatte sie auf eine Massendemission nicht gerechnet und auch nicht gedacht, daß eine Massendemission ihre Ohnmacht gegenüber Ulster demonstrieren und sie in die Notwendigkeit versetzen würde, von allen Plänen, Ulster zu zwingen, also von Homerule selbst Abstand zu nehmen. Sie mußte daher sofort versuchen, auf irgendeinem Wege den Fehler wieder gutzumachen, und so ließ sie die Oberoffiziere zu sich nach London kommen. Was dann geschah, erfuhr man erst später. Die Offiziere zogen ihre Demissionsgesuche zurück und kehrten zu ihren Regimentern wieder heim, und während Lloyd George in einer öffentlichen Versammlung in der Provinz den unbeugsamen Willen der Regierung beteuerte, vor keiner Maßnahme gegen Ulster zurückzuschrecken und alle Meuterei unbarmherzig zu unterdrücken, erließ der Premierminister Asquith durch die „Times" ein Kommuniqué, in dem versichert wurde, daß die ganze Geschichte mit den Offizieren auf einem „ehrlichen Mißverständnis" beruhe und die Regierung überhaupt nicht die Absicht hege, gegen Ulster mit Gewalt vorzugehen! Auch das war schon an und für sich ein schmählicher Zusammenbruch der Regierungsgewalt. Wie aber war am nächsten Tage das Publikum erstaunt,

zu hören, daß die Offiziere nur deshalb ihre Demissionen zurückgezogen hatten, weil ihnen eine schriftliche Versicherung gegeben worden war, daß sie in keinem Falle gegen Ulster gebraucht werden würden! So hat die Regierung die Verfassung an die Soldateska ausgeliefert und ihr eigenes Werk, Homerule nebst dem Parlamentsgesetz, zu Fall gebracht!

Nie wird das lebende Geschlecht in England die Stunde dieser Enthüllungen vergessen! Natürlich — und das war für die im Verlauf der letzten Jahre vollzogene Umwertung aller politischen Werte charakteristisch — waren die Konservativen voller Jubel, während die Liberalen von einer noch nie dagewesenen Panik erfaßt wurden. Und wie verhielt sich die Regierung? Wie Spitzbuben, die auf frischer Tat ertappt werden, häufte sie Lüge auf Lüge. Bald wies sie alle Vorwürfe zurück, bald gestand sie nur die halbe Wahrheit. Aber wie eine Fliege im Spinnennetz verwickelte sie sich mit jeder Lüge mehr und mehr, bis sie selbst nicht mehr aus noch ein wußte. In der Lordskammer erklärte Morley, die Offiziere seien „bedingungslos" zu den Regimentern zurückgekehrt, und fast zur selben Stunde gestand die Regierung im Unterhaus, die Mitteilung von der schriftlichen Verpflichtung sei wahr. Dann erklärte der Kriegsminister Seely, er habe ohne Wissen des Kabinetts dieses Versprechen am Schlusse des Erlasses an die Offiziere hinzugefügt, und niemand als er sei dafür verantwortlich. Dann gestand wieder Morley in der Lordskammer, seine eigene Lüge und die Lüge seines Kollegen umstoßend, er sei nicht nur bei der Hinzufügung dieser inkriminierten Sätze dabeigewesen, sondern er habe dabei auch mitgeholfen. Kurz, es entstand ein Wirrwarr, bei dem die Regierung die traurigste Rolle spielte. Schließlich wurde Seely als der Schuldige bezeichnet, aber seine Demission vom Premierminister großmütig nicht angenommen. Diese Komödie brachte die gesamte liberale Partei auf, und die Demission Seelys wurde dann doch angenommen. Aber da gerieten der Generalstabschef French und sein Gehilfe Ewart in Aufruhr. Sie hatten nämlich die schriftliche Verpflichtung mitunterzeichnet, und da jetzt das Kabinett die Unterschrift desavouierte, könnten auch sie nicht länger im Amte bleiben. So demissionierten auch sie! Und Morley, der Seelys Mitschuldiger war? Nun, der bleibt! Als man ihn in der Lordskammer fragte, wie er jetzt im Amte bleiben könne, antwortete er, er würde morgen die Frage beantworten. Man nahm an, er würde am nächsten Tage seine Demission ankündigen. Aber am nächsten Tage erklärte er, er sehe sich durchaus nicht veranlaßt, seine Demission einzureichen, und damit war die Sache zu Ende.

Und die Logik? Nun, es gibt keine, wie es keine Wahrheit gibt. Denn auch die Geschichte mit Seelys „Verantwortlichkeit" ist von Anfang bis zu Ende eine Lüge, das hat Morley gestanden, der in seinem hohen Alter die sonstige Geschmeidigkeit der liberalen Politiker verloren hat; er erklärte, er habe deshalb Seelys Zusatz gebilligt, weil auch das Kabinett, dessen Sitzung er vorher beigewohnt hatte, ganz ähnlicher Meinung war!

Die ministerielle Krise endete vorläufig damit, daß Herr Asquith, da er keinen passenden Nachfolger für das Kriegsministerium finden konnte, dessen Leitung selbst übernahm, was ihm zugleich die Möglichkeit gab, unter dem technischen Vorwand, daß ein Minister, der ein zweites Amt übernimmt, sich der Wiederwahl unterziehen muß, aus dem Unterhaus für die Dauer

von zwei Wochen zu verschwinden. Ein nettes Manöverchen, das die liberale Partei in kolossales Entzücken versetzte!

Somit ist das Ministerium gerettet worden. Wie aber verhält es sich mit Homerule und besonders mit der Verfassung? Darauf gibt es noch keine deutliche Antwort. Die Regierung hat einen neuen Armeebefehl erlassen, in dem sie die alte Weisheit verkündet, es sei die Pflicht der Armee, jedem gesetzlichen Befehl der Vorgesetzten bedingungslos zu gehorchen. Andererseits hat die Regierung ihre bestimmte Absicht kundgegeben, die Homerulevorlage ungesäumt durchzusetzen. Das sind sehr schöne Worte, aber es bleibt noch abzuwarten, was unter den „gesetzlichen" Befehlen zu verstehen ist und unter welchen Bedingungen die Homerulevorlage die königliche Unterschrift bekommen wird. Denn einerseits besitzen die irischen Offiziere noch das interessante Stückchen Papier, das ihnen am 21. März gegeben wurde, und andererseits stellt bereits namens der Regierung Sir Edward Grey ein weiteres Zugeständnis in Aussicht, nämlich eine Auflösung des Parlamentes und Neuwahlen in dem Zeitraum zwischen der endgültigen Annahme der Homerulevorlage und deren Inkrafttreten: das soll den Konservativen die Gelegenheit geben, falls sie einen Sieg erringen, das Homerulegesetz zu Fall zu bringen. Ob dieser neue Kompromißvorschlag angenommen wird, ist jetzt, wo ich dies schreibe, unbekannt; jedenfalls ist auch er für die Tapferkeit und Entschlossenheit des englischen Liberalismus charakteristisch.

Aber selbst wenn diese beiden Teile des kritischen Problems, der ministerielle und der irische, gelöst werden sollten, bleibt noch immer das weit größere Problem, das durch die Meuterei der Offiziere unter dem brausenden Beifall des gesamten konservativen Publikums aufgeworfen wurde. *Freilich* geben sich die Liberalen die Miene, als sei auch dieses Problem *gelöst*: das Kabinett habe die eigenmächtige und „unautorisierte" Handlung des Kriegsministers desavouiert, ein neuer Armeebefehl „ganz" im Sinne der Verfassung sei erlassen, die Offiziere schweigen — was brauche man mehr? Eine Ungeschicklichkeit wurde freilich von der Regierung begangen, aber alles sei jetzt wieder gutgemacht, also: es lebe die Verfassung, es lebe die liberale Regierung, es lebe die Armee! Zu diesem dreifachen Hurra gesellt sich noch ein viertes auf den König, von dem man während der schwarzen Woche und früher erzählt hat, daß er auf die Minister einen Druck zugunsten der Opposition ausgeübt. Ob dies tatsächlich so war oder nicht — und es gibt Gründe, anzunehmen, daß er wirklich eine bedeutende Rolle gespielt hat —, jedenfalls glaubte jeder Liberale an die Richtigkeit der Gerüchte, und als im Unterhaus John Ward, der liberale Arbeitervertreter, der allgemeinen liberalen Entrüstung darob offenen Ausdruck gab, indem er erklärte, das Parlament werde sich weder von der Armee noch vom König einschüchtern lassen, erhob sich die gesamte liberale Schar und zollte ihm mit Händen und Füßen Beifall. Er wurde in der gesamten liberalen Welt und Presse als „der Mann der Stunde" gefeiert, und der National Liberal Club, die Stätte des liberalen „Gedankens" in der Hauptstadt, hat ihm formell und mit Begeisterung die Dankbarkeit votiert. Aber schon ein paar Tage später wies im Unterhaus der Premierminister sämtliche Verdächtigungen gegen die Krone in tiefen Brusttönen zurück, und siehe! noch ein paar Tage später brachte derselbe National Liberal Club ein begeistertes Hoch auf den König aus!

Also sind die Liberalen jetzt höchst zufrieden, und weder von einem Kampfe gegen die Anmaßungen der Krone noch von der Notwendigkeit der Demokratisierung der Armee (auch darüber hat man nämlich gesprochen!) hört man jetzt ein Sterbenswörtchen. Damit aber ist die Sache selbst noch keineswegs abgetan. Was immer aus Anlaß der Homerule geschehen mag, die Vorgänge der vierten Märzwoche haben bewiesen, daß auch die Armee nicht außerhalb des bürgerlichen Parteikampfes steht und gleich der Krone, der Lordskammer, dem Richterstand und sonstigen absolutistisch-feudalen Faktoren der Verfassung sich in der Stunde der Entscheidung auf die Seite des in der konservativen Partei vereinigten Junkertums und Großkapitals stellen würde. Und dabei besitzen die Liberalen nicht einmal den Mut, diesen gefährlichen Mächten die Stirne zu bieten, denn das können sie ohne die Hilfe der Massen nicht, und vor den Massen haben sie viel mehr Furcht als die Konservativen. So mögen die Liberalen hier und da einen zeitweiligen Sieg davontragen, auf die Dauer wird es ihnen nicht gelingen. Jeden Sieg sind sie gezwungen schon im voraus einzuschränken, und auch in diesem beschränkten Umfang verursacht er ihnen ungeheure Anstrengungen und tiefe Erschütterungen. Je weiter sie vordrängen, desto wütiger widersetzt sich die konservative Opposition, und dabei fallen die ersten Schläge auf die Verfassung, die wie überall nur das *wirkliche* Machtverhältnis in der Gesellschaft ausdrückt. Wo sie nicht mehr diesem Verhältnis entspricht, dort geht sie in Scherben.

Für die englische Arbeiterschaft waren die geschilderten Vorgänge von unschätzbarem politischem Werte. Da hatte sie eine einzig dastehende Gelegenheit, zu lernen, was die Verfassung, was die Armee und Krone, was der herrliche Neuliberalismus bedeuten! Hier, in diesen wenigen Tagen wurde *das* offen ausgesprochen, was ist. Ob die Arbeiterschaft die Lektion erfaßt hat, wird die Zukunft zeigen!

Die Gewerkschaftsbewegung der letzten zwei Jahre in Rußland.[1]

Von W. Scher.

I.

In den letzten zwei Jahren ist ein neuer, starker Aufschwung in der russischen Arbeiterbewegung eingetreten. Seit der Niederschießung der streikenden Arbeiter in den Lena-Goldminen im April 1912 zieht der Kampf der russischen Arbeiterklasse wie ein breiter, stürmischer Strom an uns vor-

[1] Die stürmischen Ereignisse in der Petersburger Arbeiterbewegung haben neuerdings wieder die Arbeiterfrage in den Mittelpunkt des russischen Lebens gestellt. Wie vor zwei Jahren, nach der Massenmetzelei in den Goldminen an der Lena, hat die imposante Protestbewegung des Petersburger Proletariats aus Anlaß der Massenvergiftungen in den Rigaer und Petersburger Fabriken den Beweis erbracht, daß die Arbeiterfrage der wundeste und verwundbarste Punkt des scheinbar fest fundierten Gebäudes der russischen Konterrevolution ist. Ein Produkt der rapide vorwärtsschreitenden kapitalistischen Entwicklung Rußlands, empfindet die zu neuer Bewegung erwachte Arbeiterklasse am heftigsten den Widerspruch zwischen der asiatischen, halbbarbarischen Staatsform und den Anforderungen der modernen wirtschaftlichen und politischen Entwicklung. Während die

über. Die Arbeiterklasse hat wiederum ihre zentrale Stellung in dem öffentlichen Leben Rußlands eingenommen.

Die größte legale Organisation der Arbeiterklasse sind zurzeit die Gewerkschaften. Die Schilderung ihres inneren Lebens und ihres Wirkens in den letzten zwei Jahren gibt eine ziemlich deutliche Vorstellung von den Bedingungen, in denen die Bewegung verläuft, und von den Resultaten, die sie erzielt hat.

Leider besitzen wir keine genaue Statistik der russischen Gewerkschaften. In Rußland gibt es keine Zentralinstitutionen, die sich mit der Statistik der Gewerkschaftsbewegung befassen, und die Gewerkschaften selbst sind — wie das bei den ersten Schritten der Bewegung in allen Ländern der Fall gewesen ist — in ihrer Berichterstattung ziemlich lässig. Die Angaben des Ministeriums für Handel und Industrie, das die Zahl der genehmigten und inhibierten Gewerkschaften registriert, sind äußerst unbefriedigend und geben von dem inneren Leben der Verbände keine Vorstellung.[2] Unsere einzige Quelle sind die Berichte und Notizen in der politischen und gewerkschaftlichen Arbeiterpresse der letzten zwei Jahre. Ohne daß dies von uns gesammelte Material Anspruch auf Vollständigkeit erhebt, gibt es doch ein ziemlich anschauliches Bild des inneren Lebens der Gewerkschaften in Rußland.

* * *

Nachdem die russische Gewerkschaftsbewegung in der stürmischen Revolutionszeit mit märchenhafter Schnelligkeit aufgeblüht war, so daß sie zu Beginn des Jahres 1907 die stattliche Zahl von mehr als 240 000 Mitgliedern umschloß, machte sich die nachfolgende Reaktionsperiode für sie um so empfindlicher bemerkbar. Zu Anfang 1908 waren von den Gewerkschaften nur noch trümmerhafte Überreste zurückgeblieben. Es begann nun, unter dem Kreuzfeuer der Regierung und der anstürmenden Unternehmer, die schwere Arbeit der Wiederherstellung des Zerstörten und der Sammlung der zerstreuten Kräfte. Um den Preis zahlloser Opfer gelang es den Arbeitern, die Existenz ihrer Gewerkschaftsverbände in dieser schwärzesten Periode der Reaktion aufrechtzuerhalten.

---

anderen Gesellschaftsklassen — teils aus Eigennutz, teils aus Feigheit — sich den bestehenden Verhältnissen angepaßt haben, erhebt die Arbeiterklasse, als die wichtigste treibende Kraft der modernen Umgestaltung Rußlands, offen die Fahne der Empörung gegen ein Regime, unter dem schrankenlose kapitalistische Ausbeutung und skrupellose politische Reaktion ungehindert ihre Orgien feiern.

Seine politische Entrechtung zwingt das russische Proletariat, seinem Wollen und Denken stets den einzigen Ausdruck zu geben, der ihm als Arbeiterklasse eigentümlich ist und nicht genommen werden kann, den Massenstreik. Daher die ungeheure Bedeutung der politischen Streiks für die russische Arbeiterbewegung, daher aber auch die gewaltige Bedeutung, die die Entwicklung der gewerkschaftlichen Organisationen auch für das politische Leben der russischen Arbeiterschaft gewonnen hat. So schwierig es heute ist, zuverlässige Daten über die russische Gewerkschaftsbewegung zu erhalten, ein Verständnis der neu einsetzenden revolutionären Bewegung ist nur möglich auf Grund der Einsicht in die gewerkschaftlichen Verhältnisse.

[2] Hier genügt wohl der Hinweis, daß in dem einzigen, vom Ministerium herausgegebenen Bericht für die Jahre 1906/07 behauptet wird, die Gewerkschaften hätten in der Revolutionszeit keine Kopeke für Streiks ausgegeben. Die sorgfältig maskierten Berichte der Verbände — unter den damaligen Verhältnissen eine Selbstverständlichkeit — wurden vom Ministerium für bare Münze genommen.

Dies waren aber nicht mehr die stattlichen Verbände der Revolutionszeit. Die Arbeiterbewegung, der Streikkampf waren im Abflauen begriffen, und um die Gewerkschaftsverbände sammelten sich verhältnismäßig kleine Kader der Arbeiter. In dem Wirtschaftsleben des Reiches spielten die Gewerkschaften eine verschwindend geringe Rolle. Mangels entsprechender statistischer Angaben wagen wir nicht zu entscheiden, ob die Gewerkschaften sich in den Jahren 1907 bis 1911 überhaupt weiterentwickelten; indessen weisen verschiedene Umstände darauf hin, daß die letzten Jahre des genannten Jahrfünfts von einem Niedergang und Rückschritt in den Verbänden begleitet wurden. Jedenfalls traten die Arbeiter im Jahre 1912 mit äußerst kleinen und einflußlosen Organisationen in die Periode des neuen Aufschwunges ein.

Nach unseren Berechnungen werden zu Anfang 1912 63 Lokalverbände[3] in der Arbeiterpresse registriert; bei 24 ist die Zahl der Mitglieder bekannt: sie beläuft sich auf 11 700. Da dies die größten Organisationen sind, gehen wir wohl kaum fehl, wenn wir die Gesamtzahl aller gewerkschaftlich organisierten Arbeiter in Rußland zu Anfang 1912 mit etwas über 15 000 berechnen.

Am besten organisiert waren damals die Handlungsgehilfen, die Buchdrucker, die Bäcker und die Metallarbeiter. Einen beträchtlichen Kassenbestand besaßen nur die Buchdrucker in den Ostseeprovinzen (zirka 50 000 Mark) und die Metallarbeiter in Petersburg (zirka 30 000 Mark); in den übrigen Gewerkschaften erreichte der Kassenbestand selten die Höhe von 2000 Mark.

Nachgetragen muß noch werden, daß die behördlichen Verfolgungen in vielen Gewerkschaften — meist in der Provinz — schroffe innere Wandlungen herbeigeführt hatten. Die Verbände behielten zwar ihre frühere Bezeichnung, sie verwandelten sich aber entweder in Produktivgenossenschaften oder Konsumgenossenschaften, zuweilen in Sportklubs, meist aber in Vereine zur gegenseitigen Unterstützung, die nur an ihre Mitglieder Darlehen verliehen.[4]

II.

Es ist hier nicht unsere Aufgabe, die — leider sehr lückenhaften — Angaben über die Streikbewegung der letzten zwei Jahre in Rußland zu analysieren. Hier genüge die Feststellung, daß nach den Angaben des Moskauer Fabrikantenverbandes vom 1. Januar 1912 bis 30. Juni 1913 — also in anderthalb Jahren — zirka 1700 000 Arbeiter in Rußland gestreikt haben. Der weitaus größere Teil der Zahl entfällt auf die politischen Streiks; nach der Statistik des erwähnten Unternehmerverbandes nahmen an den wirtschaftlichen Streiks, die hier für uns in Betracht kommen, etwa 390 000 Arbeiter teil.

[3] Nach dem russischen Vereinsgesetz dürfen die Lokalverbände in keine organisatorischen Beziehungen zueinander treten. In Rußland gibt es deshalb keine Zentralverbände, die sich auf das ganze Reich erstrecken.

[4] Die amtliche Statistik gibt für Anfang 1912 514 Gewerkschaftsverbände an. Diese Zahl ist außerordentlich übertrieben und verdient keine Beachtung, denn die amtliche Statistik führt sämtliche nicht aufgelösten Verbände als bestehend an, ohne zu berücksichtigen, daß eine beträchtliche Anzahl von ihnen jede Tätigkeit eingestellt hatte.

Die angegebenen Zahlen stehen indessen stark hinter der Wirklichkeit zurück, denn die Statistik des Moskauer Fabrikantenverbandes berücksichtigt die Kleinbetriebe überhaupt nicht, obwohl auch in ihnen zu jener Zeit ein äußerst heftiger Kampf geführt wurde. Es ist wohl keine Übertreibung, wenn wir hinsichtlich der wirtschaftlichen Streiks in den Jahren 1912/13 sagen, daß täglich im ganzen Reiche 1000 Arbeiter in den Kampf eintraten.

Es genügt, diese Zahl den Anfang 1912 in den Gewerkschaften organisierten Arbeitern gegenüberzustellen — wie schon erwähnt, waren es nur etwas über 15 000 —, um zu erkennen, daß die Gewerkschaften nicht machtvoll genug waren, die Streikbewegung zu leiten. Diese Bewegung ging über die Gewerkschaften hinweg und brauste an ihnen vorüber. Auf die erste Streikwelle folgte zudem noch eine Welle neuer Verfolgungen, die die stärksten und einflußreichsten Gewerkschaften fortschwemmte. Allein in den ersten 7 Monaten des Jahres 1912 wurde 50 Gewerkschaften die behördliche Genehmigung versagt oder entzogen.

Diese Verfolgungen nahmen in den nachfolgenden Jahren weder an Heftigkeit noch an Bösartigkeit ab. Wollte man zusammenfassen, was die russische Gewerkschaftsbewegung in diesen zwei Jahren erduldet hat, wollte man die Einzelfälle zur allgemeinen Regel erheben, so müßte man sagen, daß überhaupt jede gewerkschaftliche Tätigkeit unmöglich gemacht wurde.

Es genügt, wenn wir hier nur einige Tatsachen anführen. Um gesetzlich genehmigt zu werden, muß jeder Verband sein Statut bei einer besonderen „Behörde" eintragen lassen. Nun hat — um ein Beispiel von vielen zu nennen — die Petersburger Vereinsbehörde, deren Tätigkeit vor den Augen der hauptstädtischen Presse und der Reichsduma sich abspielt, die Eintragung von Gewerkschaftsstatuten verweigert, weil der betreffende Verband sich laut dem Statut zur Aufgabe stellte, „die geistige und sittliche Entwicklung seiner Mitglieder zu fördern, Unterhaltungsabende und Exkursionen zu veranstalten, Stellenvermittlungsbureaus für Arbeitslose einzurichten, Arbeitslose zu unterstützen und sie in seinen Mitgliederlisten zu führen (!), monatlich und nicht einmal im Jahre Mitgliedsbeiträge zu erheben, und ein Statut besaß, in dem die Worte ‚usw. usw.' vorkamen."

Wird aber schließlich ein Statut nach endlosen Plackereien genehmigt, dann hören die Verfolgungen des Verbandes deshalb doch keinen Augenblick auf. Die Polizei übt auf die Hausbesitzer einen Druck aus und erschwert die Beschaffung von Räumlichkeiten für den Verband. Sie verlangt die Einlieferung der Mitgliederliste, erläßt die Vorschrift, daß die Kasse in der Reichsbank oder im Crédit Lyonnais untergebracht werde, fordert die Einlieferung sämtlicher Belege und schreibt sogar vor, daß in den Räumlichkeiten der Gewerkschaften nicht Fenstervorhänge angebracht werden dürfen, damit die Spitzel auf der Straße unbehindert ihr schuftiges Handwerk treiben können.

Am schwierigsten ist es, Versammlungen der Gewerkschaften einzuberufen. Nach einer seit Jahren eingebürgerten Praxis wird den Gewerkschaften nur gestattet, Versammlungen ihrer Mitglieder einzuberufen. Die Polizei prüft sorgfältig die Mitgliederbücher der Versammlungsbesucher und verweigert denen, die den letzten Monatsbeitrag nicht bezahlt haben, den Eintritt in die Versammlung, manchmal auch solchen Mitgliedern, die eine Viertelstunde nach dem angemeldeten Beginn der Versammlung

kommen, oder die zu sauber gekleidet sind — hinter ihnen vermutet nämlich die Polizei Angehörige anderer Gesellschaftsschichten und glaubt auch den vorgezeigten Mitgliedsbüchern der Gewerkschaft nicht! In den Versammlungen selbst ist verboten, die jetzt eingeführten Versicherungsgesetze zu erörtern, das Wort „Streik" zu benutzen, ja es gilt sogar als strafbar — zu applaudieren!

Zu allen diesen Schikanen und Verfolgungen kommen noch die unzähligen Verhaftungen und Ausweisungen hinzu. Die Gewerkschaften haben keine Statistik darüber geführt, und unsere eigenen Berechnungen sind äußerst lückenhaft. Und doch haben wir vom April 1912 bis Dezember 1913 eine Liste von etwa 200 verhafteten Schriftführern, Kassierern, Vorsitzenden und Vorstandsmitgliedern der Gewerkschaften zusammengestellt. Die einfachen Mitglieder sind bei dieser Statistik unberücksichtigt geblieben.

So ist einerseits die nach der Lenametzelei einsetzende Streikwelle und andererseits die Zunahme der Verfolgungen, die de facto das Vereinsgesetz aufgehoben haben,[5] in erster Linie bestimmend gewesen für die Tätigkeit und die Entwicklung des Häufleins gewerkschaftlich organisierter Arbeiter, die Anfang 1912 über ganz Rußland zerstreut waren.

III.

Ungeachtet aller Anstrengungen der Arbeiter ging die Entwicklung der Gewerkschaften im Jahre 1912 äußerst langsam vor sich. Waren zu Beginn des Jahres, wie oben bereits mitgeteilt, 63 Verbände vorhanden, von denen in 24 11700 Mitglieder gezählt wurden, so wird zu Ende des Jahres in denselben Preßorganen über 88 Lokalverbände berichtet, von denen 10 im Jahre 1912 gegründet waren; bei 57 Verbänden ist die Mitgliederzahl bekannt; sie betrug 13 570, das heißt nur 2000 mehr als vor einem Jahre die Mitgliederzahl in 24 Verbänden. Die größten Verbände waren in diesem Jahre zertrümmert worden.

Der Stillstand der Gewerkschaften wurde in gewissem Sinne wieder wettgemacht durch die schnelle Entwicklung einer Anzahl von Augenblicksorganisationen, die während eines jeden mehr oder weniger bedeutenden Ausstandes entstanden. Zuweilen nahmen diese Organisationen bestimmte Formen an: die Generalversammlung der Streikenden wählte Delegierte, die aus ihrer Mitte das Streikkomitee wählten. Dieses Komitee leitete den Kampf, führte Unterhandlungen mit den Unternehmern, berief Versammlungen ein, verwaltete die Streikkasse, informierte die Arbeitermasse durch die Presse über den Verlauf des Kampfes und erhielt — gleichfalls durch die Arbeiterpresse oder durch die sozialdemokratische Dumafraktion — materielle Unterstützung von den in Arbeit stehenden Arbeitern. Die auf diese Weise beschafften Summen erreichten eine relativ große Höhe; so belief sich der Etat von vier großen Metallarbeiterstreiks im Sommer 1912 auf über 26 000 Mark. Diese Summe machte um die angegebene Zeit den ganzen Jahresetat des Metallarbeiterverbandes aus.

In den meisten Fällen übten die erwähnten Organisationen ihre Tätigkeit ohne jede behördliche Genehmigung aus. In einzelnen Fällen, in der Provinz, gelang es den Arbeitern, einen legalen Deckmantel für das Streik-

[5] Die herrschende Mehrheit in der Duma lehnte systematisch die aus diesem Anlaß eingebrachten Interpellationen der Sozialdemokraten ab.

komitee zu finden. Jedenfalls erfüllten diese auf den ersten Blick ephemeren, schnell entstehenden und ebenso schnell verschwindenden Organisationen ihre wichtige Mission nicht ohne Erfolg und trugen wesentlich dazu bei, daß die Streikbewegung einen geschlosseneren Charakter annahm.

IV.

Aber selbst das energischste Streikkomitee kann keine Gewerkschaft ersetzen, auch wenn diese in russischen Verhältnissen wirken muß. Allmählich beginnen denn auch die Arbeiter, mit immer größerer Energie an den Ausbau der Gewerkschaften zu gehen. Sie schlagen den Ansturm der Reaktion zurück, überwinden alle Verbote, Ausweisungen und Verhaftungen und gründen eine Gewerkschaft nach der anderen, indem sie zu gleicher Zeit die bestehenden Verbände ausbauen und befestigen. Das Ende des Jahres 1913 ergab folgendes Ergebnis dieser Bemühungen: Insgesamt wurden in der Arbeiterpresse 118 Verbände genannt, von denen 34 im Jahre 1913 gegründet wurden; bei 73 Gewerkschaften beläuft sich die Zahl der zahlenden Mitglieder auf 34 860; die Zahl der gewerkschaftlich organisierten Arbeiter hat sich also im Laufe eines Jahres *verdoppelt*. Ziehen wir aber die Gesamtzahl der Mitglieder in allen 118 Gewerkschaften in Betracht, so beläuft sie sich nach annähernder Schätzung auf 40 000 bis 45 000.

Im Verhältnis zu der Zahl der russischen Arbeiter und dem Umfang ihrer Bewegung, mehr aber noch im Vergleich mit den westeuropäischen Staaten ist diese Zahl sehr gering. Aber unter den russischen Verhältnissen bedeutet selbst diese Zahl einen großen Erfolg. Diese 40 000 bis 45 000 Gewerkschaftsmitglieder bilden die Kerntruppe des organisierten russischen Proletariats. Das berechtigt uns, diese Gruppe einer eingehenden Analyse zu unterwerfen.

Am besten organisiert sind die Handelsangestellten. Wir haben in der Arbeiterpresse 22 Verbände von Bureauangestellten, Buchhaltern und Handlungsgehilfen verzeichnet gefunden; 12 von diesen Verbänden zählen etwa 3500 Mitglieder; in Wirklichkeit ist aber die Zahl der Verbände und der Verbandsmitglieder weit höher: so nahmen an dem Kongreß der Handelsangestellten im Sommer 1913, der mitten in seiner Tätigkeit von der Polizei aufgelöst wurde, 34 Verbände teil. Außer diesen Verbänden besitzen die Handelsangestellten aber noch 123 Unterstützungsvereine, von denen einige vollauf gewerkschaftliche Verbände ersetzen.

An zweiter Stelle rangieren die Arbeiter der Kleinindustrie, von denen am besten organisiert sind:

Buchdrucker und Papparbeiter .	16	Verbände,	wovon	9	zusammen	ca.	6200	Mitgl.
Bäcker	10	-	-	6	-	-	3200	-
Schneider	10	-	-	5	-	-	3500	-
Schuhmacher und Lederarbeiter .	10	-	-	8	-	-	2400	-
Holzarbeiter	7	-	-	5	-	-	1800	-

Von den Arbeitern der Großindustrie bilden nur die Metallarbeiter (mit 11 Verbänden, von denen 7 etwa 8300 regelmäßig zahlende Mitglieder besitzen) eine ansehnliche Gruppe. Viel schlechter ist die Textilindustrie organisiert; die Naphthaindustrie ist nur durch einen Verband vertreten; die Montanindustrie hat keinen einzigen Verband.

Hinsichtlich der Einnahme- und Ausgabeetats der Organisationen verfügen wir nur bei 25 der größten Verbände über annähernde Daten; von

diesen Verbänden entfallen 8 auf die Provinz, 5 auf Moskau und 12 auf Petersburg. In zunehmender Reihenfolge ergeben die durchschnittlichen Monatseinnahmen dieser Gewerkschaften folgendes Bild:

3	Verbände,	Provinz	. . . .	bis 25 Rubel
3	-	-	. . . . 25 bis	50 -
3	-	1 Provinz, 2 Hauptstädte	. . 50 -	100 -
8	-	1 - 7 -	. . 100 -	200 -
5	-	Hauptstadt	. . . . 200 -	500 -
2	-	-	. . . . 500 -	1000 -
1	Verband	-	 1000	und mehr Rubel.

In diesen 25 Verbänden sind etwa 24 000 Arbeiter organisiert; das gesamte Jahreseinkommen dieser Verbände beläuft sich auf 77 000 Rubel (154 000 Mark), die Ausgaben auf 59 500 Rubel (119 000 Mark). Im Durchschnitt entfallen auf ein Mitglied 6,50 Mark Einnahmen und 5 Mark Ausgaben im Jahre.

Wie klein sind diese Zahlen im Vergleich mit denen der Gewerkschaften eines beliebigen westeuropäischen Staates! Und wie imponierend sind doch diese Beträge in Anbetracht der Verhältnisse, in denen sie aufgebracht werden.

V.

Die Einnahmen der normal funktionierenden Gewerkschaften verteilten sich Ende 1913 auf folgende Ausgabeposten: 50 Prozent Verwaltungskosten, 10 Prozent kulturelle und Bildungsaufgaben, 40 Prozent Unterstützungen an Streikende, Arbeitslose und Verhaftete.

Hier lenkt vor allem der hohe Prozentsatz der Verwaltungskosten, die übrigens vor 1 bis 2 Jahren noch bedeutend höher waren und in vielen Organisationen noch heute die genannte Norm übersteigen, die Aufmerksamkeit auf sich. Der Grund dafür ist einmal in der Beschränktheit der Mittel überhaupt zu suchen, dann aber kommen noch die spezifischen russischen Bedingungen hinzu: die jede Tätigkeit erschwerenden Unterdrückungsmaßregeln und das Vereinsgesetz, das den Zusammenschluß gleichartiger Organisationen verbietet und infolgedessen die Verwaltung außerordentlich verteuert.

Die Ausgaben für kulturelle und Bildungszwecke bilden gleichfalls bis zu einem gewissen Grade eine Besonderheit der russischen Gewerkschaftsbewegung. Außer den Ausgaben für die Gewerkschaftsorgane fallen in diese Rubrik die Ausgaben für öffentliche Vorlesungen, die Kosten gemeinsamer Besuche von Ausstellungen und Museen, Ermäßigungen bei Theaterbesuchen usw. Die Gewerkschaften üben hier also einige Funktionen von Bildungsvereinen aus.

Was die Unterstützungen an Arbeitslose und Streikende betrifft, so geht aus den angeführten Zahlen hervor, wie gering diese Beträge absolut sind. Beträgt der Ausgabeetat bei 25 der größten Verbände, die mehr als die Hälfte aller organisierten Arbeiter umschließen, 119 000 Mark im Jahre, so beliefen sich die Ausgaben der Gewerkschaften für Streikende, Arbeitslose und Verhaftete auf weniger als 90 000 Mark. Dies bei Ausständen, die sich täglich auf 1000 neue Arbeiter erstreckten!

Es ist klar, daß die Gewerkschaften sich unter diesen Umständen im Kampf gegen die Unternehmer nicht auf prall gefüllte Geldbeutel stützen konnten. Daraus folgt aber keineswegs, daß die Gewerkschaften nicht fördernd in

den Streikkampf der Arbeiter einzugreifen vermochten. Hinsichtlich der Arbeiter der kleinen und der mittleren Industrie dürfen wir vielmehr behaupten, daß die Leitung des Streikkampfes in diesen Industriegruppen Ende 1913 in den Händen der Gewerkschaften lag. Die Verbände der Schneider, Bäcker, Buchdrucker, Schuhmacher, Gold- und Silberarbeiter, Rohrleger und Futteralarbeiter traten nicht nur einmal als die Vertreter der Streikenden auf; in sechs Städten unterhandelten sogar die Verbände der Bäcker, Buchdrucker, Schneider und Schuhmacher mit den vereinigten Unternehmern über den Abschluß von Tarifverträgen.

In der Großindustrie war der Einfluß der Gewerkschaftsorganisationen bei ökonomischen Konflikten weit schwächer. Die Versuche der Metall- und Textilarbeiterverbände, die Interessen der streikenden Arbeiter zu vertreten, scheiterten an dem schroffen Widerstand der Unternehmer, die die Gewerkschaften nicht anerkannten. (Beiläufig sei hier bemerkt, daß das Kapital in der Großindustrie viel besser organisiert ist als in der kleinen und mittleren Industrie.) Andererseits verfolgt die Polizei auch eifriger die Tätigkeit der Metall- und Textilarbeiterverbände, deren Aktionen in Anbetracht ihres größeren Resonanzbodens einen größeren Eindruck zu machen geeignet sind. Endlich hat auch eine Reihe geschichtlicher Ursachen, auf die wir hier nicht eingehen können, bewirkt, daß die Arbeiter der kleinen, halb handwerksmäßigen Industrie heute wie vor acht Jahren, zur Zeit der Revolution, sich erfolgreicher in Gewerkschaften organisieren als die Arbeiter der großen Industrie.

Was endlich die Verbände der Handelsangestellten betrifft, so nehmen sie auf dem Gebiet der Streiktaktik eine von den übrigen Gewerkschaften etwas abweichende Stellung ein. Der Schwerpunkt ihrer Taktik liegt weniger im Streik, als in der Vertretung der Rechte der Angestellten in jedem einzelnen Streitfall mittels Unterhandlungen mit dem Arbeitgeber oder Anrufung der Gerichte. Dementsprechend wird die juristische Unterstützung der Mitglieder in diesen Verbänden weit sorgfältiger gepflegt als bei den anderen Berufen. Ferner sind die Stellenvermittlungsbureaus bei ihnen einflußreicher und besser organisiert. Übrigens spielt die regelmäßige juristische Unterstützung und die Regelung der Stellenvermittlung auch in den anderen Verbänden keine unwichtige Rolle.

Unsere Charakteristik des inneren Lebens der Gewerkschaften bliebe unvollständig, wenn wir die Gewerkschaftspresse unerwähnt ließen. In den letzten zwei Jahren erschienen zehn Gewerkschaftsorgane, von denen jedes die ganze Schwere des russischen Regimes zu spüren bekam.

VI.

Ungeachtet aller Verfolgungen, Verhaftungen, Ausweisungen, Verbote und Schikanen halten so die russischen Gewerkschaften nicht nur ihre Existenz aufrecht, sondern entwickeln sich auch weiter fort. Es ist klar, daß die Aufgaben der Gewerkschaften, die tagein tagaus einen unermüdlichen Kampf um ihre offene Existenz, einen Kampf um das Koalitionsrecht führen, sich auf die unmittelbarste Weise mit den Aufgaben der Sozialdemokratie verflechten. Der enge Kontakt zwischen der politischen und gewerkschaftlichen Organisation des Proletariats bestand und besteht, ohne organisatorisch festgelegt worden zu sein, als eine reale Tatsache.

Deshalb ist es für die Gewerkschaften keineswegs gleichgültig, in welcher Lage die Partei sich befindet, denn ihre Krankheiten wirken in der empfindlichsten Weise auf die Gewerkschaften zurück. Im besonderen hat jene Spaltung in der Partei, die vor kurzem Gegenstand der Beratung des Internationalen Sozialistischen Bureaus gewesen ist, sich auch in der Tätigkeit der Gewerkschaften im letztverflossenen Jahre in schlimmer Weise bemerkbar gemacht.

Es gehört hier nicht zu unserer Aufgabe, ein Urteil über diese oder jene Fraktion der Sozialdemokratie Rußlands abzugeben. Wir können aber feststellen, daß die Differenzen der einander bekämpfenden Fraktionen auf dem Gebiet der Gewerkschaftsbewegung tatsächlich gleich Null sind.

Es ist aber doch keine einige Partei, sondern es sind zwei Organisationen, zwei Tageblätter, zwei Parlamentsgruppen vorhanden. So ist es denn verständlich, daß die Spaltung in der Partei, genährt durch die Meinungsverschiedenheiten über Fragen der Organisation und Taktik, sich allmählich auf alle Formen der Arbeiterbewegung ausgedehnt und hierbei auch die Gewerkschaften berührt hat.

Anfang 1912 stand die Mehrzahl der Organisationen unter dem Einfluß der „Liquidatoren"; Ende 1913 erwies sich die Majorität in mehreren großen Gewerkschaften auf seiten der „Bolschewiks". Dieser Wechsel vollzog sich unter einer Reihe harter innerer Zusammenstöße, die in die Reihen der Arbeiter Unordnung hineintragen mußten.

Indessen waren diese Zusammenstöße, trotz der Erbitterung, mit der die inneren Kämpfe geführt wurden, außerstande, zwei grundsätzlich divergierende Programme auf dem Gebiet der Gewerkschaftstätigkeit ins Leben zu rufen. Es fehlte an Material für solche Differenzen, und so wurden die Hauptargumente des Streites aus den Meinungsverschiedenheiten über Fragen der Organisation und Taktik geschöpft, die außerhalb des Rahmens der Gewerkschaftsorganisationen entstanden und formuliert worden waren. Allerdings waren aber auch in den Gewerkschaften selbst einige Umstände vorhanden, die es ermöglichten, daß eine Atmosphäre gegenseitigen Mißtrauens in den Gewerkschaften um sich griff und die Streitigkeiten und Konflikte nährte.

Es hatten sich nämlich in den Gewerkschaftsorganisationen zwei Schichten von Arbeitern gebildet. Die eine bestand aus alten Mitgliedern, die die schwere Schule der Arbeit während der Revolutionszeit von 1908 bis 1912 durchgemacht hatten und einen umfassenden Streikkampf fast gar nicht kannten. Die andere Schicht jedoch bestand aus Elementen, die in den letzten zwei oder gar nur im letzten Jahre in die Organisation gekommen waren. Dies waren Arbeiter, die in den oben geschilderten Augenblicksstreikorganisationen ihre Feuertaufe erhalten hatten. Als Führer der stürmischen, spontanen Streikbewegung emporgehoben, trugen diese größtenteils jüngeren Elemente eine stark aggressive revolutionäre Stimmung in die Gewerkschaften hinein.

Als die Vertreter zweier verschiedener Perioden der Bewegung, Leute mit ungleichen Gewohnheiten und verschiedener Psychologie, standen diese Schichten in den Gewerkschaften mit einer gewissen Dosis Mißtrauen einander gegenüber. Der Fraktionskampf der Sozialdemokratie gab dieser Stimmung bestimmte Formen.

Wir wollen hier keine Prognose für die Zukunft stellen; wir gehen auf die Tatsache nicht ein, daß die Gewerkschaftsbewegung die Stimmungsgegensätze der Gruppen überwindet und sie den Anforderungen der einheitlichen Bewegung unterordnet; wir wollen auch die ersten Anzeichen der gegenseitigen Annäherung, die sich scheinbar in den Gewerkschaften bemerkbar machen, nicht übertreiben. Für uns ist es von Wichtigkeit, eines festzustellen: Wenn die Wünsche der Internationale hinsichtlich der Vereinigung der Sozialdemokratie Rußlands sich verwirklichen, wird daraus nicht nur die Sozialdemokratie, sondern auch die Gewerkschaftsbewegung in Rußland Gewinn ziehen.

Notizen.

Fremdes Kapital in Mexiko. Es ist eine bekannte, allgemein zugegebene Tatsache, daß in den Bürgerkriegen, die seit Jahren Mexiko zerfleischen, die fremden Kapitalsinteressen eine sehr große, wenn nicht die ausschlaggebende Rolle spielen. Wird ja dieser Krieg oft geradezu als ein Kampf zwischen den amerikanischen und den englischen Petroleuminteressenten aufgefaßt.

Die Märznummer von „The American Review of Reviews" (New York) veröffentlicht nun die folgende Tabelle, die über die ungeheure Übermacht des fremden Kapitals in Mexiko Aufschluß gibt. Sie ist zusammengestellt aus einem Bericht, den der mexikanische Grubeningenieur W. H. Seamon in den „Daily Consular Reports" auf Grund offizieller und privater Urkunden und Geschäftsberichte veröffentlicht hat, sowie aus den ergänzenden Angaben, die Albert B. Fall, Senator aus Neumexiko, kürzlich in einer Rede im Senat der Vereinigten Staaten gemacht hat. Danach beträgt der Besitz an

	Amerikanisch Dollar	Englisch Dollar	Französisch Dollar	Mexikanisch Dollar	Andere Dollar
Eisenbahnaktien und -obligationen	644390000	168917800	17000000	137715000	38610380
Bankaktien und Depositen	30550000	5000000	31000000	193913042	21810000
Staatsanleihen	52000000	67000000	60000000	21000000	—
Gruben und Hüttenwerke	249500000	43600000	5000000	14700000	10830000
Waldungen	8100000	10300000	—	5600000	750000
Landwirtschaftl. Betriebe und Vieh	13110000	3460000	—	108450000	5050000
Häuser und persönliches Eigentum	4500000	680000	—	127020000	2760000
Fabriken und Werkstätten	11400000	3230000	22416000	19584200	13495000
Elektrische Eisenbahnen und Kraftanlagen	760000	8000000	—	5155000	275000
Speicheranlagen	4380000	140000	7680000	74035000	16445000
Petroleumindustrie	15000000	10000000	—	650000	—
Kautschukindustrie	15000000	—	—	4500000	2500000
Berufliche Ausstattung	3600000	850000	—	1560000	1100000
Versicherungsgesellschaften	4000000	—	—	2000000	3500000
Theater, Hotels u. anderes	1485000	125000	350000	77305000	1410000
Summa	1057775000	321302800	143446000	793187242	118535380

Scheidet man aus dieser Zusammenstellung die Angaben für „Häuser und persönliches Eigentum" aus, die selbstverständlich zum weitaus größten Teile den Mexi-

kanern selbst gehören müssen, wenn diese nicht besitzlose Sklaven sein sollen, so ergibt sich, daß die Mexikaner selbst von den Schätzen ihres Landes 666 167 242 Dollar an Wert besitzen, wogegen 1 633 119 180 Dollar Wert im Besitz von Ausländern steht. Den Mexikanern gehört also von den Eisenbahnen, Banken, Industrieanlagen, Wäldern, landwirtschaftlichen Betrieben, den Hotels usw. ihres Landes kaum mehr als ein Viertel (27,7 Prozent), und dabei ist diese Aufstellung wahrscheinlich noch viel zu günstig, da aus ihr nicht hervorgeht, wieviel von dem sogenannten mexikanischen Besitz in der Tat Besitz von Ausländern ist, die es aus politischen oder geschäftlichen Rücksichten, meist wohl auch im Hinblick auf die Landesgesetzgebung, vorziehen, einheimische Strohmänner vorzuschieben. So ist es zum Beispiel sehr auffallend, daß gerade das Bankkapital so sehr stark in mexikanischen Händen sein soll. Nach der obigen Tabelle sind von Bankaktien und Depositen 194 Millionen Dollar in mexikanischen und nur 88⅓ Millionen Dollar in fremden Händen. Vergleicht man diese Zahlen mit der Verteilung des übrigen Nationalreichtums auf in- und ausländischen Besitz, so sieht man sofort, daß ein großer Teil dieser mexikanischen Bankaktionäre und Deponenten fiktiv sein muß.

Mexiko ist ein Musterbeispiel für die Ausplünderung eines wirtschaftlich zurückgebliebenen Landes durch die kapitalistischen Großmächte und für die politischen Segnungen, die dieses wirtschaftliche Lehensverhältnis für das betreffende Land mit sich bringt. G. E.

Anzeigen.

(Besprechungen hier angezeigter Schriften behält sich die Redaktion vor.)

Eduard Bernstein, **Die Steuerpolitik der Sozialdemokratie.** Auf Grund des Programms und der Kongreßbeschlüsse der Partei gemeinverständlich dargestellt. Berlin, Verlag Buchhandlung Vorwärts Paul Singer G. m. b. H. 48 Seiten. Preis 30 Pfennig.

Die Schrift schließt sich vollkommen den von Wurm dem Jenaer Parteitag 1913 vorgelegten Leitsätzen an und erklärt, die wichtigsten dieser Leitsätze näher zu betrachten, sei schon deshalb geboten, weil der Parteitag die auf sie sich stützende Resolution mit großer Mehrheit angenommen hat, diese Resolution also jetzt Gesetz der Partei ist.

C. Legien, **Aus Amerikas Arbeiterbewegung.** Berlin 1914, Verlag der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands; Kommissionsverlag: Buchhandlung Vorwärts Paul Singer G. m. b. H. 203 Seiten. Gebunden 1 Mark.

Legien, der Vorsitzende der Generalkommission, zugleich Internationaler Sekretär der gewerkschaftlichen Landeszentralen, erhielt sowohl von unseren Parteigenossen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika als auch von der American Federation of Labor die Einladung zu einer Agitationstour, die nach den Reichstagswahlen 1912, und zwar vom April bis Ende Juni vonstatten ging. Seinen Bericht konnte er infolge anderer Arbeiten erst jetzt fertigstellen. Legien hofft, daß die Schrift dazu beitragen wird, das Verständnis für die Eigenart der amerikanischen Arbeiterbewegung zu fördern und das sich anbahnende Zusammenarbeiten der Organisationen diesseits und jenseits des Ozeans zu beschleunigen, so daß die internationale Gewerkschaftskonferenz, die 1915 in San Franzisko in Kalifornien tagen wird, als Ergebnis ein festes Vertragsverhältnis zwischen den Gewerkschaften Europas und denen der Vereinigten Staaten zeitigen dürfte.

Feuilleton

Paul Heyse.

Geboren 15. März 1830, gestorben 2. April 1914.

Von Franz Diederich.

Wie immer sich die bürgerliche Literaturkritik müht, aus der Schaffensmasse Paul Heyses ein Verdienst abzulesen, das unsere Gegenwart recht nahe angeht, die Endformel für das nun abgeschlossene Erdenwallen dieses Methusalem deutscher Dichtung kann doch nicht anders lauten als: er war ein Nachklang, ein letzter Ritter des Zeitalters von Klassizismus und Romantik.

Der Testamentsvollstrecker der Großen von Weimar wollte Heyse sein: das gab seinem Leben in allem die Farbe. Und er wollte ihr Nachfahre nicht nur der äußeren Kunstform nach sein, sondern auch nach dem inneren Lebensgeist. Die Ziele des Evangeliums der Humanität leuchteten ihm vor. Der klassisch vollendete Goethe des achtzehnten Jahrhunderts wurde sein Stern. Aber hier liegt das wichtigste Merkmal der Art Heyses und der bürgerlichen Schicht, an die sein Leben nach Herkunft und Bewegung angeschlossen war: beide formten ihr geistiges Dasein nach der Tradition fertiger Vollkommenheiten, ihr Leben, das sich Adelshöhen der Menschheit nahe fühlte, wuchs und verrann als ein sich absonderndes, schon abgesondertes Stück des geschichtlichen Geschehens ihrer Zeit.

Der Revolution stand diese Schicht immer noch wie die vorfahrenden Generationen ungläubig und abweisend gegenüber. Sie zog sich zurück auf die Entwicklung der Einzelpersönlichkeit, die ihr als der einzige feste Punkt inmitten des Schwankens und Auflösens des gesellschaftlichen Bestandes ringsumher erschien. Sie hielt sich abseits der von materiellen Kämpfen und Zielen erschütterten Klassen, aus ihrer Arbeit im Bereich der Wissenschaften gesichert, durch ihr persönliches Interesse an den aristokratischen Konservativismus gebunden, der die Ruhe als die erste Bürgerpflicht proklamierte und dekretierte. Sie wurde dem gewaltsamen politischen Umsturz gegenüber, was viele Humanitätsheroen im Jahrzehnt der großen französischen Revolution geworden waren: eine Schicht erschreckter Förderer der reaktionären Gegenwehr als des geringeren Übels; und die Erdrückung der politischen Bewegung in den fünfziger Jahren stand zu ihrer ästhetisch gerichteten Art durchaus nicht im Widerspruch.

Heyses Jugend hat ganz unter dem Einfluß dieses Kreises und dieser Jahre gestanden. Sie entfalteten die Elastizität seines Kunstwillens zum äußerten und machten die Kunst zu seiner obersten Instanz dem Leben gegenüber.

Aber wenn die Schicht, aus der Heyse hervorging, auf Goethe schwur, so begriff sie diesen Abgott doch nicht im ganzen Umfang seines Wesens. Sie sah ihn nur einseitig und war blind für die gewaltige Bedeutung, die der Drang, umfassend zu erleben, für sein Betätigen als Künstler hatte. Goethe ging darauf aus, sich die Werte seiner Zeit erschöpfend anzueignen, und er nahm das Geringste wichtig; die Klassensphäre aber, in der Heyse aufwuchs, ließ breite Gebiete des Lebens, deren wachsende Bedeutung sich stürmisch ankündigte,

ästhetisch verblendet voll Geringschätzung unter sich. Das Ergebnis hat Robert Prutz 1859 in seinem Buch über die nachmärzliche Literatur Deutschlands gezeichnet; er sagte damals: „Die ganze ästhetische Liebhaberei, der ganze geistreiche Dilettantismus, der die Berliner ‚gebildeten' Kreise erfüllt, spiegelt sich in Paul Heyse wider; er ist Pegasus im Joche, aber leider nicht im Joche des Lebens, das die wahre Kraft nur stärkt und erhebt, sondern in einem Joche aus Rosen und Nachtviolen, deren süßer Duft endlich auch die frischeste Kraft betäubt und erschlafft." Und Heyse selbst ergänzte dieses Urteil in seinen „Jugenderinnerungen und Bekenntnissen", wo in die Charakteristik des Münchener Dichterkreises der fünfziger und sechziger Jahre der Satz eingeflochten steht: „Darin aber zeigten wir uns nicht nur als Idealisten, sondern als ‚Ideologen' im Sinne Napoleons, daß es uns völlig an Geschick und Neigung fehlte, in die Zeit hineinzuhorchen und uns zu fragen, welchen ihrer mannigfachen Bedürfnisse, sozialen Nöte, geistigen Beklemmungen wir mit unserer Poesie abhelfen könnten."

Es wurde zum Schicksal Heyseschen Lebens und Heysescher Kunst, daß ihm ein unmittelbares Gestalten vom Boden der Wirklichkeit aus nicht gegeben war. Er mußte Geschautes über diesen Boden erheben, um es in Kunst auszumünzen, und er überließ es dem ungebundenen Spiel der Phantasie, das Metall für diese Münze heranzuschaffen. Die Form hielt er immer bereit; er war kein Dichter, der die Form dem Leben, das er spiegeln will, erst abgewinnt, indem er das Leben spiegelt. Für ihn war Goethes Satz entscheidend: die Aufgabe einer jeden Kunst sei, durch den Schein die Täuschung einer höheren Wirklichkeit zu geben; ein falsches Bestreben aber sei, den Schein so lange zu verwirklichen, bis endlich nur ein gemeines Wirkliche übrig bleibe. Es ist historisch bezeichnend, daß gerade diese Kunstformel Heyse willkommen war. Er deutete sie der ideologischen Richtung seines Wesens gemäß aus. Das Besondere des Lebens war für ihn nur Ausgangspunkt; was er suchte, war das „allgemein Menschliche", und er meinte, der Dichter müsse es packen bei der Qualität des „ungemein Menschlichen". Das war also etwas anderes als das Allzumenschliche naturalistischer Zeiten. Er fahndete auf Urgehalte des Lebens. Er wollte mit der Sehnsucht des Romantikers, der die Welt in farbiger Herrlichkeit schauen will, über den grauen Alltag der Gegenwart hinaus. Er war der Zeitgenosse von Malern wie Genelli, Feuerbach, Böcklin, die sich in einer Welt von antik-idealisierenden Formen, Farben und Gesichten romantisch von der eigenen banausischen Gegenwart befreiten und erholten. Italien wurde auch für ihn die zweite, die wichtigste Heimat.

Und wenn Heyse sich nun von der Überzeugung leiten ließ, daß die Kunst wie alles Besondere „auch das Zeitliche im Lichte des Ewigen darzustellen habe", so schaffte er sich damit nur einen Freibrief für das ungehemmte Spiel seiner von dem Denken und Fühlen der bürgerlichen idealistischen Weltauffassung befruchteten und gegängelten Phantasie. Er wußte wohl, daß Formen und Gesetze auch in der Kunst nicht ewig sind, aber was sie zwingen kann, sich zu wandeln, verschloß sich ihm. Eben die Lust am Allgemeinen und Ewigen sorgte dafür. Sie sperrte ihn ab von dem neuen geschichtlichen Inhalt, den die lebendige Bewegung des Besonderen birgt, und sie erklärt auch den Groll und Haß, mit dem er alles Rütteln der letzten Jahrzehnte an dem geheiligten Besitz der ererbten Kunstgesetze bekämpfte. Die Romane freilich, mit denen

er den Gegner berannte, waren nur ein Beweis, daß er die Sache einer Vergangenheit führte, die für die neue Gegenwart erledigt war.

Die neue Dichtung, die neben dem alternden Heyse heraufwuchs, ging auf eine Erweiterung des dichterischen Wirkungsfeldes aus. Sie wollte ein Recht auf die Darstellung alles Lebens haben und unmittelbarer Lebensausdruck sein. Sie litt die Schranken nicht, in denen die herrschende Dichterschaft sich gefiel. Der idealistische Realismus war eine lahme Halbheit; der Naturalismus sollte ganze Arbeit leisten. Heyse warf in dem Roman „Merlin" ein: „Das Höchste, was ein Dichter tun kann, um an den großen Aufgaben der Kultur mitzuhelfen, wird immer nur die Klärung und Vertiefung der sittlichen Begriffe sein, die Erziehung des Herzens, mit welchem der einzelne sich an den Kämpfen der Zeit beteiligt. Vorschläge zur Umgestaltung der gesellschaftlichen Formen zu machen, muß er den Sozialpolitikern überlassen, und nur wo das einzelne Gemüt in Konflikt kommt mit der mangelhaften Weltordnung, wird er diese zu beleuchten haben." Der Naturalismus hatte sich auf den Gesellschaftsroman, das Gesellschaftsdrama geworfen; Heyse aber betont wieder und wieder nur das Schicksal des Einzelnen. Für ihn als Künstler existierte die Masse nicht. Er hielt sich an den besonderen Schicksalsfall des Einzelmenschen, den er aus der individuellen Art des jeweiligen Helden entwickelte und löste.

Das Element gesellschaftlicher Bedingnis gehörte nicht zu den Arbeitsmitteln Heysescher Erzählkunst, und es konnte nicht dazu gehören: diese bürgerliche idealistische Dichtung war ja an das Ziel gebannt, eine höhere Wirklichkeit vorzutäuschen, die einer Vertiefung der sittlichen Begriffe dienen sollte. Für seine Künstlerarbeit hat die Einsicht keine Bedeutung, daß die Natur des Menschen auch von gesellschaftlichen Einwirkungen abhängt. Die bürgerliche Gesellschaft vergewaltigt die Natur; ein Asyl hat die Freiheit der Natur nur in der Dichtung. Dorthin retten die idealistischen Dichter sie, und ihre Phantasie baut mit dem Ziele der Läuterung und Veredelung ihrer Triebe. So kommt es aber, daß in ihren Dichtungen, die das soziale Element meiden, der Liebestrieb eine so beherrschend hervortretende Rolle spielte. Solchermaßen gerichtet, stellt Heyse nun individuelle Selbsterlösungen dar, die entweder in einer Vervollkommnung des Lebens oder in einer Vernichtung durch den Tod ausgedrückt werden, und im Bereich einer höheren Wirklichkeit, die über der Gesellschaft steht, hält der Dichter seine Erzählungen auch insofern, als er sie keineswegs nach der geltenden sozialen Moral formt. Er kennt nur eine Abhängigkeit von der eingeborenen Natur, und aus ihr bewegt er seine Gestalten. Bürgerliche Philiströsität hat ihn deshalb vor Jahrzehnten „unmoralisch" genannt; daneben aber steht das Urteil, seine Abneigung gegen das Gemeine sei eine Gefahr für ihn. Seine Gestalten irren und straucheln, aber sie sinken nicht in Schmutz.

Heyse will sittlicher Erzieher sein. Er weist den Pessimismus seiner Zeit ab. Die Freudekraft, die schöne Leidenschaftlichkeit will er wecken, die Herzen zum Begreifen der Herrlichkeit der Welt befreien. Er haßt „diese engbrüstige, breitstirnige, verschneiderte und verschnittene Lumpenbagage, die sich die moderne Welt nennt". Er befehdet die kleinbürgerliche Sentimentalität und ebenso den großbürgerlichen Stil der Phrase. Die heidnische Naturwüchsigkeit ist ihm, dem Italienfahrer, höchstes Lebensglück; das gekreuzigte Elend des Christentums stößt ihn ab. „Niemand taugt ohne

Freude," ist sein Wort. Das „Heldentum des Duldens", wie Tolstoi es predigte, war ihm unleidlich; als Höchstes galt ihm das „Heldentum der Tat". Den „Kindern Gottes" stellt er in einem figurenreichen Roman die „Kinder der Welt" gegenüber, deren neuer Glaube auf den darwinistisch geebneten Bahnen von David Friedrich Strauß wächst: ein religiös gestimmter, pantheistisch verbrämter Diesseitsglaube.

Heyses Berliner Roman erschien 1873, und es ist für den Dichter bezeichnend, daß er das Feld der Politik vermied. Nur flüchtig streift er in Worten heran an „unseren auf gegenseitiges Bemänteln und Beschönigen, auf Respektheuchelei vor verrottetem Kram, auf Überfirnissen uralter Schäden gegründeten Staat". Zwanzig Jahre früher waren Gutzkows „Ritter vom Geiste" erschienen, und zehn Jahre schon lagen seit Spielhagens „Problematischen Naturen" zurück. Gegen diese Versuche, einen großzügigen politischen Zeitroman zu schaffen, fiel Heyses Werk schwer ab. Aber es kam als Roman auch der Form nach künstlerisch wenig in Betracht. Mit dem Novellenstil Heyses ließen sich keine Romane bauen, und von diesem Stil war der Dichter nicht losgekommen.

Die Novelle gilt als Heyses Verdienst um die Weiterentwicklung deutscher Dichtung. Was die Klassik und Romantik nur in einzelnen Ansätzen gebaut haben, hat seine Phantasie mit psychologischem Einfühlen in die Menschennatur rastlos bereichert; er half die stoffliche Einseitigkeit des Erzählens überwinden. In der Vorliebe für die Novelle, die das Höchste Heyseschen Schaffens darstellt, steckt aber auch ein soziologisches Moment. Die Sicherheit, mit der der Dichter diese Kunstform handhabte, hängt zusammen mit seiner Art, das Leben zu schauen und zu spiegeln. Weil er nicht gesellschaftlich schaute und nur ein Einzelschicksal zu spiegeln suchte, gebot die knappe Novellenform sich als natürlicher Zwang. Ging er über diese Form hinaus, so ging ihm das Feste und Sichere der Wirkung verloren. Vorbedingung des Romans, der es zu monumentaler künstlerischer Geschlossenheit bringen will, ist gesellschaftliches Schauen und Werten, das von der Neigung frei ist, das realistische Besondere der Lebensvorgänge ins idealistische Allgemeine aufzulösen. Heyse hat die Entwicklung der deutschen Dichtung zu diesem Ziele in allen Stufen erleben können. Aber er selber hat keinen Baustein beigesteuert. Wer den Entwicklungswert seines novellistischen Schaffens bestimmen will, wird sich gegenwärtig halten müssen, daß Otto Ludwig und Gottfried Keller zu seinen engeren Zeitgenossen gehörten, und die sind mehr als er.

Man darf Heyses Abneigung, politisches Leben der Gegenwart dichterisch zu verarbeiten, nicht mit politischer Indifferenz verwechseln. Er hält sich in der Nähe seines national gerichteten Münchener Gefährten Geibel, und seine Dichterfeder streift in den sechziger und siebziger Jahren einige Male ins Patriotische. Mit demokratischen Wünschen hat er natürlich nichts gemein. In politischen Sprüchen bekundete er einen rückständigen Konservativismus, dem die Beteiligung aller an der Politik ein Dorn im Auge ist. Er war darauf aus, „im seltsamen Gewirr der Welt- und Menschengeschicke das Walten einer ausgleichenden Gerechtigkeit zu entdecken", und die Kunst galt ihm als Retterin „gegen das demokratische Gesetz der Gleichheit". Der Arbeiter, den er in den „Kindern der Welt" zeichnet — ein Schriftsetzer, der es zum Druckereibesitzer bringt und seine Arbeiter „in bestimmtem Ver-

hältnis am Gewinn teilnehmen läßt", der Idealtraum des Philanthropen, der für die soziale Weltverbesserung auf den „guten Willen des Kapitalisten" rechnet —, dieser Arbeiter könnte zu der Ansicht verführen, die Arbeiterschaft sei Heyse eine fremde Welt geblieben; aber im „Merlin" und in der Schrift „Marthas Briefe", die zur Frauenbewegung Stellung nimmt, schreibt er Sätze über die Herabwürdigung des Menschen durch kapitalistische Ausbeutung und über die proletarischen Frauen als Arbeitsmaschinen und Lasttiere — er braucht diese Worte —, die davon zeugen, daß er den sozialen Vorgängen gegenüber nicht blind gewesen ist. Aber solchem Wissen maß er für den Poeten „nur ein technisch-physiologisches Interesse" bei; für die Dichtung selbst, die den „Adel der Menschheit" suchen sollte, kam es ihm nur als Studie in Betracht. Die Arbeit des Dichters sollte sich in Zeiten großer gesellschaftlicher Kämpfe bescheiden; sie konnte da nach seiner Auffassung keinen Stein ins Brett setzen und mußte also hinter diesen Kämpfen zurückstehen.

Und doch hatten ihn seine vielgeliebten Italiener gelehrt, was Dichter leisten konnten, die sich, im Innersten ergriffen, mit der Waffe ihrer Kunst in den politischen Kampf stürzten. Die Giusti und Belli zwangen ihm das Urteil ab, daß ein politisches Gedicht sehr wohl ein Kunstwerk sein könnte, und er übersetzte ihre Schöpfungen so meisterlich, daß es schwer wird, anzunehmen, er habe ihre schonungslosen Angriffe gegen einen volksverwüstenden Despotismus ohne Begeisterung für das politische Thema in dieser Kraft bewältigen können. Aber man braucht auch in diesem Falle nicht auf demokratische Empfindungen bei Paul Heyse zu schließen. Aus sich selber hätte er keines solcher Kampfgedichte geben können; aber die Fähigkeit, in starker Kunst aufzugehen, besaß er: sie war ihm in der Jugend ins Blut geflößt worden.

Die deutsche Arbeiterschaft hat zu Heyses Dichtung keine nennenswerten Beziehungen; sie kann sie nicht haben, denn eine ganze Geschichtsepoche trennt ihr Denken von dem seinen. Aber diese italienischen Kampfdichter können dennoch ein Band herstellen. Der Ernst, mit dem Heyse ihre Kunst bewältigte, verrät immerhin, daß hier ein Mensch am Werke war, der zwar keinerlei Gemeinschaft mit revolutionärem Wesen hatte, aber doch auch vor seinen Augen die Scheuklappen nicht litt, mit denen das Bürgertum seiner Zeit sich in Angst und Haß von der Kraft revolutionärer Volksbewegungen geistig absperrte.

Literarische Rundschau.

Kapitän Scott, Letzte Fahrt. Leipzig 1913, Verlag F. A. Brockhaus. 2 Bände. Gebunden 20 Mark.

Schade, daß die buchhändlerische Spekulation, die Rücksicht auf die Sensationslust des Publikums bei der Herausgabe von Werken wie das vorliegende überwiegt. In übergroßer Hast auf den Markt geworfen, vermögen sie dem Leser einen dauernden Gewinn nicht zu bringen, so wertvoll im einzelnen ihr Inhalt auch sein mag. Sie sind ein Konglomerat persönlicher Notizen, flüchtig hingeworfener, zusammenhangloser Bemerkungen, die wohl dem Verfasser, aber nicht dem Leser verständlich sind, Fragmente, aus denen zumal der Laie sich nur wenig orientieren kann, und mit einem Gefühl des Unbefriedigtseins klappt man solche Bücher zu.

Das soll kein Tadel sein, der die Verfasser trifft, und wir geben auch ganz gern zu, daß der Bericht über die Scottsche Südpolarexpedition schon um des tragischen Schicksals ihres Leiters willen allgemeines Interesse verdient. Denn daß Scotts Reise mit zu den Großtaten in der langen Reihe der Entdeckungsfahrten zu zählen ist, steht außer Zweifel.

Man hat oft in Laienkreisen über die „Jagd nach den Erdpolen" die Köpfe geschüttelt und Polarreisen als Sportfexerei gewertet. Es ist ja auch wahr, daß gerade die jüngsten Polarexpeditionen mehr auf Rekorde als auf Forschungsreisen hinauszulaufen schienen. Die Priorität in der Entdeckung der Pole galt als Hauptaufgabe, und zwischen den Kosten und dem Risiko und andererseits den wissenschaftlichen Resultaten bestand ein beträchtliches Mißverhältnis. Aber man darf nicht vergessen, daß solche mehr sportliche Reisen immerhin für die Wissenschaft insofern nützlich sind, als sie den Boden für genauere Erforschung erst bereiten und die Probleme teilweise schon aufdecken, die die Wissenschaft später zu lösen hat. Auch die Scottsche Expedition sollte als ihre Hauptaufgabe eine Rekordleistung vollbringen und den Südpol erreichen. Und es liegt eine menschliche Tragik darin, daß die kühnen Männer sich um die Hoffnung, als erste dort einzutreffen, betrogen sahen und auf dem Heimweg den Stürmen und der Kälte erlagen. „Eine furchtbare Enttäuschung! All die Mühsal, all die Entbehrung, all die Qual — wofür? Für nichts als Träume, Träume über Tag, die jetzt zu Ende sind. An diesen entsetzlichen Ort haben wir uns mühsam hergeschleppt und erhalten als Lohn nicht einmal das Bewußtsein, die ersten gewesen zu sein!" schreibt Scott am Südpol in sein Tagebuch. Scott war ein Sportsmann, aber kein gelehrter Forscher, das zeigt sein Tagebuch, das den ersten Band des Werkes ausfüllt; schade, daß solche Kraftmenschen wie er und seine Gefährten, die wahrhaft übermenschliches leisteten, so elend zugrunde gehen mußten. Aber für die Forschung, für all die Fragen, die sich an die Antarktis knüpfen, hat der Stab von wissenschaftlichen Mitarbeitern mehr geleistet, den Scott mit nach dem Süden nahm und der ein Gebiet von beträchtlicher Ausdehnung unter bisweilen geradezu fürchterlichen Strapazen und Entbehrungen aufs genaueste nach allen Richtungen hin untersuchte. Geographen, Geologen, Biologen, Physiker, Meteorologen und Photographen teilten sich in die Arbeit und erzählen davon im zweiten Bande. Natürlich ist dieser noch weniger einheitlich als der erste, und manches Kapitel geht über eine oberflächliche Beschreibung der Marschroute und der äußeren Erlebnisse nicht hinaus. Man kann ja auch nicht verlangen, daß die einzelnen Forscher, noch dazu erholungsbedürftig, wie sie waren, in ein paar Wochen die Resultate ihrer Arbeiten zu überblicken und das allgemein Interessante herauszugreifen vermochten. Aber zwei Berichte seien doch besonders hervorgehoben, der von Dr. E. A. Wilson über „Eine Winterreise nach Kap Crozier" und der T. G. Taylors über die „Erlebnisse der Westabteilung". Taylor zumal versteht es wie kein zweiter, den Leser in den Bann seiner Erzählung zu ziehen, ihm spielend gleichsam tausenderlei wissenschaftliche Dinge beizubringen. Sein beigefügter Aufsatz über „Physiogeographie und Glazialgeologie des Südviktorialandes in der Antarktis" ist ein Muster populärwissenschaftlicher Darstellung, illustriert durch eine Anzahl von vorbildlich instruktiven Zeichnungen. Wir kennen keine Schilderung, die uns die Natur der Polargebiete so anschaulich darstellte, als die Taylors.

Daß der Brockhaussche Verlag für eine glänzende Ausstattung des Werkes sorgen würde, war von vornherein vorauszusehen. Trotzdem waren wir überrascht über die vielen Reproduktionen von Photographien und Aquarellen, die eine Zierde des Werkes bilden.

Es ist richtig: die Ausbeute der Scottschen Expedition an Bildern ist das ästhetisch und wissenschaftlich Großartigste, das je von einer Polarreise mit heimgebracht wurde. Gg. Engelbert Graf.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 4 | Ausgegeben am 24. April 1914 | 32. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Der sozialpolitische Maigedanke.

Berlin, 17. April 1914.

hw. Zum fünfundzwanzigsten Male richtet, umkläfft und umgeifert von der Meute der Scharfmacher, die moderne Arbeiterklasse den hohen Flaggenmast auf, von dessen Spitze der purpurne Wimpel des ersten Mai weit hineingrüßt in das blühende Frühlingsland, denn vor einem Vierteljahrhundert erkor, im Gedenkjahr des Bastillensturmes, der Internationale Sozialistische Kongreß zu Paris diesen Tag zum revolutionären Feiertag der revolutionären Arbeitermassen. Nicht reiner Zufall war es, daß gerade das Jubeljahr der großen französischen Revolution diesen Beschluß faßte, denn auch jene gewaltige Umwälzung der Gesellschaft bestätigte den Satz, daß gesättigte und absteigende Klassen die Feste feiern, wie sie fallen, daß aber machthungrige und aufstrebende Klassen sich ihre Feiertage aus eigener Kraft und von eigenen Gnaden schaffen. Als in dem revolutionären Frankreich die neue, die bürgerliche Klasse obenauf war, fegte sie nicht nur den Feudalismus zum Lande hinaus, schickte sie nicht nur den König auf die Guillotine, kündigte sie nicht nur dem lieben Gott, sondern sie hauste auch in dem überlieferten Kalender wie der Bock im Kohlgarten. Nichts blieb, wie es gewesen war, weder die Einteilung des Jahres in Wochen noch die Monatsnamen, und mit den christlichen Heiligen wurden die christlichen Feste wie Weihnachten, Ostern und Pfingsten auf den Schindanger der Weltgeschichte hinausgekarrt und durch revolutionäre und republikanische Feste ersetzt. Die Nachkommen jener Klasse, die so ausnehmend radikal mit dem Kalender umsprang, schreien heute Zeter und Mordio über die Frechheit des Proletariats, das nur einen Tag im Jahre als seinen Festtag begehen will.

Wenn die Arbeiterklasse auf die Fahne des sozialistischen Weltfeiertags die Losung des Weltfriedens und des Achtstundentags schrieb, so tritt an jedem ersten Mai, je nach der allgemeinen Lage, die eine oder die andere dieser Forderungen mehr in den Vordergrund. Im vergangenen Jahre, als sich das Balkankriegsgewitter noch nicht verzogen hatte und die Gefahr eines Weltkriegs bedrohlich am Horizont wetterleuchtete, wurde der erste Mai ganz von selbst zu einem Schwurtag für den Weltfrieden und in Deutschland zumal zu einer Demonstration des Widerstandes gegen die neuen Lasten, die der Militarismus dem deutschen Volke aufzubürden sich anschickte. Im Augenblick lagern keine dunklen Wolkenmassen über Europa, aus denen von heute zu morgen der zündende Strahl des Krieges springen

kann, und gleichfalls ganz von selbst wenden sich da die Blicke der Maifeiernden zu der sozialpolitischen Forderung dieses Tages, die für den erstrebten Achtstundentag die Formel fand: Acht Stunden Arbeit! Acht Stunden Erholung! Acht Stunden Schlaf!

Längst hat die medizinische Wissenschaft anerkannt, daß eine der Gesundheit sich anpassende Einteilung des Tages so aussehen muß. Ja, sie geht noch weiter und vertritt die Auffassung, daß bei dieser Einteilung der Schlaf zu schlecht und die Arbeit zu gut wegkommt. Erst kürzlich schrieb ein angesehener Vertreter der Heilkunde, Professor Dr. Schleich, in einer illustrierten Wochenschrift: „Unbedingt ist das soziale Postulat: acht Stunden Arbeit, acht Genuß und acht Schlaf, hygienisch falsch. Mindestens zehn Stunden muß der Kulturmensch wieder schlafen lernen, wenn er den gesteigerten Reizbarkeiten seines modernen, neurasthenischen Naturells etwas entgegendämmen will, wobei ich glaube, daß eher der Arbeit als dem Genuß die fehlenden zwei Stunden zu entziehen wären." Sechs Stunden Arbeit also, acht Stunden Erholung und zehn Stunden Schlaf fordert dieser Mann der Wissenschaft im Interesse der Erneuerung der Körperkräfte und der Erhaltung der Gesundheit, aber die Bourgeoisie, die nach den Worten des Kommunistischen Manifests auch den Arzt in ihren bezahlten Lohnarbeiter verwandelt, wird ihm für seine Offenherzigkeit wenig Dank wissen. Ihrer brutalen Meinung nach hat der Proletarier zu schanzen, bis er am Umsinken ist, und bedarf nur so lange der Erholung und des Schlafes, daß er am nächsten Morgen wieder aufs neue aus dem Saft seiner Adern und dem Mark seiner Knochen gleißenden Nutzen für den Unternehmer herzustellen vermag.

Darum schlägt die Bourgeoisie nicht nur die Forderung des Achtstundentags höhnend in den Wind, sondern lehnt überhaupt alle sozialpolitischen Pflichten unwillig ab. Aus der Forderung des Achtstundentags, die der erste Mai in die Lande läutet, tönt ja der Schrei nach Sozialpolitik und Sozialreform im ganzen, und der muß in diesem Jahre lauter denn je erschallen, weil die herrschenden Klassen heuer taubere Ohren haben denn je. Die Großindustriellen finden mit ihrem barschen Befehl: Stopp mit der Sozialpolitik! nicht nur bei der Regierung und den konservativen Parteien, sondern auch bei den sogenannten Liberalen sehr verständnisvolles Gehör. Nach der Reichsversicherungsordnung, so klingt es von den Alpen bis zum Rhein, von der Memel bis an den Belt, muß mit der Sozialpolitik Schluß gemacht werden, denn die Industrie, die in Wahrheit ungeahnte Profite zusammenschaufelt, kann keine neuen Lasten mehr tragen. Dieselben Schreier werden nicht müde, das hohe Lied der deutschen Sozialpolitik in die Weite zu schalmeien, und können sich nicht genug daran tun, von der gesicherten Lage des deutschen Arbeiters zu schwärmen. Dabei hat uns England auf dem Felde der sozialpolitischen Gesetzgebung, schon mit den Altersrenten und der Arbeitslosenversicherung, längst um mehrere Pferdelängen geschlagen, und vor kurzem erst hat Lloyd George Ansichten über Sozialpolitik ausgesprochen, so weitherzig, so großzügig und so verständnis-

voll für die Lage der arbeitenden Massen, daß ein preußischer Minister, der ähnliches verkündete, freiwillig in der Gummizelle verschwände. Der Auffassung Lloyd Georges tut es dabei keinen Abbruch, daß sie zum großen Teil der Absicht entspringt, die Arbeiter bei der Fahne der Liberalen zu erhalten, denn auch wenn man abstreicht, was parteipolitische Zwecksetzung ist, verhalten sich die englischen Staatsmänner zu den preußischen Regierungsstümpern noch immer wie ein Sieger im olympischen Schnellauf zu einem auf Krücken davonhumpelnden Krüppel.

Aber alle Sozialpolitik hat nicht verhindern können, daß auch England, von den deutschen Harmonieaposteln stets als das Paradies des sozialen Friedens gepriesen, mehr und mehr zu einer Walstatt erbitterter Klassenkämpfe zwischen Bourgeoisie und Proletariat geworden ist. Was ehedem unbekannt war: gewaltige Lohnkämpfe, von denen der Streik der Südwaliser Bergleute, der Hafenarbeiterausstand in London, der Generalstreik der Eisenbahner, das gigantische Ringen der Kohlengräber die bedeutendsten waren, haben den Boden Britanniens erschüttert und zum Teil — so setzten die Kohlengräber den gesetzlichen Mindestlohn in ihrer Industrie durch — erreicht, was sich auf dem Wege rein parlamentarischer Tätigkeit der Arbeiterpartei kaum jemals hätte durchführen lassen. Aber solche Erkenntnis ist geeignet, uns an dem Feiertag der proletarischen Revolution doppelt fröhlich zu stimmen, denn über diesem Arbeiterfest, das ein Kampffest ist, leuchtet in Sternenschrift auch die Mahnung, daß der Kampf der Vater aller Dinge ist, und wenn die Entwicklung der letzten Jahre auch dem britischen Proletariat die Überzeugung aufgedrängt hat, daß alle wirklichen sozialpolitischen Reformen durch den Druck der Massen der herrschenden Klasse wie mit der Zange aus dem Schlunde gerissen werden müssen, glückauf dazu, glückauf!

Den deutschen Proletariern steckt diese Überzeugung seit je im Blute, und sie werden auch fürderhin durch das Gewicht ihrer Zahl auf die Herrschaften einwirken, die da wähnen, die vielberühmte sozialpolitische Kompottschüssel des Arbeiters sei voll. Daß der Schrei: Stopp mit der Sozialpolitik! gerade jetzt ein blutiger Hohn auf das unverschleierte Elend breiter Volksmassen ist, empfinden auch einsichtsvolle, von Klassenselbstsucht nicht verblendete Elemente aus dem bürgerlichen Lager recht wohl. So ruft die Gesellschaft für soziale Reform auch zu einer Maikundgebung für Sozialpolitik auf, die, „den Blick der Nation erneut auf die ganze Größe ihrer sozialen Pflicht hinzulenken", am 10. Mai in Berlin stattfinden soll. Die Absicht dieser braven Leute ist recht wacker und verdient alle Anerkennung, aber es gibt zu denken, daß ihr Aufruf von dem Kölner Organ der nationalliberalen Partei, ganz zu schweigen von den extremen Scharfmachern, kühl und geschäftsmäßig als unnütz abgetan wird, da „bei allen maßgebenden und verantwortlichen Stellen der Nation" die Überzeugung zu tief sitze, daß eine Pause in der sozialpolitischen Gesetzgebung eintreten müsse.

Um diesen „maßgebenden und verantwortlichen Stellen der Nation" ein Feuerchen auf den Nägeln zu entzünden, genügen allerdings die paar

Dutzend schöner Seelen hinter der Gesellschaft für Sozialreform nicht, sondern dazu bedarf es der organisierten Macht von Millionen. Diese Macht wirft am Weltfeiertag der Arbeit das sozialistisch gesinnte Proletariat bei seiner Maikundgebung für Sozialpolitik dröhnend in die Wagschale.

Organisationsmacht und Staatsgewalt.

Von Rudolf Hilferding.

I.

Im ersten Bande der „Marxstudien" hat Genosse Renner unter dem Pseudonym Karner die Rechtsinstitute, vor allem das Eigentum, nach ihren zwei Seiten, nach dem juristischen und dem ökonomischen Charakter untersucht; er schied dabei den Normbestand, das heißt die formalen Gesetzesbestimmungen, von ihrer tatsächlichen sozialen Funktion. Leitmotiv der Untersuchung war der Satz von Marx: „Die Aneignungsweise kann eine totale Umwälzung erfahren, ohne das der Warenproduktion gemäße Eigentumsrecht irgendwie zu berühren. Dieses selbe Recht steht in Kraft wie am Anfang, wo das Produkt dem Produzenten gehört und wo dieser ... sich nur durch eigene Arbeit bereichern kann, so auch in der kapitalistischen Periode, wo der gesellschaftliche Reichtum in stets steigendem Maße das Eigentum derer wird, die in der Lage sind, sich stets aufs neue die unbezahlte Arbeit anderer anzueignen. Im selben Maße, wie sie sich nach ihren eigenen immanenten Gesetzen zur kapitalistischen Produktion fortbildet, in demselben Maße schlagen die Eigentumsgesetze der Warenproduktion um in Gesetze der kapitalistischen Aneignung."

Renner untersucht nun eingehend die soziale Funktion des Eigentums und deren Wandel, wobei der sachliche Schein und die juristische Fiktion, als wäre das Eigentum nur die Verfügung von Menschen über Sachen, ebenso aufgedeckt wird wie bei der Marxschen Analyse der Fetischcharakter der Ware, des Geldes, des Kapitals.

Das Eigentum „bedeutet keine Güterordnung; gerade im Punkte der planmäßigen, bewußten gesellschaftlichen Gruppierung der Güter dankt es freiwillig ab, es schützt nur den, der optimo titulo im Besitz ist. Welche reiche Gliederung weist dagegen das Sachenrecht der feudalen Epoche auf! Das bürgerliche Eigentumsrecht überläßt es den Gütern, sich selbst zu ordnen. Erst so werden sie zu Waren, zu Kapital, erst so organisieren und akkumulieren sie sich nach spezifischen Gesetzen der kapitalistischen Zirkulation. Hier nun sehen wir bereits, daß diese anonyme anarchische Güterordnung Herrschaft über die Menschen gewinnt und zur Herrschaft über sie als Arbeitskräfte wird, hier sehen wir bereits, daß in unserer Epoche die rein faktische Güterordnung sich anmaßt, *die soziale Gewalten- und Arbeitsordnung* zu bilden, und daß diese Gewalten- und Arbeitsordnung für die gesamte bürgerliche Jurisprudenz *anonym* bleibt, daß diese nichts von ihr wahrnimmt als die allgemeine, äußere, rein formale Schranke dieser anonymen Gewalten- und Arbeitsordnung, ihre vertragsmäßige Begründung.

Das Lohnarbeiterverhältnis ist Autokratie, ist Despotie mit allen rechtlichen Merkmalen.... Die Arbeitsordnungen und das Gewohnheitsrecht

der Unternehmungen haben denselben Anspruch, als Rechtsinstitute behandelt zu werden, wie das Hofrecht der feudalen Epoche....

Welcher Art ist dieses Recht?

Ist diese Frage einmal gestellt, dann fallen die Fiktionen der bürgerlichen Jurisprudenz, vor allem die Scheidung von privatem und öffentlichem Recht, zu Boden: das Recht des Kapitalisten ist *delegierte öffentliche Gewalt*, blind delegiert zu eigenem Vorteil des Gewalthabers, das Arbeitsverhältnis ist mittelbares Herrschaftsverhältnis, ist *öffentliche* Dienstpflicht, genau dasselbe wie die feudale Grundherrschaft, mit der einzigen Verschiedenheit, daß dieses Herrschaftsverhältnis vertragsmäßig und nicht erblich begründet ist.... Der kooperative Arbeitsprozeß... ist gesellschaftlich und darum *seiner Natur nach nicht privat*. Die Rechtsmaterie ist öffentlich geworden, ihr *juristischer Ausdruck* ist allerdings privatrechtlich geblieben...." (Marxstudien I, Dr. Joseph Karner, Die soziale Funktion der Rechtsinstitute. S. 105.)

Was aber noch unter der Herrschaft des industriellen Kapitals der bürgerlichen Jurisprudenz anonym bleiben konnte, kann es nicht mehr unter der Herrschaft des Finanzkapitals. Nicht nur, weil die Macht der Großbanken und Kartelle so groß geworden ist, daß sie als offenbare Zwangsgewalt neben oder gegen die Zwangsgewalt des Staates auch für das Auge der Juristen sichtbar geworden ist, sondern auch deswegen, weil durch sie nicht nur wie beim industriellen Kapital die Verfügungsgewalt über die Arbeiter im Arbeitsprozeß statuiert ist, sondern weil das organisierte Großkapital unmittelbar eingreift in die Machtsphäre sowohl des Staates als in die der einzelnen Kapitalisten.

Es kann hier nicht im einzelnen das große Gebiet des Verhältnisses von Finanzkapital und Staatsmacht erschöpft werden. Einige Andeutungen müssen genügen, um zu zeigen, wie die kapitalistischen Monopole die Funktion staatlicher Maßnahmen ändern oder aufheben können. Der Staat erläßt Schutzzölle, um die nationale Industrie zur Konkurrenzfähigkeit mit der ausländischen zu erziehen; das Kartell verwandelt diesen Erziehungszoll in ein Mittel, den Inlandspreis um den Zollbetrag über den Weltmarktpreis zu erhöhen und sich auf Kosten der Gesamtheit Extraprofit zu sichern. Der Staat zieht einen Teil seiner Einnahmen aus Konsumsteuern; ein Zuckerkartell bildet sich, erhöht die Preise, und der dadurch bewirkte Konsumrückgang schmälert die staatlichen Einnahmen. Der Staat will durch die Zentralbank eine bestimmte Zinsfuß- und Anlagepolitik treiben lassen, um für einen Krieg finanziell möglichst gerüstet zu sein; die Großbanken können durch ihre Emissionspolitik dieses Streben durchkreuzen.

Hier handelt es sich noch um soziale Wirkungen, die mehr quantitativ als qualitativ von denen der früheren kapitalistischen Epochen verschieden sind. Aber die Kartelle greifen auch direkt in die vom Staate geschützte Rechtssphäre ein. Die kapitalistische Gesellschaft beruht rechtlich auf der Vertragsfreiheit und der Herrschaft der freien Konkurrenz. Die Kartelle benützen diese Rechtsinstitute, um die Vertragsfreiheit aufzuheben und die Freiheit der Konkurrenz zu vernichten. Sie usurpieren diese Freiheit, rauben sie den anderen und verwandeln sie in Mittel ihrer Herrschaft. Das Großkapital wirkt als ökonomische Zwangsgewalt auf die kleineren Kapitalisten. Die soziale Gewalt tritt offensichtlich neben die staatliche. Und sie scheidet

unter Umständen die Staatshoheit direkt aus; so wenn die Kartelle die richterliche Gewalt für ihre Mitglieder ausschalten und an ihre Stelle ihr eigenes Schiedsgerichtsverfahren, ihre eigene Rechtsprechung setzen wie in Deutschland oder wo sie gar überhaupt außerhalb der Gesetze und gegen diese sich gebildet haben und bestehen wie in Österreich.

* * *

Nicht das Problem in diesem ganzen Zusammenhang, aber einen wichtigen Teil behandelt in klarer Systematik und guter Beobachtung das Buch Kestners über den Organisationszwang.[1] Es handelt sich um die Maßnahmen, die Außenstehende zum Anschluß an die Organisation zwingen sollen, also um den Boykott, die Materialsperre, die Kreditentziehung, die Verrufserklärung, um die durch Rabatte, Prämien, Boykott durchgeführte vertragsmäßige Verpflichtung eines Abnehmers, nur von einem bestimmten Kartell zu kaufen, um den Streik organisierter Arbeiter bei einem Unternehmer gegen die Beschäftigung unorganisierter Arbeiter usw.

Kartelle suchen die Profite ihrer Mitglieder zu erhöhen durch möglichst monopolistische Marktbeherrschung. Zu diesem Zwecke müssen sie die Produktion regeln, insbesondere auch einschränken können. Daraus ergeben sich Konflikte einmal mit den Außenseitern, die die Kartellpolitik nicht mitmachen, sodann solche zwischen den Kartellmitgliedern selbst, die je nach ihrer Leistungs- und Entwicklungsfähigkeit von Produktionseinschränkungen verschieden betroffen werden. Diese Konflikte entstehen hauptsächlich in Depressionszeiten, da der unvermeidliche Preisrückgang die Produktionseinschränkung besonders fühlbar macht. Denn im Gegensatz zur Vertrustung bedeutet die Kartellierung keineswegs die Aufhebung der Interessengegensätze zwischen den einzelnen dem Kartell angeschlossenen Werken. „Die Konflikte äußern sich aber anders als im freien Wettbewerb, einmal in Umgehungen der Absatzbeschränkung, sodann in Fusionen innerhalb desselben sowie in Unternehmungskombinationen und Neuanlagen im vorangehenden oder nachfolgenden Produktionsabschnitt. Die Vorbereitung auf die Kartellerneuerung und den damit einsetzenden Konkurrenzkampf führt zu starken Betriebserweiterungen bereits innerhalb des bestehenden Kartells" und damit zu schweren Kämpfen um die Beteiligungsziffer. „Der Kampf um die Beteiligungsziffer ist schlechthin der interne Kartellwettbewerb."

Kestner untersucht nun im einzelnen die Mittel, die im Kampfe gegen die Außenseiter, in den Kämpfen innerhalb des Kartells und gegen Neugründungen angewandt werden. Im Kampfe gegen die Außenseiter kann das Kartell sie „in der Produktionstätigkeit, und zwar in der Gewinnung von Material, in der Beschaffung von Arbeitskräften und von Kredit, es kann sie ferner im Absatz lahmzulegen versuchen, kann sie direkt aufkaufen und kann endlich einen Angriff auf ihre soziale und gesellschaftliche Stellung unternehmen". Die Materialsperre bildet ein „unentbehrliches, nicht wegzudenkendes Essential des Kartellierungsprozesses", sie ist „neben der Bindung der Abnehmer durch die Exklusivklausel die wichtigste Methode des Kartellzwanges". Der Materialboykott ist im allgemeinen nur dort möglich, wo das Syndikat entweder verschiedene Produktionsstadien umfaßt, oder

[1] Dr. Fritz Kestner, Der Organisationszwang. Eine Untersuchung über die Kämpfe zwischen Kartellen und Außenseitern. Berlin 1912, Karl Heymann. XII und 395 Seiten.

wo es mit Organisationen des vorangegangenen Produktionsabschnittes entsprechende Verabredungen trifft. So zum Beispiel im Kalisyndikat; dieses kontrolliert die Bergwerke, die die Rohsalze fördern, die Fabriken, die sie verarbeiten, und solche Unternehmungen, die sowohl Rohsalze fördern als verarbeiten; es stellt also ein sogenanntes „kombiniertes Kartell" dar; die Bergwerke dürfen nun an außenstehende Fabriken keine Rohsalze verkaufen, die kombinierten Unternehmungen nur eigene Rohsalze verwenden; ebenso dürfen in der Spirituszentrale die Brennereien nicht an außenstehende Händler liefern. Demselben Zwecke dient die Verabredung des „ausschließlichen Verbandsverkehrs"; das Rohstoffkartell verpflichtet sich, den weiterverarbeitenden Außenseiterwerken nichts zu liefern, und das Kartell der Weiterverarbeitung, von Außenseitern des vorangehenden Produktionsabschnittes nichts zu kaufen. Solch ausschließlicher Verbandsverkehr kann auch zwischen Kartellen und Händlervereinigungen getroffen werden.

Regelmäßig in Verbindung mit der Materialsperre von denselben Bedingungen abhängig findet sich der Absatzboykott, durch den dem Außenseiter der Absatz gesperrt werden soll. Im Kalisyndikat waren nicht nur die Kaliwerke verpflichtet, den außenstehenden Fabriken keine Rohsalze zu liefern (Materialsperre), sondern auch die Fabriken, etwaigen zum Syndikat nicht gehörenden Bergwerken nichts abzukaufen.

Wichtiger aber als diese direkte ist die indirekte Sperre, die Entziehung der Kundschaft dadurch, daß das Kartell die eigenen Abnehmer verpflichtet, von dem Außenseiter nichts zu beziehen. Zugleich ist damit eine für das ganze Gebiet des Organisationszwanges charakteristische Erscheinung gegeben, nämlich die Einbeziehung unbeteiligter Dritter in den Konflikt zwischen Kartellen und Außenseiter. Man vereinbart also mit dem Abnehmer, daß er nur vom Syndikat kaufen darf, und setzt deshalb fest die Erhebung eines Zuschlags für den Fall des Kaufes beim Außenseiter, gegebenenfalls auch völliges Einstellen der Lieferung und künftige Sperrung oder die Gewährung eines Rabatts, einer Prämie bei Einhaltung der Verpflichtung.

Neben diesen hauptsächlichen Kampfmitteln untersucht Kestner dann die Sperrung der Arbeitskräfte durch die sogenannten Allianzen und als Nebenwirkung der Tarifverträge die Sperre der Zufuhr- und Absatzwege, die bekanntlich beim amerikanischen Petroleumtrust eine so wichtige Rolle spielt, während sie in Deutschland nur bei der Rheinschiffahrt, deren Reeder unter dem Einfluß des Kohlen- und Stahlwerksverbandes stehen, Bedeutung erlangt hat; schließlich die Kreditsperre und den Ankauf und die Niederkonkurrierung von Außenseiterwerken. Richtig wird hier hervorgehoben, daß hier „die Preisunterbietung ihrem inneren Wesen nach insofern etwas anderes bedeutet, als es sich nicht wie bei der freien Konkurrenz darum handelt, einen bestimmten Geschäftsabschluß durch ein billigeres Angebot zu erreichen, als vielmehr darum, ohne Rücksicht auf den eigenen Gewinn den Außenseiter aus dem Absatz zu verdrängen. Man will nicht an dem Geschäft selbst verdienen, der Kampf dient nur der Unterwerfung des Gegners, wird daher ohne Rücksicht auf die eigenen Produktionskosten geführt. Nicht diese bilden die untere Grenze des Preises, vielmehr die Kapitalkraft und Kreditfähigkeit des Kartells, die Frage, wie lange seine Mitglieder einen zunächst gewinnlosen Kampf aushalten können. Erkennt-

lich ist diese Unterbietung vor allem an den scharfen plötzlichen Preisänderungen."

Nicht minder wichtig, wenn auch nicht immer so offenkundig sind die Kämpfe im Innern des Kartells. Sie entspringen in der Hauptsache aus dem Ausdehnungsdrang des einzelnen Unternehmens, das namentlich bei Konjunkturänderungen die Syndikatsmaßregeln zu umgehen oder zu brechen oder sein Expansionsbedürfnis durch Angliederung anderer Produktionsabschnitte zu befriedigen sucht. Diesen zentrifugalen Bestrebungen gegenüber setzt nun der Kartellzwang ein. Dem dienen eine Reihe von Maßnahmen: die rechtliche Befestigung des Kartells gegen die Versuche der Mitglieder, den Vertrag zu lösen; die Ausbildung von Kontrollmaßnahmen, von denen die Schaffung einer gemeinsamen Verkaufsstelle die wichtigste und wirksamste ist; der Ausbau der Kartelleinrichtungen, wie Schaffung gemeinsamer Einkaufsorganisationen und Lagerplätze, Ankauf von Patenten, Anlage von gemeinsamen Fabriken; in derselben Richtung wirkt dann auch die Verkaufsorganisation des Kartells, denn den Werken, die für ihren Absatz die eigenen Beziehungen zur Kundschaft verloren haben, ist der Austritt äußerst erschwert. Der Gefahr von Neugründungen sucht das Kartell zu begegnen einmal durch die rechtliche Bindung der eigenen Mitglieder, sodann aber durch Herstellung eines dauernden Monopols. Hier kommt vor allem als Grundlage des industriellen Monopols das Monopol an Grund und Boden in Betracht, auf dem die Macht der großen Montankartelle, des Kohlensyndikats und des Stahlwerksverbandes in Deutschland beruht; in zweiter Linie der Schutz vor Neugründungen, der in dem großen Kapitalaufwand liegt, den neue Werke erfordern würden; ein Moment, das um so wichtiger wird, je stärker der Einfluß der Banken auf die Industrie und ihr Interesse an der Kartellierung wird.

II.

Es ist nun der Hinweis wichtig, daß gerade die Macht der stärksten Kartelle zum Teil auf staatlichen Maßnahmen und Gesetzen beruht, die ursprünglich anderen Zwecken dienten. Ganz abgesehen von Schutzzöllen und den Frachttarifen der Staatsbahnen, beruht die Macht der großen Montankartelle auf der Ausnutzung der Mutungsfreiheit, die ihnen das Recht auf Gewinnung der Produkte durch bloße Verleihung der Felder ohne Ankauf sicherte. Gerade an der Berggesetzgebung läßt sich sehr hübsch der Funktionswandel der Rechtsinstitute nachweisen. Bis in die sechziger Jahre herrschte in Preußen das Direktorialsystem;[2] der Bergbau stand unter Vormundschaft des Staates. Die privaten Bergwerke wurden durch staatliche Beamte verwaltet, die Arbeiter vom Staat angestellt und ausgelohnt, die Betriebsrechnungen von ihm revidiert, die Verkaufspreise unter seiner Intervention festgesetzt, der Zwergbetrieb konserviert. Das Bedürfnis kapitalistischer Entwicklung sprengt dieses System und setzt an dessen Stelle die „Bergbaufreiheit", die ihre Krönung im „Allgemeinen Berggesetz von 1865" findet. An Stelle staatlicher Bevormundung ist die freie Konkurrenz getreten, und auf Grund dieses Rechtes wird die freie Konkurrenz ersetzt durch das — Privatmonopol. Zugleich handelt es sich ökonomisch um einen

[2] Siehe für das Folgende Kurt Goldschmidt, Über die Konzentration im deutschen Kohlenbergbau. 4. Abschnitt: Bergrecht und Bergwirtschaft. Karlsruhe 1912. S. 71 ff.

der bedeutungsvollsten Vorgänge ursprünglicher Akkumulation in Deutschland, um die fast kostenlose Erwerbung der wichtigsten Mineralschätze, die Eigentum der Nation waren, durch Privatpersonen auf Grund der Mutungsfreiheit. Die Privaten, die „fündig" wurden, erhielten nun das Recht auf die Verleihung von Bergwerkseigentum; die Maximalgröße des Feldes wurde auf 500 000 Quadratlachter gleich 2 189 000 Quadratmeter beschränkt. Nun wurden zwar auf Grund nur eines Fundes ohne weitere Aufschließungen keine umfangreichen Territorien an Private verliehen, das Gesetz ließ aber jede beliebige Form der Felderstreckung zu, sofern nur zwei Punkte der gewählten Begrenzungslinie nicht über 2000 Lachter gleich 4,184 Kilometer entfernt lagen; es duldete bis zur definitiven Verleihung des Bergwerkseigentums die wiederholte Verzichtleistung und Forderung eines neuen Feldes durch den Muter. „Diese Bestimmungen hatten nun eine Revolution der Eigentumsverhältnisse, eine Konzentration der Kohlenfelder in den Händen weniger zur Folge. Denn der Muter, der bis zur definitiven Verleihung auf Teile des neu erschlossenen Feldes beliebig verzichten konnte, so oft wie er wollte, konnte nun jeden Eigentumserwerb durch Fremde im Umkreis von 4 Kilometer von seinem Fundpunkt aus vereiteln, das heißt er beherrschte durch eine einzige Bohrung, die ihm doch scheinbar nur das Recht auf ein Maximalfeld gab, 54 Quadratkilometer gleich 27 Maximalfelder; der Kapitalkräftige, der fündig geworden, konnte also jetzt de jure seinen Felderbesitz in aller Ruhe in weitestem Maße arrondieren und jeden Störenfried seiner monopolistischen Interessen zurückweisen, indem er die Fundpunkte der Konkurrenz durch entsprechende Felderstreckung überdeckte." Auf die Spitze trieb dieses System die Internationale Bohrgesellschaft zu Erkelenz. Unter dem Schutze des Patentrechtes zwang sie jede Konkurrenz auf dem Gebiet des Patentrechtes nieder. Neben jeden Bohrschacht der Konkurrenz baute sie eine eigene Anlage, wurde dank ihrem patentierten Schnellbohrsystem eher fündig und schaltete so jeden Wettbewerb aus. (Goldschmidt, S. 80.)

Als im Jahre 1905 die Lex Gamp provisorisch und 1907 das „Gesetz, betreffend die Abänderung des preußischen Berggesetzes von 1865" definitiv der Mutungsfreiheit ein Ende machte, waren die wichtigsten Kohlen- und Erzvorkommnisse bereits im Besitz der Privaten und zur Grundlage der Monopole geworden.

Es ist die schönste Negation der Negation. Eine von Goldschmidt zitierte Instruktion vom 24. Mai 1783, die die Norm der Verwaltung im Geltungsbereich der Cleve-Märkischen Bergordnung bis in die sechziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts bildete, lautet: „Und da bey denen Steinkohlen-Bergwerken durch die vielen in Betrieb seyenden Zechen die Kohlen sich im Preise vermindern und die eine Zeche der anderen den Debit benimmt, dieses aber nicht nur einen regelmäßigen Betrieb verhindert, sondern auch die Folgen hat, daß die erforderlichen Kosten nicht angewandt werden können, um einen ordentlichen Bau vorzurichten und geschickte Beamte zu salariren, dahingegen aber dieser Endzweck erreicht und das Eigentum der Gewerke gesichert wird, wenn nur so viel Zechen im Umgang sind, daß jede derselben einen verhältnismäßig sicheren Debit erwarten kann: so befehlen Se. Königl. Majestät, daß von nun an gar keine neuen Kohlenwerke aufgenommen usw."

Sieht man von der patriarchalischen Redeweise ab, so fällt die Ähnlichkeit der Begründung der Produktionseinschränkung mit der, wie sie Kartellleitungen zu geben pflegen, in die Augen. Und doch ist der Unterschied fundamental. Das Direktorialsystem bedeutete die Unmöglichkeit der Konkurrenz, infolgedessen Stillstand oder doch Schneckengang der Produktionserweiterung, Konservierung der Zwergbetriebe und rückständiger Technik. Das Monopol des Kartells beruht gerade auf der Rechtsordnung der freien Konkurrenz; es hebt die Konkurrenzmöglichkeit nicht auf, sondern macht sie nur latent; es bedarf daher fortdauernden ökonomischen Zwanges; die Konkurrenz auf dem Warenmarkt, der Preiskampf wird dadurch, solange das Kartell funktioniert, verhindert, aber um so schärfer wird der interne Kartellwettbewerb, der Kampf um die Beteiligungsziffer; das Resultat ist Beschleunigung der Konzentration, Zentralisation, Fortentwicklung der Technik und der Produktion, und diese Tendenz setzt sich durch trotz der Gegentendenzen, die die Kartellierung durch die hohen Preise schafft, die auch technisch und ökonomisch rückständigen Unternehmungen an sich die Existenz ermöglichen würden. Denn in Zeiten der Depression müssen die Preise herabgesetzt werden, sei es mit Willen der Kartellleitung oder nach Sprengung des Kartells, und die ökonomisch rückständigen Unternehmungen kommen zum Erliegen. Aber auch in Prosperitätszeiten geht der Zentralisationsprozeß voran. Der Ankauf der Beteiligungsziffer eines kleineren Werkes durch ein größeres erhöht dessen Profitrate und bildet ein starkes Motiv zu immer stärkerer Vereinigung der Produktion in wenige Riesenunternehmungen.

Im Gegensatz zu dieser Umwandlung des Inhaltes von Rechtsinstituten bei gleichbleibender Norm stehen jene gesetzgeberischen Vorgänge aus jüngster Zeit, die die Kartellierung durch Gesetzänderung zu bewirken trachten. Das Interesse der Unternehmer und das fiskalische des Staates haben bei der Branntwein-, Zündholz- und Biersteuer Bestimmungen bewirkt, die praktisch eine Kartellierung der betreffenden Industrien erzwingen. Direkt ist durch staatliches Eingreifen die Kaliindustrie kartelliert worden zugleich mit Festsetzung von Maximalpreisen.

* * *

Kestner untersucht nun ausführlich die Frage, wie sich die Rechtsordnung gegenüber der Aushöhlung staatlicher Macht durch die Kartelle verhalten habe. Die Hoheitsrechte des Staates werden durch die neuen Machtkörper beeinträchtigt. Die Kartelle haben für sich durch das schiedsgerichtliche Verfahren die staatliche Gerichtsbarkeit ausgeschaltet. Sie haben ihr eigenes Verfahren ausgebildet und die Vollstreckungs- und Straffunktion an sich gezogen. Gegenüber dem Staatsbewußtsein bilden sie ein eigenes Organisationsempfinden aus. Der Organisationszwang bedeutet ferner einen Zwang oder Druck auf die freie Willensentschließung und schließlich einen tief einschneidenden Eingriff in die Privatrechtsordnung: die Beseitigung oder doch Untergrabung der Voraussetzungen der Vertragsfreiheit, die unseren Privatrechtsnormen zugrunde liegt, durch die Ausschaltung der freien Konkurrenz. Die gegenseitige Unabhängigkeit, wie sie für das Privat-, insbesondere für das Kaufrecht vorausgesetzt wird, besteht tatsächlich in einem Teil unseres Wirtschaftslebens nicht mehr. „Dort, wo wirklich geschlossene Monopole sich

fanden, stehen die Abnehmer vielfach im Abhängigkeitsverhältnis zu ihnen, wenn auch formell Kaufverträge vorliegen." Die freie Konkurrenz ist aber die tatsächliche Voraussetzung der Vertragsfreiheit. Nur unter dieser Voraussetzung wurden die zahlreichen Schranken, mit denen man die Vertragsfreiheit umgeben hatte, beseitigt, die Taxen- und Preisordnungen, die Vorschrift über das Zinsmaximum, das Institut der laesio enormis,[3] die Straf- und Polizeivorschriften gegen Monopolium und Dardanariat.[4] Man tat dies in der Erwartung, die freie Konkurrenz werde die wohlfeilste und umfassendste Bedarfsbefriedigung zur Folge haben, aus sich heraus ein zu scharfes Ausnutzen der Konjunktur oder industrieller Notlage verhindern. Die schrankenlose Vertragsfreiheit beruhte auf den erwarteten Wirkungen der freien Konkurrenz. Aber bei gleichbleibender Norm ist eben völliger Funktionswandel der Rechtsinstitute eingetreten. „Wo nun, wie bei jenen Monopolen, die Konkurrenzfreiheit wirklich ausgeschlossen ist derart, daß auch gegen neuentstehenden Wettbewerb umfassende Vorsorge getroffen ist, dort wird nun tatsächlich die Vertragsfreiheit gegenstandslos. Deshalb ist es auch unrichtig, anzunehmen, es könne die moderne Rechts- und Wirtschaftsordnung unverändert weiterwirken, nachdem an Stelle der Konkurrenzfreiheit ein anderes System getreten ist. Die freie Konkurrenz ist nicht ein schönes Ornament der Volkswirtschaft, das, wenn ein neuer Stil kommt, zur Not abgeschraubt und durch ein anderes ersetzt werden kann, sondern sie ist in einer Weise der Grund- und Eckstein der Volkswirtschaft und der heutigen Regelung des Privatrechts, daß mit ihrer auch nur teilweisen Wegnahme oder Verrückung der ganze Bau ins Wanken gerät." In der Tat wird mit der freien Konkurrenz die Möglichkeit, von der Vertragsfreiheit Gebrauch zu machen, vielfach völlig ausgeschaltet. Es treten denn auch die Zustände wieder auf, gegen die man sich früher durch obrigkeitliche Vorschriften geschützt hatte. „Gegen die Ausnutzung der Konjunktur durch künstliches Hochhalten der Preise und gegen ein Zurückhalten der Vorräte fehlt es an Schutz. Der Vertrag, durch den im Frühjahr 1900 das Roheisensyndikat vor dem Umschwung der Konjunktur seine Abnehmer zwang, auf zwanzig Monate zu dem Preise der Hochkonjunktur abzuschließen, ist der Regelfall, gegen den die laesio enormis wie die Vorschriften über das Monopolium sich richteten. Preissteigerungen unentbehrlicher Artikel, wie Kohlen, sind nicht durch Taxen gehemmt, Verträge, durch die sich der einzelne in die wirtschaftliche Abhängigkeit eines anderen begibt, wie sie langfristige Bindungen unter Umständen darstellen, gelten nicht als unerlaubt. Es kann daher auch nicht wundernehmen, wenn jene alten Hilfsmittel zum Schutze der Vertragsfreiheit und des individuellen Interesses, die mit der Freiheit des Wettbewerbes beseitigt wurden, nunmehr, soweit diese ausgeschaltet ist, wieder in das Gedächtnis zurückkehren. Die Regelung der Kartellpreise durch den Staat, wie sie vielfach verlangt und nun in dem Kaligesetz auch wirklich durchgeführt ist, bedeutet die Wieder-

[3] Nach gemeinem Recht stand dem Verkäufer einer Ware das Recht zu, die Gültigkeit des Kaufes anzufechten, wenn er nicht einmal die Hälfte des Wertes als Gegenleistung erlangt hatte (laesio enormis, Verkürzung über die Hälfte). Das österreichische Recht schützt beide Vertragsteile in dieser Weise.

[4] Das Dardanariat, die künstliche Erhöhung der Preise durch Aufkauf und Zurückhaltung großer Warenmengen, war sowohl nach römischem als nach älterem deutschem Recht strafbar.

aufnahme der Taxen. Die laesio enormis aber sowohl wie der Schutz gegen übermäßige Beschränkung der wirtschaftlichen Freiheit kehren in einem neuen Gewande wieder, in der Rechtsregel, daß Verträge nicht gegen die guten Sitten verstoßen sollen." Auf Grund dieser Regel „sieht man seit etwa einem Jahrzehnt die im wesentlichen neue Erscheinung mittels der Bestimmungen des bürgerlichen Rechtes in den Gang des Geschäftslebens eingreifen".

Das Resultat der Entwicklung faßt der Verfasser folgendermaßen zusammen: Neben den volkswirtschaftlichen Verschiebungen ruft der Organisationszwang im Rahmen des allgemeinen Organisationsproblems eine Fülle tiefgreifender Änderungen der Rechtsordnung hervor: die Ausbildung neuer Machtkörper mit einer der staatlichen ebenbürtigen, wenn nicht überlegenen Gerichtsbarkeit und Zwangsgewalt, eines neuen Organisationsgefühls, ja unter Umständen einer besonderen Organisationsmoral, — sodann einen seinem Wesen nach nicht neuen, aber graduell verschärften Zwang und Druck auf die persönliche Willensfreiheit und endlich die teilweise Beseitigung eines der Fundamente der modernen Wirtschaftsordnung, der Gleichberechtigung der Unternehmer, als Voraussetzung der Vertragsfreiheit. Die Reaktion gegen diese Änderung der Grundlagen unserer Rechtsordnung verbindet sich vielfach mit einer aus anderen Ursachen entspringenden Bewegung nach Reformierung des Geschäftslebens und nach Schutz des einmal bestehenden Betriebs gegen Beeinträchtigung durch neue Konkurrenz. (Neomerkantilismus.) Die Frage entsteht, wie die Rechtsordnung bisher auf diese Erscheinungen reagiert hat.

III.

Die Auseinandersetzungen über die Stellung des Staates zu den Organisationen fanden bei den Beratungen über die Gewerbeordnung zu einer Zeit statt, als man wohl die Arbeiterkoalitionen, nicht aber die Kartelle kannte, und dieser Umstand tritt in der gesetzlichen Regelung ganz deutlich zutage. Kestner zeigt nun in interessanten rechtsgeschichtlichen Ausführungen, auf die hier einzugehen zu weit führen würde, wie die Kartelle sich frei und unbehindert entfalten konnten, wie die Rechtsprechung immer mehr die Ausschaltung der Konkurrenzfreiheit zugelassen, während die Arbeiterorganisationen stets mit dem Widerstand der staatlichen Behörden zu rechnen hatten. In der Form sehr zurückhaltend, in der Sache scharf übt der Verfasser Kritik namentlich an der Anwendung des Erpressungsparagraphen, auf Grund dessen es „*mehrfach* gegenüber Arbeiterorganisationen und *vereinzelt* auch gegenüber Kartellen zu Bestrafungen gekommen" ist. Er nennt es einen unhaltbaren Zustand, daß Vorgänge, die sich überaus häufig, man kann fast sagen täglich abspielen, ja die in einem gewissen Sinne eine Notwendigkeit für jede auf Marktbeherrschung gerichtete Organisation sind, gelegentlich wie ein schweres ehrenrühriges Verbrechen bestraft werden. Er zeigt, wie falsch die erweiternde Interpretation ist, die das Reichsgericht dem Erpressungsbegriff gegeben hat, und stellt demgegenüber fest: die Männer, welche unsere Industrie und unsere Arbeiterschaft organisieren, sind keine Erpresser.

Nach den strafrechtlichen untersucht der Verfasser die zivilrechtlichen Gegenwirkungen gegen den Organisationszwang, um sich dann grundsätzlich mit der Möglichkeit juristischer Bekämpfung des Organisationszwangs und

des Monopols auseinanderzusetzen in Ausführungen, die sich sehr vorteilhaft von jenem juristischen Kretinismus unterscheiden, der sich einbildet, Herr über das ökonomische Leben zu sein, während die Rechtsordnung nur dessen mehr oder minder treuer Diener ist. Diesen juristischen Einbildungen zieht der Verfasser scharf die Grenze: jedes Verbot eines einzelnen Mittels des Organisationszwanges ist grundsätzlich verfehlt und tatsächlich fruchtlos. Denn die einzelnen Zwangsmittel sind lediglich abhängig vom Grade der Organisation und von den konkreten wirtschaftlichen Beziehungen zwischen der betreffenden Organisation und dem einzelnen Außenseiter. Je lockerer die Organisation ist, desto mehr tritt der Organisationszwang nach außen in Erscheinung, je fester sie gefügt ist, desto weniger zeigt er sich. Gerade die schwersten und wuchtigsten Fälle sind vielfach nicht zu fassen. Sehr leicht käme man zu dem Widersinn, ausgesprochene Drohungen zu strafen, den Zwang durch das Tun oder durch das einfache Nichtliefern dagegen unberücksichtigt zu lassen. Verböte man aber bestimmte Mittel, so würden die Syndikate rasch neue Zwangsformen finden. Hat doch auch der § 153 der Gewerbeordnung zwar gegenüber den Arbeitern mit ihren geringen wirtschaftlichen Beziehungen eine Wirkung gehabt, nicht aber gegenüber den Arbeitgebern.

Es handelt sich aber überhaupt nicht nur um die Frage des Könnens. Es geht — und das mit aller Schärfe ausgesprochen zu haben, muß dem Verfasser als Verdienst angerechnet werden — überhaupt nicht an, die Organisation zu dulden und zu billigen, den Organisationszwang aber zu reprobieren. Einmal, weil es nicht möglich ist, wirklich qualitative Unterschiede für die Zwangsakte zu finden, den harmlosen vom unbilligen zu scheiden, sodann aber aus Gründen juristischer Technik. Alle Rechtsbestimmungen müssen irgendwie an ein bestimmtes Tun, an einen Tatbestand anknüpfen. Es ist aber durchaus nicht nötig, daß sich der Willensdruck gerade in einem Tun äußert; schon das bloße Bestehen einer starken Organisation genügt vollkommen, um den Widerstand der Außenseiter niederzubrechen, auch ohne daß jene einen Finger zu rühren brauchte. Dazu kommt, daß das Recht des Staates nicht der einzige Machtfaktor auf diesem Gebiet ist; ihm steht der soziale Zwang gegenüber, und dieser wirkt unter Umständen gerade dann, wenn das Recht des Staates mit den Anschauungen der Organisationsleiter nicht übereinstimmt.

Der prinzipielle Gesichtspunkt aber, den der Verfasser geltend macht, ist dieser: Der Organisationszwang ist kein Mißbrauch oder Auswuchs der modernen Organisationsentwicklung, sondern er ist seinem Inhalt nach allen Organisationen, die auf Machtbeherrschung gerichtet sind, schlechthin immanent. „Es ist die Art und Weise, wie sich das Ertrags- und Machtstreben der in einer Organisation verbundenen Persönlichkeiten, Unternehmer oder Arbeiter gegenüber den vorhandenen äußeren Widerständen, die sein Ertrags- oder Machtstreben zu hindern suchen, durchsetzt. Das Streben nach Ertrag und Macht ist aber gleichzeitig das eigentlich Charakteristische für diese Organisationen. Vorhanden ist ein solches Streben und daher der Organisationszwang überall. In welcher Stärke er auftritt, hängt von einer Reihe besonderer Umstände, will man eine besondere Formel haben, davon ab, wie notwendig die Überwindung des Außenseiters für die Durchsetzung der Organisationszwecke ist. Welche Mittel angewandt werden, richtet sich

nach den Beziehungen, sei es wirtschaftlicher, sei es gesellschaftlicher Natur, die zwischen den Organisationen oder Organisationsmitgliedern einerseits und den Außenseitern andererseits bestehen.... Hieraus folgt, eine Wirksamkeit der Organisationen ohne Organisationszwang ist in aller Regel nicht möglich. Die Gesetzgebung kann daher nicht grundsätzlich Organisationen dulden und Organisationszwang verwerfen. Hält man die Organisationen an sich für notwendige segensreiche Erscheinungen unseres Gesellschaftslebens, so wird man auch in dem Organisationszwang nicht das Erstreben eines rechtswidrigen Zweckes erblicken können. Will man also gegen die Eingriffe in das Privatrecht, die der Organisationszwang der großen Monopole mit sich bringt, von Staats wegen etwas unternehmen, so kann es nur geschehen, indem man *die Monopole als solche* angreift."

Für uns Sozialisten kommt noch eine andere Erwägung hinzu. Wir sehen in der Schaffung der Organisationen jene ökonomische Macht am Werke, die die Bedingungen für die organisierte Produktion, für die sozialistische Gesellschaft herstellt. Wir sehen keinen Grund, dieser Entwicklung außerökonomische, staatliche Hindernisse entgegenzusetzen, die Bedingungen kleinkapitalistischer Produktion künstlich zu erhalten. Der Kampf gegen die Monopole, geführt mit den Mitteln der Strafgesetze, ist ökonomisch reaktionär, ist nicht unser Kampf, sondern derer, die die kapitalistische Gesellschaft durch Erhaltung möglichst zahlreicher unabhängiger und selbständiger Produzenten erhalten wollen.

Von diesem sozialistischen Standpunkt aus ergibt sich aber auch der prinzipielle Gegensatz zu *allen* bürgerlichen Methoden der Monopolbekämpfung, und dieser Gegensatz muß gerade auch gegenüber den positiven Vorschlägen Kestners scharf hervortreten.

Als bei dem Konjunkturwechsel von 1900/01 die großen deutschen Montansyndikate ihre Macht gebrauchten, nicht wie bürgerliche Utopisten sich einbildeten, die Krise zu verhindern, sondern deren Folgen auf die weiterverarbeitende Industrie abzuwälzen, indem sie ihre Abnehmer zur Zeit der Höchstpreise zu langfristigen Lieferungen zwangen, ging ein Sturm der Entrüstung los. Ein Kartellgesetz wurde verlangt, die Forderung der Verstaatlichung der Kohlenbergwerke wurde populär, die Regierung berief eine Kartellenquete, die Juristentage, der Verein für Sozialpolitik beschäftigten sich mit der staatlichen Regelung der Kartellfrage. Ein praktisches Ergebnis hat diese ganze Bewegung nicht erzielt. Sieht man ab von dem fruchtlosen Kampfe der Staatsgewalt gegen die Trusts in den Vereinigten Staaten, so sind heute nirgends irgendwelche allgemeine staatliche Regelungen des Kartellwesens vorhanden; von einem gesetzlichen Vorgehen zuungunsten der Kartelle ist in Deutschland vollends nicht mehr die Rede; vielmehr beruhen eine ganze Reihe von Kartellierungen — das Kalisyndikat, die Spirituszentrale, die Konventionen in der Brauerei- und Zündholzindustrie — auf gesetzgeberischen Maßnahmen. Das theoretische Ergebnis aber war, daß die Einsicht wuchs, daß ein staatliches Vorgehen weder auf dem Wege der Straf- noch auf dem der Zivilverwaltung möglich sei, sondern nur auf dem Wege des Verwaltungsrechts erfolgen könne. Die einen gingen dabei auf Gedanken zurück, die die vor- und frühkapitalistische Gesetzgebung über Monopole beherrscht hatten, und forderten staatliche Preisfestsetzung in Verbindung mit dem Kontrahierungszwang, das heißt die

Ausdehnung des gesetzlich für Eisenbahnen, Posten, Telegraphen festgelegten Zwanges zum Vertragsschluß für faktische Monopole. Über das Unmögliche einer staatlichen Preisfestsetzung ohne staatliche Regelung der Produktion braucht kein Wort verloren zu werden. Aber auch der Gedanke Schmollers, dem Staate durch seine Beamten eine Mitwirkung an der Leitung und Geschäftsführung der Riesenunternehmungen zu geben, würde praktisch bei den bestehenden Machtverhältnissen nur dazu führen, diesen Unternehmungen die staatliche Sanktion zu geben. Jedenfalls lassen alle diese Vorschläge die Macht der Privatmonopole als solche bestehen und wollen nur gewisse „Auswüchse" im Interesse der „Gesamtheit", das heißt vor allem im Interesse des nicht oder noch nicht kartellierten Kapitals beschneiden.

In ähnlicher Richtung bewegen sich auch die Vorschläge Kestners. Nur daß er nichts von allgemeinen Maßnahmen hält, sondern ein spezielles Vorgehen je nach der Art der verschiedenen Kartelle befürwortet. Er unterscheidet zunächst zwischen den großen und festgefügten Monopolen, die die wichtigsten Produktionsmittel — Kohle, Eisen, Kali — beherrschen, und den weniger bedeutsamen Kartellen und Konventionen der weiterverarbeitenden Industrien. Die Produktionsmittelmonopole sind es, die zu Machtzentren geworden sind, die immer noch das Wirtschaftsleben beherrschen und große Teile der Industrie unter ihren Willen zwingen. Diese gilt es wieder unter den Staatswillen zu bändigen.

Von diesem Gesichtspunkt aus schlägt Kestner zunächst vor, der Staat solle dem Kohlensyndikat nicht beitreten, was bei den vorhandenen inneren Differenzen vielleicht genügen würde, die freie Konkurrenz wiederherzustellen. Die recht naheliegende Frage, wie lange die freie Konkurrenz dann wohl dauern würde und ob ihr Ergebnis nicht die Schaffung eines Riesentrusts wäre, übergeht Kestner. Freilich ist auch ihm der Zerfall des Kohlensyndikats zweifelhaft. Er schlägt deshalb noch eine Änderung der Frachtpolitik, stärkeres Einkaufen ausländischer Kohlen durch die Eisenbahn, schließlich eine Erweiterung des staatlichen Kohlenbesitzes vor mit dem ausgesprochenen Willen, Konkurrenz zu treiben. Die Überführung in den staatlichen Besitz könnte unbedenklich im Wege der Enteignung vor sich gehen. Der Staat dürfe dann freilich die Kohlengruben nicht fiskalisch und privatwirtschaftlich, sondern volkswirtschaftlich nutzen.[5] Mit dem Kohlensyndikat würde auch der Stahlwerksverband wohl von selbst verschwinden. Außerdem könnte der Wiederherstellung der freien Konkurrenz in Eisen und Stahl die Aufhebung des Roheisenzolls dienen. Für Kali käme der Ausbau und die Verbesserung der gegenwärtigen halbstaatlichen Regelung in Betracht.

Die Sozialdemokratie wird diesen Vorschlägen prinzipiell ablehnend gegenüberstehen. Ihr Ideal kann nicht die Wiederherstellung der freien Konkurrenz sein — selbst wenn dies möglich wäre —, sondern die Überführung der privaten Monopole in den Besitz der Gesamtheit. Setzt die Nation an Stelle der Trusts — dieses amerikanische Losungswort gilt auch für uns. Aber auch die Frage der Verstaatlichung liegt für uns Sozialisten anders als für die bürgerliche Welt.

[5] Diesen ähnliche und außerdem noch weitergehende Vorschläge hat schon 1900 Genosse v. Haller in einem in Nürnberg erschienenen Schriftchen „Die Kohlennot" gemacht.

IV.

Das große Beispiel für die Verstaatlichungsaktion sind die Eisenbahnen. Sehr schwerwiegende Gründe haben auf diesem Gebiet die Abneigung der Bourgeoisie gegen die Staatsaktion überwunden. Neben den sehr ins Gewicht fallenden fiskalischen und strategischen Beweggründen waren auch die ökonomischen sehr wichtig. Der Ausbau der Eisenbahnen erforderte die Investierung von Kapital in einer Größe, die die Kraft der Kapitalisten namentlich in ökonomisch noch unentwickelten Ländern überstieg. Die Ausgestaltung des Eisenbahnsystems konnte dazu auch noch Linien in sich schließen, die zunächst keine oder nur ungenügende Rentabilität versprachen. Solche trotzdem zu bauen, wurde gern dem Staate überlassen. Ausschlaggebend aber war, daß die Festsetzung der Frachttarife und ihre völlige Gleichmäßigkeit für jeden einzelnen Kapitalisten von entscheidender Bedeutung ist. Um sich die Gleichheit der Konkurrenzbedingungen zu sichern, stimmte die Kapitalistenklasse zu, daß ihr Gesamtausschuß, der Staat, die Eisenbahn übernahm. Auch in Ländern des Privatbahnbetriebs hat sich ja der Staat ein weitgehendes Mitwirkungsrecht bei Festsetzung der Tarife vorbehalten. Dasselbe Streben nach Gleichheit der Konkurrenzbedingungen führte in neuerer Zeit zu den verschiedenen Vorschlägen, durch staatlichen Zwang die Konkurrenzfreiheit in den wichtigsten Rohstoffen oder Produktionsmitteln wiederherzustellen oder, wo dies aussichtslos erscheint, durch die Verstaatlichung dieser Industrien die Weiterverbraucher zu schützen.

Beide Bestrebungen sind ökonomisch reaktionär. Es ist kein Zweifel, daß die monopolistische Beherrschung der Transportwege und der Produktionsmittelindustrien durch Private ein ungeheurer Hebel zunächst der Zentralisation, dann aber auch der ökonomischen und technischen Konzentration ist. Die hohe Stufe und rapide Entwicklung des amerikanischen Kapitalismus wäre ohne das private Eisenbahnsystem nicht erreicht worden. Und ebensowenig läßt sich die Sturm- und Drangperiode des deutschen Kapitalismus ohne die Herrschaft der Kartelle über Kohle und Eisen, ohne die monopolistischen Riesenunternehmungen der Elektrizitäts- und chemischen Industrie denken.

In der bürgerlichen Welt ist es ja deshalb auch vom Kampfe gegen die Kartelle sehr still geworden. Umgekehrt kann man sagen, daß die kleinkapitalistischen Interessen, die die Herstellung der freien Konkurrenz verlangen, keine nennenswerte politische Vertretung mehr finden. Und das hat seine guten ökonomischen Gründe. Im Zeitalter des Imperialismus, der denkbar schärfsten Konkurrenz auf dem Weltmarkt, sind die Führer in diesem Kampfe gerade die Kartelle und monopolistischen Riesenunternehmungen. Und die Extraprofite, die sie auf dem Inlandsmarkt machen, dienen ja dazu, den Kampf auf dem Weltmarkt um so energischer und rücksichtsloser zu führen. Der moderne Staat aber, dessen ganze Politik durch diesen Kampf um den Weltmarkt bestimmt wird, der selbst nur ein Instrument des konzentrierten Großkapitals ist, dieser Staat müßte eben aufhören zu sein, was er ist, wenn er wirklich etwas Durchgreifendes gegen seine Beherrscher täte.

Dazu kommt noch ein anderes. Ist es gewiß richtig, daß die Kartelle ihren Weiterverbrauchern den Profit verkürzen, daß sie zeitweise sogar die Entwicklung der weiterverarbeitenden Industrie hemmen können, so wäre es doch falsch, nun zu meinen, daß die Zahl der an den Kartellen inter-

essierten Kapitalisten eine allzu beschränkte ist. Es ist ganz verkehrt gewesen, von den Aktiengesellschaften eine Demokratisierung des Besitzes zu erwarten. Was aber das Aktienwesen in der Tat bewirkt hat, ist die Solidarisierung der Besitzinteressen. Und es wird wenig größere Kapitalisten geben, die nicht durch Aktienbesitz gerade an der Entwicklung der führenden Kartelle interessiert sind. So kann man wohl sagen, daß all die Projekte zur Wiederherstellung der freien Konkurrenz oder zur Verstaatlichung heute im Bürgertum, soweit es politisch Macht ausübt, wenig Aussicht auf Unterstützung finden werden. Ein charakteristisches Zeichen ist ja dafür die völlig veränderte Haltung der Konservativen zum Kohlensyndikat. Früher die lautesten Rufer im Streit, diktieren sie heute der preußischen Regierung den Beitritt zum Syndikat, um dessen Erneuerung so rasch wie möglich zu sichern. Bändigung des Staatswillens unter den Willen der Großmonopolisten, das ist heute die Maxime der staatserhaltenden Parteien!

Ganz anders die Stellung der Sozialdemokratie zur Verstaatlichungsfrage. Wir betrachten die Verstaatlichung als Vorstufe der Vergesellschaftung der Produktion und müssen von diesem Standpunkt aus alle Verstaatlichungspläne ablehnen, die einen Rückschritt in der ökonomischen Konzentration und in der technischen Stufenleiter der Produktion bedeuten würden. Auch für uns kommt vor allem die Herrschaft über die Produktionsmittelindustrien in Betracht, weil damit in immer höherem Maße die Herrschaft über die ganze Ökonomie der Gesellschaft gegeben wäre. Hier hat aber die technische Entwicklung der letzten Jahrzehnte Zusammenhänge geschaffen, die die Verstaatlichung nicht zerreißen darf. Die reinen Zechen- und die reinen Eisenwerke sind heute fast sämtlich technisch überholt. Und die Kombination, die die Technik geschaffen hat, kann die staatliche Gewalt nicht zerstören, ohne einen ökonomischen Rückschritt zu bewirken. Eisen und Kohle können heute nur zusammen in staatlichen Besitz überführt werden. Und nicht minder wichtig als die Herrschaft über Kohle und Eisen ist die Herrschaft über die Elektrizität. Auch hier ist die Konzentration so weit vorgeschritten, daß die Verstaatlichung nur die Ersetzung eines privaten durch ein öffentliches Monopol wäre. Und dasselbe gilt auch für die chemische Großindustrie.

Die Herrschaft über diese Produktionsmittelindustrien würde nun allerdings dem Staate eine ökonomische Allgewalt geben, über die bei jedem Wahlkampf in noch weit heftigerer und leidenschaftlicherer Weise gekämpft würde, als etwa wenn heute die Steuer- oder die Zollpolitik in Frage stehen. Der Staat im Besitze der Produktionsmittelindustrien könnte von da aus zur weiteren Besitzergreifung und Regelung der Produktion fortschreiten. Damit stünde aber der Sozialismus selbst, das Endziel, im Mittelpunkt eines jeden Wahlkampfes und nicht nur einzelne Reformforderungen.

So würde eine wirklich durchgreifende Verstaatlichungsaktion allerdings bedeuten, daß ein wesentlicher Teil der sozialen Macht der Kapitalistenklasse auf die Staatsgewalt übergeht, die dadurch auf der einen Seite gewiß außerordentlich gestärkt, auf der anderen aber mehr als je in den Mittelpunkt des Kampfes der Klassen um den Besitz dieser Gewalt gestellt würde, Aussichten, die bei dem ständig zunehmenden Erstarken des Proletariats für die Kapitalisten nur Schrecken haben.

So dürfen wir nicht erwarten, daß das Anwachsen der Kartellmacht einen Staatssozialismus, der wirklich diesen Namen verdiente, fördern würde. Im Gegenteil. Die kleinkapitalistischen Arten der Kartellbekämpfung können, wie wir gesehen haben, die Unterstützung der Sozialdemokratie schon aus prinzipiellen Gründen nicht finden, und ihre Vertreter sind allein zu schwach, um ihre Bestrebungen durchsetzen zu können. Die Sozialdemokratie kann ferner aus ökonomischen und sozialpolitischen Gründen Verstaatlichungsaktionen nur unterstützen, wenn angemessene, nicht wucherische Ablösungsbedingungen, genügender Arbeiterschutz und politische Bewegungsfreiheit der Arbeiter und Angestellten gewährleistet sind, wenn keine fiskalischen Pläne mit den staatlichen Monopolen verbunden sind. Wir brauchen auf diese Seite der Frage hier nicht näher einzugehen, da sie bereits ausführlich in einer sehr interessanten Diskussion zwischen Bebel, Hué und Kautsky behandelt worden ist.[6] Mit Recht wies namentlich Kautsky darauf hin, daß eine bedingungslose Verstaatlichung des Kohlenbergbaus nur eine Verewigung der Kartellrente bedeuten würde, die eine Ermäßigung der exorbitanten Kohlenpreise nicht zulassen würde. Als Vorbereitungsmaßregeln für die Verstaatlichung forderte er deshalb den Achtstundentag, Minimallöhne und Maximalpreise. Und ähnliche Forderungen stellte auch die österreichische Reichsratsfraktion bei ihrem Antrag auf Verstaatlichung des Kohlenbergbaus auf. Auch die Erfüllung dieser Bedingungen wird gleichfalls in mehr oder minder hohem Grade auf den Widerstand der bürgerlichen Interessenvertreter stoßen.

Dazu kommt, daß die Beherrscher der Kartelle in immer steigendem Maße die wirklichen Führer der besitzenden Klassen werden. Ähnlich wie die Junker nicht zuletzt durch die wirtschaftlichen Organisationen der Landwirtschaft und namentlich durch das ländliche Genossenschaftswesen die Führung der bäuerlichen Massen an sich gerissen haben, so spielen auch die Herren der kartellierten Schwerindustrien in den wirtschaftlichen Organisationen des Bürgertums eine immer wichtigere Rolle. Ihr Einfluß ist bestimmend in den Unternehmerverbänden und in den übrigen wirtschaftlichen Verbänden. Ihre Politik des Scharfmachertums, der Feindschaft gegen die Arbeiterbewegung gewinnt, wie das Kartell der schaffenden Stände beweist, steigenden Einfluß auf die Kreise des selbständigen Mittelstandes. Ihre Geldsubsidien und Wahlfonds werden immer wichtiger für die bürgerlichen Parteien, wie der Konkurrenzkampf der Konservativen und Nationalliberalen um die Gunst der rheinisch-westfälischen Industrie beweist. Hand in Hand mit dem Bunde der Landwirte bestimmen sie die Politik der Regierung und finden im Imperialismus die Ideologie, um weite bürgerliche Kreise politisch in den Dienst ihrer Interessen zu stellen.

Der Traum des Staatssozialismus, den einst die Kathedersozialisten, deren später Nachfahre auch Herr Kestner ist, geträumt haben, ist ausgeträumt. Der Staatssozialismus erscheint nur möglich nach der politischen Umwälzung, die die Macht in die Hände des Proletariats legt, das dann den Sozialismus ohne Einschränkung verwirklichen kann. Was heute hier und da Staatssozialismus noch genannt wird, führt diesen Namen zu Unrecht und ist in Wirklichkeit Staatskapitalismus schlimmster Art. So wenn das

[6] Neue Zeit, XIX, 1, 1901.

Kaligesetz der tollsten Verschwendung die staatliche Sanktion erteilt oder durch Steuergesetze künstlich Kartelle der wichtigsten Konsummittel geschaffen werden.

Eine freilich nicht allzu wichtige Ausnahme bildet das staatliche Vorgehen dort, wo es sich nicht um inländische Kartelle, sondern um ein ausländisches Monopol handelt. Kestner fordert für Petroleum die Errichtung eines Handelsmonopols, um die deutschen Konsumenten vor der Übermacht des amerikanischen Trusts zu schützen. Hier stehen keine inländischen Produzenteninteressen dem Plane entgegen; im Gegenteil, soweit solche vorhanden sind, können sie ihre Interessen bei einer solchen Monopolgesellschaft besser gewahrt finden als bei Fortsetzung des Kampfes gegen die übermächtige Standard Oil Company. Die Regierung hat ja deshalb auch dem Reichstag eine solche Vorlage unterbreitet. Der Plan bedeutet die Errichtung einer über das Gebiet des Reiches sich erstreckenden Konsumgenossenschaft. Wie bei allen Konsumgenossenschaften ohne Eigenproduktion ist auch bei dieser die ökonomische Macht gegenüber den Produzenten eine begrenzte. Gegenüber einem festgefügten, geschlossenen Monopol käme ihr Effekt nur auf eine Ersparung von Handelsprofit heraus. Aber die Standard Oil verfügt noch nicht über ein solch geschlossenes Monopol. Und da kann die Konzentration der Nachfrage in einer solchen staatlichen Monopolgesellschaft dieser die Möglichkeit geben, die Stellung der Außenseiter zu stärken und deren Aufgehen in dem Trust zu verhindern. Natürlich müssen bestimmte Bedingungen erfüllt sein, soll die Sozialdemokratie zustimmen können. Vor allem müssen alle fiskalischen Ausnützungen ausgeschlossen sein, der Preis darf also den Weltmarktpreis nicht übersteigen, der Gewinn, der dann also der „Dividende" des Konsumvereins entsprechen würde, muß wieder den besitzlosen Klassen zufließen, das Mitbestimmungsrecht des Reichstags in weitgehendem Maße gewahrt sein. Werden aber diese Bedingungen erfüllt, dann sehen wir keinen Grund, uns diesem Kampf gegen ein kapitalistisches Monopol zu versagen. Denn selbst im schlimmsten, aber nicht wahrscheinlichsten Falle, daß es dem amerikanischen Trust gelänge, trotz der Stärkung seiner Außenseiter, die ein deutsches Handelsmonopol unzweifelhaft bedeutete, ein absolutes Monopol zu erlangen, würde eine solche staatliche Gesellschaft noch immer für den deutschen Konsumenten bessere Bedingungen erhalten als die zersplitterten Einzelkonsumenten, die dann völlig dem Trust in seiner Absatzorganisation ausgeliefert wären. Daß solche Handelsmonopole für die Verbilligung des betreffenden Artikels nur sehr beschränkte Bedeutung gewinnen können, ist ja klar; immerhin können sie den Tribut an den Trust unter Umständen verringern.

Ähnlich könnten sich Verhältnisse, die auf eine Verstaatlichung hindrängen, dort entwickeln, wo sich die fiskalischen mit kapitalistischen Sonderinteressen verbünden. Dies könnte zum Beispiel zur Verstaatlichung der Zigarettenindustrie führen. Hier fühlen sich die Kapitalisten durch die scharfe Konkurrenz des amerikanischen Tabaktrusts stark bedroht. Eine Verstaatlichung, die ihnen ihre jetzigen Profite in eine sichere Rente verwandelte, käme ihnen nur erwünscht. Andererseits hat die rapide Zunahme des Zigarettenkonsums schon längst die Gier des Fiskus geweckt, sich durch ein Zigarettenmonopol eine neue und stets stärker fließende Quelle indirekter Besteuerung zu erschließen. Auch die Übernahme des Monopols der Spiritus-

zentrale durch den Staat könnte ähnlichen Zwecken dienen, um so mehr, da neuerdings die Erhöhung der Branntweinpreise als ethisches Postulat im Kampfe gegen den Alkoholismus — leider auch von Herrn Kestner — aufgestellt wird, wofür wohl die seit Einführung des Schnapsmonopols erschreckend zunehmende alkoholische Verseuchung Rußlands als Beweis angeführt werden wird.

Schließlich wird dort der Widerstand gegen die Verstaatlichung geringer sein, wo es sich erst um die beginnende Erschließung bisher unausgenützter Produktionskräfte handelt, wie etwa bei der staatlichen Ausnutzung von Wasserkräften. Aber gerade Erfahrungen der neueren Zeit zeigen, wie stark hier die kapitalistischen Privatinteressen sich gegen die staatlichen Pläne zur Wehre setzen.

Abgesehen von dem letzteren Falle kommt diesen fiskalischen Monopolisierungsplänen einzelner Konsummittelindustrien prinzipielle Bedeutung für die Weiterentwicklung der Wirtschaftsorganisation natürlich erst recht nicht zu. Und daß gerade von allen seinen Vorschlägen nur das wirklich nicht weltbewegende Petroleumprojekt das einzige ist, das Aussicht auf Verwirklichung hat, mag Herrn Kestner zeigen, wie sehr er bei den anderen die tatsächlichen Machtverhältnisse ignoriert hat. Und dies gilt auch für die Vorschläge, die Kestner zur Verbesserung der Organisationsgesetzgebung sonst macht. Er tritt neben der gewiß dringend notwendigen Aufhebung oder Einschränkung des § 153 der Gewerbeordnung für die Erteilung der Rechtsfähigkeit für die Arbeiter- und Unternehmerverbände, also für die Klagbarkeit der Organisationsverträge ein; damit könnte dann auch die Ausschaltung der staatlichen durch die Schiedsgerichtsbarkeit erzwungen werden. Es sind bekannte Vorschläge, denen aber bisher, eben angesichts der tatsächlichen Machtverhältnisse, die Gewerkschaften mit ablehnendem Mißtrauen gegenübergestanden haben. Mit Recht, denn nur zu leicht könnten mit der Klagbarkeit Entschädigungspflichten statuiert werden, die die ganze gewerkschaftliche Aktion bedrohen könnten.

Aber das Interessante des Buches sind ja nicht die positiven Vorschläge, sondern die eingehende und systematische Darlegung der neuen Machtzentren, die sich in den modernen Organisationen gebildet haben. Sie sind es, die in immer höherem Maße einen Funktionswandel der Rechtsinstitute herbeigeführt haben. Sie haben die juristischen Tragpfeiler der heutigen Gesellschaftsordnung gestürzt, sie haben mittels der Vertragsfreiheit die Konkurrenzfreiheit, mittels der Konkurrenzfreiheit die Vertragsfreiheit getötet. Sie haben den Staat, der sich nach der Doktrin des ökonomischen Liberalismus in das Wirtschaftsleben nicht einmischen durfte, zum wirksamsten und wichtigsten Instrument der Ökonomie gestaltet. Sie haben damit seine Eroberung und Beherrschung unmittelbar zum Objekt des Organisationskampfes gemacht. Nicht vom Staate, sondern von dem Ausgang dieser Kämpfe hängt die Neugestaltung unserer Wirtschaftsordnung ab und damit zugleich die sozialistische Aufhebung der ausgehöhlten bürgerlichen Rechtsinstitute, die Vollziehung des Normwandels, die dem geänderten Funktionswandel den adäquaten juristischen Ausdruck gibt.

Die Bedeutung des Parlaments.

Von Rudolf Breitscheid.

Wer vor einigen Wochen den Deutschen Handelstag über die Zurücksetzung und Vernachlässigung der Interessen des Unternehmertums in der Gesetzgebung beweglich klagen hörte, der konnte fast zu der Überzeugung gelangen, daß der Reichstag sich vollständig in den Händen der Massen befinde, die ihn rücksichtslos als ein wirksames Instrument zur Durchsetzung ihrer weitestgehenden Forderungen benutzten. Wie weit wir aber von einem solchen Zustand in Wirklichkeit entfernt sind, tritt uns nie mit größerer Deutlichkeit vor Augen als an dem Tage, wo das deutsche Proletariat in Gemeinschaft mit seinen Klassengenossen in der ganzen Welt für die Kernforderungen seines Programms, das heißt für die Befreiung von der kapitalistischen Ausbeutung der Arbeit und, was nur eine andere Seite derselben Sache ist, für die Erlösung von dem Drucke des Militarismus und den Frieden unter den Völkern demonstriert. Wenn es wahr wäre, was die Herren Kommerzienräte und Handelskammersyndici behaupten, daß die Mitglieder der deutschen Volksvertretung sich in einer sklavischen Abhängigkeit von dem Willen und den Wünschen der dem kapitalistischen Unternehmertum abgeneigten Schichten befänden, dann müßten wir in einem solchen Moment doch mit großem Vertrauen und hochgespannten Hoffnungen auf das Parlament blicken können, während doch tatsächlich wohl kaum jemand, der am ersten Maitag seiner Begeisterung für die Ziele der Arbeiterbewegung und die schönere Zukunft der Menschheit Ausdruck gibt, dem Reichstag auch nur in seinen Gedanken eine führende und ausschlaggebende Rolle bei der Umgestaltung der Welt zuweist.

Auch trotz seiner 111 sozialdemokratischen Mitglieder ist der deutsche Reichstag im eminentesten Sinne ein Organ des kapitalistischen Staates und steht als solches den Maiforderungen des Proletariats feindselig gegenüber. So sehr die bürgerlichen Parteien auch in sich gespalten sein mögen und so wenig sie geneigt scheinen, der immer wieder ausgegebenen Sammlungsparole zu folgen, so wissen sie sich doch durchaus einig in der Vertretung der Interessen einer auf der Ausbeutung der Arbeit aufgebauten Gesellschaftsordnung, und was die Unterstützung des Militarismus anbelangt, so gibt es zwischen ihnen höchstens noch Unterschiede des Temperaments und kleine Meinungsverschiedenheiten über die Aufbringung der Kosten. Bei dem Kampf um die Grundlagen der Gesellschaftsordnung befindet sich dieses Parlament so wenig auf der Seite der Arbeiterklasse, daß es mit einem Nachdruck wie kaum eines der vorhergegangenen die scharfmacherischen Bestrebungen gegen einen weiteren Ausbau der sozialen Reform unterstützt und außerdem in demselben Augenblick, wo es der Staatshilfe ein Halt zuruft, gelassen zusieht, wie die Möglichkeiten der Selbsthilfe für das Proletariat an allen Ecken und Enden eingeschnürt werden. Und in engstem Zusammenhang damit steht seine geradezu bedingungslose Unterwerfung unter die Gebote des zum Kriege treibenden Militarismus. Auch in dieser Beziehung ein Rückschritt und kein Fortschritt! Die Zeiten, in denen bürgerlich-ideologische Anhänger der Friedensidee den Rüstungen Widerstand zu leisten wagten, sind vorüber. Der Liberalismus hat sich restlos vor den Konsequenzen des Imperialismus gebeugt; überraschend schnell

und gründlich hat die militärfromme und kriegsfreudige Richtung in ihm den Sieg davongetragen, bezeichnenderweise, ohne daß es ihr gelungen wäre, den anderen Teil ihres widerspruchsvollen Programms, die energische Förderung der sozialen Reform, durchzusetzen.

Sich diese Tatsachen vergegenwärtigen, heißt gleichzeitig unsere Stellung zum Reichstag noch einmal präzisieren. Die rechte Feier des 1. Mai sorgt immer wieder dafür, daß unsere Wertschätzung des Parlamentarismus auf das durch die Umstände gegebene vernünftige Maß beschränkt bleibt. Für die Arbeiterbewegung ist das Parlament heute von keiner größeren Bedeutung als ihre Presse, und einen Vergleich mit der politischen und gewerkschaftlichen Organisation hält es vollends nicht aus. Sein Hauptwert liegt darin, daß es uns eine weithin sichtbare Tribüne liefert, von der aus wir Kritik zu üben in der Lage sind, und daß es uns die Gelegenheit zu einer Kontrolle gibt, die bis zu einem gewissen Grade auch ein bureaukratisch-absolutistisches Regiment scheuen und berücksichtigen muß.

Es ist ein großer Erfolg sozialdemokratischer Aufklärungsarbeit, daß sie trotz dieser Tatsachen in den Massen ein lebhaftes Interesse am Parlament aufrechterhalten und ein Verständnis für seine Entwicklungsmöglichkeiten geweckt hat. Es hätte ja nahe gelegen, daß sich das Proletariat enttäuscht von einer Institution abgewendet hätte, die ihm das nicht brachte, was das Volk in der ersten Begeisterung für eine konstitutionelle Verfassung von ihm erwartet hatte. Statt dessen hat es in immer wachsendem Umfang regen Anteil an der Tätigkeit des Parlaments genommen und sich auch durch die Erkenntnis, daß es sich hier zunächst um ein Organ des Klassenstaats handelt, nicht von dem Bestreben abhalten lassen, die Zuständigkeit des Reichstags zu erweitern und die Machtverhältnisse zu dessen Gunsten zu verschieben. Wenn das bisher nur in sehr spärlichem Ausmaß gelungen ist, so liegt die Schuld nicht bei der Arbeiterklasse, sondern bei der Bourgeoisie. Sie allein trägt die Verantwortung für die Misere und für die würdelose Stellung des deutschen Reichstags.

Wir haben ja gerade jetzt wieder einmal Gelegenheit, die erbärmliche Rolle, die die Volksvertretung im Deutschen Reiche spielt, zu erkennen. Allen Ernstes wurde behauptet, daß der Reichskanzler im Mai die Session zu schließen beabsichtige, um die Abgeordneten durch Entziehung der Freifahrkarten für die ihm erteilten Mißtrauensvoten zu bestrafen. Die Nachricht ist dementiert worden, aber daß sie überhaupt auftauchen konnte und einer eingehenden Erörterung für wert gehalten wurde, genügt, um den Reichstag vor aller Welt in das denkbar beschämendste Licht zu rücken.

Und wie nun, wenn man wirklich nicht vertagt? Man mag versichern, daß das keine Revanche für die später liebenswürdig revidierte Mißbilligung im Falle Zabern sei, aber es heißt doch nichts anderes, als die Meinung des Parlamentes vollständig ausschalten, das nicht danach gefragt wird, ob es im Interesse seiner Arbeiten die Kontinuität für erforderlich erachtet. Es wäre ja nicht das erstemal, daß auf diese Weise mit ihm umgesprungen wird. Auch im Mai 1905 wurde die Session wider Willen und Wunsch der Abgeordneten brüsk und unerwartet geschlossen, und eine Reihe von Gesetzen, an deren Zustandekommen weite Volkskreise aufs lebhafteste interessiert waren, verschwanden sang- und klanglos in der Versenkung. Als der damalige Staatssekretär Graf Posadowsky später über diese Maßregel inter-

pelliert wurde, las er ein Kolleg über deutsches Staatsrecht und kam zu dem Schlusse, daß die Herbeiführung der Diskontinuität der Parlamente auf einem wichtigen monarchischen Recht beruhe, das verfassungsmäßig die Krone jederzeit nach ihrem eigenen Ermessen zu üben befugt sei.

Dem Wortlaut der Verfassung nach war Graf Posadowsky zweifellos im Recht, denn es gilt im Deutschen Reiche eben das monarchische Prinzip in der Art, wie es im Zeitalter der Restauration von den nach den Schrecken der Revolution wieder zu Atem gekommenen Gegnern der Demokratie formuliert wurde. Wir haben ein Parlament, aber die eigentliche Staatsgewalt ruht nach wie vor bei dem Monarchen oder, was schließlich auf dasselbe hinausläuft, bei einer durch den Monarchen gedeckten Bureaukratie. Wo die monarchische Regierung mit der Volksvertretung in Widerspruch gerät, hat diese unter allen Umständen zu weichen. Die Regierung kann dem Reichstag Zugeständnisse machen, aber sie legt den größten Wert auf die Feststellung, daß diese Zugeständnisse nur freiwillig sind. Sie ist nicht in der Lage, von sich aus Gesetze zu geben, aber noch weniger ist es der Reichstag, der nicht wie die Bureaukratie die Möglichkeit besitzt, in zweifelhaften Fällen den Verordnungs- und Verfügungsweg zu beschreiten, um so der Notwendigkeit, die Zustimmung des anderen Faktors zu einem ihm zweckmäßig erscheinenden Gesetz einzuholen, überhoben zu sein. Gesetze werden in der Form verkündet, wie Bundesrat und Parlament sie miteinander vereinbart haben; vertritt aber das Parlament in irgendeinem Punkte Forderungen, die den Ansichten der Regierung zuwiderlaufen, so spricht der Regierungsvertreter ein kühles „Unannehmbar" aus. Das Gesetz kommt nicht zustande, und überdies erhebt die amtliche Presse im Bunde mit den Organen der auf der Regierungsseite stehenden Minderheit gegen den Reichstag den Vorwurf, daß er zu positiver Arbeit unfähig sei.

Je länger je mehr wird so die Wirkung des verhältnismäßig guten Wahlsystems illusorisch gemacht, weil die Regierung sich die Aufgabe setzt, durch das hartnäckige Festhalten an den Einzelheiten ihrer Gesetzentwürfe und durch die konsequente Ablehnung von Verbesserungsvorschlägen der Volksvertretung die Interessen kleinster Minderheiten der Bevölkerung wahrzunehmen. Sie schreitet auf diesem Wege von Erfolg zu Erfolg, da die bürgerlichen Parteien ihr keinen ernsthaften Widerstand entgegensetzen. Warum nicht? Weil sie bei der gegenwärtigen Ordnung der Dinge immer noch besser zu fahren glauben als bei einer Machterweiterung des Parlamentes.

Herr Walter Rathenau, der so etwas ist oder sein möchte wie der philosophierende Kritiker des Zeitalters der kapitalistischen Unternehmung, hat zwar eben in einem Osterartikel der „Neuen Freien Presse" auseinanderzusetzen gesucht, daß das bureaukratische Regiment das Deutsche Reich bis hart an die untere Grenze der Mächte ersten Ranges herabgedrückt habe. Im Namen des Imperialismus fordert er den Parlamentarismus. Seine Beweisführung hat mancherlei für sich, aber trotzdem wird er mit ihr auch auf die imperialistisch orientierte Bourgeoisie geringen Eindruck machen. Sie sieht zu genau, daß die Parlamentsherrschaft heute in Deutschland nicht mehr ihr allein die Macht gewähren könnte. Sie müßte diese zunächst mit dem Proletariat teilen, um sie schließlich ganz an es

abzugeben. Diese Aussicht lockt sie nicht, und so fügt sie sich der Herrschaft der Bureaukratie in der nicht ganz unbegründeten Berechnung, daß diese schon aus Selbsterhaltungstrieb die wirtschafts- und sozialpolitischen Interessen des Industrie- und Handelskapitals nicht vernachlässigen wird. Sie ist in ihrer Vertretung allerdings beschränkt durch die Rücksichten auf den Großgrundbesitz, dessen Unterstützung sie bei der Abwehr der Demokratie nicht entbehren kann, aber das Bürgertum gönnt lieber dem Feudalismus Einfluß und Rechte, als daß es gemeinsam mit der Arbeiterschaft nach einem Anteil an der politischen Macht strebte.

So ist denn die Sozialdemokratie die einzige wahre Verfechterin eines wirklichen Parlamentarismus. Eines Parlamentarismus, der die Volksvertretung zum herrschenden Faktor macht und die verlogene Komödie der sogenannten konstitutionellen Verfassung beendet. Das gegenwärtige Parlament ist ihr nur eines der Mittel, mit deren Hilfe sie das Parlament der Zukunft schaffen will, das sich nicht darauf beschränkt, dem Volke die Möglichkeit zu gewähren, sich mit der Krone und der Bureaukratie auseinanderzusetzen, sondern das eine Volksvertretung in dem Sinne ist, daß es als ein Ausschuß des Volkes der Staatsexekutive die Richtung gibt.

Nikolaus I. von Rußland hat einmal erklärt, er könne die Monarchie verstehen und er könne die Republik verstehen, aber was er nicht verstehen könne, das sei die konstitutionelle Verfassung. Wir stimmen in dieser Beziehung durchaus mit dem Zaren überein, nur daß wir aus dieser Erkenntnis die den seinigen entgegengesetzten Konsequenzen ziehen.

Der Wahlkampf in Frankreich.

Von **Ch. Rappoport** (Paris).

Am 26. April finden in Frankreich allgemeine Wahlen statt. Die eherne Not des Kampfes zwang sämtliche politischen Parteien und Fraktionen zur Organisation. In dem nun entbrannten Wahlkampf stehen drei „geeinigte" Mächte gegeneinander im Felde: die „geeinigte sozialistische Partei", die „geeinigten" Radikalen und die „geeinigte" Reaktion unter dem Decknamen einer „Föderation der Linken" und unter der Führerschaft — wer konnte vor zehn Jahren so etwas voraussehen? — von Aristide Briand, Alexandre Millerand und Louis Barthou.

Die Radikalen sind seit Jahren die stärkste, wenn auch bei weitem nicht die allein maßgebende politische Partei Frankreichs. Bis zum letzten Kongreß zu Pau (1913) verdienten sie aber kaum den Namen einer Partei. Sie hatten keine geschlossenen Parteikader. Ihre Anhänger folgten keiner Parteidisziplin. Die „Partei" bestand aus drei Elementen: aus Wortführern, die nach den Interessen ihrer Ministerkarriere handelten; aus Deputierten, für die ihre Wahlinteressen die einzige Richtschnur waren, und aus einer gläubigen, unorganisierten, aus allen möglichen kleinbürgerlichen Elementen zusammengekoppelten Wahlmasse. Ein radikaler Deputierter durfte seinen freien Willen nach den Augenblicksinteressen seiner einflußreichen Wähler betätigen, ein radikaler Minister handelte selten radikal in der Regierung. Der Deputierte war vom Minister,

der über Stellen und „Liebesgaben", der Minister von der jeweiligen Mehrheit, die über das Vertrauensvotum verfügt, abhängig.

Allein der nie aufhörende Konkurrenzkampf gegen die Reaktion, die sich auf das vorrevolutionäre Frankreich in Verbindung mit dem Großbürgertum stützt, zwang den Radikalismus immerhin zu einer gewissen Geschlossenheit. Nahm aber der Kampf ab, so lösten sich die Bande, und das zügellose Strebertum gewann die Oberhand. Jeder für sich im Wahlkreis und der Minister für alle im Rate der Regierung! — das war die Losung.

So wäre es weitergegangen, wenn der Klassenkampf nicht die *geeinigte* sozialistische Partei" als neuen mächtigen Faktor auf die politische Bühne gebracht hätte. Anfangs verlor der Radikalismus gänzlich den Kopf. Wie ein Betrunkener taumelte er bald nach rechts, bald nach links. Die Regierung des Herrn Clemenceau, dieses Sonntagskindes des kleinbürgerlichen Individualismus, dem jede stramme Organisation in tiefster Seele verhaßt ist, war das politische Produkt dieser Periode der gänzlichen Zerfahrenheit. Clemenceau hatte bislang mutig einen heftigen Kampf für die Grundlagen einer freiheitlichen bürgerlichen Demokratie geführt. Als er aber zur Macht gelangte und die für den sozialen Fortschritt kämpfende Arbeiterklasse und die geeinigte sozialistische Partei vor sich sah, verlor er jeden Halt und schlug wie ein Rasender drein. Zwei Dinge sind für alle Zeiten dem geistreichen und persönlich ehrenhaften Individualisten Clemenceau verschlossen: Sozialismus und Internationalität. Er begreift und verteidigt mit schneidender Logik und beißendem Witz die Freiheit *im allgemeinen*, steht aber in unglaublicher Weise stumpf und verständnislos *den konkreten* Bedingungen ihrer Verwirklichung: den Forderungen des Sozialismus gegenüber. Der Übersetzer des Buches „On Liberty" („Über die Freiheit") von J. St. Mill liebt und würdigt bloß die *politische Revolution*. Die *soziale Revolution* ist und bleibt für ihn ein Buch mit sieben Siegeln.

Auf dieser Zerfahrenheit der radikalen Partei, gegen die Clemenceau durch seine verbrecherische Taktik gegenüber der Arbeiterklasse den Volkszorn bis aufs äußerste gereizt hatte, baute der Erzstreber und Renegat Briand sein politisches Glück, seine politische Karriere. Der ehemalige Generalstreikler ließ sich in ein förmliches Liebesverhältnis mit der Reaktion ein. Er ist der Erfinder, genauer der Erneuerer der Taktik „der Beruhigung". Frankreich sei kampfesmüde. Es brauche Ruhe. Es solle *alle* seine Bürger sanft und liebevoll behandeln. Der Kampf sei beendigt. Es beginne nun die *Verdauungsperiode*. So heißen die Hauptsätze des neuen Evangeliums des ehemaligen Revolutionärs.

Diese Einschläferungstaktik, von der die im geheimen den gehässigsten Kampf gegen *jeden* Fortschritt führende Reaktion den größten Nutzen zieht, ist keineswegs neu. Ganz ebenso hatte schon der ehemalige Führer der Reaktion, der Minister Casimir Perrier, der spätere Präsident, gesprochen, just im Jahre 1904, dem denkwürdigen Jahre der anarchistischen Bomben, der „verbrecherischen" Knebelgesetze, mit denen noch heute die Arbeiter gepeitscht werden. Die Reaktion benutzte damals die Schwächung des republikanischen Gewissens und erhöhte *in demselben Jahre* den Kornzoll auf 7 Franken. Méline, der Führer der französischen Brotwucherer, ließ sich seine reaktionären Dienste bar bezahlen und leitete die Periode der

Lebensmittelteuerung ein. Und vier Jahre später begann die Dreyfusaffäre, wo die Republik einen Kampf auf Leben und Tod zu führen gezwungen war. So endigte das heuchlerische Friedenslied Casimir Perriers.

Ebenso stand es auch mit der verräterischen „Beruhigungspolitik" Briands. Wenn die Reaktion Ruhe predigt, so kann man sicher sein, daß sie im stillen neue Waffen gegen die Republik schmiedet.

Nachdem Barthou als Briands würdiger Nachfolger und unter der Führung Poincarés, der zweiten, verbesserten Auflage von Felix Faure — auch Felix Faure wurde 1894 mit Hilfe der Rechten gegen Brisson gewählt —, rücksichtslos den reaktionären Weg betreten hatte, begriff endlich die radikale Partei, daß die Organisation für sie eine Existenzfrage sei. Nachdem sich die Radikalen über die „geeinigten" Sozialisten lustig gemacht hatten, waren sie doch gezwungen, es unserer Partei nachzumachen. Sie „vereinigten" sich ihrerseits unter der Führung Caillaux'.

Es war höchste Zeit. Briand, ein Seiltänzer ohnegleichen, der es immer vorzieht, hinter den Kulissen sein Gauklerwerk zu treiben, wurde nun seinerseits gezwungen, offen aufzutreten. Statt an sämtlichen Parteien zu zehren und zu naschen, überall Verderben und Verrat säend, mußte er seine eigene „Partei" bilden in Verbindung mit Barthou und Millerand. So entstand die „Föderation der Linken", die sich fast ausschließlich aus den „Gemäßigten" und den Elementen der Rechten zusammensetzt.

Wie zur Zeit Boulangers und Felix Faures wurde die nationale Phrase als Losung und Schlachtruf proklamiert. Die nationale Sammlung ist aber lediglich ein Vorwand zur Sammlung aller rückständigen Elemente. Die „Briandisten" bilden die Partei des krassesten und schmutzigsten Klassenegoismus, der nationalistischen und militaristischen Abenteurer, der Kolonialhelden, der kapitalistischen Schmarotzer und Scharfmacher. Millerand, ein gewissenloser Streber und nationalistischer Demagog, hat sich mit Leib und Seele als Kriegsminister dem chauvinistischen Teufel verschrieben. Er liebäugelt mit den Jesuiten, die das große Wort im Generalstab führen. Barthou, ein Zyniker, ein Waffenträger Mélines, hat nie seine schöne reaktionäre Seele zu verhüllen gesucht. Ihm verdankt das Land die Durchsetzung des „Dreijahregesetzes", die fetteste Beute der Dunkelmänner. Briand wurde der Liebling der Scharfmacher, seit er sich ihnen als großer Staatsmann durch seine niederträchtige und ungesetzliche Niederwerfung des Eisenbahnerstreiks legitimiert hatte. Diese reaktionäre Bande bildete nun den Sammelpunkt der kapitalistischen, militaristischen und nationalistischen Reaktion.

Ihr unmittelbares Kampfobjekt ist die Einkommensteuer. Der Militarismus hat die Finanzen ruiniert und ein Milliardendefizit geschaffen. Die kapitalistischen Patrioten sind fest entschlossen, die Kosten ihres Militarismus durch die Arbeiterklasse bezahlen zu lassen. Sie erklärten der Einkommensteuer und der Regierung Doumergue-Caillaux, die sich entschlossen zeigte, die Einkommensteuer durchzuführen, den Krieg bis aufs Messer. Die Einkommensteuer ist eine Existenzfrage für die radikale Partei. Seit Jahrzehnten versprach sie dieselbe und kam nie dazu, das Versprechen einzulösen. Ihr Führer, Herr Leon Bourgeois, kapitulierte vor dem Senat, nachdem er die Einkommensteuer siegreich durch die Kammer geführt hatte. Zwei Jahrzehnte sind seither in die Welt gegangen. Der Finanzminister, Herr Paul Doumer, der das Gesetz bis an den Senat brachte, verkaufte sich buchstäblich

der Kapitalistenklasse, wie es in diesem Jahre ein anderer „radikaler" Minister, Herr Charles Dumont tat. Aus diesen Beispielen ist klar zu ersehen, mit welchen Schwierigkeiten eine Einkommensteuer in Frankreich zu kämpfen hatte.

Dieser grenzenlose Haß, ebenso grenzenlos wie der unbesteuerte Reichtum, hat den Finanzminister Caillaux seine Stellung, sein Familienglück und vielleicht seine politische Laufbahn gekostet. Man versuchte vor allem, ihn auf parlamentarischem Wege zu stürzen. Als es nicht gelang, begann das bonapartistisch-kapitalistische Blatt „Le Figaro" einen persönlichen Feldzug mit den giftigsten Waffen. Man kennt das tragische Ende des Ehrenmannes Calmette, des Direktors des Figaro.

Mit dem Tode Calmettes und dem Scheiden Caillaux' aus dem Ministerium Doumergue-Viviani hörte der Feldzug gegen die radikale Regierung nicht auf, da die Einkommensteuer noch immer drohend dastand. Daher entschloß sich Barthou jetzt zum großen Coup, der den Feldzug Calmettes krönen sollte. Er las der Kammer ein von ihm während seiner Ministerschaft aus der Kanzlei entwendetes Aktenstück vor, eine Art Beichte, in der ein Generalstaatsanwalt von einer Pression erzählte, die der ehemalige Ministerpräsident Monis auf Ersuchen Caillaux' auf ihn ausgeübt habe, um eine Fristverschiebung im Prozeß Rochette zu erzielen, was auch geschah. Die Sache war längst bekannt. Im Ozean der kapitalistischen Ungerechtigkeiten und Rechtsverletzungen ist diese Rochettegeschichte ein einziger Tropfen. Rochette ist einer der Tausende Börsen- und Gründerspekulanten, die aus der Narrheit der nach rascher Bereicherung lechzenden Rentner ihr Lebensglück schmieden. Da Rochette einer anderen Bande von Schwindlern im Wege stand, die sich um das „Petit Journal", das reaktionärste Blatt, das die ländliche Bevölkerung vergiftet, gruppiert, so wurde er mit Hilfe einer Reihe von Justizskandalen an die Wand gedrückt und kaltgestellt. Von einem „Ende des Regimes" nach dem Muster der reaktionären Tintenkulis bei dieser Gelegenheit zu berichten, ist kaum am Platze. Neben dem einen angeklagten Rochette stehen Tausende Rochettes, die in aller Ruhe und Freiheit dem nach arbeitslosem Gewinn dürstenden Rentnergesindel die Haut über die Ohren ziehen.

Die Reaktion, die in ihren Reihen zahllose große und kleine Gauner schirmt und verbirgt, spielt jedesmal die Komödie der Tugend, wenn es ihr gelingt, einen Skandal auf die politische Rechnung ihrer Gegner zu setzen. Das Publikum ist immer froh, endlich einen Dieb am Kragen festzuhalten. Der Tugendphilister hat keinen Sinn für den Skandal der kapitalistischen Ausbeutung. Er begreift bloß Sonderskandale, die auf Effektmacherei berechnet sind.

Die Häuptlinge der Monarchisten und Nationalisten, wie zum Beispiel Delahaye, haben sich aus dieser Ausschlachtung der Tugend eine wahre Spezialität gemacht. Wie Raben zehren sie von der Fäulnis. Gerade die Monarchisten haben kein Recht, in der Affäre Rochette mitzusprechen, da es sich in diesem wie in allen ähnlichen Fällen darum handelt, daß die bürgerliche Republik noch bis jetzt den echt monarchistischen Sitten kein gründliches Valet gesagt hat und überhaupt nicht sagen kann. Eine kapitalistische Republik ist immer ein lebendiger Widerspruch, wo zwei einander feindliche Prinzipien sich stets in den Haaren liegen.

Die Sozialisten betrachten die Skandale und Skandälchen der bürgerlichen Gesellschaft bloß als Musterproben des permanenten Weltskandals der kapitalistischen Ausbeutung. Für die Reaktion sind die Skandale entweder Vertuschungsobjekt, wenn sie in ihren eigenen Reihen entstehen, oder Aufreizungsmittel gegen die Republik und ihre winzigen Rechtseroberungen.

Genosse Jaurès stellte sich selbstverständlich auf den sozialistischen Standpunkt, konnte aber der Natur der Sache nach weder die reaktionäre Ausschlachtung des Skandals verhindern noch die Radikalen zufriedenstellen, die ihre kapitalistischen Sünden mit Aufopferung zweier ehemaliger Ministerpräsidenten, Caillaux und Monis, ihrer Führer, zu bezahlen gezwungen waren.

Der Skandal Rochette-Monis-Caillaux, der, wie gesagt, im Vergleich zu größeren Skandalen, wie zum Beispiel dem Panamaschwindel, bloß einen Schönheitsfehler der gegenwärtigen Gesellschaft darstellt, wird hauptsächlich den reaktionären Cliquen dienen. Er wird von ihnen als das höchst erwünschte Ablenkungsmittel von den wichtigen aktuellen Fragen, der dreijährigen Dienstzeit und der Einkommensteuer, mißbraucht werden.

Es ist Sache der sozialistischen Partei, diesem reaktionären Schwindel im Wahlkampf entgegenzutreten. Schon stehen, wie unser Parteisekretär Louis Dubreuilh in der „Humanité" anzeigt, mehr als 400 sozialistische Kandidaten im Wahlkampf. Keine einzige Partei verfügt über eine solche Zahl, da die gegnerischen Parteien bloß dort kämpfen, wo sie auf Eroberung von Sitzen rechnen dürfen.

Die radikale Partei kämpft in erster Linie gegen die Verlängerung der Dienstzeit und für die Einkommensteuer. Nur leidet ihr Kampf gegen den Militarismus wie immer an Halbheit und Inkonsequenz. Sie wagt kaum, für die „zwei Jahre" einzutreten, sondern spricht im allgemeinen von „Verkürzung der Dienstzeit". Das Marokkoabenteuer schüttelt sie von ihren Rockschößen nicht ab.

Die Aufgabe der sozialistischen Partei ist auf diese Weise keine einfache. Sie muß zu gleicher Zeit die radikale Charakterlosigkeit und Halbheit bekämpfen und die Gefahr der briandistischen Reaktion zu beseitigen suchen. Der erste Wahlgang dient vor allem dem ersten Zwecke. Im zweiten Wahlgang wird die Partei ihre republikanische Pflicht tun, indem sie zum Siege der bürgerlichen Demokratie über die „schwarze Bande" der Reaktion nach Kräften beitragen wird.

Aber im zweiten Wahlgang werden dank dem Durchfall der Wahlreform (der Proporzwahlen) die Dinge nicht klar und einfach liegen. Die gerechte Forderung der Verhältniswahlen wird in den Händen der Reaktion zu einer vergifteten Waffe. Verschiedene unlautere und streberische Elemente werden diese Waffe ausnützen, um sich mit Hilfe der Reaktion ihre Sitze einzuschachern. Die Verantwortlichkeit für diese traurige Tatsache muß denen zugewälzt werden, die diese demokratische Forderung aus ihren Händen in die der Reaktion übergehen ließen....

Ein Wahlkuriosum ist die Bildung einer „neuen Partei", die sich ebenso stolz wie unberechtigt „Arbeiterpartei" („Parti ouvrier") nennt. Der einzige Mann, der in dieser neuen Partei Beachtung verdient, ist Jean Allemane, der trotz seiner Fehler in der französischen Arbeiterbewegung eine gewisse Rolle gespielt hat. Außerdem besteht „die Partei" aus einem paar Dutzend

Stänkern und Querköpfen, für die die sozialistische Partei keine führenden Stellen übrig hatte.

In ihrem sozusagen Auch-Wahlkampfe vertritt die neue „Partei" die Taktik des größeren Übels. Sie bekämpft mit keinem einzigen Worte die Reaktion. Die größten Feinde des Volkes sind: die bürgerlichen Demokraten mit Caillaux an der Spitze und — die sozialistische Partei. Die neue „Partei" ebenso wie ihr tägliches Blatt „Cri du Peuple" und ihr Wochenblatt „Lutte de Classe" beziehen Geldmittel aus unbekannten Quellen. Genosse Renaudel wies nach, daß die klerikalen „Arbeiterfreunde" dabei tätig sind. Es ist tief zu bedauern, daß ein Mann wie Allemane sich für eine solch unreine und arbeiterschädigende Sache mißbrauchen läßt. Selbstverständlich unterstützt die gesamte reaktionäre Presse die neue „Partei", die ebenfalls ein Produkt des kleinbürgerlichen Kleingeistes und Strebertums, aber in unseren eigenen Reihen ist.

Wenn man den jetzigen Wahlkampf mit dem vorhergegangenen vergleicht, so sind doch als erfreuliche Erscheinungen folgende Umstände hervorzuheben: 1. Niemand wagt es, die Republik und die Weltlichkeit des Staates offen zu bekämpfen. Die Briands müssen unter einer Maske auftreten. 2. Nie hat die sozialistische Partei eine so bedeutende Rolle im Wahlkampf gespielt wie heute. Es geht also trotz alledem vorwärts!

Fünfundzwanzig Jahre Wahlverein.

Von Eugen Ernst.

Im Frühjahr 1914 können die Wahlvereine Groß-Berlins auf eine fünfundzwanzigjährige Tätigkeit zurückblicken. Ist der Mitgliederbestand der Organisationen auch kein untrügliches Bild von der Stärke der Parteibewegung, da hier verschiedene Umstände zugunsten oder zuungunsten der Organisationsmöglichkeit ein oft sehr gewichtiges Wort mitsprechen, so braucht sich Berlin doch seiner Mitgliederzahl nicht zu schämen.

Nicht immer stand Berlin an der Spitze der Parteiorganisation. Lange Jahre fand der Ruf, sich selbständig als Klasse zu organisieren, bei den Berliner Arbeitern keinen Widerhall. Zwar nahmen die Berliner Arbeiter an den Berliner Märzkämpfen hervorragenden Anteil, aber ein klares Erkennen ihrer Klassenlage ging ihnen zum großen Teil noch ab. Berlin war bis in die sechziger Jahre noch vorwiegend eine Kleinbürger- und Beamtenstadt. Die Arbeiter waren größtenteils in handwerksmäßigen Betrieben beschäftigt, wohnten bei den Meistern und lebten deshalb auch in deren kleinbürgerlicher Anschauungsweise. Als am 23. Mai 1863 in Leipzig der „Allgemeine Deutsche Arbeiterverein" gegründet wurde, fehlte Berlin. Und während am Niederrhein, in Sachsen und auch in Süddeutschland sich die klassenbewußten Arbeiter längst in sozialdemokratischen Organisationen zusammengefunden, blieben die Berliner Arbeiter noch Mitglieder der fortschrittlichen Bildungs- und Turnvereine, besonders des Berliner Handwerkervereins. Der „Allgemeine Deutsche Arbeiterverein" zählte nur einige Mitglieder.

Schon Lassalle wollte Berlin „erobern" und versuchte immer wieder, den sterilen Boden für seine Ideen fruchtbar zu machen. Sein Nachfolger

J. B. v. Schweitzer ließ aus diesem Grunde auch das Zentralorgan in Berlin erscheinen, obwohl der Sitz des Vereins in Leipzig war. Am 15. Dezember 1864 erschien hier die erste Nummer des Zentralorgans „Der Sozialdemokrat". Aber trotzdem ging es mit der Organisierung der Berliner Arbeiter sehr langsam. Der „Allgemeine Deutsche Arbeiterverein" zählte in Berlin nie über tausend Mitglieder, die im August 1869 gegründete „Sozialdemokratische Arbeiterpartei" erreichte diese Zahl nicht einmal annähernd.

Frisches Leben und klare, zielsichere Kampfeslust kam in die Reihen der Berliner Arbeiter erst, als die preußische Regierung gewaltsam gegen sie vorging. Im Frühjahr 1875 wurden die Organisationen der beiden Parteien gerichtlich geschlossen. Gerade dieser Gewaltakt des gemeinsamen Feindes hämmerte den Arbeitern die Erkenntnis ein, daß sie geschlossen zusammenstehen müssen, wenn sie die kommenden Kämpfe durchzufechten imstande sein wollen. In der Woche vom 22. bis 27. Mai 1875 fand in Gotha die Vereinigung der beiden Richtungen der deutschen Sozialdemokratie statt. Am 15. Juli 1875 wurde in Berlin von den nunmehr vereinigten Parteigenossen der „Sozialistische Arbeiterwahlverein Berlins" gegründet, und auch die beiden Nachbarkreise Teltow-Beeskow und Niederbarnim gründeten Kreiswahlvereine. Vom 1. Januar 1876 ab erschien in Berlin die „Berliner Freie Presse", die bald großen Einfluß errang.

Aber schon zeigten sich die ersten Zeichen des gegen die Arbeiter heraufziehenden Gewitters. Am 30. März 1876 erfolgte die vorläufige Schließung der sozialdemokratischen Partei in Preußen und damit auch der bestehenden Wahlvereine Groß-Berlins. Ein neugegründeter „Wahlverein der Sozialdemokraten Berlins" erhielt nicht die damals noch notwendige Genehmigung der Statuten. Und dem am 11. November 1877 gegründeten „Verein zur Wahrung der Interessen der werktätigen Bevölkerung Berlins" war keine lange Lebensdauer beschieden. Auf die beiden Attentate gegen den damaligen Kaiser Wilhelm I. folgte im Oktober 1878 das Sozialistengesetz.

Es ist hier nicht der Ort, die Folgen dieses Gesetzes gebührend zu brandmarken, bekannt dürfte sein, daß Berlin den heißesten Kampf auszufechten hatte. Die Arbeitervereine wurden aufgelöst, die sozialistischen Zeitschriften und Zeitungen verboten. Da trat selbstverständlich an Stelle der Wahlvereine die Geheimorganisation, die sich zur Hauptaufgabe machte, die sozialdemokratische Literatur nach Berlin zu schmuggeln und die Opfer des Schandgesetzes zu unterstützen. Schon einige Monate nach Erlaß des Sozialistengesetzes fanden sich eine Anzahl Genossen zusammen, um Mittel zur Unterstützung der Familien der Ausgewiesenen aufzubringen. Diese Organisation, die natürlich geheim sein mußte, baute sich mit der Zeit immer weiter aus. Der sechste Kreis teilte sich zuerst in kleine Gruppen, sogenannte „Hauptmannschaften", deren Bezirke genau abgegrenzt waren. Im Herbst 1881 wurde diese Einteilung für ganz Berlin eingeführt. Die „Hauptleute" wurden von den Mitgliedern der „inneren Bewegung" gewählt, diese wiederum wählten sich für ihren Kreis einen „Vertreter" und einen „Stellvertreter"; der letztere besorgte die Kassengeschäfte. Niemand im Kreise aber sollte die Namen der beiden kennen lernen. Wurde einer verhaftet oder allzusehr observiert, so trat sofort ein anderer an seine Stelle. Der vierte und der sechste Kreis waren in je zwei selbständige Organisationen geteilt. Im Jahre 1887 schlossen sich Niederbarnim und im Februar 1888 Teltow-

Beeskow der Organisation an. Damit war zum erstenmal Groß-Berlin organisatorisch einheitlich zusammengeschlossen. Von Zeit zu Zeit fand über Groß-Berlin eine „Korpora" statt, zu der die acht Kreise Berlins Delegierte sandten.

Diese Organisationsform hat sich trefflich bewährt. Schon in ihrem ersten Rechenschaftsbericht, den sie dem Reichstag über die Durchführung des Sozialistengesetzes jährlich zu geben hatte, im März 1879 klagt die Regierung, „daß die Leiter der sozialdemokratischen Bewegung in Berlin unter der Oberfläche ruhig weiteragitieren, daß sie den alten Bestand der Partei nicht nur erhalten, sondern durch Zuführung neuer Jünger zu vergrößern suchen". Als Ersatz für die „Freie Presse" verbreiteten die Genossen zuerst die von Joh. Most am 4. Januar 1879 in London gegründete „Freiheit" — solange sie sozialdemokratisch blieb — und nachher den am 28. September 1879 in Zürich herausgegebenen „Sozialdemokrat". Daß die Arbeit der Genossen nicht vergeblich war, beweisen allein schon die für uns abgegebenen Stimmen. Bei der Reichstagswahl am 30. Juli 1878 erhielten wir in den acht Kreisen Groß-Berlins 63 665, bei der Wahl 1890 aber 158 848 Stimmen.

So erledigte die „innere Bewegung" die Parteiarbeiten, so gut es unter den obwaltenden Verhältnissen ging. Aber der Wunsch nach einer öffentlichen Organisation blieb namentlich unter den mehr abseits stehenden Genossen lebendig. 1884 wurde die Handhabung des Sozialistengesetzes milder, und sofort bildeten sich sozialdemokratische Vereine. So wurde gegründet: für den zweiten Kreis der Bezirksverein der arbeitenden Bevölkerung des Südwestens, für den dritten Kreis der Luisenstädtische Bezirksverein, für den vierten Kreis der Bezirksverein Südost und der Bezirksverein für den Osten, für den fünften Kreis der Bezirksverein Unverzagt, im sechsten Kreise hatten die vier historischen Vorstädte je einen Bezirksverein. Aber die Freude dauerte nicht lange. 1886 wehte wieder ein scharfer Wind, und die Bezirksvereine wurden am 4. September 1886 polizeilich geschlossen. Daß die Bezirksvereine nicht etwa verwässerte Politik trieben, beweist die Anklageschrift, die ihnen zum Vorwurf machte, daß die in den Vereinsversammlungen gehaltenen Reden bekannter Sozialdemokraten „die Schürung des Klassenhasses und die Aufreizung der Arbeiter gegen die besitzenden Bevölkerungsklassen bezweckten".

Nach der Auflösung der Vereine erhielten die Rauch-, Lese- und Diskutierklubs wieder größere Bedeutung, da sie jetzt als Notbehelf dienten, um größere Massen der Arbeiter zusammenzuführen.

Ende der achtziger Jahre trat eine Änderung in der Handhabung des Sozialistengesetzes ein. Anfang Januar 1889 ging eine Notiz durch die Presse, wonach die Ausweisungen aufhören sollten, weil die Regierung zu der Ansicht gelangt sei, daß die Ausgewiesenen nach ihrer Ausweisung an ihrem neuen Wohnsitz eine hervorragende Stellung einnehmen und dort die Ideen verbreiten, wegen deren sie ausgewiesen wurden. Die Notiz wurde bezweifelt, um so mehr, als Bismarck gleich darauf einen Gesetzentwurf einbrachte, der es ermöglichte, daß Sozialdemokraten überhaupt des Landes verwiesen werden konnten, aber es war schon etwas Wahres daran. Doch der Entwurf des sogenannten Expatriierungsgesetzes wurde glatt abgelehnt. Auch für die Verlängerung des Schandgesetzes war keine rechte Stimmung mehr vorhanden, und so fiel es nach zwölfjährigem Bestehen.

Sofort fanden sich die Berliner Parteigenossen in politischen Organisationen zusammen. Am 14. Februar 1889 wurde ein Wahlverein für den fünften Kreis gegründet. Im vierten Wahlkreis gründeten die Genossen am 21. Februar einen Verein zur Erzielung volkstümlicher Wahlen, der zuerst nur für den Osten bestimmt war, durch Versammlungsbeschluß vom 16. April aber seine Tätigkeit auch auf den Südosten ausdehnte und sich dann ebenfalls „Sozialdemokratischer Wahlverein" nannte. Ende Februar gründete der sechste Kreis einen sozialdemokratischen Wahlverein, am 15. April der zweite Kreis und am 18. April der erste Kreis. Auch in den beiden Landkreisen Groß-Berlins gingen einzelne Orte an die Gründung von Ortswahlvereinen. Nur der dritte Kreis konnte sich noch nicht dazu entschließen. Hier nahm die „innere Bewegung" schroff Stellung gegen die Gründung von Wahlvereinen. Ein Komitee hatte aber hinter dem Rücken der „Bewegung" zum 8. Juli 1889 eine Versammlung einberufen und teilte dort mit, daß ein Wahlverein für den dritten Kreis bereits gegründet sei, Mitglieder werden aufgenommen. In der Versammlung wurde dieses Vorgehen in schärfster Weise angegriffen. Interessant ist eine Redewendung, die die damalige Auffassung über die Aufgaben der gewerkschaftlichen Organisationen scharf beleuchtet. Ein bekannter Redner wies darauf hin, daß im dritten Kreise fast nur aufgeklärte und organisierte Genossen wohnen, die in ihren Fachvereinen doch dieselben Vorträge und dieselben Redner hörten, ein Wahlverein wäre also nur Vereinsspielerei.

Nun waren die Wahlvereine damals ja auch wirklich noch keine imponierenden Gebilde und ihre innere Einrichtung auch noch eine sehr einfache. Es wurden Versammlungen abgehalten und in Zahlstellen Beiträge entgegengenommen. Die eigentliche Leitung in dem Kreise hatte nach wie vor die „innere Bewegung". Als 1890 auf dem Parteitag zu Halle das Vertrauensmännersystem für ganz Deutschland eingeführt wurde, ging diese Machtbefugnis auf die Vertrauensleute und die hinter ihnen stehenden Hilfsleute über. 1893/94 wurden in den Berliner Wahlvereinen die Zahlabende eingerichtet. Über jeden Reichstagswahlkreis wurde ein Bezirksführer eingesetzt, der am Zahlabend die Beiträge kassierte und mit den Genossen die Vereinsarbeiten besprach. Die Wahlvereine erlangten nunmehr größere Bedeutung, die Mitgliederzahl stieg erheblich. Da wollte sich der damalige Minister v. Köller als Ritter Georg zeigen, er wollte den Drachen Sozialismus erlegen. Am 25. November 1895 ließ er in Berlin bei zirka achtzig Parteigenossen hausuchen, und dann erfolgte die Schließung der Berliner Parteiorganisation, ebenso die des deutschen Parteivorstandes. Die Vereine sollten miteinander in Verbindung getreten sein; das war damals — wenigstens noch für die Arbeitervereine — verboten. Aber das Reichsgericht hob die Schließung im Frühjahr 1897 auf, und im Mai 1897 hielten die Berliner Wahlvereine ihre Versammlungen wieder ab. Der vierte Kreis errichtete zwei Wahlvereine, einen für den Osten und einen für den Südosten. Diese Teilung wurde erst 1905 wieder aufgehoben. Während der Schließung der Wahlvereine ruhte die Agitation selbstverständlich nicht, im sechsten Kreise war als Ersatz des Wahlvereins der Verein „Vorwärts" gegründet worden. Der sogenannte Köller-Coup hatte aber den einen Erfolg, daß auch die bürgerlichen Parteien endlich die Unhaltbarkeit des § 8 des alten preußischen Vereinsgesetzes einsahen, der das Inverbindungtreten poli-

tischer Vereine verbot. Am 6. Dezember 1899 wurde dieser Paragraph durch ein Notgesetz aufgehoben.

Mit dem Erstarken der Wahlvereine wurde bei den Mitgliedern der Wunsch laut, daß alle Parteiangelegenheiten in den Wahlvereinen erledigt werden, namentlich aber die Aufstellung der Kandidaten zu allen Parteiposten dort zu geschehen habe. Am 9. Dezember 1900 schlossen sich die einzelnen Ortswahlvereine in Teltow-Beeskow zu einem Zentralwahlverein des Kreises zusammen, dessen Statut bestimmte, daß die Wahlvereine alle Parteigeschäfte des Ortes übernehmen; der nach dem deutschen Parteistatut noch zu wählende Vertrauensmann wurde in der Kreisgeneralversammlung gewählt. Bald folgten der fünfte und der sechste Kreis mit dieser Einrichtung. Darüber entbrannte ein heftiger Streit, da die anderen Kreise die alte Form der Organisation für besser und praktischer hielten. Doch der Gedanke setzte sich durch. Am 11. Juni 1905 veröffentlichte der Parteivorstand einen Entwurf für ein neues Parteistatut, dessen § 4 bestimmt: „Die Grundlage der Organisation für jeden Reichstagswahlkreis bildet der sozialdemokratische Verein". Da die Frauen den politischen Vereinen noch nicht angehören durften, sollte für die Frauenagitation in jedem Kreise eine weibliche Vertrauensperson gewählt werden.

Damit war der Weg frei für den langgehegten Wunsch vieler Genossen, für Groß-Berlin eine festgeschlossene Bezirksorganisation auf der Grundlage der acht Kreiswahlvereine zu bilden. Am 17. Dezember 1905 erfolgte die Gründung des „Verbandes sozialdemokratischer Wahlvereine Berlins und Umgegend". Die Zentralisation beruht auf dem Föderativsystem, jeder Kreis behielt seine volle Selbständigkeit in der Verwaltung der Gelder, bei der Agitation und bei den Wahlen. Nur gemeinsame Angelegenheiten Groß-Berlins werden im Bezirksvorstand erledigt. Im April 1908 wurde das neue Vereinsgesetz angenommen, nach dem auch die Frauen den politischen Vereinen beitreten konnten. Diese hatten in Berlin bereits bei der Reichstagswahl 1903 einen „Sozialdemokratischen Wahlverein der Frauen für Berlin und Umgegend" gegründet, dem in der kurzen Zeit seines Bestehens 988 Frauen beigetreten waren. Später gaben sie für die weiblichen Parteimitglieder Karten und Marken heraus. Im Herbst 1908 traten sie dann den einzelnen Wahlvereinen bei.

Wie erfolgreich die Agitationsarbeit im Verband war, dafür nur einige Zahlen. Der Mitgliederbestand in Groß-Berlin betrug:

am 30. Dezember	1905	. . . . .	41700				
- 31. -	1906	. . . . .	64918				
- 31. -	1907	. . . . .	82427				
- 31. -	1908	. . . . .	90869,	darunter	7592	weibliche	
- 30. Juni	1910	. . . . .	101191,	-	12766	-	
- 30. -	1911	. . . . .	111018,	-	16947	-	
- 30. -	1912	. . . . .	119769,	-	20039	-	
- 31. März	1913	. . . . .	118798,	-	21105	-	

Trotz der furchtbaren Krise, die sich in Berlin in voller Schärfe zeigte, hoffen wir in diesem Jahre auf eine Zunahme. Ein Erfolg, der sicher recht erfreulich ist, der aber doch zu weiteren größeren Anstrengungen zur Gewinnung von Mitgliedern anfeuern soll.

Nun eine kurze Übersicht über die Organisationsform, die nur in großen Zügen gegeben werden kann, da sie in den einzelnen Kreisen nicht genau

übereinstimmt. Jedem Reichstagswahlbezirk steht ein Bezirksführer vor, der an jedem zweiten Mittwoch im Monat mit den Mitgliedern einen Zahlabend abhält. In den Zahlabenden werden die Beiträge kassiert und alle Vereinsangelegenheiten besprochen. Der Vorstand — wenigstens in den sechs Kreisen der Stadt Berlin — gibt in den kurz vorher stattfindenden Konferenzen den Bezirksführern des Kreises einen eingehenden Bericht. Zu allen Wahlen und größeren Parteiaktionen sollen — soweit es irgend angängig ist — die Zahlabende vorher Stellung nehmen können. Der Bezirks- oder Zentralvorstand besteht aus 66 Personen. Die Mitglieder desselben werden von den Kreisen im Verhältnis zu ihrer Mitgliederzahl gewählt. Nur der erste Vorsitzende, der erste Kassierer und erste Schriftführer werden in der Verbandsgeneralversammlung gewählt.

An jedem vierten Montag im Monat findet zum Zwecke der prinzipiellen Fortbildung der Frauen ein Frauenleseabend statt, eine Einrichtung, die sich großer Beliebtheit unter den Frauen erfreut. Von Zeit zu Zeit werden die Leiterinnen der Leseabende zu einer Aussprache zusammenberufen. Für die vorgeschritteneren Frauen finden Kurse statt, um sie möglichst als Rednerinnen auszubilden.

Für die jugendlichen Genossen von 18 bis 21 Jahren sind besondere Zusammenkünfte veranstaltet, um sie planmäßig mit den Grundsätzen der Partei und ihrer ganzen Weltanschauung vertraut zu machen.

Um den jungen Leuten von 14 bis 18 Jahren Gelegenheit zum geselligen Beisammensein zu geben, sind in Berlin und in den beiden Vorortkreisen 24 Jugendheime eingerichtet.

Für die Agitation unter den Jugendlichen besteht ein Ausschuß von 15 Mitgliedern und einem Sekretär. Die Tätigkeit des Jugendausschusses besteht darin, eine planmäßige Agitation unter der arbeitenden Jugend für die freie Jugendbewegung zu betreiben sowie für die Bildung und Erziehung der Jugend im Sinne der proletarischen Weltanschauung Sorge zu tragen. Diese letztere Aufgabe erfüllt er durch Veranstaltung von Einzelvorträgen und Vortragskursen über alle Wissensgebiete, ferner durch die Arrangierung geeigneter Festlichkeiten. Auch auf dem Gebiet der Unterhaltung und des Sports wird eine lebhafte Tätigkeit entfaltet.

Weiter besteht für Groß-Berlin ein Bildungsausschuß von 10 Mitgliedern und einem Sekretär. Der Bezirksbildungsausschuß, eine Zentralstelle für das proletarische Bildungswesen in Groß-Berlin, hat die Aufgabe, die Einzelorganisationen zu planmäßiger, nach gemeinsamen Grundsätzen geregelter Bildungsarbeit anzuregen und sie bei der Durchführung der Arbeit zu unterstützen. Außerdem liegt die Leitung großer, für die Gesundheit der Arbeiterschaft Groß-Berlins berechneter Unternehmungen des proletarischen Bildungswesens in den Händen des Bezirksbildungsausschusses. Unternehmungen letzterer Art sind zum Beispiel: die Arbeiterbildungsschule, Theatervorstellungen, Konzerte mit großem Orchester usw.

Damit die Kinder nicht schon im zartesten Alter der wirtschaftlichen Ausbeutung schutzlos ausgeliefert werden, ist eine Kinderschutzkommission ernannt. Jeder Kreis ernennt eine Genossin als Mitglied, der eine Anzahl Helferinnen zur Seite stehen. Diese Kommission hat die Aufgabe, die Übertretungen des Kinderschutzgesetzes festzustellen und Abhilfe zu schaffen, weiter aber auch die Kinder möglichst vor Verwahrlosung und Mißhandlung zu schützen. Un-

gefähr 400 bis 500 Genossinnen unterziehen sich dieser kulturellen, aber oft undankbaren Aufgabe.

Zur Durchführung ihrer Aufgaben stellt der Verband den Ausschüssen folgende Summen zur Verfügung: 13 000 Mark für den Bildungsausschuß, 18 000 Mark für die Jugendbewegung, 14 000 Mark für die Jugendheime, denen noch zirka 30 000 Mark durch freiwillige Beiträge der Genossen zufließen.

So erfüllt der Verband der Wahlvereine Groß-Berlins seine Aufgabe, überzeugte und kampfesfrohe Anhänger der Partei zu werben, in reichstem Maße. Gewiß gibt es noch Mängel in der Organisation, diese müssen beseitigt werden. Aber bei der ungeheuren Fluktuation der Berliner Bevölkerung, bei dem fortwährenden Zustrom aus den ländlichen, namentlich aus den östlichen Gegenden, bedarf es immer erneuter Arbeit, um die Organisation hochzuhalten. Nicht auszuruhen, sondern rastlos weiterzuarbeiten für die Aufklärung der indifferenten Massen, das soll auch nach dem 25. Jubiläum die Lebensaufgabe der Berliner Wahlvereine sein.

Anzeigen.

(Besprechungen hier angezeigter Schriften behält sich die Redaktion vor.)

Wir Volksschullehrer und die Sozialdemokratie. Berlin 1914, Buchhandlung Vorwärts. 40 Seiten. Preis 30 Pfennig.

Die Schrift zeigt dem Volksschullehrer, wie jedes Bestreben wirklicher Volksbildung am Elend des kapitalistischen Wirtschaftssystem scheitert, wie ihn also die ideale Auffassung seines Berufs zur Sozialdemokratie führen muß. Die landläufigen Einwendungen, die in Lehrerkreisen gegen die Sozialdemokratie in Umlauf sind, werden widerlegt und das Schulprogramm der Partei skizziert. Schließlich wird ein Hinweis auf die Literatur gegeben, die den Lehrer am besten und leichtesten in die Gedankenwelt der Sozialdemokratie einführt.

Adolf Braun, **Gewerkschaften und Sozialdemokratie.** Berlin 1914, Verlagsanstalt des Deutschen Holzarbeiterverbandes. 48 Seiten.

Der Verfasser untersucht und betont die notwendige Arbeitsteilung zwischen den Gewerkschaften und der politischen Partei. Er zeigt, wie sie sich gegenseitig ergänzen und innerlich aufeinander angewiesen sind, wie sie aber in ihren Zielen, in ihren Kampfmitteln und selbst in den Gegnern, gegen die sich ihr Kampf unmittelbar richtet, voneinander abweichen.

Maifestschrift der deutschen Sozialdemokratie in Österreich. Wien, Ig. Brand & Co. Preis 20 Heller (20 Pfennig).

Enthält Textbeiträge von Karl Kaniak (Gedicht), Engelbert Pernerstorfer (Die 25. Maifeier), Ernst Necker (Der Sinn der Maifeier), Gustav Slekow (Der Menschheit Maientage), Eugen Höflich (Nacht vor dem Weltfeiertag), Therese Schlesinger (Der 1. Mai und die Frauen), Max Barthel (Der kluge Jüngling), Julius Deutsch (Wachsender Widerstand der Arbeiterfeinde), Robert Grötzsch (Emil Hergesells Maitag) und Otto König (Bilder vom Maifesttag). An Bildschmuck enthält die Nummer ein Titelbild von Charles Gallé, eine Kunstbeilage „Moderne Zyklopen" nach einem Gemälde von Richard Fuhry und die Reproduktion eines Kupferstichs nach Bruegel von Peter van der Heyden, „Der Krieg zwischen den Kassenschränken und Sparbüchsen" mit erläuterndem Text von Wilh. Hausenstein.

Feuilleton

Weltbummler.

Von **Gustav Eckstein.**

In seinem wunderhübschen Buche „Papierschmetterlinge aus Japan" hat Netto eine Art launiger Systematik des Weltbummlertums entworfen. Er unterscheidet da eine ganze Reihe von Varianten der Art „Globetrotter". Zuerst kommt der Globetrotter communis (der gemeine Weltbummler). Tropenhelm, blaue Augengläser, spärliches Gepäck, Gummikragen. Sein Ideal ist, möglichst viel zu reisen und dabei möglichst wenig auszugeben. — Eine zweite Abart ist der Globetrotter scientificus (der wissenschaftliche Weltbummler). Brille, Mikroskop, einige Dutzend Notizbücher, Alkohol, Arsenik, Fangnetze, Schmetterlingsnetze, andere Netze. Er reist zu besonderen wissenschaftlichen Zwecken, meistens naturhistorischen (wenn zoologischen, dann wehe dir!). — Als dritter kommt der Globetrotter elegans in Betracht. Ist mit guten Empfehlungen seiner Regierung ausgestattet, steigt gewöhnlich bei einer Gesandtschaft ab, interessiert sich für die Jagd. — Außerdem unterscheidet Netto dann noch den „unabhängigen" Weltbummler, der auf eigener Dampfjacht reist, den „prinzlichen", den „verzweifelten", der von seinen Landsleuten auf billigem Wege nach Hause geschickt werden muß, den „hochstapelnden" und den „heuschreckenhaft" in Cookschwärmen auftretenden Globetrotter. Aber mit all diesen scharfsinnigen Unterscheidungen hat Netto doch noch eine Abart des Weltbummlertums außer acht gelassen, die zwar schon zu der Zeit existierte, als er sein Buch schrieb, aber noch nicht in den Gesichtskreis der Schriftsteller getreten war: den Globetrotter proletarieus, den proletarischen Weltbummler.

Freilich könnte man sagen, daß die so viel besungenen reisenden Handwerksburschen von einst auch eine Art Weltbummler waren; denn zu einer Zeit, wo der Spießbürger noch mit behaglichem Gleichmut lesen konnte, wie „hinten weit in der Türkei die Völker aufeinanderschlagen", war eben die „Welt" noch klein, und der Walzbruder, der von Süditalien bis Skandinavien, von Polen bis Spanien gezogen war, hatte „die ganze Welt" gesehen und durchwandert. Der moderne Weltverkehr hat aber die Welt ausgedehnt, denn sie umfaßt heute die ganze Erde, er hat sie aber auch verengert; denn heute bedeutet die Reise von Berlin nach San Franzisko oder von Triest nach Yokohama weniger an Gefahren und Anstrengungen als früher etwa eine Fahrt von Danzig nach Rom oder von Warschau nach Madrid.

Daß aber diese Erleichterungen des Reisens, das den Gesichtskreis so sehr erweitert und die Phantasie belebt, nicht nur den Reichen zugute gekommen sind, daß auch der Arbeiter heute nicht nur als Wanderarbeiter, der sein Brot in fremden Ländern suchen muß, sondern auch als Weltbummler die ganze Welt durchwandern und betrachten kann, das zeigen drei jüngst erschienene Bücher, die allerdings in ihrer ganzen Anlage und auch im Charakter ihrer Verfasser stark voneinander verschieden sind.[1]

[1] Harry Franck, Als Vagabund um die Erde. Mit 65 Abbildungen nach Originalaufnahmen des Verfassers. Frankfurt a. M. 1912, Rütten & Loening. 513 Seiten. — P. R. Eichler, Erlebnisse eines Weltbummlers. Mit einem Geleit-

Am nächsten steht dem hergebrachten Typus der Weltbummlergeschichten das Buch Eichlers, der, ein ehemaliger österreichischer Leutnant, seine Erlebnisse als Goldsucher, Hochbauingenieur, Kohlentrimmer, Fabrikchemiker, Känguruhjäger, Maschinist und Freiwilliger im Burenkrieg frisch und anspruchslos erzählt. Und doch merkt man, daß der Verfasser nicht nur in erster Linie für ein Arbeiterpublikum schreibt (die Skizzen sind zum Teil zuerst in der Wiener „Arbeiterzeitung" erschienen), sondern vor allem auch, daß er über physische Arbeit anders denkt und die Arbeitsverhältnisse anders empfindet, als es sonst bei Leuten der Fall ist, die, aus ihrer bürgerlichen, das heißt bourgeoisen Existenz herausgerissen, abenteuernd die Welt durchziehen. Für Eichler bedeutet die Notwendigkeit, von seiner Hände Arbeit zu leben, kein „Hinabsteigen", keine Entwürdigung, er macht aber auch kein Hehl daraus, daß ihm ein Leben, das dieser Notwendigkeit überhoben ist, entschieden sympathischer erscheint, freilich lange nicht so erstrebenswert, daß darüber das Recht auf Freiheit der Bewegung zu kurz kommen dürfte.

Störend wirkt in dem Buche, das im übrigen als eine wertvolle Bereicherung unserer Unterhaltungslektüre empfohlen werden kann, die kleine Erzählung „Die Wiesenburg". Man erweist dem Andenken Paul Singers keinen guten Dienst, wenn man glaubt, besonders hervorheben zu müssen, daß er auch für Obdachlose ein freundliches Wort übrig hatte. Solche Geschichten von der „Herablassung" des großen Mannes sollten wir lieber patriotischen Schullesebüchern überlassen.

Einen bedeutenden Schritt näher als Eichler kommt Franck dem neuen Typus des „proletarischen Weltbummlers", und die Lektüre seines Buches ist auch zugleich nicht nur Unterhaltung, sondern eröffnet Blicke in bisher unbekanntes Neuland. Allerdings ist auch Franck kein Proletarier, sondern eben absolvierter Student einer amerikanischen Universität, und der unmittelbare Anstoß zu seinem Unternehmen, ein Gespräch mit anderen Studenten, in dem er die kühne Behauptung aufstellt, man könne auch ohne Geld eine Reise um die Erde machen, erweckt eher die Aussicht auf ein rein sportliches als auf ein wissenschaftlich wertvolles Unternehmen; aber die Persönlichkeit Francks hat dieser Reise ihr Gepräge gegeben und sie so zu einer sozialen Entdeckungsfahrt gemacht. Denn für ihn war bald die Geldlosigkeit nur mehr das Mittel, um jene Schichten der Gesellschaft in den durchwanderten Ländern zu beobachten, auf die sonst das Auge des Globetrotters, aber auch des landsässigen Schriftstellers kaum fällt, und deren Angehörige auch der Mann der Wissenschaft in der Regel nur als Einheiten statistischer Aufnahmen, aber nicht aus lebendiger Anschauung kennt, das Proletariat des Orients, sowohl die arbeitenden Massen der orientalischen Völker als auch die eigenartige weiße Vagabundenwelt, die die Landstraßen und Großstädte besonders Ägyptens und Vorderindiens durchwandert. Das Motto, das Franck seinem Buche vorangestellt hat, das Wort Rousseaus: „Um die wirklichen Sitten eines Landes kennen zu lernen, muß man zu anderen Ständen hinabsteigen; denn die der Reichen sind fast überall die gleichen", ist charakteristisch für Absicht und Zweck seiner Reise.

---

wort von Max Winter. Wien 1913, Wiener Volksbuchhandlung Ignaz Brand & Co. 237 Seiten. Preis 2 Kronen 40 Heller (2 Mark). — Fritz Kummer, Eines Arbeiters Weltreise. Mit über 100 Abbildungen und einer Karte. Stuttgart, Alexander Schlicke & Co. 418 Seiten. Preis im Buchhandel 4,50 Mark.

Nur mit einem leichten Rucksack und einem Photographenapparat ausgerüstet, fährt Franck zunächst als Begleiter eines Viehtransports von Chikago bis Glasgow. Von dort aus durchstreift er England, dann Holland, das westliche Deutschland, Frankreich und Italien als Vagant auf der Landstraße; von Marseille fährt er als Matrose weiter nach Syrien. Von da führt ihn der Weg nach Ägypten, wo er am Nil hinauf bis Wady Halfa vordringt. Als blinder Passagier erlistet er sich die Überfahrt nach Indien, das er von einem Ende zum anderen durchzieht. Zu Fuß durchkreuzt er die malaiische Halbinsel und Siam, dann geht der Weg über Siam und Japan wieder zurück nach der Heimat.

Unterwegs mußte sich Franck seinen Lebensunterhalt und die Reise verdienen. Dabei kam ihm allerdings sehr zustatten, daß der amerikanische Student meist ganz anders lebt als der europäische und so Franck den Atlantischen Ozean schon als Student zweimal durchkreuzt hatte, einmal als Viehaufseher, einmal als Matrose. Neben diesen Fachkenntnissen erwies sich ihm auch von großem Vorteil, daß er außer der englischen der französischen und deutschen Sprache vollständig, der italienischen und spanischen einigermaßen mächtig war. Das ermöglichte ihm den Erwerb als Sekretär und Briefschreiber, doch übernahm er auch alle möglichen anderen Arten von Arbeit, wie sie eben die Gelegenheit bot. Sehr wählerisch durfte er nicht sein; denn die Arbeitsgelegenheiten für einen weißen Mann sind im Orient recht spärlich, und die Löhne sind um so tiefer herabgedrückt. Aber waren so Francks Einnahmen einigermaßen reduziert, so waren es seine Ausgaben ebenso. Nachtlager im Seemannsheim, im Asyl oder bei Mutter Grün sind nicht teuer, Schusters Rappen verlangen nicht viel Hafer, und essen kann man Klostersuppen, Freitischmahlzeiten und endlich das, wovon die Eingeborenen sich nähren. Allerdings gehört zu all dem in jeder Hinsicht ein guter Magen, und den scheint Franck auf seine Reise mitgenommen zu haben, die an seine körperliche Leistungsfähigkeit wie an seinen Mut, seine Entschlossenheit, aber auch an seine Geduld und Schlauheit die höchsten Anforderungen stellte.

Was Franck auf seiner Wanderschaft gesehen, schildert er launig und mit amerikanischem Humor. Das Leben der Landstraße rollt sich vor dem Leser ab fast wie ein Film im Kino. Der französische Arbeiter auf der Walze, der italienische Gendarm, der arabische Dorfscheich, der türkische Soldat, der deutsche Fechtbruder in Ägypten, der amerikanische Strandläufer in Indien, der australische Zirkusbesitzer, der indische Krämer und Bauer, der eingeborene Beamte und Polizist, der christliche Missionar und der buddhistische Priester, der siamesische Soldat, der chinesische Steward, der japanische Unteroffizier und noch eine lange Reihe der buntesten Gestalten ziehen an uns vorüber, fast alle lebendig, wenn auch oft nur mit ein paar Strichen gezeichnet.

Die Reiseschilderungen, besonders die Durchquerung des Libanon und später der malaiischen Halbinsel, muten oft etwas abenteuerlich an, tragen aber doch das Gepräge der Wahrheit. Für die Richtigkeit der Schilderungen des Lebens in den Seemannsheimen und auf den Landstraßen Indiens bot sich übrigens kürzlich eine Bestätigung in den Berichten, die ein Schweizer Proletarier über seine Erlebnisse in Indien im Feuilleton des Züricher „Volksrecht" veröffentlichte.

Und trotzdem, was uns Franck so anschaulich schildert, ist doch nur das Leben der Landstraße. Gewiß ist er viel inniger mit den untersten Volksschichten der Länder vertraut geworden, die er durchstreifte, als fast alle, die sie vor ihm besuchten; er hat mit ihnen gegessen, er ist mit ihnen gewandert, er hat unter ihrem Dach oder auch mit ihnen ohne Dach geschlafen; und doch fehlt eins: er hat nicht mit ihnen gearbeitet. Die Lohnarbeit, die er auf seiner Reise so oft verrichtete, als Schreiber, als Matrose, als Zimmerputzer, als Maschinist, als Handlanger usw., sollte ihm nur die Mittel verschaffen, seine Wanderung fortzusetzen; er übernahm sie nicht zu dem Zweck, die Arbeitsbedingungen kennen zu lernen und durch das Zusammenarbeiten in einer Werkstatt mit den Kollegen viel vertrauter zu werden, als es die Landstraße ermöglicht. Ein solcher Plan wäre allerdings für Franck schon deshalb nicht ausführbar gewesen, weil er keinen Beruf als Fachmann beherrschte als allenfalls den des Matrosen; vor allem wurde aber ein solcher Plan auch dadurch unmöglich gemacht, daß ein regelrechtes kameradschaftliches Zusammenarbeiten mit den Proletariern Syriens, Ägyptens, Indiens oder Chinas heute für den weißen Mann noch kaum möglich ist. Wie wichtig aber dieses Zusammenarbeiten für ein wirkliches Verständnis von Land und Leuten, insbesondere natürlich der Arbeiterschaft ist, dessen wird man erst voll gewahr bei der Lektüre von Kummers Buch.

Die lebendige Schilderungskunst des Genossen Kummer ist den Lesern der Partei- und Gewerkschaftspresse wohl bekannt. Fast jeder wird schon gelegentlich an diesen anschaulichen und oft so humorvollen Skizzen seine Freude gehabt haben. Das nun erschienene gut ausgestattete Buch enthält auch einige dieser bereits früher veröffentlichten Artikel; aber sie haben durch die Einordnung in ein geschlossenes Ganzes wesentlich gewonnen. Sie sind in diesem Zusammenhang nicht mehr lose Skizzen, die den Eindruck von Momentbildern machen, sondern sie sind Teile eines Gesamtbildes geworden, das uns das Arbeiterleben der durchreisten Länder anschaulich vor Augen führt.

Kummer ist weder als Abenteurer planlos durch die Welt gezogen wie Eichler, noch als freiwilliger Lumpenproletarier wie Franck. Auch er verdiente sich unterwegs sein Brot und seine Reise; aber ihm war die Arbeit vor allem das Mittel, die Arbeitsverhältnisse und die Arbeiter, ihr privates und öffentliches Leben, ihre gewerkschaftliche und politische Betätigung kennen zu lernen. Er reiste nicht im Zwischendeck oder als blinder Passagier, er zog nicht als Landstreicher die Straßen entlang, denn ihm war weder die Reise ein Sport noch auch das Leben der Landstraße der Gegenstand des hauptsächlichen Interesses. Aber er hatte diese wenig bequemen Reisemethoden auch nicht nötig; denn als in seinem Fach vielseitig beschlagener Metallarbeiter konnte er sich leicht so viel verdienen, wie er zu einem verhältnismäßig bequemen Leben brauchte.

Mit dieser recht verschiedenen Einstellung des Interesses hängt auch aufs innigste die Wahl der Länder zusammen, die im Reiseplan und dann auch in der Darstellung bevorzugt werden. Der Amerikaner Franck erzählt in seinem Buche von Amerika überhaupt nichts, die Wanderung durch Europa wird nur kurz gestreift, im Vordergrund stehen Ägypten und Indien. Auch Kummer hat die Erde umsegelt; aber er hielt sich weitaus am längsten in den Vereinigten Staaten und dann in Japan auf, wo er den jungen Indu-

strialismus und seine Wirkungen auf das ebenso junge Proletariat studieren wollte.

Überhaupt war ja sein Ziel nicht nur das Sammeln flüchtiger Eindrücke, sondern das ernste Studium. Doch auch bei ihm ist das, was er mit scharfem Auge geschaut und mit flotter Feder wiedergegeben hat, weitaus das Wichtigste und Interessanteste. Gerade durch diese Unmittelbarkeit des Selbsterlebten gewinnen seine Schilderungen jene Lebhaftigkeit, die den Leser alles mit dem Autor miterleben läßt. Gewiß läßt sich das meiste von dem, was Kummer erzählt, auch aus statistischen Werken und sozialwissenschaftlichen Abhandlungen feststellen; aber ein lebendiges Bild geben diese zusammengesuchten Daten nicht. Man lese aber dann zum Beispiel das Kapitel „Bei Onkel Sam in der Volksschule" oder „Im Stahlwerk an der Arbeit" oder „Der Eintritt in die gewerkschaftliche Zunft", und man wird stets ein plastisches Bild von den geschilderten Dingen und Zuständen mitnehmen. Aber auch dort, wo Kummer allgemeine Themen behandelt, wie etwa „Die Neger fünfzig Jahre nach ihrer Befreiung" oder „Das deutsche Elend in der Neuen Welt", weiß er meist durch Hinweise auf persönliche Erfahrungen und Erlebnisse die Darstellung nicht nur anziehend, sondern auch plastisch und lebendig zu gestalten.

Zu den interessantesten Teilen des Buches gehören die Beobachtungen über das häusliche Leben des amerikanischen Arbeiters, über seine Art zu wohnen, zu essen, über seine Stellung zu den „Damen" der Familie.

Bei allen diesen Schilderungen kommt Kummer seine humoristische Begabung zustatten, die er offenbar stark an amerikanischen Vorbildern fortentwickelt hat. Besonders auffallend wird das bei einem Vergleich mit dem Buche Francks, in dem dieselbe Art des trockenen satirischen Humors des Amerikaners mit seiner Vorliebe für das Groteske zur Geltung kommt.

Der Humor verläßt den Autor aber auch dort nicht, wo er über recht ernste und sogar peinliche Themen zu berichten hat, wie zum Beispiel über die Mißstände im amerikanischen Gewerkschaftswesen mit seinem zünftlerischen Geist und seinem Hängen an überlebten, heute oft schon lächerlich gewordenen Formen.

Konnte hier Kummer nur bestätigen und anschaulich machen, was in Europa schon ziemlich allgemein bekannt war, so werden durch andere Teile seiner Darstellung bei vielen Lesern verbreitete Vorstellungen über amerikanische Verhältnisse mindestens erschüttert werden. So schildert Kummer die große technische Rückständigkeit vieler Betriebe, die neben den großartigen Riesenfabriken noch immer ihr Dasein fristen. Die Arbeit in den Stahlwerken von Pittsburg beschreibt er als keineswegs so aufreibend, wie meist angenommen wird. Überhaupt ist nach seiner Behauptung die Arbeit in Amerika im allgemeinen nicht anstrengender als in Europa, oder besser ausgedrückt, die Arbeit ist heute in den hochkapitalistischen Ländern Europas schon ebenso anstrengend wie in Amerika, die Löhne aber sind in Amerika bedeutend höher. Um zu erklären, wieso darüber bei uns vielfach irrige Ansichten verbreitet sind, weist Kummer auf einen Punkt hin, der bei der Beurteilung amerikanischer Zustände überhaupt zu oft außer acht gelassen wird, auf die bedeutenden örtlichen Unterschiede. Während in den östlichen Städten, besonders in New York, furchtbar bei der Arbeit gehetzt wird, geht es im allgemeinen um so gemütlicher zu, je weiter man nach dem Westen vordringt.

Der zweite Teil des Buches ist hauptsächlich der Darstellung der Arbeiterverhältnisse Japans gewidmet, und hier haben die Schilderungen Kummers, dem es zwar nicht gelang, in japanischen Werkstätten Arbeit zu finden, der aber mit japanischen Proletariern verkehrt und durch Wochen mit ihnen gewohnt hat, besonderen Wert; denn hier hatte er Gelegenheit zu Beobachtungen, die vor ihm noch kein weißer Mann gemacht hat. In diesen Kapiteln zeigt sich besonders handgreiflich der Unterschied in der Betrachtungsweise, in dem Interessenkreis Kummers und Francks. Dieser weiß uns auch von Japan nur das Leben der Landstraße wiederzugeben. Kummer ist in das Heim des Arbeiters gedrungen, er hat ihn, wenngleich nicht als Arbeitskollege, auch bei der Arbeit beobachtet und hat mit den Augen des Fachmannes und des Proletariers gesehen. Was er aus eigener Beobachtung mitteilt, hat deshalb besonderes Interesse und besonderen Reiz.

Anders steht es allerdings mit den Schlußfolgerungen, die er nicht nur auf das stützt, was er selbst gesehen hat, sondern auch auf die Ergebnisse seiner literarischen Studien. Die historischen Ausführungen, aber auch viele allgemeine Betrachtungen über das heutige Japan zeigen, daß Kummer in der Wahl seiner Gewährsmänner oft nicht glücklich war. Es haben sich hier eine ganze Reihe tatsächlicher Unrichtigkeiten eingeschlichen, vor allem aber ist Kummer der liberalisierenden Auffassung vieler oberflächlicher Beurteiler Japans zum Opfer gefallen, die im Feudalismus den Ausbund aller Schlechtigkeit und Rückständigkeit sehen, die erst durch die moderne Zivilisation überwunden werden mußten. Diesen Autoren fehlt es gewöhnlich an der Kenntnis der europäischen Geschichte ebenso wie an der der japanischen, und so kommen sie zu ganz schiefen und falschen Urteilen. Leider hat sich Kummer von diesen Fehlern nicht freigehalten. Er verkennt daher zum Beispiel, daß der japanische Bauer bis zur großen Revolution vor 50 Jahren eine viel bessere und gesichertere Stellung einnahm als der deutsche oder französische Bauer im achtzehnten Jahrhundert. Dadurch wird aber seine ganze Beurteilung der politischen und sozialen Aussichten des japanischen Volkes ungünstig beeinflußt, ja geradezu irregeführt.

Dazu kommt aber noch, daß sich Kummer aus den englischen Zeitungen Japans und aus Gesprächen mit europäischen und amerikanischen Ansiedlern in den Hafenstädten nicht nur Informationen über Tatsachen geholt hat, wobei man schon sehr vorsichtig sein muß, sondern daß er sich auch oft deren Urteil angeeignet hat, das meist weit mehr durch persönliche Interessen als durch ausgebreitetes Wissen bestimmt wird.

So ist er denn auch zum Beispiel dem in den Hafenstädten so verbreiteten Absprechen über die „Asiaten" verfallen. Sehr richtig sagt B. H. Chamberlain, der beste Kenner Japans, der ein Menschenalter als ernster Forscher im Lande verbracht hat:

> Wem würde es einfallen, die Bewohner der Neuengland-Staaten und die Patagonier zusammenzuwerfen, nur weil die Gewohnheit den beiden weit voneinander entfernten Ländern, die diese Völker bewohnen, den gleichen Namen „Amerika" gegeben hat? Und doch machen sehr viele denselben Fehler, indem sie immer noch nicht nur Chinesen, sondern auch Japaner mit Persern und Arabern zusammenwerfen, da alle „Orientalen", „Asiaten" seien, obgleich sie doch Tausende von Meilen dem Orte nach und Zehntausende von Meilen der Kultur nach voneinander entfernt wohnen.

Diese schiefe Auffassung der Vergangenheit und des Volkscharakters der Japaner hat Kummer auch zu einem allzu ungünstigen Urteil über die Arbeiterbewegung dieses Landes und ihre Aussichten geführt. Dazu kam allerdings noch ein besonderer Umstand. In Kalifornien hatte Genosse Kummer oft mit engherzigen und kurzsichtigen Arbeitern und Bürgern zu diskutieren gehabt, die den „Gelben", besonders den Japanern, nicht genug Schlechtes nachsagen konnten und sie als minderwertige Affen hinstellten. Schon dadurch war er vermutlich in das entgegengesetzte Extrem getrieben worden und hatte sich allzu rosige Vorstellungen von der Reife der Arbeiterbewegung Japans gemacht. Und darin mußte er durch die Lektüre höchst sensationeller Berichte in der amerikanischen Presse noch bestärkt werden, die über gewaltige Lohnkämpfe und Streiks der „Japs" berichteten. Wie sehr Kummer damals in dieser Anschauungsweise befangen war, wie sehr er die Möglichkeiten eines organisierten Vorgehens ungelernter japanischer Arbeitskräfte überschätzte, das geht deutlich aus dem Bericht hervor, den er von seiner Reise über den Stillen Ozean aus unter dem Namen Chagrin über „Klassenkämpfe auf den Sandwichinseln" an die „Neue Zeit" sandte.[2] Nun kam er nach Japan, und da konnte die furchtbarste Enttäuschung nicht ausbleiben. Denn tatsächlich gab es zur Zeit seiner Ankunft in Japan nichts, was den Namen einer Arbeiterbewegung verdient hätte, und seither ist auch keine solche in die Höhe gekommen. Aber Kummer vergißt, in Betracht zu ziehen, welche verheerende Wirkungen der Krieg mit Rußland für die Volkswirtschaft, noch mehr aber für das Denken und Empfinden des Volkes, auch der Arbeiterschaft mit sich gebracht hat. Dieser Krieg bedeutete für den japanischen Chauvinismus noch ungleich mehr als der Krieg von 1870/71 für den deutschen. Aber keine russische Kriegsentschädigung befruchtete die erst in ihren Anfängen stehende, noch schwache Industrie. Übermäßige Besteuerung der arbeitenden Volksklassen, ihre chauvinistische Verblödung, wachsende Brutalität der Regierung und Stockung des wirtschaftlichen Aufschwunges, das sind die wesentlichsten Folgen des glorreichen Sieges über die „größte Militärmacht der Welt".[3] Daß unter diesen Umständen eine Arbeiterbewegung zusammenbrechen mußte, die erst in ihren primitivsten, wenn auch hoffnungsreichen Anfängen steckte und die auch, wie Kummer richtig hervorhebt, noch in der überragenden Beteiligung des weiblichen Geschlechts an der Lohnarbeiterschaft besonderen Schwierigkeiten begegnet, ist wahrlich kein Wunder. Dieser Zusammenbruch aber berechtigt noch keineswegs zu dem Schlusse, daß die Bewegung für absehbare Zeit aussichtslos sei. Man braucht sich nur an die ersten tastenden Versuche einer Organisierung der englischen Arbeitermassen zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts und an ihren gewaltigen Zusammenschluß so bald darauf in der Chartistenbewegung zu erinnern, um von den besten Hoffnungen auch für die japanische Arbeiterwelt erfüllt zu werden.

Doch die hier gemachten Vorbehalte und Einwände beziehen sich, wie gesagt, nur auf die allgemeinen Schlußfolgerungen Kummers. Sie sollen den

---

[2] Vergleiche XXVIII, 1, Seite 17 ff.

[3] Erst in allerletzter Zeit scheint, wenn man den offiziellen japanischen Statistiken Glauben schenken darf, wieder ein kräftiger wirtschaftlicher Aufschwung im Lande der aufgehenden Sonne einzusetzen.

hohen Wert der Schilderungen nicht beeinträchtigen, die der Verfasser auf Grund eigener Erfahrungen und seiner Beobachtungen des industriellen Lebens Japans gibt.

Die kurze Beschreibung der Reise über China, Indien und Palästina, mit der das Buch schließt, bietet kein besonderes Interesse. Hier hat Kummer nicht mehr gesehen, als eben dem flüchtigen Touristen eines Lloyddampfers zu sehen vergönnt ist. Der Wert seines Buches liegt vor allem in der Darstellung der amerikanischen, dann aber auch in der Schilderung der japanischen Arbeits- und Arbeiterverhältnisse.

So ergänzen sich die drei hier angezeigten Bücher gegenseitig in der glücklichsten Weise. Eichler schildert das abenteuerliche Leben des Glücksjägers in den Golddistrikten Australiens und Südafrikas. Franck läßt uns mit sich die Küstenländer Asiens durchwandern und zeigt uns das vielgestaltige Leben seiner Landstraßen. Kummer endlich führt uns in die Werkstätten der Neuen Welt und macht uns mit den Arbeitsverhältnissen und dem Leben der Industriearbeiter in dem hochkapitalistisch entwickelten Nordamerika und in dem erst zum Kapitalismus erwachenden äußersten Orient vertraut.

Jedes der drei Bücher hat seine eigene Individualität, die jedesmal dem Gegenstand gemäß ist, den das Buch behandelt. Dem europäischen Arbeiter wird natürlich das Buch Kummers weitaus am meisten bieten.

Literarische Rundschau.

Adolf Braun, **Die Gewerkschaften, ihre Entwicklung und ihre Kämpfe.** Nürnberg, Verlag der Fränkischen Verlagsanstalt. VII und 503 Seiten. Preis gebunden 6 Mark.

Das Buch ist eine Sammlung von Aufsätzen, die der Verfasser in verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften veröffentlicht hat. Die meisten dieser Abhandlungen erschienen in der „Neuen Zeit" und im „Kampf", einige stammen aus den Jahren 1892 und 1893, doch behandeln sie Gegenstände, die sich (wie die Vorgeschichte der Gewerkschaften, Wert und Technik der Arbeitslosenstatistik) heute kaum anders darstellen als zur Zeit, da diese Artikel geschrieben wurden. Alle übrigen Aufsätze sind neueren Datums, und mit Ausnahme einer Schilderung des Werdeganges des Buchdruckertarifs, die aus dem Jahre 1900 stammt, und einer Abhandlung über Sozialdemokratie und Gewerkschaften, die für den ersten Band der Geschichte der Zimmererbewegung (Hamburg 1903) geschrieben wurde, sind alle Aufsätze in den letzten fünf bis sechs Jahren entstanden, also in der Zeit, wo alle die gewerkschaftlichen Probleme emporwuchsen, mit denen wir uns heute noch beschäftigen. Dieser Umstand macht das Buch wertvoll. Was uns in der Gewerkschaftsbewegung heute beschäftigt, ist nicht mehr die große Streitfrage der achtziger Jahre: ob lokale oder zentrale Organisationsform, ist auch nicht der Streit der neunziger Jahre um die Berechtigung gewerkschaftlicher Unterstützungseinrichtungen oder um die grundsätzliche Stellung zu den Tarifverträgen, ja selbst die Frage nach dem positiven Wert der gewerkschaftlichen Arbeit für die Lebenshaltung der Arbeiterklasse, die uns noch vor sechs und acht Jahren in Atem hielt, ist erledigt. Und ebenso ist der Streit um das Verhältnis zwischen der gewerkschaftlichen und politischen Organisation vergessen und begraben. Andere Fragen sind aufgetaucht, Fragen, denen man nicht mit Unrecht höhere Wichtigkeit zuerkennen wird als jenen. Um nur einige dieser Fragen zu nennen: die Organisationsform beginnt wieder strittig zu werden.

Der Berufsverband und der aus ihm hervorgegangene Industrieverband werden hier und da zu eng. Das früher schon laut gewordene Verlangen nach der Betriebsorganisation tritt wieder auf, und diesmal gestützt auf Gründe, die sich aus unbestreitbaren Erfahrungen in den letzten Jahren herleiten. Einige große Industrieverbände haben bereits durch besondere Abkommen untereinander die Durchsetzung des neuen Prinzips angebahnt. Wichtiger als diese Frage ist die, wie die Riesenbetriebe größten Stils für die gewerkschaftliche Aktion erschlossen werden können. Das Wachsen des gewerkschaftlichen Einflusses in diesen Betrieben geht außerordentlich langsam vor sich, hat teilweise ganz aufgehört, und hier und da sind bereits eroberte Positionen wieder verlorengegangen. Dagegen sind die gelben Vereine zu einer sehr ernsten Gefahr geworden. Die alte Auffassung, daß der Großbetrieb das günstigste Rekrutierungsgebiet der Gewerkschaften sei, verliert anscheinend bei den Großbetrieben höchster Entfaltung ihre Geltung. Neben diesen Fragen stehen die gewerkschaftlichen Verfassungsfragen noch immer ungelöst und werden fast bei jeder großen Bewegung erneut aktuell. Die kritische Stimmung aber hat gerade in den großstädtischen Mitgliedschaften ihren Sitz, die stets die Kerntruppen und Sturmkolonnen auch in den gewerkschaftlichen Kämpfen bleiben werden, und von denen man annehmen sollte, daß sie infolge ihrer höheren geistigen Reife das meiste Verständnis für die Erfordernisse des praktischen Kampfes haben müßten. Wie ist hier das Gleichgewicht wiederherzustellen? Nebenher laufen Fragen von minderer Bedeutung, so die Sorge um den gewerkschaftlichen Nachwuchs, Fragen finanztechnischer Art, die Frage der interberuflichen Solidarität und anderes mehr.

Dies ist der Komplex, mit dem sich die Mehrzahl der Abhandlungen Adolf Brauns beschäftigt. Kaum ein zweiter Schriftsteller hat auf diesem Gebiet so fruchtbar und fleißig gearbeitet wie er. Ich möchte das durch die Nennung einiger Titel belegen. In dem Kapitel „Deutsche Organisationsprobleme" finden wir unter anderem folgende Themen behandelt: Die beste Organisation, Gewerkschaftliche Verfassungsfragen, Demokratie und Bureaukratie in den Gewerkschaften, Finanzwesen der Gewerkschaften, Zur Geschichte des Streikreglements, Gewerkschaftliche Solidarität. In allen diesen Artikeln mit Ausnahme des letzten und drittletzten behandelt Braun Fragen der Organisationsverfassung, jenen Fragenkomplex, der in der Formel „Massen und Führer" seine knappste, wenn auch nicht richtigste Bezeichnung gefunden hat. Der Standpunkt, den Braun vertritt, ist den Lesern der „Neuen Zeit" bekannt, erschien doch gerade der wichtigste dieser Artikel, Demokratie und Bureaukratie, in dieser Zeitschrift.

Drei Artikel, ein längerer und zwei kürzere, behandeln die spezifisch österreichische Nationalitätenfrage, soweit sie die Gewerkschaften beeinflußt hat, und das ist bekanntlich in leider sehr großem Umfang geschehen. Es ist für einen Reichsdeutschen, der österreichische Zustände nie von innen gesehen hat, sehr schwer, in dieser Frage gerecht zu sein. Wir sind zu sehr und zu leicht geneigt, jeden aufs allerschroffste zu verurteilen, der aus welchen Gründen immer zur Sonderorganisation greift, ohne aber zu fragen, ob nicht auch die andere Seite gefehlt hat und an der Zersplitterung mitschuldig ist. Aus diesem Grunde kann ich die Ansichten Brauns in diesen Artikeln nicht völlig teilen. Die notwendige Einheitlichkeit der österreichischen Gewerkschaftsbewegung setzt meines Erachtens nicht nur das Aufgeben der tschechisch-separatistischen Organisationen voraus, sondern auch einen Neuaufbau der heutigen deutschen Organisationen. Die österreichische Gewerkschaftsbewegung ist allzusehr die gelehrige Schülerin der reichsdeutschen gewesen. Sie hat unseren straffen Zentralismus übernommen, obwohl dem die nationale Zerklüftung entgegenstand und obwohl die kapitalistische Entwicklung des Landes noch nicht weit genug gediehen war, um ihrerseits eine so starke zentralisierende Tendenz zu erzeugen, daß die auseinanderstrebenden nationalen Tendenzen dadurch hätten gebändigt werden können. Es ist doch sicherlich bezeichnend, daß von allen öster-

reichischen Gewerkschaften nur die der Buchdrucker vom Separatismus verschont geblieben ist, die einen bodenständigen Föderalismus beibehalten hat.

Je ein Artikel beschäftigt sich mit französischen und englischen Organisationsfragen. Der Artikel „Syndikalistische und Gewerkschaftstaktik" ist außerordentlich lesenswert. Die Einschätzung des Einflusses, den die meist kleingewerblichen Arbeiter von Paris auf den Charakter der französischen Gewerkschaften ausüben, scheint mir allerdings etwas zu weit zu gehen. Nicht der kleingewerbliche Charakter der Pariser Produktion, sondern die eigenartige Rückständigkeit der ganzen französischen Wirtschaft ist für den Syndikalismus verantwortlich zu machen. Anders wäre der Syndikalismus tatsächlich nicht möglich; denn die Stärke der Organisation im übrigen Frankreich ist durchaus nicht so gering, als daß Paris allein das Wesen des Ganzen bestimmen könnte.

Von den übrigen Artikeln möchte ich noch „Probleme der Arbeitszeit", „Wann soll man streiken?", „Gewerkschaftsdisziplin", „Tarife, Großindustrie und Klassenkampf" und „Gelbe Gewerkschaften" hervorheben. Eine Bemerkung nur noch zu den „Problemen der Arbeitszeit": Genosse Braun tritt für den freien Sonnabendnachmittag ein; merkwürdigerweise aber hat sich gerade der Holzarbeiterverband, der seinen Mitgliedern verschiedentlich diese Wohltat verschaffen konnte, dagegen erklärt. Nicht eine große Verkürzung der Arbeitszeit an einem Tage, sondern für jeden Tag gleichmäßig kurze Arbeitszeit müsse das Ziel des Kampfes sein, schrieb Genosse Leipart vor etwa einem Jahre in der „Holzarbeiter-Zeitung". Ich pflichte dem Genossen Braun vollständig bei. Der freie Sonnabendnachmittag ist für die körperliche und geistige Erholung des Arbeiters unendlich wertvoller als die halbe Stunde, die er andernfalls täglich für sich gewänne. Das „week end" des englischen Arbeiters, die sonntägliche Erholung auf dem Lande, im Walde oder am Strande muß auch der deutsche Arbeiter allmählich erreichen, das ist aber nur beim freien Sonnabendnachmittag möglich.

Das Buch des Genossen Braun bringt sehr viel, für die meisten Gebiete gewerkschaftlicher Tätigkeit enthält es wertvolle Beobachtungen und zumeist auch mehr als das. Jeder praktisch tätige Gewerkschafter sollte es sich darum geistig zu eigen machen.

A. Winnig.

Dr. Li Fischer-Eckert, **Die wirtschaftliche und soziale Lage der Frauen in dem modernen Industrieort Hamborn im Rheinland.** Hagen in Westfalen 1913, Verlag von Karl Stracke.

Hamborn ist ein Muster der großkapitalistischen Unrast unserer Zeit. Kohle und Eisen beherrschen das Getriebe, der Großunternehmer Thyssen hat hier eines seiner bedeutendsten Werke liegen, die Gewerkschaft Deutscher Kaiser. Der Betrieb ist nicht nur gemischt in dem Sinne, daß er Rohproduktion und Fertigstellung vereinigt, sondern er hat auch gleich Kohlenzechen mitten im Betrieb der Eisenwerke liegen, was die Wirtschaftlichkeit der Anlagen abermals bedeutend erhöht.

In gut zehn Jahren wurde das Dorf Hamborn mit seinen 30 000 Einwohnern zur Großstadt mit über 100 000 Einwohnern. Aber mit der Größe kamen auch die Begleiterscheinungen des Kapitalismus. Einzelne Bauwerke ausgenommen, ist bei den Häusern „mehr auf Quantität denn auf Qualität" gesehen worden, neben den Massenquartieren finden sich die gleichförmigen Werkskoloniehäuser, deren Leben sich nach Li Fischer-Eckert „gleichsam wie das in der Freiheit lebender Gefangener" abspielt. In den Schaufenstern der Läden sind fast nur billige Massenartikel angeboten, für Qualitätswaren fehlt das Bedürfnis. Deshalb können sich auch selbständige Handwerker nicht halten, sie müssen sich mit Flickarbeit und sonstwie durchhelfen. Trotzdem ist die Zahl der sogenannten Selbständigen, der Gewerbetreibenden und Händler, noch verhältnismäßig mehr gestiegen als die Gesamtzahl der Bevölkerung. Bei der Nahrung der breiten Masse spielen Heringe, Pferdefleisch und

Kartoffeln eine sehr große Rolle. Aus aller Herren Ländern sind die Arbeiter von den Werksagenten herangeholt worden, und sie ziehen in vielen Fällen geradeso arm oder noch ärmer wieder bald fort. Die Familien werden wohl sitzen gelassen, so daß die Armenbehörde das Geld zahlen muß, um die Nachreise möglich zu machen. Das Großkapital hält den Arbeitern der Bergwerke und der Eisenhütten den verdienten Lohn lange fest, was wieder zur Verstärkung der Borgknechtschaft beiträgt. Die Borgknechtschaft aber hat eine große Steigerung der Lohnpfändungen wegen Warenschulden im Gefolge. Lebenslänglich hängen die Arbeiter in dem kapitalistischen Bezirk am Galgen. Frau Dr. Li Fischer-Eckert unterscheidet bei ihren Untersuchungen je nach der sozialen Lage des Haushaltungsvorstandes bezüglich der Haushaltungen vier Klassen. Aber auch von der „günstigst" gestellten Klasse kamen Antworten, wonach sogar die Mittel fehlten, um wieder aus Hamborn „fortmachen" zu können. Massenarmut in krasser Form inmitten der kapitalistischen Schätze, das ist das niederziehende Bild, das in der Schrift aufgerollt wird. Da sitzen die Mutter und ihre Kinder zur Mittagszeit allesamt auf der Erde um einen Topf mit Quellkartoffeln, da sehen wir — eine Wand so bar, 's ist ein Trost sogar, wenn mein Schatten nur drauf fällt — die aus Posen zugewanderte Familie mit ihrem ganzen „Reichtum", dem Tisch, dem Kruzifix, dem Kochtopf sowie dem Bett und dem Waschfaß, das als Schlafbehälter für zwei Kinder dient. Spazierengehen mit den Kindern können viele Frauen nicht, weil Schuhe und Kleider fehlen, die Wünsche verdichten sich zu dem Verlangen, sich „sattessen zu können" oder „so leben zu können, daß die Schulden alle bezahlt" seien und „keine neuen Schulden mehr gemacht zu werden brauchten".

Niemandes Heimat! Das ist der Eindruck, den Frau Li Fischer-Eckert von der hin und her geworfenen Bevölkerung Hamborns und besonders von den Frauen der Arbeiter erlangt hat. Ihre am Schlusse der Schrift festgelegten Verbesserungsvorschläge verraten freilich, daß die Verfasserin aus ihrer „bürgerlichen" Haut nicht heraus kann. Die treibenden Kräfte der gesellschaftlichen Klassenscheidung erkennt sie nicht. Ihr Buch aber sei allen Lesern angelegentlich empfohlen.

W. Häusgen.

Zeitschriftenschau.

Über das Kolonisationsprogramm in Libyen schreibt Enrico Leone in der „Critica Sociale" in den Nummern vom 15. Februar und vom 1. März. Der Autor konstatiert zunächst, daß die Behauptung, Libyen sei überhaupt nicht zu kolonisieren, unhaltbar ist. Die Mehrzahl aller Reisenden, die das Land bereist haben, spricht sich durchaus zugunsten seiner Kolonisierbarkeit aus. Es handelt sich nicht darum, ob Libyen kolonisierbar ist, sondern einzig, ob seine Kolonisierung mit italienischen Kapitalien, die dem Markt des Mutterlandes entzogen werden, sich für Italien verlohnt oder nicht.

Nachdem die Sozialisten zunächst gegen den Kolonialerwerb Stellung genommen haben, müssen sie jetzt gegenüber der vollendeten Tatsache, für die sie jede Verantwortung ablehnen, zu der Frage der Kolonisation Stellung nehmen. Dabei muß die vom Staate geleitete Kolonisation bekämpft werden, weil sie vor allem geeignet ist, kleine Gruppen von Schmarotzern auf Kosten der Massen zu bereichern. Libyen kommt überhaupt nur als Siedlungskolonie in Betracht.

Der Artikel verbreitet sich dann über die politische und administrative Organisation der Kolonie und fordert Verwaltungsautonomie nach dem Typus der englischen Kolonien mit selbständigem Kolonialbudget. Er hebt hier hervor, daß der italienische Staat keinerlei Verpflichtungen hat, öffentliche Arbeiten in Libyen auszuführen. Die öffentlichen Arbeiten müssen durch die wirtschaftliche Entwicklung des Landes geschaffen werden, nicht umgekehrt. Was die Bodenverhältnisse betrifft,

so fehlt in Libyen eine wesentliche wirtschaftliche Vorbedingung der Kolonie, nämlich fruchtbarer Boden, der unbesetzt wäre. Obwohl Libyen nur etwa einen Einwohner auf den Quadratkilometer hat, hat es doch kein herrenloses Land. Für die Ansiedler bliebe also nur die Wüste oder wüstenähnlicher Grund und Boden. Wie alle Kolonialmächte wird Italien hier voraussichtlich durch Beraubung der Eingeborenen Abhilfe schaffen, wobei man die von den Vieh haltenden Nomadenstämmen besessenen Ländereien als verlassenes Land zu Staatsdomänen machen dürfte. Die Aufteilung von Land an Ansiedler müsse nicht umsonst, sondern gegen eine geringe Entschädigung erfolgen.

Während der Imperialismus auf große öffentliche Arbeiten und vom Staate geleitete Kolonisation dringt, bei der dem Mutterland beständig Kapitalien entzogen werden, muß das Proletariat auf freie Kolonisation dringen, die in der Kolonie eine Kleinbauernwirtschaft, eine Art präkapitalistische Ökonomie ermöglicht. Vor allen Dingen müßten die Sozialisten dafür sorgen, daß die neue Kolonie nicht gleichzeitig ein ewig durstiger Wüstensand für die Finanzen des Mutterlandes und ein Tummelplatz für die schmarotzende Spekulation werde.

In der „Critica Sociale" vom 1. April schreibt Genosse Zibordi unter dem Titel „Was wir in Verona zu sagen haben" **über die Stellung der Reformisten auf dem bevorstehenden Parteitag.**

Zibordi weist zunächst darauf hin, daß heute anscheinend in allen Fragen eine so große Einmütigkeit in der Partei besteht, daß man auf dem Parteitag eigentlich nicht einmal eine Diskussion erwarten sollte. Diese Einmütigkeit sei jedoch nur oberflächlich. Wenn sich heute durch die besondere politische Situation Reformisten und Revolutionäre über die Hauptfrage des Kongresses einig seien und gemeinsam entschlossen, gegen die Blockpolitik bei den kommunalen Wahlen Stellung zu nehmen, so könne doch von einer Einmütigkeit über die Formel nicht die Rede sein. Die Revolutionären wollten aus der Ablehnung jedes Bündnisses ein Dogma machen, während es sich für die Reformisten um eine Frage der Opportunität handelt. Deshalb sei es Aufgabe der reformistischen Fraktion in der Partei, in Ancona für die Autonomie der Taktik bei den Gemeindewahlen einzutreten und gegen den Unsinn eines Beschlusses zu stimmen, der die 8000 Gemeinden des Landes sämtlich über einen Kamm scheren will. Man könne nicht durch ein Dogma die Tatsache aus der Welt schaffen, daß sich zwischen Proletariat und Bourgeoisie Übergangsschichten befinden, mit denen das Proletariat gelegentlich zusammenarbeiten kann und muß. Auch wenn das Proletariat rücksichtslose Klassenpolitik triebe, könnte es zu gelegentlicher Zusammenarbeit mit anderen Gruppen kommen, besonders in den kleinen Städten. Diese Zusammenarbeit bestehe heute in den Genossenschaften, in den Gewerkschaften, bei Streiks usw.: es würde nur auf Unwahrheit und Verlogenheit hinauslaufen, sie für den kommunalen Wahlkampf auszuschließen.

Zibordi wendet sich dann gegen die, die nicht nur die Bündnisse mit den anderen Parteien ausschließen wollen, sondern überhaupt von der Eroberung der Stadtverwaltungen absehen, weil man in ihnen doch nicht den Sozialismus verwirklichen könne. Diese Unmöglichkeit sei ohne weiteres zuzugeben: man könne sozialistisch wirken, aber nicht den Sozialismus verwirklichen. Was bis jetzt in den Gemeinden von sozialistischer Seite geschehen ist, sei für das Proletariat von großem Nutzen gewesen. Die Partei kann sagen, daß sie hier ihr Programm zu Ende geführt hat, aus dem einfachen Grunde, weil es jetzt zum Teil auch selbst von den konservativen Stadtverwaltungen auf ihre Fahne geschrieben wird. Was jetzt zu tun ist, wendet sich gegen den Staat, der den Gemeinden die finanziellen Mittel zu Reformen verweigert. Die sozialistische Partei muß zeigen, daß sie sich beständig in ihren Programmen und in ihren Vertretern erneuern kann und jetzt bereit ist, dem Staate größere Bewegungsfreiheit für die Gemeinden abzutrotzen. Deshalb müßten die Gemeinden weitererobert werden, um das lokale Leben durch Reformen umzuschaffen und von den Gemeinden aus einen Druck auf den Staat auszuüben.

In derselben Nummer legt Francesco Buffoni die Forderungen der **Eisenbahner** dar, die zurzeit durch die Drohung eines Eisenbahnerstreiks das allgemeine Interesse auf sich ziehen.

Das Memorandum, das die Forderungen des Personals enthält, wurde am 31. Januar dieses Jahres der Generaldirektion vorgelegt. Der Generaldirektor zeigte gleich dadurch seine Voreingenommenheit, daß er sich weigerte, die Kommission des Personals zu empfangen. Das Memorandum zerfällt in zwei Teile. In dem ersten werden allgemeine Forderungen aufgestellt, für die die Eisenbahnerschaft seit langem agitiert, so Revision des Betriebsreglements, ein wöchentlicher Ruhetag, bessere Verteilung der Arbeitsschichten, Versorgung des ausgedienten Personals, Malariaentschädigung, Urlaub des Personals und Verleihung von Gratisbilletten und Einrichtung gewerblicher Vorbildungsschulen. Der zweite Teil enthält die „dringenden und unaufschiebbaren Maßnahmen". Es sind dies 1. täglicher Minimallohn von 3 Lire; 2. Einführung des Monatsgehaltes für alle Kategorien; 3. Abschaffung der Konduitenlisten und der auf Vorschlag der Vorgesetzten gewährten Zulagen; 4. Entschädigung für Nachtdienst in der Höhe von 1 Lire pro Nacht; 5. Verbesserung des Ruhegehaltes; 6. Revision des königlichen Dekrets vom Jahre 1902 über die Arbeitszeit.

Was die Arbeitszeit betrifft, so fordert das Lokomotivpersonal einen Maximalarbeitstag von 10 Stunden für die Güter- und Personenzüge und von 8 Stunden für die Schnellzüge und für den Nachtdienst. Im Schnellzugsdienst sollen hintereinander nicht mehr als 5 Stunden Arbeit geleistet und nicht mehr als 300 Kilometer zurückgelegt werden. Für das Zugpersonal Maximalarbeitstag 12 Stunden mit nicht mehr als 9 Stunden eigentlicher Dienstleistung. Für Lokomotiv- und Zugpersonal eine ununterbrochene wöchentliche Ruhe von 34 Stunden. Für das Stationspersonal werden je nach der Schwere des Dienstes 8 bis 10 Arbeitsstunden gefordert und nicht mehr als zwanzigmal Nachtdienst im Monat. Für das Streckenpersonal 10 Stunden Dienst und Anwendung des Frauenschutzgesetzes für die Wärterinnen der Schlagbäume.

Als letzte Frist für die Antwort hat das Personal den 15. April festgesetzt.

In der „Azione Socialista" vom 4. April widmet die Redaktion einen Artikel **der Eisenbahnerfrage.**

Es handle sich nicht darum, zu entscheiden, ob die Forderungen der Eisenbahner an sich gerecht seien. Selbst ein streng Konservativer wird kaum in Abrede stellen, daß die Besserstellung einer Arbeiterkategorie, die einen verantwortungsschweren Dienst hat, recht und billig sei. Die eigentliche Frage läge aber darin, ob es zum Nutzen des sozialen Lebens und der proletarischen Eroberungen dient, wenn heute 150 000 Eisenbahner mit der Drohung des Streiks ihre Forderungen durchsetzen wollen. Diese Frage sei durchaus zu verneinen. Der Streik wäre verständlich, wenn die Regierung sich ganz ablehnend verhielte. Da das nicht der Fall sei, hätten die Eisenbahner die Pflicht, zunächst Unterhandlungen aufzunehmen. Es wäre durchaus billig, wenn die Staatsbahnen einen großen Teil ihres Reinertrags für Aufbesserung des Personals aufwendeten, aber andererseits dürfe das Personal nicht vergessen, daß die Opfer, die es vom Staate fordert, von diesem auf die große Masse des Proletariats abgewälzt werden, das sich im Durchschnitt in weit schlechterer Lage befindet als das Personal der Staatsbahnen.

Der Artikel schließt mit der Bemerkung, daß die Eisenbahner jetzt wenig zum Maßhalten aufgelegt sein würden, da die Auffassung bestehe, daß man den Staat in einem Augenblick verminderten Widerstandes besiegen könne. Daher mobilisiert auch das Post- und Telegraphenpersonal, und die Arbeiter der Tabaksregie drohen mit Ausstand. Man müsse sich daher auf eine Periode heftiger sozialer Erschütterungen gefaßt machen. Oda Olberg.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 5 | Ausgegeben am 1. Mai 1914 | 32. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Gedallwitzt.

Berlin, 25. April 1914.

hw. Die Elsaß-Lothringer sollen also doch gedallwitzt werden. Ein neues Zeitwort ist das, dallwitzen, das genau so das grammatikalische und mehr noch das historische Recht für sich hat wie das gleich gebildete Verbum brüsewitzen, das vor einer Reihe von Jahren nach der feigen Bluttat eines Epauletten tragenden Säbelhelden den Schatz der deutschen Sprache bereicherte. Die Elsaß-Lothringer werden also gedallwitzt.

Als vor fünf Wochen die ersten Gerüchte auftauchten, daß der preußische Polizeiminister sich auf den Platz des Grafen Wedel im Straßburger Statthalterpalais setzen werde, hielten Optimisten die Kunde für einen besseren Aprilscherz, und als die Ernennung des neuen Mannes über Gebühr verzögert wurde, hofften wiederum die Rosasehr, bei den Ausgrabungen auf Korfu werde der Kaiser neben den antiken Bildwerken auch auf einen geeigneteren Kandidaten stoßen. Die Töpfe der ewig Hoffnungsfreudigen sind nun grausam zu Scherben geschlagen — der Dallwitz kommt, der Dallwitz ist schon da! Es ist dabei eine Frage von ziemlich untergeordneter Bedeutung, ob der Reichskanzler seinen preußischen Ministerkollegen aus innerster Überzeugung für Straßburg empfohlen hat, oder ob er ihn nur aus mancherlei Gründen von Berlin entfernen wollte, auf jeden Fall soll der neue Mann die Reichsländer lehren, wie die preußische Fuchtel schmeckt. „Als ich", erzählt der frühere Statthalter Hohenlohe von einer Unterredung mit Bismarck, „auf die Stimmung in Elsaß-Lothringen zu sprechen kam und bemerkte, daß die Elsaß-Lothringer anfingen zu finden, daß sie für die Unannehmlichkeiten, die ich ihnen bereite, doch ein etwas großes Gehalt zahlen, lachte der Fürst und sagte, der Herzog von Alba habe in den Niederlanden auch viel Geld bezogen." Alba in den Niederlanden — so soll auch nach dem Herzen der echtpreußischen Leute Dallwitz in den Reichslanden seine Rolle auffassen, und soweit zwischen den Regierungsmethoden des sechzehnten und des zwanzigsten Jahrhunderts eine Ähnlichkeit bestehen kann, ist der stramme preußische Junker schon der rechte Mann, den Eroberer zu spielen, der einem eroberten und unbotmäßigen Lande den Fuß auf den Nacken setzt.

Die liberalen Hoffnungsmichel freilich meinen, einmal liege die eigentliche Regierungsgewalt nicht beim Statthalter, sondern beim Staatssekretär, und zum zweiten werde der frische Vogesenwind dem neuen Herrn den reaktionären Eisenschädel schon ein wenig auslüften. Von diesen Hoffnungen taugt die eine so viel wie die andere. Noch im Februar 1909 gab der Freiherr

Zorn v. Bulach im Landesausschuß die Erklärung ab, daß der Statthalter, nicht der Staatssekretär die reichsländische Politik bestimme, und so ist es in der Tat. Auf die Wandlungs- und Anpassungsfähigkeit aber eines ostelbischen Junkers wie Dallwitz Häuser bauen heißt gegen die einfachsten Grundregeln der politischen Bauordnung verstoßen. So wenig wird sich Herr v. Dallwitz in Straßburg demokratisieren, wie sich Herr v. Deimling dort demokratisiert hat, als dessen Bestes der Kriegsminister im Reichstag ja rühmte, daß er stets der gleiche geblieben sei, nämlich ein auf Parlament und Verfassung pfeifender büffelköpfiger Draufgänger. Und hätte der neue Statthalter auch nicht die gebundene Marschroute in der Tasche, seiner Taten lange Reihe zeugt so wider ihn, daß ein ganzer Tuschkasten nicht hinreicht, sein Bild zum Günstigen umzufärben. Der ostelbische Landrat v. Dallwitz lärmte mit in der junkerlichen Fronde gegen den Mittellandkanal, der anhaltische Staatsminister v. Dallwitz bewarf in Reichsverbandsmanier die Sozialdemokratie mit Schmutz, und der preußische Polizeiminister v. Dallwitz hatte sich mit Haut und Haaren der „kleinen, aber mächtigen Partei" hinter Heydebrand verschrieben. Unter seiner Amtsführung wurde die Verwaltungspraxis in Preußen noch verknöcherter, noch subalterner, noch reaktionärer als vordem, der Sozialdemokratie suchte man mit tausend kleinen Nücken und hundert großen Tücken das Leben schwerer zu machen denn je, und was ein besonderer Prüfstein ist für die Wirksamkeit des Statthalters v. Dallwitz: in der Polen- und Dänenpolitik wurden Sporn und Peitsche häufiger gebraucht denn seit langem, gegen die Polen wandte man das Enteignungsgesetz an, und in den dänisch sprechenden Teilen Schleswigs regnete es Ausweisungen, die eine lächerlicher und brutaler als die andere. Vor allem aber war der preußische Polizeiminister, der die tollen Sprünge seines Famulus v. Jagow stets mit besonderem Wohlwollen betrachtete, der eingefleischte Feind einer wirklichen Verfassung und der verbohrte Hasser des allgemeinen, gleichen, geheimen und direkten Wahlrechts und hat auch nicht einen Finger gerührt, um Preußen aus der Dreiklassenwahlschmach zu konstitutionellen Zuständen überzuleiten. Dieser unentwegte Ostelbier wird nach Elsaß-Lothringen gesandt, das nicht nur ein paar geographische, sondern auch etliche politische Breitengrade weiter nach Westen liegt, und findet hier einen ganz unpreußisch und ganz demokratisch gesinnten Volksstamm, der sich einer Verfassung auf Grund des gleichen, geheimen und direkten Wahlrechtes erfreut, ein Parlament, das nicht geneigt ist, sich vor absolutistischen Launen zu ducken, und eine Sozialdemokratie, die von der hämischen Nadelstichpolitik hinterpommerscher Landräte nichts weiß. Hier gibt's Krach!

Und einen großen Krach mit Splittern und Scherben hervorzurufen, wird ja, wenigstens nach der Meinung der echtpreußischen Leute, der Erzjunker und der Alldeutschen, Herr v. Dallwitz nach Straßburg geschickt. Das Regiment bisher war den Vertretern der scharfen Tonart zu schlapp, ein entschiedener Preuße muß Zug in die Kolonne bringen. Schon in den achtziger Jahren schwärmten verbissene Reaktionäre davon, das Reichstags-

wahlrecht für Elsaß-Lothringen aufzuheben, und in unseren Tagen fordern andere stürmisch die Einverleibung des Landes in Preußen. Aber wenn auch nicht alle reaktionären Blütenträume reifen, so etwas von einer Einverleibung Elsaß-Lothringens in Preußen steckt schon in der Entsendung des Herrn v. Dallwitz nach Straßburg. Staatsrechtlich behält das Reichsland seine Grenzen, aber mit dem preußischen Junker kommt die preußische Verwaltungspraxis über die Bezirke Ober-Elsaß, Unter-Elsaß und Lothringen. Folgen dieser Drillmethode scharfe Zusammenstöße und unvermeidliche Konflikte zwischen Regierung und Parlament, dann gibt sich wohl auch die allen Scharfmachern so erwünschte Gelegenheit, die Verfassung zu zerschlagen und das Wahlrecht zu zertrümmern, und das erst wäre das rechte Ende der Zaberner Angelegenheit, die mit dem Leutnant v. Forstner begann und vorläufig mit dem Statthalter v. Dallwitz abschließt.

Wenn die mittelalterliche Sippe, die in dem Nachfolger des Grafen Wedel den Mandatar ihrer Interessen sieht, die Elsässer und Lothringer mit einem viel ehrlicheren Hasse verfolgt als etwa die Polen, so hat das seinen guten Grund. Im Reichsland wohnt ein Volksstamm, dem demokratisches Bewußtsein nicht nur hauttief sitzt, sondern in Fleisch und Blut übergegangen ist. Eine Bevölkerung ist hier, die bewußt die große französische Revolution miterlebt hat und nimmer ihre Überlieferung aus den stürmischen Tagen der Konstituante, der Legislative und des Konvents vergessen kann. Erst diese Revolution, die dem elsässischen Bauern die Ketten des Feudalismus abstreifte, hat in den elsässischen Herzen die Neigung zu Frankreich erweckt. „*Nicht* Ludwig XIV.," schrieb im Oktober 1870 der Historiker Fustel de Coulanges in einem offenen Briefe an Theodor Mommsen, „sondern unsere *Revolution* von 1789 hat das Elsaß französisch gemacht." Seitdem hat sich die Bevölkerung Elsaß-Lothringens den aufrecht demokratischen Sinn durch allen Wechsel der Regierungsformen bewahrt; die Annexion hat ihn so wenig erschüttern können wie die Wiederkehr der Bourbonen, das Julikönigtum und das zweite Kaiserreich. Da darf ein Deutschland, das mit den Erinnerungen von 1789 in den Herzen der Elsässer und Lothringer wetteifern will, kein Deutschland des Absolutismus und Feudalismus, kein Deutschland der Kasernen und Bastillen, kein Deutschland der Dallwitz und Reuter sein, sondern nur ein Deutschland, demokratisch von der Wurzel bis zur Blüte, kann die beiden Gaue dauernd gewinnen. Aber gerade die Demokratie hüben wie drüben ist es, was die Junker wie die Pest hassen, und damit nicht im Reiche die Demokratie üppig in die Halme schießt, soll die Demokratie im Reichsland von den Dallwitzen mit Stumpf und Stil ausgerottet werden. Dabei gibt's Krach!

Von welch schwerwiegender Bedeutung dieser kommende Krach für die demokratische Entwicklung ganz Deutschlands ist, hat unser elsässischer Freund Jean Martin vor einem Vierteljahr auf diesen Blättern dargetan. Aber es läßt sich wetten, daß keine der bürgerlichen Parteien in der Stunde der Entscheidung den Fuß beim Male halten wird. Das Zentrum hat nicht nur in der Zabern-Kommission des Reichstags seine Stellung bei den De-

zemberdebatten über Zabern dreimal verleugnet, ehe noch ein Hahn danach krähte, sondern schaut schon erwartungsvoll aus, ob nicht die Ära Dallwitz bringen wird, was die Ära Köller den Reichslanden brachte: die Vorherrschaft des Klerikalismus auf der ganzen Linie. Nicht minder haben die Liberalen aller Schattierungen in der Zaberner Affäre kläglich versagt, und jetzt, da die neue Dienstvorschrift über den Waffengebrauch des Militärs erschienen ist, die im Vergleich zu der sagenhaften Kabinettsorder von 1820 gehauen wie gestochen ist, schmunzeln sie erfreut über den „Erfolg" ihres kläglichen Verhaltens. Wahrhaftig, selbst als Kanonenfutter in den großen Kämpfen der nächsten Zukunft ist, mit dem alten Fritzen zu reden, dieses „Kroop", dieses Kroppzeug, kaum mehr zu gebrauchen.

Ob deshalb diese großen Kämpfe auf dem Feld des preußischen Wahlrechts oder in der elsaß-lothringischen Frage entbrennen, wie dort die Arbeiterklasse und nicht der von den Liberalen mit Vorschußlorbeeren bedachte neue preußische Polizeiminister den Stein ins Rollen bringen muß, so wird hier die soziale Demokratie der einzige Hort der elsässischen Demokratie sein.

Johannes Miquel über Marx und seine Abwendung von ihm.

Von Eduard Bernstein.

Johannes Miquel war am 19. Februar 1828 in Neuenhaus, einem Landstädtchen im Hannoverschen unweit der holländischen Grenze, geboren. Sein Vater, Bürgermeister und Arzt, war von französischer Abstammung, der Abkömmling einer Gutsbesitzersfamilie in Südfrankreich, die selbst wieder im sechzehnten Jahrhundert als Zweig eines alten spanischen Adelsgeschlechtes aus Spanien nach Frankreich ausgewandert sein soll. Durch Miquels Mutter wurde das deutsche Element in die Familie gebracht. Aber sein Äußeres — er war schwarz und hager — ließ mehr die südliche Abstammung zum Ausdruck kommen, und man würde versucht gewesen sein, an einen sehr berühmten spanischen Ritter zu denken, wenn der Geist Miquels stärkere Spuren romantischen Denkens und Trachtens verraten hätte. In dieser Hinsicht zeigte Miquel jedoch stärkere Seelenverwandtschaft mit dem rundlichen Sohn derselben Stadt Cahors, in der seine väterlichen Ahnen gelebt, dem zehn Jahre jüngeren Leon Gambetta. Wie diesem schufen auch ihm erfolgreiche Prozesse zuerst einen Namen in der breiteren Öffentlichkeit.

Miquel hat in den Jahren 1846 bis 1850 in Heidelberg und Göttingen die Rechte studiert. Daß den jungen und jedenfalls begabten Studenten in Heidelberg die revolutionäre Strömung erfaßte, die in Deutschland in den Jahren vor 1848 an den meisten deutschen Hochschulen bei der Jugend vorherrschte, war allein noch nichts Bemerkenswertes. Zudem war der politische Radikalismus kaum irgendwo stärker vertreten als unter den Jüngern der berühmten Ruperto-Carolina, wie denn das südwestliche Deutschland überhaupt das Brutnest der 1848er Revolution war. Hier schlug die Flamme, die nach den Siegestagen des Februar 1848 von Frankreich nach Deutschland herüberlohte, am kräftigsten auf, und hier wurden 1849 die letzten

Volkserhebungen gegen die siegenden Reaktionsregierungen ausgekämpft. Aus dem ersten Briefe Miquels an Marx geht hervor, daß der junge Hannoveraner sich schon vor 1848 an Karl Blind angeschlossen hatte, der im Revolutionsjahr auf der äußersten Linken kämpfte und beim badischen Aufstand von 1849 Mitglied der provisorischen Regierung war, die er dann bei der Regierung der französischen Republik vergeblich zu vertreten versuchte. Zweifelsohne hat Miquel in Heidelberg die ganze damalige deutsche sozialistische Literatur zu lesen bekommen, aber die etwas ironische Art, mit der er davon spricht, daß er in der Revolution gleich anderen „Ideen" verfochten habe, und seine Erzählung, wie er n a c h der Revolution vergebens für seine Propaganda Anschluß gesucht habe, bis ihm dieser von L o n d o n aus geworden sei, lassen gleichmäßig darauf schließen, daß er erst n a c h der Revolution sich genauer mit der Marx-Engelsschen Theorie des Sozialismus vertraut gemacht, Marx' Misère de la philosophie erst nachträglich studiert hat. Andernfalls wäre es schwer zu verstehen, warum er nicht schon während der Revolution Anschluß an die Männer der „Neuen Rheinischen Zeitung" gesucht hat.

Diese Feststellung ist deshalb nicht ohne Interesse, weil Miquel in seiner späteren, nationalliberalen Zeit seinen Jugendradikalismus gern auf Rechnung der Marxschen Dialektik setzte, deren Verführung er als Jüngling vorübergehend erlegen sei. Aus seinen Briefen an Marx haben wir jedoch gesehen,[1] daß Miquel im Gegenteil an diesen mit so radikalen Ansichten und Absichten herantrat, wie man sie überhaupt nur haben konnte, und daß Marx gerade gewissen überschwenglichen Erwartungen entgegentrat, denen jener sich damals hingab. Und weiter zeigen diese Briefe, daß seine Beziehungen zu Marx durchaus nicht so schnell vorübergehender Natur gewesen sind, als er und verschiedene seiner späteren Freunde und Verehrer es hingestellt haben.

Einer der letzteren, Karl Alexander v. Müller in München, der im Jahrgang 1913 der „Süddeutschen Monatshefte" Briefe Miquels an Marquardsen veröffentlicht hat, bemerkt im Vorwort dazu, daß Miquel sich 1850 „in einem Brief an Karl Marx als Kommunisten und Atheisten bekannt haben soll" — „s o l l", als ob es sich da um einen apokryphen und nicht von Miquel selbst zugestandenen Brief handelte — und schreibt dann in bezug auf Miquels Betätigung in Göttingen als politischer Advokat: „S c h o n hatten inzwischen eindringende geschichtliche und volkswirtschaftliche Studien seinen Radikalismus (der auch von vornherein eine sehr starke nationale Farbe hatte) zu einer historisch-kritischen Staatsanschauung abgewandelt." („Süddeutsche Monatshefte", März 1913, S. 807.) Das stimmt aber ganz und gar nicht. Es ist lediglich die — obendrein mit starken Aufmalungen versehene — Wiedergabe des folgenden Satzes im Briefe Miquels an Marquardsen vom 5. Mai 1884:

„Die Wahrheit ist, daß uns jungen Leuten in Göttingen die Bücher von Proudhon, Fr. Engels und K. Marx in die Hände fielen, und namentlich der Hegelschen Dialektik des letzteren vermochten wir nicht zu widerstehen. Bei uns allen, und namentlich bei mir, der ich viel zu national, historisch und ich kann wohl sagen verständig angelegt war, hat dieser Ausläufer von 1848 nicht lange gedauert. Ich wurde der Marxschen Logik bald Herr."

[1] Vergleiche Nr. 1 und 2 dieses Halbjahrs.

Miquel schrieb dies an Marquardsen in der Befürchtung, es könne bei der damals bevorstehenden Beratung der Regierungsvorlage auf Verlängerung des Sozialistengesetzes, der die Nationalliberalen zuzustimmen entschlossen waren, im Reichstag von freisinniger oder sozialdemokratischer Seite zur Sprache gebracht werden — „behauptet werden", drückt er es aus —, daß er selbst in seiner Jugend Sozialist gewesen sei. Marquardsen solle, wenn diese „rein theoretische Jugendauffassung" erwähnt werde, darauf nur folgendes erwidern:

„Sie wollten es nicht urgieren, daß es nicht schön sei, einen Abwesenden anzugreifen. Übrigens habe ich niemals ein Hehl daraus gemacht und allen meinen Freunden sei es bekannt, daß ich, wie damals viele junge Leute in den Jahren nach 1848, fortgerissen durch das Studium der Junghegelschen Philosophie und der französischen und deutschen damals noch theoretischen sozialistischen Schriftsteller, eine Zeitlang mich diesen Anschauungen zugeneigt habe. Ich selbst habe oft davon gesprochen und mit Befriedigung erwähnt, daß als nützliche Frucht dieser Jugendideen die historische Auffassung der Volkswirtschaft und der Unglaube an absolute Wahrheiten derselben übrig geblieben sei. Wie schnell ich mich aus den Banden der sozialistischen Kritik losgelöst, ergebe sich aus einer dreißigjährigen öffentlichen Tätigkeit, beginnend mit meinem fünfundzwanzigsten Jahre."

Ein klassisches Zeugnis, wie unbehaglich dem guten Miquel bei dem Gedanken zumute war, es könne im Reichstag seine kommunistische Vergangenheit, die ihm Bebel schon 1871 vorgehalten hatte, etwas eingehender beleuchtet werden, und wie er bemüht ist, die Sache als eine kurze Episode hinzustellen, in der es sich mehr um theoretische Spekulationen gehandelt habe. Gleich dem schwarzen Reiter in der Fabel verläßt diese Sorge ihn nicht. Am 19. Februar 1886, im Dezember 1888, im Oktober 1889 — stets, wenn die Verlängerung des Sozialistengesetzes auf der Tagesordnung steht, kommt er auf die Frage zurück und wiederholt seine Bitte an Marquardsen, eine etwaige Bezugnahme auf seine kommunistische Vergangenheit in dem Sinne zu beantworten, wie er es in jenem Briefe skizziert habe. Im Brief aus dem Dezember 1888 erklärt er aufs neue, seine „jugendliche Auffassung" habe „nicht lange" gedauert und sei wie die ganze sozialistische Bewegung damals „mehr eine theoretisch-philosophische gewesen".

Der letzteren Behauptung hat Bebel in der Reichstagssitzung vom November 1893 durch Verlesung des ersten Miquelschen Briefes an Marx ein Ende gemacht. Nicht von Theorie und Philosophie ist in jenem Briefe die Rede, sondern gerade von agitatorisch-organisatorischer Praxis, von Vorbereitung terroristisch-anarchistischer Aktionen in der bevorstehenden Revolution. „Meine Mittel wähle ich einzig und allein nach der Zweckmäßigkeit", „Der Zweck heiligt die Mittel", geheime Verbindung unter der Leitung von Oberen mit der Verpflichtung zu „unbedingtem Gehorsam" als erstem Gesetz — das ist alles mögliche, nur nicht theoretisch-philosophische Spekulation. Auch aus den weiteren Briefen Miquels spricht ein auf die möglichst unmittelbare Tat gerichtetes Wollen. Und noch im Jahre 1857 spricht er zu Marx von „unserer Partei".

Ebensowenig wie das „mehr theoretisch-philosophisch" stimmt denn auch das „nicht lange". Die „Abwandlung" vom Kommunismus nimmt im Gegenteil eine recht hübsche Zeit in Anspruch. Lassen wir die Zeit vor 1849 ganz außer Betracht, so sind es seit Abfassung des ersten von uns veröffentlichten

Briefes an Marx bis zum letzten dieser Briefe schon acht Jahre, und wenn in diesen acht Jahren Miquels Urteile über Methoden des Vorgehens etliche Wandlungen erfahren haben, so ist von einem Prozeß der Abwandlung in seinen Briefen noch wenig zu merken. Das „nicht lange" hat erheblich länger gedauert. Miquel wollte vielmehr die Gesinnungsgenossenschaft seinerzeit auch durch die Beteiligung am Nationalverein noch nicht gelöst haben. Denn sie war ja auch nur eine Sache der „Zweckmäßigkeit".

Die Sache ist die, daß die besagte Abwandlung für ihn gar nicht die Frucht theoretischer Überlegungen, nicht das Resultat einer kritischen Nachprüfung der Marxschen Theorie war, sondern unmittelbar aus dem Wesen der eigenen Praxis erwachsen ist. Diese Praxis hieß ein immer stärkeres Aufgehen in der Verfolgung bürgerlicher Interessen. Nun kann man selbst als Kommunist — das Wort immer in dem Marxschen Sinne genommen, der den utopistischen Kommunismus ausschließt —, selbst als revolutionärer Sozialist dazu kommen, bestimmte Interessen der Bourgeoisie wahrzunehmen. Das war im Kommunistischen Manifest vorgesehen und wird heute noch von der Sozialdemokratie in bezug auf gewisse Fragen der Wirtschaftspolitik betätigt. Aber bei Miquel wird es die Haupttätigkeit und bringt ihn immer mehr außer Beziehung zur Arbeiterklasse. Um Einfluß zu gewinnen, sucht er beim Bürgertum populär zu werden, was man aber mit allen inneren Vorbehalten auf die Dauer nicht kann, ohne sich den Klasseninteressen des Bürgertums zu überliefern. Bauernadvokat, Gemeinderatsmitglied, Mitglied des hannoverischen Landtags — das ist seine Laufbahn in dem Jahrzehnt 1850 bis 1860, und sie hieß damals politische Verbürgerlichung. Wer nun nicht ganz oberflächlich veranlagt ist, sucht, sobald er sich solcher praktischen Wandlung bewußt wird, sie vor seinem Gewissen zu rechtfertigen, und dann heißt es eben: Wenn der Mantel fällt, muß auch der Herzog nach. Die Theorie hört auf, etwas Selbständiges zu sein, sie muß nach dem Bedürfnis der Praxis gedeutet werden.

Wie langsam bei alledem Miquel innerlich mit seiner Abwandlung von Marx fertig wurde, zeigt ein Brief von ihm, den er im Dezember 1864 an Dr. L. Kugelmann in Hannover schrieb und den dieser an Marx geschickt hat.

Kugelmann war mit Marx im Jahre 1862 in Verbindung getreten, indem er sich ihm als Bewunderer seiner Schriften und entschiedener Anhänger seiner Lehren zu erkennen gab, der er auch zeitlebens blieb. Aus den sehr interessanten Briefen, die Marx ihm schrieb, hat Kautsky im zwanzigsten Jahrgang der „Neuen Zeit" (1901/02) einen großen Teil in Auszügen zur Veröffentlichung gebracht. Die persönlichen Beziehungen Kugelmanns zu Miquel sind mir nicht genauer bekannt; ich halte es nicht für unwahrscheinlich, daß er ursprünglich gerade durch Miquel auf Marx' Schriften aufmerksam gemacht worden war. Um die Zeit, wo der nachfolgende Brief geschrieben wurde, war er, wie aus diesem hervorgeht, Miquels Arzt.

Erster Brief Miquels an Dr. Kugelmann, 22. Dezember 1864.

Vorbemerkung. Nachdem im Herbst 1864 in London die Internationale Arbeiterassoziation gegründet worden war, schickte Marx am 29. November jenes Jahres sechs Exemplare der von ihm verfaßten Inauguralansprache der Assoziation

an Kugelmann und ersuchte ihn, eines davon Miquel zu übergeben. In dem gleichen Briefe, wo er dies schreibt, bemerkt er noch, er glaube, daß nächstes Jahr endlich sein Buch über das Kapital zum Drucke reif sein werde, und erklärt er Kugelmann, daß die leicht zu verstehenden Gründe, die ihn veranlaßt hätten, sich bei Lebzeiten Lassalles nicht in dessen Bewegung einzulassen, ihn nicht abhalten könnten, Lassalle nach dessen Tode gegen solche Wichte wie den „Schreihals Karl Blind" in Schutz zu nehmen. Den Inhalt dieses Marxschen Briefes teilte Kugelmann nun Miquel, der noch in Göttingen wohnte, bei Übersendung der Ansprache gleichfalls mit, worauf er folgende Antwort erhielt:

Lieber Kugelmann!

Freundlichen Dank für die Zusendung, welche ich mit großem Interesse gelesen habe. Noch mehr interessiert mich die Nachricht, daß M[arx] endlich das zweite Heft erscheinen lassen will. Das erste Heft ist wenig verstanden in Deutschland, vorzugsweise wegen seiner Form, enthielt übrigens auch wenig wirklich Neues, zergliedert aber mit großer Schärfe und Präzision die Resultate der nachricardoischen englischen Ökonomie und drückt die nicht ganz klaren Sätze derselben allgemein richtig aus.

Daß ein solches Werk keinen großen Sturm erregen konnte, ist natürlich. Ich kenne nichtsdestoweniger viele Gelehrte, welche es gründlich studieren und gehörig — die Urheberschaft sorgfältig verschweigend — ausnutzen.

Marx geht es in der Wahrheit wie Petty, Boisguillebert und Steuart. Er muß also durchaus weiter der bürgerlichen Ökonomie auf den Leib rücken.

Was aber kann er allein erreichen?

Wissenschaftlich dartun, daß die bürgerliche nicht die letzte Form der Produktion, daß ökonomische Kategorien Schwindel. Seine Methode und sein Resultat ist nur die historische, reale, unaufhörliche Entwicklung. Es hat natürlich ein großes theoretisches und praktisches Interesse, hier klar zu sein. Die letzten Resultate der Wissenschaft aber praktisch auf Zustände anwenden wollen, welche erst sich in die bürgerliche Produktion hineinarbeiten, heißt für Deutschland der Reaktion in die Hände arbeiten.

Hier haben Bourgeoisie und Proletariat die gleichen Interessen, vorerst gemeinschaftlich einen bürgerlich-nationalen Staat zu gründen. Wenn sie sich vorzeitig in die Haare geraten, erreichen beide nichts. Für einen wissenschaftlich außer der bürgerlichen „absoluten Wahrheit Stehenden" ist die praktische Vertretung der bürgerlichen, jetzt noch auch den Arbeitern zugute kommenden Interessen zwar vielleicht ein Selbstverleugnis, aber eine patriotische Pflicht.

Das Verhalten der Feudalpartei gegenüber Herren Lassalle und Konsorten ist hier der handgreifliche Beweis.

Es tut mir daher sehr leid, daß Marx seinen guten Ruf als Mann der Wissenschaft auf das Spiel setzen will zugunsten von Menschen wie Lassalle, welche sich nicht scheuten, geradezu auch ihrerseits — bloß um eine Rolle zu spielen — das Bündnis des Herrn Bismarck zu suchen, und die daher bei allen Parteien verachtet sind.

Ich selbst kann mich nie bei solchen Dingen beteiligen. Lebte Marx in Deutschland, er würde es auch nicht.

Eine reale politische Anschauung rechnet eben mit tatsächlichen Größen.

Mir geht es nicht gut. Magen und Unterleib tun wieder ihre Schuldigkeit gar nicht. In Driburg und Borkum war ich wohlauf, jetzt ist alles wieder dahin. Von Ihren Mitteln habe ich keine Wirkung verspürt — doch ist die Blase entschieden kuriert, und das danke ich wohl vorzugsweise Ihrer geschickten Behandlung.

Ich habe die Absicht, nächsten Sommer zwei bis drei Monate zu marschieren, wenn ich mich bis dahin hinhalte.

Herzlichen Gruß von Ihrem J. Miquel.

Göttingen, 22. Dezember 1864.

Zum besseren Verständnis des Briefes sei noch daran erinnert, daß Miquel Studiengenosse Karl Blinds gewesen war, sich ihm 1848 in der Revolution politisch angeschlossen hatte und mit ihm, als Blind im Exil war, in Korrespondenz blieb. Des weiteren muß man wissen, daß Blind um die hier in Frage kommende Zeit noch als unversöhnlicher Republikaner und Demokrat auftrat und Lassalle nach dessen Tode als politischen Abenteurer und Bismarckschen Agenten angegriffen hatte. Gegen einen solchen Angriff und Angreifer für Lassalle Partei ergreifen, wie das Marx in einer Zuschrift an den „Schwäbischen Beobachter" tat, die er auch der „Rheinischen Zeitung" des roten Becker zuschickte, hieß also im Dezember 1864 nach Miquel noch seinen guten Ruf als Mann der Wissenschaft auf das Spiel setzen, und einer Bewegung sich anschließen, die verdächtig war, ein Bündnis mit Bismarck zu suchen, bedeutete etwas tun, woran sich Miquel „niebeteiligen" könne. Nicht als in ihren Zielen verwerflich, sondern bloß als verfrüht und dadurch der allgemeinen Entwicklung schädlich, verwirft er die Lassallesche Bewegung. Er will also der Sache nach trotz Nationalverein immer noch als Gesinnungsgenosse von Marx gelten.

Und auch Marx behandelt ihn noch nicht als vollendeten Abtrünnigen. Einem solchen würde er die Ansprache der Internationale sicherlich nicht als von ihm kommend haben übergeben lassen. Als er von Kugelmann Miquels Brief erhält, schickt er ihn (am 25. Februar 1865) an Friedrich Engels mit dem Bemerken, er übersende ihm „einen Brief von Dr. Kugelmann with enclosure of wiseacre Miquels letter". Wiseacre — überklug, das war in diesem Falle gewiß recht milde ausgedrückt. Ebenso behandelt Engels den Brief mehr humoristisch. Er schickt ihn am 27. Februar 1865 an Marx zurück und bemerkt dazu mit Anspielung darauf, daß Miquel damals zum Bürgermeister von Osnabrück gewählt war: „Miquel, dessen kluge Verarbeitung der Theorie zum Piedestal der Bürgermeisterwürde und Bürgerfreundlichkeit mich sehr amüsiert hat. Ungefähr so wird Heinrich Bürgers sich die Welt vorstellen, wenn er einmal Bürgermeister von Nippes oder Kalscheuren werden sollte."

Heinrich Bürgers, gleich Miquel ehemals Mitglied des Kommunistenbundes, nahm um jene Zeit eine ähnliche politische Haltung ein wie Miquel, war diesem aber, wie sich bald zeigen sollte, in bezug auf politische Anpassungsfähigkeit nicht gewachsen.

Am 26. Dezember 1865 schreibt Marx an Engels:

Auch Dr. Kugelmann hat mir geschrieben. Der Nachfolger von Justus Möser, aktueller Bürgermeister von Osnabrück, Herr Miquel, ist nun offener Renegat; einstweilen im bürgerlichen Sinne, aber „schon" mit Schwenkung nach dem aristo-

kratischen Sinn hin. Ein gewisser Wedekind, früher irgendwo Konsul, steinreicher Mann und Nationalvereinler, hat ihn zur Belohnung für seine Verdienste zum Schwiegersohn gemacht. Kugelmann sah den „sanften Heinrich" in Köln. Er ist jetzt wohlbestallter Redakteur der „Rheinischen Zeitung". Er beklagt sich über mich, daß ich ihn nicht besucht habe in Köln, daß ich ihn als „Abtrünnigen" behandle usw. Er sei immer „der Sache treu geblieben" und arbeite jetzt nur mit der Bourgeoisie gegen die Aristokratie, „um die Entwicklung und Klärung der Klassengegensätze (die er doch in einer Rede zu Köln vor kaum einem Jahre für nicht vorhanden erklärt hat!) zu fördern" usw.

Und an Kugelmann selbst schreibt er am 15. Januar 1866 in der Antwort auf dessen vorerwähnten Brief:

Die Katzensprünge des Nachfolgers von Justus v. Möser haben mich sehr amüsiert. Wie armselig muß doch ein Mann von Talent sein, der in dergleichen Bagatellen Befriedigung sucht und findet.

Das ist immer noch eine mehr bedauernde als rundweg feindselige Kritik. Da kam im Sommer der Deutsche Krieg und im Anschluß an die preußischen Siege die Gründung der Nationalliberalen Partei mit Miquel als einem der Führer. Mit fliegenden Fahnen vollzog Miquel, der Lassalles vermeintliches Bündnis mit Bismarck so verwerflich gefunden hatte, den Übertritt ins Bismarckische Lager. Unmittelbar nach Bekanntwerden dieser Wandlung, am 25. Oktober 1866, schreibt Marx in einem Brief an Kugelmann lakonisch als Nachschrift: „Miquel & Co. können lange warten, bis sie preußische Minister werden."

In der Tat zeigte sich nun, daß Miquel keineswegs damit zufriedengestellt war, Erster in Osnabrück zu sein. Er ließ sich im Februar 1867 in den Norddeutschen Reichstag wählen und ward dort einer der eifrigsten Wortführer der Nationalliberalen bei den Kompromissen mit Bismarck in Sachen der Verfassung des Norddeutschen Bundes. Sein Opportunismus zeigte sich jetzt in vollem Glanze. Leichter als viele andere Mitglieder der Partei gab er politische Rechtsforderungen des Liberalismus preis. Seine „historisch-kritische Auffassung" und sein „Unglaube an absolute Wahrheiten", wie er es in dem oben angeführten Brief an Marquardsen nennt, wurden für ihn Freibriefe, mit unbeschwertem Gewissen Kompromisse in bezug auf Verfassungsfragen einzugehen, die bei größerer Festigkeit Bismarck gegenüber hätten vermieden werden können. In ganz anderem Sinne als Lassalle und mit sehr verhängnisvollen Wirkungen wurde er Machtpolitiker, der für das geschriebene Recht nur mäßiges Interesse hat.

Im Frühjahr 1867 brachte Marx das Manuskript vom ersten Band des „Kapital" selbst nach Hamburg zu seinem Verleger Otto Meißner und war dann auf Einladung Dr. Kugelmanns einige Wochen dessen Gast in Hannover. Von dort aus schrieb er am 7. Mai 1867 an Friedrich Engels:

Unser Freund Miquel, der die Freiheit der Einheit so bereitwillig zu opfern sich geneigt erklärte, soll auf große Posten spekulieren. Le brave homme verrechnet sich nach meiner Ansicht. Hätte er sich nicht so bedingungslos fanatisch dem Bismarck hingeworfen, so könnte er ein gutes Trinkgeld erstehen. Aber jetzt! Wozu? Er ist so verhaßt durch sein Auftreten im norddeutschen Parlament, daß er an die Preußen geschmiedet ist wie ein Bagnosträfling an den anderen. Und die Preußen lieben bekanntlich keine „nutzlosen" und „überflüssigen" dépenses.

Miquels politische Popularität schmolz in der Tat schneller dahin als die seiner Mitführer im Nationalliberalismus. Schon bei den Reichstags-

wahlen des Jahres 1871 unterlag Miquel in seinem Wahlkreis Osnabrück-Quakenbrück einem welfischen Gegenkandidaten. Ein Mandat für Waldeck, das ihm dafür zufiel, hat er auch nur während zwei Legislaturperioden innegehabt. Aufsichtsratsmitglied der Berliner Diskontogesellschaft geworden, widmete er sich in den Gründerjahren nach 1871 mehr der Förderung des Kapitalismus als der parlamentarischen Tätigkeit, und wer hätte ihn widerlegen mögen, wenn er auf die Vorwürfe, die ihm ob seiner Gründertätigkeit damals gemacht wurden, unter Berufung auf die Marxsche Theorie geantwortet hätte: „Ihr Kurzsichtigen, arbeite ich auf diese Weise nicht so wirksam wie nur einer für den Kommunismus?" Denn Miquel kannte auch Marx' Hauptschrift, das „Kapital", recht gut.

Als dieses im Herbst 1867 herauskam, hat unser Politiker sich noch einmal brieflich an Kugelmann über Marx geäußert. Sein Brief ist nur kurz und bedarf keines Vorwortes.

Zweiter Brief Miquels an Dr. Kugelmann, November 1867.

Lieber Kugelmann!

Das neueste Buch von Marx ist höchst interessant und lehrreich, auch diesmal sehr verständlich geschrieben. Ob die sehr heftigen, wenn auch verdienten Angriffe gegen Roscher und so weiter für die Verbreitung des Buches förderlich sind, bezweifle ich freilich. Es wird dadurch die Neigung des Totschweigens wachsen.

Meinen Freunden habe ich das Buch überall empfohlen — es ist für alle Anschauungen seine Kenntnis durchaus notwendig.

Vor allem wird es aber doch auf eine richtige Vertreibung des Buches ankommen.

In Berlin zum Beispiel ist es mir gar nicht zu Gesicht gekommen. In solchen Städten muß es doch allen, welche sich für Volkswirtschaft interessieren, zugesandt werden. Nächstens beim Landtag mündlich mehr.

B[erli]n, Montags 5./11. 1867. Ihr J. Miquel.

Es ist für Miquel bezeichnend, daß er auch hier, wo er schon Wortführer des Nationalliberalismus ist, lebhafte Teilnahme für die Verbreitung eines Buches wie das „Kapital" an den Tag legt, dessen nicht bloß nationalökonomische Tendenz er zweifelsohne besser erkannt hat als viele andere. War es Heuchelei? Geschah es nur in der Absicht, die Brücken, die nun hinter ihm lagen, nicht völlig abzubrechen? Der Verfasser des Aufsatzes in den „Süddeutschen Monatsheften" zitiert folgenden Ausspruch Schmollers über Miquel: „Er hat gar nicht anders gekonnt, als immer einen oder den anderen Teil seiner Freunde und Ideale in die Ecke zu stellen, und er hat nie geglaubt, sie damit zu verleugnen." Daran mag etwas gewesen sein, aber welches Renegatentum, welche Rechnungsträgerei läßt sich nicht mit solchen Wendungen beschönigen?

Wie es sich aber damit auch verhalte, so viel zeigt diese kurze Zusammenstellung, daß Johannes Miquel sehr viel Zeit gebraucht hat, sich vom Kommunisten zum Nationalliberalen und darüber hinaus zum Minister der bürgerlichen Sammlungspolitik zu häuten. Und weiter zeigt sie, daß gerade er als Kommunist *kein* träumerischer Idealist war, sondern auf die revolutionäre Tat hinarbeitete, und daß mit seiner Abwandlung vom Kommunismus die *nationale* Gesinnung *gar nichts zu tun* hatte.

1857 sehen wir ihn noch viel weniger national als den späteren Vater der Internationale, Karl Marx, auf einen Einmarsch der Franzosen in Deutschland spekulieren. Und Nationalvereinler wird er als Gegner der Kleinstaaterei, eine Gegnerschaft, die ihn von keinem der treu gebliebenen Kommunisten unterschied.

Die politische Krise in Schweden.

Von Wilhelm Zansson.

Für einen nicht einflußlosen Kreis in der schwedischen Sozialdemokratie könnte die jetzige politische Krise des Landes eine gute Unterrichtsgelegenheit in sozialdemokratischen Anschauungen darstellen. Denn nichts kann trefflicher die Lehre vom Klassenkampf bestätigen als dieser plumpe Versuch der schwedischen Reaktion, sich erneut den Platz an den Fleischtöpfen des Staates zu erzwingen. In einem Lande, wo man sozialdemokratisches Parlamentsmitglied werden kann, ohne vorher der Partei anzugehören, sind derartige Lektionen auch für unsere inneren Parteiverhältnisse wertvoll.

Dieser sich jetzt auf politischem Gebiet abspielende Klassenkampf hat im Gegensatz zu der wirtschaftlichen Form des gleichen Kampfes im Jahre 1909 sein besonderes Interesse dadurch, daß seine heftigsten Friktionen gerade zwischen den beiden bürgerlichen Parteien sich bemerkbar machen. Nicht der proletarisch-bürgerliche Gegensatz veranlaßt diese Krise, sondern der noch nicht abgeschlossene Kampf bürgerlicher Klassen, an welchem die Arbeiterklasse allerdings aktiven Anteil nimmt.

Ein Blick auf die Parteiverhältnisse Schwedens möge diesen Gegensatz im bürgerlichen Lager illustrieren. Schweden hat bisher drei große politische Parteien, die um die Macht ringen. Einfach, wie die wirtschaftliche Struktur des Landes, ist auch die Gestaltung seiner politischen Parteiverhältnisse. Die konservative Partei vereinigt in sich die Reste des Feudalismus, den ländlichen Großgrundbesitz, das industrielle und mobile Kapital, den städtischen Grundbesitz und einen Teil der Bureaukratie. In der liberalen Partei dagegen finden wir einen anderen Teil der Bureaukratie sowie eine Anzahl bürgerlicher Ideologen, städtische Intelligenz sozusagen, und als wirtschaftliches Gerippe Kleinbürger und vor allem Kleinbauern. Der zahlreiche Kleinbauernstand des Landes ist der Kern der liberalen Partei. Ihre Macht ist abhängig davon, wie sie die Wahrnehmung der Interessen dieser großen Klasse versteht. Der Bauer steht im Gegensatz zum Großgrundbesitzer, der ihn in der Gemeinde rechtlos macht und ihn in seiner Eigenschaft als Pächter oder Kätner wirtschaftlich ausbeutet. Aber die Bauern stehen nicht minder in heftiger Gegnerschaft zu den Industriemagnaten und zum mobilen Kapital. Das Kapital hat den nordländischen Bauer vollständig enteignet, ihn von der Scholle vertrieben und zum Abhängigen des Kapitals oder zum Lohnproletarier gemacht. In anderen Landesteilen entzieht die Industrie dem Bauern die Arbeitskraft, sie proletarisiert seine Söhne und Töchter und hinterläßt in ihm alles andere, nur keine freundschaftlichen Gefühle für die mit großen Prätensionen auftretenden Fürsten des Geldes. Die Klasseninteressen des Bauernstandes

bringen dieſen in ſeiner überwiegenden Zahl der Sozialdemokratie weit näher als den Konſervativen. Der Abmarſch der Bauern zu unſerer Partei gehört in Schweden bereits zu den aktuellen Problemen.

Die beiden anderen Flügel der liberalen Partei ſind weniger gleichartig in ihren Intereſſen. Die Kleinbürger ſind auch hier kleine Handwerksmeiſter und Gewerbetreibende, die inſtinktiv zu den Liberalen ſtoßen, ohne Hilfe vor dem Großkapitalismus finden zu können. Andererſeits fürchten ſie die Sozialdemokratie, deren gewerkſchaftliche Aktion ihren Kreiſen unbequem wird, und deren genoſſenſchaftlicher Vormarſch ebenfalls hier und da mit den Intereſſen dieſer Schicht zu kollidieren beginnt. Die liberale „Zwiſchenpartei" bot daher vielen dieſer politiſch Heimatloſen eine Zuflucht, aber ſie ſind unzuverläſſig wie ihre ganze Exiſtenz.

Und vollends die bürgerlichen Ideologen, die in den letzten Jahrzehnten in der liberalen Partei Träger der politiſchen Oppoſition waren, ſind unzuverläſſiger als ihre Genoſſen der Konfuſion in irgend einem anderen Lande. Denn ſie gehören auf Grund ihrer Klaſſenſtellung zu den Kreiſen der Konſervativen, und weder Neigung noch Verſtand, am wenigſten der letztere, hat ſie zu den Liberalen gebracht. Einige führten literariſche Neigungen in den Kreis der Oppoſition, anderen wiederum winkte die Palme des politiſchen Führers der Nation. Leider haben auch wir von dieſer Spezies einige abbekommen.

Wie erſichtlich, erſtrecken ſich die Grenzlinien der liberalen Partei ſehr weit. Ihre Hauptſtütze iſt das platte Land, ſolange ſie wirklich liberal iſt, die Stadt, ſobald ſie beginnt, nach rechts zu ſchielen.

Die Sozialdemokratie iſt in Schweden wie in anderen Ländern die Partei der *Lohnarbeiter*. In einzelnen Köpfen ſpukt zwar auch die Idee der *Volks*partei, die über den Klaſſenintereſſen der bürgerlichen Geſellſchaft *thront*. Aber das ändert nichts daran, daß auch in Schweden die Sozialdemokratie bewußt die Partei des proletariſchen Klaſſenkampfes iſt und ſein will.

Allein die Entwicklung Schwedens läuft in zweifacher Linie. Der Liberalismus muß in den Städten um die Erhaltung ſeiner Anhänger in Handel und Gewerbe mit den Konſervativen kämpfen, auf dem Lande aber macht ihm die Sozialdemokratie erfolgreiche Konkurrenz. Je mehr die Proletariſierung der Bauern fortſchreitet, deſto größer die Ausſicht, ſie für die Sozialdemokratie zu gewinnen. Für die Taktik der Sozialdemokratie iſt es aber natürlich nicht gleichgültig, inwieweit ſie ihre Anhänger aus ländlichen Kreiſen oder nur aus Induſtriearbeitern rekrutiert.

Bis zum Jahre 1905 hatten die Konſervativen ungeſtört die Staatskrippe für ſich in Anſpruch genommen, und auch dann machten ſie keine Anſtalten, anderen Klaſſen Raum zu gewähren. Aber die Norweger hatten die großſchwediſche Bevormundung ſatt und löſten plötzlich das Verhältnis, das ſeit 1814 in ewigem Unfrieden beſtanden hatte. Die herrſchende Klaſſe Schwedens und an ihrer Spitze die Dynaſtie hatte in Norwegen nie etwas anderes als eine ſchwediſche Provinz ſehen wollen. Bis dann ſchließlich der norwegiſche Geduldsfaden riß. In einer Anwandlung moraliſcher Reue berief nun der alternde König den liberalen Führer Karl Staaff an die Regierung, um durch innere Reformen eine Feſtigung des Landes herbeizuführen. Aber das duldeten die Konſervativen nicht, und Staaff wurde, da er im Par-

lament keine Mehrheit hatte, zu Fall gebracht. Das konservative Regiment wurde wieder aufgerichtet und führte nun selbst eine Wahlreform durch, die eine Sicherung der konservativen Herrschaft bringen sollte. Unter diesem konservativen Regiment, eng liiert mit der großkapitalistischen Bourgeoisie, wurde der Schlag gegen die Arbeiterklasse 1909 geführt, wobei die ganze Staatsmaschine in den Dienst der Unternehmer gestellt und der Versuch gemacht wurde, durch Zwangsgesetze die Arbeiter dauernd an die Hundekette zu legen.

Als dann bei den Neuwahlen 1911 eine liberal-sozialdemokratische Mehrheit gewählt war, mußte Herr Staaff zum zweitenmal das Amt des königlichen Ratgebers übernehmen. Die Mittelschicht der Bevölkerung war an die Regierung gelangt. Aber diese Mittelschichtpartei ist nicht stark genug, um selbst die Politik zu bestimmen, sie muß ihre Mehrheit erst im Parlament suchen. Staaff wandte sich nun nicht an die Konservativen, sondern er bot der Sozialdemokratie die Teilnahme an der Kabinettsbildung an. Branting lehnte rundweg ab, teils wohl aus inneren parteipolitischen Motiven, teils aber auch aus einer Anschauung heraus, die ich nicht gutheißen kann. Er erklärte, es soll jetzt nicht sozialdemokratische, sondern liberale Politik gemacht werden, und daher müssen die Liberalen selbst die Regierung übernehmen. Diese Motivierung ist allerdings insofern nicht unanfechtbar, als die zu machende Politik ebensosehr proletarische Interessen als die der liberalen Schichten wahrzunehmen hatte. Es handelte sich um politische Aktionen gegen die Teuerung, um die Lösung der Landesverteidigungsfrage, um die Fortentwicklung der demokratischen Einrichtungen und Grundsätze im schwedischen Staatswesen und last not least um den Anfang einer Sozialreform. Hätte sich damals die Partei zur Übernahme einiger Ministerposten verstanden, so hätte sie immerhin daran wenigstens Bedingungen knüpfen können. So aber schlug sie eine zwieschlächtige Politik ein. Sie stellte die Liberalen auf ihre eigenen Füße und ließ ihnen vollkommen freie Hand in der Wahl ihrer Mehrheit und ihrer Minister, zugleich aber übernahm sie selbst doch mit der Verantwortung für eines der unsinnigsten Gesetze, das jemals in einem Land unter dem Titel „Sozialreform" erlassen wurde, kurzum: wir tragen ein gut Teil Verantwortung für eine Politik, auf die wir nicht den genügenden Einfluß hatten.

Und das hat uns eben die inneren Parteikämpfe gebracht, die Branting verhüten wollte.

Aber schon die Tatsache, daß Staaff mit Branting über die Kabinettsbildung verhandelte und Neigung zeigte, mit der Sozialdemokratie zu paktieren, brachte die Gegenseite in Wallung. Zunächst die Dynastie. Der jetzige Chef der Firma Bernadotte gehört nicht zu den mit besonderen staatsmännischen Gaben ausgestatteten Zeitgenossen. Seine Frau ist eine Hohenzollern und hat die Hosen an. Die Gegnerschaft gegen alle freiheitlichen Tendenzen im Volke lebt in der Dynastie unverändert fort, und man träumt hier noch den mittelalterlichen Traum des Gottesgnadentums weiter, naiv und dreist zugleich. Die Bernadottes haben alle das eine gemein, daß sie die Zeit, in der sie leben, nicht kennen. Als 1905 die Norweger eine Deputation zum Vater des jetzt regierenden Königs sandten, um ihm den Parlamentsbeschluß der Entthronung mitzuteilen, soll er die Deputation

zuerſt ausgelacht haben. Er wußte nicht, was die Glocke geſchlagen hatte. Sein Sohn ſetzt dieſe „Politik" fort. Er kann ſich noch nicht darein finden, daß die Junker und Geldprotzen nicht mehr ſeine verfaſſungsmäßigen Ratgeber ſein ſollen, er will nicht ſehen, daß eine neue Zeit und neue Klaſſen an die Pforten der Macht klopfen. So läßt er ſich von der Hofkamarilla treiben. Die Ohrenbläſer machen gute Geſchäfte.

Schon gleich zu Beginn des zweiten Miniſteriums Staaff übte der König paſſive Reſiſtenz. Als Staaff nach ſeinem Regierungsantritt die Landesverteidigungskommiſſion einſetzte, um zu unterſuchen, was notwendig und was geleiſtet werden konnte zur Wahrung der Unabhängigkeit des Landes, proteſtierte der König öffentlich dagegen. Das gleiche geſchah, als Staaff die von ſeinem Vorgänger in Auftrag gegebenen Kanonen für ein Kriegsſchiff, das noch gar nicht im Bau war, inhibierte, bis die Landesverteidigungskommiſſion ihre Arbeiten beendet haben würde. In beiden Fällen erfolgten öffentliche Kundgebungen des Königs gegen die verantwortliche Regierung. Solange eine konſervative Junkerregierung am Ruder war, tat der König alles, was ſie wünſchte. Als die parlamentariſchen Verhältniſſe ihn zwangen, ſeine Regierung aus den Vertretern der „kleinen Leute" zu entnehmen, übte er vom erſten Tage an Reſiſtenz.

In dieſer Taktik wurde der Hof eifrigſt unterſtützt von der konſervativen Partei. Ihre Preſſe und ihre Politiker haben beſtens geſchürt und alles gedeckt. Für ſie wurden die Differenzen zwiſchen König und Miniſter zu einem Agitationsmittel, um die Maſſen in den konſervativen Karren zu ſpannen. Der Verwahrung des Königs gegen die Einſtellung des Kanonenguſſes folgte die konſervative Sammlung von Geldern für das ſogenannte F-Boot, ein ſeegehendes Panzerboot von kleinem Typ, das etwa 18 Millionen Mark koſten ſoll, aber wahrſcheinlich noch teurer wird. Die Geldſammlung wurde weidlich zur Agitation für die konſervativen „Vaterlandsfreunde" ausgenutzt, die das Vaterland verteidigen wollten im Gegenſatz zu den liberalen und ſozialdemokratiſchen Vaterlandsverrätern, die im Parlament die Mehrheit hatten. Und während der ganzen Zeit wurde die wüſteſte Ruſſenhetze betrieben, der Ruſſenſchreck ſollte das Zeichen werden, in dem die Konſervativen bei den Wahlen im September 1914 wieder zu ſiegen hofften.

Dieſer Hetze fielen die Liberalen zum Opfer. Das Miniſterium gab das einſt antimilitariſtiſche Programm der Liberalen preis. In einer Rede kurz vor Weihnachten in Karlskrona entwickelte Herr Staaff ſein neues Militärprogramm. Er wollte vor allem und ganz richtig die ſchon vorhandenen Armeekräfte Schwedens kriegstüchtig machen, Bewaffnung der Reſerven, Heranbildung genügender Truppenführer, beſſere Ausbildung der Spezialwaffen, Ausbau der Marine zum Schutze der Schären und zur Behinderung einer Landung fremder Truppen an den ſchärenloſen Stellen der Küſte. Die Koſten für die einmaligen Ausgaben ſollte eine Wehrabgabe decken. Und ſo weiter. Die Übungszeit der Infanterie ſollte jedoch erſt nach den Kammerwahlen beſtimmt werden, damit die Wähler vorher gehört werden könnten.

Dieſes Programm gab den Militariſten mehr, als ſie jemals von dieſer Regierung zu hoffen gewagt hatten. Sie merkten ſofort, daß ſich die Regierung hatte von der Rüſtungshetze mitreißen laſſen, und fanden die Zeit

günstig, ihr seit 1875 datierendes Programm der einjährigen Dienstzeit[1] des stehenden Heeres durchzusetzen. Die konservative Partei nutzte wiederum die Situation zur Vorbereitung der Septemberwahlen aus. Wenn sie zur Macht kommen soll, muß sie den Liberalen das platte Land abnehmen. Und so wurde für konservatives Geld der Bauernzug organisiert. 28 000 Bauern aus allen Gegenden wurden zur Hauptstadt gebracht unter dem Vorwand, das Land sei in Gefahr und es gelte, dem König zu zeigen, daß er sich auf den Bauernstand verlassen könne. Die Adressen der Teilnehmer sammelte man sorgfältig, um sie später mit konservativer Wahlliteratur bearbeiten zu können.

So war dieser Bauernzug ein wohlüberlegter Schachzug in der konservativen Wahlagitation. Unter dem Mantel der Vaterlandsliebe und mit Hilfe des Russenschrecks sollten die konservativen Siege bis zu den Herbstwahlen vorbereitet werden.

Aber da platzte eine Bombe. Der König hielt vor dem Bauernzug eine Rede, in der das Militärprogramm der Regierung desavouiert wurde. Die Verfassung schreibt zwar vor, daß der König seine Beschlüsse nur fassen darf nach Anhören der verantwortlichen Minister, und zwar in offizieller Sitzung. Aber daran kehrte sich der König nicht. Wie er schon zweimal vorher die Auffassung des Ministeriums öffentlich abgelehnt hatte, so auch diesmal, nur in schärferer Form. Und diese Rede war das Ergebnis eingehender Aussprache im Familienrat, wobei der Kronprinz unterlegen war, der eine vorsichtigere Politik wünschte.

Was folgte, ist bekannt. Die Regierung demissionierte, als der König ihr keine ausreichenden Erklärungen gab. Die Liberalen hatten zwar in der Militärfrage ihr altes Programm verleugnet, sie waren in echt liberaler Weise umgeschwenkt. Aber als der Hof an ihren demokratischen Grundsätzen rütteln wollte, kam er doch an die falsche Adresse. Karl Staaff hatte nicht ein Leben lang für die Demokratie in Schweden gekämpft, um sie, als es schließlich galt, zu verraten. Er ist weit davon entfernt, ein „Linksliberaler" zu sein. Aber als rückgratfester Demokrat ist er immer noch ein Recke unter den liberalen Zwergen der Neuzeit.

Diesen Ausgang hatte die konservative Partei nicht gewünscht, und sie hütete sich auch, ein parteikonservatives Ministerium zu stellen. Der König mußte ein inoffizielles konservatives Kabinett berufen, das nunmehr die Forderungen der Militaristen durchführen soll: einjährige Dienstzeit, eine Flotte, die der Repräsentation dienen kann, und im übrigen das Programm Staaffs mit konservativen Ergänzungen. Um das alles durchzuführen, mußte die Zweite Kammer aufgelöst werden.

Der Wahlkampf war der heftigste, der jemals in Schweden geführt wurde. Die konservative Agitation sank auf ein Niveau herab, wie es selbst der deutsche Reichslügenverband nicht kennt. Persönliche Verunglimpfungen und Verleumdungen ersetzten die fehlenden sachlichen Argumente. Der Russenschreck wurde noch einmal in allen Tonarten propagiert, und er hat auch bei den Wahlen Erfolge gebracht. Inwieweit eine Veränderung der Stellung eintritt, ist aus folgender Aufstellung ersichtlich:

[1] Zurzeit beträgt die Dienstzeit auf Grund der Heeresordnung von 1902 insgesamt 8 Monate für die Infanterie, 10 Monate für die Marine und 1 Jahr für die Kavallerie.

	1911		1914	
	Mandate	Stimmen	Mandate	Stimmen
Konſervative	65	188691	86	286320
Liberale	101	242795	71	245040
Sozialdemokraten . . .	64	172196	73	286320

Es iſt demnach den Konſervativen nur gelungen, die Liberalen zu ſchwächen, aber nicht die Mehrheit der Linken zu brechen. Und das war doch der Zweck der Übung. Um in der Zweiten Kammer eine Mehrheit zu haben, hätten die Konſervativen 116 Mandate erringen müſſen. Und zur Mehrheit in den gemeinſamen Abſtimmungen der beiden Kammern ſind mindeſtens 105 konſervative Zweite-Kammer-Mandate erforderlich. Daraus iſt aber nichts geworden.

Die Militärfrage wird freilich gelöſt werden, aber nicht nach militariſtiſchen Diktaten, ſondern nach parlamentariſchen Methoden.

Die aufgepeitſchten nationalen Leidenſchaften haben den Konſervativen eine gewaltige Stimmenzunahme gebracht. Große Reſerven ſind für ſie mobiliſiert worden. Aber daneben ſteht der glänzende Erfolg der ſchwediſchen Sozialdemokratie, deren Stimmenzahl ebenfalls beträchtlich geſtiegen iſt, und deren Mandate um 9 vermehrt wurden. Und dabei iſt zu beachten, daß auf Grund der vorjährigen Wählerliſten gewählt wurde, die für unſere Partei überall ungünſtig ſind, in Schweden aber um ſo mehr, als das Wahlrecht von erfolgter Steuerzahlung abhängig iſt. Allein in Stockholm gingen rund 30 000 Wähler ihres Wahlrechts dadurch verluſtig. Für die Wahl im September, aus der die Kammer für die nächſte dreijährige Legislaturperiode erſt hervorgehen wird,[2] ſind neue Wählerliſten aufzuſtellen, und die Arbeiterwähler ſind durch die jetzige Wahl gewitzigt. Wo irgend möglich, werden ſie ihre Steuern berichtigt haben und dann wählen können. Iſt es alſo gelungen, den konſervativen Anſturm bei den jetzigen nationaliſtiſchen Wahlen abzuwehren, dann wird das um ſo leichter ſein bei den Herbſtwahlen, wo das Volk noch dazu die „Früchte" des Ruſſenſchrecks hat einheimſen können. Der nationalen Begeiſterung wird bis dahin ſchon der Katzenjammer folgen, denn das Militärprogramm der Kamarilla koſtet über 100 Millionen Kronen jährlich oder 20 Millionen mehr als bisher. Das heißt, man wird zu einem Militärbudget von etwa 50 Prozent der Staatsausgaben kommen. Neue Steuern, ſteigende Lebensmittelpreiſe ſind unausbleiblich. Und das erzeugt dann die Stimmung, die endgültig die Konſervativen aus dem Sattel werfen wird.

Die Liberalen ſind zwar geſchwächt worden, aber die Schwächung bedeutet zugleich eine Reinigung. Der rechtsliberale Flügel wurde ziemlich dezimiert, die unſicheren Kantoniſten zum guten Teil abgeſtoßen. Da an der Mehrheit im Parlament nichts geändert wurde, iſt dieſe Reinigung nur von Vorteil. Der bisherigen Taktik der Sozialdemokratie, den Abmarſch der Liberalen nach rechts zu verhindern oder möglichſt hinauszuſchieben, hat dieſe Kriſe den beſten Vorſchub geleiſtet. Denn auch im liberalen Lager iſt

[2] Die ſchwediſchen Zweitekammerwahlen finden verfaſſungsgemäß alle drei Jahre im September ſtatt. Der jetzt gewählte Reichstag fungiert alſo nur ſo lange, wie der vor drei Jahren gewählte fungiert haben würde, falls ſeine Auflöſung nicht erfolgt wäre. Die verfaſſungsmäßige Kammerwahl im September dieſes Jahres wird daher durch die jetzigen außerordentlichen Wahlen nicht inhibiert.

ein Licht aufgegangen, das die Kluft der Klasseninteressen hell beleuchtet, welche die Mittelschichten von den Konservativen trennt.

Die Erkenntnis dieser Klassenscheidung zu verbreiten und zu vertiefen, wird eine der wichtigsten Aufgaben der Sozialdemokratie sein. Nur so wird sie künftige Siege sicherstellen.

Sozialismus und Arbeiterpartei in England.

Von J. Sachse (London).

Die Großjährigkeitskonferenz der Independent Labour Party, die während der Osterfeiertage in Bradford abgehalten wurde, verlief sachlich ebenso würdig wie äußerlich imposant. Wenn die I. L. P. auf die 21 Jahre ihrer Existenz zurückblickt, dann darf sie mit den erreichten Resultaten durchaus zufrieden sein. Dem Boden der eigenartigen politischen und sozialen Verhältnisse Englands urwüchsig entsprossen, hat sie oft Methoden und Charakterzüge entwickelt, die nicht alle englischen Sozialisten befriedigen konnten und dem festländischen Sozialisten oft genug seltsam erscheinen mußten. Aber wenn man von der Warte dieser Jubiläumsfeier auf diese zwei Jahrzehnte zurückblickt, dann treten diese Absonderlichkeiten, die Irrungen und Wirrungen, von denen die I. L. P. ihr vollgerüttelt Maß abbekam, in die ihnen gebührende Stelle zurück, und wir sehen das Walten von Kräften, die beinahe schnurgerade ihrem Ziele zusteuern. Die I. L. P. war die Trägerin einer großen Mission, die bisweilen eine allzu schwere Last für ihre schwachen Schultern scheinen mochte. Aber sie hat sie redlich erfüllt. Sie hat es weit besser als die S. D. F. verstanden, breite Schichten des englischen Volkes mit den Grundgedanken des Sozialismus zu erfüllen, und es bleibt vor allem ihr Verdienst, daß die unabhängige politische Aktion des Proletariats in England eine Tatsache geworden, daß die Vereinigung von Sozialismus und Arbeiterbewegung gelungen ist. Und wenn die I. L. P. bei der Verfolgung dieser großen und schwierigen Ziele es manchmal für nötig fand, ein bedenkliches Quantum von opportunistischem Wasser in ihren sozialistischen Wein zu gießen, so ist sie doch gerade durch ihre immer innigere werdende Verbrüderung mit der organisierten Arbeiterklasse vor verhängnisvollen Fehlschritten bewahrt und auf den richtigen Weg geleitet worden. Vielfach wird von gewissen linksstehenden Wortführern der I. L. P. die Ansicht geäußert, daß die I. L. P. durch ihre Verbindung mit der Arbeiterpartei ihre revolutionäre Tatkraft verloren habe. Das Gegenteil davon ist richtig. Ohne den nährenden Boden der organisierten Arbeiterklasse wäre die I. L. P. wahrscheinlich schon längst einem ruhmlosen Ende verfallen, denn sie entbehrte jener klar formulierten Grundsätze und Ideengänge, die die S. D. F. trotz aller Isolierung so lange zusammenhielten. Und wer kann im Ernst leugnen, daß die I. L. P. gerade in den letzten Jahren, seitdem jeder Gedanke eines möglichen Wiederaustritts aus der Arbeiterpartei gänzlich aus dem Bereich praktischer Diskussionen verschwunden ist, eine stete innere Festigung, ein fast überraschendes Erstarken des Klassenbewußtseins und der Kampfesfreude aufweist? Dann und wann taucht das, was an dem Sozialismus der I. L. P. eigenartig und befremdlich war, in einzelnen Äußerungen wieder auf, aber es klingt fast nur mehr wie eine Stimme aus dem Grabe. So hat Bruce

Glasier am Vorabend der Bradforder Konferenz im „Labour Leader" den angeblich großen Einfluß der I. L. P. auf die Entwicklung und die Gedankenwelt des festländischen Sozialismus gefeiert, einen Einfluß, den Glasier im wesentlichen darin erblickt, daß der festländische Sozialismus von dem „seichten Dogma" des Klassenkampfes abgebracht worden sei, wobei Glasier sich selbst eine bedeutende Rolle zuschreibt! Den meisten festländischen Sozialisten wird das wohl ein ganz neuer Beitrag zur Geschichte ihrer Bewegung sein. Aber unmittelbar nach der Bradforder Konferenz sieht sich derselbe Bruce Glasier genötigt, einen katzenjämmerlichen Kommentar zu diesem erfolgreichsten Parteitag der I. L. P. zu schreiben, der die Vermutung nahelegt, daß er sich in seiner Partei bald nicht mehr heimisch fühlen wird.

Denn die Mission der I. L. P. ist noch keineswegs zu Ende. Das Schiff der Arbeiterpartei ist vom Stapel gelaufen und schaukelt auf den Wogen, aber es ziehen drohende Stürme herauf, denen sie, auf sich allein gestellt, vielleicht noch nicht gewachsen ist. Der I. L. P., die das Hauptverdienst an dem Erstehen der unabhängigen Arbeiterpartei hat, scheint auch vornehmlich die vielleicht noch viel schwierigere Aufgabe zufallen zu sollen, ihren unabhängigen Bestand gegen alle Anfechtungen zu sichern. Der Verlauf der Bradforder Konferenz hat gezeigt, daß sie gewillt und entschlossen ist, sich dieser Aufgabe zu unterziehen.

Die beiden großen Ereignisse der Bradforder Konferenz waren die außerordentlich offene Aussprache über die Taktik der Unterhausfraktion und die mit überwältigender Mehrheit erfolgte Annahme der sogenannten Bradforder Resolution. Bei beiden handelt es sich im wesentlichen um dasselbe; bei der ersteren liegt das Hauptgewicht im Rückblick auf die Vergangenheit und die Sorge um die unmittelbare Zukunft, die letztere sendet ihren Blick in die fernere Zukunft und greift auf tieferliegende Grundprobleme zurück.

Es trifft sich gut, daß der Vorsitzende der Arbeiterfraktion Mac Donald, der konsequenteste Verfechter der gegenwärtigen Taktik der Unterhausfraktion, selber ein Parlamentsvertreter der I. L. P. ist. Er kam dadurch in die Lage, diese Taktik vor seiner engeren Organisation verteidigen zu müssen, und er kann sich keine Illusionen mehr darüber machen, wie die überwältigende Mehrheit der I. L. P. über diese Taktik denkt. Es waren keine obskuren Eisenfresser oder Eigenbrötler, die sich mit der tiefsten Entrüstung und Besorgnis gegen die Haltung der Arbeiterfraktion wandten, es waren die loyalsten, verantwortungsvollsten und einflußreichsten Wortführer der I. L. P. Unter den Fraktionsmitgliedern selber waren es vor allem Snowden und Jowett, die anerkanntermaßen zu ihren tüchtigsten zählen, ferner Brockway, der Redakteur des „Labour Leader", des sehr tüchtig geleiteten Parteiorgans der I. L. P., und endlich, wie um jeden Verdacht, als handle es sich um einen Gegensatz zwischen Sozialisten und Gewerkschaftern, von vornherein zu entwaffnen, Smillie, der Präsident des britischen Bergarbeiterverbandes, die einflußreichste und mächtigste Persönlichkeit in der britischen Arbeiterbewegung. Und wer stand auf der anderen Seite? Wer brachte es über sich, die Taktik der Arbeiterfraktion als ganz in der Ordnung zu verteidigen? Niemand außer Mac Donald, der Mann, den die Verantwortung für diese Taktik vornehmlich trifft.

Wogegen sich die Kritiker so heftig wandten, läßt sich mit einem Worte sagen. Die Arbeiterfraktion ist zu einem Werkzeug der liberalen Regierung, sie ist ein integrierender Bestandteil der Regierungsmehrheit geworden, und darin erschöpft sich, wenigstens in den Augen des Volkes, ihre parlamentarische Bedeutung. Die Arbeiterfraktion sieht es für ihre erste Pflicht an, die liberale Regierung am Ruder zu erhalten; dieser Pflicht gegenüber müssen selbst die klarsten und heiligsten Interessen der Arbeiterschaft weichen. Die I. L. P. müsse endlich den Ruf erheben: Bis hierher und nicht weiter! Und welche Bewandtnis hat es mit dem Wahlbündnis zwischen der Arbeiterpartei und den Liberalen, von dem die bürgerliche Presse so viel munkelt? Denkt die Fraktion wirklich an einen solchen Verrat? Kommt es wirklich zu einem Bündnis, rief Smillie, dann werde nicht nur er persönlich, sondern der Bergarbeiterverband das Tischtuch zwischen sich und der Arbeiterpartei zerschneiden. Der Bergarbeiterverband als Wächter der Unabhängigkeit der Arbeiterpartei! Und das war keine bloße Redensart!

Und was hatte Mac Donald auf diese Angriffe zu erwidern? Gar nichts! Er bezeichnete das Gerede von einem Wahlbündnis als eine absolute Lüge. Aber dieses begrüßenswerte Dementi wurde gleich nach der Rede Mac Donalds, nach der er leider gleich Bradford verlassen mußte, sehr bedenklich abgeschwächt durch die kategorische Erklärung Snowdens, daß in einer der jüngsten Vorstandssitzungen der Arbeiterpartei ein definitiver Vorschlag gemacht worden sei, was der Vorsitzende Keir Hardie dahin korrigierte, daß die Sache nur erwähnt worden sei. Zur Verteidigung der bisherigen Haltung der Fraktion brachte er gar nichts vor, was auch nur der Erwähnung wert wäre. Höchstens machte er einen unsicheren Versuch, das zu leugnen, was die Spatzen von allen Dächern pfeifen und was jeder selbst mit verbundenen Augen sehen kann, daß nämlich die Arbeiterpartei ein unentwegter Bestandteil der liberalen Regierungsmehrheit ist.

Der festländische Beobachter der englischen Politik wird vielleicht verwundert fragen: Konnte denn Mac Donald wirklich nichts zur Rechtfertigung der tatsächlichen Haltung der Arbeiterfraktion vorbringen? Ließen sich nicht gewichtige Gründe dafür ins Feld führen, daß die Arbeiterpartei in der gegenwärtigen politischen Situation selbst auf Kosten ihrer eigenen spezielleren Interessen die Regierung konsequent unterstützt, um Homerule zum Siege zu bringen und die Reaktion, die frech ihr Haupt erhebt, zurückzuschlagen? Ist nicht eine derartige Politik schon vielfach in festländischen Staaten von Sozialisten propagiert und bisweilen auch befolgt worden, und zwar Regierungen gegenüber, deren allgemeine Haltung vom sozialistischen Standpunkt aus noch viel weniger zu rechtfertigen war als die der Asquithschen? Warum also tritt Mac Donald nicht offen für eine Koalition ein? Und was das Wahlbündnis anbetrifft: Warum in aller Welt erfüllt der Gedanke eines solchen Wahlbündnisses die I. L. P. oder den Bergarbeiterverband mit Entsetzen? So etwas ist doch auch schon sozialistischen Parteien des Kontinents passiert, und seit wann ist gerade die I. L. P. die sorgsame Hüterin der Prinzipientreue? Und schließlich, ob Bündnis oder kein Bündnis, sind nicht schon alle allgemeinen Wahlkämpfe seit 1906 in Wirklichkeit so geführt worden, als ob ein Bündnis zwischen den Liberalen und der Arbeiterpartei tatsächlich abgeschlossen worden wäre? Also wozu der Lärm?

Um diese Fragen ausreichend zu beantworten, müßten wir ein ganzes Buch über die englische Staats- und Regierungsform, über den Charakter der bürgerlichen Parteien und der Arbeiterpartei, über die Klassenscheidungen im englischen Volke, über die politischen Traditionen der englischen Arbeiterschaft, über die in anderen Ländern auch nicht annähernd erreichte tatsächliche politische und soziale Macht der englischen Arbeiterklasse schreiben. Einige Bemerkungen müssen genügen, um anzudeuten, daß es sich in England um ungleich ernstere und schwierigere Probleme handelt als je in einem festländischen Staat, und daß hier von einem harmlosen Experiment nicht die Rede sein könnte.

Zunächst ist zu beachten, daß die Arbeiterpartei keine klaren Grundsätze oder politische Glaubensartikel zur Grundlage hat, die ihr in allen Situationen als Leitstern dienen könnten. Ihr einziges Gut ist die Unabhängigkeit. Wird diese geopfert, dann ist es mit ihr zu Ende.

Der zweite Gesichtspunkt ist der, den die Bradforder Resolution zum Ausdruck bringt. Bisher wurde diese Resolution mit diesem Namen bezeichnet, weil sie von den Bradforder Genossen, insbesondere ihrem Parlamentsvertreter Jowett, befürwortet worden war. Von nun an wird sie diesen Namen tragen, weil sie der Bradforder Parteitag zum Grundsatz der I. L. P. erhoben hat. Wir haben uns bereits anläßlich einer früheren Parteitagsdiskussion mit dieser Resolution und den ihr zugrunde liegenden Verfassungszuständen beschäftigt.[1] Die Resolution, die von der Konferenz nach einer lebhaften Debatte mit 233 gegen 78 Stimmen angenommen wurde, wendet sich gegen die Kabinettsherrschaft, die die Abgeordneten (die nicht die Opposition ans Ruder bringen wollen) zu bloßen Puppen degradiert, und verlangt von der Arbeiterfraktion, daß sie dieses System zertrümmere, indem sie ein für allemal kundgibt, daß sie bei allen Fragen ohne Rücksicht auf einen etwaigen Regierungsrücktritt ausschließlich ihren Parteigrundsätzen gemäß abstimmen wird. Die Resolution gibt also dem Sinne nach eine Erklärung für die bisherige Haltung der Arbeiterfraktion der Regierung gegenüber, die vorher gerügt worden war. Sie will die Ursache der Abhängigkeit der Arbeiterfraktion beseitigen, und zwar dadurch, daß die Fraktion ein für allemal zu verstehen gibt, daß sie sich mit dieser Abhängigkeit nicht mehr abfinden werde. Die Resolution hat nur einen aktuellen Sinn, wenn vorausgesetzt wird, daß die Arbeiterpartei tatsächlich ein Teil der Regierungsmehrheit ist; eben dadurch, daß sie den Sturz der Regierung verhüten will, wird sie ihrer Bewegungsfreiheit beraubt. Die Resolution will der Arbeiterfraktion ihre Bewegungsfreiheit zurückgeben, ohne daß sie sich bei deren Ausübung der Gefahr aussetzt, die Regierung zu stürzen. Also auch die Bradforder wollen die liberale Regierung nicht stürzen, aber sie wollen der Arbeiterfraktion und der Unterhausmehrheit das Recht verschaffen, der Regierung gelegentlich das Mißtrauen zu votieren und ihr nicht die Demission, sondern die gewünschten Maßnahmen aufzuzwingen. Warum wollen die Bradforder nicht den Sturz der liberalen Regierung? Nun, das liegt auf der Hand: weil dann eine konservative Regierung an die Macht käme. Der eigentliche Stein des Anstoßes ist also das Zweiparteiensystem.

[1] „Das englische Parteiensystem und die Arbeiterpartei", „Neue Zeit", XXX, 1, S. 161 ff.

Das Zweiparteiensystem liegt im Wesen des ganzen englischen Regierungssystems. Die Beseitigung des Zweiparteiensystems wäre ein großer Sprung — ins Dunkle. Ohne Zweiparteiensystem könnte es weder eine liberale noch eine konservative Partei, wie wir sie heute in England kennen, geben. Auf der anderen Seite übt das Zweiparteiensystem, solange es besteht, eine schier unwiderstehliche Gewalt auf alle außerhalb stehenden parlamentarischen Gruppen aus. Die Arbeiterpartei mag sich drehen und wenden, wie sie will, immer steht sie vor der Notwendigkeit, sich entweder für oder gegen die Regierung zu erklären. Gegen die liberale Regierung heißt aber für die konservative Regierung, und sie zieht die liberale vor. Nicht nur deshalb, weil es sich jetzt um Homerule und andere besonders wichtige Streitpunkte handelt. Stets wird die eine der Parteien im allgemeinen weniger reaktionär sein als die andere, und einer Arbeiterpartei wird es nie ganz gleichgültig sein können, welche von den beiden am Ruder ist. Solange die Regierung auch unabhängig von der Arbeiterfraktion eine sichere Mehrheit im Unterhaus hat, fallen diese Verhältnisse nicht entscheidend ins Gewicht, dann besteht für die Arbeiterfraktion jene Bewegungsfreiheit, die die Bradforder Resolution der Parlamentsmehrheit sichern will; sie kann eine rücksichtslos unabhängige Politik betreiben, ohne einen Regierungsantritt der Opposition befürchten zu müssen. Das ändert sich in dem Augenblick, wo die Arbeiterfraktion eine ausschlaggebende Rolle im Unterhaus spielen kann.

Das erklärt die schwächliche Haltung der Arbeiterfraktion der Regierung gegenüber — auch wenn wir von den anderen Ursachen, dem mangelnden Klassenbewußtsein und Selbstvertrauen, der Abhängigkeit von liberalen Wählern usw. ganz absehen. Aber es erklärt auch, warum sich die I. L. P. so verzweifelt gegen diese Zustände wehrt. Denn es handelt sich nicht bloß um eine vorübergehende Phase der Blockpolitik, es handelt sich um die Gefahr des Verschlungenwerdens vom Parteiensystem. Die Arbeiterfraktion hat nicht die Kraft besessen, diesen machtvollen Tendenzen des englischen Parlamentarismus den nötigen Widerstand entgegenzusetzen, manche ihrer Mitglieder auch nicht den Willen. Und käme es nun noch zu einem förmlichen Wahlbündnis, dann wäre das, so fürchten viele Mitglieder der I. L. P., möglicherweise das Ende vom Liede. Müssen schon die Arbeiterparlamentarier selber ihre Entscheidungen nicht nach ihren eigenen Grundsätzen, sondern für oder gegen die Regierung treffen, wie sollten die Wähler bei allgemeinen Wahlen nach anderen Gesichtspunkten urteilen können, zumal wenn Liberale und Arbeiterpartei in offener Gemeinschaft bei den Wahlen auftreten? Die Arbeiterkandidaten würden dann nicht mehr als solche gewählt, sondern direkt als Bestandteil der Regierungsmehrheit, und damit hätte die Arbeiterpartei ihre Rolle ausgespielt. Es ist auch leicht einzusehen, daß dann die Gewerkschaften es nicht mehr für notwendig oder vernünftig halten würden, für den Unterhalt einer solchen Partei besondere Opfer zu bringen.

Die Rettung aus diesen Schwierigkeiten und Gefahren sieht die I. L. P. in der Zertrümmerung der Kabinettsherrschaft oder, was die Sache präziser ausdrücken würde, des Zweiparteiensystems. Man braucht die Bradforder Resolution nicht wörtlich als ein neues politisches Regierungsprogramm aufzufassen. Maßgebend ist der Gedankenkern der Resolution: könnte sich die

Arbeiterfraktion zu einer konsequenten, grundsätzlichen Kampfespolitik im Unterhaus entschließen, dann müßte das heutige Parteiregierungssystem bald zusammenbrechen. Und dieser Kern ist richtig.

Es wäre verfehlt, anzunehmen, daß in dem Konflikt zwischen Arbeiterpartei und Zweiparteiensystem die Arbeiterpartei bisher allein den Schaden gehabt hat. Trotzdem sie sich dem Zweiparteiensystem durchaus nicht gewachsen gezeigt hat, so sind diesem doch auch bereits sehr empfindliche Wunden geschlagen worden. Die Anwesenheit der Arbeiterpartei als störendes drittes Element hat verhindert, daß das System ganz so glatt funktioniert wie zuvor. Das äußert sich namentlich darin, daß sich in die gegenseitigen Kämpfe der beiden bürgerlichen Parteien an Stelle der früheren bloßen Scheingefechte ein gewisser Ernst eingeschlichen hat, der dem Parteiensystem auf die Dauer verhängnisvoll werden muß.[2] Indem das Zweiparteiensystem, dem Gebot der Selbsterhaltung folgend, bestrebt war, die Arbeiterpartei in sich aufzusaugen, hat es den Bogen fast bis zum Brechen anspannen müssen. Um nicht die Arbeiterfraktion zur Revolte zu bringen, mußten die Liberalen eine entschiedenere Politik betreiben, als ohne Erschütterung des Parteiensystems auf die Dauer möglich ist, und noch stärker wirkte in diesem Sinne die Gärung innerhalb der englischen Arbeiter, die die letzten Jahre kennzeichnet. Das Erwachen der englischen Arbeiter-

[2] Genosse Th. Rothstein macht in Nummer 3 des laufenden Bandes der „Neuen Zeit" die scharfsinnige Bemerkung, daß die Kämpfe zwischen den beiden Regierungsparteien seit den letzten Jahren nicht mehr die hohle Spiegelfechterei sind wie früher, weil diese Parteien aufgehört haben, der Ausdruck einer einzigen herrschenden Klasse zu sein. Wenn er aber diesen Satz weiter dahin erläutert, daß sich der Gegensatz innerhalb des herrschenden Bürgertums immer mehr zuspitzt, daß das Kleinbürgertum neuerdings in einen tiefen politischen Gegensatz zum Großbürgertum und dem mit ihm vereinigten Junkertum geraten sei, so muß ich gestehen, daß mir diese Erklärung wenig überzeugend erscheint. Soweit das Kleinbürgertum in der englischen Politik überhaupt eine Rolle spielt, ist es überwiegend jingoistisch, schutzzöllnerisch und reaktionär-arbeiterfeindlich; dasselbe gilt zum großen Teil auch von dem sogenannten neuen Mittelstand. In der Schutzzollfrage, die in den letzten Jahren stark an Aktualität verloren hat, ist die Bourgeoisie nicht nach oberen und unteren Klassen, sondern nach Berufen geschieden, je nachdem der Export und die Rohmaterialieneinfuhr oder der heimische Markt bei ihnen die Hauptrolle spielt; Textilindustrie, Bergbau, Schiffbau usw. auf der einen Seite, Landwirtschaft, Metallindustrie usw. auf der anderen Seite. Vielleicht fühlt Rothstein selbst die Schwäche seines Argumentes, denn er ergänzt das Kleinbürgertum so nebenbei mit dem „kleinbürgerlich gesinnten Proletariat". Nun kann es proletarische Schichten geben, die infolge ihrer Rolle im Produktionsprozeß und ihrer sozialen Stellung dem Kleinbürgertum verwandt sind und ihm auch geistig nahestehen. Aber was soll „das kleinbürgerlich gesinnte Proletariat" heißen? Darunter wird wohl das gesamte britische Proletariat zu verstehen sein, mit Ausnahme der kleinen Schicht überzeugter Klassenkämpfer. Aber dann ist mit dieser Bezeichnung über den Klassencharakter der fraglichen Erscheinung gar nichts ausgesagt, sondern nur ein persönliches Werturteil über die politische Haltung der politischen Arbeiterklasse gesprochen. Das neue Element in der englischen Politik ist nicht die Auferstehung des toten Kleinbürgertums, sondern das Erwachen der Arbeiterklasse. Diese beginnt bei den Parteikämpfen ein Wörtchen mitzureden, und dank ihrem direkten und indirekten Einfluß hören die beiden Parteien auf, eine einzige herrschende Klasse zu repräsentieren.

klasse, das alle Beobachter konstatieren, geht nicht in der Form vor sich, daß nun plötzlich alle Arbeiter klassenbewußte Sozialdemokraten werden. Es äußert sich vielmehr darin, daß die Arbeiter das Machtgefühl, das ihre großen wirtschaftlichen Kämpfe in ihnen geweckt haben, auf die Politik übertragen, und daß in ihnen der Entschluß reift, sich mehr und mehr des Staates zu bemächtigen. Und sie bedienen sich dabei zunächst einmal des Werkzeugs, das ihnen das nächstliegende scheint, sie üben ihren Druck auf die liberale Regierungspartei aus, der sie selber großenteils zur Macht verholfen haben. Aus Furcht vor der Rivalität der Arbeiterpartei müssen die Liberalen diesem Drucke mehr nachgeben, als ihnen lieb ist. Die Konservativen aber lassen sich zum verzweifelten Widerstand verleiten, weil sie merken, daß nicht die gewohnten Feinde, ihre liberalen Freunde, sondern eine sturmbereite Arbeiterschaft die treibende Kraft bei diesen Kämpfen ist.

Aber obschon diese Strömungen und Gegenströmungen das Zweiparteiensystem ernstlich erschüttern können, so bieten sie dennoch keinen Ausweg aus dem fehlerhaften Kreislauf. Die liberale Partei kann schließlich doch ihrer inneren Natur entsprechend nie die wirkliche Vertreterin der Arbeiterinteressen sein. Im entscheidenden Augenblick weicht sie zurück. Wenn die Krise am höchsten, dann ist der Kompromiß am nächsten — das kann als allgemein gültige Maxime der englischen Politik gelten. Und die Konservativen? Sie werden sich auch hüten, den Konflikt auf die Spitze zu treiben. Auch sie verstehen sich auf die Rückwärtskonzentrierung. Ja, wenn man es wirklich nur mit dem Liberalismus und dem Kleinbürgertum zu tun hätte, dann könnte man der Versuchung nachgeben, im Ernste die Armee gegen das Parlament aufzubieten. Aber im Hintergrund lauert das Proletariat, und das darf nicht gereizt werden, denn es hat zu scharfe Zähne. Und deshalb werden wir es bald erleben, daß die Konservativen alle ihre rebellischen Wallungen feierlich abschwören oder verleugnen. Offene Reaktion ist für die Konservativen ebensowenig auf die Dauer möglich wie für die Liberalen eine wirklich revolutionäre Politik. Keine von beiden verträgt sich mit dem parlamentarischen Zweiparteiensystem. Solange die Konservativen nicht endgültig die Hoffnung aufgeben, eine Mehrheit der Wähler für sich zu gewinnen, werden sie die Verfassungstreue wenigstens auf den Lippen führen müssen.

Auf die Überwindung des Zweiparteiensystems durch sich selbst kann also die Arbeiterpartei in absehbarer Zeit nicht rechnen. Will sie sich also dennoch behaupten, dann muß sie tatsächlich im Geiste, wenn auch nicht unbedingt nach dem Wortlaut der Bradforder Resolution handeln. Das muß sie auch tun, um nicht die Unterstützung vieler ihrer Anhänger zu verscherzen. Es wäre eben ein Irrtum, zu glauben, daß der Arbeiter, der bei den allgemeinen Wahlen ebenso gern oder vielleicht gar lieber für die Liberalen stimmt als für die Arbeiterpartei, deswegen ein überzeugter Liberaler oder ein von den Liberalen betörter Indifferenter zu sein braucht, oder daß er unbedingt den Standpunkt der Arbeiterpartei oder der Sozialisten für zu weitgehend hält. Nein, er stimmt häufig liberal, weil das der sicherste Weg ist, den Sieg der Konservativen zu vereiteln, und er läßt die Arbeiterpartei abseits stehen, weil er in ihr doch nichts Besseres sieht als ein Anhängsel der Liberalen.

Was wird die praktische Wirkung der Bradforder Auseinandersetzungen und Beschlüsse sein? Vor allem ist zu bemerken, daß nur die sieben direkten

Vertreter der I. L. P. in der Arbeiterfraktion moralisch verpflichtet sind, die Beschlüsse des Parteitags zu respektieren, und auch diese nur insoweit, als diese Beschlüsse sich mit den Entscheidungen der Gesamtfraktion vertragen. Beschlüsse, die für die Gesamtfraktion bindend sind, kann nur der Parteitag der Arbeiterpartei selber fassen. Die Auseinandersetzungen von Bradford haben also nur den Charakter von Vorpostengefechten. Aber sie werden die Bestrebungen jener Mitglieder der Arbeiterfraktion, die entschlossen sind, für eine entschiedenere Politik zu kämpfen, ungemein stärken. Den Abschluß eines formellen Wahlbündnisses mit den Liberalen hat die Konferenz wohl unmöglich gemacht. Damit ist aber noch keineswegs gesagt, daß die Aufstellung von Kandidaten ganz ohne gegenseitige Rücksichten erfolgen wird. Aber das ist kein neues Übel, und es braucht auch diesmal keine verhängnisvollen Folgen zu haben, wenn sich die Arbeiterpartei ihrerseits auf keine Bedingungen einläßt. Im Parlament selbst wird die Bradforder Resolution kaum eine entscheidende Wirkung ausüben können, bevor auch die Jahreskonferenz der Arbeiterpartei sie sich zur ihrigen gemacht hat. Ob dies schon am nächsten Parteitag gelingen wird, hängt zum großen Teil davon ab, ob inzwischen die sozialistische Einigung zur Wirklichkeit geworden sein wird.

Und das bringt uns zum Parteitag der British Socialist Party, der gleichzeitig mit der Bradforder Konferenz in London tagte. Die Verhandlungen dieses Parteitags haben gezeigt, daß sich die führenden Genossen der B. S. P., vor allen der greise H. M. Hyndman, einmal zur Notwendigkeit des Anschlusses der B. S. P. an die Arbeiterpartei bekehrt, mit dem bei ihnen gewohnten Feuereifer für diese Überzeugung einsetzen. Es ist unnötig, hier noch einmal die Gründe für diesen Anschluß zu wiederholen oder auseinanderzusetzen, wie die Führer der B. S. P. zu diesem Umschwung der Überzeugung gekommen sind. Nur die überaus taktvolle und zeitlich sehr gut gewählte Vermittlertätigkeit des Internationalen Bureaus sei betont. Die Frage ist vom Parteitag selber nicht entschieden worden, sondern er hat das letzte Wort einer sofort vorzunehmenden Urabstimmung der Gesamtmitgliedschaft überlassen. Die namhaften Führer sind ohne Ausnahme für die Einigungsvorschläge, aber es ist klar, daß es noch viele Mitglieder in der Partei gibt, die sich mit der neuen Orientierung noch nicht befreunden können. Eine Mehrheit zugunsten der Einigungsvorschläge wird höchstwahrscheinlich erzielt werden. Es ist aber zu hoffen, daß der Einfluß der Führer hinreicht, um zu verhindern, daß eine solche Entscheidung mit dem Verlust einer nennenswerten Zahl wertvoller Mitglieder bezahlt werden muß.

Die Konferenz der I. L. P., von der allerdings keine grundsätzliche Änderung ihrer taktischen Stellung verlangt wird, hat in einer Resolution die Einigungsvorschläge ausdrücklich begrüßt. Dagegen hat sie es abgelehnt, dem Parteitag der Arbeiterpartei eine Statutenänderung vorzuschlagen, wonach sich die Kandidaten der Partei in Zukunft nicht ausschließlich als „Arbeiterkandidaten", sondern, wenn sie es wünschen, auch als „sozialistische und Arbeiterkandidaten" bezeichnen können. Die Einigungsvorschläge verlangten nicht die Befürwortung dieser Statutenänderung auf dem Parteitag der Arbeiterpartei, sondern nur die Befragung der Mitglieder der sozialistischen Organisationen darüber, ob diese Statutenänderung vor den Parteitag der Arbeiterpartei gebracht werden solle. Die I. L. P. hat also trotz dieses ab-

lehnenden Beschlusses ihrerseits die Einigungsbeschlüsse loyal akzeptiert und durchgeführt. Auch sind die Motive der I. L. P. bei der ablehnenden Haltung in der Frage der Statutenänderung solche, daß sie die Führer der B. S. P. ganz bestimmt vollkommen würdigen werden. Smillie, den nicht einmal das extremste Mitglied der B. S. P. für einen opportunistischen Drahtzieher halten wird, hat es ganz frei ausgesprochen. Die Statutenänderung würde von den faulen Parlamentsvertretern des Bergarbeiterverbandes, von denen dieser in jüngster Zeit zweien ohne viel Zeremoniell die Tür gewiesen hat — dem famosen Abgeordneten von Chesterfield Kenyon und dem unverbesserlich liberalen Bergarbeitervertreter von Nuneaton Johnson —, die erhoffte Gelegenheit bieten, für sich selbst das Recht in Anspruch zu nehmen, sich als liberale oder progressive Arbeiterkandidaten oder ähnliches zu bezeichnen, die Unabhängigkeit der Arbeiterpartei zu untergraben und die Partei zu sprengen.

Es ist bemerkenswert, wie sehr schon die Diskussionen über die Einigkeit die beiden früher einander bitter befehdenden sozialistischen Organisationen einander nähergebracht haben. Die Zeit für die Einigungsbestrebungen war, wie gesagt, gleichfalls glücklich gewählt. In den letzten Jahren haben beide Parteien eine Entwicklung durchgemacht, die sie früher oder später zusammenführen muß. Die I. L. P. ist stetig kampfesfroher und klassenbewußter geworden, und der revolutionäre Flügel hat in ihr wohl endgültig die Oberhand gewonnen. Die B. S. P. wieder ist, seitdem sie die zweifelhaftesten Elemente, die sich ihr bei ihrer Gründung vor drei Jahren anschlossen, wieder verloren hat, mehr und mehr von der Notwendigkeit des systematischen Zusammenwirkens mit der organisierten Arbeiterschaft durchdrungen worden, und die machtvollen Ereignisse in der Arbeiterwelt schrien förmlich nach Konsolidierung, Zusammenfassung, Einigung. Diese allseitige Entwicklung hat es dazu gebracht, daß der geistige Abstand zwischen den besten Elementen der I. L. P. und den besten Elementen der B. S. P. ein überraschend geringer geworden ist, und wir dürfen heute hoffen, daß diese besten Elemente in beiden Parteien in der Mehrheit sind. Wir sind davon überzeugt, daß sie sich glücklich ergänzen würden, und wenn sie beide loyal vereint an das große Werk schreiten, das sowohl innerhalb der Organisation der Arbeiterpartei als auch bei der Arbeiterklasse im allgemeinen ihrer harrt, dann wird nicht nur, wie Huysmans auf dem Parteitag der B. S. P. mit vollem Recht bemerkte, die Internationale an der englischen Arbeiterbewegung ihre Freude erleben, sondern die englische Arbeiterklasse wird in nicht allzu ferner Zeit die Herrin von England sein.

Der Kampf gegen die Gewerkschaften.

Von Rechtsanwalt Dr. **Hugo Heinemann.**

Vor einigen Wochen erklärte das Schöffengericht Bochum den Bergarbeiterverband für einen politischen Verein, nachdem dessen Vorstand sich gegenüber der Polizei geweigert hatte, auf seine jugendlichen Mitglieder Verzicht zu leisten, die Erziehung der jungen Arbeiter den sogenannten nationalen Parteien auszuantworten und den Proletariernachwuchs zur Bekämpfung der Sozialdemokratie verwenden zu lassen. Unmittelbar darauf

wiederholte der Berliner Polizeipräsident dieselbe Maßnahme gegen drei andere Zentralverbände und drei in Berlin domizilierte Zahlstellen freier Gewerkschaften. Daß die preußische Regierung unter offener Verletzung des seinerzeit von dem damaligen Staatssekretär des Reichsamtes des Innern, dem jetzigen Reichskanzler, gegebenen Versprechens, das Reichsvereinsgesetz loyal zu handhaben, diesen Weg gehen würde, war vom Tage der Annahme des Gesetzes an klar. Wundern können wir uns höchstens, daß die Aktion der preußischen Regierung *erst jetzt* einsetzt und den freien Gewerkschaften eine *solange* Schonzeit gewährt worden ist. Man hätte glauben sollen, daß die Anstandsfrist erheblich kürzer und die Scheu, sich über ein feierlich von der Reichsregierung gegebenes Versprechen rückhaltlos hinwegzusetzen, den Zeitpunkt des Inkrafttretens des Gesetzes nicht überdauern würde.

Als die Konservativen den selbst in der Regierungsvorlage nicht enthaltenen, gegen die Jugendlichen sich richtenden Antrag im Reichstag einbrachten, lag der Zweck des Vorschlags sofort zutage. Der politischen und gewerkschaftlichen Arbeiterbewegung sollte die Einwirkung auf das Gemüt des jungen Arbeiters entzogen werden, um den Nachwuchs zum Werkzeug der politischen Bestrebungen der herrschenden Klassen zu machen. Denn daß der Jugendparagraph gegen diese *niemals* zur Anwendung kommen würde, ganz im Gegenteil die ungeheuren staatlichen Machtmittel direkt und offen dazu verwendet werden würden, die Jugendlichen direkt in die Parteipolitik hineinzuzerren, sofern nur diese ihre Spitze gegen die Sozialdemokratie richtet, war von vornherein klar. Als die Anträge der Sozialdemokratie, den Begriff der politischen Angelegenheit im Gesetz zu bestimmen, abgelehnt wurden, wußten auch die Freisinnigen ganz genau, warum dies *geschah*: daß der Zweck der Übung war, die Arbeiterberufsvereine zu *politischen* Vereinen zu stempeln. Man lasse doch endlich die auch in unseren Reihen oft ausgesprochene Ansicht beiseite, als ob die Liberalen damals gutgläubige, düpierte Idealisten gewesen seien. Sie waren sich keinen Augenblick darüber im Zweifel, was bezweckt war. Und diesen Zweck *wollten* sie! Ihr Klasseninteresse erforderte die Preisgabe ihrer Grundsätze, und daher opferten sie diese leichten Herzens. Winkte doch als Judaslohn die Reform des Börsengesetzes, die den Bankiers die Klagbarkeit der Börsenspezialgeschäfte brachte. Dieses hohe Ideal verlohnte schon den Verrat der Arbeiterinteressen.

Sehen wir uns nur jetzt das Verhalten der liberalen Presse gegenüber der neuesten polizeilichen Aktion an! Kaum ein Wort des Tadels, geschweige denn Entrüstung über die von den Verwaltungsbehörden gar nicht mehr verhüllte ungleiche rechtliche Behandlung der verschiedenen Vereine je nach ihrem Verhältnis zu dem Interesse der Kapitalisten, je nachdem, ob sie diese bekämpfen oder die eigenen Klassengenossen verraten. Und doch müßte lauteste Empörung über das Verhalten der Verwaltungsbehörden losbrechen! Dem Schöffengericht in Bochum war ein geradezu erdrückendes Material unterbreitet zum Beweis dafür, daß die sogenannten nationalen und gelben Bergarbeitervereinigungen, ganz unbehelligt von der Polizei, direkt Parteipolitik treiben, daß sie statutengemäß diejenigen ihrer Mitglieder, die einen Sozialdemokraten oder Zentrumsmann wählen, ausschließen, daß ferner der Inhalt fast jeder Nummer des „Bergknappen" sich in nichts von dem eines

politischen Parteiblatts unterscheidet. Das Gericht lehnte alle diese Anträge als nicht zur Sache gehörig ab. Und was tut jetzt der „Bergknappe"? Er konstatiert mit Augurlächeln, daß dem Bergarbeiterverband recht geschehen und er aus guten Gründen, da er Politik getrieben habe, für einen politischen Verein erklärt worden sei. Solches Verhalten, das doch bei jedem, für den wenigstens die formale Rechtsgleichheit noch einen Wert besitzt, höchsten Zorn hervorrufen müßte, wurde von der liberalen Presse als etwas ganz Selbstverständliches ruhig hingenommen.

Vom rein rechtlichen Standpunkt aus steht außer Zweifel, daß die Gewerkschaften politische Vereine im Sinne des Reichsvereinsgesetzes nicht sind. Es ist ein glücklicher Zufall, daß kurz vor Erlaß der Verfügungen des Berliner Polizeipräsidenten Adolf Braun in der „Holzarbeiter-Zeitung" eine Anzahl von Aufsätzen veröffentlicht hat, die die Wesensverschiedenheit von Sozialdemokratie und Gewerkschaften so klar und präzis auseinandersetzen, wie dies bisher noch niemals geschehen ist. Die „Holzarbeiter-Zeitung" hat diese Aufsätze als Broschüre herausgegeben.[1] Sie werden in den bevorstehenden Prozessen vor den Verwaltungsgerichten die wertvollsten Dienste leisten können.

Daß die Gewerkschaften gegen die neuesten polizeilichen Maßnahmen mit aller Entschiedenheit ankämpfen und die Prozesse bis in die letzte Instanz verfolgen werden, versteht sich von selbst. Man sollte sich ferner aber nicht länger darauf beschränken, nun in der Presse und im Parlament darzulegen, daß in Preußen für die oppositionelle politische und gewerkschaftliche Arbeiterbewegung ein anderes Recht gilt als für andere Personen. Das ist den Verwaltungsbehörden nun wahrlich oft genug gesagt worden und wird von ihnen selbst ernstlich gar nicht mehr bestritten. Es müssen vielmehr als Antwort auf die Verfügung des Berliner Polizeipräsidenten diejenigen Behörden, denen das Gesetz die Pflicht auferlegt, jede Straftat zu verfolgen, die Staatsanwaltschaften, direkt gezwungen werden, zu der Frage der Gleichheit aller vor dem Gesetz Stellung zu nehmen. Ich habe bereits früher einmal in der „Neuen Zeit" vergeblich darauf hingewiesen,[2] daß das „Denunzieren" das einzige Mittel ist, um den herrschenden Parteien im preußischen Dreiklassenhaus zum Beispiel die weitere Aufrechterhaltung des preußischen Plakatgesetzes gründlich zu verleiden. Das Kammergericht legt dieses bekanntlich dahin aus, daß Plakate, die Ankündigungen über Versammlungen, Vergnügungen, über gestohlene, verlorene oder gefundene Sachen, über Nachrichten für den gewerblichen Verkehr enthalten, mit polizeilicher Genehmigung ausgestellt werden dürfen. Bei Plakaten, die einen anderen Inhalt haben, ist dies selbst mit polizeilicher Genehmigung nicht der Fall. Da die Vorschriften in dieser Auslegung allgemein nicht beachtet werden, machen sich im Deutschen Reich täglich viele Tausende von Menschen strafbar; zum Beispiel gilt dies fortdauernd von den Beamten des Eisenbahnministeriums, die dulden, daß in allen Bahnhöfen Anzeigen des Vereins christlicher junger Männer, von Mädchenheimen usw. angeschlagen werden, was nach Ansicht des Kammergerichts durchaus unzulässig ist. Bei dieser Sachlage könnte, **wenn** unsere Gesetze von den Polizei-

[1] Adolf Braun, Gewerkschaften und Sozialdemokratie. Berlin, Verlagsanstalt des Deutschen Holzarbeiterverbandes G. m. b. H. 48 Seiten. Preis 50 Pfennig.

[2] Zur Reform der Strafprozeßordnung. „Neue Zeit", XXVII, 1, S. 51 ff.

behörden gegen alle Staatsbürger gleichmäßig angewendet würden — und dazu müßte man durch Strafanzeigen die Bureaukratie zwingen —, das Plakatgesetz auch nicht 24 Stunden in Kraft bleiben, da es mit den Anforderungen des modernen Verkehrs unvereinbar und für Handel und Wandel unerträglich ist. Es kann seine Existenz nur dadurch fristen, daß dieses dem gemeinen Recht angehörige Gesetz als ausschließlich gegen die Sozialdemokratie und gegen die Gewerkschaften gerichtetes Ausnahmegesetz sein Leben weiterführt, mit der Tendenz, die herrschenden Klassen gegen den frechen Proletarier zu schützen, der seine Existenz menschenwürdiger zu gestalten trachtet.

Ganz ähnlich liegt die Sache mit der jetzt von der preußischen Verwaltung beliebten Auslegung des Vereinsgesetzes. Die offizielle Vertretung der deutschen Gewerkschaften sollte die Anklagebehörden dazu zwingen, das gleiche Recht gleich anzuwenden, sie sollte alle die Fälle zur Anzeige bringen, in denen gegnerische Gewerkschaften sich direkt in den Dienst einer politischen Partei stellen oder in denen die Unternehmerverbände ausgesprochen politische Zwecke verfolgen zur Niederringung der Arbeiterorganisationen und Vernichtung ihres Einflusses auf die Lohn- und Arbeitsbedingungen.

Allerdings dürfte diese Arbeit dazu führen, ein ganzes Denunziationsbureau halten zu müssen, da die Fälle der Gesetzesübertretung zahllos sind. Allein die Arbeit muß geleistet werden. Schreitet die Staatsanwaltschaft ein, so wird den herrschenden Parteien bald ihre Freude an der neuerlichen Auslegung des Vereinsgesetzes vergehen. Lehnt die Staatsanwaltschaft die Erhebung der Anklagen ab, so gewinnen wir ein Agitationsmaterial von außerordentlichem Wert.

Heiß genug wird der Kampf werden! Es ist natürlich keineswegs Zufall oder Laune des Berliner Polizeipräsidenten, daß die Aktion gegen die Gewerkschaften gerade im gegenwärtigen Augenblick einsetzt. Die Klassengegensätze drängen zum Äußersten. Die Verhältnisse spitzen sich zum Entscheidungskampf zu. Und da ist es in erster Linie die Vernichtung des Koalitionsrechts, die das Kartell der schaffenden Stände als Siegesbeute aus dem Kampfe gegen die Arbeiterklasse heimbringen will. Es ist sicher, das Proletariat steht vor dem ernstesten Augenblick seit der Gründung des Deutschen Reiches. In der Sitzung des Reichstags vom 10. Dezember vorigen Jahres erklärte der Reichskanzler, daß, als unser Strafgesetzbuch erlassen wurde, sich das Koalitionswesen noch in den Anfängen befunden und daß der Gesetzgeber, als er die Paragraphen zum Schutze der persönlichen Freiheit faßte, im wesentlichen Angriffe auf die persönliche Freiheit des Individuums durch ein anderes Individuum im Auge gehabt habe, nicht aber Angriffe, die auf die Macht der Koalitionen gestützt werden. Wenn nun, so fuhr der Reichskanzler fort, die tatsächliche Entwicklung uns gezeigt hat, daß die Freiheit des Individuums jetzt in anderen Formen als früher und auch von anderen Subjekten aus, von den Koalitionen, angegriffen wird, so muß die Gesetzgebung diesem Gang der tatsächlichen Entwicklung folgen. Dieser Notwendigkeit habe die mit der Revision des Strafgesetzbuches betraute ordentliche Kommission Rechnung getragen.

Noch sind allerdings die Beschlüsse dieser Kommission nebst Begründung offiziell nicht publiziert. Der stellvertretende Vorsitzende der Kommis-

sion, Reichsgerichtsrat Ebermayer, hat jedoch in einer kurzen, zusammenfassenden Darstellung die Kommissionsbeschlüsse veröffentlicht. Sehen wir uns diese Schrift nun an, so müssen wir uns immer wieder fragen, ist es zügelloser Übermut gegen das Proletariat oder schlotternde Angst, die ein solches Gesetzgebungswerk erzeugt hat, das kein auf seine Ehre haltendes Volk ertragen *kann*. Der nach den Wünschen des Zentralverbandes der Industriellen und des Hansabundes zurechtgestutzte Nötigungsparagraph soll der Galgen sein, an dem das Koalitionsrecht aufgehängt wird. Ganz direkt und unmittelbar wird allen in den sogenannten gemeinnützigen Betrieben beschäftigten Arbeiterkategorien, also dem größten Teil der Arbeiter, das Streik*recht* bei Vermeidung von Zuchthausstrafe bis zu 15 Jahren genommen!

Es versteht sich von selbst, daß wenn erst der authentische Entwurf vorliegt, die *umfassendste Agitation einsetzen und der Parteitag dazu Stellung nehmen muß*. Denn um dieses Gesetzeswerk werden sich die *nächsten Reichstagswahlen* drehen, nachdem der Reichskanzler erklärt hat, daß dem künftigen Reichstag als die wichtigste Vorlage der Entwurf zum Strafgesetzbuch zugehen wird.

Die Agitation wird keine leichte sein. Denn der Entwurf bringt neben der Peitsche gegen das Proletariat auch manches Stück Zuckerbrot. Und vor allem, er vermeidet mit Hinterhältigkeit — im Gegensatz zu den früheren, mit einem offenen arbeiterfeindlichen Etikett versehenen Vorlagen — durch bestimmte Redewendungen zu sagen, was er will, so daß der juristisch ungeschulte Arbeiter ohne Anleitung nicht merken kann, wohin die Reise geht. Es zeigt sich gerade an dem neuen Entwurf zum Strafgesetzbuch mit seiner kautschukartigen Begriffsbildung, wie recht Genosse Haase hatte, als er auf dem Mannheimer Parteitag gegen die Phrase von den Segnungen des freien richterlichen Ermessens wetterte. An dessen Stelle müssen wir mit höchstem Nachdruck die Forderung setzen: An die Kette mit diesem freien richterlichen Ermessen! In spanische Stiefel muß es eingeschnürt werden, da Richterfreiheit und Bürgerfreiheit unverträgliche Gegensätze sind. Und wieder werden wir es, gerade wie bei der Beratung des Vereinsgesetzes, erleben, daß die Regierung die feierlichsten Erklärungen abgibt, daß sie die illoyalen Gesetzesparagraphen loyal handhaben werde, und unter dem Vorwand, daß kein Grund vorliege, diesen Zusicherungen zu mißtrauen, werden die Liberalen wiederum mit ihrer Zustimmung nicht zurückhalten. Dann aber wird in Deutschland ein Rechtszustand einziehen, den nur ein Kulistaat ertragen kann. Erinnern wir uns nur an das, was bereits aus dem geltenden Erpressungsparagraphen geworden ist. Das aber genügt dem unersättlichen Strafhunger der herrschenden Klassen nicht. Ihm kommt der neue Strafgesetzentwurf verständnisvoll entgegen. Man nehme zum Beispiel nur die Vorschrift, die mit schwerer Gefängnisstrafe den belegen will, der einen anderen durch Drohung mit einem rechtswidrigen Verhalten in Besorgnis oder Schrecken versetzt. Gibt es nun wohl etwas, das den Philister in größere Besorgnis oder in heftigeren Schrecken versetzen kann, als wenn die Arbeiter an ihn mit Forderungen auf Lohnaufbesserungen herantreten? Mit dieser einzigen Vorschrift kann man das ganze Koalitionsrecht illusorisch machen.

Wir sehen also klar den Weg vorgezeichnet, den Regierung und herrschende Klassen in Deutschland gehen wollen. Der neue Strafgesetzentwurf

will jede Äußerung des Klassenbewußtseins der Arbeiter, jede wirksame Ausübung ihres Koalitionsrechtes durch die denkbar schwersten Kriminalstrafen verhindern, die insbesondere die Führer der Streik- und Arbeiterbewegung treffen und die Entfaltung ihrer Tätigkeit vollkommen unmöglich machen würden. Die herrschenden Klassen haben keine Furcht, daß die geplanten Bestimmungen auch gegen sie ihre Spitze kehren könnten. Dafür hat schon der Entwurf durch seine mit voller Absicht so vieldeutig und so unklar wie möglich gewählten Ausdrücke hinreichend Vorsorge getroffen. Das stolze Gebäude der Kartelle mit ihren brutalen, Existenzen vernichtenden Zwangsmaßnahmen wird von der staatlichen Strafgewalt unberührt bleiben.

Das, was trotz alledem die künftige Gesetzgebung nicht zu gewähren vermag, soll die Justiz schon jetzt leisten. Zu der großen Kategorie von Arbeitern, denen das geltende Landesrecht das Koalitionsrecht versagt, tritt mit einem Federstrich durch die Gesetzesauslegung eine neue, umfassende Zahl von Arbeitern hinzu, nämlich alle diejenigen, die das achtzehnte Lebensjahr noch nicht vollendet haben. Damit schließt sich der Kreis, das System ist lückenlos.

Als auf dem letzten Parteitag das äußerste Kampfmittel des Proletariats nur diskutiert wurde, ahnte man kaum, daß wir vielleicht ganz nahe vor seiner Anwendung sind. Denn das Koalitionsrecht selbst steht auf dem Spiele! Wenn jetzt noch jemand behaupten wollte, dieses bleibe unangetastet, nur seine Auswüchse würden bestraft, so wird diese Phrase als eine das Proletariat verhöhnende Unverschämtheit von niemand noch eines Wortes der Widerlegung gewürdigt werden. Die Verfügungen des Berliner Polizeipräsidenten haben wie mit Blitzlicht die Situation erhellt.

Daß die neueste polizeiliche Aktion den Gewerkschaften einige Unbequemlichkeiten bereiten kann, läßt sich nicht bestreiten. In ihrem rapiden Aufstieg aber wird sie die Arbeiterberufsvereine nicht hemmen. Nur der subalterne Polizeichef kann glauben, durch solche Mittelchen Kulturerscheinungen, die in der wirtschaftlichen Entwicklung begründet sind, in ihrem Fortschritt aufzuhalten. Unendlichen Nutzen aber wird von dem hier unter den feierlichen Formen des Rechtes ausgefochtenen Klassenkampf die Sozialdemokratie haben. Auch der zurückgebliebenste Arbeiter muß erkennen, daß es sich um nichts anderes handelt, als allein dem Proletarier dasjenige Mittel zu rauben, das allen anderen Gesellschaftsklassen Macht und Stärke verleiht: die Organisation. Von dieser Erkenntnis bis zum Anschluß an diejenige Partei, die allein als ein zuverlässiger Bundesgenosse im Kampfe um die Koalitionsfreiheit gelten kann, ist nur ein Schritt.

Notizen.

Über die Entwicklung des Kinematographenwesens bringt Heft 4 der „Zeitschrift für Sozialwissenschaft" interessante Daten. Danach stellt sich die verhältnismäßige Zahl der Kinematographentheater in Belgien besonders hoch. Auf etwa acht Millionen Einwohner entfallen dort 635 Kinotheater. In Deutschland sollen gegenwärtig ungefähr 2900 Kinotheater bestehen, die etwa 26 000 Menschen beschäftigen und täglich durchschnittlich von ungefähr 1 392 000 Menschen besucht werden. Eine genaue Statistik ist in Bayern aufgenommen worden. Im Jahre 1912 kamen demnach in Regensburg auf jeden Einwohner 5,1 Kinobesuche, in München 5, in Hof 3,4, in Augsburg 3,1, in Nürnberg 2,3, in Ludwigshafen 0,22.

Aus der Besteuerung des Kinobesuchs erzielten verschiedene Städte beträchtliche Einnahmen, so im Jahre 1912 Köln 303 225 Mark, Düsseldorf 175 550 Mark, Essen 113 304 Mark usw.

Das in der internationalen Filmindustrie angelegte Kapital ist kürzlich von Hans Goslar auf 1½ bis 2 Milliarden Mark geschätzt worden. Für den kolossalen Aufschwung dieser Industrie, aber auch für ihre Übersättigung in letzter Zeit sind die folgenden Zahlen für die noch immer größte Filmfabrik der Welt, Pathé frères, kennzeichnend:

Das Kapital der Firma betrug:

Jahr	Mill. Frcs.
1897	1,0
1899	2,0
1900	2,6
1905	3,2
1906	3,8
1907	4,4
1908	5,0
1911	**15,0**
1912	**30,0**

Die Dividenden betrugen:

Jahr	Prozent	Jahr	Prozent
1898/99	17½	1905/06	40
1899/1900	12	1906/07	65
1900/01	8	1907/08	**90**
1901/02	8	1908/09	**90**
1902/03	10	1909/10	**90**
1903/04	12	1910/11	70
1904/05	15	1911/12	**17**

G. E.

Anzeigen.

(Besprechungen hier angezeigter Schriften behält sich die Redaktion vor.)

Karl Marx, **Enthüllungen über den Kommunistenprozeß zu Köln.** Mit Einleitung von Friedrich Engels und Dokumenten. Vierter Abdruck mit Einleitung und Anmerkungen von Franz Mehring. Sozialistische Neudrucke VI. Berlin 1914, Buchhandlung Vorwärts. 148 Seiten. Preis 1,50 Mark.

Der Neudruck enthält außer dem Abdruck der 1852 verfaßten Marxschen Schrift die Einleitung „Zur Geschichte des Bundes der Kommunisten", die Friedrich Engels für die Züricher Auflage von 1885 geschrieben hat; ferner aus der Leipziger Auflage von 1875 die Beilage 4 zu „Herr Vogt" von Karl Marx, London 1860 (Selbstbekenntnisse des Spitzels Hirsch, des Fabrikanten des im Kölner Prozeß von Stieler vorgelegten falschen Protokollbuchs) und das Nachwort von Marx, den Anhang zur Züricher Auflage von 1885 sowie Ansprachen der Zentralbehörde an den Bund vom März und vom Juni 1850. In der Einleitung und den Anmerkungen ergänzt der Herausgeber die Geschichtsdarstellung Engels', gestützt auf den kürzlich erschienenen Briefwechsel zwischen Marx und Engels, sowie eine Reihe anderer Dokumente.

Sozialdemokratischer Wahlverein für den sechsten Berliner Reichstagswahlkreis, **Festschrift zur Feier des fünfundzwanzigjährigen Bestehens.** Im Auftrag des Vorstandes verfaßt von Eugen Ernst. Berlin 1914, Hermann Müller (Bureau des Wahlvereins). 63 Seiten.

Nach einem kurzen Rückblick auf die Entwicklung der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung des sechsten Wahlkreises Berlins seit der Agitation Lassalles verfolgt die kleine Schrift die Geschichte des im Frühjahr 1889 gegründeten Wahlvereins, insbesondere seine inneren Wandlungen und seine jetzige Organisation. Die Broschüre enthält für die Geschichte des Vereins wichtige Dokumente in Faksimile sowie die Wiedergabe einer Reihe von Porträts. Sie schließt mit einem vom Genossen Ledebour verfaßten „Ausblick" auf die jetzige politische Situation und die Aufgaben, die aus ihr für die Partei und für den Wahlverein insbesondere erwachsen.

Feuilleton

Johann Christian Günther.

Von **Hermann Wendel.**

Das Fern-Glaß darf ich auch nicht erst gen Himmel drehn,
Ich bin der Erden nah, hier leben große Wunder,
Die größten in mir selbst. Joh. Chr. Günther.

Allgemein bekannt ist, was Goethe in „Dichtung und Wahrheit" herb absprechend über Johann Christian Günthers „Charakterlosigkeit" sagt: „Er wußte sich nicht zu zähmen, und so zerrann ihm sein Leben wie sein Dichten." Wenn dieses Wort wie selten eines daneben traf, so waren freilich der maßlose Günther und der maßvolle Goethe zu wesensverschiedene Menschen, als daß dieser jenen richtig zu erfassen vermochte: Goethe ging in seidenem Rock, Günther lief in Fetzen, Goethe wandelte in einem Rosengarten, Günther brach durch Dornenhecken, Goethe trug auch in den Jahren des Sturmes und Dranges sein Leben vor sich hin wie eine Schale köstlichen Weins, ängstlich bedacht, keinen Tropfen zu verschütten, Günther schob sein Leben wie ein Scheit mitten in die Glut, unbekümmert darum, daß es schnell verflammte und verloderte. So mußte der gelassene Olympier von Weimar Günther gerade das als Schuld anrechnen, was seine Bedeutung ausmacht: daß er nämlich in einer zahmen, in einer gezähmten Zeit sich weder zähmen konnte noch wollte. Günthers rein poetische Werke sind seitdem gewürdigt, das lautere Gold seiner Dichtung ist bloßgelegt worden, und immer neue Ausgaben seiner Gedichte erscheinen auf dem Büchermarkt,[1] aber in seiner zeitgeschichtlichen Stellung, als der erste deutsche Sänger des bürgerlichen Weltgefühls, ist er noch kaum erkannt.

Die Blüte seines kurzen Lebens fällt in das zweite und dritte Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts, da Deutschland unter den Nachwirkungen des Dreißigjährigen Krieges, heillos zerstört und zerstampft, einem Schindanger glich. Das vordem schon welkende Wirtschaftsleben war durch die harten Kriegsläufte bis an die Wurzeln vernichtet worden. Der bürgerlichen Klasse hatten die Fäuste der Söldner den letzten Rest bürgerlichen Selbstbewußtseins ausgeprügelt und, verarmt und verkommen wie sie jetzt war, duckte sie sich demütig unter den Krückstock der sozusagen angestammten Despoten. Der Adel war verwildert und drängte sich mit gefräßiger Habgier an den Höfen zusammen, und, nach dem Prunkbau von Versailles schielend, strebten die Herrscher dieser Höfe danach, in allem die Affen des Sonnenkönigs zu sein. Nur was höfisch und französisch war, galt damals in Deutschland, und französischer Einfluß auf deutsche Kultur und Kunst war

[1] Vor kurzem noch erschien in Heeges Verlag in Schweidnitz: Christian Günther. Eine Auswahl seiner Gedichte im Rahmen seines Lebens von Adalbert Hoffmann. Einleitung und Anmerkung von Dr. Bernhart Maydorn. Hier sind zwei Philister über Simson gekommen, denn, wie es die schwächliche Einleitung verkündet, waren die Herausgeber ängstlich bemüht, die „heißspornigsten und heißblütigsten unter seinen Gedichten" auszumerzen. Die billigste und nicht schlechte Ausgabe von Günthers Gedichten findet sich in Reclams Universalbibliothek.

nie so lebendig wie in der Zeitspanne zwischen 1680 und 1720, in deren zweiter Hälfte Günthers Leier klang. Französisch war der Hofton und die Umgangssprache der herrschenden Klasse, französisch das unbürgerliche Lebensideal des feinen Weltmanns, französisch Kleidung und Speisen, Sitten und Gebräuche, französisch der Baustil und französisch gerade um 1700 herum der Stil der Dichtung: die Besser, Kanitz, König, Neukirch, Wernicke oder wer immer als versemachender Zeremonienmeister am Hofe der Hohenzollern oder der Wettiner umherstümperte, gefielen sich in einer geistlosen, platten und hohlen Nachahmung der französischen Hofpoeten. So wenig Deutsches, so wenig Persönliches hatte diese prunkvolle Afterdichtung an sich und wußte nichts von den Gefühlen des Einzelmenschen, den die wirtschaftliche Entwicklung aus dem Gefüge der ständischen Gliederung loslöste.

Diese Gefühle zu künden, platzte Günther in diese trostlose Zeit mit ihrer trostlosen Kunst hinein. Ein Zufall war es sicher nicht, daß der erste Lyriker des bürgerlichen Zeitalters in Deutschland Schlesien sein Geburtsland nannte. Zwar hatte es wohl weniger zu sagen, daß seine Geburtsstadt Striegau mit den beiden Erbfürstentümern Schweidnitz und Jauer, zu denen sie abwechselnd gehörte, niemals in einem abhängigen und gedrückten Lehnsverhältnis zu auswärtigen Fürsten stand, wenn sich darauf auch ein gewisses Freiheitsgefühl seiner Bürger gründen mochte. Aber wesentlich war für Günthers Entwicklung, daß Schlesien seit dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts mit seinem Leinengewerbe als eines der ersten Industrieländer der Welt galt. In des Dichters engerer Heimat, dem Fürstentum Jauer-Schweidnitz, klapperten an nicht weniger als 102 Orten die Webstühle, und gerade die Wende des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts sah eine solche Blüte des schlesischen Leinengewerbes, daß hier eine Teuerung, die den Kornpreis bis auf vier Taler für den Scheffel hinauftrieb, kaum empfunden wurde. Wenn einer, so mußte ein Sohn dieses Landes, das seine Waren nach Holland, England und Spanien, nach Dänemark, Ungarn, Italien und Rußland verfrachtete und derart in das Netz des Welthandels eingespannt war, den Beruf zum Dichter der bürgerlichen Freiheit und des bürgerlichen Selbstbewußtseins in sich tragen.

Freilich stand Johann Christian Günther nicht in unmittelbarer Beziehung zum Leinengewerbe seiner Heimat, sondern kam am 8. April 1695 als Kind eines Arztes zur Welt. Armer Teufel, dem in Striegau mit seinen rund tausend Einwohnern kaum Dukaten durchs Dach regneten, hatte der Vater den lerneifrigen und aufgeweckten Knaben schon zu einem Handwerk bestimmt, als ein Zufall ihm doch den Besuch der Schweidnitzer Lateinschule freigab. Lehrer und Mitschüler staunten hier schon Johann Christian als einen Verskünstler an, und was auch im Umkreis vorfiel, Günther mußte in die Saiten stürmen, wenn „Herr Gottfried Fuchsius, Pastor Primarius zu Schweidnitz, seinen Namens-Tag anno 1710, den 6. Martii vergnügt celebrirte", und hatte sein Festcarmen bereit „auf die Hoch-Adeliche Schweinich- und Seidlitzische Vermählung" so gut wie „bey dem Todes-Falle Herrn Joachim Siegmund von Seitlitz, der Fürstenthümer Schweidnitz und Jauer hoch-meritirten Landes-Aeltesten". Als er 1715 die Schule verließ, um die Universität Wittenberg zu beziehen, führte die Schuljugend sogar ein von ihm verfaßtes Versstück „Die vom Theodosio bereuete Eifersucht"

öffentlich auf. Die Arzneikunst, deren Studium Günther sich zuwandte, war auch mit dem Dreißigjährigen Kriege verwildert: der Kannibalismus, die häufige Verwendung von Harn- und Kotarten als Heilmittel hatte derart überhand genommen, daß Paullini 1687 seine „heilsame Dreckapotheke" erscheinen lassen konnte. Auf der anderen Seite legte das siebzehnte Jahrhundert mit der Entdeckung des Blutkreislaufes, der Einführung der Anatomie und dem Ausbau der Chemie die Grundlage zu einer Arzneikunst, die mehr war als mittelalterliche Kurpfuscherei. Aber wenn Günther in seinem Vater auch einen redlichen Arzt vor Augen hatte, der sich von allen Mätzchen und Schnurrpfeifereien des Standes fernhielt, hing seine Neigung doch mehr an allen neun Musen als an Äskulap. Da sich zudem mit dem Einfluß französischen Hofstandes in dem protestantischen Deutschland auch der französische Kalvinismus ausbreitete, geriet eine Hochschule wie Wittenberg, seit jeher die Stammburg des starren Luthertums, bald in unaufhaltsamen Verfall und trat an Heidelberg und Straßburg ihre führende Rolle ab. Kein Wunder, daß sich der lebendige und regsame Günther in der dumpfen Luft und der geistigen Enge Wittenbergs unbehaglich fühlte, und da ihm ein Schwarm schnell erworbener Gläubiger das Leben noch saurer machte, zog er bei der ersten Gelegenheit, wegen seines lockeren Wandels mit seinem Vater schon unheilbar zerfallen, nach Leipzig. Die blühende und belebte Handelsstadt war der rechte Boden, aus dem des Dichters bürgerliches Selbstbewußtsein neue Nahrung ziehen konnte, und wenn sie auch noch nicht wie über ein kurzes der Sitz der Aufklärung war, so warf doch das geistige Leben hier ganz andere Wellen als etwa in den toten Nestern Schweidnitz und Wittenberg. Hier in Leipzig,

wo Kunst und Linden blühn
Und Witz und Höflichkeit die Länder an sich ziehn,

gab es denn für Günther oft ein Prassen aus dem Vollen. Seine Flöte spielend und mit herzigen Schönen tändelnd, aus dem Born der Wissenschaft schöpfend und mit flotten Burschen sich beim Glas erlustierend, durchstürmte er an der Pleiße Tage gesteigerten Lebensgefühls. Auch Gönner fand er, die ihm gern über die steke Ebbe seines Beutels hinweghalfen, aber nach dem Brauch der Zeit vermochten sie sich einen Dichter nicht anders denn als respektablen und wohldotierten Hofpoeten vorzustellen, und da man in Dresden gerade einen Menschen brauchte, „der bei allen Gelegenheiten und Lustbarkeiten des Hofes in gebundener Rede etwas in der Geschwindigkeit aufzusetzen geschickt wäre", suchten sie Günther an diesen Posten zu schieben. Der Versuch mißlang ebenso wie ein späterer, aus Günther den reimenden Hofnarren eines großen Herrn zu machen. Da ihm sein Vater hartherzig die Schwelle wies, hieß es zum Wanderstab greifen:

So gehn wir nun auf gutes Glücke,
Und keiner weiß, womit, wohin?

Die Kreuz und die Quer führte den Unsteten sein Weg. Bald trieb er sich auf den Landstraßen um, bald gab ihm ein Gönner Unterschlupf, heute schlug er sich als Privatlehrer durch, morgen dachte er an Ausübung des ärztlichen Berufs, hier verschwand er und tauchte dort auf, immer heimatlos, von innerer und äußerer Unrast gehetzt, aber wo er auch war, verlaust noch und verludert, bedeckte er elende Fetzen Papiers mit unsterblichen Versen.

Hunger, Not und Entbehrung zerrütteten seine Gesundheit, und als sich im Vorfrühling 1723 in Jena eine hitzige Krankheit auf den zermürbten Leib warf, wußte Günther, daß die große Nacht da war, und wirklich erlosch am 15. März der Geist, der so hell einst gebrannt. Sein achtundzwanzigstes Jahr hatte Günther noch nicht vollendet, nach bürgerlichen Begriffen war er nicht mehr als ein verbummelter Student, und kein Stein zeigt heute sein versunkenes und vergessenes Grab, aber schon zwanzig Jahre nach seinem Tode erschien eine Sammlung seiner Gedichte in zwei unheimlich dicken Bänden. „Es ist freylich wahr," schloß der Herausgeber sein „Leben des Autoris", „daß er just nicht allemal in seinem Leben auf der gleichen Bahn der Tugend fortgegangen, sondern bisweilen auf einer und der anderen Seite auf Abwege gerathen. Allein man erwege seine und seiner Eltern Dürftigkeit, den unauslöschlichen Haß seines Vaters, die Verfolgung seiner Neider, und so ferner, so wird sich auch vieles, wo nicht gänzlich rechtfertigen, doch einigermaßen entschuldigen lassen, was ihm sonst vorgerücket werden zu können scheinet."

Aber gerade, wenn man das „und so ferner" dieses kurzen Lebens erwägt, bedarf Günther keiner Entschuldigung und keiner Rechtfertigung, denn mit der ungebärdigen Wildheit seines Temperaments und der stumpfen Trostlosigkeit seines frühen Endes war er so, wie er den Zeitumständen nach sein mußte. Nicht eigene Schuld trieb ihn ziellos in die Irre, sondern soziale Tragik ließ ihn schmählich zugrunde gehen. Günther war ein Dichter von unbändiger Kraftfülle, seine Muskeln schienen immer gestrammt, seine Seele wurde stets von Stürmen aufgewühlt, seine Sehnsucht jagte entfesselt durch den ganzen Weltenraum, und die bürgerliche Klasse, in der er wurzelte, war wegen ihrer wirtschaftlichen und politischen Ohnmacht hinfällig, feige, geduckt und gottergeben, ein furchtsames Geschlecht baumwollener Zipfelmützen. So klaffte ein zu großer Abstand zwischen dem Dichter und seiner Klasse, als daß er bei ihr Gehör finden konnte. Sieht man sein Leben unter diesem Gesichtswinkel an, so rundet sich alles darin zum Sinnbild.

Seines Vaters Härte bereitete dem Dichter letzten Endes den Untergang: „Alles, was ich denck und thu," klagte er, „wird durch deinen Zorn vergebens." Aber hier stießen nicht zwei Individuen, sondern zwei Prinzipien zusammen. Der alte Günther, ein Despot in der Familie wie Friedrich Wilhelm I., war ein starrsinniger Vertreter der alten patriarchalischen Ordnung: sein Fleisch und Blut sollte vor seiner Willkür kuschen wie ein geprügelter Hund, der junge Günther dagegen verfocht durch die Tat die Auffassung einer eben aufdämmernden Zeit, in der die wirtschaftliche Entwicklung die patriarchalischen Familienbande zerriß und auch dem Kinde ein Recht auf eigenes Leben zusprach. Sinnbild und Notwendigkeit war es, daß der Dichter, der zuerst den aus der ständischen Ordnung losgelösten Menschen in seiner Dichtung spiegelte, mit dem nächsten Vorgesetzten dieser Ordnung, dem Vater, in Widerstreit geriet, aber ebenso sinnbildlich und notwendig war die Niederlage des Sohnes, denn noch war die bürgerliche Klasse in Deutschland zu schwach, um selbst diese ursprünglichste Rebellion gegen die überlieferten Gewalten siegreich durchzukämpfen.

Ebenso steckt ein tiefer Sinn darin, wenn zweimal der Versuch scheiterte, Günther als Hofpoeten an eine gefüllte Krippe zu bringen. Nach dem Gezischel böser Zungen war der Dichter bei der Vorstellung vor den hochge-

borenen Herren beide Male süßen Weines übervoll und zerstörte sich so alle Aussichten. Aber selbst wenn dem so war, ließen ihn doch nicht äußere, sondern innere Umstände fern von dem weichen Pfühl eines mißachteten Hofamtes enden. Wie der Falke zum Stubenvogel, taugte Günther zum Hofdichter. „Es hat ihm", schrieb nach seinem Tode in einer Art Selbstentschuldigung der Vater, „an hohen Gönnern, Patronen und Wohltätern nicht gemangelt, wenn er sich bei derselben Gelegenheit hätte akkomodieren und dieselbe hätte annehmen wollen und sich nicht so wankelmütig und groß aufgeführt hätte, als wenn er keiner Hilfe bedürfte." Das lag ganz auf der Linie der Ratschläge, die Bessel in seiner vielgelesenen „Schmiede des politischen Glücks" strebsamen Zeitgenossen erteilte: „Wenn ein junger Mensch sich nun endlich geschickt macht, Gott und seinem Vaterland zu dienen, alsdann muß er sich möglichsten Fleißes bemühen, daß er bey Fürsten und Herren bekannt werde und bedacht seyn, wie er ihre Gnade erlangen möge: hierdurch wird er ihm den Weg zu einem Dienste bahnen." Aber Günthers Meinung war das nicht. Dieser erste Dichter des ungehemmten bürgerlichen Kraftbewußtseins glaubte keiner Hilfe zu bedürfen, dieser erste Sänger des freien Individuums hatte all sein Sach auf sich gestellt, und ehe er sich hoher Gönner, Patrone und Wohltäter Geneigtheit scharwenzelnd und katzbuckelnd erbettelte, wollte er sich lieber wie Johann Gottfried Bürger aus der Welt hungern. „Das Amt der Poesie", schrieb er, „besteht nicht im Schmarotzen", und verächtlich wandte er sich von den Reimern ab, die um einen dicken Mäzen wedelten: „Diß Volk vergiebt um Brod Unsterblichkeit und Ruhm." Wenn ihn Not und Elend allzu hart mit Ruten strichen, knirschte er wohl durch die Zähne:

Ein Hof-Narr lebt ja besser
Und lacht mit fettem Messer,
Wenn unsre kluge Hand nur Rüben scheelen muß.

Aber trotzig pochte er auf seine unhöfische Freiheit:

Ich schmeichle keiner großen Zofe,
Ich bete keinen Götzen an,
Der irgend Leute von dem Hofe
Nach Willkür ziehn und werfen kann.

Dieser bürgerliche Dichter besang freilich nur selten den bürgerlichen Gewerbefleiß, der im schroffen Gegensatz zu den höfischen Nichtigkeiten stand, unmittelbar. Eine Aria kündete Schlesiens Lob:

Das ist gewiß,
Daß Hammons Stadt und Hollands Küsten
Ohn unsern Fleiß und Werth,
Der süd- und ostwärts fährt,
Viel Wucher darben müßten;
Brasilien hat manches Kleid
Aus unserm Laden zugeschnitten,
Und bey den reichen Britten
Wird durch Minervens Kunst und Hand
Manch Dorf von hier so gut bekandt
Als Laws durch Frankreichs Abschieds-Segen.

Dasselbe Gedicht flocht Lorbeer um die Schläfe der tätigen Handelsherren:

In Schreibe-Stuben sitzen
Und doch in weite Länder sehn,
Den Cours recht abzupassen,
Kein Vortheil aus den Augen lassen,
Die Handlung wie ein Uhrwerk drehn,
Und so wie dessen Uhrwerks-Treiben
In unverrückter Ordnung bleiben,
Das alles macht bey kluger Müh
Aus Fischern Nobili.

Doch schließlich war es nicht Günthers Beruf, dem süßen Schacher die Harfe zu stimmen, denn er sah die bürgerliche Welt nicht mit den Augen des Krämers, sondern des Dichters, und den armen Schlucker, der er war, vermochte das Batzengeklimper dieser Welt am wenigsten zu erbauen:

Mein Leben fällt in tolle Zeiten,
Wo niemand mehr als Geld regiert;
Und wo nunmehr bey allen Leuten
Die Mode fast den Besten schiert.
Mir aber wallt ein Trieb im Herzen,
Der Freyheit liebt....

Mit diesem wie mit all seinen Trieben wurzelte Günther in der bürgerlichen Klasse, weil er der erste war, dem das Erlebnis zur Dichtung ward und der in der Dichtung ein Erlebnis sah, der erste, der mit beiden Füßen fest auf der Erde stand und in sich selber die größten Wunder entdeckte, der erste, der es wagte, das Wort Ich mit großen Buchstaben zu schreiben, der erste, der es unternahm, seine ganz persönlichen Freuden und Leiden zu singen, mit einem Wort: weil er als der erste individualistische Lyriker auftrat.

So ursprünglich, so frisch, so frei vom Herzen weg hatte seit Walter von der Vogelweide kein deutscher Dichter mehr gesungen, und wenn sich in den paar tausend Gedichten, deren viele er auf Bestellung für ein paar Taler niederhastete, auch Schlacke, Schutt und Geröll aufhäuften, was er als Bestes zu geben hatte, ist heute noch ganz lebendig. In den Anfängen seiner Dichtung stand zwar auch er im Banne des Lohensteinschen Schwulstes, aber als er in Leipzig den Weg zu sich selber gefunden, wurde er der Überwinder des Barock und schlug die verschnörkelte Künstelei in der Hofpoesie seiner Zeit mit der kecken Natürlichkeit seiner Strophen aus dem Felde. Zum erstenmal stand hier wieder ein echter, machtvoller Dichter mitten unter ohnmächtigen Versdrechslern und Reimschmieden, zum erstenmal kam die deutsche Muse wieder ohne französische Allongeperücke und ohne höfische Stöckelschuhe daher, ein ungebundenes Naturkind, das sich kühnlich auch im Pfeifenqualm der Studentenbude zu bewegen wußte. Dem oft wüsten Treiben der akademischen Jugend zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts hatte Günther reichlich und nicht ungern seinen Zoll dargebracht, und wenn es galt, die derben leiblichen Freuden dieser renommistischen Bursche darzustellen, tat sich seine Dichtkunst eine besondere Güte an. Aller Lust purpurne Standarten pflanzte er auf:

Das Haupt bekränzt, das Glas gefüllt!
So leb ich, weil es Lebens gilt!

Um die Reize des „Engelländer Knaster Tobacks" und des „Wurtzner Gerstensaftes" zu malen, hatte er die brennendsten Farben auf seiner Palette, und es war ihm eine rechte Wonne, wenn sich Rauch und Trank und Gesang in der Gurgel mischte. Wurde er dicht berauscht ins Bett geführt, so diktierte er noch Gedichte, und mit tiefster Ehrfurcht vor allem, was da an Schmackhaftem kreucht und fleucht, ließ er einen artigen Schatz seinen Liebhaber locken:

Es wartet schon auf dich ein Cap-Huhn, eine Keule,
Zwey Nieren, sauer Kraut und ein genudelt Huhn.

Jedem Griesgram zum Verdruß klang lustiges Halli und Hallo durch seine Verse:

Manche liebe lange Nacht
Hat gewacht,
Wenn wir auf dem Fasse schliefen,
Oder auch, nachdem es kam,
In den Kram
Artger Mädchen liefen.

Ungestümer Drang trieb den Dichter, an sich zu raffen, was irgend ging, „solang es Rosen schneyt", und mitten in den tobendsten Gelagen überfiel ihn der dunkle Gedanke: „Wer weiß, wie lang ich hier noch bin?", aber die immer wiederkehrende Ahnung eines frühen Endes peitschte ihn nur zu wütenderer Lust vorwärts:

Nehmt die Wollust zum Voraus
Und besucht das Freuden-Hauß,
Eh ein ungewisser Tag
Uns der Bahre liefern mag.

So verknüpfte sich ihm der Tod auch mit der Liebe zu einer seltsamen Einheit: mit einer seiner Leonoren traf Günther sich oft auf dem Kirchhof zum Stelldichein und pflückte mitten unter Gräbern das höchste Leben, seiner Phyllis schenkte er einen Ring mit einem Totenkopf und schrieb dazu:

Wie reimt sich Lieb und Tod zusammen?
Es schickt und reimt sich gar so schön,
Denn beyde sind von gleicher Stärke
Und spielen ihre Wunderwerke
Mit allen, die auf Erden gehn.

Auf diesem Felde wuchs das Unvergänglichste von Günthers Dichtung. Voll stürmischer Sinnlichkeit riß er leidenschaftlich die Blonden und Braunen auf seinem Wege an sich und kränzte ihren Scheitel mit Versen. Bald flammten diese Lieder hellauf vor Begehrlichkeit, bald priesen sie das lose Glück der Flatterhaftigkeit, bald schluchzten sie durch die Nacht, tiefste Sehnsucht des Liebenden nach der Geliebten:

Mein Engel! Nimm von mir so viel getreue Grüße,
Als Tropfen mir anjetzt aus Kiel und Augen gehn,
Als Seufzer ich vor dich in diesen Brief verschließe,
Als Thränen dir vielleicht auf deinen Rosen stehn!
Die Erde schläft und ruht, ich aber wach und träume,
Weil deine Liebe mich mit offnen Augen wiegt.
Ich schreib und weiß nicht was: du siehst es aus dem Reime,
Der nun aus Schweidnitz kommt und lahme Füße kriegt.

Aber ob einer Pfarrerstochter, ob einer Studentendirne seine Strophen galten, auch dort noch, wo sie ganz eindeutig waren, stachen sie durch ihre frische und ungeschminkte Natürlichkeit von der „galanten Poesie" der Zeit mit ihrer lüstern versteckten Zweideutigkeit wohltuend ab, und vor allem war diese Liebeslyrik ganz gegenständlich und ganz der Erde nah: kein arkadischer Schäfer streckte hier sehnend die Arme nach einer wesenlosen Philinde aus, sondern Johann Christian Günther aus Striegau, „Mediziner und Poete", herzte ein leibhaftiges Lorchen oder Lenchen.

So klang auch sonst allerpersönlichstes Erleben in oft ergreifenden Tönen von den Saiten seiner Leier. Die unstete Wanderfahrt in seines Lebens letzten Jahren entlockte ihm die wehmütige Frage:

Wo werd ich wohl den Ruh-Platz finden?
Wo ist der Heerd vor mich bereit?

Aber dann lehnte er sich wieder trotzig auf seinen Ziegenhainer und höhnte, während der Sturm in seinem wirren Haar wühlte, so recht aus eines unbeugsamen Herzens Grund das Geschick, das ihm ganz übel mitspielte, als Wetterhahn, als Zauberbalg, als Torheitsschwester, als Wildfang und Betrügerin:

O spare die zerschmißne Ruthe
Auf einen, welcher besser fühlt!
Ich trotze dich mit diesem Blute,
In welchem sich dein Jach-Zorn kühlt.
Mir jagt der Blitz von deinem Keile
Kein blind und tödlich Schrecken ein,
Und eh ich kläglich fleh und heule,
Eh soll mein Fleisch zerrissen sein.

Und erpreßte die Gewißheit, bald auf irgendeinem deutschen Kirchhof zu modern, seiner Seele gestern noch wehen Schrei:

Mein Frühling ist in Angst vergrünt
Und als ein Strom dahin gefahren,

so fand er sich heute munter drein:

Doch da Schickung und Gewalt keinem etwas neues machen,
Und das alte Muß erklingt: nehm ich unter Scherz und Lachen
Meinen Abschied von der Erde, wie ein Gast bey später Zeit
Lustig von dem Schmause wandert und noch manchen Jauchzer schreyt.

Aber immer wieder bedrängte ihn das Bewußtsein, mit seinem Vater rettungslos zerfallen zu sein, mit herber Qual: „Mit dem im Himmel wär es gut: ach! wer versöhnt mir den auf Erden?", und da der auf Erden sich nicht versöhnen ließ, wandte sich der Dichter, ein zerschlagenes Menschenkind, in seinen verzagten Stunden an den im Himmel. Günthers geistliche Oden füllen allein einen stattlichen Band. Jener frömmelnden Kopfhängerei, die unter dem Namen des Pietismus in den Seelen des windelweich geprügelten deutschen Bürgertums als Rückstand aus den grausigen Kriegsläuften geblieben war, brachte der junge Günther hier und da ein Versopfer dar, aber gerade in Schlesien herrschte an der Wende des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts in weiten Kreisen vollendete Teilnahmlosigkeit in religiösen Dingen: aus dem Jahre 1700 berichtet ein Zeitgenosse, daß in Breslau frei-

geistige Ansichten bei einfachen Bürgern gang und gäbe waren. Von diesem Geiste mochte auch Günther einen starken Hauch verspürt haben, und da er zudem ein Anhänger der Philosophen Leibniz und Wolff war, die im Sinne der bürgerlichen Klasse die weltliche Wissenschaft aus den theologischen Fesseln zu befreien strebten, so konnte seine geistliche Lyrik den lutherischen Muckern seiner Heimat nicht eben behagen. Das Gottvertrauen, das sich darin aussprach, war oft nichts als Selbstvertrauen, ganz aufrecht und geradezu wandte sich auch manchmal das Individuum Günther an das Individuum Gott, und dann wieder kamen Verse von schlichter Tiefe: „Gottes ungebundner Wille kennt kein fragendes Warum?", oder kosmische Gefühle sprachen durch den Mund des Dichters, als er in die gestirnte Winternacht hinausschaut:

Da findet mein Verwundern kaum
In diesem weiten Raume Raum.

In einer verwelschten Zeit war Günther einer der wenigen und ersten, die deutsch fühlten und dachten: das erst später erwachende Nationalbewußtsein der bürgerlichen Klasse war in ihm schon zu heller Flamme angefacht. Dem Blute deutscher Eltern entsprossen zu sein, rühmte er sich und die deutsche Laute zu schlagen, mit Stolz bekannte er: „Ich bin zwar schlecht, doch deutsch, das ist von treuem Herzen", und lautester Patriotismus war es, wenn er mit einem Segenswunsch und einem Fluchwort dem Vaterland den Rücken kehrte, das ihm nur die Wahl gelassen, den Speichel der Großen zu lecken oder in eigener Schande zu verrecken:

Ich fürcht, ich fürcht, es blitzt von Westen,
Und Norden droht schon über dich.
Du pflügst vielleicht nur fremden Gästen.
Ich wünsch es nicht. Gedenk an mich.
Du magst mich jagen und verdammen:
Ich steh wie Bias bey den Flammen
Und geh, wohin die Schickung ruft.
Hier fliegt dein Staub von meinen Füßen,
Ich mag von dir nichts mehr genießen;
So gar nicht diesen Mund voll Luft.

Aber für Günther war die Poesie „kein Märchenkram, die Einfalt zu berücken" und „kein süßes Höllengift, die Wahrheit zu ersticken", sondern er wies ihr die Aufgabe zu, „der Laster Grund und Schande zu entdecken und den Ruhm der Redlichen im Lande zu offenbaren". Wenn sich die satirische Dichtung auch nie so weit vom Quell des Volkstümlichen entfernt hatte wie die höfische Afterpoesie und in den Logau und Moscherosch Vertreter zählte, die ihren Gaul wohl zu spornen wußten, so riß doch keiner so kühn wie der Mann aus Striegau den verhüllenden Schleier von den Gebresten der Zeit, und keiner strich so wie er die Großen des Tages mit Ruten. Der Pfaffe, der sich ein Amt erschleicht, der Magister, der sich in öder Silbenstecherei verzettelt, der Quacksalber, der dem armen Kranken einen mächtigen Humbug vormacht, an ihnen allen ließ Günther seinen ätzenden Spott aus. Aber er war, wie ihn einer seiner Biographen nennt, deshalb der größte Moralsatiriker seiner Zeit, weil er auch in seinen Stachelversen den bürgerlichen Standpunkt wacker hervorkehrte. Den Krautjunker höhnte er, in dessen Gesellschaft man

Kein andres Wort nicht hört, als nur von Korn und Vieh:
Wie viel die Garbe giebt? Wie viel man aufgebunden?
Wie Scheck und Schimmel steh? Und mit wie vielen Hunden
Das Weydewerk versehn? Wie frisch der Hector jagt?
Wie Fusan sich wohl gar ans schwartze Wild gewagt?
Und wie Schönmädel sich im Fuchs-Trab sehr verletzet?
Aus wie viel Lägern man die Rammler raus gehetzet?

Dem Raubjunker, der in vielfacher Gestalt damals das ausgesogene Land heimsuchte, galten andere Geißelhiebe, dem wüsten Gesellen, der

Durch trunknen Müßiggang sein Vater-Teil verkocht;
Und, wenn das Dorf entläuft (wer kennt nicht unsre Zeiten?),
Auf Krippen sich bemüht, den Bauern nachzureiten;

der auf den ganzen Kram „gelehrter Hudeley" lustig pfeift und sich, ans Gehenk des Raufdegens schlagend und auf seinen Adel pochend, durch Leuteschinderei gute Tage macht:

Darum, wer mich verdenckt, den soll der Hencker holen?
Ich bin ein Cavalier! Hier liegen die Pistolen!

Nicht zuletzt bewährte Günther seine bürgerliche Weltanschauung dadurch, daß er in einer Zeit, da das weibliche Geschlecht in ödester „Galanterie" aufging und nur für nichtigsten Tand Sinn hatte, der Befreiung der Frau eine Fanfare blies und alle heute noch gehörten Einwände gegen ihre Gleichberechtigung mit Gründen niederschlug, die sich gleichfalls noch heute hören lassen:

Ja, sprecht ihr, diß sind weiße Raben, und gegen eine, die was nützt,
Stehn allzeit tausend solche Klötze, woraus man keine Tugend schnitzt.
Das dank euch Männern sonst jemand! Euch, die ihr nach verdammter Mode
Der Mägdgen Geist mit Fleiß erstickt. Sie wachsen stets in eignem Sode,
Und werden unter Rauch und Küche zur Niederträchtigkeit gewöhnt,
Und wenn sich auch ein frey Gemüthe bald von Geburt an höher sehnt,
So lehrt man solches doch wohl nichts, als etwan Band und Röcke falten,
Und läßt den angebohrnen Trieb bey Wäsche, Flachs und Heerd erkalten.
So listig schützt sich eure Tücke. Denn lernten sie zu viel verstehn,
So habt ihr Furcht, sie möchten endlich mit Schluß und Dencken weiter gehn,
Das Erb-Recht der Natur durchsehn, die allgemeine Freyheit finden,
Und diß von euch gestohlne Guth euch wieder aus den Händen winden.

Das waren, siebzig Jahre vor Hippels Werk über „Die bürgerliche Verbesserung der Weiber", unerhörte Klänge, aber sie boten doch nur eine Probe von der ganzen unerhörten Erscheinung des Dichters. Seine Bedeutung braucht wahrlich nicht hervorgehoben zu werden, indem man ihn etwa der Zahmheit und Zahnlosigkeit Gellerts vergleicht, der zwei Jahrzehnte nach ihm kam, sondern an sich gebührt nicht nur dem Sänger unvergänglicher Lieder, sondern auch dem Künder der „allgemeinen Freyheit" der Kranz, den er sich in seinen kühnsten Stunden aus den Sternen zu holen vermaß:

Sprecht mehr, ihr hochmuthsvollen Spötter,
Ich hielte nichts von Lob und Ruhm:
Mein Name dringt durch Sturm und Wetter
Der Ewigkeit ins Heiligtum.

Literarische Rundschau.

M. P. Pawlowitsch, **Die großen Eisenbahn- und Seewege der Zukunft.** Petersburg 1913. 1,5 Rubel.

R. Hennig, **Probleme des Weltverkehrs.** 2. Auflage. Berlin 1913, Verlag von H. Paetel. 6 Mark.

Genosse Pawlowitsch beabsichtigt, wie er im Vorwort zu der angeführten Schrift sagt, in einer Serie von vier Arbeiten die wichtigsten Probleme des Imperialismus zu behandeln. In dem vorliegenden ersten Buche werden die wichtigsten Probleme des Verkehrs in Asien, Afrika und Amerika erörtert. In dem zweiten und dritten Teil sollen die Entwicklung und die charakteristischen Züge der auswärtigen Politik in den Großstaaten geschildert werden; der vierte Teil wird die Rolle des Finanzkapitals in der auswärtigen Politik beleuchten. Der vorliegende erste Teil macht auch den Versuch, die treibenden Kräfte der modernen auswärtigen Politik zu schildern. Diese sieht Pawlowitsch in der Jagd der Eisen- und Stahlproduzenten nach neuen Absatzmärkten, die sie sowohl in dem Bahnbau in kolonialen Ländern als auch in den Rüstungsausgaben der Staaten finden. Eine tiefere volkswirtschaftliche Analyse dieser Erscheinung finden wir hier aber nicht. Der Wert dieses Werkes liegt auch nicht auf dem Gebiet der theoretischen Vertiefung der imperialistischen Probleme, sondern in dem klaren politischen Blick des Verfassers, der ihm gestattet, die oft verworrenen Zusammenhänge der Weltpolitik in helles Licht zu setzen.

Die gleichen Probleme werden auch bei Hennig erörtert, der sie aber mehr vom Standpunkt kapitalistischer Verkehrswirtschaft untersucht. Die allgemeinen politischen und wirtschaftlichen Momente werden bei Hennig nur gestreift. Speziell die Verkehrsfragen Asiens betrachtet Hennig vom Standpunkt des deutsch-asiatischen Imperialismus. Die Rolle der Bagdadbahn in der deutschen auswärtigen Politik wird bei Pawlowitsch eingehend untersucht. Dabei übertreibt er allerdings, wenn er meint, daß selbst das deutsche Bauerntum und die Kleinbürger die asiatische Politik der Regierung unterstützen und daß sehr weite bürgerliche Schichten auf die Teilung der asiatischen Türkei drängen. Wir halten es für notwendig, auf diese Ungenauigkeit hinzuweisen, weil das Werk ins Französische übersetzt wird und daher eventuell von den französischen Chauvinisten ausgenutzt werden könnte. Für eine Teilung der asiatischen Türkei treten nur wenige Alldeutsche ein, und was die Landwirte betrifft, so sind sie umgekehrt durch die Aussicht beunruhigt, daß mesopotamisches Getreide ihnen Konkurrenz machen könnte.

Auch Hennig sieht nicht ein, wie wichtig für Deutschlands Imperialismus die Erhaltung der asiatischen Türkei ist. Er klagt beweglich über die „deutsche Niederlage von Koweit", ohne zu begreifen, daß eben das letzte Koweit-Abkommen zwischen England, Deutschland und der Türkei, wonach England zum faktischen Herrscher des südlichen Teiles von Mesopotamien und des Persischen Golfs wurde, vielleicht der Türkei den Rest ihres Besitzes erhalten wird. Erst jetzt, wenn England seine indischen und ägyptischen Besitzungen sichergestellt hat, wird es Deutschland in seinem Kampfe gegen Rußlands armenische Annexionsgelüste unterstützen.

Viel kritischer verhält sich Hennig zu den afrikanischen Verkehrsproblemen. Nicht nur das berühmte Kap-Kairo-Bahnprojekt wird verkehrswirtschaftlich auf seinen Wert untersucht, sondern auch die deutsche Überlandlinie Daressalam-Duala, von der auch das Kolonialamt geträumt hat, wird mit Recht als eine Utopie abgetan.

Ausführlicher als Hennig bespricht Pawlowitsch die französischen afrikanischen Eisenbahnprojekte. Er erwähnt auch, wie viele Kriege England wegen der Kap-Kairo-Bahn geführt hat. Übrigens scheint es, daß die englischen Imperialisten bald ihr Ziel erreichen werden. Die jetzigen deutsch-englischen Verhandlungen werden wohl auch dieses Problem seiner Lösung näher bringen.

Sehr ausführlich behandeln Hennig und Pawlowitsch den Panamakanal. Dieser Abschnitt der Hennigschen Schrift ist zweifellos der beste der ganzen Arbeit. Während aber Hennig die allgemeinen technisch-wirtschaftlichen Fragen des Panamakanals erörtert, betrachtet Pawlowitsch ihn als einen Vorstoß des amerikanischen Imperialismus. Er zeigt, wie sich das Verhalten der Vereinigten Staaten zu diesem Kanal im Laufe der Zeit geändert hat. Während sie einst die Internationalisierung des Kanals verlangten, haben sie ihn jetzt zum Teil unter Vertragsbruch monopolisiert. Welche Bedeutung die Gebührenfreiheit für die amerikanischen Schiffe haben wird, geht nämlich aus einer Berechnung des Professors Johnson hervor. Danach werden die amerikanischen Schiffahrtsgesellschaften 1915 rund 340 000 Dollar als Liebesgabe erhalten, die sich bis 1925 auf über eine Million Dollar pro Jahr erhöhen wird. Man begreift, warum sie für ihre Gebührenfreiheit so kämpfen. Es scheint aber, daß Amerika dem geschlossenen Zusammengehen Englands und Deutschlands gegenüber werde nachgeben müssen. sp.

J. B. Séverac, **Le Mouvement Syndical** (Die Gewerkschaftsbewegung). Encyclopédie Socialiste, Syndicale et Coopérative (Sozialistische, gewerkschaftliche und genossenschaftliche Enzyklopädie), redigiert von Compère-Morel. Paris 1913. IV und 455 Seiten.

Die schon ziemlich reiche Literatur der Gewerkschaftsbewegung ist um eine neue Arbeit aus der Feder von Séverac vermehrt worden, der in Frankreich zu den besten Kennern der Berufsorganisationen gehört.

Das Werk besteht aus drei Teilen. Im ersten Teile beschäftigt sich der Verfasser mit dem Studium der Geschichte der Gewerkschaften in Frankreich; der zweite Teil behandelt die gewerkschaftliche Organisation und das gewerkschaftliche Leben der Jetztzeit in Frankreich, und der dritte Teil die Organisation und die Streitkräfte der ausländischen Gewerkschaftsbewegung. Des weiteren widmet der Verfasser den internationalen gewerkschaftlichen Organisationen ein besonderes Kapitel von 20 Seiten, und endlich fügt er im Anhang noch mehrere Dokumente bei (Statuten, Zirkulare, Kundgebungen), die sich auf die französische Gewerkschaftsbewegung beziehen.

Das Buch von Séverac enthält reichlich Tatsachen und Zahlen. Vielleicht bringt der Verfasser zuviel Urstoff, indem er dem Text den vollen Wortlaut von Statuten einfügt, der viele Seiten füllt, und durch deren Mitteilung ihm erlassen wird, selbst ein Urteil über die brennenden Fragen, die die tätigen Gewerkschaften so lebhaft beschäftigen, zu fällen. Es ist gewiß gut für den Leser, wenn er die Originaltexte vor Augen hat, der Verfasser darf aber die Schlußfolgerungen nicht immer dem armen Leser selbst überlassen. Ein Buch über die Gewerkschaftsbewegung, das sich absichtlich von der Beurteilung und Würdigung der verschiedenen Methoden der Aktion fernhält, das nicht ein Wort verlauten läßt über den respektiven Wert zum Beispiel der Zentralisation oder der Dezentralisation, über die Größe der Mitgliedsbeiträge, über die Art, Streiks zu proklamieren und zu leiten, über die Anwendung von Kollektivverträgen, über die Beziehungen zwischen den Gewerkschaften und der sozialistischen Partei, ein derartiges Buch ist in unserer Epoche der Gärung und syndikalistischer Diskussionen nicht auf der Höhe der Situation.

Der Verfasser und auch der Herausgeber der Enzyklopädie, unser Genosse Compère-Morel, glauben ohne Zweifel, daß diese Art der „Geschichtschreibung" eine lobenswerte „Unparteilichkeit" verbürgt. Wir gestatten uns, das Gegenteil zu behaupten. Es liegt gerade Parteilichkeit darin, daß viele Genossen, darunter auch Compère-Morel, Erscheinungen als der Proletarierbewegung schädlich betrachten und es trotzdem aus Ängstlichkeit unterlassen, sie anzugreifen oder in entsprechender Weise zu beurteilen. Die meisten französischen Sozialisten übergehen entweder die negativen Eigenschaften des sogenannten „revolutionären" Syndika-

lismus mit Stillschweigen, oder sie machen sich mit dieser halbanarchistischen Verirrung solidarisch und sympathisieren mit ihr, wie die Intellektuellen der Schule des „Mouvement Socialiste", zu der Séverac gehört. Daher wird der Leser in dem vorliegenden Buche beinahe nichts finden, was ihn in den Stand setzt, sich eine eigene Meinung über die Verdienste oder die Mängel der verschiedenen Formen der syndikalistischen Bewegung zu bilden, und zwar ist dies um so mehr der Fall, als der Verfasser der Gewerkschaftsbewegung des Auslandes nur den vierten Teil von dem Raume gewährt hat, den die Darstellung der französischen einnimmt, obwohl die erstere dieser an Erfahrung und Stärke bei weitem überlegen ist. Allerdings bemüht sich der Verfasser, Statistiken über die Stärke der Gewerkschaften aller Nationen, so unbedeutend sie auch sein mögen, aufzustellen, es fehlt seiner Arbeit aber ein leitender Grundgedanke, der es dem Leser ermöglicht, sich in diesem Labyrinth von angehäuften Zahlen zurechtzufinden.

Das ist der Hauptfehler des Buches. Wir werden uns nicht lange mit den weiteren Fehlern beschäftigen, die eine Folge dieses ersten sind. Die Definition zum Beispiel, die Séverac von dem sogenannten „reformistischen" Syndikalismus gibt, indem er sagt: „Diese Aktion will alles vermeiden, was einer Herausforderung oder Störung der Ordnung ähnlich sehen könnte. Sie will in der friedlichsten Weise vor sich gehen" usw. (S. 74), ist völlig tendenziös und falsch, weil der Verfasser absichtlich oder versehentlich zwei ganz verschiedenartige Strömungen des von den Syndikalisten, die sich mit Stolz „revolutionär" nennen, als „reformistisch" bezeichneten Syndikalismus verwechselt; nämlich die wirklich reformistische Strömung (nach Art Keufers) und die Guesdisten, die tatsächlich revolutionärer sind als Séverac selbst.

Wir müssen zum Schlusse aufrichtig sagen, daß wir von dem Buche sehr viel mehr erwartet und es mit einem Gefühl der Enttäuschung fortgelegt haben. Immerhin ist es reich an Tatsachen und Zahlen, wenn sie auch nicht in genügender Weise erläutert und erklärt sind, und kann mit Nutzen von allen zu Rate gezogen werden, die sich für die Gewerkschaftsbewegung der ganzen Welt und insbesondere Frankreichs interessieren. Georg Stiekloff.

Otto Krille, **Unter dem Joch.** Geschichte einer Jugend. Berlin, Egon Fleischel & Co. Preis 3 Mark.

Wenn ein Werdender, noch in den besten Schaffensjahren Stehender ein Memoirenbuch herausgibt, sieht man sich zunächst zu der Frage veranlaßt: Mit welchem Rechte kommt er dazu? Nur der Ausgereifte darf sich zum Worte melden über seinen Lebensgang, aus dem andere lernen und Ratschläge entgegennehmen können. Krille gehört noch nicht zu den Ausgereiften. Noch steckt er mitten in seiner Entwicklung. Und doch verdient seine Jugendbeichte Beachtung, denn sie gibt sich als Buch von kulturellem Wert. Der Gang, den das Armenhäuslerkind durch die brutalen Einseitigkeiten einer militärischen Drillanstalt (Unteroffiziersvorbereitungsschule) und nach Entlassung aus dieser durch das Elend der Fabriksäle und Schreiberstuben nehmen mußte, um sich zu einer freien und starken Persönlichkeit emporzuarbeiten, ist typisch in seiner Art für viele. Aber nicht alle vermögen ihn zu schreiten, ohne seelischen Schaden für Zeit ihres Lebens dabei zu nehmen. Was Krille hochhielt, waren der Glaube an sich selbst, die Liebe zu seiner Mutter und das Vertrauen auf den Sieg der gerechten Sache der Menschheit, die er überall geschmäht und geschändet gefunden. Diese Ideale führten ihn auch zum Sozialismus. Schlicht und ehrlich erzählt er das in seinem Buche. Jeder sozialen Wehleidigkeit feind, sucht er einzig und allein durch die Schilderung von Tatsachen zu wirken. Der Jammer einer sonnenlosen Proletarierkindheit zwingt uns sein Buch in die Hände, daß wir nicht von ihm lassen können, bevor wir es ganz ausgelesen haben. Rein menschlich tritt der Dichter uns näher; wir finden die Quellen, aus denen der Trotz seiner Kampfeslieder schöpft; wir finden die seelischen Abgründe aufgedeckt,

aus denen das schwermütige Gewölk steigt, das so viele seiner Gedichte umhaucht. Und auch dieses Jugendbuch schrieb trotz der gewählten Knappheit der Form, trotz der fast gesuchten Nüchternheit der Vortragsweise ein Dichter. Auch über die graue Alltäglichkeit dieser verzweifelt ringenden Arbeiterjugend huschen die sonnigen Lichter kindlicher Freundschaft, schüchterner Erstlingsliebe und künstlerischen Genießens.

Eltern, die in der Seele ihrer Kinder suchen, Erzieher, die ihren Pflegebefohlenen in den Stürmen der Jugendnöte helfen möchten, sollten Krilles Jugendbeichte lesen; sie werden daraus lernen. Und wenn das Buch nur den einen Erfolg aufzuweisen hätte, jugendlichen Aufwärtsstrebenden, die es verdienen, den dornigen und steinigen Pfad ein wenig gangbar zu machen und zu ebnen, so ist es sicherlich nicht umsonst geschrieben worden. L. Lessen.

Zeitschriftenschau.

(Parteipresse und periodische Parteiliteratur in Finnland.)

Die Entwicklung der finnischen Arbeiterpartei erfolgte bisher in zwei Kurven. Bei der Gründung der Partei — 1899 — zählte sie 9446 Mitglieder. 1901 war diese Zahl auf 5849 gesunken. Unmittelbar nach der Revolution — 1906 — erreichte die Mitgliederzahl die stattliche Höhe von 85 000. Dann trat wiederum eine Bewegung nach abwärts ein: 1911 zählte die Partei 48 406 Mitglieder. Mit dem Jahre 1912 ist abermals eine Steigerung der Mitgliedschaft zu verzeichnen, man zählte nämlich Ende 1912 51 798 Mitglieder. Nach vorläufigen Berichten hielt die Zunahme auch 1913 an. Nach anderen Gesetzen als denen dieser steigenden und fallenden Kurve der Mitgliederbewegung vollzieht sich das innere Leben und die innere Kraft der Partei, die sich in mannigfachen Formen äußert. So zum Beispiel nahm die Zahl der Organisationen, die sich von Jahr zu Jahr bildeten und der Partei anschlossen, stetig zu. Diese Zahl stieg von 64 im Jahre 1899 auf 1552 im Jahre 1912. Die Zahl der Arbeiter- oder Vereinshäuser, welche die finnischen Genossen durchaus benötigen, da es in Finnland keine Wirtschaften mit Vereinszimmern respektive Versammlungssälen gibt, stieg in derselben Zeit von 14 auf 796 und überragt somit jetzt die Zahl der im Lande befindlichen Kirchen. Die Bücherbestände in den Vereinsbüchereien wuchsen ebenfalls von Jahr zu Jahr. 1899 zählte man 3312 Bände, 1912 dagegen über 82 000. Das Vermögen der der Partei angeschlossenen Organisationen summierte sich 1899 auf 285 098 finnische Mark, 1912 aber bereits auf 6 256 885 finnische Mark. Wir sehen also eine steigende Linie der Entwicklung.

Ähnlich verhält es sich mit der Presse und mit der periodischen Literatur. Abgesehen davon, daß es auch Zeitungsunternehmungen gegeben hat, die liquidieren mußten, entwickelte sich die Presse im allgemeinen in steigender Linie aufwärts. Das Bedürfnis nach lokalen Organen verleitete die Genossen in einigen kleinen Ortschaften zu Pressegründungen, die sich aber nicht halten ließen, weil der lokale Leserkreis nicht ausreichend genug war. Aber es handelt sich hier nur um geringfügige Ausnahmen. Der jetzige Besitzstand ist folgender:

In 6 größeren Städten — Helsingfors, Tammerfors, Abo, Wiborg, Uleaborg und Lachtis — erscheinen Tageszeitungen. Das Zentralorgan „Työmies" in Helsingfors[1] erscheint in einer Auflage von zirka 30 000 — für Finnland eine große Zahl, und zwar die höchste im Lande. In 10 kleineren Städten erscheinen sozialdemokratische Zeitungen dreimal wöchentlich. Das Arbeiterinnenorgan „Työläisnainen" und das Jugendorgan „Työläisnuoriso" erscheinen wöchentlich, ebenso zwei in schwedischer Sprache herausgegebene politische Zeitungen. Ein politisches Witzblatt „Kurikka", illustriert, erscheint alle 14 Tage. Die Zahl der gewerkschaftlichen und Fachorgane beträgt 12. Von diesen Organen erscheinen 6 einmal monatlich, 1 zwei-

[1] Helsingfors zählt etwa 160 000 Einwohner.

mal monatlich, und 5 sind Vierteljahrsschriften. Dazu kommen in Amerika 4 finnische sozialdemokratische Tagesblätter, 1 Frauenorgan, 2 Witzblätter, 2 Unterhaltungsblätter usw., die auch in Finnland Leser haben.

Die Auswanderung aus Finnland nach Amerika hält bereits Jahrzehnte an. Das kleine Dreimillionenvolk des Landes der „Tausend Seen" hat viele Tausende seiner Söhne und Töchter über das große Wasser auswandern lassen, weil der heimatliche Boden „zu eng" geworden war! (Dabei ist Finnland mit Preußen von fast gleicher Größe.) In Amerika schließen sich die finnischen Arbeiter nach dem Vorbild der alten Heimat in sozialdemokratische Organisationen zusammen. Ihre Zahl beträgt zirka 15 000. In Minnesota (Smithville) besitzen sie sogar eine eigene Parteischule. Unter den amerikanischen Sozialisten genießen die Finnen den Ruf gut organisierter Genossen.

* * *

Neben den politischen Organen suchte man in Finnland auch wissenschaftliche Zeitschriften herauszugeben. Vor einigen Jahren erschien eine solche in finnischer und eine andere in schwedischer Sprache. Aber sie gingen beide wegen zu geringer Leserzahl ein. Ebenso mißglückte ein erneuter Versuch 1912. Nun wurde die Frage eines neuen wissenschaftlichen Organs auf dem letzten Parteitag (Herbst 1913) erörtert und dahin entschieden, daß der Parteivorstand die Herausgabe eines solchen vorbereiten soll.

Als Ersatz für eine wissenschaftliche Zeitschrift können einige periodisch erscheinende Veröffentlichungen angesehen werden. In erster Linie ist hier der „Työväen Kalenteri", Arbeiterkalender, und „Työväen Joulualpumi", Weihnachtsalbum für die Arbeiter, zu nennen. Der Kalender wurde in einer Auflage von 75 000 Exemplaren abgesetzt. Er erscheint im Verlag des Parteivorstandes unter Redaktion des Genossen Ivar Hörhammer. Das Weihnachtsalbum wird von dem Verlag der „Aktiengesellschaft für Arbeiterpresse" in Helsingfors unter Redaktion des Genossen Ed. Valpas herausgegeben. Von dem Kalender liegen 7, von dem Album 16 Jahrgänge vor. Beide zusammen bilden eine ganz stattliche Sammlung von populären Beiträgen über wissenschaftliche Themata, die alle möglichen Gebiete des Lebens behandeln. Eine kurze Inhaltsangabe beider Veröffentlichungen des letzten Jahres möge dies illustrieren.

Außer dem Kalendarium nebst Aufzeichnung der wichtigsten Ereignisse der letzten Zeit und Hinweisen auf die Pflichten der Genossen ihren Organisationen gegenüber (32 Seiten) finden wir im Text (240 Seiten) zuvörderst eine kurze Würdigung der Bedeutung August Bebels nebst seinem Bilde. In einem längeren Artikel „Torppari"[2] schildert Genosse Kuusinen die Entstehung und den gegenwärtigen Zustand des finnischen Kleinpächtertums. Die Frage der „Befreiung" der Kleinpächter aus dem Joche der Grundbesitzer steht brennend auf der Tagesordnung. Die Zahl der „Torppari" übersteigt 160 000, während die Zahl der Grundbesitzer (meist Großbauern) etwa 120 000 beträgt. Die „Torppari" leisten noch Fronarbeit als Pacht und werden arg ausgebeutet. Sie haben sich seit der Revolution (1905) immer zahlreicher der Sozialdemokratie angeschlossen, daher ist diese Frage für die Partei von großer Bedeutung. Genosse Wiik behandelt im Artikel „Scientific mangement" das Taylorsche System und beleuchtete die Taylorschen Ideen vom Standpunkt der Sozialdemokratie. Genosse Hausenstein-München macht die finnischen Arbeiter in einem reich illustrierten Artikel mit dem französischen Maler Daumier bekannt. Auch die früheren Jahrgänge des Kalenders enthalten ähnliche Arbeiten. Die Redaktion ist bestrebt, den Arbeitern auch einen Blick in das Gebiet der Künste zu ermöglichen. Der Veteran der Partei, Genosse Dr. phil. N. R. af Ursin, erörtert in einem Artikel die „Erziehung des Proletarierkindes", während Genosse Dr. med. Öhmann notwendige Winke für die erste Behandlung Verun-

[2] „Torppari" läßt sich etymologisch auf „Dorf", niederdeutsch „Torp" zurückführen. Die Bezeichnung ist wohl aus dem Schwedischen ins Finnische übernommen.

glückter gibt. Dann folgen Aufsätze über folgende Themen: „Zeitrechnung und ihre Reform", „Humor und Satire in Frankreich", „Die Zukunft der Balkanvölker" (von Hermann Wendel), „1863 bis 1913, Lassalle und die deutsche Sozialdemokratie" (von M. Martna), „Die geschichtliche Entwicklung der Kleinpächterklasse in Finnland" (von mag. phil. K. H. Wiik). Genosse W. Lehokas schildert in einem Artikel die Entstehung der Arbeiterhäuser (Volkshäuser) in Finnland. Der Artikel ist durch Abbildungen illustriert. Die Geschichte der Volkshäuser offenbart manche Kämpfe, die mit den bürgerlichen Klassen geführt werden mußten, um Versammlungslokale zu erlangen. Viele der Häuser sind kleine Holzbauten. Aber sie genügen den lokalen Bedürfnissen und bieten den Arbeitern die notwendigen Versammlungsräume und sonstige Lokale zur Abwicklung der Geschäfte der modernen Arbeiterbewegung. In den größeren Städten sind die Volkshäuser natürlich stattliche Gebäude. Genosse Dr. A. Lipschütz-Bonn schreibt über künstliche Nahrungsmittel, der verstorbene Genosse W. Schröder gab einen Überblick über die gewerkschaftliche Bewegung der Welt, während Genosse O. Tokoi ihre Wirksamkeit schildert. Über das Kartell- und Trustwesen schreibt Genosse Keto-Helsingfors, über die Verkehrsmittel einer Weltstadt M. M. Dann folgen finnische Sprichwörter über das soziale Leben. Genosse Väino Tanner, der Vorsitzende der finnischen Großeinkaufsgesellschaft, schildert die Fortschritte der letzten Jahre auf dem Gebiet des Genossenschaftswesens. Ein Rückblick führt den Leser zurück in die Zeit vor zehn Jahren, als der Parteitag in Forssa (1903) das sozialdemokratische Programm in der jetzigen Fassung und den Namen „Sozialdemokratische Partei Finnlands" annahm. In Forssa war es auch, wo die Forderung eines gesetzlichen Verbots gegen Fabrikation, Einfuhr, Verkauf und Ausschank alkoholhaltiger Getränke in das Parteiprogramm aufgenommen wurde.

Unter vielen anderen Illustrationen schmückt das Buch auch ein Porträt Karl Kautskys nach einer Originalkohlenzeichnung von N. Triik vom Jahre 1913. Dazu einiges über die Wirksamkeit Kautskys in der deutschen Sozialdemokratie und in der Internationale als Würdigung zu seinem sechzigsten Lebensjahr.

In schwedischer Sprache wird ein ähnlicher Kalender teilweise gleichen Inhaltes herausgegeben und in zirka 6000 Exemplaren abgesetzt.

Das Weihnachtsalbum enthält neben populär-wissenschaftlichen Artikeln auch Gedichte und belletristische Skizzen. Auch dieses Buch ist reich illustriert. Den Deckel ziert dieses Jahr das Farbenbild Bebels, und in einem längeren Artikel würdigt Genosse Edward Walpas das Leben Bebels. Fritz Wildung-Leipzig schreibt über das Turn- und Sportwesen innerhalb der deutschen Arbeiterklasse. M. Martna schildert die Volksbühnenbestrebungen in Berlin, Hilja Pärssinen schreibt über die künstlerische Dekoration im Dienste des Sozialismus — anknüpfend an die künstlerische Ausstattung des Hauses der Diamantarbeiter in Amsterdam durch den holländischen Maler Roland-Holst. M. P-ri schildert die technische Seite der Wahlarbeit in Finnland, namentlich die schwierige Arbeit der Stimmenzählung bei dem finnischen Proporzsystem. E. Tuominen beschreibt die schreckliche Lage der Arbeiterpresse in Rußland usw. Der Inhalt ist recht mannigfaltig und anregend.

Auch in anderen Wahlkreisen, so zum Beispiel in Tammersfors, Abo, Wiborg, Wasa usw., sucht man durch ähnliche Schriften dem Lese- und Bildungsbedürfnis der Arbeiterbevölkerung gerecht zu werden. Neben den Weihnachtsalbums werden auch zum 1. Mai solche Schriften herausgegeben. Und seit einigen Jahren feiern die Gewerkschaften im August ein sogenanntes „Fest der Arbeit", und für diesen Tag gibt die Gewerkschaftszentrale ebenfalls eine Festschrift ähnlichen Inhaltes heraus.

Auf die sozialistische Buchliteratur, die auch bereits ziemlich reichhaltig ist, kann hier nicht näher eingegangen werden. M. Martna.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 6 | Ausgegeben am 8. Mai 1914 | 32. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Patzkes Geist.

Berlin, 2. Mai 1914.

hw. Nicht gerade dem lieblichen Duft von Myrrhen und Ambra gleicht der Rauch des Abschiedsopfers, der um den scheidenden Polizeiminister zum Himmel wirbelt, denn — Köln, Frankfurt, Myslowitz, Potsdam — im Herzen wie im Westen und Osten der preußischen Monarchie riecht es in den Polizeiwachtstuben verzweifelt übel. In Köln: die mit Geldscheinen wattierten Frühstückskörbchen als Geschenke an Polizeiinspektoren, in Frankfurt: Sittenkommissar und Bordellmütter in trautem Verein, in Myslowitz: Polizeibeamte als großherzig entlohnte Beschützer des Mädchenhandels und in Potsdam: Gendarmen gegen klingenden Lohn Patrone der edlen Buchmachergilde — da kann selbst ein nationalliberaler Oberlehrer nicht mehr durch die Brille des Wohlwollens blicken und von den beliebten Einzelfällen reden. So schlägt denn, was sich so landauf landab Patriot nennt, entsetzt die Hände über dem Kopfe zusammen ob der aufgedeckten Korruptionsherde im Bereich der exekutiven Gewalt und grübelt angestrengt darüber nach, wie wohl der Wurm in das ehedem so kernfeste Holz des preußischen Beamtentums gekommen sei.

Aber gemach, ihr Herren! Mit diesem kernfesten Holz verhält es sich doch nur soso. Daß Friedrich Wilhelm I. den preußischen Beamten für alle Ewigkeit Unbestechlichkeit mit seinem Krückstock in die Knochen gebleut habe, ist immer mehr eine fromme Kinderfabel als geschichtliche Wahrheit gewesen. Als der borussische Junkerstaat bei Jena und Auerbach so über die Maßen kläglich zusammengebrochen war, ergoß sich ein Strom von Pamphleten und Flugschriften über das Land, in denen die Korruption und Käuflichkeit hoher wie niederer Beamter dargetan und auf Heller und Pfennig nachgerechnet wurde. Diese ehrenwerte Überlieferung in der preußischen Bureaukratie riß eigentlich nie ab, und wenn nur ab und zu ein großer Skandal die mit Fäulniskeimen geschwängerte Luft reinigte, so lag das weniger an der Unantastbarkeit der Beamten als an ihrer Geschicklichkeit auf dem Felde der Verderbnis und an der Rechtlosigkeit der Volksmassen. Fürwahr kein Zufall war es, daß just zu dem Zeitpunkt, da die sogenannte neue Ära der brutalen Reaktionspolitik der fünfziger Jahre ein Paroli zu bieten schien, ein gewaltiger Polizeiskandal die Öffentlichkeit weit über die schwarzweißen Grenzpfähle hinaus erregte. Ein Polizeikommissar mit einem Namen, der das Herz jedes Ur- und Stockpreußen höher schlagen läßt — er hieß Patzke! — hatte jahrelang auf Grund gefälschter Rechnungen die Summen

für Schutzmannshosen eingestrichen, die samt den zugehörenden Schutzleuten nur auf dem Papier standen. Als die Sache ans Licht kam, verhaftete man Patzke, und im Zusammenhang mit seinem Krach wurde noch einiges andere Unerfreuliche aus dem Verantwortungsgebiet des Polizeipräsidenten ruchbar. »In Wahrheit«, schrieb damals in den »Demokratischen Studien« der »Ostpreuße an der Elbe«, »handelt es sich um weit mehr als um pikante Polizeianekdoten oder um das Leben und Treiben einiger konfiszierter Subjekte, die kaum die Druckerschwärze wert sind, die nur allzu reichlich an ihren Namen verschwendet worden, oder um einen höheren Beamten, den Unfähigkeit und bureaukratischer Hochmut zum willenlosen Mitschuldigen seiner Untergebenen gemacht, nein! Was der enthüllende Tag ans Licht gefördert hat und immer mehr ans Licht fördert, ist das Symptom einer durch den Organismus des Staates verderblich schleichenden Krankheit, die, wenn ihr nicht bald und kräftig mit dem Eisen und dem Feuer des Hippokrates Einhalt geschieht, seine edlen Lebenssäfte immer mehr vergiften, sein sittliches Mark verzehren, ihm nichts lassen wird als den gleißnerischen Schein seiner tief unterwühlten Oberfläche. Er stürzt zusammen vor dem bloßen Windesbrausen einer herannahenden Katastrophe. Was daher Patzke, was Stieber, was Lindenberg, was Peters, Ohm, Gödsche, was Rummelsburg, was Stachelschimmel, was Schutzmannshosen, was Lumpen und Lumperei und kein Ende? Der Geologe wirft gleichgültig das aus dem Felsen herausgeschlagene Steinstückchen fort, an welchem sich ihm die Beschaffenheit eines mächtigen Bergzuges geoffenbart hat. Wir untersuchen an dem mikroskopischen Stückchen Polizeimisere das innerste Wesen unseres Vaterlandes — denn wir sprechen von Preußen und dem ganzen Bundesdeutschland, wenn wir von der Polizei sprechen — und werfen dann die Lumpen zu den Lumpen.«

So offenbart sich auch uns an der jetzt aufgedeckten Polizeimisere das innerste Wesen des preußischen Staates, denn die Kölner Inspektoren empfingen ihre Frühstückskörbchen, der Frankfurter Sittenkommissar schlupfte ins Freudenhaus, die Myslowitzer Beamten drückten zum Treiben der Mädchenhändler die Augen zu, und die Gendarmen auf der Grunewaldrennbahn standen im Dienste des Buchmacherringes nicht, weil auch unter der Polizeiuniform ein sündiges Menschenherz schlagen kann, sondern weil Preußen ein Polizeistaat ist, in dem die Polizei alles und der Bürger nichts bedeutet. Je größer nämlich die Machtfülle eines Polizeibüttels ist, desto größer ist auch seine Bestechlichkeit. Darum wird auf dem Felde der Beamtenkorruption Preußen nur von einem Lande überflügelt, vom Reiche des Zaren, in dem der hohe und niedere Tschinownik als unumschränkter Selbstherrscher gebietet und je nach der Zahl der empfangenen Rubelnoten die Sonne seiner Huld über Gerechte und Ungerechte scheinen läßt. In England dagegen, wo die bürgerliche Freiheit nicht wie bei uns eine von Bajonetten eingegitterte bleichsüchtige Kellerpflanze ist, wird niemand so leicht auf den Einfall kommen, einem Policeman augenzwinkernd ein Pfundstück in die Hand zu drücken, denn hier ist der Beamte nur das willenlose Voll-

zugsorgan der Gesetze, gleich unfähig, den Ungerechten seiner Strafe zu entziehen, wie dem Gerechten durch kleine Tücken das Leben sauer zu machen. In England fühlt sich der Polizeibeamte im besonderen nur als hilfsbereiter Diener des Volkes, von dessen Steuern er bezahlt wird, und sich die Gunst seines Dieners durch besondere Geschenke erst noch zu erkaufen ist wohl niemand töricht genug.

In dem preußischen Deutschland hingegen fühlt sich jeder Probeschutzmann nicht nur als unbedingten Vorgesetzten des Bürgers, den er von der Wiege bis zur Bahre zu begleiten und zu bewachen hat, sondern die entscheidenden Gewalten in diesem Polizeistaat bestallen den Polizisten geradezu als Vorgesetzten des Bürgers. Eine Polizei, die bei Straßendemonstrationen ungestraft drauflossäbelt, die im Vorgehen gegen Streikposten tausendmal für einmal auf Recht und Gesetz pfeift, die von den Gerichten nach der Aussage eines Kölner Staatsanwalts immer in Schutz genommen wird, muß ja zu dem Bewußtsein einer geradezu göttlichen Allmacht gelangen. Weil er den Kaiser schief angesehen, ist noch niemand bestraft worden, aber Breslauer Richter verdonnerten unlängst einen Unglücksraben zu harter Pön, weil er einen Polizisten auf der Straße beleidigend angeschaut habe! Was Wunder, daß die weniger gefestigten Elemente dieser Organisation sich nicht auf das barsche Anschnauzen der Staatsbürger beschränken, sondern ihre Allmacht in klingende Münze umzuschlagen suchen. Köln, Frankfurt, Myslowitz, Potsdam — Paßkes Geist geht noch heute um, und wenn er es tut, so deshalb, weil sich seit zwei Menschenaltern am innersten Wesen des preußischen Staates nichts gewandelt hat. Nach wie vor hat eine unendlich kleine Sippe die Zügel der Macht in den Händen, nach wie vor ist die unendlich große Masse von jedem Einfluß auf die Staatsgeschäfte ausgeschlossen.

Wer darum die Reinlichkeit in Preußen will, muß die Demokratie in Preußen wollen, denn an den Erscheinungsformen herumdoktern, statt an die Wurzel des Übels zu greifen, ist eitel Pfuscherwerk und Quacksalberarbeit. Wer Reinlichkeit in Preußen will, muß aufs Ganze gehen. Fällt das Dreiklassenwahlunrecht, dann — aber nicht eher! — verschwindet Paßkes Geist aus den Gemarkungen Preußens.

Der amerikanisch-mexikanische Konflikt.

Von **Heinrich Cunow.**

I.

Berlin, den 29. April 1914.

Die von den amerikanisch-imperialistischen Politikern seit Monaten geforderte Intervention der Vereinigten Staaten in Mexiko hat begonnen. Amerikanische Marinetruppen sind in Veracruz an der Ostküste Mexikos gelandet und haben diese Stadt besetzt. In kurzem wird voraussichtlich die Besetzung weiterer Hafenplätze am Golf von Mexiko und die Blockierung der mexikanischen Küsten durch die amerikanische Flotte folgen. Einige kleine Scharmützel an der Nordgrenze Mexikos haben bereits stattgefunden. Die Kriegsfurie ist entfesselt und verlangt ihre Opfer.

Nach der vom Präsidenten der nordamerikanischen Union, Woodrow Wilson, mit einer gewissen Zähigkeit aufrechterhaltenen Fiktion führen allerdings die Vereinigten Staaten nicht gegen Mexiko selbst Krieg, sondern nur gegen dessen Diktator Victoriano Huerta. Offiziell und privat hat Wilson wiederholt erklärt, nicht gegen die Mexikaner, die man als Freunde betrachte, richte sich der Kampf; das Eingreifen der Regierung in Washington gelte nur »dem Mann, der sich Präsident von Mexiko nenne«. Eine spitzfindige Unterscheidung, die keinen anderen Zweck hat, als die streitenden Parteien in Mexiko, indem die Präsidentschaft Huertas als eigentlicher Anlaß der nordamerikanischen Invasion hingestellt wird, am Zusammenschluß gegen die dem Lande drohende Gefahr zu hindern und zweitens den fremden Mächten vorzutäuschen, daß es die Vereinigten Staaten nicht auf Mexiko selbst abgesehen hätten, sondern lediglich auf eine Entfernung Huertas aus seiner Stellung.

Eine alberne Fiktion, die niemand weder in Mexiko noch in Europa ernst nimmt — ebensowenig wie den von Wilson in seiner Botschaft an den Kongreß aufgestellten Satz, die »Ehre und Würde der Union« erfordere unbedingt ein Eingreifen. Den kapitalistischen Faiseuren der amerikanisch-imperialistischen Politik ist im Grunde genommen die Person Huertas ebenso gleichgültig wie die seiner Widersacher; für sie handelt es sich vor allem um die Gewinnung einer beherrschenden Stellung in Mexiko. Nicht, daß sie sämtlich eine Annexion Mexikos oder die Angliederung größerer mexikanischer Landesteile an das Vereinigte Staatengebiet wünschten; manche der amerikanischen Kapitalistengruppen halten es zweifellos für viel vorteilhafter, daß Mexiko nominell seine Unabhängigkeit behält, aber unter Bedingungen, die die reichen Schätze dieses Landes dem nordamerikanischen Kapital zur sicheren Ausbeutung ausliefern. Wie wenig ernst die Versicherung, es handle sich nur um die Beseitigung Huertas, zu nehmen ist, zeigt deutlich die Handels- und Finanzpresse der Union, in der seit Monaten immer wieder die Frage auftaucht »After Huerta what?« (Was kommt nach Huerta?) und diese Frage immer entschiedener dahin beantwortet wird, daß Mexiko unbedingt Garantien bieten müsse für den Schutz des amerikanischen Eigentums und der amerikanischen Interessen. Eine Phrase, die, so vieldeutig sie sein mag, doch immerhin zeigt, worauf die ganze, angeblich durch »die Ehre der Union« gebotene Aktion hinausläuft.

Und wem dieses Preßtreiben den Star noch nicht gestochen hat, der mag die schönen Reden der Senatoren Root und Lodge im Senat zu Washington nachlesen; erklärte doch Herr Lodge in der Sitzung am 21. April ganz unverblümt, daß er keinem Beschluß zuzustimmen vermöchte, der die Vereinigten Staaten in die Lage bringen könnte, einen »*Halsabschneider dem anderen*« (das heißt einen anderen mexikanischen Präsidenten dem jetzigen) vorzuziehen; wenn in Mexiko interveniert werde, so müsse dieser Intervention auf jeden Fall die »*breite Grundlage einer großen nationalen Aktion*« gegeben werden — einer Aktion, die unternommen werde, um das Leben der Amerikaner und der Fremden im Lande zu schützen. Eine Interpretation der edlen Absichten des im hohen Senat vertretenen Großkapitals, die bei vielen der Herren Senatoren auf ein so inniges Verständnis stieß, daß tatsächlich Wilsons schöne Ideologie korrigiert und kurzweg in der Resolution die Stelle gestrichen wurde, die von der Be-

schränkung der Aktion auf die Beseitigung Huertas sprach. Solche Offenheit verdient Anerkennung, nur hätte Lodge noch etwas aufrichtiger sein und die Worte »und der Fremden« fehlen lassen sollen, denn der Schutz des Lebens der Nichtamerikaner in Mexiko ist ihm sicherlich höchst gleichgültig; dafür hätte er aber im letzten Satze die drei Wörter »und die Kapitalsinteressen« einfügen, also die Intervention für nötig erklären sollen, um das Leben und die Kapitalsinteressen der Amerikaner in Mexiko zu schützen.

Sicherlich paßt Herrn Woodrow Wilson, wie auch Herrn Bryan, dem Staatssekertär des Auswärtigen, der in seinen Konsequenzen ganz unabsehbare, gefährliche Verwicklungen in Aussicht stellende Krieg gegen Mexiko recht wenig in ihr Regierungsprogramm. Sie haben sich deshalb, obgleich sich im Verlauf der letztjährigen inneren Parteikämpfe in Mexiko genügend Gelegenheit zum Eingreifen bot, lange gesträubt, zu intervenieren; aber vor den von den amerikanischen Kapitalistencliquen entfesselten, Wilsons Untätigkeit verspottenden Preßtreibereien und vor der drohenden Abschwenkung der in Mexiko interessierten demokratischen Kapitalisten ins republikanische Lager scheinen allmählich alle Bedenken geschwunden zu sein. Die Erfolge, die Wilson auf politischem Gebiet errungen hatte (Durchsetzung eines neuen Zolltarifs und den Abschluß von neuen Schiedsgerichtsverträgen mit England, Japan, Spanien, Italien, Norwegen, Schweden), schienen durch seine Energielosigkeit gegenüber Mexiko in Frage gestellt, seine Nichtwiederwahl in der nächsten Präsidentschaftskampagne bei weiterem Festhalten an der bisherigen »Ohnmachtspolitik« in sicherer Aussicht zu stehen. Bereits wiesen einige Nachwahlen einen starken Rückgang der demokratischen Stimmenzahl auf, selbst in New Jersy, wo Wilson vor seiner Erwählung zum Präsidenten als Gouverneur tätig gewesen ist. Bei einer dort am 7. April vollzogenen Kongreßersatzwahl waren seit 1912 die Stimmen der Demokraten von 9990 auf 5230, die der Progressisten von 4746 auf 608 gefallen, während die Republikaner rund 3800, die Sozialisten 3400 Stimmen gewonnen hatten. Das war ein deutliches Mißtrauensvotum gegen die schwächliche Auslandspolitik des Präsidenten — folglich mußte mehr Energie gezeigt werden.

Zudem aber hatte der Streit mit England wegen der Bestimmung des Panamakanalgesetzes vom 24. August 1912, die den amerikanischen Küstenfahrern Gebührenfreiheit bei der Durchfahrt durch den Kanal zubilligte, endlich dadurch eine die englische Regierung befriedigende Lösung gefunden, daß am 1. April dieses Jahres das amerikanische Repräsentantenhaus die eine Aufhebung dieser Bevorzugung der amerikanischen Küstenschiffahrt verlangende Sims-Bill (so genannt nach dem Repräsentanten Sims von Tennessee) mit 247 gegen 161 Stimmen angenommen hatte — eine so unerwartet große Mehrheit, daß auch die Zustimmung des Senats als sicher gilt. Damit war die Spannung zwischen der Union und England vorläufig beseitigt, so daß ein Widerspruch Englands gegen ein Eingreifen der Union in die mexikanischen Wirren nicht mehr zu befürchten stand. Fast sieht es so aus, als sei die Aufhebung der betreffenden Klausel nur deshalb mit solcher Dringlichkeit vom Präsidenten betrieben worden, um England versöhnlich zu stimmen und freie Hand für das Vorgehen gegen Mexiko zu gewinnen. Findet sich doch in der Botschaft, die Wilson am 5. März in dieser An-

gelegenheit an den Kongreß richtete, die seltsame Bemerkung, daß von der Aufhebung des die Abgabenfreiheit festsetzenden Paragraphen »Fragen von noch heiklerer Natur« abhingen. Und bei den Beratungen im Senat wurde wiederholt hervorgehoben, daß die Notwendigkeit einer Rücksichtnahme auf die Lage in Mexiko eine solche Änderung der Kanalbill erfordere.

So war das Feld frei für die Intervention der Vereinigten Staaten. Es fehlte nur noch der äußere Anlaß, der jedoch schnell gefunden war, zumal die Unionsregierung nicht für nötig hielt, in dieser Hinsicht auf Qualität zu sehen. Der Anlaß war ein äußerst läppischer. Er stellt das Gerede der amerikanischen Regierung, daß ihre »Ehre« ihr gebiete, den Kampf gegen Huerta aufzunehmen, ins hellste Licht. Am 9. April, als an der Peripherie der Hafenstadt Tampiko am mexikanischen Golf zwischen den Regierungstruppen und den sogenannten Rebellen ein Treffen stattfand, fuhr eine Barkasse des amerikanischen Kanonenboots »Dolphin«, die nach der Behauptung der amerikanischen Regierung die amerikanische Flagge geführt haben soll, in den Fluß Panuco ein und landete in der Nähe einer innerhalb der Feuerzone liegenden Brücke neun Matrosen unter Führung eines Schiffsoffiziers. Der dortige Befehlshaber der mexikanischen Regierungstruppen Oberst Hinajoza verlangte von den landenden Matrosen, da sich Tampiko im Kriegszustand befinde, die Vorzeigung eines Landungs-Erlaubnisscheins des Platzkommandanten, und da der Führer der neun Matrosen einen solchen Schein nicht vorzuzeigen vermochte, ließ der Oberst die Landenden kurzweg verhaften und einsperren. Als der mexikanische Platzkommandant Zaragoza durch eine Meldung von dieser widerrechtlichen Festnahme erfuhr, verfügte er sofort die Freilassung der neun amerikanischen Matrosen mit ihrem Offizier und sandte zugleich einen Stabsoffizier an den amerikanischen Flottenchef, diesen um Entschuldigung wegen des Vorfalles zu bitten. Überdies schickte auch der mexikanische Präsident Huerta an den amerikanischen Geschäftsträger Nelson O'Shaugnessy ein Entschuldigungsschreiben und versprach disziplinarische Bestrafung des Obersten Hinajoza. Der Fall schien dadurch erledigt. Doch die Unionsregierung erklärte solche Genugtuung für nicht genügend und forderte einen Salut der amerikanischen Flagge. Huerta gestand nach einigem Widerspruch den geforderten Flaggensalut zu, verlangte aber, daß die mexikanische Flagge dann in gleicher Weise salutiert werde. Die amerikanische Regierung hielt das für eine unberechtigte Forderung, erklärte die Ehre der Vereinigten Staaten für verletzt — und der Konflikt war fertig.

Dasselbe Spiel wie bei so manchen Kriegen der letzten Jahrzehnte, wo ebenfalls irgend eine angeblich bedrohte oder verletzte Ehre dazu dienen mußte, einen längst mit Sorgfalt aufgeschichteten Holzstoß in Brand zu setzen, während es sich tatsächlich in dem Streit um die Ausdehnung oder Sicherung bestimmter kapitalistischer Machtinteressen handelte. Wenn irgend jemals ein Krieg um rein kapitalistische Interessen geführt worden ist, dann der jetzige. Er ist lediglich der militärische Austrag eines seit langem bestehenden wirtschaftlichen Interessenstreits. Nachdem die Vereinigten Staaten 1893 die provisorische Regierung über die Hawai-Inseln übernommen und im August 1898 formell die Kolonie annektiert hatten, nachdem sie dann durch den Krieg mit Spanien Kuba, die »Perle der Antillen«,

Portoriko, die Philippinen und Marianen erbeutet, sich darauf 1903 durch Aufhetzung der Provinz Panama gegen Kolumbien und Gründung der neuen Republik Panama des Panamakanals bemächtigt und diesen ausgebaut hatten, nachdem sie ferner nach und nach fast alle kleinen mittelamerikanischen Republiken finanziell unterjocht hatten, war der Versuch, auch das seit mehreren Jahren sich recht spröde geberdende Mexiko völlig der Ausbeutungssucht des amerikanischen Großkapitals zu erschließen, eine unausbleibliche Konsequenz dieser mit Yankeesmartneß durchgeführten Politik. Nur das Wann war eine Frage. Freilich ist es eine gar kuriose Ironie der Geschichte, daß gerade unter der Regierung der Herren Wilson und Bryan, von denen der letztere auf seinen früheren Irrfahrten als Präsidentschaftskandidat so oft gegen die »Politik imperialistischer Abenteuerlichkeit« geeifert hat, sich plötzlich der richtige Zeitpunkt für diesen Kampf einstellt — die Logik der Tatsachen ist eben stärker als der schönste politische Vorsatz.

II.

Die Bemühungen der Vereinigten Staaten, über Mittelamerika ihre Herrschaft auszubreiten, datieren weit zurück. Schon während der dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts suchte die Union die damaligen inneren Parteikämpfe Mexikos zur Vergrößerung ihres Gebiets auszunutzen. Als 1835 Texas, das damals zu Mexiko gehörte, aber als Sklavenstaat zur mexikanischen Zentralregierung (die im Jahre 1825 den Sklavenhandel durch ein Gesetz abgeschafft hatte) in schärfster Opposition stand, sich auf Betreiben eines Teiles der in Texas angesiedelten amerikanischen Kolonisten für eine selbständige, unabhängige Republik erklärte, fand dieser Abfall bei den Politikern in Washington bereitwillige Unterstützung, mußte doch die sichere Konsequenz der Lostrennung Texas' von Mexiko eine Angliederung an die Union sein. Bereits 1845 wurde denn auch Texas einfach von den Vereinigten Staaten annektiert. Die Folge war ein Krieg mit Mexiko. Im Mai 1846 überschritt der amerikanische General Taylor den Rio Grande bei Matamoros. Trotz seiner Siege bei Monterey und Angostura vermochte er jedoch nur langsam vorzudringen, und erst als am 9. März 1847 eine neue nordamerikanische Armee bei Veracruz landete und am 14. September unter dem General Scott die Hauptstadt Mexiko erstürmte, kam im Februar 1848 zu Guadalupe-Hidalgo ein Friedensvertrag zustande, durch den Mexiko nicht nur Texas, sondern auch die Staaten Tamaulipas, Conhuila, Chihuahua, Neumexiko und Neukalifornien verlor — *im ganzen ein Gebiet von der dreifachen Größe Deutschlands.*

Doch das genügte den kapitalistischen Politikern der Union nicht. Im Jahre 1853 unternahm der amerikanische Bandenführer William Walker, der schon vorher von Kalifornien aus einen verunglückten Überfall in die nordmexikanische Provinz Sonora ausgeführt hatte, einen Eroberungszug nach Nikaragua, und im Jahre darauf kaufte die Union von dem klerikalen mexikanischen Diktator Santa-Anna unterderhand für 10 Millionen Dollar den südlichen Teil des Territoriums Arizona (ungefähr 77 000 Quadratkilometer).

Die zwischen den Nord- und Südstaaten der Union ausbrechenden Zwistigkeiten hinderten diese an der Fortsetzung ihrer Erwerbstätigkeit in Mexiko. Auch als 1861 Mexiko dem Staatsbankrott verfiel und Frankreich, England, Spanien zum Schutze ihrer Gläubigerinteressen Kriegsschiffe an

Mexikos Küsten sandten, mußte die Union tatenlos dem Spiele zuschauen, da sie sich selbst in schweren inneren Krämpfen wand. Kaum hatte sie sich jedoch etwas erholt, als sie auch bereits wieder in die inneren Wirren Mexikos eingriff, Napoleon III. im Jahre 1866 zur Zurückziehung der französischen Truppen aus Mexiko bewog und den Präsidenten Juarez unterstützte. Als nach dessen Tode im Jahre 1872 erneut Rivalitätsstreitigkeiten zwischen den mexikanischen Parteihäuptlingen und Generälen ausbrachen, entschied sich die Union nach anfänglichem Zögern für den früheren juaristischen General Porfirio Diaz, der zunächst nur provisorisch die Regierung führte, dann aber im Februar 1877 definitiv zum Präsidenten gewählt wurde und bis 1911 fast unumschränkt die Geschicke Mexikos gelenkt hat, denn der General Manuel Gonzalez, der von 1880 bis 1884 als Präsident fungierte, war lediglich eine gefügige Kreatur des Diaz.

Von der Union in seinen Machtgelüsten unterstützt, suchte sich Porfirio Diaz den amerikanischen Großkapitalisten dadurch erkenntlich zu erweisen, daß er ihnen Mexiko als wirtschaftliches Ausbeutungsobjekt auslieferte. Wie ihm bald die amerikanische und europäische Finanzpresse lobend nachzurühmen wußte, verstand er mit seltenem Geschick, fremdes Kapital ins Land zu ziehen, das heißt freigebig verschenkte und verlieh er an fremde Kapitalistencliquen Eisenbahn-, Bergwerks-, Land-, Schiffahrts-, Fabrikkonzessionen unter Bedingungen, die den Beschenkten zwar reiche Gewinne eintrugen, das Land aber auspreßten, zumal die schönen Profite nicht in Mexiko verzehrt wurden, sondern, soweit sie nicht Wiederanlegung in neuen Unternehmungen fanden, nach den Zentralen des amerikanischen und europäischen Geldhandels abflossen.

Bald meldete denn auch die Finanzpresse einen enormen Aufschwung des gesamten Wirtschaftslebens Mexikos dank der genialen Verwaltungskunst des Präsidenten Diaz. Als Herr Diaz die Präsidentschaft übernahm, betrug die Schienenlänge der mexikanischen Bahnen, die zumeist englischen Kapitalisten gehörten, nur ungefähr 80 deutsche Meilen, 1890 waren 1225 und 1900 schon 1985 Meilen im Betrieb. Eine nicht weniger glänzende Entwicklung nahm die Baumwollspinnerei und -weberei, die, im Jahre 1875 noch fast ohne alle Bedeutung, 1900 bereits mit beinahe einer halben Million Spindeln und ungefähr 15 000 Webstühlen arbeitete, ferner der Bergwerksbetrieb, die Tabakfabrikation, die Sisalhanfproduktion usw.

Aber dieser vielgepriesene glänzende Aufschwung Mexikos unter Porfirio Diaz hat eine dunkle Kehrseite. Nicht nur schwoll die Anleiheschuld mehr und mehr an — Diaz hinterließ trotz der enormen Verkäufe von Staatsländereien eine Staatsschuld von 440 Millionen Dollar —, zugleich mit dem Reichtum wuchs auch die Verelendung der unteren Volksschichten, vornehmlich der Indianerbevölkerung. Ein großer Teil der letzteren wurde direkt versklavt. Indem die Diazsche Regierung unbekümmert um alte Besitzrechte weite Gebiete den Indianern entzog, trieb sie die Nachkommen der alten Mayas, Azteken, Zacateken, Mixteken usw., sich entweder in der Minen-, Tabak-, Zucker-, Baumwoll- und Hanfindustrie Arbeit zu suchen oder sich auf den Riesenfarmen, die auf ihrem einstigen Grund und Boden entstanden, als Plantagenarbeiter zu verdingen.

Doch dieses Arbeitsangebot genügte nicht, denn die Indianerbevölkerung stellt nur geringe Ansprüche an das Leben und meidet in ihrer Indolenz an-

dauernde, ermüdende Arbeit. Bevor der Indianer sich entschließt, Tag für Tag harte Feldarbeit zu verrichten, schränkt er seinen Bedarf aufs äußerste ein — und hungert, wenn es sein muß. So griff die Diazsche Regierung dazu, die alte Schuldhörigkeit, die der frühere Präsident Juarez abzuschaffen versucht hatte, in aller Form wiederherzustellen.

Die mexikanische Schuldhörigkeit wird vielfach, selbst in mexikanischen Schriften, als ein Erbe der spanischen Eroberer, eine Folge des sogenannten Enkomiendasystems (der Zuteilung von Ländereien an spanische Ansiedler mit dem Rechte auf die Arbeitsleistung bestimmter Indianerdörfer) hingestellt. Das ist unrichtig. Die Schuldsklaverei ist im Gegenteil eine alte Institution der Indianerstämme des heutigen Mexiko, die man schon bei den ältesten Autoren, wie zum Beispiel von Sahagun in seiner »Historia general de las cosas de Nueva España«, von Gomara in seiner »Historia de las Indias«, von Ixtlilxochitl in seiner »Historia Chichimeca« usw., erwähnt findet. Nach altem aztekischem Rechte konnte der Schuldner von seinem Gläubiger gezwungen werden, so lange bei diesem als Schuldsklave zu arbeiten, bis er den schuldigen Betrag abgearbeitet hatte. Starb der Schuldsklave vor der vollen Abarbeitung der Schuld, so übernahm mit dem Erbe auch der Sohn den Rest des Schuldbetrags und mußte diesen entweder bezahlen oder in das Arbeitsverhältnis seines Vaters eintreten. Auch hatte der erste Herr eines solchen Schuldsklaven eine Verkaufsbefugnis. Hatte er keine passende Arbeit für den Schuldner, dann konnte er seine Forderung einem Dritten verkaufen, und der Schuldsklave hatte dann bei diesem den Schuldbetrag abzuarbeiten.

Die spanischen Eroberer übernahmen dieses alte Zwangsarbeitsrecht und dehnten es teilweise noch weiter aus; doch darf daraus nicht geschlossen werden, daß die Schuldsklaven immer schlecht von den Hazendados behandelt wurden. Nach dem Gesetz konnte der Schuldsklave Eigenbesitz und Familie haben, und tatsächlich gestaltete sich gewöhnlich das Verhältnis unter dem alten feudalen Haziendasystem derart, daß der Schuldsklave selbst eine Hütte mit Garten und etwas Ackerland besaß und nur zu gewissen Zeiten auf der Hazienda oder im Haushalt des Gutsherrn als Dienstbote arbeitete. War der Schuldsklave auch an die Scholle gebunden, und stand auch dem Hazendado bei Widersetzlichkeit ein ziemlich weitreichendes Züchtigungsrecht zu, so war doch die geforderte Arbeitsleistung mäßig — weit geringer als sie heute von einem freien westeuropäischen Landarbeiter verlangt wird; denn es wurde im wesentlichen nur für den eigenen Gebrauch produziert, nicht wie heute, für den Export. Überdies waren weder die damaligen Spanier noch die Kreolen geschäftseifrige Landwirte. Oft sah die mexikanische Hazienda liederlich genug aus. Dazu kam der starke Einfluß des Priestertums, das auf Arbeitsruhe an den katholischen Feiertagen drang — und alle paar Tage war so ein Feiertag.

Mit dem Eindringen des Kapitalismus änderte sich das. Die Gutsherren, die mehr und mehr für den Verkauf und den Export produzierten, verlangten größere Arbeitsleistung. Die Arbeitszeit wurde verlängert, die Feiertage trotz des Einspruchs des Klerus verringert, die Ausnutzung der Arbeitskraft durch Anstellung von Arbeitsvögten und Aufsehern verstärkt. Zudem richteten die Hazendados auf ihren großen Besitzungen kleine Stores

(Kramläden) ein, und die sogenannten Zwangsarbeiter erhielten jetzt nur noch Anweisungen auf diese Kleinmagazine, keine Barlöhne mehr, wodurch ihnen zugleich auch die Möglichkeit einer Lösung ihres Schuldverhältnisses genommen wurde. Besonders traurig gestaltete sich das Los der Zwangsarbeiter in den Minenbetrieben, wo sie nicht selten mit der Peitsche an die Arbeit getrieben wurden. So entstand eine Indianersklaverei, die sich von der Negersklaverei in den Südstaaten der Vereinigten Staaten nur dem Namen nach unterschied. Sklaven kennt allerdings die freie Republik Mexiko nicht, nur Schuld-Zwangsarbeiter und Kontraktarbeiter — aber die Sache ist im Grunde genommen dieselbe.

Einige der liberalen Präsidenten Mexikos suchten diese Zustände zu mildern, und Benito Juarez, selbst ein Vollblutindianer aus dem Oaxacastamm, schaffte 1859 durch Gesetz die Schuldsklaverei ab; aber obgleich er sich bis 1872 auf dem Präsidentensitz behauptete, vermochte er doch gegenüber den mächtigen Hazendados, die nicht minder hartnäckigen Widerstand leisteten wie später die Sklavenhalter in den Südstaaten der nordamerikanischen Union, mit seinen Bestrebungen nicht durchzudringen. Und als dann 1876 Porfirio Diaz seine glorreiche Herrschaft antrat, suchte er sich dadurch die Gunst der Großgrundbesitzer (nun nach der Verjagung der Spanier meist Kreolen und Mestizen) zu sichern, daß er ihren Wünschen nachgab und die Schuldhörigkeit als gesetzlichen Zustand anerkannte. Seitdem hat sie sich mehr und mehr ausgebreitet, und es ist keineswegs zu hoch geschätzt, wenn man behauptet, mindestens drei Viertel aller auf Plantagen beschäftigten Arbeiter ständen zu ihrem »Herrn« in einem solchen Hörigkeitsverhältnis. Rechnet man dazu die in den Minen, Baumwoll-, Tabak- und Zuckerfabriken beschäftigten Zwangsarbeiter, ferner die im Haushalt als Dienstboten Tätigen, so ergibt sich, daß — die Familien der Schuldsklaven mit hinzugerechnet — mindestens ein Viertel, vielleicht beinahe ein Drittel der Gesamtbevölkerung Mexikos im Hörigkeitsverhältnis steht. Sicherlich ein herrlicher Erfolg des Diazschen Kapitalisierungssystems!

Am härtesten ist die Lage jener Schuldhörigen, die auf den großen Agaveplantagen Yukatans arbeiten (aus der yukatanischen Agave wird der Sisalhanf oder »Henequen« gewonnen). Die Arbeit dauert vom Morgengrauen bis Sonnenuntergang; die meist in Naturalien oder in Anweisungen auf die Stores bestehenden Löhne sind gering, Auspeitschungen und Mißhandlungen häufig. Vielleicht trägt dazu nicht wenig bei, daß die Besitzer nur einige Male im Jahre auf kurze Zeit ihre Haziendas besuchen, sonst aber in einer der größeren Städte wohnen. Bevorzugt wird das ungefähr 60 000 Einwohner zählende schöne Merida. Manche sind zugleich höhere Verwaltungsbeamte, Bankiers, Finanzspekulanten, Verwaltungsmitglieder industrieller Unternehmungen usw. Die eigentliche Verwaltung der großen Haziendas liegt in den Händen von Administradores, die sich aber häufig auch nicht dauernd auf den Pflanzungen aufhalten, sondern wieder die Verwaltung den Oberaufsehern, den Majordomos primeros überlassen. Und diese Administratores wie auch die Oberaufseher sind meist dadurch an der Herausholung möglichst hoher Erträge interessiert, daß sie je nach dem Gewinn bestimmte Tantiemen oder Gratifikationen erhalten. Das treibt sie, aus den indianischen Arbeitern, den Mayas, soviel als möglich herauszuschinden. In anderen mexikanischen Landesteilen, wo dieses Hörigkeitssystem unter dem

Namen »Peonaje« oder, wie die Amerikaner sagen, Peonage bekannt ist, tritt es in etwas milderen Formen auf, besonders im Norden und Nordwesten, teils weil hier die Widerstandskraft der Indianer noch eine stärkere ist, teils weil der Riesenfarmbetrieb nicht solche Ausdehnung erlangt hat wie im Süden und Osten an der Golfküste, wo Riesenfarmen von 50 bis 100 Quadratmeilen nichts Seltenes sind.

Aber das genügte Diaz nicht. Um die Ansprüche der in- und ausländischen Kapitalisten nach billigen Arbeitskräften zu befriedigen und zugleich seiner Anhängerschaft und dem Staate hohe Einkünfte zu verschaffen, ließ er einer ganzen Reihe von ackerbautreibenden Indianern, besonders den Mayas, Yaquis, Papagos, Tomosatschiks den größten Teil ihrer fruchtbaren Territorien konfiszieren und verkaufte diese an fremde und einheimische Kapitalisten oder verschenkte sie an seine Günstlinge. So wurden zum Beispiel im Jahre 1904 den Mayas von Yukatan nicht weniger als 43 000 Quadratkilometer Land weggenommen. Empörten sich die Indianer, so wurden sie rücksichtslos niedergeschlagen. Besonders schlimm erging es den Yaquiindianern Sonoras. Als sie sich gegen die wiederholten Landenteignungen auflehnten und zu den Waffen griffen, wurden sie in langjährigen Kämpfen niedergeworfen und dann in den Jahren 1905 bis 1908 der größte Teil von ihnen nach dem Südwesten, besonders nach Yukatan transportiert, wo sie als Zwangsarbeiter an die Hazendados verhandelt wurden, durchschnittlich für 60 bis 70 Dollar pro Kopf!

Die Folge dieser schönen Landpolitik war, daß ein Teil der Indianer, die sich ihrer Ländereien beraubt sahen, in die Städte zog, wo sie aber meist infolge der relativ geringen industriellen Entwicklung auch keine einträgliche, dauernde Beschäftigung fanden und schließlich in das verelendete Lumpenproletariat herabsanken, das durchweg in den mexikanischen Städten viel zahlreicher ist als in der nordamerikanischen Union und den südamerikanischen Republiken. Wirkt schon die Schuldhörigkeit und die von den Gouvernements vieler Einzelstaaten befolgte Praxis, die gefangenen Verbrecher als Zwangsarbeiter an die Manufakturen zu vermieten, der Herausbildung einer selbstbewußten, sich als wertvolles Glied im Staatsganzen fühlenden Arbeiterklasse entgegen, so hat dieser im Verhältnis zur industriellen Entwicklung des Landes viel zu starke Zuzug verkümmerter Indianer in die Städte ein übriges dazu beigetragen, die Arbeiterschicht herabzudrücken. Das mexikanische Proletariat besteht in seiner Masse nicht aus freien selbstbewußten städtischen und ländlichen Arbeitern, sondern aus armen hörigen Taglöhnern und verkommenen Arbeitslosen und Arbeitsscheuen, die vielfach in den größeren Städten gar keine eigene Unterkunftstelle haben, sondern des Nachts in erbärmlichen Massenspelunken niedrigster Art, sogenannten »Mesones«, oder im Freien schlafen: eine Bevölkerungsschicht, die sich jedem politischen Abenteurer an die Rockschöße hängt, von dem sie sich Vorteil verspricht.

Hinzu kommt, daß die durch das Diazsche System mit Hochdruck betriebene Züchtung von Millionären auch die Entwicklung eines lebensfähigen Kleinbürgertums aufgehalten hat. Die kleinen Grundbesitzer vermögen infolge der Eigenart der mexikanischen Landwirtschaft, die größtenteils nicht für einen aufnahmefähigen inneren Markt, sondern für den Ex-

port arbeitet, nicht mit den großen Hazendados zu konkurrieren. Sie sind meist stark verschuldet, und oft sind Großgrundbesitzer ihre Gläubiger, denn, wie schon vorhin erwähnt wurde, machen viele der großen Hazendados nebenbei Finanzgeschäfte.

So ist also der Erfolg der vielbewunderten Staatskunst des Herrn Porfirio Diaz einerseits die Entstehung einer reichen Geld- und Pflanzeraristokratie, andererseits die Verlangsamung, in gewissem Sinne kann man sagen Zurückstauung der Entwicklung wohlhabender Mittelstandsschichten und ferner eine Versklavung der unteren Volksmasse. Doch diese Kehrseite des »glänzenden Aufschwungs« sehen die kapitalistischen Meinungsfabrikanten um so weniger, als Diaz es vortrefflich verstanden hat, sich durch kleinere und größere Subsidien eine gute Presse zu verschaffen. Besonders haben die großen kapitalistischen Blätter der Vereinigten Staaten in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts das Lob des Herrn Diaz gesungen. Und das ist durchaus begreiflich; denn lange hat Herr Diaz das amerikanische Kapital begünstigt. Mindestens vier Fünftel der gesamten Bahnen Mexikos sind im Besitz von Kapitalistengruppen der Union. Der aus der Vereinigung verschiedener Eisenbahnlinien entstandene große Trust der National Railways of Mexiko mit einem Aktienkapital von 230 Millionen Dollar oder 460 Millionen Pesos[1] und einem Bondskapital (Obligationenkapital) von mehr als 400 Millionen Dollar wird, wenn auch an der Spitze der örtlichen Verwaltung in Mexiko Mexikaner stehen, von New York aus geleitet. Natürlich hat man, wie das in Mexiko so üblich ist, auch »prominente« Mexikaner — einige Minister (der frühere Diazsche Finanzminister Jose Yves Limantour fungiert zum Beispiel zugleich als Vorsitzender des Verwaltungsausschusses in Mexiko), Gouverneure, hohe Verwaltungsbeamte und reiche Bankiers — mit in den Verwaltungsrat hineingenommen, schon um es mit den einflußreichen einheimischen Kreisen nicht zu verderben; aber die Zentrale der ganzen Finanzwirtschaft ist New York. •

Und wie das Eisenbahnwesen beherrscht das amerikanische Kapital auch den weitaus größten Teil der mexikanischen Baumwoll- und Minenindustrie; selbst ein sehr beträchtlicher Teil der Petroleumquellen und der Riesenfarmen ist im Besitz amerikanischer Kapitalisten, so daß, als 1911 Porfirio Diaz zur Abdankung gezwungen wurde, das in mexikanischen Werten aller Art angelegte amerikanische Kapital auf 1100 bis 1200 Millionen Dollar geschätzt wurde, an 5 Milliarden Mark, während das in Mexiko angelegte englische Kapital kaum 3 Milliarden Mark übersteigen soll.

III.

Das amerikanische Kapital hatte also, begünstigt durch die Diazsche Finanzpolitik, das einst in Mexiko vorherrschende englische Kapital völlig geschlagen; aber in den Jahren 1906/07 vollzog Diaz allmählich eine Wendung. Er begann den in Mexiko arbeitenden englischen Kapitalisten seine besondere Gunst zuzuwenden. Warum, läßt sich mit Bestimmtheit nicht sagen. Allem Anschein nach, weil in der ihn stützenden Partei der »Gebil-

[1] 1 Peso = ½ amerikanischer Golddollar = 2,10 Mark; doch ist infolge der inneren Wirren der Wert des Peso dermaßen gefallen, daß er sich heute im Wechselverkehr nur noch auf ungefähr 1,60 Mark stellt.

deten« (Cientificos, eigentlich die »Wissenschaftlichen«) eine immer größere Antipathie gegen die Yankees durchbrach, nicht in den mexikanischen Finanz- und Pflanzerkreisen, wohl aber in den Kreisen der mexikanischen Kaufleute, Schiffsinteressenten und Industriellen, denen die Konkurrenz der nordamerikanischen Kapitalisten oft allzu lästig wurde. Ferner mag auch das anmaßende Auftreten der Amerikaner, ihre finanzielle Unterwerfung der kleineren zentralamerikanischen Staaten, ihr Vorgehen gegen Kolumbien, ihre Errichtung der kuriosen Republik Panama und Inbesitznahme des Panamakanals, kurz die völlige Umklammerung Mexikos in Diaz und seiner Clique ernste Bedenken geweckt haben. Vielleicht haben auch pekuniäre Rücksichten auf die eigene Tasche und die seiner Sippe bei dem Gesinnungswechsel mitgesprochen. Doch mögen diese oder andere Gründe Herrn Diaz bestimmt haben, zweifellos vollzog er eine Schwenkung. Er suchte nun die zentralamerikanischen Republiken, vornehmlich Nikaragua, zur Anlehnung an Mexiko zu bewegen, nahm 1908 den von den Amerikanern aus Nikaragua vertriebenen Präsidenten Zelaya auf, weigerte sich, den Kontrakt zu erneuern, der den Kriegsschiffen der Vereinigten Staaten Schießübungen in der Magdalena-Bai (Niederkalifornien) gestattete, und suchte, da er sich wohl sagte, daß Mexiko den Amerikanern nicht allein standzuhalten vermöchte, engere Beziehungen mit England und Japan anzuknüpfen.

Die Folge war, daß nun bei der Vergebung neuer Konzessionen und Staatsaufträge die englischen Kapitalisten vorgezogen wurden. Vornehmlich verschnupfte in den Kreisen der amerikanischen Petroleuminteressenten, daß Diaz einen großen Teil der neuentdeckten mexikanischen Erdölquellen trotz der hohen Angebote der Agenten der Standard Oil Company nicht an diese, sondern an das englische Pearson-Konsortium verkaufte, das neben einigen kleineren Gesellschaften die Eagle Oil Company, die Mexican Eagle Transportation Company und die Anglo-Mexican Petroleum Product Company umfaßt. Für die amerikanische Standard Oil Company und ihre Bestrebungen, sich ein Weltmonopol zu verschaffen, ist aber der Besitz der mexikanischen Ölländer von größter Bedeutung, denn diese Ölgebiete sind so ausgedehnt und ergiebig, daß Mexiko voraussichtlich in wenigen Jahren die russische Petroleumproduktion überholen und sich neben den Vereinigten Staaten zum bedeutendsten Petroleumexportland der Welt entwickeln wird.

Im Jahre 1906 betrug die Rohölerzeugung Mexikos erst 133 000 Tonnen, ungefähr 0,4 Prozent der damaligen Weltproduktion, im Jahre 1912 stellte sich der Anteil Mexikos bereits auf 2,2 Millionen Tonnen oder ungefähr auf $4^1/_2$ Prozent, und für das Jahr 1913 wird der Anteil Mexikos trotz der Betriebsstörungen durch die inneren Wirren auf $5^1/_2$ bis 6 Prozent geschätzt. In wenigen Jahren ist Mexiko in der Reihe der Petroleum erzeugenden Länder an die dritte Stelle gelangt, und es wird wahrscheinlich nicht gar lange dauern, bis es auch Rußland, dessen Anteil an der Weltproduktion im Jahre 1912 sich auf $19^1/_4$ Prozent stellte, hinter sich läßt und eine ernste Konkurrenz mit den Vereinigten Staaten aufnimmt, die in den letzten Jahren ungefähr 63 Prozent der gesamten Rohölerzeugung der Welt lieferten. Welche Rolle bereits die Ausfuhr mexikanischen Rohöls spielt, kann man daraus entnehmen, daß nach der Handelsstatistik der Union bereits im

Fiskaljahr 1912/13 von Mexiko 683 Millionen Gallonen Rohöl (1 Gallone = 3,79 Liter) im Werte von ungefähr 10 Millionen Dollar in die Union eingeführt worden sind, um dort, vornehmlich in New Jersey, raffiniert zu werden, da es in Mexiko vorläufig noch an genügenden Raffinerien fehlt.

Und diese mexikanischen Ölquellen sind größtenteils im Besitz englischer Kapitalisten. In Nr. 424 der »Kölnischen Zeitung« (vom 12. April) werden die mexikanischen Ölinteressen auf 175 Millionen Dollar geschätzt, woran die Amerikaner mit $97^1/_2$, die Engländer mit 75, die Mexikaner mit $2^1/_2$ Millionen Dollar beteiligt sein sollen. Von anderer Seite wird nicht nur der Gesamtwert, sondern auch der Anteil des englischen Kapitals beträchtlich höher eingeschätzt. Zwar zunächst ist der amerikanische Anteil noch etwas höher, weil die Amerikaner bereits teilweise auf ihren Ölfeldern große technische Anlagen errichtet haben, besonders die Waters Pierce Oil Company im Tampikogebiet, während die Ölquellen des Pearsonkonsortiums, die sich größtenteils auf der Landenge von Tehuantepek in der Nähe der Tehuantepek-Bahn und der Häfen von Salina Cruz und Coatzocoalcos (Puerto Mexiko) befinden, meist noch unter Druck liegen, das heißt noch nicht in Betrieb genommen sind. Wenn aber unter Aufwendung der nötigen Kapitalien ihre Ausbeutung beginnt, werden sie nach Versicherung von Sachverständigen sich voraussichtlich noch viel ergiebiger erweisen als die amerikanischen Ölfelder. Dazu kommt, daß die unter Rockefellers Einfluß stehende Doheney-Gruppe nur einen Teil der amerikanisch-mexikanischen Quellen besitzt, der andere Teil aber der Waters Pierce Oil Company gehört, die in Verbindung mit Rothschild und dem englisch-holländischen Petroleumtrust, der Dutch-Shell-Gruppe, stehen soll.

Noch bitterer aber empfinden es die amerikanischen Kapitalisten, daß die mexikanische Regierung den Betrieb der von ihr 1889 bis 1894 erbauten, 318 Kilometer langen Tehuantepek-National-Bahn, die den Hafen von Salina Cruz an der Atlantischen Küste mit Puerto Mexiko an der Golfküste verbindet, der englischen Firma Pearson & Son Limited in London oder vielmehr einer von dieser und der mexikanischen Regierung gegründeten Eisenbahnbetriebsgesellschaft übertragen und dieser Gesellschaft nicht nur zum Ausbau der Linie und der beiden Endhäfen eine Subvention von 5 Millionen Pesos, sondern auch zwei vom mexikanischen Staat garantierte Anleihen im Gesamtbetrag von 2 400 000 Pfund Sterling überwiesen hat neben verschiedenen kleineren Subsidien. Zugleich hat die Bahngesellschaft das Recht erhalten, Schiffsunternehmungen im Stillen und Atlantischen Ozean zum Zwecke der Frachtheranschaffung für diese Bahn zu errichten und an den mexikanischen Küsten Küstenschiffahrt zu betreiben: ein Recht, von dem sie freilich, soweit mir bekannt, noch keinen Gebrauch gemacht hat; nur an der Hawaiian Steamship Company ist sie mit ungefähr 3 Millionen Dollar beteiligt.

Der Übergang dieser Bahnlinie in englische Hände ist für die amerikanischen Kapitalisten um so schmerzlicher, als die Tehuantepek-Bahn der Frachtbeförderung durch den Panamakanal eine gewisse Konkurrenz zu bieten vermag, zumal die Bahn neuerdings ihre Frachttarife für durchgehende Güter so niedrig gestellt hat, daß sie um ungefähr 40 bis 45 Prozent niedriger sind als die vorgesehenen Kanalabgaben. Zwar für die nach

den Häfen der südamerikanischen Westküste oder nach der Südsee bestimmten Güter stellt sich die Durchfahrt durch den Panamakanal billiger, nicht aber für solche Güter, die zum Versand von der Ost- oder Golfküste der Vereinigten Staaten zur Beförderung nach der Pazifikküste Mexikos und der Union bestimmt sind. In diesem Falle ist es vorteilhafter, die Güter — vorausgesetzt, daß sie mehrmaliges Umladen vertragen — mit Frachtschiffen nach Puerto Mexiko zu schaffen, mit der Bahn nach Salina Cruz zu befördern und dann mit Küstenschiffen weiterzutransportieren, denn nicht nur ist die Fracht billiger, es wird auch der Transportweg ganz wesentlich verkürzt, da die Tehuantepek-Bahn um ungefähr 120 deutsche Meilen nördlicher liegt als der Panamakanal.

Solche Tatsachen sind für die selbstbewußten, Mexiko als ihre Ausbeutungsdomäne betrachtenden amerikanischen Großkapitalisten höchst schmerzlich. Sollen sie sich von den Engländern die fettesten Bissen vor der Nase fortschnappen lassen? Dürfen sie ein auf Widerstand bedachtes Mexiko dulden, das mit ihren Gegnern, England und Japan, enge Verbindung sucht und ihren Herrschaftsansprüchen über den Stillen Ozean, das große Mittelmeer der Zukunft, hindernd in den Weg tritt? Was nützt ihnen, den Amerikanern, der Panamakanal, wenn sie nicht ihn und seine Sphäre zu Wasser und zu Lande beherrschen?

Das amerikanische Kapitalistentum begriff bald, worum es sich bei diesem Spiel handelte. Nun entdeckte plötzlich die amerikanische Presse, daß die Diazsche Staatskunst doch gewisse Fehler habe und unter seinem Regiment die Korruption in Mexiko bedenklich gewachsen sei. Als die Opposition in Mexiko gegen Diaz stieg, ließ die amerikanische Regierung ihn fallen und unterstützte seinen Gegner Francisco Madero, einen mittleren Grundbesitzer aus Chihuahua. Am 25. Mai 1911 mußte Porfirio Diaz abdanken und Francisco Madero trat an seine Stelle. Da er sich auf die kleineren Grundbesitzer und die kleine städtische Bourgeoisie zu stützen und deren Wünschen entgegenzukommen suchte, hatte auch er es bald mit den Großkapitalisten des eigenen Landes wie der Vereinigten Staaten verdorben. Im Februar 1913 brachen neue Revolten aus, an deren Spitze Felix Diaz, ein Neffe des Porfirio Diaz, und Victoriano Huerta traten, ein auf der Militärakademie zu Chapultepek zum Ingenieuroffizier gedrillter, später von Diaz zum General beförderter politischer Streber indianischer Abstammung. Madero wurde gefangen genommen und bald darauf unter nicht völlig aufgeklärten Umständen erschossen. Huerta hatte sein Ziel erreicht: er erklärte sich zum provisorischen Präsidenten von Mexiko, hatte aber von vornherein die Kapitalisten der Union gegen sich, da er ebensowenig für »amerikafreundlich« gilt wie Madero.

Das sind die eigentlichen Motive, die die Vereinigte Staaten-Regierung zum Eingreifen bestimmt haben, nicht die Verweigerung des Flaggensaluts vor Tampiko. Es gilt, die sogenannte »ökonomische Suprematie« der Union über Mexiko fester, als diese jemals bestand, zu begründen. Deshalb ist auch nicht zu erwarten, daß das mit gewichtiger Umständlichkeit in der Presse erörterte Angebot einer Friedensvermittlung durch die Gesandten Argentiniens, Brasiliens und Chiles irgend welchen Erfolg haben wird. Und selbst wenn die Gefahr weiterer Verwicklungen Wilson und das gegenwärtige amerikanische Kabinett zur Aufgabe der sogenannten

Intervention bestimmen sollte, wird doch alsbald die Flamme von neuem aus dem aufgestapelten Zündstoff auflodern. Der Interessenkonflikt muß ausgefochten werden. Blutiger Krieg oder das Nichts, so ist die Frage gestellt.

Der sächsische Landtag.

Von H. Fleißner.

Die dritte und letzte Session des im Jahre 1909 das erstemal unter dem neuen Pluralwahlsystem gewählten Landtags geht dem Ende entgegen; 1915 ist ein neuer Landtag zu wählen, soweit die Zweite Kammer in Betracht kommt. Als die jetzige Session am 11. November 1913 begann, diskutierte die bürgerliche Presse Sachsens eifrigst die Vizepräsidentenfrage. Die Tagungsperiode 1911/12 hatte ein konservativenreines Direktorium gehabt. Daran waren schuld die Konservativen selbst! Seit alters her gewöhnt, den Präsidentensitz an einen der ihrigen zu vergeben, hatten sie obstruiert, als ihnen das in der jetzigen Zusammensetzung der Kammer, in der sie nicht mehr ganz ein Drittel sind, unmöglich war. Sie lehnten damals einen Vizepräsidentenposten ab, weil ihnen der erste Präsident verweigert wurde. Beide in Betracht kommenden Fraktionen, Konservative und Nationalliberale, waren ungefähr gleich stark. Für die letztere traten jedoch auch die Fortschrittler ein. Der fast ebenso großen sozialdemokratischen Fraktion wurde der ihr gebührende zweite Vizepräsident von den Konservativen grundsätzlich verweigert und von den Nationalliberalen deshalb, weil unsere Genossen sich nach wie vor weigern, höfische Pflichten zu erfüllen, die obendrein durch die Verfassung nicht einmal vorgeschrieben sind. Da aber die Fortschrittler einen etwas objektiveren Standpunkt einnahmen und mit den Sozialdemokraten gegenüber den Nationalliberalen die Mehrheit bildeten, andererseits die Konservativen mit weißen Zetteln demonstrierten, so kam ein Direktorium zustande, das sich aus zwei Nationalliberalen, zwei Sozialdemokraten und einem Fortschrittler zusammensetzte.

So war es vor zwei Jahren. Diesmal wollten die Konservativen sich zwar mit dem ersten Vizepräsidenten zufrieden geben; sie ließen aber in ihrer Presse ansagen, daß sie nur in ein sozialistenreines Direktorium eintreten würden. In der Kammer, bei der Konstituierung selbst, haben sie diesen Standpunkt nicht aufrechterhalten. Sie waren bereit, zu nehmen, was sie bekommen konnten. Da die Nationalliberalen ihre Haltung gegenüber den Sozialdemokraten nicht änderten, unsere Genossen die verlangte Hofgängerei nach wie vor entschieden ablehnten, so war von vornherein sicher, daß es diesmal einen sozialdemokratischen Vizepräsidenten nicht wieder geben würde. So kam es auch. Eine jämmerliche Rolle spielten diesmal die sieben Fortschrittler! Während sie vor zwei Jahren sich mit der Erklärung begnügten, daß der sozialdemokratische Präsident bereit sei, alle verfassungsmäßigen Pflichten zu übernehmen, stellten sie sich jetzt auf den Standpunkt der Nationalliberalen. Sie muteten also den Sozialdemokraten die Hofgängerei zu. Dabei waren die Herren noch so unverfroren, sich auf ihre Haltung von 1911 zu beziehen, obwohl diese damals eine ganz andere war. Vielleicht wurde das Fortschrittsfähnlein zu diesem politischen Jong-

leurstückchen durch das schon im Gange befindliche Schachergeschäft mit den Nationalliberalen veranlaßt, das ja inzwischen perfekt geworden ist. Beide »liberalen« Gruppen haben ein Kartell für die nächsten Landtagswahlen geschlossen, wobei die Fortschrittler offenbar gehörig geleimt werden sollen. Doch sie müssen gute Miene machen, denn zur Führung eines Wahlkampfes über das ganze Land fehlt ihnen nicht weniger wie alles: Organisation, Presse und vor allem — Geld.

Nachdem man der sozialdemokratischen Fraktion den ihr zukommenden Vizepräsidenten verweigert hatte, wollte man ihr gnädigst einen Sekretär zubilligen — ein Anerbieten, das kühl abgelehnt wurde und nach Lage der Sache abgelehnt werden mußte. Und so kam ein Direktorium zustande, das aus je zwei Konservativen und Nationalliberalen und einem Fortschrittler besteht; die letzteren stellen mit ihren sieben Mann den zweiten Vizepräsidenten.

Die sozialdemokratische Fraktion hat zwar ihr Recht energisch geltend gemacht, sie ist aber keineswegs unglücklich wegen der Ausschaltung aus der Geschäftsleitung. Denn die Kraft einer Parlamentsfraktion und ihre politische Wirkungsmöglichkeit liegt doch in der sachlichen Stellung zur Politik des Landes und zu den einzelnen Fragen. Vielleicht bringt ihr in dieser Hinsicht die Freiheit von präsidialen Pflichten auch größere Freiheit und Unabhängigkeit der Aktionen.

Mit Arbeit war die Zweite Kammer gleich von Beginn der Session an gesegnet. Neben der Erledigung des Etats und außerordentlichen Etats lagen eine Anzahl Gesetzentwürfe vor, und die Fraktionen brachten Initiativanträge und Interpellationen in großer Zahl ein. Petitionen liegen der Zweiten Kammer über 1600 vor! Unter den Anträgen befinden sich auch solche, die wichtige Verfassungsfragen aufrollen und zu heftigen Debatten im Laufe der Session führten. Die sozialdemokratische Fraktion ist daran sehr stark beteiligt. So fordern wir wie bisher schon die Einführung jährlicher Tagungen und Etatsperioden. In Sachsen besteht noch der für ein modernes und politisch hochentwickeltes Land geradezu lächerliche und rückständige Zustand, daß der Landtag nur alle zwei Jahre sechs bis sieben Monate tagt. Die Folge davon ist, daß sich die parlamentarischen Arbeiten stark häufen und die letzten Wochen vor Schluß der Session stets mit einer Hatz gearbeitet werden muß, die alles andere, nur keine ordentliche Erledigung der Vorlagen ist. Auch die Fortschrittler verlangen jährliche Tagungen, sie sind aber nicht für einjährige Etatsperioden. Konservative und Nationalliberale wollen jedoch am jetzigen Zustand nichts ändern. Sie begegnen damit den Ansichten der Regierung, die jedesmal froh ist, wenn sie den Landtag wieder nach Hause schicken kann, in dem ihr besonders die fünfundzwanzig Sozialdemokraten viel Arger und Umstände bereiten. Bei dieser Sachlage ist natürlich an ein positives Ergebnis dieser Anträge nicht zu denken, obwohl die ganze Entwicklung und die Geschäftslage des Hauses auch diesmal wieder dafür sprechen. Soll der Landtag wie in der Regel vor Pfingsten geschlossen werden, dann müssen eine große Anzahl Sachen unerledigt bleiben, selbst wenn mit Hochdruck gearbeitet wird. Auch eine Nachsession will die Regierung nicht, denn dann käme man ja eben auf den Weg der jährlichen Tagungen. Nun gäbe es freilich ein Mittel, die Regierung zu Konzessionen zu zwingen: die Nichtfertigstellung des Etats. Wenn nicht alle

Etatkapitel erledigt sind, dann kann der Gesamtetat nicht verabschiedet werden. Aber wahrscheinlich würde für diese Pression nur die sozialdemokratische Fraktion zu haben sein. Es wird jedoch nichts anderes übrig bleiben, als solche Mittel anzuwenden, wenn vernünftige parlamentarische Verhältnisse in Sachsen eintreten sollen.

Der schlimmste Hemmschuh allen politischen Fortschrittes ist die Erste Kammer. Es dürfte in keinem deutschen Bundesstaat dieses Faktum gegenwärtig so stark in Erscheinung treten wie in Sachsen. Selbst wenn die Nationalliberalen so liberal wären, wie sie es nicht sind, und dann von ihnen mit Sozialdemokraten und Fortschrittlern eine kompakte Zweidrittelmehrheit in der Zweiten Kammer gebildet und freiheitliche Politik gemacht werden könnte — es nützte nichts! Denn die Erste Kammer lehnt alles ab, was nach politischem Fortschritt aussieht und den Interessen der herrschenden Klasse widerspricht. In diesem Streben sind Erste Kammer, Regierung und die Konservativen der Zweiten Kammer durchaus einig. Rein parlamentarisch genommen stößt die liberale Politik hier auf eine undurchdringliche Mauer der Reaktion. Für einen liberalen Parteimann, der jedem Konflikt in weitem Bogen aus dem Wege geht, müssen diese Zustände hoffnungslos erscheinen. Wie unerträglich sie allerdings sind, ergibt sich aus der Tatsache, daß wie schon früher alle Fraktionen außer der konservativen Anträge gegen die Erste Kammer eingebracht haben. Der sozialdemokratische Antrag fordert deren Beseitigung überhaupt. Er ist politisch konsequent, wenn auch aussichtslos. Er muß jedoch trotzdem immer wieder eingebracht werden, weil durch ihn das ganze Verfassungselend am geeignetsten Orte zur Debatte gestellt werden kann. Das ist auch diesmal gründlich besorgt worden. Um so mehr, als an einem konkreten Fall jüngsten Datums die Volksfeindlichkeit der Ersten Kammer gezeigt werden konnte: sie lehnte im vorigen Landtag die mit Zweidrittelmehrheit in der Zweiten Kammer beschlossene Schulreform ab! Sogar eine winzige Steuererleichterung scheiterte an dem Widerstand der Erstklassigen. Die Zweite Kammer hatte mit großer Mehrheit einem sozialdemokratischen Antrag zugestimmt, der die Beseitigung der zwei untersten Stufen der Staatseinkommensteuer fordert, nachdem ein weitergehender auf Wegfall der vier unteren Steuerstufen abgelehnt worden war. Die Erste Kammer lehnte auch diese kleine Konzession an die Ärmsten der Armen ab, so daß ein Beschluß nicht zustande kam! Das sind nur zwei Beispiele von vielen. — Die Nationalliberalen wollen eine »Reform« der Pairskammer, ohne an ihrem Wesen etwas zu ändern. Wenn einige Vertreter von Handel und Industrie sowie der höheren Beamten und akademischer Berufe hineinkämen, dann würde man sich bescheiden. Das ist eine Reform, die keine ist. Wenn an den Befugnissen der Ersten Kammer und an den für sie maßgebenden Bestimmungen der Verfassung nichts geändert wird, dann ist jede »Reform« zwecklos. Anträge auf eine gründliche Reform sind jedoch ebenso aussichtslos wie der auf Beseitigung dieser mittelalterlichen Einrichtung. Denn sie hat ja nur den Zweck und Sinn, die Radikalisierung des Landes durch die Zweite Kammer zu verhindern. An den liberalen Reformvorschlägen ist das bemerkenswerteste, daß sie keinerlei Rücksicht auf eine Vertretung der Arbeiterklasse nehmen, sondern nur der bürgerlichen Klasse eine Vertretung durch Wahl zugestehen. Die Fortschrittler wollen allerdings »allen größeren Berufsgruppen in angemessener

Zahl Sitz und Stimme in der Ersten Kammer einräumen«. Das ist ein Versteckspielen, denn eine solche Reform bedeutet eben auch die Beseitigung des Charakters der jetzigen Ersten Kammer, in der sich ein paar Arbeitervertreter wohl sonderbar genug ausnehmen müßten. Alles dies zeigt, daß nur durch Beseitigung des Zweikammersystems klare und der modernen Entwicklung entsprechende Verhältnisse geschaffen werden können.

Wie üblich, wurden auch diesmal die dreitägigen Etatsdebatten von allen Fraktionen zu einer allgemeinen Besprechung der politischen Verhältnisse benutzt. Die letzteren zwingen die Sozialdemokratie auch in Sachsen zu einer scharf kritischen Stellung. Das wurde in der ausgiebigsten Weise von unseren Fraktionsrednern besorgt. Einer von ihnen nahm auch die sächsische Finanzpolitik unter die Lupe, um, gestützt auf eingehendes Studium der Etatsverhältnisse und der Rechenschaftsberichte, das Verkehrte der jetzigen Finanzwirtschaft nachzuweisen. Diese Ausführungen machten auch bei den bürgerlichen Parteien Eindruck, denn es handelt sich dabei nicht lediglich um eine Parteifrage. Der jetzige Zustand hat sogar schwere etatrechtliche Bedenken und bringt das Parlament von vornherein um einen Teil seines Einflusses gegenüber der Regierung. Die sächsische Finanzpolitik verdient eine besondere eingehendere Darstellung; an dieser Stelle sei nur auf folgendes hingewiesen.

Vor etwa zwölf Jahren war der sächsische Staat stark in Schuldenwirtschaft geraten. Damals hatten die Konservativen noch die Macht in der Zweiten Kammer. Sie drängten den Finanzminister nach Ausgaben, die soviel wie möglich im Interesse der Agrarier waren. Auf der anderen Seite sorgten sie aber nicht für die dazu nötigen größeren Einnahmen. Besonders einer entsprechenden Steuerreform ging man aus dem Wege. Auch eine von der Regierung vorgeschlagene Vermögenssteuer wurde abgelehnt. Es blieb nichts anderes übrig, als mit Anleihemitteln zu wirtschaften, so daß die Schulden schnell sich vermehrten; die Anleihen wurden in ganz unzulässiger Weise verwendet. Als dieser Wirtschaft der Zusammenbruch drohte, drückte die Regierung einen 25prozentigen Steuerzuschlag durch, der als eine ganz mechanische Steuer»reform« auch einen großen Teil der armen Steuerzahler mitbelastete. Der Finanzminister, der den Konservativen gegenüber zu nachgiebig gewesen war, mußte gehen, nachdem das ganze Ministerium demissioniert hatte, weil ihm wegen einer Etatsüberschreitung von 6 Millionen Mark von konservativer Seite arg zugesetzt worden war. Von denselben Konservativen, die die meiste Schuld an diesem Zustand hatten! Der Justizminister Dr. Rüger wurde Finanzminister, in welcher Stelle er in ganz Sachsen als rückständigster Sparmeister berüchtigt geworden ist. Die Finanzpolitik fiel in das entgegengesetzte Extrem zum Nachteil der kulturellen Entwicklung. Rüger drückte im Jahre 1904 ein Gesetz durch, nach dem alle Etatsüberschüsse in das bewegliche Staatsvermögen fließen, aus dem in erster Linie die Mittel für den außerordentlichen Etat genommen werden. Dieses Gesetz gibt der Regierung das Mittel zu einer Verschleierung des Etats; es drängt sie förmlich dazu, den Etat von vornherein auf möglichst großen Überschuß zuzuschneiden. Die Ausgaben werden zu hoch, die Einnahmen sehr niedrig eingestellt. Das ergibt die in Sachsen schon bald sprichwörtliche »Spannung« des Etats. Der Finanzminister — auch der jetzige,

Dr. v. Seidewitz, der frühere Mitarbeiter Rügers, ist in dessen Fußtapfen getreten — malt grau in grau, warnt dringend vor jeder Veränderung des Etats. Und die Folge: gewaltiger Überschuß! Er beträgt nach dem vorliegenden Rechenschaftsbericht 59 Millionen Mark; ein Überschuß, wie er noch nicht da war. Der außerordentliche Etat wird nun balanciert nach dem vorhandenen beweglichen Vermögen, das heißt nach den Überschüssen des ordentlichen Etats. Da es sich im außerordentlichen Etat durchweg um werbende Anlagen — meist Eisenbahndinge — handelt, tritt eine zu starke Belastung der jetzigen Generation zugunsten der Zukunft ein, während wichtige gegenwärtige Kulturaufgaben ungelöst bleiben müssen. Statt eine vernünftige Grenze zwischen Schuldentilgung und Verwendung von Anleihemitteln einzuhalten, werden Anleihen in übertriebenem Maße zum Schaden der Gegenwart getilgt. Es ist sogar schon zweimal vorgekommen, daß der in den Etat aufgenommene Betrag zur Verzinsung einer bewilligten Anleihe nicht verwendet war, weil die Anleihe überhaupt nicht begeben wurde. Die überstiegen »vorsichtige« Finanzpolitik sucht auch jeder Steuerreform auszuweichen, um die Reichen zu schonen.

Diese Wirtschaft wurde von unseren Genossen eingehend untersucht und kritisch beleuchtet. In Verbindung damit sind auch die sozialdemokratischen Steueranträge wieder gestellt: Wegfall der Schlachtsteuer und Übergangsabgabe auf Fleischwaren, der Stempelsteuer sowie der vier unteren Stufen der Staatseinkommensteuer. Der Ausfall von etwa 12 Millionen Mark soll hereingeholt werden durch etwas stärkere Belastung der großen Einkommen und durch Ausgestaltung der sogenannten Ergänzungssteuer zu einer Vermögenssteuer. Ohne allzu große Mehrbelastung der in Frage kommenden Kreise könnten, wie nachgewiesen wurde, leicht 20 bis 25 Millionen Mark mehr herausgeholt werden. Also doppelt so viel, als der Ausfall beträgt. Es bliebe dann noch eine erkleckliche Summe für notwendige Kulturausgaben, die man jetzt ablehnt, weil es an Geld fehlt.

Die Bedenken gegen die jetzige Finanzpolitik Sachsens werden zum Teil auch in bürgerlichen Kreisen geteilt. Trotzdem bekämpft man dort die sozialdemokratischen Vorschläge, ohne jedoch andere zu machen. Die bürgerliche Kritik bleibt also ganz negativ, während die Sozialdemokratie gangbare Wege zeigt! Es ist bezeichnend, daß alle bürgerlichen Fraktionen nebst der Regierung von einer etwas größeren Steuerbelastung der Besitzenden nichts wissen wollen; daß sie nicht bereit sind zur Entlastung der Arbeiterklasse und des ärmeren Mittelstandes! Die Fortschrittler stimmen mit uns für Beseitigung der indirekten Fleischsteuern und der vier unteren Steuerstufen, die Stempelsteuer wollen sie nur reformieren. Im übrigen werden alle unsere Steuervorschläge von allen bürgerlichen Fraktionen abgelehnt. Die Stempelsteuer hat wegen ihrer Ungerechtigkeiten und Härten Feinde bis tief in bürgerliche Kreise. Sie ist ein Gelegenheitsgesetz und ein Notbehelf schlimmster Art. Man brauchte dringend Mittel zur Befriedigung der Wünsche der Staatsbeamten. Aus politischen Gründen sahen sich die bürgerlichen Parteien — der Landtag war damals sozialistenrein — veranlaßt, diese Wünsche wenigstens teilweise zu erfüllen. Aber es fehlte an Geld! Um es zu beschaffen, machte man die Stempelsteuer, damit die neue Besoldungsordnung durchgeführt werden konnte. Man belastete damit zum großen Teil den Mittelstand und auch ärmere Kreise, statt sich an die besitzende

Klasse zu wenden. So sieht die Sozialpolitik der bürgerlichen Parteien in Sachsen auch jetzt noch aus!

Ganz auffällig ist die Beamtenpolitik, die seit einigen Jahren von den bürgerlichen Parteien in Sachsen getrieben wird; dabei tut sich besonders die nationalliberale hervor. Die Folge davon ist, daß die Beamten förmlich angereizt werden zur Geltendmachung von Wünschen, die sehr oft unberechtigt sind und manchmal ins Uferlose gehen. Auch dieser Landtag mußte wieder einen Beamtenpetitionssturm aushalten. Die bürgerlichen Parteien veranstalten ein förmliches Wettrennen um die Gunst der Beamten, soll heißen der — Wähler. Die Sozialdemokratie stellt sich diesem Treiben gegenüber auf den Standpunkt, daß alle die Wünsche und Forderungen auf ihre sachliche und materielle Berechtigung zu prüfen sind; daß aber unter allen Umständen mit Verbesserungen bei den schlechtest gestellten unteren Beamten angefangen und daß in erster Linie die Staatsarbeiter zu berücksichtigen sind. Damit wird der großen Masse der wirklich bedürftigen und notleidenden Staatsbeamten und Arbeiter gedient. Bei der Beamtenpolitik der bürgerlichen Fraktionen merkt man aber deutlich, daß es nicht in erster Linie darauf ankommt, die wirtschaftliche Lage der Petenten zu berücksichtigen, sondern die Kreise zu befriedigen, die den bürgerlichen Parteien politisch nahestehen. Die Sozialdemokratie lehnt eine Buhlerei um die politische Gunst der Beamten ab. Ihr Standpunkt ist rein sachlich. Das Streben der Bürgerlichen, möglichst viel Angestellte des Staates zu Beamten zu machen, hat ebenfalls einen politischen Hintergrund. Sind schon die Arbeiter und Angestellten des Staates stark in ihrer politischen Freiheit behindert, so sind es die Beamten noch viel mehr. Sie unterstehen dem Staatsdienergesetz, werden eidlich auf Königstreue und nationale Gesinnung festgelegt und dürfen nicht einmal wagen, stilles Mitglied einer sozialdemokratischen Organisation zu sein, geschweige denn öffentlich mit oppositioneller Gesinnung hervorzutreten. Das dürfen höchstens hohe Beamte in bescheidenem Maße und nur im bürgerlichen Sinne riskieren. Das Mittel, den Beamten nationale Mores zu lehren, ist sehr einfach. Denn hinter der Disziplinierung lauert das Gespenst der Entlassung ohne Pension.

Eine Reihe wichtiger sozialpolitischer Fragen wurde durch sozialdemokratische Anträge oder Interpellationen aufgerollt. So wurde die Regierung ersucht, durch Bereitstellung von Staatsmitteln und sonstige geeignete Maßnahmen zur Linderung der Arbeitslosigkeit beizutragen. Die Gewährung von Staatsmitteln lehnen Regierung und bürgerliche Parteien in holder Eintracht ab! Sie schieben die Pflicht der materiellen Arbeitslosenunterstützung den Gemeinden und den Gewerkschaften zu. Dabei verschlägt es nichts, daß dieselben Gewerkschaften mit allen möglichen Mitteln in ihrer Entwicklung von denselben bürgerlichen Parteien und Behörden gehemmt und bekämpft werden. Was den Herren selbstverständlich in deutlichster Weise gesagt wurde.

Wir haben weiter eine durchgreifende Neuordnung der Lohn- und Arbeitsverhältnisse der in Eisenbahnbetrieben beschäftigten Arbeiter verlangt, die zum großen Teil noch miserabel bezahlt werden. Diese Neuordnung soll sich aber auch auf alle übrigen im Staatsdienst beschäftigten Arbeiter erstrecken. Die tägliche Arbeitszeit soll in den Staatswerkstätten auf acht, im übrigen auf höchstens neun Stunden festgesetzt werden.

Der niedrigste Anfangslohn soll nicht unter 3,50 Mark pro Tag betragen. Solche Anträge erfordern natürlich Mittel. Das wissen wir und haben den Weg zu ihrer Beschaffung gezeigt.

Die Frage des Arbeitswilligenschutzes führte zu einem heftigen Zusammenstoß zwischen der Sozialdemokratie und den bürgerlichen Parteien. Die Konservativen suchten die Regierung durch einen Antrag auf Verschlechterung des Koalitionsrechts scharf zu machen. Wir beantworteten dieses Vorgehen mit einem Antrag, der ein Eingreifen der Regierung zur Herbeiführung und Sicherung eines wirklichen Koalitionsrechts, das noch gar nicht existiert, verlangt. Die Liberalen erklärten sich gegen eine Verschärfung der bestehenden Gesetze, weil diese zum Schutze der Arbeitswilligen genügen, wenn sie entsprechend ausgelegt werden. Im Grunde sind sich also Liberale und Konservative einig in ihrem arbeiterfeindlichen Bestreben; die konservative Politik ist nur etwas eindeutiger und ehrlicher. Die Regierung hält es mit der Schlauheit der Liberalen, um den Schein zu meiden, als stimme sie unbedingt in den Chor der Scharfmacher ein. — Ein äußerst bezeichnender Vorfall ereignete sich bei der Erledigung des Etatskapitels Gewerbeaufsicht, dessen Berichterstattung einem sozialdemokratischen Abgeordneten übertragen war. Unsere Genossen hatten in der Etatskommission die Anstellung von zwei neuen Fabrikinspektoren beantragt und durchgesetzt. Die bürgerlichen Vertreter wagten gegenüber der unwiderlegbaren sachlichen Berechtigung dieses Verlangens nicht zu widersprechen, und einstimmig kam aus der Kommission der Vorschlag an das Plenum; auch die Regierung hatte zugestimmt. Im Plenum aber wurde dieser Antrag von allen bürgerlichen Rednern heftig angegriffen, wobei sich der fortschrittliche am rabiatesten benahm. Das Unternehmerinteresse lief auf der ganzen Linie, von den Fortschrittlern bis zu den Konservativen, Sturm dagegen. Der Referent und die Redner unserer Fraktion hatten eine günstige Gelegenheit, die Solidarität der Unternehmerinteressen scharf hervorzuheben und zu kennzeichnen. Schließlich wurde der in der Kommission einstimmig beschlossene Antrag im Plenum von der vereinigten bürgerlichen Reaktion ebenso einstimmig abgelehnt! Außer den Sozialdemokraten stimmten nur noch zwei konservative Kommissionsmitglieder, die konsequent blieben, für den Kommissionsantrag. Der »Fortschritt« besonders hatte seine Arbeiterfeindlichkeit wieder einmal im hellsten Lichte gezeigt.

Die sozialdemokratische Fraktion hat insgesamt acht bedeutsamere Initiativanträge eingebracht, von denen zurzeit erst einige durch Ablehnung erledigt sind. Ein anderes Schicksal dürften auch die übrigen nicht haben. Einer, der Einführung des allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlrechts für alle Gemeindewahlen fordert, war zur Zeit, da dieser Artikel geschrieben ist, noch nicht einmal vorberaten. Im übrigen wurden die wichtigsten politischen und Kulturfragen von sozialdemokratischer Seite bei den einschlägigen Etatkapiteln zur Erörterung gebracht: Kultusetat, Justizetat, Ministerium des Innern, Volksschulen usw. — Auch die Mittelstandsfrage hat in dieser Session wieder eine Rolle gespielt. Mit allerlei Palliativmittelchen täuschen die bürgerlichen Parteien dem sogenannten kleingewerblichen Mittelstand die Absicht seiner Rettung vor, um ihn bei guter Laune zu erhalten und sich vor allem seine politische Ge-

folgschaft zu sichern. Wie überhaupt diese letzte Session unter dem Einfluß der im nächsten Jahre stattfindenden Landtagswahlen steht. Die Stellung der sozialdemokratischen Fraktion zur Mittelstandsfrage ist ebenso bestimmt und einmütig wie zur Beamtenfrage. Sie lehnt alle Forderungen ab, die einseitig gewisse Gruppen begünstigen, deren Zweck- und Wirkungslosigkeit offensichtlich ist, oder die wichtigeren allgemeinen Interessen zuwiderlaufen.

Die Direktorien beider Kammern haben gegen das Ende der Session noch eine Vorlage auf Änderung einiger Bestimmungen der Landtagsordnung und klarere Fassung der letzteren im allgemeinen eingebracht. Die Sache schwebt schon seit vier Jahren. Die Direktorien und Fraktionsvorstände haben gemeinschaftlich darüber beraten. Ihre Beschlüsse sind von der Regierung fast alle abgelehnt worden! Man hat sich dieser Abweisung im wesentlichen gefügt, so daß die Vorlage in Halbheiten stecken bleibt, zum Teil Verschlechterungen bringt. Es ist überhaupt ein veralteter Zustand, daß außer der Verfassung und einer Geschäftsordnung die Tätigkeit des Parlaments noch nach einer besonderen »Landtagsordnung« geregelt wird. Der einzige Fortschritt, den die Vorlage bringt, ist die Aufhebung des Unterschieds der Diätenzahlung und die Einführung kleiner Anfragen nach dem Vorbild im Reichstag. In Sachsen existiert noch die Bestimmung, daß die Abgeordneten, die in Dresden ihren festen Wohnsitz haben, nur die Hälfte der Diäten erhalten. Eine starke Verschlechterung des bestehenden Zustandes aber ist der Vorschlag auf Verstärkung der Polizeigewalt des Präsidenten, in die jetzt der Landtag selbst ein gewichtiges Wort mit hineinzureden hat. Die Vorlage dürfte kaum Aussicht auf Annahme haben.

Die erste Legislaturperiode mit den drei Sessionen des Landtags, der die stärkste sozialdemokratische Fraktion hat, die je der Zweiten Kammer angehörte, lieferte durch die umfassende und mühevolle hingebende Arbeit unserer Vertreter wichtiges Agitationsmaterial nicht nur für die nächsten Wahlen, sondern im allgemeinen. Die ernsten Bemühungen um größere positive Ergebnisse unserer Tätigkeit scheiterten an dem Verhalten der Bürgerlichen und der Regierung. Auf die Landtagswahlen im nächsten Jahre ist die sächsische Sozialdemokratie gerüstet.

Noch einmal die Rechenfehler in der Witwen- und Waisenversicherung.

Von **Hermann Molkenbuhr.**

In Nr. 25 der »Neuen Zeit« vom 21. März 1913 veröffentlichte ich einen Artikel, in dem ich die Rechnungen beleuchtete, die in der Begründung der Reichsversicherungsordnung mitgeteilt sind und die dazu führten, daß statt genügender Renten nur Bettelpfennige für die Hinterbliebenen bewilligt wurden. In diesem Artikel konnte ich in der Hauptsache den Rechnungen der Mathematiker nur andere Rechnungen gegenüberstellen. Jetzt aber liegen die Erfahrungen von zwei Jahren vor, die in den »Amtlichen Nachrichten des Reichsversicherungsamtes« mitgeteilt werden, und alle bestätigen meine Ausführungen. Auch der Reichstag hat sich in diesem Jahre mit der Angelegenheit beschäftigt, aber bei der Mehrheit bestand wenig Neigung, die Besserung der Rentenbezüge zu beschleunigen.

Bereits bei der Beratung des Etats für das Reichsamt des Innern im Januar 1913 hatte ich zu Kapitel 7a Titel 16 einen Antrag gestellt, in dem gefordert wurde, daß man die Hinterbliebenenversicherung, soweit sie durch die Reichsversicherungsordnung geregelt ist, aufs neue prüfen solle, und wenn sich ergibt, daß aus den zu diesem Zwecke verfügbaren Mitteln höhere Renten gezahlt werden können als gegenwärtig, daß dann dem Reichstag schleunigst ein Gesetzentwurf zugehen soll, der eine Erhöhung der Renten herbeiführt. Dieser Antrag wurde in Form einer Resolution in der Budgetkommission und in der 95. Sitzung des Reichstags am 22. Januar 1913 vom Reichstag angenommen.

Ich hatte den Antrag gestellt, weil der Betrag, den die verbündeten Regierungen als Reichszuschuß forderten, zeigte, daß nicht annähernd die Zahl der Renten bewilligt worden war, die nach den in der Begründung der Reichsversicherungsordnung angegebenen Berechnungen zu erwarten waren. Zwar hatte solche Nachprüfungen schon die Begründung der Reichsversicherungsordnung in Aussicht gestellt, denn auf S. 379 der Begründung hieß es:

Pflicht der berufenen Stellen ist es, die Zulänglichkeit der neuen Einheitsbeiträge im Laufe der zehnjährigen Periode ständig zu überwachen und die für die Prüfung und Neufestsetzung der Beiträge erforderlichen statistischen Unterlagen rechtzeitig zu sammeln. Eine erneute Prüfung der Zulänglichkeit der Beiträge wird schon bald herbeizuführen sein. Denn zurzeit fehlen noch, wie im Abschnitt I der finanziellen Begründung näher dargelegt wird, verschiedene einwandfreie Unterlagen zur genauen Berechnung der Höhe der Belastung; über diese sind bei Gelegenheit der berufsstatistischen Erhebungen am 12. Juni 1907 besondere Fragen gestellt, deren Ergebnisse noch nicht vollständig vorliegen. Sollte wider Erwarten die Finanzlage der Versicherungsträger sich nicht so entwickelt haben, wie bei der erstmaligen oder einer späteren Feststellung der Einheitsbeiträge vorausgesetzt war, so sind etwaige Fehlbeträge durch eine Erhöhung der in Zukunft zu erhebenden Einheitsbeiträge oder etwaige Überschüsse durch Ermäßigung der Beiträge oder Erhöhung der Leistungen auszugleichen.

Trotzdem wird unter Nr. 111 in der Drucksache Nr. 1262 vom 7. Januar 1914 gesagt, daß man mit den Berechnungen erst im Jahre 1914 beginnen könne, weil die Erfahrungen des Jahres 1913 mitberücksichtigt werden sollen. Alles in Betracht zu ziehende Material liegt seit Monaten vor und ist zum größten Teil schon publiziert. Aus der Berufszählung vom Jahre 1907, Band 203, I, geht hervor, daß nicht die Hälfte derjenigen Waisen rentenberechtigt wird, die bei der Begründung der Reichsversicherungsordnung in Rechnung gestellt wurde. Ferner ist der Beitragsertrag von zwei Jahren bekannt, außerdem ist die Zahl der Witwen- und Waisenrenten, die in zwei Jahren beantragt und bewilligt worden sind, bekannt. Auch kennt man den Kapitalwert der bewilligten 12 285 Witwenrenten und den Kapitalwert der Waisenrenten für 39 881 Waisenstämme, ebenso die Häufigkeit des Vorkommens von Witwengeld und Waisenaussteuern.

Zweifellos sind die in der Resolution des Reichstags geforderten Berechnungen im Reichsversicherungsamt gemacht worden, aber die Regierung schweigt über die Resultate. In dieser Frage handelt es sich jedoch nicht um einen Streit über eine gleichgültige Frage, sondern schon heute kommen Zehntausende hungernder Witwen und Waisen in Betracht, deren Leiden durch die Verzögerungen verlängert werden. Jeder Pfennig, der

hier vorenthalten wird, vergrößert die Not. Zögern kann nur den Witwen und Waisen schaden, aber der Regierung nichts nützen, denn einmal wird sie doch bekennen müssen, daß sie sich verrechnet hat. Durch das Zögern aber setzt sich die Regierung dem Verdacht aus, daß sie die Mißstände gewollt hat, die sie nun gewaltsam fortwirken läßt.

Fragt man nach den verfügbaren Mitteln, so kommen hier zwei Körperschaften in Betracht. Das Reich, welches den Reichszuschuß liefert, der nach dem Kapitaldeckungsverfahren für jeden Versicherten jährlich 1,85 Mark betragen oder nach dem Umlageverfahren von 0,13 auf 3,588 Mark pro Kopf der Versicherten und Jahr steigen sollte.

Ferner kommen die Versicherungsträger in Betracht, die Beiträge von den Versicherten und den Arbeitgebern einziehen. Die Beiträge setzen sich zusammen aus: a. den Beiträgen der früheren Invaliditätsversicherung; b. der Beitragserhöhung zur Durchführung der Hinterbliebenenversicherung; c. der Beitragserhöhung zur Erhöhung der Renten für die Invaliden mit Kindern im Alter von unter fünfzehn Jahren. § 1291 der Reichsversicherungsordnung. Aus den Beiträgen der Invalidenversicherung wurden sonst Beiträge erstattet: a. an Frauen, die durch Heirat aus der Versicherungspflicht ausscheiden; b. an Unfallverletzte, die mehr als das Siebeneinhalbfache des Grundbetrags der Invalidenrente an Unfallrenten bezogen; c. an die Hinterbliebenen von verstorbenen Versicherten, die keine Rente erhalten hatten.

Im Jahre 1911 wurden von den Versicherungsträgern 10 246 252 Mark an Beitragserstattungen ausbezahlt. Diese Beitragserstattungen sind in Wegfall gekommen, und sollen die ersparten Mittel zur Durchführung der Hinterbliebenenversicherung gebraucht werden.

Die Wochenbeiträge setzen sich nun wie folgt zusammen:

Lohnklasse	Für die Leistungen der Invalidenversicherung	Für die Hinterbliebenenversicherung	Für die Kinderrente (§ 1291 der RVO.)	Jetziger Wochenbeitrag
I	14 Pf.	2 Pf.	—	16 Pf.
II	20 -	4 -	—	24 -
III	24 -	6 -	2 Pf.	32 -
IV	30 -	8 -	2 -	40 -
V	36 -	10 -	2 -	48 -

Die Beitragserhöhung für die Hinterbliebenenversicherung sollte nach den angestellten Berechnungen jährlich 39 172 640 Mark bringen. Diese Summe kehrt in den Berechnungen immer wieder, so daß man glauben muß, daß mehr nicht erwartet werden kann. Denn selbst in der Übersicht 55, S. 664 der Begründung über die künftige Belastung aus der Hinterbliebenenversicherung, wird sie in Rechnung gesetzt.

Wie sieht es nun in Wirklichkeit aus?

Im Jahre 1912 wurden an Wochenbeiträgen bezahlt, die für die Hinterbliebenenversicherung folgende Erträge brachten:

		Wochenbeiträge			
Lohnklasse	I	59019194	à 2 Pf.	= 1180383,88	Mk.
-	II	159149114	à 4 -	= 6365964,56	-
-	III	193185668	à 6 -	= 11591140,08	-
-	IV	139815779	à 8 -	= 11185262,32	-
-	V	237224665	à 10 -	= 23722466,50	-
	Zusammen	788394420		54045217,34	Mk.

Das sind also gegenüber den amtlich berechneten 39 172 640 Mark gleich im ersten Jahre 14 872 576,49 Mark mehr. 1912 war aber ein ungünstiges Jahr. Denn seit Bestehen der Invalidenversicherung sind nur die Jahre 1892, 1900 und 1912, die eine Abnahme in der Zahl der verkauften Beitragsmarken aufweisen. Dies tritt dann ein, wenn, wie es 1899 und 1911 der Fall war, das Vorjahr eine sehr große Steigerung der Wochenbeiträge aufweist.

Der Ertrag von mehr als 54 Millionen Mark aus der Beitragserhöhung war vorauszusehen. Trotzdem rechnete die Regierung nur mit 39 Millionen Mark. Wie war dieses Verrechnen möglich? Bei der Errechnung des wahrscheinlichen Erfolges der Beitragserhöhung zogen die Mathematiker des Reichsamtes des Innern die in den Jahren 1903 bis 1907 verkauften Beitragsmarken zusammen und setzten nun bei jeder Klasse die Beitragserhöhung ein. Daraus ergab sich, daß die in den fünf Jahren bezahlten 3 298 180 405 Wochenbeiträge 195 863 204,26 Mark gebracht hätten, also durchschnittlich pro Jahr 39 172 240,85 Mark oder für einen Wochenbeitrag 5,9288 Pfennig. Für 1000 bezahlte Wochenbeiträge rechnete man also mit einer Mehreinnahme von 59 Mark 28,8 Pfennig. Hätte man aber, statt mit der großen Zahl der Beitragsmarken zu rechnen, erst einmal 1000 Wochenbeiträge gerechnet, dann wäre man schwerlich in den für die Witwen und Waisen so verhängnisvollen Irrtum verfallen.

Von 1000 Wochenbeiträgen entfielen auf die einzelnen Lohnklassen:

Lohnklasse	1903	1904	1905	1906	1907
I	137	130	126	120	112
II	307	297	288	273	256
III	262	256	252	243	241
IV	175	177	180	187	188
V	119	140	154	177	203
Ertrag durch die Beitragserhöhung für 1000 Beiträge	56,64 Mk.	58 Mk.	58,96 Mk.	60,56 Mk.	62,28 Mk.

Schon beim Anblick dieser Zahlen hätte man die Frage aufwerfen müssen: ob es überhaupt je möglich ist, daß der Ertrag für 1000 Wochenbeiträge wieder sinken könne. Alle Rechnungsergebnisse seit 1893 beweisen, daß ein ununterbrochener Übergang von den unteren Lohnklassen in die höheren stattfindet. Dieser Übergang wird mit bewirkt durch die Festsetzung der ortsüblichen Taglöhne. Immer geringer wird die Zahl der Orte, in denen der ortsübliche Taglohn gewöhnlicher Taglöhner auf 1,50 Mark und weniger festgesetzt ist.

Daß die Durchschnittserträge für den einzelnen Wochenbeitrag beständig steigen, darauf wird alljährlich in den Geschäfts- und Rechnungsergebnissen der auf Grund des Invalidenversicherungsgesetzes errichteten Versicherungsanstalten und zugelassenen Kasseneinrichtungen hingewiesen.

Hätte man mit der sehr wahrscheinlichen durchschnittlichen Steigerung von 1,41 Mark für 1000 Beiträge im Jahre gerechnet, dann wäre man zu dem Resultat gekommen, daß 1912 788 Millionen Wochenbeiträge $54^1/_2$ Millionen Mark bringen müssen. Weil aber das Prosperitätsjahr 1907 eine unverhältnismäßig starke Steigerung brachte, hätte man hier etwas kürzen können, dann hätte man den wirklichen Ertrag, nämlich 54 Millionen Mark, gehabt. Da die Ortslöhne neu festgesetzt und fast überall für

die erwachsenen Arbeiter höhere Löhne festgesetzt sind, wird 1914 der Übergang zu höheren Lohnklassen ein starker sein. Jeder Übertritt zur höheren Lohnklasse erhöht die Beitragseinnahme um 1 Mark. 1914 wird man schon mit mehr als 60 Millionen Mark aus der Beitragserhöhung rechnen können.

Die Versicherungsträger haben 1912 an Beitragserstattung mehr als 8½ Millionen Mark gespart, sie haben 54 Millionen Mark aus der Beitragserhöhung für die Hinterbliebenenversicherung mehr eingenommen und, da die Beiträge für Januar schon Ende Februar eingehen, rund 700 000 Mark Zinsen für Anlage der Beiträge erhalten. Was haben sie auszahlen müssen? Insgesamt wurde an die Hinterbliebenen ausbezahlt:

Witwen- und Witwerrenten	163450,—	Mk.
Witwenkrankenrenten	3812,—	-
Waisenrenten	628943,—	-
Witwengeld	296654,—	-
Waisenaussteuer	2371,—	-
Waisenhauspflege	340—,	-
	1095570,—	Mk.
Hiervon waren Reichszuschuß	776453,69	-
Also hatten die Versicherungsträger zu zahlen	319116,31	Mk.

Das Jahr 1912 kann nicht als volles Jahr betrachtet werden, weil zwischen dem Todestag des Versicherten und dem Tage, an dem die Bezüge an die Hinterbliebenen ausbezahlt werden, in der Regel ein Zeitraum von mehreren Monaten liegt. Aber aus den Beitragseinnahmen, den Zinsen und ersparten Beitragserstattungen hatte man rund 63 Millionen Mark, die 1913 schon 2 274 300 Mark Zinsen brachten. Die Beitragseinnahmen aus der Erhöhung für die Hinterbliebenenversicherung stiegen auf rund 56 Millionen Mark. Ausbezahlt wurde 1913 durch die Post auf Anweisungen der Versicherungsanstalten:

Witwenrenten	695447,76	Mk.
Witwenkrankenrenten	19535,57	-
Waisenrenten	2300596,28	-
Witwengeld	598574,37	-
Waisenaussteuer	9428,29	-
	3623582,27	Mk.

Hierzu kommen noch rund 300 000 Mark Leistungen der besonderen Kasseneinrichtungen, so daß die Gesamtausgaben auf rund 4 Millionen Mark gestiegen sind. Hiervon sind rund 70 Prozent, also 2 800 000 Mark Reichszuschuß. Es bleibt also für die Versicherungsträger eine Ausgabe von 1,2 Millionen Mark. Aber die Überschüsse des Jahres 1912 bringen 2¼ Millionen Mark Zinsen.

In den Rechnungsergebnissen werden die Kapitalwerte der bewilligten Renten eingesetzt. Der Kapitalwert der 1912 bewilligten 3802 Witwenrenten wird auf 3 163 740,61 Mark, also das 10,8fache des Jahresbetrags, und die Renten der 13 960 Waisenstämme mit 35 528 Köpfen wird auf 7 115 904,97 Mark, das 6,3fache des Jahresbetrags angegeben. Von den Kapitalwerten der Witwenrenten sind 64,8 Prozent, also 2 050 104 Mark und von den Waisenrenten 78,6 Prozent, also 5 593 101 Mark Reichszuschuß. Es sind nur 1 113 636 Mark von den Kapitalwerten der Witwenrenten und 1 522 803 Mark der Waisenrenten von den Versicherungsträgern zu tragen. Setzt man diese Kapitalwerte für 1912 mit als Ausgabe in Rechnung, dann erhöht

sich die Ausgabe um 2 444 390 Mark. Die Versicherungsträger hätten dann 2 763 506 Mark an die Hinterbliebenen ausgegeben. Dazu kommen noch 545 538 Mark, die sie als Beitragserstattung an Hinterbliebene auszahlten. Es waren immer noch 741 064 Mark weniger, als 1911 an Beitragserstattung an Hinterbliebene ausbezahlt ist.

Nimmt man an, daß die 1913 festgesetzten Witwenrenten durch die Steigerungssätze von 50 Wochenbeiträgen durchschnittlich 1,35 höher sind und die Waisenrenten für einen Waisenstamm von 2,5 Köpfen 88 Pfennig, dann werden die 1913 bewilligten 8474 Witwenrenten einen Jahresbetrag von 658 599 Mark erfordern, wovon 423 700 Mark durch Reichszuschuß zu decken sind. Die Renten der 25 919 Waisenstämme haben einen Jahresbetrag von 2 119 656 Mark, wovon 1 652 325 Mark durch Reichszuschuß gedeckt werden. Rechnet man als Kapitalwert der Witwenrenten wieder den 10,8fachen Jahresbetrag, dann haben die Versicherungsträger aus dem Kapitalwert der 1913 bewilligten 8474 Witwenrenten 2 536 898 Mark und aus dem Kapitalwert der 25 919 Waisenrenten 2 944 177 Mark zu decken. Aus den 8082 Fällen Witwengeld wird eine Ausgabe von 233 569 Mark erwachsen. Dazu kommen noch 303 Witwenkrankenrenten, die, wenn sie das ganze Jahr laufen würden, 8756 Mark, und die 460 Fälle Waisenaussteuer, die höchstens 2800 Mark kosten. Es empfiehlt sich, gleich den Kapitalwert der bewilligten Renten voll in Ausgabe zu stellen. Kein Jahr belastet dann die folgenden Jahre, und man hat eine Grundlage über die mögliche Höhe der Ausgaben. Setzt man die Kapitalwerte der bewilligten Renten immer in dem Jahre voll in Ausgabe, in dem sie bewilligt sind, dann ergibt sich für 1913 für die Versicherungsträger folgende Ausgabe:

8474	Witwenrenten	2536898	Mk.
25919	Waisenrenten	2944177	-
8082	Witwengeld	233569	-
303	Witwenkrankenrenten	8756	-
460	Waisenaussteuern	2800	-
		5726200	Mk.

Die Ausgaben für 1913 sind also nicht ganz 3 Millionen Mark höher als 1912. Die Einnahmen sind aber um $2^1/_4$ Millionen aus Zinsen und um 2 Millionen aus Beiträgen gestiegen. Setzt man die ganzen Kapitalwerte der Renten, soweit die Versicherungsträger sie zu tragen haben, in Ausgabe, dann gibt es folgende Rechnungen:

Einnahmen 1912:		
Beitragserhöhung für die Hinterbliebenen	54045217	Mk.
Zinsen der angelegten Beiträge	700000	-
Ersparte Beitragserstattung	8500000	-
Summa	63245217	Mk.
Ausgaben 1912	2763506	-
Überschuß	60481711	Mk.
Einnahmen 1913:		
Beiträge für die Hinterbliebenen	56000000	Mk.
Zinsen für angelegten Überschuß von 1912	2183390	-
Zinsen der angelegten Beiträge	850000	-
Ersparte Beitragserstattung	10000000	-
Dazu Überschuß aus 1912	60481711	-
Summa	129515101	Mk.
Ausgaben 1913	5726200	-
Überschuß	123788901	Mk.

Man kann nun für 1914 mit einer Zinseinnahme von reichlich 5 Millionen Mark rechnen. Die Ausgaben steigen aber nicht erheblich, weil die Kapitalwerte der Renten von 1912 und 1913 schon voll in Ausgabe gestellt sind. Es treten in den folgenden Jahren nur die Steigerungen hinzu, die sich aus der vielleicht größeren Zahl der Witwenrenten, und die geringen Summen, die sich aus den Steigerungssätzen ergeben. Bei den Waisenrenten ist aber schon eine Art Beharrungszustand eingetreten, denn der Zugang von 25 919 Waisenstämmen mit reichlich 66 000 Köpfen wird schon annähernd der Durchschnitt des jährlichen Zuganges sein.

Die Waisenrenten steigen durch die Steigerungssätze sehr wenig. Es kommen für ein Kind drei Zwanzigstel des Steigerungssatzes des Vaters in Rechnung, bei einem Waisenstamm mit 2,5 Köpfen drei Sechzehntel der Ansprüche des Vaters. Da die Durchschnittsrente sich zwischen den Sätzen der Lohnklasse III und der Lohnklasse IV bewegt, so bringen 50 Beitragswochen im Durchschnitt 84 Pfennig Steigerung für einen Waisenstamm mit 2,5 Köpfen. Eine weitere Steigerung der Jahresrente für den Waisenstamm von $18^3/_4$ Pfennig setzt voraus, daß 50 × 2 Pfennig, also 1 Mark Beitrag in der höheren Lohnklasse mehr bezahlt ist.

Die Begründung der Reichsversicherungsordnung rechnet zwar im Beharrungszustand mit einer mittleren Aktivität von 1637 Beitragswochen. Diese Zahl mag für die Invalidenrenten stimmen, weil die meisten Invaliden in hohem Lebensalter stehen, diese haben in der Regel keine Kinder im Alter von unter 15 Jahren. Unter 124 801 Personen, denen 1912 Invalidenrente bewilligt wurde, waren nur 12 854 mit Kindern im Alter von unter 15 Jahren. Bei den Eltern der Waisen kann man nur mit 1300 Wochenbeiträgen rechnen. Aber selbst angenommen, es kämen 1637 Beitragswochen in Anrechnung, dann wird im Beharrungszustand, also frühestens im Jahre 1949, die durchschnittliche Waisenrente für einen Waisenstamm mit 2,5 Köpfen aus 62,50 Mark Reichszuschuß und 43,56 Mark Leistungen der Versicherungsträger bestehen. Würden dann wirklich alljährlich an 30 000 Waisenstämme mit 76 500 Köpfen Waisenrente bewilligt werden und der Kapitalwert der Renten das 6,3fache des Jahresbetrags ausmachen, dann würden Waisenrenten mit einem Kapitalwert von 20 281 590 Mark jährlich in Ausgabe zu stellen sein, wovon das Reich 12 048 750 Mark und die Versicherungsträger 8 232 840 Mark zu tragen haben. Größer als 76 500 wird der Zugang in keinem Jahre werden. In allen Fällen, in denen Waisenrente gefordert werden kann, konnte bisher auch Beitragserstattung gefordert werden. In der Zeit von 1900 bis 1911 schwankte die Zahl der Beitragserstattung in Todesfällen zwischen 32 028 im Jahre 1902 und 38 295 im Jahre 1911. Hiervon sind 5500 bis 6400 abzuziehen, weil der Tod der Ernährer durch Unfall herbeigeführt ist und die Hinterbliebenen Anspruch auf Unfallrente, aber nicht auf Hinterbliebenenrente haben. Die Ziffer von annähernd 30 000 Waisenstämmen stimmt auch überein mit den Resultaten der Berufszählung.

Bei der Berufszählung im Jahre 1907 wurden in Deutschland 854 645 vaterlose Kinder im Alter von unter 15 Jahren gezählt. Von diesen waren 297 515 Kinder von Selbständigen und 33 247 Kinder aus der Berufsgruppe E. Hof, Militär, Beamte sowie Berufe usw. Nimmt man selbst an, daß die Eltern der Kinder des dritten Teils der Selbständigen noch ver-

sichert waren, dann bleiben immer nur 622 854 in der Klasse der Anspruchsberechtigten. Unter diesen befanden sich aber 106 699, die Hinterbliebenenrente aus der Unfallversicherung bezogen, folglich kommen für die Hinterbliebenenversicherung nur 516 155 vaterlose Kinder in Betracht. Demnach wäre der jährliche Zugang nur reichlich 64 500. Wenn man einen Zugang von 76 500 rechnet und durchschnittlich 1637 bezahlte Wochenbeiträge in Rechnung stellt, dann werden noch große Überschüsse entstehen.

Es sollen nach den Rechnungen in der Begründung 66,63 Prozent der Mittel für Waisen verwendet werden. 1914 werden die Beitragserhöhungen schon über 60 Millionen Mark für die Hinterbliebenen bringen. 10 Millionen Mark Beitragserstattung werden erspart, und reichlich 5 Millionen Mark Zinsen bringen die Überschüsse der Jahre 1912 und 1913. Insgesamt werden mehr als 75 Millionen Mark zur Verfügung stehen. Man kann also die Waisenrenten soweit erhöhen, daß die Versicherungsträger im Beharrungszustand Waisenrenten mit einem Kapitalwert von 49 972 500 Mark übernehmen können. Wie oben ausgeführt, erreichen bei der gegenwärtigen Rentenhöhe im Beharrungszustand die Anteile der Versicherungsträger an den Waisenrenten nur eine Höhe von $8^1/_4$ Millionen Mark jährlich. Die Versicherungsträger können also aus ihren Mitteln annähernd das Sechsfache der gegenwärtigen Leistungen aufwenden.

Hier zeigt sich dasselbe wie bei den von kapitalistischen Gesellschaften gegründeten Volksversicherungen, wo für hohe Prämien geringe Entschädigungen gegeben werden. Bei kapitalistischen Gesellschaften, die zu dem Zwecke gegründet werden, hohe Tantiemen und hohe Dividende für Direktoren, Aufsichtsratsmitglieder und Aktionäre zu erlangen, ist das Geschäftsgebaren verständlich. Bei Einrichtungen, die man als Sozialpolitik des Reiches bezeichnet, müssen die Erscheinungen beseitigt werden, sobald sie zutage treten. Man sollte es als ein Glück bezeichnen, daß man mehr leisten kann, als früher angenommen wurde. Und man kann erheblich mehr geben! Das trifft nicht nur für die Beiträge der Versicherten, sondern auch für den Reichszuschuß zu.

Welche Ausgaben werden als Reichszuschuß erwartet? In der Begründung werden zwei Wege vorgeschlagen. Entweder gibt das Reich, vom Tage des Inkrafttretens der Hinterbliebenenversicherung an, für jeden Versicherten jährlich 1,85 Mark, wovon in den ersten Jahren der nicht verbrauchte Teil mit $3^1/_2$ Prozent zinstragend angelegt wird, oder das Reich speichert kein Geld auf und zahlt jedes Jahr, was an Reichszuschuß verbraucht wird. Im letzteren Falle hat man lange Zeit mit steigenden Ausgaben zu rechnen. Wie hohe Beträge man mit den Zinsen der in den ersten Jahren angesammelten Gelder zu decken beabsichtigte, ersieht man aus der Aufstellung der Steigerungen, die bei dem jetzt gewählten Verfahren erwartet werden.

Danach hat das Reich für jeden Versicherten zu zahlen:

Im 1.	Versicherungsjahr	0,13 Mk.
- 15.	-	1,66 -
- 20.	-	2,10 -
- 30.	-	2,82 -
- 45.	-	3,49 -
Schließlich im	Beharrungszustand	3,59 -

Wie weit man sich auch hier verrechnet hat, zeigte gleich das erste Versicherungsjahr. Die 13 Pfennige für jeden Versicherten wurden nicht annähernd verbraucht!

Rechnet man, daß jeder Versicherte durchschnittlich 48,26 Wochenbeiträge im Jahre bezahlt, dann waren es 1912 16 336 400 Versicherte. Der Reichszuschuß hätte demnach 2 123 732 Mark betragen müssen. Statt diesen wurden aber nur 776 453,69 Mark ausgegeben.

Von dem Reichszuschuß sollen 66,63 Prozent für Waisenrente verausgabt werden. Dieser Anteil trifft 1912 annähernd zu, und er wird auch für 1913 zutreffen. Rechnet man mit einer durchschnittlichen Ausgabe von 1,85 Mark für jeden Versicherten als die Summe, die die verbündeten Regierungen und der Reichstag bewilligen wollten oder durch Annahme der Reichsversicherungsordnung bewilligt haben, dann stehen bei einem Reichszuschuß von 1,85 Mark für jeden Versicherten bei 16 366 400 Versicherten ohne Zinsen reichlich 30 Millionen Mark zur Verfügung, wovon 66,63 Prozent, also rund 20 Millionen Mark, für Waisenrente verbraucht werden sollen. Der Kapitalwert der 1912 bewilligten Waisenrenten wird auf das 6,3fache des Jahresbetrags angegeben. Da man zur Errechnung des Kapitalwertes das Alter von 35 528 Waisen berücksichtigte, läßt sich annehmen, daß in Zukunft keine oder nur ganz geringe Abweichungen eintreten. Man kann also als Kapitalwert des Reichszuschusses zur Waisenrente $6{,}3 \times 25 = 157{,}50$ Mark in Rechnung stellen. Demnach müßte der jährliche Zugang an Waisen 127000 übersteigen, wenn der für Waisenrente bewilligte Betrag wirklich verbraucht werden sollte! Diese Zahl wird aber, wie die Resultate der Berufszählung beweisen, nie erreicht werden.

Aber auch andere Rechnungen beweisen, daß die wirkliche Belastungsziffer weit hinter den in der Begründung genannten Zahlen zurückbleibt. Auf Anweisung der 31 Versicherungsanstalten wurden 1913 2 300 596 Mark an Waisenrenten ausbezahlt. Der Monatsbetrag stieg von 115 986,68 Mark im Januar 1913 auf 255 336,52 Mark im Januar 1914, also durchschnittlich um 11 612,48 Mark im Monat. Nimmt man an, daß diese Steigerung noch 14 Jahre anhält, dann würden 1928, also im sechzehnten Versicherungsjahre, 14 981 431 Mark an Waisenrenten ausbezahlt werden. Hierzu kämen noch rund 2 Millionen Mark, die durch die zehn besonderen Kasseneinrichtungen ausbezahlt werden. Man ist dann auf jenem Punkte angekommen, wo sich die Zahl der Waisen nicht mehr vermehrt. Und doch betrüge die Waisenrente dann noch keine 17 Millionen Mark. Sind das 66,63 Prozent der Gesamtausgaben, dann werden für die ganze Hinterbliebenenversicherung nicht ganz 26 Millionen Mark verbraucht. Eine noch niedrigere Summe erhält man, wenn man die Gesamtausgaben des Jahres 1913 im Betrag von 3 623 582 Mark zum Ausgangspunkt nimmt und die durchschnittliche monatliche Steigerung mit 16 365 Mark einsetzt. Sicher ist, daß Beiträge und Leistungen in keinem Verhältnis stehen. Schon vom Jahre 1915 ab würde man die ganzen Ausgaben, wobei man den ganzen Kapitalwert der Renten in Ausgabe stellt, allein aus den Zinsen der Überschüsse der Jahre 1912 bis 1914 decken können! Die Zinseinnahmen steigen dann jährlich um mehr als $2^1/_4$ Millionen Mark, weil man die ganzen Erträge der Beitragserhöhung und die ganzen Ersparnisse der Beitragserstattung aufspeichern kann. Hier muß schleunigst Abhilfe geschaffen werden! Jeder Tag der Verzögerung be-

deutet für mehr als 10 000 Witwen und mehr als 100 000 Waisen Verlängerung und Verschärfung der Not, des Hungers und des Elends!

Das Risiko der Versicherung wird zwar vermindert. Aber Witwen und Waisen verhungern, während das für die Witwen und Waisen zusammengebrachte Geld zinstragend angelegt wird.

Die Vereinheitlichung des Arbeitsrechts.

Von Paul Lange.

Der zollpolitischen Einigung Deutschlands ist zunächst die militärische gefolgt. Hernach ist auch die Zersplitterung des bürgerlichen Rechtes bis auf einen bestimmten Rest beseitigt worden. Die herrschenden Klassen hatten an diesen Neuerungen und Fortschritten ein dringendes Interesse. Dagegen ist der Wirrwarr des Dienstvertragsrechtes noch immer vorhanden — ein Wirrwar insofern, als es zwar zu einem großen Teile auf reichsgesetzlicher Grundlage beruht, das Arbeitsverhältnis bedeutender Gruppen von Lohnempfängern jedoch landesgesetzlich geregelt wird. Außerdem aber besteht die Zersplitterung darin, daß sowohl die Reichsgesetze als auch die einzelnen Landesgesetze diejenigen Verhältnisse und Interessen, die bei den einzelnen Schichten der Lohnempfänger gleichmäßig vorhanden sind, nicht in vollem Umfang gleichmäßig, sondern vielfach in verschiedener Weise regeln.

Wie die zollpolitische Einigung der deutschen Bundesstaaten sich schon vor dem Deutsch-Französischen Kriege entwickelt hatte, so sind auch die Rechtsverhältnisse des Handelsverkehrs schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts einheitlich für die deutschen Bundesstaaten geordnet worden. Diese Vereinheitlichung war für das Bürgertum ein wirtschaftliches Bedürfnis; sie ist daher seinerzeit durchgesetzt worden, obwohl damals die staatsrechtlichen Verhältnisse für eine solche Maßnahme viel schwieriger lagen. Es gab keine Zentralgewalt, die das einheitliche Handelsrecht hätte einführen können, es mußte dies vielmehr auf dem umständlicheren Wege der besonderen Beschlußfassung durch die einzelnen Staaten erfolgen. Das Interesse des Bürgertums aber war stärker als diese Schwierigkeiten. Und so wurde ein allgemeines deutsches Handelsgesetzbuch in den Jahren 1862 bis 1864 (einige kleinere Gebiete folgten in den nächsten Jahren) im heutigen Deutschen Reiche und in Österreich, zu dem zu jener Zeit noch das heutige östliche Oberitalien gehörte, in Kraft gesetzt. Ein einheitliches Handelsrecht von der Nord- und Ostsee bis zur Adria und Galizien bis an die Grenze Rumäniens! Dieses neue Handelsrecht enthielt auch einige Vorschriften für den Dienstvertrag der Handlungsgehilfen, weil man »es für wünschenswert hielt, auch hierin Rechtsgemeinsamkeit zu erzielen«.

Wenn man sich dies vergegenwärtigt, so ermißt man erst, wie verwahrlost dagegen das Recht des Arbeitsvertrags noch ist. Und doch ist gerade dieses Recht für unsere Gegenwart von außerordentlicher Bedeutung. Es stellt sich jetzt dar als ein Teil des Bürgerlichen Gesetzbuchs, als ein Teil der Gewerbeordnung, als ein Teil des Handelsrechtes, und andere Teile sind in der Seemannsordnung, im Binnenschiffahrts- und Flößereigesetz untergebracht. Dazu kommen noch die Landesgesetze für den Bergbau, für das Verkehrsgewerbe, für das Gesinde und die Landarbeiter (von Neben-

gesetzen, bundesratlichen Bekanntmachungen und einzelstaatlichen Verordnungen ganz zu schweigen). Die Warenerzeugung und -verteilung beruht aber mehr als je auf dem Arbeitsvertrag. Die Zahl der Lohnempfänger ist nicht nur absolut, sondern auch relativ so gewaltig gewachsen, daß auch die jetzige Form der reichsgesetzlichen Regelung, das Arbeitsrecht als Anhängsel verschiedener gewerberechtlicher Bestimmungen erscheinen zu lassen, nicht länger aufrechterhalten werden darf. Vor allem aber ist das Recht des Arbeitsvertrags grundsätzlich etwas anderes als das Eigentumsrecht. Es muß von diesem losgelöst und besonders gewertet werden.

Die ökonomische Entwicklung zum Großbetrieb und die mit ihr einhergehende Arbeitsteilung haben die einzelnen Berufe der Lohnempfänger mehr oder weniger aufgelöst. Der Handlungslehrling kann nicht wissen, ob er — rechtlich genommen — jemals Handlungsgehilfe werden wird. Denn es kommt je nach den heutigen Rechtsverhältnissen darauf an, w o er seine kaufmännischen Dienste leistet. Verwendet er die von ihm erworbenen Kenntnisse und Fähigkeiten in einem Handelsbetrieb, dann ist er Handlungsgehilfe, verwendet er sie aber im Betrieb eines kleinen Handwerkers, eines gemeinnützigen Vereins oder eines landwirtschaftlichen Betriebs, so ist er rechtlich nicht Handlungsgehilfe. Der Metallarbeiter oder der Tischler sind nur dann Gewerbegehilfen, wenn sie ihre Arbeiten in Gewerbebetrieben ausführen. Ihre Arbeitsverhältnisse sind aber nicht nach der Gewerbeordnung zu beurteilen, wenn sie dieselbe Tätigkeit in einem nichtgewerblichen Unternehmen leisten. Denn der Gesetzgeber hat das Arbeitsvertragsrecht nicht nach der zu leistenden Arbeit differenziert, sondern es nach den Betriebsarten unterschieden, in denen diese Arbeiten verrichtet werden. Der Geschäftsinhaber andererseits, der einen Handlungsgehilfen beschäftigt, ist für diesen nach dem Handelsgesetzbuch verpflichtet, für seinen Hilfsarbeiter nach der Gewerbeordnung, für sein Dienstmädchen nach der landesgesetzlichen Gesindeordnung. Wenn einer von diesen drei Lohnempfängern krank wird, so hat der betreffende Geschäftsinhaber ganz verschiedene Verpflichtungen, weil die erwähnten verschiedenen Gesetze den gleichen Tatbeständen nicht dieselben Rechtsfolgen geben.

Eine innere Berechtigung für diese Verschiedenartigkeit liegt in keiner Weise vor. Man hat in Juristenkreisen wiederholt ihre Beseitigung angestrebt. Der deutsche Juristentag hat sich zweimal mit der Sache beschäftigt, und auch der vorjährige Gewerbe- und Kaufmannsgerichtstag hat dazu Stellung genommen. In der Praxis führt nämlich der gegenwärtige Rechtszustand zu geradezu lächerlichen Situationen. Rechtsanwalt Dr. Baum, der Archivar des Verbandes deutscher Gewerbe- und Kaufmannsgerichte, hat den Prozeß eines städtischen Arbeiters vor dem Gewerbegericht auf Bezahlung von Überstunden wie folgt geschildert:

Hier muß der Richter, bevor er in die Behandlung des Falles eintritt, dem Manne klarmachen, daß er mit der Stadt X. in einem ganz komplizierten Rechtsverhältnis steht. Der Mann hat zum Teil im Schulhof, zum Teil im Feuerwehrdepot, zum Teil im Bureau der Gasanstalt und der Krankenhausdeputation, die sich alle im selben Grundstück befinden, Reinigungsarbeiten ausgeführt. Die Schule und die Feuerwehr unterstehen zweifellos nicht der Gewerbeordnung, insoweit ist er also nicht gewerblicher Arbeiter, und das Gewerbegericht ist für den Anspruch wegen der Überstunden unzuständig. Die Gasanstalt ist Gewerbebetrieb und untersteht somit dem Gewerbegericht. Bezüglich des Krankenhauses, das Verpflegung in ver-

schiedenen Klassen gewährt, ist die Frage zweifelhaft. Hier muß vielleicht noch das Statut und der städtische Etat herbeigeholt werden, um zu prüfen, ob der öffentliche Zweck oder der Regiezweck überwiegt. Besonders schwierig ist die Reinigung des Klosetts (ich meine ihre rechtliche Qualifikation), da es zum Teil von den Feuerwehrleuten, zum Teil von den Beamten der Gasanstalt benutzt wird. Der Richter erhält jedenfalls für die Überstunden, die er auf diese Prüfung verwendet, keine besondere Bezahlung. Niemand wird behaupten können, daß durch die rechtliche Qualifikation der verschiedenen Arbeiter die Reinmachetätigkeit eine andere geworden ist oder sonst irgendein Moment vorliegt, aus dem der Rechtsanspruch des Arbeiters eine verschiedene Behandlung erfahren muß.

Das größte Interesse an der Vereinheitlichung des Arbeitsrechtes haben die Angestellten und Arbeiter selbst. Sie verlangen sie dergestalt, daß das zu schaffende einheitliche Recht in sozialem Sinne durchgeführt wird, damit es den nötigen Schutz vor der Willkür des Unternehmers und vor der schrankenlosen Ausbeutung ihrer Arbeitskraft gewährleistet. Dem widersetzen sich die Unternehmer, und hierin liegt auch die Ursache, warum die Zersplitterung des bestehenden Rechtes nicht längst abgeschafft worden ist. Die herrschenden Klassen haben an einer solchen Änderung kein Interesse; sie meinen vielmehr, daß eine solche Vereinheitlichung ihre Machtfülle einschränken werde. Die innere Berechtigung des Vereinheitlichungsgedankens bestreiten sie nicht. Sie setzen sich ihm entgegen, weil sie eine »ganz gewaltige Belastung der deutschen Industrie« befürchten.

Außerdem sind es noch politische Rücksichten, die gegen die Vereinheitlichung geltend gemacht werden, und zwar hat zum Beispiel der Reichstagsabgeordnete Dr. Junck auf dem Juristentag 1910 ausgeführt, daß »die historisch gewachsene Trennung zwischen Arbeitern und Angestellten auch im Rechte erhalten werden« müsse. Noch größere Befürchtungen hegt der konservativ-antisemitische Deutschnationale Handlungsgehilfenverband, der eine politische Radikalisierung der Angestellten schon dann befürchtet, wenn nur das Dienstvertragsrecht der verschiedenen Gruppen der Angestellten (nicht der Arbeiter) untereinander vereinheitlicht wird. Wo unter einzelnen Schichten der Lohnempfänger noch nicht die Ansicht vorhanden sein sollte, daß es besser sei, ohne Rücksicht auf andere Gruppen soviel als möglich Sondervorteile herausschlagen zu suchen, wird sie wohl bald aufgegeben werden, denn es bedarf keiner großen Überlegung, daß sich keine Unternehmergruppe gutwillig dazu hergeben wird, daß zu ihren Lasten eine Verbesserung des Dienstvertragsrechtes stattfindet, von der die übrigen Unternehmer nicht getroffen werden. Wer das zu schaffende soziale Recht als eine im Interesse der Volkswohlfahrt liegende Notwendigkeit anerkannt hat, der muß sie für alle Schichten der Lohnempfänger fordern. Nur der kann von wirklicher sozialer Gesinnung reden, der das, was er für sich erstrebt, auch für die anderen miterarbeiten will.

Am 26. April hat in Berlin ein Kongreß für einheitliches Angestelltenrecht stattgefunden, nachdem ähnliche Veranstaltungen mehr lokaler Natur voraufgegangen waren. Die Bedeutung des erwähnten Kongresses besteht darin, daß diesmal zwölf Angestelltenvereine offiziell zusammentraten, die sonst in ihrem Charakter nicht unbeträchtliche Unterschiede aufweisen und die die verschiedensten Angestelltengruppen organisieren. Beteiligt waren daran: Allgemeiner Verband der deutschen Bankbeamten, Allgemeine Vereinigung deutscher Buchhandlungsgehilfen, Bund

der technisch-industriellen Beamten, Deutscher Steigerverband, Deutscher Technikerverband, Deutscher Zuschneiderverband, Verband der Bureauangestellten, Verband der Kunstgewerbezeichner, Verband technischer Schiffsoffiziere, Verein der deutschen Kaufleute, Werkmeisterverband für das Buchbindergewerbe, Zentralverband der Handlungsgehilfen. Es fehlte auf dem Kongreß also nur die Reaktion der Angestelltenbewegung, nämlich der Deutschnationale Handlungsgehilfenverband, der Verband deutscher Handlungsgehilfen und der Verein für Handlungskommis von 1858. Einige andere hier nicht genannte Organisationen, der Kaufmännische Verband für weibliche Angestellte, der Verband deutscher Bureauangestellten zu Leipzig, der Deutsche Werkmeisterverband usw. sind zwar Freunde des einheitlichen Angestelltenrechtes, gehen aber in ihren sozialen Anschauungen nicht so weit als diejenigen, die an dem Kongreß beteiligt waren. Der Kongreß gestaltete sich infolge der vortrefflichen Ausführungen des Hauptreferenten Rechtsanwalt Dr. Sinzheimer-Frankfurt a. M. zu einer würdigen Kundgebung für die Vereinheitlichung und soziale Ausgestaltung des Arbeitsrechtes. Man blieb nicht nur an der Oberfläche der Materie haften, sondern sie wurde in ihrer ganzen Tiefe erschöpft.

Daß die Arbeiter im engeren Sinne und insbesondere die sozialdemokratischen Arbeiter für den gleichmäßigen sozialen Schutz aller Lohnempfänger eintreten, natürlich unter Berücksichtigung der etwa im Arbeitsbetrieb liegenden Besonderheiten, braucht nicht ausdrücklich hervorgehoben zu werden. Die Vereinheitlichung des Arbeitsrechtes ist eine Machtfrage; sie wird um so schneller gelöst werden, je mehr die Arbeiter und Angestellten von ihren politischen Rechten den entsprechenden Gebrauch machen.

Ursachen der Unfälle in der Baumwollspinnerei.

Von H. Krätzig.

Es gibt wohl keinen anderen Zweig der Textilindustrie, der auch nur annähernd einen gleich großen Nutzeffekt der Maschinen aufweisen kann, wie ihn die Baumwollspinnerei aufweist, allerdings nicht nur wegen der hervorragend technischen Vervollkommnung der Maschinen, sondern auch infolge des unerhörten Antreibesystems, dem die Arbeiter in den Baumwollspinnereien unterworfen sind. Die neue Baumwollspinnerei in Hof i. B. verteilte 1913 als Ergebnis dieser Mehrwerterzeugung 20 Prozent Dividende und für je 5 Aktien eine Freiaktie im Werte von 1000 Mark, das sind 40 Prozent des Aktienkapitals. Trotz dieser hohen Gewinne ist nicht einmal für ausreichenden Schutz der Arbeiter vor Unfallgefahren gesorgt, wie ein vor kurzem erschienenes Buch nachweist: „Die Unfallverhütung in der Baumwollspinnerei".[1] Der Verfasser, Doktoringenieur Karl Lachmann, hat sich nicht auf das Studium von Akten beschränkt, sondern in einer großen Baumwollspinnerei des Oberelsaß als Arbeiter in allen Teilprozessen der Garnproduktion gearbeitet, um aus eigener Anschauung die Unfallgefahr an den Maschinen der Baumwollspinnerei kennen zu lernen. Er hat dann eine Reise durch ganz Deutschland zum vergleichenden Studium von Baumwollspinnereien gemacht und schließlich auch die Akten der Textilberufsgenossenschaften studiert. Das Buch zeigt, daß der Verfasser den Fragen, die er behandelt, mit prak-

[1] Verlag der G. Braunschen Hofbuchdruckerei in Karlsruhe i. B. 149 Seiten. 3,60 Mark. (Heft 23 der Volkswirtschaftlichen Abhandlungen der badischen Hochschulen.)

tischem Verständnis gegenübersteht. Ohne, wie so viele andere bürgerliche Schriftsteller, auf den Unternehmerprofit ängstlich Rücksicht zu nehmen, hebt er hervor, daß die Baumwollindustrie, wo auch immer sie auftrat, jene ungünstigen Wirkungen auf Körper und Geist der Arbeiter zeitigte, die Folgen einer jeden und insbesondere einer zu raschen Mechanisierung der Arbeit sind. Eine solche rasche Mechanisierung der Arbeit wirkt um so nachteiliger für die Arbeiter, je häufiger der Wechsel in der Arbeitsstätte eintritt. Unerfahrenheit und Ungeschicklichkeit unterwirft die Arbeiter natürlich erheblich größerer Unfallgefahr, denn es gibt nicht zwei Baumwollspinnereien, die sich in der Maschinenanlage und Betriebsart gleichen. In den Baumwollspinnereien ist nun gerade der Arbeiterwechsel sehr groß, weil der Lohn für die meisten Arbeiter zu gering ist. Der Durchschnittslohn in der Norddeutschen Textilberufsgenossenschaft beträgt 805 Mark; wie der Verfasser aber aus den Katastern dieser Berufsgenossenschaft feststellte, stellte sich der Durchschnittslohn für die Baumwollspinnerei auf nur 785 Mark. Wo besser zahlende Industrie im Umkreise von Baumwollspinnereien liegt, haben diese daher ständig Mangel an Arbeitern. Die Chemnitzer Aktienspinnerei hat fast ständig Werber in Böhmen, die Arbeiter heranholen müssen. Auch die süddeutschen Betriebe bekommen viel Arbeiterzuzug aus Österreich und vor allem aus Italien. Verunglücken dann diese meist ungelernten Arbeiter, die man an die rasenden Spinnmaschinen stellt, dann heißt es meist, der Unfall ist durch eigenes Verschulden herbeigeführt worden. Lachmann sagt daher sehr richtig: „Eine wohlwollende Lohnpolitik der Unternehmer wird daher unfallschützend wirken können."

Aber nirgends ist weniger von wohlwollender Lohnpolitik zu bemerken wie in den Baumwollspinnereien. Frauenarbeit und Arbeit der Jugendlichen ist hier vorherrschend. Die Frauenarbeit an den gefährlichen Schlagmaschinen, Öffnern und Ballenbrechern kostet eben nur 2 Mark pro Tag, die Männerarbeit aber mindestens 3 Mark, und deshalb ziehen die Unternehmer die Frauenarbeit vor, obgleich diese Arbeit für Frauen völlig ungeeignet ist. Mit Recht wird gesagt, „man kann sich der Überzeugung nicht erwehren, daß die vielen und schweren Unfälle an den Schlagmaschinen, Öffnern und Ballenbrechern mit großer Wahrscheinlichkeit auf die Verwendung ungeeigneter billiger Arbeitskräfte zurückzuführen sind". Ähnlich liegt es bei der Beschäftigung der Jugendlichen an den Selfaktoren. Geradezu erschreckend groß ist der Prozentsatz der an den Selfaktoren verunglückten Jugendlichen. „Die Statistik der an Selfaktoren Verletzten in den Baumwollspinnereien der Textilberufsgenossenschaft von Elsaß-Lothringen ergibt als Durchschnitt der Jahre 1906 bis 1910 für die Arbeiterkategorie mit 14 bis 15 Jahren als Gesamtzahl der Unfälle 41,7 Prozent, für die nichtentschädigten Unfälle 45,5 Prozent und für die entschädigten rund 24,4 Prozent." Diese große Unfallhäufigkeit der Jugendlichen rührt, wie der Verfasser eingehend nachweist, davon her, daß während sie putzen müssen die Maschinen im Gange sind! Die Putzzeit wird in der Regel äußerst knapp bemessen, denn die Maschine soll nicht lange stehen. Sauber soll sie aber auch sein, sonst stört sie den Betrieb und führt Bestrafungen der Arbeiter herbei. Da wird nun während sie in Betrieb ist geputzt und damit die Unfallgefahr erhöht. Die Unfallverhütungsvorschriften befördern diesen Unfug noch; denn wenn es zum Beispiel heißt: „Das Putzen und Reinigen der Maschinen während des Ganges ist in der Regel verboten", so heißt das nach der Auslegung des Aufsichtspersonals: das Putzen ist immer erlaubt. Um der durch das Putzen der Maschinen während ihres Ganges gesteigerten Unfallgefahr zu steuern, wird verlangt:

1. Festsetzung fester Putzzeiten mit Stillstand der ganzen Anlage oder
2. Einführung von Putzkolonnen, die während der Zeit der natürlichen Stillstände der Maschinen putzen sollen.
3. Automatische Putzvorrichtungen.

In England trägt man sich jetzt mit dem Gedanken, für jede Industrie bestimmte Putzzeiten vorzuschreiben. Dazu wird man auch bei uns

schreiten müssen, denn die Unternehmer haben gar kein Interesse für den Schutz der Arbeiter, und zwar schon deshalb nicht, weil in der Baumwollspinnerei die Spekulation im Rohstoffeinkauf eine große Rolle spielt, so daß viele Betriebsleitungen dem technischen Betrieb mehr oder weniger gleichgültig gegenüberstehen. „Wo der Hauptgewinn durch das Handelsgeschäft entsteht, hat manche Betriebsleitung nur geringes Interesse an der Verbilligung der Produktion durch technische Maßnahmen," schreibt Lachmann. Alle längst amortisierten Maschinen bleiben stehen, und das trägt auch zur Unfallhäufung bei, denn die alten Maschinen haben oft keine genügenden Schutzvorrichtungen. Sie wurden seinerzeit völlig ohne Schutzvorrichtungen gebaut und geliefert, während die heute gelieferten neuen Maschinen all diejenigen Schutzvorrichtungen enthalten, die in den Unfallverhütungsvorschriften verlangt werden. Technisch zurückgebliebene Betriebe erhöhen also die Unfallgefahr. Dazu kommt, daß in solchen Betrieben ein durch Prämien gesteigertes Hetztempo die rückständige Technik wettmachen soll. Die Aufmerksamkeit wird durch die Ermüdung gelähmt, und damit ist gar bald das Unglück fertig. Es bleibt daher schon richtig, was die organisierten Arbeiter sagen: „Die beste Unfallverhütung ist die Beseitigung aller Überanstrengung als Folge des Akkordlohnes." Lachmann will dies Argument nicht gelten lassen; er meint, wäre dies Argument richtig, dann müßte doch bei den im festen Tagelohn stehenden Arbeitern die Unfallhäufigkeit geringer sein. Das Gegenteil sei aber der Fall. Er muß aber selbst zugeben, daß die Maschinen, an denen im Tagelohn stehende Arbeiter beschäftigt sind (Schlagmaschinen, Ballenbrecher, Krempeln), weit gefährlichere Maschinen sind wie die Feinspinnmaschinen. Ein Vergleich ist also nicht statthaft. Es stimmt schon, wenn viele Arbeiter, die der Verfasser befragt hat, besonders die intelligenteren, als Ursache für die Nichtbeachtung der Unfallverhütungsvorschriften die Nervosität angegeben haben, die sie bei der Arbeit erfasse. Was erzeugt diese Nervosität? Nun, die Sorge um die Existenz, die Angst, den Lohn nicht zu erreichen, der nötig ist, um die Bedürfnisse der Familie zu decken, die bei der ungünstigen sozialen Lage der Arbeiter schwer zu decken sind. Es ist ohne Zweifel richtig, wenn in dem Jubiläumswerk des Vereins Deutscher Revisionsingenieure zu lesen steht, „daß mit dem Verbot der Akkordarbeit viele Unfälle aus der Welt geschafft würden". Damit soll nun nicht gesagt sein, daß ein Verschulden der Arbeiter bei Unfällen niemals vorkomme. O nein! Es ist den Gewerkschaften der Arbeiter nur zu gut bekannt, daß leider noch recht viele Arbeiter eine oftmals geradezu sträfliche Gleichgültigkeit gegenüber den Gefahren, die sie auf dem Schlachtfeld der Arbeit umbranden, besitzen. Ein Arzt hat einmal gesagt: „Der Arbeiter hat, wenn es gilt, sich gegen Berufsgefahren, sie seien welcher Art sie wollen, zu schützen, keinen schlimmeren Feind als sich selbst, seine Gleichgültigkeit, seine Indolenz, welche ihn die gesundheitliche Bedrohung nicht erkennen läßt." Dieses Urteil trifft sicherlich auf viele Arbeiter zu, aber es ist eben auch hier oft die augenblickliche Sorge, welche die Sorge um die Zukunft verdrängt. Richtig ist es nicht! Die Arbeiter sollen den Berufsgefahren die größte Aufmerksamkeit schenken. Können sie ihnen nicht allein steuern, dann sollen sie sich organisieren, um Gesundheit, Kraft und Leben zu schützen.

In dem Kapitel: „Die Entwicklung der Spinnarbeit in unfalltechnischer Hinsicht" geht Lachmann die einzelnen Maschinenarten durch, um die Mängel aufzuzeigen, durch die Unfälle hervorgerufen werden.

Bei allen Maschinen ist es wichtig, in welcher Zeitperiode sie hergestellt wurden. Die ältesten Systeme wurden ohne jegliche Schutzvorrichtung gebaut. Dann kam eine Zeit, wo die Maschinen mit Schutzvorrichtungen gebaut wurden, wenn es der Besteller verlangte. Heute betrachtet man die Schutzvorrichtungen als Bestandteile der Maschine und liefert sie ohne Bestellung mit. Wenn nun auch aus der ersten Periode nur noch wenig Maschinen im Gebrauch sein mögen, aus der zweiten Periode ist das noch in großem Umfang der Fall. Die Schutzvorrich-

tungen sind ja wohl an den Maschinen angebracht, aber an den Maschinen, an denen dies nachträglich geschah, sind sie nicht so zweckmäßig angebracht wie bei den heute gebauten Maschinen. „Prinzip der Unfalltechnik soll es sein, die Schutzvorrichtung der Willkür des Bedienungspersonals zu entziehen." Bei den älteren Maschinensystemen ist dieses Prinzip noch nicht verfolgt worden, weshalb diese eine größere Unfallgefahr bieten. An den der Vorbereitung des Materials dienenden Maschinen werden heute die Verdecke, welche die rasend rotierenden Schläger- und Siebtrommeln verdecken, durch einen Stift verriegelt, der durch einen Schlitz der Riemenscheibe gebracht werden muß. Erst dadurch erfüllt die Schutzvorrichtung ihren Zweck; die Maschine muß vorher zum Stillstand gebracht werden, ehe die gefährlichen Trommeln freigelegt werden. An den alten Maschinen sind die Verriegelungen der Verdecker so angebracht, daß sie beim Gange der Maschine geöffnet werden können und dann leicht Verletzungen eintreten. Verschiedentlich ist nun behauptet worden, durch Verschlüsse der erstgenannten Art werde verhindert, daß die Maschine rasch geöffnet werden könne, wenn durch Funkenbildung am Schläger eine Entzündung der Baumwolle eintrete. Lachmann sagt, daß dieser Grund hinfällig sei; die Unmöglichkeit des raschen Öffnens bei einem Brande sei durchaus kein Nachteil. Eine solche Entzündung sei auch nachweisbar kaum je vorgekommen. Um den Unfällen vorzubeugen, die durch unbeabsichtigtes Ingangsetzen der Maschinen erfolgen, fordert Lachmann feststellbare Ausrücker und eine zweckmäßige Konstruktion der Leerlaufscheibe und kommt zu der schweren Anklage: „Der Unternehmer, der an seinen Karden keine Riemenausrücker anbringen läßt, setzt deshalb seine Arbeiter täglich zahlreichen und großen Unfallgefahren aus, so daß bei dem heutigen Stande der Technik beinahe der Vorwurf der Fahrlässigkeit angebracht erscheint."

Die Anschaffungskosten einer solchen Ausrückvorrichtung sind lächerlich gering. Eine Riemengabel kostet etwa 5 Mark. Die Unterlassung der Anschaffung solcher Einrichtungen ist also schon keine Fahrlässigkeit mehr, sondern eine unerhörte Gewissenlosigkeit.

Geradezu eine Falle für Unfälle bildet der in Hüfthöhe angebrachte horizontale Abstellhebel an den Streckmaschinen. Im Durchschnitt der Jahre von 1886 bis 1910 betrug die Zahl der Unfälle an diesen Maschinen bei der Textilberufsgenossenschaft von Elsaß-Lothringen 7,3 Prozent. Die Unfälle entstehen dadurch, daß beim Entfernen von Baumwolle, die sich um die Walzen oder Räder gewickelt hat, durch eine Bewegung der die Maschine bedienenden oder einer anderen Arbeiterin an den Abstellhebel gestoßen und dadurch oft die Maschine in Betrieb gesetzt wird. Die an den Walzen oder Rädern putzende Arbeiterin kommt dann mit den Fingern in die Maschine und trägt schwere Verletzungen davon. Durch eine Höherlegung der Abstellstange unter Fortfall der Hebel könnte diesen Unfallursachen vorgebeugt werden.

Durchschlagend sind die Ausführungen Lachmanns, daß eine gute Unfallverhütung weit billiger wäre wie die Unfallentschädigung. Das Räsonieren der Unternehmer, daß die Arbeiterschutzvorrichtungen zu hohen Unkosten, zur Beeinträchtigung der Produktion an Quantität und Qualität und zur Erschwerung der Konkurrenz auf dem Weltmarkt führe, wird als völlig unbegründet zurückgewiesen, und zwar dadurch, daß er die Kosten der Schutzvorrichtungen denen der Unfallentschädigung gegenüberstellt. So zeigt er unter anderem, daß mit den 376 Mark Jahresrente, die ein einziger Unfall kostet, ein Riesenbetrieb von 300 000 Spindeln, wie in Deutschland nur einer (Gerret van Delden in Gronau) vorhanden ist, mit den erforderlichen Schutzvorrichtungen hätte versehen werden können.

Das geradezu schreiende Mißverhältnis der Unfallverhütungskosten zu den Unfallentschädigungskosten zeigt, daß hier die Gesetzgebung noch ein sehr wichtiges Versicherungsproblem zu lösen hat. Die Unfallversicherung muß so gestaltet werden, daß sie den Unfallschutz zu einem wirtschaftlichen Faktor für den

einzelnen Unternehmer macht; das heißt der Unternehmer muß dadurch, daß er in seinem Betrieb die bestmöglichsten Unfallverhütungsmaßnahmen trifft, einen wirtschaftlichen Vorteil haben, nämlich er müßte, wie Lachmann vorschlägt, an Beiträgen zur Unfallversicherung mehr sparen, wie der Unfallschutz kostet. „Die materiellen Interessen der Gewerbetreibenden sind bei der gegenwärtigen Gestaltung der Unfallversicherung den Interessen der Unfallverhütung geradezu entgegengesetzt." So hat sich Gewerberat Willner geäußert in der Begründung eines Antrags an den deutschen Reichstag zur besseren Ausgestaltung der Unfallversicherung. Und in der Tat braucht man nur Lachmanns Beispiele für die Kosten der Unfallverhütung und der Unfallentschädigung zu vergleichen, um zu sehen, daß auf dem Gebiet der Unfallverhütung weit mehr geschehen würde, wenn die Unternehmer durch Ausbau der Unfallversicherung an der Unfallverhütung materiell interessiert würden. Heute haften die Unternehmer im großen und ganzen für die Kosten der Unfallentschädigung gleichmäßig, gleichviel, ob der einzelne mehr oder weniger für Unfallschutz sorgt. Viele Unternehmer wollen daher für Unfallschutz nichts ausgeben, weil es die Konkurrenten unterlassen und sie doch für die Unfälle in deren Betrieben mithaften müssen. Es ist daher ein gewiß diskutabler Gedanke, ob nicht eine Lösung der Kostenfrage für die Unfallversicherung gefunden werden kann, welche die Unfallverhütung bis zur größtmöglichsten Vollkommenheit fördert.

Das Buch Lachmanns verdient die weiteste Verbreitung und gibt hoffentlich die Anregung, auch andere Berufszweige in dieser Weise zu erforschen.

Notizen.

Die Elektrizitätsindustrie in Deutschland. Vor einigen Jahren hatte der Verfasser dieser Zeilen die Gelegenheit, die Ursachen des wirtschaftlichen Aufschwunges seit Mitte der neunziger Jahre zu untersuchen. Er fand sie in der raschen Ausdehnung des Weltmarktes und in der Umwälzung, die die Anwendung des elektrischen Motors in den Produktionsverhältnissen hervorgerufen hatte. Dies wurde bestritten. Man glaubte, ich hätte den Einfluß der elektrotechnischen Umwälzung der letzten Jahre übertrieben. Allein die folgenden Jahre konnten mich in meiner Annahme nur noch befestigen. Die jetzt vorliegende „Statistik der Elektrizitätswerke in Deutschland nach dem Stande vom 1. April 1913"[1] beweist wiederum ein gewaltiges Ansteigen der Elektrizitätswerke in Deutschland. Man zählte nämlich an öffentlichen Elektrizitätswerken, das heißt an solchen, die Strom an Dritte abgeben, 1903 939, 1907 1530, 1909 1978, 1913 4040. Seit dem Konjunkturniedergang von 1903 bis zur Konjunkturhöhe von 1907 sind rund 590 Werke hinzugekommen, von 1909 bis 1913 dagegen 2160 Werke. 1907 waren 3300 Orte mit Elektrizität versorgt, 1909 4700, und 1913 stieg ihre Zahl auf 17 500 an. So fieberhaft hat die Elektrizitätsindustrie in den letzten Jahren gearbeitet.

Dementsprechend hat sich auch der Anschlußwert der Elektrizitätswerke seit 1907 mehr als verdreifacht. Der Gesamtanschlußwert war 1907 1,1 Millionen Kilowatt, 1909 1,86 und 1913 3,7 Millionen Kilowatt.

Außer den öffentlichen Elektrizitätswerken gibt es noch Werke, die dem privaten Verbrauch dienen, die also ausschließlich Bergwerke oder Industriebezirke mit elektrischer Energie speisen. Nach einer Enquete des Generalsekretärs des Verbandes deutscher Elektrizitätswerke, Dettmar, die in der „Elektrotechnischen Zeitschrift" Mitte Mai vorigen Jahres veröffentlicht wurde, betrug die Leistung dieser Werke 1906 3,4 Millionen und 1911 6,7 Millionen Kilowatt. Die wirklich ab-

[1] Berlin, Verlag von J. Springer. Preis 8 Mark.

gegebene Kraft aller Elektrizitätswerke Deutschlands stellte sich 1906 auf 4800 Millionen Kilowattstunden und 1911 auf 10,1 Millionen Kilowattstunden, hat sich also mehr als verdoppelt. Davon sind für Kraftzwecke 8400 Millionen und für Licht 16 Millionen verwendet worden.

Mit welcher Schnelligkeit die Verwendung der elektrischen Energie im Bergbau und in der Industrie vor sich gegangen ist, erhellt beispielsweise aus der Produktion der Elektrizitätswerke im rheinisch-westfälischen Bergbaubezirk, die sich von 1907 bis 1911 von 185 Millionen auf 764 Millionen Kilowattstunden erhöht hat. In Oberschlesien wurde an Energie verbraucht: 1907 90 300, 1909 143 000 und 1912 250 000 Kilowattstunden. Die Leistung von 28 elektrischen Anlagen, die Energie für Hüttenwerke abgeben, war 1907 387 und 1911 1007 Millionen Kilowattstunden, von 7 anderen Anlagen, die Maschinenfabriken speisen, 89 und 146 Millionen Kilowattstunden und von 70 privaten Elektrizitätswerken, die Energie für Textilfabriken liefern, 1907 0,6 und 1911 1,1 Millionen Kilowattstunden.

Ich glaube, diese Zahlen genügen, um die umwälzende Wirkung der Elektrizität auf unsere Wirtschaft zu illustrieren. Wenn in den letzten Jahren durchschnittlich 15 öffentliche Elektrizitätswerke pro Woche gebaut worden sind, so muß schließlich für jeden Einsichtigen die gewaltige Bedeutung der elektrotechnischen Industrie für das Gesamtwirtschaftsleben klar werden. Wir haben auch gesehen, in welchem Maße die Industrie zur Verwendung des Elektromotors übergeht. Aus der Ausdehnung der Überlandzentralen schließen wir, daß auch die Landwirtschaft sich immer mehr der elektrischen Energie bedient. Leider haben wir aber dafür keine genauen Angaben.

Der Schweizerische Elektrotechnische Verein hat neuerdings versucht, durch eine Umfrage die Anwendung von Elektrizität in der Landwirtschaft festzustellen. Es erwies sich dabei, daß die Zahl der Elektromotoren, die dem Landwirt zu Hilfe kommen, von 1905 bis 1911 von 888 auf 4417 gestiegen ist, sich also fast verfünffacht hat.

Nebenbei sei hier bemerkt, daß die Zahl der an Genossenschaften abgegebenen Motoren sehr gering ist, nämlich im ganzen 116. Die Hoffnungen der Freunde des bäuerlichen Kleinbetriebs auf die Genossenschaften erweisen sich auch in diesem Falle als eine Illusion.

Die Tendenz der Konzentration tritt auch bei den öffentlichen Elektrizitätswerken immer deutlicher hervor. Es waren nämlich Werke mit einer Gesamtleistung in Kilowatt:

	bis 100	101 bis 500	501 bis 1000	1001 bis 2000	2001 bis 5000	über 5000
1895	91	40	7	5	4	—
1903	494	320	45	27	26	17
1913	1175	771	159	96	88	103

Unter den größten Werken waren außerdem 50 mit einer Gesamtleistung von über 10 000 Kilowatt.

In den letzten Jahren wurden also zwar sehr viele kleinere Werke gebaut, gleichzeitig aber auch immer größere und größere. So hat sich seit 1903 die Zahl der kleinen Werke etwas mehr als verdoppelt, die der Riesenwerke aber versechsfacht. Von den öffentlichen Elektrizitätswerken befinden sich drei Viertel in privaten Händen, dabei sind es meist die großen Werke. Das Elektrizitätskapital ist im Kampfe zwischen Privat- und Staatsbetrieb Sieger geblieben und droht, selbst die letzten Burgen des Staatsbetriebs zu nehmen, die für den elektrischen Betrieb der Eisenbahnen nötigen Kraftquellen an sich zu reißen. So will Bayern die Ausnutzung des Walchensees dem Elektrogroßkapital ausliefern usw. Dadurch wird aber das Elektrogroßkapital zur faktischen Herrschaft nicht nur über die Landesindustrie, sondern auch über die Eisenbahnen gelangen. sp.

Anzeigen.

(Besprechungen hier angezeigter Schriften behält sich die Redaktion vor.)

Durch Kampf zum Sieg! 1889 bis 1914. Jubiläumsschrift der sozialdemokratischen Partei in Halle und dem Saalkreis. Herausgegeben vom Vereinsvorstand. Verleger: Karl Reiwand, Halle a. d. S. 236 Seiten mit Anhang: Bilder zur Halleschen Parteigeschichte.

Die aus Anlaß des 25jährigen Bestandes des Sozialdemokratischen Vereins herausgegebene Festschrift schildert nach kurzem Rückblick auf die soziale Geschichte der Stadt seit 1848 die Entwicklung der Partei- und Gewerkschaftsorganisation. Besonders behandelt werden Maifeier und Polizeiattacke 1900, der Prozeß gegen Genossen Kunert, die Wahlrechtsbewegung 1906, der 13. Februar 1910 (Wahlrechtsbewegung), die Versammlung in der Heide 1910, die Maifeierverbote 1913 und der Kampf um Versammlungslokale. Ferner werden dargestellt die Frauenbewegung, die Beteiligung an den Reichstags-, Landtags- und Gemeindewahlen, die Entwicklung der Presse und der Genossenschaften; der Parteitag von 1890 nur, soweit er für die lokale Geschichte Bedeutung hat.

Gegen den staatlichen Gebärzwang. Reden des Reichstagsabgeordneten August Brey, des Genossen Dr. Silberstein und der Genossin Luise Zietz. Hannover, Volksbuchhandlung (Dörnke & Mey). 29 Seiten. 15 Pfennig.

Die Reden, die im März in Berlin in einer Protestversammlung gegen den Entwurf eines Gesetzes betreffend den Verkehr mit Mitteln zur Verhinderung der Geburten gehalten wurden, unterziehen diese politische Quacksalberei einer scharfen Kritik, in der der Politiker, der Arzt und die Frau die Stellung der Sozialdemokratie zu dem Gesetzentwurf klarlegen.

Schwester Lydia Ruehland, **Kurzer Leitfaden für Mütter.** Kommissionsverlag der Volksbuchhandlung, Hannover. 31 Seiten. 30 Pfennig.

Der Leitfaden bringt den Müttern die wichtigsten Kenntnisse in bezug auf Pflege und Ernährung des jungen Kindes in leichtverständlicher Form und doch auf wissenschaftlicher Grundlage. Die Verfasserin ist Leiterin und Vortragende der von der Volksborngesellschaft veranstalteten Mütterkurse.

Richard Tronicke, **Die Aufgaben des proletarischen Jugendausschusses.** Winke und Ratschläge. Herausgegeben von der Zentralstelle für die arbeitende Jugend Deutschlands, Berlin SW 68. Berlin, Buchhandlung Vorwärts. 23 Seiten.

Das Schriftchen soll nicht dazu dienen, Jugendleiter »anzulernen«, sein Zweck soll vielmehr sein, den in der proletarischen Jugendbewegung tätigen Genossen, namentlich denen der kleinen Orte, Fingerzeige aus der Praxis für die Praxis zu geben. Es behandelt die Zusammensetzung des Jugendausschusses, Agitation und Organisation der Jugendbewegung, das Jugendheim, die Bibliothek, die Veranstaltungen im Jugendheim, Elternabende, Singstunden und Musik, Wandern und Spiele im Freien und den Jugendschutz.

Albert Fleck, Arzt in Berlin, **Die Berufskrankheiten der Maler, Anstreicher und Lackierer.** Mit einem Anhang: **Bleimerkblatt des Kaiserlichen Gesundheitsamtes.** Heft 39 der Arbeiter-Gesundheits-Bibliothek. Herausgegeben unter Leitung von Dr. med. Zadek. Berlin, Buchhandlung Vorwärts. 20 Seiten. Preis 20 Pfennig.

Die Abhandlung gibt zunächst eine Übersicht über Arbeitsweise und Materialien im Maler-, Anstreicher- und Lackierergewerbe und schildert dann die Berufsschädlichkeiten, die Krankheiten der Malerarbeiter und die Verhütung der Bleivergiftung.

Feuilleton

Strindberg-Aufführungen.

Von Konrad Schmidt.

Der Tod Strindbergs hat das Interesse an diesem rätselvollen Manne, der in Deutschland zur Zeit der Freien Bühne als einer der Repräsentanten des jung aufstrebenden Naturalismus galt, von neuem stark belebt. Die großen Berliner Theater wetteifern seit ein paar Jahren in der Darstellung seiner Dramen. »Der Vater«, »Fräulein Julie« und einige etwa gleichzeitig entstandene kleinere Theaterstücke, in denen Strindberg seine Überzeugung von der moralischen und intellektuellen Minderwertigkeit der Frau mit leidenschaftlicher Beredsamkeit verfocht, wurden in Berlin und anderen deutschen Städten schon in den neunziger Jahren gespielt. Dann kamen, diesen Ring erweiternd und eine Fülle neuer Anregungen gebend, die Strindbergaufführungen, die Reinhardt in seiner ersten Zeit als Leiter des Kleinen Theaters veranstaltete. Vor allem hinterließ die Vorstellung des »Rausch«, eines der späteren Stücke, das allen anerkannten Bühnentraditionen widersprach, einen tiefen Eindruck. Auch hier hat Reinhardt in gewissem Sinne Bahn gebrochen.

Die dann nach langjährigem, fast völligem Verschwinden des schwedischen Dichters aus dem Berliner Bühnenrepertoire neuerdings einsetzende Hochflut der Strindbergvorstellungen hat auch dem Werte nach sehr Verschiedenes gebracht. In dem bereits verkrachten Lanzschen »Deutschen Schauspielhaus« ging ein ganzer Strindbergzyklus über die Bretter, der neben Wiederholungen der »Kameraden« und der »Gläubigen« auch eine Erstaufführung von »Ostern« brachte. Es ist das eines der schwächsten Stücke Strindbergs, das, Ende der neunziger Jahre nach einer überaus schweren, fast bis zum Wahnsinn gehenden Depression des Dichters verfaßt, einen fromm-gläubigen Fibel-Optimismus zur Schau trägt. — Das historische Schauspiel »Christine«, das sich längere Zeit im Hebbeltheater hielt, interessierte durch seine feine Frauenpsychologie in den ersten Akten, bog dann aber, die Erwartung täuschend, in völlig unverständliche Willkür ab.

Um so gewaltiger war die Wirkung, die Reinhardt vor zwei Jahren mit dem »Totentanz« (1. Teil) im Deutschen Theater erzielte. In diesem, im Jahre 1900 entstandenen Drama spinnt Strindberg sein altes Thema, den Kampf der Geschlechter in der Ehe, weiter fort. Indessen ohne jene einseitige Parteinahme, die seine früheren den Gegenstand behandelnden Stücke kennzeichnet. Zweieinhalb Jahrzehnte haben Edgar, der schon ergraute Militär, der seine Mißerfolge hinter allerhand phantastischen Renommistereien versteckt, und sein Weib, das sich durch die Heirat um eine glänzende Bühnenkarriere betrogen wähnt, aneinander geschmiedet, ihr Leben wechselweise vergiftet. Ein Freund des Mannes und früherer Anbeter der Frau, in dies Haus verschlagen, wird, von beiden umworben, Zeuge ihres Hasses. Er erlebt es, wie die Frau bei einem Schlaganfall des Gatten, in der Hoffnung, daß der Tod sie von ihm befreien werde, höhnend triumphiert; hört die unsinnigen Rachepläne des Wiedergenesenen mit an; und als er endlich scheidet, sitzen die Eheleute wieder wie am Anfang beisammen, in einem jener

Waffenstillstände, die ihren Krieg von Zeit zu Zeiten unterbrechen. Alles wird bleiben, wie es war. Der Gatte läßt seinen Gedanken freien Lauf. »Ich las in diesen Tagen in einer Zeitung, daß sich ein Mann ... siebenmal hatte scheiden lassen, mithin ... siebenmal verheiratet war ... schließlich machte er sich bei vollendeten neunzig Jahren auf und davon und verheiratete sich von neuem mit seiner ersten Frau! Das ist die Liebe.... Willst du silberne Hochzeit haben, Frau? Sag' ja, du! — Sie werden über uns lachen, aber was tut's! Wir lachen mit! Oder verhalten uns ernst, ganz wie du willst.... Also silberne Hochzeit! Durchstreichen und weitergehen!...« Was beim Lesen leicht als demonstrierendes Zusammenhäufen und gewollte Übertreibung erscheint, erhielt in Wegners frappant genialer Verkörperung des alten Haudegens, die alle Widersprüche der Figur zu lebendiger Einheit verschmolz, unvergleichlich zwingende Wucht. Die Quintessenz von Strindbergs Eigenart, so oft durch Hemmungen geschwächt, trat hier in dieser Nachschöpfung mit ungeahnter suggestiver Kraft des Ausdrucks hervor.

Solchen machtvoll geschlossenen Eindruck hat trotz vielfach vorzüglicher Darstellungen keines der in der letzten Spielzeit vorgeführten Strindbergstücke mehr erreichen können. Manches blieb fremd und fern. So die beiden Märchendramen: »Schwanenweiß« im Königlichen Schauspielhaus und die aus einer düsteren schwedischen Volkssage geschöpfte »Kronbraut« im Hebbeltheater. Im Deutschen Theater wurden »Der Scheiterhaufen«, den bereits Lanz in einer Sondervorstellung gebracht hatte, und »Wetterleuchten«, zwei Kammerspiele aus des Dichters letzten Jahren, gespielt, in Stil und Stimmung durch eine ganze Welt getrennt. Im »Scheiterhaufen« glüht und zuckt derselbe Haß, der in den Jugenddramen wider weibliche Verruchtheit donnerte. Der Autor überschreit sich, der Eifer, den er an den Tag legt, die Figur der Mutter mit immer neuen Gemeinheiten auszustatten, hat etwas Pathologisches, streift hier und da sogar an Komik. Zum Beispiel wenn der Sohn in ständigen Wiederholungen darauf zurückkommt, sie habe niemals ordentlich heizen lassen! Den Inhalt bildet die Entlarvung der Elenden und die Revolte von Sohn und Tochter nach dem Tode des Vaters. Um ihren Liebhaber in der Nähe zu behalten, hat sie die Werbung desselben um die Hand ihrer Tochter begünstigt, der dann, als sich im Nachlaß des Verstorbenen kein Geld findet, seinem Ingrimm in brutaler Roheit Luft macht. Der kranke, für seine Verzweiflung im Trunk Vergessenheit suchende Bruder und die hysterische Schwester, die in dem Streit der Eltern auf Seite der Mutter stand, finden einander, und sie erfährt von ihm die Vorgeschichte der Ehe ihrer Eltern. Grausam rechnen sie mit der Mutter ab. Jede Schandtat, die sie je begangen hat, wird ihr vorgerückt. Und schließlich steckt der Sohn in einer Art von Wahnsinnsanfall das Haus an. Die ganze Brut, im Keime schon verdorben, soll zugrunde gehen. Die Alte, in ihrer Phantasie vom Schreckgespenst des toten Gatten gejagt, stürzt sich beim Feuerschein aus dem Fenster. Die Geschwister, sich umschlungen haltend, harren dem Tod, ihn als Erlöser begrüßend, entgegen. Der Rauch erstickt sie. Auch das glänzende Spiel vermochte diesen Szenen nicht den Schein der Wirklichkeit zu leihen und einen Nachhall wärmeren Gefühls zu wecken.

Ganz anders in dem »Wetterleuchten«, dessen diskret gedämpfter Tonart sich die Darstellung vollendet anpaßte. Über dem Haupte eines stillen, einsamen Mannes, der an der Seite eines gedankenlosen, koketten, boshaft

bornierten Weibes, das ihm schließlich mit einem anderen davonging, die Qualen einer Strindbergschen Ehe ausgekostet hat, ballen sich drohende Gewitterwolken. Die einstige Gefährtin, jämmerlich herabgekommen, an einen Hochstapler geraten, der sie und ihre Tochter schmachvoll ausnützt und mißhandelt, sucht, im Vertrauen auf ihre einstige Macht, bei dem Verlassenen einzudringen, die Herrschaft wieder zu erobern. Sein treuester Freund, der Bruder, den sie einst in ihre Netze zog, verwendet sich für sie. Aber der Freigewordene bleibt fest, er weigert sich sogar, die Tochter, an deren Kindheit er in zärtlich verklärender Erinnerung zurückdenkt, wieder zu sehen. Das alles ist mit menschlich tiefem Mitgefühl, das sich auch der Frau nicht versagt, und einer bei Strindberg seltenen Fülle intim-psychologischen Details entwickelt. Der Wille zur Gestaltung drängt die Anklägerleidenschaft zurück.

Das größte und interessanteste Strindbergexperiment dieser Saison war aber zweifellos die Inszenierung des ersten Teils von »Nach Damaskus«, mit der Direktor Barnowsky jüngst im Lessingtheater herauskam. Die Trilogie, die diesen Titel trägt, etwa derselben Zeit wie »Ostern« und der »Totentanz« entstammend, zeigt unverkennbar die Nachwirkungen schwerer geistiger Erkrankung. Das Werk will eine Beichte und dichterische Spiegelung von Strindbergs eigenen Erlebnissen und Seelenkämpfen in den neunziger Jahren, seiner phantastischen Wahngebilde und Erlösungshoffnung sein und verläuft sich, mehr noch in den beiden letzten Teilen als in dem ersten, allegorisierend in ein Gewebe spukhaft-mystischer Beziehungen. Auch hier steht wieder das Verhältnis von Mann und Frau, die Feindschaft, die aus ihrem Bunde erwächst, im Vordergrund. Doch hinter diesem Haß und ihn am Schlusse besiegend glimmt verborgene, tiefe Liebessehnsucht. Der »Unbekannte«, so nennt sich Strindberg hier, von Leid zu Leid gehetzt, häuft in trotzig-vermessenem Sinne Schuld auf Schuld, wird aber am Ende seiner Lebensbahn von gütigen Himmelsmächten — ein katholischer Geistlicher und die zu reiner mütterlicher Hingabe geläuterte Geliebte erscheinen als Helfer und Vermittler dieser Wandlung — dem Frieden zugeführt. Bilder der Abgeschiedenen tauchen vor seinem Geiste auf, und aus der Brust des Sterbenden ringt sich im letzten Augenblick ein Hymnus auf die Macht der Liebe, die alles Glück und alles Elend einschließt: »Das Lichteste — das Erste, das Einzige, das Letzte, das dem Leben Wert gab.... Dann kam das Dunkel.« Unkünstlerisch verworren, ohne aufsteigende Entwicklungslinie, wie das Ganze ist, erhebt es sich in seiner bizarren Sonderart, unter dem Drucke von Zwangsvorstellungen hingeworfen, in einzelnen Momenten zu eindringlicher, im Bühnenrahmen noch erhöhter Bildlichkeit.

Das erste der siebzehn Bilder wirkt am stärksten. Ein Auftakt, in dem das Leitmotiv des pathologischen Seelenzustandes, losgelöst von allen komplizierenden Verschnörkelungen, unheimlich packend vor die Einbildungskraft des Hörers tritt. Auf einem leeren Kirchplatz erzählt der »Unbekannte« der fremden »Dame«, die sein Wille mit magischer Gewalt anzieht, von dem Furienschwarm der Leiden, Ängste und Schreckgesichte, der ihn verfolgt. »Ich flehe Sie an, lassen Sie mich nicht allein. Ich bin in einer fremden Stadt und habe keinen Freund....« Der aus der Kirche tönende Trauermarsch klingt ihm wie eine Drohung. »Ob ich Religion habe? — Diese, daß ich, wenn es zuviel wird, meiner Wege gehe, in die Vernichtung.... Nicht den Tod, aber die Einsamkeit fürchte ich, denn in der Einsamkeit trifft man

jemand. — Ich weiß nicht, ob es ein anderer ist oder ich selbst, den ich wahrnehme, aber in der Einsamkeit ist man nicht einsam. Die Luft wird dichter, die Luft keimt, und es beginnen Wesen zu wachsen, die unsichtbar sind, aber wahrgenommen werden und Leben besitzen.« Alles sei wider ihn verschworen, im Hasse — auch die Mutter war lieblos — sei er aufgewachsen. Und so ging's weiter durch das ganze Leben. »Niemand in meiner Stadt war so gehaßt wie ich, niemand so verabscheut. Einsam mußte ich gehen, einsam mußte ich kommen. ... Die Geistlichen verkündeten den Bann von der Kanzel, die Lehrer vom Katheder und die Eltern im Hause.« ... Nur der Wein kann für Augenblicke das Elend verscheuchen, wenn die Seele von ihm beflügelt in ungeahnte Fernen schwebt. Auch das schmerzliche Erwachen aus dem Rausch sei immer noch erträglicher als die bleierne Schwere des Alltags; es ist dann »wie zwischen Leben und Tod, wenn der Geist fühlt, daß er die Schwingen gehoben hat und den Flug tun könnte, wenn er wollte«. In der Erscheinung eines zerlumpten Bettlers, der ihm auf seine Fragen hochmütig mit lateinischen Brocken entgegnet, glaubt er einen Doppelgänger, ein Sinnbild seiner eigenen Zukunft zu erkennen. Spukgestalten seiner Halluzination umringen ihn. Als »die Dame« wiederkehrt, greift er wie ein Ertrinkender nach ihr. Und sie, in dem Gefühl eines dumpfen Zauberbannes, erklärt sich bereit, ihr Los mit seinem zu verbinden. Er entführt sie aus dem Haus des Gatten, des »Wehrwolf«, eines unheimlichen Irrenarztes, dem »Unbekannten« um so unheimlicher, da er in ihm einen früheren Schulkameraden, an dem er schlecht gehandelt hat, erkennt.

Der Weg zur Freiheit, auf den er die Geliebte leiten wollte, erweist sich als ein Weg der Leiden. Eine besondere Rolle spielt da, in tragikomischem Kontrast zu der sonstigen Mystik, ein sehnsüchtig und stets vergeblich erwarteter Geldbrief des Verlegers. Der liebe Gott will ihn düpieren, redet er sich ein, und droht in kindischem Aufbegehren mit geballter Faust zum Himmel. Das mittellose Pärchen sucht Unterschlupf in einem weltentlegenen Gebirgsdorf bei der frommen Mutter der Geliebten. Die Alte warnt ihr Kind vor der Gottlosigkeit des Mannes, dessen frevelhafte Schriften sie gelesen. Er geht davon. In einem Kloster, in welchem man den Fieberkranken pflegt, vollzieht sich (ein Moment, der in dem zweiten und dritten Teil der Trilogie ganz in Vergessenheit gerät) anscheinend eine Sinnesänderung des Mannes. Die Binde fällt von seinem Auge. Nicht die anderen, die sein Argwohn immer angeklagt, er selber, seine Härte und lieblose Verstocktheit, sei schuld an allem Jammer. Sein Damaskus ist gekommen, und nun wandert er, mit der Geliebten wieder vereinigt, die Stationen des Leidenswegs rückwärts. Es soll das nach des Dichters Auffassung wohl ein Symbol der Buße und der Sühne sein! Aber die Fäden verwirren sich hier vollends; eindrucksvoll bedeutsame Wendungen, die bis dahin die Spannung wach erhielten, blitzen nur noch vereinzelt auf, und die letzte Szene nähert sich dem Karikaturistischen. Als die beiden Pilger endlich zu ihrem Ausgangspunkt, dem Kirchplatz, zurückgelangt sind, wagt es der »Unbekannte«, einen postlagernden Brief, vor dem er sich so lange gefürchtet, vom nahen Postamt abzuholen. Glücklich lächelnd kommt er wieder. Es ist der — Geldbrief vom Verleger. Der liebe Gott, den er herausgefordert, will, scheint es, feurige Kohlen auf das Haupt des Übeltäters sammeln, und dieser läßt sich, wenn auch halb widerstrebend, von der Geliebten in die Kirche

ziehen. Wäre es der Schluß des Ganzen, der Endpunkt — diese Art Bekehrung erschiene als burleske Selbstverhöhnung. Aber auch so kann sie nach dem Vorangegangenen nicht anders als verstimmend und ernüchternd wirken. — Die Aufführung war in der Art, wie sie das Traumhaft-Visionäre der Bilder wiedergab, ganz ausgezeichnet; sie gipfelte in Kaißlers wundervoll beseelten, die Seelentragik aus allem Wirrwarr großzügig herausarbeitenden Darstellung des »Unbekannten«.

So fragmentarisch Strindbergs Menschentum und Kunst ist, so viel Absurdes er in seine flüchtig hingeworfenen dramatischen Skizzen mengt, ragt er, der an dem Maßstab eines Ibsen gemessen klein erscheinen würde, über die Armut unserer heutigen Bühnenproduktion um viele Haupteslängen vor. Es lohnten die Bemühungen, ihn für die deutsche Bühne zu gewinnen. Sah er die Welt verzerrt, sah er sie doch als Eigener mit eigenen Augen und besaß, zum Widerspruch reizend, zugleich die Kraft, zu fesseln, zu erregen, die Grenzen dichterischer Wiedergabe weiter vorzurücken.

Literarische Rundschau.

Dr. H. Lindemann, Bürgermeister Dr. A. Schwander, Dr. A. Südekum, **Kommunales Jahrbuch.** Sechster Jahrgang 1913/14. Jena, Gustav Fischer. 853 Seiten. Broschiert 23 Mark, gebunden 24 Mark.

Bedeutsame Änderungen bringt dieser sechste Jahrgang nicht, aber manche Kapitel sind in recht nützlicher Weise erweitert worden. So hat das Kapitel „Wirtschaftspflege" einen 76 Seiten umfassenden Anhang erhalten, der Übersichten über Leistungen, Kosten und Tarife der Elektrizitätswerke, Gaswerke und der Einrichtungen des Verkehrswesens bringt. Neu hinzugekommen ist die Zusammenstellung einer Erhebung des Professors W. Gerloff-Innsbruck über die Aufwendungen der Gemeinden für das Militärwesen, insbesondere für Schreibkräfte, Botendienste, Bureaubedarf, Diensträume, Miete, Heizung, Beleuchtung, Beamtenwohnungen usw., ferner für Naturalleistungen für die bewaffnete Macht. Eine Summierung dieser Ausgaben hat Gerloff nicht vornehmen können, da bei dieser ersten Erhebung noch nicht alle Gemeinden Angaben machten. Es zeigt sich aber schon jetzt, daß da noch manche Million für den Militarismus verwendet wird, die bei den Reichsausgaben nicht in Rechnung gestellt ist. Für jeden Kommunalpolitiker ist das Kommunale Jahrbuch ein unentbehrliches Nachschlagewerk geworden. ew.

Dr. Otto Piper, **Bedenken zur Vorgeschichtsforschung.** Mit Abbildungen im Text. München 1913, Verlag R. Piper & Co. Preis 4 Mark.

Piper hat seinerzeit sich durch seine „Burgenkunde" in der wissenschaftlichen Welt einen geachteten Namen erworben; darin ging er mit den „Autoritäten" scharf ins Gericht und wies durch Prüfung eines umfänglichen Materials nach, daß besonders die chronologischen Theorien auf diesem Gebiet ins Leere hineingebaut und vielfach nur subjektive Hirngespinste waren, daß feste Datierungen auf Grund des Baumaterials, des Grundrisses und dergleichen so gut wie ausgeschlossen sind. Gilt das schon für das uns doch relativ naheliegende Mittelalter, so muß es um so verwunderlicher erscheinen, wenn unsere Prähistoriker jeden Fund aus Zeiten, die etwa so viel Jahrtausende oder Jahrzehntausende zurückliegen als das Mittelalter Jahrhunderte, aus Zeiten, in die keine Schrift zurückreicht, mit Sicherheit und Genauigkeit teilweise bis auf die Jahrzehnte datieren. Diese apodiktische Gewißheit, mit der die Prähistoriker und Archäologen heute zum größten Teil arbeiten und — verblüffen, hat Piper veranlaßt, einmal kritisch die Unterlagen

dieser „Beweise" zu prüfen, indem er bis auf die Quellen zurückging und dann die verschiedenen Theorien und Hypothesen untereinander verglich. Das Resultat, zu dem er in dem vorliegenden Buche gelangt, ist für die prähistorische Archäologie oder vielmehr für die heutigen Vertreter dieser Wissenschaft nicht sehr schmeichelhaft. Worauf sich die Archäologen so besonders viel einbilden: ihre Chronologie und ihre Typologie werden gar jämmerlich zerzaust. Zugegeben, daß Piper sich in manchem verhauen hat, daß er manches bei seiner Kritik übersah oder falsch deutete; aber im großen und ganzen muß ihm der Kundige recht geben, wenn ihm auch der abgestempelte „Fach"mann nicht recht geben darf. Gerade die Prähistoriker müßten doch bedenken, daß von aller materiellen Kultur der Vorzeit nur ein ganz verschwindend geringer Bruchteil übrig geblieben ist, noch weniger möglicherweise als von der geistigen. Aber auf die kleinsten Kleinigkeiten werden da Schlüsse aufgebaut, die bei dem Unbefangenen nur ein Kopfschütteln hervorrufen können; die Prähistoriker wissen von der fernsten vorgeschichtlichen Kultur viel mehr und Genaueres als irgendein Gelehrter von der der geschichtlichen Zeit. Auf Nadel- und Fibel-, auf Dolch- und Schwertformen, auf Topfformen und Topfornamenten fußt eine bis ins einzelne gehende Zeiteinteilung. Besonders der schwedische Archäologe Montelius hat hier viel Unheil angerichtet. Jeder Typus, jede Form ist für ihn ein kultureller Zeitabschnitt; er stellte den sehr angreifbaren Satz auf, daß bei den vorzeitlichen Geräten, Schmucksachen usw. an dem Typus eines Zeitabschnitts immer nur gerade so lange festgehalten wurde, bis er dem Typus der folgenden Stufe Platz machte. Als ob nicht heute noch Reste der ältesten Werkzeugformen neben den modernsten fortlebten. Und mit Recht fragt Piper: „Ist es nicht wahrscheinlich, daß ein Handwerker der Vorzeit genau so wie in den geschichtlichen Perioden mehrere Nadel- oder Dolchformen gleichzeitig in den Handel brachte?« Zudem müßte man zum Beispiel bei der vorzeitlichen Töpferei berücksichtigen, daß sie Hausindustrie war, daß ihre Produkte keinen Transport vertrugen und demgemäß auch für Wanderungen und Handelsverkehr, also für Kulturübertragungen kaum in Betracht kommen konnten. Trotzdem behauptet unter anderem Professor Dr. Bulle-Würzburg: „Der archäologische Kulturhistoriker vermag auch aus Reihen von so unscheinbaren Denkmalen wie Gewandnadeln Blüte und Verfall ganzer Rassen herauszulesen, und Tongefäße bilden für solchen sogar stets den sichersten Leitfaden bei der Aufspürung von Kulturzusammenhängen." Am meisten tun sich in Aufstellung von Hypothesen Professor Kossinna-Berlin und seine Schule hervor. Kossinna will in den Schriften seiner „Mannusbibliothek" eine „völkische" Siedlungskunde entwerfen auf Grund der Typenentwicklung; zum Beispiel schreibt er in „Mannusbibliothek", VI, 3: „Überhaupt jeder Kenner vermag aus der archäologischen Hinterlassenschaft klar zu ersehen ..., wo überall während der sogenannten germanischen Völkerwanderung Germanen eingedrungen sind, und sogar, w e l c h e germanischen Stämme jedesmal in Frage kommen; wie sich in Ostdeutschland die germanischen Stämme räumlich gliedern, wann und in welcher Ausdehnung jeder von ihnen während der Völkerwanderung sein Land verlassen hat; wie sich die jeweilige Grenze zwischen Ost- und Westgermanen in den ersten Jahrhunderten nach Christo geändert hat; wie in den letzten Jahrhunderten vor Christo die keltische Bevölkerung aus dem westlichen Mitteldeutschland vor der germanischen zurückweicht usw. Das alles läßt sich nicht nur im allgemeinen und ungefähr, sondern bis ins kleinste genau feststellen." Daß bei solcher Methode es mindestens ebensoviel Hypothesen als Köpfe, wenn nicht noch mehr, gibt, ist klar. Jeder Forscher sucht dem anderen den Rang abzulaufen, und so werden gerade auf dem Gebiet der Prähistorik die Diskussionen nicht ohne eigene Überhebung und Verunglimpfung der Gegner geführt. Auch die Gründe für diese Erscheinung deutet Piper interessanterweise an: „Unsere Prähistoriker von Fach sind ganz überwiegend staatliche Angestellte und so gewissermaßen bestallungsweise verpflichtet, von den vorgeschichtlichen Zeiten sehr viel und Genaues zu wissen. Ein Konservator, ein

Kustos, ein Professor der Archäologie oder ein Kandidat für solche Ämter würde es wohl kaum wagen dürfen, offen zu bekennen, daß er nicht wisse, ob eine ‚geschwollene' Gewandnadel dem neunzehnten oder achtzehnten Jahrhundert vor Christo angehöre." Neuerdings scheinen sich auch gewisse Prähistoriker dadurch besonders empfehlen zu müssen, daß sie ihre Wissenschaft den „teutschvölkischen" Interessen dienen lassen....

Daß Pipers ganzes Buch fast durchgängig negativ ist, wird nach dem Vorhergehenden nicht wundernehmen; aber es ist sehr gut, daß dazu jemand einmal den Mut findet, und daß dieser Kühne dabei selbst an Theorien mit seiner Kritik sich heranwagt, die fast schon zu wissenschaftlichen Dogmen geworden sind, zum Beispiel Aufeinanderfolge von Stein-, Bronze-, Eisenzeit: es ist durchaus nicht ausgeschlossen, daß die Schmiedekunst dem Gießen der Bronze vorausging. Jedenfalls mahnt das Buch zur Vorsicht, die Forscher sowohl, die allerdings vorderhand nicht hören werden, als auch die Laien. Gg. Engelbert Graf.

Dr. Stephan v. Maday, **Gibt es denkende Tiere?** Eine Entgegnung auf Kralls »Denkende Tiere«. Leipzig und Berlin 1914, Wilh. Engelmann. 461 Seiten. Preis gebunden 10,40 Mark.

Die Entlarvung des »klugen Hans« durch den Psychologen Pfungst[1] hätte, so sollte man meinen, vor einem kritiklosen Glauben an die Rechenleistungen der Elberfelder Tiere schützen sollen. Trotzdem haben sich zahlreiche Tierfreunde und Zoologen durch ein paar gelungene Experimente verblüffen lassen und schreiben Kralls Pferden ernsthaft die Fähigkeit zu, die schwierigsten mathematischen Operationen lösen zu können. Was Wunder, daß auch die Tagespresse großenteils zu den »Gläubigen« gehört. Hat doch ein Parteiblatt neulich einen ehrlich gemeinten Osterleitartikel gebracht, der von den Versuchen in Elberfeld besondere Offenbarungen erwartete! Unter der bisher erschienenen kritischen Literatur nimmt Madays Werk meines Erachtens die erste Stellung ein. Er geht den Problemen sowohl der »denkenden« Tiere als auch dem nicht weniger interessanten ihres Dresseurs Krall und seiner Anhänger nach. Den Hauptwert der Madayschen Untersuchungen sprechen wir dem Kapitel über die Fehlerstatistik der Pferdeleistungen zu. Maday führt darin den Nachweis, daß selbst nach den Protokollen der Gläubigen, die natürlich vornehmlich über gelungene Experimente berichten, die Fehler sehr zahlreich auftreten und außerdem meist völlig sinnlos sind. Wenn ein Schüler auf die Frage »8 + 5?« mit »14« antwortet, so ist das falsch, aber ein verständlicher Fehler. Wenn dagegen die Pferde auf ähnliche Fragen etwa mit 35 oder 167 antworten, so ist das ein Beweis dafür, daß die Pferde unmöglich mathematisch denken können. Derartige Fehler sind aber nach Maday äußerst häufig. Worauf das Gelingen einiger Versuche beruht, vermag Maday nicht mit Bestimmtheit anzugeben. Genaueres wird sich erst dann darüber sagen lassen, wenn Krall sich entschließt, seine Gäule einer Kommission von Psychologen zur systematischen Untersuchung zu überlassen. Ich halte es für wahrscheinlich, daß die Resultate durch Kombination von Gedächtnis- (einschließlich Dressur-) Leistungen, unwillkürlichen Hilfen der Zuschauer und rein zufälligen Momenten (begünstigt durch das für die Deutung sehr dehnbare »Ausdrucks«system der Pferde) zu erklären sind. Daß die Aufhellung trotzdem nichts für die wissenschaftliche Tierpsychologie zutage fördern wird, habe ich schon früher an dieser Stelle (30. Jahrgang, 2. Band, S. 503) skizziert. Ernst Meyer.

[1] Oskar Pfungst, Das Pferd des Herrn v. Osten. Ein Beitrag zur experimentellen Tier- und Menschenpsychologie. Leipzig 1907. — Das Buch ist heute noch methodisch wichtig und bietet auch für das Problem der Elberfelder Pferde beachtenswerte Anregungen.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 7 · Ausgegeben am 15. Mai 1914 · 32. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Um die Legion.

Berlin, 9. Mai 1914.

hw. Seit dem Zwischenfall von Casablanca kommt ein gewisser Teil der deutschnationalistischen Presse aus der lodernden Entrüstung über die französische Fremdenlegion gar nicht mehr heraus. Will man diesen Preßerzeugnissen aufs Wort glauben, so wimmelt es in Deutschland von geheimnisvollen Werbern im Dienste der Republik, deren mindestens einer an jedem Kneiptisch sitzt und als ein rechter Teufel mit dämonischer Beredsamkeit und alkoholischen Überzeugungsgründen hochgemute deutsche Jünglinge der französischen Kolonialtruppe in die Arme liefert. Neuerdings hat sich auch ein deutscher Schutzverband gegen die Fremdenlegion gebildet, der die Schrecknisse des algerischen Garnison- und Feldlebens in alle Rinden einschnitzen, in jeden Kieselstein eingraben möchte, und eine Bruder-, Tochter- oder auch nur Konkurrenzgesellschaft dieses Schutzverbandes war es, die dieser Tage durch eine mit den wüstesten Hetzeffekten gespickte chauvinistische Schmierendarstellung in der französischen Presse Mißstimmung und Erbitterung erregt hat.

Nun haben wir Sozialdemokraten ganz gewiß für eine Einrichtung wie die Fremdenlegion weniger als nichts übrig, wie August Bebel, vor Jahresfrist von dem Schutzverband gegen die Fremdenlegion zum Eintritt in das Präsidium aufgefordert, sie denn mit allem Recht eine Schmach und eines Kulturlandes unwürdige Institution nannte. In der Tat dürften wir nicht die geborenen Todfeinde des Kapitalismus sein, in der Tat müßten wir nicht dem Militarismus Nerven und Flachsen zu durchschneiden streben, wenn wir nicht die Fremdenlegion verdammten, die eine Ausgeburt des Kapitalismus und Militarismus zugleich ist. Denn wer einmal dem Rataplan der französischen Legionstrommeln folgt, der trägt nicht nur zur höheren Ehre der französischen Bourgeoisie seine Haut zu Markte, wo die marokkanischen Kugeln spritzen und wo in den Reisfeldern Tongkings der Tod lauert, sondern er scharwerkt auch wie nur je ein Proletarier mit Hacke, Karst und Spaten in kapitalistischer Fron, wo unter der afrikanischen Sonne Straßen angelegt, Städte gebaut, Wüsten urbar gemacht werden. Die französische Bourgeoisie spart nicht nur das Blut ihrer Landeskinder, wenn sie ihre Kolonialkriege durch gedungenes Volk aus aller Herren Ländern führen läßt, sondern sie spart auch Millionen an barem Gelde, die, von freien Arbeitern statt von Legionären ausgeführt, die Zivilisationsarbeiten in Afrika kosten würden. Die Ausbeutung in der Legion ist darum sicher unter den vielen

schamlosen Ausbeutungsmethoden, die die kapitalistische Gesellschaft auf ihrem Gewissen hat, der schamlosesten eine.

Und doch! Und doch! Und doch! Und doch zwingt uns schon der Gerechtigkeitsdrang, der vom Wesen des Sozialismus untrennbar ist, von der deutschnationalistischen Hetze gegen die Fremdenlegion mit deutlichem Ruck abzurücken. Sollten wir wirklich nur den Balken in unseres Bruders Auge und nicht den ebenso starken im eigenen Auge sehen? Der Dienst in der Legion ist schlimm, die Fülle der Anstrengungen richtet den Stärksten zugrunde, und die militärischen Machthaber gehen mit diesem billigen Menschenmaterial wahrhaft verschwenderisch um. Aber wie wird uns denn? Sind nicht eben in der sozialdemokratischen Presse und im Reichstag aus einem Straßburger Regiment solch unerhörte Fälle von Überanstrengung, gepaart mit souveräner Nichtachtung von Gesundheit und Leben des »gemeinen Mannes«, offenbart worden — mehrere Tote blieben auf der Strecke! —, daß es übler auch in der algerischen Fremdenlegion nicht zugehen kann! Und was ein Legionär auch zu erzählen wußte von zerrüttenden Strapazen und todbringenden Märschen im Wüstensand, noch keiner hat berichten können, daß ihm vom Korporal ins Gesicht oder in den Mund gespuckt wurde, daß er mit der Zahnbürste die Stube scheuern mußte, daß man ihn zwang, den Speinapf auszutrinken, Dinge, die nach Kriegsgerichtsverhandlungen der letzten Monde zu den am sorgfältigsten aufrechterhaltenen Überlieferungen der preußischen Kasernenstube zu gehören scheinen. Ja, es klingt wie ein Wunder und ist doch wahr: der Legionär hat, wie jeder französische Soldat, das Notwehrrecht und darf dem Vorgesetzten gegenüber Schlag mit Schlag und Tritt mit Tritt erwidern und darüber hinaus. Was endlich die sagenhaften unmenschlichen Strafen der Crapaudine und ähnliche angeht, so sind sie längst abgeschafft, hielten aber auf jeden Fall den Vergleich mit dem strengen Arrest im deutschen Heere aus, gegen dessen Beseitigung sich die bürgerlichen Parteien noch heute mit Händen und Füßen sträuben, und von dem der alte Demokrat Ziegler schon vor mehr denn vierzig Jahren im Reichstag sagte: »Ich habe noch in diesen Tagen das ganze corpus juris militaris durchgelesen, das 1712 erschienen ist. Da habe ich nun allerhand gefunden von Füsilieren, Arkebusieren und Totschießen; aber ich muß sagen, eine Strafe von diesem Raffinement habe ich nicht darin gefunden.«

Es muß ja auch stutzig machen, daß just die Herrschaften, die am lautesten über die unwürdige Behandlung des französischen Legionärs klagen, keinen Finger rühren, um der unwürdigen Behandlung des deutschen Soldaten Einhalt zu tun, sondern im Gegenteil, wie der »Reichsbote« einmal, sich in germanisch-christlich-konservativer Offenherzigkeit darüber entrüsten, daß bei uns die Soldatenschinder zu hart angefaßt werden. Dabei ist die Soldatenschinderei diesseits der schwarzweißroten Grenzpfähle eine der Quellen, aus denen die Fremdenlegion immer aufs neue gespeist wird. Hier fände der Schutzverband gegen die Legion, wenn er nur wollte, reichliche Arbeit, denn wenn im deutschen Heere den Soldatenmißhandlungen mit dem durchgreifenden Radikalismus zu Leibe gegangen würde, den die Sozialdemo-

kratie seit je und je fordert, verschwände mit dem letzten Soldatenschinder auch der letzte Verzweifelte, der sich bei Nacht und Nebel über die Grenze schleicht, um, unfähig, einen anderen Lebensunterhalt in dem fremden Lande zu finden, an das bureau de recrutement anzuklopfen.

Beseitigung der Soldatenmißhandlungen freilich bedeutet Demokratisierung der deutschen Armee, und diese Demokratisierung wiederum verschüttete sofort eine andere Quelle der Legion. Wessen Vater hinter der Ladentafel steht oder Hans Sachsens ehrsames Handwerk betreibt oder gar in der Fabrik schanzt und schuftet, der wird es im deutschen Heer, und einte er in seinem Kopf das militärische Genie eines Napoleon mit dem eines Moltke, nie über den etatmäßigen Feldwebel hinausbringen. Im französischen Heere aber sieht man auf die Fähigkeit des Bewerbers für einen Offiziersposten und nicht auf den Beruf des Vaters, und so schnürt jahraus jahrein so mancher Elsässer und Lothringer sein Bündel, um sich als Legionär die Berechtigung zum Eintritt in die Offiziersschule von Saint-Maxent und weiterhin die Galons des Leutnants zu verdienen. Fällt auch nur wenigen das Schicksal so günstig, so lockt doch schon die Möglichkeit immer aufs neue. Eine Demokratisierung des Heeres und eine Beförderung nur nach der persönlichen Tüchtigkeit, wie sie bei der Beratung der Heeresvorlage im Reichstag von unserer Partei durch einen Antrag gefordert wurde, sperrte den Zuzug solch ehrgeiziger Reichsländer zur Legion, die sich aus Neigung dem Waffenhandwerk widmen wollen.

Ganz und gar wird aber ein Element meist außer acht gelassen, das der Legion die meisten Rekruten zutreibt: die soziale Not. »Mehr als Leichtsinn und Abenteurerlust, mehr auch als Drill und Roheit auf preußischen Exerzierplätzen«, schrieb darüber unser Zentralorgan vor einer Weile, »ist der Hunger der große erfolgreiche Werber für die Legion. Wenn die vielen Tausende deutscher Arbeiter in Frankreich durch eine Wirtschaftskrise in die industrielle Reservearmee hinabgestoßen werden, wenn sie kein trockenes Brot mehr zu beißen haben, wenn die Verzweiflung sie packt, dann sind sie reif für die Legion, denn sie verbürgt ihren Mitgliedern, was die kapitalistische Gesellschaft nicht tut, ihr täglich Brot und ihren täglichen Kaffee und ihre tägliche Suppe. Und wenn deutsche Handwerksburschen auf französischen Landstraßen liegen, der fremden Sprache unkundig, ohne die Aussicht, Arbeit oder Unterschlupf zu finden, fern von der Heimat, dann sind sie reif für die Legion, denn sie gewährt ihren Angehörigen, was die kapitalistische Gesellschaft nicht tut, Kleider und Schuhe und eine warme Decke und nicht selten ein Dach über dem Haupt. Glaubt ihr, wer hungert, wer friert, wer obdachlos ist, werde sich durch alle belehrenden Vorträge über die Schrecknisse der Legion abhalten lassen, dorthin zu drängen, wo es Nahrung, wo es Kleidung, wo es Wohnung gibt? Nein, die Fremdenlegion ist kein Ding an sich, sondern nichts als der große Scherbenhügel für alle Existenzen, die von der kapitalistischen Gesellschaft zerbrochen worden sind. Schafft, wenn ihr die Legion beseitigen wollt, den Hunger ab! Schafft diese Gesellschaftsordnung ab!«

Aber gerade den stimmkräftigsten der Rufer im Streit gegen die Fremdenlegion ist es gar nicht um einen ernsthaften Kampf für die von der kapitalistischen Gesellschaft zerbrochenen Existenzen zu tun, sondern um eine unlautere Hetze gegen das französische Volk: sie schlagen auf die Legion und meinen Frankreich, und in Frankreich ist man sehr empfindlich, da die Legion als ein Bestandteil des französischen Heeres gilt, und wenn etwas, so gewiß das Heerwesen innerpolitische Angelegenheit jedes Staates ist. Das wissen die Legionshetzer, die Arm in Arm mit den Rüstungshetzern ihr Jahrhundert in die Schranken fordern, nur zu genau, und darum gedenken sie, zum klimpernden Nutzen einer dünnen Schicht der herrschenden Klassen, mit dem Geschrei gegen die Legion zwischen Deutschland und Frankreich Zwietracht zu säen. Aber das deutsche Volk will Frieden und Freundschaft mit dem französischen Volk und läßt sich durch keine Hetze mehr dumm machen, wenn sie auch noch so geschickt in Szene gesetzt wird.

Arbeiterlöhne und Teuerung in Westeuropa und Deutschland.

Von **K. Kautsky.**

Dr. Karl v. Tyszka, Assistent am statistischen Amt der Stadt Leipzig, hat jüngst als 145. Band der Schriften des Vereins für Sozialpolitik eine statistische Arbeit über die Entwicklung der Löhne und Preise in Frankreich, England, Spanien und Belgien veröffentlicht, der er zum Schlusse einen kurzen Vergleich mit den entsprechenden Verhältnissen Deutschlands hinzufügt.[1]

Den Hauptinhalt bilden die Untersuchungen über Frankreich und England. Doch ist das verarbeitete Material von sehr ungleichem Wert. Alte und neue Angaben lassen sich schwer miteinander vergleichen, da die Grundsätze und Methoden der Aufnahmen wechseln. Andererseits erscheint das französische Material weit unzuverlässiger als das englische. Namentlich aus den Angaben über die Haushaltungskosten der Arbeiter kann man oft die widersprechendsten Schlüsse ziehen. So gibt Tyszka das Budget einer Arbeiterfamilie einmal nach den Preisen der Einkaufsgenossenschaft Pariser Eisenbahnangestellter, dann nach denen der Pariser Armenverwaltung und endlich nach den bei der Lebensmitteleinfuhr von der Zollverwaltung berechneten Preisen.

Da finden wir, daß die Familie für dieselben Lebensmittel im Jahre verausgabte nach den Preisangaben der

	Einkaufsgenossenschaft Franken	Armenverwaltung Franken	Zollverwaltung Franken
1894 bis 1903	1393	1294	992
1909	1234	1111	1058

[1] „Löhne und Lebenskosten in Westeuropa im neunzehnten Jahrhundert" nebst einem Anhang: „Lebenskosten deutscher und westeuropäischer Arbeiter früher und jetzt". München und Leipzig, Duncker & Humblot. 291 Seiten. 8 Mark.

Wir können also ebensogut auf eine Abnahme wie eine Zunahme der Lebenskosten schließen. Es ist etwas gewagt, aus so unsicherem Material ohne weiteres Schlüsse auf die Bewegung der Reallöhne während eines längeren Zeitraums zu ziehen. Namentlich dann, wenn sie ein unerwartetes und überraschendes Ergebnis liefern.

Tyszka berechnet die Reallöhne für Frankreich von 1810 an. Für England fand er vergleichbares Material nur von 1860 an. Um die nötigen Ziffern zu erlangen, zog er nicht bloß die Preise der Nahrungsmittel, sondern auch die von Kleidung, Wohnung, Beleuchtung, Beheizung in Betracht. Wenn die Ziffern für 1900 gleich 100 gesetzt werden, dann ergaben seine Berechnungen für Frankreich 1810 einen Geldlohn von 41; die Kosten einer unveränderten Lebenshaltung erreichten damals die Höhe von 74, der Reallohn von 55,5. Von 1860 an gestalteten sich die Verhältnisse folgendermaßen:

Geldlöhne:

Jahr	Frankreich	England	Jahr	Frankreich	England
1860	60	64	1900	100	100
1870	71	70	1905	105	96
1880	82	82[2]	1910	110	100
1890	92	90			

Kosten einer unveränderten Lebenshaltung:

Jahr	Frankreich	England	Jahr	Frankreich	England
1860	95,5	113,4	1900	100	100
1870	103	123,3	1905	100,5	104,6
1880	110	116,8[3]	1910	104	107,8
1890	103	108,3			

Reallöhne:

Jahr	Frankreich	England	Jahr	Frankreich	England
1860	63	55,4	1900	100	100
1870	69	53,8	1905	104,5	91,6
1880	74,5	68,2[4]	1910	106	92,2
1890	89,5	82,5			

Danach wäre also die Entwicklung der Arbeiterverhältnisse seit einem Jahrzehnt eine weit glänzendere in Frankreich als in England. Von 1860 bis 1900 bewegen sich die Geldlöhne hier wie dort so ziemlich in gleicher Weise, die Kosten der Lebenshaltung dagegen zeigen in Frankreich unter großen Schwankungen im allgemeinen eine steigende, in England seit 1870 eine sinkende Tendenz. Die Reallöhne sind in England von 1860 bis 1870 gefallen, seitdem bis 1900 weit rascher gestiegen als in Frankreich. Von da an finden wir aber in England ein Fallen, in Frankreich ein Steigen der Reallöhne. Sicher ein überraschendes Ergebnis, wenn man bedenkt, daß die Klagen über die Teuerung während des letzten Jahrzehnts aus Frankreich nicht weniger laut ertönen wie aus anderen Ländern.

Tyszka selbst nimmt trotz seiner eigenen Zahlen eine Teuerung in Frankreich an. Er nennt zwei Ursachen, warum die Löhne in England „selbst im verflossenen Jahrzehnt nicht erheblich gestiegen sind". Die eine liegt darin:

> England hat nicht jene enorme Verteuerung der wichtigsten Lebensmittel erlebt wie die Länder des Kontinents, besonders auch Deutschland und Frankreich. (S. 101.)

[2] Um 1885. [3] 1881 bis 1885. [4] 1885.

Nach seiner Tabelle auf S. 221 aber stiegen in England die Kosten einer unveränderten Lebenshaltung seit 1900 bis 1910 von 100 auf 108, in Frankreich dagegen (S. 64) nur von 100 auf 104.

Wären diese Zahlen richtig, sie bewiesen, daß in Frankreich die Teuerung geringer sei als in England, und da gleichzeitig nach den von Tyszka benutzten Daten in Frankreich die Geldlöhne stärker wuchsen als die Preise, und da sie in England bei stark steigenden Preisen gleich blieben, so zeigte das an, daß die Bewegung der Löhne in den beiden Ländern während des letzten Jahrzehnts von den Preisen der Lebensmittel unabhängig war. In Wirklichkeit ergibt sich wohl nichts anderes als die Unzuverlässigkeit des französischen Materials.

Bemerkenswerter sind Tyszkas Ausführungen über die andere der zwei Ursachen, die nach seiner Auffassung bewirken, warum die Löhne in England in letzter Zeit nicht gestiegen sind. Er gibt folgende Tabelle der Indexziffern der Geldlöhne in Großbritannien und Frankreich, die Ziffern für 1900 gleich 100 angesetzt:

Jahr	Großbritannien	Frankreich	Jahr	Großbritannien	Frankreich
1805	54	40	1875	89	77
1810	60	41	1880	81	82
1820	59	43	1885	82	87
1830	58	45	1890	90	92
1840	59	48	1895	88	96
1850	57	51	1900	100	100
1860	64	60	1905	96	105
1870	70	71	1910	100	110

Daraus schließt er:

Auf den ersten Blick erhellt der große Unterschied: ein wirklich erhebliches Ansteigen der Arbeitslöhne, so wie es Frankreich fast im ganzen Verlauf des neunzehnten Jahrhunderts zu verzeichnen hat, zeigt sich in Großbritannien nur in zwei Perioden: einmal am Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts bis ins erste Jahrzehnt des neunzehnten hinein, sodann von den fünfziger bis in die siebziger Jahre. Diese beiden Perioden waren aber die Zeiten des Aufschwunges der englischen Industrie. Am Ende des achtzehnten Jahrhunderts erlebte diese ihre erste Blüte, dann kam der Krieg, die Kontinentalsperre, und nachdem dies alles vorüber die lange Zeit der schwer lastenden Kornzölle, im Gefolge davon Hungersnöte, Streiks, Aufstände und Wirtschaftskrisen. Anfangs der fünfziger Jahre nahm das englische Wirtschaftsleben einen neuen, mächtigen Aufschwung, um dann von den achtziger Jahren ab in ruhigere Bahnen einzubiegen. Hierauf, auf das ruhigere Entwicklungstempo der englischen Industrie gegenüber der französischen (und vor allem auch der deutschen) ist zweifellos zu einem großen Teil die Verlangsamung in der Aufwärtsbewegung der Löhne in den letzten Jahrzehnten zurückzuführen. Die industrielle Entwicklung Englands ist der des Kontinents um mindestens ein Menschenalter voraus, ist dem Kindheitsalter entwachsen; die Metamorphose des alten Handwerksgesellen und Landarbeiters in den modernen Industrieproletarier war in England schon vor einem halben Jahrhundert vollzogen. *Diese Umwandlung in den sozialen Beziehungen aber ist es, die ein scharfes Steigen der Arbeitslöhne bedingt und mit sich führt.* Hat einmal das Volk diese Metamorphose ganz oder doch wenigstens zum größten Teil durchgemacht, ist es zum Industrievolk geworden; sind somit die Löhne auf einer bestimmten Höhe angelangt, so ist ein großer Teil der Ursachen, die ihre rapide Aufwärtsbewegung bedingten, hinfällig geworden, und die Entwicklung vollzieht sich ruhig und langsam,

falls nicht andere Faktoren auf eine Steigerung der Löhne hinarbeiten. Ein solcher Hauptfaktor ist die Preisbildung und Entwicklung der hauptsächlichsten Lebensmittel. (S. 100, 101.)

Als zur Zeit der französischen Revolution das Volkselend in England immer mehr anwuchs, wurde die Theorie erfunden, es sei eine Naturnotwendigkeit, die den Gesetzen der Bevölkerung und des abnehmenden Bodenertrags entspringe. Als das Anwachsen der sozialistischen Bewegung in den folgenden Jahrzehnten zeigte, daß die Proletariermassen sich über diese angebliche Naturnotwendigkeit ihres Elends nicht täuschen ließen, erstand eine andere Auffassung: das Massenelend, das der Kapitalismus mit sich bringe, sei eine Kinderkrankheit dieser Produktionsweise, bezeichne bloß ihr Anfangsstadium. In einer späteren, reiferen Phase bringe der Kapitalismus den arbeitenden Klassen wachsenden Wohlstand und stete Vermehrung ihres Anteils an dem von ihnen geschaffenen Produkt. Als dann die überseeische Lebensmittelproduktion Überfluß an Nahrung erzeugte, um die Wende der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts eine lebhafte sozialreformerische Mode in der Bourgeoisie auftauchte und schließlich ein großer wirtschaftlicher Aufschwung einsetzte, der es den Gewerkschaften ermöglichte, die Arbeitszeiten erheblich zu senken und die Löhne zu heben, da verlor der Malthusianismus jeden Boden, und das versprochene goldene Zeitalter des Kapitalismus schien gekommen. Und heute? Arbeitslosigkeit und Unternehmerverbände üben den stärksten Druck auf die Arbeiterschaft. Die Lebensmittelpreise steigen, die Löhne stocken und die Bourgeoisie erklärt: die Sozialreform muß ein langsameres Tempo einschlagen, das heißt, sie darf noch weniger vom Fleck kommen als bisher.

Zu alledem gesellt sich jetzt die eben erwähnte Theorie, die alle Hoffnung darauf fahren läßt, daß wir noch einmal eine Periode „rapider Aufwärtsbewegung der Löhne" zu erwarten hätten — sie gehöre nicht der Zukunft an, sondern der Vergangenheit, der Kindheit des Kapitalismus. Die Entwicklung „vollzieht sich nunmehr „ruhig und langsam". Wenn die englischen Reallöhne bis vor kurzem stiegen, war dies bloß dem Sinken der Lebensmittelpreise zuzuschreiben, also einem Faktor, auf den das Proletariat nur äußerst geringen Einfluß hat! Diese Auffassung der „ruhigen und langsamen Entwicklung" bedeutet nichts anderes als den theoretischen Bankrott des Sozialliberalismus, der die Befreiung des Proletariats auf kapitalistischer Grundlage ankündigte. Hier erkennt ein liberaler Freihändler an, daß das Proletariat über die in England erlangte Höhe nicht mehr hinauskomme, wenn nicht eine neue Periode des Sinkens der Lebensmittelpreise eintritt, die er aber selbst nicht einmal zu hoffen, geschweige denn mit Bestimmtheit zu erwarten wagt.

Aber auch die „rapide Aufwärtsbewegung der Geldlöhne" in den Anfängen des Kapitalismus erfährt bei Tyszka eine eigenartige Beleuchtung, die ihr viel von ihrem Glanze nimmt. Wir sehen hier ganz davon ab, daß sie nicht die ganze „Kindheitsperiode" des Kapitalismus kennzeichnet, sondern nur einzelne ihrer Perioden. Das zeigen schon die französischen Ziffern selbst an, so unzuverlässig sie sind. Danach betrugen von 1810 bis 1860 (die Ziffern von da an haben wir schon oben mitgeteilt) die Reallöhne in Frankreich, wenn die Ziffern für 1900 gleich 100 gesetzt werden: 1810 55,5 Franken, 1820 53,5, 1830 54,0, 1840 57,0, 1850 59,5, 1860 63,0 Franken. Wir finden

also hier in den ersten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts durchaus keine rapide Aufwärtsbewegung, zeitweise sogar eine rückgängige Bewegung. Das Steigen der Geldlöhne wird in jener Zeit durch das Steigen der Preise erklärt und von diesem manchmal noch übertroffen.

Aber auch in Zeiten, in denen eine anscheinende Steigerung des Reallohns eintritt, ist sie sehr zweifelhafter Natur. Tyszka selbst sagt darüber, und das ist eine der feinsten Bemerkungen in seinem Buche:

Das glänzende Bild, das aus diesen Zahlenreihen herauszuleuchten scheint, darf uns nicht hinwegtäuschen über die wirtschaftlichen Nachteile, die notwendig im Gefolge dieser Entwicklung standen. Die Wirklichkeit kennt in der Tat eine solche Erhöhung der Lebenshaltung nicht. Die geschilderte Entwicklung verliert auch, und mit Recht, sogleich viel von ihrem Glanze, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß sich in diesen hundert Jahren (von 1810 bis 1910) das wirtschaftliche Leben von Grund aus geändert hat.

Zunächst und zuvörderst trat an Stelle der häuslichen Eigenproduktion der Einkauf beim Händler und in Geschäften: das bedeutet eine ungeheure Umwälzung, die eine mächtige Verteuerung gerade des notwendigsten Lebensbedarfes zur Folge hatte, eine Verteuerung, die in keinen Zahlen der Statistik zum Ausdruck kommen kann, da der wirtschaftliche Wert der Eigenproduktion zahlenmäßig nicht faßbar ist.

Ehedem bereitete die Arbeiterfrau die Mahlzeiten für die Familie, sie nähte Wäsche und auch manche Kleider für sie. Muß sie in die Fabrik, dann wird alles fertig gekauft, teuer und schlecht. Der Gewinn an Geldlohn wird mehr als wettgemacht durch die Mehrausgaben an Geld, die der Reduzierung des Arbeiterhaushaltes entspringen.

Je mehr aber die unbezahlte Arbeit der Frau im Haushalt durch gekaufte Waren ersetzt wird, desto stärker muß auch jeder Preisaufschlag den Haushalt belasten. Das gleiche Ausmaß an Teuerung muß schon dadurch heute viel drückender wirken als etwa vor fünfzig Jahren.

Hand in Hand damit geht eine andere tiefgehende Änderung der sozialen Verhältnisse, die vermehrte Geldausgaben bedingt, ohne eine Vermehrung des Wohlstandes, der Kraft oder des Komforts der Massen zu bedeuten: die Zusammendrängung in großen Städten. Lebte im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts die große Mehrheit der Bevölkerung noch auf dem flachen Lande, so lebt sie heute in den Ländern entwickelter Großindustrie in den Städten. Das bedeutet nicht nur Steigerung der Mieten, es bedeutet auch Verdrängung der Arbeit in frischer Luft durch die in geschlossenen Räumen, bedeutet die Notwendigkeit vermehrten Fleischkonsums, da das Verdauungsvermögen des Städters nicht imstande ist, so große Nahrungsmittelmengen zu bewältigen, als er bei reiner Pflanzennahrung zu seiner Erhaltung bedürfte. Die Zurückdrängung des Roggenbrots durch Weizenbrot oder gemischtes Brot hängt auch mit den Veränderungen der Lebensweise in den Städten zusammen. Also Mehrausgabe für Fleisch und Brot. Es bedeutet Zunahme der Kränklichkeit, also vermehrte Ausgaben für Krankenkassen, vergrößerten Lohnausfall. Die großen Arbeitermassen in der Großstadt können sich auch mit den urwüchsigen Verständigungs- und Organisationsmethoden nicht begnügen, die für kleine Bezirke ausreichen. Sie bedürfen einer Presse, einer politischen und gewerkschaftlichen Organisation, wollen sie sich im Daseinskampf behaupten. Die Aus-

gaben dafür sind nicht Luxusausgaben, sie gehören zu den dringendsten Lebensbedürfnissen des modernen Proletariers. Ohne sie verkommt er unrettbar.

Endlich bedeutet die wachsende Ausdehnung der Stadt zunehmende Entfernung der meisten Arbeiter von der Arbeitsstätte, was vermehrte Ausgaben für Fahrten mit Straßenbahnen und ähnlichen Vehikeln mit sich bringt.

Tyszka bringt darüber eine sehr interessante Tabelle aus dem Jahre 1900 über Mieten, Fahrpreise und Einkommen von Arbeitern, die in Londoner Vorstädten leben. Es kommen Fälle vor, in denen der wöchentliche Fahrpreis vom Wohnort nach dem Arbeitsort mehr ausmacht als die Wohnungsmiete. Fälle, in denen er ebensoviel ausmacht, sind sehr häufig. Wohnen die Arbeiter näher den Industriezentren, dann sinken wohl die Fahrpreise zur Arbeitsstätte, aber die Wohnungsmieten steigen, und dazu kommen die gesundheitlichen Schädigungen in den überfüllten Quartieren. Außerdem wird ein Teil des ersparten Fahrpreises der Wochentage wieder zugesetzt an Sonntagen zu Ausflügen, denn zu Fuß ist von den industriellen Zentren aus nichts Grünes zu erreichen.

Daß Arbeiter mit etwa 30 Schilling Wochenlohn 5 Schilling auf Miete und ebensoviel auf Fahrpreise ausgeben, kommt häufig vor. Diese Fahrten werden aber in die Berechnungen der Lebenskosten nicht einbezogen, denn diese beziehen sich ja nur auf Lebensbedürfnisse, die für die Arbeiter schon bei Beginn des vorigen Jahrhunderts bestanden. Alles, was sich seitdem an neuen Objekten von Ausgaben hinzugesellte, wird als vermehrter Luxus, verfeinerter Lebensgenuß gebucht. Auch Tyszka hält sich trotz seiner eigenen Bemerkungen nicht frei davon.

Daß diese Fahrten keinen Luxus bedeuten, keine höhere Anteilnahme an den „Kulturgütern", ist selbstverständlich. Sie bilden vielmehr eine arge Last für den Arbeiter, die noch vergrößert wird dadurch, daß er bei steigender Entfernung der Arbeitsstelle vom Wohnort immer weniger imstande ist, sein Mittagsmahl zu Hause einzunehmen. Immer mehr ist er auf das Restaurant angewiesen, was abermals eine neue Geldausgabe bedeutet, ganz abgesehen von dem dadurch gesteigerten Anreiz zum Alkoholgenuß.

Man sieht also, was es mit der „rapiden Lohnsteigerung" auf sich hat. Sie bietet ein ebenso trübseliges Bild wie die „ruhige und langsame Entwicklung". Wirkliche Fortschritte in der allgemeinen Lebenshaltung der Arbeiterklasse sind nur auf kurze Perioden beschränkt. Sie hat seit einem Jahrhundert ungeheure Änderungen durchgemacht, die die intellektuelle Kraft und das Selbstbewußtsein des Proletariats gewaltig steigerten, aber mit wenigen und rasch vorübergehenden Unterbrechungen seine physische Kraft schwächten und seine Ausbeutung vermehrten.

Von dieser Seite spricht Tyszka nicht.

Für uns am praktisch wichtigsten ist nicht der Hauptteil seines Buches, der sehr unter der Unzuverlässigkeit des französischen Materials leidet, sondern der Anhang, der deutsche Verhältnisse in Vergleich zu westeuropäischen bringt.

Aus den Löhnen der Bergarbeiter im Bezirk Dortmund und den Haushaltungskosten nach Durchschnittspreisen in Deutschland berechnet er folgende Indexziffern, die Zahlen für 1900 gleich 100 angesetzt:

Jahr	Geldlöhne	Haushaltungskosten	Reallöhne	Jahr	Geldlöhne	Haushaltungskosten	Reallöhne
1871[5] . .	58,1	100,6	57,8	1900 . .	100,0	100,0	100,0
1875 . .	73,6	111,0	65,5	1905 . .	93,8	106,1	88,1
1885 . .	58,9	104,8	56,1	1910 . .	104,1	121,2	82,9
1890 . .	77,1	92,2	77,7	1911 . .	107,6	127,0	80,6
1895 . .	72,7	104,9	69,1	1912 . . .	116,7	135,2	81,5

Man sieht, die Zeit von 1895 bis 1900 war eine glänzende; die Geldlöhne stiegen von 73 auf 100, indes die Haushaltungskosten von 105 auf 100 sanken. Die Reallöhne machten den enormen Sprung von 69 auf 100 in fünf Jahren. Das war die Zeit, in der die Blütenträume des Revisionismus aufkamen. Seit 1905 aber tritt eine wahnsinnige Teuerung ein, die alle Erhöhungen von Geldlöhnen wettmacht. Sehen wir ab von den fragwürdigen Vergleichen mit Frankreich und den weniger wichtigen mit Spanien und Belgien, die Tyszka noch gibt. Vergleichen wir bloß die Entwicklung der Reallöhne seit 1900 mit der in England. Zu diesem Zwecke muß man aber auch die Mieten in die Lebenskosten einbeziehen, die in der obigen Rechnung weggelassen wurden. Tyszka gibt folgendes Resultat dafür:

Geldlöhne:

Jahr	England	Deutschland
1900	100	100
1910	100	104

Lebenskosten:

Jahr	England	Deutschland
1900	100	100
1910	108	125

Reallöhne:

Jahr	England	Deutschland
1900	100	100
1910	92	80

Die Teuerung hat also in Deutschland weit größere Fortschritte gemacht als in England. Tyszka kommt zu dem Schlusse,

daß dem Aufsteigen der arbeitenden Klassen in Deutschland durch die enorme Preissteigerung sämtlicher, vor allen Dingen auch der notwendigsten und für den Haushalt eines Städters wichtigsten Lebensmittel (Fleisch und Brot) in den letzten Jahren ein Ziel gesetzt ist, und daß trotz außerordentlicher Lohnaufbesserungen der Lebensstandard weiter Schichten des deutschen Volkes herabgedrückt wurde. (S. 286.)

Die Ursache der außergewöhnlichen Teuerung in Deutschland sieht Tyszka mit Recht in den agrarischen Schutzzöllen, deren Wirkung noch verstärkt wird durch die Einfuhrscheine. Die Ursache der allgemeinen, internationalen Teuerung dagegen sucht er in der „Verfeinerung des Lebensstils", die noch vermehrt wird durch den Einfluß der erhöhten Goldproduktion. Daß die letztere für die Preissteigerung der letzten Jahre nicht mehr in Betracht kommt, glaube ich in meiner Arbeit über die Goldproduktion (Ergänzungsheft Nr. 16) dargetan zu haben.

[5] Die Haushaltungskosten sind hier nicht für dieses Jahr berechnet, sondern für die Periode 1866 bis 1872, ebenso die folgenden nicht für 1875, sondern für die Zeit von 1873 bis 1880 usw. Der Einfachheit halber gebe ich die Haushaltungskosten unter der gleichen Jahreszahl wie die Löhne.

Die Verfeinerung des Lebensstils soll dadurch die Teuerung herbeiführen, daß sie die Ansprüche der arbeitenden Klassen steigert. Das könnte aber nur dann preiserhöhend wirken, wenn die wirksame Nachfrage nach Produkten in den arbeitenden Klassen schneller wüchse als die Produktion oder wenn sie so schnell wüchse, daß sie die Produktionskosten erhöhte, was voraussetzte, daß die Kaufkraft der Arbeiter, also ihr Reallohn steigt. Die Erklärung der Teuerung durch Herrn Tyszka liefe also darauf hinaus, daß die Reallöhne deshalb sinken, weil sie steigen!

Nein, aus den wachsenden Ansprüchen der Arbeiter kann man nicht die Verschlechterung ihrer Lebenshaltung erklären.

Viel näher liegt es, sie aus dem Wachsen der privaten Monopole abzuleiten.

Einerseits aus der Zunahme und Erstarkung der Unternehmerorganisationen und dann aus der Verschärfung des Bodenmonopols durch den privaten Grundbesitz. Dieses Monopol wurde zeitweise durch die Erschließung großer Flächen freien Bodens in Amerika durchbrochen. Diese sind jetzt fast gänzlich in privaten Besitz übergegangen. Der Monopolcharakter des Bodens hat daher keine Aussicht mehr auf Milderung in der bestehenden Produktionsweise. Und ebensowenig der Monopolcharakter der Kartelle und Trusts. Er wächst und muß die Klassengegensätze immer mehr verschärfen.

Die herrschenden Klassen haben sicher nicht minder Ursache, wenn auch andere Gründe als das Proletariat, der Teuerung entgegenzuwirken oder sie mindestens zu mildern.

Eine kluge, weitschauende Politik, wie sie namentlich die englische Bourgeoisie gegenüber dem Proletariat betreibt, wird alles aufbieten, keine unnötige Erbitterung in ihm aufkommen zu lassen. Andererseits wird die Konkurrenzfähigkeit der Industrie eines Landes auf dem Weltmarkt sehr dadurch beeinträchtigt, daß sie hohe Geldlöhne zahlt, die nicht einer Besserstellung der Arbeiterschaft, sondern hohen Lebensmittelpreisen entspringen, *die also niedere Reallöhne darstellen*. Hohe Reallöhne steigern die Produktivkraft der Arbeiterklasse und damit die Konkurrenzfähigkeit der Industrie. Dagegen bedeuten hohe Geldlöhne bei noch höheren Lebensmittelpreisen, also geschwächter Produktivkraft der Arbeiter sicher eine Erschwerung des Konkurrenzkampfes auf dem Weltmarkt.

Von diesem Standpunkt preist daher Tyszka die Freihandelspolitik Englands und verurteilt die Schutzzollpolitik des Deutschen Reiches. Sie ist in der Tat auch vom bürgerlichen Standpunkt aus eine geradezu sträfliche Dummheit, die sich nur erklären läßt durch die bornierte Brutalität und Habgier des Junkertums, das für Augenblicksgewinne seine ganze Zukunft aufs Spiel setzt, und durch die Erbärmlichkeit der deutschen Bourgeoisie. Ihre intelligenten Teile sind zu feig, energisch den Kampf gegen das Junkertum aufzunehmen, der sie an die Seite des Proletariats führen und dessen siegreicher Ausgang dieses erheblich kräftigen müßte. Im Kleinbürgertum aber wächst in dem Maße, in dem es verkommt, eine Feindseligkeit gegen das Proletariat, die in der bornierten Brutalität der Junker ein bewundertes Vorbild findet. Und das Finanzkapital, das die Bergwerke und die Schwerindustrie beherrscht, ist daran gewöhnt, Hand in Hand mit Grundbesitz und Militarismus dem inneren wie dem äußeren Feinde gegenüber auf die Gewalt zu pochen, deren Kultus seine eigenen Interessen am besten fördert.

Daher in allen kapitalistischen Ländern trotz der Teuerung der Drang nach Schutzzöllen, der nur in manchen angelsächsischen Ländern durch die überlieferte Politik durchkreuzt wird, das Proletariat nicht durch offene Vergewaltigung zur Empörung zu provozieren, sondern durch kleine Konzessionen im kapitalistischen Joche willig zu erhalten. Dem Deutschen Reiche aber gebührt der Ruhm, mehr als jeder andere Staat entwickelter Großindustrie durch agrarische Zölle, Einfuhrscheine und ähnliche Liebesgaben in einer Zeit der drückendsten Teuerung, der bittersten Not, der heißesten Empörung der arbeitenden Massen noch in kurzsichtigster, leichtfertigster, grausamster Weise Not und Erbitterung künstlich aufs gewaltigste zu steigern. Die bürgerliche Gesellschaft der ganzen Welt durchläuft eine ihr Leben gefährdende Krisis. Die Staatsmänner und Ausbeuter Deutschlands arbeiten mit allen Kräften daran, die Krisis zu einer vernichtenden Katastrophe zu treiben.

Der Parteitag von Ankona.[1]

Von **Oda Olberg** (Rom).

Der Parteitag von Reggio Emilia hat den Ausschluß der Rechtsreformisten aus der Partei gebracht: in Ankona hat man die Freimaurer ausgeschlossen, mit weiteren Ausstoßungen gedroht und durch die Resolution über die Taktik bei den Kommunalwahlen eine Sachlage geschaffen, die den Austritt einer Anzahl von Sektionen unvermeidlich macht. Es besteht zweifellos das Bestreben, alle die Elemente von der Partei fernzuhalten, von denen man befürchtet, daß sie ihrem rein proletarischen Charakter Abbruch tun könnten. Dies Bestreben ist keineswegs ausschließlich der italienischen Partei eigen: es besteht in den sozialistischen Parteien aller Länder und findet seinen typischen Ausdruck in dem Mißtrauen gegen die Akademiker.

Man müßte geradezu den Standpunkt kleinlicher Ranküne einnehmen, wollte man die Berechtigung dieses Mißtrauens schlankweg in Abrede stellen. Die Überläufer der Bourgeoisie, die in den Dienst der sozialistischen Sache treten, führen dieser Sache ein Machtmittel der herrschenden Klasse zu: die Bildung. Hier liegt ihr Nutzen, und hier liegt ihre Gefahr. Es ist ein Gemeinplatz, wenn ich sage, daß sie durch das, was sie nützen, auch schaden können. In dem Privileg der Bildung haben sie nicht nur ein Mittel in Händen, die Bourgeoisie anzugreifen, sondern auch die Möglichkeit, in den Reihen der Partei eine führende Stellung zu erobern. Nichts ist natürlicher, nichts berechtigter, als daß eine Partei, die das Proletariat zum Lenker seiner Geschicke machen will, denen mißtraut, die durch das Privilegium ihrer Abstammung imstande wären, die Tradition des Gärtgelbandes fortzuführen. Dies Mißtrauen hat nicht nur eine psychologische Berechtigung,

[1] Wir geben selbstverständlich der Kritik Raum, die unsere regelmäßige Korrespondentin aus Italien an dem jüngsten Kongreß unserer italienischen Bruderpartei übt, müssen jedoch bemerken, daß wir selbst die Dinge weniger schwarz sehen und die Kongreßbeschlüsse in annehmbarerem Sinne deuten. Eine andere Auffassung als von der Genossin Oda Olberg wird in einem Artikel der Genossin Balabanoff entwickelt, der ohne Kenntnis der vorliegenden Ausführungen geschrieben wurde. Wir werden ihn im nächsten Hefte veröffentlichen. Die Redaktion.

sondern auch eine praktische Funktion, weil es einen kräftigen Hemmschuh für das Strebertum in der Partei darstellt. Die Masse muß den Überläufern des Bürgertums gegenüber in beschränktem Maßstab das tun, was das Bürgertum den Proletariern gegenüber allezeit getan hat: sie ausnützen. Dazu berechtigt sie der Glaube an ihre eigene Sache, derselbe Glaube, der die Akademiker in die Partei führt und sie einsehen läßt, daß in den Reihen derer, die unsere Gesellschaft von der Bildung ausschließt, das Privileg des Wissens in hohem Maße verpflichtet.

Wenn also gelegentlich eine Mißtrauenswelle solche aus der Bourgeoisie stammenden Parteigenossen wegspült, so ist das — es mag für die Betroffenen noch so schmerzlich sein — keine befremdende Erscheinung und darf in seinen Folgen für die Gesamtheit der Bewegung durchaus nicht tragisch genommen werden. Unentbehrlich ist keiner. Es kann sogar in diesem Abstoßen die erreichte Reife zum Ausdruck kommen. Wenn die Massen in den eigenen Bildungsanstalten, in den Schulen und Bibliotheken der Partei, den Diskussionsabenden und Hochschulkursen, die die Akademiker schaffen halfen, die Mittel haben, der Bourgeoisie auch auf dem Gebiet des Wissens entgegenzutreten, brauchen sie die Akademiker nicht mehr. Man hat da wohl mit Bitterkeit das Wort von der ausgepreßten Zitrone gebraucht: das Wort sollte dem Sozialisten, an dem es sich erfüllt, nicht bitter klingen. Es spricht von erfüllter Funktion; es ist die Losung, die nach getanem Dienst die Schildwache abruft.

Es fragt sich nun aber, bis zu welchem Grade in dem Prozeß der Abstoßung der aus dem Bürgertum gekommenen Elemente, den die italienische Partei in der Ausstoßung der Freimaurer begonnen hat, eine Erhöhung des Bildungsniveaus der sozialistischen Massen in Italien zum Ausdruck kommt. Haben die bürgerlichen Elemente ihre Funktion erfüllt und können deshalb gehen, oder ist in den leitenden Kreisen der Partei der Glaube an die Bildungs- und Erziehungsfunktion überhaupt in Mißkredit gekommen? Der Kongreß hat unzweideutig den Standpunkt der Mehrheit klargelegt. »Wir brauchen keine humanitären Ideale,« hat der Chefredakteur des »Avanti« Genosse Mussolini gesagt und hinzugefügt, daß »der Sozialismus nur insofern ein Menschheitsproblem ist, als das Proletariat die Mehrheit der Menschheit bildet«. Und der Abgeordnete Mazzoni ist lebhaft beklatscht worden, als er erklärte: »Die Massen brauchen keine Bildung und noch viel weniger Philosophie.« Denselben Beifall fand Bordiga bei seinen Worten: »Für uns gilt der bürgerliche Dieb dem bürgerlichen Ehrenmann gleich.« Was unsere Dichter geträumt und unsere Denker gedacht haben, was tief im Instinkt des Menschen liegt, der die reine Hand anders wertet als die schmutzige, das soll im Denken und Fühlen der Massen weggewischt werden! Weil in dem mühseligen jahrtausendelangen Aufstieg der Menschheit nur denken und dichten konnte, wen des Tages Mühsal nicht erdrückte, deshalb sollen heute die proletarischen Massen die ganze Kulturkrönung des geistigen Lebens, deren Basis sie in Darben und Entbehrung schufen, als bürgerlichen Firlefanz beiseitestoßen!

Daß man die Freimaurer aus der Partei ausgeschlossen hat,[2] ist keine große Sache und hat wohl für die französische, belgische und nordameri-

[2] Die Resolution Zibordi, die mit 27 000 gegen 6500 auf drei Resolutionen zersplitterte Stimmen angenommen wurde, hat folgenden Wortlaut: »Der Kongreß

kanische Partei wegen analoger Beziehungen zum Freimaurerorden Interesse, nicht aber für die Deutsch sprechenden Länder, wo die Verhältnisse ganz anders liegen. Wie und warum man sie ausgeschlossen hat, das ist aber für die heute von der italienischen Partei durchlaufene Phase ungemein charakteristisch und darf auch im Ausland nicht übersehen werden. Man hat ihnen nicht gesagt: ihr seid schlechte Sozialisten, weil ihr die Parteidisziplin verletzt, ihr paktiert mit dem Feinde, ihr strebt eine Bündnispolitik an, sondern einfach: was ihr an allgemeinen Menschheits- und Kulturidealen aufstellt, gilt uns als überflüssiger Kram, als Ballast. Wir brauchen Klassenbewußtsein, nicht Bildung und Wissen.

Gewiß, man muß auch das nicht tragisch nehmen. Die Rufer im Streite gegen die Bourgeois in der Partei sind alle ohne Ausnahme selbst an Herkunft und Bildung keine Proletarier. Mussolini und Zibordi waren Gymnasiallehrer, Mazzoni hat sich als Student der gewerkschaftlichen Organisation gewidmet, Bordiga ist Beamter der Staatsbahnen. Keiner ist ein Mann »der schwieligen Faust«, wie überhaupt noch auf keinem bisherigen italienischen Parteitag so wenig Arbeiter zu Worte gekommen sind wie diesmal. Es handelt sich um einen der nicht seltenen Versuche der Akademiker, sich untereinander aufzufressen. Aber der Kampf gilt nicht dem Streber, sondern der Auffassung, die dem Klassenbewußtsein in Idealität und Wissen einen Inhalt geben will, den die heute vorherrschende Richtung als bürgerlich ablehnt.

Von den Freimaurern werden einige gehen und andere bleiben: das sind Dinge von rein lokalem Interesse. Was bleibt, ist die Auffassung des Sozialismus als einer Bewegung, die weder des Ideals noch des Wissens bedarf, sondern nur der Ausdruck von Interessen ist. Was wird man in die Tabula rasa des so angesehenen Klassenbewußtseins einschreiben, wenn erst die Nachwehen des Krieges aufhören? Der Mensch lebt nicht von Brot allein, und der Sozialismus nicht allein vom Kampfe ums Brot. Das weiß niemand besser als Mussolini, der, unverkennbar unter dem Einfluß Bergsons stehend, den Kultus des Kraftaufwandes hat und der doch aus den Experimenten des Mailänder Syndikalismus wissen muß, wie jämmerliche Kraftaufwände bei der idealloſen Groschenpolitik herauskommen. Was soll den Willen anspannen, wenn die Kleinarbeit nichts gilt und die Menschheitsideale nur bürgerlicher Dusel sind? Die Sensation und die ästhetische

betont die grundsätzliche Verschiedenheit zwischen der Auffassung der Sozialisten und der der Freimaurer über die Art und Weise, die Grundsätze des Fortschrittes, der Freiheit und Gerechtigkeit zu verwirklichen, welche Verschiedenheit sich auch in der Auffassung des Wesens dieser Grundsätze geltend macht; er konstatiert, daß die antiklerikale Aktion im sozialistischen Parteiprogramm eingeschlossen ist mit besonderen Kriterien und Methoden, die von denen der Freimaurer abweichen und ihnen teils zuwiderlaufen; der Parteitag konstatiert ferner, daß die Verteidigung der Rechte des einzelnen gegen die Reaktion, die der Freimaurerorden führen will, heute den Klassenorganisationen und den Gewerkschaften anvertraut ist; er sieht in dem Freimaurerorden eine Brutstätte politischer Bündnisse, die einer scharfen Abgrenzung unserer Partei verderblich sind und heute ihren vornehmsten Interessen zuwiderlaufen, und erachtet es besonders für die ‚moralische Intransigenz' der jungen Leute schädlich, wenn sie dem Freimaurerorden angehören. Der Parteitag fordert daher die Sektionen auf, die Genossen auszustoßen, die dem Freimaurerorden angehören.«

Geste, die zum Ideal stehen wie der Alkohol zum Nährmittel, müssen herhalten.

Eine andere Folge der »neuen Richtung« haben wir schon längst vor dem Parteitag zutage treten sehen. In der Verachtung von Bildung und langsamem Aufstieg liegt die Illusion eingeschlossen, daß der Entscheidungskampf nahe sein könne. Der Chefredakteur des »Avanti« hat einmal die Illusion »vielleicht die einzige Wirklichkeit im Leben« genannt. Die Politik hat andere Wirklichkeiten und rächt es schwer, wenn man diese verkennt, rächt es nicht nur mit individuellen Enttäuschungen, sondern auch dadurch, daß sie eine ganze Bewegung um Jahre zurückwirft. Schreiben läßt sich viel, denn das Papier ist geduldig. Wenn aber das Papier die Fahne ist, um die sich eine große Partei schart, so ist die Verantwortung ungeheuer: um so größer, je tiefer der Bildungsstand der Massen. Der Entscheidungskampf ist nicht eine Sache, deren Stunde man von der Warte einer Redaktion erspähen und zu dem man in einem Leitartikel aufrufen muß. Bisher pflegte man auch in der italienischen Partei zu glauben, daß das Proletariat sich wehrhaft und stark machen müsse für einen mehr oder weniger fernen Entscheidungskampf; jetzt läßt sich die Sache fast so an, als erstrebe man den »Entscheidungskampf« als ein Mittel, die Massen zu stählen. Nicht als letzte Äußerung angesammelter Kraft, sondern als Gymnastik. Das ist eine gefährliche Auffassung, sie mag sich noch so revolutionär anlassen.

* * *

Wenn die Ausschließung der Freimaurer aus der Partei weniger wegen ihrer Folgen als wegen des Geistes Beachtung verdient, von dem sie eingegeben war, so kann man den Beschluß über die kommunale Taktik geradezu als einen der folgenschwersten bezeichnen, den die italienische Partei je gefaßt hat.

Im Sommer dieses Jahres finden bekanntlich zum erstenmal die kommunalen Wahlen nach allgemeinem Wahlrecht statt. In Städten, wo unsere Partei kaum ein Hundert organisierter Mitglieder zählt, werden die besitzlosen Klassen durch das neue Wahlrecht in den Stand gesetzt, die Stadtverwaltung zu erobern. Zur Eroberung gehört aber mehr als die Stimmenmehrheit: es gehört auch die Möglichkeit dazu, die Stadtverwaltung mit unseren Leuten zu besetzen. Es genügt nicht, einen geeigneten Bürgermeister zu haben. Man braucht auch die Stadträte: kompetente Männer für die verschiedenen öffentlichen Ämter, für Schulwesen, Hygiene, Verkehr, Straßeninstandhaltung usw. Und damit nicht genug, muß die Partei, die die Stadtverwaltung in Händen hat, mit Männern aus ihren Reihen die Verwaltungen der zahlreichen Wohltätigkeitsanstalten besetzen.

Mit Rücksicht auf diese Verhältnisse bestand in einer Anzahl von Städten die Tendenz, mit den Parteien der äußersten Linken Wahlabkommen zu treffen. Diese bürgerlichen Parteien sollten einen Teil der Menschen stellen und sie auf ein gegebenes, mit unserer Partei vereinbartes Programm verpflichten. Der Einwand, daß unsere Partei, wenn es ihr schon an Persönlichkeiten zur Übernahme der Stadtverwaltungen gebricht, eben auf diese Übernahme verzichten müsse, ist auf den ersten Blick bestechend. In die Praxis übertragen bedeutet er aber, daß alles beim alten bleibt, die in den Stadtverwaltungen eingenisteten Cliquen ungestört weiterwirtschaften

können, und daß die neue Wahlmacht der Massen, die natürlich nur zu einem ganz minimalen Teil sozialistische Wahlmacht ist, gar nicht gegen die Bourgeoisie ins Feld geführt wird. Beschränkt sich unsere Partei, eben wegen Mangels an Persönlichkeiten, auf die Aufstellung einer Minoritätsliste und auf die Besetzung des der Minderheit vorbehaltenen Sechstels der Stadtverordnetenmandate, so bleibt alles, wie es heute ist. Die Minderheitsvertretung haben die besitzlosen Klassen heute schon vielfach, auch ohne das allgemeine Wahlrecht. Die herrschenden Cliquen pfeifen einfach auf die Minderheitsvertretung und verteilen die öffentlichen Lasten und die öffentlichen Gelder ganz nach Belieben.

Dieser Zustand ist heute in den süditalienischen Gemeinden geradezu die Regel, aber auch in Norditalien hat man ähnliche Verhältnisse gekannt. In vielen größeren Städten, so namentlich in Rom, Mailand, Genua, Padua, Bologna, haben im Laufe des vorigen Jahrzehntes die Sozialisten die Stadtverwaltung im Verein mit den bürgerlichen Parteien der äußersten Linken übernommen und durch diese Koalition, die in Rom sogar über die äußerste Linke hinaus bis zu den antiklerikalen Liberalen ging, vor allem eine große Aufgabe erfüllt: die lokale Vetternwirtschaft auszurotten, der Besetzung der städtischen Beamtenstellen mit Freunden und Verwandten der Stadtverordneten ein Ende zu machen, die Verwendung der Wohltätigkeitsgelder im Dienste der Günstlingswirtschaft und der Parteipolitik zu beseitigen. Im übrigen haben diese Blockbildungen natürlich nicht gehalten, was man sich von ihnen versprach, weil man eben so töricht gewesen war, sich und anderen zuviel zu versprechen. In Rom ist weder das Wohnungs- noch das Krankenhausproblem durch den Block gelöst worden, und ungefähr ebenso ist es in allen Stadtverwaltungen gegangen. Anstatt nun daraus den Schluß zu ziehen, daß man von den kommunalen Blocks mehr erwartet hat, als sie halten konnten, gibt man die Schuld an den Mißerfolgen einfach dem Wahlabkommen mit den bürgerlichen Parteien. Während nun die norditalienischen Städte die Erfolge und Erfahrungen der Blockpolitik zu ihrem Besitztum geschlagen haben, an dessen Ausbau und Verbesserung sie arbeiten, möchte der rückständige Süden jetzt, wo das allgemeine Wahlrecht den Massen größeren Einfluß gibt, seinerseits versuchen, seine Gemeinden von der Vetternwirtschaft zu erlösen. Es ist dabei hinzuzufügen, daß diese Cliquen im Süden ein viel zäheres Leben haben als in Norditalien, aus dem einfachen Grunde, weil ihnen die Regierung einen Rückhalt bietet. Die Gemeinden haben also hier nicht nur dieselbe, sondern größere Not als die oberitalienischen Städte und möchten jetzt dasselbe Mittel anwenden, das sich für diese zugestandenermaßen bewährt hat.

Nun trifft es sich aber so, daß wohl der Süden kaum dort angelangt ist, wo die norditalienischen Gemeinden sich durch die Blockpolitik von der Cliquenwirtschaft befreiten, daß aber inzwischen die Partei sich zu einer anderen prinzipiellen Auffassung durchgerungen hat. Und diese Auffassung, die in der Tagesordnung Ratti[1] mit 22 591 gegen 11 798 Stimmen durch-

[1] Die Resolution Ratti hat folgenden Wortlaut:

»Der Parteitag hält dafür, daß die Partei die Eroberungen der Kommunalverwaltungen anstreben müsse, um sie als Werkzeuge proletarischer Forderungen und Eroberungen gegenüber allen Parteien der Bourgeoisie zu gebrauchen. Dieser

ging, verbietet ein für allemal und ohne Zulassung von Ausnahmefällen das Schließen von Wahlabkommen mit anderen Parteien.

Italien hat rund 8000 Gemeinden. Darunter große Industriestädte, wie Mailand, Turin und Genua, Beamtenstädte wie Rom, Gebirgsdörfer in den Alpen, Hafenstädte in Sizilien, Orte, in denen die Landarbeiter stadtmäßig zusammengedrängt leben, ohne Wasserleitung, ohne Kanalisation, ohne Hospitäler, mit Massengräbern für die Mittellosen, und elegante Fremdenstädte und Badeorte mit allem Komfort der Neuzeit. Und diese 8000 Gemeinden sollen nunmehr über einen einzigen Kamm geschoren werden. Die Elendsnester Kalabriens mit dem analphabetischen Volk, das der Hunger zur Auswanderung zwingt, sollen derselben Regel unterworfen sein wie die hochentwickelten Gemeinden der Emilia, die unsere Partei seit zwei Jahrzehnten verwaltet, in denen man keinen unorganisierten Arbeiter trifft, in denen die Arbeiterschaft durch die Eroberung der kommunalen Ämter ihre Klasseninteressen in einer Weise vertritt, daß dabei der Bourgeoisie angst und bange wird.

Vertreten wurde dieser Standpunkt einer absoluten, für alle Teile Italiens geltenden Intransigenz in Ankona in erster Linie von dem Genossen Ratti. Dieser stellt sich in seinem sehr lesenswerten Referat auf den Standpunkt, daß man das Bewußtsein der Massen heillos verwirren würde, wenn man ihnen für den kommunalen Kampf als Bundesgenossen dieselben Parteien anbieten wollte, die man ihnen bei Parlamentswahlen als Feinde hingestellt hat. Niemand kann das Gewicht dieses Einwandes verkennen. Da aber die Tatsachen nicht jene Einfachheit und Gradlinigkeit aufweisen, die zu pädagogischen Zwecken wünschenswert wären, da fragt es sich doch, ob es nicht pädagogisch richtiger ist, einen tatsächlich bestehenden Widerspruch aufzudecken, anstatt ihn zu verhüllen.

Kommunalpolitik und parlamentarische Reichspolitik sind verschiedene Dinge. Nicht deshalb, weil im Parlament die sogenannten Interessen der Nation verhandelt werden und in der Kommunalverwaltung nur die einer Stadt oder eines Dorfes, sondern weil die Kommunalverwaltung einen Teil der Exekutivgewalt — rechtlich und in noch höherem Maße tatsächlich — in Händen hat. Im Parlament wird um die Gesetze gekämpft, um Normen, um etwas scharf Umrissenes und deutlich Definierbares; in den Kommunal-

Zweck der Verwertung der Stadtverwaltung im proletarischen Kampfe ist anzustreben:

1. durch eine energische politische und parlamentarische Aktion, die täglich die Haltung der sozialistischen Stadtverwaltungen verteidigt und durch kommunale Autonomie die Möglichkeit für die Durchsetzung des sozialistischen Munizipalprogrammes erringt;

2. durch lebhafte Agitation unter der Arbeiterschaft, um ihr Klassenbewußtsein zu entwickeln und sie mit dem Kommunalprogramm der Partei vertraut zu machen;

3. durch Eroberung der Stadtverwaltungen, wo die Kräfte der Partei und das Klassenbewußtsein des Proletariats weit genug vorgeschritten sind, um die eroberten Positionen im Interesse der Arbeiterklasse zu erhalten und zu verteidigen und sie gegen die Übergriffe der Bourgeoisie wie gegen den Egoismus der Individuen und Kategorien zu schützen;

4. durch Eroberung der Minderheitsvertretung in allen anderen Kommunen zum ausdrücklichen Zwecke sozialistischer Kritik und Vorbereitung und um die Mitglieder der Partei zur Übernahme der kommunalen Verwaltung zu erziehen.«

verwaltungen prallen die nackten Interessen aufeinander, und was man Anwendung und Auslegung der Gesetze nennt, ist vielfach nur ihre Umgehung. Der Kampf in der Kommune steht noch auf einer viel tieferen Stufe als der im Parlament. »In Süditalien«, sagte der Abgeordnete Genosse Lucci in seiner Rede, »handelt es sich vielfach noch darum, zu verhindern, daß der Bürgermeister seinen Misthaufen in die öffentliche Wasserleitung durchsickern läßt.« Hier gilt es keine Organisationen zu schützen, keine Arbeiterviertel mit Trams zu versehen, keine Fonds für die Krankenhäuser zu vermehren, hier muß man Diebsbanden aus den Wohltätigkeitsanstalten herauswerfen, sich um das elementare Leben wehren, sich gegen gemeine Verbrechen der herrschenden Clique schützen.

Es ist natürlich nicht gesagt, daß man diese Augiasställe nicht auch mit sozialistischen Kräften oder nach sozialistischen Methoden ausmisten könne, obwohl es mit Sozialismus nichts zu tun hat, daß der Bürgermeister nicht stehle und der Trinkwasserverkäufer nicht für die Nichterrichtung der Wasserleitung den Stadträten Geld bezahle. Wie aber, wenn es in einem derartigen Milieu nur die ersten kümmerlichen Ansätze einer sozialistischen Bewegung gibt? Soll dann die Partei sich um die neue, zum Teil analphabetische Wählerschaft gar nicht kümmern, sie ruhig einer bürgerlichen Clique überlassen, weil die Zahl der organisierten Parteigenossen nicht dazu genügt, eine Stadtverwaltung zu bilden? Soll sie diesen verelendeten Massen sagen: Wir wollen eine neue Gesellschaft der Freien und Gleichen schaffen, aber einstweilen können wir nichts für euch tun; einstweilen verreckt ruhig an Typhus und Ruhr, lebt in Höhlen, die aller Menschenwürde Hohn sprechen, werft eure Toten ins Massengrab, zahlt die Steuern, von denen die Besitzenden ihren Überfluß bestreiten?

Genosse Lucci hat in Ankona den Fall einer Stadt zum Beispiel gewählt: Neapels, der größten Stadt Italiens. Die Parteisektion hat wenig über 100 Mitglieder. Bei den Parlamentswahlen wendete sich die Unzufriedenheit der Massen, ihre instinktive Auflehnung gegen jahrhundertelanges Unrecht erwartungsvoll unserer Partei zu. Es wurden drei Sozialisten, zwei Wilde und ein Parteigenosse (eben Lucci) gewählt. Jetzt stehen die Gemeindewahlen vor der Tür. Es sind nahezu 1000 Ämter zu besetzen, wenn die Partei die Gemeindeverwaltung, die sie erobern kann, übernehmen will. Im Verein mit den Parteien der äußersten Linken kann sie es tun: mit eigenen Kräften kann sie es nicht. Und der Parteitag hat die Parole der Intransigenz, des Verzichts ausgegeben. Die Partei soll sich also an einer Arbeit, die sie nicht mit eigenen Kräften bewältigen kann, gar nicht beteiligen. Was das erweiterte Wahlrecht an neuen Machtmitteln den besitzlosen Klassen in die Hand gibt, das soll ruhig der Bourgeoisie überlassen werden überall, wo unsere Partei nicht mit eigenen Kandidaten und eigenem Programm die Stadtverwaltungen übernehmen kann. Das Drängen der Massen, die sich unserer Führung anvertrauen wollen, darf uns nichts angehen; ihre Hoffnungen werden wir im Zukunftsstaat verwirklichen.

Von dem Votum kann man mit Bestimmtheit sagen, daß es unsere Partei zu neuen Ausstoßungen nötigen wird: in Neapel und in vielen anderen Städten wird man trotz des Parteitagsbeschlusses mit einer Koalition in den kommunalen Wahlkampf treten, wird all die unvermeidlichen Irrtümer begehen und Enttäuschungen erleiden, die dem Kompromiß zugehören

wie der Schatten dem Körper, wird aber eine unvermeidliche, gleichsam zur Vorgeschichte des Sozialismus gehörende Entwicklungsphase schneller überwinden helfen und auch das Verantwortungsgefühl unserer Genossen besser schulen, als wenn unsere Partei mit gekreuzten Armen zur Seite steht und wartet, bis die Bedingungen für eine sozialistische Kommunalpolitik überall gegeben sind.

* * *

Auf den ersten Blick mag man den Eindruck gewinnen, daß in Ankona durch die heute die Partei leitenden Persönlichkeiten eine Parole ausgegeben wurde, die gleichzeitig den Idealismus nichtachtet und die lebendige Wirklichkeit. Man möchte sich fragen: Wie wollt ihr die Masse mit Prinzipien leiten, die doch für eine politische Partei nichts anderes sein können als die aus der Wirklichkeit abgelesene Formel für die Annäherung an ein Ideal, wenn ihr gleichzeitig absieht von Ideal und Wirklichkeit?

Aber die neue Stellungnahme der Partei wird verständlich, sobald man sich klarmacht, daß sie den Bruch darstellt mit der Auffassung des Sozialismus als Menschheitsbewegung. Man abstrahiert vom Ideal, soweit es nicht ein spezifisch proletarisches Ideal ist, und abstrahiert von der Wirklichkeit, soweit sie nicht unmittelbar proletarische Wirklichkeit ist. Wenn der Sozialismus eine Klassenbewegung ist, durch die man Menschheitsideale verwirklicht, so kann er, eben weil ihn der Geist dieser Ziele beseelt, das Schicksal der vorproletarischen Schichten nicht unbeachtet lassen. Eine Partei, die nur Klassenziele gelten läßt, mag zwar nicht weitsichtig sein, aber ist immerhin konsequent, wenn sie sich ausschließlich um das Proletariat kümmert. Es geht sie nichts an, wenn in Neapel 200 000 Menschen elender leben und sterben als das Vieh, solange es sich nicht um Proletarier, sondern um Kleinhändler, Handwerker, um Zwischenformen von Kleinbürgertum und Lumpenproletariat handelt. Den tatsächlichen Anachronismus der gleichzeitigen Existenz eines auf dem Boden des Klassenkampfes stehenden Proletariats und einer noch nicht proletarischen besitzlosen Klasse kann sie ignorieren, weil sie nicht gekommen ist, allgemeine Menschheitsideale zu erfüllen, sondern sie aufzuheben.

Nun ist gewiß das Proletariat die Vorbedingung für die Verwirklichung des Sozialismus, nicht nur als Macht, die die Umwälzung vollzieht, sondern vor allem als gesellschaftliche Produktivkraft, die den Sozialismus möglich macht. Wer aber im Sozialismus nicht nur eine gesellschaftliche Machtverschiebung, sondern eine höhere Kulturphase erstrebt, nicht nur den Sieg des Proletariats, sondern den eines Menschheitsideals, der muß in dem ausschließlichen Klassencharakter der Bewegung eine *taktische* Forderung sehen, wichtig wie alles Taktische, aber wie dieses praktischen Einschränkungen unterworfen. Das Proletariat ist durch seine soziale Notlage wenn nicht ausschließlich, so doch hauptsächlich an der Verwirklichung des Sozialismus interessiert; darum ist es der berufene Streiter für die Aufhebung der Klassenherrschaft. Durch seine Stellung in der gesellschaftlichen Gütererzeugung wird ihm die Kritik unserer Produktionsordnung nähergelegt als der herrschenden Klasse, und die potentiell gegebene neue Gesellschaft hat für den Proletarier eine unmittelbare Lebendigkeit. Deshalb ist die Bewegung für die Durchführung des Sozialismus Sache des Proletariats.

Da die herrschende Klasse dieser Bewegung entgegentreten muß, wodurch der Sozialismus aus einem sozialen Ideal und einer wirtschaftlichen Umgestaltung der Gesellschaft zu einem gesellschaftlichen Machtproblem wird, so drängt sich ihm der möglichst ausschließlich proletarische Charakter als Kraftersparnis auf. In diesem Sinne kann man sagen, daß nicht jede gerechte Sache unsere Sache ist. Im Hinblick auf Ziel und Wesen des Sozialismus ist sie es wohl, aber die Notwendigkeit, mit den eigenen Kräften hauszuhalten, die freilich von der Gewißheit des überragenden Wertes des Sozialismus mitbedingt wird, zwingt uns, manche Sachen beiseite zu lassen. In diesem Sinne hat Schreiber dieses wiederholt die Sorge der italienischen Partei um die Beamten, um die Ärzte, um die Gymnasiallehrer als einen dem Kräftezustand der Partei nicht angemessenen Aufwand bezeichnet.[4]

Gilt aber dieser Einwand auch für die vorproletarische Schicht des kleinen Volkes in Süditalien? Wenn wir die Sache der Beamten, der Ärzte, der Mittelschullehrer nicht als unsere Sache ansehen, so findet unser Verhalten seine Berechtigung auch darin, daß diese Gruppen andere Mittel und Wege haben, um ihre Interessen zu vertreten. Sie haben eigene Organisationen, haben den Rückhalt der Bourgeoisie, kurz, sie sind weit wehrhafter als alle Schichten des Proletariats. Ihnen gegenüber wäre es angebracht, den proletarischen Charakter der Partei herauszukehren als taktisches Gebot, bei begrenzten Mitteln diese für wichtigere Zwecke und auch für die Zwecke aufzusparen, die keinen anderen Sachwalter haben. Aber das süditalienische Volk hat keinen Sachwalter seiner Interessen, wenn unsere Partei ihn nicht stellt.

Wenn heute der »Avanti« verkündet: wir wollen keine Partei des Volkes, sondern eine Partei des Proletariats sein, so glaubt er dadurch der Sache des Sozialismus am besten zu dienen. Aber die Tatsache ist nicht aus der Welt zu schaffen, daß die letzte Berufszählung nur etwa 8 Millionen im Erwerbsleben stehende Proletarier (5,5 Millionen Männer und 2,5 Millionen Frauen) ergab, doch kaum mehr als 3 Millionen Familienhäupter bei einer Familienzahl von $7^1/_2$ Millionen im ganzen Lande. Welcher Partei soll sich die Schicht der Nichtbesitzenden, die noch nicht Proletarier sind, zuwenden? Will unsere Partei aus lauter Angst vor dem Kontakt mit den einzelnen Persönlichkeiten der bürgerlichen Demokratie dieser eine neue politische Funktion, eine neue Lebensberechtigung geben, indem sie ihr die breiten vorproletarischen Schichten überläßt, ja diese ihr geradezu in die Arme wirft?

Dieses Verhalten ist weder dem Geiste des Sozialismus gemäß noch durch die Taktik des proletarischen Kampfes geboten. Freilich ist unsere Partei keine Partei des Patronats, so wenig sie eine Partei der Armen ist: sie ist die Kampfpartei der produktiven Masse. Aber es handelt sich hier nicht darum, die Massen zu bevormunden, sondern sie den Parteien streitig zu machen, die sie bevormunden wollen. Auch haben wir nicht Lumpenproletariat vor uns, das außerhalb der Produktion steht, sondern vorproletarische Massen, die in vorkapitalistischen Formen produzieren. Es ist eine psychologische Unmöglichkeit zu sagen, daß der Aufstieg der noch nicht proletarischen

[4] Der Umstand, daß in der italienischen Partei die Staatsbeamten und Angestellten numerisch eine sehr große Rolle spielen, noch eine weit größere als die vielbeklagten »Advokaten«, erklärt diese Sorge zur Genüge.

Massen uns nichts angeht, wenn es uns ernst ist um den Aufstieg des Proletariats. Und taktisch ist es sicher nicht klug, die Schichten, die heute zu uns kommen, zurückzustoßen, um sie in der Folge den bürgerlichen Linksparteien wieder abringen zu müssen. Die Wirklichkeit ist nun einmal vielgestaltiger und verschlungener, als dies für mühelose Orientierung und pädagogische Wiedergabe wünschenswert wäre.

Nicht mit Unrecht sagte Lucci, daß die heute die Partei führende revolutionäre Fraktion Angst habe vor dem, was der Reformismus an Wahrheit einschloß. Der Reformismus wollte sich der Wirklichkeit anpassen, und das bedeutete den Verzicht auf jede revolutionäre Funktion; die heute führende Fraktion glaubt es dem Klassencharakter der Partei schuldig zu sein, die Wirklichkeit zu ignorieren, und vergeudet dadurch Kräfte.

Von allen Ländern Europas ist Italien am wenigsten berufen, den Sozialismus zur rein proletarischen Bewegung zu stempeln. Nicht nur ist das Land weniger proletarisiert als alle anderen Großstaaten: die Partei ist mit ihrer Unzahl von Staatsbeamten, Advokaten und Professoren auch nach der Ausstoßung der Freimaurer viel weniger proletarisch als die Parteien der anderen Länder. Außerdem ist in keinem Lande der Abstand zwischen der Stimmenzahl unserer Kandidaten und dem Organisiertenbestand der Partei so groß wie hier: 1 Million Stimmen und 50 000 Parteimitglieder, was bedeutet, daß die Partei ihre Wahlmacht in einer für sie ganz unkontrollierbaren Masse hat. Man sagt nun wohl: in all diesen Dingen liegt die Gefahr, den proletarischen Charakter und damit die Lebenskraft der Bewegung zu beeinträchtigen, gerade darum muß die italienische Partei strenger und ausschließlicher sein als die der anderen Länder. Das sieht aber der Vogelstraußpolitik merkwürdig ähnlich.

Die Reinheit einer Partei findet ihre Gewähr in der klaren Einsicht der Anhänger in ihre Zwecke und Ziele. Sind diese durch tatsächliche Verhältnisse gelegentlich verschleiert, so muß die Aufklärungsarbeit eingreifen, nicht das Ignorieren der Wirklichkeit aus massenpädagogischen Zwecken. Man macht die Wirklichkeit nicht einfach, indem man sie einfach darstellt, schafft die Widersprüche nicht weg, indem man sie leugnet.

Heute behandelt man in Italien das Proletariat als das ewige Kind: aus pädagogischen Gründen werden die Freimaurer ausgestoßen, weil sie das Klassenbewußtsein der Massen trüben sollen; aus pädagogischen Gründen darf sich die Partei nicht um die Not des süditalienischen Volkes kümmern. Das Proletariat hat aber Recht auf etwas anderes als auf diese Kinderstubenpolitik. Es braucht keine Fröbelsche Darstellung der Wirklichkeit: es braucht Wissen, um sich in der lebendigen, unpädagogisch vielgestaltigen Wirklichkeit zurechtzufinden. Die Losung: »Die Massen brauchen keine Bildung, sondern Klassenbewußtsein« ist entweder barer Unsinn oder ein Motto für die ewige Unmündigkeit der Massen. Man treibt sie durch eine an Potemkinsche Dörfer erinnernde Aufmachung der sozialen Wirklichkeit in eine gegebene Straße, die des Klassenbewußtseins, weil man fürchtet, sie würden eine andere wählen, wenn sie die Dinge sähen, wie sie sind. Was dabei herauskommt, ist sozialer Köhlerglaube, nicht Klassenbewußtsein. Um dieses ringt die sozialistische Partei der ganzen Welt durch ihre Bildungsanstalten, ihre Schulen und Bibliotheken, indem sie das Proletariat aufklärt, ihm Wissenselemente bietet, es lehrt, sich in dem Gewirr

der Gegenwart zurechtzufinden und die Grundlage für eine neue Zukunft zu schaffen. Diesen Weg wird auch die italienische Partei gehen müssen.

Der Parteivorstand, der fast unverändert aus dem neuen Parteitag hervorgeht, hat in zweijähriger Verwaltung den Mitgliederbestand verdoppeln sehen. Aus der wachsenden Macht selbst muß und wird ihm die Überzeugung kommen, daß das Klassenbewußtsein nicht als Spiegelbild einer stilisierten Wirklichkeit entstehen kann, sondern aus der Kritik der unverfälschten Wirklichkeit. In einem geschulten, mit Wissenselementen gewaffneten Proletariat liegt auch die beste, die einzige Gewähr gegen jede Vorzugsstellung der Akademiker. Man kommt damit weiter als mit Ausstoßungen.

Kapitalismus und Antikapitalismus in den Assoziationen.

Ein Beitrag zur genossenschaftlichen Theorie.

Von Siegmund Kaff (Wien).

Seitdem die Arbeiterklasse es unternommen hat, neben der Koalition auch der Assoziation in systematischer Weise sich zu bedienen, und das Genossenschaftswesen infolgedessen einen großen Aufschwung zeigt, wendet sich das Interesse der bürgerlichen Genossenschaftstheoretiker in erhöhtem Maße den verschiedenen Formen der wirtschaftlichen Selbsthilfe zu. Vor allem geht es an ein eifriges Kategorisieren und Einteilen, als ob mit der Abgrenzung der einzelnen Arten auch schon deren ökonomische Rolle in der Volkswirtschaft gegeben wäre und nicht vielmehr die Gruppierung aus eben dieser Rolle hervorgehen würde. In Wahrheit ist die Sache durchaus nicht so kompliziert, wie es nach den umständlichen Darlegungen bürgerlicher Gelehrter fast den Anschein hat; denn im wesentlichen handelt es sich um die Frage, welchem Zwecke die Assoziation dient, ob der Steigerung des Kapitalprofits, der Grundrente oder des Arbeitslohnes. In den beiden ersteren Fällen kann man von *kapitalistischen* Genossenschaften sprechen; dazu gehören alle Assoziationen der Besitzer von Produktionsmitteln sowie der bäuerlichen Grundeigentümer; im letzteren Falle von *sozialistischen* Genossenschaften (Konsumvereine, Bau- und Wohnungsgenossenschaften), durch welche Kapital und Grundbesitz in ihrer Bewucherung der besitzlosen Klassen beschränkt werden. Dies ist der grundlegende Unterschied zwischen den Assoziationsformen, der weiter nicht alteriert wird dadurch, daß auch bürgerliche Elemente den Konsumvereinen angehören oder daß Arbeiter auch Kreditorganisationen gründen. Zum Glücke wird überdies durch das Verhalten der herrschenden Klassen auch in dieser Frage den Arbeitern wie den bürgerlichen Theoretikern Logik eingepaukt.

Immer schroffer zeigt sich nämlich der Interessengegensatz zwischen Kapital und Arbeit auch auf dem Gebiet der Genossenschaftsbewegung.

Wenn heute die bürgerlichen Genossenschafter die altliberale Auffassung von *Schulze-Delitzsch* über Bord werfen und der „Interessenharmonie" zum Trotz den Konsumvereinen den Krieg erklären; wenn die Organisationen des Mittelstandes diesen Krieg in die Praxis übertragen und der Staat ihnen hierbei jede mögliche Assistenz leistet; wenn endlich die Industriellen mit ihren Werkskonsumanstalten und Lebensmittelmagazinen die

genossenschaftliche Idee verfälschen, indem sie mit diesen ihren „Wohlfahrtseinrichtungen" die Arbeiter der Koalitionsfreiheit zu berauben suchen, und wenn die Klerikalen die Konsumvereine für ihre politischen Zwecke mißbrauchen: dann wird eben damit demonstriert, daß die Konsumvereine nicht nur in der Wirtschaft, sondern auch unter den Genossenschaften eine Ausnahmestellung einnehmen, die nun einmal nicht zu leugnen ist und auch nicht geleugnet zu werden braucht. Gerade das Verlangen der Mittelstandspolitiker nach Ausnahmegesetzen gegen die Konsumvereine ist ein Beweis dafür, daß es vollkommen verfehlt ist, die Konsumvereine mit den übrigen Genossenschaften in einen Topf zu werfen, und sei es auch nur zu dem Zwecke, um damit jenes Begehren nach einem genossenschaftlichen Minderrecht für die Konsumvereine zu bekämpfen und die Rechtsgleichheit auch für die Genossenschaften der „Konsumenten" zu begründen. Denn all der Kampf gegen die Konsumvereine gilt ihrer antikapitalistischen Tendenz, die sich darin ausdrückt, daß die Konsumvereine den Arbeitslohn vor der Bewucherung durch das Handelskapital zu schützen geeignet sind, so wie die Gewerkschaften den Arbeitslohn von der anderen Seite her gegen die wucherische Herabdrückung durch das Industriekapital schützen. Darum ist auch die Unterscheidung zwischen Genossenschaften der „Konsumenten" und Genossenschaften der „Produzenten" schief und irreführend, denn diese Ausdrücke sollen den Gegensatz verschleiern zwischen der Klasse der Besitzlosen, die fälschlicherweise als die bloß konsumierende, und der Klasse der Besitzenden, die als die allein produzierende hingestellt werden. Diese Klassenscheidung der Gesellschaft aber ist es, die den Interessengegensatz zwischen den Konsumvereinen und den übrigen Genossenschaften hervorruft, die Feindschaft gegen die ersteren verursacht und Privilegien für die letzteren fordert. Die kapitalistischen Klassen sehen es nicht gerne, wenn der Arbeitslohn vor ihrem Zugriff geschützt wird. Die Einteilung der Assoziationen ist sonach gegeben: die Genossenschaften gruppieren sich in solche für die proletarischen Volksschichten („Konsumenten") und in Genossenschaften für die kapitalistischen Klassen („Produzenten", das heißt für die Besitzer und Eigentümer der Produktionsmittel), in Genossenschaften zum Schutze des Arbeitslohnes und in solche zur Steigerung des Kapitalprofits und der Grundrente.

Jetzt begreift man, weshalb die bürgerlichen Genossenschaftstheoretiker den Standpunkt der Neutralität vertreten: weil für sie die ganze Gesellschaft aus „Konsumenten" besteht, was insofern wahr ist, als wirklich alle Menschen, also auch Milliardäre, essen müssen, und weil die Besitzlosen nur im neutralisierten Zustand den Besitzenden ungefährlich sind, das heißt nur dann, wenn sie auf die volle Geltendmachung des Lohnschutzes durch die wirtschaftliche Selbsthilfe verzichten oder doch kein allzu großes Gewicht legen. Wenn sozialistische Genossenschafter gleichfalls den Standpunkt der sogenannten Neutralität befürworten, so geschieht dies aus taktischen und praktischen Gründen, indem sie darauf verweisen und es durch die Praxis erhärten, daß der antikapitalistische Charakter der Konsumvereine in diesen wirklich neutralen Assoziationen wirksamer werden kann als in Genossenschaften, die zwar scheinbar neutral sind, in Wirklichkeit aber sich völlig den bürgerlichen Parteien unterstellt haben und ihre Wirtschaftspolitik befolgen. Die Hauptsache ist eben, daß aus den Genossenschaften das wird, was sie sein sollen: Instrumente gegen die kapitalistischen Wirtschafts-

vereinigungen. Daß dies möglich ist, daß neutrale, das heißt vom privaten Kapital unabhängige Konsumvereine ihre antikapitalistische Funktion am ehesten erfüllen, ist nicht zu bestreiten. Die Voraussetzung hierfür ist jedoch das entscheidende Vorwiegen der Arbeiter, und zwar der klassenbewußten Elemente unter ihnen. Denn wie die Tatsache der klerikalen und nationalen Konsumvereine in Belgien, Deutschland und Österreich bezeugt, ist eine proletarische Mitgliedschaft allein noch keine Bürgschaft dafür, daß die antikapitalistische Funktion des Konsumvereins zur vollen Geltung gelangt. Dort jedoch, wo dies zutrifft, wo die Genossenschaften sich unter dem Einfluß ökonomisch geschulter Elemente ihrer sozialwirtschaftlichen Aufgabe voll und ganz bewußt geworden sind und sie mit Konsequenz erfüllen, und das ist bei den meisten nichtbürgerlichen Genossenschaften der Fall, dort kommt die antikapitalistische Rolle der Konsumentenorganisation in voller Reinheit zum Ausdruck. Das ist auch nicht anders möglich, wenn dem innersten Wesen der Genossenschaft Rechnung getragen, ihr eigentlicher Zweck erreicht werden soll.

Auf welchen Wegen ist nun der antikapitalistische Zweck anzustreben? Gar mancherlei Mittel kommen in Betracht, um das Kapital wirtschaftlich zu bekämpfen. Der Klassenstaat tut selbstverständlich nichts dazu, und wo er gezwungenermaßen dennoch derartige Anstalten trifft, tut er das nur scheinbar und verfolgt Nebenabsichten meist fiskalischer Natur. Wenn er schon gegen die kapitalistischen Privatunternehmungen eigene Betriebe gründet, welchen alle möglichen Privilegien verliehen werden, dann in der Regel aus steuerpolitischen Rücksichten. Das gleiche gilt von den Monopolunternehmungen der Provinzen, Gemeinden und anderer Selbstverwaltungskörper, wenn nicht das Proletariat sie beherrscht, sondern bürgerliche Elemente in ihnen dominieren. Fast ausnahmslos handelt es sich bei ihnen darum, mittels der Monopolpreise, die sie den Konsumenten diktieren, ihre Finanzen zu stärken. Sie alle erfüllen fiskalisch-kapitalistische Zwecke.

Bei den Assoziationen liegt die Sache je nach ihrem besonderen Zwecke verschieden. Die Assoziationen der Handwerker und Bauern (Bezugs- und Verkaufsgenossenschaften, Produktions- und Kreditgenossenschaften) sind bestimmt, die Rentabilität ihrer Betriebe zu heben und damit ihren Profit zu erhöhen. Es sind Kapitalsassoziationen, Erwerbsgenossenschaften, die mit den übrigen kapitalistischen Organisationen ein paralleles Interesse haben. Dagegen dienen die Assoziationen der Arbeiter und ökonomisch gleich- oder nahestehender Klassen (Konsumvereine, Bau- und Wohnungsgenossenschaften) dazu, die Kaufkraft des Lohnes zu erhöhen. Es sind antikapitalistische Personenverbände, Wirtschaftsgenossenschaften, die ein den kapitalistischen Unternehmungen entgegengesetztes Interesse verfolgen. Bürgerlich-kapitalistische Assoziationen arbeiten ganz so wie andere Gesellschaftsunternehmungen des Kapitalismus, kaum daß graduelle oder formale Unterschiede zu bemerken sind. Proletarisch-antikapitalistische Assoziationen können ohne die Beobachtung gewisser Grundsätze, wie sie nur in einer sozialen Wirtschaft sich realisieren lassen, nicht existieren, nicht prosperieren. Sie bringen ganz andere Mittel und Methoden zur Anwendung. Sie müssen einen von vornherein gesicherten Absatz haben; ihre Abnehmer und Interessenten müssen also organisiert sein. Gestützt darauf haben sie ihr eigenes Betriebskapital aufzubringen, zumeist in Form von Geschäftsanteilen und

später durch Ansammlung von kapitalisierten Überschüssen in Form von Reserven, ein Kollektivvermögen, das unteilbar und außer im Falle der Liquidation überhaupt nicht rückzahlbar ist. Die regelmäßige und über den Betriebsumfang oder das eigene Reinvermögen hinausgehende Inanspruchnahme von Kredit ist, soweit das bloße Warenhandelsgeschäft der Konsumvereine in Betracht kommt, ausgeschlossen, weil dies die Kalkulation der Warenpreise und damit die Konkurrenzfähigkeit mit dem Zwischenhändler beeinträchtigen, dem antikapitalistischen Zwecke also widersprechen würde, der in der Ausschaltung des Kapitalprofits besteht, und dieser Zweck eben anders nicht erreicht werden kann als durch Verwendung eigenen Kapitals.

Anders wird die Sache, wenn der Konsumverein dazu übergeht, auch die Grundrente oder das industrielle Kapital zu bekämpfen, indem er Häuser erwirbt oder Produktionsbetriebe errichtet. Da ist das eigene Kapital nicht mehr so unbedingt notwendig, auch nicht so leicht aus eigener Kraft erreichbar, daher Leihkapital auch in größerem Maße zulässig, sofern nur die Zinsenlast die Rentabilität des Hausbesitzes beziehungsweise des Produktionsbetriebs nicht erdrückt und ein wenn auch kleinerer Ertrag (Profit) die Abstoßung des fremden Kapitals und damit die Amortisation der Schuld gewährleistet. Auch hier ist aber das Ziel: die Ansammlung eines ausreichenden Eigenkapitals, um die Verbindlichkeiten der Genossenschaft voll zu decken und dem antikapitalistischen Zwecke gerecht zu werden, nicht außer acht zu lassen, weil die gesunde Entwicklung der Genossenschaft nur so verbürgt werden kann. Was bei den bürgerlichen Assoziationen selbstverständlich ist, die Verflechtung mit dem kapitalistischen Kreditsystem, ist es eben nicht bei den Konsumvereinen. Hier sind Käufer und Verkäufer eins, es gibt infolgedessen keinen Zwischen- und sonstigen Handel, die organisierten Konsumenten decken ihren Bedarf nur für sich selbst ein, sie geben das dazu erforderliche Geld her, und indem sie die Mittel beistellen, scheiden sie den kapitalistischen Handelsprofit aus und bewirken jene Überlegenheit, die die genossenschaftliche Güterbeschaffung vor der kapitalistischen voraus hat. Wofern die Konsumvereine billiges Leihkapital brauchen, sind die Spargelder der Mitglieder das Nächstliegende. Auch die überschüssigen Fonds der Gewerkschaften kommen unter der Voraussetzung vollster Sicherstellung in Betracht, wenngleich sich Ad. Braun in einem Artikel des „Kampf" dafür ausgesprochen hat, daß die Gewerkschaften ihre disponiblen Gelder in sicheren Bankinstituten anlegen sollen.

Das entscheidende Moment liegt aber nicht in dem „Woher", sondern in der Frage nach dem Verhältnis zwischen eigenem und fremdem Kapital. Solange dieses in dem Vermögen der Genossenschaft volle Deckung und Sicherheit findet und der Zinsfuß ein solcher ist, daß dadurch die Rentabilität des genossenschaftlichen Produktionsbetriebs, für den das fremde Kapital zu Hilfe genommen wurde, nicht berührt wird, kann fremdes Leihkapital unbedenklich auch in genossenschaftlichen Unternehmungen vorübergehend investiert werden, sofern die volle Unabhängigkeit der Verwaltung vom Einfluß des Privatkapitals gewährleistet ist. Für das bloße Warengeschäft jedoch ist eigenes Kapital unter allen Umständen die normale Grundlage.

In dieser Unabhängigkeit liegt der Gegensatz zu den Privatbetrieben, liegt aber auch die Stärke der genossenschaftlichen Organisation, die nichts anderes

will als die Aufrichtung eines sich selbst genügenden Wirtschaftsganzen für die Arbeiterklasse, um den Beweis zu erbringen, daß es auch ohne kapitalistische Methoden geht. Aus diesem Grunde ist auch für die proletarischen Selbsthilfegenossenschaften die Staatshilfe mit ihren korumpierenden Rückwirkungen abzulehnen; aus dem gleichen Grunde aber auch ein Überwuchern des privaten Kapitals bei der Verwendung für Investitionen in genossenschaftlichen Unternehmungen. Wenn innerhalb der Genossenschaften der Dualismus zwischen Händler und Konsument aufgehoben werden soll, dann darf das Leihkapital nicht die dominierende Rolle spielen, die es im modernen Kreditsystem inne hat, sondern muß die genossenschaftliche Wirtschaft durch die Kapitalisation der eigenen Überschüsse die notwendigen finanziellen Grundlagen erhalten. Dies ist möglich, allerdings nicht in dem Umfang und Ausmaß, wie bürgerliche Wirtschaftspolitiker (Professor Wilbrandt und seine Schule) annehmen, die sogar vermeinen, durch die konsequente Anwendung dieser geschäftlichen Methoden mittels der Konsumentenorganisation den Kapitalismus aus den Angeln heben zu können. Die Täuschung, die darin liegt, hat seinerzeit Kautsky in seiner Polemik gegen ähnliche Auffassungen der Revisionisten aufgezeigt. Wenn es auch das eigentlichste innerste Wesen des genossenschaftlichen Sozialismus ausmacht, den Kapitalisten nicht bloß als Händler und Fabrikanten, sondern auch als Geldverleiher und damit den Kapitalprofit und -zins in jeder Form entbehrlich zu machen, so wird sich auch bei vollständiger Vermeidung des kapitalistischen Kreditsystems die genossenschaftliche Organisation des Konsums nie so weit ausdehnen lassen, um die ganze Produktion darauf aufbauen zu können. Das natürliche Wachstum der Konsumgenossenschaften endet an der Schranke, die das private Kapital setzt, an der Tatsache, daß die Kapitalisten über die Produktionsmittel verfügen und an der Organisation des Konsums daher nur negativ interessiert sind. Das Äußerste, was durch letztere verwirklicht werden kann, ist: das Kapital innerhalb der Assoziation zu einem Diener zu machen und die absolute Herrschaft des privaten Einzelkapitals, soweit die Sphäre des Handels und teilweise auch der Produktion in Betracht kommt, zu brechen und damit die wirtschaftliche Macht der organisierten Arbeiterklasse zu stärken. Das ist denn auch das ernste Ziel, dem alle soliden und konsequenten Genossenschafter zustreben, die hierdurch für den Sozialismus eine höchst wertvolle Vorarbeit leisten. Darin, in der teilweisen Sozialisierung der Wirtschaft, erschöpft sich aber auch das, was man den genossenschaftlichen Sozialismus nennt.

Kultivierung und Ausnutzung des Ödlandes.

Von Ernst Andrée.

In der jüngsten Zeit ist das Problem der inneren Kolonisation lebhaft in der politischen Tages- und landwirtschaftlichen Fachpresse erörtert worden. Besonders die Bereitstellung von größeren Mitteln zu Zwecken der Urbarmachung von Moor- und Ödländereien und zur Ansiedlung von Kolonisten durch den preußischen Landtag im vergangenen Jahre hat die Diskussion befruchtet. Bemerkenswert an diesen Debatten ist nun, daß durchaus nicht von allen Seiten widerspruchslos in den Ruf gewisser liberaler Kreise nach

innerer Kolonisation eingestimmt wird, sondern daß auch die Schwierigkeiten erörtert wurden, die hier noch zu überwinden sind.

Auf zwei Wegen können Kolonisten angesiedelt werden: indem größere Güter, vor allem Domänen aufgeteilt werden, und auf urbar gemachtem Moor- und Ödland. In den folgenden Ausführungen ist nur von der letzteren Form der Kolonisation die Rede.

Es braucht hier nicht näher dargelegt zu werden, daß die Sozialdemokratie der Kultivierung der ungeheuren Flächen Moor- und Ödland nicht nur freundlich gegenübersteht, sondern sie vom Staate als eine seiner wichtigsten Kulturaufgaben fordert. Es ist eine Schande, daß schätzungsweise noch rund 3,5 bis 4 Millionen Hektar des Reiches Öd- und Moorland sind, die der fruchtbringenden Bewirtschaftung harren. Während Hunderte von Millionen Mark mit zweifelhaften Aussichten in unsere ausländischen Kolonien gesteckt werden, läßt man die Ödlandwüste zu Hause brachliegen, obschon hier mit geringeren Mitteln bedeutendere Erfolge erzielt werden könnten. Für Ödlandkultur in der Heimat wird, wie gesagt, die Sozialdemokratie stets eintreten, nur hinsichtlich der besten und für die Gesellschaft zweckmäßigsten Art der Bewirtschaftung der kultivierten Flächen wird unsere Partei besondere Auffassungen zu vertreten haben, die sich aus ihrer Stellung zum Privateigentum ergeben. Die Sozialdemokratie bekämpft das Privateigentum an den Produktionsmitteln als die Grundlage aller Klassengesellschaft und Klassenherrschaft; sie ist daher auch grundsätzliche Gegnerin jeder privatwirtschaftlichen Ausbeutung des Bodens.

Kommen wir also schon aus dieser prinzipiellen Auffassung zu einer Ablehnung der Ansiedlung von Kolonisten, soweit sie auf eigener Scholle erfolgen soll, so erst recht, wenn wir die Erfahrungstatsachen der bisherigen privaten Ausnutzung des Bodens auf uns wirken lassen. Und diese Tatsachen sind so durchschlagend, daß sie auch auf einsichtige bürgerliche Agrarpolitiker nicht ohne Eindruck geblieben sind.

* * *

Die ungewöhnliche Wertsteigerung der landwirtschaftlichen Güter und die darin liegende volkswirtschaftliche Gefahr, insbesondere die Preistreiberei seit der Beschlußfassung über den geltenden Zolltarif, ist schon wiederholt Gegenstand eingehender allgemeiner wie spezieller wissenschaftlicher Untersuchungen gewesen. Weniger bekannt ist, daß auch die Preise des Ödlandes in den letzten Jahren enorm in die Höhe getrieben worden sind. Bis vor wenigen Jahrzehnten hatte das Ödland nur geringen Wert. Es war damals zwar vielfach ein notwendiger Bestandteil des landwirtschaftlichen Betriebs, da es einesteils als Vieh-, insbesondere Schafweide gebraucht wurde, anderenteils durch die Plaggennutzung zu Dungzwecken seinen Wert für die damalige Wirtschaftsweise hatte und somit eine dem Stande der Agrikultur entsprechende Ausnutzung fand. Aber als Grundlage für selbständige Stellen reichte es nicht aus; dazu war seine Ausbeutungsmöglichkeit zu gering. Sein Verkaufswert war infolgedessen sehr niedrig. Ein gründlicher Umschwung trat erst ein, nachdem die künstlichen Dungmittel weiteren Kreisen bekannt geworden waren. Da wurde nicht nur die Plaggennutzung des Ödlandes überflüssig, auch das Ödland selbst konnte, soweit es die Leistungsfähigkeit seiner Besitzer gestattete, in fruchtbares Acker- und Wiesenland verwandelt werden. Nunmehr war die Möglichkeit

gegeben, die Ödlandflächen in größerem Umfang für selbständige Ackernahrungen nutzbar zu machen.[1] Dadurch stieg die Ausbeutungsfähigkeit und damit auch der Preis des Ödlandes ganz erheblich. Diese Preisentwicklung wurde in den letzten Jahren noch dadurch gefördert, daß aus agitatorischen Bedürfnissen heraus die Forderung nach Kultivierung und Kolonisierung des Ödlandes immer zahlreichere Befürworter fand und von öffentlichen wie von privaten Stellen größere Ödlandflächen angekauft und kultiviert wurden.

Ich könnte aus meiner Sammelmappe Dutzende von Äußerungen maßgebender Stellen vornehmlich der hannoverschen Landwirtschaft als Beweis hierfür anführen; ich will aber nur einige dieser Kundgebungen herausgreifen. So bestätigt die „Hannoversche Land- und Forstwirtschaftliche Zeitung", das amtliche Organ der Landwirtschaftskammer, in Nr. 11, Jahrgang 1913, daß bereits durch die bescheidenen privaten Urbarmachungen von Ödländereien die „früher so niedrig eingeschätzten brachliegenden Moor- und Heideflächen ganz außerordentlich im Preise steigen, so daß vielfach schon eine Überwertung befürchtet wird", und bei einer anderen Gelegenheit, in Nr. 38, Jahrgang 1913, schrieb dasselbe Blatt, daß die große Nachfrage nach Moor- und Heideländereien zu Zwecken der Kultivierung in der ganzen Provinz eine erhebliche Preissteigerung dieser Ländereien im Gefolge gehabt habe; im Laufe der letzten zwanzig Jahre seien diese Flächen um das Zehn- und Zwanzigfache an Wert gestiegen. Eine Anzahl von Einzelfällen illustriert das Gesagte. Da sind zum Beispiel in einem Falle im Kreise Isernhagen für eine nur 6 Hektar große Heidekoppel, die erst in Acker verwandelt werden sollte, 10 000 Mark bezahlt worden. In einem anderen Falle berichtet dasselbe Organ, daß in Meinersfehn (Kreis Leer) in einem öffentlichen Verkaufstermin für ein 1,09 Hektar großes Stück Ödland 1850 Mark bezahlt worden sind. Und der „Hannoversche Kurier" teilte im September 1913 folgendes mit:

> Für eine im Kreise Hümmling belegene Moorfläche, die noch vor einigen Jahren mit rund 6000 Mark bewertet wurde, sind jetzt 24 000 Mark geboten worden, ohne daß der Zuschlag erteilt wurde. Ganz besonders sind die von schiffbaren Kanälen berührten Moorflächen sehr hoch im Preise. Die zum Zwecke der Schweinemast geschaffenen Kulturen haben wegen des hohen damit erzielten Gewinnes sehr anregend gewirkt. Wie im Kreise Meppen, so hat man für den gleichen Zweck im Kreise Lingen an ein westfälisches Konsortium eine große Moorfläche für 25 000 Mark verkauft; 80 000 Mark für verkauftes Moorland sind erst vor kurzem zur Auszahlung gelangt. In der Grafschaft Bentheim erwarb eine auswärtige Firma Moorländereien zum Werte von 180 000 Mark. Dazu treten noch Hunderte von Abschlüssen, bei denen es sich um Objekte von 1000 bis 3000 Mark handelt.

Sehr eingehend beschäftigt sich Kreisbaumeister Kleffmann (Geestemünde) im fünften Hefte des „Archivs für innere Kolonisation", Jahrgang 1913, in einem Artikel: „Hindernisse der inneren Kolonisation" mit dieser Frage. Auch Kleffmann sieht in den hohen Bodenpreisen das Haupthindernis der Kultivierung und Besiedlung des Ödlandes. Er bezeichnet die Urbarmachung von Moor- und Heideland mit den heutigen Hilfsmitteln als

[1] Ähnlich liegen die Verhältnisse bei der Moorkultur, die auch erst durch Anwendung der künstlichen Düngemittel in größerem Maßstab ermöglicht wurde. Da übrigens Moor bloß eine spezielle Art von Ödland ist, ist hier im allgemeinen nur von Ödland die Rede.

„leicht, sicher und einträglich"; die Sache ginge also wunderschön, wenn — das Ödland billig zu haben wäre. Das sei aber leider nicht mehr der Fall. Kleffmann fährt fort:

> Es bildet sich in immer stärkerem Maße ein Bodenmangel der jetzigen Besitzer heraus. Für Heide und Moor werden vielfach Preise gefordert, die eine rentable Kultivierung und Besiedlung ausschließen. Sehr viele Flächen sind überhaupt nicht käuflich, weil der Besitzer kein Geld nötig hat, oder weil er den Hof in seinem alten Umfang erhalten, oder weil er das Grundstück später selbst kultivieren will, oder weil er glaubt, daß das Ödland noch mehr im Preise steigen werde. (S. 141.)... Landankäufe durch den Kreis sind in letzter Zeit immer schwieriger geworden, weil der geforderte Preis allenthalben eine bedenkliche Höhe erreicht hat. Größere zusammenhängende Flächen sind nirgends mehr zu haben. (S. 142.)

Wenn der letzte Satz auch sicher der Korrektur insofern bedarf, daß zusammenhängende größere Flächen nicht mehr „billig" zu haben sind, so lassen schon diese Mitteilungen keinen Zweifel darüber bestehen, daß die teuren Grundpreise das Haupthindernis einer großzügigen Kultivierung sind. Auf der Konferenz zur Förderung der inneren Kolonisation am 24. April dieses Jahres wies auch Professor Sering gegenüber der Behauptung eines Redners, daß es nicht an Land, sondern an Käufern fehle, darauf hin, daß man Zehntausende ansetzen könne, wenn die Bodenpreise nicht so hoch wären, unter denen auch die Landwirtschaft leide. Allseitig ist man sich einig darüber, daß eine weitere Preiserhöhung, ganz gleich, ob es sich um altes Kulturland oder um Neuland handelt, schließlich die innere Kolonisation, die nur auf billigem Boden Aussicht auf Erfolg hat, vollständig in Frage stellt.

* * *

Welche Mittel werden nun in Vorschlag gebracht, dieser Entwicklung entgegenzuarbeiten? Zunächst wird lebhaft für ein Vorkaufsrecht des Staates bei Besitzwechselfällen plädiert.[2] Man will damit zwar, rein äußerlich betrachtet, der gewerbsmäßigen Güterschlächterei zu Leibe, tatsächlich aber dient das Vorkaufsrecht als Mittel, der weiteren außergewöhnlichen Bodenpreissteigerung vorzubeugen, um so die Möglichkeit zu gewinnen, durch Ansiedlung auf billigem Boden der Landwirtschaft die nötigen Arbeitskräfte zu verschaffen.

Außerordentlich bedeutungsvoll für die in den bürgerlichen Kreisen herrschenden Meinungen war die Diskussion, die sich an einen Artikel des konservativen Abgeordneten v. Dewitz im „Tag" vom 30. November 1912 schloß. Herr v. Dewitz hatte in seinem Artikel, ausgehend von der Forderung einer positiven Bauernkolonisation durch Aufteilung von Großgrundbesitz respektive von fideikommissarisch gebundenem Grundbesitz, die Anwendung des Enteignungsgesetzes als nicht zu entbehrendes Mittel bezeichnet, großzügige Bauernansiedlung zu betreiben. „Man würde", so

[2] In einigen deutschen Bundesstaaten hat das Vorkaufsrecht bereits Verwirklichung gefunden, beispielweise in Bayern durch das Gesetz vom 13. August 1910, und die preußische Regierung ist in jüngster Zeit mit ihrem Entwurf eines Grundteilungsgesetzes diesen Spuren gefolgt. Es ist der preußischen Regierung jedoch wohl weniger um die Schäden zu tun, die die private Ausnutzung des Bodens für das Allgemeinwohl hat, als darum, sich eine neue Waffe für den Kampf gegen die Polen zu schmieden.

sagt er, „damit einem Vorgang in England folgen, wo die Staatsnotwendigkeit über alle privatrechtlichen Bedenken gesiegt hat."

Gegen diesen Vorschlag wendet sich als zu weitgehend der Senatspräsident Dr. Flügge im „Tag" am 29. Dezember 1912. Flügge schlägt statt dessen vor, wie es gleich ihm bereits Freiherr v. Thielmann im „Tag" getan hatte, dem Staate ein Vorkaufsrecht auf allen landwirtschaftlichen Grundbesitz einzuräumen. Dr. Flügge führt diesen Gedanken wie folgt näher aus:

Dieses Vorkaufsrecht müßte anders aussehen als das in den §§ 504 bis 514 des Bürgerlichen Gesetzbuches geregelte. Es müßte vor allem auch im Falle der Zwangsversteigerung und des Verkaufs durch den Konkursverwalter bestehen (§ 512 des Bürgerlichen Gesetzbuches). Es dürfte auch nicht verlangt werden, daß mit der Ausübung des Vorkaufsrechtes der Kauf zwischen dem Staate und dem Grundeigentümer nur zu denselben Bedingungen, also vor allem nur zu demselben Preise zustande komme, welchen der Grundeigentümer mit einem privaten Käufer vereinbart hat (§ 505 des Bürgerlichen Gesetzbuches). Vielmehr müßte bestimmt werden: bei allen Verkäufen von landwirtschaftlich genutzten Grundstücken, freiwilligen wie unfreiwilligen, ist der Staat befugt, gegen Zahlung des Schätzungswertes das Grundstück lastenfrei in sein Eigentum zu übernehmen.

Ein so gestaltetes Vorkaufsrecht ist von der Enteignung nicht sehr weit entfernt. Nur insofern wirkt es gegenüber dem Enteignungsverfahren milder, als es sich nur in eintretenden Besitzwechselfällen anwenden läßt, während die Enteignung jedesmal dann erfolgen könnte, wenn die Träger dieses Rechtes es für erforderlich hielten.

Eingehend beschäftigt sich Ökonomierat Steiger von der hannoverschen Landwirtschaftskammer im amtlichen Organ der Kammer mit dieser Frage.[3] Auch er hält ein staatliches Vorkaufsrecht für nötig, um der ungewöhnlichen Bodenpreissteigerung, die er, soweit die Provinz Hannover in Betracht kommt, hauptsächlich auf die Tätigkeit der gewerbsmäßigen Güterhändler, ferner auf die Bestrebungen zur Ödlandkultur und inneren Kolonisation zurückführt, einen Damm entgegenzusetzen. Er sagt: „Nicht Bildung neuer Stellen um jeden Preis, sondern gesunde Grundlage der Ansiedler muß trotz des von allen Seiten erfolgenden Drängens zur inneren Kolonisation die Richtschnur sein."

Ökonomierat Steiger hält also auch innere Kolonisation nur auf billigem Boden für möglich, und er meint, es sei schon viel erreicht, wenn das staatliche Vorkaufsrecht dadurch wirksam werde, daß es einen gewissen Druck auf den Preis des Ödlandes herbeiführe. Aber auch den Güterhändlern, die die Güterpreise in „ungesunder" Weise in die Höhe treiben, glaubt er mit dem Vorkaufsrecht das Handwerk erschweren zu können, und damit dürfte er so unrecht nicht haben.

Am eindringlichsten fordert jedoch Kreisbaumeister Kleffmann in seinem schon oben angeführten Artikel über die Hemmnisse der inneren Kolonisation ein Eingreifen des Staates, um die umfangreichen, brachliegenden Flächen Ödland zu kultivieren. Er sagt:

Die riesigen Flächen kulturfähigen Ödlandes sind ein Schandfleck für einen zivilisierten Staat, dessen Bevölkerung jährlich um Hunderttausende zunimmt.

[3] „Hannoversche Land- und Forstwirtschaftliche Zeitung", Nr. 20 und 21, Jahrgang 1913.

Keinesfalls darf es geduldet werden, daß Heide und Moor noch jahrzehntelang unbenutzt liegen bleiben. Wenn die jetzigen Besitzer die Flächen nicht kultivieren können oder wollen, so müssen sie ihnen wohl oder übel abgenommen und denen übergeben werden, die dazu fähig und willens sind.

Als Mittel zur Durchführung empfiehlt er ein Ödlandenteignungsrecht für Zwecke der inneren Kolonisation. 1833 sei durch die hannoversche Agrarreform das gutsherrliche Eigentum abgeschafft, der Bauer befreit und die „Gemeinheit" geteilt worden. Um die schädlichen Folgen dieser Teilung wieder aufzuheben, bedürfe es einer neuen Agrarreform; der Prozeß müsse jetzt, allerdings in wesentlich milderer Form, zugunsten der Neusiedler wiederholt werden. Im einzelnen schlägt er die Einführung eines besonderen Ödlandsteuerzuschlags vor, der jährlich und immer schneller steige. Damit werde man eine rasche Kultivierung des Ödlandes erzwingen. Bei Übergang in andere Hand habe der Kreis ein Vorkaufs- und für alles das, was nach zehn Jahren noch nicht kultiviert sei, ein Enteignungsrecht.

Endlich sei hier noch ein Artikel erwähnt, der der „Kölnischen Zeitung" am 25. August 1913 aus Kreisen der preußischen Staatsregierung zuging und in dem ein weiterer Ausbau des Enteignungsrechtes als notwendig bezeichnet wurde, um ungesundem Grundstückshandel und ungesunder Besitzverteilung entgegenzuwirken. Der Staat müsse das Recht haben, den Güterumsatz nach der Richtung der Teilung und des Zusammenkaufs zu beeinflussen und das Entstehen von unerwünschten Wirtschaftseinheiten zu verbieten. Was für Herstellung von Wegen und Straßen möglich sei, das dürfe zur Herstellung selbständiger Ackernahrungen und zur Beseitigung lebensunfähigen Großbesitzes nicht verboten sein.

Merkwürdigerweise hat dieser Artikel in der Öffentlichkeit nicht die Beachtung gefunden, die er als Kundgebung aus den Kreisen der preußischen Regierung verdient. Nur die „Deutsche Tageszeitung" hat, soweit ich es verfolgen konnte, sich eingehend dazu geäußert und auch den Freiherrn v. Wangenheim aufgeboten, um die gemachten Ausführungen als „befremdlich" und zu weitgehend zu bekämpfen; derartige Maßregeln wie ein Ausbau des Enteignungsrechtes, um unerwünschte Wirtschaftseinheiten zu verbieten, würden den Großbetrieb erwürgen und bald zum sozialdemokratischen Zukunftsstaat führen. Freiherr v. Wangenheim sieht da natürlich Gespenster; mit der Erwürgung des landwirtschaftlichen Großbetriebs, die übrigens niemand befürwortet hatte, wäre im Gegenteil die beste Gewähr dafür gegeben, daß der sozialdemokratische Zukunftsstaat sobald nicht verwirklicht würde.

Man sieht, eine Anzahl weitausschauender bürgerlicher Agrarpolitiker, ja auch die preußische Regierung erblicken in der ungewöhnlichen Wertsteigerung des Grund und Bodens nicht nur eine der Hauptschwierigkeiten der inneren Kolonisation, sondern mit Recht eine Gefahr für die Landwirtschaft überhaupt, die zu folgenschweren Erschütterungen führen muß. Wenn dagegen Mittel in Vorschlag gebracht werden, die den Bankrott der bürgerlichen Gesellschaft und des Privateigentums bedeuten, dann geschieht das sicher nicht aus sozialistischer Erkenntnis, sondern aus der Not heraus, gegen die allzu offenbaren Schäden und Auswüchse der privatkapitalistischen Produktionsweise in der Landwirtschaft einen Damm zu errichten.

Für uns bedurfte es nicht erst der warnenden bürgerlichen Stimmen, um die in der außerordentlichen Bodenpreissteigerung liegende volkswirtschaftliche Gefahr zu erkennen; unsere Partei hat stets, insbesondere seinerzeit bei der Beratung des Zolltarifs von 1902, eindringlich genug auf diese Gefahr hingewiesen. Es ist daher eine Genugtuung für uns und eine Rechtfertigung unserer ablehnenden Haltung gegenüber der agrarischen Wirtschaftspolitik, wenn jetzt von den eifrigsten Verfechtern dieser Politik versucht wird, der mannigfachen Übel Herr zu werden, die uns in solcher Fülle beschert worden sind. Das Feuer muß den Herren sicher schon gehörig auf den Nägeln brennen, wenn sie in ihrer Verzweiflung zu Mitteln greifen, die man sonst in bürgerlichen Kreisen gemeinhin — und wohl auch mit einigem Recht — als Schritte zum sozialistischen Gesellschaftsstaat zu bezeichnen pflegt.

* * *

Ob die in Vorschlag gebrachten staatlichen Maßnahmen, besonders in ihrer schließlichen Gestaltung durch die Gesetzgebung, geeignet sind, der Übel Herr zu werden, deren Bekämpfung sie dienen sollen, soll hier nicht untersucht werden; für die Zwecke dieser Darlegungen kommt nur ihre allgemeine Bedeutung in Betracht. Und da meine ich, daß schon allein ihre ausgiebige Diskussion in der Öffentlichkeit ein bemerkenswertes Zeugnis dafür ist, wohin das unbeschränkte Privateigentum am Boden die Landwirtschaft bereits gebracht hat. Ob es gelingen wird, mit diesen Mitteln die Gefahr abzuwenden, der die weitere Entwicklung zutreibt, bleibe hier unerörtert, wohl aber müssen wir uns in diesem Zusammenhang fragen, ob wir bei der Bewirtschaftung von Neuland Wege beschreiten sollen, die schließlich auch zur Erschütterung führen, oder ob wir die landwirtschaftliche Ausnutzung des kultivierten Ödlandes in einer Form anstreben sollen, die diese Folge von vornherein ausschließt. Empfiehlt es sich für uns, die Eigenbewirtschaftung des neu geschaffenen Kulturlandes durch Ansiedlung von Kolonisten zu unterstützen, oder sollen wir für eine andere Bewirtschaftungsform eintreten?

Wenn wir uns die Erfahrungen der bisherigen Entwicklung vergegenwärtigen, kann die Entscheidung nicht schwer fallen. Unter Ausschaltung der Frage der größeren oder geringeren Produktivität des Großbetriebs, vom rein empirischen Gesichtspunkt aus empfiehlt es sich daher, als Forderung der Sozialdemokratie die Anlage von staatlichen Musterbetrieben und die Errichtung kommunaler Viehzucht- und Mastanstalten auf dem kultivierten Ödland zu befürworten und im übrigen zur allmählichen Überführung der riesigen privaten Ödländereien in öffentlichen Besitz eine Agrarreform zu fordern, die sich etwa an die von Kreisbaumeister Kleffmann vorgeschlagenen Formen anlehnen könnte. Darüber hinaus aber sollten auch unsere Konsumvereine nach dem ermunternden Beispiel der Genossenschaft „Produktion" in Hamburg zur eigenen Produktion von Fleisch und anderen landwirtschaftlichen Erzeugnissen, wie Eier, Butter, Milch, Käse usw., übergehen.

Es leuchtet wohl ohne weiteres ein, daß eine solche großzügige Ausnutzung des kultivierten Ödlandes einmal nicht die schädlichen Folgen der privaten Wirtschaftsweise hätte. Dann aber würde damit, was zu betonen außerordentlich wichtig ist, den Kommunen die Erfüllung einer Aufgabe er-

möglicht, die ihnen die wirtschaftliche Entwicklung mit unabweisbarer Notwendigkeit gestellt hat: die Versorgung der städtischen Bevölkerung mit gutem Fleisch zu billigen Preisen. Und wie die Konsumvereine in manch anderer Beziehung vorbildlich gewirkt haben, könnten sie auch hier den Stadtverwaltungen in der vorteilhaften Ausnutzung des Ödlandes die Wege weisen. Damit erhielte die heimische Fleischproduktion einen ganz erheblichen Zuwachs, so daß der ständigen Fleischnot aufs wirksamste entgegengearbeitet werden könnte.

Die Zucht- und Mastindustrie steckt zwar noch in ihren Anfängen, und es sind erst wenige Jahre verflossen, seitdem private und auch kommunale Mastanstalten errichtet worden sind. Nichtsdestoweniger sind die Erfahrungen, die man damit gemacht hat, im ganzen erfreulich. Insbesondere haben die von großen rheinisch-westfälischen Bergwerksunternehmungen errichteten Mastanstalten bis jetzt vielversprechende Ergebnisse gehabt. Im Jahrbuch der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft für 1911 berichtet Direktor Dr. Öhmann ausführlich über die erzielten Erfolge, und auch was Dr. Öhmann am 22. November 1912 in der „Deutschen Tageszeitung" darüber mitteilte, zeigt, wie außerordentlich leistungsfähig derartige Mastanstalten sowohl hinsichtlich der Güte als auch der Billigkeit des produzierten Fleisches sind.[1] In großem Maßstab angelegt, würden die Mastanstalten aber nicht nur die Fleischerzeugung fördern. Da Schweine mast nicht ohne Schweine zucht, „Schweinezucht ohne Verbindung mit landwirtschaftlichem Betrieb aber ein Unding" wäre, empfiehlt Dr. Öhmann auch Ackerwirtschaft, vor allem den Anbau von Kartoffeln auf den kultivierten Flächen. Das hätte unter Ausnutzung des modernen Kartoffeltrocknungsverfahrens den weiteren Vorteil,

[1] Allerdings empfiehlt Dr. Öhmann den Stadtverwaltungen, nicht selbst eigene Mastanstalten zu errichten, sondern mit den Landwirtschaftskammern Verträge auf Lieferung größerer Schweinekontingente abzuschließen. Er meint, die Nachahmung des von der Harpener Bergbau-Aktiengesellschaft gegebenen Beispiels scheitere wohl an dem Kostenpunkt, auch dürfte ein vielköpfiger Magistrat nicht immer die geeignete oberste Instanz für ein solches Unternehmen sein. Diese Bedenken stehen auf sehr schwachen Füßen, denn für solch wichtige Aufgaben werden die Kommunen eben Gelder beschaffen müssen, wie für andere notwendige Zwecke auch; jedenfalls wird ihnen das auch ebensogut wie privaten Unternehmern gelingen. Und daß ein vielköpfiger Magistrat nicht ebenso geeignet sein soll, derartige Unternehmungen ins Leben zu rufen, ist nicht recht ersichtlich. Man sorge nur durch Demokratisierung des kommunalen Wahlrechtes dafür, daß die breite Masse der Einwohner Einfluß auf die Stadtverwaltungen gewinnt, dann braucht man gegen die Errichtung und Leitung derartiger Einrichtungen unter städtischer Verwaltung keine Besorgnisse zu hegen. Im übrigen stehen diese Bedenken im Widerspruch zu folgenden Ausführungen, die Dr. Öhmann an anderer Stelle seines Artikels macht:

„Sie (die Harpener Bergbau-Aktiengesellschaft) liefert ihren Arbeitern jährlich das Fleisch von 10 000 allerbesten Schweinen zu einem Preise, der wesentlich unter dem jetzt (1912) in Berlin für russisches Fleisch verlangten bleibt und nach dem vollen Ausbau der eigenen Zucht noch ermäßigt werden wird. Dabei wird eine angemessene Verzinsung und Abschreibung erreicht. Wenn das mit der Errichtung des Gutes Geeste gegebene Beispiel bahnbrechend wirken würde für die Erschließung unserer Ödländereien und für eine Gesundung der Verhältnisse auf dem Fleischmarkt, müßte dies auf das freudigste begrüßt werden."

Das meinen wir auch. Herr Dr. Öhmann will anscheinend die Anlage von Großmästereien dem Privatkapital vorbehalten.

uns von dem Futtergersteimport immer mehr unabhängig zu machen und das erforderliche Schweinemastfutter im eigenen Betrieb zu erzeugen und zu verbilligen. Eine weitere außerordentliche Verminderung der Futterkosten würde durch eine rationelle Ausnutzung der städtischen Küchenabfälle erzielt, eine Aufgabe, die die Städte aufs glücklichste mit der Errichtung eigener Mastanstalten verbinden könnten.

Die Harpener Bergbau-Aktiengesellschaft will auf ihrem 2500 Morgen großen Gute Geeste, wie Dr. Hymann weiter ausführte, 10 000 Mastschweine jährlich produzieren.[5] Nimmt man an, daß nur etwa 500 000 Hektar Ödland (2 Millionen Morgen) — etwa ein Siebentel bis ein Achtel des im Deutschen Reiche vorhandenen Ödlandes — in dieser Weise ausgenützt würden, dann ergäbe das eine Jahresproduktion von rund acht Millionen schlachtreifer Schweine.

Was ein solches Mehr in der Fleischerzeugung Deutschlands zu bedeuten hätte, geht wohl am besten daraus hervor, daß im Jahre 1912 rund 24 Millionen Schweine geschlachtet wurden. Es könnte also die Fleischerzeugung ganz erheblich gesteigert werden, wenn das kultivierte Ödland in dieser Weise bewirtschaftet würde.

Noch günstiger ist die Rechnung, die Dr. Ewald Sierig[6] über die Ertragsmöglichkeit des kultivierten Öd- und Moorlandes aufstellt. Danach könnten 113 Millionen Zentner Kartoffeln, 13 Millionen Zentner Roggen und 18 Millionen Zentner Hafer, zusammen 31 Millionen Zentner Getreide und 13,7 Millionen Zentner Fleisch erzeugt werden.

Die Vorteile einer solchen Lösung sind also zusammengefaßt folgende: Die zu einer ständigen Erscheinung gewordene Fleischnot und -teuerung würde aufs wirksamste bekämpft und die Fleisch- und Brotversorgung der städtischen minderbemittelten Bevölkerung selbst unter Berücksichtigung einer Bevölkerungszunahme wie bisher sichergestellt; vor allem aber würde die Entwicklung der Landwirtschaft in Bahnen gelenkt, die sie vor folgenschweren Erschütterungen bewahrten, die aber auch andererseits uns Sozialdemokraten erwünscht wären, da auf diese Weise die Neuordnung der gesamten landwirtschaftlichen Betriebsverhältnisse im Sinne des Sozialismus vorbereitet würde.

Bergarbeiter- und Syndikatsfragen.

Von Otto Hue.

Der preußische Handelsminister Herr Sydow hat anläßlich einer Versammlung der westfälischen Berggewerkschaftskasse in Bochum am 21. April eine Rede gehalten, die unter anderem folgende Bemerkungen enthielt:

„Es ist das eine unbestreitbare Tatsache, daß mit der Ausdehnung unseres Bergbaus die Zahl schwerer, insbesondere tödlicher Unfälle

[5] Daß diese Zahl nicht übertrieben ist, hat Genosse Häusgen in Nr. 26 der „Neuen Zeit" vom 27. März dieses Jahres an Hand des Geschäftsberichtes der Harpener Bergbau-Aktiengesellschaft für 1912/13 nachgewiesen. Danach sind in diesem Jahre 8951 Tiere zur Schlachtung gelangt.

[6] „Die Moorkultur, ihre volkswirtschaftliche Bedeutung und Durchführung." Seite 8.

nicht nur absolut, sondern auch relativ, das heißt im Verhältnis zur Belegschaft gestiegen ist. Einesteils liegt dieser Grund wohl in der mit dem Hinabgehen in größere Teufen wachsenden Gefährlichkeit. Insoweit bietet sich der Leitung der Versuchsstrecke bei Herne jahraus jahrein eine hohe Aufgabe. Ich darf hier wohl auf die immer noch nicht gelöste Frage einer wirksamen Bekämpfung der Schlagwettergefahren hinweisen, aber darin erschöpft sich die Ursache der vermehrten Unfälle nicht, denn auch die schweren Unfälle über Tage sind sowohl absolut als auch relativ gestiegen. Zudem entfällt die allgemeine Zunahme der Unfälle in Perioden steigender Konjunktur, in der die Förderung zu plötzlich verstärkt wird und die Belegschaft durch Einstellung zahlreicher ungelernter Arbeiter nötig ist. Das macht es zur Pflicht, der Ausbildung des bergmännischen Nachwuchses erhöhte Aufmerksamkeit zuzuwenden. Dabei wird es von besonderer Wichtigkeit sein, die Ausbildung der von den Bergwerken beschäftigten jugendlichen Arbeiter systematisch zu regeln, sie in erster Linie zu vervollkommnen in bergmännischen Vorbereitungen, daneben aber auch, um sie in das Verständnis ihrer Pflichten gegenüber Familie, Gemeinde und Vaterland besser einzuführen und so ein Gegengewicht gegen den Verband der sozialdemokratischen Jugendfürsorge zu schaffen. Mit anderen Worten: ich halte die Durchführung einer den Bedürfnissen des Bergbaus angepaßten Fortbildungsschulpflicht für eine bedeutungsvolle Aufgabe, deren Lösung nicht hinausgeschoben werden soll."

In diesen Worten liegt das klipp und klare Bekenntnis, daß die staatliche Bergwerksinspektion bei uns versagt hat. Der Minister gibt hier zu, was von manchen Organen der Grubenaufsichtsbehörde und den Unternehmern bestritten oder doch beschönigt wird. Die für unsere Arbeiterschutzpraxis durchaus nicht schmeichelhafte Ministererklärung hat den Vorsitzenden des Zechenunternehmerverbandes für das niederrheinisch-westfälische Industriegebiet (kurzweg Bergbauverein genannt) Herrn Geheimen Finanzrat Hugenberg vom Kruppschen Direktorium veranlaßt, in der Jahresversammlung des Bergbauvereins am 25. April in Essen die soziale Fürsorge der Unternehmer lebhaft zu betonen und ziemlich unverblümt die Unfallzunahme auch auf „unvernünftige Maßnahmen" zurückzuführen. Zu diesen rechnet Hugenberg „die bekannten Sicherheitsmänner". Sie seien ein Resultat der „unklaren Stimmzettelpolitik", welche Äußerung des Kruppschen Direktors wieder mal beweist, daß er und seinesgleichen Feinde des allgemeinen, gleichen und geheimen Wahlrechts sind und gerade die Leute um Hugenberg alle sozialpolitischen Maßnahmen durch die parteipolitische Brille beurteilen. Indessen wie sollen die Unternehmer anders sein, wenn selbst der oberste Chef der staatlichen preußischen Bergwerksinspektoren seine an sich richtigen Bemerkungen über die Notwendigkeit einer besseren fachmännischen Ausbildung der Arbeiter mit einer Agitationsrede gegen den sogenannten „Verband der sozialdemokratischen Jugend" verknüpft! Wenn irgendwo, dann hätte der Minister bei dieser Gelegenheit allen Anlaß gehabt, die Frage der Ausbildung der jugendlichen Arbeiter ohne Beimischung parteipolitischer „Anregungen" zu behandeln. Daß er es nicht tat, sondern die Frage der Unfallverhütung mit der „patriotischen Jugenderziehung" gewaltsam zusammenbrachte, ist für mich der Beweis, daß in der bisherigen „bewährten Weise" fortgefahren, sich an dem System der Werkskontrolle, also auch in der Unfallverhütung nichts ändern wird.

Wenn so der Minister spricht, was kann man da von seinen Untergebenen verlangen? Die vor kurzem erschienenen Jahresberichte der Königlich Preußischen Regierungs- und Gewerberäte und Bergbehörden für 1913 (Deckers Verlag, Berlin 1914) bieten wieder fast ausnahmslos ein trostloses Bild von der sozialpolitischen Beschränktheit unserer staatlichen Bergwerksinspektoren. Herabsetzende Bemerkungen über die hinsichtlich ihrer „Befugnisse" an Händen und Füßen gebundenen Sicherheitsmänner, mißbilligende Äuße-

rungen über die moralischen Qualitäten der Arbeiter, dafür aber reiche Lobsprüche über die Wohlfahrtseinrichtungen der Unternehmer. Beim Lesen dieser Berichte fällt mir der würdige Mister Tremenheere, der erste auf Grund des Bergwerksgesetzes von 1842 in England angestellte staatliche Grubenkontrolleur, ein. Dieser glaubte seiner sozialpolitisch hochwichtigen Aufgabe der Kontrolle der Grubensicherheit nicht besser gerecht werden zu können, als indem er sich in gehässigster Weise über die dummen, faulen und begehrlichen Arbeiter auslieβ und ihre Gewerkvereine als ein nationales Übel denunzierte. „Die Liederlichkeit hat die Faulheit erzeugt," schrieb Tremenheere in seinem Bericht für 1849, „und gleichzeitig die Gier nach mehr Lohn und weniger Arbeit. Dazu kommt noch die Unwissenheit der Arbeiter, welche nichts haben, um ihre Gedanken zu beschäftigen, auβer ihren eingebildeten Beschwerden." Zwar ist die Sprache in den preuβischen Berginspektionsberichten nicht so massiv, aber manche Berichterstatter verraten doch durch gewisse Redewendungen, daβ sie, was die Geringschätzung der Arbeiterintelligenz und das Unverständnis gegenüber den gewerkschaftlichen Bestrebungen der Arbeiter anlangt, Geistesverwandte des Misters Tremenheere sind. Und dabei haben die akademisch gebildeten Inspektoren absolut keine Berechtigung, über die Tätigkeit der Arbeiter als Grubenkontrolleure wegwerfend zu urteilen, denn die stärkste Unfallvermehrung ist während der ausschlieβlichen Kontrolltätigkeit der Inspektoren eingetreten. Daβ sie nicht nur mit den natürlichen Gefahren des unterirdischen Betriebs, sondern auch mit der Betriebsmethode zusammenhängt, hat ja nun der Minister Sydow durch seinen Hinweis auf das Steigen der Unfälle in den oberirdischen Betriebsabteilungen bestätigt. Eine Gegenüberstellung der preuβisch-deutschen und der ausländischen Unfallziffern lehrt aber auch, daβ unsere Grubenkontrolle sehr in Rückstand gekommen ist.

Wer sich über die den Bergarbeiter bei der Ausübung seines Berufs drohenden Gefahren, ihre Bekämpfung und namentlich über die Ursachen des Fiaskos der neuerlichen sogenannten „Reformen der Grubenkontrolle" unterrichten will, dem empfehle ich das Buch von Pöller.[1] Es ist eine sehr fleiβige Arbeit, geschrieben mit warmem Herzen für das Grubenproletariat und voll Freimut gegen die offiziösen und privatkapitalistischen Beschöniger des herrschenden Betriebssystems. Pöller schildert anschaulich unter Anführung zahlreicher Belege, warum das System der Sicherheitsmänner versagen mußte. Nicht wegen, sondern trotz der Sicherheitsmänner ist die Unfallvermehrung im deutschen Bergbau anhaltend geblieben.

Es kamen Betriebsunfälle zur Anmeldung:

	1887	1900	1910	1911	1912
Im Steinkohlenbergbau . .	87,3	121,93	152,36	153,35	157,71
- Braunkohlenbergbau . .	38,6	71,68	103,10	109,49	111,39
- Erzbergbau	43,7	48,39	78,88	81,45	82,88
- Salzbergbau	53,4	63,95	71,62	85,10	86,46

Im Gesamtbergbau wurden pro 1000 Arbeiter Unfälle gemeldet 1887 71,15, 1912 140,25, es wurden (schwere und tödliche) entschädigt 1887 7,57, 1912 15,46. Also mehr als eine Verdoppelung seit Bestehen des Unfallversicherungsgesetzes! Im Gegensatz zu Preußen-Deutschland ist in den meisten anderen Ländern im Laufe der letzten Jahrzehnte eine bedeutende Minderung der bergmännischen Todesfälle eingetreten. Folgende Tabelle beruht auf amtlichen Angaben, vornehmlich auf einer neuen Veröffentlichung der nordamerikanischen Bundesregierung.[2] Es verunglückten tödlich von 1000 Kohlenbergleuten:

[1] Dr. Richard Pöller, Die Gefahren des Bergbaus und die Grubenkontrolle im Ruhrrevier. Leipzig-München 1914, Verlag von Duncker & Humblot.

[2] Coal-Mine Accidents in the United States and foreign Countries. Compiled by F. W. Horton, Washington 1913.

	Der Gesamtbelegschaft 1901 bis 1910	Oder auf je 1000 Vollarbeiter (300 Schichten pro Jahr)
Großbritannien	1,36	—
Preußen	2,11	2,11
Frankreich	1,69	1,76
Belgien	1,02	1,04
Österreich	1,04	—
Vereinigte Staaten von Nordamerika	3,74	5,26

In der berechneten Periode ereignete sich (1906) in Frankreich das Riesenunglück von Courriers, dem allein 1099 Menschen zum Opfer fielen, andernfalls wäre die französische Ziffer noch niedriger. Weit voraus ist selbst dem preußischen der nordamerikanische Bergbau in der Menschenvernichtung. In Amerika kann sich der Kapitalismus eben noch ungehemmter ausleben als bei uns. Wie sehr das Betriebssystem an der Vermehrung der Unfälle schuldig ist und welche Reformen unumgänglich sind, das hat Pöller in vortrefflicher Weise dargestellt.

In welcher Abhängigkeit vom Grubenkapital die Bergarbeiter sich befinden, zeigt das Buch von Rohn;[3] es enthält in der Hauptsache eine sich auf die landes- und reichsgesetzlichen Bestimmungen sowie auf die einschlägigen Kommentare stützende juristische Definition des Arbeitsvertrags der Bergarbeiter in Deutschland. Manche Ausführungen sind anfechtbar, weil sie formal-juristische Konstatierungen betreffen, die mit der Praxis des Arbeitsvertrags sehr häufig kollidieren. Von einem freien Arbeitsvertrag kann im Bergbau so wenig die Rede sein wie von einem freien Lieferungsvertrag zwischen Grubensyndikat und Produktenhändler beziehungsweise Verbraucher. Faktisch wird dem Arbeiter der „Dienstvertrag" aufgezwungen. Es zeugt von einer unabsichtlichen oder gewollten Verkennung der tatsächlichen Verhältnisse, wenn man hier einwendet, der Arbeiter könne sich ja einen anderen Arbeitsplatz suchen. Wie das heutzutage möglich ist, wo die Werksbesitzer des ganzen Reviers syndiziert sind, auf allen Werken der gleiche „Arbeitsvertrag" gilt, durch Zwangsarbeitsnachweise, Aussperrungsbureaus und schwarze Listen eine Auslese der „Renitenten" stattfinden kann, das soll uns erst jemand erklären. Rohn hätte diese Wirklichkeit des Arbeitsvertrags scharf herausarbeiten müssen, wenn er den Laien unter seinen Lesern ein getreues Bild der Arbeiterrechtsverhältnisse im deutschen Bergbau des zwanzigsten Jahrhunderts bieten wollte. Aber es kam ihm wohl nur auf eine juristische Darstellung der geltenden Gesetze an. Er gibt auch einen kurzen Umriß der älteren Rechtsverhältnisse, der nicht gerade von gründlichem Eindringen in die Materie zeugt. Trotz der Autorität Achenbachs, auf den sich Rohn bei seiner Erklärung, die Bergarbeit sei in Deutschland „von jeher" eine ehrenvolle, freie Tätigkeit gewesen, stützt, steht durch die neueren Forschungen Zychas und anderer fest, daß im Frühmittelalter auch in Deutschland die Bergarbeit von hörigen Knechten ausgeübt wurde. Die Bemerkungen Rohns über die Anfänge der Knappschaftskassen sind unklar. Die Knappschaftskassen oder Büchsenkassen, nachweislich vor Jahrhunderten bereits von Bergknappen gegründet, trugen damals vorwiegend den Charakter von Pensionskassen, weil bergordnungsmäßig die Bergwerksbetreiber verpflichtet waren, ihren erkrankten oder verletzten Arbeitern vier (bei Zubuß-) beziehungsweise acht (bei Ausbeutezechen) Wochen den vollen Lohn zu zahlen. Damit waren die Kranken und Verletzten, ohne einen Pfennig Versicherungsbeitrag zu zahlen, besser vor Nahrungssorgen beschützt als jetzt. Was Rohn über die Leichtigkeit, jetzt durch ein Reichsberggesetz die Arbeiterverhältnisse im ganzen deutschen Bergbau zu regeln, schreibt, ist zutreffend. Aber auch das eigentliche Bergrecht widerstrebt, wie Arndt nachwies, keiner reichsgesetzlichen Regelung. Bemerkenswert ist die Bestimmtheit, mit der Rohn für das Vereini-

[3] Dr. jur. Wilhelm Rohn, Der Arbeitsvertrag der Bergarbeiter. Marburg i. H. 1913, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung.

gungsrecht der Arbeiter eintritt; er schreibt: „Die Koalitionsfreiheit der gewerblichen Unternehmer und der Lohnarbeiter ist heutzutage unumgänglich notwendig; und zwar ist dieses Recht für den Arbeiter noch unentbehrlicher als für den Unternehmer!" Rohn anerkennt auch den Streik als das „Hauptkampfmittel der Arbeiter", das die Organisation voraussetze. Von den Bergarbeiterorganisationen sagt er, sie hätten durch Aufdecken von Mißständen, Eintreten für die Arbeiterforderungen, durch gewerkschaftliche Bildung und Schulung ihrer Mitglieder „mit sehr großem Erfolg gewirkt". In einer Zeit, wo die Scharfmacherei gegen die Arbeiterkoalition „nationaler" Trumpf ist, verdient dieses Bekenntnis eines Autors, der sonst den Gedankengängen der Arbeiter ziemlich fernsteht, ausdrückliche Hervorhebung.

* * *

Wenn wir es nicht schon wüßten, würde uns die Menge der neuerdings erschienenen Bücher, Broschüren und Abhandlungen über die privatkapitalistischen Kartelle belehren, daß wir es in diesen Organisationen mit Gebilden zu tun haben, denen der Wirtschaftspolitiker seine gespannte Aufmerksamkeit zu widmen hat. Seit Dr. Friedrich Kleinwächter die erste kritische Betrachtung der Kartelle veröffentlicht hat,[4] ist die einschlägige Literatur schier unübersehbar geworden. Freund und Feind bemühten sich, das Wesen dieser sich rasch vermehrenden, dabei in steter Umbildung und Ergänzung befindlicher Organisationen zu analysieren und auch ihre Bedeutung für die zukünftige Volkswirtschaft zu erörtern. Der aufmerksame Beobachter macht die Erfahrung, daß sich nur sehr wenige grundsätzliche Kartellfeinde hören lassen; selbst aus prinzipiell freihändlerisch gerichteten Kreisen wurden die Unternehmerkartelle immer mehr als natürliche Ergebnisse unserer wirtschaftlichen Entwicklung anerkannt und nur die „Auswüchse" bekrittelt. Daß diese „Auswüchse" mit dem privatkapitalistischen Charakter der fraglichen Wirtschaftsorganisationen intim zusammenhängen, auch das erkennen nun nicht nur demokratische Sozialisten an, sondern auch konservative Staatssozialisten wie Adolf Wagner. Er erkannte in den Wirkungen des Deutschen Stahlwerksverbandes eine Bestätigung der Lehre von Karl Marx und trat voriges Jahr auf dem Evangelisch-Sozialen Kongreß für die Verstaatlichung der am straffsten syndizierten Großindustrien ein. Es kennzeichnet darum die Unentschiedenheit des Standpunktes, den der bekannte Bodenreformer Pohlmann (Hohenaspe) gegenüber den Syndikaten einnimmt,[5] daß er nicht einmal für die Verstaatlichung des Bergbaus ist, eventuell in einer wer weiß wie fernen Zukunft allerdings, obgleich er die außerordentlich weitgediehene privatkapitalistische Monopolisierung des Bergbaus gut kennt, ihre Schädigung des Gemeinwohles und die zunehmende Gefährdung der Konsumenten durch die Monopolisten zutreffend schildert. Pohlmann ist auch ein Schulbeispiel dafür, wie geschickt es die Syndikatsinteressenten verstehen, dem Staatsbetrieb Nachteile anzudichten, um den Privatbetrieb als den akzeptabelsten zu empfehlen. Pohlmann ist nämlich durch den im Auftrag der Budgetkommission des preußischen Landtags von dem Abgeordneten Dr. Hirsch, Syndikus der ganz unter Syndikatseinfluß stehenden Essener Handelskammer, verfaßten Bericht[6] über die Rentabilität der preußischen Staatsbergwerke beeinflußt worden, den Staatsbergbau als unwirtschaftlich anzusehen. Diesen Eindruck zu erwecken, war der Zweck jenes Berichtes, der so nebenbei den Fiskus zum Eintritt in das rheinisch-westfälische Kohlensyndikat veranlassen sollte. Daß der preußische Bergwerksfiskus durchaus nicht unrentabel wirtschaftet, viel-

[4] Die Kartelle. Ein Beitrag zur Frage der Organisation der Volkswirtschaft. Innsbruck 1883.

[5] A. Pohlmann (Hohenaspe), Der Staat und die Syndikate. Ein Beitrag zur Bergwerksfrage. Leipzig 1912, Verlag R. Voigtländer.

[6] Drucksache des Hauses der Abgeordneten. 21. Legislaturperiode, vierte Session, 1911, Nr. 307 A und B.

mehr eine gute, allerdings durch die starke Überkapitalisierung (infolge viel zu hoher Kaufsummen) der Werke bei Vienenburg und in Nordwestfalen gedrückte Rente erzielt, glaube ich am 11. März dieses Jahres im preußischen Landtag nachgewiesen zu haben. Pohlmann übersieht die Erwerbsgeschichte der neuen Fiskalwerke; er fällt sogar auf den von den Syndikatsinteressenten angewandten Trick, die Förderung für den Ruhr- und für den Saarbergarbeiter zu vergleichen, herein, obschon ihm einige Überlegung sagen mußte, daß man nur die Förderquoten im gleichen Distrikt vergleichen darf, wenn man daraus Schlußfolgerungen auf die Rentabilität ziehen will. Bei einem Vergleich der Förderquoten im Ruhrgebiet oder auch in Oberschlesien schneiden aber die dortigen Fiskalwerke gut ab. Würde Pohlmann dem Landtagsbericht ebenso kritisch gegenübertreten, wie er auf Seite 46/47 seines Buches die Befürworter (Hochfinanz usw.) der Syndikatsverstärkung durch den Beitritt des Fiskus betrachtet, so dürfte er zu anderen Schlußfolgerungen kommen. Vorzüglich charakterisiert er in knapper Weise die Fehler unserer Berggesetzgebung hinsichtlich der kostenlosen Verleihung gewaltiger Bodenschätze an Privatunternehmer, die nun mittels dieser Felderokkupationen und strafffter Zwangssyndizierung faktisch die Bergbaufreiheit aufheben; eine Tatsache, die übrigens auch in den neuen preußischen, sächsischen, bayerischen, elsaß-lothringischen und österreichischen Berggesetznovellen[7] bezüglich der Einschränkungen der Mutungsfreiheit beziehungsweise Erwerb von Bergwerksfeldern für den Staat konstatiert worden ist. Auch die Unterstützung der Preistreibereien der Syndikate im Inland und ihrer Ausfuhr zu weit niedrigeren als den Inlandspreisen durch die Schutzzölle kennzeichnet Pohlmann richtig. Ihm unterläuft jedoch der seine späteren Deduktionen in eine falsche Richtung lenkende Fehler, die Anfänge der Kaliindustrie als privatwirtschaftliche zu charakterisieren und den Ursprung des Reichskaligesetzes von 1910 zu verkennen. Tatsächlich war der Kalibergbau ursprünglich unter maßgebendem fiskalischem Einfluß (preußisch-anhaltische Schächte bei Staßfurt-Leopoldshall), erst in den siebziger Jahren entstanden mehrere Privatwerke. Auch datiert die Kartellierung in der Kaliindustrie nicht erst, wie es nach der unklaren Darstellung Pohlmanns scheinen kann, aus der Zeit kurz vor Erlaß des Reichskaligesetzes, sondern begann schon 1876 mit der Chlorkaliumkonvention,[8] das erste Kalisyndikat entstand 1888. Nach Pohlmann scheint es, als ob der Regierungsentwurf zum Reichskaligesetz zum Gesetz erhoben worden wäre; er bezweckte nichts weiter als ein gesetzliches Zwangssyndikat zum Kalivertrieb. In Wirklichkeit ist der Regierungsentwurf verworfen, ein immerhin auf breiterer Grundlage beruhender Kommissionsentwurf ist vom Reichstag angenommen worden. Daß das Gesetz dem Gründungswahnsinn in der Kaliindustrie keinen Riegel vorschob, ist eine Folge der Ablehnung aller sozialdemokratischer Anträge, die in erster Linie auf Verstaatlichung der Kaliindustrie beziehungsweise des Kalihandels, als das abgelehnt wurde, auf eine energische Beschränkung der Gründerwirtschaft und vorzüglicher Begünstigung der Staatsbetriebe hinausliefen. Was Pohlmann gegen die Verstaatlichung außer der angeblichen Unrentabilität des Staatsbetriebs geltend macht, nämlich die hohen Kosten der Abfindungen usw., das ist uns vor vier Jahren auch in der Kaligesetzkommission als entscheidend vorgehalten worden. Aber ist denn inzwischen die

[7] In der Begründung der preußischen Berggesetznovelle 1907 heißt es, die Okkupation von Bergwerksfeldern sei in riesigem Umfang erfolgt, die kapitalstarken Unternehmer hätten die Bergbaufreiheit aufgehoben, ein Schwacher dürfe es nicht wagen, gegen diese Monopolgesellschaften vorzugehen. In der Begründung der österreichischen Berggesetznovelle von 1909 heißt es, die Konzentration des Bergwerksbesitzes „in den Händen weniger großkapitalistischer Gruppen" deute auf monopolistische Bestrebungen hin, die eine „wirtschaftliche Gefahr für die Gesamtheit der Kohlenverbraucher und damit für die Gesamtheit überhaupt" bedeuteten.

[8] Vergleiche Dr. Karl Theodor Stöpel: Die deutsche Kaliindustrie und das Kalisyndikat. Halle 1904.

Abfindung der Privatunternehmer leichter, das heißt billiger geworden? Sind vielmehr nun nicht ungeheuer größere Kapitalien in der Industrie investiert? Wann soll denn der Zeitpunkt für die Verstaatlichung gekommen sein? Im Interesse der Allgemeinheit könnten wenigstens die zwar verliehenen, aber nicht in Betrieb genommenen Bergwerksfelder von dem Staat als Verleiher sofort zurückgenommen werden, damit er sich eine Mineralreserve sichert. Pohlmann beschränkt sich darauf, gegen die Unterstützung der privaten Monopole durch den Staat zu protestieren — er wendet sich mit guten Gründen gegen den Anschluß des Fiskus an das rheinisch-westfälische Kohlensyndikat —, und schlägt außerdem eine progressive Besteuerung der Bergwerksgerechtsame, ferner die gesetzliche Vorschrift des Förder- und Lieferungszwanges für die Syndikatswerke vor. Damit, glaubt er in merkwürdiger Verkennung der Machtstellung der Syndikate (sie würden natürlich, wenn nicht mindestens auch gesetzliche Maximalverkaufspreise stipuliert wären, die Steuer auf die Konsumenten abwälzen), sei den Monopolbestrebungen ein haltbarer Riegel vorgeschoben.[9] Daß mit solchen Mittelchen den privatkapitalistischen Syndikaten namentlich in der Bergwerks- und Hüttenindustrie nicht mehr beizukommen ist, sondern die Expropriateure im Allgemeininteresse expropriiert werden müssen, darüber kann sich Pohlmann bei Goldschmidt und Kestner unterrichten.[10]

Als 1910 das Kaligesetz zur Beratung stand, klagten die Interessenten, durch den „gesetzlichen Eingriff in die Industrie" würde auch der technische Fortschritt gehemmt. Die „Bindung" der einzelnen Werke mache es ihnen schwer, wenn nicht unmöglich, die rationellste Wirtschaft durch Übertragung von Quoten in bestimmten Salzsorten zu betreiben. Die Erfahrung hat indessen gelehrt, daß während der Geltung des Gesetzes nicht nur eine umfangreiche Quotenübertragung, sondern auch eine außerordentlich starke Werkskonzentration stattfinden konnte. Die Konzernbildung in der Kaliindustrie ist bis zur nahen Vertrustung gediehen. Am 1. Januar 1914 umfaßten 16 Konzerne (inklusive dem Fiskus) 115 Werke von den 167 überhaupt am Kalisyndikat beteiligten, und diese Konzerne verfügten über 714 (von 1000) Absatzteile des ganzen Syndikatsabsatzes! Wie lange noch, und die hauptsächlichsten privatkapitalistischen Kaliwerksgesellschaften haben sich zu einem Trust vereinigt. Dann aber wird eine Verstaatlichungsaktion schwieriger und kostspieliger denn je sein.

Anzeigen.

(Besprechungen hier angezeigter Schriften behält sich die Redaktion vor.)

Julius Bruhns (Offenbach a. M.), **Die Gemeindepolitik einer sozialdemokratischen Mehrheit.** (Sozialdemokratische Gemeindepolitik, herausgegeben unter Leitung von Paul Hirsch, Heft 16). Berlin, Buchhandlung Vorwärts. 59 Seiten. Vereinsausgabe 50 Pfennig.

Der Reichsverband gegen die Sozialdemokratie benützt die angebliche Mißwirtschaft unserer Genossen im Gemeinderat in Offenbach zu heftigsten Angriffen gegen unsere Partei, obwohl an Gerichtsstelle und in der Presse wiederholt die Unwahrheit der erhobenen Anschuldigungen erwiesen worden ist. Die Schrift des Genossen Bruhns widerlegt im einzelnen und gestützt auf unerschütterliche, meist amtlichen Quellen entnommene Beweise die unwahren Behauptungen unserer Gegner.

[9] Übrigens sind unsere straffstorganisierten Syndikate nach der Begriffsbestimmung des Wilsonschen Antitrustgesetzes für den Staat New Jersey durchaus als Trusts anzusprechen. Dieses Gesetz bezeichnet schon als (verbotene) Trusts solche Vereinigungen, die die Produktion limitieren, den Handel beschränken und sonstige Maßregeln treffen, um die Warenpreise zu erhöhen. Dies ist bekanntlich der Zweck aller unserer Werks-, Banken- und Handelskartelle.

[10] Kurt Goldschmidt, Über die Konzentration im deutschen Kohlenbergbau. Karlsruhe 1912. — Fritz Kestner, Der Organisationszwang. Berlin 1912, Karl Heymann.

Feuilleton

Die erste Stunde in der Fabrik.

Von S. Nestriepke.

I.

Um die Jugend an einer neu geschaffenen Beilage „Jungvolk" unseres Nürnberger Parteiblatts stärker zu interessieren, zugleich um die Leser zu eigenem Nachdenken und zur Mitarbeit anzuregen, hatten wir einen Wettbewerb unter ihnen ausgeschrieben. Zur Behandlung stand das Thema „Die erste Stunde in der Fabrik"; jedem war freigestellt, schlicht und einfach eigene Erfahrungen zu erzählen oder allgemeine Überlegungen zum besten zu geben. Die wertvollsten Einsendungen sollten Preise in Gestalt von Gutscheinen erhalten, für die in der Parteibuchhandlung Bücher nach freier Wahl entnommen werden könnten.

Das Ergebnis des Ausschreibens war recht befriedigend. Nicht nur, daß es von dem Eifer und von dem Können der Arbeiterjugend ein erfreuliches Zeugnis ablegte, es bot zugleich Gelegenheit, vielfache lehrreiche Beobachtungen über die Interessen, den Charakter, die Lebensauffassung der jungen Leute anzustellen. Manche dieser Beobachtungen dürften vielleicht auch weitere Kreise interessieren, zumal sie für die so wichtige Werbearbeit unter den Jugendlichen allerlei Fingerzeige geben können.

52 Bewerber hatten Arbeiten eingereicht, davon 38 Jungen und 14 Mädchen. Von den Einsendern war ein Mädchen erst 12 Jahre alt, 6 zählten 14 Jahre, 7 15 Jahre, 21 standen im Alter zwischen 16 und 17, 7 zwischen 17 und 18 Jahren. 10 Einsender hatten es trotz der Aufforderung unterlassen, das genaue Alter anzugeben.

II.

Um das Äußerliche vorwegzunehmen, so ist zunächst zu sagen, daß Rechtschreibung und Grammatik wohl kaum bei 50 Prozent der Einsender einwandfrei waren. Recht auffallende und häufige Verstöße gegen die Schulregeln mußten bei etwa 15 Teilnehmern am Wettbewerb festgestellt werden. Sonst recht gewandte Schreiber stolpern doch mehrfach wenigstens über Fremdwörter und Fachausdrücke. In der Zeichensetzung ist der Prozentsatz derer, die sich einigermaßen sicher fühlen, noch geringer. Ganz allgemein läßt sich sagen, daß der Gehalt in den meisten Arbeiten besser ist als die Form. Das deutet doch darauf hin, daß die Schulbildung, die Arbeiterkinder heute erhalten, nicht genügt, wobei beides zusammenwirken mag: mangelhafte Lehrmethoden und allzu knappe Ausbildungszeit.

Der Stil ist im allgemeinen frisch, natürlich, gedrungen, anschaulich. Ausnahmen fehlen allerdings nicht. Hier und dort, gerade auch in guten Arbeiten, machen sich Worte und Wendungen breit, die kaum auf dem eigenen Felde der Schreiber wuchsen, sondern eher auf den Kunstbeeten der Schulmeister, die den deutschen Unterricht erteilten. Häufiger aber noch als auf Einwirkungen der Schulpedanterie wird man auf Einwirkungen eifriger Romanlektüre schließen müssen. Es ist dabei nicht uninteressant, zu sehen, wie so eine entlehnte Buchphrase selten in einer Arbeit allein steht; wer sich von seiner Lektüre in dieser Weise beeinflussen ließ, gibt das

gewöhnlich auch gleich mehrfach zu erkennen. Es ist auffallend, wie dort, wo solche Phrasen vorherrschen, zugleich die eigene klare Anschauung leidet. Ein Mädchen, das ganz den Familienblattstil übernommen hat („ein Lächeln umspielte ihre Lippen"; „an dieser Hoffnung rankte sie sich empor"; „die Wangen eckig und eingefallen" usw.), versteigt sich schließlich gar zu der sinnlosen Phrase: „Die glänzende Außenseite übertönte alles Aufkeimende." Bei einem oder zweien der Bewerber kommt ein bißchen Amtsdeutsch zum Vorschein; bei zweien, von denen der eine Kontorangestellter, der andere nach seinem Beruf nicht bekannt ist, macht sich der Geschäftsstil geltend.

Das alles schließt aber nicht aus, daß die Teilnehmer an dem Wettbewerb in ihrer großen Mehrzahl doch eine eigene, urwüchsige Sprache führen. Hier und da überraschen hübsche, augenscheinlich eigene Bilder. Ein Schreinerlehrling findet, die Arbeiter wühlten im Holz „wie Holzwürmer"; ein Schlosser meint, das Leben solle weiterlaufen „wie der Gang der Transmissionswelle da oben"; ein anderer erzählt, die Riesenwelle wäre angeschossen gekommen „gleich einem Luftschiff". Sehr hübsch ist die selbständige Wortbildung eines fünfzehnjährigen Handlungsgehilfen zur Kennzeichnung seiner Gefühle beim ersten Gang ins Geschäft: „froh-bang". Vor allen Dingen muß den Leser aber häufig die Volkstümlichkeit der Sprache anziehen; „Wuppdich!" unterbricht der eine den Gang seiner Erzählung und gibt den hübschen Seufzer wieder, den er bei seiner ersten Arbeit tat: „Das Eisen will ka Hoar net lassen." „Schmeckt's!" sagt ein anderer zu sich, als ihm der Meister einen groben Befehl erteilt, mit dem er nichts anzufangen weiß. Nicht weniger als 7 Arbeiten bedienen sich stellenweise des Dialekts, und zwar fast alle zur Wiedergabe direkter Reden. Das gibt ihrer Darstellung etwas ungemein Frisches und Lebendiges. So unbeholfen mitunter die Kennzeichnung der direkten Reden durch die Interpunktion ist, so geschickt sind meist die Ausrufe und Belehrungen mit dem eigentlich erzählenden Text verbunden. „Einmal tritt der Geselle vor mir hin", berichtet ein Siebzehnjähriger, „mit einem Stück in der Hand. ‚Da nimm den Spiralbohrer und lerne das Schleifen; schau halt ein wenig zu, wie's die andern machen, ich hab' jetzt momentan ka Zeit.' Da ich schon wußte, wo so eine Schleifscheibe stand, steuerte ich darauf hin. Einschalten und Wasser laufen lassen war eins. Den Bohrer setze ich vorsichtig an. Doch kaum war das geschehen, da spürte ich schon was Derbes im Genick, und ehe ich mich besinne, gondle ich mit einem Ruck und mit den Worten: ‚Da schaugst aft hintri kumst zum alten, am neia host nix verluarn, Hundsbuo' einer anderen Richtung zu...." Und so geht es weiter. Es ist wirklich ein Vergnügen, solche Abschnitte zu lesen.

Die allermeisten Teilnehmer am Wettbewerb geben eine möglichst getreue Schilderung ihrer Erlebnisse und Eindrücke damals, als sie zum ersten Male in die Fabrik — oder auch ein anderes Geschäft — gingen. Nur 3 oder 4 lassen ihrer Phantasie freieren Spielraum. Ein siebzehnjähriges Mädchen schildert im Romanstil die Erlebnisse der „großen, blonden Trina"; doch spricht viel dafür, daß es sich hier nur um die Übertragung eigener Erfahrungen auf eine Phantasiegestalt handelt. Ein anderes Mädchen, eine Vierzehnjährige, kennt augenscheinlich das Fabrikleben nicht recht und sucht sich durch die Schilderung einer nicht übel geschauten Familienszene mit sehr unwahrscheinlichen Konsequenzen durch-

zuhelfen, deren Darstellung allerdings durch die Flüchtigkeit der jungen Schreiberin einigermaßen getrübt wird:

Am Ende der Vorstadt, von der Fabrikstadt X., wohnte in einer kleinen armseligen Hütte die Familie „Wollenweber". — Die zahlreichen Mitglieder der Wollenwebers warteten auf das Oberhaupt der Familie, nämlich dem Vater, der jeden Augenblick sollte, zum Abendessen, das aus Kesselsuppe, dampfenden Kartoffeln und einer dünnen Zichoriebrühe, Kaffe genannt, bestand. — Da ertönten wuchtige Schritte auf der Diele und mit kurzem Gruße trat der Vater ein. — Er setzte sich an den Tisch und ließ sich kärgliches Mahl gut schmecken. — Die Mahlzeit war vorüber die Mutter trug ab, und setzte sich, nachdem sie mit den Küchenarbeiten zu Ende, zu dem Vater an den Tisch und flickte Wäsche für ihre Familie. Da hub Wollenweber an und fragte seinen Sohn Schorsch'l: „Nun, Schorschl, wie hats denn dir heut zum erstenmal in der Fabrik gefallen, frisch heraus mit der Farbe!" „Nun, ganz gut!" sagte Schorschl kleinlaut. „Warum denn so kleinlaut mein Sohn!" sagte der Vater; „nur fest arbeiten und nicht verzagt!" sagte der Werkmeister doch auch heute zu dir. „Ich kann es dir auch nicht verdenken so ein Bursche wie du hat wohl auch Sehnsucht, noch in Wald und Feld herumzuspringen, aber das geht nun einmal nicht anders. Du bist zur Arbeit geboren und mußt kannst arbeiten!" — Schorsch'l verharrte im Schweigen und ließ das Bild von heute morgen noch einmal vorüberziehen und wie er fast Furcht vor den Maschinen die um die Wette miteinander stampften pusteten. — Da kam es nun nach des Vater's Worten wie ein Sturm über ihn, und er gelobte mit den Maschinen sich zu verbrüdern und um die Wette arbeiten. — Als Schorsch'l am andern Morgen in die Fabrik ging, war aus dem gestern so teilnahmslosen Jungen, ein lebenslustiger geworden der nur immer dachte: „Einigkeit macht stark!"

Das Stücklein hat in all seiner Flüchtigkeit und Unbeholfenheit des Ausdrucks wie der Unwahrscheinlichkeit seiner Handlung etwas Rührend-Naives, das sympathisch berühren muß, und wenigstens der Gedanke von dem Bündnis mit den Maschinen zeigt doch, daß die kleine „Alleinverfasserin" sich auch ganz hübsche Gedanken zu machen weiß. — Ein männlicher Einsender (die Altersangabe fehlt) ist viel „erwachsener" in seiner Erfindung. Er beginnt, wenn er auch zum Schauplatz seiner Handlung ein phantastisches „Bärhausen" wählt, ganz realistisch, erzählt, wie er ins Geschäft kommt, wie ihn der Chef des Handelshauses begrüßt, der Prokurist, „ein langbeiniger, eingebildeter Mensch", mit Arbeit versorgt und beaufsichtigt usw. Hier liegen augenscheinlich auch eigene Erlebnisse zugrunde. Aber dann beginnt wohl ein Phantasiespiel, wenn auch vielleicht ein späteres Erlebnis dabei verwendet worden ist: Der „Stift" kommt gleich mit dem Prokuristen in Konflikt und erhält eine Ohrfeige. Vor Aufregung macht er dann beim Heraufschleppen einer schweren Last auf der Treppe einen Fehltritt und stürzt hinab, wodurch wenigstens vorderhand seiner Beschäftigung ein Ende gemacht wird. — Eine wüste Geschichte schließlich dichtet sich ein Siebzehnjähriger zurecht: Als entlassener Handlungsgehilfe tritt der Erzähler mit neun Kameraden in eine Fabrik ein, merkt, daß dort die Arbeiter streiken, weigert sich, den Streikbrecher zu spielen; die anderen folgen seinem Beispiel. Sie werden eingesperrt; einer will sich durch Sabotage an den Maschinen rächen. Chef und „Faktotum" erscheinen, es kommt zu einer Steinwerferei, schließlich Flucht durch das Fenster. — Irgend ein künstlerischer Wert wohnt dieser Phantasterei nicht inne.

Soweit die Zuschriften eigene Erlebnisse schildern, beschränken sie sich doch häufig nicht auf die erste Stunde an der Arbeits-

stelle. Ein Siebzehnjähriger beginnt seine Arbeit mit Glückwünschen, die ihm an dem Tage, da er auslernt, dargebracht werden; ein Rückblick führt ihm dann die erste Stunde in der Fabrik noch einmal vor Augen. Ein anderer schickt voraus, welchen Eindruck auf ihn als Knaben die Fabriken machten. Wieder andere lassen einen Rückblick auf die Schulzeit, besonders die Schulentlassung vorausgehen: In den meisten Fällen rein referierend, in anderen mehr reflektierend. Hier beherrscht die Erwartung den letzten Schultag, dort der Gedanke an den Abschied von den Kameraden, dort auch wieder die Vorstellung von dem großen Wechsel, der jetzt in den Lebensgewohnheiten eintreten soll. „Die anderen Schüler," sagt ein Vierzehnjähriger, „welche noch in die achte Klasse mußten, beneideten uns, und manche Eltern eines Kindes sagten, die achte Klasse sei etwas, was man nicht gebraucht hätte."

Zwei Einsender erklären, daß sie ihren Beruf nach eigenem Wunsch ergreifen durften. Bei einer größeren Zahl bestimmen die Eltern den Beruf, ohne daß Einwände erhoben werden. Ein Steindruckerlehrling betont, er hätte gern Schlosser werden wollen. Aber es fand sich keine Stelle, und „alles war besetzt".

Da kam eines Tages mein Vater vom Geschäft heim. Er schrie mir gleich und sagte morgen mußt mit mir ins Geschäft gehen. Ich schaute auf einmal, ich konnte garnichts darauf sagen und war ruhig. Mein Vater sagte, ob ich als Steindrucker lehrnen möge, er erzählte mir auch gleich etwas davonn wie es in dem Geschäft zugeht, und ich dachte das müßte nicht so schlimm sein.

Ein junges Mädchen berichtet:

Bei mir war es nicht, als wie es bei Dutzenden von meinen Schulgenossinnen der Fall war, daß ich nach meiner Schulentlassung in die Fabrik laufen mußte.

Als ich das siebente Schuljahr hinter mir hatte und aus der Werktagschule entlassen wurde, kam meinen Eltern kein schlechter Gedanke, als daß ich meiner Mutter, welche Heimarbeiterin ist und zwar auf Hosenträger Beihilfe leisten soll.

Dieses Arbeiten zu Hause war ungefähr 1½ Jahre. Indem wir nun mit unserer Heimarbeit öfters schikaniert wurden, entschlossen sich meine Eltern, mich in ein Geschäft zu schicken.

Bei einem Siebzehnjährigen heißt es:

Mein Vater sagte mir nur, ich müsse Schlosser in der Maschinenfabrik lernen, und teilte mir den Beginn der Lehrzeit mit, und damit war schon alles erledigt.

Nirgends eigentliche Lamentationen; aber hier und da hört man doch deutlich genug die leisen Anklagen gegen den wirtschaftlichen Zwang, der den jungen Proletarier hindert, sich selbst seinen Weg zu suchen. — Bei der großen Mehrzahl der Berichte fehlt eine ausdrückliche Mitteilung über die Bedingungen der Arbeitserlangung. Wie viele unter ihnen mögen wohl auch gegen ihren Willen, zum mindesten ohne eigenes Interesse in einen Beruf gezwungen worden sein? (Schluß folgt.)

Literarische Rundschau.

Sixte Quenin, **Comment nous sommes Socialistes** (Wie wir Sozialisten sind). Encyclopédie Socialiste, Syndicale et Coopérative — Sozialistische, gewerkschaftliche und genossenschaftliche Enzyklopädie, herausgegeben und redigiert von Compère-Morel. Paris 1913. III und 315 Seiten.

Seit dem Entstehen des Sozialismus hat es jederzeit Männer gegeben, die es liebten, von einer besseren Gesellschaftsordnung zu träumen, und die mehr oder

weniger detaillierte Darstellungen einer sozialen, auf den Prinzipien der menschlichen Solidarität beruhenden Organisation entworfen haben. Die nicht selten genialen Projekte dieser hochherzigen Utopisten waren zum großen Teil Phantasiegebilde und entbehrten jeder wissenschaftlichen, reellen Grundlage. Es waren mehr politische Romane als ernsthafte Forschungen über die Organisation der Zukunft.

Der wissenschaftliche Sozialismus, der sein System auf die Analyse wirtschaftlich reeller Tatsachen stützt, hat in dieser Hinsicht die Gesichtspunkte völlig geändert. Nachdem die sozialistischen Theoretiker sich davon überzeugt haben, daß die Entwicklung des Kapitalismus selbst die wesentlichen, materiellen Elemente vorbereitet, die zur Verwirklichung der sozialistischen Gesellschaft notwendig sind, haben sie mit mehr oder weniger Talent und Geist den Mechanismus des Lebens der Zukunft kennen zu lernen versucht. Die Genauigkeit ihrer Angaben steht im allgemeinen im umgekehrten Verhältnis zu ihrem Eingehen auf Einzelheiten. Wenn wir von den eigentlichen sozialistischen Romanen (nach der Art Bellamys) absehen, können wir sagen, daß die modernen Sozialisten sich bei der Beschreibung des Regimes der Einrichtung der Zukunft vor alten Fehlern hüten und es vermeiden, gefahrvolle Abstecher in das Gebiet mangelhaft begründeter Hypothesen zu machen. Womit wir freilich nicht sagen wollen, daß ihre Forschungen stets frei von Irrtümern sind.

Die Literatur dieses Genres ist schon ziemlich groß, allerdings nicht von gleichem Wert. Wir führen nur die Werke von Atlantikus an, von A. Menger: „Neue Staatslehre", von Lucien Deslinières: „L'application du Système collectiviste" (Die Anwendung des kollektivistischen Systems) und „Projet de code socialiste" (Entwurf eines sozialistischen Gesetzbuches), in drei Bänden, von Jaurès: „Organisation socialiste" (Sozialistische Organisation) in „La Revue Socialiste" von 1894 und 1905, von Georges Renard: „Le régime socialiste" (Das sozialistische Regime), von Ernst Tarbouriech: „La Cité future" (Die Zukunftsstadt), zum Teil auch „Die soziale Revolution" von Kautsky und „Die Frau" von Bebel usw. usw.

Sixte Quenin lehnt sich bei seinem Versuch, ein allgemeines, möglichst zutreffendes Bild der sozialistischen Gesellschaft zu entwerfen, an all diese Werke an. Er versucht zu zeigen, unter welchen Bedingungen die soziale Umwandlung vor sich gehen und in welcher Form der Prozeß der materiellen und intellektuellen Produktion sich unter dem kollektivistischen Regime vollziehen wird; zugleich bemüht er sich, die materiellen und moralischen Folgen der sozialistischen Organisation zu analysieren und die Kritiken unserer Gegner zu widerlegen. So entwirft er in großen Zügen das Schema der kollektivistischen Zukunftsgesellschaft, die das Signal zu einer wahrhaften menschlichen Wiedergeburt geben wird.

Man kann nicht sagen, daß alle Teile des Buches (das nebenbei gesagt mit der größten Klarheit und Einfachheit geschrieben ist) in gleicher Weise überzeugend und begründet sind. So scheint es uns, daß der Verfasser in der sozialistischen Gesellschaft der unabhängigen Kleinproduktion zu viel Raum gewährt. Wir glauben nicht, daß er die im französischen Volke so tief eingewurzelten kleinbürgerlichen Vorurteile hat schonen wollen, es scheint aber, daß Sixte Quenin der Versuchung nicht hat widerstehen können, einen unmerklichen, allmählichen Übergang des kapitalistischen Regimes zur sozialistischen Ordnung zu finden, und daß er außerdem in dieser Beziehung unbewußt unter dem Einfluß seines französischen Milieus gestanden hat. Noch weniger zutreffend erscheint uns das Kapitel über die Religion. Die Behauptung des Verfassers, daß die religiösen Anschauungen nicht allein sehr gut mit dem sozialistischen Regime bestehen könnten, sondern daß sich die Religiosität unter diesem Regime noch heben würde, scheint uns jeder ernsthaften Begründung zu entbehren und erklärt sich nur durch die idealistische Methode, die der Verfasser beim Studium dieses soziologischen Phänomens anwendet.

Trotz dieser teilweisen Fehler, die in einer Untersuchung, welche so schwierige Zukunftsfragen erörtert, nur natürlich sind, interessiert das Buch von Sixte Quenin auf das lebhafteste. Es ist nicht dazu bestimmt, Gegner, vor allem böswillige oder

interessierte, zu überzeugen, der Verfasser wendet sich vielmehr an ehrlich denkende, beeinflußbare Männer und insbesondere an die Propagandisten der Partei und gibt ihnen Beweisführungen an die Hand, mit deren Hilfe sie unschlüssige Arbeiter und Bauern überzeugen oder dem bürgerlichen Gegner den Mund schließen können. Das Buch fordert endlich alle Sozialisten auf, selbst das Problem zu prüfen und sich in den Stand zu setzen, sich von den Ereignissen nicht überraschen zu lassen.

Georg Stiekloff.

Zeitschriftenschau.

Im Aprilheft des »Kampf« beleuchtet Karl Renner **»Das Regime des Leichtsinns«**, das gegenwärtig in Österreich herrscht. Der berüchtigte § 14 führt wieder einmal die Herrschaft. Aber dieser Verfassungsbruch wird von der Bevölkerung gleichgültig hingenommen, so sehr hat die Obstruktion das allgemeine Interesse am Parlament ertötet. Einstmals hat man die Obstruktion als Symptom politischer Erkrankung sehr ernst genommen und nachgesonnen, wie ihre Ursachen beseitigt werden könnten. Jetzt haben die bürgerlichen Parteien gar keinen Versuch gemacht, der Obstruktion Herr zu werden, und sehen ruhig zu, wie die Regierung die gute Gelegenheit benützt, sich das unbequeme Parlament vom Halse zu schaffen. Aber das feige Davonlaufen der bürgerlichen Parteien vor der Obstruktion hat seinen guten Grund. Die Forderung der Regierung, in Bosnien neue Bahnen zu bauen, statt in Österreich die so notwendige Ausgestaltung der Lokalbahnen vorzunehmen, hätte den Unwillen der Wähler erregt. Aber gegen die Regierung aufzumucken oder nur nicht rechtzeitig das Gewünschte zu bewilligen, wagt keine der bürgerlichen Parteien. Durch den § 14 sind sie aller Verantwortung vor ihren Wählern überhoben.

Die Obstruktion ist keine neue Erscheinung. Einst war die Regierung, wie die Regierung Körber oder die Regierung Beck, mit diplomatischem Geschick und beharrlichem Fleiß bemüht, durch sozialpolitische Vorlagen, durch Heranziehung der größeren Nationen zur direkten Teilnahme an der Regierung die Obstruktion im Volke zu entwurzeln und sie zu beseitigen. Die gegenrevolutionäre Bewegung in ganz Europa hat die Macht der Regierungen erhöht, die Annexionskrise vor allem hat die österreichische Militärmacht erstarken lassen, alle Staatsnotwendigkeiten den militärischen Rüstungen untergeordnet. Minister mit Ideen sind unbrauchbar geworden, es gilt nur mehr das brutale Bekenntnis zur Staatsgewalt. Aber dieses Regierungssystem bringt den Banken hohe Zinsen und fette Gewinne bei Anlehen, die Aktien der Militärlieferanten steigen, die Kartelle entfalten sich immer mehr, die Grundherren bleiben im ruhigen Genuß der Zölle, die Kleinbürger haben Freiheit zu den tollsten zünftlerischen Experimenten. Die herrschenden Klassen sind darum zufrieden.

Aber gerade jetzt ist durch die Vorgänge in Osteuropa für Österreich-Ungarn die Schicksalsfrage gestellt. Österreich-Ungarn ist ein internationales Staatsgebilde. Der letzte Termin ist ihm gestellt, diesen Tatsachen rechtlichen Ausdruck zu geben, denn was heute nicht im Rahmen der Staatsgrenzen im Frieden vollzogen wird, wird morgen das Schwert vollbringen.

Die systematisch gepflegte Verelendung des Parlamentes führt zugleich zur wirtschaftlichen Erstarrung, zur sozialen Verkümmerung. Unsere Regierungen haben Zeit. Aber die Völker haben nicht so viel Zeit, und auch die Geduld der Massen hat ihren gewissen Termin, den versäumt zu haben Staaten und Staatsformen meist mit ihrem Dasein bezahlt haben.

In einem Artikel **»Die österreichische Staatsschuld«** zeigt Wilhelm Ellenbogen, daß wir nicht nur politisch, sondern auch staatsfinanziell den Methoden des Absolutismus entgegengehen, und welche Gefahren für das Finanzwesen das herbeiführt. Er gibt zuerst einen geschichtlichen Überblick über die österreichische Finanzwirtschaft.

Nach dem offenen Staatsbankrott von 1811 und der Gefahr eines neuen völligen finanziellen Zusammenbruches nach den Kriegen von 1859 und 1866 trat mit dem Beginn der eigentlichen Verfassungsära nach 1866 eine Besserung der Staatsfinanzen ein. Es kam zur Vereinheitlichung der Staatsschuld, zur Beseitigung des Defizits im Jahre 1889, zur Valutaregulierung unter Steinbach und 1903 zur Konvertierung unter der Regierung Körber-Böhm-Bawerk. Aber schon unter derselben Regierung begann der Abstieg, herbeigeführt durch die Gewohnheitsobstruktion, die das Parlament von der Mitwirkung an der Konsolidierung der Staatsfinanzen immer mehr ausschaltete und Parlament und Regierung zu immer größerer Sorglosigkeit in bezug auf verfassungsmäßige Formen erzog. Schon unter Körber begann man mit der Entnahme von Geldern für unbewilligte Zwecke aus den Kassenbeständen, die später bei eventueller nachträglicher Bewilligung zurückgegeben werden sollten. Es kam dann zu anderen Operationen, die die Kontrolle der Staatsschuldenkontrollkommission umgingen, schließlich zum Abschluß dauernder, den Staat verpflichtender Geschäfte hinter dem Rücken des Reichsrats, ja zur Auszahlung von Subventionen, die der Budgetausschuß ausdrücklich abgelehnt hatte. Kredite, die für Flußregulierungen und Eisenbahninvestitionen bewilligt worden waren, wurden für militärische Zwecke verwendet. Gekrönt wurde das Gebäude von Verfassungsverletzungen in den letzten Tagen durch die Aufnahme einer sogenannten schwebenden Schuld in der Höhe von 375 Millionen Kronen, begeben zu 5½ Prozent unter pari und 15jähriger Laufzeit. Damit ist das Schuldenmachen des Staats wieder völlig auf der Stufe vor 1811 und vor 1862 angelangt.

Der Gradmesser des Staatskredits ist der Rentenkurs. 1868 stand die 4,2prozentige Notenrente auf 61, dann stieg sie und erreichte nach der Valutareform 1894 den Höhepunkt von 102. Seit dem Jahre 1905 sank sie wieder ununterbrochen bis zum Tiefstand von 80 (heute 83). Die Anlehensbegebung wird immer schwieriger, der Begebungskurs war 1905 auf 100,21 gestiegen, jetzt fällt er immer tiefer und ist 1912 schon bei 89,50 angelangt.

Bis 1912 ist das Budget weit stärker gewachsen als die Staatsschuld, aber seit 1908 beginnt diese günstige Entwicklung aufzuhören. Auch das Verhältnis der produktiven zu den unproduktiven Staatsschulden, das seit 1862 immer günstiger geworden ist, hat sich vollständig zuungunsten der ersteren gewandelt, und das soll sich auch in der nächsten Zeit nicht ändern. Heute beträgt die österreichische Staatsschuld zwölfeinhalb Milliarden, und alljährlich müssen 488,5 Millionen für ihre Verzinsung ausgegeben werden. Die von der Staatsschuldenkontrollkommission erschlichenen 375 Millionen werden wohl ausschließlich für militärische Zwecke dienen, und es heißt, daß in den Delegationen noch 240 Millionen für neue Dreadnoughts und weitere Hunderte Millionen für Ausgestaltung des Heeres gefordert werden sollen. Schon beginnen auch ernste bürgerliche volkswirtschaftliche Zeitschriften den Vergleich mit der Bankrotteurwirtschaft vor 1866 anzustellen.

Viktor Adler bespricht **Peukerts Erinnerungen.** Er beurteilt sie ähnlich, wie Karl Kautsky es in Nr. 25 vom 20. März 1914 der »Neuen Zeit« getan.

Adolf Braun schreibt über **Organisationsprobleme.** Er zeigt an reichsdeutschen Beispielen die machtvolle Entwicklung der verschiedenen Formen der Unternehmerorganisationen, ihren politischen Einfluß und ihren Kampf gegen jede Organisationsmöglichkeit der Arbeiter. Ein wirksames Kampfmittel neben der Schaffung gelber Organisationen sind die Zwangsarbeitsnachweise der Arbeitgeberverbände. Ein neuer und gefährlicher Feind ist den Unternehmern in den Angestelltenorganisationen entstanden. Diese Organisationen bekämpfen sie noch heftiger als die der Arbeiter, ohne ihre Entwicklung hindern zu können. Die Macht der Unternehmerorganisationen zwingt die Gewerkschaften zu neuer Taktik. Mehr als bisher geschehen muß noch Aufklärungsarbeit über die Ursachen der neuen Taktik geleistet werden, um das Mißtrauen der Massen gegen ihre Beamten zu zerstreuen. Auch dort, wo sie die Macht dazu gehabt haben, haben die Arbeiter der Unternehmerorganisation keine Schwierigkeit gemacht, denn sie haben gelernt, daß die

Organisation aufs innigste zusammenhängt mit den Notwendigkeiten unserer wirtschaftlichen Entwicklung, und daß es darum unnütz wäre, gegen die Organisierung der Unternehmer etwas zu unternehmen. Die mächtige Unternehmerorganisation Deutschlands dient den Unternehmern aller anderen Länder als Vorbild und Lehrmeisterin, und gerade dadurch wird die Anbahnung einer internationalen Verknüpfung der Unternehmerorganisationen der verschiedenen Länder erleichtert. Aber gerade durch diese höchste Konzentration und Akkumulation schafft der Kapitalismus die wichtigste Voraussetzung seiner Beseitigung.

In einem Artikel »**Volksvermehrung und soziale Entwicklung**« legt Otto Bauer dar, daß, obwohl breiten Schichten der österreichischen Arbeiterschaft eine Einschränkung ihrer Kinderzahl dringend not tut, eine Einschränkung der Geburtenzahl nur so lange die Entwicklung des Sozialismus fördert, solange sie die Volksvermehrung nicht hemmt, sondern beschleunigt.

Ein Teil des von den Arbeitern erzeugten Mehrwerts dient zur Akkumulation des Kapitals. Diese setzt Wachstum der Arbeiterschaft voraus, ohne das die Betriebe nicht erweitert, keine neuen gegründet werden können. Bleibt, wie in Rußland und Ungarn, die Akkumulation des Kapitals hinter dem Bevölkerungswachstum zurück, herrscht also Unterakkumulation, so sind viele Arbeiter zur Auswanderung gezwungen. Geht die Akkumulation schneller vor sich als das Bevölkerungswachstum, wie in Frankreich, so hat diese Überakkumulation Auswanderung von Kapital zur Folge. In Deutschland herrscht annähernd Gleichgewicht zwischen Akkumulation und Bevölkerungswachstum, das ungeheure Wachstum der deutschen Industrie und der deutschen Städte ist die Folge davon.

Wird nun das Wachstum der Bevölkerung verlangsamt, so tritt in Ländern mit Unterakkumulation ein Rückgang der Auswanderung ein. Länder, in denen bisher Gleichgewicht geherrscht hat, treten nun in den Zustand der Überakkumulation ein. Genügt es nicht mehr, fremde Arbeiter heranzuziehen, Arbeit ersparende Maschinen anzuwenden usw., dann gründen die Kapitalisten industrielle Unternehmungen im Ausland. Die Nachfrage nach Arbeitskräften wird dadurch gehemmt. In Frankreich zum Beispiel wächst die Arbeiterbevölkerung sehr langsam und dadurch auch das Angebot an Arbeitskräften. Aber die Nachfrage wächst ebenso langsam; denn die Kapitalisten legen den größten Teil des akkumulierten Kapitals im Ausland an. Die Löhne sind darum in Frankreich langsamer gestiegen als in Deutschland. Wohl lebt der französische Arbeiter mit zwei Kindern vom gleichen Lohn besser als der deutsche mit vier oder fünf Kindern, aber die Nation, die Industrie, der Sozialismus wachsen viel schneller, wo das Bevölkerungswachstum groß genug ist, die Kapitalsakkumulation im Lande zu vollziehen. In den deutschen Gebieten Österreichs können wir bereits die Wirkungen der Überakkumulation beobachten. Deutsches Kapital wandert in andere Sprachgebiete aus. Dadurch wird die Industrialisierung Deutschösterreichs gehemmt, das Wachstum des deutschen Sozialismus unterbunden. Die Arbeiterklasse kann die Macht nur erobern und behaupten, wenn sie die Mehrheit der Bevölkerung bildet. Das wird nur durch starken Bevölkerungszuwachs, der, wie die reichsdeutschen Berufszählungen zeigen, ganz der Arbeiterklasse zufällt, möglich. Die Verlangsamung des Bevölkerungswachstums verlängert daher die Dauer der kapitalistischen Produktionsweise.

Jedoch nicht durch Gesetze und nicht durch irgendeine Ideologie kann der Rückgang der Geburtenzahl verhindert werden. Durch Herabdrückung der Sterblichkeit, vor allem der Kindersterblichkeit müssen wir die Verringerung der Geburtenüberschüsse aufzuhalten streben. a. s.

Berichtigung. In dem Artikel von Paul Lange: »Vereinheitlichung des Arbeitsrechtes« in Nr. 6 muß es auf Seite 266, 19. Zeile von unten statt: »noch nicht die Ansicht vorhanden sein sollte« heißen: »noch immer«.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 8 | Ausgegeben am 22. Mai 1914 | 32. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Auswärtiges Amt.

Berlin, 15. Mai 1914.

hw. Auf keinem Felde offenbart sich die Ohnmacht der breiten Volksmassen unter den bestehenden Regierungssystemen deutlicher als dort, wo Wohl und Wehe dieser breiten Volksmassen am unmittelbarsten berührt wird: auf dem Gebiet der auswärtigen Politik. Ein paar Diplomaten mantschen und pantschen hier im stillen Kämmerlein die Suppen zusammen, die nachher von den Völkern ausgelöffelt werden müssen. Das gilt selbst für Länder, in denen sich die demokratische Entwicklung der Staatsform sichtbarer aufgeprägt hat als in dem halb- oder dreiviertelsabsolutistischen Deutschland. Selbst in Frankreich, wo doch auch der Minister der auswärtigen Angelegenheiten ein Beauftragter der Kammermehrheit ist, hat in diesen Wochen ein hervorragender Parteigenosse lebhafte Klage darüber geführt, daß die äußere Politik der Republik von dem Willen des Volkes ganz unbeeinflußt bleibe. In der Tat werden auch in Frankreich die Massen erst dann ein aktiver Faktor der auswärtigen Politik, wenn man ihnen den Tornister umhängt, die Flinte aufpackt und ihnen befiehlt: Marschiert!

In Deutschland sind diese Zustände bis ins Groteske verzerrt. Eine Diplomatie, die sich durch Inzucht nur aus den allerfeudalsten Kreisen unserer herrschenden Klassen ergänzt, spreizt sich hier in einer Selbstgefälligkeit und Geheimnistuerei, deren Wesen Bismarck als preußischer Gesandter auf dem Frankfurter Bundestag scharf erfaßte und in einem Briefe an seine Frau ergötzlich schilderte: »In der Kunst, mit vielen Worten gar nichts zu sagen, mache ich reißende Fortschritte, schreibe Briefe von vielen Bogen, die sich rund und nett wie Leitartikel lesen, und wenn Manteuffel, nachdem er sie gelesen, sagen kann, was darin steht, kann er mehr als ich. Jeder von uns stellt sich, als glaubte er vom andern, daß er voller Gedanken und Entwürfe stecke, wenn er's nur aussprechen wollte, und dabei wissen wir alle zusammen nicht um ein Haar breit besser, was aus Deutschland werden wird, als Dutken Sommer. Kein Mensch, selbst der böswilligste Zweifler von Demokrat, glaubt es, was für Scharlatanerie und Wichtigtuerei in dieser Diplomatie steckt.« So gut wie das ein Spiegelbild der Diplomatie von 1852 ist, so gut ist's eines der von 1914, und so wenig der Frankfurter Bundestag wußte, was aus Deutschland werden sollte, so wenig wußte die Londoner Botschafterkonferenz, wie sich die Balkandinge weiterentwickeln würden.

Von dieser hinterwäldlerischen und vorsintflutlichen Diplomatie aber läßt sich in Deutschland eine Bourgeoisie auf Schritt und Tritt täuschen, die

sich rühmt, den Weltmarkt erobert zu haben, und wie die Hamburger Schiffahrtslinie an ihres Hauses Tor den stolzen Spruch stehen hat: Mein Feld die Welt! Kaum je zeigt sich das immer noch vor dem Junker katzbuckelnde Parvenütum dieser Klasse auffälliger als in der Lammesgeduld und Schafsdemut, mit der sie alle Torheiten der auswärtigen Politik als Schickungen des Himmels hinnimmt. In der inneren Politik kann man zur Not randalieren. Aber auswärtige Politik? Leise, leise, kein Geräusch gemacht! Auswärtige Politik ist eine Geheimangelegenheit Seiner Majestät des Kaisers, Seiner Exzellenz des Herrn Reichskanzlers und Seiner Exzellenz des Herrn Staatssekretärs — nimmer mischt sich der niedere Erdenwurm da hinein, sondern gläubig und ehrfurchtsvoll nimmt er die Offenbarungen hoher und höchster Herren entgegen. Ein Schauspiel für Götter ist es, wenn in der Budgetkommission der Leiter unseres Auswärtigen Amtes, Herr v. Jagow, sogenannte vertrauliche Mitteilungen macht. Dann geht es wie ein Schauern durch die Beratungszimmer, die Hälse recken sich, die Stirnen furchen sich, und von den Konservativen bis zu den Fortschrittlern hinüber ist alles tief durchdrungen von der Weihe des Augenblickes, da sich die Pforten zu dem Allerheiligsten der deutschen Regierungskunst auftun. Aber hat sich was mit Allerheiligstem! Der Staatssekretär legt im Gewand der vertraulichen Mitteilungen lediglich so ungeheure Plattheiten und Nichtigkeiten hin, daß sich der jüngste Assessor im Auswärtigen Amt schämen würde, sie am Biertisch zu verzapfen. Und wie in der Kommission ist es im Plenum des Parlaments, oder eher noch schlimmer. Als die Budgetkommission den Reichskanzler ersuchen ließ, zur Erörterung der auswärtigen Angelegenheiten persönlich in ihrer Mitte zu erscheinen, lehnte — ein nur in Deutschland möglicher Vorgang! — Herr v. Bethmann Hollweg die Aufforderung mit der kühlen Bemerkung ab, er habe dem Ausschuß nichts mitzuteilen. Kurz danach verbreitete er in der offiziösen Presse die Botschaft, er werde auch die Geduld des Reichstags nicht mit ausführlichen Erörterungen in Anspruch nehmen, und da der Kanzler selbst durch ein trauriges Familienereignis am Erscheinen verhindert war, hielt sich an seiner Stelle der Staatssekretär durchaus im Rahmen des zuerst mitgeteilten Programmes: er sagte nichts oder weniger als nichts, denn aus seinem Leibblatt weiß jeder aufmerksame Zeitungsleser mehr, als der Leiter der auswärtigen Angelegenheiten Deutschlands dem Reichstag als Rechenschaftsbericht vorzutragen wagte. Er hofft, er wünscht, er läßt sich angelegen sein, er sieht keinen Anlaß — Lirum larum Löffelstiel und Scharlatanerie und Wichtigtuerei! Aber die bürgerlichen Parteien zeigten sich so wenig wie sonst über solche Nasführung entrüstet, sondern schwelgten für ihren Teil munter in ähnlicher Scharlatanerie und Wichtigtuerei. Ob der Zentrumsdiplomat Spahn, ob der konservative Spaßmacher Ortel, ob der biedere nationalliberale Prinz Schönaich-Carolath — sie überboten sich alle in Gemeinplätzen, Schablonen und Plattheiten, die durch die bedeutende Miene der Sprecher wahrhaftig nicht bedeutender wurden. Nirgends ein großer Gesichtspunkt, nirgends ein Versuch, weltpolitische Probleme an der Wurzel zu fassen, nirgends ein Anlauf, aus der trivialsten Betrachtung

internationaler Dinge herauszukommen, und befriedigt konnte der Staatssekretär seine Papiere zusammenpacken, um im nächsten Jahre, wenn es Wilhelm II. so gefällt, mit den gleichen Plattheiten und Nichtigkeiten dem Reichstag aufzuwarten.

Aber je mehr sich die bürgerliche Klasse des Einflusses auf die auswärtige Politik freiwillig begibt, desto eifriger muß die Arbeiterklasse nach diesem Einfluß streben. Wenn man dabei behauptet, der Sozialdemokratie fehle ein eigentliches Programm für die auswärtige Politik, so ist das ein Grundirrtum. In wenigen Wochen ist ein halbes Jahrhundert verstrichen, seit Karl Marx in der Inauguraladresse den arbeitenden Klassen die Aufgabe zuwies, »selber die Mysterien der internationalen Staatskunst zu bemeistern, die diplomatischen Streiche ihrer Regierungen zu überwachen, ihnen nötigenfalls mit aller ihnen zu Gebote stehenden Macht entgegenzuarbeiten und, wenn außerstande, den Streich zu verhindern, sich zu gleichzeitiger öffentlicher Anklage zu verbinden und die einfachen Gesetze der Moral und des Rechtes zu proklamieren, welche ebensowohl die Beziehungen einzelner regeln als auch die obersten Gesetze des Verkehrs der Nationen sein sollten«. Mit diesen Worten, die fünf Jahrzehnte nicht um einen Schimmer haben verblassen lassen, ist ein Ziel gesteckt, dem heute noch die arbeitenden Klassen aller Länder zu folgen haben und in der Tat folgen. Den imperialistischen Triebkräften aller kapitalistischen Weltpolitik nachzuspüren und im bewußten Gegensatz dazu den unverbrüchlichen Willen des Proletariats zum Frieden laut in alle Welt hinauszurufen, ist also der nächste Inhalt sozialdemokratischer auswärtiger Politik. Diese Betonung des Friedenswillens ist bei der Arbeiterklasse jedes Landes um so notwendiger, als überall die herrschenden Klassen das Proletariat des Auslandes gegen das des eigenen Landes auszuspielen suchen. Es ist eine alte Geschichte, doch bleibt sie ewig neu. Wie unsere Kriegshetzer den angeblich zum Schießen und Stechen bereiten Patriotismus der Massen hinter Jaurès in den Himmel heben, so haben im Wahlkampf die französischen Nationalisten die deutschen Sozialdemokraten als von Kriegslust fiebernde Hurrapatrioten hingestellt, die förmlich danach lechzten, unter der Pickelhaube nach Frankreich hineinzumarschieren. Diesen schamlosen Lügen gegenüber kann die Sozialdemokratie nicht laut genug von Land zu Land rufen, daß die, auf die es im „Ernstfall« ankommt, nichts so tief verabscheuen als diesen »Ernstfall«, und daß sie überall tätig am Werke sind, der Verständigung der Völker und dem Weltfrieden die Bahn zu bereiten. Wollen die Kanonenlieferanten den Krieg, das Kanonenfutter will allenthalben den Frieden!

Daß dieser Friedensgedanke sich allenthalben unwiderstehlich durchsetzt, dafür ist nicht nur der Ausfall der französischen Kammerwahlen ein bündiger Beweis. Auch jene deutsch-französische Verständigungskonferenz, auf der im vergangenen Jahre zu Bern August Bebel das letzte klingende Vorwärts seines Lebens ausrief, läßt Pfingsten zu Basel wieder ihren Ausschuß zusammentreten. Die Arbeiterklasse tut gut daran, wenn sie solche Veranstaltungen, die sozialistische und bürgerliche Parlamentarier beider Länder

zusammenführt, nicht überschätzt, ohne sie auf der anderen Seite zu unterschätzen. Ganz gewiß ist ein Lot Praxis immer besser als ein Pfund Theorie, und in jedem Falle dienen solche Zusammenkünfte der Annäherung zwischen Deutschland und Frankreich. Aber die deutschen bürgerlichen Parlamentarier wenigstens, die im Mai des letzten Jahres noch mit dem Berner Staub auf den Stiefeln in den Reichstag kamen, haben dort ungesäumt die ungeheuerlichste Heeresvorlage bewilligt, die neue Unsicherheit in die weltpolitische Lage hineingetragen hat. Auch William Jennings Bryan, Staatssekretär der Vereinigten Staaten und einer der Matadore der Friedensbewegung und des Schiedsgerichtsgedankens, zeigt, was es mit den bürgerlichen Pazifisten auf sich hat. »Wir müssen«, schrieb er noch ganz vor kurzem, »der Welt höhere Ideale geben als die des Krieges. Wir müssen den Geist des Krieges durch den Geist des Friedens ersetzen. Der Weltfrieden ist unser Ziel. Es gibt keine Sache, die nicht durch das Recht besser gelöst werden könnte als durch den Krieg. Ich erwarte nicht nur, daß die Vereinigten Staaten während meiner Amtszeit keinen Krieg führen, sondern auch, daß unser Volk während meines ganzen Lebens nicht mehr in einen Krieg verwickelt wird.« Schöne Worte, berauschende Worte, aber inzwischen hat sie der Donner der amerikanischen Schiffsgeschütze überdröhnt, mit denen Bryan, sicher schweren Herzens und gedrängt von den Imperialisten seines Landes, den Mexikanern seine Friedensliebe kündete.

Darum: so erfreulich Verständigungskonferenzen sind, im Grunde kommt es, um den Weltfrieden zu sichern, doch nicht auf die bürgerlichen Friedensschwärmer an, sondern auf die Arbeiter, auf die Massen, auf das Kanonenfutter, das nicht mehr Kanonenfutter sein will.

Zum Problem der Moral.

(Marx und Kant.)

Von E. Notter.

In der unter dem Titel „Marxistische Probleme“ von Max Adler veröffentlichten Sammlung älterer und neuer Aufsätze steht die Frage der Unterbauung oder Ergänzung des Marxismus durch die Philosophie Kants, insonderheit durch seine Ethik, im Vordergrund. Adler hält diese Ergänzung nicht nur für möglich, sondern auch für notwendig. Ob diese seine Annahme zu Recht besteht, soll vorliegender Aufsatz untersuchen; wobei einleitend vorausgeschickt sei, daß in den anzustellenden Erwägungen jede transzendente oder versteckttranszendente Begründung von Form und Inhalt des sittlichen Bewußtseins abgelehnt wird, was besagen soll, daß auch die Sittlichkeit nach Herkunft, Form und Inhalt als eine rein menschlich-natürliche, rein diesseitige Erscheinung aufgefaßt und daß der Auseinanderreißung des Menschen in einen sinnlichen und übersinnlichen Teil, der Annahme zweier im Menschen sich treffender Welten auch in die letzten Schlupfwinkel hinein nachgespürt und entgegengetreten wird.

Adler hat sich in einer Anmerkung zu der Schlußabhandlung seiner Sammlung lustig gemacht über „die nach ihren antimetaphysischen Regenschirmen greifenden Kritiker", die sogar noch im „transzendentalen Idealismus", in der kritischen Philosophie Kants eine metaphysische, die Grenzen der für uns möglichen Erfahrung überschreitende und darum unzulässige Unterströmung wittern. Wer wollte es aber im Ernste bestreiten, daß bei Kant und seiner Schule ein sehr wasserdichter antimetaphysischer Regenschirm notwendig ist? Der Metaphysik war Kant auch noch bei und nach Abfassung der „Kritik der reinen Vernunft" von Herzen zugetan, hat er doch in der „Kritik der reinen Vernunft" das Schwerste unternommen, was zur Unterstützung der Metaphysik unternommen werden konnte, und war er doch stolz darauf, das Wissen beseitigt zu haben, um dem Glauben Platz zu machen.

Und man sehe sich die Kantianer, die Anhänger des wahrhaft-kritischen Idealismus an, wie sie sich lustig auf der „dürren Heide" der Metaphysik tummeln! Was ja durchaus nicht so grobklotzig zu geschehen braucht, daß man es mit Händen greifen kann! Ist zum Beispiel jenes System überempirischer, das heißt nicht aus der Erfahrung zu begreifender und zu begründender Werte, mit dem heute die auf Kant und Fichte sich berufende Schulphilosophie operiert, etwas anderes als sublimierte, als verfeinerte und in ein kritisches Gewand gehüllte Theologie und Metaphysik? Und ist nicht jene Welt des Sollens, jenes von „physischer Naturgesetzlichkeit und psychischem Müssen unabhängige dritte Reich selbstgenugsam geltender Inhalte" (G. Simmel, „Hauptprobleme der Philosophie", 4. Kapitel, „Von den idealen Forderungen") auch noch ein Kompromißprodukt der „kritischen" Philosophie mit der Theologie in Hinsicht auf die Moral? Ganz zu schweigen von jenem kritischen Unfug der Als-ob-Philosophie: Wir sollen unser Leben so einrichten, als ob es einen Gott, als ob es Unsterblichkeit und Vergeltung im Jenseits gäbe! Was doch bei Licht besehen nichts anderes heißt als: Sich zu gewissen metaphysischen, außerhalb des Wissensbereichs und der Wissensmöglichkeit liegenden Annahmen, deren Unhaltbarkeit man eingesehen hat, ein Hintertürchen offen halten, ein Verfahren, das Nietzsche nicht so ganz mit Unrecht als „intellektuelle Unsauberkeit", als Sünde gegen die Vernunft gegeißelt hat. Ja selbst auf dem theoretischen, dem eigentlich-kritischen Gebiet tritt bei unseren transzendentalen Idealisten die Fallsucht in die metaphysischen Vorurteile auf; wenn man — um nur dies herauszugreifen — die menschlichen Denkformen, die Kategorien, wie die Kausalität, mit der wir alles Geschehen nach Ursache und Wirkung in Beziehung setzen und ordnen, und die Grundelemente der formalen Logik, so den Satz des Widerspruchs, nach dem wir nicht zugleich etwas für wahr und falsch halten, bejahen und verneinen können, als die Denkformen überhaupt ansetzt, die auch für alle anderen denkenden Wesen (falls es neben dem Menschen solche geben sollte), Marsbewohner, Engel, Teufel, Gott usw. Geltung haben, so bedeutet das eine unzulässige Überschreitung der durch kritische Besinnung gegebenen Grenze, einen Anthropomorphismus schlimmster Art; und das ist trotz Adler auch bei dem Begriff „Bewußtsein überhaupt" der Fall, da wir Bewußtsein nur als Bedingung und Begleit-

erscheinung unseres eigenen Erlebens kennen und erst von uns aus bei anderen Menschen erschließen.

Wohin übrigens die metaphysischen Unterströmungen im transzendentalen, das heißt kritischen Idealismus führen und verführen können und müssen, das hat die Rickertsche Erkenntnistheorie (dargelegt in dessen Schrift „Der Gegenstand der Erkenntnis") mit ihren Hauptbegriffen des „Bewußtseins überhaupt" und des „transzendenten (das heißt als Befehl aus einer anderen Welt aufzufassenden) Sollens" und mit ihrer Verquickung theoretischer und praktischer Gesichtspunkte bei Aufstellung ihres Wahrheitsbegriffs, der durch dieses transzendente Sollen erst möglich sein soll, zur Genüge gezeigt; und diese metaphysische Verirrung kommt daher, daß der transzendentale Idealismus in Verkennung seiner Aufgabe als kritisch-psychologischer Tatbestandsaufzeigung dessen, was wir bei unserem wissenschaftlichen, praktisch-sittlichen und ästhetischen Verhalten tun und erleben, sich als Philosophie „der allgemeingültigen, der allgemein geltensollenden Normen" aufspielt. Adler hat ja in seiner Schrift „Kausalität und Teleologie im Streite um die Wissenschaft" diesen Spezialfall des transzendentalen Idealismus mit genügender Schärfe gegeißelt; ob er aber selbst glücklich an allen metaphysischen Klippen vorbeigekommen ist, wird die nachfolgende Untersuchung zu zeigen haben. Für diese können wir ruhig einmal die Kantische Erkenntnistheorie — allerdings gereinigt von ihren metaphysischen Bestandteilen — als zu Recht bestehend anerkennen. Das läuft im wesentlichen darauf hinaus, daß wir mit Kant einmal die Phänomenalität von Raum und Zeit annehmen, und das will nur besagen, daß wir diese nicht als von unserer geistig-leiblichen Organisation unabhängig bestehende Wesenheiten betrachten, und daß wir dann voraussetzen, daß wir mit der Kategorie, mit der Denkfunktion der Kausalität die in unserem Bewußtsein gegebene und damit zunächst lediglich subjektiv sein könnende Folge und Zusammenordnung unserer Bewußtseinsinhalte zu einer objektiv-geordneten Reihe von Naturvorgängen, zu gereinigter „wissenschaftlicher" Erfahrung gestalten können. Mit dieser Voraussetzung ist aber die weitere Annahme durchaus vereinbar, ja sie muß mit ihr vereinigt werden, daß der von uns erlebte Zwang, das von uns vorgefundene, uns gegebene Muß, die und die räumlichen, zeitlichen und kausalen Einordnungen vorzunehmen, auf irgend eine von uns unabhängig existierende Ordnung oder Beschaffenheit der Weltelemente und des Weltgeschehens hinweist. Dabei sei aber der Vollständigkeit halber darauf hingewiesen, daß Kant an der eigentlich-kritischen Frage, ob denn Erkenntnistheorie überhaupt möglich ist, vorübergegangen ist und sich, ausgehend von der felsenfesten Überzeugung, in der von Kepler und Newton begründeten mathematischen Naturwissenschaft die nicht mehr weiter zu prüfende Wissenschaft zu besitzen, mit der Frage begnügt hat: Wie ist diese Wissenschaft möglich? Wie kommen ihre wissenschaftlichen Erfahrungsurteile, ihre synthetischen Urteile a priori zustande? Auch gegen seine Gleichstellung von Raum und Zeit (jener ist die Anschauungsform des äußeren, diese die des inneren Sinnes!) lassen sich ganz erhebliche Bedenken geltend machen. Doch dies nur nebenbei! Die marxistische Sozialwissenschaft als Glied der Kausalwissenschaften, der das Geschehen streng nach

Ursache und Wirkung analysierenden und ordnenden Wissenschaften — als deren letztes und kompliziertestes Glied bleibt unberührt davon, ob sie zur letzten Voraussetzung die Resultate der Kantischen Erkenntnistheorie hat, oder ob ihre letzten Voraussetzungen (so die Anwendung der Kategorie der Kausalität), die auch die aller übrigen Naturwissenschaften sind, anderswoher genommen oder andersartig begründet werden müssen. Für diese Abhandlung handelt es sich nur darum, zu untersuchen, ob nicht durch den Einbau der Elemente der Kantischen Ethik, die selbst in ihren letzten Voraussetzungen klarzustellen ist, der Marxschen Sozialtheorie ein Fremdkörper beigemischt wird, der sich mit ihrem Grundgedanken in keiner Weise vereinigen läßt.

1. Kants kategorischer Imperativ ist kein formales oberstes Prinzip der Welt des Sittlichen. Er erklärt weder die Verschiedenheit der nach Zeit und Ort inhaltlich unterschiedenen Sittengebote, noch kann er Aufschluß geben über das, was in einem bestimmten Falle Pflicht ist. — Gesinnungsethik ist ein Widerspruch in sich selbst.

„Handle so, daß die Maxime deines Willens zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne!" Mit diesem seinem „kategorischen Imperativ" glaubte Kant die formale Gesetzlichkeit des sittlichen Wollens und Handelns begründen zu können; er sollte die Rolle des Sittengesetzes in mir spielen, das als formales Prinzip den hypothetischen, für einen bestimmten Fall geltenden und darum inhaltlich bestimmten Imperativen erst ihre sittliche Geltung verleihen, das dem Menschen in den Wirrungen und Konflikten der Pflichten Leuchte und Führer sein sollte. Erst die Erfüllung der Anforderung, sich zur allgemeinen Gesetzgebung als befähigt zu erweisen, verleiht also irgendwelchen Handlungen und Geboten den Charakter des Sittlichen, ohne aber auch nur das geringste über die in einem bestimmten Falle als Pflichten zu charakterisierenden Gebote und über die entsprechenden sittlichen Wollungen und Handlungen auszusagen. Die gleiche Rolle hat der kategorische Imperativ auch in der auf Kant zurückgreifenden Bewegung innerhalb des Marxismus zu spielen: Für Otto Bauer — in dem zu Kautskys Schrift „Ethik und materialistische Geschichtsauffassung" kritisch Stellung nehmenden Artikel „Marxismus und Ethik" („Neue Zeit", XXIV, 2) — unterscheidet diese Fähigkeit zur allgemeinen Gesetzgebung das sittliche Gebot von der bloß individuellen Maxime, das ist dem aus Charakter und Neigung sich ergebenden und damit außerhalb der sittlichen Sphäre fallenden Grundsatz, und auch für Max Adler („Marxistische Probleme") ist der mit dem kategorischen Imperativ gesetzte Anspruch auf Allgemeingültigkeit das grundlegende Element der Ethik.

Daß aber dieser „formale" Imperativ alles eher als ein rein formales Prinzip des Sittlichen ist, haben auch die Kantianer schon längst erkannt; setzt er doch eine ganz bestimmte Gesellschaftsordnung voraus, womit die Grundbedingung seiner rein-formalen Natur, die Gültigkeit und Anwendbarkeit für alle Zeiten, hinfällig geworden ist. Diese vorausgesetzte Gesellschaftsordnung muß gedacht werden als frei von allen Interessen- und Klassengegensätzen, als eine Gemeinschaft frei sich selbst bestimmender Individuen, als eine auf dem Grundsatz der völligen Gleichheit und Gleichberechtigung durchgeführte Rechtsgemeinschaft. Daß sich somit dieser erhabene, ewig gültige Imperativ als historisch bedingt und

damit relativistisch erweist, das hat auch Kautsky in seiner Erwiderung auf den eben erwähnten Bauerschen Artikel (K. Kautsky, „Ethik, Wissenschaft und Leben", „Neue Zeit", XXIV, 2) mit aller Schärfe betont, und er hat gleichzeitig darauf hingewiesen, daß er in der heutigen, in erster Linie durch die Klassengegensätze charakterisierten Gesellschaft sich in einer ganzen Reihe von Fällen als unanwendbar und undurchführbar erweist. Wäre wirklich der kategorische Imperativ mit seiner Forderung der Eignung zur allgemeinen Gesetzgebung der Kern des ethischen Phänomens, so wäre gerade die Erklärung der tatsächlichen Existenz einer besonderen Klassenethik mit unlöslichen theoretischen Schwierigkeiten verbunden, abgesehen davon, daß es eine Sinnlosigkeit wäre, wollte die die völlige Beseitigung der Knechtung durch den Kapitalismus erkämpfende Arbeiterklasse ihre sittlichen Forderungen und Gebote, die sich aus dem Kampfe und dem Stadium des Kampfes ergeben, zum Range einer Gesetzgebung auch für die Kapitalistenklasse erheben. Setzt man aber einmal die Existenz einer solchen gegensatzlosen Gesellschaft voraus, dann gibt der kategorische Imperativ nicht die geringste Antwort auf die Frage: Was ist denn jetzt Pflicht?, wenn sich der Mensch einem Pflichtenkonflikt gegenübergestellt sieht; denn daß sich dann die springende Frage erhebt: Welche Entscheidung eignet sich nun zum Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung?, das werden selbst die eingefleischtesten Kantianer zugeben.

Und ebensowenig kann davon die Rede sein, daß die Kantische Sittlichkeitsformel Aufschluß gibt über die Ursachen der ungeheuerlichen Diskrepanz der sittlichen Gebote zu den verschiedenen Zeiten und bei den verschiedenen Stämmen, Völkern und anderen Menschengemeinschaften. Ja diese Diskrepanz erweist sich bei näherem Zusehen als einer der stärksten Einwände gegen die Haltbarkeit der Kantischen Formulierung; wäre nämlich die Forderung der Eignung zur allgemeinen Gesetzgebung wirklich der Kern des mit der Menschennatur gegebenen, von allen durch Ort und Zeit bedingten individuellen Färbungen gereinigten und jedem sittlichen Akte zugrunde liegenden sittlichen Phänomens, dann müßte sie sich auch auf die Sittlichkeit der menschenfressenden Völkerstämme erstrecken; da diesen das Auffressen der Nichtstammesangehörigen sittliche Pflicht ist, würden sie damit gleichzeitig auch ihr eigenes Aufgefressenwerden durch andere Stämme als eine sittliche Forderung dekretieren.

Von seiten der Kantianer ist nun versucht worden, den kategorischen Imperativ von jenem historisch-relativistischen Bestandteil zu reinigen; „tue deine Pflicht!" formuliert ihn W. Windelband. Aber auch in dieser Fassung muß ihm die Befähigung zur Beantwortung der Frage nach der Pflicht im einzelnen, bestimmten Falle abgesprochen werden. Das ist ja der Jammer aller dieser Moraltheorien, die das Moralprinzip nicht erhaben genug gestalten können, um es frei von aller Erdenschwere am Sternenhimmel aufzuhängen, daß es dann für uns Erdenkinder überhaupt nichts Bestimmtes mehr auszusagen hat und daß dann auf dem Wege der Erschleichung der Inhalte „der Erdenrest zu tragen peinlich" darin nur um so massiver auftritt. Das typischste Beispiel — daran muß immer wieder erinnert werden — hat Kant ja selbst gegeben, wenn er dem Volke die Pflicht zudiktiert, einen selbst für unerträglich ausgegebenen Mißbrauch der

obersten Gewalt dennoch zu ertragen, und wenn er dem Untertanen verbieten will, „über den Ursprung der obersten Gewalt als ein in Ansehung des ihr schuldigen Gehorsams zu bezweifelndes Recht werktätig zu vernünfteln". Und das trotz jener anderen, von ihm selbst gegebenen Fassung des kategorischen Imperativs: „Handle so, daß du die Menschheit sowohl in deiner Person als in der Person jedes anderen zugleich als Zweck, niemals bloß als Mittel brauchst." Auch das derart gefaßte oberste Prinzip aller Sittlichkeit erweist sich als nicht-formal, sondern trägt gleich der anderen Fassung einen inhaltlich-historischen Charakter, was am deutlichsten daraus hervorgeht, daß es in einer sozialistischen Gesellschaft durchaus überflüssig wäre.

Nun hat ja *Kant* selbst die Brüchigkeit seines kategorischen Imperativs in beiderlei Gestalt hinsichtlich seines formalen Charakters selbst erkannt, und er ist damit der Erneuerer der *Gesinnungsethik* geworden mit jener Lobpreisung des *guten Willens*, daß „in aller Welt nichts könnte ohne Einschränkung gutgeheißen werden, denn ein guter Wille"; wobei unter „gutem" Willen der pflichtgemäße und unter pflichtgemäßem schließlich der Wille verstanden wird, der die Pflicht um der Pflicht willen tun will. Aber selbst für den Menschen eines soweit als möglich pflichtgemäß gestalteten Willens bleibt in Zweifels- und Konfliktfällen die Frage, was denn nun Pflicht ist, offen; für die sittlichen Entscheidungen hat die völlige Unterwerfung unter das „Du sollst" des „Sittengesetzes" nicht die geringste Bedeutung. Wenn dieser Einwand von den Kantianern als nebensächlich abgetan oder gar in einen Vorzug ihrer ethischen Theorie umgekehrt wird, so ist ihnen gegenüber doch zu betonen, daß es *bei aller Sittlichkeit* schließlich auf die *Handlung* und nicht auf die formale Gesinnung abgesehen ist. *Gesinnungsethik* ist doch letzten Endes *ein Widerspruch in sich selbst*, ein Mißgriff in der Ausdeutung des sittlichen Erlebens, der mit Platonismus und Christentum („Gott siehet das Herz an") in Europa begonnen und von Kant als deren Erbe wiederholt wurde. Würde man dem Bären in der Fabel Lafontaines, der zur Verscheuchung einer Fliege vom Haupte seines Wohltäters einen Felsblock auf sie fallen läßt und mit der Fliege zugleich das Haupt zerschmettert, Gesinnungsethik zuschreiben, so bliebe der *moralische Wert* seiner Handlung unangetastet trotz der unvernünftigen und zweckwidrigen Inszenierung des Fliegentötens. Um das in die menschliche Sphäre zu übertragen: so würden sich sicherlich auch unsere Gesinnungsethiker in einen Schutzverband gegen derartige sittliche Handlungen aufnehmen lassen.

Um aber Kants kategorischen Imperativ und seine Gesinnungsethik völlig ad absurdum zu führen, bedarf es noch einer weiteren Überlegung: Nimmt man die erste Formulierung des kategorischen Imperativs mit der Forderung der Eignung zur allgemeinen Gesetzgebung, so ist das, da wahrscheinlich niemals die gleiche Situation für mein Handeln wiederkehrt, schon in der Beschränkung auf meine Person etwas höchst Überflüssiges. Da, wie *Simmel* bemerkt, auch die letzten und besondersten Qualifikationen der sittlichen Handlung, die Situation und der Charakter des Handelnden, seine Lebensgeschichte und seine ganze Umgebung mit den ihn beeinflussenden Änderungen dabei berücksichtigt werden müssen, so kann man ruhig von der Wiederkehr einer gleichen Handlung selbst bei der gleichen Person absehen,

es sei denn, daß man mit Nietzsche an die „ewige Wiederkunft aller Dinge", an die unendlichen Wiederholungen des gesamten Weltprozesses mit allen seinen Einzelheiten in der verflossenen und der künftigen Unendlichkeit der Zeit glaubt. Gar nun meine pflichtgemäße Handlung zum Prinzip der Gesetzgebung für alle Vernunftwesen machen zu wollen, würde nichts anderes heißen, als mich in meiner einmaligen individuellen Handlung noch einmal, noch hundert- oder n-mal setzen, welchem Gedankenspiel man aber alles eher denn einen tieferen Sinn zuschreiben dürfte.

Nun hat die Schule Kants, worüber noch eingehender zu handeln sein wird, im Anschluß an den kategorischen Imperativ und seine Forderung der Eignung zur allgemeinen Gesetzgebung die Philosophie der allgemeingültigen Normen konstruiert, welche kurz zusammengefaßt besagt, daß der Mensch in seinem Denken, Wollen, Fühlen den Normen des Wahren, Guten, Schönen unterworfen ist, daß diese Normen Allgemeingültigkeit beanspruchen und daß der einzelne bei Fällung eines wahren Urteils oder gelegentlich einer sittlichen Handlung die Forderung damit verbindet, daß alle anderen Menschen dieses gleiche Urteil als wahr fällen, die gleiche Handlung als für sich sittlich verpflichtend anerkennen sollen. Vorerst wäre hierzu folgendes zu bemerken: Wenn auch ethisches Verhalten erst in der Gesellschaft entstanden ist und der sittlich Handelnde sich mehr oder minder deutlich bewußt bei seinem sittlichen Handeln auf die anderen, auf seine Gesellschaft oder Klasse bezogen fühlt, so trifft es keinesfalls zu, daß ich meine sittlichen Handlungen auch allen anderen zumute. P. Hensel hat (in seinen „Hauptproblemen der Ethik") durchaus recht mit der Behauptung, daß gerade Menschen mit ausgeprägtem Pflichtgefühl weit davon entfernt sind, ihre pflichtgemäße Tat auch anderen zuzumuten, und Nietzsche hat einmal den Kern dieses Gedankens, daß ein Mensch nach seinen Fähigkeiten und Kräften auch seine eigenen Pflichten hat, dahin formuliert, daß man nicht seine Pflicht mit der aller anderen verwechseln solle. Es ist eben ganz und gar unzulässig, den ursprünglich ausgeprägt gesellschaftlichen Charakter alles Sittlichen, das Bezogensein auf andere im sittlichen Handeln in eine Zumutung für andere oder alle umzudeuten, aus dem Sein im Handumdrehen ein Sollen zu machen.

Und gegen die Gesinnungsethik wäre noch folgendes vorzubringen: Sie verankert die sittliche Tat in ihrem Träger, in dessen Charakter und damit im Sein; das führt aber, konsequent zu Ende gedacht, notwendigerweise zur Annahme der Freiheit der Charakterwahl, was Kant die „intelligible Freiheit" nennt, oder aber zur Prädestinationslehre; in beiden Fällen werden die Wertungen „Gut — Böse", „Sittlich — Unsittlich" als Eigenschaften des Seins gesetzt; beides ist aber Metaphysik schlimmster Sorte, genau wie der mit ihnen verbundene Wertontologismus, das Übertragen der Werte aus der Sphäre menschlicher Funktionen in jene der Eigenschaften des Seins. Mit der Unhaltbarkeit dieser ganzen Metaphysik ist aber auch die Gesinnungsethik unhaltbar geworden. Weiter gehört zu dem sittlichen Phänomen auch die Beurteilung anderer und ihrer Handlungen; wir sind sogar meistens viel rascher dabei, den sittlichen Maßstab an andere anzulegen als an uns selbst und unsere Handlungen. Verlege ich aber die sittlich oder un-

sittlich machende Potenz in die Gesinnung, in den Urgrund des Charakters und schalte die Handlung als solche ganz aus der Beurteilung aus, so kann ich nur mehr meines eigenes Wollen auf seinen Charakter als pflichtgemäß, als sittlich hin ansehen. Da ich nicht den geringsten Einblick in die Gesinnung, in den Motivationsprozeß des Nebenmenschen habe und niemals beurteilen kann, ob seine Wollungen und Handlungen den Pflichtcharakter tragen, so wäre es ein Frevel, an einen Nebenmenschen den sittlichen Maßstab anzulegen, seine nach unseren Begriffen niederträchtigste Handlung sittlich zu verurteilen. Folgerichtig zu Ende gedacht, bedeutet Gesinnungsethik eine totale Strukturänderung des ethischen Phänomens: es verliert seinen gesellschaftlichen Charakter, seine Bedeutung als Verhaltungsweise des vergesellschafteten Menschen; und von hier aus erscheint es durchaus nicht mehr so widersinnig, wie Adler annimmt, wenn Stammler sagt, daß die Moral den einzelnen isoliert lasse. Mit der Wendung zur Gesinnungsethik wird das Ethische aus einem Sozialen etwas Asoziales; denn jetzt dreht es sich nicht mehr um den Wert einer Handlung für die Gesellschaft oder eine Klasse derselben, sondern ausschließlich um die Ruhe meines Gewissens oder, christlich ausgedrückt: um mein Seelenheil. Und das führt dann schließlich zu jener Überschätzung und Hypertrophierung des Ethischen, die in dem Menschen das Gefühl der unermeßlichen Wichtigkeit seines Individualdaseins erzeugt: „Jahrtausende sind vergangen, damit du geboren werden konntest, und andere Jahrtausende warten schweigend, was du mit diesem deinem Leben beginnen wirst, da es sich nun verwirklicht hat." (Carlyle.)

(Fortsetzung folgt.)

Die französischen Wahlen am 26. April und 10. Mai.

Von **Charles Rappoport** (Paris).

I.

Das Ergebnis des Wahlkampfes und der Wahlschlachten vom 26. April und 10. Mai lassen sich kurz zusammenfassen: ein glänzender Sieg des Sozialismus und ein beträchtlicher Ruck der bürgerlichen Demokratie nach links.

Die sozialistische Partei sammelte auf ihre rund 420 Kandidaten (die Kammer zählt im ganzen 602 Sitze) mehr als 1 400 000 Stimmen. Sie eroberte im ersten Wahlgang 40 Sitze statt 29 im Jahre 1910, dem vorletzten Wahlkampf. Im zweiten Wahlgang siegte die Partei in weiteren 62 Wahlkreisen. Zusammen 102 sozialistische Wahlkreise! Das erste rote Hundert und etwas darüber zieht kampflustig und siegessicher in die Kammer.

Der Stimmenzuwachs beträgt seit 1910 rund 300 000 Stimmen. Der Fortschritt der Stimmen ergibt sich aus folgender Zusammenfassung:

1906	877999	Stimmen
1910	1110561	-
1914	1400000	- (rund).

Also in acht Jahren beinahe eine Stimmenverdoppelung. Die Zahl der sämtlichen 1914 abgegebenen Stimmen beträgt 8 328 876. Die sozialistischen Stimmen bilden also in Frankreich 16 Prozent, ungefähr ein Sechstel der

Gesamtzahl der abgegebenen Stimmen, ebenso wie die Zahl der sozialistischen Mandate (602 : 102), so daß wir bei den Verhältniswahlen lediglich aus eigener Kraft ebensoviel Sitze erhalten hätten wie bei dem gegenwärtigen Stichwahlsystem, wo die Radikalen uns im zweiten Wahlgang Hilfe leisteten.

Vergleichen wir nun die Gesamtresultate, die Entwicklung der Stärke sämtlicher Parteien während der letzten Wahlen (1902, 1906, 1910, 1914).

	Die Kammer von 1902	1906
Monarchisten	77	77
Nationalisten	44	23 (29)
Progressisten	112	64 (76)
Linksrepublikaner	66	77 (83)
Radikale	126	96 (116)
Radikalsozialisten	116	134 (150)
Sozialisten	37	54
Unabhängige Sozialisten	12	20 (21)

	Die Kammer von 1910	1914
Monarchisten und Reaktionäre	86	68
Linksrepublikaner	66	77 (90)
Progressisten	83	69 (57)
Radikale und Radikalsozialisten	260	200 (174)
Sozialisten	67	102
Unabhängige Sozialisten	32	29
Briandisten	10	8

Der Fortschritt der sozialistischen Mandate wird also durch folgende Zahlen gekennzeichnet:

1902	37 Mandate	1910	76[1] Mandate
1906	54 -	1914	102 -

Die Zahl unserer Mandate stieg während der Periode 1902 bis 1914 von 37 auf 102, beinahe um das Dreifache. Dagegen sanken die Radikalen und Radikalsozialisten während dieser Periode von etwa 242 auf etwa 200 beziehungsweise 174. (Die erste Angabe ist die des offiziellen Organs »Le Radical«, die zweite die der »Humanité«. Dieser Unterschied erklärt sich daraus, daß wir bloß die geeinigten Radikalen für die Wahlen von 1914 rechneten.) Für die bürgerlichen Parteien sind überhaupt sichere Zahlen nicht zu erhalten. Bei jeder bürgerlichen Partei dient oft die politische Etikette bloß dazu, den wahren Charakter ihres Trägers zu verbergen. Die Reaktionären nennen sich »Progressisten« und schielen nach rechts. Die Gemäßigten paradieren mit dem Namen eines Radikalen. Und die braven Radikalen nennen sich stolz Radikalsozialisten. Ihr sozialistischer Beiname soll ihre sozialreformatorische Tendenz bezeichnen.

Besonders bunt sieht das Zentrum aus, die sogenannten gemäßigten Republikaner. Bald nennen sie sich Linksrepublikaner, bald Demokratische Allianz, bald die Föderation der Linken. Sie gleichen jenen problematischen Existenzen, die das Bedürfnis haben, ihren Namen fortwährend zu wechseln, um alte Sünden durch neue Namen in Vergessenheit zu bringen.

Wenn man aber sämtliche Parteien der Linken (Sozialisten, unabhängige Auch-Sozialisten, Radikale und Radikalsozialisten) zusammen aufzählt, so erhalten wir eine Mehrheit von etwa 350 (auf 602 Sitze). Die Kammer von 1914 bedeutet einen bedeutenden Ruck nach links.

Das Volk hat sein verdammendes Urteil über das nationalistisch-militaristische Treiben des Demagogentrios Briand-Barthou-Millerand ausgesprochen, das in Poincaré seinen Mittelpunkt hat. Die großkapitalistische

[1] Am Ende der Session 67.

Presse sucht zwar dieses klare Resultat durch falsche Zahlenangaben zu vertuschen. Mit jedem Tage aber dringen diese für die Reaktion harten Tatsachen klarer und entschiedener durch.

Noch einiges über die Einzelheiten des wirklich großartigen sozialistischen Sieges.

Im Seinedepartement (Paris und Vororte) verteilten sich die Stimmen in folgender Weise:

	Stimmen	Auf 1000
Sozialistische Partei	247154	352
Auch-Sozialisten	29430	42
Radikale	113738	162
Briandisten und Gemäßigte	191278	274
Monarchisten	179785	170
	701785	1000

Die sozialistische Partei ist also in der Hauptstadt und Umgebung die stärkste Partei und besitzt mehr als ein Drittel der Gesamtzahl der abgegebenen Stimmen.

Im Brennpunkt des politischen Lebens nähern sich die Kräfte des französischen Sozialismus, was die Wahlmacht betrifft, dem Muster der deutschen Sozialdemokratie.

Was die Provinz betrifft, so ist folgendes festzustellen. 1910 erlangten wir in 48 Departements weniger als 50 Stimmen per 1000 Wahlberechtigte, 1914 nur mehr 32. Im Jahre 1910 zählte man 25 Departements, wo die Zahl der sozialistischen Stimmen je 100 per 1000 eingeschriebene Wähler überstieg, 1914 ist die Zahl solcher Departements 32. Im Departement Haute-Vienne, dem französischen Gegenstück zum »roten Sachsen«, was die Zahl der Mandate betrifft (vier sozialistische Mandate auf fünf Sitze), hat die Partei 373 Stimmen per 1000 Wahlberechtigte erobert. In 66 Departements (auf 87) haben wir einen Stimmenzuwachs zu verzeichnen; in 3 blieb die Stimmenzahl stationär, in 17 zeigt sich ein unbedeutender Rückgang. Der stärkste Stimmenzuwachs fällt auf diejenigen Gegenden, wo die bürgerliche Demokratie eine gründliche Vorarbeit leistete. Andererseits erhielten wir die glänzendsten Erfolge dort, wo unsere Organisation am stärksten war: in den durch marxistisch gebildete Propagandisten bearbeiteten Gegenden (Norddepartement und Haute-Vienne). Überhaupt begünstigten diesmal die Wähler unsere alten und neuen Renegaten nicht. Millerand und Briand verloren Tausende von Stimmen, und dabei hat sich der Charakter ihrer Wählerschaft wesentlich geändert: an Stelle von Arbeitern stimmten für sie Gemäßigte und Reaktionäre. Willm fiel schmählich durch und wurde durch einen jungen, bisher unbekannten Genossen Bon ersetzt. Zévaès fiel in Grenoble zugunsten eines geeinigten Sozialisten. Allemane erhielt eine lächerliche Stimmenzahl, und seine blinde Halsstarrigkeit führte zur Wahl eines Reaktionärs, des Berichterstatters für das Gesetz der dreijährigen Dienstpflicht. Seine sogenannte »Arbeiterpartei«, die einen schmutzigen Verleumdungskampf gegen unsere Partei führte, erhielt in ganz Frankreich etwa 10 000 Stimmen. Sie diente bloß dazu, die Niederlagen zweier bedeutender Genossen, Rouanet und Colly, herbeizuführen. Diese Schandtat der neuen Gruppe (»Parti ouvrier«) wird die Arbeiterklasse nie vergessen. Die Siege vom 26. April

und 10. Mai sind zugleich die der Ehrlichkeit, der Treue und der Organisation.

Bezeichnend und historisch wichtig ist unser großartiger Fortschritt auf dem Lande. Wir eroberten 48 000 Stimmen im Departement Allier, 30 000 in Cher, 11 000 in Aube, 14 000 in den Departements Charente, 8000 in Creuse, 21 000 in Seine-et-Oise, 17 000 in Yonne und, wie ich schon oben hervorgehoben, rund 42 000 in Haute-Vienne.

Besonders hervorzuheben sind die glänzenden Siege unserer Führer: Jules Guesde erhielt 13 582 Stimmen trotz des Verrats eines ehemaligen Mitglieds der Partei (Coupez 2592 Stimmen). Als 1881 Jules Guesde zum erstenmal in Roubaix kandidierte, erhielt er genau 500 Stimmen. Jaurès wurde im ersten Wahlgang mit einer Mehrheit von rund 2000 Stimmen gewählt. Auch Vaillant wurde mit bedeutender Mehrheit gewählt. Er hatte eine besonders schwierige Stellung, da er als ein entschiedener Hasser des Militarismus und des Nationalismus von einer radikal-nationalistischen Koalition aufs heftigste bekämpft wurde. Dazu war eine große Zahl von Arbeiterwählern infolge der Verteuerung der Wohnungen und Lebensmittel aus seinem Wahlkreis verzogen.

Bezeichnend sind auch folgende einzelnen Siege. Genosse Cadot siegte in einem Kreise von Grubenarbeitern, wo bisher der Terrorismus der Grubendespoten jeden Kampf unmöglich machte. Dank dem neuen System der Sicherung der geheimen Stimmenabgabe (die Wähler haben nun ihre Stimmzettel in einer isolierten Wahlzelle in ein amtliches Kuvert zu stecken) konnten die Arbeiter zum erstenmal straflos für ihre Klasse und die sozialistische Sache stimmen. Diesem System verdanken wir auch den Sieg eines sozialistischen Arbeiters über den französischen Krupp, einen Stellvertreter des Kanonenfabrikanten Schneider in Creuzot. Der berüchtigte ehemalige Polizeipräfekt Lepine, der so lange seine Kosakenherrschaft über die Pariser Arbeiter straflos übte, wurde von einem jungen Genossen Poncet, dem talentvollen Zeichner der »Humanité«, aufs Haupt geschlagen.

Die Partei erfreut sich der neuen Siege, die ihr auch bedeutende junge Kräfte zugeführt haben. Cachin, ein marxistisch ausgebildeter talentvoller Propagandist und Agitator, Jean Louguet, der Enkel von Karl Marx, Meyeras, ein talentvoller Redner und Agitator, ebenso auch neue bedeutende Kräfte im Norddepartement und Haute-Vienne. Diese tatenlustige Schar von neuen Streitern wird an der Seite unserer alten Führer unsere Schlagkraft bedeutend vergrößern.

Die Mehrheit der neuen sozialistischen Gruppe im französischen Parlament besteht aus Arbeitern beziehungsweise ehemaligen Arbeitern. Außer den schon erwähnten Verlusten (Rouanet und Colly, dessen Niederlage das Herz Briands besonders erfreuen wird), haben wir noch sechs Verluste zu beklagen. Nach Abrechnung der Verluste gewinnen wir 35 Sitze (102 minus 67 gleich 35).

Die sozialistische Partei ist fast die einzige, die im Wahlkampf Siege zu verzeichnen hat. Sämtliche anderen Parteien haben fast ausschließlich über Niederlagen zu berichten. Besonders große Verluste haben die Progressisten und Briandisten zu beklagen. Die Anhänger der letzteren sind fast sämtlich durchgefallen.

II.

Der Sieg des französischen Sozialismus ist nicht bloß ein *großer*, sondern auch ein *schöner* Sieg. Er verdankt diesen Erfolg seiner ehrlichen, offenen und rücksichtslosen Bekämpfung des nationalistischen und militaristischen Schwindels. Während die Partei des Kleinbürgertums, die Radikalen, ihrer historischen Devise: Einerseits—Andererseits auch diesmal treu blieb und zu der patriotischen Tragikomödie weder Ja noch Nein zu sagen wagte, erklärte die sozialistische Partei überall dem völkerverhetzenden Militarismus den Krieg auf Tod und Leben. Alle unsere Kandidaten erklärten sich klipp und klar *gegen* die dreijährige Dienstzeit, *für* die Einkommensteuer und die Wahlreform. Die Radikalen schwankten meistens erbärmlich in allen diesen Fragen zwischen Ja und Nein.

Zu Ehren der geeinigten Radikalen muß gesagt werden, daß sie sofort nach dem ersten Wahlgang ihren Fehler begriffen. Sie haben sich entschieden für das Wahlbündnis mit den Sozialisten ausgesprochen und dieses Bündnis auch treu gehalten. Die sozialistische Partei bot, ohne sich etwas zu vergeben, ehrlich die Gegenleistung und führte die Niederlage der schlimmsten Reaktion zugunsten der bürgerlichen Demokratie herbei. Ihrem Schlagwort: Nie zurück! gemäß begünstigte sie die Anhänger der Demokratie, der Weltlichkeit und der politischen Freiheit. Bloß in einem Halbdutzend von Wahlkreisen genossen wir die mehr oder weniger eingestandene Unterstützung der Reaktion, die den Sozialismus als »kleineres Übel« gegenüber der radikalen Demokratie betrachtete. Auch in diesen Fällen wird sie kaum auf ihre Rechnung kommen. Der Sozialismus kann bloß in der reinsten Luft von politischer Freiheit und Weltlichkeit gedeihen.

III.

Was nun? Diese natürliche Frage wird von sämtlichen Parteien gegenwärtig lebhaft diskutiert. Der sozialistische Sieg hat die Reaktion zagend gemacht. Die Monarchisten sind so wütend, daß sie sogar über Poincaré und Briand herfallen und sie des Mangels an Eifer und Entschlossenheit — für die Sache der Reaktion beschuldigen. Diese schlauen Leutchen scheinen zu glauben, daß die Poincarés und die Briands fähig sind, für eine andere Sache zu kämpfen als für ihre eigene, für ihr persönliches Fortkommen, für ihre Karriere.

Die *reinen* Briandisten, die Knechte und Schleppträger Briands, geben fein zu bemerken, daß sie den Radikalen zu Diensten stehen, um »die Extremisten« — lies: die geeinigten *Sozialisten* zu bekämpfen. Briand, der nie mit *beiden* Füßen in *einem* Lager steht, zeigt sich bereit, gegen einen entsprechenden Lohn seine neuen Freunde zu verraten, um sein Gaukelspiel mit *anderen* anzufangen. Der Seiltänzer schlägt den Radikalen einen neuen Eiertanz vor. Es ist kaum wahrscheinlich, daß die radikale Partei dieser etwas ab—genutzten politischen, sagen wir Halbweltdame Folge leisten werde!...

In unserem Lager wurde einstweilen bloß eine *abweichende* Stimme laut: die des Genossen Hervé, der in seiner politischen Unschuld sein »Blocklied, ein garstig Lied« von neuem anstimmte. Er vermengt eben die absolut notwendige Unterstützung *jedes* fortschrittlichen Versuches der bürgerlichen Demokratie und der schärfsten Bekämpfung der Reaktion mit dem

Blockkonfusionismus, der aus unserer sozialistischen Klassenpartei eine sozialreformische bürgerliche Mischmaschpartei machen möchte. Es ist leicht möglich, daß bei der wachsenden Macht und zunehmenden politischen Verantwortlichkeit unserer Partei hier und da eine Stimme zugunsten der Blocktaktik sich erheben wird. Aber kein einziger verantwortlicher Führer denkt jetzt an diese selbstmörderische, antisozialistische Taktik.

Die besten Köpfe der Partei tragen sich jetzt mit ganz anderen Gedanken. Sie gedenken unseren Riesensieg zu einem ersprießlichen Propaganda- und Organisationswerk auszunutzen. Sie beabsichtigen, unsere Macht im Parlament in den Dienst des Ausbaus der Arbeitergesetzgebung, der Kranken-, Alters- und Invalidenversicherung zu stellen. Die Einkommensteuer — 800 Millionen *neue* Steuern sind in die Klauen des militaristischen Molochs zu werfen — wird notgedrungen im Mittelpunkt des politischen Kampfes stehen. Eine große Mehrheit des Landes, die auch die kapitalistische Reaktion nicht wegzuleugnen vermag, hat sich *für* eine energische Einkommensteuer ausgesprochen. Da gibt es Arbeit genug, an Abwege und ministerielle Abenteuer, wie Hervé meint, ist da nicht zu denken. Wenn journalistisches Talent, guter Wille und rücksichtslose Offenheit die *einzigen* Tugenden eines geschickten Politikers wären, so könnte Hervé auf diese Rolle besondere Ansprüche erheben. Es fehlen ihm aber die Kenntnis der politischen Lage und der historischen Bedeutung des *sozialistischen* Klassenkampfes. Wenn er auch manche *geheimen* Anhänger hat, so sind sie klug genug, um darüber einstweilen zu schweigen.

Die Radikalen scheinen zu einer tüchtigen Reformarbeit sehr geneigt. Ob aber auch der Mut der Tat dem des Wollens folgen wird, ist abzuwarten. Die Reaktion sucht den Radikalen Schrecken vor den Sozialisten einzujagen. Es steht auch außer Zweifel, daß der Radikalismus einer Gefahr der Abbröckelung nach rechts und nach links entgegengeht. Er kann sich bloß durch eine systematische und fortgesetzte Reformarbeit vor einem unmittelbaren Untergang retten.

Die französische sozialistische Partei, an deren Spitze die ersten und besten Kräfte des Parlaments stehen, wird ohne Rücksicht auf persönliche Vorteile und ohne jede Regierungs- und Portefeuillesucht *jede* Reformarbeit kräftig unterstützen. Sie wird den mächtigsten treibenden Faktor dieser Arbeit stellen. Sie wird ihre geschichtliche Aufgabe darin erblicken: mit Hilfe der Kämpfe für mehr Wohlsein für das arbeitende Volk in der Gegenwart, die Entwicklung der Bedingungen einer besseren Zukunft, einer neuen sozialistischen Gesellschaft mit allen ihren Kräften zu fördern.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich an die von der »Neuen Zeit« nach dem Wahlkampf von 1906 veröffentlichten Zeilen [2] erinnern:

> Die geeinigte sozialistische Partei hat in der letzten Zeit eine würdigere Stellung der Regierung und den herrschenden Klassen gegenüber eingenommen, als es zur Zeit der Blocktaktik möglich war. Bei jeder Reformarbeit wirkt sie tüchtig mit. Aber sie behält ihre Selbständigkeit. Sie trägt keine Verantwortlichkeit für die Flickarbeit des Bürgertums, da sie frei und offen an dieser ihre Kritik üben kann und darf. Sie nimmt keinen Anteil an den Vergewaltigungen und Verfolgungen der Arbeiterklasse, die bei den sich entwickelnden Klassenkämpfen immer mehr zur Alltagsarbeit jeder bürgerlichen Regierung werden. Sie hat es nicht nötig, wie zur

[2] Neue Zeit, XXIV, 2, S. 321.

Zeit der Blocktaktik die kapitalistischen Funktionen der Regierung zu entschuldigen oder sie sogar mit ihrem Körper zu decken. Sie geht ihren geraden und ehrlichen Weg. Sie verschmäht nicht den Anteil an den Kämpfen des Tages. Sie vergißt aber auch nicht das Endziel, ihr Lebensprinzip, die endgültige Beseitigung des kapitalistischen Ausbeutungssystems. Die Taktik der Einigung und der klugen Selbständigkeit hat der sozialistischen Partei in Frankreich zu einem großen Siege verholfen. Die Beibehaltung dieser Taktik wird sie zu neuen, noch größeren Siegen führen.

Das, was ich vor acht Jahren in diesen Blättern geschrieben habe, ist eingetroffen. Was 1906 wahr war, bleibt es auch 1914!

Durch unaufhörlichen selbständigen Kampf für Gegenwart und Zukunft von Sieg zu Sieg!

Sozialismus und Freimaurerei.

Von **Angelika Balabanoff.**

Die häufigen Debatten, die auf den Parteikongressen und in der Parteipresse über die Zugehörigkeit von Parteigenossen zur Freimaurerei in der allerletzten Zeit in Frankreich und seit längerer Zeit besonders in Italien stattgefunden haben, und der Umstand, daß die betreffende Frage durch den jüngst in Ankona abgehaltenen italienischen Parteitag endgültig gelöst ist — wobei die Lösung dieser Frage das wichtigste Ereignis des italienischen Parteilebens ist —, das alles verleiht der Frage eine theoretische und praktische Tragweite, die auch die Leser der »Neuen Zeit« interessieren mag. Der Umstand, daß die Stellung der Partei zur Kirchenaustrittsbewegung und zur Religion in letzter Zeit in der deutschen Parteipresse lebhaft debattiert worden ist, dürfte der Frage ein besonders aktuelles Interesse verleihen.

Was Italien betrifft, so beschäftigt die Frage der Beziehungen zwischen Partei- und Freimaurerzugehörigkeit die Parteipresse schon seit etwa zehn Jahren. Verschiedentlich wurde sie den Beschlüssen der Parteitage und des Referendums unterworfen; in der letzten Zeit, wo die Blockpolitik von der Partei immer einstimmiger verworfen wurde und wo die Freimaurerei durch ihre kriegsfreundliche Stellung den Widerspruch zwischen Zugehörigkeit zur Partei und zur Freimaurerei drastisch zum Ausdruck brachte, wurde die Frage von geradezu brennender Aktualität. Nun ist sie gelöst, und zwar hat die Partei mit großer Mehrheit die Frage, ob ein Sozialist der Freimaurerei angehören darf, verneint und die Parteiorganisationen aufgefordert, gemäß den Beschlüssen des Parteitags statutarisch gegen die einzelnen der Freimaurerei angehörenden Mitglieder vorzugehen; der neugewählte Parteivorstand hat in seiner ersten Sitzung bereits Maßregeln getroffen, um die Parteiorganisationen zur sofortigen Verwirklichung des Parteitagsbeschlusses zu veranlassen. Selbstverständlich wird durch diesen Beschluß eine Verschiebung in den inneren Verhältnissen der Partei vor sich gehen wie auch in den Beziehungen zu den verschiedenen sogenannten oppositionellen Parteien. Gar manchen moralischen und politischen Verlust wird die Partei durch den Austritt einzelner erprobter, opferfreudiger, intelligenter Führer erleiden — falls dieselben, vor die Wahl zwischen Partei und Freimaurerei gestellt, sich für die letzte entschließen werden —, aber die-

jenigen Parteigenossen, die seit Jahren die Zugehörigkeit der Genossen zur Freimaurerei bekämpft und ihr Ziel endlich erreicht haben, sind von dem Bewußtsein erfüllt, zu dem Gesundungsprozeß der Partei beigetragen zu haben. Für sie ist die strenge Scheidung von Partei und Freimaurerei ein wichtiger Schritt im Scheidungsprozeß zwischen dem Proletariat und allen bürgerlichen Strömungen.

Handelt es sich doch um eine Frage, die in einem Lande mit einem klassenbewußten, sozialdemokratisch gesinnten Proletariat gar nicht auftauchen kann! Bezeichnenderweise existiert sie nur in solchen Ländern, wo entweder, wie in Frankreich, die gewerkschaftliche Bewegung von der politischen getrennt ist, oder wie in Italien, wo die Intellektuellen sich nicht immer als Vertreter der proletarischen Ideologie fühlen und nicht immer als solche vorgehen. Wäre dem nicht so, so könnte man einfach nicht begreifen, wie man überhaupt von sozialistischer Seite die Zugehörigkeit zur Freimaurerei als harmlos und kulturell nützlich betrachten kann. Vom Standpunkt der Massenbewegung, des revolutionären Proletariats sieht sich die Sache jedenfalls ganz anders an. Vor allem schließen prinzipielle und theoretische Rücksichten ein jedes Zusammengehen mit der Freimaurerei aus. Abgesehen von der Frage, ob ein Sozialdemokrat überhaupt einer geheimen Organisation angehören darf, gibt es einen noch weitergehenden, entscheidenderen Grund, der die Frage des Zusammengehens aufs allerenergischste verneint. Wird doch als Ziel des Freimaurerordens offiziell die Verwirklichung der »Gleichheit, Freiheit und Brüderlichkeit« angegeben. Das ist jedenfalls das idealste und offiziellste Programm des Ordens. Gehört es aber nicht zu den allerelementarsten Pflichten des Sozialisten, all diejenigen Strömungen zu bekämpfen, die da vorgeben, daß die erwähnten Ideale — die die Arbeiterklasse im revolutionären Klassenkampf als Endziel anstrebt — überhaupt im Rahmen der bürgerlichen Gesellschaft verwirklicht werden können beziehungsweise von einer Vereinigung von parteilosen, klassenharmoniepredigenden Elementen? Mag man von den praktischen, momentanen Ergebnissen der Mitarbeit an der Freimaurerei noch so optimistisch denken, mag man sich von ihr noch so vieles versprechen, uns dünkt, daß die prinzipiellen Gründe so wichtiger Natur sind, daß ein jeder Versuch, sie dem praktischen Erfolg zu opfern, als kurzsichtige Taktik, als Opportunismus ohnegleichen betrachtet werden muß! Wie steht es aber mit der praktischen Arbeit? Wenn man sie an Hand der Tatsachen verfolgt, kommt man zum selben Schluß: in der Praxis wie in der Theorie führt die Mitarbeit mit bürgerlichen, oft auch stockreaktionären Elementen zur Verschleierung der Klassengegensätze. Es wird behauptet, die Freimaurerei sei »unpolitisch«, weil sie auf das politische Verhalten ihrer Mitglieder keinen Einfluß ausübt. Was wird unter einem derartigen Einfluß überhaupt verstanden? Ist es nicht Einfluß genug, wenn sich Vertreter der entgegengesetztesten Interessen und Ideologien zu einer Tätigkeit vereinigen und dasjenige notwendigerweise verschweigen, was sie voneinander trennt? Und ist es nicht notorisch, daß alle Wahlbündnisse, die zu der berüchtigten demokratischen antiklerikalen Blockpolitik führen, der Freimaurerei zuzuschreiben sind? Bedenkt man, daß es sich nicht nur um politische, sondern auch um kommunale Wahlen handelt, und daß das Bündnis während der ganzen Zeit der Ausübung der Mandate dauert, so erhellt es ohne weiteres, daß die Freimaurerei einen be-

ständigen Einfluß auf das politische Leben ausübt. Ist in der letzten Zeit die Opposition gegen die Freimaurerei in der sozialistischen Partei gewachsen, so ist es ein Ergebnis der Entwicklung der Blockpolitik. Da die Freimaurerei als spezifische Funktion die Vorbereitung und Durchführung der Blockpolitik betrachtet, so wäre es höchst widerspruchsvoll und widersinnig, sich gegen die offene Blockpolitik auszusprechen und zur gleichen Zeit die Mitarbeit der eigenen Genossen an den geheimen Vorbereitungen von Wahlbündnissen zu gestatten beziehungsweise zu dulden. Außer der Politik permanenter Wahlbündnisse nimmt die Freimaurerei auch zu den einzelnen politischen Fragen Stellung, so zum Beispiel, um nur die letzten Ereignisse zu erwähnen, zur Wahlrechtserweiterung, zur Organisation der Landarbeiter, zum Italienisch-Türkischen Krieg. In der letzten Angelegenheit hat die Freimaurerei bewiesen, wie sie trotz allem angeblichen Fernhalten von der Politik und vom Vertreten von Klasseninteressen, trotz ihres »internationalen« freiheitlichen Programms doch die Interessen des nationalistischen Bürgertums zu vertreten versteht.

Trotz der engen »brüderlichen« Beziehungen zu den Jungtürken, trotz des gastfreundlichen, enthusiastischen Empfangs, den die letzteren seinerzeit in Rom genossen, haben die italienischen Freimaurer ihre Ordensbrüder nicht nur nicht in Schutz genommen, sondern in patriotischen, begeisterten Aufrufen zu Geldsammlungen aller Art zugunsten der italienischen Opfer des Krieges aufgefordert.

Nun wird behauptet, daß die Freimaurer sich dem Volksbildungswesen widmen, und zwar im antireligiösen Sinne. Jedenfalls nimmt diese Tätigkeit der Freimaurer — im Vergleich mit der rein politischen — nur einen Teil ihrer Aktion in Anspruch. Gibt es doch viele Ortschaften, in denen die Freimaurerorden eine rege Tätigkeit entfachen, ohne daß sie irgendwie aufs Bildungswesen wirken. Aber selbst wenn dem nicht so wäre, glauben wir doch, daß die Mitarbeit der Sozialisten unberechtigt ist. Können in der Frage der Volksbildung die Sozialdemokraten mit Bürgerlichen zusammengehen? Ist, abgesehen davon, der bürgerliche Antiklerikalismus ernst zu nehmen? Kann es den bürgerlichen Schichten mit der Aufklärung des Proletariats ernst sein?

Die Gründe, die die einzelnen Parteigenossen zur Verteidigung ihrer Angehörigkeit zur Freimaurerei anführen, entbehren eines jeden sozialistischen, ja ernsten Bodens. Die Teilnahme sei nützlich, um einen Einfluß auf die Gegner auszuüben, um sie in die Ideenwelt des Sozialismus einzuführen! Behauptete doch Genosse Poggi, Korreferent in der Frage der Zugehörigkeit von Genossen zur Freimaurerei auf dem Ankonaer Parteitag, auch die Reichen sollen zum Sozialismus bekehrt werden! Außer den theoretischen Widersprüchen verursacht die geheime Zusammenarbeit von Sozialisten mit notorischen Feinden und Bekämpfern der Arbeiterklasse Mißtrauen unter den Arbeitern und den Parteigenossen. Das trifft besonders für kleinere Ortschaften zu. Ist es denn nicht schon vorgekommen, daß bei Streiks, wo der Kampf bis aufs Messer geführt wird, wo keine von den kämpfenden Seiten nachgab, wo alles auf die Taktik ankam, die Arbeiter mit Entrüstung erfuhren, daß ihre Führer und Kampfgenossen an einer gemeinsamen, geheim abgehaltenen Freimaurerlogesitzung mit ihren Feinden teilgenommen hatten? Mag das persönliche Zutrauen zu den Ge-

nossen noch so groß sein, Widerwillen muß die Tatsache hervorrufen, daß gemeinschaftliche Interessen und Zusammenkünfte zwischen den Vertretern der beiden feindlichen Lager überhaupt möglich sind! Wie viel Unheil diese Zusammenarbeit schon gestiftet, erhellt aus vielen Beispielen, vor allem aus der Art und Weise, wie die antiklerikale Propaganda geführt wird. Statt auf den reaktionären Klassencharakter des Klerus hinzuweisen, statt die Rolle der Religion und der Kirche in ihrer Stellung zum Proletariat zu untersuchen und darzustellen — statt die inneren Beziehungen zwischen den Produktionsverhältnissen und der Knechtschaft der Arbeiterklasse einerseits und dem Einfluß der Religion und der Kirche andererseits aufzudecken und dem Proletariat den Klassenkampf als Mittel gegen die volksverdummenden klerikalen Richtungen zu empfehlen, wird allgemeine antiklerikale und antireligiöse Propaganda getrieben. Es wird ein politischer Kampf gegen den Klerikalismus geführt und das Verständnis für die sozialen Zusammenhänge beim Proletariat nur erschwert. Mag sich die Propaganda noch so »antireligiös« nennen, der Gott des Kapitalismus, des Privateigentums, der Ursprung und Aufrechterhalter des Aberglaubens und der »Furcht« in den Volksmassen wird nicht angetastet. Für so eine Propaganda muß das Proletariat sich bestens bedanken.

Ein Arbeiter, der beim Produktionsprozeß mit den Errungenschaften der Technik vertraut wird, ja ein Landarbeiter, der ganz primitiv seinen Acker bebaut, weiß von den Naturvorgängen, von der Stellung des Menschen zur Natur, von der Entstehung des Abhängigkeitsgefühls mehr zu erzählen als alle die Freidenker, die das tiefe Problem der Weltanschauung des modernen Proletariats gar nicht erfassen, die seine Existenz auch nicht vermuten, wenn sie als Vertreter der bürgerlichen Interessen nicht direkt darauf hinarbeiten, das Klassenbewußtsein der Arbeiter zu trüben. Statt das Proletariat über seine Stellung in der Gesellschaft aufzuklären, es zur Verkürzung der Arbeitszeit, zur Lektüre der Arbeiterpresse aufzufordern, um vom Klassenstandpunkt aus alle reaktionären Strömungen zu bekämpfen, stellen die Sozialisten ihre Zeit und Energie in den Dienst eines bürgerlichen, oberflächlichen, eklektischen Antiklerikalismus! Und das in einem Lande, wo den Arbeitermassen die Möglichkeit abgeht — wegen der mangelnden Schulung —, in den Büchern Kenntnisse zu schöpfen. Und gerade weil gewisse bürgerliche Elemente ein Interesse daran haben, den Klerikalismus zu bekämpfen, sollten die Sozialisten das Volk vor dem Einfluß eines solchen Antiklerikalismus nach Kräften schützen und es mit proletarischem Verständnis, mit proletarischer Ideologie rüsten.

Daß die Zahl der sozialistischen Freimaurer so bedeutend ist, erklärt sich unseres Erachtens dadurch, daß viele Intellektuelle, die der Partei beitreten, den Sozialismus nicht als Weltanschauung, sondern nur als politische Betätigung betrachten. Der Zusammenhang der ökonomischen und sozialen Kämpfe der Arbeiterklasse mit ihrem politischen und geistigen Leben und Werden ist ihnen nicht leitendes Prinzip. Für sie ist die Aufklärung der Massen etwas vom sozialistischen Kampfe Unabhängiges, dem »Materialismus des Klassenkampfes« wollen sie einen allgemeinen Idealismus hinzufügen, ja gegenüberstellen.

* * *

Nun wird zum Beweise, daß man wohl Sozialist und Freimaurer sein kann, auf das Beispiel allgemein verehrter Genossen wie Costa hingewiesen und zur gleichen Zeit darauf, daß die Freimaurerei älter sei als die sozialistische Partei und es demgemäß natürlich ist, daß man beiden Organisationen angehören darf. Diese Beweise mögen wohl im allgemeinen überzeugend klingen, aber nicht für einen Sozialdemokraten. Eben gerade, weil die Freimaurerei älter ist als die sozialistische Partei und eine revolutionäre und demokratische Vergangenheit aus der Zeit der bürgerlichen Revolution besitzt, ist es verständlich, daß ältere Genossen zu einer Zeit, wo das Proletariat keine Partei, kein Programm, keine Ideologie besaß, der Freimaurerei beitraten, um ihren politischen und sozialen Tätigkeitsdrang zu befriedigen. Seitdem aber die politische Frage im allgemeinen Bewußtsein zu einer sozialen geworden ist, seitdem die Klassengegensätze auf allen Gebieten des Seins, Fühlens und Handelns so drastisch hervortreten, auch da noch in einem Freimaurerorden tätig zu sein oder ihm beizutreten, heißt ganz etwas anderes tun, als diejenigen taten, die *damals* zu Freimaurern wurden.

Und ist es der italienischen Partei gegeben, selbständig den Kampf gegen alle Parteien aufzunehmen, so muß natürlich die Trennung auch auf dem Gebiet vorgenommen werden, wo es sich um die *Weltanschauung* des Sozialismus handelt.

Daß es höchste Zeit war, energisch einzugreifen, beweist der traurige Umstand, daß in Italien bereits Arbeiterfreimaurerlogen bestehen. Ist der Zugang zu den schon vorhandenen Logen wegen der hohen Beiträge nur den oberen Zehntausend vorbehalten, so wird durch »Orden zweiter Klasse« Abhilfe geschaffen. Auch noch durch Freimaurereizugehörigkeit soll der Arbeiter der gewerkschaftlichen und politischen Tätigkeit entzogen, seine Bildungsmöglichkeit auch noch durch den Zeit- und Geldaufwand für die Freimaurerei bedroht werden.

Durch den Beschluß, den die Partei in Ankona gefaßt hat, ist für die Parteigenossen eine strengere Pflicht gegeben, die eigenen Anhänger und die Arbeiter überhaupt dem Marxismus immer näher zu bringen. Auch müssen die Genossen gegen den banalen Einwand der Gegner gerüstet sein — ein Einwand, der gerade in Italien gebraucht und mißbraucht wird —, die italienischen Sozialisten unterstützen die Klerikalen, indem sie die Religion als Privatsache erklären und die Gläubigen aus der Partei nicht ausschließen.

Der Einwand entbehrt jedenfalls jeden Ernstes: die Religion wird als Privatsache erklärt, insofern als man dem Staate das Recht und die Macht ablehnt, bevorzugend oder benachteiligend, verbietend oder verpflichtend in die religiösen Äußerungen und Institutionen der Bürger einzugreifen. Was die inneren Anschauungen anbetrifft, so ist es Pflicht eines jeden Sozialisten, seine Weltanschauung in den Massen zu verbreiten. So wird zugleich mit der sozialen Umwandlung in dem Produktionsprozeß die religiöse durch die materialistische Geschichtsauffassung ersetzt. Das ist *selbstverständlich* und geschieht in um so größerem Umfang, als die Aufklärung der Massen vom Klassenstandpunkt aus getrieben wird im Gegensatz zum bürgerlichen Antiklerikalismus.

Nicht durch die einseitige, beschränkte Aufklärung auf einem Gebiet des menschlichen Seins und Wissens wird der Geist des Proletariats befreit, sondern durch grundsätzliche Beleuchtung aller sozialen und psychologischen

Zusammenhänge, durch den wissenschaftlichen Sozialismus. Und weil dem so ist, wäre das Zusammengehen mit Freimaurern ebenso energisch zu verwerfen, wie es in Ankona verworfen wurde, wenn die Freimaurerei tatsächlich nur Bildungszwecke verfolgte. Da aber die Freimaurerei in erster Linie soziale und politische Zwecke verfolgt, ist der Beschluß der italienischen Genossen doppelt zu begrüßen — das sei für diejenigen hinzugefügt, die den praktischen Wert der Parteibeschlüsse mehr als den theoretischen schätzen und die Notwendigkeit der theoretischen Scheidung nicht für wichtig genug betrachten.

Wohnungsfrage und Arbeiterschaft.

Von Max Sachs.

Genosse W. Poznanski hat in Nr. 24 der „Neuen Zeit" geschildert, wie von den Feinden der Arbeiterklasse die Wohnungen vielfach dazu benützt werden, um die Proletarier in Fesseln zu schlagen oder um sie von der Arbeiterbewegung abzusplittern. Aber damit hat er nur einen kleinen Teil der Schäden genannt, die in der kapitalistischen Gesellschaft das Wohnungswesen der Arbeiterklasse bringt. Schließlich sind doch nur verhältnismäßig wenig Arbeiter in Werkwohnungen untergebracht, und dort, wo es wirklich gelungen ist, ein paar Arbeiter zu Eigentümern von Kleinhäusern zu machen, werden diese in der Regel auch noch keine Staatsstützen geworden sein. Es müßte schlimm um die Werbekraft unserer Ideen bestellt sein, wenn wir wirklich fürchten müßten, solche Proletarier gleich zu verlieren, die statt Miete Hypothekenzinsen zahlen, und etwas anderes hat ja der Hausbesitz der Arbeiter in der Regel nichts zu bedeuten.

Viel schwerer wiegt es, daß nicht nur zahlreiche Proletarier in hygienisch bedenklichen und teuren Wohnungen hausen müssen, sondern daß im allgemeinen die Mieten in dauerndem Steigen begriffen sind. Die Gewerkschaften arbeiten heute oft nur für die Haus- und Grundbesitzer. Wie oft werden nicht in schweren Kämpfen mühsam errungene Lohnerhöhungen in kurzer Zeit dadurch wieder ausgeglichen, daß die Mieten entsprechend steigen. Ist es doch besonders in den Großstädten und Industriebezirken nichts Seltenes, daß innerhalb weniger Jahre die Wohnungspreise um 25 bis 30 Prozent oder noch mehr in die Höhe gehen. Ein Teil dieser Mietsteigerungen mag die Folge des Anwachsens der Baukosten, des Teurerwerdens des Materials sein, zum großen Teil aber ist zweifellos die fortwährende Erhöhung der Mieten zurückzuführen auf das Steigern der Grundrente, das heißt das Steigen der Mieten ist ein Steigen der Grundrente. In den größeren Städten und Industriebezirken, denen große Menschenmassen zuströmen, tritt erfahrungsgemäß von Zeit zu Zeit Wohnungsknappheit ein. Was diese Erscheinung für Ursachen hat, ist hier zunächst für uns nebensächlich. Es kann sein, daß die Besitzer des für den Wohnungsbau in Betracht kommenden Bodens, mögen das Grundstücksspekulanten sein oder auch Landwirte, deren Besitz durch das Wachstum der Stadt in das städtische Wohngebiet hineingezogen wurde, ihr Land künstlich zurückhalten, um die Grundstückspreise in die Höhe zu treiben. Der Wohnungsmangel kann auch nur dadurch herbeigeführt sein, daß gerade während der Hochkonjunktur, wo das Bedürfnis nach Wohnungen besonders

schnell zunimmt, die Baulätigkeit wegen der herrschenden Geldteuerung stockt. In jedem Falle sind dann die Hausbesitzer in einer außerordentlich günstigen Lage, die sie natürlich auch zur Emportreibung der Mieten ausnützen. Eine Wohnung muß der Kulturmensch nun einmal unbedingt haben, doch besteht für ihn die Möglichkeit, seinen Bedarf innerhalb sehr weiter Grenzen, wenn auch zum Schaden seiner Gesundheit, einzuschränken. Ein Teurerwerden der Wohnungen vermindert nicht entsprechend die Nachfrage. Wer heute für die Summe, die er für eine Wohnung anlegen kann, nicht mehr wie früher eine Wohnung von drei Räumen, sondern nur eine solche von zwei Räumen bekommt, muß sich eben damit begnügen. Die Hausbesitzer aber werden ihre Wohnungen los. Jede durch ein Überwiegen des Angebots über die Nachfrage hervorgerufene Erhöhung der Mieten hat die Tendenz, dauernd zu werden. Selbst wenn über kurz oder lang das Verhältnis zwischen Angebot und Nachfrage auf dem Wohnungsmarkt für die Mieter günstiger wird, die Mieten werden nicht so leicht herabgesetzt. Wohnungen sind ja keine Waren, die zugrunde gehen oder auch nur ihren Wert verlieren, wenn sie einmal eine Zeitlang keinen Abnehmer finden. Lassen die Hausbesitzer einzelne Wohnungen leerstehen, so werden sie oft besser fortkommen, als wenn sie sie zu herabgesetztem Preise vermieten. Gewährt ein Hausbesitzer einem Mieter eine billigere Miete, so wird er dem Verlangen der übrigen Hausbewohner, auch ihre Mieten herabzusetzen, nur schwer Widerstand leisten können. Der Ausfall, der ihm durch das Leerstehen einer Wohnung entsteht, wird unter Umständen viel geringer sein als der, den er bei einer allgemeinen Herabsetzung der Mieten zu befürchten hätte. Nur wenn ein sehr beträchtliches Überangebot von Wohnungen vorhanden ist, werden die Mieten fallen. Daß das Steigen der Mieten, dem irgendwelche Aufwendungen nicht gegenüberstehen, eine Erhöhung der Grundrente bedeutet, ist ohne weiteres klar.

Dieses Wachsen der Grundrente, das zunächst auf dem bereits mit Wohngebäuden bebauten Land eintritt, überträgt sich bald auf den noch unbebauten, aber zur Bebauung geeigneten Boden. Die Preise der unbebauten Grundstücke sind ja weiter nichts als der Kapitalwert der Grundrente, die man glaubt bei einer künftigen Bebauung erzielen zu können. Bei dem Kaufe eines Grundstückes, das bald bebaut werden soll, werden die Beteiligten den voraussichtlichen Ertrag berechnen und ihn kapitalisieren. Nach der Höhe der Summe, die nach Abzug der zu erwartenden Baukosten übrig bleibt, wird der Grundstückspreis bemessen werden. Daher wird ein allgemeines Steigen der Mieten auch die Preise des Grund und Bodens, der in absehbarer Zeit für die Bebauung in Frage kommt, entsprechend beeinflussen. Wer dann auf einem solchen so verteuerten Grundstück ein Haus baut, wird schon von vornherein höhere Mieten erheben müssen, wenn er überhaupt auf seine Rechnung kommen will. Also weil die Mieten steigen, steigen die Grundstückspreise, und weil diese gestiegen sind, müssen die Mieten hochgehalten werden. In jeder Periode der Wohnungsknappheit geht diese Bewegung weiter, im allgemeinen ohne durch Perioden fallender Mieten, die natürlich auch hier und da vorkommen, unterbrochen zu werden. Eine Schraube ohne Ende.

Es ist auch nicht ausgeschlossen, daß das Steigen der Grundstückspreise dem Steigen der Mieten vorausgeht. Es kann vorkommen, daß den Preisen

des Grund und Bodens Mieten zugrunde gelegt werden, die vorläufig noch gar nicht gezahlt werden, mit denen aber die Grundstücksbesitzer und ihre Käufer glauben für eine spätere Zeit rechnen zu können. Dann können die höheren Grundstückspreise die Ursachen höherer Mieten werden, weil eine Bebauung des Landes ja jetzt erst wirtschaftlich möglich wird, wenn die Mieten tatsächlich den gestiegenen Grundstückspreisen entsprechen. Der Bau von Wohnungen wird in diesem Falle so lange hinausgeschoben werden, bis eine Wohnungsknappheit hervorgerufen ist, die ein Steigen der Mieten im Gefolge hat.

Was kann aber geschehen, um diesem fortwährenden die Arbeiter so schwer treffenden Höherwerden der Wohnungspreise zu begegnen? Am leichtesten könnte es natürlich durch eine energische Wohnungspolitik des Staats und der Gemeinden gehindert werden, wenn zum Beispiel die Gemeinden selbst so viel Wohnungen bauten, daß immer ein ausreichender Vorrat vorhanden ist. Aber es braucht hier nicht erst näher ausgeführt zu werden, daß wenigstens in dem größten Teile von Deutschland eine solche kommunale Wohnungspolitik nicht zu erwarten ist. Besonders in Preußen und Sachsen haben infolge der Gestaltung des Wahlrechtes die Haus- und Grundbesitzer in den Gemeinden einen so starken Einfluß, daß sie jede durchgreifende kommunale Wohnungspolitik zu verhindern vermögen, selbst wenn von einsichtigen Verwaltungsbeamten ein Versuch dazu gemacht werden sollte.

Deshalb scheint uns die Frage einer Prüfung ernsthaft wert, ob nicht unsere gewerkschaftlichen und politischen Organisationen gut daran täten, ihren Angehörigen den Eintritt in Baugenossenschaften oder andere gemeinnützige Organisationen zum Zwecke des Wohnungsbaus — die juristische Form ist zunächst Nebensache — zu empfehlen. Was können solche Baugenossenschaften leisten und was können sie nicht leisten? Ausgeschlossen ist es, daß sie eine wesentliche Verbilligung der Wohnungen herbeiführen. Auch eine gemeinnützige Bauorganisation wird in der Regel die in die Höhe getriebenen Bodenpreise bezahlen und ihre Mieten entsprechend ansetzen müssen. Aber es ist wohl möglich, daß sie ein weiteres Steigen der Mieten und damit auch ein weiteres Steigen der Bodenpreise verhindert, vorausgesetzt allerdings, daß sie bei den Massen der Bevölkerung die nötige Unterstützung findet. Es ist ja keineswegs nötig, daß die Baugenossenschaft alle oder auch nur einen überwiegenden Teil ihrer Mitglieder mit Wohnungen versorgt. Die in einem Jahre an einem Orte neugebauten Wohnungen stellen ja gewöhnlich nur einen kleinen Teil der überhaupt zur Befriedigung des Bedarfes notwendigen Wohnungen dar. Aber trotzdem kann es von ihrer Zahl abhängen, ob eine Mietsteigerung für alle Wohnungen eintritt oder nicht. Nehmen wir zum Beispiel an, an einem Orte seien 100 000 Wohnungen vorhanden, und zur Befriedigung des jährlich infolge der Bevölkerungsvermehrung neu eintretenden Bedarfes seien durchschnittlich etwa 2000 neue Wohnungen nötig. Dann kann die Errichtung von einigen hundert Wohnungen durch eine leistungsfähige Baugenossenschaft schon genügen, um eine Wohnungsknappheit zu verhüten.

Könnte aber eine solche Bauorganisation, die doch im wesentlichen aus Proletariern, aus Arbeitern, und allenfalls aus ein paar kleinen Beamten und Geschäftsleuten bestehen würde, die Mittel aufbringen, um Wohnungen

in nennenswerter Zahl zu bauen? Da mag zunächst darauf hingewiesen werden, daß zweifellos viele Arbeiter über Spargelder, die für den Kleinwohnungsbau nutzbar gemacht werden könnten, verfügen. Das wird schon dadurch bewiesen, daß sich auch in den Sparkassen von Konsumvereinen, die fast nur aus Arbeitern bestehen, oft recht beträchtliche Summen ansammeln, wenn auch auf den einzelnen nur geringe Beträge kommen mögen. Wir sind weit davon entfernt, in dieser Tatsache einen Beweis dafür zu sehen, daß es den Arbeitern heute sehr gut geht. Wenn die Proletarier sich bei ihrem kärglichen Einkommen noch ein paar Spargroschen abknapsen, so zwingt sie dazu nur das stets drohende Gespenst der Arbeitslosigkeit. Außerordentlich bedauerlich ist es aber, daß heute diese Ersparnisse Leuten zugute kommen, die die Proletarier aufs ärgste ausbeuten. Die Arbeiter tragen ihre Spargelder zum großen Teil auf die kommunalen Sparkassen. Von dort wird das Geld häufig privaten Hausbesitzern als Hypothek geliehen, die dann den Proletariern die Wohnungen in den mit ihrem Geld gebauten Häusern ständig verteuern. Zu der Ausbeutung der Arbeitskraft der Proletarier kommt noch die Ausbeutung ihrer Spargroschen. Der Arbeiter muß sich mit einem kärglichen Zins für sein Geld begnügen, während der übrige Teil des mit den Arbeitergroschen erzielten Profits den Angehörigen anderer Klassen zufließt. Außerdem brauchen solche Baugenossenschaften natürlich nicht bloß mit dem eigenen von ihren Mitgliedern aufgebrachten Kapital zu arbeiten, sondern sie erhalten auch Geld geliehen. So wird von den Invalidenanstalten vielfach Geld an gemeinnützige Organisationen für den Bau von Kleinwohnungen gegeben; in Zukunft dürften wohl auch die von der Volksfürsorge angesammelten Gelder zum Teil für den Wohnungsbau zur Verfügung stehen. Ferner ist es durchaus nicht ausgeschlossen, daß große leistungsfähige und deshalb allgemein als kreditwürdig angesehene Baugenossenschaften ebenso von privater Seite Kredit bekommen wie so viele Bauunternehmer, die ohne nennenswertes eigenes Kapital Häuser bauen.

Aber das Verhindern künftiger Mietsteigerungen ist nicht der einzige Vorteil, den die Baugenossenschaften bieten können. Die privaten Unternehmer bauen heute oft sehr schlecht und sehr unzweckmäßig. Vor allem ist es ein Übelstand des privaten Wohnungsbaus, daß in der Regel nicht ein größeres Stück Land nach einem einheitlichen Plan bebaut wird, sondern jeder Unternehmer baut innerhalb der ihm von den oft sehr mangelhaften Bauordnungen gesteckten Grenzen darauf los; ein Haus nimmt häufig dem andern Luft und Licht weg, Grünflächen fehlen oft völlig. Gerade in den Arbeitervierteln sehen die Hausbewohner vorn auf eine langweilige, öde Straße, hinten auf einen häßlichen Hof, der oft mit Ställen und Schuppen angefüllt ist. Häufig befinden sich im Innern der Baublöcke Fabriken, die die Einwohner der Häuser am Rande des Blockes durch Lärm, Rauch und Dunst aufs schlimmste belästigen. Eine größere Baugenossenschaft kann planmäßig ein größeres Gebiet bebauen, sie kann den Bewohnern ihrer Häuser das bieten, was sie von der privaten Baufätigkeit nicht haben können: eine zweckmäßige und schöne Anlage mit Grünflächen, eventuell auch mit Gärten, Spielplätzen usw. Es kann unter Umständen vermieden werden, daß die Mieten durch hohe Straßenbaukosten unnötig verteuert werden, indem innerhalb der Kolonie ein Teil der Häuser statt an kostspieligen und breiten Straßen, die für den Verkehr gar nicht notwendig sind, an schmalen Wohnstraßen

angelegt wird. Die so freigewordenen Flächen können dann als Gartenland Verwendung finden. Eine große Bauorganisation ist eventuell auch imstande, ihre Anlage auf Grundstücken zu errichten, die von dem bisher bebauten Gebiet etwas abliegen und wo deshalb die Bodenpreise noch nicht so hoch getrieben sind. Ein einzelnes Haus, das von dem bisher bebauten Gelände ein größeres Stück entfernt ist, wird nicht leicht Mieter finden, weil für die Bewohner die Beschaffung der Gegenstände des täglichen Bedarfes mit Schwierigkeiten verbunden ist. In einer Wohnkolonie, die einige hundert Wohnungen enthält, fallen derartige Schwierigkeiten weg. Dort werden sich bald auch die nötigen Verkaufsstellen, mögen sie durch Konsumvereine oder durch Private errichtet werden, einfinden. Große Baugenossenschaften können auch gemeinsame Einrichtungen für ihre Mitglieder schaffen, vor allen Dingen Kindergärten und Kinderhorte. Vielleicht können sie auch dazu beitragen, daß der Gedanke des Einküchenhauses verwirklicht wird, etwa in der Weise, daß gemeinsame Küchen geschaffen werden, aus denen die Bewohner einer Wohnungskolonie ihre Speisen beziehen können.

Eine Frage für sich ist es, was eine Baugenossenschaft für Häuser baut, ob Etagenhäuser mit drei bis fünf Geschossen oder Kleinhäuser, die nur zwei Geschosse, ein Erdgeschoß und ein Obergeschoß enthalten. Die Kleinhäuser können Einfamilienhäuser sein, in denen eine Wohnung sowohl Räume im Erdgeschoß wie im Oberstock umfaßt, es können aber auch je zwei Wohnungen übereinander angeordnet sein. Baut eine Genossenschaft Einfamilienhäuser, so braucht sie deshalb die errichteten Gebäude nicht in den Besitz der Bewohner übergehen zu lassen, wie das allerdings einzelne Genossenschaften tun. Darüber dürfte ja in der modernen Arbeiterbewegung so ziemlich Einstimmigkeit herrschen, daß es durchaus nicht wünschenswert ist, daß Arbeiter Hauseigentümer werden. Allerdings ist die Sache in Wirklichkeit nicht immer so schlimm, wie sie auf den ersten Blick aussieht. Behält sich die Genossenschaft das Vorkaufsrecht vor und besteht die Möglichkeit, daß der Arbeiter jederzeit sein Haus wieder los wird, so kommt praktisch der Hausbesitz einem Mietverhältnis außerordentlich nahe. Es kann nun keinem Zweifel unterliegen, daß bei sonst gleicher Beschaffenheit eine Wohnung in einem Kleinhaus unbedingt einer solchen in einem Etagenhaus vorzuziehen ist, schon deshalb, weil die Bewohner leichter ins Freie gelangen können. Es wird daher zu prüfen sein, wo die Wohnungen billiger beschafft werden können, im Kleinhaus oder im mehrstöckigen Etagenhaus. Über die Frage „Kleinhaus oder Mietkaserne" ist in der Literatur ein heftiger Streit geführt worden. Es kann wohl jetzt als festgestellt gelten, daß bei nicht zu hohen Bodenpreisen in Kleinhäusern gute Wohnungen zu einem für den Arbeiter durchaus noch erschwingbaren Preis hergestellt werden können.[1] Allerdings kommen nur Reihenhäuser in Betracht. Ein einzelstehendes Einfamilienhaus ist unter allen Umständen viel zu teuer. Das Kleinhaus hat übrigens, besonders für kinderreiche Arbeiterfamilien, so große Vorteile, daß selbst der eine oder andere Nachteil gegenüber einer Etagenwohnung von gleichem Preise mit in Kauf genommen werden kann. Aus der leichteren Möglichkeit, aus dem Hause schnell herauszukommen, ergibt es sich ganz von selbst, daß die Kinder sich einen größeren Teil des Tages im Freien aufhalten, als das

[1] Siehe zum Beispiel Nr. 11 und 12 der „Kommunalen Praxis", Jahrgang 1914. J. Goetkel, Kleinhäuser im Gronauer Wald bei Bergisch-Gladbach.

sonst geschehen würde; ein Teil der Hausarbeit kann ohne Schwierigkeit ins Freie verlegt werden; deshalb wird das Kleinhaus die Gesundheit seiner Bewohner sehr fördern. Natürlich erfüllt das Kleinhaus seinen Zweck nur dann, wenn es möglich ist, jeder darin wohnenden Familie einen kleinen Garten zur Verfügung zu stellen. Der in diesem Garten durch den Anbau von Gemüse und Obst gewonnene Ertrag kann wenn auch keinen bedeutenden, so doch immerhin einen angenehm empfundenen Beitrag zu den Kosten des Haushaltes leisten. Die Arbeit der Proletarierfrau im Garten mag an sich wenig produktiv sein, und wo die Frau in die Fabrik gehen muß, um das Einkommen des Mannes zu ergänzen, wird auch ein Einfamilienhaus mit Garten nichts daran ändern können, aber es gibt heute zahlreiche Arbeiterfrauen, die durch elend bezahlte Heimarbeit sich einen an sich ganz unbedeutenden Nebenverdienst zu verschaffen suchen. Und da wird es in manchen Fällen doch vorteilhafter sein, wenn die Frau ihre Arbeitskraft statt bei der Heimarbeit bei der doch sicher viel gesünderen Gartenarbeit verwertet. Weniger Nutzen werden natürlich solche Familien vom Kleinhaus haben, deren Glieder sämtlich den Tag über außerhalb des Hauses beschäftigt sind. An den Bau von Kleinhäusern kann natürlich nur gedacht werden, wo der Boden noch nicht zu teuer ist. Wo zum Beispiel für den Quadratmeter Land 30 bis 50 Mark gezahlt werden müssen, ist der Bau von Kleinhäusern ausgeschlossen, weil dann die Beträge, die die einzelnen Wohnungen für die Verzinsung des Bodenpreises aufzubringen haben, zu hoch wären. Aber was für Häuser eine Baugenossenschaft errichtet, ist ja überhaupt erst eine Frage zweiter Ordnung. Unter Berücksichtigung der Bodenpreise und der Verhältnisse der in Betracht kommenden Bevölkerung wird im einzelnen Falle entschieden werden müssen, ob Kleinhäuser oder Mietkasernen, die übrigens auch besser und zweckmäßiger gebaut werden können, als das durch private Unternehmer zu geschehen pflegt, zu errichten sind. Die Hauptsache ist, daß Wohnungen geschaffen werden, die nicht mehr in der Hand des Privatkapitals zur Ausbeutung der Bewohner dienen können, wo entweder eine Erhöhung der Mietpreise überhaupt nicht stattfindet oder doch ein Steigen der Wohnungspreise nicht ein paar Kapitalisten, sondern der Gesamtheit der in der Baugenossenschaft organisierten Proletarier zugute kommt.

Es könnte nun die Frage aufgeworfen werden, ob nicht eine Beteiligung der Arbeiter an Organisationen zum Zwecke des Wohnungsbaus die Arbeiterbewegung schädigen würde. Es könnte etwa gesagt werden, die dann eintretende Zersplitterung werde der gewerkschaftlichen und politischen Bewegung dort notwendig gebrauchte Kräfte entziehen. Demgegenüber kann darauf hingewiesen werden, daß bisher jede Erweiterung der wirtschaftlichen Tätigkeit des Proletariats der Arbeiterbewegung mehr Nutzen als Schaden gebracht hat. Der Sozialdemokratie leisten heute die zahlreichen Angestellten der Konsumvereine, die vor jeder Maßregelung sicher sind, sehr wertvolle Dienste. Wenn vielleicht auch durch die Beteiligung der Arbeiterschaft an Baugenossenschaften hier und da einmal die Arbeitskraft eines Genossen mit Beschlag belegt würde, auf die Dauer müßte doch die Hauptarbeit von Angestellten geleistet werden, und deshalb ist ein nennenswerter Verlust von Kräften für die Partei oder für die Gewerkschaften nicht zu befürchten. Dazu kommt noch, daß ein reichliches Angebot von Wohnungen durch Ge-

nossenschaften oder ähnliche Organisationen die Unternehmer vielfach abhalten würde, sogenannte Werkwohnungen zu errichten, während andererseits die Arbeiter nicht gezwungen wären, in die Unternehmern gehörenden Häuser zu ziehen. Eine Frage für sich ist es, ob etwa die Arbeiterbewegung dann Schaden erleiden könnte, wenn eine größere Anzahl Arbeiter einen Garten zur Verfügung erhält und für die Gartenarbeit einen Teil ihrer freien Zeit verwendet. Die Tatsachen lehren, daß solche Gefahren nicht bestehen. Auch in Gegenden, wo ein großer Teil der Arbeiter sich neben der Industriearbeit auch noch landwirtschaftlich beschäftigt, ist die gewerkschaftliche und politische Organisation vielfach ganz ausgezeichnet, und mit der Beteiligung der Genossen an den notwendigen Arbeiten für Partei und Gewerkschaften steht es nicht schlechter als anderwärts. Abgesehen davon aber gibt es nichts, was zu der Annahme berechtigte, daß die in den Häusern einer gemeinnützigen Organisation wohnenden Arbeiter in geringerem Maße ihre Pflicht in Partei und Gewerkschaft tun würden als die, die in Häusern von Privatkapitalisten wohnen.

Vorläufig umfassen die Baugenossenschaften nur einen kleinen Teil der Bevölkerung. Trotzdem sind schon beachtenswerte Resultate von ihnen erzielt worden. Eine soeben erschienene Schrift von Max Rusch[2] über „Die gemeinnützige Bautätigkeit im Königreich Sachsen" verzeichnet für das Jahr 1912 in Sachsen 115 Baugenossenschaften mit 20 165 Mitgliedern. Diese 115 Baugenossenschaften hatten 1150 Häuser mit 5404 Wohnungen errichtet, 464 Häuser mit 2226 Wohnungen waren im Bau. Die Zahlen sind ja freilich an sich sehr klein. Aber es ist immerhin den Baugenossenschaften gelungen, für ein Viertel, und wenn man die im Bau befindlichen Wohnungen hinzurechnet, für ein Drittel ihrer Mitglieder Wohnungen zu schaffen. Wie viel mehr könnte geleistet werden, wenn die Baugenossenschaftsbewegung zu einer Massenbewegung gemacht würde. Ob Baugenossenschaften, die zwanzigmal soviel Mitglieder hätten als die heute vorhandenen, auch zwanzigmal soviel Wohnungen bauen könnten, mag fraglich sein. Aber das würde zur Erreichung des Zweckes, der Herbeiführung eines reichlichen Angebots von Wohnungen, vielleicht auch gar nicht nötig sein. Die gewerkschaftlichen und politischen Organisationen haben es in der Hand, den gemeinnützigen Bauvereinigungen Tausende von Mitgliedern zuzuführen, ohne daß sie mehr aufzuwenden brauchen als ihren moralischen Einfluß. Von der baugenossenschaftlichen Organisation der Arbeiterschaft ist gewiß keine Weltenwende zu erwarten, in jeder Hinsicht befriedigende Wohnungsverhältnisse werden sich in der kapitalistischen Gesellschaft wohl überhaupt kaum jemals schaffen lassen. Aber wir können, wenn wir die baugenossenschaftliche Organisation des Proletariats betreiben, für die Zukunft so manche Mehrbelastung vom Arbeiterhaushalt fernhalten und verhüten, daß den Arbeitern von Hausbesitzern und Bodenspekulanten so oft mit einem Schlage genommen wird, was in jahrelanger, schwerer gewerkschaftlicher Arbeit errungen ist.

[2] „Die gemeinnützige Bautätigkeit im Königreich Sachsen." Von Dr. jur. et phil. Max Rusch, Regierungsassessor. (Freie Beiträge zur Wohnungsfrage im Königreich Sachsen. Heft 2.) Herausgegeben von der Zentralstelle für Wohnungsfürsorge im Königreich Sachsen (Dresden-A.) in Verbindung mit dem Königlich Sächsischen Statistischen Landesamt. Preis 3,50 Mark.

„Ist die Ausbeutung des Arbeiters", so heißt es im Kommunistischen Manifest, „durch den Fabrikanten so weit beendigt, daß er seinen Arbeitslohn bar ausbezahlt erhält, so fallen die anderen Teile der Bourgeoisie über ihn her, der Hausbesitzer, der Krämer, der Pfandleiher usw." Gegen die Krämer hat der deutsche Arbeiter sich schon seit langem mit Hilfe seiner Konsumvereine zur Wehr gesetzt, es ist an der Zeit, daß er auch gegen die Ausbeutung durch die Hausbesitzer Front macht.

Die Organisationsform der Gewerkschaften.

Von **Jakob Heinen.**

Wie schon Genosse Kloth in Nr. 23 anführte, gehen bei der Diskussion meines Artikels in Nr. 15 die Ansichten über die notwendige Organisationsform der Gewerkschaften weit auseinander. Dies ist aber weiter nicht verwunderlich. Wenn Institutionen von der Art der Gewerkschaften, deren jetzige Form durch jahrzehntelange Tradition gefestigt ist, sich als abänderungsbedürftig erweisen, so wird die neue notwendige Form nicht sofort klar und deutlich zu erkennen sein, sondern es wird stets ein Suchen und Tasten nach der neuen Form stattfinden. Keine der an meine Ausführungen anknüpfenden Kritiken hat jedoch die *Notwendigkeit* einer Einheitsorganisation zu widerlegen vermocht. Soweit sich aber meine Kritiker gegen die *Durchführbarkeit* wenden, sind ihre Waffen dem Arsenal der Lokalisten entnommen. Alle Einwendungen, die meine Kritiker gegen die Einheitsorganisation machen, können mit demselben Recht oder Unrecht, nur mit graduellem Unterschied, von den Lokalisten oder den Anhängern einer kleinen Branchenorganisation gegen die großen Berufs- und Industrieverbände erhoben werden.

In Nr. 18 erwidert Genosse Beyschwang auf meine Anregung einer allgemeinen Arbeiterorganisation, daß in einer einzigen Organisation die Differenzen zwischen Führern und Massen erst recht nicht verschwinden, sondern noch viel mehr in Erscheinung treten würden. Wahre Bruderkämpfe würden sich in dieser allgemeinen Organisation zwischen den einzelnen Berufsgruppen herausbilden, denn der zünftlerische Geist stecke vielen, wenn nicht gar den meisten Arbeitern, noch zu sehr im Nacken. Genosse Beyschwang übersieht hier zunächst, daß dieser zünftlerische Geist, „eingebleut beim Innungskrauter", immer mehr verschwindet, da doch der Anteil der beim Kleinmeister ausgebildeten Arbeiter immer geringer wird. Im übrigen muß Genosse Beyschwang ja selbst zugeben, daß in mehreren Zentralverbänden der Zusammenschluß verwandter Berufe von dauerndem Erfolg war. Von „Bruderkampf" kann aber doch wohl in diesen Organisationen keine Rede sein. Wenn einzelne Berufsgruppen mit den erreichten Erfolgen nicht zufrieden sind, so liegt das nicht daran, daß die eine oder andere Gruppe bevorzugt oder benachteiligt wird, sondern an der ungenügenden Aktionsfähigkeit der Gewerkschaften, daran, daß unter jetzigen Verhältnissen *alle* Berufsgruppen zu kurz kommen. Durch die Schaffung einer Einheitsorganisation würde aber die Aktionsfähigkeit gewaltig gestärkt und dadurch die Möglichkeit geschaffen, dem Kampfesdrang der Massen mehr Rechnung zu tragen. Die Führer könnten dann, auch bei „kühler Über-

legung", dem Vorwärtsdrängen der Massen mehr Konzessionen machen. Hierdurch würden die Differenzen doch wohl eher beseitigt werden als dadurch, daß man die vorwärtsdrängenden Massen als Hitzköpfe und Querköpfe bezeichnet und im übrigen alles beim alten läßt.

Wie in Nr. 22 Genosse Backhaus zu dem Schlusse kommt, ich übersehe, daß auch eine einzige Organisation viel Geld für den dringend notwendigen Kampffonds braucht, ist mir unverständlich. Aus meinen Ausführungen in Nr. 15 geht doch meine Ansicht deutlich hervor, daß durch die Schaffung einer Einheitsorganisation sowohl dem Kampfesdrang der Massen als auch der notwendigen Stärkung der Kassen Rechnung getragen werden kann. Backhaus schreibt dann:

Weiter ist auch nicht einzusehen, daß die Unternehmer dadurch von ihrer Aussperrungstaktik abgebracht werden könnten. Nehmen wir an, auf den Seeschiffswerften oder in großen Betrieben der Metallindustrie würde zum Kampf geschritten werden. Was könnte die Metallindustriellen nun hindern, Aussperrungen in großem Maße vorzunehmen, die für die Gewerkschaft ungeheure Ausgaben bedingen und ohne Extrasteuern wahrscheinlich auch nicht durchzuführen sein würden?

Darauf habe ich zu erwidern: Wenn etwas die Unternehmer von der Aussperrung abhalten kann, so nur der Gedanke, daß die Arbeiter in diesem Kampfe Sieger bleiben könnten. Hiermit haben die Unternehmer aber um so eher zu rechnen, je mächtiger die Organisation der Arbeiter ist. Gewiß trifft zu, daß der Ausbruch eines großen Kampfes für viele Unternehmer ein Anreiz ist, nun auch gegen ihre Arbeiter vorzugehen. Aber geschlossen und einig werden sich die Arbeiter dieser Angriffe doch eher erwehren können, als wenn sie in verschiedenen Organisationen zersplittert sind. Wenn zum Beispiel, als auf den Werften der Kampf tobte, andere Metallindustrielle zum Kampfe übergegangen wären, so hätte doch besser als der Metallarbeiterverband eine Einheitsorganisation diesen Kampf abwehren können. Recht lokalistisch klingen auch die folgenden Ausführungen des Genossen Backhaus:

Was würde aber nun die Folge eines unglücklichen großen Kampfes sein? Sämtliche Mitglieder dieser einzigen Organisation müßten große Opfer bringen, um die Verluste wieder auszugleichen, und andere berechtigte Wünsche müßten so lange zurücktreten.

Diese „großen Opfer" würden aber doch von der Gesamtarbeiterschaft leichter getragen werden können als von einem Teil derselben. Auch würde nach einem schweren Kampfe eine Einheitsorganisation doch eher wieder gekräftigt dastehen als eine total geschwächte Berufsorganisation.

Um recht erfolgreich gegen mich polemisieren zu können, schreibt dann Genosse Backhaus:

Eigentümlich berührt auch der Hinweis Heinens, daß zur Erringung irgendwelcher Forderungen andere Arbeiter vorgeschickt werden könnten, so die des Verkehrs und des Bergbaus. Gerade dieser Hinweis ist sehr wenig durchdacht. Ausgerechnet die Bergarbeiter, denen es durch die Organisationszersplitterung so außerordentlich schwer ist, Kämpfe überhaupt zu führen, sind als Beispiel sehr unglücklich gewählt, und bei den Transportarbeitern sind die Verhältnisse doch auch nicht günstig. Aber selbst wenn es bei diesen oder anderen wichtigen Berufen sehr viel günstiger läge, würden große Teile dieser Arbeiterschichten sich dafür bedanken, fortgesetzt für andere die Kastanien aus dem Feuer zu holen.

Man vergleiche hiermit meine Ausführungen in Nr. 15. Nachdem ich darauf hingewiesen, daß die Zeit kommen werde, wo politische Aktionen durch gewerkschaftliche Massenaktionen unterstützt werden müßten, schrieb ich: „Eine alle Arbeiterschichten umfassende Organisation könnte auch in der Weise operieren, daß sie die für das Wirtschaftsleben besonders notwendigen Arbeiter, wie die des Verkehrs, Bergbaus usw., allein in den Ausstand treten läßt und sie besonders unterstützt." Hieraus macht nun Backhaus einen „Hinweis Heinens", daß für „irgendwelche Forderungen" „andere Arbeiter" „fortgesetzt" vorgeschickt werden könnten. Nicht für irgendwelche Forderungen, Genosse Backhaus, sondern für politische Forderungen, woran nicht die einen oder „anderen" Arbeiter, sondern alle Arbeiter interessiert sind. Bergarbeiter und Transportarbeiter aber habe ich als Beispiel nur hypothetisch gewählt, weil diese Arbeiterkategorien für das Wirtschaftsleben besonders wichtig sind. Ich glaube es getrost dem Urteil der Leser überlassen zu können, welche Ausführungen „weniger durchdacht" waren.

Die Genossen Backhaus und Kloth verfallen aber auch in den Fehler, daß sie die Ursache der Differenzen zwischen Führern und Massen oder die Ursache der ungenügenden Aktionsfähigkeit der Gewerkschaften nur in dem Unverstand und in der Interesselosigkeit der Massen suchen. Die Ausführungen des Genossen Backhaus lauteten:

Fast überall und wohl von allen Verbänden wird darüber geklagt, daß die Mitglieder zu wenig die beruflichen und allgemeinen Vorgänge verfolgen. Der Versammlungsbesuch läßt fast stets zu wünschen übrig, das Verbandsorgan wird vielfach ungelesen beiseitegelegt. Darin liegt vor allem eine der Ursachen der Unzufriedenheit der Massen mit den Führern.

Und Genosse Kloth schrieb:

Gegenüber der von Jahr zu Jahr wachsenden Macht der Arbeitgeberorganisationen ist es eine Lebensaufgabe für die Gewerkschaften, die unorganisierten Millionen von Arbeitern und Arbeiterinnen zu gewinnen, wollen sie nicht an dem Unverstand dieser Massen ihre edlen Ziele scheitern sehen. Leider, leider versagen aber in bezug auf diese Lebensaufgabe die angeblich und oft auch wirklich zum Kampfe drängenden Massen nicht selten. Diese für die erfolgreiche Durchführung der Kämpfe außerordentlich notwendige, aber freilich mühsame Werbearbeit überlassen die Massen meistens den wenigen Funktionären der Gewerkschaften, und sie wundern sich dann hinterher oft, wenn durch Zuzug oder durch die „Arbeitswilligkeit" Unorganisierter die Lohnbewegung nicht mit dem gewünschten Erfolg oder gar mit einer Niederlage abschließt.

Die Genossen Backhaus und Kloth vergessen bei diesen Ausführungen nur, daß die Interesselosigkeit und der „Unverstand" der Massen — wie alle psychologischen Massenerscheinungen — auch materielle Ursachen haben muß. Kein mit den Verhältnissen Vertrauter wird aber behaupten, daß die Massen die Ausbeutung durch das Kapital nicht verspüren oder daß in ihnen nicht der Drang herrscht, sich von dieser Ausbeutung zu befreien. Daß die Organisationen trotzdem nicht die genügende Werbekraft besitzen, daß große Massen kein rechtes Vertrauen zur Organisation haben, hat seine materielle Ursache: die ungenügende Aktionsfähigkeit der proletarischen Organisationen. Die Differenzen zwischen Führern und Massen treten jetzt häufiger in Erscheinung als in den Anfängen der Gewerkschaftsbewegung, nicht wie

Backhaus schreibt, weil jetzt verhältnismäßig mehr Leute der Organisation beitreten, die nicht mehr mit Leib und Seele bei der Sache sind, sondern weil die Gewerkschaften die in sie gesetzten großen Erwartungen nicht erfüllen konnten. Bei der Agitation kann man oft die Erfahrung machen, daß Arbeiter, die viele Jahre den Organisationen angehörten, nicht mehr für dieselbe zu gewinnen sind. Wenn man diese Leute an ihre Klassenpflichten erinnert, kann man vielfach hören: „Wenn gestreikt wird, mache ich mit; auch weiß ich, wen ich zu wählen habe. Aber den Organisationen trete ich nicht mehr bei." Das Klassenbewußtsein und der Drang nach Kampf steckt in diesen Arbeitern; aber sie haben kein rechtes Vertrauen zur Organisation. Das Vertrauen dieser Massen kann nur gewonnen werden durch gesteigerte Aktionsfähigkeit und Erfolgsmöglichkeit des wirtschaftlichen und politischen Kampfes.

Der Genosse Bratke ist in Nr. 21 im allgemeinen mit meinen Ausführungen einverstanden. Nur tritt er für eine Vereinigung auf föderativer Grundlage ein. Die Berufsorganisationen sollen mit ihren Einrichtungen und Kassen bestehen bleiben, und nur für den Kampf sei eine Einheitsorganisation mit einer gemeinsamen Gewerkschaftskasse zu schaffen. Bratke denkt sich die Sache wohl so, daß die einzelnen Berufsorganisationen einen bestimmten Teil ihrer Einnahmen für Verwaltung, Agitation, Unterstützungen usw. zurückbehalten und den anderen Teil an die gemeinsame Streikkasse abführen sollten. Diese Gewerkschaftskasse wäre dann nicht zu vergleichen mit der „durch regelmäßige Wochenbeiträge gespeisten Zentralstreikkasse" des Genossen Kloth, da diese „nur bei außergewöhnlich großen Kämpfen in Anspruch genommen werden dürfte". Bratke will im Gegenteil eine gemeinsame Streikkasse für alle Kämpfe. Die von Bratke geforderte Kasse hätte zunächst vor der von Kloth empfohlenen den Vorteil voraus, daß sie leistungsfähiger wäre. Auch hätten im Falle der Realisierung des Vorschlags Bratke alle Arbeiter durch ihre Vertretung über die von ihnen gemeinsam aufgebrachten Gelder zu bestimmen, ohne daß dadurch die Kampfdispositionen gestört werden könnten. Bei der Verwirklichung des Vorschlags Kloth hätte entweder die im Kampfe stehende Organisation allein über die Gelder der Gesamtheit zu beschließen, oder aber die Kampfdispositionen dieser Organisation könnten durch Beschlüsse der über die Zentralstreikkasse beschließenden Instanzen gestört werden.

In der Praxis wird aber eine Trennung der Mittel für den Kampf und für andere Zwecke schwer durchzuführen sein, denn letzten Endes werden auch die Mittel für die Agitation, für die Aufklärung und Bildung der Mitglieder, für die Beschaffung von statistischem Material, ebenso auch die Ausgaben für Arbeitslosen-, Gemaßregelten- und sonstige Unterstützungen als Kampfmittel zu werten sein. Eine gemeinsame Kampfkasse wäre also nur eine Halbheit, wenn nicht zugleich eine Vereinheitlichung der Verwaltung, gemeinsame Agitation, Beseitigung der Grenzstreitigkeiten usw. stattfinden würde. Hierüber hat ja Genosse Riepl in Nr. 17 geschrieben. Also nicht nur einen gemeinsamen Kampffonds brauchen wir, sondern den festen Zusammenschluß aller Arbeiter zu einer Gewerkschaft.

Natürlich müßten in einer allgemeinen Organisation die Mitglieder nach Berufen und Branchen gruppiert werden. Innerhalb dieser Berufsgruppierungen könnten dann die besonderen Berufsinteressen gefördert werden,

auch könnte bei Lohnbewegungen der Kontakt mit der Zentralleitung durch die Branchenvertretung hergestellt werden. Heute liegen die Verhältnisse in den großen Verbänden auch nicht anders. Die Zentralleitung der Metallarbeiter wird zum Beispiel bei Lohnbewegungen der Goldarbeiter, Feinmechaniker, Kinooperateure, Schmiede usw. auch nicht immer über genügende Kenntnisse der besonderen Berufsverhältnisse verfügen. Aber in Verbindung mit der Branchenvertretung wird sie sehr wohl in der Lage sein, die Lohnbewegung durchzuführen.

Wenn wir nun die Frage aufwerfen, welches gemeinsame Band die Mitglieder des Metallarbeiterverbandes miteinander verbindet, so finden wir, vom allgemeinen Arbeiterinteresse abgesehen, daß es nur der Umstand ist, daß alle Metall verarbeiten. Dasselbe Verhältnis trifft zu auf die Mitglieder des Holzarbeiter- und des Textilarbeiterverbandes. Weil alle Holz oder Textilfasern verarbeiten, sind sie zusammen organisiert. Zwischen einem Grobschmied und einem Feinmechaniker, einem Korbmacher und einem Drechsler, einem Handschuhmacher und einem Baumwollspinner besteht aber keine größere Interessensolidarität als zwischen einem Weber und Schneider, einem Hutmacher und Schuhmacher, einem Schlosser und Schreiner. Und doch sind die ersteren zusammen organisiert, die letzteren nicht. Nur das Bedürfnis nach großen, leistungsfähigen Organisationen hat die großen Gewerkschaften in ihrer jetzigen Zusammensetzung entstehen lassen, und von diesen großen Gewerkschaften mit ihrer mannigfaltigen Zusammensetzung bis zur Einheitsorganisation ist kein gar so weiter Weg.

Die wirtschaftliche Entwicklung aber drängt zur Einheitsorganisation. Durch die wachsende Konzentration des Kapitals erhält dasselbe einen immer größeren Einfluß auf das gesamte Wirtschaftsleben. Immer mehr Arbeiter der verschiedensten Berufe werden in den Riesenbetrieben vereinigt. Das Heer der nicht handwerksmäßig ausgebildeten Arbeiter, welche leicht von einer Industrie zur anderen wechseln, wird immer größer. Für jeden Arbeiter besteht aber infolge der technischen Umwälzung die Gefahr, in dieses Heer der ungelernten Arbeiter zurückgeschleudert zu werden. Das alles erhöht das Interesse der Gesamtarbeiterschaft an einer Einheitsorganisation.

Durch den wirtschaftlichen Zusammenschluß aller Arbeiter zu einer Organisation wird aber auch die Möglichkeit geschaffen, eine bessere Verbindung zwischen gewerkschaftlicher und politischer Aktion herbeizuführen. Dadurch würde dann die Erfolgsmöglichkeit sowohl des gewerkschaftlichen wie des politischen Kampfes gewaltig gesteigert. Wirtschaftlicher und politischer Kampf befruchten und ergänzen einander gegenseitig, je inniger die Verbindung zwischen beiden, desto größer die Erfolgsmöglichkeit des Kampfes. So wird zum Beispiel jetzt durch die Zoll- und Wucherpolitik der herrschenden Klassen den Arbeitern die durch schwere wirtschaftliche Kämpfe errungene Lohnerhöhung vielfach wieder illusorisch gemacht. Um dies zu verhindern, müßten parlamentarische Aktion und wirtschaftliche Massenaktion Hand in Hand gehen. Auch für die Verkürzung der Arbeitszeit muß im Parlament und wirtschaftlich gekämpft werden. Wenn auch unter jetzigen Verhältnissen die sozialpolitische Gesetzgebung mit Bezug auf die Arbeitszeitverkürzung den schon bestehenden Zuständen nachhinkt, so kann dies doch anders werden, wenn die parlamentarische Aktion, durch die wirtschaftliche Massenaktion unterstützt, eine größere Bedeutung er-

langt. Dann kann sehr wohl der Fall eintreten, daß die sozialpolitische Gesetzgebung zum Schrittmacher wird. Die Unterstützung des gewerkschaftlichen Kampfes durch die sozialpolitische Gesetzgebung ist vor allem wichtig für die untersten Schichten des Proletariats, die sich durch eigene Kraft schwer emporarbeiten können. Durch Schaffung von Mindestlohnämtern, reichsgesetzliche Regelung der Produktion, der Arbeitszeit usw. kann der gewerkschaftliche Kampf dieser Arbeiterschichten wirksame Unterstützung finden. Wir sehen also, für rein wirtschaftliche Forderungen, wie Verkürzung der Arbeitszeit und Steigerung des Reallohnes, muß gewerkschaftlich und politisch gekämpft werden. Umgekehrt bedürfen politische Forderungen der Unterstützung durch wirtschaftliche Aktionen. Der Kampf des Proletariats ist am erfolgreichsten, wenn politische Forderungen jederzeit durch wirtschaftliche Aktionen und wirtschaftliche Forderungen jederzeit durch den politischen Kampf unterstützt werden können. Die Entscheidungsschlachten zwischen Kapital und Arbeit werden auf politischem Boden geschlagen werden; aber die wirksamsten Waffen des Proletariats werden seine wirtschaftlichen Massenaktionen sein.

Immer mehr würde so die Erkenntnis an Boden gewinnen, daß eine energische Vertretung der Arbeiterinteressen nicht möglich ist ohne gleichzeitige Betätigung auf gewerkschaftlichem und politischem Gebiet. Diese Erkenntnis beherrschte ja schon, wie Genosse Kloth anführte, die Arbeiter einiger Großstädte in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Damals konnte die Idee nicht fruchtbringend wirken, weil die Möglichkeit fehlte, eine wirtschaftliche Einheitsorganisation zu schaffen. Die Gewerkschaften mußten sich nach und nach aus kleinen Anfängen heraus entwickeln, und da hatte die Lokal- und Berufsorganisation die meisten Chancen. Jetzt aber ist die Möglichkeit gegeben, eine Einheitsorganisation zu schaffen, und wenn wir nicht vor dem Kampfe zurückschrecken, müssen wir diesen Schritt vorwärts tun!

Anzeigen.

(Besprechungen hier angezeigter Schriften behält sich die Redaktion vor.)

Zehnter Internationaler Bericht über die Gewerkschaftsbewegung 1912. Herausgegeben vom Internationalen Gewerkschaftsbund. Berlin 1913, Verlag: Internationaler Gewerkschaftsbund (C. Legien). 354 Seiten.

Im zehnten internationalen Bericht über die Gewerkschaftsbewegung ist wieder ein allerdings sehr kurzer Bericht aus Großbritannien enthalten, der im Bericht für 1911 gefehlt hatte. Neu hinzugekommen ist ein Bericht aus Bulgarien, während Spanien diesmal ausblieb. Von europäischen Staaten fehlen nur mehr Rußland (für Finnland ist Bericht erstattet), Portugal und die Türkei. Von außereuropäischen Ländern sind nur, wie auch im vorigen Bericht, die Vereinigten Staaten vertreten.

Im zweiten Teil, der seit dem Bericht für 1911 dem Bande einverleibt ist, sind diesmal neu die Berichte über Entstehung und Entwicklung der Internationale der Bergarbeiter, der Handlungsgehilfen, der Sattler, der Steinarbeiter, der Textilarbeiter, der Töpfer und der Zimmerer.

Feuilleton

Die erste Stunde in der Fabrik.

Von S. Nestriepke.

(Schluß.)

III.

Zwei Teilnehmer an dem Wettbewerb schicken eine Schilderung der ersten „Vorstellung" voraus, die sie beim Chef der Firma hatten; beide schildern die Gefühle der Hoffnung und Bangigkeit, die sie dabei durchlebten. Die empfangenen Eindrücke, bei dem einen besonders der Örtlichkeit, bei dem anderen vornehmlich der zukünftigen Vorgesetzten, haben sich in jedem der beiden Fälle sehr fest und tief den jungen Leuten eingeprägt.

Sehr hübsch schildern einige Schreiber das „große Wecken" an dem bedeutungsvollen Tage, der zuerst die Beschäftigung in der Fabrik bringen soll.

Am Sonntag abend (so berichtet ein künftiger Setzer) legte ich meine Kleider und meinen Setzermantel zurecht. Ich schlief lange nicht ein. Doch erbarmte sich meiner nach einigen Stunden der wohltuende Schlaf.

„Anton, Anton, auf, auf, Zeit ist's." Träumte ich, schon so weit, unmöglich, doch, vom nahen Kirchturme tönten wuchtige Schläge. Ich zählte ihrer sechs. Flugs erhob ich mich, schlüpfte in meine Hose, deckte das Bett auf und begab mich in die Küche. Dort machte ich Toilette, bestehend aus Waschen und Kämmen. Nachdem ich Kaffee und Brot zu mir genommen, zog ich Stiefel, Kragen und Joppe an. Binnen zwanzig Minuten war ich fix und fertig, während ich als Schuljunge oft dreiviertel Stunde dazu benötigte. Ich trat dann, nachdem ich mein Vesperbrot zu mir genommen hatte, an das Krankenlager meiner Mutter, drückte ihr die Hand, während sie mir gut zuredete. Ihr liefen die Tränen über die eingefallenen Wangen. Schnell entfernte ich mich, denn bald wären auch mir die Augen übergegangen. Halb sieben schlug es, als ich aus dem Hause trat....

Sehr ausführlich lassen sich die meisten über die Gefühle aus, mit denen sie dem Arbeitsantritt entgegensahen; und diese Schilderungen gehören sicherlich mit zu dem Schönsten und psychologisch Wertvollsten. In zahlreichen Berichten klingt die starke Erregung nach, mit der das Nahen der großen Stunde erwartet wurde. In 12 Schilderungen beherrschen die jungen Arbeiter Angstgefühle und Gefühle der Freude, des Stolzes zugleich; sie stammen von 8 männlichen und 4 weiblichen Einsendern. 3 Mädchen und 6 Jünglinge traten ihren Weg ins Geschäft mit Gefühlen froher Hoffnung, stolzer Erwartung, unter freundlichen Zukunftsträumen an; 5 männliche Einsender berichten nur von Angstgefühlen, wobei übrigens 2 ausdrücklich bemerken, „nach außen hin" hätten sie das nicht gezeigt. 2 Jungen hat vornehmlich die Neugierde beherrscht. — Von denen, die ausschließlich oder doch neben anderen Lustempfindungen hatten, erwähnen 10, daß der Anlaß dazu auch die Aussicht auf das Geldverdienen war. Eigenartigerweise sind von diesen nicht weniger als 7 Mädchen. Das mag damit zusammenhängen, daß bei den weiblichen Arbeitern häufiger als bei den männlichen gleich vom ersten Tag ab ein Verdienst zu erwarten ist; doch dürfte damit der große Unterschied der Interessen noch nicht erklärt sein; man bedenke, daß die mitgeteilten Zahlen nicht weniger als 50 Prozent der Mädchen, aber nur knapp 8 Prozent der Knaben bedeuten! Es scheint, als

ob bei den Mädchen der „Erwerbssinn" eine größere Rolle spielt, der aber unter den gegebenen Umständen zusammenfallen dürfte mit den Gefühlen der Elternliebe und Hilfsbereitschaft: fügen doch mehrere von ihnen ausdrücklich hinzu, daß sie sich deshalb so auf das Geld gefreut hätten, weil es ihnen Gelegenheit zu geben versprach, etwas zum Haushalt beizusteuern. Arme und doch reiche Proletariermädchen, denen solche Erwägungen die Gefühle jenes Tages bestimmen, da sie den „großen Schritt ins Leben hinaus" machen müssen!

Wir lassen einige der anziehendsten Schilderungen der Erwartungsstunden folgen.

Eine junge Arbeiterin schreibt:

Als ich noch in die Schule ging, konnte ich die Zeit kaum erwarten, wo ich aus derselben entlassen und in eine Arbeit eingestellt werden konnte. Endlich war diese von mir so heiß ersehnte Zeit da. An meinem vierzehnten Geburtstag kam mein Vater von der Arbeit mit der Mitteilung nach Hause, morgen heißt es anders, morgen mußt du in die Fabrik. Ein jäher Freudentaumel erfaßte mich, bei dieser für mich so frohen Kunde. Den ganzen Abend dachte ich nichts anderes als morgen kommst du in die Fabrik, darfst jetzt auch mit verdienen und das Los deiner Eltern um ein klein wenig erleichtern helfen. Es war dies mein größter Wunsch, denn ich war die Älteste von sieben Geschwistern. Ich ging nun, nachdem ich noch dies und das geordnet hatte endlich zur Ruhe, aber an ein Einschlafen war nicht zu denken, ich wälzte mich hin und her bis nach 1 Uhr, dann schlief ich endlich ein mit der Hoffnung; morgen recht bald zu erwachen. Am andern Morgen konnte ich vor lauter Aufregung nichts essen. Ich ging bald von Hause fort und war deshalb die erste in der Abteilung, in welche mich der Portier führte...

Schlicht und rührend erzählt ein anderes junges Mädchen:

Wenn ich das eigentlich richtig schildern soll, so muß ich schon beginnen, mit welchem Eifer ich früh ins Geschäft ging. Stolz schritt ich, das Vesperbrot unter dem Arm, der Fabrik zu. Im Vorübergehen musterte ich jeden Menschen, denn ich war fest überzeugt, daß es mir jeder ansieht, daß ich heute zum ersten Mal zur Arbeit ging. Endlich kam ich am Ziel, und zwar mit klopfendem Herzen, an. Mit welchem Gefühl ich mir das Gebäude betrachtete, wurde ich mir damals nicht klar, ich glaube, es schwankte zwischen Angst und Freude. Scheu schritt ich die Treppe hinauf und die Türe hinein und mit einem kaum hörbaren „Guten Morgen" schlich ich mich still auf meinen Platz....

Daß auch hier wohl bei Stolz und Freude die Hoffnung auf den Arbeitsverdienst mitspielte, läßt sich aus dem schönen Schluß dieser Schilderung entnehmen: „Sehr gut ist mir noch in der Erinnerung, daß ich meinen ersten Lohn im Laufschritt nach Hause brachte und fest in die Hand preßte, damit ihn mir niemand entreißen konnte, es waren damals 6,25 Mark."

Mit zu den hübschesten Schilderungen des erwartungsvollen Morgens gehört die eines fünfzehnjährigen angehenden Kaufmanns:

„Raus! Sechs Uhr ist's" so schrie meine Mutter. Ich fuhr in meinem Bette auf, schaute zuerst ein wenig und schrie dann „ja". Es war ja kein gewöhnlicher Morgen, sondern der erste Tag den ich im Geschäft verbringen sollte. Die Sonne schien gerade auf das gegenüberliegende Haus, und mir wurde dabei frohbang zu Mute, ich wußte selbst nicht wie. Halb war ich froh, daß ich nun nicht mehr in die Schule brauchte und dann wurde mir wieder bang, denn ich mußte ja ins Geschäft und sollte mich nicht dumm anstellen. Auf einmal schrie meine Mutter wieder „Hans! Bist du auf!" und riß mich damit aus meinen Gedanken heraus. Mit einem Satze war ich aus dem Bette, zog meine Hose an und ging in die Küche, um mich zu

waschen. Mein Vater und meine Schwester hatten das schon besorgt und hänselten mich, weil ich so feierlich war und gar nicht, wie sonst, Scherze machte.

So, jetzt war ich auf der Straße und ging meiner Arbeitsstätte zu. Stolz schritt ich dahin, mein Leben hatte jetzt einen Zweck, ich war Kaufmann. Immer näher kam ich dem Geschäft und immer langsamer wurden meine Schritte. Zuletzt stand ich einige Meter vor dem Tore und wollte die Eintretenden beobachten. Da aber niemand kam, faßte ich mir ein Herz und stieg die Treppen hinauf. Das Kontor wußte ich noch von meiner Vorstellung her. Nun stand ich vor der Türe. Es stand darauf „Nicht anklopfen". Klopfte also nicht an und riß mit einem solchen Mute die Türe auf, daß ich selbst darüber erstaunte....

Der schon einmal genannte junge Setzer schildert seine Stimmungen nach der ersten Vorstellung folgendermaßen:

Eine Bangigkeit hatte sich meiner bemächtigt, hatte ich doch schon soviel gehört und gelesen, wie roh die Meister mit den Lehrlingen umgehen. Doch nur den Mut nicht verlieren, ich war ja nicht der Erste, der ein Handwerk erlernen sollte, wenn andere drei oder vier Jahre aushalten, so mußt du es doch auch können. Das und ähnliches waren meine Gedanken auf dem Nachhauseweg. Und dann das Geld, das ich verdienen werde. Im ersten Lehrjahr zwei Mark, dann alle Jahre eine Mark Zulage.

IV.

Den meisten, die an ihre Arbeitsstelle kamen, war die Umgebung natürlich etwas ganz Fremdes, Ungewohntes. Da ist es nun recht anziehend, zu sehen, was jeden einzelnen am meisten interessierte und fesselte. Es muß auffallen, daß bei den Mädchen das Interesse an den Menschen in weit höherem Maße im Vordergrund steht als bei den männlichen Teilnehmern am Wettbewerb. Bei 5 weiblichen Einsendern überwiegt die Schilderung der Menschen stark alles übrige; nur von einem männlichen Schilderer läßt sich das gleiche sagen, während allerdings bei einer größeren Anzahl das Interesse an Menschen und das an den Maschinen, Räumlichkeiten, Arbeitsmethoden usw. sich ungefähr die Wage hält. Die Zucht an der neuen Arbeitsstätte erregte bei 3 männlichen Teilnehmern und einem Mädchen Verwunderung. Der Lärm des Betriebs, die Konstruktion und die Arbeit der Maschinen, das Aussehen der Räume lenkten natürlich sehr häufig die Aufmerksamkeit auf sich. Bei 2 Mädchen und 4 oder 5 Jungen steht die Schilderung dieser Eindrücke sehr stark im Vordergrund. Etwa 6 bis 8 Einsender verweilen mit besonderer Liebe bei der Arbeitsmethode, in erster Linie natürlich bei der Art, wie sie selbst sich die ersten Griffe aneigneten oder „angelernt" wurden. Bei weiteren 8 oder 9 steht das Interesse an der Örtlichkeit und ihren maschinellen Einrichtungen und das an der Arbeit nebeneinander. Ein paar Mal spielt auch das Frühstückholen eine Rolle. Viele erschrecken über den schrillen Pfiff, der den Beginn der Arbeit kündet, und staunen über das unvermutete Anlaufen der Maschinen. Hier und da hat die schlechte Luft sofort die Aufmerksamkeit erregt.

Manche Schilderung erfreut durch ihre Anschaulichkeit und überrascht durch die Auffassung des Schreibers oder der Schreiberin. So erzählt etwa ein sechzehnjähriges Mädchen, das in eine Nähseidefabrik gekommen ist:

Nach dem langgezogenen Anfangssignal setzten sich ganz langsam die Räder der Maschinen in Bewegung. Dieses verursachte einen solch furchtbaren Lärm, daß mir fast Hören und Sehen verging. Doch dieses hielt nicht lange an, und ich hatte noch genug Zeit, mich in den Arbeitsräumen umzuschauen. Auf blankgescheuerten Tischen waren viele Kisten mit glänzender aufgespulter Seide aufgestappelt. Viele Frauen

waren damit beschäftigt die Seide von den großen Rollen, Spulen genannt auf schöngefärbte Rollen aufzuspulen. Das ging so schnell von statten, daß es eine Lust war, denselben zuzuschauen. Wieder andere Maschinen mußten große Seidenstränge auf die obengenannten großen Rollen auflaufen lassen. Es gab für mich immer wieder was neues zu sehen. Bald sollte ich auch meine neue Arbeit kennen lernen. Ein großer älterer Herr dem Ansehen nach der Werkmeister zeigte mir diese an. Eine freundliche Frau weihte mich in die Einzelheiten der neuen Arbeit ein. Bald hatte ich die Hauptsache begriffen. Die Rollen auf meiner Maschine drehten sich so munter, daß es eine Freude war zu sehen wie die Haspeln lustig tanzten und sich der Faden um die Rolle drehte.... Die erste Stunde in der Fabrik kam mir vor wie etwas Märchenhaftes. Ich konnte es garnicht recht begreifen, daß Menschen solche Sachen zustande bringen.

Ein lustiger Bursche, der schon einmal zu Worte kam, ein Schlosser, schreibt:

... Da schrillt irgendwo eine Glocke. Viele Räder, ganz zackige sind dabei, saußen und schwirren oben, neben mir. Ein Gekreische, ein Geächze, kurz ein Getöse, daß ich mich beinahe nicht mehr auskenne. Mir zuckt's durchs Gehirn: „Jetzt bist du hinein gesetzt in die rauhe Wirklichkeit." Jemand vor mir weist mir meinen Platz im Ankleideraum. Ich will natürlich einen gescheiten und festen Jungen markieren. Er, sicher der Herr Werkmeister, führt mich dann hin an meine zukünftige Arbeitsstelle. Neben einem großen schwarzbärtigen Gesellen. Eine mächtige Feile handhabt der. Gleich kommt er freundlich heran. Nach kurzem Wortwechsel, bezüglich des Namens und der Wohnung, gibt er mir eine Feile in die Hand. Er spannt ein Stück Eisen in den Schraubstock ein. Schnell feilt er und mit Schwung das Ding rund. Ich, natürlich auf Anraten meines Vaters, ja recht obacht zu geben, mit den Augen alles derstielen, den Vorteil, befolge da. Wuppdich, hob i ober scho an derben Stoß abbekumma. Oha, sagt er, als ich mich reibe. So jetzt probiers einmal. Nun ja, ich probiers, aber das Eisen will ka Hoar net lassen. Er kommt öfters wieder her zu mir und weist mirs so und so mußts machen. Nach und nach komm ich schon dahinter. Natürlich, schöi staat geht dös Feiln. Ich interessier mich nun auch für meine nächste Umgebung. Da liegen neben andern runden, halbrunden und flachen Feilen, nebst Meiseln und anderen Krempel, den ich noch garnicht kenne, auch zwei solche grobe vierkantige, so von meinem Gselln seiner Art. Ich probier nun auch das Gewicht. Uh, denk ich, mit deni wenst immer hantiern müßt, halts net lang aus. Aber ich lernte auch diese handhaben, so mit der Zeit....

Etwas unbeholfen und kindlich und doch recht bunt und lebendig erzählt ein fünfzehnjähriger Steindrucker:

Als ich hineintrat und die großen Maschinen sah war ich ganz paff und konnte garnichts mehr sagen. Das war nun ganz anders als ichs mir vorstellte. Dann mußte ich nun als erstes eine weile zuschauen. Dann half ich den zwei Mädchen das Blech zulangen, das in den Wägen steckte. Diese wischten das Blech mit einem wollenen lappen den Staub ab weil es so arg eingestaubt war, und könnte es ja nicht gebrauchen. Dann wurde ich an die große Lackiermaschine hingestellt mußte mit das an der Schnellpresse fertiggestelltes Blech mit Lackieren. Dann hatten wir eine Zeit lang zu arbeiten. Nicht lange dauerte es dann kam ich an die Druckmaschine hin und mußte die Tafeln wegfangen die von der Maschine herausfielen. Ich mußte es deshalb machen weil das eine Mädchen ausgetreten ist. Mein Meister sagte, komm Fritz mir wollens auch einmal propieren oder versuchen das geht ja ganz leicht es steckt ja nichts dahinter sagte er, das mußt du auch gleich loshaben. Ich getraute mich garnicht zuerst recht hin an die Maschine welche selbst schon in der Länge von 4 bis 4½ Meter lang ist. Ich propierte es aber ich war recht ängstlich und zitterte ganz, dann fing mein Meister an und sagte du brauchst nicht so ängstlich sein, arbeite nur ruhig weiter dann wirds schon gehen es ist ja erst das 1 mal wo du

hier heute bist. Ich arbeitete mich dann bald ganz schön ein. Nach einer weile kam auch das Mädchen wieder und ich mußte wieder weg und dann weiter zuschauen. Bald schrie die Lina es wird trocken, da lief schnell der Meister an das Wischzeug hin und taugte in die Büchse Wasser ein machte einen Streifen über den Wollenen Tisch und damit war alles wieder geholfen. Dan ging er wieder an den Farbtisch und mischte seine Farb und streichte gleich etwas auf Walzen, weil keine Farb drauf war und die Maschine lief fast ganz ohne Farb. Dann wischte er hie und da einmal daß der Stein immer feucht war und nicht schmierte. Dann fragte ich warum daß Sie mit den nassen Schwamm wischen. Er erklärte mir die ganze Sache wie das ist. Wenn man den Stein nicht naß hält dann verschmiert die Zeichnung so, die auf den Stein ist und man könnte die Auflage garnicht gebrauchen und wir hätten 100 Mark Schaden vorhanden...

Ein junges Mädchen, das auch schon einmal hier angeführt wurde, schreibt:

Das fürchterliche Getöse in den großen Saal und noch der viele Schmutz und die schlechte Luft schreckten mich ab und wollte wieder davonlaufen; ich setzte es mir in den Kopf aber es ging nicht mehr, da gerade der Werkmeister auf mich zuging und mich in einen Nebensaal wo zwar das Geräusch nicht so vernehmbar war, aber die Luft war auch nicht besser.

Er führte mich hin zu den Glasschneidern, von welchen ich mit Freude aufgenommen wurde, weil sie vorher sich selbst ausbrechen und dabei großen Schaden hatten.

Der erste Glasschneider, der sich nun um mich annahm, zeigte mir, wie die auf Tafeln geschnittenen Gläser ausgebrochen und verpackt werden.

Dabei haben schon in der ersten Stunde meine Finger geblutet.

V.

Zwei Mädchen ist das Gedrückte und Sorgenvolle ihrer Mitarbeiterinnen aufgefallen. 7 von den jugendlichen Berichterstattern erwähnen die Neugierde der Arbeitskollegen; ein junger Kaufmann hebt ausdrücklich hervor, daß nur die „Fräuleins" neugierig gewesen wären, nicht auch die Herren. 3 männliche und 3 weibliche Einsender haben einen im allgemeinen angenehmen Eindruck von ihren Mitarbeitern erhalten: sie waren freundlich, erfreut, lustig. 6 Jungen — kein Mädchen! — wissen über trübe Erfahrungen von ihren Kollegen zu berichten, wobei allerdings zu bemerken ist, daß 2 davon mit den anderen Lehrlingen recht gut zuwege kamen und nur von den älteren Arbeitern unfreundlich, mürrisch oder mißtrauisch behandelt wurden. In den anderen Fällen ist kein bestimmter Eindruck hervorgehoben. 2 der Schreiber gaben an, daß sie von Arbeitskollegen zuerst auf die freie Jugendbewegung aufmerksam gemacht worden seien.

Es mögen auch hier ein paar der originellsten Berichte mit den in Betracht kommenden Stellen folgen.

Der schon genannte fünfzehnjährige Handlungslehrling schreibt:

Fünf Minuten nach 7 Uhr war das Kontorpersonal vollständig versammelt und eine tiefe Ruhe herrschte im Zimmer. Nur die Schreibmaschine und das Abstempeln der Briefe störten das Schweigen. Ich mußte Frachtbriefe schreiben. Der alte Lehrling, er heißt Otto, stand dabei und lernte es mir. Alle Mühe gab ich mir um recht schön und sauber zu schreiben. Aber der alte Lehrling sprach: „Du mußt etwas schneller schreiben, wenn es auch nicht so schön ist, das macht nicht's, du hast noch viel zu tun." Darauf schrieb ich schneller und nicht mehr so schön. Unterdessen war der Chef hinaus gegangen und ich wunderte mich über das Kichern und Plaudern, das auf einmal losging. Die Fräuleins stürmten auf mich ein, fragten mich aus,

wer ich sei, wie ich heiße, was mein Vater wäre und wie es mir hier gefalle usw.; während sich die Herren reserviert verhielten. Das änderte sich sofort als der Chef wieder eintrat. „So so, ist das Ding" dachte ich mir „wenn der Chef da ist darf man also nicht plaudern und merkte es mir.

Auch ein sechzehnjähriger Steindruckerlehrling hat gleich in der ersten Stunde die Beobachtung gemacht, daß die Kollegen ganz anders wurden, sobald der Meister verschwunden war. Ebenso ist einem gleichalterigen Schlosser, wenigstens bei den Lehrlingen, aufgefallen, daß des Meisters Gegenwart auf sie nicht ohne Wirkung blieb:

Der Geselle, zu dem mich der Meister getan hatte, rief mich gleich her, um ihm bei einem Eisenabhauen zu helfen. Dann gab er mir ein paar kleine Stücke Eisen zum Gradefeilen, damit ich das „Schroppen" lerne, wie er sagte. Ich muß mich dabei wohl recht dumm gestellt haben, denn mein Geselle kam mehrere Male her, um mir den Gebrauch der Feile zu zeigen, wobei auch andere Gesellen über mich lachten.

Neben mir arbeitete auch ein Lehrling, der schon 3 Jahre lernte, zu dem ich anfangs immer „Sie" sagen wollte, weil es, wie ich glaubte, ein Geselle sei, bis mich ein anderer Lehrling, ein früherer Schulkamerad von mir, belehrte, das sei ein sog. „großer" Stift. Einmal schaute ich neugierig dem Schaffen und Treiben zu, da meinte er gleich grob: „Geh zou, wenn der Alt' kummt!!" Obgleich ich keine Ahnung hatte, wer der Alte war, bis ich dann erfuhr daß damit der Meister gemeint war....

Trotzdem man mir gesagt hatte, daß es in einer Fabrik nicht so streng wäre wie bei einem kleinen Meister, hatte ich es mir so doch nicht vorgestellt. Da unterhielten sich ja die Gesellen ganz gemütlich miteinander, wenn auch der Meister nicht weit davon stand. Mehr Respekt hatten freilich die Lehrlinge vor dem Meister. Wenn der etwas sagte, so liefen sie fast, um es auszuführen. Kaum wandte er jedoch den Rücken, so standen sie auch schon beisammen und lachten miteinander....

Ein junger Mechaniker klagt:

Von nun an mir selbst überlassen, schaute ich dem Treiben der Gesellen zu, wobei ein grimmig aussehender, besonders „lehrlingsfreundlicher" Geselle die Bemerkung machte, am Schraubstock zu schruppen stände mir besser an als zu gaffen. Diese unverdiente Rüge hatte mir die Freude an der glückselig angefangenen ersten Stunde in der Fabrik gründlich vergällt.

Ein fünfzehnjähriger Schlosser schildert die ersten Eindrücke von seinen Kollegen wie folgt:

Etwa nach einer Viertelstunde kam ein Lehrjunge, welcher mich, seinen zukünftigen Lehrgenossen, mißtrauisch betrachtete. Nun kamen nacheinander die Gesellen. Ein mürrisches „Morgen!", welches so viel als guten Morgen heißen sollte, war der Morgengruß.... Es war schon halb 8 Uhr, als noch ein Lehrling kam, also eine halbe Stunde zu spät. Der Meister fragte, weshalb er zu spät käme. Die Antwort lautete: „Weil i verschlofen hob!" Nun bekam er eine Strafpredigt, welche er sich aber nicht zu Herzen nahm, denn mit einem spöttischen Lächeln zog er sich aus. Als ich ihm zuschaute, wie er sich gemächlich auszog, rief er mir nicht gerade recht freundlich zu: „Wos glotzt denn, Maulaff!" Ich kehrte diesem Grobian verächtlich den Rücken. Das kann lustig werden, dachte ich mir.

Bessere Erfahrungen mit ihren Lehrkollegen haben zwei andere junge Burschen gemacht. Der eine, Lehrling in einer Schuhfabrik, fand in seinem Kollegen einen treuen Berater, der andere sogar einen Herzensfreund. Er erzählt, wie er in Furcht vor dem Meister gerade vor der Maschine stand:

„Druck nor net so fest drauf los" sprach plötzlich mein Nachbar zu mir.

„Wieso?" fragte ich.

„Na du tust ja als wenn du die ganze Maschine zerrumpeln wolltest" entgegnete er mir darauf.

Auf dieſes gab ich ihm keine Antwort.

„Wie heißt du" fragte er mich dann.

Ich ſagte ihm meinen Namen und kam dann ſo allmählich mit ihm ins Geſpräch. Ich erzählte ihm meine ganzen Erlebniſſe von meiner früheren Arbeitsſtelle. Wie mich mein Lehrmeiſter immer verbrügelt hätte, wie ich ihm dann durchgebrannt ſei und wie ich in dieſe Fabrik kam. Ich ſah es an ſeinem Geſichte, daß er mich von ganzem Herzen bedauerte, ich war deshalb gerne bereit ihm meine Hand zum Freundſchaftsbunde zu reichen, denn es war ja ein guter und ehrlicher Kolege. Seine Augen leuchteten ſo voll Güte und ſein Geſicht ſah ſo fröhlich aus, daß ich ihm ſagen mußte, ob er nicht mein Freund ſein will.

Sehr verſchieden iſt die Beurteilung der Vorgeſetzten vom Meiſter aufwärts. In günſtigem Lichte und in ungünſtigem erſcheinen ſie in je 10 Arbeiten, und in beiden Fällen ſtehen neben 7 männlichen 3 weibliche Berichterſtatter.

Schlechte Erfahrungen hat zum Beiſpiel ein ſchon früher zitierter Steindruckerlehrling gemacht:

... da kam mir ein bärtiger Mann entgegen. Ich vermutete in ihm den Faktor. Ich begrüßte ihn und auf die Frage „Wo ſind die anderen Lehrlinge, welche ich ihm natürlich nicht beantworten konnte, drehte er mir den Rücken. Ich ſtand da wie ein diebiſcher Hund, dem ſein Herr einen Fußtritt verſetzt hat, und im Begriff iſt, ſich unter das Bett mit eingezogenem Schwanz zu verkriechen. So war der Empfang, wie wird die Zukunft werden, war die einzige Frage, welche ich mir vorlegte.

Einem der Einſender, einem fünfzehnjährigen Schloſſer, iſt gleich am erſten Tage etwas widerfahren, was tiefen Eindruck auf ihn machte:

Die Glocke ſchellte Vesper. Ich holte mit noch einem Lehrjungen das Vesper. Was da nicht alles gegeſſen wurde: Leberkäs, Stadtworſcht, Preſſack, Speckworſcht uſw. Das waren die einzelnen Wurſtſorten, welche aber allgemein als Worſcht bezeichnet wurden. Ich verlangte beim Metzger 3mal 12 Preſſack, worauf er ironiſch frug: „Arbeiterpreſſack", und ebenſo ironiſch frug ich: „Gibts auch Mittelſtandspreſſack?" worauf der dicke Metzgermeiſter feuerrot wurde. Alſo gibt es auch extra Arbeiterwurſtſorten, dachte ich mir. Natürlich wäre es auch eine Beleidigung für die Herren Metzgermeiſter, wenn der Arbeiter denſelben Preſſack eſſen würde wie die Mittelſtändler. Als ich es den Arbeitern erzählte, blieben ſie ganz ruhig dabei, mein Gefühl empörte ſich dagegen.

VI.

Recht verſchieden ſind auch die zuſammenfaſſenden Urteile über den Eindruck der erſten Stunde im Betrieb. Von Enttäuſchung, niedergedrückter Stimmung berichten 10 Schilderungen, darunter die von 6 Mädchen. Die Arbeit der erſten Stunde, heißt es da einmal, lehrte mich gleich, daß ſie „kein munteres, fröhliches Schaffen, ſondern ein harter Frondienſt iſt"; 2 andere Mädchen wären vor Enttäuſchung am liebſten gleich wieder davongelaufen. Ein drittes „hätte weinen mögen": da hatte es ſo ein ſchönes Zeugnis mitgebracht, und nachher krähte kein Hahn danach; es hatte gedacht, die Aufmerkſamkeit aller Kolleginnen zu erregen, und nun beachtete es keiner; da hatte es für ihre erſte Arbeit Lob erwartet und empfing Tadel. Nun verzweifelte es und wußte nicht mehr hin und her. — Einer der jungen Burſchen faßt den Eindruck der erſten Erlebniſſe in die Worte zuſammen: „Iſt das ein Hundsgelumpe, denke ich". Einem anderen verſtreicht die Zeit endlos.

In 5 oder 6 Fällen miſchen ſich Gefühle der Befriedigung mit ſolchen der Unzufriedenheit. Das eine Mal gefällt es dem Schreiber ganz gut, aber der

Lärm verwirrt und belästigt ihn. In einer anderen Schilderung ist das Bild zunächst recht düster; aber bald gewöhnt der junge Mann sich ein, und nun vergeht ihm die Zeit im Fluge. Hier störte die Angst vor den Maschinen die angenehmen Eindrücke, dort ist es eine einzelne Person, die die behagliche Stimmung verscheucht. In 2 Fällen ist das Gefühl des Staunens, der Verwunderung vorherrschend.

Sieben von den Schreibern und Schreiberinnen — 2 Mädchen sind dabei — haben einen durchaus günstigen Eindruck von der ersten Stunde empfangen. Die Zeit vergeht schnell, die Arbeit macht Freude, die Räume heimeln an, die Zukunft erscheint in angenehmem Lichte. Freilich 3 der Einsender bemerken auch ausdrücklich, daß der erste Eindruck nicht der dauernde blieb. Die erste Freude ist längst dahin, „Lehrjahre sind eben keine Herrenjahre", sagt einer der Schreiber. Nur ein Mädchen erklärt ausdrücklich, ihr gefiele ihre Arbeit auch heute noch „ganz gut". Von denen, die von der ersten Stunde enttäuscht wurden, fügt eine Einsenderin hinzu, sie hätte sich ja inzwischen an die Arbeit gewöhnt; aber gefallen täte sie ihr ebensowenig wie am ersten Tage.

Eine Anzahl der Teilnehmer am Wettbewerb hat in die Schilderung breitere Reflexionen eingeflochten. Im allgemeinen wirken sie viel weniger frisch und ursprünglich als die Darstellung im übrigen. Manches scheint etwas altklug und angelernt, so, wenn etwa ein Mädchen gleich darüber nachzudenken anfängt, wie hoch wohl der „Reingewinn" sein mag, den das Unternehmen aus ihrer und der Kolleginnen Arbeit herauswirtschaftet, oder wenn vom „Ernst des Lebens" gesprochen wird, und wie die Gemeinplätze sonst noch heißen. Mehrere der jungen Leute schließen mit dem Hinweis auf die Notwendigkeit des Zusammenschlusses und des gemeinsamen Kampfes für eine bessere Zukunft der Arbeiterklasse, doch erwächst dieser Schluß nur in wenigen Fällen organisch aus dem Übrigen.

Am eigenartigsten ist noch jener Sechzehnjährige, der das Erlebnis mit dem „Arbeiterpreßsack" hatte, derselbe, der auch das Zuspätkommen eines älteren Lehrlings beobachtete. Schon als er sich als ersten am Platze bemerkte, fügt er dem in seiner Schilderung hinzu: „Mein erster Grundsatz war der, daß ich nicht so bald da zu sein brauchte." Er schließt seine Darstellung:

Ich hatte in dieser Zeit wieder genug Erfahrungen gemacht, um daraus Grundsätze zu sammeln:

1. Kurz und bündig antworten.
2. Immer nur mit sich selbst beschäftigen.
3. Aus reicher Erfahrung, durch Probieren sein Wissen zu bereichern.
4. Sich nicht mit Schlechtem, Wenigem abspeisen lassen.

Aber es wird noch die Zeit kommen, wo wir Jungvolk, welches als Lehrjungen Arbeiterpreßsack bekommen haben, auch einmal den Mittelstands-, den besseren Preßsack essen werden.

Denn die Parole des „Jungvolks" soll heißen:

„Durch Nacht zum Licht!"

VII.

Blicken wir zurück, so zeigt sich uns, daß in unserer proletarischen Jugend ein gut Stück Gestaltungskraft steckt, nur leider ohne Gelegenheit, sich auszureifen, vielfach schon verkümmert oder auch ungesund ins Kraut ge-

schossen infolge der ungünstigen Entwicklungsbedingungen. Vor allem dürfen wir uns aber doch des reichen Innenlebens freuen, das in unserer Jugend blüht. Nicht stumpfe Gleichgültigkeit, sondern tiefes Empfinden, ein Auf- und Abwogen von Gefühlen und Hoffnungen begrüßt den „großen Tag" der ersten Arbeitsleistung. Und mit ihnen eint sich ein inniges Interesse an der Arbeit, meist auch dort, wo der Beruf nicht freiwillig gewählt war. Nur bei sehr wenigen hat man den Eindruck, als wäre jene erste Stunde in der Fabrik nicht als ein großes Erlebnis von dauernder Nachwirkung empfunden worden.

All das kann uns mit Stolz auf unsere Jugend erfüllen; mit Hoffnungen auf ihr Wirken in der Zukunft; mit Schmerz aber auch zugleich, daß wir ihr nicht mehr Möglichkeit verschaffen können, ihre Gaben auszureifen und sie vor dem tötenden Einerlei der heutigen Werktagsarbeit zu behüten. Es muß uns ein Anreiz sein, den Kampf um bessere Lebens- und Entwicklungsmöglichkeiten unserer Jugend noch ernster zu führen als bisher. Denjenigen, die selber in einer Fabrik tätig sind, sollten die Schilderungen eine Lehre sein, daß sie mit der seelischen Stimmung der jungen Leute rechnen, die ihnen als Lehrbuben und Lehrmädchen zur Seite gestellt werden. Aufs genaueste beobachten ihre Kinderaugen jede Bewegung, jeden Blick, jedes Lächeln; jedes Wort gräbt sich den jungen Leuten tief ins Herz. Wer die Jugend gewinnen will für den proletarischen Kampf, der kann hier, kann just in den ersten Tagen, da die jungen Leute an die Arbeitsstätte kommen, unendlich viel wirken, indem er ihnen als treuer, helfender Kamerad zur Seite tritt und ihnen derart praktisch zeigt, was Solidarität und Klassengefühl bedeuten.

Die nicht Gelegenheit haben, in der Werkstatt an die Jugendlichen heranzukommen, finden aber auch in jenen Bekenntnissen junger Burschen und Mädchen Hinweise genug, wie sie sich ihr Interesse und ihr Vertrauen gewinnen können. Es ist für den Älteren oft schwer, sich hineinzuversetzen in die Gefühlswelt und die Anschauungsweise junger Genossen und Genossinnen. Wer die hier mitgeteilten Zeugnisse auf sich wirken läßt, wird leichter erkennen, wie er zu der Jugend sprechen, was er bei ihr voraussetzen und was er von ihr verlangen kann. Wenn die leitenden Personen unserer Jugendbewegung, ähnlich wie es hier versucht wurde, ständig bestrebt sein würden, der Jugend ohne Zwang und ohne Schulmeisterei Bekenntnisse ihrer Interessen und Gefühle zu entlocken, und wenn sie es verstehen würden, das junge Volk viel besser lehren und mit unseren Zielen vertraut machen als heute, es uns noch viel inniger und in weit größerem Umfang verpflichten als bisher.

Literarische Rundschau.

Wilhelm Blos, **Denkwürdigkeiten eines Sozialdemokraten.** 1. Band. München 1914, G. Birk & Co. 300 Seiten. Geheftet 3 Mark, gebunden 4,50 Mark.

»Dort, wo die blaue Tauber in den grünen Main sich ergießt, liegt meine liebe alte Vaterstadt Wertheim.... Über Fluß und Tal erheben sich die Ausläufer des Odenwaldes und des Spessarts. Wald und Weinberge bedecken diese Höhen, und der dort wachsende weiße Wein, der ‚Wertheimer', wird als echter Frankenwein gerühmt.« — So beginnt einer von unseren Alten, Genosse Wilhelm Blos, seine

Lebenserinnerungen, deren erster Band soeben erschienen ist. Und was er darin von den ersten drei Jahrzehnten seines Daseins erzählt, paßt hinein in das heimatliche Landschaftsbild. Gemütvoll, lebensfroh, weinlaunig und mit romantischem Anflug zieht dieses Dasein an uns vorüber, und verdüstert gelegentlich eine schwere Wolkenwand die Sonne, leuchtet's nachher wieder desto heller und freudiger auf. Blos beruft sich in dem Vorwort zu seinem Buche auf ein Wort Fontanes, daß das Nebensächliche als nichts gelte, wenn es bloß nebensächlich sei; stecke aber was drin, dann sei es die Hauptsache, denn es gebe einem dann immer das eigentlich Menschliche. Und von diesem »eigentlich Menschlichen« steckt viel in dem scheinbar Nebensächlichen, in dem vielen Persönlichen, das Blos uns auf den 300 Seiten seines Buches gibt. Man hat an Bebels Lebenserinnerungen gerühmt, daß sie die Persönlichkeit des Verfassers (abgesehen von den Jugend- und Wanderjahren) vollständig zurücktreten lassen gegenüber den parteigeschichtlichen und allgemein politischen Dingen. Ohne Zweifel hat das sein Gutes. Mancher aber wird es als einen Mangel empfinden, zumal wir Sozialdemokraten uns unseren Führern mehr, als das bei anderen Parteien der Fall ist, auch menschlich verwandt fühlen. Die Würdigung des Persönlichen, sei es des eigenen oder anderer Menschen, gestaltet außerdem die Schilderung der geschichtlichen Ereignisse frischer, lebendiger und anschaulicher, und auch deshalb war eine Zurückhaltung, wie sie Bebel auf diesem Gebiet geübt hat, von manchem bedauert worden. Aber es scheint, daß der Blick für das geschichtlich Bedeutungsvolle sich selten eint mit dem Sinn für das persönlich Reizvolle, und so wollen wir denn froh sein, daß Genosse Blos uns in seinen Denkwürdigkeiten ein Buch beschert hat, das nach der Seite des »eigentlich Menschlichen« die Lebenserinnerungen Bebels glücklich ergänzt. Und noch in anderer Beziehung verdienen die Denkwürdigkeiten des Genossen Blos als Ergänzung zu Bebels Buch »Aus meinem Leben« gestellt zu werden. Bebel stammt aus Proletarierkreisen, wurde selber Arbeiter und kam als solcher zur Sozialdemokratie. Blos wurde als Sohn eines Arztes geboren, unter seinen Verwandten von mütterlicher Seite finden sich Kaufleute, Pfarrer, Künstler. Hier sehen wir, wie ein Mitglied der bürgerlichen Intelligenz zur Sozialdemokratie kommt. Nach der Schule Kaufmann, dann Student, Steuerbeamter, Redakteur erst demokratischer, dann, seit 1872, sozialdemokratischer Blätter und 1877 Reichstagsabgeordneter, und zwar als jüngstes Mitglied des Hauses. Aus dem Wahlkampf — Blos war in Reuß ältere Linie gewählt worden — eine kleine Erinnerung: »Am Vorabend der Wahl geruhten Seine Durchlaucht Heinrich XXII. ihren Hofstaat feierlich zu versammeln und eine Ansprache zu halten. ‚Drei Kandidaten haben wir,' sprach der Fürst, ‚und von diesen ist mir der konservative, der auch die Spezialinteressen unseres Landes vertritt, natürlich der liebste. Der nationalliberale Kandidat will das Land in den Besitz Preußens überführen, und ich hoffe, daß ihn niemand wählen wird, der seiner angestammten Dynastie nicht den historischen Rechtsboden unterhöhlen will. Da ist auch noch ein Sozialdemokrat. Ich wünsche dessen Wahl natürlich nicht. Aber wenn jemand ihn wählen will, so werde ich es ihm nicht nachtragen.'«

Die Kosten des Wahlkampfes, der Blos in den Reichstag beförderte, betrugen etwa 600 Mark. Reuß ältere Linie besteht noch, im übrigen aber haben sich die Zeiten wesentlich geändert. Kein Bundesfürst hält heute mehr solche Reden an seinen Hofstaat, und kein Wahlkampf, auch nicht im kleinsten aller Bundesstaaten, läßt sich mit 600 Mark Kosten bestreiten. Ein Jahr darauf kam das Sozialistengesetz als Zeichen, daß die gemütlichen Zeiten für die Partei vorbei waren. Hier schließt Blos den ersten Band seiner Denkwürdigkeiten. Nicht so leicht und so glatt, wie oben angedeutet wurde, vollzog sich der Lebenslauf des jungen Mannes. Mißhelligkeiten mit Verwandten, Enttäuschungen im Beruf, Krankheit, Entbehrung und Schwierigkeiten aller Art durchkreuzen seinen Weg und begleiten ihn auch auf weite Strecken. Aber Blos hat Lebensmut, er hat Humor, und sein sonniges Gemüt strahlt auch auf die Widrigkeiten des Daseins einen versöhnlichen Schein aus. Er

hat seine Partei, seine Weltanschauung, die sein Schaffen beflügelt, er findet Menschen, die ihm wohl sind, die ihn anregen zum Fabulieren, die ihn herausfordern zum überlegenen Spott oder auch, wenn es sich um einen gar zu Unverschämten handelt, zu jenem saftigen Spruch, dessen Mahnung nie befolgt, aber immer verstanden wird. Blos hat ehrlich seinen Mann im proletarischen Kampfe gestanden, aber er wußte auch die behaglichen Freuden dieses Lebens zu genießen. Freuen wir uns, daß wir neben den heißen Kampfnaturen auch Leute wie Blos in unserer Partei haben, freuen wir uns seines Buches und räumen wir diesem einen Platz neben Bebels Lebenserinnerungen ein. August Erdmann.

Seht, wie die Zukunft euch grüßt! Für die schulentlassene Jugend herausgegeben von dem Arbeiterverein Kinderfreunde Niederösterreichs. Wiener Volksbuchhandlung. 48 Seiten. Preis 1 Mark.

Ein Büchlein, mit dem unsere österreichischen Genossen zur proletarischen Jugend in jener einfachen Sprache reden, wie sie der Fünfzehnjährige versteht. Beiträge von Pernerstorfer, Winter, Adelheid Popp, Carraro, Afritsch, Friedjung, Emmy Freundlich führen hinein in das neue Land des Erwerbslebens, in die Gefilde des Wissens, der Schönheit, der Kunst, in die Welten eines proletarischen Lebensstils, wie ihn Joseph Luitpold in seinem Gedicht „Die Ruderer" prächtig knapp erfaßt: „Kraft an Kraft, Schlag an Schlag, wir rudern in den neuen Tag". Oder wie ihn Karl Henkell in den einleitenden Versen besingt: „Stärkt euch in Glück und in Leid, stählt euch in Lust und in Pein!" Lyrische Zeichnungen und Bilder aus der Jugendbewegung ergänzen den Text. Da wir keinen Überfluß an pädagogischen Schriften für die proletarische Jugend haben, wird das gutausgestattete Bändchen unserem Nachwuchs und allen, die in seinen Reihen wirken, willkommen sein. R. Gr.

Dr. Elisabeth Hell, **Jugendliche Schneiderinnen und Näherinnen in München.** Eine Untersuchung ihrer wirtschaftlichen Lage mit besonderer Berücksichtigung der handwerksmäßigen Ausbildung. Stuttgart 1911, Cottasche Buchhandlung. 178 Seiten. 4 Mark.

Dr. Käthe Mende, **Münchener jugendliche Ladnerinnen zu Hause und im Beruf.** Münchener volkswirtschaftliche Studien. Stuttgart und Berlin 1912, Cottasche Buchhandlung. 9,50 Mark.

Die Zahl der weiblichen jugendlichen Erwerbstätigen ist in schnellem Wachsen begriffen. Ihre Lage lenkt daher in steigendem Maße die Aufmerksamkeit der sozialen Forscher auf sich. Obwohl beide hier zu besprechende Arbeiten ihren Untersuchungskreis auf einen Ort beschränken und ihre Feststellungen somit eine lokale Färbung aufweisen, können doch manche ihrer Ergebnisse als allgemein gültige Erscheinungen in der Lage dieser Schichten angesehen werden.

Dr. Hells Untersuchung erstreckt sich auf einen charakteristischen Teil des Handwerks, die Schneiderei und Näherei. Die häuslichen und beruflichen Verhältnisse von 165 Kleidermacherinnen, 52 Weißnäherinnen und 33 Konfektionsarbeiterinnen werden dargelegt, außerdem sind noch die Ergebnisse von 470 Fragebogen verwertet worden.

114 Mädchen stehen im Alter von unter 14 Jahren, 481 im Alter von 14 bis 16 und nur 125 im Alter von 16 bis 18 Jahren. Sie sind zumeist in den Kleinbetrieben beschäftigt, in geringem Umfang auch in den für den Massenabsatz arbeitenden Betrieben der Konfektion. Die modernste Betriebsform, die mit Maschinenkraft betriebene Kleiderfabrik, beschäftigt nur wenige jugendliche Arbeitskräfte, und dann nur vom vollendeten 14. Lebensjahr an.

Über die Ausbildung der jugendlichen Schneiderinnen, der Dr. Hell besondere Aufmerksamkeit zugewendet hat, wird wenig Günstiges berichtet. Eine tiefgreifende Wirkung der neuen Handwerkergesetze ist noch nicht zu spüren. Die Lehrzeit be-

trägt meist 2 bis 3 Jahre. In den handwerksmäßigen Betrieben ist die Ausbildung teilweise völlig ungenügend. Die Jugendlichen werden oft im ersten Jahre nur zu Botengängen oder für häusliche Dienste benutzt, später erlernen sie meist nur eine bestimmte Teilarbeit. Zwei Mädchen haben, nachdem sie 2 bis 3 Jahre gelernt hatten, noch nie an einer Nähmaschine gearbeitet. Mehrere können nicht die einfachste Bluse arbeiten. Doch sei die Ausbildung in den kleinen Werkstätten im allgemeinen noch immer gründlicher und vielseitiger als in den großen Schneiderateliers, in denen ausgesprochene Arbeitsteilung herrscht. In der Konfektion ist die Ausbildung noch ungeregelter und einseitiger als in der Maßschneiderei, doch sind die Mädchen auch meist nicht als Lehrmädchen angestellt, sondern erhalten als jugendliche Hilfsarbeiterinnen ein geringes Entgelt.

Die Nachfrage nach jugendlichen Arbeiterinnen und die Abneigung der Eltern gegen Lehrgeld hat zu dessen Abschaffung und zur Einführung einer Entlohnung geführt. Sie ist sehr verschieden. Am höchsten ist sie in der Kleiderkonfektion und der Wäscheindustrie, niedriger in den Groß- und Kleinbetrieben der Maßschneiderei.

Die gesetzlich zulässige Arbeitszeit wird in zahlreichen Fällen übertreten. Die Jugendlichen arbeiten oft genau so lange wie die Meisterin und die erwachsenen Gehilfinnen. Die meisten der an und für sich zahlreichen Gesetzesübertretungen werden bei der Beschäftigung von Kindern unter 14 Jahren begangen. Bei den 114 Dreizehnjährigen, auf die sich die Statistik erstreckt, arbeiten 74 = 64,9 Prozent täglich länger als die erlaubten sechs Stunden!

Auch die Arbeitsräume sind mangelhaft. Bei einem Fünftel der Arbeitsräume dient die Werkstatt außer gewerblichen Zwecken als Küche, Schlafraum und dergleichen. Nur die Arbeitsräume der Großbetriebe entsprechen hygienischen Anforderungen.

Der zweite Teil der Schrift beschäftigt sich mit den persönlichen Verhältnissen der jugendlichen Schneiderinnen. Er gewährt interessante Einblicke in das Leben dieser jugendlichen Personen, es dürfte sich aus ihm wohl manche Anregung für unsere Arbeit für die Jugendbewegung schöpfen lassen.

Dr. Mendes Arbeit ist eine verständnisvolle und eingehende Studie über die Lage der jugendlichen Ladnerinnen in München, die erste Untersuchung dieser Art.

Der eigentlichen Untersuchung geht eine sehr umfangreiche, gut orientierende Übersicht über die Entwicklung der Frauenarbeit im Handelsgewerbe, der sozialpolitischen Gesetzgebung, der kaufmännischen Lehre sowie der Bestrebungen nach Fortbildungsunterricht voraus. Sie soll als Unterlage das Verständnis der behandelten Münchener Erhebungen erleichtern. Der Darstellung folgen noch ein wertvoller statistischer Anhang über „die Verkäuferin im deutschen Warenhandel" sowie eine Gegenüberstellung der gesetzlichen Bestimmungen für Lehrlinge in offenen Verkaufsstellen und der entsprechenden Bestimmungen für Lehrlinge in Industrie und Handwerk.

Die Ergebnisse der Untersuchung bestätigen, daß der Nachwuchs an weiblichen Arbeitskräften im Handelsgewerbe sich in immer steigendem Maße aus den proletarischen Schichten rekrutiert. Dr. Mende stellt fest, daß ungefähr ein Viertel aller jugendlichen Verkäuferinnen dem kleinbürgerlichen Mittelstand, zwei Drittel der handarbeitenden Volksschicht angehören und nur wenige sozial höherstehenden Schichten entstammen. Eine weitere Orientierung über die proletarische Herkunft der Mädchen ermöglichen die Ziffern über die Art des Schulbesuchs; von 330 Mädchen hatten nur 4 eine Töchterschule, alle anderen die Volksschule besucht.

Als eine Folge der Herkunft aus den proletarischen Schichten der Bevölkerung ist die starke Inanspruchnahme der jungen Mädchen im Interesse ihrer Familien anzusehen. Da nur wenige der Mädchen den Sonntag zu ihrer Erholung haben, wochentags aber durch eine lange Arbeitszeit und die häusliche Arbeit weit über ihre Kräfte beschäftigt werden, so leidet darunter sowohl ihre körperliche wie ihre geistige Entwicklung.

Wie stark schon ihre Inanspruchnahme durch das Geschäft ist, zeigen die Zahlen über die Dauer der Arbeitszeit. 65 Prozent der jungen Verkäuferinnen hatten eine Arbeitszeit von 10 bis 12 Stunden (ohne die Pausen), nur 28 Prozent eine Arbeitszeit unter 10 Stunden und der Rest sogar mehr als 12 Stunden.

Auch über die Ausbildung wird wenig Günstiges berichtet, trotzdem die Lehrzeit zwei Jahre und mehr beträgt und somit beträchtlich länger ist als in vielen anderen Gegenden des Reiches.

Dasselbe ungünstige Bild entrollt die Darstellung der Gehaltsverhältnisse. Das Durchschnittsgehalt betrug im ersten Jahre 8,33 Mark, im zweiten 17,29 Mark und im dritten 30,65 Mark monatlich.

Eingehend untersucht Dr. Mende die häuslichen Verhältnisse der jungen Ladnerinnen, und mit vielem Verständnis schildert sie den Kontrast, der häufig zwischen dem persönlichen Leben und dem häuslichen Milieu und den Eindrücken der Berufsarbeit besteht. Dieser Gegensatz ist stärker als in anderen weiblichen Arbeitsgebieten und führt zu mancherlei Konflikten, von denen die Entfremdung gegenüber der bisherigen Umgebung die bekannteste ist. Hanna Gernsheimer.

Zeitschriftenschau.

In der Januarnummer von »The International Socialist Review« (Chicago) schreibt Tom Mann **»Ein Plaidoyer für Einigkeit«**, nachdem er sich 20 Wochen in den Vereinigten Staaten aufgehalten und in den verschiedenen Teilen des Landes eifrig mit Angehörigen der American Federation of Labor wie der Industrial Workers of the World sowie mit Arbeitern, die keiner der beiden Organisationen angehören, konferiert hatte.

In Pittsburg, diesem wichtigsten Industriezentrum, sind von einer Viertelmillion Arbeitern in der Stahlbranche kaum 3 Prozent organisiert. In den Werken am Westinghouse mit einer Belegschaft von 25 000 Mann kaum 2 Prozent. Ein großer Teil der Stahlarbeiter arbeitet pro Woche 7 Schichten zu 12 Stunden. Angesichts solcher Zustände bekämpfen sich die beiden Gewerkschaftsorganisationen, die A. F. of L. und die I. W. W., aber keine von beiden ist imstande, die Arbeiter in die Organisation zu ziehen.

Allerdings muß es den I. W. W. hoch angerechnet werden, daß sie sich der ungelernten und besonders auch der Wanderarbeiter angenommen haben, die von der A. F. of L. sehr vernachlässigt wurden. Ebenso haben sie zur Aufklärung und Aufrüttlung der Massen sehr viel beigetragen. Fragt man aber nach greifbaren Resultaten, insbesondere nach starken Organisationen, so sieht man, daß die Arbeit der I. W. W. fast ergebnislos geblieben ist. Tatsächlich kann man den I. W. W. kaum mehr als 14 000 Mitglieder zurechnen.

In vielen Stücken ist die Situation in Amerika ähnlich wie in England. Hier wie dort sind verschiedene einflußreiche Führer ausgesprochen reaktionär und haben gar kein Verständnis für die Bedeutung der Klassensolidarität, sie verstehen nichts vom Klassenkampf und haben nichts dagegen einzuwenden, daß die Handlanger kaum die Hälfte dessen erhalten, was ihr eigener Lohn ausmacht. Sie sind nur darauf bedacht, ihr spezielles Gewerbe mit Schutzwehren zu umgeben, als ob der Fortschritt der Wissenschaft und des Maschinenwesens nicht revolutionäre Kräfte wären, die diese Schutzwehren immer wieder umreißen. Aber trotz alledem sind doch die Gewerkschaften die wirklich wirksamen Kräfte, sie sind die natürliche und eigentliche Waffe, mit der die Arbeiterschaft ihre Schlachten schlägt. Deshalb haben auch die britischen Syndikalisten (zu denen Mann sich zählt) davon abgesehen, eigene Gewerkschaften zu gründen, sie haben sich vielmehr bemüht, innerhalb der alten Vereine zu wirken und deren Wesen zu revolutionieren. Hätten die Mit-

glieder der I. W. W. ihre große Energie innerhalb der alten Verbände angewendet, ihr Resultat wäre heute ein viel größeres.

Diesen Ausführungen tritt in der Mainummer von »The New Review« (New York) Joseph J. Ettor, Mitglied des Vorstandes der I. W. W., in einem Artikel entgegen, der den Titel trägt: **»I. W. W. gegen A. F. of L.«** Tom Mann stellt die geringe Mitgliederzahl der I. W. W. den 2 Millionen Mitgliedern der A. F. of L. gegenüber. Aber mit dieser Mitgliederzahl hat es seine eigene Bewandtnis. Charakteristisch sind dafür die Verhältnisse in der Kohlenindustrie. Hier werden in einem Teil von Pennsylvanien, in ganz Ohio, Indiana, Illinois, Jowa und anderen Staaten die Gewerkschaftsbeiträge von den Bergwerksbeamten im Auftrag der Werksdirektion eingezogen und an die Gewerkschaften abgeführt, wodurch natürlich diese ganz in die Abhängigkeit der Werksleitungen geraten. Auf die Frage, warum denn die Gewerkschaft sich dieses erniedrigende Verhältnis gefallen lasse, antwortete ein hervorragender Funktionär, andernfalls würde die Union kaum ein Drittel ihrer Mitglieder haben.

Ebenso korrumpierend wie hier das Verhältnis in der Kohlenindustrie ist das sogenannte »Protokoll«, das vor einigen Jahren zuerst in der Mäntelkonfektion in New York eingeführt wurde, das aber jetzt auf die ganze Bekleidungsindustrie ausgedehnt werden soll. Dieses Protokoll enthält das Abkommen, das zwischen dem Fabrikantenverein und der Gewerkschaft abgeschlossen wurde und das die Arbeiter so völlig den Fabrikanten ausliefert, daß sie zum Beispiel kürzlich ihren Beschluß, statt ihres bisherigen Anwaltes Meyer-London den radikaleren Dr. Hourwich zu bestellen, wieder zurücknehmen mußten. Sowohl die A. F. of L. wie die Fabrikanten betrachten das Protokoll als das beste Schutzmittel gegen das Eindringen der I. W. W.

Die A. F. of L. hat sich der Ungelernten nie um ihrer selbst willen angenommen. Wenn sie überhaupt etwas für diese tat, so geschah das nur, um sich in ihren Kämpfen auf die Ungelernten stützen zu können. Ja, in verschiedenen Fällen, wo Ungelernte in Lohnkämpfe eintraten, wie zum Beispiel in Lawrence, fiel ihnen die Federation in den Rücken. Würden sich die I. W. W. auf eine ähnliche Taktik einlassen, würden auch sie sich als »gute Jungen« den Kapitalisten gegenüber benehmen, ihre Zahl betrüge heute sicherlich schon mindestens eine halbe Million.

Wenn Mann bemängelt, daß von der Arbeiterschaft Pittsburgs ein so geringer Prozentsatz organisiert ist, so trifft dieser Vorwurf in erster Linie die A. F. of L. Denn der ihr angehörende »amalgamierte Verein der Eisen- und Stahlarbeiter« nahm seinen Ausgang in Pittsburg und wurde zuerst von den Carnegiewerken begünstigt. Als aber der Verein begann, gegen die Stahlwerke in den Kampf zu treten, wurde er vom Stahltrust vernichtet. Seither hat die Federation Hunderttausende ausgegeben, um den Verein wieder ins Leben zu rufen, alles umsonst.

Auch ist es nicht richtig, daß die A. F. of L. fortschreitet, daß sie weniger reaktionär wird. Das Gegenteil ist wahr. Bis vor wenigen Jahren gab es immerhin noch eine Opposition gegen Gompers. Auf dem letzten Kongreß erfolgte aber seine Wiederwahl fast einstimmig.

Tom Mann verlangt von uns, wir sollten die A. F. of L. von innen aus zu reformieren suchen. Dieser Versuch ist schon oft gemacht worden; aber das Ergebnis war stets, daß unsere besten Leute verloren gingen. Entweder sie gaben den Versuch nach einiger Zeit als hoffnungslos auf und ihr Interesse für die Bewegung erlahmte überhaupt, oder sie paßten sich ihrer Umgebung an. So kommt es, daß die ärgsten Arbeiterbetrüger in der A. F. of L. ehemalige »Industrialisten«, »Anarchisten« und »Sozialisten« sind. G. E.

Berichtigung. Auf S. 201 dieses Bandes muß es als Stimmenzahl der Sozialdemokraten bei den schwedischen Wahlen nicht 286 320 heißen, sondern 229 031.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 9 | Ausgegeben am 29. Mai 1914 | 32. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Kehraus.

Berlin, 22. Mai 1914.

hw. Die Mühle, sie klappert nicht mehr. Der Reichstag hat Kehraus gemacht oder vielmehr, da unser glorreiches Parlament nicht aus eigenem Gutdünken über Vertagung oder Schließung zu befinden hat, sondern diese oder jene Form des Ferienanfanges aus den Händen der ewigen Regierungsgötter empfahen muß: dem Reichstag ist der Kehraus getanzt worden. Zum erstenmal seit den Wahlen von 1912 schließen sich die Pforten des Prunkbaus am Königsplatz, denn im Gegensatz zu den beiden letzten Sommern bedeutet diesmal Reichstagsende Sessionsschluß. Die erste Session der Legislaturperiode, in der die Sozialdemokratie des Hauses stärkste Partei bildete — mit wieviel Hoffnungen, wieviel Entwürfen ist ihr Beginn nicht von den unveränderlich Vertrauensseligen begrüßt worden, und wie enttäuscht, wie niedergedrückt, wie zerknittert steht heute der Schwarm der Hoffnungsvollen vor dem geschlossenen Tore des Parlamentes! Die Mühle, sie klapperte zwar: klipp klapp, klipp klapp, aber sie gab kein Mehl.

Hüben und drüben, oben wie unten führt sich die Mißstimmung über die Mangelhaftigkeit des deutschen Parlamentarismus und just über die Mängel dieses besonderen Reichstags immer tiefer ein. Freilich fließt diese Mißstimmung aus recht verschiedenen Quellen. Wenn ein ausgekochtes Scharfmacherblatt wie die »Rheinisch-Westfälische Zeitung« all ihr Gift gegen den Reichstag verspritzt, auf den längst die Gebildeten der Nation mit Ekel und Verachtung blicken, so geschieht das in der durchsichtigen und nichtswürdigen Absicht, die Einrichtung des Parlamentes überhaupt herabzusetzen. Auch wenn sich reaktionäre Blätter über die Viel- und Breitrederein während der Etatberatung beklagen, ist die Lauterkeit dieser Jeremiaden nicht ganz zweifelsfrei, denn es versteht sich am Rande, daß den Rückwärtsern von Beruf namentlich solche Reden auf die Nerven fallen, die lang und breit die Schäden dieser gepriesenen Gesellschaftsordnung anprangen. Aber ein Körnchen Wahrheit steckt doch in dem Vorwurf übergroßer parlamentarischer »Geschwätzigkeit«. Solange unter dem Sozialistengesetz ein solider Knebel die Arbeiterpresse hinderte, zu sagen, was gesagt werden mußte, waren unsere Vertreter im Reichstag gezwungen, ganze Materialsammlungen, ganze Broschüren zusammenzureden, da die unter dem Schutze der Immunität veröffentlichten und verbreiteten Parlamentsreden oft die einzige Möglichkeit für die Aussaat sozialistischer Ideen in den Massen gaben. Bei der heute so gewaltig entwickelten sozialdemokratischen Parteipresse entfällt dieser Grund zu ermüdenden Dauerreden, und wenn jetzt eine Ge-

werkschaft über die Lohn- und Arbeitsverhältnisse einer bestimmten Arbeiterschicht eine reichlich dokumentierte Flugschrift herausgeben will, so ist das ein ebenso nützliches wie notwendiges Unterfangen, aber es ist ebenso sicher überflüssig, diese Flugschrift mit allem Zahlenmaterial durch einen Verbandsbeamten, der zufällig Abgeordneter ist, den Reichstagsstenographen in die Feder diktieren zu lassen. Ein Redner, der auf Wirkung seiner Worte in- und außerhalb des Hauses bedacht ist, wird sich vor übermäßiger Länge sorgsam hüten, denn je länger eine Rede ist, desto weniger wird sie im Parlament selbst angehört, desto weniger gelangt von ihrem vielleicht ganz trefflichen Inhalt in die Preßberichte, und desto eher verfällt sie dem Schicksal, ruhmlos in den Katakomben der stenographischen Berichte beigesetzt zu werden. Vollends gehört es in das Gebiet des groben Unfugs, wenn mit der Besprechung von verhältnismäßigen Bagatellen, wie neben den großen Fragen der Zeit die Impffrage eine ist, Tage um Tage vergeudet werden, während ein Ding von der politischen Bedeutung der dritten Etatslesung in Hetz und Hatz erledigt werden muß.

An Ort und Stelle hat Genosse Ledebour treffend dargelegt, wie die Regelung der Diätenfrage an solchen unerträglichen Zuständen die Mitschuld trägt. Die tausend Mark, die als letzte Rate der Aufwandsentschädigung bei Ferienanfang ausbezahlt werden, sind eine Prämie für möglichst frühen Schluß der Beratungen, sobald der Tag der vorletzten Ratenzahlung, der 1. April, einmal vorüber ist. Deshalb stehen mindestens in den Maiwochen bereits die gepackten Reisehandtaschen unter den Sitzen der bürgerlichen Volksvertreter, und deshalb ist von diesem Zeitpunkt an das Parlament in eine gesetzgeberische Schnellsohlerei verwandelt, eine Erscheinung, die wahrhaftig alles andere als würdig ist. Aber vielleicht hat die Regierung an dieser Wirkung des Diätengesetzes ihre stille Freude, denn sie behandelt ja auch sonst den Reichstag nicht viel würdiger als die Minister des dritten Napoleon die französische Mameluckenkammer des bas-empire. Wir wollen in diesem Zusammenhang gar nicht davon reden, daß der Reichskanzler die zwei Mißtrauensvoten, die ihm der Reichstag ausstellte, perforieren läßt und diskretem Gebrauch überweist, wir wollen auch davon schweigen, daß ähnlich wie die preußischen Minister der fünfziger Jahre der Kammer ins Gesicht höhnten: »Halten Sie nur allein Ihre Monologe, wir wollen Sie darin nicht stören!«, jetzt ein Handlanger des Kriegsministers in den Saal schnarren darf: »Was der Abgeordnete sagt, ist uns völlig gleichgültig!« Nichts von dem, denn im höchsten Maße unwürdig ist schon die Art, wie die Regierung den Reichstag plötzlich mit einer Fülle von Gesetzentwürfen überschwemmt, unwürdig die Ungewißheit, in der sie bis zum letzten Augenblick das Parlament über sein Schicksal hält, unwürdig die verächtliche Handbewegung, mit der sie durch Schließung des Reichstags die monatelange mühevolle Arbeit der Kommissionen unter den Tisch fegt, am unwürdigsten aber der Versuch, durch die lockende Aussicht auf Vertagung, das will sagen: auf fortdauernde Gültigkeit der Freifahrtkarten, den Reichstag in der Frage der Besoldungsnovelle zu einem Umfall zu bewegen. Ein Parla-

ment, das auf seine eigene Würde hielte, würde ob solcher Behandlung mit der Regierung Fraktur reden, daß ihr Hören und Sehen verginge.

Aber hier eben ist der Punkt, aus dem sich alles Weh und Ach unserer parlamentarischen Misere kurieren oder doch verstehen läßt: die Frage der Macht oder Ohnmacht des Parlaments. Wer die Entwicklung der mit dem Namen Zabern verknüpften Verfassungskrise im Reichstag aufmerksamen Blickes und mit dem Verständnis für Zusammenhänge verfolgt hat, kann sich über die Verfahrenheit und Trostlosigkeit unserer parlamentarischen Zustände nicht wundern. Hei! wie marschierten bei der Kunde, daß im Elsaß von dem Offiziersäbel die Verfassung in Scherben geschlagen werde, die Helden lobebaeren so trutziglich in Reih und Glied auf! Ach! wie krochen sie, als der Militarismus gleich einem Nußknacker die Augen rollte und die Zähne zeigte, so schreckhaft ins Mauseloch! Was Treitschke schon richtig erkannte, daß ein unbeschränkter Militarismus und ein Parlament von wirklicher Bedeutung nicht nebeneinander bestehen können, das vermochte und vermag der deutsche Reichstag nicht zu erkennen. Statt dem Militarismus den Daumen aufs Auge und das Knie auf die Brust zu setzen, bewilligt er ihm auch die maßloseste Forderung wie die Heeresvorlage von 1913 widerstandslos und ist nachher baß erstaunt, wenn der Kommißstiefel ihn unsanft von hinten berührt. Daß der Reichstag durch mehrere Wünsche des Kriegsministers, wie den Neubau des Militärkabinetts, die Presseabteilung des Ministeriums und die Auskunftstelle für verabschiedete Offiziere einen dicken Strich gemacht hat, will nicht viel besagen, denn zieht man die Bilanz der eben geschlossenen Session, so bleibt der weithin hallende Sieg des Militarismus bei der Heeresvorlage wie bei der Zaberner Angelegenheit. Der preußische Militarismus scheint stärker, der deutsche Parlamentarismus schwächer denn je!

Selbstverständlich, daß die sozialdemokratische Fraktion auch nicht ein Tüttelchen der Verantwortung dafür trifft. Sie hat in beiden Fällen den Fuß hart am Male gehalten, sie hat für die Freiheit des Volkes eine gute Klinge geschlagen, sie hat auch in dieser sozialpolitisch toten Zeit für das Wohl der Massen herauszuholen gesucht, was herauszuholen war. Wenn ihre redliche Arbeit nicht in höherem Maße der Erfolg krönte, so, weil die Hundertelf immer noch beträchtlich in der Minderheit sind und im Parlament eine dicke Mauer von Bosheit und Dummheit wider sich haben, die sie nicht mit den Schädeln einrennen können. Auch vermag ja die Fraktion nur zu wirken auf dem Boden der Bewegung der Massen im Lande. Das Parlament treibt die politische Entwicklung nicht voran, es spiegelt sie nur wider, denn nicht im Parlament, sondern in den Massen wurzeln die Triebkräfte dieser Entwicklung. Was der Reichstag schwatzt, ist keine Weltgeschichte. Geschichte ist, mit Friedrich v. Sallet zu reden, »das Stürmen der Bastillen und der Debatte Stürmen im Konvent«.

Wenn die Massen im Lande Bastillen stürmen, wird auch die Debatte im Reichstag, der vorderhand wenig genug von dem Nationalkonvent von 1793 an sich hat, im Zeichen großer Stürme stehen.

Bakunins historische Leistung.

Von Paul Axelrod.

Die Redaktion der »Neuen Zeit« ersucht mich, anläßlich der hundertsten Wiederkehr des Geburtstags M. Bakunins (18./30. Mai) einen Artikel über seine Rolle in der russischen revolutionären Bewegung der vorsozialdemokratischen Periode zu schreiben. Ein dankbares und — für mich, der als Bakunist begann — verlockendes Thema. Aber in der kurzen Zeit, die mir zur Verfügung steht, wäre es mir unmöglich, dieses Thema einigermaßen erschöpfend zu behandeln, und ich muß mich daher auf eine allgemeine, flüchtige Charakteristik der historischen Rolle Bakunins in der Periode der »Volkstümler« unserer Bewegung beschränken.

Die negative Bedeutung seines Wirkens in der Internationale ist allgemein bekannt. Es wird wohl aber sehr wenigen Vertretern sogar der führenden Kreise unserer westlichen Genossen bekannt sein, daß der Einfluß Bakunins in Rußland in den siebziger Jahren eine hervorragende positive Bedeutung hatte. Es erklärt sich dies selbstverständlich aus dem Charakter und Entwicklungsgrad der russischen revolutionären Bewegung zu jener Zeit.

Die alte Internationale trat ins Leben und wirkte in der Übergangsperiode des westlichen Proletariats aus dem Kindesalter oder dem vorhistorischen Stadium seiner Klassenbewegung in das der modernen sozialdemokratischen Arbeiterbewegung. Der Internationale fiel die historische Mission zu, das Proletariat in dieser Übergangsperiode zum Eintritt in das Zeitalter seiner geistigen und politischen Reife vorzubereiten. Aber innerhalb der Internationale selbst machten sich sektiererische, utopisch-revolutionäre und utopisch-sozialistische Überreste der Vergangenheit geltend; ihr Gegensatz zu den modernen Entwicklungsbedingungen und -bedürfnissen der Arbeiterbewegung beherrschte das innere Leben der internationalen Arbeiterassoziation während der sechziger und — namentlich in den romanischen Ländern — zum Teil auch noch in den siebziger Jahren. Und Bakunin war eben der begabteste, energischste und rücksichtsloseste Verfechter von Anschauungen, Aktionsmethoden und Tendenzen in der Arbeiterbewegung, die aus dem Zeitalter der Vorherrschaft des utopischen Sozialismus und des sektiererischen Revolutionarismus stammten. Er war der revolutionäre Bannerträger und Organisator der rückständigen, von bis zu einem gewissen Grade und in gewisser Beziehung reaktionären Tendenzen beseelten Elementen in der neuen proletarischen Armee. Und seine Erfolge innerhalb dieser Armee waren im großen und ganzen gleichbedeutend mit einem Umsichgreifen innerer Wirren und mit einer Steigerung der Geburtswehen der modernen internationalen Sozialdemokratie.

In der russischen revolutionären Bewegung bedeutete der Bakunismus zu jener Zeit dagegen einen wesentlichen, ja man darf sagen fast einen epochemachenden Fortschritt. Um dies einzusehen, muß man folgende Tatsachen im Auge behalten und deren entscheidende Wirkung auf den Charakter und den Entwicklungsgang unserer revolutionären Bewegung beachten.

Die wichtigste dieser Tatsachen ist natürlich die, daß der sozialpolitische Boden dieser Bewegung zur Zeit, als der Bakunismus in ihr zur Herr-

schaft gelangte, mutatio mutandis, mit dem Frankreichs etwa um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts gleichartig war. Rußland repräsentierte zu jener Zeit gewissermaßen das vorrevolutionäre Frankreich, fast ein Jahrhundert nachdem dieses vom historischen Erdboden verschwunden war. Das unmittelbare Ziel der revolutionären Bewegung in Rußland war also — oder sollte sein — die Beseitigung des ständisch-absolutistischen Regimes. In Frankreich waren es gerade die privilegierten Stände, namentlich deren Vertretungskörperschaften, mit den Parlamenten an der Spitze, die durch ihre jahrzehntelange Opposition gegen die Regierung diese zur Kapitulation zwangen, das alte Regime ins Wanken brachten und die Revolution einleiteten. Der russische Adel und die russische Geistlichkeit waren durch ihre Vergangenheit und ihre Situation in der Gegenwart unfähig, eine solche Rolle zu spielen; es fehlten ihnen die nötigen Machtmittel, in eine auch nur halbwegs energische Opposition gegen den monarchisch-bureaukratischen Absolutismus zu treten. Im Zarenreich mußten sich die demokratischen Elemente frühzeitig zu einer selbständigen Partei zusammenschließen und die historische Bühne beschreiten, um jene die öffentliche Meinung und die Volksmassen aufrüttelnde Vorarbeit zu leisten, die zur Anbahnung der ersten bürgerlichen Revolution notwendig war und die unter anderen Formen und mit anderen Mitteln in Frankreich mehr als hundert Jahre vorher die herrschenden Stände selbst vollbracht hatten. Die geschichtlichen Bedingungen des Vorbereitungsprozesses des ersten Aktes der bürgerlichen Revolution in Rußland machten es zur Notwendigkeit, daß dort die radikale Demokratie sich zu einem relativ bedeutenden politischen Faktor konsolidiere, bevor noch die elementarsten sozialpolitischen Voraussetzungen für ihre eigene Existenz vorhanden waren. Dieser Widerspruch in den Entstehungs- und Entwicklungsverhältnissen der russischen revolutionären Bewegung beherrschte von Anfang an den Bildungsprozeß der radikalen Demokratie im Zarenreich, und unter seinen Nachwirkungen leidet noch bis heute die russische Sozialdemokratie.

Aus welchen Elementen bestand nun die revolutionäre Partei Rußlands, und auf welche sozialen Schichten stützte sie sich zu jener Zeit, als die bakunistischen Lehren in ihr zur Vorherrschaft gelangten? Und ferner: Mit welchen Mitteln und in welcher Weise konnte sie sich behaupten und eine hervorragende Bedeutung im öffentlichen Leben Rußlands erlangen trotz der historischen Unreife des sozialen Bodens, auf dem sie wirkte? Eine erschöpfende Antwort auf diese Fragen wäre notwendig, um eine klare Vorstellung von der historischen Rolle und Bedeutung Bakunins in der volkstümlerischen Periode der russischen revolutionären Bewegung zu gewinnen. Leider kann ich diese Frage hier nur andeutungsweise flüchtig beantworten.

Nun ist ja auch im Westen so ziemlich allgemein bekannt, daß den Hauptherd und die Hauptstütze dieser Bewegung ursprünglich fast ausschließlich und dann ungefähr bis um die Mitte der neunziger Jahre hauptsächlich die studierende Jugend des Bürgertums bildete. Aus ihren Reihen rekrutierten sich die revolutionären Truppen, sowohl die Offiziere als die Hauptmasse der Soldaten, und sie war es auch, die hauptsächlich die materiellen Mittel für die Revolutionäre lieferte. Weshalb aber wurde gerade die akademische Jugend die Hauptträgerin und die Hauptmacht der volkstümlerischen revolutionären Bewegung?

Vor allem deshalb, weil auf dem sozialen Boden des alten Regimes in Rußland die politisch oppositionelle Tätigkeit einen außerordentlich hohen Grad von revolutionärem Idealismus, von Begeisterung und Selbstaufopferung erforderte, zu dem sich damals fast nur die Elite der akademischen Jugend aufschwingen konnte. Die Väter der russischen radikalen Demokratie, Tschernyschewsky und der nach Belinsky berühmteste russische Kritiker Dobroljuboff, wiesen schon zu Beginn der sechziger Jahre auf jene psychologischen Vorbedingungen hin, die für den Bildungsprozeß einer energischen, tatkräftigen demokratischen Partei im alten Rußland notwendig waren. In seinem Roman »Was tun?« schildert Tschernyschewsky den Typus eines Revolutionärs, der sich von vornherein zu der ihm bevorstehenden Märtyrerrolle, zur Ertragung von Kerker und Folterqualen vorbereitet. Und Dobroljuboff bemühte sich, in den Fesseln der Zensur, seinen Lesern auseinanderzusetzen, daß diejenigen Elemente der höheren Klassen, die den unterdrückten Volksmassen, also in erster Linie den Bauern nützlich sein wollten, vor allem mit den privilegierten Ständen, zu denen sie selbst gehörten, alle Bande zerreißen müßten. Bei der Besprechung der Novelle Turgenjeffs »Helene« (1860) stellte Dobroljuboff die Frage auf: Weshalb hat Turgenjeff zum rebellischen Helden seines Romans keinen Russen genommen, sondern einen Bulgaren, der sich als Ziel seines Kampfes die Befreiung seiner Volksgenossen vom türkischen Joche wählte? Und die Antwort lautete: Weil unter den Russen die nötigen psychologischen Voraussetzungen für die Bildung eines derartigen revolutionären Typus noch nicht vorhanden sind. Er veranschaulicht seinen Gedanken und seine Tendenz, indem er eine Parallele zwischen der unüberbrückbaren Kluft zieht, die einen für die Befreiung der unterdrückten Christen schwärmenden Türken aus dem herrschenden Stande von den unterdrückten Christen trennen würde. Wollte er wirklich für ihre Befreiung kämpfen, so müßte er auf seine privilegierte Stellung völlig verzichten, seinem Stande, ja seinen nächsten Verwandten den Rücken kehren und mit Leib und Seele in die Reihen der Christen eintreten. Nun, die Volksfreunde aus den höheren Ständen in Rußland sind von der Masse des Volkes durch eine kulturelle und soziale Kluft getrennt, die nicht minder tief und breit ist wie die Kluft zwischen den herrschenden Türken und den von ihnen unterjochten Christen. Zur Befreiung der Volksmassen in Rußland von ihren Unterdrückern müßten also die ideell gesinnten Kreise des intelligenten Bürgertums dem hypothetischen Beispiel des mit den unterjochten Christen sympathisierenden Türken folgen. Es bedarf keiner ausführlichen Darlegung, um zu zeigen, daß nur in den Reihen der jugendlichen »Intelligenz«, keineswegs in denen ihrer Väter Elemente vorhanden sein konnten, die den angedeuteten Weg zu beschreiten fähig waren.

Die dazu erforderliche Stimmung und eine Art religiösen Enthusiasmus mußten aber in dieser Intelligenz doch durch eine ununterbrochene entsprechende Propaganda gezüchtet, genährt und bis zum äußersten gesteigert werden. Die literarischen Wortführer der radikalen Intelligenz haben in den sechziger Jahren in dieser Beziehung nicht geringes geleistet. Aber die stärksten Impulse in der angedeuteten Richtung empfingen sie vom Bakunismus, der ihren revolutionären Bestrebungen, Stimmungen und Neigungen den konzentriertesten, prägnantesten und wirksamsten Ausdruck verlieh. Bakunin formulierte das unmittelbare Ziel und das Aktionspro-

gramm der volkstümlerischen revolutionären Bewegung. Durch seine Verherrlichung der revolutionären und sozialen Instinkte des Bauerntums, durch seinen Aufruf zum Kampfe auf Tod und Leben gegen die gesamte bürgerliche Gesellschaft und den Staat, durch seinen revolutionären Utopismus und seine überschwengliche revolutionäre Phraseologie steigerte er ungemein den Enthusiasmus der begeisterungs- und aufopferungsfähigsten Elemente der Intelligenz. Dadurch wurde er während eines Jahrzehntes ihr populärster Bannerträger. Er zog gewissermaßen das Fazit der Vorbereitungsphase ihrer Entwicklung zu einer revolutionären Aktionspartei, und in seinen Lehren fand sie in zusammenfassender konzentrierter Weise eine Ideologie, die sie über die historischen Schranken der revolutionären Bewegung auf den Boden des alten Regimes sowie über die kulturellen und sozialpolitischen Hindernisse, die ihr im Wege standen, durch die ungeheuersten Illusionen hinwegtäuschte. Diese Selbsttäuschung und diese Illusionen waren aber notwendig, um die »Intelligenz« psychologisch instand zu setzen, jene historische Vorarbeit zu vollbringen, die den Weg für unsere sozialdemokratische Bewegung und die unmittelbare Vorbereitung der Revolution ebnete.

Gegen das Ende der siebziger und am Anfang der achtziger Jahre verfiel der russische Bakunismus fortschreitender Zersetzung. Aber auch damals noch machte sich seine positive Bedeutung und die positive Wirkung seines Einflusses auf unsere Bewegung geltend. Die heldenmütige Schar der Terroristen, die allein, inmitten einer politisch indifferenten und ohnmächtigen Gesellschaft, den Zweikampf mit dem allmächtigen Absolutismus eröffnete, gehörte zu den besten und hervorragendsten Vertretern jener revolutionären Generation, die psychologisch und theoretisch vom Bakunismus beeinflußt und beherrscht war. Aber fast um dieselbe Zeit, als dieser Kampf seinen Höhepunkt erreichte, begann sich in den Köpfen anderer russischer Bakunisten eine Weiterentwicklung zur Sozialdemokratie zu vollziehen oder anzubahnen. Es mag seltsam klingen, aber es ist doch wahr: diese Entwicklung äußerte sich anfänglich nicht in einem bewußten prinzipiellen Bruch mit dem Bakunismus, sondern vielmehr in logischer Anknüpfung an manche Ideen oder Sätze Bakunins, allerdings unter der Einwirkung der internationalen Arbeiterbewegung. Dieser Weg war deshalb logisch möglich, weil ja Bakunin selbst sich manche marxistischen Ideen unverdaut und eklektisch angeeignet hatte.

Schreiber dieser Zeilen war in den siebziger Jahren selbst Bakunist und kennt die hinreißende Wirkung der Schriften Bakunins auf die revolutionär gesinnten Kreise der studierenden Jugend aus eigener Erfahrung. Auch den Übergang vom Bakunismus zum Marxismus habe ich selbst durchgemacht und erinnere mich noch lebhaft, welche Anhalts- oder Ausgangspunkte ich im Bakunismus selbst für meine Entwicklung in sozialdemokratischer Richtung gefunden habe.

Im Westen Europas hat der Bakunismus den Widerstand zurückgebliebener, von sektiererisch-sozialistischen und utopisch-revolutionären Tendenzen und Traditionen beherrschter Elemente der Arbeiterbewegung gegen die im Werden begriffene internationale Sozialdemokratie organisiert und geleitet. In Rußland wurde er aber zum unbewußten Bahnbrecher der sozialdemokratischen Bewegung. Im Westen wirkte er nur hemmend und zerstörend, in Rußland dagegen war er eine Zeitlang eine große positive Kraft.

Der „Minister für Wahlrechtsreform."

Von **Konrad Haenisch.**

Noch am Grabe pflanzt der preußische Liberalismus die Hoffnung auf, und bitter enttäuscht ist er, wenn ein konservativer Minister konservative, wenn ein junkerlicher Minister junkerliche Politik macht. Man sollte es nicht für möglich halten, und doch ist es eine Tatsache: von dem erzreaktionären Minister v. Loebell, dem Nachfolger des Herrn v. Dallwitz, hatten die preußischen Liberalen allen Ernstes so etwas wie die Herbeiführung einer »neuen Ära«, den Anbruch eines liberalen Zeitalters erwartet! Zwar ist es ein alter, hundertfach bestätigter Erfahrungssatz, daß man noch lange keinen liberalen Minister hat, selbst wenn ein *Liberaler* Minister wird, und man sollte meinen, daß die Enttäuschungen, die gerade die preußischen Liberalen sogar dann erlebt haben, wenn wirklich einmal *einer ihrer eigenen Leute* ein Ministerportefeuille erhielt, sie doppelt und dreifach mißtrauisch gemacht haben müßten; man braucht ja nur den Namen Johannes Miquel nennen. Seit einem guten Dutzend Jahren ist nun aber in Preußen überhaupt kein Liberaler — auch kein noch so verwaschener Nationalliberaler — mehr zum Minister gemacht worden. Der letzte seiner Art war der im Jahre 1901 zum preußischen Handelsminister avancierte Herr Theodor Möller, der bekannte Vertrauensmann der nationalliberalen Großindustriellen von Rheinland und Westfalen. Auch er ließ als Minister an reaktionären Taten nichts zu wünschen übrig. Aber er war, wie gesagt, der letzte auch nur halbwegs liberal schillernde Mann, der in Preußen überhaupt zum Minister gemacht wurde. Seit seinen Tagen mußten die liberalen Illusionspolitiker noch einen Schritt weitergehen und ihre Hoffnung, daß man in Preußen endlich einmal liberale Politik machen werde, auf — *waschechte konservative Minister* setzen. Und sie taten es — taten es mit einer geradezu rührenden, durch keine Enttäuschung irrezumachenden Beharrlichkeit. Selbst als Herr v. Dallwitz preußischer Minister des Innern wurde, hatte er im liberalen Lager eine »gute Presse«. Vergessen waren die damals doch kaum ein Jahrzehnt zurückliegenden Tage seines Kanalrebellentums, und nur daran erinnerte man sich, daß er als anhaltischer Minister ein paar — sozusagen — moderne Anwandlungen gehabt haben sollte.

Die Enttäuschung blieb nicht aus: unter dem Regime des Herrn v. Dallwitz wurde in Preußens Politik und Verwaltung ein so durch und durch reaktionärer Kurs eingeschlagen, wie er trotz allem noch kaum je erlebt worden ist. Herr v. Dallwitz brachte das Kunststück fertig, sogar den ehemaligen Minister v. Köller noch zu überköllern, und an bösem Willen gab er selbst einem Puttkamer nichts nach. Nur die unbequeme Tatsache, daß zwischen dem zweiten Jahrzehnt des zwanzigsten Jahrhunderts und dem vorletzten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts denn doch einiger Unterschied besteht und daß die Arbeiterbewegung von 1914 an Macht ein ganz anderes Ding ist als die Arbeiterbewegung von 1884, legte der praktischen Betätigung dieses bösen Willens ein wenig den Kappzaum an. Dennoch: an politischer Drangsalierung der Gewerkschaften, der proletarischen Jugendbewegung und der Arbeitersportvereine, an kleinlicher Schikane auf allen Gebieten wurde während der Ära Dallwitz in Preußen das Menschen-

mögliche geleistet. Unter offener Förderung des ihm vorgesetzten Ministers durfte Herr v. Jagow in Berlin sein Polizeiregiment rücksichtslos entfalten. Dazu blühte und gedieh unter Dallwitz die Korruption in gewissen Kreisen des preußischen Beamtentums wie nie zuvor: man braucht nur an den Prozeß der Berliner Sittenschutzleute, an den Skandal in der Frankfurter Sittenpolizei, an den Potsdamer Gendarmenprozeß, an Köln und an Myslowitz zu erinnern, um zu zeigen, was unter Dallwitz in Preußen möglich wurde.

Das Auftreten des Ministers im Parlament war von einer nicht mehr zu überbietenden Hochnäsigkeit. »Die königliche Staatsregierung sieht sich nicht veranlaßt, dem Parlament Rechenschaft abzulegen«, »die Sache untersteht nicht der Zuständigkeit der Volksvertretung«, »das ist eine innere Angelegenheit meines Ressorts; ich lehne jede Erklärung darüber ab«: das waren so die bei diesem Minister üblichen Redensarten, die er dem Dreiklassenhaus ins Gesicht krähte, wenn er sich überhaupt einmal dazu herabließ, einen Abgeordneten einer Antwort zu würdigen.

Daß Herr v. Dallwitz als Protektor der echtpreußischen Leute ein glühender Hasser des Reichstagswahlrechtes und ein ebenso energischer Verteidiger des elendesten aller Wahlsysteme war, brauchen wir nicht erst auseinanderzusetzen.

So sah es in der Praxis mit dem Minister v. Dallwitz aus, in dem die liberale Presse bei seinem Amtsantritt einen »modernen Menschen« gefeiert hatte!

Der bösartige Witz des Herrn v. Bethmann Hollweg, ausgerechnet diesen Dallwitz den Elsaß-Lothringern als Statthalter aufzuzwingen, ließ die gegen den Schluß der Dallwitzzeit fast schon auf den Nullpunkt gesunkenen Hoffnungen des preußischen Liberalismus auf die berühmte liberale Ära nun von neuem gewaltig steigen. Überall wisperte es und raunte es: nur deshalb will Herr v. Bethmann Hollweg seinen alten Freund und Korpsbruder Dallwitz die Straßburger Treppe hinauffliegen lassen, um ihn in Preußen loszuwerden. Gebt acht, jetzt gibt es in Preußen einen hörbaren Ruck nach links, jetzt kommt sie endlich, die lange verheißene Wahlreform.... Als man dann gar erfuhr, daß Herr v. Loebell zum Nachfolger Dallwitzens ernannt sei, da kannte der Jubel der liberalen Presse keine Grenzen; am tollsten trieb es die »Vossische Zeitung«, die stolz verkündete, sie habe von der bevorstehenden Ernennung schon seit Wochen Kenntnis gehabt, sie habe (schwer genug mag es ihr geworden sein!) diese Wissenschaft aber still im verschwiegenen Busen bewahrt, um nicht durch eine vorzeitige Indiskretion den ganzen schönen Plan wieder zu gefährden. Dallwitz, ja, das war ein erzreaktionärer Junker, von dem hatte man natürlich niemals etwas erwartet, aber Loebell — Loebell: wie Honigseim zerfloß den Liberalen der Name im Munde!

Es ist zur Kennzeichnung dieser schlechterdings unverbesserlichen liberalen Illusionspolitiker von Interesse, sich zu vergegenwärtigen, worauf sich diese liberalen Hoffnungen denn eigentlich gestützt haben mögen. Als Sproß einer alten Junker- und Offiziersfamilie hat Loebell die in diesen Kreisen übliche Karriere bis zum Landrat wacker durchgemacht; als Kreisoberhaupt unterschied er sich in gar nichts von dem Durchschnitt preußischer Landräte; im Jahre 1898 war er nach einer mit allen Künsten skrupelloser Demagogie

betriebenen Wahlagitation in Brandenburg-Westhavelland zum konservativen Reichstagsabgeordneten gewählt worden und als solcher in der rücksichtslosesten Weise für Ausnahmegesetze gegen die politische und gewerkschaftliche Arbeiterbewegung eingetreten; gehörte er doch sogar zu den wärmsten Freunden der Zuchthausvorlage unseligen Angedenkens! Am 1. Mai 1900 wurde Loebells Wahl, nachdem er fast zwei Jahre zu Unrecht im Reichstag gesessen hatte, wegen geradezu ungeheuerlicher Wahlbeeinflussungen für ungültig erklärt; in der Nachwahl setzte ihn unser Genosse Peus auf den Sand. Drei Jahre später finden wir Loebell als konservativen Abgeordneten im preußischen Junkerparlament, dem er vier Jahre lang angehörte, um dann in der Blockära Unterstaatssekretär im Reichskanzleramt und Bülows »rechte Hand« zu werden. In dieser Zeit der Paarung zwischen Karpfen und Kaninchen tat Herr v. Loebell gleich seinem Herrn und Meister alles, um die Liberalen nach Kräften der konservativen Politik dienstbar zu machen.

Als der liberale Mohr seine Schuldigkeit getan hatte und der schöne Blocktraum ausgeträumt war, ging Herr v. Loebell nach einem kurzen Zwischenspiel im Oberpräsidium der Provinz Brandenburg »zur Industrie über« (wie man im liberalen Zeitungsjargon so schön sagt), wurde Aufsichtsratsmitglied der Deutschen Bank, der Rheinischen Metallwaren- und Maschinenfabrik und Vorsitzender des Aufsichtsrats der Bergmann-Elektrizitätswerke. Aus der Finanz- und Handelswelt holte ihn Herr v. Bethmann Hollweg jetzt ins preußische Staatsministerium.

Das ist in ein paar flüchtigen Strichen der Werdegang des neuen Ministers, und aus *diesem* Werdegang schöpften unsere Liberalen ihre überquellenden Hoffnungen! Er war einer der reaktionärsten konservativen Abgeordneten: darum wird er jetzt liberale Politik treiben! Er hat uns vor einem guten halben Dutzend Jahren nach Kräften eingeseift: darum ist er jetzt unser Mann! Er hat als Aufsichtsratsmitglied finanzieller und industrieller Gesellschaften ein paar Jahre lang fette Tantiemen geschluckt: darum ist er ein »moderner Mensch«! Die Sache wäre lächerlich, wenn sie nicht gar so traurig wäre.

Man muß, um es zu glauben, *erlebt* haben, mit welcher rührenden Hoffnungsfreude bei der Generaldebatte des preußischen Landtags zur dritten Lesung des Etats Herr Dr. Pachnicke am 18. Mai im Namen des Liberalismus den neuen Herrn wegen seiner Stellung zur preußischen Wahlreform interpellierte! Man muß in den Augen dieses sicher sehr sanftmütigen, aber in seiner Art durchaus gescheiten Wortführers des »entschiedenen Liberalismus« die fröhliche Zuversicht haben glänzen sehen, daß jetzt endlich zum mindesten das geheime und direkte Wahlrecht eingeführt und »dem plutokratischen Einfluß eine Grenze gezogen« werden würde!

Dann aber fiel der Reif mitten in den lachenden Frühlingstag hinein.... Mit vollem Recht beantwortete der neue Minister die hoffnungsfreudigen Fragen des optimistischen Dr. Pachnicke mit der vorwurfsvollen Gegenfrage: »Herr Abgeordneter Dr. Pachnicke — *wodurch habe ich das verdient*?«

Wie gesagt: der Minister hatte mit dieser Gegenfrage *recht*! Nichts, aber auch gar nichts in seiner ganzen politischen Vergangenheit gab den Liberalen auch nur eine Spur von Veranlassung, von diesem Minister die

Initiative zu einer irgendwie ernst zu nehmenden Wahlreform zu erwarten! Und so konnte man mit den liberalen Gerbern, denen ein Fell nach dem anderen wegschwamm, nicht einmal Mitleid haben, als nun Schlag auf Schlag die ministeriellen Erklärungen einander folgten: »Damit gar kein Zweifel und gar keine Mißdeutung möglich sei, will ich die von Ihnen gestellte Frage (nach der Einführung des geheimen und direkten Wahlrechtes und nach der Beseitigung allzu krasser plutokratischer Auswüchse) heute mit einem ‚N e i n' beantworten.« »Das Vertrauen (daß man in mir einen Minister für Wahlreform sieht) muß ich auf die Gefahr hin, Enttäuschungen hervorzurufen, d a n k b a r a b l e h n e n.« »Selbstverständlich ist in der Stellung der königlichen Staatsregierung zur Wahlrechtsfrage durch den Eintritt eines neuen Ministers eine Änderung n i c h t eingetreten.« »Das Wort Wahlreform hat allmählich eine gewisse Hypnose ausgeübt — es wirkt wie ein Pentagramm.« »Es ist n i e m a l s beabsichtigt worden, eine Verstärkung des Einflusses der Massen, eine Demokratisierung des Wahlrechtes vorzunehmen.« »Ich kann mich nur den Ausführungen, die mein Herr Amtsvorgänger (über die Wahlrechtsfrage) am 14. Januar dieses Jahres hier gemacht hat, anschließen.« Und so fort mit Grazie — bis zu der Wiederholung der so abgedroschenen Ausflucht, daß die preußische Regierung durch die Einbringung ihres Wahlrechtswechselbalges von 1910 das feierliche Wahlreformversprechen der Thronrede vom 20. Oktober 1908 bereits »eingelöst« habe.

In der Tat: Loebells Erklärung, die auf der Stelle in scharf zugespitzter Form durch das offiziöse Depeschenbureau als hochwichtige Regierungserklärung verbreitet wurde, ließ — um mit des Ministers eigenen Worten zu reden — »gar keinen Zweifel und gar keine Mißdeutungen« aufkommen. Herr v. Loebell hat alle liberalen Illusionen mit rauher Hand zerstört, er hat ausgesprochen, was ist — und dafür danken w i r ihm!

N i c h t v o n o b e n h e r wird die preußische Wahlreform kommen. Wir haben das zwar von jeher gewußt, aber es ist nur heilsam, wenn diese Erkenntnis auch dem Vertrauensseligsten immer von neuem eingepaukt wird.

Die Wahlreform wird aber auch nicht kommen durch p a r l a m e n t a r i s c h e S c h i e b u n g e n. Genau so sinnlos wie Herrn Dr. Pachnickes »Kronprinzenhoffnungen« auf den neuen Minister waren, genau so sinnlos und vielleicht noch verhängnisvoller sind die von ihm ebenfalls am 18. Mai wieder ausgesprochenen Hoffnungen auf die Wahlrechtsfreundlichkeit des Z e n t r u m s! Auch da müßte — so sollte man meinen — der »entschiedene Liberalismus« nun endlich durch Schaden klug geworden sein! Oder haben die Herren wirklich schon die schmähliche und perfide Rolle vergessen, die das Zentrum bei der Beratung der Bethmann Hollwegschen Schandvorlage im Jahre 1910 im Plenum und mehr noch in der Kommission des Dreiklassenparlaments gespielt hat? Haben sie es wirklich schon vergessen — es liegt doch erst zwei Jahre zurück —, wie am 20. Mai 1912 das Zentrum in der preußischen Duma durch Abkommandierung von mehreren Dutzend Mitgliedern selbst die Anträge auf Einführung des geheimen und direkten Wahlrechtes (bei Beibehaltung der Dreiklassenwahl!) zu Falle brachte? Haben sie alle die zahllosen — von Partei wegen ganz ungerügt gebliebenen — wahlrechtsfeindlichen Aussprüche von Zentrumsführern und von Zentrumsblättern vergessen? Es zeugt wirklich von einer schlechtweg unverzeihlichen

Verkennung des Wesens der Zentrumspartei und der sie heute beherrschenden Einflüsse, von der Seite irgend eine Förderung der preußischen Wahlreform zu erwarten!

Nein: nicht vom Ministertisch her und nicht durch parlamentarische Schiebungen und Verschiebungen wird die Frage des preußischen Wahlrechtes gelöst werden. Nur von unten herauf kann das Heil kommen und nur durch die Einsetzung der wirtschaftlichen Macht des Proletariats! Und wenn auch der Massenstreik zur Erringung des Wahlrechtes ganz gewiß nicht in den nächsten Tagen und Wochen proklamiert werden wird, so mögen die Herrschenden doch davon überzeugt sein, daß es keine leere Redensart war, als Genosse Ebert am Schlusse des letzten Jenaer Parteitags unter jubelnder Zustimmung nicht nur der Delegierten, sondern auch der Millionen im Lande draußen erklärte: »Entweder werden wir das freie Wahlrecht in Preußen haben, oder wir haben den Massenstreik.« Diskussionen darüber sind heute wirklich nicht mehr notwendig; mehr als je aber gilt nach den jüngsten Vorgängen in der preußischen Duma, nach der brüsken Kampfansage des neuen Ministers für das preußische, für das ganze deutsche Proletariat das Wort: Bereit sein ist alles! Stärken wir unsere Bereitschaft zum Kampfe in den nächsten Monaten mit allen Kräften! Dann wird — dessen sind wir sicher — der große Augenblick kein kleines Geschlecht finden!

Zum Problem der Moral.

(Marx und Kant.)

Von E. Notter.

(Fortsetzung.)

2. Was Adler aus dem Gebäude des Kantianismus im wesentlichen zur Ergänzung der Lehre von Marx verwenden will: die Normmäßigkeit des menschlichen Lebens, den Anspruch jeder Wertung auf Allgemeingültigkeit. Erst diese transzendentalsoziale Beschaffenheit der menschlichen Bewußtseinstätigkeit ermögliche die Bildung der Gesellschaft.

Adler geht nun von der von uns bereits als unhaltbar erkannten Fassung des kategorischen Imperativs mit der Forderung der Eignung zur allgemeinen Gesetzgebung aus; dessen Bedeutung erblickt er darin, daß er die Beziehung des einzelnen auf die Allgemeinheit als Kriterium des guten, des sittlichen Willens bloßlegt und damit der formalen Gesetzlichkeit unseres Wollens Ausdruck gibt. Der Einzelmensch, der als vergesellschafteter Mensch Träger des sozialen Lebens ist, kann nur deshalb in der Gesellschaft leben, weil er unmittelbar in seinem Selbstbewußtsein sozial ist, sich durch die gleiche Art des geistigen Lebens mit seinen Artgenossen zu einer Einheit verbunden weiß. Diese Gesetzlichkeit des vergesellschafteten Einzelmenschen bewirkt erst die gesellschaftliche Bindung, die „in der äußeren Verbundenheit der menschlichen Produktions- und Lebensverhältnisse bloß zu einem empirischen Ausdruck gelangt. Die fundamentale Gesetzlichkeit des menschlichen Lebens ist seine Normmäßigkeit, seine Ausrichtung auf oberste Einheitsziele: so stößt im Denken und Wollen unser geistiges Wesen immer und überall auf die Polarität der grundlegenden Wertungen des Wahren—Falschen und

des Rechten — Unrechten. Die formale Allgemeingültigkeit der Norm ist nur der erkenntniskritische Ausdruck ihrer sozialen Beschaffenheit, ihrer schon das Einzelbewußtsein in das Gattungsmäßige einbettenden Eigenart. Da jeder Wertung prinzipiell der Anspruch auf Allgemeingültigkeit innewohnt, so sehen sich die Wertenden bewußt in einen Zusammenhang gestellt, in welchem sie mit ihrer Wertung zugleich einen allgemeinen Wert vertreten. In dem Anspruch auf Allgemeingültigkeit ist das Soziale des Psychischen unerschütterlich verankert. Wäre nicht diese Bestimmung der psychischen Natur im Menschen durch Formalprinzipien (das ist die allgemeingültigen und damit sozialen Normen), welche ihm erst eine über seine Vereinzelung hinausgehende Verbindung mit Artgenossen für sein Bewußtsein möglich machen, dann müßte die intelligente Tiergattung Mensch das singuläre Beispiel des Kampfes ums Dasein geben, in welchem sich die einzelnen Individuen gegenseitig auszurotten trachten, soweit nicht eine instinktartige Geselligkeit gegen den immer überlegener werdenden Intellekt eine nur sehr bescheidene Schranke böte. Die Normen als die bewußt gewordenen Richtmaße unserer geistigen Natur sind die Formen der sozialgewordenen Selbsterhaltung. Durch die ihr eigentümliche Beziehung auf die Allgemeingültigkeit, durch ihre transzendental-soziale Beschaffenheit stellt sich alle menschliche Bewußtseinstätigkeit gar nicht als singuläre Einheit dar, sondern sie ist nur als Spezifikation, als bestimmte, individuelle Erscheinung einer Gattung gegeben, so daß zu jedem Einzelbewußtsein die Bezogenheit auf artgleiches anderes Bewußtsein konstitutiv gehört. Hierin ist allein die soziale Natur, also die Möglichkeit der Gesellschaft erkenntniskritisch zu verstehen." So weit der Adlersche Gedankengang.

3. Einwände gegen die Adlersche Konstruktion: a. Es ist nicht richtig, daß wir für unsere Wertungen den Anspruch auf Allgemeingültigkeit erheben. Nicht diese Forderung der Allgemeingültigkeit und die damit gegebene Beziehung auf das Gattungsbewußtsein ermöglicht die Gesellschaft, sondern ein bestimmter Grad der Vergesellschaftung ist notwendig zur Entstehung ethischen Verhaltens und des sich darin kundgebenden Beziehens auf andere. — b. Die unrichtige Annahme der normmäßigen Ausrichtung unseres Bewußtseins führt zu der unhaltbaren Philosophie der allgemeingültigen Normen und dem Widersinn der normativen Wissenschaften. — c. Adler entfernt sich durch die Rolle, die er dem Anspruch unserer Wertungen auf Allgemeingeltung und den Normen als Richtungselementen der sozialen Kausalität zuweist, ganz erheblich von dem marxistischen Standpunkt.

a. Sieht man von dem Irrtum der Gesinnungsethik ab, so steht alles sittliche Verhalten mit dem Vergesellschaftetsein des Menschen in Beziehung; es setzt in erster Linie das Bestehen einer wenn auch primitiven Gesellschaft voraus. Sittlich ist ursprünglich der der Sitte Gehorchende, und ein auf völlig isolierter Insel völlig isoliert lebender Mensch, in dem nach dem Betreten der Insel mit der Erinnerung an sein früheres Leben auch das Wissen von der Existenz anderer Menschen und das Nachwirken ihrer sittlichen und religiösen Traditionen und Gebräuche vollkommen erloschen wäre, hätte weder Anlaß noch Möglichkeit, den Begriff des Sittlichen und der Pflicht aufzustellen. Diesen isolierten Menschen hat es natürlich nie gegeben; zum allermindesten fand sich der Mensch in den

den Geschlechtsakt begleitenden Vorstellungen und Gefühlen auf Artgleiches bezogen, und selbst die allerprimitivste Mitteilung oder Verständigung bedeutet Beziehung auf Artgleiches. Und erst recht die ursprüngliche Sittlichkeit, die den vorgefundenen gesellschaftlichen Zusammenhang betonte und zu verstärken trachtete, war charakterisiert durch das Sichbezogenfinden des Individuums auf die anderen, auf die Gesellschaft. Mit der Befolgung des Sittengebots, es mochte religiös oder andersartig verkleidet gewesen sein, war sich der einzelne bewußt, eine Forderung zu erfüllen, die von der Allgemeinheit oder mindestens im Interesse der Allgemeinheit, wenn auch nur in deren vermeintlichem Interesse, an jeden einzelnen, der zu ihr gehörte, gestellt war; und damit war mit jedem sittlichen Verhalten das Bezogensein auf Artgleiches gegeben. Daran wird nichts dadurch geändert, daß dieser Tatbestand durch die Wendung zur Gesinnungsethik abgeschwächt oder auf den Kopf gestellt wurde; wobei allerdings die Bemerkung nicht überflüssig sein dürfte, daß auch bei dem Menschen von ausgeprägtem Pflichtgefühl, solange er nicht Gesinnungsethiker ist, selbst bei der individuellsten Ausgestaltung seiner Pflichten die Beziehung auf Artgleiches aufrechterhalten bleibt. Aus diesem Sichbezogenfinden auf Artgleiches, aus dieser Beziehung auf die Gattung liest nun der transzendentale Idealist infolge einer höchst merkwürdigen Zurechtinterpretation des Tatbestandes den Anspruch auf Allgemeingültigkeit heraus, den wir bei unserem wissenschaftlichen Urteilen, bei unserem sittlichen Wollen und Handeln und bei unserem ästhetischen Fühlen derart erheben sollen, daß wir diese Urteile, Wollungen, Handlungen und Gefühle in unserem Bewußtsein auch allen anderen zumuten. Was es mit diesem Zumuten bei unserem sittlichen Verhalten auf sich hat, haben wir schon gesehen; von dem Anspruch der ästhetischen Wertung auf Allgemeingültigkeit soll vollständig abgesehen werden, da hier der Mißgriff der Normenphilosophie am offenkundigsten zutage liegt. Aber über den Anspruch unseres theoretischen Verhaltens auf Allgemeingültigkeit müssen einige Worte angefügt werden: Wenn ich bei Verfolgung des Wahrheitszieles ein wahres wissenschaftliches Urteil fälle, so stelle ich gar nicht die Forderung des Allgemeingeltensollens, sondern ich nehme ohne weiteres an, daß meine Nebenmenschen, allerdings nur, wenn sie gleich mir Wahrheit und Wissen wollen, bei unserer prinzipiellen menschlichen Gleichheit (gleiche Formallogik, gleiches kategoriales Denken) das gleiche Urteil fällen werden und fällen müssen, weil ja auch ich nicht anders kann auf Grund der Struktur meines Denkens, als dieses — und nicht ein anderes Urteil zu fällen. Auch der völlig isolierte Mensch, von dem oben gesprochen worden ist, würde auf seiner Insel Kausalfolgen feststellen und diese an der Hand neuer Beobachtungen teilweise korrigieren; er würde also wissenschaftliche Urteile fällen und sich eine, wenn auch primitive Wissenschaft schaffen, die für ihn einen Wert darstellt, ohne daß er aber in seinem Bewußtsein mit der Setzung dieses Wertes die Forderung der Allgemeingültigkeit verbinden würde oder verbinden könnte. Der Wahrheitswert hätte für unseren Robinson keinen transzendental-sozialen Charakter, weil er in keiner Gesellschaft lebt; auch würde er, wenn er sein Produkt benennen wollte, sicherlich nicht auf den Begriff der

„Wahrheit" oder gar „der Wahrheit um ihrer selbst willen" verfallen. So gewiß er nun aber eine primitive Wissenschaft schaffen kann, so gewiß wird diese fehlerhaft und für ihn in mancher Hinsicht unkorrigierbar sein; leidet er zum Beispiel an bestimmten Sinnestäuschungen, die ihm Wirklichkeit vortäuschen, so wird nur der Verkehr mit wenigstens einem Nebenmenschen, der nicht der gleichen Sinnestäuschung unterworfen ist, diese Fehlerquelle ausschalten können. Erst durch die Besinnung und die sich aufeinander beziehende Arbeit vieler konnte das Gebäude unserer Wissenschaft erstehen. Nur durch den vergesellschafteten Menschen konnte dieses Gebäude errichtet werden, nur er konnte den Begriff der „Wahrheit", der zunächst wohl die rein subjektive Bedeutung der Wahrhaftigkeit hatte, aufstellen.

So ergibt sich zweierlei: Einmal muß mit aller Entschiedenheit bestritten werden, daß unserer Bewußtseinstätigkeit die Beziehung auf die Allgemeingültigkeit inhärent ist, daß allen unseren Wertungen der Anspruch auf Allgemeingeltung innewohnt. Diese „transzendental-soziale Beschaffenheit" unseres Bewußtseins ist kein kritisch aufzuzeigender Tatbestand! Vor allen Dingen wäre das keine formale Beschaffenheit meines Bewußtseins oder meiner Bewußtseinstätigkeit; eine formale Beschaffenheit wäre allenfalls damit gegeben, daß ich mich in meinem Bewußtsein auf anderes Bewußtsein beziehen kann; daß ich mich aber in der oder jener Sphäre meiner bewußten Tätigkeit wirklich auf andere beziehe oder bezogen vorfinde (aber immer ohne die Forderung der Allgemeingültigkeit!), ist Bewußtseinsinhalt, der allerdings als spezielles materiales Gegebensein für die Konstituierung oder Abgrenzung des Gebiets der Sozialerfahrung seine Bedeutung hat.

Und dann hat Adler mit seiner These, daß die Möglichkeit der menschlichen Gesellschaft nur dadurch gegeben ist, daß sich der Einzelmensch durch die sein normatives Bewußtsein notwendig begleitende Forderung der Allgemeingültigkeit auf das Gattungsbewußtsein bezogen weiß, den Tatbestand direkt auf den Kopf gestellt. Zuerst mußte eine, wenn auch nur primitive, die äußeren Produktions- und Lebensverhältnisse berührende Vergesellschaftung bestehen, ehe der Mensch sich normativ ausrichten konnte, das heißt ehe Wissenschaft, Sittlichkeit und Kunst ihren Anfang zu nehmen vermochten, ehe der Mensch sie gemeinsam mit seinen Genossen pflegen, sich bei ihrer Pflege in seinem Bewußtsein auf Artgenossen beziehen konnte. Und in diesem Sinne wird wohl auch die Bemerkung Adlers, daß es durchaus nichts Selbstverständliches sei, Nebenmenschen anzunehmen, denn das heiße bereits, sich in anderen finden, dahin zu berichtigen sein, daß es zu diesem Sichfinden in den Nebenmenschen, zu diesem innerlichen Verwobensein, zu diesem nach verschiedenen Richtungen ausstrahlenden bewußten Vergesellschaftetsein nur auf die Weise kommen konnte, daß zuerst einmal die in der naiven Erfahrung gegebene Existenz von Nebenmenschen als unbezweifelbar hingenommen wurde. Ursprünglich wurde doch wohl die Existenz der Mitmenschen als undiskutierbar vorausgesetzt, ohne daß man sich des Voraussetzungscharakters dieser „Tatsache" bewußt zu sein brauchte; sie wurde gewissermaßen erlebt, wie ja auch heute die Menschen, solange sie nicht durch irgendwelche philosophische Spezialmeinungen verbildet sind, die Annahme von Nebenmenschen

und ihrer prinzipiellen Gleichheit (was Avenarius in seiner kritischen Philosophie der reinen Erfahrung die „empiriokritische Grundannahme" nennt) zu ihrem sichersten Wissensbesitz rechnen, ohne auch nur von der Existenz oder der Annahme allgemeingültiger Normen die leiseste Ahnung zu haben.

Weiter ist es eine rein dogmatische Behauptung Adlers, ähnlich der Behauptung Darwins von dem überall in der Natur stattfindenden Kampfe ums Dasein, daß ohne diese Bestimmung der psychischen Natur des Menschen durch die normativen Formalprinzipien, das heißt ohne das Ausgerichtetsein durch die Normen des Wahren, Guten und Schönen mit ihrem Anspruch auf Allgemeingültigkeit, die Menschen sich gegenseitig auszurotten trachten müßten. Gerade die zunehmende Intelligenz wird die Menschen wohl immer mehr auf den Weg der Vergesellschaftung gewiesen haben, zunächst einmal in ihren äußeren Produktions- und Lebensbedingungen, dann auf den Gebieten der Wissenschaft, Sitte und Kunst. Aber, wie schon betont, setzt zum Beispiel sittliches Verhalten einen gewissen Grad von Vergesellschaftung voraus, wie sich ja auch entsprechend dem weiteren Umsichgreifen der Vergesellschaftung das sittliche Phänomen hinsichtlich des Beziehungskreises der Personen erweitert hat: Umfaßte die Vergesellschaftung zuerst die Geschlechtsgenossenschaft, dann den Stamm, und griff sie allmählich auf größere Verbände über, um schließlich — zuerst tastend — den Begriff der Menschheit zu erfassen, so erweiterte sich auch entsprechend der Kreis der anderen, auf die sich der einzelne in seinem sittlichen Handeln bezog. Gab es demnach schon in der primitivsten Lebensgemeinschaft, ohne die der Mensch überhaupt nicht denkbar ist, die Beziehung auf Artgleiches, so steht doch die Beziehung auf die ganze Gattung, auf das Gattungsbewußtsein erst am Ende dieser Entwicklung und kann damit nicht, wie Adler annimmt, die Vorbedingung der Vergesellschaftung sein.

Wenn übrigens Adler sagt, das Soziale sei an sich ethisch indifferent, und an und für sich spreche nichts gegen den Gedanken, die Vereinzelung, so unmöglich sie sei, wertvoller zu finden als die Sozialisierung, so ist ohne weiteres zuzugeben, daß das Soziale an sich ethisch indifferent ist, weil alles Wirkliche an sich ethisch indifferent ist, und nur dadurch, daß der Mensch es wertet, überhaupt erst Beziehung zum Ethischen erhalten kann, allerdings nicht in der Weise, daß es nun selbst etwas Ethisches würde, sondern daß es als des Erhaltens und Weiterbauens wert, als etwas Wertvolles gesetzt und anerkannt wird, und daß daraufhin die Wollungen und Handlungen der Menschen sittlich gewertet werden. Glaubt Adler gar, etwa durch den Hinweis, daß das Soziale notwendig aus der Beziehung unseres Erkennens auf sich selbst als Bewußtsein überhaupt hervorgeht, daß es in dem normativ-allgemeingültigen Ausgerichtetsein unseres Bewußtseins verankert ist, die Anarchisten von ihrer Vereinzelungsschrulle, die doch nur mit einer wohlgeordneten Gesellschaft im Hintergrund gedeihen kann, kurieren zu können, so dürfte sich dieser Hinweis als obsolut illusorisch, zum mindestens aber als viel ohnmächtiger erweisen als die realen Lebensnotwendigkeiten und Lebensverhältnisse. Die Menschheit weiß, oder besser, ihre einzelnen Teile wissen, was sie der immer stärker werdenden Vergesellschaftung für Opfer

gebracht haben, weil sie sie als ungeheuer wertvoll für ihre Daseinsgestaltung erkannt haben; der Kampf um die immer weiter gehende Vergesellschaftung ist der Kampf um die menschliche Kultur, und wenn heute die sozialistische Bewegung den Kampf um die Aufhebung der Klassengegensätze (durch Demokratie und Vergesellschaftung der Produktionsmittel) und darüber hinaus den Kampf um die Zurückdämmung und schließliche Beseitigung der internationalen Gegensätze führt, so arbeitet sie an dem gleichen Ziele, dessen Verwirklichung sie als notwendig zur besseren materiellen und kulturellen Daseinsgestaltung für die große Masse der Menschen erkannt hat.

b. Kommen wir nun aber zum Angelpunkt der Adlerschen Konstruktion, zu der Normmäßigkeit oder Gesetzlichkeit unseres Bewußtseins, seiner Ausrichtung auf oberste Einheitsziele oder Normen, deren formale Allgemeingültigkeit der kritische Ausdruck ihrer sozialen Beschaffenheit sein soll, so wäre zunächst einmal die irreführende stellvertretende Verwendung von normmäßig und gesetzmäßig (gesetzlich) zu vermeiden, obwohl Adler für den Begriff der „normativen Gesetzmäßigkeit" eine Lanze bricht; es wäre also von der Normgemäßheit, aber nicht von der Gesetzlichkeit unseres sittlichen Wollens zu sprechen; daß unser Wollen im Rhythmus von Mittel und Zweck verläuft, könnte man eher (im Anschluß an den Begriff des Naturgesetzes) seine Gesetzlichkeit nennen. Was aber das Wesentlichere ist: wäre unser Bewußtsein wirklich normmäßig konstruiert, nach obersten Normen ausgerichtet, dann könnte es kein Denken geben, das nicht in Befolgung der Norm auf das Ziel der „Wahrheit" losgehen wollte, dann könnte es aber auch keinesfalls außerethisches Wollen und Handeln geben, das aber den größten Teil unserer Wollungen und Handlungen ausmacht. Aber das Bewußtsein als solches ist gar nicht normmäßig ausgerichtet, wir finden uns nur manchmal auf Normen bezogen, wenn wir zum Beispiel „Wahrheit" finden wollen. Doch selbst auf diese Weise ist der Tatbestand noch falsch ausgedrückt, denn die Wahrheit als solche ist keine Norm, sondern lediglich ein Ziel oder eine Aufgabe, dessen Befolgung oder deren Bearbeitung man sich oder anderen zur Norm, das heißt zur Pflicht, zum Gebot machen kann. Man braucht nur statt des Begriffs „Wahrheit" den weniger hochtrabenden Begriff „Wissen" zu verwenden, und man ist in dieser Hinsicht auch den letzten Zweifel los. Der Mensch als bewußt nach Zwecken handelndes Wesen setzt sich Zwecke, zu deren Realisierung er auch die Mittel wollen muß. Wissen ist ein Zweck, dessen Realisierung ich zur Norm machen, wie ich auch die dahin abzielenden Handlungen sittlich werten kann. Was besagt: normgemäßes Verhalten kann sittlich gewertet werden; die Sittlichkeit selbst stellt aber keine Norm dar, da ethisches Verhalten niemals Zweck, sondern immer bloß Mittel zum Zweck ist; selbst in ihrer „höchsten" Form als Gesinnungsethik war die Sittlichkeit immer nur Mittel zum Zweck: noch jede Gesinnungsethik endete mit dem Gedanken einer sittlichen Weltordnung und der durch sie verbürgten Belohnung der diesseitigen Sittlichkeit durch jenseitiges Glück; auch die Kantische Ethik endet folgerichtig in Moraltheologie, indem sie dem lieben Gott diese Glücksberechnung übertrug.

Daß man übrigens gut daran tun würde, den Begriff „Norm" ganz zu vermeiden, zeigt seine Verwendung gerade in der „Philosophie der allgemeingültigen Normen", wo er Ziel, Aufgabe, oberster Wert,

überempirischer Wert, oberster Maßstab, Richtmaß, höchstes Gebot und anderes mehr bedeuten kann und bedeutet, und in der diese Mehrdeutigkeit gestattet, bequem nach Bedarf von einer Bedeutung zur anderen hin und her zu pendeln. Diese Mehrdeutigkeit des Begriffes „Norm" hat ja auch Rickert zu seiner teleologisch fundierten Erkenntnistheorie geführt, die ihren Wahrheitsbegriff als einen uns von einer unbekannten Instanz gegebenen Befehl, die und die Urteile als wahr zu fällen, ausgibt: Die Wahrheit ist eine Norm, also enthält sie ein Sollen: ich soll so und so urteilen! Dieses Sollen finde ich mit dem Anspruch auf Allgemeingeltung in meinem Bewußtsein vor; ich wage zwar die Elsafrage nach seiner Art und Herkunft nicht zu stellen, da ich aber sicher bin, daß es bei seiner Erhabenheit nicht aus dieser empirischen Welt der Unvollkommenheit stammen kann, so muß es aus einer anderen Welt stammen: für Plato bedeutete es die Erinnerung an die Herrlichkeit der in der sinnlich-körperlichen Welt nur höchst unvollkommen zur Darstellung gelangenden Welt der Ideen mit ihrer Krönung durch die Idee des Guten; im Christentum war es Gottes Gebot („Gott ist die Wahrheit") und bei Rickert wird es schließlich zum „transzendenten Sollen", das dem Sein begrifflich vorangeht, was ja nur der Ausdruck für Gebot aus einer anderen uns unbekannten Welt ist; wobei man allerdings der Rickertschen Erkenntnistheorie zubilligen muß, daß sie die konsequente Zuendeführung der Philosophie der allgemeingültigen Normen, gleichzeitig aber auch ihr Ende bedeutet.

Nebenbei gesagt, führt diese Normenphilosophie des „Wahren, Guten und Schönen", die in ihrer „interessantesten" Verbindung im Häckelschen Monismus fröhliche Urständ gefeiert hat, zu dem Fehler der Gleichsetzung der beiden anderen Gebiete menschlicher Verhaltungsweise, der ethischen und ästhetischen Wertung mit unserem theoretischen Verhalten; mit diesem wollen wir die ganze Wirklichkeit, von der wir mit unserem Denken und Wollen nur ein kleiner Teil sind, erfassen oder — um mit der Kantschen Erkenntnistheorie zu reden — konstituieren, während wir uns mit unserer ethischen Wertungsweise nur auf einen kleinen Teil der menschlichen Wollungen beziehen. So wenig sich das eine Gebiet dem anderen überordnen läßt, so wenig ist eine Gleichstellung angängig. Da die Wissenschaft ein von den Menschen gewollter Zweck ist, kann das darauf gerichtete Wollen und Handeln ethisch gewertet werden, ohne daß aber diese ethische Wertung als konstitutiver Faktor, als tragender Pfeiler in den Wahrheits- oder Wissenschaftsbegriff eingehen darf. Und andererseits ist es ein ganz schiefer und darum nichtssagender Vergleich der Kantianer, zu sagen: „Wie die Kausalität zuallererst Naturwissenschaft möglich macht, so das ‚Du sollst' die Ethik"; wie ja auch diese Gleichstellung zu dem Widersinn der normativen Wissenschaften führt. Aber wie die Logik als Wissenschaft nur aufzuzeigen hat, wie wir uns beim logischen und wissenschaftlichen Denken verhalten (die Kunstlehre vom richtigen Denken ist zwar normativ, aber dafür keine Wissenschaft!), so hat die Ethik als Wissenschaft lediglich die Analyse des sittlichen Erlebens zu geben und in ihrer historischen Wendung die Geschichte der Wandlung der ethischen Gebote und die Herausbildung des ethischen Phänomens selbst aufzuzeigen; die Geschichte der Wandlung der ethischen Gebote ist speziell das Gebiet, das in seinen Ursachen durch die materialistische Geschichtsauf-

fassung erschlossen wird. Mit dem Versuch, auf dem Gebiet der Sittlichkeit ein Gegenstück zur logischen Kunstlehre, also eine Pflichtenlehre aufzustellen, würde man — wenn diese über ein paar Gemeinplätze hinausführen sollte — die durch die Wissenschaft erschlossenen Einsichten ignorieren müssen, und das würde heißen: nach dem Rezept der Theologen und Metaphysiker quacksalbern.

c. Adler ist zwar davor gefeit, in den Fehler Rickerts zu verfallen; sein Wissenschaftsbegriff bleibt frei von der Unterbauung durch die Normen; diese treten als Kausalfaktoren in seine Sozialwissenschaft ein gleich den menschlichen Zwecksetzungen, die in ihrer Verursachung erkannt und als Ursachen eingeführt werden (immanente Teleologie). Trotzdem bedeutet seine Normphilosophie ein Heraustreten aus der Marxschen Sozialtheorie, ein Element, das sich ohne die größte Umbiegung derselben nicht mehr mit ihr vereinigen läßt. So bedeutet die Tatsache, daß Adler die Gesetzlichkeit oder Normmäßigkeit des Einzelmenschen erst die gesellschaftliche Bindung bewirken läßt, eine Umkehrung des real Vorgefundenen. Und nicht minder bedenklich ist diese Umkehrung damit gegeben, daß er die durch die Normmäßigkeit im Bewußtsein bewirkte gesellschaftliche Bindung in „der äußeren Verbundenheit der Produktions- und Lebensbedingungen" bloß zu einem „empirischen" Ausdruck gelangen läßt; das bedeutet die alte Auseinanderreißung des Menschen in ein Äußeres, Empirisches, Sinnliches und damit Minderwertiges und in ein Inneres, Geistiges, Überempirisches, Höherwertiges, was allerdings ganz kantisch ist. Und weiter ist die „empirische, äußere" Verbundenheit mindestens ebenso primäre Verbundenheit wie die normmäßige Verbundenheit unseres Bewußtseins, die transzendental-soziale Beschaffenheit unserer Bewußtseinstätigkeit. Ja die Verbundenheit durch die Produktion, die doch auch bewußte Tätigkeit ist, ist gerade die primäre Verbundenheit. Und nennt man diese äußere Verbundenheit empirisch, wie ist dann die innere, die transzendental-soziale Verbundenheit zu benennen? Jedenfalls überempirisch! Aber dann könnte man ja von ihr als über unsere Erfahrung hinausgehend nichts wissen, oder aber wir befänden uns bewußt mit ihrer Setzung in der Metaphysik drin. In Wirklichkeit aber finden wir diese innere Verbundenheit, dieses „Uns in unserem Bewußtsein auf andere Beziehen" ebenso empirisch vor als Bewußtseinsinhalt, und die Frage ist nur die nach der gegenseitigen Abhängigkeit der beiden Verbundenheiten; diese Frage wird man aber, wenn man die Welt nicht durch die Kantische Brille betrachtet, immer im Sinne von Marx beantworten.

Eine noch stärkere Abkehr von Marx bedeutet aber die Rolle, die Adler den Normen als richtunggebenden Faktoren zuspricht: durch sie soll die Kausalität im sozialen Leben nicht mehr blindes Wirken sein gleich dem Wirken der Körper aufeinander, das man sich gemäß der Atomtheorie als Druck und Stoß kleinster Körperchen und schließlich als Bewegung des Weltäthers vorstellt, sondern sie soll durch die Normen des Wahren, Guten und Schönen mit der ihnen eigenen formalen Gesetzlichkeit, für alle Menschen gelten zu wollen, nach festen Richtungen bestimmt sein, das heißt: die Normen oder Ideen sollen das Richtungselement der sozialen Kausalität sein, die Bestimmungsfaktoren des menschlichen Geistes- und Vernunftlebens und damit des gesamten sozialen

Lebens in seiner kausalen Abfolge. Damit überspannt aber Adler die Rolle dieser Ideen ganz ungeheuerlich und setzt sie als oberste gestaltende Mächte des menschlichen Daseins ein, auf deren Durchsetzung auch das empirische Glücksstreben des Menschen in wunderbarer prästabilierter, durch Gott oder den Zufall gesetzter Harmonie hinausläuft. Gewiß betont Adler, daß „sich auch die Wirklichkeit zum Gedanken drängen muß", daß zu der Realisierung dieser obersten Werte auch die äußere Kausalität möglich sein muß, daß in den Schranken der ökonomischen Verhältnisse sich die der inneren Gesetzlichkeit zu Gebote stehende äußere Kausalität bewegt, das heißt *daß der Grad der erreichten Natur- und Gesellschaftsbeherrschung den Verwirklichungsgrad der Idee bestimmt*. Trotzdem macht er die Normen zu *absoluten Werten*, an deren Gängelband geführt die Menschen schließlich trotz aller Irr- und Wirrnisse ihrer individuellen Glücksstrebungen und gegenseitigen Hemmungen und Reibungen auf ihre völlige Verwirklichung hinarbeiten müssen. Daran ändert nichts, daß bei Adler kein Gott oder Weltgeist schiebt, sondern daß die Normen als unabänderlich gesetzte Ausrichtungen unseres Bewußtseins uns in dem Prozeß unserer Motivation schieben, gleichsam als sokratische Dämonen, deren Stimme wir gehorchen müssen, ob wir wollen oder nicht. Damit sind aber die Produktions- und Lebensverhältnisse zu einer im Vergleich zu ihrer Stellung in der Marxschen Lehre sehr nebensächlichen Rolle verurteilt: sie spielen sozusagen die Rolle der der Formung entgegenstrebenden, trägen, gestaltlosen Materie in der Aristotelischen Philosophie gegenüber den Entelechien oder Formprinzipien; wie diese Materie passiv durch den Grad ihrer Bildsamkeit die mehr oder minder vollkommene Verwirklichung der Form (zum Beispiel der Gestalt eines Organismus) bestimmt, so bestimmt die äußere empirische Kausalität der Produktionsverhältnisse für Adler die Verwirklichungsmöglichkeit der von ihnen unabhängig existierenden Idee, während es bei Marx gerade die Produktionsverhältnisse sind, die der menschliche Geist bewußt erfaßt und danach sich seine Ideen, Zwecke und Ziele gestaltet. Aber damit sind auch für den, der diese Kantianisierung der Marxschen Theorie nicht annimmt, die ökonomischen Verhältnisse keine mystischen Produktionsfaktoren des geistigen und geschichtlichen Lebens, wohl aber sind es ungemein viel realere Potenzen, ungeheuer viel ursprünglichere und wichtigere Kausalfaktoren als in der durch die Kantsche Normenphilosophie modifizierten materialistischen Geschichtsauffassung. Auch für den, der die Unterbauung des Marxismus durch Kant ablehnt, ist die *soziale Kausalität* nicht blind und richtungslos; nur ist sie nicht gerichtet durch ewige, allgemeingültige Normen, sondern *sie ist ausgerichtet nach neuen Aufgaben und Zielen*, die wir auf Grund unserer Erkenntnis der gesamten Wirklichkeit, insonderheit der menschlichen Wirklichkeit mit ihrem weitverzweigten Vergesellschaftetsein uns setzen. Daher auch: *wissenschaftlicher Sozialismus*! Und diese neuen Ziele setzen sich nicht durch, weil die Weltordnung, der auch die kleine Welt des Menschen, der „Mikrokosmos" Mensch, eingefügt ist, auf deren Verwirklichung angelegt oder ausgerichtet ist, was ja nichts anderes bedeuten würde als die alte *Teleologie*, die abgetane Lehre von den durch einen göttlichen Schöpfer gesetzten Endabsichten und Endzwecken — nur in einiger Verschleierung, noch setzen sie sich durch, weil sie die gerechteren sind, womit

eine sittliche Weltordnung mit dem dazu gehörigen Schöpfer und Erhalter vorausgesetzt wäre, sondern weil die Produktions- und Lebensverhältnisse immer mehr Menschen als Gleichinteressierte zu Kämpfern für dieses Ziel machen, wobei der wissenschaftlichen Erkenntnis die Rolle der Aufklärung und Weckung dieser Kämpfer zufällt und wobei die wissenschaftliche Beherrschung der Natur einschließlich der Menschennatur die Zielsetzung bedingt und damit verhindert, daß man hinsichtlich des neuen Zieles mit der Stange im Nebel herumfährt. Weil aber hier die übergreifende Macht, sei es als allmächtige Norm, sei es als ein das Weltgeschehen und damit das Menschheitsgeschick leitender Endzweck, fehlt, ist es nicht richtig, wenn Simmel die marxistische Lehre als eine wenn auch abgeschwächte Abzweigung jener metaphysisch-religiös-fatalistischen Geschichtsphilosophie betrachtet, die den Menschen auch ohne sein Wissen und seinen Willen einem göttlichen Weltplan dienen läßt. Denn schließlich setzt sich das Ziel doch nur durch, weil in dem Kampfe der widerstreitenden Interessen infolge der Gestaltung der Produktionsverhältnisse der Zeitpunkt eintreten muß, wo die größere Willensmacht hinter ihm steht. (Schluß folgt.)

Die italienische Partei und der Kampf gegen den Schutzzoll.

Von **Agostino Lanzillo** (Rom).

Die Haltung und das Vorgehen der sozialistischen Partei in Italien in der Schutzzollfrage ist für die internationale Sozialdemokratie nicht ohne Interesse. In Italien haben sich nämlich gerade die Sozialisten an die Spitze des Kampfes für die Handelsfreiheit und für die Abschaffung der Schutzzölle gestellt, die seit dem Jahre 1887 Italien durch hohe Zollschranken vom Ausland absperren.

Diese von den Sozialisten eingenommene Kampfesstellung in einer Frage, die gerade in Italien immer und von allen Parteien vernachlässigt worden ist, hat schon jetzt ganz unerhoffte politische Erfolge gezeitigt. Die Parteien, die teils in gutem Glauben, teils im Dienste bestimmter Interessen die Zollfragen totgeschwiegen hatten, wurden durch die Haltung der Sozialisten genötigt, Stellung zu nehmen. Die äußerste Linke proklamierte sich ohne Zögern als Freihändler; so nahmen die radikale Partei, die republikanische und die sozialistisch-reformistische (die sich nach dem letzten Parteitag von Reggio Emilia infolge des Ausschlusses der Reformisten und nach dem Siege der intransigenten Taktik gebildet hatte) unter die Hauptforderungen ihres Wahlprogramms auch die der Reform des heutigen Schutzzollsystems auf. Selbst die Regierung Giolittis wurde durch die von den Sozialisten angefachte freihändlerische Agitation in Besorgnis gestürzt und gab dieser Sorge, wenn auch mit großer Vorsicht, dadurch Ausdruck, daß der Handelsminister Nitti in seiner Wahlrede von „genauen Studien der wirtschaftlichen Verhältnisse des Landes" sprach, die die Regierung vor der Erneuerung der im Jahre 1917 ablaufenden Handelsverträge veranlassen würde.

Der ganze Wahlkampf vom Herbst 1913 war voll von Versprechungen und Diskussionen über den Freihandel. Die sozialistische Partei veröffentlichte darüber eine Agitationsbroschüre des Genossen Mondolfo, die in

Massen unter der Arbeiterschaft und unter den Wählern verbreitet wurde, während der „Avanti" scharf gegen den Protektionismus zu Felde zog und eine lebhafte Polemik, namentlich über den Kornzoll, gegen das offizielle Organ der Schutzzöllner und der Regierung, die römische „Tribuna", führte.

Den herrschenden Klassen ist die Bedeutung und der Ernst des von der sozialistischen Partei begonnenen Kampfes keineswegs entgangen, denn die Agitation gewann schnell an Boden und zog sogar einen Teil der Bourgeoisie mit sich fort, denn in Italien gereicht das Schutzzollsystem nur einer winzigen plutokratischen Minderheit zum Vorteil, während es die Landwirtschaft und viele Industrien schwer schädigt und in ihrer Entwicklung hemmt. Es ist daher begreiflich, daß die Agitation der Sozialisten in vielen Kreisen der Demokratie Zustimmung fand. In den wichtigsten Städten, wie in Rom, Mailand, Florenz, Bari, Neapel und Palermo und in zahlreichen kleinen ländlichen Zentren entstanden Komitees zur Agitation gegen die Schutzzölle, die sich hauptsächlich an das Wochenblatt „L' Unità" anlehnten; später wurde auch ein „Landesverband für den Freihandel" gegründet.

Diese Bewegung ist aber durch eine scharfe Grenzlinie von der Agitation getrennt, die die sozialistische Partei auf eigene Faust und mit deutlichem Klassenkampfcharakter durchführt.

* * *

Die Besorgnis und die Angst der Regierung und der schutzzöllnerischen Plutokratie gegenüber der sozialistischen Kampagne erklären sich aus der augenblicklichen politischen Situation in Italien. Diese verleiht der sozialistischen Partei in einem Maße Einfluß und Autorität, wie sie sie vielleicht nie vorher besessen hat. Der Einfluß der Partei geht auf ein Ereignis zurück, das geradezu den Brennpunkt der gegenwärtigen Geschichte Italiens darstellt: auf den Libyschen Krieg. In der Tat hat sich nur eine einzige Partei, eben die sozialistische, von Anfang an als hartnäckiger und energischer Gegner dieses Krieges bewährt und ohne Zögern und Schwächen eine streng kritische Haltung bewahrt, während alle anderen Parteien sich von dem großen Strom patriotischen Rausches hinreißen ließen, der über Italien gekommen war. Heute ernten die Sozialisten die Früchte dieser ihrer Haltung. Der Enthusiasmus ist abgeflaut, und die Bevölkerung fühlt die ökonomischen und finanziellen Rückschläge des langen, noch immer nicht beendeten Krieges. Jetzt wendet sich die Sympathie den Sozialisten zu und verleiht ihrer Partei ein moralisches Übergewicht und größeren politischen Einfluß.

Dazu kommt die erhöhte Disziplin der Parteiorganisation und die neue Kraft, die der sozialistischen Bewegung aus der revolutionären Haltung erwächst, die sie nach vielen Jahren reformistischer Taktik angenommen hat. So steht die sozialistische Partei heute im politischen und parlamentarischen Kampfe kampftüchtiger da als je; die für sie abgegebenen Stimmen bei den letzten Wahlen betrugen beinahe eine Million, und die Zahl ihrer Abgeordneten beläuft sich auf beinahe 70.

Die durch ihren Klassenstandpunkt diktierte scharf freihändlerische Haltung der italienischen Partei ergibt sich im wesentlichen aus den drei folgenden Tatsachen:

1. aus der absurden Wirtschaftspolitik des italienischen Staates;

2. aus dem ganz besonders unheilvollen Rückschlag dieser Politik auf die Preise und Löhne;

3. aus dem hieraus folgenden Widerstreit zwischen den augenblicklichen Interessen der Arbeiterklasse und denen der Oligarchie der italienischen Schutzzöllner.

Um den immer schärfer werdenden Kampf gegen die Schutzzölle und damit auch die Haltung der sozialistischen Partei zu verstehen, muß man sich durch einen kurzen Überblick die Wirtschaftspolitik vergegenwärtigen, die die italienische Regierung seit dem Jahre 1860 eingehalten hat.

Die italienische Handelspolitik hat drei Phasen durchlaufen: die erste geht von 1860 bis 1878 und kennzeichnet sich als fast ganz freihändlerisch; die zweite umfaßt die Jahre von 1878 bis 1887 und trägt den Stempel einer gemäßigten Schutzzollpolitik; die dritte setzt im Jahre 1887 ein und bezeichnet die Periode des erdrückendsten Protektionismus.

Die sogenannte Zollreform vom 14. Juli 1887 wurde dem Parlament durch ein Bündnis zwischen Großgrundbesitzern und industriellen Unternehmern aufgezwungen. Die Interessen einer winzigen Minderheit wurden also denen des ganzen Landes übergeordnet. Die agrarisch-industrielle Koalition wurde auf der folgenden Grundlage abgeschlossen: der Großgrundbesitz verpflichtete sich, für Schutzzölle und Industrieprodukte einzutreten, wenn ihm als Gegenleistung ein hoher Zoll auf Weizen und Mehl gewährt wurde.

In der Tat zeitigte das Bündnis die gewünschten Früchte, denn der Zoll auf Weizen weist in Italien den nachfolgenden Aufstieg auf:

Jahr	Für den Doppelzentner	Jahr	Für den Doppelzentner
1871	1,40 Lire	1894	7,— Lire
1887	3,— -	1895	7,50 -
1888	5,— -		

Ein Zoll von 7,50 Lire für den Doppelzentner stellt das Höchste dar, was der Protektionismus auf diesem Gebiet geleistet hat. Natürlich macht sich ein entsprechender Aufstieg in den Preisen des Brotes und der in Italien so stark konsumierten Teigwaren geltend. 1886 kostete der Doppelzentner Weizen 22,85 Lire, 1912 aber bereits 33,14 Lire.

Aus der Zunahme des Weizenpreises bis zu dem Maximum von 33 Lire im Jahre 1912 läßt sich die Notlage der Arbeiterklasse verstehen, die noch durch die beständige Vermehrung der anderen Nahrungsmittelpreise, der Ersatzmittel für den Weizen und des Zuckers, verschärft wird.

Unterdessen steigerte der industrielle Protektionismus, der Rohmaterialien wie Eisen und Baumwolle traf, die Preise aller industriellen Produkte: der Häuser, der Maschinen, der Kleiderstoffe usw.

Außerordentlicher Schaden erwächst aus dem der Eisen- und Stahlindustrie gewährten Schutzzoll, und zwar weil in Italien alle Vorbedingungen für die Entwicklung der Eisenindustrie fehlen, wie sie Deutschland, Belgien usw. aufweisen. Italien besitzt fast keine Kohlenbergwerke, und die Gruben, in denen Eisenerz gefördert wird, haben ganz geringe Bedeutung. Die wichtigsten von ihnen, die Bergwerke der Insel Elba, werden nach offiziellen Berechnungen schon in wenigen Jahren erschöpft sein. Trotzdem wurde der Schutzzoll auf Eisen durchgesetzt, und zwar mit der verlogenen und lächerlichen Begründung, daß man „vaterländisches Eisen" brauchte, um im Falle eines europäischen Konfliktes eine „Stahlblockade zum Schaden der Nation" zu vermeiden!

Die Folgen dieses Schutzzolles, der seit vielen Jahren dauert, sind:

1. ein Opfer von 100 Millionen jährlich, das den Eisenindustriellen gebracht wird;

2. die Entwicklungsunmöglichkeit der mechanischen Industrien infolge des hohen Preises des Rohmaterials;

3. wachsende Verteuerung aller Produkte, bei denen Eisen Verwendung findet, dadurch Behinderung des Baugewerbes, der Transportindustrien, der Handelsschiffahrt, der Landwirtschaft usw. Der Profit der durch diesen Schutzzoll künstlich großgezogenen Eisenindustrie wird von wenigen großen Kapitalisten eingestrichen.

Eine andere künstliche Schmarotzerindustrie, die wenigen Kapitalisten reichen Profit abwirft, ist die Zuckerindustrie, die auch im Schutze der unseligen Zölle vom Jahre 1887 herangewachsen ist. Der Zucker kostet in Italien mehr als in irgend einem Lande der Welt, und von allen Völkern hat das italienische den geringsten Konsum pro Kopf. Viele Industrien, für die alle natürlichen Entwicklungsbedingungen da wären, wie die der Herstellung von Fruchtsäften, Marmeladen usw., werden durch den unsinnigen Zuckerpreis unmöglich gemacht. Während so die künstlich gezüchtete Zuckerindustrie etwa 12 000 Arbeiter beschäftigt, wird die Entstehung von lebenstüchtigen Industrien verhindert, die vielen Zehntausenden Arbeit geben könnten. Dasselbe gilt von der Eisenindustrie, die die Entwicklung der mechanischen Industrien unmöglich macht. In der Eisenindustrie finden in Italien etwa 10 000 Arbeiter Beschäftigung, während die mechanischen Industrien deren 100 000 Arbeit geben könnten.

* * *

Wie aus dem bisher Gesagten hervorgeht, hat die Handelspolitik des italienischen Staates einen weitgehenden Einfluß auf alle Preise, und vor allem auf die des Massenkonsums. Sie schädigt also besonders die wenig besitzenden Klassen und in erster Linie das Proletariat.

Die vom italienischen Volke gezahlten Preise sind in der Tat die höchsten der ganzen Welt, wie aus der nachstehenden Tabelle hervorgeht, die wir einer Arbeit von Alberti[1] entnehmen:

Staaten	Indexzahlen (England = 100)		
	Preis der Mieten	Preis der Lebensmittel	Kosten des Lebensunterhalts
Vereinigte Staaten Nordamerikas .	207	135	152
England	100	100	100
Italien	105	159	148
Deutschland	123	118	115
Frankreich	98	118	114

Man sieht aus diesen Indexzahlen, daß die Lebensmittelpreise in Italien höher sind als in allen anderen Ländern, und daß die Kosten der Lebenshaltung nur von denen in den Vereinigten Staaten übertroffen werden.

Auch aus einer Gegenüberstellung des Weizenpreises in Italien und auf den hauptsächlichsten ausländischen Märkten geht die Notlage des italienischen Konsumenten deutlich hervor. In der Tat kostete zum Beispiel im April 1912 ein Doppelzentner Weizen in London 21,15 Lire, in Odessa 18,31, in Chikago 17,82 und in Italien 33,25 Lire, und dieser Abstand bleibt im ganzen Jahre 1912 und auch im Jahre 1913 der gleiche.

[1] Mario Alberti, Il movimento dei prezzi e dei salari nell' anno 1911. Triest 1912, Ed. Vram.

Die italienische Zollpolitik, die so offenkundig im Dienste der Interessen einer von der Regierung beschützten Clique steht, verschärft und vermehrt so die allgemeine Preissteigerung, die sich in allen Ländern der Erde geltend macht.

Betrachtet man die Preise der verschiedenen Waren und Produkte in Italien im Jahre 1912 im Vergleich zu denen der beiden vorhergehenden Jahre, so ist fast überall eine Erhöhung zu konstatieren.[2] In einer Monographie des Professors Achille Necco[3] gibt ein sehr übersichtliches Diagramm die statistische Darstellung dieses Preiszuwachses.

Diese allgemeine Erhöhung aller Preise, die, wie wir gesehen haben, durch die Schutzzölle noch bedeutend verschärft wird, läuft für die Arbeiterklasse auf eine Verminderung der Löhne hinaus.

Mit dem Jahre 1900 begann in Italien eine große Anzahl proletarischer Bewegungen, die auf Lohnerhöhungen abzielten. Bis zum Jahre 1904 waren die Streiks außerordentlich zahlreich und fast alle von Erfolg gekrönt. Die Lebenshaltung des industriellen Proletariats hob sich bedeutend. Auch in der Landwirtschaft kam es zu großen Bewegungen, besonders in der Po-Ebene, so daß auch die Landarbeiter ihre Löhne verbesserten. Von 1904 bis 1908 ließ die Bewegung nach, ohne jedoch ganz aufzuhören; die großen Agrarkonflikte der Provinzen Ferrara und Parma fallen sogar gerade in diese Periode. Von 1908 an geht trotz der Fortdauer der Bewegung der erzielte Zuwachs der Löhne bedeutend zurück.

Wenn es also dem italienischen Proletariat auch gelang, in fast allen Berufen die Löhne zu erhöhen, so hat es doch infolge der gleichzeitigen Erhöhung der Preise nicht den erwarteten Erfolg erzielt. Gewiß handelt es sich dabei um eine allgemeine Erscheinung, die sich in allen Staaten geltend macht, aber gerade in Italien hat sie eine besondere Klassenbedeutung angenommen. Wenn der Protektionismus, wie in Italien, sich Industrien zuwendet, denen alle natürlichen und geschichtlichen Entwicklungsbedingungen fehlen (wie zum Beispiel die Zuckerindustrie), die also ein künstliches und kümmerliches Leben führen, schlechte Löhne zahlen und unfähig sind, einige Bedeutung zu erlangen; wenn er also nicht einmal imstande ist, irgendwelche lebensfähige Industrien großzuziehen, dann ist er für die Arbeiterklasse doppelt verhängnisvoll.

* * *

Die Folgen, die der Arbeiterklasse aus der heutigen Politik erwachsen, beschränken sich aber nicht auf die Verkürzung ihrer Löhne, sondern lasten schwer auf dem Arbeitsmarkt selbst und verhindern jene Entwicklung des Landes, die für die Gegenwart und Zukunft der Arbeiterklasse unerläßlich ist. In Italien stehen wir zwei Erscheinungen von ungeheurem Ernst gegenüber: der Arbeitslosigkeit und der Auswanderung. Die erste macht sich vorwiegend im Norden geltend, die andere im Süden und in Sizilien.

Wenn man nun auch nicht sagen kann, daß diese beiden Erscheinungen allein durch den Protektionismus veranlaßt sind, so muß man in diesem doch eine ihrer Hauptursachen sehen. Ohne diese 25 Jahre einer unnatür-

[2] Vergleiche darüber den Annuario Italiano von Professor Bachi, L'Italia economica nel 1912. Lapi 1913, Verlag Città di Castello.

[3] A. Necco, La curva dei prezzi della merci in Italia negli anni 1881—1900. Turin, Verlag Società Editrice Nazionale.

lichen und absurden Wirtschaftspolitik würde die allgemeine Lage des Landes anders sein und die allgemeine Wohlhabenheit wesentlich größer. Die südlichen Provinzen würden in moralischer und wirtschaftlicher Hinsicht eine höhere Entwicklungsstufe erreicht haben; einige Industrien, wie die mechanischen, für die alle natürlichen Entwicklungsbedingungen vorhanden sind, wären zur Blüte gekommen, so daß wahrscheinlich weder die Arbeitslosigkeit noch die Auswanderung in dem heutigen Umfang aufgetreten wären. Sicher ist die Auswanderung zum großen Teil eine Folge der Extensivkultur, und diese unrationelle Form der Bestellung ist zweifellos in erster Linie auf den Getreidezoll zurückzuführen.

Der Zusammenhang zwischen wirtschaftlicher Rückständigkeit und Getreidezöllen ist eines der Motive für die entscheidende Bekämpfung des Schutzzolles durch die Sozialisten. Die Arbeiterbewegung kann sich nur in einem voll entwickelten kapitalistischen Regime ganz entfalten, und in Italien ist das Schutzzollsystem das ernsteste Hindernis für die Umgestaltung der vorkapitalistischen Ökonomie zur modernen Wirtschaft. Den Protektionismus beseitigen heißt die Landwirtschaft verwandeln, die industrielle Entwicklung anregen, Italien eine kommerzielle Bedeutung ersten Ranges im Mittelmeer und im Orient geben; es heißt kurz gesagt, die unerläßlichen Bedingungen für die Entfaltung des Klassenkampfes schaffen.

Dies der Grund und der geschichtliche Anlaß für die Aktion der sozialistischen Partei. Es ist unverkennbar, daß in dieser Hinsicht die sozialistische Partei lebenswichtige Interessen der italienischen Arbeiter vertritt, weil sie den Boden bereiten hilft, auf dem die Arbeiterklasse die Saat ihrer Zukunft ausstreuen wird.

Notizen.

Zur Benutzung der reichsstatistischen Literatur. Die Arbeiten des Kaiserlichen Statistischen Amtes — die erste Veröffentlichung erschien im Jahre 1873 — gehen heute in die Hunderte von Bänden. Eine Unsumme von Material steckt darin und harrt der weiteren Verarbeitung. Denn bei der Größe der Aufgaben und der Knappheit der Mittel kann das Amt nicht selbst alle Materialien noch in einer lesbaren, kurz zusammenfassenden Bearbeitung bringen. Es wäre das übrigens auch nicht einmal durchweg wünschenswert, da amtliche Organe gar zu leicht in bestimmter Tendenz frisieren. Der gegenwärtige Zustand hat aber zur Folge, daß die zahlreichen Bände recht wenig benutzt auf den Bibliotheken, Zeitungs- und Zeitschriftenredaktionen, in den Sekretariaten der politischen und gewerkschaftlichen Organisationen und bei einzelnen privaten Liebhabern schlummern. Viele unserer Leser, die den Wunsch haben, selbst in den Quellenwerken zu studieren, wissen vielleicht nicht einmal, in welchem der Hunderte von Bänden sie nachschlagen müßten, um auf eine bestimmte Frage, für die statistische Daten vorliegen, Antwort zu erhalten. Nun findet sich hinter der Inhaltsangabe des „Statistischen Jahrbuches für das Deutsche Reich" jedesmal ein „Quellennachweis, zugleich Übersicht der bis Ende Juli 19.. erschienenen Veröffentlichungen des Kaiserlichen Statistischen Amtes in sachlicher Anordnung" (im „Jahrbuch" für 1913 beginnend auf Seite XIII). Dort sind alle Veröffentlichungen, zeitlich geordnet, nach sachlichen Gruppen entsprechend der Einteilung des Jahrbuches zusammengestellt. Zum Beispiel enthält der Abschnitt „XIII. Reichstagswahlen" genaue Angaben darüber, in welchen Bänden die amtlichen Statistiken jeder Reichstagswahl (einschließlich Ersatzwahlen) zu suchen

sind. Sogar die verstreuten graphischen Darstellungen sind hier einzeln, natürlich in der betreffenden sachlichen Gruppe, verzeichnet.

So wertvoll der genannte „Quellennachweis" des Jahrbuches auch ist, er führt nur bis an den gesuchten Band heran, nicht in ihn hinein. Angenommen, ich suche Daten aus der Streikstatistik. Für die Jahre 1899 bis 1912 gibt der Quellennachweis allein 14 Bände an, in denen die Zahlen zu finden sind. Sie durchzusuchen wird für mich vielleicht keinen Sinn haben, wenn ich weiß, wie diese Statistik zustande gekommen ist. Nun gibt zwar der Band, in dem eine Streikstatistik erstmalig veröffentlicht worden ist, die Grundsätze für die Organisation von statistischen Erhebungen über Streiks an. Aber inzwischen kann diese Organisation Änderungen erfahren haben, so daß ich doch alle 14 Bände durchsehen müßte. Diese Arbeit erspart der kürzlich erschienene Band über „das Arbeitsgebiet des Kaiserlichen Statistischen Amtes".[1] Er enthält alle für die Reichsstatistik erlassenen Anordnungen seit 1872. So sind unter Nr. 23 C III 2 alle wichtigen Bestimmungen, Abänderungen, Erhebungsformulare, Tabellenschemata und anderes für die Statistik von Streiks und Aussperrungen zusammengestellt. Was das Amt unter Streiks und Aussperrungen zählt, wer die Erhebungen leitet und ausführt, wie die Daten zusammengefaßt sind, finde ich dort kurz, aber ausführlich genug, um mir ein Urteil über den Wert dieser Statistik bilden zu können. In sachlicher Anordnung enthält so der umfangreiche Band von über 650 Seiten die Ende 1912 für das gesamte Arbeitsgebiet des Amtes geltenden Bestimmungen. Diese Zusammenfassung (die erstmalig im 101. Band der Statistik des Deutschen Reiches für das Jahr 1898 gegeben wurde) bildet eine äußerst dankenswerte Erleichterung für das Studium der Reichsstatistik. Nach 1912 getroffene Änderungen sollen wie bisher in jedem ersten Hefte der „Vierteljahrshefte" bekanntgegeben werden, erstmalig im Vierteljahrsheft 1914, I. In dem einleitenden Aufsatz über Geschichte und Organisation des Amtes selbst wird auch auf die außerhalb der Verantwortung des Amtes von anderen Reichsbehörden herausgegebenen statistischen Arbeiten hingewiesen. Der Hauptteil beschäftigt sich sodann in der oben skizzierten Weise mit den periodischen und einmaligen Arbeiten des Amtes im einzelnen bis zum Jahre 1912, zum Teil bis zum Jahre 1913. Ernst Meyer.

Die Elektrizitätswerke in den Vereinigten Staaten. Nach einer kürzlich veröffentlichten Zensusstatistik bestanden in den Vereinigten Staaten im Jahre 1902 3620 Elektrizitätswerke, im Jahre 1912 deren 5221. Die Zunahme beträgt also 44,2 Prozent. Darunter waren private 2805 und 3659 und munizipale 815 und 1562 Werke. Die Gesamthöhe der Pferdekräfte ist von 1,8 auf 7,5 Millionen, die Leistung dieser Werke von 2,5 auf 11,5 Milliarden Kilowattstunden gestiegen. Die Leistung der Werke hat sich also auf das Fünffache erhöht, woraus die mächtige Konzentration der Krafterzeugung und bessere Ausnützung der Anlagen zur Genüge hervorgeht.

Die Zahl der beschäftigten Arbeiter ist bloß von 30 326 auf 79 335 oder um 161 Prozent gestiegen. Auch die Arbeitsproduktivität mußte demnach sich erhöhen. Obwohl die Strompreise ermäßigt wurden und die Gesamteinnahmen von 85,7 auf 302,11 Millionen oder bloß um 252 Prozent gestiegen sind, machen sie pro Arbeiter berechnet 1902 2857 und 1912 3809 Dollar, was eine Steigerung um 33 Prozent bedeutet. Für stehende Motoren wurden 1902 0,4 und 1912 4,13 Millionen Pferdekräfte verwendet. Der Fortschritt der Elektrotechnik kommt somit in erster Linie der Industrie zugute. Sp.

Über die natürliche Fruchtbarkeit der verschiedenen Nationalitäten haben die amerikanischen Bundesbehörden seit 1899 Untersuchungen angestellt. Im Staate Rhode Island, in dem das fremde Element besonders stark vorherrscht, wurden die Verhältnisse bei 78 000 verheirateten Frauen im Alter unter 45 Jahren untersucht,

die seit 10 bis 20 Jahren verheiratet sind. Dabei wurden nur Frauen in die Statistik einbezogen, deren beide Eltern derselben Nation angehören. Ferner wurde unterschieden zwischen Frauen, die von amerikanischen Eltern abstammen, solchen, die von fremdländischen, aber in Amerika geborenen, und endlich solchen, die von eingewanderten Eltern abstammen. Es ergab sich:

	Auf 10 Frauen kamen Kinder	Von 1000 Frauen hatten keine Kinder	Von 1000 Frauen hatten mehr als 5 Kinder
Weiße Frauen, deren Eltern Amerikaner	27	131	99
Eltern fremdländisch, aber in Amerika geboren	39	63	246
Eltern eingewandert	47	53	379
Nationalität der Eltern (in Amerika geboren oder eingewandert)			
Engländer	34	90	185
Englische Kanadier	35	87	185
Schweden	42	47	279
Franzosen	43	88	325
Deutsche	43	47	304
Irländer	44	78	350
Schweizer	44	58	316
Ungarn	45	72	349
Österreicher	46	52	372
Dänen	48	40	396
Italiener	49	49	375
Russen	54	26	505
Französische Kanadier	56	50	530
Polen	62	25	609
Neger	31	205	210

Man sieht also, daß sich die Fruchtbarkeitsverhältnisse der Eingewanderten immer mehr denen der Eingesessenen nähern, ferner aber auch, daß zum Beispiel die Fruchtbarkeit der Französinnen fast ganz gleich ist der deutscher Frauen, die der französischen Kanadierinnen aber bedeutend größer. Auffallend ist die außerordentlich geringe Fruchtbarkeit der Negerinnen und besonders die große Häufigkeit ihrer vollständigen Unfruchtbarkeit.

Anzeigen.

(Besprechungen hier angezeigter Schriften behält sich die Redaktion vor.)

Morris Hillquit und John A. Ryan, **Socialism Promise or Menace?** (Sozialismus als Verheißung oder Drohung?) New York 1914, The Macmillan Company. 270 Seiten.

Das Buch enthält die in der amerikanischen Zeitschrift »Everybodys Magazine« zwischen dem Genossen Hillquit und dem Professor an einem katholischen Seminar Ryan geführte Diskussion über den Sozialismus, die Schlüter in seiner Besprechung von Hillquits »Socialism summed up« (S. 91 dieses Bandes) bereits erwähnt hat. Ein ausführliches Register erleichtert die Benutzung des Buches.

E. Varga, **Warum wir auswandern müssen!** Budapest 1914, Verlag der Volksstimme-Buchhandlung. 15 Seiten. Preis 6 Heller.

Eine zur Massenverbreitung unter den deutschen Auswanderern aus Ungarn bestimmte Flugschrift, die in volkstümlicher Darstellung die Ursachen der sozialen Not in Ungarn aufzeigt, die zur Auswanderung zwingt.

[1] Das Arbeitsgebiet des Kaiserlichen Statistischen Amtes nach dem Stande des Jahres 1912. Herausgegeben vom Kaiserlichen Statistischen Amte. (Statistik des Deutschen Reiches, Band 201.) Berlin 1913. VIII und 656 Seiten. Preis 8 Mark.

Feuilleton

Der Künstler als Warenproduzent.

Von O. Jenssen.

In zahlreichen Arbeiten haben marxistische Schriftsteller die Beziehungen von Kunst und Klasse, von Stil und Wirtschaftsform untersucht. Leben und Werk bedeutender Dichter und Maler wurden vom Standpunkt der materialistischen Geschichtsauffassung betrachtet und bestimmte Stilformen in ihrer soziologischen Bedingtheit analysiert. Ich weise auf die Arbeiten von Mehring, Henriette Roland-Holst, Plechanow, Hausenstein, Wendel, Franz Diederich, Ströbel und anderen hin. Die wirtschaftliche Lage, die Produktions- und Existenzbedingungen des Künstlers sind aber bislang nirgends eingehend systematisch untersucht worden. Treffende Bemerkungen über die kapitalistische Ausbeutung der Künstler, die Notlage einzelner und die künstlerische Unkultur der Kapitalistenklasse sind gefallen, es fehlte aber eine umfassende Darstellung der sozialen Lage der Künstler als Berufsstand.

Lu Märten macht in ihrem Buche »Die wirtschaftliche Lage der Künstler«[1] den ersten umfassenden Versuch, diese Lücke auszufüllen. Sie gibt eine wissenschaftliche Untersuchung der Stellung der Künstler im Rahmen der kapitalistischen Produktionsweise. Sie begnügt sich nicht mit der bloßen Feststellung des Einkommens und der allgemeinen Lebensverhältnisse der Kunstproduzenten, sondern sie kennzeichnet den »ästhetischen Überbau« der heutigen Gesellschaft in seinen wesentlichen Merkmalen.

Der Konflikt zwischen individueller Arbeit und industriell-zweckmäßiger, der Konflikt zwischen Idee und Mechanismus oder wie immer man ihn formulieren will, bringt sinnfällig und augenscheinlich die spezifischen Vertreter der individuell gegründeten Arbeit, die Künstler, in immer schwerere, persönliche Konflikte, in immer problematischere soziale Daseinsbedingungen. Die ökonomischen Gesetze, den individuellen, persönlichen feindlich, weil sie bisher rein mechanische sind, haben die Konsequenz, den Künstler und sein Arbeitsprodukt in eine soziale Isoliertheit zu verbannen oder die seiner Arbeit innewohnenden freien Gesetze zu vergewaltigen zum Schaden des Künstlers und zum Schaden der Kunst, zum Schaden des eigentlichen kulturellen Überbaus der ganzen Gesellschaft. Dieser Konflikt sollte in dieser Arbeit in seiner konkreten Erscheinung, in seiner Rückwirkung auf die Lage der Künstler behandelt und seine Konsequenz für gegenwärtige und zukünftige Möglichkeiten ins Bewußtsein gebracht werden....

Meine Arbeit hat sich bemüht, fern einer ethischen oder ideal einseitigen Wertung der Lage der Künstler gegenüber zu bleiben; vielmehr die Ursache und Wirkung dieser Lage verständlich zu machen und auch den scheinbar zufälligen Erscheinungen innerhalb dieser Beziehungen das Substrat intellektuellen Bewußtseins zu geben.... (S. 2 und 4.)

Aus dieser Betrachtung ergeben sich die Beziehungen der verschiedenen Klassen zu Kunst und Künstler, und es zeigen sich die Wege zur Reform der heutigen Mißstände und ihrer allmählichen Beseitigung auf dem Wege der Überwindung kapitalistischer Warenproduktion.

In dieser gedanklichen Synthese, die alle Spezialuntersuchungen in sich begreift, liegt der Schwerpunkt des Buches. Für uns liegt damit der Wert

[1] Lu Märten, Die wirtschaftliche Lage der Künstler. München 1914, Georg Müller. 184 Seiten. Preis broschiert 3 Mark, gebunden 4 Mark.

der Schrift in der Anwendung des historischen Materialismus auf ein bislang vernachlässigtes Gebiet.

Einige leitende Gedanken des Buches seien im folgenden wiedergegeben: Der Künstler ist heute Warenproduzent oder Lohnarbeiter. Die Industrie hat die Kunst vom Handwerk getrennt und dadurch den Künstler isoliert. Die »Lukasgilden« des Mittelalters,[2] die ihre Mitglieder schützten und auch den Kunsthandel kontrollierten, sind verschwunden. Der einzelne Kunstproduzent steht der Anarchie des Warenmarktes zumeist wehr- und hilflos gegenüber. Die Kunstproduktion früherer Jahrhunderte, sei es für einzelne oder Korporationen (Kirchenfürsten oder Zünfte), ist zurückgedrängt durch die Arbeit für den Markt. Der »freie Individualarbeiter«, der schöpferische Künstler[3] muß sein Produkt als Ware verkaufen und ist all dem Risiko ausgesetzt, das die Planlosigkeit der kapitalistischen Gütererzeugung für den Markt mit sich bringt. Hierbei steht die Anarchie des Marktes in verhängnisvoller Wechselwirkung mit der »Anarchie« des künstlerischen Schaffens. Der Maler, Bildhauer, Dichter und Musiker kann nicht auf Kommando produzieren; er kann seine Produktion nicht nach Hochkonjunktur und Krise einrichten und sich dem wechselnden Bedarf nicht schnell anpassen. Die Eigenart seines Schaffens benachteiligt ihn gegenüber jedem anderen Warenproduzenten. Die industrielle Massenproduktion hat der Kunst große Gebiete des handwerklichen Schaffens entzogen. Sie hat an die Stelle des individuellen Produktes des mittelalterlichen Kunsthandwerkers und Handwerkskünstlers die Schablonenarbeit der Maschine gesetzt. Der Volksbedarf an Kunstwerken ist dadurch bedeutend eingeschränkt; man braucht keine Kunst und begnügt sich mit Surrogaten. Die schöpferische Arbeit des Künstlers, nur bedacht auf die Vollendung eines Kunstwerkes, steht sodann in schroffem Gegensatz zum Erwerbsbetrieb des Händlers und Fabrikanten, für den die schnelle Verkaufsmöglichkeit der Ware Endziel der Produktion ist. Je größer der Künstler, je intensiver die Hingabe an sein Werk, desto geringer ist seine geschäftliche Begabung.

Der Künstler wird daher oft zum »Heimarbeiter«, er produziert für den Verleger, den Kunsthändler oder den Mäzen. Es geht ihm ähnlich wie dem Hausindustriellen, er trägt das Risiko und der Kapitalist steckt den eventuellen Gewinn ein. Selbst wenn der bildende Künstler für den freien Markt ohne Zwischenhändler produziert, erhält er von dem Profit meist recht wenig, während der kapitalkräftige »Kenner« auf Spekulation kauft und den künstlerischen »Mehrwert«[4] oft noch zu Lebzeiten des Produzenten

---

[2] Die Lukasgilden sind die frühesten künstlergewerblichen Zunftorganisationen. Bis zum sechzehnten Jahrhundert gehören zu ihnen alle kunstverwandten Handwerke, wie die verschiedensten Gold- und Glashandwerker, Buchdrucker, Stecher usw. Sie haben verschiedentlich den Zünften entsprechenden lokalpolitischen Einfluß, kontrollieren vor allem den Kunsthandel. Im siebzehnten Jahrhundert beginnt die Absonderung der sogenannten reinen Künste, wie Malerei, Plastik, von diesen Gilden.

[3] Unter Künstler begreift Lu Märten nicht nur die bildenden Künstler, sondern auch jede schöpferische Geistesarbeit.

[4] Der Ausdruck »künstlerischer Mehrwert«, den Lu Märten häufig gebraucht, gibt leicht zu Verwechslungen Anlaß und ist auch wissenschaftlich vieldeutig und anfechtbar. Um Unklarheiten zu vermeiden, wäre vorläufig die bloße Konstatierung

einstreicht. Die Preisbildung des Kunstwerkes ermöglicht in hohem Grade die Spekulation und ist dem Künstler besonders ungünstig. Das Marxsche Wertgesetz gilt nur für beliebig vermehrbare Dinge. Der Wert jedes wirklichen Kunstwerkes ist gar nicht in gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit aufzulösen, da es einen Seltenheits- oder Monopolwert darstellt. Die rein handwerkliche Leistung des Künstlers, Material und Herstellungszeit eines Bildes, einer Statue usw. wäre noch zu berechnen, aber sie haben nichts zu tun mit dem Kunstwert des produzierten Gegenstandes.

Es liegt in der Natur der Sache, daß nur ein kleiner Teil aller echten und starken Werke auf den Warenmarkt gelangt, daß sie den Versuch machen, als höchst qualifizierte Ware die Konkurrenz mit minderwertigen billigen, den Tendenzen des Marktes entsprechenden Produkten auszuhalten. Dies gilt für jegliche Kunstgattung. Zugleich hat dies die Unmöglichkeit erhellt, den imaginären Wert wirklicher Kunstprodukte mit dem eines beliebig vermehrbaren und unpersönlichen Produktes gleicher Bestimmung in Konkurrenz zu bringen. Es erhellt den geheimen Sinn des Kunstwerkes als Geschenk an die Gesamtheit, daß es tatsächlich unverkäuflich und für alle da sein sollte. (S. 26.)

Wie wird nun der Preis eines Kunstwerkes auf dem Markt bestimmt? Es ist nicht möglich, über die Wertbildung des Kunstwerkes bestimmte Gesetze zu formulieren; die verschiedensten Faktoren bestimmen den Preis jedes Kunstproduktes, wobei noch mannigfache Verschiedenheiten vorhanden sind zwischen den Erzeugnissen der bildenden Künste und den Werken der Dichtung. Es sprechen hier mit: zahlungsfähige Nachfrage, Mode, Reklame usw.

Diese für den einzelnen Künstler unübersichtliche und unsichere Bedarfssphäre... ist es denn auch, was die Preisbestimmung der Kunstwerke nach einer einheitlichen gesellschaftlichen Basis schwer zuläßt und geneigt macht, diese überhaupt als eine Unmöglichkeit zu erklären. Sie ist aber auf Grund gesellschaftlicher Erfahrung nicht unmöglich, und wenn sie für den einzelnen nicht als Maßstab eingehalten werden kann und relativ unwichtig bleibt, so bleibt sie doch ein fester Punkt, eine meist unbewußt gehaltene Maßeinhaltung hinsichtlich einer äußersten Konsequenz in der Preisbildung der Kunstwerke und wird von dem Augenblick an wichtig, wo korporative solidarische Maßnahmen der Künstlerschaft über den Qualitätswert der Kunstarbeit, also über die Qualität und den Schutz ihrer Arbeitskraft zu wachen beginnen. (S. 29.)

Der Warenmarkt ist für den lebenden Künstler zumeist ungünstig. Der Industrialismus mit seiner Mechanisierung der Arbeit, mit der Betonung des Technischen ist vielleicht die kunstfeindlichste Wirtschaftsform der Menschheit. Für die Bourgeoisie ist die Kunst nur äußerliche Dekoration, Unterhaltung und Spekulationsobjekt. Das Proletariat ist zu kulturlos und zu arm, um schon einen Massenbedarf an Kunstwerken zu haben. So bleiben nur eine kleine Schicht von Kennern und die öffentlichen Kunstsammlungen. Diese Abnehmer bevorzugen vielfach alte Kunst, über deren Wert sich die »Gelehrten« einig sind. Die Namenssignatur ihrer Werke garantiert ihre Verwertbarkeit auf dem Warenmarkt.

Der unkünstlerische Charakter unserer Zeit wird von Lu Märten bei der Beschreibung des »ästhetischen Überbaues« an zahlreichen Beispielen illu-

der Preissteigerung vorzuziehen, da die Vieldeutigkeit des Wortes »Wert« schon bei der Marxschen Werttheorie zu zahllosen Mißverständnissen Anlaß gegeben hat. Über die geradezu ungeheuren Preissteigerungen von Kunstwerken noch zu Lebzeiten mancher Künstler gibt die Verfasserin drastische Beispiele.

striert. Am krassesten zeigt sich heute die Häßlichkeit der kapitalistischen Gesellschaft im modernen Wohnungsbau:

Wenn irgendwo kraß sinnfällig wird der mangelnde Kunstinstinkt unserer Zeit in der Architektur. Nicht nur, daß der »Genius des Lineals« über unsere Straßen schwebt, macht sie so genußlos und abstoßend, sondern daß die Häuser darin aus keiner anderen Notwendigkeit geboren sind als aus Spekulation und Grundrentenbelastung. Daß niemand gerufen wurde, sie für ihren eigentlichen Zweck zu denken und zu schaffen. Sie wurden Wände um teure Wohn- und Schlafplätze. Unsere Straßen sind mit dem Lineal gezogene Linien. Die Kästen darin, Häuser genannt, sind geboren aus Bodenwucher, Grundrentenspekulation und Gleichgültigkeit. Für ihre höchste Zweckmäßigkeit als Gebäude für Menschen sorgt nicht die Kunst oder die Künstler, sondern einige Beamte und die Polizei. (S. 67.)

Die Geringschätzung der Kunst in allen Gesellschaftsklassen, die Verkümmerung der Kunstinstinkte, die erfolgreiche Konkurrenz, die der Kunstschund jedem Produkt echt künstlerischen Schaffens bereitet, liegen daher im Wesen der kapitalistischen Warenproduktion. Zugleich wurde mit der Loslösung der »reinen Künste« vom Handwerk, durch die Zerstörung der zahlreichen Korporationen der mittelalterlichen Gesellschaft, die Kunst extrem individualistisch. Der Künstler und sein Schaffen werden in der kapitalistischen Gesellschaft dem Volke entfremdet, die Kunst dient den Herrschenden, bestenfalls einer kleinen Gruppe von Ästheten, oder sie hängt in der Luft: L'art pour l'art, die Kunst als Selbstzweck.

Lu Märten sucht nun in ihrem Buche vor allem die Künstler zum Verständnis ihrer sozialen Lage zu bringen und weist auf die große Bedeutung der Arbeiterklasse für das Künstlerproletariat energisch hin.

Zunächst gilt es die Gleichgültigkeit und Unkenntnis zu überwinden, mit der die Masse der Künstler allen sozialen und politischen Fragen gegenübersteht. Die proletarischen Künstler müssen sich organisieren zur Hebung ihrer wirtschaftlichen Lage. Eine solche Organisation muß sowohl der Selbsthilfe dienen als auch die Vorschläge und Forderungen ausarbeiten für eine Kunst-Sozialpolitik des Staates und der Gemeinde. Zur Selbsthilfe sind bereits Ansätze vorhanden in der Renten- und Pensionsanstalt für bildende Künstler und anderen Pensionskassen. Die Kunst-Sozialpolitik ist allerdings das Stiefkind der Sozialreform. Lu Märten stellt eine Reihe von Forderungen zusammen, über die jedoch in Künstlerkreisen noch keine Übereinstimmung herrscht, was bei der Jugend der Organisationsbestrebungen nicht wundernehmen kann.

Reform der Akademien. In ihrer jetzigen Gestalt dienen diese kostspieligen Institute nur der Pflege der »offiziellen Kunst«, sie produzieren ein Proletariat, das später zu neun Zehnteln sich anderen Berufen zuwendet. Diese Akademien müssen in wirklich moderne Kunstschulen umgewandelt werden.

Die Künstler müssen ferner verlangen einen energischen, gesetzlichen Schutz ihres individuellen Arbeitsproduktes: Urheberrecht, Anteil des Künstlers und seiner Erben an der Preissteigerung seines Produktes usw. Es genügt aber nicht die Unterstützung des einzelnen Künstlers durch den Staat, sondern dieser Staat muß eine den sozialen Bedürfnissen entsprechende Kunstpolitik treiben: Verwendung eines großen Teiles der Gelder des Kunstbudgets zum Ankauf der Werke lebender Künstler; Freigabe der öffentlichen Sammlungen zum unentgeltlichen Besuch für jedermann; kunstgeschichtlicher Unterricht in allen Schulen, Förderung aller kunsterziehe-

rischen Bestrebungen unter Heranziehung der Künstler als Lehrer. Anstellung von Künstlern als Beamte in Staat und Kommune, Beseitigung der Zensur und aller polizeilichen Reglementierung wahrer Kunst.

Eine solche Politik kann natürlich nur ein demokratischer Staat treiben, der nicht ungeheure Summen für Völkerschlachtdenkmäler und repräsentative Salonkunst verschwendet. Die Demokratisierung des Staates, das heißt das Wachsen der politischen Macht der Arbeiterklasse ist daher ein Lebensinteresse der Künstler.

Der Aufstieg der Arbeiterklasse ist noch in anderer Hinsicht für die gesamte Künstlerschaft von größter Bedeutung. Im organisierten Proletariat reift langsam eine Schicht, die einen Massenbedarf an Produkten des Kunstgewerbes und der Kunst überhaupt haben wird. Auf den verschiedensten Gebieten sehen wir schon heute Keime dieser Entwicklung. Die proletarische Kunstpflege sucht die Produkte der Afterkunst zu verdrängen und, soweit es die geringen Mittel der einzelnen gestatten, Reproduktionen von Kunstwerken an die Stelle der Industriekunst zu setzen. Dazu kommen die Kollektivaufträge der Arbeiterschaft: Konzerte, Kunstabende, künstlerischer Schmuck von Festzeitungen, Bau und Ausstattung von Volkshäusern und anderen der Arbeiterschaft gehörenden Gebäuden, das Feuilleton der Arbeiterpresse und der Buchhandel der Parteiverlage. Auf diesen Gebieten ist allerdings noch sehr viel auszubauen.

Im Verhältnis zur Gesamtproduktion von Kunstwerken ist der Bedarf des Proletariats zwar noch gering, aber er wird ständig wachsen. Wichtig ist vor allen Dingen das Zusammenwirken von Künstler und Volk, dessen Kern heute die Arbeiterklasse, die, solange getrennt, sich gegenseitig wieder verstehen lernen müssen. Die Hebung des Kunstverständnisses innerhalb der Arbeiterschaft wird sodann das Interesse an kunstpolitischen Fragen steigern, und das energische Eintreten der Arbeitervertreter für die Sache der Künstler wird wiederum beitragen zur politischen Erziehung dieser jetzt noch weltfremden und oft extrem individualistischen Gesellschaftsschicht.

In Fragen der Organisation vor allem können die Künstler von den Arbeitern sehr viel lernen. Es gilt nicht nur, die Erfahrungen der Arbeiter in rein organisatorischen Fragen zu benutzen und den Bedürfnissen der Künstler anzupassen. Vor allem muß die Künstlerorganisation den Blick für die sozialen Zusammenhänge bewahren, der von jeher die deutsche Arbeiterschaft auszeichnete. Dauernde materielle und kulturelle Erfolge der Künstler sind nur zu erzielen, wenn ihre Verbände nicht in einseitigen Nachfragen und den engen persönlichen Sorgen der einzelnen Berufsgruppen aufgehen, sondern die engen Beziehungen zwischen Künstlersorgen und der gesamten wirtschaftlichen Entwicklung ihnen bewußt werden.

Durch die Gründung der wirtschaftlichen Künstlerverbände[5] ist endlich der erste Schritt getan, um der Zersplitterung in zahllose kleine örtliche

[5] Inzwischen ist die Zeitschrift dieser Verbände erschienen unter dem Titel: »Der Deutsche Künstler«, offizielles Organ der wirtschaftlichen Verbände bildender Künstler Deutschlands und des Deutschen Illustratorenverbandes. Schriftleitung Dr. Georg Jahn, Leipzig, Südstraße 33. Verlag Rudolf Schick & Co., Leipzig. Das Blatt erscheint monatlich. In Nr. 1 werden unter anderem behandelt: Wirtschaftlicher Verband und Rechtsschutz, Die Schutzstelle für Verlagsrecht der vereinigten wirtschaftlichen Verbände Deutschlands, Wertzuwachs an Kunstwerken usw.

Künstlervereine ein Ende zu machen. Das bescheidene Programm dieser ersten zentralen Organisationen wird verständlich, da es sich zunächst darum handelt, Anhänger zu sammeln; mit dem Wachsen der Organisation und mit der Stellungnahme der Parteien zu den von ihr aufgestellten Forderungen wird die politische Aufklärung ihrer Mitglieder sicher zunehmen.

Die Organisierung der Künstler, die Bestrebungen der Kunstpolitik und die Kunsterziehung werden im heutigen Staate sicher große Widerstände finden. Die Zurückdrängung der Kunst aus dem öffentlichen Leben kann erst durch das wachsende soziale Kollektivbewußtsein bei entsprechendem politischem Einfluß der Demokratie aufgehoben werden.

Die soziale Eingliederung der Künstler ist eines der schwersten Probleme einer sozialistischen Gesellschaft. Diese muß, um der »sozialen Nützlichkeit« der Kunst willen, dem Künstler ein sorgenfreies Schaffen ermöglichen. Die Kunstpolitik im heutigen Staate kann wichtige Vorarbeiten zur Lösung dieser Frage leisten. Ein steigender Bedarf an Kunstprodukten, Geschmacksbildung durch Kunsterziehung, Verwendung der Künstler in den verschiedenen Zweigen der kommunalen Kunstpflege werden sicher das Künstlerelend unserer Tage erheblich mildern.

Im Laufe der kapitalistischen Entwicklung sehen wir nacheinander die verschiedensten Proletarierschichten zum Klassenbewußtsein erwachen. In unseren Tagen schließen sich allmählich die proletarischen Techniker dem Heerbann der Arbeiter an, und selbst unter den Künstlern beginnt das Verständnis für die Bedeutung der Organisation sich langsam durchzusetzen.

Das sozialistische Proletariat ist stets für alle wahrhaften Kulturträger eingetreten. Es hat das größte Interesse an der Erhaltung aller Kulturwerte der Vergangenheit und Gegenwart. Daher muß die Arbeiterschaft die Emanzipationsbewegung der Künstler auf allen Gebieten unterstützen. Die besonderen Kunstfragen müssen von den Sozialisten eingehend studiert werden, um die Forderungen der Künstler kritisch prüfen zu können. Diese Probleme liegen dem proletarischen Politiker naturgemäß fern. Das Buch von Lu Märten ist daher ein wichtiger Beitrag zur sozialpolitischen Literatur. Im Gegensatz zu der Masse der rein ästhetischen Werke, der kunstgeschichtlichen Lehrbücher, der Künstlermonographien und der reinen Materialsammlungen und beschreibenden Abhandlungen über Einzelfragen zeigt die sozialwissenschaftliche Untersuchung der Autorin den Zusammenhang zwischen Künstler und Gesellschaft, zwischen Kunst und Ökonomie. Man sieht den Künstler immer nur als Schöpfer von Bildwerken, Tondichtungen und Meisterwerken der Literatur, es gilt, den »schöpferischen Individualismus« zu erkennen in seiner Rolle als Warenproduzent.

Literarische Rundschau.

Dr. Alfred Hoppe, **Zur Geschichte und Beurteilung der Papierzölle im Zolltarif von 1902.** Münchener volkswirtschaftliche Studien. Stuttgart und Berlin 1914, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger.

Die kleine Schrift Hoppes ist ein sehr erwünschter Beitrag zu der beginnenden handelspolitischen Diskussion. Seitdem ein grundsätzlicher Wandel in der bewährten Wirtschaftspolitik nicht mehr zu erwarten steht, wendet sich das Interesse von der

allgemeinen Darlegung der Vor- und Nachteile des Schutzzolles oder Freihandels einzelnen wichtigen Zollpositionen zu. Dieser allgemeinen Tendenz entspricht auch diese Schrift. Sie illustriert an einem Einzelfall das Verhältnis zwischen der Rohstoff erzeugenden und der weiterverarbeitenden Industrie.

Die Papierindustrie hat im neunzehnten Jahrhundert einen kolossalen Aufschwung genommen, der nur nach einigen wichtigen Erfindungen, insbesondere durch die Verwendung von Fichtenholz an Stelle von Lumpen möglich wurde. Im Jahre 1850 entfielen auf den Kopf der Bevölkerung in Preußen 1,6 Kilogramm Papier, im Jahre 1910 in Deutschland 24,77 Kilogramm. Die Produktion von Druckpapier allein betrug im Jahre 1856 171 622 Doppelzentner, im Jahre 1905 25 316 078 Doppelzentner. Neben der Papier erzeugenden Industrie hat sich eine Papier verarbeitende Industrie als ausgesprochene Exportindustrie entwickelt. Um das Jahr 1902 wurde die Lage der Industrie durch folgende Tatsachen charakterisiert:

Die Papier erzeugende Industrie beherrschte den deutschen Markt und sandte einen großen Teil ihrer Erzeugnisse ins Ausland, bewies also ihre Konkurrenzfähigkeit gegenüber jedem Wettbewerb zur Genüge. Die Papier verarbeitende Industrie beschäftigte bedeutend mehr Arbeiter (91 066, wobei Buch- und Zeitungsverlag nicht eingerechnet sind, gegen 69 240). Sie ist aber weniger konzentriert als die Papier erzeugende Industrie, mit anderen Worten: die Betriebe sind kleiner, die individuellen Interessen mannigfaltiger.

Kurz vor Beginn der wirtschaftspolitischen Kämpfe war der Papierpreis, insbesondere der von Druckpapier, infolge eines starken Exportes nach England und der Verteuerung der Rohstoffe sehr in die Höhe gegangen. Diese Tendenz wurde noch verstärkt durch die Gründung eines Druckpapiersyndikats. Obwohl die Papier erzeugende Industrie durch diese Preiserhöhungen die Papier verarbeitende sehr stark belastete, gelang es ihr doch, in dem Generaltarif eine außerordentliche Erhöhung des Zolles durchzusetzen, der zum Teil über die Wünsche der Interessenten selbst hinausging. Erst in den Handelsverträgen wurde den Wünschen der Verbraucher zum Teil Rechnung getragen. Packpapier wurde mit einem Zoll von 4 Mark gegen 3 Mark bisher, anderes unbearbeitetes Papier mit 10 Mark gegen 6 Mark bisher belastet. Darob waren sogar die Verleger der schutzzöllnerischsten Zeitungen mächtig entrüstet; die „Rheinisch-Westfälische Zeitung" schrieb:

„Wenn der Zentralverband wirklich für den Schutz der nationalen Arbeit eintreten will, so hat er die Verpflichtung, nicht für die Papierfabrikanten einzutreten, sondern in allererster Linie für die hundertemal zahlreicheren deutschen Druckereifabriken, welche mit ihrem ungeheuren Personal das Vielfache bedeuten wie jenes Dutzend deutscher Druckpapierfabrikanten. Sind etwa die deutschen Druckereien keine Industrie? Sie werden vielleicht darauf verzichten müssen, Unterstützung da zu finden, wo sie oft unterstützen müssen, aber sie werden nicht darauf verzichten, ihrerseits ihren Einfluß auf die deutsche Volksvertretung anzuwenden."

Das sind Worte, die über dem Arbeitstisch jedes Syndikus eines Verbandes von weiterverarbeitenden Industriellen prangen sollten. Aber leider haben es damals die Papier verarbeitenden Industriellen verabsäumt, das zu tun, was die „Rheinisch-Westfälische Zeitung" als ein kategorisches Muß erklärte: „ihren Einfluß auf die deutsche Volksvertretung wirksam anzuwenden". Später ging ein großes Wehklagen los. Die Weiterverarbeiter sahen ganz richtig ein, daß der Erhöhung der deutschen Zölle Gegenmaßregeln des Auslandes folgen müssen, daß das Absatzgebiet der weiterverarbeitenden Papierindustrie eine Einschränkung erfahren werde, daß die Kosten des Rohstoffes beträchtlich steigen werden.

Jede Einschränkung des Absatzgebiets ist für die Papierindustrie doppelt verhängnisvoll, nicht nur, weil sie die natürliche Entwicklung des Gewerbes hemmt, sondern auch deshalb, weil bei ihrer Produktion hohe einmalige Kosten vorkommen, die die Produktion nur bei einem Massenabsatz rentabel machen. Hoppe hat in einer

Reihe von Industriezweigen spezialisierte Untersuchungen über den Einfluß des Zolles gemacht und ist dabei zu überaus interessanten Resultaten gelangt. Ein Gewährsmann aus der graphischen Industrie teilt ihm mit:

„Zum Beispiel habe ich jetzt ein Buch im Auge, welches um 2 Schilling 6 Pence in England im Detail verkauft werden soll und infolgedessen an Herstellungskosten von mir nicht über etwa 90 Pfennig kosten darf. Hierbei ist die Preisdifferenz in bezug auf das Papier allein gegenüber England, da das Buch verhältnismäßig umfangreich ist und der Gesamtpapierwert etwa 39 Pfennig beträgt, sogar $7^1/_2$ Pfennig auf den Gesamtpreis von 90 Pfennig. Da hierzu etwa 5 Pfennig pro Buch Fracht nach England zu zahlen wären, spare ich bei der Herstellung in England auf 90 Pfennig etwa $12^1/_2$ Pfennig, also mehr, als ich rein netto an der ganzen Herstellung eines solchen Buches überhaupt verdienen kann. Diese Differenzen variieren natürlich je nach der Menge des zu verwendenden Rohmaterials und der Preislage des betreffenden Artikels überhaupt."

Ein großer deutscher Verleger soll seine Matrizen nach England schicken, dort auf bedeutend billigerem Papier die Bücher drucken lassen, um sie zollfrei nach Deutschland auszuführen.

Die Arbeit gibt auch eine Reihe interessanter Beispiele über die Erhöhung der Generalkosten durch die Verringerung des Exportes, die eine Folge der Zollerhöhungen der von Deutschland zu Gegenmaßregeln provozierten Vertragsstaaten war. Ein Fabrikant verkaufte zu Anfang der neunziger Jahre 30 000 Bilderbücher zu 1,90 Mark das Stück; nachdem er jetzt nur mit einem Verkauf von 15 000 Stück rechnen kann, ergeben sich bei einfacherer Ausstattung 2,15 Mark als Selbstkosten, da auf das Stück jetzt 80 gegen 50 Pfennig früher für Originale, Lithographien usw. entfallen.

Es wäre interessant gewesen, bei der weiterverarbeitenden Papierindustrie mit ihrem großen Arbeitsfassungsvermögen den Einfluß der hohen Lebensmittelpreise festzustellen; aber es scheint, daß sich der Autor an das Thema im engsten Sinne gebunden fühlte. Anton Hofrichter.

Franz Molnar, **Buben und Mädel.** Berlin, Verlag J. Ladyschnikow. 188 S.

Molnar ist einer der anerkanntesten ungarischen Dramatiker. Seine Kraft besteht im einfach pointierten satirischen Dialog. Von dieser Güte sind auch diese zwanzig Dialogskizzen, in denen er Buben und Mädel reden läßt über die Welt, wie sie denen zwischen sechs und sechzehn Jahren erscheint. Ein Typ steht neben dem anderen: das mutige Kind und das feige, das heitere und das melancholische, das unkomplizierte und das komplizierte, das arme und das reiche. Sie alle läßt Molnar reden über ihre Schmerzen und Wonnen, Erlebnisse und Tragödien, über das, was sie erregt und bewegt, und was die Großen nicht verstehen können, nicht verstehen wollen. So rollt der Dichter das Land der Kinderseele auf und ein komisches Spiegelbild der Welt, in der Elternbrutalität, falsche Erziehung, Pubertätswirrwarr, seelische und physische Kindernot gräßliche Triumphe feiern.

Am schärfsten trifft Molnar den Jargon des Pennälers und der höheren Tochter zwischen zwölf und fünfzehn. Was an Jahren darunter bleibt, gerät in der Sprache leicht etwas zu schriftmäßig, redet zu druckreif, aber die Echtheit der Seelenwelt bleibt. Ein Buch also, aus dem Eltern und Erzieher mehr über das Denken und Fühlen des Werdenden lernen können, als nüchterne Schulweisheit zu lehren vermag. R. Grötzsch.

Angiolo Cabrini, **La Legislazione Sociale** (1859 bis 1913). Rom 1913, Verlag Bontempelli. 266 Seiten. 1,50 Lire.

Der reformistische Abgeordnete gibt in diesem Buche einen gut orientierenden Überblick über die italienische Sozialgesetzgebung. Daß dieser Überblick so lang ist,

obwohl er eigentlich nur Tatsachen enthält, ist recht charakteristisch für die Sozialgesetzgebung des Landes, die eine Art Mosaik darstellt durch die Zersplitterung und Zerstückelung der gesetzlichen Maßnahmen. Wenn man in diesem Stile weiter Gesetze macht, so wird es einer besonderen Fachgelehrsamkeit bedürfen, um sich durch das Gewirr hindurchzufinden. Abgesehen von dem ziemlich kümmerlichen Schutze der Frauen und Kinder (Zulassung der Kinder beiderlei Geschlechtes von 12 Jahren an, Maximalarbeitstag 11 Stunden bis zum 15. Jahr, 12 Stunden für die minderjährigen Frauen: für die Arbeit unter Tag beträgt das Zulassungsalter 13 Jahre; Verbot der Nachtarbeit für alle Frauen und für die Kinder unter 15 Jahren) sind die gesetzlichen Maßnahmen den Arbeiterkategorien zugekommen, die sich zu wehren verstanden haben und es vermochten, ihre Notlage an die Öffentlichkeit zu bringen. So gibt es in Italien keine obligatorische Alters- und Invaliditätsversicherung, und von der fakultativen Versicherung hatten bis zum Jahre 1913 nur etwa 475 000 Arbeiter Gebrauch gemacht. Dagegen gibt es ein besonderes Gesetz für die Altersversicherung der Seeleute, ein anderes für die der Schwefelarbeiter in Sizilien, ein drittes für die Arbeiter der Marmorbrüche von Carrara, von den besonderen Maßnahmen für die Eisenbahner im Staatsbetrieb ganz zu schweigen. Für die Arbeiter unter Tag ist ein Sondergesetz in Vorbereitung. Obligatorische Krankenversicherung existiert nicht. Die obligatorische Mutterschaftsversicherung beschränkt sich auf die Industriearbeiterinnen, die 40 Lire für jede Geburt oder Fehlgeburt erhalten. Bei diesem Tiefstand des Versicherungswesens darf man sich nicht wundern, daß von Arbeitslosenversicherung von seiten des Staates nicht die Rede ist. Sogar ein kümmerlicher Entwurf, der 100 000 Lire jährlichen Regierungszuschuß zu den Versicherungskassen der Gewerkschaften vorsah, ist im Senat stecken geblieben. Obligatorisch ist allein die Unfallversicherung, deren Kosten die Unternehmer tragen und die sich auf alle Arbeiter erstreckt, die in industriellen Betrieben, in denen mehr als fünf Personen arbeiten, beschäftigt sind. Die ganze landwirtschaftliche Arbeiterschaft, deren Zahl in Italien die der industriellen weit übertrifft, steht außerhalb des Schutzes dieses Gesetzes. Das System der einmaligen Entschädigungssumme herrscht vor.

Ein erster Schritt im Sinne des Schutzes der landwirtschaftlichen Arbeiter ist für die Reisarbeiterinnen gemacht worden, die es verstanden haben, sich gut zu organisieren und durch langdauernde Streiks die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Diese Kategorie hat den gesetzlichen Neunstundentag, Bestimmungen über die den Sachsengängerinnen zu stellenden Schlafräume und einige gute sanitäre Einrichtungen.

Während so Italien in bezug auf den Arbeiterschutz, auf das Versicherungswesen und auch auf die Fabrikinspektion hinter den anderen industriellen Ländern zurücksteht, so hat es vor diesen einen Vorsprung in dem Gesetz über das Verbot der Nachtarbeit der Bäcker (März 1908). Auf diesem Gebiet sind bis jetzt Dänemark, Finnland und der Kanton Tessin gefolgt, während in Frankreich, Belgien und Holland ein ähnliches Gesetz in Vorbereitung ist.

In der Vorhut befindet sich Italien auch in der Gesetzgebung zum Schutze seiner Auswanderer. Der Fonds des Auswandererkommissariats kommt durch eine Abgabe zustande, die der Reeder pro Kopf der Auswanderer entrichtet. Das Gesetz setzt die Rückgabe des Reisegeldes auch für den Fall fest, wo der Auswanderer wegen Krankheit nicht abreisen kann. Jedes Schiff, das Auswanderer führt, muß einen vom Kommissariat abhängigen Arzt an Bord haben. Das Auswanderungsamt liefert einen recht guten Nachrichtendienst über den Arbeitsmarkt des Auslandes und warnt vielfach auch vor Zuzug in Streikgebiete. Zum Schutze der Arbeiter kann auch die Auswanderung in gewisse Staaten verboten werden, wie dies zurzeit für Brasilien der Fall ist. Hier tritt die italienische Regierung den Interessen der Plantagenbesitzer ziemlich rücksichtslos entgegen.

Einige Beachtung kommt auch der Gesetzgebung über die Arbeitsgenossenschaften zu. Ein Gesetz vom Jahre 1904 setzt fest, daß öffentliche Bauten oder die

Instandhaltung öffentlicher Gebäude, Lieferungen und öffentliche Dienste den Produktions- und Arbeitsgenossenschaften übertragen werden können, und daß die vom Privatunternehmer geforderte Kaution bei den Genossenschaften durch Einbehaltung von 10 Prozent des für die ausgeführten Arbeiten vom Staate zu zahlenden Betrags gebildet werden kann. Zunächst galt dies Gesetz nur für Submissionsverträge bis zur Höhe von 200 000 Lire. Im Jahre 1909 wurde der Zusammenschluß der Arbeits- und Produktionsgenossenschaften zu Konsortien autorisiert und die Submissionssumme auf 2 Millionen Lire erhöht. Seit dem 1. Januar dieses Jahres funktioniert auch eine Landeskreditanstalt für die Genossenschaften mit einem Kapital von 8 Millionen.

Die Arbeit, die insofern recht nützlich ist, als sie den Stand der Gesetzgebung in allen Kulturländern von Fall zu Fall zum Vergleich heranzieht, zeugt von einer Hochschätzung der sozialen Gesetzgebung, die für den Nichtreformisten Überschätzung ist. Sie kritisiert die Gesetze, indem sie die Mehrforderungen der Arbeiter aufführt, schweigt aber nachsichtig über die Unvollkommenheiten der Durchführung. Die gänzlich unzulängliche Gewerbeinspektion und die schlechte Organisation eines Teiles des Proletariats läßt viele Schutzbestimmungen nur auf dem Papier ihr Leben führen. Besonders gilt das für die Dörfer und kleinen Städte, wo die Gesetze über die Sonntagsruhe, gegen die Nachtarbeit der Bäcker und auch vielfach die für Frauen- und Kinderschutz mit großartiger Offenherzigkeit umgangen werden.

Als Nachschlagebuch wird das dem Andenken unseres Genossen Giovanni Montemartini gewidmete Buch vielen willkommen sein. Oda Olberg.

Zeitschriftenschau.

Im Maiheft des »Kampf« untersucht Otto Bauer **»Die Wurzeln des Absolutismus«**. Wenn die geschriebene Verfassung der wirklichen Verfassung, das heißt den tatsächlichen Machtverhältnissen entspricht, kann kein Staatsmann es wagen, sie zu verletzen; haben sich die tatsächlichen Machtverhältnisse geändert, so kann jeder Minister die geschriebene Verfassung zerreißen. In Österreich haben sich die tatsächlichen Machtverhältnisse geändert, seit das Volk am Parlament verzweifelt, seit es gleichgültig geworden ist gegen die Verletzung der Rechte des Parlamentes. Denn auch der entschlossene Wille des Volkes, lieber sein Leben zu opfern, als sich dem Absolutismus zu beugen, ist ein Stück Verfassung.

Als die Parlamente vom Adel und vom Großbürgertum beherrscht wurden, wachten diese Klassen eifersüchtig über die Rechte des Parlamentes. Seit Einführung des allgemeinen Wahlrechtes fürchten diese beiden Klassen das Parlament, ihr unmittelbarer Einfluß auf die Regierung ist größer als ihr Einfluß auf das Abgeordnetenhaus. Die breite Masse des Bürgertums, die in den neunziger Jahren den Absolutismus leidenschaftlich bekämpfte, gegen Klerikalismus, Militarismus, gegen Adelsherrschaft und Großkapital ins Feld zog, hat längst, erschreckt durch den Ansturm der Arbeiterklasse, ihre »freiheitlichen Ideale« aufgegeben. Im Kampf gegen die Sozialdemokratie haben sie mit dem Absolutismus Frieden geschlossen. Wozu sollten sie das Parlament verteidigen, in dem die Sozialdemokratie sie bedroht! Die Arbeiterklasse hat voll überschwenglicher Hoffnungen in den ersten Jahren nach der Wahlreform das Parlament gegen die Obstruktion und gegen die Regierung verteidigt. Als die ersehnten sozialen Reformen ausblieben, wurden die Massen von bitterer Mißstimmung gegen das Parlament erfüllt. So war eine Klasse nach der anderen vom Parlament abgefallen.

Die Verschärfung der nationalen Kämpfe hat jeden Sinn für das Recht der gemeinsamen Volksvertretung ertötet. Für ein paar Richterstellen ihrer Söhne gibt die deutsche Bourgeoisie die ganze Verfassung preis. Ein paar tschechische Akten mehr bei Gericht — und die tschechische Bourgeoisie heißt jeden Verfassungsbruch

gut. Durch die Obstruktion vollends ist das Parlament dem Volke ein Gegenstand des Abscheus geworden, durch sie wurde die Volksstimmung dem Absolutismus der Bureaukratie geneigt gemacht. Darin liegt die Wurzel des Absolutismus, nicht in einer Laune der Regierung. Der Absolutismus ist das unvermeidliche Ergebnis der Klassenkämpfe und der nationalen Kämpfe der letzten Jahre. Aber je rücksichtsloser der Absolutismus alle Forderungen des Militarismus bewilligt, alle Forderungen des Volkes beiseite schiebt, desto rascher werden die Völker Österreichs aus der Erfahrung lernen, daß das schlechteste Parlament immer noch besser ist als der Absolutismus. Zu einem lebensfähigen Parlament werden wir aber erst gelangen, wenn die Völker, durch den Absolutismus belehrt, sich zu einer Reform der parlamentarischen Arbeit bekennen, die die Minderheit der Mehrheit unterwirft; wenn das Volk entschlossen hinter dem Parlament steht. Unsere Aufgabe ist es, das Reifen dieser Erkenntnis zu beschleunigen.

In einem Artikel »**Marx' ‚Kapital' in Volksausgabe**« spricht Karl Renner über die Bedeutung des ersten Bandes des »Kapitals« für den Arbeiter, vor allem für den Gewerkschafter, und gibt eine Anleitung, in welcher Weise die Lektüre des Buches am besten vorgenommen wird.

Siegmund Kunfi schreibt über »**Klassen und Nationen in Ungarn**«. Unter den Nationen Ungarns nehmen die Kroaten eine Ausnahmestellung ein. Kroatien ist ein Land mit selbständigen staatlichen Institutionen. Es kämpft nicht um nationale Gleichberechtigung, sondern um staatliche Souveränität. Der Kampf der Kroaten galt vor allem der Beseitigung der ungarischen Dienstsprache bei den Staatsbahnen in Kroatien und damit der Schwächung des madjarischen Einflusses auf das Wirtschaftsleben des Landes, und der madjarische Staat sah sich gezwungen, nachzugeben.

Im engeren Ungarn bilden die Madjaren nach amtlichen Zahlen 54,5 Prozent der Bevölkerung. Dennoch besitzen die Madjaren 393 Abgeordnete, die mehr als 8 Millionen Nichtmadjaren nur 20. Die besitzlose Klasse unter den Madjaren ist aber völlig vom Wahlrecht ausgeschlossen. Gegen die madjarisch-aristokratische Herrschaft erheben sich nun die Mächte der Zukunft, die Arbeiterschaft, die bei der stetigen, wenn auch langsamen Industrialisierung beständig anwächst, und die zum nationalen Bewußtsein erwachenden Nationen. Eine statistische Aufnahme vom Jahre 1904 zeigt, daß die Madjaren in der grundbesitzenden Klasse eine absolute Minorität bilden, drei Achtel der Grundbesitzer sind Madjaren, fünf Achtel Angehörige anderer Nationen. Zwar sind ungeheure Latifundien im Besitz von Madjaren, aber die madjarischen Bauern wurden von der Scholle vertrieben, und an ihre Stelle traten rumänische, slowakische und deutsche Bauern. Dagegen ist das landwirtschaftliche Proletariat überwiegend madjarisch. 629 407 madjarischen landwirtschaftlichen Proletariern stehen 490 414 nichtmadjarische gegenüber. Unter den selbständigen Gewerbetreibenden sind die Madjaren mit 171 596 gegen 118 141 in der Mehrheit.

Unter dem industriellen Proletariat stehen 251 381 Madjaren 160 135 Nichtmadjaren gegenüber. Auch die Steuerstatistik zeigt dasselbe Ergebnis. Unter den Madjaren gibt es verhältnismäßig die meisten Steuerfreien, sie sind also am meisten proletarisiert. In den mittleren Steuerklassen sind die Madjaren am schwächsten vertreten, ihre Zahl schwillt nur in der höchsten Kategorie an. Diese Entwicklung hat zur Folge ein Anwachsen der revolutionären, sozialdemokratischen Bewegung unter der madjarischen Bevölkerung, konservative Gesinnung unter den nichtmadjarischen Bauern und in weiterer Folge die Annäherung eines Teiles der Herrenklasse, die ihre Macht wanken fühlt, an die Arbeiterschaft, indem sie in der Wahlrechtsfrage dem Proletariat zu einem Kompromiß die Hand bietet, die Bemühungen des anderen, konservativeren Teiles, mit den politischen Parteien der Nationalitäten zu einer Verständigung zu kommen. Dazu treibt den Grafen Tisza auch der Unwille, den sein Regime unter den Madjaren, vor allem in den Städten erregt hat. Da

nach der Brandmarkung der Panamisten Geld für Wahlbestechungen weniger leicht aufzutreiben sein wird, ist Tiszas nationaler Friede ein Versuch zur Senkung der Produktionskosten der Mandate der Regierungspartei. Eine Lösung der nationalen Frage ist er aber nicht. Diese ist erst möglich, wenn die Herrschaft des Tisza und seiner Klasse beseitigt ist.

J. Köttgen wirft in einem Artikel **»Die sozialistische Taktik in Großbritannien«** einen kurzen historischen Rückblick auf die Entstehung der Independent Labour Party vor 21 Jahren, auf die Verhandlungen der damals zu Bradford abgehaltenen Konferenz und die dort festgesetzten Prinzipien und zeigt, daß die Independent Labour Party jetzt wieder zu ihren alten taktischen Grundsätzen zurückgekehrt ist.

Richard Woldt behandelt in einem Artikel **»Maschine und Arbeiter im industriellen Produktionsprozeß«** das Taylorsystem, die Methode der wissenschaftlichen Betriebsführung. In allen Ländern mit industriellem Kapitalismus durchläuft der Rationalismus der industriellen Technik zwei Perioden, zuerst erhält die Maschine eine hohe konstruktive Ausbildung, später wird der Schwerpunkt der Betriebsführung von der Erhöhung der maschinellen Wirksamkeit auf Erhöhung der menschlichen Wirksamkeit verlegt. Eingehend schildert Woldt den Werdeprozeß der modernen Arbeitsmaschine. Zum Unterschied von der alten handwerklichen Tätigkeit tritt hierbei eine Scheidung des gesamten Arbeitsvorganges in Entwurf und Ausführung ein. Der Arbeitsplan steht in allen Einzelheiten fest, ehe der erste Handgriff gemacht wird. Dem Arbeiter wird das Denken bei der Arbeit abgenommen. Auch das Erfinden wird im Konstruktionsbureau des industriellen Großbetriebs planvoll organisiert, die erfinderische Arbeit in bestimmte Spezialfunktionen zerlegt und mehreren Angestellten übertragen. Ist die Maschine auf dem Reißbrett rein zeichnerisch festgelegt, dann wird das Modell hergestellt, und an diesem werden planmäßige Leistungsversuche vorgenommen, bis die Maschine zusammenbricht. Diese Rekordleistungen werden in Normalwerte umgerechnet, und der Kundschaft wird ein Formular über die garantierten Höchstgrenzen der Maschine ausgestellt. Der Arbeiter hat sich dem gesteigerten Tempo der neuen Maschine anzupassen. Nach denselben Grundsätzen soll nun auch der Mensch als Betriebsfaktor behandelt werden. Das angestrebte Ziel dabei ist: 1. Festsetzung der Arbeitsquantität unabhängig von der Entscheidung des Arbeiters, 2. Verwendung der »toten Arbeitszeiten«, der »verlorenen Handgriffe«, 3. Prinzip »Mehr Maschinen in eine Hand«, 4. Verdichtung des Produktionsvorganges, Beschleunigung der Arbeitsgeschwindigkeit. Dies wird durchgeführt mit Hilfe des »Musterarbeiters«. Dieser wird losgetrennt von der Interessengemeinschaft seiner Arbeitskollegen, in eine »gehobene Lebensstellung« gebracht. Dafür muß er Rekordleistungen aufstellen. Er muß die wichtigsten Arbeiten mit den rationellsten technischen Hilfsmitteln »zur Probe« ausführen, daneben stellt sich der »Hetzvogt« und registriert mit »Geschwindigkeitsmesser« die Rekordleistungen und untersucht, ob die Arbeitsfolge rationell gewesen ist, kein Handgriff vergeblich war. Diese Idealleistung wird dann als Normaltempo den übrigen Arbeitern aufgezwungen. Die Wirkungen der Rationalisierung des Arbeiters im Betrieb sind Verringerung der Zahl der Arbeitskräfte, Produktionssteigerung und viel größere Zunahme am Unternehmergewinn wie im Verhältnis am Arbeitslohn, damit im Zusammenhang Raubbauwirtschaft an der Kraft des Arbeiters.

Franz Lill bespricht in einem Artikel **»Koalitionsrecht der Verkehrsbediensteten«** eine Reihe von neuen Bestimmungen aus dem von der Regierung im Herrenhaus eingebrachten Entwurf zur Reform unseres Strafgesetzes, die Streik und »passive Resistenz« als strafbare Handlungen stempeln und das Koalitionsrecht der Eisenbahner vernichten sollen. a. s.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 10 | Ausgegeben am 5. Juni 1914 | 32. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Des Mbret Glück und Ende.

Berlin, 27. Mai 1914.

hw. »Viele der Nachrichten,« sagte bei der Beratung des Auswärtigen Amtes im Reichstag der Staatssekretär v. Jagow über Albanien, »welche in der letzten Zeit verbreitet wurden, tragen zu deutlich den Stempel der Sensation auf der Stirn. Ich sehe deswegen noch keinen Grund, die allmähliche Konsolidierung des Landes und Staates als eine Utopie zu behandeln.« Genau acht Tage darauf ging bei der Verhaftung Essad Paschas in Durazzo alles drunter und drüber, und wieder ein paar Tage später rannten die Aufständischen die Gendarmen des Mbret über den Haufen, marschierten nach Durazzo, und der neugebackene Fürst verzichtete, der alten Weisheit eingedenk, daß ein lebender Hund besser ist als ein toter Löwe, auf jede Heldenpose, zu der ihn sein preußisches Offiziersportepee eigentlich verpflichtet hätte, und flüchtete Hals über Kopf auf ein italienisches Kriegsschiff, wo er sich erst wieder höchst königlich zu gebärden begann, als er einen breiten Streifen Wassers zwischen sich und seinen wasserscheuen »Landeskindern« wußte. Nach vielem gütlichen Zureden ging er wieder an Land, aber nur zu dem Zweck, unbesehen alle Forderungen der Rebellen zu unterschreiben. Ja, er hat sich trefflich bewährt, dieser deutsche Prinz, den unsere nationalistischen Schreihälse mit wildem Hurragebrüll vor drei Monden erst nach seinem Fürstentum abdampfen ließen.

Freilich darf man dem zitternden Schwächling, der sich vermaß, wilde Bergstämme im Handumdrehen zu abgestempelten, numerierten und eingereihten Bürgern eines modernen Staates umzukrempeln, nicht allzuviel auf das eigene Schuldkonto setzen. Die Hauptschuld an dem Wirrwar trägt die Londoner Mächtekonferenz, die ein Albanien schuf, dem, schon allein wegen seiner unmöglichen Grenzen, das Untergangszeichen von vornherein an der Stirn geschrieben stand. Der Fürst selbst, wie er es auch anfangen mochte, mußte alles verkehrt machen und saß in jedem Fall auf seinem improvisierten Thron, drastisch, aber plastisch ausgedrückt, wie das Stückchen Butter auf der heißen Kartoffel. Der kaum beendete Aufstand in Südalbanien zeigte bereits, was es mit dem Kunstgebilde dieses »autonomen« Staates auf sich hat. Vater und Mutter des albanischen Fürstentums, der österreichische und der italienische Imperialismus, waren selbstverständlich von Anbeginn von der Überzeugung durchdrungen, daß über kurz oder lang die Geschichte aus dem Leim gehen würde, und hatten sich für diesen Fall vorbehalten, ihre Ansprüche anzumelden. Zu der italienischen Interessen-

sphäre nun gehört Valona, und da Italien, wenn es sich einmal dieser Hafenstadt bemächtigt, des Hinterlandes von Valona nicht gern entraten möchte, wurde dieses Hinterland trotz seiner überwiegend griechischen oder doch gräzisierten Bevölkerung auf Betreiben Roms nicht zu Griechenland, sondern zu Albanien geschlagen. In den Händen Griechenlands nämlich waren diese Gebietsstriche dauernd den italienischen Eroberungsgelüsten entzogen, als Teile des albanischen Fürstentums wurden sie diesen Gelüsten lediglich aufgespart. Da aber die griechische Propaganda in der Gegend von Argyrokastro und Koryßa stets sehr rege war und die Bewohner dieser am weitesten entwickelten Gebiete nicht einzusehen vermochten, warum sie in den Rahmen eines unentwickelten und nicht entwicklungsfähigen Staates hineingequetscht werden sollten, kam es zu dem epirotischen Aufstand. Der Vertrag, der schließlich dem Blutvergießen ein Ende setzte, rückte diesen umstrittenen Süden des Landes so ziemlich aus dem Machtbereich Durazzos und gewährte ihm Rechte und Freiheiten, die seinen Anschluß an Griechenland nur als eine Frage der Zeit erscheinen lassen.

Inzwischen türmten sich neue Sorgen um den Mbret. Wenn er seine Zelte in Durazzo und nicht in der einzigen wirklichen Stadt Albaniens, in Skutari, aufschlug, so lag darin ein politisches Programm. Das Hinterland von Skutari nämlich ist bewohnt von den ganz wilden, meist katholischen Bergstämmen Nordalbaniens, die sich kärglich durch ein bißchen Viehzucht ernähren und sich gegenseitig durch die Blutrache auszurotten suchen. Auf diese um tausend Jahre in der Entwicklung zurückgebliebenen »europäischen Indianer« konnte sich der Fürst nun und nimmer stützen, denn wenn sie den Jungtürken in blutigen Aufständen die Hölle heiß gemacht hatten, so deshalb, weil sie schon von diesen nominellen Herren des Landes zu Untertanen eines geordneten Staatswesens gemacht, das will sagen: zur Steuerzahlung und Rekrutenstellung herangezogen werden sollten. Auf solch unbillige Forderung, mag sie nun von den türkischen Machthabern oder einem deutschen Prinzen ausgehen, pflegt der Schkipetar mit scharfen Schüssen zu antworten. Anders in Durazzo. Durazzo ist der Vorort oder mindestens die Hafenstadt Mittelalbaniens, dessen soziale Struktur im Rahmen des Feudalsystems vermögende Grundherren ausgebeuteten, geradezu leibeigenen Bauern, beide übrigens mohammedanischen Glaubens, gegenüberstellt. Diesen albanischen Feudalen warf sich der preußische Feudale blindlings in die Arme, berief ein ausgesprochenes Großgrundbesitzerministerium und suchte vor allem seinen Rückhalt an Essad Pascha, dem reichsten und mächtigsten dieser mittelalbanischen Feudalherren. Was dieser mit allen Hunden gehetzte Gauner im Schilde führte, als es den Zusammenprall mit dem Mbret gab, steht dahin. Dringend notwendige Agrarreformen, die den Bauern das Joch der feudalen Ausbeutung abnahmen und den Großgrundbesitz in Kleineigen zerschlugen, hatte er von dem ohnmächtigen Fürsten nicht zu besorgen, und wenn diese mittelalbanischen Feudalherren, wie unser serbischer Genosse Tutzowitsch in einer sehr lehrreichen Schrift „Srbija i Albanija“ (»Serbien und Albanien«) mitteilt, die schrankenlose

Macht des rumänischen Bojaren über seine Bauern als Ideal anstreben, so kommen sie jedenfalls heute schon ihrem Ideal sehr nahe. Möglich daher, daß Essad von den Jungtürken Handsalben empfing, die trotz Izzets mißlungenem Handstreich noch immer davon träumen, daß einer der Ihren sich auf den albanischen Thron schwingt, ebenso möglich, daß Essad von Italien geschmiert wurde, um dem österreichischen Einfluß in Durazzo das Wasser abzugraben, und daß die Österreicher den Mbret zu einem Putsch gegen den Söldling Italiens aufstachelten. Auf jeden Fall aber wurde durch Essad Paschas Verhaftung und Verbannung eine Bewegung beschleunigt und in ihrer Richtung etwas geändert, die ohnehin ihre Wellen warf.

Die aufständischen Haufen, die gegen Durazzo heranrückten und erklärten, erst am Strand des Meeres angelangt mit dem Fürsten verhandeln zu wollen, sind keine Gefolgsleute Essads, sondern in der Hauptmasse wohl aufsässige Bauern, die mit ihren Feudalherren abrechnen wollen — die Träger der ersten sozialen Revolution sind diese Rebellen, die mit den gedungenen Schergen des Mbret, den holländischen Offizieren wie den eingeborenen Gendarmen, so überraschend schnell fertig wurden. Ihr Marsch richtete sich gegen den Fürsten, der eine Puppe in den Händen der Grundherren war, und unter den Forderungen, deren Bewilligung sie von ihm erpreßten, finden sich ganz sicher soziale Zugeständnisse. Aber auch wenn diese Rebellenhaufen wieder nach dem Innern des Landes abgezogen sind, läßt sich eine Klärung der Lage nicht absehen. Die Macht, in der »Wilhelm I.« einen Stützpfeiler seines Thrones sah, die mittelalbanischen Feudalen grollen ihm wegen seines Streiches gegen Essad Pascha, die nordalbanischen Bergstämme pochen nach wie vor auf ihr altes Recht, keinen Heller Steuern zu zahlen und keinen Mann Soldaten zu stellen, die Südalbaner fühlen sich schon halb als griechische Staatsangehörige, und die holländischen Offiziere und albanischen Gendarmen werden nach den unglücklichen Scharmützeln auch ein Haar in der Suppe gefunden haben. So hat der Mbret heute schon nichts hinter sich als die Truppen, die ihm die Mächte gnädigst zur Verfügung stellen werden. Albanien ist, wie wir es von Anfang an voraussagten, damit wieder der Mittelpunkt einer internationalen Streitfrage geworden.

Zunächst liegen sich unser teuren Bundesgenossen, Österreich und Italien, in den Haaren. Jeder beschuldigt den anderen — und zwar jeder wohl mit Recht —, in Albanien im allgemeinen und in Durazzo im besonderen schlimme Ränke und böse Umtriebe angestiftet zu haben, um seinen eigenen Einfluß auf Kosten des neidischen Wettbewerbers auszudehnen. Roms und Wiens imperialistische Presse bombardiert sich gegenseitig mit faulen Äpfeln, und ängstliche Gemüter verlangen eine internationale Aktion der sechs Großmächte in Albanien schon deshalb, weil sonst ein sehr ernster Konflikt zwischen Österreich und Italien drohe. Aber diese internationale Aktion hat ihre Mucken. Ganz zu schweigen davon, daß sich ein Thron doch nicht halten läßt, der auf fremden Bajonetten hin und her schwankt, haben die Mächte der Tripelentente natürlich verzweifelt wenig Lust, sich

zugunsten eines Staates und eines Fürsten in Unkosten zu stürzen, die sie beides nicht gewollt haben. Lassen sie sich gleichwohl herbei, Truppen in Durazzo auszuschiffen, so ist damit für so viel internationales Gezänk der Boden bereitet, daß über Nacht wieder die Weltkriegsgefahr mit all ihren Schrecken auftauchen kann.

Bei der deutschen Regierung liegt eine schwerwiegende Entscheidung. Stellt sie sich in dieser Frage an die Seite der Tripelentente, so kann der unglückselige Mbret nach Potsdam zurückbefördert und das unglückselige Albanien seinem Schicksal überlassen werden — mögen die Balkanvölker, so gut sie's können, auf dem Balkan Ruhe schaffen! Macht die deutsche Regierung aber wie bisher die Wiener Ballplatzpolitik auf Gedeih und Verderb mit, so werden sich an das albanische Abenteuer des Prinzen zu Wied noch Verwicklungen knüpfen, deren Kosten so oder so die Völker zu tragen haben. Den Völkern aber ist — dessen sollten sich die Diplomaten beizeiten erinnern! — das Schicksal des Mbret Hekuba, und dem deutschen Volke im besonderen ist Albanien nicht das Mützenband eines deutschen Matrosen, geschweige die oft benannten Knochen eines pommerschen Grenadiers wert.

Sozialdemokratie und Verstaatlichung.

Von **H. Laufenberg.**

Das Wirtschaftsprinzip der freien Konkurrenz setzte sich durch wider die Gebundenheit der ständischen Gesellschaft, in der Privilegien und Monopole privatrechtlicher und öffentlich-rechtlicher Art noch die Grundlage der gewerblichen Tätigkeit bildeten, der Staatsregie eine breite Wirksamkeit eingeräumt war. Daher das Verlangen des aufstrebenden Teiles der Bourgeoisie, daß die öffentliche Gewalt sich in das Erwerbsleben weder reglementierend noch überhaupt in fiskalischem Sinne einmische, daß sie ihre Einkünfte grundsätzlich aus der Besteuerung von Gewinn und Vermögen beziehe. Neben die Kampftheorie der direkten Steuern trat freilich von Anbeginn eine zweite Steuertheorie. Fand ja die Bourgeoisie nicht nur die indirekten Abgaben vor als Herrschaftsinstrument der feudalen Klassen, mittels dessen sich die Staatslasten auf die arbeitenden Schichten abwälzen ließen; sie bedurfte ihrer in Gestalt der Industriezölle, um sich gegen ausländische Konkurrenz zu schützen. Indirekte Belastung steht denn auch, sobald sie zur Teilnahme an der Macht gelangt ist, im Vordergrund ihrer Steuerpolitik. Als dann mit dem Übergang zum Freihandel die industriellen Schutzzölle fielen, legte sie das Schwergewicht auf Finanzzölle. Sie boten der Regierung die Handhabe, auf das Staatsmonopol erneut zurückzugreifen, Vorschläge, die seitdem aus der inneren Politik unseres Landes nicht wieder verschwunden sind. Danach versteht sich, daß die Stellungnahme zum Staatsmonopol auch in der Politik der Sozialdemokratie eine bedeutsame Rolle gespielt hat. Die aus der kapitalistischen Wirtschaft hervorwachsende Notwendigkeit, die Produktion kartellierter Gewerbszweige schließlich von Gesellschafts wegen zu regeln, erhöht das Gewicht der Frage. Ein Rückblick auf die verschiedenen Phasen des geschichtlichen Verlaufs wird gegenwärtig nicht unwillkommen sein.

I.

Zum erstenmal stand der deutsche Sozialismus vor der Frage des Staatsmonopols in den sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts. Es war jene Zeit rascher Annäherung an den Freihandel, in der man mit den Resten der alten Staatsregie die alte Steuerverfassung abbaute. So sollte auch die Salzregie, die als drückendstes Überlebsel des friderizianischen Akzisesystems in Preußen kurz zuvor beseitigt worden war, in den übrigen Gebieten des eben entstandenen Norddeutschen Bundes mit Ausschluß von Hannover aufgehoben und durch eine Steuer von zwei Talern auf den Zentner ersetzt werden. Die zu nehmende Stellung war durch Lassalles bekannte Schrift über die indirekten Steuern und die Lage der arbeitenden Klassen im voraus gegeben. Bei der Beratung der Vorlage im Norddeutschen Reichstag begnügte sich denn auch der Vertreter der Arbeiterschaft Försterling damit, die Worte der königlichen Botschaft vom 21. September 1849 an die preußischen Kammern in Erinnerung zu rufen, wonach die sozialen Verhältnisse Befreiung oder Erleichterung der ärmeren Volksklassen hinsichtlich derjenigen Staatsabgaben geböten, »welche nach ihrer Höhe und nach der Art ihrer Veranlagung eine unverhältnismäßige Belastung erzeugen«, indes der Ausfall in den Staatseinnahmen auf diejenigen zu übertragen sei, »welche nach Verhältnis des aus den Staatseinrichtungen erwachsenden Nutzens sowie nach Verhältnis ihres Einkommens bisher bei der Verteilung der Staatslasten nicht entsprechend berücksichtigt worden sind«. Bezahlte doch damals eine fünfköpfige Arbeiterfamilie in Berlin bei einem Durchschnittsjahreseinkommen von wenig über 105 Talern mehr als $6^1/_2$ Taler an Steuern allein auf Brot und Fleisch, fast 3 Taler an Abgaben allein auf Salz. Da somit indirekte Steuern die arbeitende Klasse unverhältnismäßig belasteten, sprach er »im Namen des Arbeiterstandes den Wunsch aus, daß die Gesetzgebung darauf Rücksicht nehmen möge, bald die indirekten Steuern in direkte zu verwandeln«.

Weit wichtiger und folgenschwerer war die Haltung zu den Monopolprojekten Bismarcks, eine Haltung, auf die die Stellung zu den Industriezöllen nicht unwesentlich eingewirkt hat. Das Parlament des Norddeutschen Bundes hatte mit der ihm zugefallenen Steuergewalt wenig anzufangen, das jährliche Steuerbewilligungsrecht nicht durchzusetzen gewußt, jedoch auch den Versuch Bismarcks vom Jahre 1869, den Bund finanziell auf eigene Füße zu stellen, abgewiesen trotz der Drohung mit dem preußischen Staatsbankrott. Nach 1871 täuschten die französischen Milliarden über die Finanzlage des Reiches, so daß man 1873 selbst die Beseitigung der Salzsteuer freilich bei gleichzeitiger Erhöhung der Tabaksteuer in Vorschlag brachte. Als aber seit Mitte der siebziger Jahre infolge der schweren Wirtschaftskrise die Reichseinnahmen fortgesetzt und stark fielen, strebte Bismarck erneut danach, dem Reich neue Einnahmequellen zu verschaffen. Wie bisher der Freihandel für ihn ein politisches Erfordernis gewesen, die Haltung der süddeutschen Staaten wesentlich durch den Gegensatz wider Österreichs protektionistische Politik bestimmt worden war, so bewegten sich seine Pläne zunächst in der Richtung von Finanzzöllen. Er könne die Zeit kaum erwarten, meinte er in einer bekannten Rede von 1875, wo Tabak, Bier, Branntwein, Zucker, Petroleum, »die großen Verzehrungsgegenstände, gewissermaßen die Luxusgegenstände der großen Masse«, höhere Summen steuerten. Da nun die libe-

ralen Parteien sich seinen Absichten wiederum versagten, warf er sich entschlossen den im Volke sehr rasch an Boden gewinnenden Schutzzöllnern in die Arme. Erkannte er doch in einer protektionistischen Wirtschaftspolitik das sichere Mittel, die nationalliberale Partei zu sprengen, den Linksliberalismus immer weiter zurückzuwerfen. Er wollte nicht nur das Reich von den Matrikularumlagen der Einzelstaaten unabhängig machen: Tabakmonopol und Reichseisenbahnmonopol sollten der Regierung den größeren Beuteanteil aus der Finanzumwälzung am Ende der siebziger und während der achtziger Jahre sichern, sollten sie von der Mitwirkung des Parlaments wesentlich befreien und dieses zur Bedeutungslosigkeit herabdrücken. Zwei Köder hing Bismarck aus. Den Besitzenden stellte er Minderung und gar Beseitigung der direkten Steuern in den Einzelstaaten in Aussicht, den Arbeitern versprach er Versicherung wider Krankheit, Unfall, Alter und Invalidität.

Die Frage, welche Stellung die Sozialdemokratie zu Industriezöllen einzunehmen habe, war bis dahin wenig erörtert worden. Der erste Kongreß der Internationalen Arbeiterassoziation von 1866 in Genf hatte zwar darauf hingewiesen, wie indirekte Abgaben »die Produktion hindern« und »den Preis der Waren erhöhen, nicht allein im Betrag der Steuern, sondern mit Zinsen und Profit«, und verlangte mit aus diesem Grunde »die totale Abschaffung aller indirekten Steuern und allgemeine Substituierung direkter Steuern«, möge auch die Form der Besteuerung irgend wichtige Veränderungen in den Verhältnissen zwischen Kapital und Arbeit nicht hervorbringen. Dagegen behandelte der Vereinstag der deutschen Arbeitervereine von 1868 in Nürnberg die Frage der indirekten Steuern lediglich aus dem Gesichtswinkel der Belastung des Konsums. Da bei indirekter Besteuerung der einzelne nicht überblicke, was er zahle, die unentbehrlichen Lebensmittel belastet und die Staatslasten vornehmlich auf die Arbeiterklasse abgebürdet würden, solle der Verband auf Ersatz der indirekten durch gerechte direkte Steuern hinwirken und bei Gemeinde-, Landtags- und anderen Wahlen nur für Vertreter dieses Steuerprogrammes eintreten. Im gleichen Sinne forderte 1875 auch das Gothaer Einigungsprogramm »eine einzige progressive Einkommensteuer für Staat und Gemeinde anstatt aller bestehenden, insbesondere der das Volk belastenden indirekten Steuern«.

Wiewohl nun die erwähnte Schrift Lassalles ebenso wie dessen Arbeiterprogramm als indirekte Steuer jegliche Steuer bezeichnete, »die den einzelnen nicht auf Grund seines Besitzes, sondern durch die Vermittlung irgendeines besonderen Bedürfnisses« treffe, hatte man in der Praxis doch zwischen Lebensmittel- und Industriezöllen scharf unterschieden. So lehnte 1871 Schweitzer im Norddeutschen Reichstag die von den Agrariern verlangte Herabsetzung der Garnzölle entschieden ab. »Von meinem Parteistandpunkt aus kann für eine Aufhebung bestehender Schutzzölle oder für eine Verminderung derselben nur in zwei Fällen eingetreten werden: erstens nämlich bei einem Industriezweig, der in vollster Blüte ist, der dem Ausland gegenüber vollständig konkurrenzfähig ist, ebenso im entgegengesetzten Falle, wenn nämlich ein Industriezweig vorliegt, der im Absterben begriffen, der zweifellos dem Untergang verfallen ist.« Und auf diesem Boden des Industrieschutzes stand zweifelsohne die Mehrheit der sozialistisch denkenden Arbeiterschaft. Als die Frage auftauchte, ob Schutzzoll, ob Freihandel, behandelte der zweite

Gothaer Kongreß von 1876 den grundsätzlichen Einschlag des konservativ-liberalen Konfliktes als interne Angelegenheit der Bourgeoisie: die deutschen Sozialisten stünden dem innerhalb der besitzenden Klassen ausgebrochenen Streit fremd gegenüber. Eine Frage nicht des Prinzips, sondern der praktischen Politik, sei sie von Fall zu Fall zu entscheiden, je nachdem sie die Interessen der Arbeiter berühre. Die Not der arbeitenden Klassen wurzle in den allgemeinen wirtschaftlichen Zuständen, doch seien auch die bestehenden — von freihändlerischen Tendenzen getragenen — Handelsverträge von der Reichsregierung für die Industrie ungünstig abgeschlossen und heischten Änderung, wenngleich sich die Arbeiterschaft davor hüten möge, »für die unter dem Verlangen nach Schutzzoll eine Staatshilfe erstrebende Bourgeoisie die Kastanien aus dem Feuer zu holen«. Es war eine Resolution mit ausgesprochen schutzzöllnerischer Färbung, wie die Zeitgenossen unverhohlen erklärten.

Die starke, auf Industrieschutz gerichtete Strömung der Partei zeigte sich auch im folgenden Jahre bei den Verhandlungen des Reichstags über die Frage, ob nicht wider fremdländische Ausfuhrprämien die Eisenzölle in Form von Ausgleichszöllen wieder herzustellen seien, sowie bei den Erörterungen, die sich mit dem Votum der Fraktion beschäftigten. Bracke erkannte im Reichstag den Industrieschutz unter drei Bedingungen als berechtigt an, wenn es gelte, eine zurückgebliebene Industrie zu entwickeln — ein Hinweis, der nach Lage der Dinge im schutzzöllnerischen Sinne zu verstehen war —, wenn die Aufhebung eines bestehenden Zolles eine florierende Industrie ruiniere, wenn ein Ausgleich geschaffen werden müsse für Verschlechterungen, die die eigene Industrie infolge gewerblicher Reformen auf dem Weltmarkt erfahren habe. »Das würde zum Beispiel der Fall sein, wenn für die eigene Industrie Kinder- und Frauenarbeit sehr beschränkt würden, während die ausländische noch mit diesen billigeren Faktoren arbeitet.« Die Haltung der Fraktion ging nach drei Richtungen auseinander. Teils stimmte sie gegen, teils für die Regierungsvorlage, teils enthielt sie sich der Abstimmung. Auch auf dem nachfolgenden dritten Gothaer Kongreß waren die Ansichten zwar geteilt, doch tadelten die meisten Redner nicht die Befürworter, sondern die Gegner der Zölle. Ein Redner meinte: »Wenn der Schutzzoll unserer Industrie Arbeit geben würde, so müßten alle unsere Abgeordneten, einerlei, ob die Frage über Retorsionszoll und Freihandel theoretisch festgestellt sei, für Retorsionszoll stimmen.« Geib trat für die Angegriffenen ein; unter den gegebenen Verhältnissen könnten die Arbeiter beispielsweise Hamburgs ganz andere zollpolitische Ansichten hegen als die der Rheinlande, eine Auffassung, der Hasselmann wiederum heftig opponierte. Es sei gegen die Partei ausgebeutet worden, »daß Liberale, deren Leibprinzip immer der absolute Freihandel gewesen, für den Eisenzoll gestimmt, während unsere Abgeordneten sich der Abstimmung enthalten respektive ihre Stimmen zersplittert hätten«.

Soweit nicht Lebensmittel-, sondern Industriezölle in Frage standen, entwickelte sich der Gegensatz wider Bismarcks Schutzzollagitation nicht an der protektionistischen, sondern an der finanzpolitischen Seite des Planes. Die Zolltarifvorlage vom April 1879 bezweckte die Erhöhung der Reichseinnahmen um 166 Millionen Mark. Die Zölle auf Nahrungs- und Genußmittel sollten 52, die auf andere Gegenstände 50 Millionen ergeben. Die Zölle auf

Rohstoffe, gewerbliche Hilfsstoffe und Halbfabrikate wurden im Entwurf von 8 auf 46, die Schutzzölle auf Fabrikate von 13 auf 24 Millionen erhöht; 46 Millionen entfielen auf Erhöhung der Tabaksteuer und des Tabakzolls. Zwar stimmten die meisten Vertreter der Arbeiterschaft für die Eisenzölle, trat Kayser im Plenum für eine Reihe von Tarifpositionen ein, weil sie, wie er sagte, einen Bruch mit dem System des Freihandels bildeten. Doch betonte man, wie daraus wider die Fraktion kein Vorwurf erhoben werden könne, da jene Haltung sich nur auf einige wenige, ganz ausnahmsweise Fälle beziehe, wo man eine Industrie für außerordentlich und ganz zweifellos gefährdet erachte. »Im allgemeinen lehnen wir die Zolltarifvorlage ab.« Auer bezeichnete denn auch das neue System so deutlich wie treffend als einen Beutezug auf die Taschen des arbeitenden Volkes, wofür der Reichstagspräsident mit einem Ordnungsruf quittierte. Darüber herrschte Einstimmigkeit der Auffassung, und immer schärfer wurde es in der Folge betont, daß aus einem reinen Schutzzoll nie ein wirksamer Finanzzoll werden dürfe. Nun lag aber Bismarck an dem schutzzöllnerischen Charakter des Zolltarifs wenig, am finanzzöllnerischen dagegen sehr viel, und die Bourgeoisie benutzte die Verquickung von Finanz- und Schutzzoll, die das Wesen der neuen Tarifvorlagen bildete, um eine Befriedigung der Reichsbedürfnisse anders als durch Bereicherung der Reichen auf Kosten der Armen für die Zukunft unmöglich zu machen. So schloß der Gegensatz wider die politische Seite des neuen Systems, den Finanzzoll und seine Verquickung mit dem Schutzzoll, auch in der Frage des Industrieschutzes den Gegensatz wider das gesamte neue System ein, führte sie einen bedeutsamen Wandel in der zollpolitischen Haltung der Partei herbei. Der Wydener Kongreß von 1880 ließ denn auch erkennen, daß man theoretisch und politisch die Dinge schärfer ins Auge faßte. Über einen Antrag, die Frage: ob Schutzzoll, ob Freihandel erneut für eine interne Angelegenheit der Bourgeoisie zu erklären, ging er zur Tagesordnung über. Allerdings sei die Lage der Arbeiter auch abhängig von den durch die Zölle geschaffenen Preisbedingungen, doch handle es sich in Deutschland nicht um Erhöhung, sondern um Herabminderung der Zölle. Die Mehrzahl der vom Reichstag angenommenen Zölle qualifiziere sich als Finanzzölle, und für diese seien die Abgeordneten nicht eingetreten. Mit der letzteren Erwägung wurde auch ein wider Kayser beantragtes Mißtrauensvotum abgewiesen.

Dieses Ergebnis war durch den Umstand, daß der Erlaß des Sozialistengesetzes der Schutzzollkampagne parallel ging, wesentlich und um so mehr beschleunigt worden, als Bismarck inzwischen das gewaltige Ausmaß seiner Monopolpläne zu erkennen gegeben hatte. Schon das Eisenbahnprojekt bedeutete für den deutschen Parlamentarismus eine Lebensfrage. Der verkenne die Lage, betonte Eugen Richter, der da meine, es handle sich um die Frage der Privatbahnen oder Staatsbahnen. Es handle sich um eine Zentralisation, für die in Europa kein Beispiel bestehe. Die Eisenbahnmacht der Regierung übertrage sich auf die anderen Gebiete. Das Reichseisenbahnprojekt durchgeführt, und das Budgetrecht des Reichstags sei nur mehr hohler Schein. Wie wolle man ein Eisenbahnbudget von 800 Millionen kritisieren, das einem Minister Kredit und Anleihen jeder Zeit an die Hand gebe, ihn der Bewilligung seiner Finanzoperationen durch den Reichstag enthebe, das den Einfluß des Reichstags auf das Zustimmungsrecht zu Gesetzen herabdrücke?

Wohl sprachen sich beim Auftauchen des Projektes einige namentlich rheinische Wortführer der Sozialdemokratie für Verstaatlichung der Bahnen aus. Auch der zweite Gothaer Kongreß erklärte sich im Prinzip für Überführung der Eisenbahnen in Staatsbesitz, da das Privatbahnsystem ein ungerechtfertigtes Monopol schaffe, mittels dessen die Eisenbahnunternehmer das Publikum nach Belieben auszubeuten vermöchten. Dagegen würde die praktische Verwirklichung des vorgeschlagenen Projekts nicht nur der Börse neue Mengen von Volkseigentum in die Hand spielen, die Regierung würde, einmal im Besitz aller Bahnen, vornehmlich die Interessen des Klassen- und Militärstaates fördern, die Einnahmen zu unproduktiven Zwecken verwenden und darüber hinaus ein neues Übergewicht in volksfeindlichem Sinne erlangen. Daher könne sich der Kongreß mit dem Plane »nicht befreunden«. Die ablehnende Haltung, die die Partei in den folgenden Stadien dem Projekt gegenüber beibehielt, trug desto mehr das Gesetz der Steigerung in sich, als sich hier der Gegensatz wider das neue System, der bei den Industriezöllen nur bedingt und verschleiert zur Erscheinung gelangte, in vollem Umfang entfalten konnte.

Aber Bismarcks Pläne gingen über das Eisenbahnprojekt weit hinaus. Bereits bei der von Camphausen eingebrachten Steuervorlage von 1878, die neben der Einführung von Reichsstempelabgaben eine beträchtliche Erhöhung der Tabaksteuer vorsah, erklärte er zur allgemeinen Überraschung, er betrachte eine Erhöhung der Tabaksteuer als Durchgangspunkt zum Tabakmonopol. Auch hierzu war die Stellung der Partei durch den Kongreßbeschluß von 1876 gegeben. Namens der Fraktion sprach im Reichstag Fritzsche. Die vorgeschlagene Gewichtssteuer treffe den armen Konsumenten um so mehr, als die geringsten Sorten im Preise am meisten belastet und ihrer Fabrikation die schwersten Hemmnisse bereitet würden. Das Monopol sei keine sozialistische Maßregel, wie von freisinniger Seite fälschlich behauptet werde. Verstaatlichung und Sozialismus seien wesensfremde Dinge. Die Sozialdemokratie verlange genossenschaftliche Organisation von Produktion und Konsumtion sowie staatliche Regelung der Güterverteilung. »Wir würden nicht erwarten können, daß die jetzige Regierung die Verteilung dessen, was durch die Arbeit in einem staatlich monopolisierten Geschäftszweig erzielt worden ist, in gerechter Weise bewirken würde.« Die Sozialdemokratie müsse sich generell gegen derartige Monopole aussprechen, eben weil sie nicht den staatlichen, vielmehr den genossenschaftlichen Betrieb der Arbeit wolle, allerdings auf zentralistischer Grundlage über das ganze Reich. »Das ist aber etwas ganz anderes, als wenn wir einer bestimmten Staatsregierung das alleinige Unternehmerrecht in die Hände geben wollten.« Wir wollen »nicht an Stelle der vielen heutigen Arbeitgeber einen neuen Arbeitgeber stellen, und zwar einen, der seine Macht über die Arbeiter alsdann in der reaktionärsten Weise zu mißbrauchen imstande wäre«. Eine andere Frage sei, ob der Zigarrenarbeiter aus beruflichen Gründen sich mit dem Monopol zu befreunden vermöge. Dies könne allerdings geschehen, da das Monopol das Krebsübel jenes Fabrikationszweiges, die Hausindustrie, beseitigen würde. »Sie sehen also, von meinem Standpunkt als Zigarrenarbeiter würde ich der Regierungsvorlage wohl beistimmen, wenn ich das Allgemeinwohl nicht berücksichtigte. Da wir aber vor allen Dingen das Gemeinwohl im Auge haben müssen ..., so sind auch sämtliche Tabakarbeiter

gegen dieses Monopol. Ich glaube, daß auch nicht ein einziger von den vielen tausend Zigarrenarbeitern imstande sein würde, sich unter den heutigen Umständen für das Monopol zu erklären.«

Dieser Glaube erwies sich nun freilich als ein irriger. Die Erhöhung der Tabaksteuer leitete jene Verschiebung in der Tabakfabrikation von Nord- nach Süddeutschland ein, die damals bereits den Erwerb vieler tausend Arbeiter arg erschütterte, die namentlich die Tabakarbeiterschaft von Hamburg und Bremen aufs schwerste in Mitleidenschaft zog. Mit großer Geschicklichkeit sangen während des Wahlkampfes von 1881 Bismarcks Getreue, zu denen sich auch die Kathedersozialisten gesellten, das Lied vom Patrimonium der Enterbten, sollte das Monopol doch die geplante Unfallversicherung fundieren, stärkten sie die Auffassung, das Monopol werde die gewerbliche Lage der Arbeiter bessern, wenngleich die Erfahrungen in der staatlich betriebenen Straßburger Tabakmanufaktur, der Versuchsanstalt für das Monopol, die zu fünf Sechsteln Frauen beschäftigte, wenig verheißend anmuteten. Während der im April 1882 dem Reichstag vorgelegte Monopolentwurf unter den Tabakarbeitern zumal Norddeutschlands manchen energischen Befürworter fand, bekämpften ihn der Züricher »Sozialdemokrat« und die Reichstagsfraktion mit gleicher Entschiedenheit. Vollmars vielbemerkte Rede vom 12. Mai des Jahres war der schärfste Angriff, den die Vorlage im Reichstag auszuhalten hatte. Lehne das Bürgertum das Monopol wegen des gewaltigen Eingriffes in das Privatrecht ab, so könne dies bei den Sozialisten eher ein gewisses Faible wecken. Denn das Monopol sei entschieden ein Stück gesellschaftlicher Gütererzeugung, das deren Möglichkeit und Wirtschaftlichkeit zeige, das im Prinzip wenigstens den Staat als den allein berechtigten Anordner der Produktion anspreche und berechtigte Privatinteressen hinsichtlich der Gütererzeugung dem Gemeinwohl gegenüber nicht anerkenne. Das Monopol wirke destruktiv für das Eigentum; es stehe auf dem Rechtsgrund, daß die Gesellschaft allein die Quelle alles Rechts bilde, »und wir Sozialisten können selbstverständlich nur zufrieden sein, wenn wir hören, wie Grundsätze, welche man an unseren Personen jahrzehntelang gestraft, teilweise siegreich geworden sind und ihren Weg zu den Bundesratssesseln gefunden haben«. Gleichwohl sei die Sozialdemokratie Gegnerin des Entwurfs um seiner vielfachen politischen Wirkungen willen, weil er der Regierung eine ungeheure Macht wider alle davon Betroffenen in die Hand gebe und die Last der indirekten Steuern vermehre, hinsichtlich deren man ja betone, daß Deutschland noch hinter anderen Kulturstaaten zurückstehe. Wennschon man aber den Blick über die Grenzpfähle hinweg auf andere Kulturstaaten richte, so gebe es dort bessere Dinge zu lernen als die indirekte Besteuerungsform. »Geben Sie uns zum Beispiel von Frankreich herüber die Republik oder von der Schweiz die direkte Gesetzgebung des Volkes, geben Sie uns politische Freiheit — dann, meine Herren, werden wir vielleicht weiter über diesen Punkt mit Ihnen sprechen.« Mit den Überschüssen des Monopols wolle die Regierung, so behaupte man, die Lösung der sozialen Frage in Angriff nehmen. Es gebe zwei Arten, die soziale Frage zu lösen, den Weg der Reform und der Gewalt. Der erstere sei langsam, aber zivilisatorisch und wahrhaft menschlich; zu diesem Wege, »zum Wege des Sieges des Gedankens«, sei die Sozialdemokratie vollkommen bereit. Die Regierung aber habe den letzteren gewählt. Wer nun das Recht, hinzuschlagen, in Anspruch nehme,

möge die ehrliche Soldatenlogik anerkennen, daß auch dem Gegner das Recht zustehe, sich die Waffen zu wählen, wie sie ihm passend erscheinen. »Aus diesem Grunde möchte ich wünschen, daß wir hier offen als Gegner einander gegenüberstehen; lassen Sie aber gefälligst die Moral-, Friedlichkeits- und Gesetzlichkeitspredigten beiseite, meine Herren. Bei Ihnen hat die Wahl der Waffen gelegen, Sie sind auch verantwortlich für die Wunden!«

In den siebziger Jahren wehrten sich die Konservativen ebenso wider die Besteuerung des Branntweins wie das Gros der Liberalen wider die Besteuerung des Bieres. Rasche Produktionserweiterung bei schwindendem Absatz auf dem Weltmarkt brachte um die Mitte der achtziger Jahre über die Branntweinbrennerei eine schwere Wirtschaftskrise. Da die Konservativen lebhaft für Staatsunterstützung agitierten und die Dampfersubventionen eben gezeigt hatten, welch großes Verständnis die Reichstagsmehrheit für Zuschüsse aus dem allgemeinen Säckel besaß, hoffte Bismarck unter Subventionierung des hohen Adels ein Monopol auf Branntwein durchzudrücken. Den Reinertrag berechnete die dem Reichstag am 26. Februar 1886 zugegangene Vorlage bis zu 335 Millionen, wovon 60 in die Taschen der Brennereibesitzer fließen sollten. Denn nicht die Produktion, sondern der Verschleiß von Branntwein sollte verstaatlicht werden. Zu den Brennereibesitzern zählten in Schlesien allein 4 Prinzen, 8 Herzöge, 10 Fürsten, 76 Grafen, 29 Freiherren, zählte der König von Sachsen mit 8, der Kronprinz und die Regenten von Braunschweig und Meiningen mit je 2, der königliche Fideikommiß mit 6, die Domänen verschiedener Verbände mit 10 Brennereien. Der plumpe Plan war von vornherein gerichtet. An der Abstimmung im Bundesrat beteiligten sich die süddeutschen Staaten überhaupt nicht, Bremen und Hamburg stimmten gegen das Projekt, die Vertreter anderer Kleinstaaten waren ohne Instruktion geblieben, und im Reichstag zeigte sich die Aussichtslosigkeit der Vorlage schon bei der ersten Lesung.

Den Standpunkt der Sozialdemokratie vertrat zunächst der Abgeordnete Schuhmacher. Das Monopol werde ungeeignet sein, den Branntweinkonsum wesentlich einzudämmen. »Wir würden unter gewissen Voraussetzungen der heutigen Regierung noch verstaatlichen helfen, wenn es sich um allgemein nützliche Institutionen handelt. Aber in bezug auf den Schnaps, und wenn man aus seiner Verstaatlichung Millionen und aber Millionen aus den unteren Volkskreisen herausschlagen will..., da können wir nicht mithelfen.« Die Hauptrede hielt bei der zweiten Beratung wiederum Vollmar. Bei dem vollendeten Mißerfolg der Vorlage hatte der Kanzler wider den Reichstag ungemein provozierend gesprochen, die Notwendigkeit, bei der Volksvertretung um Steuern nachzusuchen, ein Kanossa ohnegleichen genannt, ja selbst gedroht, bei fortdauernder Widerspenstigkeit möchte es die deutschen Fürsten gereuen, einen Teil ihrer Rechte abgetreten zu haben, und der »ewige Bund« des Reiches einer Revision von oben her unterzogen werden. Das sei nicht die Sprache eines verfassungsmäßigen Staatsdieners, sondern eines Diktators. Übrigens hätte man für die Vorlage die Sozialdemokratie gern gebraucht. »Man hat uns nahe genug gelegt, Vorspanndienste zur Durchbringung des Monopols zu leisten. Es hat nicht an Stimmen gefehlt, welche mir und meinen Parteigenossen klarzumachen suchten, daß ja das Schnapsmonopol eigentlich etwas Sozialistisches sei; daß wir infolgedessen eigentlich die Pflicht hätten, für dasselbe einzutreten; und daß, wenn

wir dies täten, wir dafür sehr wohl unsere Bedingungen stellen könnten. Man würde unseren Bedingungen entgegenkommen, soweit dieselben einigermaßen annehmbar erschienen.... Aber meine Partei ist für derartige Machenschaften ein für allemal nicht zu haben. Wir werden den Vorschlägen der Regierung von vornherein mit dem größten Mißtrauen entgegentreten und auf sie kaum je eingehen können, solange die Regierung uns in der Weise gegenübersteht, wie das gegenwärtig der Fall ist! Die Sozialdemokraten werden nie und nimmer in die Hand einschlagen, welche das Volk und die Freiheit unterdrückt.« (Schluß folgt.)

Zum Problem der Moral.

(Marx und Kant.)

Von E. Notter. (Schluß.)

4. Gibt es besondere Erkenntnisbedingungen der Sozialwissenschaft, eine besondere Erkenntniskritik des Sozialen?

Adler spricht nun gelegentlich von besonderen Erkenntnisbedingungen des Sozialen, und nach ihm ist die Möglichkeit der Gesellschaft (vergleiche hierzu die kritische Frage Kants: Wie ist Wissenschaft möglich?) erkenntniskritisch nur darin zu verstehen, daß zu jedem Einzelbewußtsein die Bezogenheit auf artgleiches anderes Bewußtsein gehört. Aber die Sozialwissenschaft, die ja auch Adler völlig unter die Kausalwissenschaften einreiht, hat gegenüber den anderen Kausalwissenschaften gar keine anderen Erkenntnisbedingungen, da sie ja sonst ihrem methodologischen Charakter nach wesensverschieden gegenüber den anderen Kausalwissenschaften wäre. Ihre fundamentalste Erkenntnisbedingung ist eben auch die Anwendung und Anwendbarkeit der Kategorie der Kausalität, nur daß diese auf ein besonderes Gebiet vorgefundenen Inhalt angewandt wird; mit anderen Worten: Gesellschaft als besondere Erfahrung, eine besondere Erkenntniskritik der Möglichkeit der Gesellschaft ist überhaupt nicht möglich. Wie sich die Chemie durch ihr Bearbeitungsgebiet von der Physik scheidet durch Berücksichtigung gewisser in der Physik zu vernachlässigender Qualitäten (Elemente, deren Affinität oder Verwandtschaft, daß sich zum Beispiel ein Atom Sauerstoff mit zwei Atomen Wasserstoff zu einer dauerhaften chemischen Verbindung vereinigt), so hebt sich die Biologie als die Lehre von den Lebenserscheinungen von der Chemie ab. Gewiß kann ich einen lebenden Organismus rein physikalisch-wissenschaftlich betrachten (etwa sein Verhalten unter dem Fallgesetz), aber dann abstrahiere ich gerade von dem, was mich in der Biologie ausschließlich interessiert, von den Lebenserscheinungen und ihrer Eigenart gegenüber den physikalischen und chemischen Erscheinungen. Und so hat auch die Sozialwissenschaft nicht ihre besonderen Erkenntnisbedingungen, sondern nur ihr besonderes Arbeitsfeld, ihre besondere Aufgabe: den vergesellschafteten Menschen in seinem Vergesellschaftetsein kausalgesetzlich zu betrachten; wobei zu betonen ist, daß das Vergesellschaftetsein genau so wie die chemische Affinität oder die physiologischen Selbstregulationen der Pflanzen, zum Beispiel die,

daß die Pflanze auf stärkerwerdenden Zug durch reichere Ausbildung ihres Festigungsgewebes antwortet, ein vorgefundener Bewußtseinsinhalt, ein schlechthin Gegebenes ist. Es bleibt aber immer die gleiche Kategorie der Kausalität, wenn diese auch auf dem Gebiet der Biologie zu Kausalungleichungen führt, wenn zum Beispiel bei den sogenannten Auslösungsreaktionen oder vielen Reizerscheinungen Ursache und Wirkung in gar kein quantitatives Gleichungsverhältnis gesetzt werden können, während auf dem Gebiet der Mechanik und Physik unter Voraussetzung des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft Kausalgleichungen aufgestellt werden; und wiederum bleibt es die gleiche Kategorie der Kausalität, wenn sie bei dem bewußt nach Zwecken handelnden Menschen mit seinem weitverzweigten Vergesellschaftetsein dessen Motivationen mit ergreift und in den Fluß des Kausalgeschehens hineinnimmt. Und diese menschliche oder psychisch-soziale Kausalität dürfte man besser als eine durch bewußte, mit ihrer Setzung als wertvoll gewertete Zwecke und Ziele, denn als bloß „durch Wertungen ablaufend" bezeichnen; wobei zweckmäßigerweise darauf hingewiesen sei, daß die Werte an sich durchaus nichts mit dem Bewertungsgegensatz „sittlich-unsittlich", also mit der ethischen Wertung zu tun haben, da ja das sittliche Verhalten selbst als ein Wert, als ein wertvolles Mittel zu einem Zweck betrachtet werden kann und wird. Hegel hat übrigens auf die verschiedene Gestaltung der Kausalität je nach dem Anwendungsgebiet in seiner „Logik" (1. Band, 2. Buch: „Die Lehre vom Wesen", Nürnberg 1913) mit aller Deutlichkeit hingewiesen. Da unter dem Einfluß der Philosophie Descartes' und Kants Kausalität immer mehr als ausschließlich mechanische Kausalität genommen worden ist, ist es nicht unnütz, sich die Hegelsche Ausführung vor Augen zu halten:

Denn hauptsächlich ist noch die unstatthafte Anwendung des (mechanischen) Kausalitätsverhältnisses auf Verhältnisse des physisch-organischen und des geistigen Lebens zu bemerken. Hier zeigt sich das, was als Ursache genannt wird, freilich von **anderem Inhalt als die Wirkung, darum aber, weil das, was auf das Lebendige wirkt, von diesem selbständig bestimmt, verändert und verwandelt wird, weil das Leben die Ursache nicht zu ihrer Wirkung kommen läßt.... Die Natur des Geistes ist es aber noch in viel höherem Sinne als der Charakter des Lebendigen überhaupt, vielmehr nicht ein anderes Ursprüngliches in sich aufzunehmen oder eine Ursache sich** in ihn kontinuieren zu lassen, sondern sie abzubrechen und zu verwandeln.

5. Endergebnis der bisherigen Untersuchung.

Um das Endergebnis unserer Untersuchung zusammenzufassen, so wäre zu sagen: Erweist sich schon der kategorische Imperativ Kants mit seiner Forderung der Allgemeingültigkeit als in sich unhaltbar, nicht zuletzt auch deshalb, weil er im Einzelfall überhaupt nichts aussagt über das, was ich tun soll, so muß die Philosophie der allgemeingültigen Normen als Überrest einer metaphysischen Weltanschauung — denn das ist sie trotz aller gegenteiligen Versicherungen ihrer Vertreter — als Bestandteil der Wissenschaft oder einer wissenschaftlichen Theorie abgelehnt werden.

Der Versuch ihres Einbaus in die marxistische Sozialtheorie bedeutet einmal das unmögliche Bestreben, diese Philosophie mit einem ihr ganz heterogenen Element zusammenkoppeln zu wollen, und er bedeutet ferner nicht weniger als die völlige Umkehrung der Bedeutung der einzelnen Kausal-

faktoren in der marxistischen Sozialtheorie und in der Realität. Sieht man aber von den allgemeingültigen Normen ab und reduziert man das von Adler mit großem Scharfsinn konstruierte und verwandte Beiwerk aus der Philosophie Kants, den transzendental-sozialen Formalismus auf seinen kritisch festzustellenden Tatbestand, so zeigt sich schließlich auch nichts anderes als das Gegebensein der Vergesellschaftung des Menschen. Aber diesen Tatbestand hat ja der „nach Kant lebende Vorkantianer" Karl Marx mit genialem Blick in seiner Bedeutung und Tragweite erfaßt und als das nicht weiter auflösbare, das Gebiet der Sozialerfahrung konstituierende Element seiner Sozialtheorie einverleibt. Und somit ist auch in dieser Beziehung die Erweiterung oder Ergänzung von Marx durch Kant ein zum mindesten recht überflüssiges Bemühen.

6. Die Leistung von Marx hinsichtlich der Erklärung der moralischen Erscheinungen. — Einer der Hauptgründe für die Unvereinbarkeit der Gedankensysteme von Marx und Kant.

Marx hat erklärt, warum es die verschiedenen „sittlichen" Ideale zu den verschiedenen Zeiten und in den verschiedenen menschlichen Gesellschaften gegeben hat und noch gibt; er hat gezeigt, wo die Ursachen und Wurzeln eines jeden Ideals liegen, und daß nur der Menschenkreis, der von gleichen Interessen an der Verwirklichung eines Zieles getrieben wird, auch die zweckbewußte Arbeit zu seiner Verwirklichung für sich als Pflicht setzt. Und damit hat er die Rolle des sittlichen Verhaltens umgrenzt: die Handlungen und Verhaltungsweisen, die bewußt in der Richtung der Verwirklichung liegen, werden als sittlich bewertet, und denen, die gemäß ihrer Interessen das Ziel wollen müssen, zur Pflicht gemacht. Erst dadurch also, daß Ziele gesetzt und Aufgaben gestellt sind, bekommt sittliches Verhalten einen Sinn, wird es zu einem Wert: zu einem Mittel oder einer Waffe im Kampfe um die Macht. Damit ist gleichzeitig gesagt, daß die sittliche Beurteilung ursprünglich immer dem Täter, dann seiner Tat gegolten hat, und daß jede Übertragung des Prädikats „sittlich" auf ein Gebot, eine Aufgabe, ein Ziel oder ein Ideal unzulässig ist, da diese Übertragung die Setzung einer sittlichen Weltordnung bedingt. Hätte man diesen Tatbestand immer berücksichtigt, so wäre mancher Diskussion über die Rolle der Ethik in unserem sozialen Dasein und über ihre Stellung innerhalb der Sozialwissenschaft von vornherein der Boden entzogen gewesen.

Da kommen nun die Kantianer und sagen, Marx habe wohl eine Erklärung der Verschiedenheit der ethischen Ideale gegeben, die auch sie schließlich akzeptieren könnten, er habe aber nicht vermocht, „das Soll des Pflichtgebots, das doch dem Gewissen die sicherste aller Tatsachen ist", zu erklären, er habe die Tatsache, daß ein Sollen überhaupt als verpflichtend erlebt wird, ohne Erklärung hingenommen. Daß schließlich sie selbst durch die Annahme „des Sittengesetzes in mir" nichts anderes getan haben als die Tatsache, daß wir überhaupt ein Sollen erleben, mit anderer Bezeichnung und in verabsolutierter Form noch einmal zu setzen, falls sie nicht dazu übergehen, es als Hereinragen der übersinnlichen Welt in unser sinnliches Dasein auszugeben, liegt auf der Hand. Aber mit der Rolle, die Marx dem ethischen Phänomen zuerteilt, dürfte auch ohne weiteres die Herkunft des

Sollens aufgezeigt sein: Wenn ich das Ziel ernsthaft will — und ich muß es in meinem ureigensten Interesse ernsthaft wollen —, dann muß ich auch die Mittel wollen, die zu seiner Verwirklichung führen, und meine Handlungen und Verhaltungsweisen darauf einstellen. Die Verpflichtung ist damit ohne weiteres gegeben, noch mehr aber dadurch, daß die Gemeinschaft aller der an der Durchführung Interessierten die zweckmäßigen Handlungen und Verhaltungsweisen zu Geboten für die ihr angehörigen Individuen macht und sie danach der sittlichen Beurteilung unterwirft. Gewiß hat dadurch, daß der einzelne ein Glied dieser Gemeinschaft ist, er sich auch freiwillig unter das Gebot gestellt, aber trotzdem tritt ihm die Gemeinschaft als übergeordnete Macht gegenüber, deren Gebote für ihn eben Gebote, das heißt ein Sollen darstellen. Damit ist einmal der gesellschaftliche Charakter alles ethischen Verhaltens herausgestellt, auf der anderen Seite ist aber das Sollen seines überempirisch-erhabenen, uns geheimnisvollen Charakters entkleidet; es ist als menschliche Funktion in den Kreis der anderen Funktionen eingetreten. Da aber in der heutigen Gesellschaft der Einzelmensch nicht bloß einer Gemeinschaft angehört, sondern einer Mehrzahl (Familie, Partei, Gewerkschaft, Klasse, Kirche, Staat usw.), so ergeben sich aus dieser verschiedenen Zugehörigkeit eine Menge von Konflikten der Pflichten, die zu den schwersten Gewissensfragen Anlaß geben können. Daß aber in diesen Fällen der kategorische Imperativ Kants am allerwenigsten eine erlösende Antwort geben kann, das hat Kautsky („Neue Zeit", XXIV, 2) mit aller Entschiedenheit betont, wie er auch mit vollem Rechte hervorhebt, daß aus diesem Labyrinth der Pflichten der am Marxismus Geschulte am ehesten den Weg herausfinden wird.

So wenig sich also die Kantische Ethik zur Ergänzung des marxistischen Systems eignet, so unvereinbar sind die Gedankensysteme dieser beiden Denker als Ganzes genommen. Eine der Hauptursachen, warum die Kantische Lehre gar nicht der kausalwissenschaftlichen Theorie von Marx einverleibt werden kann, liegt in Kants Auffassung der Naturwissenschaft und der Kausalität. Darüber noch einige Worte: Von Descartes beeinflußt und im Banne der Newtonschen Naturwissenschaft war für Kant die mathematische Naturwissenschaft, die Mechanik, die ideale Naturwissenschaft; so stellt er für die theoretische Erfassung der Lebensvorgänge die Maxime auf: „Ich soll jederzeit über dieselben nach dem Prinzip des bloßen Mechanismus der Natur reflektieren, weil, ohne ihn zum Grunde der Naturwissenschaft zu legen, es gar keine eigentliche Naturerkenntnis geben kann." Von diesem theoretischen Standpunkte aus, der nichts kennt als den „nach mathematischen Bewegungsgesetzen dahinrollenden Naturmechanismus", kommt man allerdings konsequenterweise zu der Forderung, wie sie der Kantianer Schulze-Gävernitz (in seiner Rektoratsrede „Marx oder Kant") vertritt, daß unsere eigenen praktischen Zielsetzungen der streng kausalen Seinswissenschaft der Geschichte fernzuhalten seien; und man kann dann auch nicht die Ziel- und Wertesetzungen, ebensowenig das ethische Werten selbst als immanente Kausalfaktoren, als das soziale Sein und Geschehen mitbestimmende natürliche Ursachen in die Sozialwissenschaft hineinnehmen. Damit, daß wir dies tun, setzen wir alles Sein und Geschehen als wesensgleich an, wenn wir auch

das Gebiet der Sozialerfahrung durch die psychisch-soziale Kausalität von dem Gebiet der anderen Naturwissenschaften abheben; und das bedeutet, daß wir die Geschichte des Menschen als einen einheitlichen, strengen, undurchbrochenen und undurchbrechbaren Kausalzusammenhang annehmen. Die Kantianer wollen aber diese Zweck- und Wertesetzungen gar nicht dergestalt als natürliche Faktoren in die Sozialwissenschaft hineinnehmen, denn damit ist ja der Mensch mit seinen Werten nichts als „Natur" und gleich wertvoll und wertlos wie diese, und man kann ihn dann nicht mehr durch eine überempirische Normgesetzmäßigkeit abheben von der übrigen Natur. Aber gerade diesen Dualismus zwischen Sein und Wert, zwischen Sein und Sollen wollen die Kantianer aufrechterhalten wissen, wobei sie aber ganz vergessen, daß es gerade die Natur des Menschen, des vergesellschafteten Menschen ist, Werte und Ziele zu setzen und Stellung zu nehmen, und daß der Mensch mit seinem Sollen niemals dem Sein gegenüberfritt, sondern daß er mit ihm mitschaffend und mitgestaltend am künftigen Sein ist. Ist auch alles Sein an sich gleich wertvoll oder wertlos, so ist es damit noch lange nicht gleich wertvoll oder wertlos für den Menschen, denn der versucht ja gerade, es für sich mehr wert zu gestalten.

„Die ökonomische Entwicklung", sagt Adler, „führt also zu einem Ziele, das eine bestimmte Klasse nicht will, nicht wollen kann bei Strafe ihres Unterganges. Und dieser Wille ist zugleich der Ursprung der sittlichen Verurteilung der alten und der Entwerfung einer neuen Gesellschaftsordnung. Das heißt, die neue Gesellschaftsordnung wird als die bessere zuerst gewertet und darum verwirklicht."

Dabei muß man sich aber hüten, das „besser" in „sittlich-besser" umzudeuten, statt es als den Bedürfnissen entsprechender aufzufassen; und auch die alte Gesellschaftsordnung wird nicht als „die an sich unsittliche" verurteilt, sondern als den Bedürfnissen und der daraus folgenden Zielsetzung zuwiderlaufend. Dabei sind natürlich unter Bedürfnissen nicht bloß grob-materielle Bedürfnisse gemeint! Denn daß ohne überhistorische Werte das Ideal sich „auf fünf Fleischmahlzeiten am Tage und des Nachts auf Neomalthusianismus" beschränken muß (Schulze-Gävernitz), ist eine durch nichts gerechtfertigte Annahme der Kantianer. Wenn wir das Sollen aus dem Sein kausaliter, das heißt naturnotwendig herleiten, so verdiesseitigen wir allerdings das Endziel, das nach seiner Verwirklichung an sich — aber nicht für uns als wertende Menschen — „mit jedem Seinszustand der Vergangenheit wesensgleich sein wird"; und wir lehnen damit bewußt den Gedanken einer in der Natur und gegen die Natur sich verwirklichenden, durch die überempirischen Werte konstituierten höheren Weltordnung ab, weil wir gestehen müssen, daß uns ein Organ für die Erfassung und Aufzeigung der in einer solchen Weltordnung auch wirklich und nicht bloß vermeintlich geltenden Werte abgeht. In Wirklichkeit tun ja die Kantianer auch nichts anderes, als gewisse historisch überkommene Werte zu solchen überempirischen oder überhistorischen Werten zu stempeln; und da auch sie Menschen von Fleisch und Blut sind, hineingestellt mit ihren realen, diesseitigen Interessen in die klassengespaltene Gesellschaft mit ihren sich kreuzenden und gegeneinander streitenden Interessen, so sind sie in der Auswahl dieser Werte ebenfalls auf ihre mehr oder minder klar erkannten Interessen angewiesen. Und daß es dabei oft sehr menschlich-allzu-

menschlich zugeht, dafür könnten Beispiele in Menge angezogen werden: hat man doch sogar den Staat des aufgeklärten oder unaufgeklärten Despotismus oder die Institution des Privateigentums für „objektive" Kulturwerte ausgegeben! Und haben doch die Anhänger der idealistischen Philosophie, sobald sie an der Erhaltung des Bestehenden interessiert waren, es immer verstanden, ihnen unbequemen, ihren Interessen zuwiderlaufenden Forderungen nach radikaler Neugestaltung des gesellschaftlichen Lebens entgegenzutreten und diese abzutun mit der Anpreisung „organischer", „evolutionistischer", das heißt im Schneckentempo vor sich gehender Reformen! Ausgenommen gebührenderweise alle die, die als „reine Gelehrte", verkümmert in ihrem sozialen und politischen Wollen, glauben, daß Philosophie reines, über allen Lebensinteressen und Lebensinstinkten schwebendes Denken sei, und die es sogar fertigbringen, Kantphilologie für eine Lebensaufgabe zu halten.

Nun sagt man uns, daß wir ohne die Annahme überempirischer, objektiver Kulturwerte mit unseren Wertungen in dem empiristisch-relativistischen Strudel versinken müssen; und mit der Normenphilosophie und der Annahme überhistorischer Werte glauben die Kantianer ihrem Bedürfnis nach einem festen, objektiven und absoluten Wertehorizont, nach einer objektiven, durch den Menschen zu verwirklichenden Werteordnung zu entsprechen. Da sie aber selbst alle Werte in diese Ordnung hineindeuten müssen, verfallen sie erst recht dem historischen Relativismus, den sie doch vermeiden wollen und zu vermeiden glauben und den sie an Marx tadeln. Und dieser Relativismus trägt dazu noch den Charakter des Willkürlichen, weil sie nicht ihre Werte kausalnotwendig aus den bestehenden Verhältnissen herleiten wollen und können. Indem Marx die Notwendigkeit ihrer Entstehung aus den Lebensinteressen der sie Setzenden aufgezeichnet hat, hat er ihnen die tiefste Verankerung gegeben, die ihnen in der menschlichen Natur und damit überhaupt gegeben werden kann. Allerdings gewinnen wir aus der Marxschen Lehre nicht wie die Kantianer aus dem Primat der praktischen Vernunft den Glauben an die Macht des Guten und die Idee des geschichtlichen Fortschrittes in der Richtung auf den überempirischen Wert, den Glauben an das Gesetz einer sittlichen Entwicklung, das wir aber hinsichtlich der Art seiner Verwirklichung nicht begreifen können; wohl aber schöpfen wir aus der Lehre von Marx einen anderen, viel lebensfördernderen Glauben: den an die Macht des Wollens, des von der Erkenntnis geleiteten, kräftigen und zielbewußten und darum von uns sittlich gewerteten Wollens.

Und noch eine letzte Bemerkung: Adler hat ganz im Sinne Kants gelegentlich seiner Kritik des Kautskyschen Versuches, im Anschluß an Darwin mit Hilfe der Entwicklungslehre eine Entstehungsgeschichte des ethischen Phänomens zu liefern, alle derartigen Versuche, deren Schwierigkeiten gar nicht zu verkennen sind, ein für allemal mit der Erklärung abzutun versucht, der Bestand des Ethischen, wie er derzeit vorgefunden werde, sei gerade für die Kausalerklärung eine letzte Beschaffenheit, die sie selbst nicht weiter auflösen kann. Wobei man füglich fragen darf: Bei wem vorgefunden? Beim Neger, Japaner oder Europäer? Beim Deutschen, Franzosen oder Engländer? Beim Philosophen oder Nichtphilosophen? Beim

Kantianer oder Empiriokritizisten usw.? Dieses Nichtfragenwollen betreffs der Entwicklung des Ethischen würde aber bedeuten, einen derzeitigen, sei es auch kritisch vorgefundenen Tatbestand verabsolutieren, um ihm vielleicht eine höhere Würde zu verleihen. Doch diese Behauptung Adlers ist in alle Wege unrichtig! Neben der Aufzeigung der Gesamtkomplexe des derzeitigen menschlichen Vernunftlebens, dem Inventar der Vernunft, behält die genetische Herleitung dieser Komplexe, die Untersuchung ihrer Entstehung und Wandlung immer ihre Bedeutung. Wie wir psychologie-geschichtlich das kausale Denken der Menschheit und den Prozeß seiner Reinigung von animistischen und spiritualistischen, kurz von metaphysischen Bestandteilen verfolgen, so hat es auch einen Sinn, die Entwicklung des ethischen Phänomens, die Geschichte des kategorischen Imperativs zurückzuverfolgen, soweit und so gut wir dies eben können. Hierin liegt gerade die große Bedeutung der Moraluntersuchungen Fr. Nietzsches. Wir gewinnen damit zum mindesten die Möglichkeit der richtigen Einschätzung der Rolle des sittlichen Verhaltens in unserem individuellen und sozialen Dasein, und das ist bei der übertriebenen Einschätzung des „Sittengesetzes" durch Kant und die Kantianer von nicht geringer Bedeutung.

Der Bankrott der badischen Großblockpolitik.

Von **Hermann Remmele.**

Das Wahlergebnis der letzten badischen Landtagswahlen, das die Sitze unserer Partei von 20 auf 13 herabminderte und, was noch weit kläglicher ist, für uns einen Verlust von 11 400 Stimmen brachte, während alle bürgerlichen Parteien, voran die reaktionäre Rechte, Zentrum und Konservative, einen erheblichen Stimmenzuwachs registrierten, bezeichnete der »Vorwärts« als einen Bankrott der badischen Großblockpolitik.

Die Annahme, daß die badische Parteiorganisation nach solch einer Lektion der Wählerschaft zur Selbstbesinnung kommen werde, war eine Hoffnung, die sich in keiner Weise erfüllte. Im Gegenteil. Unter der Parole: Nun erst recht den Großblock! und unter der angenehmen Selbsttäuschung — indem man mit allerlei Zahlenkunststücken einen glänzenden Erfolg der Großblockpolitik konstruierte — zog man in die politische Kinderstube in Karlsruhe ein. Schon die ersten Tage des neuen Landtags von 1913 sollten den Beweis für die Geschlossenheit und Einheit der Blockparteien bringen. Wie zuvor kam ein Großblockpräsidium zustande, womit die Großblockmacht legitimiert war. Mit dem Bankrott des Großblocks war es mithin nichts, auf weitere vier Jahre sollte die badische Landespolitik die alten ausgetretenen Bahnen wandeln. So schien es wenigstens.

Aber nach kaum einem halben Jahre praktischer »positiver« parlamentarischer Tätigkeit liegt dieser so viel umstrittene, heiße Leidenschaften auslösende, unsere Partei in ihren Grundfesten erschütternde Großblock gespalten und zertrümmert am Boden. Ob er je wieder genesen und auferstehen wird, ist eine für den Augenblick vollkommen nebensächliche, untergeordnete Frage. Von Bedeutung ist die Tatsache, daß er innerlich zerfallen ist und sich als vollkommen aktionsunfähig auf dem ureigensten, gemeinsamen liberalen Betätigungsgebiet erwies.

Und was der Ironie des Schicksals einen besonderen Reiz verleiht, ist, daß der Vater und der geschickteste Verteidiger der Großblockidee, der Genosse Kolb es ist, der den Bankrott dieser politischen Mißgestalt verkünden mußte.

* * *

Die hemmende und zersetzende Wirkung der Großblocktaktik führte die im Block links- und rechtsstehenden Parteien, die Sozialdemokratie und die Nationalliberalen, immer mehr und mehr zu einer unerträglichen, nach keiner Seite hin befriedigenden Situation. Die inneren Kämpfe zeigten weit mehr als alle übertriebene Schönfärberei der Akteure die vollkommene Resultatlosigkeit dieser Politik für die hinter diesen beiden Parteien stehenden Volksschichten. Am wohlsten fühlte sich hierbei die kleine Gruppe der Mittelparteien, die Demokraten und der Freisinn und deren Gefolge. Denn immer war es das Aktionsprogramm dieser Mittelparteien, auf das sich die beiden extremeren Parteien unter Hintansetzung ihrer prinzipiellen programmatischen Forderungen als »dem goldenen Mittelweg« zusammenfinden mußten, um »positive praktische« Arbeit zu leisten. Das konnte natürlich weder die Auftraggeber und vor allem die industriellen Wahlkostenzahler der Nationalliberalen, noch auch die breiten Wählermassen der Sozialdemokratie befriedigen.

Daß die Situation, in die diese beiden Parteien eingekeilt waren, auf die Parteiorganisationen wie ein schwerer hemmender Ballast wirkte, wurde immer offenkundiger. Die Sozialdemokratie verstand es nicht, durch prinzipielle sozialistische Aufklärung die einmal gewonnenen Massen an ihre Fahnen zu fesseln. Das lag keineswegs am Mangel an gutem Willen und arbeitsfreudiger Energie, denn darin wurde im Interesse des Großblockgedankens mehr denn notwendig und erforderlich geleistet, nein, das lag an der ganzen eigenartigen Situation, in der die Partei sich befand. Die feinfühlige Rücksichtnahme auf die koalierten Parteien verbot ganz von selbst einen entschiedenen, rücksichtslosen Klassenkampf, und damit war die Unterbindung jedes sozialen Interesses gegeben, das von jeher einzig und allein die Stoßkraft und Werbemacht unserer Partei verbürgte.

Nicht ohne Einfluß war dieser Zustand auch auf unsere Mitgliederbewegung, was speziell in den letzten Jahren des Großblockbündnisses in Erscheinung trat. In den 14 badischen Reichstagswahlkreisen hatten wir bis zum Jahre 1910 einen allmählichen Aufstieg der Mitgliedschaften ohne wesentliche Rückschläge zu verzeichnen. Im Geschäftsjahr 1910/11 betrug diese Zunahme 4039 Mitglieder, die sich auf alle 14 Kreise verteilten. 1911/12 betrug die Zunahme 2408 Mitglieder, die sich auf 13 Kreise verteilen, während ein Wahlkreis einen Rückgang von 29 Mitgliedern zu verzeichnen hatte. Das Jahr 1912/13 brachte nur in 5 Kreisen einen Zuwachs von 912 Mitgliedern und in 9 Kreisen eine Abnahme um 646 Mitglieder. Diese Zahlen zeigten ein starkes Sinken unserer Werbekraft, das alsdann bei den Landtagswahlen noch schärfer hervortrat.

Wie verzweifelt die Stimmung der sozialdemokratischen Wählerschaft bei den Landtagswahlen war und in wie weiten Kreisen der Arbeiterschaft die Sozialdemokratie wie jede andere linksstehende bürgerliche Partei als »Regierungspartei«, nicht als Vertreterin der Arbeiterklasse, sondern als »Volkspartei« gewertet wurde, zeigte ein Stimmungsbild, das die Mannheimer »Volksstimme« in ihrer Nr. 290 nach der Wahl brachte:

Einen Beitrag über die Ursachen des Wahlausfalles zugunsten des schwarzblauen Blockes liefert uns ein Gewährsmann aus dem 66. Wahlkreis Eppingen-Sinsheim-Wiesloch. Dieser Kreis gehört zu jenen, die bei der Wahl vom Jahre 1909 den Liberalen in der Stichwahl nur mit sozialdemokratischer Hilfe gehalten werden konnten. Abgegeben wurden im Jahre 1909 in der Hauptwahl von 6242 Wahlberechtigten 4393 Stimmen. Davon entfielen auf den konservativen Kandidaten 1903 Stimmen. Die Linke erhielt 1439 sozialdemokratische und 1012 liberale Stimmen, das sind zusammen 2451. In der Stichwahl siegte dann der liberale Kandidat mit 2553 Stimmen gegen den Konservativen, der es auf 2356 Stimmen brachte.

Bei der diesjährigen Wahl war bekannt, daß das Zentrum und die Konservativen das Schwergewicht ihrer Stoßkraft auf den ersten Wahlgang legen. Wacker kam in höchsteigener Person in den Wahlkreis, um in einer Versammlung und in einer Vertrauensmänner- (Pfarrer-) Konferenz die Wahlvorarbeiten zu prüfen. Eine Schlammflut von Agitationsschriften wälzte das Zentrum über die Dörfer hin, mit dem Ergebnis, daß seine Anhänger diesmal gleich im ersten Wahlgang geschlossen zur Wahl antraten. Es waren das 2313 Wähler, also 43 Wähler weniger als bei der Stichwahl vom Jahre 1909. Überraschenderweise siegte der konservative Kandidat mit dieser Stimmenzahl. Da der liberale Kandidat diesmal 144 Stimmen mehr aufbrachte als bei der letzten Wahl (1156 gegen 1012), so muß die Schuld an dem Wahlausfall den ehemals sozialdemokratischen Wählern zugeschrieben werden. Denn von den 1439 sozialdemokratischen Wählern sind diesmal nur 881 zur Wahl gekommen. Das Verhältnis zwischen dem Rechts- und Linkskandidaten stand diesmal 2313 gegen 881 + 1156 = 2037 Stimmen. Also fast gerade umgekehrt wie bei der Hauptwahl von 1909.

Woher kommt das? Sind die sozialdemokratischen Wähler wieder zurückgeflutet zu den bürgerlichen Parteien? Nein! Der konservative Kandidat hat keinen Stimmengewinn. Die konservativen und Zentrumswähler mitsamt den »Reserven« traten eben nur sofort beim ersten Wahlgang an. Der Gewinn des liberalen Kandidaten ist bedeutungslos. Von dem Ausfall der Sozialdemokratie (558) sind nur, wie wir oben gesehen haben und wenn man gut rechnen will, 144 zu den Liberalen übergegangen. Daß von diesen auch zu den Konservativen übergegangen wären, ist nicht anzunehmen, wie jedermann zugeben wird, der Land und Leute kennt. Wo also blieben die früheren sozialdemokratischen Wähler?

Leider zum Teil zu Hause! Und zwar zu Hause in den Orten der Sinsheimer und Wieslocher Wahlbezirke. Schon bei der letzten Reichstagswahl war zu beobachten, daß in einigen dieser Orte die sozialdemokratische Partei sehr wenige Stimmen erhielt.

Die Politik der »positiven Arbeit«, der Versuch eines Bündnisses mit den bürgerlichen Parteien zu gemeinsamer politischer Arbeit, die Sucht, überall und bei allem »positiv«, das heißt zustimmend dabei gewesen zu sein und mitgewirkt zu haben, die Furcht, »nicht ausgeschaltet zu werden«, der Stolz, der Welt zu zeigen, daß man »regierungsfähig« ist und es ebensogut kann wie die anderen, das Unterfangen, die Sonderinteressen der einzelnen Volksschichten hintanzusetzen, um zu beweisen, daß man allen Volksschichten gerecht werden kann, das Unterfangen, wie Genosse Kolb stets versuchte und propagierte, die Sozialdemokratie von einer Arbeiterpartei in eine »Volkspartei« umzumünzen, die nicht Arbeiterinteressen, sondern »Volksinteressen« zu wahren hätte, diese kleinbürgerliche Taktik führte zu dem Resultat, daß die untersten Volksschichten an der Partei irre wurden und in der politischen Abstinenz, im Wählerstreik ihrer verzweifelten Stimmung Ausdruck verliehen.

Nicht so verzweifelt waren die selbstbewußten und willensstarken Hintermänner der Nationalliberalen, die auf eine offene Rebellion innerhalb der

Partei hinarbeiteten. Dabei stand ihnen eine durch reichliche Subsidien unterstützte nationalliberale Presse innerhalb des Landes zur Verfügung. Diese, an der Spitze das Organ der Mannheimer Großindustrie, der »Generalanzeiger«, bereitete seit Jahr und Tag die Sprengung des Großblockes vor, im wohlverstandenen Interesse eben dieser Großindustrie.

Die sozialdemokratische großblockfeindliche Minderheit wurde durch die der Arbeiterklasse eigene Disziplin in Schach gehalten, während bei den Nationalliberalen diese Minderheit zur offenen Rebellion gegen die Beschlüsse der Partei und gegen die Parteileitung bei der Kandidatenaufstellung schritt. So haben die Nationalliberalen in Rastatt trotz der eifrigsten Bemühungen und trotz des energischsten Protestes der Parteileitung dem offiziellen Blockkandidaten einen Sonderkandidaten als Blockgegner gegenübergestellt. In Eberbach und in Mosbach gelangten zwei ausgesprochene Blockgegner zur Kandidatur. Und alle diese Kandidaten gelangten mit Hilfe des Zentrums und der Konservativen zur Wahl. Selbst unter der Flagge des Großblockes, wenn die parteipolitische Konstellation des Kreises es so erheischte, kam in der nationalliberalen Partei jene Gruppe zur Wahl, die des Großblockbündnisses überdrüssig war, wie ja jetzt die praktische parlamentarische Tätigkeit deutlich beweist. An dieser Tatsache ändert die Geschlossenheit und Einheit dieser Partei bei der Präsidentenwahl nicht das geringste, sie beweist nur, daß man auch unter einem Großblockpräsidium Antiblockpolitik treiben kann.

* * *

Rasch nacheinander folgten die Schläge. So rasch und so eng aneinandergereiht, daß der parteigenössische Führer des Großblockes ganz verzweifelt rief: Ja, wenn das so weitergeht, dann ist der Großblock für uns erledigt! (Genosse Kolb in der Landtagssitzung vom 4. Mai), und dabei stehen wir erst am Anfang der neuen Ära.

Schon bei Beginn des neuen Landtags hielt der bekannte Großblockminister v. Bodmann eine Rede, in der er sich scharf gegen die Großblockpolitik wendete und den Liberalen Vorhaltungen wegen ihres Paktierens mit den vaterlandslosen antimonarchischen Sozialdemokraten machte. Just der gleiche Minister, der vor etlichen Jahren das Kompliment machte, die Sozialdemokratie sei eine großartige Bewegung zur Befreiung oder im Interesse des vierten Standes, worauf unsere Fraktion untertänigst den Beweis ihrer »Regierungsfähigkeit« einer hohen Regierung zu Füßen legte. Dann folgte die Münchener Gesandtschaftsangelegenheit. Der verflossene Landtag hatte mit den Stimmen des Großblockes und gegen die Stimmen des Zentrums und der Konservativen die badische Gesandtschaft in München für überflüssig erklärt und die Ausgaben hierfür im Etat gestrichen. Der Großherzog behielt gegen den Willen der Parlamentsmehrheit die Gesandtschaft bei und bestritt die Kosten hierfür aus der Hofschatulle. Der neue Etat verzeichnete abermals den zuvor abgelehnten Ausgabeposten, und siehe, die Liberalen schluckten den Happen gemeinschaftlich mit der Reaktion.

Die Regierung forderte in der vorigen Landtagssession einen nennenswerten Betrag für Vorturnerstunden der Deutschen Turnerschaft. Der Großblock forderte, daß von diesem Betrag ein entsprechender Teil zugunsten der Arbeiterturnvereine Verwendung finden müsse. Das lehnte die Regierung ab. Hierauf strich der Großblock auch diesen Betrag. Im neuen

Landtag wurde von den rechtsstehenden Parteien ein Betrag für ähnliche Zwecke für die bürgerlichen Turnvereine unter Ausschluß der Arbeiterturner gefordert, und da den Liberalen inzwischen ihre angeblichen Ideale der Gleichberechtigung abhanden gekommen sind, stimmten sie geschlossen mit der Reaktion. Mit dieser Aktion stand eine solche zugunsten der bürgerlichen Jugendvereine in Verbindung, die natürlich mit der gleichen Mehrheit Annahme fand.

Der Hauptschlag aber erfolgte gegen die religiöse Toleranz. Baden ist seit Jahren der Musterstaat vollkommenster Gewissens- und Glaubensfreiheit, und ihn zu diesem gemacht zu haben, ist das höchste Verdienst und die politische Großtat des Großblockes, in dem sich alle Wohltaten und Lobpreisungen der Großblockpolitik erschöpfen. In Baden soll die verfassungsrechtliche Gewissensfreiheit nicht wie in anderen deutschen Bundesstaaten nur de jure, sondern praktisch de facto gelten. Diese Freiheit soll besonders im Schulwesen zum Ausdruck kommen, bei dem alle Konfessionen und auch die Konfessionslosen mit gleichem Maßstab gemessen werden. Der Dissidentenparagraph im badischen Schulgesetz ist zweifellos ein wesentlicher Fortschritt gegenüber den außerbadischen Schulgesetzen. Bekanntlich ist dieser Paragraph ein Produkt der Großblockpolitik, und er spielte zur Rechtfertigung der badischen Landtagsfraktion zur Budgetzustimmung auch auf dem Magdeburger Parteitag eine große Rolle.

Da zeigte sich nun plötzlich eine reaktionäre Wandlungsfähigkeit und, was noch bedeutsamer ist, eine Wandlung in der Verwaltungspraxis der Regierung unter gefügiger Gefolgschaft und Unterstützung der Liberalen. Auf diesen Punkt müssen wir etwas näher eingehen, da er den Ausgangspunkt der Bankrotterklärung des Großblocks ist.

* * *

In Baden galten von alters her die freireligiösen Gemeinden wenn auch nicht ausdrücklich im Gesetz erwähnt, so doch durch die Verwaltungspraxis legitimiert, als anerkannte Religionsgemeinschaften im Sinne des Schulgesetzes, das heißt mit dem Rechte und den Ansprüchen auf Religionsunterricht in den Schulen. Demgegenüber wurden die Kinder der Freireligiösen genau so wie die anderer Konfessionen in besonderen Religionsunterrichtsstunden durch freireligiöse Lehrer unterrichtet. Hierin bestand zweifellos ein bedeutender Vorzug in Baden gegenüber den übrigen Bundesstaaten, in denen die Erteilung des freireligiösen Unterrichtes abhängig ist von der Anstellung und Besoldung besonderer Lehrer durch die freireligiösen Gemeinden. Hier in Baden übernahm der Staat die Ausbildung in diesem Religionszweig, sobald an einem Orte die durch das Gesetz vorgesehene Anzahl Kinder vorhanden war. Freireligiöse Lehramtskandidaten wurden anstandslos in den Seminaren angenommen, ausgebildet und entsprechend dem Bedürfnis nach freireligiösen Lehrern in den Städten verwendet.

Kinder von Dissidenten, die keiner Religionsgemeinschaft angehören, sind vom Religionsunterricht gänzlich befreit. Diese Bestimmung hat natürlich nur in den großen Städten Bedeutung; in Mannheim sind es rund tausend Kinder, die keinen Religionsunterricht besuchen.

Nun hatte in Freiburg die Zahl der freireligiösen Kinder die Höhe erreicht, bei der nach dem Schulgesetz ein besonderer Religionsunterricht einzurichten ist. Das Volksschulrektorat erließ unter Zustimmung des Stadt-

rats an die Lehrerschaft eine Umfrage, wer geeignet und gewillt sei, den freireligiösen Unterricht zu erteilen. Gegen diese bisher in allen anderen Städten übliche und erforderliche Maßnahme machte der Kultusminister Dr. Böhm Front. In einem Erlaß an den dortigen Stadtrat und an das Schulrektorat entdeckte er, daß die freireligiösen Gemeinden keine anerkannte Religionsgemeinschaft im Sinne des Schulgesetzes seien. Nur in Mannheim bestehe eine freireligiöse Gemeinde »mit dem Rechte der öffentlichen Gottesverehrung, aber ohne das Recht auf Erteilung von Religionsunterricht«. Die freireligiösen Gemeinden hätten nur in Mannheim Anspruch auf Erteilung von Religionsunterricht, weshalb das Vorhaben des Rektorats zu verbieten sei.

Dieser Erlaß schlug der jahrzehntelangen Praxis der Erteilung des Religionsunterrichtes direkt ins Gesicht. Gleichzeitig wurden aber auch noch andere Dinge bekannt. So wurden in der letzten Zeit freireligiöse Kandidaten zu den Lehrerseminaren nur dann zugelassen, wenn sie darauf verzichteten, späterhin Anspruch auf Anstellung im Schuldienst zu erheben. Damit war natürlich für Freireligiöse das Seminarstudium überhaupt ein Unding, denn niemand geht zum Vergnügen oder aus Langeweile zum Seminar. Ließen sich die Kandidaten jedoch umtaufen, so wurde ihnen der Verzicht erlassen. In der Schuldebatte selbst erklärte der Minister, daß er in Zukunft überhaupt keine freireligiösen Kandidaten zu den Seminaren zulasse.

So spielten noch eine ganze Anzahl andere Fragen in die Schuldebatte hinein. Unter anderem sind seit alters her in den Arbeitergesangvereinen Schullehrer als Dirigenten tätig. Diese Tätigkeit soll nunmehr den Lehrern untersagt werden, »da hierdurch die Lehrer in Abhängigkeit von der sozialdemokratischen Partei kommen«, wie der Minister erklärte. Die Arbeiterturnvereine hatten bisher gleich den bürgerlichen Turnvereinen Schülerturnen ihrem Betätigungsprogramm angegliedert. Die Schülerabteilungen sollen nunmehr nur noch den bürgerlichen Vereinen gestattet werden. Desgleichen soll der Arbeiterjugend, die nach den Worten Dr. Böhms »eine bedauerliche, tieftraurige, furchtbare Gefahr« bedeutet, ein besonderes Interesse, dem Jungdeutschlandbund, den Pfadfindern usw. aus Steuermitteln erhöhte Beträge geschenkt werden. Weiter erhalten die bürgerlichen Jugendvereine billige Eisenbahntarife, die Jugend der Arbeiter nicht. Wir sehen alles in allem: Ganz wie in Preußen! Den Dissidentenparagraphen des Schulgesetzes bedauerte der gleiche Minister, der ihm zur Annahme verholfen hatte, aufs lebhafteste und beteuerte, wenn es nochmal zur Entscheidung käme, hätte er keine Aussicht auf Annahme. So sehen wir um die Wende der Landtagswahlen von 1913 die badische Regierung von einem heidnisch-liberalen Saulus sich in einen christlich-reaktionären Paulus verwandeln. Heute ist dieser Minister in der reaktionären Presse des Zentrums und der Konservativen, die ihn bis vor etlichen Tagen noch auf das unversöhnlichste bekämpfte, der begeistert gefeierte Heros für christliche Kultur gegen den gefährlichen, staatsbedrohenden Feind Radikalismus.

* * *

Dieser plötzliche Umschwung in der Politik der Regierung schlug wie eine Bombe in die Parteien des Großblocks. In der sechstägigen Debatte zwischen dem 4. und 10. Mai mußte der Großblock eine Feuerprobe durchmachen, die er aber nicht bestanden hat. Die Abschwenkung der Nationalliberalen zum »nationalen Sammelblock«, trotz der feierlichen Verwahrung

des Parteichefs Geheimer Rat Rebmann, Sieg einer jubelnden Reaktion auf der ganzen Linie, die Ankündigung des Beginns einer Periode der Unterdrückung und die amtliche Bekämpfung aller liberalen und fortschrittlichen Bestrebungen, die Selbstentleibung des Liberalismus, die Unterdrückung der Sozialdemokratie, der echtpreußische Rotkoller bei der Regierung und dem reaktionären Sammelblock von Rebmann bis zu den Konservativen — das ist das Ergebnis der sechstägigen Redeschlacht. Hierbei gebärdete sich der Liberalismus noch volksfeindlicher und reaktionärer als die Reaktion selbst. So forderte ein »liberaler« Redner unter dem Beifall seiner Fraktionskollegen, des Zentrums und der Konservativen die Ausdehnung des Religionsunterrichts auf die Fortbildungsschulen, die die schulentlassene Jugend meist bis zum 18. Lebensjahr besuchen muß.

Unsere Parteifraktion sowie die des Freisinns und der Demokraten hatten sich rasch in der neuen Situation orientiert. Im Hieb fanden sie die beste Waffe der Abwehr, wenn auch die Sprengung des Großblocks deprimierend durch die Reden hindurchklang. Seit langen, langen Jahren hörte man zum ersten Male wieder leidenschaftliche, energische Reden, wie man sie dem sonst so ruhigen Parlament gar nicht zugetraut hätte. Die Genossen Kolb, Böttger, Geiß und Geck verfochten mit Geschick und Energie die Stellung der Partei. Besonders waren es die beiden Reden des ersteren, die in ihrer prägnanten Schärfe und ihrer glänzenden Rhetorik nichts zu wünschen übrig ließen.

Die badische Sozialdemokratie steht mit den Ereignissen der letzten Wochen vor einem entscheidenden Wendepunkt. Ohne ihren Willen, dem Zwang gehorchend, wird sie in Bahnen gepreßt, die sie zur alten Kampfestaktik und praktischer positiver Betätigung im Geiste proletarisch-sozialistischer Anforderungen zwingt, um damit um so enger und fester an die Gesamtpartei geschmiedet zu werden. Mit begeisterter, stürmischer Zustimmung nahm das badische Proletariat in Massenkundgebungen die Kampfesansage gegen den liberal-klerikalen Sammelblock auf.[1] Die Bahn wird frei zur Entwicklung und Entfaltung der im badischen Proletariat aufgespeicherten Kraft und Energie zur Erringung der politischen Macht.

Verflogen sind die Träume einer wahrhaft fortschrittlichen, freiheitlichen, alles beglückenden reformistischen Regiekunst und der allmählichen Entwicklung zu einem Idealstaat unter liberal-sozialistischer Agide. Lügen gestraft ist die Theorie der positiven Kraft der Politik des Entgegenkommens. Möge auch die Sehnsucht der gewesenen Blockparteien nach dem Statusquo sich hier und dort durchringen, das steht fest: die Entwicklung geht ihren eisernen Gang, die wirtschaftlichen Mächte und Triebkräfte sind stärker als die geistige Ideologie, die sich anmaßt, diese zu beherrschen. Aus dem Umschwung der politischen Verhältnisse in Baden wird die Partei neu geboren, neu gestärkt hervorgehen, um mit voller, ungebrochener und ungedämpfter Kampfeskraft ihre historische und politische Mission zu erfüllen.

[1] Am 24. Mai hat Genosse Kolb in einer Versammlung erklärt: »Was wir bei den nächsten Landtagswahlen tun werden, darüber brauchen wir uns heute noch nicht zu unterhalten. Aber auf die Liberalen werden wir unter keinen Umständen mehr Rücksicht nehmen, sondern wir werden den Kampf rücksichtslos gegen sämtliche bürgerliche Parteien führen und uns nur auf unsere eigene Kraft verlassen.«

Das Ende der liberalen Ära in Württemberg.

Von H. Mattutat.

Neben dem liberalen Musterländle Baden stand Württemberg bis in die jüngste Zeit hinein in dem Ansehen, in liberalem und fortschrittlichem Geiste regiert und verwaltet zu werden. Während des Sozialistengesetzes, das zwar auch am Schwabenland nicht spurlos vorüberging, fand dort so mancher Sozialdemokrat, der in anderen Bundesstaaten ausgewiesen und von Ort zu Ort gehetzt wurde, einen Unterschlupf, von dem aus er unbehelligt von Polizei und Gerichten für die Partei zu wirken vermochte. Eine ganze Anzahl Gewerkschaftsvorstände wählten die schwäbische Landeshauptstadt zu ihrem Sitz, weil sie hier vor polizeilichen Schikanen einigermaßen sicher sein konnten. Auch sonst herrschte in Württemberg ein freierer Geist, das öffentliche Leben und Treiben trug einen ausgeprägt demokratischen Charakter, ein freies Vereinsrecht gestattete den gewerkschaftlichen wie politischen Organisationen weitgehende Bewegungsfreiheit, und politische Anklagen gehörten zu den Seltenheiten. Allmählich ist es damit anders geworden, und viele Anzeichen sprechen dafür, daß diese liberale Periode ihrem Ende entgegengeht, ja dieses schon erreicht hat.

Die letzten Landtagswahlen im Jahre 1912 haben die politische Situation in Württemberg nicht unerheblich verändert. Trotz einer intensiven Agitation der Sozialdemokratie und Liberalen erfuhren die eng miteinander verbundenen Rechtsparteien Zentrum und Bauernbund einen erheblichen Mandatzuwachs, der die Mehrheitsverhältnisse der Zweiten Kammer wesentlich umgestaltete. Während diese letzteren beiden Parteien im früheren Landtag über 38 Sitze verfügten, brachten sie es im neuen Landtag auf 46 Mandate, wovon auf das Zentrum 26, auf den Bauernbund 20 entfielen, denen 17 Mandate der Sozialdemokratie, 19 der Volkspartei und 10 der Nationalliberalen gegenüberstanden. Durch einige inzwischen stattgefundene Nachwahlen hat sich das Mehrheitsverhältnis wieder etwas zugunsten der Linken verschoben, insofern als auf Zentrum und Bauernbund 45, auf die übrigen Parteien 47 Mandate entfallen. Diese Verschiebung hat jedoch nur geringe Bedeutung. Die Erfahrungen der letzten beiden Landtagssessionen bestätigen die auf unserer Seite gehegte Befürchtung, daß die Rechtsparteien in diesem Landtag das Übergewicht haben und behalten werden. In allen prinzipiellen Fragen sind sie sich einig und ihrer Fraktionsmitglieder bis auf den letzten Mann sicher; zudem können sie sich immer darauf verlassen, daß einige umfallbereite Volksparteiler oder Nationalliberale zu ihnen stoßen. Bei den Parteien der Linken dagegen besteht nur ein äußerst geringer Zusammenhalt. Die Ursache ist in der zunehmenden politischen Versumpfung der linksbürgerlichen Parteien begründet. In der Volkspartei sind die alten demokratischen Führer fast ganz verschwunden, und ihre Nachfolger kennen die Demokratie nur dem Namen nach. Für sie gibt es nur ein Prinzip, nämlich, das einmal eroberte Mandat unter allen Umständen und mit allen Mitteln zu erhalten. Um diesen Preis nehmen sie es an politischer Rückständigkeit und Unzuverlässigkeit selbst mit jedem Nationalliberalen und Bauernbündler auf. Nicht besser bei den Nationalliberalen. Von Liberalismus findet man bei ihnen nichts mehr. Dementsprechend ist die

zahlenmäßig vorhandene Mehrheit der Linken nur eine fiktive; Zentrum und Bauernbund beherrschen das Feld. Es darf unter solchen Verhältnissen nicht wundernehmen, wenn die Rechte ein stark ausgeprägtes Selbstbewußtsein zur Schau trägt und die Regierung das Übergewicht der Rechten dadurch anerkennt, daß sie ihre Vorlagen von vornherein auf einen möglichst fortschritts- und kulturfeindlichen Ton abstimmt. In der seitherigen Tagung der Kammer hat es zwar allzuviel Gelegenheiten in dieser Richtung nicht gegeben. Was an Vorlagen den Landtag beschäftigte, betraf vorwiegend neutrale Fragen, die keine konfessionellen oder partei- und wirtschaftspolitischen Gegensätze auslösten. Eine Ausnahme bildete nur das während der letzten Tagung zur Verabschiedung gebrachte Kinogesetz, das aber für die politische Situation charakteristisch genug ist. Es bedeutet nicht nur eine Konzession an das Muckertum, sondern auch die Einsetzung der Polizei als Sachverständiger und Richter in den Fragen des guten Geschmacks, der Kunst und des sittlichen Empfindens.

Alle öffentlichen Lichtspielvorstellungen werden nach diesem Gesetz der polizeilichen Zensur unterstellt und nur solche Bildstreifen zugelassen, die von der vom Ministerium des Innern hierfür bestimmten Landesstelle geprüft und freigegeben sind. Hiervon sind selbst solche Bildstreifen nicht ausgenommen, die bereits bei einer anderen, nichtwürttembergischen Polizeibehörde geprüft wurden. Daneben unterliegen die Filme von sogenannten Jugendvorstellungen noch einer besonderen Zensur. Damit war aber die aus Zentrum, Bauernbund und Nationalliberalen sich zusammensetzende Mehrheit noch nicht zufrieden, sie räumten außerdem der Ortspolizeibehörde das Recht ein, alle Filme einer nochmaligen Prüfung zu unterziehen, mit der gleichzeitigen Befugnis, einen im übrigen Lande zugelassenen Film wegen Gefährdung der öffentlichen Ordnung zu verbieten. Hiermit noch nicht genug, wird den Ortspolizeibehörden das Recht gegeben, Bekanntmachungen, Plakate und Aufrufe der Veranstalter von Lichtspielen, die öffentlich angeschlagen, ausgestellt oder verteilt werden sollen, zu verbieten, wenn sie eine Wirkung auszuüben geeignet sind, auf welche die Verbotsgründe für Filme Anwendung finden. Der Polizei wird somit ein dreifaches Zensurrecht für alle Kinoaufführungen zugestanden, obgleich sie für eine solche Aufgabe die allerungeeignetste Stelle ist.

Darauf kommt es der reaktionären Mehrheit aber nicht an. Die Polizei ist ihr Retterin aus allen Nöten, vor allem eine unentbehrliche Schutzwehr gegen die sozialdemokratische Gefahr. Mit Schrecken nimmt man auf jener Seite wahr, wie die Zahl der sozialdemokratischen Gemeindevertreter von Wahl zu Wahl wächst und, da in Württemberg die Ortspolizei nach der Gemeindeordnung Sache der Gemeinde ist, wie mit der Vermehrung der sozialdemokratischen Gemeinderäte und Bürgerausschußmitglieder auch der Einfluß der Sozialdemokratie auf die Polizei sich steigert. Dieser Vorgang ist der Regierung wie den rechtsstehenden Parteien einschließlich der Nationalliberalen schon längst ein Dorn im Auge; sie arbeiten deshalb eifrigst an der Verstaatlichung der Polizei. Zwar hat man anderswo mit der staatlichen Polizei keine günstigen Erfahrungen gemacht. Das hindert jedoch nicht, daß die Verstaatlichungsbestrebungen fortgesetzt werden, und nicht ohne Erfolg. Schon wiederholt schien die Verstaatlichung der Polizei der Landeshauptstadt in greifbare Nähe gerückt. Sie unterblieb lediglich infolge der außer-

ordentlichen Anstrengungen und Aufwendungen der Stuttgarter Stadtverwaltung für das städtische Polizeiwesen, womit Zustände geschaffen wurden, die die städtische Polizei in nichts mehr von der staatlichen unterscheiden lassen. Ob trotz dieser Aufwendungen, die Stuttgart in die Reihe der Orte mit den höchsten Polizeikosten pro Kopf der Bevölkerung einrangierten, die Frage der Verstaatlichung der Polizei als erledigt angesehen werden kann, ist mehr als zweifelhaft. Ein Anfang in der Richtung der Polizeiverstaatlichung wurde bereits mit der von der oben bezeichneten Mehrheit beschlossenen Schaffung einer Landespolizeizentralstelle gemacht. Für die Notwendigkeit dieser Stelle konnten weder von der Regierung noch von anderer Seite einwandfreie Gründe angeführt werden, und der Stuttgarter Polizeidirektor unterzog sie und ihre geplante Tätigkeit einer geradezu vernichtenden Kritik. Es half aber alles nichts, die Polizeizentrale wurde beschlossen. Nicht unübel charakterisierte der volksparteiliche Abgeordnete Haußmann die Situation, indem er ausführte:

»Es bedrückt ja sehr viele Gemüter, daß sie sich sagen, auf den und den Gemeinderathäusern kann eine sozialdemokratische Mehrheit zustande kommen, und wenn dann die sozialdemokratische Mehrheit da ist, was die dann in die Polizei hineinzuschauen oder zu ändern versucht, das wissen wir nicht, und da ist es für alle Fälle nicht übel vorgesorgt, wenn wir jetzt ein Institut schaffen, auf dem man nur den Hebel anzusetzen braucht. Mit diesem Institut in der Hand als Minister kann ich alle die Teile, die es aus politischen Gründen etwa wünschenswert machen, nicht in den Händen der Gemeindeverwaltung oder Gemeindepolizei belassen zu bleiben, herausheben.«

Überaus bezeichnend für die politischen Verhältnisse des Landes war auch die ausgesprochen arbeiterfeindliche Haltung der Regierung in der Frage der Arbeitslosenversicherung. Mit einer gegen seinen Vorgänger äußerst abstechenden Schärfe wendete sich der Minister des Innern gegen die sozialdemokratischen Redner, die, gestützt auf ein umfangreiches Zahlenmaterial, von der Regierung die Unterstützung solcher Gemeinden forderten, die eine Arbeitslosenfürsorge schufen. Der Minister lehnte jede Unterstützung durch den Staat ab. Nach den von dem Minister veranlaßten sehr einseitigen und wenig zeitgemäß veranstalteten Erhebungen bestand eine besondere Arbeitslosigkeit nicht, weshalb er auch ein staatliches Eingreifen nicht für erforderlich hielt. Sodann aber hätten nach seiner Ansicht von einer staatlichen Unterstützung der Gemeinden nur die freien Gewerkschaften den Vorteil, ihre Widerstandskraft gegen das Unternehmertum würde gestärkt. Deshalb dürfe die Regierung für die Arbeitslosenversicherung nichts tun, sie müsse zwischen Arbeitern und Unternehmern eine neutrale Stellung einnehmen. Im übrigen verwies der Minister darauf, daß die Arbeitslosenversicherung Sache des Reiches sei und nur von dort befriedigend geregelt werden könne. Die Ausführungen des Ministers zeigten nichts als einseitigste Parteinahme zugunsten des Unternehmertums; von sozialer Einsicht dagegen keine Spur. Als dennoch die Kammer mit großer Mehrheit einen Antrag auf staatliche Subventionierung der Gemeinden, die Arbeitslose unterstützen, annahm, setzte die Regierung ihren Widerstand in der Ersten Kammer fort und erreichte, daß die Standesherren die staatliche Arbeitslosenfürsorge ablehnten.

Ganz zu diesem Verhalten von Regierung und Mehrheitsparteien paßt das Vorgehen des Stuttgarter Polizeidirektors Dr. Bittinger, der sich auf das eifrigste bemüht, dem Vorbild des Berliner Polizeipräsidenten zu folgen. Vor kurzem brachte es dieser Jagow en miniature fertig, eine Anzahl Arbeiter, die zu einer sozialdemokratischen Versammlung Einladungszettel verteilten, verhaften und nach einer umfassenden körperlichen Untersuchung und Messung Fingerabdrücke von ihnen nehmen zu lassen, kurz, in einer Weise mit ihnen zu verfahren, als ob es sich um schwerste Verbrecher handelte. Dieses bis dahin in Württemberg unerhörte Vorgehen erregte bei der Stuttgarter Arbeiterschaft die größte Entrüstung, die um so berechtigter war, als die gegen die Handzettelverteiler verfügten Polizeistrafen vom Gericht aufgehoben werden mußten. Das hinderte jedoch nicht, daß der um weitere Ruhmeslorbeeren besorgte schneidige Polizeidirektor unmittelbar darauf durch eine neue Heldentat eine allgemeine Erregung der Gemüter provozierte. Diesmal kamen nicht Arbeiter, sondern seine eigenen Beamten an die Reihe. Den Anlaß gab das Abhandenkommen einiger Türpuffer im Werte von etwa 60 Pfennig. Wegen dieser Bagatelle mußten sich zirka 30 Beamte eine hochnotpeinliche körperliche Untersuchung gefallen lassen. Das schlug dem Faß den Boden aus und erregte selbst in den bürgerlichen Kreisen Rebellion, die freilich sehr schnell wieder im Sande verlief. Es kam zu scharfen Erörterungen auf dem Stuttgarter Rathaus, wobei dem Herrn Polizeidirektor ziemlich drastisch die Meinung gesagt wurde. Er zog hieraus die Konsequenzen und kündigte. Infolgedessen steht Stuttgart vor der Gefahr, am 1. Dezember dieses Jahres keinen Polizeidirektor zu haben. Die Folgen sind nicht auszudenken! Inzwischen scheint Herr Bittinger aber nicht rasten zu wollen. Zunächst wendete sich sein Betätigungsdrang gegen die Märzfeier, die er als politische Versammlung deklarierte. Da er jedoch erst sehr post festum zu dieser Erkenntnis kam, ergaben sich keine weiteren Folgen. Anders bei der Maifeier der Stuttgarter Arbeiter, deren Abendveranstaltung, bestehend aus Musik- und Gesangsaufführungen, Rezitationen und Festrede des Reichstagsabgeordneten Hildenbrand, er wiederum als politische Versammlung erklärte und den Jugendlichen unter 18 Jahren den Zutritt dazu verbot. Zur strikten Durchführung dieses Verbots besetzte die Polizei sämtliche Ein- und Ausgänge des Festlokals und wachte mit Argusaugen darüber, daß kein Jugendlicher unter 18 Jahren durchschlüpfte. Diesem Vorgehen ließ der Polizeidirektor sofort noch einen weiteren Streich folgen, indem er einen Festzug der Jugendorganisation verbot, diese selbst für politisch erklärte und damit auflösungsreif machte. Die Auflösung selbst steht noch aus, obwohl es die bürgerliche Presse an zarten Aufmunterungen hierzu nicht fehlen ließ.

Für Württemberg stellen diese Vorgänge etwas ganz Unerhörtes dar. Seit 25 Jahren feiern die Stuttgarter Arbeiter ihre Maifeier in stets gleicher Weise, und noch nie wurde ihnen hierbei von der Polizei das geringste in den Weg gelegt. Selbst die Maifestumzüge führten zu keinen Anständen, obwohl sich Tausende von Arbeitern daran beteiligten. Erst dem neuen Polizeidirektor war es vorbehalten, in dem Reichsvereinsgesetz die zu einer Schikanierung der Arbeiter erforderliche Handhabe zu finden. Daß er damit allen seitherigen Traditionen wie auch den Versicherungen des früheren Ministers des Innern bezüglich einer loyalen Handhabung des Vereins-

gesetzes ins Gesicht schlägt, stört ihn und seine Hintermänner offenbar nicht. In der Landtagssitzung vom 8. Mai 1908 wurde aus Anlaß einiger von Sozialdemokratie, Volkspartei, Nationalliberalen und Zentrum zu den Ausführungsbestimmungen des Reichsvereinsgesetzes gestellter Anfragen in sehr ausführlicher Weise über dessen Handhabung beraten. Hierbei erklärte der damalige Minister des Innern Herr v. Pischek auf eine Anfrage des volksparteilichen Abgeordneten Dr. Elsas, wie es für die Folge bei den festlichen Veranstaltungen der politischen Parteien in bezug auf die Zulassung der Jugendlichen gehalten werden solle, wörtlich:

»Wenn eine Partei ein Fest abhält, zu welchem auch die Frauen und Töchter und die sonstigen Familienglieder der Parteiangehörigen mit eingeladen werden, so spricht die Vermutung dafür, daß der Hauptzweck einer derartigen Versammlung kein politischer, sondern ein geselliger ist, daß daher die Bestimmungen, die für die politischen Versammlungen unter freiem Himmel gelten, für solche geselligen Vereinigungen nicht Platz greifen (Zuruf: Sehr richtig), aber das würde immerhin eine Tatfrage sein. Ich meinesteils glaube und werde, soweit es auf mich ankommt, darauf hinwirken, daß solche Versammlungen politischer Parteien — auch wenn sie angezeigt oder öffentlich bekanntgemacht werden, was sich, da bei solchen geselligen Versammlungen doch auch Reden gehalten werden, empfehlen wird — in ihrer freien Bewegung nicht gehindert werden und daß auch nicht, selbst wenn sie als politische Versammlungen betrachtet werden, ‚geschnüffelt' wird, ob ein Mädchen dabei ist, das noch nicht volle 18 Jahre alt ist.«

Bei der letzten Stuttgarter Maifeier wurde dieser Versicherung zuwidergehandelt und von den dazu kommandierten polizeilichen Organen in umfassendster Weise geschnüffelt. Herrn v. Pischek kann daraus ein Vorwurf nicht gemacht werden, denn er befindet sich nicht mehr im Amt, und sein Nachfolger braucht sich an die von seinem Amtsvorgänger gemachten Zusicherungen nicht zu halten. Selbstverständlich wird hierüber in der Kammer mit der Regierung noch ein Wörtchen zu reden sein. Immerhin ist das Vorgehen des Stuttgarter Polizeidirektors symptomatisch, es charakterisiert in Verbindung mit den sonstigen Vorgängen die durch die letzten Landtagswahlen festgestellte veränderte politische Lage. Noch vor wenigen Jahren wäre ein solches Vorgehen in Württemberg unmöglich gewesen und hätte selbst in weiten bürgerlichen Kreisen die lebhafteste Entrüstung und Ablehnung hervorgerufen. Heute dagegen rührt sich auf jener Seite nichts. Nur der volksparteiliche »Beobachter« und die parteilose »Württemberger Zeitung« schwangen sich zu einer wenn auch sehr zahm gehaltenen Verurteilung des Stuttgarter Polizeidirektors auf. Bei der übrigen Presse reichte es hierzu nicht, sie begnügte sich mit der einfachen Registrierung der Vorgänge, ja der liberale »Merkur« und die konservativen Organe sprachen über die polizeiliche Schikanierung der Arbeiter unverhohlen ihre Genugtuung aus.

Fragen wir nach der Ursache dieser Vorgänge, so ergibt sich als Antwort die unzweifelhafte Tatsache, daß die reaktionären Elemente im Lande in den letzten Jahren eine entschiedene Stärkung erfuhren, bei den linksstehenden Parteien dagegen eine Stagnation eingetreten ist. Hiervon blieb auch die Sozialdemokratie nicht verschont. Das haben sowohl die Hauptwahlen zum Landtag im Jahre 1912, besonders aber die Proporzwahlen gezeigt, wo trotz aller Agitation 23 655 sozialdemokratische Wähler von ihrem Stimmrecht

keinen Gebrauch machten. Bei den Nachwahlen, bei denen teilweise ganz erhebliche Stimmenverluste zu verzeichnen waren, gestalteten sich die Verhältnisse nicht günstiger. Auch der Ausfall der Gemeindewahlen kann nicht befriedigen, namentlich in Stuttgart geht der prozentuelle Anteil der sozialdemokratischen Stimmen ständig zurück, obwohl eine nicht unerhebliche Bevölkerungszunahme eingetreten ist. Nicht ohne starken Einfluß auf diese Situation waren die schweren wirtschaftlichen Kämpfe der letzten Jahre, von denen einige für die Arbeiter ungünstig verliefen und in weiten Arbeiterkreisen Entmutigung hervorriefen. Auch die wirtschaftliche Krise übte eine stark hemmende Wirkung auf die Entwicklung der Partei aus. In noch höherem Grade jedoch wirkten die innerhalb der Partei bestehenden Differenzen zwischen der sogenannten radikalen und gemäßigten Richtung hierauf ein. Die fortgesetzten Kämpfe, die zum großen Teil auf das persönliche Gebiet übertragen wurden, haben eine weitgehende Verbitterung auf beiden Seiten hervorgerufen und viele, besonders ältere Parteigenossen bewogen, sich von aller Parteitätigkeit zurückzuziehen. Dieser Zustand beschränkt sich längst nicht mehr nur auf Stuttgart, den Herd der Parteistreitigkeiten, sondern erstreckt sich weit ins Land hinaus. Leider ist auf eine baldige Besserung der Verhältnisse nicht zu hoffen. Die Verärgerung und Entmutigung greift immer weiter um sich, wirkt lähmend auf jede Aktion ein und beeinträchtigt die Partei sowohl in ihrer Stoßkraft wie in ihrem Ansehen. Das Vereins- und Versammlungsleben liegt danieder, nur Sensationen rütteln die Teilnahmslosen noch von Zeit zu Zeit auf. Auch die Gewerkschaften bleiben hiervon nicht unberührt und haben unter den Parteistreitigkeiten zu leiden.

Den Gegnern sind diese Verhältnisse nur zu wohl bekannt. Sie sehen die württembergische Sozialdemokratie im »Absterben«, und sie tun ihr möglichstes, die vorhandenen Differenzen zu schüren. Leider gelingt ihnen dies nur zu gut. Daneben halten sie die Gelegenheit zu Anschlägen wider die organisierte Arbeiterschaft und ihre Rechte für günstig. Das Vorgehen der Scharfmacher im übrigen Deutschland ist ihnen dabei ein Ansporn. Auch die Regierung ist wohl dieser Meinung, jedenfalls ist sie an den Vorstößen gegen die organisierten Arbeiter nicht ganz unbeteiligt.

Trotzdem befinden sich unsere Gegner im Irrtum. Sie unterschätzen die Lebenskraft der sozialdemokratischen Bewegung, vergessen, daß sie in den sozialen Verhältnissen wurzelt und verkennen die Wirkung ihres Vorgehens. Erfahrungsgemäß dienen die Repressivmaßregeln der Behörden wie unserer Gegner gegen die politische und gewerkschaftliche Arbeiterbewegung in der Regel zu unserem Besten. Die Arbeiter werden durch ein solches Vorgehen aufgerüttelt, von der Notwendigkeit der politischen und gewerkschaftlichen Tätigkeit erst recht überzeugt und so schließlich trotz aller Differenzen zur Einigkeit gezwungen. Aus diesem Grunde kann man sich schließlich über die polizeilichen Schikanierungen und sonstigen Nadelstiche am Ende hinwegsetzen, wenngleich es gerade kein besonders erhebendes Gefühl ist, auf eine solche Unterstützung der reaktionären Elemente und auf derart eigenartige Mittel zur Besserung der inneren Parteiverhältnisse angewiesen zu sein. Aber auch so beweisen die geschilderten Vorgänge, daß Demokratie und Liberalismus in Württemberg abgehaust haben und zurzeit das politische Leben von der Reaktion beherrscht wird. Auf wie lange, läßt sich schwer sagen. Es hieße jedoch an der gesunden Kraft des arbeitenden Volkes ver-

zweifeln, wenn man an den Bestand dieser Verhältnisse glauben wollte. Auch die gegenwärtige Reaktion muß ihr Ende finden, und zwar wird dies um so schneller erfolgen, als die württembergische Sozialdemokratie die inneren Zerwürfnisse überwindet und zu einer einigen und geschlossenen Politik gelangt.

Notizen.

Der demoralisierende Einfluß des Dienstbotenverhältnisses wird durch eine in Amerika aufgenommene Statistik erwiesen, die sich auf 3229 weibliche Strafgefangene in den hochindustriellen Staaten Massachusetts, New York, New Jersey, Ohio, Indiana und Illinois erstreckt. (Report on conditions of woman and child wage-earners in the United States, Vol. XV.) Von den Strafgefangenen gehörten den folgenden Berufen an:

		Von je 100 weiblichen Strafgefangenen	Nach dem Zensus von 1900 gehörten von 100 berufstätigen Frauen dem Berufe an:
Persönliche Dienstleistungen und Dienstboten	1521	77,52	40,4
Eigentliche Industrie	327	16,67	24,8
Handel und Transportgewerbe	65	3,31	10,0
Freie Berufe	13	0,66	8,9
Verschiedene Berufe	7	0,36	—
Beruf unbekannt	29	1,48	—
	1962	100,00	

Während also der Anteil der in Industrie, Handel und in freien Berufen tätigen strafgefangenen Frauen an der Zahl der weiblichen Strafgefangenen überhaupt viel geringer ist als der Anteil dieser Kategorien an der erwerbstätigen weiblichen Bevölkerung, so ist das Verhältnis bei den Dienstboten das umgekehrte. Von 100 berufstätigen Frauen sind nur 40,4 Prozent Dienstboten, von den weiblichen Insassen der Strafgefängnisse gehören aber mehr als drei Viertel diesem Beruf an.

G. E.

Die Entwicklung der Elektrostahlindustrie. Die moderne Technik schafft Wunder. Noch vor einigen Jahren waren selbst angesehene Fachmänner Skeptiker in bezug auf die Aussichten der Elektrostahlindustrie. In der Tat schlugen alle Versuche mit Elektrostahlöfen von den sechziger bis Ende der neunziger Jahre fehl. Erst 1898 wurde der erste praktisch verwendbare Elektrostahlofen (Stassano-Lichtbogenofen) konstruiert, der in Deutschland von der Gesellschaft für Elektrostahlanlagen m. b. H. vertrieben wird. Die erste Entwicklungsperiode ermutigte aber wenig. 1908 waren allerdings schon 43 Elektrostahlöfen im Betrieb, sie produzierten aber nur die relativ geringe Menge von 32 590 Tonnen im Jahre. Die letzten fünf Jahre waren für die elektrotechnische Industrie eine noch nie dagewesene Sturm- und Drangperiode. Sie haben auch auf dem Gebiet der Elektrostahlerzeugung bedeutende Fortschritte gebracht. Nach den Angaben des Dr. ing. S. Guggenheim in der »Elektrotechnischen Zeitschrift« vom 14. Mai 1914 waren 1913/14 ungefähr 134 Elektrostahlöfen im Betrieb und 39 im Bau. Die Zahl der Stahlöfen hat sich somit verdreifacht. Ihre Produktion stellte sich aber schon 1912 auf 135 270 Tonnen, also auf das Vierfache von 1908.

Die Elektrostahlerzeugung in Deutschland ist von 1908 bis 1913 von 19 536 auf 88 881 Tonnen oder auf das Viereinhalbfache gestiegen. Wie in der Elektrizitätsindustrie überhaupt, so speziell in der Elektrostahlerzeugung ist Deutschland den anderen Ländern (etwa mit Ausnahme der Vereinigten Staaten) voraus. Sp.

Feuilleton

Gegensätze in der antiken Geschichtschreibung.

Von E. Joseph.

Der antiken Geschichtsforschung sind ebensowenig wie der modernen theoretische Kämpfe erspart geblieben, wie eine Einstimmigkeit über die Grundlagen oder Ziele eines Forschungsgebiets gerade in einer Zeit ungestüm sich entfaltenden wissenschaftlichen Dranges überhaupt unmöglich ist; solche Epochen stellen aber sowohl lange Zeiträume des Altertums wie auch die Gegenwart dar. Trotzdem ist der Kampfplatz, auf dem die gegensätzlichen Auffassungen der Geschichte diskutiert werden, damals ein ganz anderer als heute. Heutzutage herrscht der Streit allein um die Methode, während über das Ziel, wenigstens so, wie es öffentlich hingestellt wird, eine Übereinkunft besteht; sowohl die Vertreter der materialistischen als auch die der idealistischen Geschichtsauffassung gehen von dem Grundgedanken aus, daß die von ihnen angewandte Methode der Erkenntnis der Wahrheit von Tatsachen und Zusammenhängen dient. Auch »die zurzeit in Deutschland approbierte geisttötende und seelenvergiftende ‚Geschichte' mit zugehöriger ‚Geographie', die in naiver Schamlosigkeit ihre Tendenz eingesteht, Gesinnungstüchtigkeit und Bildung zu züchten, und Streber oder Sozialdemokraten erzieht« (Ulrich v. Wilamowitz-Möllendorff), betont zwar die Notwendigkeit der Erziehung zur Vaterlandsliebe (so wie sie sie versteht, also zu konservativ-monarchischer Gesinnung) und zur Religiosität durch die Geschichte; aber so wenig sie diese Tendenz zu verschleiern sucht, so sehr würde sie sich andererseits entrüsten, wenn man ihr eine Beeinträchtigung der Wahrheit durch ihre Darstellung vorwerfen wollte.

In der Antike dagegen unterschied man ganz offen zwischen der Geschichtschreibung, die der Erforschung der Wahrheit und der Wissenschaft diente, und der, die einen rhetorisch-deklamatorischen Zweck verfolgte und damit tatsächlich der heutigen bürgerlichen populären und zum Teil auch »wissenschaftlichen« Geschichtschreibung entspricht. Diese hütet sich allerdings sehr wohl, ihren wahren Charakter mit gleicher naiver Offenheit zur Schau zu stellen wie ihre antike Schwester. Es ist daher auch heute noch von aktuellem Interesse, die heftigen Fehden zu verfolgen, die im Altertum zwischen diesen beiden gegensätzlichen Auffassungen der wissenschaftlichen und der rhetorischen Geschichtschreibung ausgefochten wurden.

Daß ein direkt wissenschaftlicher Kampf um die Methode damals noch nicht geführt wurde, obwohl fast jeder Forscher seine individuelle Art der Forschung hatte, ist nicht weiter erstaunlich. Denn so sehr die Geschichtschreiber auch voneinander in ihrer Weise abwichen und so oft sie sich auch zu den methodischen Anschauungen ihrer Vorgänger zugestandener- und selbst betontermaßen in Widerspruch setzten, so mußte es ihnen doch in diesen Anfängen der Historik an dem genügenden Überblick fehlen, um die oft äußerst scharfsinnigen Ansichten, wie wir sie zum Beispiel bei Thukydides und Polybius finden, systematisch zu unterbauen. Wo bei ihnen Streit um die Methode herrscht, da dreht er sich auch zugleich um das Ziel. Aus dieser Frage, ob der Historiker der Apostel der Wahrheit sein müsse oder

rhetorischen Tendenzen zu huldigen habe, ist im Grunde der ganze Gegensatz zu erklären, der die zwei historischen Auffassungen des Altertums durch eine unüberbrückbare Kluft voneinander scheidet.

Daß diese Frage überhaupt aufgeworfen werden konnte, erscheint auf den ersten Blick äußerst merkwürdig, wenn man sich die Entstehung, die Anfänge und noch den Höhepunkt der antiken Geschichtschreibung vergegenwärtigt. Sie ist nämlich hervorgegangen — und damit die Geschichtschreibung überhaupt — aus einer Weltbetrachtung, die sich von Glauben und Tradition freimachen und unter alleiniger Benutzung der Kräfte menschlicher Sinne und menschlichen Verstandes ein Bild der Wirklichkeit schaffen wollte. In den von Joniern besiedelten westlichen Küstengebieten Kleinasiens erwuchs dieser neue Geist, da wo die regen Handelsbeziehungen zu den Völkern mit alter hoher Kultur Wissen und Kenntnisse am meisten vermehrt hatten. In diesen Stätten setzte die Kritik der blind hingenommenen Überlieferungen ein; hier zuerst nahm die Philosophie einen stillen Kampf mit der Religion auf, und hier vernichtete das Suchen nach der historischen Wahrheit die mythologischen Dogmen, die bis dahin gegolten hatten. Es ist kein Zufall, daß das Werk des Hekatäus von Milet (um 520 vor Christus), der auf diesem Wege voranschreitet, mit den Worten beginnt:

Hekatäus von Milet spricht also: Dies schreibe ich, wie es mir wahr zu sein scheint; denn die Erzählungen der Griechen sind — so erscheinen sie mir wenigstens — zahlreich und lächerlich.

Das war von Hekatäus bis zu Thukydides das Programm für die griechische Geschichtschreibung. Es ist interessant, zu beobachten, wie die allmähliche Befreiung vom Einfluß der mythischen Betrachtungsweise Hand in Hand geht mit der Ausbildung der kritischen Fähigkeiten und der eingehenden Betätigung der ihrer selbst bewußt gewordenen Urteilskraft auf jedem Stoffgebiet. Schon Hekatäus' Anschauungen sind von seinem etwa achtzig Jahre späteren Nachfolger Herodot mit überlegenem Spott kritisiert worden; die Geschichte Herodots, die auf der Scheide zweier Zeitalter die Mischung des alten und neuen Geistes in charakteristischster Weise zeigt, wird ihrerseits wieder von Thukydides heftig befehdet. Die ganze Darstellung dieses Meisters der Geschichtsforschung im Altertum ist eine versteckte Kritik Herodots. Rationalist durch und durch, richtet er sein Augenmerk aufs genaueste auf Ursache und Wirkung, den inneren Zusammenhang der Dinge. Er sieht deshalb herab auf seinen hilflos dem Ansturm entgegengesetzter Berichte unterliegenden Vorgänger, dem er in seiner Einleitung zwei grobe Irrtümer nachweist und daraufhin ins Stammbuch schreibt: »So wenig Mühe macht den meisten das Suchen nach Wahrheit, und sie nehmen lieber dafür das erste beste.«

Die Entfesselung der geistigen Kräfte im sechsten und fünften vorchristlichen Jahrhundert ließ den Historikern die Erforschung der erkennbaren Wahrheit als Ziel unbeirrbar vorschweben und damit die geschichtliche Wissenschaft der Antike den Gipfel erklimmen. Und wie der Rationalismus als Weltanschauung ein Produkt des Klassenkampfes war, den die aufstrebende Demokratie mit den Hütern der geheiligten Tradition zu führen hatte, und wie erst dieser Kampf die Keime, die die rapide gewachsenen Kenntnisse gelegt hatten, zur Entfaltung bringen konnte, so war auch die

Geschichtschreibung ein Bestandteil der geistigen Bewegung, die dieses Ringen begleitete. In den ionischen Gebieten und in Athen vollzog sich die Entwicklung zur Demokratie am deutlichsten und konsequentesten, und hier sind ausschließlich die Historiker dieser Epoche zu suchen. Es ist damit selbstverständlich nicht gesagt, daß die damaligen Geschichtschreiber Bundesgenossen der Demokratie in ihrem Kampfe gegen die aristokratische Klassenherrschaft gewesen seien. Es soll nur betont werden, daß erst in diesem Kampf die Aufklärung zur Waffe geschmiedet wurde und daß aus ihm die Geschichtsforschung erwuchs. Es ist unbestreitbar, daß mit dem Höhepunkt der Macht und der demokratischen Entwicklung Athens auch die griechische Geschichtschreibung ihrem bis dahin unverrückten Ziel der Wahrheitserforschung am nächsten gekommen ist. Diese Wahrheit, wohlgemerkt, sollte auf der individuellen historischen Überzeugung eines jeden begründet sein, womit also nicht Tendenzlosigkeit verbunden zu sein braucht. Sowohl Herodot, der Athen in den Mittelpunkt des griechischen Befreiungskampfes gegen Persien stellte und als warmer Anhänger der athenischen Politik schreibt, als auch der aristokratisch gesinnte Thukydides lassen ihre Gesinnungen deutlich erkennen und räumen ihnen in der Anschauung der Ereignisse weiten Spielraum ein. Dabei bemüht sich jedoch besonders der letztere so sehr um historische Gerechtigkeit, daß er beispielsweise das höchste uns erhaltene Lob auf die athenische Demokratie, die Leichenrede des Perikles, nachschaffend in sein Werk aufgenommen hat.

Doch mit Thukydides erreichte die große Zeit der griechischen Geschichtschreibung wie die Blüteepoche der griechischen Geschichte selbst ihr Ende. Der Verfall der athenischen Macht nach dem Peloponnesischen Kriege, der Rückfall in partikularistische Kleinstaaterei, die Ziellosigkeit der inneren und äußeren Politik, die Unfähigkeit, die mazedonische und persische Frage unter dem Gesichtswinkel der nationalen Gesamtinteressen anzusehen: das alles sind die Begleiterscheinungen des niedergehenden politischen Lebens in ganz Griechenland im vierten Jahrhundert, des hier mit reißender Schnelligkeit sich vollziehenden Abstiegs, der Verödung und Entvölkerung des Landes infolge der kapitalistisch betriebenen Sklavenwirtschaft. Die Historiker erlebten nicht mehr Geschichte. Herodot hatte einer Generation angehört, in deren Kindheit oder Jugend die großen Perserkriege fielen, und für die diese das beherrschende Ereignis gewesen waren. In dieser Stimmung hat er seine Erkundungen aufgezeichnet, »damit nicht der Menschen Taten mit der Zeit hinschwinden noch die großen bewunderungswürdigen Werke, die von den Griechen und Persern ausgeführt worden sind, noch die Ursache, aus der heraus sie miteinander Krieg geführt haben«. Ebenso hören wir von Thukydides, er habe »den Krieg der Peloponnesier und Athener, den sie gegeneinander führten, erzählt und damit sogleich bei seinem Ausbruch begonnen in der Erwartung, daß er bedeutend und der erwähnenswerteste von allen vorhergegangenen sein werde«, und er erzählt im Anschluß an diese einleitenden Worte seines Werkes die Gründe auf, die ihn zu seiner Anschauung gebracht haben.

Solche Antriebe, Geschichte zu schreiben, fehlten dem vierten Jahrhundert, und so ist es bezeichnend, daß das für die praktische Politik Athens entscheidende Problem dieser Epoche, ob es sich in die Machtsphäre Persiens oder Mazedoniens begeben sollte, sich für uns nicht in historischen Werken,

sondern in der gegensätzlichen Auffassung zweier Redner widerspiegelt. Erzählte uns bis dahin die Geschichtschreibung die Ereignisse, so tut es nunmehr die Rhetorik und die in ihrer Schule aufgewachsene »Forschung«; diente jene bis dahin der Darstellung der Tatsachen und ihrer Verknüpfung nach bestem Wissen und innerer Überzeugung, so begann diese jetzt, sie nach außerhalb der historischen Gesetze liegenden Regeln zu meistern.

Die Rhetorik selbst war als Begleiterin der Demokratie, als eine Folge ihres Sieges über die Tyrannis erwachsen. Das hat schon Aristoteles erkannt, der erzählt, daß sie nach Vertreibung der Tyrannen aus Sizilien dort zuerst gelegentlich der vielfachen privaten Klagen zur Herstellung der alten Besitz- und Eigentumsrechte entstand. Mit einer merkwürdigen Schnelligkeit breitete sich die rhetorische Technik aus und befriedigte durch ihr Eindringen in alle Gattungen der Literatur den für formale Schönheit überaus empfänglichen Sinn des griechischen Volkes. Ungeheuer gefährlich aber wurde ihre Macht da, wo ihr von Anfang an betontes Bestreben, nicht nur praktisch die Redekunst zu lehren, sondern auch eine für jeden »höheren« Beruf notwendige und ausreichende allgemeine Bildung zu geben, infolge veränderter historischer Verhältnisse sich durchsetzen konnte. Als infolge der geschilderten Umstände die Geschichtschreibung den Zusammenhang mit der Geschichte verlor, setzte sich die Rhetorik, die sie formal schon lange beherrschte, auch inhaltlich an ihre Stelle: die Züge und Ziele der Geschichtschreibung wurden rhetorisch umgestaltet.

Der Redner Isokrates war es, der im Anfang des vierten Jahrhunderts vor Christus das neue Programm für die Geschichtschreibung aufstellte und seine Durchführung schon durch die Art betrieb, wie er in seinen eigenen Reden historische Stoffe behandelte. Noch mehr aber zeigt sich die völlige Veränderung, die die jetzt rhetorisierende Geschichtschreibung erfahren hat, in den historischen Werken der Schüler des Isokrates, Ephoros und Theopomp, von denen der eine die erste griechische Gesamtgeschichte, der andere die zeitgenössische schrieb; beide hatten ihre Aufgabe von Isokrates gestellt bekommen und schrieben in seinem Sinne; ebenso die späteren griechischen und auch römischen Historiker, deren Zahl ungeheuer anschwillt und die einzeln aufzuzählen und zu charakterisieren für unsere Zwecke überflüssig ist. Eine Ausnahme allerdings von dieser zahlreichen Gruppe von Geschichtschreibern macht Polybius, der zu den tausend achäischen Geiseln gehörte, die 168 vor Christus nach der Besiegung Mazedoniens nach Rom geführt wurden. Hier kam er in das Haus des Amilius Paulus, das den Mittelpunkt der von griechischer Kultur berührten römischen Jugend bildete, und so wurde der Grieche, der den staatlichen Untergang seines Landes und dessen kulturellen Sieg zugleich beobachten durfte, gegenwärtiger Zeuge eines in der äußeren Politik glücklich operierenden, in der inneren damals noch in stetigen Bahnen dahinlaufenden Staatswesens. Die Tendenz, auf der sein Geschichtswerk beruht, nämlich den Beweis zu liefern, daß griechische Kultur und römische Staatskunst vereint bestimmt seien, die Welt zu beherrschen, scheint ihm so in der zwingenden Wahrheit der Tatsachen begründet, daß der große Gedanke der großen Zeit ein letztes Mal die Rhetorik besiegt und Polybius zum unversöhnlichen Feind der rhetorisierenden Geschichtschreibung macht.

Die Werke der rethorischen Historiker nun stehen unter dem Einfluß von Tendenzen, die nicht wie diejenigen, deren Einwirkung zum Beispiel Herodot oder Thukydides unterliegen, Produkte bestimmter historischer Auffassungen, sondern den Zielen der antiken Redekunst entnommen sind und in der Geschichtschreibung naturgemäß zersetzend wirken.

Wie das ethische Moment für den Redner in den Vordergrund tritt, der den Zeitgenossen vorbildliche Charaktere vor Augen stellt, um sie zur Nacheiferung anzuregen, so rückt jetzt auch die rhetorische Geschichtsauffassung die Persönlichkeit in den Vordergrund; die Guten werden gelobt, die Schlechten getadelt, von der Beschaffenheit ihrer Charaktere wird der Verlauf der Geschichte abhängig gemacht. So schätzt der Historiker und Kritiker Dionysius von Halikarnaß, der zur Zeit des Augustus lebt, den Theopomp besonders hoch, weil er der Aufgabe des Geschichtschreibers, durch das Beispiel von Tugenden und Lastern die Nachwelt bessernd zu beeinflussen, vermittels seiner scharfen Beurteilung früherer Staatsmänner und Feldherren gerecht geworden ist. Der Nachteil, den die Forderung einer derartig moralisch orientierten Geschichtschreibung mit sich brachte, trat um so greller hervor, als man nicht nur die ethische Beurteilung von Personen verlangte, sondern auch auf die Staaten übergriff; damit wurde der Ruhm des eigenen und der Tadel des gegnerischen Staates zur Pflicht für den, der nicht den Vorwurf der Vaterlandslosigkeit auf sich laden wollte. Dies wirkte natürlich wieder zurück auf die Kritik der Persönlichkeiten und brachte es mit sich, daß der Historiker Freunde des eigenen Staates mit allen Tugenden, Gegner mit allen Lastern behaftet aufmarschieren läßt. Es ist nur eine Entwicklung, die den Personenkultus und die »patriotische« Geschichtschreibung hervorbringt. Aus den wiederholten Angriffen des Polybius auf die rhetorisierende Geschichte erfahren wir, wie sich diese Stubenhistoriker betätigten. Er nimmt sich zwei Geschichtschreiber vor, die zwar mit der größten Erfahrung über den ersten Punischen Krieg geschrieben haben sollen,

die uns aber doch nicht pflichtgemäß die Wahrheit berichtet haben; ich glaube zwar nicht, daß sie mit Bewußtsein gelogen haben, wenn ich mir ihr Leben und ihre Gesinnung ansehe. Aber es scheint ihnen ebenso wie Liebenden gegangen zu sein; denn bei seiner Gesinnung und seiner Zuneigung erscheinen dem Philinus alle Handlungen der Karthager verständig, ehrenhaft und männlich und die der Römer entgegengesetzt, dem Fabius aber gerade umgekehrt. Ein braver Mann muß seine Freunde und sein Vaterland lieben. Wenn aber einer die Aufgabe der Geschichtschreibung übernimmt, so muß er dies alles vergessen; und oft muß er die Feinde rühmen und mit den höchsten Lobsprüchen erheben, und oft die nächsten Freunde tadeln und schonungslos verdammen.... Denn... wenn aus der Geschichte die Wahrheit weggenommen wird, so ist das übrigbleibende ein unnützes Gerede....

Dagegen hatte man nun das, was der schon erwähnte Dionysius von Halikarnaß, in dem sich die landläufigen Ansichten der Historiker sozusagen kristallisieren, mißbilligend über einen Passus des Thukydidischen Werkes bemerkt:

Das hätte er als Grieche und Athener nicht sagen dürfen, noch dazu, wo er keiner aus dem Pöbel war, sondern die Athener ihm dadurch, daß sie ihn des Feldherrnamtes und anderer Ehrenstellungen würdigten, einen hohen Rang verliehen hatten,

wobei die Erwähnung der hohen sozialen Stellung als besonderen Ansporns zur Enkstellung im »vaterländischen« Interesse außerordentlich interessant ist. Bei einem so scharfen Gegensatz zwischen den Anschauungen des Polybius und Dionysius ist es nicht merkwürdig, daß der Rhetor den Historiker mit besonders schmeichelhaften Liebenswürdigkeiten bedenkt. Denn er muß sich von den Kritiken des Polybius etwas mehr als ein Jahrhundert vor ihm und von dessen Ausspruch, daß die Geschichtschreibung die Domäne politisch erfahrener Männer, nicht aber von Rhetoren sei, selbst außerordentlich getroffen gefühlt haben. So rechnet er denn auch Polybius zu denen, deren zusammengeschmierte Werke man nicht zu Ende lesen kann, und wirft ihm leichtsinnige und flüchtige Arbeitsweise vor. Ebensowenig steht Thukydides bei Dionysius in Gunst; er wird von ihm schon allein wegen der Wahl seines Themas hart mitgenommen. Denn selbstverständlich mußte sich die Rücksichtnahme auf das nunmehrige ethisch orientierte Ziel der Geschichtschreibung auch in der Stoffwahl überhaupt äußern. Lange Epochen und weite Räume eignen sich zur Darstellung, nicht kurze Abschnitte, ganz zu schweigen von dem Gebiet des Thukydides, einer solch traurigen Zeit wie dem Peloponnesischen Krieg, der am liebsten aus der Weltgeschichte hätte wegbleiben, nun aber mindestens mit Schweigen hätte bedeckt werden sollen. Auch die Vorschriften über wirkungsvollen Anfang und Ende eines Geschichtswerkes hat Thukydides völlig vernachlässigt und verhindert dadurch, daß man sein Buch gern zur Hand nimmt.

Es ist klar, daß die Gesetze, die die Rhetorik der Geschichtschreibung gab, und die Personen- und Staatenkultus sowie Vorschriften über geeignete oder ungeeignete Themen in sie hineintrugen, zu einer Verfälschung der Geschichte schon übergenug beitragen mußten. Sie greifen aber noch in das Gebiet der Tatsachen selbst über dadurch, daß die Historiker einzelne Punkte und Ereignisse einfach verändern, sei es, um einen größeren Eindruck zu erzielen, sei es, weil die Dinge, so wie sie in Wahrheit sind, nicht zu dem Bilde passen, das sich der Historiker auf Grund rhetorischer Phrasen von irgendeiner Zeit gemacht hat. Mit prachtvoller Naivität gibt Cicero das Leitmotiv für diese Umformung von Tatsachen an in den Worten:

Es ist den Rhetoren gestattet, in der Geschichtschreibung zu lügen, wenn sie dadurch irgend etwas ausdrucksvoller darstellen können.

Von dieser Erlaubnis hatte allerdings schon der Vater der ganzen Richtung, Isokrates, einen weitgehenden Gebrauch gemacht. Im Panegyrikus, einer Preisrede auf Athen aus dem Jahre 380, preßt er zum Beispiel den Auszug der Athener aus Athen und ihren Sieg bei Marathon in einen Tag zusammen,[1] um die dramatische Wirksamkeit des Ereignisses zu erhöhen. Die Theorie, die hier wieder die treue Begleiterin und Beschützerin der Praxis ist, bringt die Historiographie in nahe Beziehung wie zur Rhetorik so auch zur Poesie. Quintilian, ein römischer Gelehrter des ersten Jahrhunderts nach Christus, erklärt, daß die Hiskorie der Dichtung am nächsten stehe und gleichsam ein Gedicht in Prosa sei. Oft wird geradezu von »Dichtungen« des Herodot und Thukydides im Altertum gesprochen und so die Forderung der geschichtlichen Wahrheit auch theoretisch preisgegeben; die Diskussion drehte sich schon häufig allein darum, ob die Geschichte dem

[1] Vergl. Rudolf v. Scala, Isokrates und die Geschichtschreibung (Verhandlungen der Münchener Philologenversammlung 1891).

Gebiet der Rhetorik oder der Poesie angehöre. Wie verbreitet die Ansicht von der dichterischen Aufgabe des Historikers schon früh gewesen sein muß, erkennen wir wiederum aus der scharfen Polemik des Polybius gegen einen Vorgänger, dessen Manier, seinen Lesern stets das Schreckliche vor Augen zu stellen, er geißelt und dann durch folgende Erwägung zurückweist:

Die Aufgabe des Historikers ist es nicht, durch Erzählung von außerordentlichen Dingen seine Leser in Aufregung zu versetzen, noch auch schickliche Reden zu ersinnen ..., wie es die Tragödienschreiber tun, sondern durchaus nur das zu berichten, was in Wahrheit getan und gesprochen wurde, und sollte es ganz gewöhnlicher Art sein. Denn der Zweck der Geschichte und der Tragödie ist nicht derselbe, sondern vielmehr der entgegengesetzte.

Das Wetteifern mit der Tragödie in Darstellung von Schrecknissen, Grausamkeiten und anderen erschütternden Ereignissen ist durchweg ein Kennzeichen der rhetorisierenden Historie. In das gleiche Gebiet fällt die Vorliebe für die Erzählung von Mythen und übernatürlichen Ereignissen, die diese Werke charakterisiert, und das Bestreben, alles Geschehen auf das Eingreifen der Götter zurückzuführen. Das war wiederum dichterisch wirksam und bot außerdem den Vorteil, daß das religiöse Gefühl des Volkes dadurch gestärkt wurde. Der Satz, daß dem Volke die Religion erhalten werden müsse, stammt nicht von gestern und vorgestern, sondern hat die Rhetoren stets beherrscht. Polybius tadelt öfter den Versuch, für ganz natürlich erklärbare Erscheinungen die Götter verantwortlich zu machen, und verweist sie als Aushilfe in die Sphäre dessen, was Menschenverstand nicht begreifen kann; dagegen sei es unsinnig, die Einwirkung der Götter etwa zur Erklärung der Bevölkerungsabnahme in Griechenland heranzuziehen, da ja die Ursache zutage liege; die könne der erste beste erkennen, und dazu sei es nicht nötig, die Götter heranzuziehen. Ebenso mißbilligt Polybius die äußerst beliebte häufige Darstellung von Wunderdingen und Fabeln, kann sich aber aus religiösen Gründen zu einer radikalen Zurückweisung dieses Unfugs aus dem Gebiet der Geschichtschreibung nicht verstehen und kommt zu einem recht interessanten Kompromiß.

Wie wenig sich die rhetorische Geschichtschreibung um die eigentliche Forschung kümmerte, können wir indirekt und direkt aus einigen weiteren Angriffen des Dionysius von Halikarnaß auf Thukydides ersehen. Thukydides hat nach seinem eigenen Bericht während des ganzen Peloponnesischen Krieges an seiner Geschichte gearbeitet; Dionysius schließt nun von sich und den ihm kongenialen Stubenhistorikern, er habe den größten Teil jener Zeit auf die stilistische Formung und die Herausarbeitung seiner dunklen und schwerverständlichen Sprache verwandt. Der Gedanke, daß etwa sachliche Arbeit der zeitraubende Bestandteil der Thukydidischen Darstellung gewesen sein könne, kommt Dionysius gar nicht, und das wirft ein bezeichnendes Licht auf ihn und seinesgleichen.

Noch schöner aber ist die Kritik, die Dionysius an der Art übt, wie Thukydides den vom athenischen Volke angeklagten Perikles sich verteidigen läßt.[2] Solch freimütige Worte, wie sie Perikles sich bei ihm gestattet, hätte er nicht sprechen dürfen, vielmehr sich demütigen müssen. Da haben wir das Schema des Rhetors, der genau weiß, wie sich der vom Volke an-

[2] Vergl. H. Liers, Die Theorie der Geschichtschreibung des Dionys von Halikarnaß (Waldenburg in Schlesien, 1886).

geklagte Führer zu verhalten hat; nach dem typischen Bild müssen alle widersprechenden Züge modifiziert werden. Beschreibungen von Schlachten, Reden von Feldherren vor dem Kampfe, göttliches Walten: für das alles gibt es bestimmte, stets zu beachtende Vorbilder. So siegt die konventionelle Lüge über die einfach-natürliche Wahrheit.

Die Vernachlässigung des Strebens nach der historischen Wahrheit treibt wundersame Blüten, wie sie uns in Wünschen ruhmbedürftiger Staatsmänner an Geschichtschreiber entgegentreten. So hat Cicero an den Historiker Lucius Lucceius einen Brief gerichtet, in dem er ihn bittet, über sein Konsulat, seine Verbannung und Rückkehr ein besonderes Buch zu verfassen. Er sähe schon, ein wie viel reicheres und prachtvolleres Aussehen alles haben werde, wenn Lucceius sich ganz mit seiner (Ciceros) Person beschäftige; er ist sich seiner Dreistigkeit wohl bewußt, daß er ihm ein solches Werk aufbürde und noch dazu dessen kunstvolle Bearbeitung fordere, und wirft die bange Frage auf, ob Lucceius seine Taten vielleicht gar nicht so schmückenswert finde, um dann wörtlich fortzufahren:

Wer indessen die Grenzen der Bescheidenheit einmal überschritten hat, der muß echt und recht unverschämt sein. Daher bitte ich Dich dringend immer und immer wieder, daß Du alles noch mehr ausschmückst, als Du es vielleicht empfindest..., in etwas höherem Maße, als die Wahrheit es erlaubt.

Ein diesem Briefe ähnliches Dokument stellt ein Schreiben des römischen Imperators Lucius Verus an seinen Lehrer dar; in ihm gibt er diesem Anweisungen für die Beschreibung seines Partherzuges:

Bei den Ursachen und Anfängen des Krieges mußt Du lange verweilen und auch bei dem, was noch vor meiner Anwesenheit schlecht gemacht worden ist.... Ferner halte ich es für notwendig, zu zeigen, wie überlegen die Parther vor meiner Ankunft waren, damit sich erweist, wieviel ich erreicht habe.... Im ganzen: meine Taten sind so groß, wie sie eben sind; so groß aber werden sie erscheinen, wie Du sie wirst erscheinen lassen wollen.

Alles das sind nur einige Stichproben aus dem reichen Material, das uns für die seit dem Beginn der Verfallszeit Athens einsetzende neue Richtung der Geschichtschreibung vorliegt, die sich bis zum Ausgang des griechisch-römischen Altertums erhalten hat. Deutlich erkennt man die vollkommene Zielosigkeit der Historiker, die der alten Zeit der Forschung fast alle mechanisch das Wort nachplappern, daß sie nach Wahrheit strebten, und die auf ihre wirkliche Methode sehend doch wieder so viel Ehrlichkeit haben, diese ihre Erklärung oft selbst zu desavouieren. So gab sich denn auch die Antike über die Wahrhaftigkeit der rhetorischen Geschichtschreibung keinen Illusionen hin, während die Neuzeit erst einer langen kritischen Schulung bedurfte, um sich von dem Glauben an die Märchen und Lügen in den Werken der alten Historiker zu befreien. Viel verhängnisvoller aber für die Gegenwart ist der Einfluß, den die von der Rhetorik in die Geschichtschreibung eingeschleppten Tendenzen, die immer unter historischer Flagge segelten, auf ihre eigene Forschung ausgeübt haben. Die für den Rhetor wichtigen Momente, die er in die historische Wissenschaft einschmuggelte, fristen noch heute ihr Dasein und erheben dabei im Gegensatz zum Altertum den sicheren Anspruch darauf, Beiträge zur Wahrheit zu liefern. Die Geschichte der Wissenschaft der Geschichte ist alt; nicht viel jünger die ihrer Pseudowissenschaft.

Literarische Rundschau.

Otto Krille, **Das stille Buch.** Gedichte. Berlin, Egon Fleischel & Co. 2 Mark.

Krilles letztes Gedichtbuch gibt sich wesentlich anders als seine bisher erschienenen Liedersammlungen; die Kampf- und Weckrufe, die wir sonst von diesem Proletarierdichter zu vernehmen gewohnt waren, klirren weniger laut und vernehmlich darin, wenn auch die soziale Note keineswegs fehlt. Durch dieses neue Gedichtbuch geht ein breiter Strom sonniger Beschaulichkeit, eines Sichbesinnens und Aufatmens. Das hat der Sammlung wohl auch den Titel „Das stille Buch" geprägt. Krilles künstlerischer Werdegang zeichnet sich in diesen Liedern von einer anderen Seite; wir erkennen, daß er reifer und reicher geworden ist. Das gilt nicht nur für den Inhalt der neuen Gedichte, sondern auch für ihre Form. Mehr als bisher kommt im „Stillen Buch" der Lyriker zu Worte, der die Natur mit seiner Persönlichkeit und seine Persönlichkeit mit der Natur sichtlich in Einklang zu bringen bestrebt ist. Das gibt vielfach seinen Rhythmen etwas Feierliches, prägt seinen Strophen die Note einer gewissen Lebenshöhe und Lebensreife. Nur die letzten Gedichte fallen aus dem Rahmen des Ganzen ein wenig heraus; die philosophischen Betrachtungen, in die sich der Dichter hier verliert, machen sie schwer, gelegentlich auch schwulstig. Den Kern des Buches aber bilden die Strophen, in denen Krille seine wuchtigen sozialen Anklagen erhebt („Die Rose", „Die Magd" und andere). Hier sprechen starkes Erleben und inniges Mitempfinden ihre lauteste Sprache, hier findet der Dichter kräftige und klingende Töne, ohne darum in aufdringliches Pathos zu verfallen. Und so zeugen gerade diese Lieder des „Stillen Buches" am meisten von der zunehmenden Verinnerlichung des Dichters, um den die Stürme der Zeit und der eigenen Jugendjahre nicht umsonst gebraust sind, sondern ihm Kraft und Persönlichkeit wachsen und stark werden ließen. Krille wägt und wählt auch in dem neuen Buche seine Worte; er liebt Schlichtheit; und doch hat sein Sprachschatz etwas Geschliffenes und Funkelndes. Oft sind seine Bilder von einer wunderfeinen Zartheit und zugleich gesättigt von einer ungekünstelten Aufrichtigkeit des Fühlens und Empfindens. Einige wenige Gedichte der vorliegenden Sammlung sind früheren Veröffentlichungen des Dichters entnommen. Wer Krilles Entwicklungsgang kennt und mit Interesse verfolgt, dem wird „Das stille Buch", das mit geschmackvollen Zeichnungen von L. v. Hoffmann und Walter Leistikow ausgestattet ist, manches Neue zu sagen haben, zumal es einen entschiedenen und beachtenswerten Aufstieg des Dichters zu bedeuten hat, der aus Arbeiterkreisen hervorwuchs und dessen Können und Gestalten tief und fest in diesen Kreisen verankert liegt. Lessen.

Die harte Scholle. Ausgewählte Romane und Novellen von Alfred Bock. Berlin, Verlag Fleischel & Co. 433 Seiten. Ungebunden 3 Mark, gebunden 4 Mark.

Alfred Bock ist seit reichlich zwanzig Jahren dichterisch tätig, und das vorliegende Buch ist eine Sammlung des Besten aus den Prosaarbeiten des hessischen Volksdichters. Er ist kein kühl-objektiver Seelenzergliederer, kein raffinierter Gestalter, sondern ein gemütvoller Erzähler. Seine Stoffe greift er aus dem Kleinstadt- und Landleben seiner hessischen Heimat. Dickschädliges Bauernvolk, zerarbeitete Landleute, Kleinbürger und Handwerker sind die Menschen, die er am besten kennt, die er in der Schlichtheit ihres langsamen Denkens schildert, die er aufsucht bei ihrer Arbeit, ihren Schmausereien, Festen und Keilereien. Die Spannung seiner Erzählungen holt er gern aus den Gegensätzen von jung und alt, von ländlichem und städtischem Fühlen. Seine Darstellung ist volkstümlich, ohne breit zu sein, neigt aber da und dort leicht zu jener Überproduktion an Gemüt, die man Sentimentalität nennt. Alles in allem jedoch: volkstümliche, einfache Landkost, wie sie unsere Arbeiterbibliotheken für anspruchslosere Leserschichten brauchen. R. G.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 11 | Ausgegeben am 12. Juni 1914 | 32. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Scharfer Wind.

Berlin, 6. Juni 1914.

hw. Im Jahre 1820, als in dem Frankreich der Restauration die Machthaber ihren reaktionären Übermut in tausend Gewalttaten und Gemeinheiten austobten, richtete Paul Louis Courier an die Kammer seine berühmte »Petition für die Dörfler, die man am Tanzen hindert«. Seitdem sind nicht nur in Frankreich Revolutionen dahergebraust, Regierungssysteme niedergebrochen, Throne zusammengekracht, und trotzdem huldigen die preußischen Machthaber heute, da wir 1914 schreiben, noch denselben halb lächerlichen, halb tückischen Grundsätzen wie jene Schergen der Bourbonen, die des großen Pamphletschreibers scharfgeschliffener Hohn traf: auch sie verhindern den Tanz, auch sie verbieten den Gesang, wohlverstanden, wenn es sich bei Tänzern und Sängern um organisierte Arbeiter handelt. So geschah es in Breslau. Ausgerechnet das Fest, das der Ausgießung des Heiligen Geistes gilt, und die Stadt, in der sich vor einem Jahrhundert zuerst der Geist des Befreiungskampfes regte, hatte sich der preußische Verwaltungsstumpfsinn ausersehen, um darzutun, daß in seinem System kein Hauch eines Heiligen Geistes, noch eines Freiheitsgeistes, noch überhaupt eine Spur von Geist steckt. Mit täppischer Gewalttat wollte man vielmehr den Arbeitersängern, die in der schlesischen Hauptstadt zusammengeströmt waren, das Fest verekeln und hatte zu diesem Ende die Benutzung der Jahrhunderthalle ebenso schneidig verboten wie das Tanzen und die Teilnahme von Jugendlichen an dem Feste, und Roß und Reisige in dräuender Zahl sorgten dafür, daß all diese Verbote bis aufs I-Tüttelchen beachtet wurden. Aber da organisierte Arbeiter früher, und zwar in jedem Sinne des Wortes früher aufzustehen pflegen als königlich preußische Regierungspräsidenten und Landräte, wurden diese hochgebietenden Herren samt dem hochwohllöblichen Herrn Bürgermeister am Pfingstmontag morgen vor Tag und Tau durch ein Ständchen der Arbeitersänger aus süßem Schlummer aufgeschreckt. Wenn diese gelungene Verhöhnung des polizeilichen Unterdrückungseifers nur ein Sinnbild für die Gewandtheit ist, mit der sich die moderne Arbeiterklasse ihren tollpatschigen Gegnern zehnfach und hundertfach überlegen weiß, so ist auf der anderen Seite dieser vermehrte polizeiliche Unterdrückungseifer nur ein Zeichen für die schärfere Tonart, die man neuerdings der Arbeiterbewegung gegenüber anschlägt — von einem neuen Kurs könnte man reden, wenn es nicht ein gar so alter Kurs wäre.

In der Tat weht etwa seit den Zaberner Tagen ein scharfer Wind in dem preußischen Deutschland. Daß man Arbeitersängerfesten Steine in den

Weg wälzt und Arbeiterturnvereine als politische Organisationen bewertet, ist zwar ungeheuerlich an sich, aber damit hat es bei weitem nicht sein Bewenden: nach Heydebrandschem Rezept geht man vielmehr aufs Ganze. Man läßt es sich angelegen sein, der Arbeiterklasse ihre gewerkschaftlichen wie ihre politischen Waffen aus der Hand zu schlagen, um sie wehrlos, mit gebundenen Händen, einem mehr denn je profitlüsternen Unternehmertum auszuliefern. Zwar hat erst vor kurzem ein bürgerlicher Professor auf der Generalversammlung der Gesellschaft für soziale Reform betont, daß die Gewerkschaften, die eine Kulturarbeit ersten Ranges geleistet hätten, rechtlich schlechter ständen als jeder kleine Kegel- oder Vergnügungsverein, aber was tut's! Das Koalitionsrecht ist noch da, und dieses Koalitionsrecht möchten die Scharfmacher aller Spielarten lieber heute als morgen unter ihren Sohlen zertrampeln. Reichskanzler und Staatssekretär haben zwar im Parlament auf alle Anregungen der Konservativen, dem Koalitionsrecht frisch und forsch den Hals umzudrehen, mit einem bedauernden Achselzucken Antwort erteilt, aber was man nicht von vornherum machen kann, das erledigt man von hintenherum. Wozu haben wir die Verwaltungspraxis und den Verordnungsweg, die so lieblich an das administrative Verfahren des russischen Absolutismus erinnern, wozu die Polizeiministerien der Bundesstaaten, die mit dem Reichstag des verpönten allgemeinen und gleichen Wahlrechtes gottlob nichts zu schaffen haben! So ist aus der Amtsstube des preußischen Polizeiministers eine noch nicht bekannte Anweisung in die Welt geflattert, die allen Polizeirevieren der Monarchie für den Fall größerer Streikbewegungen ihr Verhalten — sicher nicht zum Schutze des Streikpostenstehens! — vorschreibt, und im sächsischen Ministerium des Innern hat man eine Verordnung säuberlich zu Papier gebracht, die das Streikpostenstehen ganz und gar der Willkür des ersten besten Polizisten in die Hände liefert. Mit dem Eifer der Behörden wenigstens dürfen die Scharfmacher zufrieden sein, wenn die Erfolge auch schwerlich diesem Eifer entsprechen werden.

Auch von der Justiz und ihrem Verhältnis zu den Sozialistenfressern von Beruf gilt das Wort: Der Herr wird seinen Diener loben! Zwar zieht die Demonstration der sozialdemokratischen Fraktion bei dem Kaiserhoch im Reichstag keine hochnotpeinliche Justizaktion nach sich — ganz in die Luft versucht auch ein preußischer Staatsanwalt keinen Nagel einzuschlagen —, und wer die unentwegten Junker und Junkergenossen kennt, wird ihren Schmerz ob dieser Enttäuschung zu würdigen wissen. Aber sonst geht man stramm ins Zeug. Dem Verantwortlichen des »Vorwärts« ist vor kurzem erst wegen angeblicher Beleidigung des Kronprinzen eine Gefängnispön aufgebrummt worden, und schon schweben zwei neue Anklagen wegen angeblicher Beleidigung des Kriegsministers über seinem Haupte, der bestgehaßten Genossin Rosa Luxemburg hat man wieder einen neuen Prozeß angehängt, und auch rings im Lande müht sich der Staatsanwalt im Schweiße seines Angesichtes, zu tun, was er kann. Und in Blättern vom ehrenwerten Schlag der »Kreuzzeitung« und der »Deutschen Tageszeitung« macht sich mit jedem Tage ein schäbiges Denunziantentum breiter, geradezu Hilfsorgane der

Staatsanwaltschaft sind sie geworden, und sogar wenn ein sozialdemokratisches Blatt die uralte harmlose Anekdote von dem: »Det jloobe ick schwerlich!« Friedrich Wilhelms IV. aufwärmt, ertönt ihr heiserer Schrei: Staatsanwalt, herbei! Ebenso munter meckert's und krächzt's in dem klassischen Parlament der Arterienverkalkung, im preußischen Herrenhaus. Dort treten hochfeudale Jubelgreise auf, die noch im Schatten der Erbuntertänigkeit zur Welt gekommen sind, und heischen nichts weniger als einen Bismarck, der mit dem Schwert den gordischen Knoten durchhaut und mit einem Ausnahmegesetz die verruchte Partei des Umsturzes zerschmettert.

Aber hat sich was mit Bismarck und Ausnahmegesetz! Selbst wenn Herrn v. Bethmann Hollweg Kürassierhelm und Kürassierstiefel des preußischen Junkers paßten, möchte er wohl von einem Sozialistengesetz klüglich die Finger lassen. Daß er das Schandgesetz nicht in das letzte Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts hinüberretten konnte, hat gerade Bismarck von dem Stuhle der Macht geschleudert, und was damals, als die Sozialdemokratie eine Million Anhänger zählte, ein Unding war, wäre heute, da sie über vier Millionen mustert, der vollendete Irrsinn. Alles, was sich im Zeichen des schärfer wehenden Windes ereignet, ist ja nur ein Merkmal für die unheimlich steigende Macht der Arbeiterpartei. Als es vor sieben Jahren den Hexenmeisterstücken Bülows gelang, den deutschen Spießer dumm zu machen und den Landsturm der Nichtwähler auf die Beine zu bringen und so die Sozialdemokratie in allerdings sehr illusorischer Form »niederzureiten«, da glaubte man an die Überwindung der roten Gefahr durch geistige Waffen, zumal wenn diese »geistigen Waffen« so angenehm nach der Jauchengrube dufteten wie die des damals lorbeergekrönten Reichsverbandes. Anno 1907 ging der Generalissimus dieses Reichsverbandes, der Herr v. Liebert, sogar unter die Propheten und sagte, trunken vom süßen Sekt des Sieges, voraus, daß in abermals fünf Jahren der Ritter St. Georg, nämlich das deutsche Volk, dem bösen Drachen, nämlich der Sozialdemokratie, den Rest geben werde. Aber es schlug 1912, und die Georgslegende ereignete sich in etwas anderer Gestalt, als es sich der verbissene Volksfeind geträumt, und es schlug 1914, und da lag er selber, von einem Sozialdemokraten aus dem Sattel gehoben, mit schmerzenden Rippen im Straßengraben, und da ging er hin und legte in einem Artikel des weiland Scherlschen »Tag« erschüttert Zeugnis dafür ab, daß der Kampf mit »geistigen Waffen« gegen die Sozialdemokratie auf der ganzen Linie versagt habe. Die Viermillionenpartei kann nicht totgelogen werden, die Reichsverbandsmethode ist bankrott! Das empfinden auch all die anderen Herrschaften, die mit einem Liebert auf gleicher politischer und geistiger Höhe stehen, und so sind die Drangsalierungen der Arbeitersportvereine, die Angriffe auf das Koalitionsrecht, die Kanonaden der Justiz und die heiseren Schreie nach einem Sozialistengesetz nur die Alterserscheinungen einer Klasse, die spürt, daß die Ablösung schon vor der Tür steht. Aus den Götterdämmerungsschauern einer Gesellschaft ergeben sie sich, die in allen Fugen kracht und über deren rauschende Prunkmäler es öfters wie kalte Schatten fällt: Siehe,

es will Abend werden und der Tag hat sich geneigt! Da rufen die einen nach Dreschflegeln, Knebeln und Ketten, um die Gespenster niederzuschlagen, die überall aus den Wänden wachsen, und die anderen drängen sich in sinnloser Angst zusammen wie eine Hammelherde, wenn es gewittert. Denn man steht nicht nur im Zeichen schärferen Windes, sondern auch im Zeichen neuer Sammelbestrebungen. Erzberger sammelt nach rechts und nach links, aber auch Heydebrand weiß die Sammlungsflöte ganz manierlich zu blasen, der preußische Polizeiminister v. Loebell ist gleichfalls für die Sammlung, und der Reichskanzler scheint ihr nicht abgeneigt, und hier wie dort lautet die Losung: Wider die Sozialdemokratie! So ergänzen sich aufs glücklichste die brutalere Taktik und die mehr oder minder verschämte Sammlungspolitik.

Die Sozialdemokratie schaut gelassen dem tollen Treiben zu, mit dem die untergehenden Mächte auf den Wahlsieg von 1912 und auf die Erfolge der roten Woche quittieren. Und wenn jener Paul Louis Courier einmal sagte: »Den herrschenden Gewalten Widerstand zu leisten, ist die schönste Handlung, deren ein Mensch fähig ist«, so weiß sie, daß die Summe und der Umfang dieses Widerstandes in dem Maße wachsen wird, als die herrschenden Gewalten Unrecht auf Unrecht türmen und Brutalität an Brutalität reihen. Druck erzeugt lediglich Gegendruck, und noch immer, wenn in Deutschland ein scharfer Wind blies, hat er nichts zuwege gebracht, als die Wangen unserer Kämpfer zu röten und die Segel unserer Schiffe zu schwellen.

Die gewerkschaftliche Organisationsform.

Von **Xaver Kamrowski** (Berlin).

Der Münchener Gewerkschaftskonkreß wird sich, wie so mancher seiner Vorgänger, mit Grenzstreitigkeitsfragen beschäftigen. Dabei wird aber auch die gewerkschaftliche Organisationsform behandelt werden müssen.

Aus der Urform, der Lokalorganisation ging die zentrale Berufsorganisation hervor, aus dieser der zentralisierte Industrieverband. Fast gänzlich unvermittelt erschien dann die reine Betriebsorganisation auf dem Plan. Sie wurde in den maßgebenden Gewerkschaftskreisen aufgenommen etwa wie ein unwillkommener Auswuchs, dem man erst Form, vor allem aber Grenzen geben müsse.

Den Übergang von einer Form zur anderen bedingte und beschleunigte stets der jeweilige Fortschritt auf dem Gebiet der gesamten Technik. Die Lokalorganisation hatte in der Zunftzeit ihre Zweckmäßigkeit — im Zeitalter des Dampfes und der Elektrizität und der durch sie bedingten großkapitalistischen Industrie mußte die zentrale Organisation, zunächst die zentrale Berufsorganisation an die Stelle der lokalen treten. Jedoch wurde mit der zentralen Berufsorganisation vorerst mehr das Äußere der alten Organisationsform verändert, weniger der Inhalt, der Geist, der sie beherrschte oder beherrschen sollte, und das trotz der in sie hineingelegten neuen, vom Klassenkampf getragenen Ideen. Der Berufsdünkel, der Kastengeist der alten Zunftzeit war in den Handwerkskreisen zu tief eingewurzelt. An diese Tatsache knüpfte der erste Gewerkschaftskongreß, Halberstadt 1892, an,

und so ist es verständlich, wenn damals die Berufsorganisation der höheren Organisationsform, dem Industrieverband, vorgezogen wurde. Zwar wurde bereits in Halberstadt theoretisch die Bedeutung der gewerkschaftlichen Industrieorganisation durch die Annahme einer Resolution der Holzarbeiter anerkannt, aber nur die Metallarbeiter bekannten sich schon damals auch praktisch dazu; alle übrigen hielten praktisch zur Berufsorganisation. Das hatte zur Folge, daß für die ungelernten Arbeiter sich gleichfalls Berufsorganisationen, solche der sogenannten »Hilfsarbeiter« bildeten.

Daß bei der ersten bedeutsamen Beratung über die Organisationsform Stimmen für einen einzigen zentralen Arbeiterverband laut wurden, sei nur nebenbei erwähnt, auch daß diese abgetan wurden mit dem sehr treffenden Hinweis auf jenen Baumeister, der einen Hausbau mit dem Dache beginnt.

Die Berufsorganisation erweist sich als zweckmäßig überall dort, wo das Handwerk, allenfalls die Kleinindustrie vorherrscht und die gelernten Berufsarbeiter die ungelernten derart überwiegen, daß sie den Produktionsprozeß eines Betriebs entscheidend beeinflussen. Wo durch die Maschine, wie zuerst im Metallgewerbe, die Teilarbeit im Großbetrieb eingeführt ist und miteinander verwandte Branchen, gelernte und ungelernte Arbeiter organisch im Produktionsprozeß zusammenwirken, kurz, eine Produktionseinheit bilden, da genügt die Berufsorganisation nicht, einfach deshalb nicht, weil sie nur einen kleinen Teil der Arbeiter eines Großbetriebs vereinigt und demzufolge immer weniger maßgebenden Einfluß auf den Produktionsprozeß des Großbetriebs ausübt. Mit dem Großbetrieb ist auch die wirtschaftliche Macht des Unternehmers gewachsen. Auch dieser Umstand wirkt nicht zum geringsten Teil mitbestimmend bei der gewerkschaftlichen Organisationsform. Der technisch höhere Arbeitsprozeß des Großbetriebs verdrängte die Berufsorganisation und setzte an ihre Stelle die Industrieorganisation.

Die Riesenbetriebe von heute mit ihren oft mehrere ganz verschiedene Industriebranchen umfassenden und so ungemein vereinfachten Produktionsmethoden, mit der nach Tausenden zählenden, den verschiedensten Branchen, Berufen angehörenden ungelernten, angelernten und gelernten Berufsarbeitern ohne Unterschied des Geschlechts sind dem Einfluß des reinen Industrieverbandes, wie er sich beim Entstehen des Großbetriebs gebildet und wie wir ihn heute noch haben, entwachsen. Der Rahmen der gewerkschaftlichen Industrieorganisation, der heute seine Erweiterung lediglich durch ihm nahe verwandte Berufsorganisationen erfährt, ist zu eng. Außerdem vollziehen sich die Verschmelzungen zur Industrieorganisation meist erst, wenn das Feuer auf den Nägeln brennt oder die eine Bruderorganisation so stark geworden, daß den schwächeren nur die Verschmelzung als letzter Ausweg vor dem Erdrücktwerden übrigbleibt. Aber dieses erweitert den Einfluß des Industrieverbandes auf die gemischt-industriellen Riesenbetriebe noch lange nicht in der wünschenswerten Weise. Die heute unzulängliche Form des Industrieverbandes hat ihre Ursache in einem Konstruktionsfehler, der sich naturnotwendig ergibt aus dem der Berufsorganisation eingeräumten Vorrecht. Die Berufsorganisation liefert die Bausteine für den Industrieverband, aber sie versagt sie auch. Und das ihr eingeräumte Entscheidungsrecht über die gewerkschaftliche Organisationsform auch der Arbeiter in den modernen Riesenbetrieben ist milde gesagt: ein Nachteil. Es kann wohl nicht bestritten werden, daß genau so wie im Handwerk, der Kleinindustrie, dem

Großbetrieb auch im modernen Riesenbetrieb die Entscheidung über wirtschaftliche Arbeiterinteressen von der einheitlichen Organisation aller jener Arbeiter abhängt, die den Produktionsprozeß entscheidend beeinflussen. Bei der entwickelten Teilarbeit — das Taylorsystem, die wissenschaftliche Betriebsführung eröffnen noch weitere Perspektiven — in den gemischt-industriellen Betrieben ist eine Branche oder Arbeitergruppe in gleicher Weise aufeinander angewiesen oder abhängig wie im handwerklichen Kleinbetrieb ein Arbeiter auf den anderen, woraus gemeinsame wirtschaftliche Interessen erwachsen, die wiederum eine gemeinsame Gewerkschaftsorganisation erheischen. Der Industrieverband als höhere gewerkschaftliche Organisationsform wird, soll sein Einfluß auf die Gestaltung der Lohn- und Arbeitsverhältnisse der in den gemischt-industriellen Riesenbetrieben beschäftigten Arbeiter wirksamer werden, seinen inneren Aufbau von dem Produktionsprozeß dieser Betriebe abhängig machen müssen. Am zweckmäßigsten wird dieses erreicht, wenn an Stelle der Berufsorganisation die Betriebsorganisation zum Träger des Industrieverbandes gemacht wird.

Weder die Berufszugehörigkeit noch die egoistische Vorliebe für ehrwürdige Überlieferungen bestimmt die gewerkschaftliche Organisationsform der Arbeiter, sondern die Technik, gepaart mit dem Profitinteresse des kapitalistischen Unternehmers.

Die Abneigung gegen die Betriebsorganisation mancher Gewerkschaftskreise, und sei sie nur als Träger des Industrieverbandes gedacht, ist ganz unverständlich. Sie übersehen ganz das Selbstverständliche, nämlich daß die Betriebsorganisation gewissermaßen die Keimzelle jeglicher gewerkschaftlichen Organisation bildet; vom einzelnen Betrieb ausgehend, verbreitet sie sich über den Ort, den ganzen Beruf, die ganze Industriegruppe. Der Berufsverband baut sich ebenso auf der Betriebsorganisation auf, wie es der Lokalverband getan und der Industrieverband wird tun müssen.

Die Fortschritte in der Konstruktion von Arbeitsmaschinen zu minutiösen Teiloperationen machen den Unternehmer immer unabhängiger von einer mit umfassenden Fähigkeiten und Kenntnissen ausgestatteten Berufsgruppe. Mit der mechanischen Teilarbeit aber hat auch die Berufsarbeit aufgehört, als Gradmesser der Leistung zu gelten; lediglich dadurch ist der gelernte Berufsarbeiter wirtschaftlich mit dem ungelernten gleichgestellt. Es kommt sogar vor, daß in einem Betrieb gelernte Berufsarbeiter schlechter entlohnt werden als ungelernte einer anderen Branche. Wenn der Unternehmer trotzdem berufliche Unterschiede gelten läßt und für gewisse Berufsarbeit höhere Löhne zahlt, so nicht deshalb, weil er die Berufsarbeit höher bewertet, sondern weil sein Profitinteresse es gerade so gebietet; gewöhnlich läßt er über die Höhe der Löhne Angebot und Nachfrage entscheiden. Aber es entspricht auch durchaus seinem Profitinteresse, die gemeinsamen wirtschaftlichen Interessen seiner Arbeiter, die die Teilarbeit so augenfällig hervorhebt, durch gewisse Unterschiede nach Möglichkeit zu verwischen. Darin wird er sehr wesentlich unterstützt, gewiß ganz unfreiwillig, durch die Gliederung seiner Arbeiter in so viele verschiedene Berufsorganisationen. Jede dieser Organisationen ist bestrebt, neben den allgemeinen Arbeiterinteressen die besonderen Interessen ihrer Mitglieder zu wahren — und das ist ihr gutes Recht, was aber in der Praxis leicht und, es muß gesagt werden, leider sehr oft zu allerlei Differenzen führt, zu den sogenannten Grenzstreitigkeiten unter den Bruder-

organisationen. Die zur Verminderung von Streitigkeiten empfohlenen und teilweise auch abgeschlossenen Kartellverträge vermögen die unliebsamen Zwistigkeiten nicht zu verhüten; sie sind ein schlechter Notbehelf, nicht weil Verträge eingegangen werden, sondern deshalb, weil meistens die Verträge nicht gehalten werden, oft gar nicht gehalten werden können und dadurch der Streit noch verschlimmert wird. Diesem unleidigen Zustand soll das neuerdings eingeführte Schiedsgerichtsverfahren begegnen. Die Zeit wird lehren, ob das Schiedsgericht einen organisatorischen Konstruktionsfehler beseitigen kann. Eins muß dazu gesagt werden, daß auch für das Schiedsgericht das geltende Gewerkschaftsrecht die Unterlagen bei der Urteilsfindung abgeben muß. Das erste vom Schiedsgericht gefällte Urteil betreffend Grenzstreitigkeiten zwischen dem Verband der Brauereiarbeiter und dem Transportarbeiterverband hat nur einen Teil befriedigt, während der andere Teil gegen die Entscheidung des Schiedsgerichts in seinem Verbandsorgan heftig protestiert, den Vorwurf erhebt, daß das Schiedsgericht zwar die Berufsorganisation anerkannt, aber durch die Hintertüre die Betriebsorganisation eingeschmuggelt habe. Sollten jedem Schiedsspruch solche und ähnliche Auseinandersetzungen folgen, so dürfte der Segen des Schiedsgerichtes sehr zweifelhaft werden.

Unter Berücksichtigung der Produktionseinheit des gemischt-industriellen Riesenbetriebs, wobei jede einzelne Branche dem Gliede einer Kette gleicht, das leicht und schnell ersetzt werden kann, und ferner unter Berücksichtigung der gewaltigen Kapitalmacht des Unternehmers und seines Trachtens nach Unterbindung einer einheitlichen Organisation seiner Arbeiter, ist es wahrlich kein idealer Zustand, wenn bei einer Lohnbewegung in einem modernen Riesenbetrieb ein ganzes Dutzend und noch mehr Organisationen in Aktion treten müssen. Von Schlagfertigkeit kann da schlecht die Rede sein. Zudem müssen sich die schwachen Organisationen auch dann bescheiden, wenn sie trotz der gemeinsamen Aktion leer ausgehen. Sie können als Berufsorganisation Anspruch auf Solidarität der übrigen schlecht begründen, wenn beispielsweise die Lohn- und Arbeitsverhältnisse ihres Berufs, durchschnittlich genommen, niedriger sind als in dem fraglichen Betrieb. Der Unternehmer aber findet durch dergleichen guten Vorwand, um eine Organisation gegen die andere, eine Berufsgruppe gegen die andere auszuspielen, oft mit dem Erfolg, daß er durch Zugeständnisse an gewisse Berufsgruppen der Erfüllung der allgemeinen Forderungen seiner Arbeiter überhoben wird. Besonders deutlich wird das Spiel in Fragen der Verkürzung der Arbeitszeit für alle Arbeiter des Betriebs. Zweifellos wäre manche Lohnbewegung günstiger verlaufen, wenn über die Art, Höhe und Dauer der Forderungen und vor allem die Taktik die Entscheidung von vornherein nur bei einer Organisation gelegen hätte. Sind die Dinge bei einer allgemeinen Lohnbewegung verwickelter Natur, wo mehrere Organisationen zusammenwirken müssen, so wird die Lage erst verwickelt, wenn beispielsweise eine der beteiligten Organisationen mit dem Betrieb im Tarifverhältnis steht. Entweder sie wird aus Solidarität tarifbrüchig, oder aber sie verhält sich neutral, was bei einem Streik dem Streikbruch nahekommt. Hierher gehört auch das Kapitel über Massen und Führer. Darüber ist bereits manches gesprochen und geschrieben worden, auch mancherlei Vorschläge sind gemacht. Immer wieder wird das Verlangen der Mitglieder nach größerem Mitbestimmungsrecht, besonders

bei Lohnbewegungen laut. Besonders dann, wenn eine größere Aktion ins Wasser gefallen ist und die Mitglieder die Leidtragenden sind, ist ihr Verlangen doppelt verständlich. Aber hierin wird nicht viel geändert werden können. Die Beratung oft geheimer Fragen, die Entschlußfähigkeit wird durch einen allzu großen Apparat nicht gerade gebessert, ganz im Gegenteil. Das Verlangen der Mitglieder nach größerem Einfluß entspringt weniger dem Mißtrauen gegen den Vorstand, die Verwaltungsbeamten, als vielmehr dem instinktiven Empfinden, die Wege und Mittel, welche die veränderte Produktionsweise vom gewerkschaftlichen Kampfe erheischt, angeben zu sollen. Dieses instinktive Empfinden der denkenden Mitgliederkreise ist berechtigt und verdient insofern Beachtung, als der Großbetrieb fortgesetzt neue Maschinen, damit neue Arbeitsmethoden einführt, deren Wirkung der daran tätige Arbeiter am besten kennt. Eine Organisationsleitung, die nur eine Arbeitergruppe des gewaltigen Produktionsprozesses vertritt, vermag ihre Maßnahmen schlecht in das rechte Verhältnis zur Gesamtheit einzustellen, was ihr dann, besonders im Falle des Mißlingens, nicht nur Vorwürfe, sondern ein instinktiv empfundenes Mißtrauen der Mitglieder in ihre Taktik einträgt mit den anschließenden höchst unliebsamen Erörterungen. Die Hamburger Werftarbeiterbewegung liefert hierzu reiches Studienmaterial. Solange den Organisationsleitungen nur eine begrenzte Kenntnis des gesamten Produktionsprozesses, der Organisationsverhältnisse jeder einzelnen Arbeitergruppe der Riesenbetriebe durch die Berufsorganisation vorgeschrieben bleibt, wird sich manches Bedauerliche wiederholen. Die Einheitsorganisation auf der Grundlage der Betriebsorganisation räumt mit einem großen Teil unliebsamer Erscheinungen auf, vor allem schafft sie der Organisationsleitung die nötige Übersicht des Produktionsprozesses, Kenntnis des Organisationsgeistes jeder einzelnen Arbeitergruppe. Aber nicht nur in Kriegszeiten ist die Betriebsorganisation im Vorteil, sie ist es auch in Friedenszeiten. Eine ganze Reihe von Fragen erheischt ständige Aufmerksamkeit, einheitliche Beurteilung und Leitung. Da ist die Arbeitsordnung, der Arbeiterausschuß, die Betriebskrankenkasse, Sommerurlaub usw. Gewiß können solche Fragen auch von mehreren Organisationen gelöst werden. Aber wozu unnötigen Kraftaufwand und Zeitvergeudung? Wozu Gelegenheit schaffen zu Eifersüchteleien oder gar Streitigkeiten? Nun ist es keineswegs der böse Wille, der Grenzstreitigkeiten, Eifersüchteleien und ähnliches gebiert, vielmehr ist es das Organisationsinteresse der einzelnen Berufsorganisation. Nach dem geschriebenen Gewerkschaftsrecht gehören alle Berufs- beziehungsweise Industriearbeiter zu der als zuständig geltenden Organisation. Und man muß sagen, daß die Organisationsleitungen aus ehrlicher Überzeugung handeln, wenn sie über die gezogenen Grenzlinien eifersüchtig wachen oder den Strom der Entwicklung künstlich einzudämmen suchen, selbst auf die Gefahr nachbarlichen Zwistes. Nach dem alten Urgesetz sucht das Bestehende sich zu behaupten; es weicht oft erst der Gewalt. Nun aber können die freien Gewerkschaften mit den Grenzstreitigkeiten wahrlich keine moralischen Eroberungen machen. Die offenen oder versteckten Eifersüchteleien der verschieden Organisierten oder der Berufsorganisationen untereinander wecken in den Unorganisierten alles andere, nur nicht den Solidaritätsgedanken. Und die Zahl der Unorganisierten ist leider noch sehr groß. Aber der Berufsdünkel, der Kastengeist ist in manchen Gewerkschaftskreisen leider heute noch

nicht ganz geschwunden. Und hinter der Verteidigung der Berufsorganisation verbirgt sich oft ein meist unbewußter, stiller Kampf um Beseitigung wirtschaftlicher oder beruflicher Vorrechte gewisser Berufsgruppen durch die eine und Verteidigung derselben durch die andere Organisation. Der größte Irrtum wäre es, die Mehrzahl der Grenzstreitigkeiten lediglich als Übergriffe übereifriger Funktionäre bewerten zu wollen, das hieße die Ursachen entweder nicht begreifen zu können oder es nicht zu wollen. Je mehr die mechanische Teilarbeit die an und für sich sehr geringen wirtschaftlichen Unterschiede der verschiedenen Arbeitergruppen ausgleicht, um so mehr wird das Solidaritätsgefühl der im modernen Riesenbetrieb beschäftigten, mit allen Schikanen ausgebeuteten Arbeitermassen wachsen. Damit wird der Weg für die Betriebsorganisation von selber geebnet. Wir als moderne Gewerkschafter müssen einen solchen Entwicklungsgang nur begrüßen, weil er einen großen Teil von Hemmungen beseitigt, zugleich aber auch den Solidaritätsgedanken in die breiten unorganisierten Arbeiterkreise tragen hilft. Wer die Erfolge des wirtschaftlichen Klassenkampfes vom Solidaritätsgedanken aller Arbeiter abhängig macht, muß sich vernünftigerweise dazu verstehen, ihn wirksam zu fördern und nicht seine ethische Kraft durch zum Teil unzulängliche Organisationsformen in seiner Entfaltung hemmen.

So warm man die Betriebsorganisation als Trägerin des Industrieverbandes auch verteidigen kann, so verkehrt und ungerecht wäre es, den Berufsverband in der Zeit der modernen Riesenbetriebe ganz verketzern zu wollen. Noch heute und auch in späterer Zeit wird er überall, wo die handwerkliche Produktion besteht, seine Bedeutung behalten. Außer den rein wirtschaftlichen Fragen löst er noch eine ganze Reihe nicht minder wertvoller Aufgaben, und das muß anerkannt werden. Zu nennen ist das Herbergswesen, Stellenvermittlung, Fachbildung, Bibliothek und anderes mehr. In den Industriezentren werden diese Aufgaben den örtlichen Gewerkschaftskartellen nun immer mehr und mehr überwiesen, denen damit ein dankbares Betätigungsfeld eröffnet wird; zugleich wird dadurch die Gewerkschaftsorganisation entlastet. Dem Münchener Gewerkschaftskongreß wird durch die Generalkommission in einem Regulativ hinsichtlich der Aufgaben der Gewerkschaftskartelle neben anderem das Angeführte zur Beratung und Beschlußfassung vorliegen.

Gegenwärtig beanspruchen die gelben Werkvereine unsere lebhafteste Aufmerksamkeit. Das Wesen ihres Daseins, ihrer Tätigkeit ist uns hinlänglich bekannt. Sie sind ein Produkt des modernen Großbetriebs, und das auch in ihrer Organisationsform, ihrer ganzen Entwicklung. Die Gelben bauen sich auf auf der Betriebsorganisation, ja man muß sagen: sie können eine andere Organisationsform gar nicht gebrauchen. Und wenn wir gegen sie einen wirksamen Kampf führen wollen, werden wir ihrer Spur folgen müssen. Jeder kapitalistische Betrieb, auch der moderne Großbetrieb, bedarf eines Stammes eingearbeiteter, aber mehr noch, eines Stammes treu ergebener, williger, billiger Arbeiter. Der unversöhnlichste und zugleich auch stärkste Feind der modernen Arbeiterbewegung, das Großunternehmertum, hat darauf von jeher Bedacht genommen. Durch Fabrikfeste, dann sogenannte Wohlfahrtseinrichtungen, Pensionskassen, Fabrikwohnungen sucht es die Arbeiter zu ködern. Je mehr der moderne Gewerkschaftsgedanke um sich greift, zu desto größeren Anstrengungen, zu größeren Mitteln greift das

Unternehmertum, um den »Herrn-im-Hause«-Standpunkt mit mehr oder minder größerem Glück zu stabilisieren. Als letzten Trumpf gegen den modernen Gewerkschaftsgedanken hat das Unternehmertum die Gelben ausgespielt. Die gelbe Gefahr braucht nicht unterschätzt zu werden, doch liegt auch kein Grund vor, sie zu überschätzen, und an ein Eindämmen der modernen Gewerkschaftsbewegung durch die Gelben glaubt das Unternehmertum gewiß selbst nicht. Die Gründung der Gelben ist das Schlimmste nicht; nur muß es der modernen Arbeiterbewegung gelingen, die gelbe Gefahr zu einer Gefahr für die Gründer selbst zu machen. Wir müssen stets wissen, uns dessen bei unseren Maßnahmen bewußt sein, daß die Gelben größtenteils unsere irregeleiteten, unwissenden Arbeitsbrüder sind. Das vorherrschende Element unter den Gelben sind die wirtschaftlich Schwächsten und die Indifferenten, dann gibt es unter ihnen sogenannte Streber, Fahnenflüchtige aus den freien Verbänden, politische Fanatiker und ähnliche. Diese letzteren haben in Gemeinschaft mit den Werksbeamten die geistige Führung inne. Während die einen dem wirtschaftlichen Druck des Unternehmers unterliegen und gelb werden, suchen die anderen dabei ihrer Selbstsucht zu genügen. In einem Großbetrieb, wo mehrere Organisationen zuständig sind, wird der Kampf gegen die Gelben nicht in der gewünschten Weise geführt werden können, da jede Organisation nur das ihr zugedachte Gebiet beackert. Es kann dabei vorkommen, daß eine Arbeitergruppe in ihren Reihen keine oder sehr wenig Gelbe oder auch gänzlich Unorganisierte zählt, während wiederum andere Arbeitergruppen, zu einer anderen Organisation gehörend, deren in beträchtlichen Zahlen hat, was bei einem wirtschaftlichen Kampfe die geschlossenste Organisation über den Haufen wirft. Auch steht so viel fest, daß die geistigen Leiter der Gelben Blößen der Freigewerkschaftlichen, wie sie sich aus Grenzstreitigkeiten herausbilden, weidlich ausnutzen, was aber nur dem Unternehmertum frommt. Zu den angeführten Gründen für die Betriebsorganisation muß deshalb die gelbe Gefahr als ein weiterer und gewiß nicht unwesentlicher Grund hinzugefügt werden.

Die Freunde der Betriebsorganisation sind immer zahlreicher geworden. Aus manchem Saulus ist ein Paulus geworden. Die schon vorhandene Form, die des Gemeinde- und Staatsarbeiterverbandes, wird nicht für alle als Muster zu dienen brauchen, obwohl sie sich bisher sehr gut bewährt hat. Vielmehr wird aus Zweckmäßigkeit die Betriebsorganisation an Stelle der Berufsorganisation dem Industrieverband den Unterbau zu liefern haben, wodurch stärker als bisher die Bildung von leistungsfähigen Industrieverbänden gefördert wird. Die Einwände gegen die Betriebsorganisation vor und auf dem Hamburger Gewerkschaftskongreß 1908 sind gutenteils von irrigen Voraussetzungen ausgegangen. Die dort gefaßte Grenzstreitigkeitsresolution fand Zustimmung aus Abneigung gegen die Betriebsorganisation ohne Rücksicht auf die eigentlichen Ursachen des Grenzstreits. Die Hamburger Resolution fußte, ganz abgesehen von der platonischen Erklärung für den Industrieverband, auf der vielgelästerten Resolution Busse vom Frankfurter Gewerkschaftskongreß 1899, die der Kölner Kongreß 1905 beseitigte. Die Hamburger Resolution, ein Produkt der Vorständekonferenz vom Jahre 1906, wird man lediglich als einen gewundenen Kommentar für die klassisch knapp und klar gehaltene Resolution Busse ansprechen müssen. Obwohl diese damals so gelästerte Resolution beseitigt ward, lebte ihr Geist

weiter, galt als ungeschriebenes Gesetz. Die erste Grenzstreitigkeitsresolution, die sogenannte Resolution Busse, lautete:

Der Kongreß wolle erklären: Es ist unzulässig, daß seitens einzelner Organisationen Mitglieder aufgenommen werden, für welche ihrer Beschäftigung nach eine Berufsorganisation besteht. Ganz besonders ist die diesbezügliche Agitation zu verurteilen, wenn dieselbe unter Hinweis auf niedrige Beiträge geschieht.

Der an sich recht unschuldige Sinn dieser Resolution erfährt erst seine würdige Beleuchtung, wenn man berücksichtigt, daß bereits der erste Kongreß in Halberstadt 1892 der gewerkschaftlichen Organisationsform einen weiteren Rahmen gesteckt. Das Bedauerlichste aber liegt darin, daß die zweite, die Hamburger Grenzstreitigkeitsresolution den Geist der ersten atmete, das Tote neu belebte. Damit war die Betriebsorganisation grundsätzlich abgelehnt, was aber nicht hinderte, die Betriebsorganisation im Gemeinde- und Staatsarbeiterverband auch weiterhin zu dulden. Geschichtlich interessant ist es auch, daß bereits auf dem Frankfurter Kongreß 1899 die Brauer als die ersten für die Betriebsorganisation eintraten und auf dem Kölner Kongreß 1905 die Metallarbeiter die Industrieorganisation auf eine breitere Grundlage gestellt wissen wollten. Der Hamburger Resolution stimmten die Metallarbeiter zu, nachdem ihr der Referent, Genosse Simon, auf wiederholte Anfragen eine sehr merkwürdige Auslegung gegeben hatte. Dabei führte er als Beispiel an, daß sogenannte betriebsfremde Arbeiter, die ihrer Beschäftigung nach einer anderen Organisation anzugehören haben, aber bei Differenzen eine so wichtige Rolle im Betrieb spielen, daß ohne sie die vorherrschenden Berufsarbeiter des Betriebs nicht arbeiten könnten, im Interesse der Allgemeinheit von der maßgebenden Berufsorganisation in Anspruch genommen werden müßten. Dieses Beispiel ist die glänzendste Begründung für die allgemeine Zweckmäßigkeit der Betriebsorganisation. Nun ist freilich die Abneigung gegen die Betriebsorganisation durchaus nicht dem bösen Willen entsprungen, sie hatte vielmehr zum Teil ihre Ursache in der gewerkschaftlichen Organisationsarbeit des zu jener Zeit noch jungen Gemeindearbeiterverbandes, die gemessen mit dem Maßstab der alten, kampferprobten Berufsverbände sich nicht sonderlich vorteilhaft ausnahm. Aber heute haben sich die Dinge nach beiden Seiten wesentlich geändert. Auf dem Dresdener Gewerkschaftskongreß 1911 fanden zwar die Anträge zugunsten der Betriebsorganisation nicht einmal die nötige Unterstützung, um verhandelt zu werden. Dessenungeachtet nahm der Verbandstag des Fabrikarbeiterverbandes, Hannover 1912, einstimmig eine von großer Sachkenntnis zeugende Resolution an, und zwar zugunsten der Betriebsorganisation. Auf dem Verbandstag der Metallarbeiter, Breslau 1913, erklärte der Vorsitzende, Genosse Schlicke, unter allgemeiner Zustimmung folgendes:

Es kommt heute weniger darauf an, ob in einem Großbetrieb alle vereinigt sind, die den Namen Schlosser führen oder den Namen Dreher oder Feinmechaniker, sondern darauf kommt es an, daß die Kollegenschaft in diesen Betrieben einheitlich organisiert ist. (Sehr richtig!) Von dieser Auffassung ausgehend, hat der Vorstand im Verein mit der Mitgliedschaft seit einigen Jahren versucht, auf den Gewerkschaftskongressen dahin zu wirken, der Betriebsorganisation neben der Industrieorganisation einen größeren Raum zu schaffen.... Die Resolution auf dem Hamburger Gewerkschaftskongreß ist ein Kompromiß, aber dieses Kompromiß trägt der Entwicklung der Metallindustrie nicht Rechnung, und wir legen das

Hauptgewicht darauf, die Schlagfertigkeit der Organisation wie auch die der anderen Organisationen zu erhöhen, und wir Metallarbeiter sagen, wir treten gern die paar Metallarbeiter, die in anderen Industrien tätig sind, zum Beispiel die einzelnen Schlosser in der Möbelindustrie, im Interesse der Schlagfertigkeit der anderen Organisationen ab, aber gebt uns die Arbeiter, deren wir zu unserer Schlagfertigkeit bedürfen.

Gegen diese Gründe, vorgetragen von einem erfahrenen Leiter, noch dazu der größten gewerkschaftlichen Organisation, läßt sich schwerlich ein Einwand erheben.

Nun hat das »Korrespondenzblatt der Generalkommission« in Nr. 20 in den wiederum von der Vorständekonferenz ausgearbeiteten Leitsätzen betreffend »Die Erledigung von Grenzstreitigkeiten« den Entwurf zum neuen Gewerkschaftsrecht veröffentlicht. Er wird dem Münchener Gewerkschaftskongreß zur Beschlußfassung vorliegen. An dem Statusquo, dem Vorrecht der Berufsorganisation, wird darin nichts geändert, da die Hamburger Resolution restlos als Unterlage verwendet worden ist. Die Betriebsorganisation wird nach wie vor abgelehnt, ja noch mehr, der Gemeindearbeiterverband erfährt darin eine besonders ungünstige, verschärfte Begrenzung. Es sind das erst Vorschläge, über die die höchste Instanz, der Kongreß, endgültig entscheidet, da aber eine so gewichtige Körperschaft wie die Vorständekonferenz die Vorschläge unterbreitet, ist zu befürchten, daß sie vom Kongreß ohne wesentliche Änderung, wie seinerzeit die Hamburger Resolution, angenommen werden. Ein Gesetz, das restlos alle Wünsche erfüllt, wird nicht zu finden sein, aber deshalb darf das Trachten nach dem Vollkommensten nicht aufhören. Heute, wo das Unternehmertum besser organisiert dasteht als die Arbeiterschaft und sorgfältiges Studium auf alle Vorgänge in der modernen Arbeiterbewegung verwendet, um etwaige Blößen für sich auszunutzen, ist eine sorgfältige Prüfung der zu fassenden Beschlüsse dringend geboten.

Das in den Leitsätzen unter Absatz 3 vorgesehene Schiedsgericht, ebenso dessen vorgesehene Zusammensetzung wie Befugnisse ist eine nur zu begrüßende Neuerung. Dagegen ist der Absatz 5 — in der Hamburger Resolution stand er als Absatz 4 — der anfechtbarste; er ist auch durch die neu hinzugefügte Ergänzung um nichts besser geworden. Sein Wortlaut (die neu hinzugefügte Ergänzung ist in Sperrdruck hervorgehoben) ist folgender:

Wenn in einem Betrieb Angehörige verschiedener Berufe beschäftigt sind, dann dürfen die einzelnen Arbeiter nur in diejenige Organisation aufgenommen werden, welche für ihren Beruf besteht. Abweichungen von der Regel sind nur statthaft auf Grund vorheriger bestimmt begrenzter Vereinbarungen zwischen den beteiligten Zentralinstanzen. Letzteres gilt auch für die Aufnahme vereinzelt beschäftigter beruflicher Arbeiter in Gemeinde-, Staats- und Genossenschaftsbetrieben sowie für Arbeiter, für die am Ort eine Organisation ihres Berufs nicht besteht. — *Sind in einem Industriezweig für die gleichen Berufe mehrere angeschlossene Organisationen vorhanden, so gelten dieselben in bezug auf die Gewinnung von Mitgliedern und auf die Führung von Lohnbewegungen als gleichberechtigt.* — *Es empfiehlt sich jedoch, um allen aus solchen gemeinsamen Tätigkeitsgebieten leicht entstehenden Reibungen vorzubeugen, für solche Konkurrenzverbände besonders dringend, sich über alle hierbei in Betracht kommenden Maßnahmen vorher zu verständigen.*

Der letzte Satz empfiehlt dringend, auf »dringend« liegt die Betonung, die gegenseitige Verständigung, nachdem alle vorhergehenden Sätze zu einer gewerkschaftlichen Organisationstätigkeit auffordern, die eigentlich eine Verständigung überflüssig macht. Denn der Wortlaut bestimmt klar und deutlich die Organisationszugehörigkeit jedes einzelnen Arbeiters, ebenso das Organisationsgebiet jeder Organisation. Man fragt sich unwillkürlich beim Lesen der Sätze, wodurch die Notwendigkeit eines Schiedsgerichts entstanden ist, wo doch die Grenzen jeder Organisation so klar, so deutlich sichtbar gezogen sind. Und nun ist doch die Einführung des Schiedsgerichts eine Folge der vermehrten Zahl von Grenzstreitigkeiten. Um zur Lösung dieses Rätsels zu gelangen, muß man die verschiedensten Auslegungen des Begriffs Berufsarbeiter erst studieren. Zur Illustration zwei Beispiele, welche zeigen, wie verschieden und im Grunde genommen jedesmal richtig der Begriff Berufsarbeiter gedeutet werden kann. Der Tabakarbeiterverband (Verwaltungsstelle Breslau) stellt an den Gewerkschaftskongreß folgenden Antrag:

Der neunte Gewerkschaftskongreß wolle beschließen, daß alle an den Zigarettenmaschinen beschäftigten Arbeiter und Arbeiterinnen im Interesse der Schlagfertigkeit des Tabakarbeiterverbandes dem Deutschen Tabakarbeiterverband angehören müssen.

In derselben Streitfrage stellt die Verwaltungsstelle Breslau des Deutschen Metallarbeiterverbandes an den Kongreß folgenden Antrag:

Die bei der Zigarettenproduktion benötigten Hilfskräfte, vor allen Dingen die den Maschinenführern und Mechanikern beigegebenen Hilfsarbeiterinnen, gelten als Maschinenarbeiterinnen und sind dem Deutschen Metallarbeiterverband als Mitglieder zuzuführen.

In diesem Falle bildet für die einen das herzustellende Produkt, für die anderen das Handwerkszeug das Merkmal des Berufsarbeiters. In anderen Fällen wieder wird die Berufszugehörigkeit nach anderen Regeln entschieden. Aber noch etwas anderes ist hierbei merkwürdig, nämlich der Mechaniker oder Maschinenführer ist in der Zigarettenfabrik zugleich Zigarettenmacher und der Zigarettenmacher zugleich Mechaniker, und da nach dem Gewerkschaftsrecht in einem Betrieb für jeden Berufsarbeiter die zuständige Berufsorganisation maßgebend ist, so muß folglich ein solcher Arbeiter zugleich zwei verschiedenen Berufsorganisationen angehören, soll es keinen Streit wegen seiner Berufszugehörigkeit geben. Sollte da die Betriebsorganisation, von der der Entwurf zu dem neuen Gewerkschaftsrecht nichts wissen will, den gordischen Knoten nicht am leichtesten lösen können?

Desgleichen ist der Abschnitt 6 der vorgeschlagenen Leitsätze sehr abänderungsbedürftig, wenn man ihn nicht ganz streichen will. Derselbe lautet (die neu hinzugefügte Ergänzung ist gesperrt gedruckt):

Gemeinde- und Staatsbetriebe, in denen Arbeiter verschiedener Berufsarten technisch unabhängig voneinander beschäftigt werden, gelten in ihrer Gesamtheit nicht als »Betrieb« im Sinne der vorstehenden Bestimmungen. — *Für die in Gemeinde- und Staatsbetrieben beschäftigten beruflichen Arbeiter, für die eine Berufsorganisation besteht, ist ihre Berufsorganisation zuständig.*

Die alte Fassung, durch den ersten Satz kenntlich, verwirft zwar die Betriebsorganisation, duldet sie aber. Die neue Ergänzung will sogar das geschichtlich Gewordene nicht mehr gelten lassen. Einer Organisation, die auf äußerst sprödem Boden sehr nennenswerte Erfolge nachweisen kann, sollte freie Bahn, entgegenkommende Unterstützung zuteil werden, zumal die Berufsorganisationen vor der Existenz des Gemeindearbeiterverbandes sich herzlich wenig um dieses Gebiet gekümmert haben, denn sonst hätte der Gemeindearbeiterverband nicht das werden können, was er ist. Die Gemeindebetriebe bilden einen besonderen Typ unter den Produktionsbetrieben. Sie sind neueren Datums und zerfallen in zwei Gruppen, in gemeinnützige und gewerbliche. In beiden Gruppen wird die Produktion nach streng kapitalistischen Grundsätzen betrieben. In den gewerblichen wird auf möglichst hohen Überschuß gearbeitet. In den gemeinnützigen suchen die Betriebsleiter durch Sparsamkeit mit den bereitgestellten Mitteln sich auszuzeichnen, um eventuell dadurch Anwartschaft auf einen höheren Posten zu erlangen. Wo solche Grundsätze leitend sind, da fällt für die Arbeiter nichts ab. Ein Oberhaupt einer großen Stadt hat vor Jahren erklärt: Es ginge nicht an, den Gemeindearbeitern höhere Löhne zu zahlen, weil dadurch der Privatindustrie Konkurrenz gemacht werden würde, die Arbeiter sich auf die höheren Löhne in den Gemeindebetrieben berufen würden und solche gleichfalls von der Privatindustrie verlangen. In Wirklichkeit haben gerade die Arbeiter in den Gemeindebetrieben zu den am schlechtesten bezahlten Arbeitern gezählt. Die gemeinnützigen Betriebe, meist älteren Datums als die gewerblichen, beschäftigten in großer Zahl minderwertige Arbeitskräfte, Invaliden, solche, die sonst der Armenverwaltung zur Last gefallen wären. Die Entlohnung betrug denn auch nicht viel mehr, als die Armenunterstützung betrug. Die vollwertigen Arbeiter erhielten auch nicht viel mehr. Hieraus ergab sich, daß qualifizierte Arbeiter die städtischen Betriebe mieden, nur aus Not dort vorübergehende Tätigkeit annahmen. Erst mit der Einführung der gewerblichen Betriebe, mit den höheren Ansprüchen an die technischen Leistungen der gemeinnützigen Gemeindebetriebe mußten die Gemeindeverwaltungen in erhöhtem Maße vollwertige wie auch technisch geschulte Arbeiter einstellen, ihnen höheren Lohn zahlen, aber erst nachdem sie sich eine Organisation geschaffen. Es waren gerade die qualifizierten Arbeiter, die zuerst den Organisationsgedanken begriffen, ihn, um ihren Forderungen bei den Gemeindeverwaltungen mehr Nachdruck zu verschaffen, in die indifferenten, ungelernten Gemeindearbeiterkreise hineintrugen.

Nun sind die Gemeindeverwaltungen meist nur der nominelle Arbeitgeber, der wirkliche ist der Betriebsleiter. Wenn reaktionäre Stadtverwaltungen den Herrenstandpunkt ausspielen, so die Herren Betriebsleiter noch weit mehr. Und wenn irgend etwas in den Gemeindebetrieben eine einheitliche Organisation erfordert, so dieser Umstand. Die besten Gesetze taugen nichts, wenn sie schlecht angewandt werden, und das Wohlwollen der loyalsten Stadtverwaltung wird vom Herrn Betriebsleiter, wenn es ihm so gefällt, durch allerlei bureaukratische Kniffe ins Gegenteil verkehrt. Aus dieser Selbstherrlichkeit der Betriebsleitungen entstanden die so ungeheuer verschiedenen Lohnverhältnisse der Arbeiter bei einer Gemeindeverwaltung. Dieselben Berufsarbeiter erhalten da für die gleiche Leistung

in jedem Betrieb eine andere Bezahlung, eine andere Berechnung der Überstunden, haben eine andere Arbeitszeit, eine andere Einteilung des Sonntagsdienstes, des Sommerurlaubs. Da erhalten beispielsweise die gelernten Arbeiter eines Betriebs nach einjähriger Beschäftigung einen Sommerurlaub von acht Tagen, während die ungelernten, falls sie zu ständigen Arbeitern emporsteigen, sonst gar nicht, erst nach dreijähriger Tätigkeit drei Tage erhalten. Je nach Gunst und Laune hat da der Betriebsdirigent der einen Arbeitergruppe etwas gegeben und zum Ausgleich seines Etats es der anderen genommen, damit sehr geschickt eine Arbeitergruppe gegen die andere ausgespielt. Daß sogar von den Gemeindeverwaltungen beschlossene Lohnaufbesserungen den Arbeitern vom Betriebsleiter vorenthalten werden, sei nur nebenbei bemerkt. Diese Herrschermacht der Betriebsdirigenten einzudämmen, ist eine schwierige Aufgabe für eine einheitliche Organisation, eine fast unmögliche von einer oder auch mehreren Berufsorganisationen. Die Betriebsleiter wünschen ja sehnlichst, ihre Arbeiter nach Leistung bezahlen zu können, womit die Entscheidung über den Verdienst des Arbeiters ihnen gänzlich überlassen wäre. Die von der Gemeindeverwaltung festgesetzten jährlichen Lohnsteigerungen widersprechen ihrem Autoritätsstandpunkt. Dasselbe gilt für den Sommerurlaub, für die geschaffenen sozialen Einrichtungen. Instinktiv fühlen die Betriebsdirigenten den Einfluß der Einheitsorganisation und suchen diesem durch künstliche Trennung der Arbeitergruppen zu begegnen. Da werden für denselben Betrieb, wenn es nur irgend geht, statt eines mehrere Arbeiterausschüsse geschaffen. Die gelernten Berufsarbeiter verhandeln für sich, ebenso die ungelernten, damit nur die gemeinschaftlichen Interessen verwischt bleiben. Soll nun das neue Gewerkschaftsgesetz dem heißen Mühen der städtischen Betriebsleiter entgegenkommen? Sollte die vorgeschlagene Fassung Gesetzeskraft erlangen, dann müßten die für die städtischen Betriebe in Betracht kommenden Berufs- beziehungsweise Industrieverbände, um fortgesetzt über die Vorgänge in den städtischen Betrieben auf dem laufenden zu sein, einen ständigen Arbeitsausschuß einzusetzen, damit ihre Aktion einheitlich bleibt. Ob das dem jetzigen Zustand vorzuziehen sei, dürfte fraglich sein. Der alte Begriff: technisch voneinander unabhängige Berufe bilden keinen Betrieb, ist so lange richtig und wird richtig bleiben, solange es keine Lohndifferenzen gibt. Aber in Fällen eines Streiks, beispielsweise in der Straßenreinigung, wird der von diesem Beruf unabhängige Arbeiter der Parkverwaltung, der Kanalisation, des Schlachthofs oder sonst eines Betriebs zur technischen Arbeitsleistung ohne weiteres verwendet werden, zumal heute schon eine Forderung der städtischen Arbeiter dahin geht, daß bei Arbeiterentlassungen aus einem städtischen Betrieb die Entlassenen in einen anderen, wo gerade Arbeitermangel ist, überführt werden sollen.

In den der Gemeinde gehörenden gewerblichen Betrieben sieht es nicht besser aus. In der Gasproduktion sind voneinander technisch unabhängig die Arbeiter des Innenbetriebs von denen des Außenbetriebs, die Arbeiter beim Röhrensystem, die bei der öffentlichen Beleuchtung, ebenso des Zentralmagazins, doch hört diese Unabhängigkeit sofort auf, sobald es zum Kampfe um wirtschaftliche Fragen kommt. Mit der Zuführung der in Gemeindebetrieben beschäftigten Berufsarbeiter zu ihrer zuständigen Organisation büßt der gewerkschaftliche Kampf der Gemeindearbeiter gegenüber den

mächtigen Gemeindeverwaltungen, den machtlüsternen Beamten erheblich an Stoßkraft ein.

Der einheitlichen Ausbeutung und Unterdrückung muß die einheitliche Organisation der Arbeiter gegenüberstehen. Möge der Münchener Gewerkschaftskongreß die Grenzstreitigkeiten von hoher Warte aus würdigen und die brauchbaren Bausteine, die die Betriebsorganisation liefert, passend in den freigewerkschaftlichen Organisationskörper einfügen.

Sozialdemokratie und Verstaatlichung.

Von H. Laufenberg.

(Schluß.)

II.

Der Fall des Sozialistengesetzes leitet für die Sozialdemokratie eine neue Stufe der Entwicklung ein, die für die hier behandelte Frage naturgemäß gleichfalls von Bedeutung ist. Das Erfurter Programm freilich berücksichtigt den Gegenstand noch nicht. Die Vergesellschaftung der Produktion, die sich aus der kapitalistischen Entwicklung selber als Notwendigkeit ergibt, wird verwirklicht durch den Klassenkampf des Proletariats, das sich in den Besitz der politischen Macht setzen muß. Von diesem seinem Grundgedanken aus tritt es der Frage nicht näher, ob und inwieweit der Boden für die Vergesellschaftung der Produktion schon innerhalb des bestehenden Systems durch Verstaatlichung geebnet werden kann. Auf der anderen Seite enthält es mehrere Forderungen, in deren Konsequenz sich Verstaatlichung ergibt. Unentgeltlichkeit der ärztlichen Hilfeleistung muß zur Verstaatlichung des Medizinalwesens, Unentgeltlichkeit auch des Rechtsbeistandes im Rechtswesen vom halben zum ganzen Staatsmonopol, Übernahme der vollen Arbeiterversicherung auf das Reich zur Verstaatlichung des ganzen Versicherungswesens leiten.

So sind die Ansätze zu einer Verschiedenheit des Urteils über die Frage des Staatsmonopols im Programm selber enthalten, wie dies bereits Anfang der neunziger Jahre in einer Auseinandersetzung zwischen Vollmar und Kautsky zum Ausdruck kam. Gemäß seiner schon in der Rede über das Tabakmonopol vertretenen Auffassung legte jener das Schwergewicht auf die Souveränität des Staates auch über das gesamte wirtschaftliche Gebiet, »so daß dem Staate nicht nur die Regelung des ganzen Verhältnisses zwischen Arbeitern und Unternehmern zusteht, sondern auch die Überführung beliebiger Teile der Gütererzeugung unter die Oberleitung oder selbst in den unmittelbaren Betrieb des Staates«. Die Sozialdemokratie habe somit keinen Anlaß, den Gedanken des Staatssozialismus an sich zu bekämpfen. »Werden doch im Gegenteil eine Reihe von Maßregeln zur stufenweisen Anbahnung einer besseren Gesellschaftsorganisation von uns angestrebt und schließlich mit beschlossen werden, welche man ganz wohl als staatssozialistisch bezeichnen kann.« Nun nannte sich freilich auch das System des Rodbertus, das an der Klassenscheidung festhielt, nannte sich der Kathedersozialismus, der Bismarcks Arbeiterversicherungs- und Monopolpläne lebhaft befürwortet hatte, staatssozialistisch. Hierauf fußte Kautskys Entgegnung. Der Name gebühre lediglich solchen Eingriffen des Staates, welche bestimmt seien, dem Klassenkampf zwischen Bourgeoisie und Proletariat ein Ende zu bereiten

und den sozialen Frieden, die Aussöhnung der Klassen herbeizuführen, indem eine unabhängige und über den Klassen stehende starke monarchische Staatsgewalt jedem das Seine zuteile. In der Tat ist, wie immer man das Problem vom Standpunkt der Rechtsphilosophie betrachtet, Staatssozialismus vorläufig nicht im Sinne der Arbeiterklasse, sondern nur der Bourgeoisie, ist lediglich Staatskapitalismus möglich. Wie schon das Aktienwesen Produktionsleitung und Besitz trennt, ist das Staatsmonopol die letzte und in gewissem Sinne höchste Produktions- und Eigentumsform des kapitalistischen Systems, die durch Zerstörung der Rechtsform des Privateigentums an den Produktionsmitteln den Sozialismus zwar wirksam vorbereitet, die dagegen Zins und Renteneigentum unberührt läßt und somit die Grundlagen der Klassenherrschaft nicht vernichtet, sondern nur verschiebt. Das Problem reduziert sich danach für die Politik der Arbeiterklasse auf die praktische Frage, ob im einzelnen Falle und in absehbarer Zukunft die Verstaatlichung eines Produktionszweiges mittelbar oder unmittelbar auf die soziale Stellung, die politische und wirtschaftliche Eigenbewegung der Arbeiterschaft günstig oder hemmend einwirke. Dieser Grundton trat denn auch allenthalben hervor, wo in der Folge die Sozialdemokratie zur Frage des Staatsmonopols Stellung zu nehmen hatte.

In schärfster Opposition stand sie zu den dem Branntweinmonopol wesensverwandten Forderungen des Antrages Kanitz. Um den Rittern von der traurigen Ökonomie, wie ein Redner der Sozialdemokratie sie im Reichstag nannte, einen die Produktionskosten beträchtlich übersteigenden Mindestpreis zu sichern, sollten Einkauf und Verkauf des zum inländischen Verbrauch bestimmten fremdländischen Getreides einschließlich der Mühlenfabrikate auf Rechnung des Reiches erfolgen, sollten die Verkaufspreise des Getreides nach den inländischen Durchschnittspreisen der Periode 1850 bis 1890, die Verkaufspreise der Mühlenfabrikate nach dem wirklichen Ausbeuteverhältnis auf Grund der Getreidepreise bemessen werden. Die volle Tragweite des Antrages erhellt jedoch erst aus seinen Beziehungen zur bimetallistischen Agitation jener Zeit. Besaßen ja die Großgrundbesitzer als Schuldner der Banken und Großkapitalisten ein lebhaftes Interesse daran, die in teurem Golde kontrahierten Schulden in billigem Silber zurückzuzahlen. Getreidemonopol und Geldentwertung aber würden von verschiedenen Richtungen her die Preise der Lebensmittel stark in die Höhe getrieben, würden die Lebenshaltung der Arbeiterschaft aufs nachhaltigste beeinträchtigt haben.

Jene Grundfrage beherrschte auch die Debatten über das Agrarprogramm von 1895, die für die Stellungnahme der Sozialdemokratie zur Frage des Staatsmonopols gleichfalls in mancher Hinsicht bedeutsam sind. In den Entwürfen der vom Frankfurter Parteitag eingesetzten Unterausschüsse fand sich die Forderung voller Verstaatlichung für wichtige Gewerbszweige. So sollten auf das Reich übernommen werden die gesamte Mobiliar- und Immobiliarversicherung, Bau- und Instandhaltung der öffentlichen Straßen, Wege und Wasserläufe, die Vermittlung des Hypothekarkredits mitsamt allen Hypotheken und Grundschulden. Die Umwandlung des Besitzes der toten Hand, der Stiftungen und Kirchengüter, der Privatwälder in öffentlichen Besitz, die Aufhebung der Fideikommisse würden der Verstaatlichung des Grund und Bodens den Weg geebnet, die vom süddeutschen Unteraus-

schuß verlangte planmäßige Organisation der Volksernährung unter fortschreitender Einflußnahme des Staates auf die landwirtschaftliche Produktion und den Vertrieb ihrer Erzeugnisse auch den Handel mit landwirtschaftlichen Erzeugnissen allmählich in die Hand des Staates gebracht, die Gewährung unentgeltlicher tierärztlicher Hilfe und Heilmittel zur Verstaatlichung des Veterinärwesens geführt haben.

Weit entfernt, die kapitalistische Entfaltung der Landwirtschaft zu unterbinden, hätte die Verwirklichung jener Maßnahmen sie zunächst im größten Stile ermöglicht. Wären doch alle Hindernisse weggeräumt gewesen, die der Entwicklung der Differentialrente, mittels deren das Kapital sich die landwirtschaftliche Produktion unterwirft, im Wege standen. Die Verstaatlichung des Bodens zumal hätte nicht nur die Macht der Junker an der Wurzel zerschnitten: sie hätte der fortgesetzten Verwandlung der differentiellen in absolute Rente zum überwiegenden Vorteil einer Grundaristokratie einen Riegel vorgeschoben. Der Grundeigentümer, ein wesentlicher Funktionär der Produktion in der antiken und mittelalterlichen Welt, ist in der industriellen nicht minder ein Schädling wie das auf der Gemarkung ruhende Gemeineigen am Grund und Boden, das der Trennung des Arbeiters von diesem wichtigsten Produktionsmittel am wirksamsten entgegensteht. Beides, die Verdrängung der Besitzer und Arbeiter aus dem Grundbesitz und der Grundbenutzung wird am völligsten in der Form des Staatseigens erreicht. Die radikale Bourgeoisie Frankreichs und Englands ging denn auch theoretisch zur Leugnung des privaten Grundeigentums fort, das sie vermöge des Staatseigentums zum Gemeineigentum der Bourgeoisklasse, des Kapitals machen wollte, wenngleich in der Praxis früh die Erkenntnis siegte, daß Angriffe auf die eine Eigentumsform höchst bedenklich für die anderen werden. Ausgenommen die im süddeutschen Entwurf geforderten Lehngüter, die Ausleihe von Staatsgrund an Selbstwirtschafter gegen Naturalzins — konnten sie doch zur Handhabe werden, die vom Grafen Kanitz bezweckte Garantie der Mindestpreise durch Teilverstaatlichung des inländischen Getreidehandels zu erreichen —, ließ sich vom Gesichtspunkt der ökonomischen Theorie gegen das Agrarprogramm kaum etwas einwenden. Auch sein entschiedenster Kritiker, Kautsky, macht in seiner »Agrarfrage« eine Reihe von Verstaatlichungsvorschlägen, wie der Hagel- und gegebenenfalls der Viehversicherung, des Schul-, Armen- und Wegewesens, des Heilwesens, der Wasserkräfte und des Waldes, befürwortet eine Reihe von Maßnahmen, die, wie die Festsetzung des Pachtschillings durch Gerichtshöfe, die Aufhebung der Guts- und Jagdbezirke, generelle Einschränkung von Privatrechten, die Verstaatlichung des Bodens unmittelbar vorbereiten.

Gleichwohl wurde das Agrarprogramm verworfen, und mit Recht. Entscheidend war die politische Seite der Dinge. Wie berechtigt immer das Bestreben scheinen mochte, den Anschluß der Bauernschaft an die Junker zu verhindern, wichtiger und folgenschwerer war angesichts der gewaltigen Umwälzung, die sich auf industriellem Gebiet während der neunziger Jahre vollzog, die Behauptung, Festigung und Vertiefung der in den Großstädten gewonnenen Position, war die Verankerung der sozialdemokratischen Partei auch in den Klein- und Mittelstädten, war die Ausweitung und Ergänzung der politischen Kampfbewegung durch eine machtvolle Reformbewegung in Gewerkschaften und Genossenschaften. Und diese Sammlung der Arbeiter-

schaft war keineswegs eine in ihren Zielen und Bewegungsformen einfache Sache. Nicht allein begann von gegnerischer Seite die systematische Zersplitterung der Arbeiterschaft auf der Grundlage von Organisationen. In den Gewerkschaften tobte der heftigste Streit um die Form der Organisation, um die für die gewerkschaftliche Praxis fundamentale Frage, ob Lokalorganisation oder Zentralverband, ob Branchenorganisation, Werkverein oder Industrieverband. Nicht minder tief waren die Meinungsgegensätze hinsichtlich der Rolle und Bedeutung der Genossenschaften. Kostete es doch die herbsten Kämpfe, ehe die alte Auffassung vom Genossenschaftswesen verabschiedet und der Erkenntnis Bahn gebrochen werden konnte, daß erst im Anschluß an starke Konsumentenvereine sich die Produktion beeinflussen und schließlich zur Eigenproduktion gelangen läßt. Die Meinung zudem, als könne das Agrarprogramm den Wettbewerb um den Kleinbauern mit der Schutzzollagitation wirksam aufnehmen, war eine Utopie. Besteht doch zwischen Industrie und Landwirtschaft die tiefgehende Verschiedenheit, daß die Warenpreise nach den gleichen kapitalistischen Marktgesetzen dort vermöge des technischen Fortschritts durch das wohlfeilere, hier infolge der verschiedenen Bodenfruchtbarkeit durch das teurere Produkt bestimmt werden. Das Agrarprogramm wollte die Preissteigerung abschwächen, indem es einer höheren kapitalistischen Produktionsstufe die Bahn öffnete. Dagegen griff die Schutzzollagitation jene Preistendenz auf, um bewußt alle die Eigentumsinteressen und Eigentumsinstinkte anzurufen, die das Agrarprogramm nicht minder bewußt verletzte.

III.

Praktisch wurde die Frage der Verstaatlichung für die Sozialdemokratie zuerst auf dem Gebiet der »Kulturinteressen«, bei Fragen, die die Gesellschaft als Gesamtheit berühren. Da die Verkaufsfähigkeit der Konzessionen infolge des damit verknüpften Grundstückswuchers zu einer schreienden Bewucherung der Kranken geführt hat, vertrat die sozialdemokratische Reichstagsfraktion wiederholt den Antrag auf Verstaatlichung der Apotheken. In gleicher Weise trat sie für Verstaatlichung des Privatversicherungswesens ein: so beim Reichsgesetz über die privaten Versicherungsunternehmungen, das die Staatsaufsicht über die Versicherungen brachte, während der großen sozialpolitischen Debatte 1907, bei Schaffung der Privatbeamtenversicherung. Die Zusammenlegung der Personen- und Vermögensversicherungen würde das Privatversicherungswesen wesentlich vereinfachen und da die Prämiensummen sich auf viele hundert Millionen Mark belaufen, die Inangriffnahme neuer Versicherungszweige ermöglichen. Des ferneren wollte die Sozialdemokratie bei Beratung des Gesetzentwurfes über Schlachtvieh- und Fleischbeschau die Unkosten der Beschau aus öffentlichen Mitteln bestritten und eine obligatorische staatliche Viehversicherung eingeführt wissen. Freilich benutzten die Agrarier, unterstützt von einem Teil des Zentrums und der Nationalliberalen, die Gelegenheit, das Volk erneut auszubeuten, wie sie auch den Antrag auf Verstaatlichung der Schlachtviehversicherung niederstimmten. Gleichwohl war es der Anregung der Sozialdemokratie zu danken, wenn sie für angezeigt hielten, »daß in Ergänzung des Gesetzes über die Schlachtvieh- und Fleischbeschau durch Landesgesetze öffentliche Schlachtviehversicherungen unter Heranziehung öffentlicher Mittel« eingerichtet würden.

Für Erweiterung des Staatsbetriebes und Zentralisation der Landesmonopole im Reichsmonopol trat die Sozialdemokratie auf dem Gebiet des Verkehrswesens ein. Eine Subventionierung der transozeanischen Schiffahrtslinien, die lediglich den Aktionären zugute kam, lehnte sie ab. Dagegen stimmte sie dem Gesetz zu, das dem Reiche das Telegraphenregal erteilte. Auch die Abschaffung der städtischen Privatposten wurde von der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion sofort befürwortet, da, wenn die Postverwaltung Verkehrserleichterungen und Verkehrsverbilligungen im ganzen Reiche herbeiführen solle, die großen Zentren des Verkehrs nicht teilweise privatkapitalistischer Postwirtschaft überlassen bleiben können. Sie machte die Zustimmung zum Regierungsentwurf lediglich davon abhängig, daß das Stadtbriefporto herabgesetzt, die bei Privatposten Angestellten in den Reichsdienst übernommen oder angemessen entschädigt und die Sonntagsbestellung von Zeitungen durch Private in gleichem Umfang wie durch die Post gesichert würde. Auch das Gesetz über die Funkentelegraphie, das Errichtung und Betrieb von Telefunkenanlagen an die Genehmigung des Reiches bindet, sowie das Telegraphenwegegesetz, das der Reichsverwaltung das Recht verleiht, öffentliche, im Eigentum von Gemeinden, Kreisen und Privaten befindliche Wege zur Anlage von Telegraphen- und Kabelleitungen zu benutzen, fanden die Zustimmung der Sozialdemokratie. Bestehende Besitzrechte regelte man in dem Sinne, daß Störungen und Behinderungen vorhandener Anlagen vermieden oder von der Reichsverwaltung entschädigt wurden. Namentlich mußte für die Gemeinden Sicherheit geschaffen werden, »daß ihre elektrischen Kraft-, Verkehrs- und Beleuchtungsanlagen, gleichviel, ob dieselben im Straßenniveau, über oder unter der Erde liegen, vor Störungen durch neu zu errichtende Reichsanlagen geschützt werden und daß Kosten, welche durch Schutzvorrichtungen solcher Anlagen oder durch etwa notwendig werdende Verlegung derselben entstehen, von der Telegraphenverwaltung getragen werden«.

Im Gegensatz zur Haltung am Ende der siebziger Jahre sprach sich die Sozialdemokratie auf dem Parteitag zu Mainz (1900) für Übernahme der Bahnen auf das Reich aus. Da die Verkehrspolitik im Deutschen Reiche der einheitlichen Organisation entbehre, ohne wirksame Beeinflussung durch die Volksvertretung nach fiskalischen Gesichtspunkten geleitet werde, jeder Erleichterung des Verkehrs unter den verschiedensten Hinsichten sich versage, sei eine einheitliche deutsche Verkehrspolitik »durch Übernahme der Eisenbahnen auf das Reich unter Verwerfung des vornehmlich in Preußen großgezogenen Verwaltungsprinzips« geboten. Den Ausbau eines deutschen Wasserstraßensystems durch das Reich befürwortete man dagegen lediglich »im Notfall«, da kein Anlaß sei, die Geschäfte der rheinisch-westfälischen Industriemagnaten zu betreiben. Die süddeutschen Delegierten hatten der Entschließung hinsichtlich der Eisenbahnen widersprochen. Da Miquel unter Zentralisation der Verwaltung eine Eisenbahngemeinschaft erstrebte, die den Einzelstaaten die Eigentumsrechte ließ, aber die Leitung in die Hände Preußens spielte, hegte die Sozialdemokratie jenseits des Mains für die damals lebhaft propagierte süddeutsche Eisenbahngemeinschaft nicht geringe Sympathien. Es sei nicht richtig, den Föderalismus zu ruinieren und durch Zentralisierung des Bahnwesens den grimmigsten Gegner, die preußische Bureaukratie, zu stärken. Dagegen meinte Bebel, die gesamte Wirtschaft

der Gegenwart und das ganze moderne Leben trügen wie überhaupt der große Nationalstaat die Zentralisation des Verkehrswesens als notwendige Konsequenz in sich. »Wir wären keine modernen Menschen, wenn wir diesen Standpunkt nicht anerkennen wollten.« »Je mehr wir den Partikularismus und die einzelstaatliche Selbständigkeit unterstützen, gehen wir Hand in Hand mit dem preußischen Junkertum und dem Zentrum.« Es liege im Zuge der Zeit, »den Einfluß des Reiches zu stärken«.

Inzwischen rollte der kapitalistische Produktionsprozeß neue Probleme auf. Beim Kampfe um die Finanzumwälzung an der Wende der siebziger Jahre hatte Bismarck sein Ziel, das Reich von den Bundesstaaten finanziell selbständig zu machen, in den wesentlichen Stücken erreicht. Aber angesichts jener Haltung der bürgerlichen Parteien, die alle reinen Finanzzölle abwiesen, um die Befriedigung der Reichsbedürfnisse von der Entfaltung des Schutzzollsystems und damit von steigender Bereicherung der Reichen abhängig zu machen, besorgte der Erfolg Bismarcks zunächst die Geschäfte des großen Kapitals und erst in zweiter Reihe die der Reichsfinanzen. Der Schutzzoll gewährte die Möglichkeit, durch Steigerung der Inlandpreise die Preise des Weltmarktes zu unterbieten, und trieb zum Kapitalexport. Er beschleunigte die Konzentration des Kapitals und kartellierte die Industrie, deren höchstkonzentrierte Zweige — Elektrizität, Chemie, Reederei, Textilgewerbe, Hüttenwerke — ihre Anlagen ins Ausland reckten. Umgekehrt bringt dieselbe Kapitalskonzentration, die das deutsche Kapital ins Ausland führt, das ausländische nach Deutschland. Aus der neuen Organisation des Wirtschaftslebens aber erwachsen große Kämpfe auf dem Boden der Kapitalsorganisation selber, namentlich der Kartelle. Nicht allein kämpfen die nationalen Kartelle widereinander und mit schmutzigen Mitteln häufig genug wider die Regierung des eigenen Landes. Es kämpfen die Kartelle mit ihren Außenseitern, es kämpfen die reinen mit den kombinierten Werken, es kämpfen die Kleinen mit den Großen um die Beteiligungsziffer. Und hier greift das ausländische Kapital nicht selten in die inneren Kämpfe des Kartells ein. So ist das Kartell kein ruhendes, vielmehr ein sturmbewegtes Gebilde, dem, wie es die Staatsmacht auf wichtige Gebiete beschränkt und selbst aufgehoben hat, dort, wo seine Organisation der Produktion versagt und zerfällt, nur die Staatsmacht wirksam substituieren kann.

Dem Konkurrenzkampf innerhalb einer kartellierten Industrie entsprang das Kaligesetz. Beim Zerfall des alten Kalisyndikats, der wesentlich der Beteiligung amerikanischen Kapitals geschuldet war, wollte es die Regierung mit einem Zwangssyndikat versuchen. Der dem Reichstag im Januar 1910 zugegangene Gesetzentwurf versah lediglich das Syndikatsstatut mit Zwangsbeitrittsbestimmungen. Die Sozialdemokratie konnte bei ihrem in der Kommission gestellten Antrag auf volle Verstaatlichung darauf verweisen, wie 1894 die Regierung für Preußen das gleiche Ziel verfolgt habe. Doch erklärten die bürgerlichen Parteien, der enormen Entschädigungskosten wegen den Antrag ablehnen zu müssen. Auch das darauf von den sozialdemokratischen Kommissionsmitgliedern beantragte Reichshandelsmonopol wurde abgelehnt, da eine Mehrheit dafür im Plenum nicht vorhanden sei. Das angenommene, bis 1925 gültige Gesetz setzt an Stelle eines Zwangssyndikats unter Kontingentierung des Absatzes eine Verteilungsstelle, die den einzelnen Werken die Quoten zuweist. Der Höchstpreis für den Inlandsabsatz, der

gleichzeitig den Minimalpreis für den ausländischen Verkauf bedeutet, ist festgelegt. Im Verfolg eines sozialdemokratischen Antrags müssen Einnahmen und Ausgaben in den Etat eingestellt werden. Zum Schutze der Arbeiter hatte die Sozialdemokratie eine Reihe von Bestimmungen beantragt. So sollte der Bundesrat verpflichtet sein, den Abschluß von Tarifverträgen auf Grund von Minimallöhnen und Maximalarbeitszeiten zu fördern; über die Ausführung der Verträge sollten im Gesetz vorgesehene Berufungskommissionen entscheiden. Doch wurde nur erreicht, daß Werke, die im Vergleich zum Durchschnitt von 1907/09 den jährlichen Durchschnittslohn senken oder die Arbeitszeit verlängern, sich für das folgende Jahr eine Kürzung der Beteiligungsziffer im Verhältnis zur stärksten Lohnminderung oder Arbeitszeitverlängerung, im mindesten jedoch um 10 Prozent, gefallen lassen müssen. Von diesen Bestimmungen werden diejenigen Werke nicht betroffen, wo zwischen Besitzern und Arbeitern Tarifverträge bestehen, sofern diese in geheimer Abstimmung von den Arbeitern gebilligt sind und keine Bestimmungen wider das Koalitionsrecht enthalten. Bei Entscheidungen über Quotenkürzungen wirken zwei Vertreter der Arbeiter mit, die aus den Belegschaften von den Arbeitervertretern der Knappschaftsberufsgenossenschaft nach näheren Bestimmungen des Bundesrats gewählt werden. Die sozialdemokratische Fraktion stimmte um dieser neuen Rechtsprinzipien willen und weil mit reichsgesetzlicher Regelung des Bergwesens der Anfang gemacht wurde, dem Gesetz zu.

Auf staatliche Regelung der Produktion zielen großenteils auch die sozialdemokratischen Forderungen ab, die Eingriffe in Gewerbszweige von Reichs wegen wünschen. In erster Reihe gilt dies von der alten Forderung eines Reichsberggesetzes. So erklärte Hue bei der Beratung des Kaligesetzes: »Wir verlangen, daß der Staat die Repräsentanz der Gemeinschaft, die Ausnützung der Bodenschätze übernimmt. Dann hört die unnatürliche Verteuerung der Kohlen und Salze, dann hört die Ausnützung der Landwirtschaft, der Industrie durch eine Handvoll Monopolisten auf.« Dabei kommen verschiedene teils sich widersprechende Gesichtspunkte in Frage. Mit Recht wird gefordert, daß Verstaatlichung die technische Fortentwicklung nicht hemme. Ist ja ständige Ausdehnung der kapitalistischen Produktion, ihre stete Reproduktion auf erweiterter Stufenleiter die Voraussetzung für die Beschäftigung der im Produktionsprozeß immer wieder freigesetzten Hände. Nicht nur mit Bezug auf Organisierung, Betriebssicherheit und Beschaffung der Mittel bildet für Riesenbetriebe vom Schlage der Post und der Eisenbahnen das Staatsmonopol den gegebenen Boden, die Erweiterung des Postregals förderte die kapitalistische Entwicklung und diente mittels des wirtschaftlichen Fortschrittes der gesamten Arbeiterklasse, wiewohl der Staatsbetrieb von heute sich auf das Doppeljoch wirtschaftlicher Ausbeutung und politischer Rechtlosigkeit gründet. Auf der anderen Seite wird man freilich nicht sagen dürfen, daß Rücksichten auf den Stand der Technik bei etwaiger Verstaatlichung unter allen Umständen und allein ausschlaggebend seien. Wie Lassalles wirtschaftliche Pläne an das Jahr 1848 anknüpften, die Berufsbewegung im Anschluß an die Zunftorganisation und großenteils im Kampfe für Aufrechterhaltung der Schranken entstand, die die zünftige Gebundenheit dem Ausgreifen des Kapitals entgegenstellte, bedeutet auch der Kampf der Arbeiterschaft für Tarife und Schutzgesetze eine

Störung, eine ständige Hemmung der kapitalistischen Akkumulation. Der sich überstürzenden Bewegung der Produktionsmittel stellt sich die der Menschen, stellt sich die politische und wirtschaftliche Bewegung der Arbeiterschaft entgegen. Gerade darin, daß sie den Kapitalprozeß in humane Formen zu bannen sucht, daß sie der schrankenlosen Akkumulation das Prinzip entgegenstellt, daß die Produktionsmittel nicht des Kapitals, sondern der Menschen, der Gesellschaft wegen da sind, daß der Terror monopolistisch gehandhabter Produktionsmittel, der die Lebensfunktion der Gesellschaft im Kerne angreift, nicht minder reaktionär ist als die Verkümmerung der Lebenshaltung durch technischen Stillstand, gerade hierin kündigt sie das Prinzip der Zukunft, des Sozialismus an.

Gerade die Steuergesetzgebung hat die Kartellierung auch in den Konsummittelindustrien — so hinsichtlich Spiritus und Zigaretten — beschleunigt. Gleiches gilt von der Zündholzindustrie. Damit hängt es zusammen, wenn die Regierung bei dem Steuerraubzug von 1909 ein zweites Mal den Vorschlag eines Branntweinmonopols machte. Ankauf und Verkauf von Branntwein und im Zusammenhang damit die Branntweinreinigung und Denaturierung, mit einem Worte der gesamte Zwischenhandel sollten auf das Reich übertragen, dagegen die Herstellung von Branntwein sowie Weiterverarbeitung und Vertrieb des von der Reichsverwaltung veräußerten Branntweins der freien Gewerbetätigkeit überlassen bleiben. Es hätte das Reich die Einnahmen aus der Spiritusbesteuerung um hundert Millionen jährlich gesteigert, während den Junkern die alte Liebesgabe erhalten blieb. Überdies war es der Regierung in die Hand gegeben, jederzeit durch Heraufsetzung der Spirituspreise sich und den Junkern höhere Einnahmen zu verschaffen. Die Verwaltung des Monopols sollte durch ein dem Reichskanzler unterstelltes Vertriebsamt geschehen, dem für wichtigere Entschließungen ein Beirat aus zwanzig je zum vierten Teil von Bundesrat, Reichstag, den landwirtschaftlichen Brennern und vom Reichskanzler ernannten Mitgliedern zur Seite gegeben war. Das Projekt stieß wie die ganze Steuerplünderung auf den entschlossenen Widerstand der Sozialdemokratie. Die Verstaatlichung der genannten Industrien legt die Gefahr nahe, daß den Fabrikanten der bisherige Profit in sichere Staatsrenten verwandelt und der Bewucherung des Konsums im Sinne der Bismarckschen Finanzzölle die Tür geöffnet wird. Umgekehrt kann die Verstaatlichung jedoch auch dazu dienen, wichtige Lebensmittel zu entlasten oder um große soziale Reformen, wie die Durchführung einer wirklichen Witwen- und Waisenversicherung, in Angriff zu nehmen. Es kann ferner, wie dies beim Petroleum gegenwärtig der Fall ist und in der Zigarettenindustrie droht, der inländische Markt unter die Herrschaft des ausländischen Kapitals geraten und diesem eine Preisdiktatur zufallen. In dem einen wie in dem anderen Falle wird die Sozialdemokratie eine Verstaatlichung nicht ablehnen, sofern Gewähr geboten ist, daß bei der Preisfestsetzung die Interessen der Konsumenten gebührende Berücksichtigung finden und die Wirksamkeit der Arbeiterorganisationen nicht beschränkt wird.

Denn auch bei der Verstaatlichung ist es für die Arbeiterbewegung eine Lebensfrage, das vorhandene Maß von Bewegung zu erhalten und zu erhöhen. Dazu bedarf es neben der Erleichterung und Verbilligung des Konsums der strikten Durchführung und des Ausbaus des Arbeiterschutzes, der

Verwirklichung des konstitutionellen Betriebs auf Grundlage des Tarifvertrags. Vor allem aber gilt es, die Wirkungsmöglichkeiten der Organisationen selbst zu erweitern. Und zwar ist dies um so wichtiger, als in dem großen Kampfe um die Verstaatlichung, in den wir mehr und mehr eintreten, diese nicht nur Objekt, sondern auch Mittel und Waffe ist. Kartellgewalt, die geschlossene Zweige der gesellschaftlichen Produktion regelt, ist öffentliche Gewalt; für das Unternehmertum bedeutet Verstaatlichung und kann nur bedeuten Potenzierung der bestehenden Kapitalsgewalt. Das Monopol kann somit zur Handhabe werden, die Entfaltung der Konsumvereine zu hemmen, den Einfluß der Gewerkschaften auf die Tarifverträge ganzer Produktionssphären zu brechen und in mannigfach anderer Weise das Wirkungsgebiet der Arbeiterbewegung zu beschränken. Auch die Verstaatlichung kann für die Organisationen der Arbeiterschaft und die Gewerkschaften zumal die Nötigung enthalten, zur Wahrung ihres Einflusses und ihrer Stellung innerhalb der Gesellschaft auf Leben und Tod zu kämpfen. Wie die Verstaatlichung Ökonomie und Politik ineinander verfließen läßt, so verfließen in dem Ringen um ihren Inhalt notwendig auch die Grenzen und damit die Methoden des politischen und wirtschaftlichen Kampfes.

Taylorsystem und Arbeiterschaft.

Von **Ernst Meyer.**

Die Debatte über das Taylorsystem[1] ist in Arbeiter- und sonstigen sozialpolitisch interessierten Kreisen jetzt so weit gediehen, daß an die Aufgabe herangegangen werden kann und muß, die Stellungnahme der modernen Arbeiterbewegung für oder gegen das System im einzelnen zu begründen und die praktischen Folgerungen aus dieser zunächst theoretischen Beurteilung zu ziehen. Daß die Einführung dieses Systems sich auch in Deutschland durchsetzen wird, kann keinem Zweifel unterliegen. Meinungsdifferenzen können dagegen schon (nicht nur zwischen Arbeitern und Unternehmern) über die volkswirtschaftlichen und sozialpolitischen Wirkungen der »wissenschaftlichen Betriebsführung« (wie Taylor sein System nennt) entstehen, und die Mittel zur Bekämpfung der neuen Ausbeutungsmethode sind noch nicht einmal theoretisch herausgeschält worden, geschweige denn, daß hier bereits einheitliche Richtlinien festgelegt wären. Der diesjährige Gewerkschaftskongreß würde sich ein Verdienst erweisen,

[1] Über das Taylorsystem unterrichtet man sich am besten in den Schriften Taylors selbst. Von den in deutscher Sprache vorliegenden Werken ist in erster Linie zu empfehlen: Taylor, Die Grundsätze wissenschaftlicher Betriebsführung (deutsch von Rudolf Rösler). München und Berlin 1913, Verlag Oldenbourg. 3,50 Mark. (Im Text zitiert als »Grundsätze«.) Ferner sind zu nennen: Taylor, Die Betriebsleitung (übersetzt von Wallichs). Berlin 1914, Julius Springer. 3. Auflage. 6 Mark. Wirz, Taylors Betriebssystem. Zürich 1913. 1 Mark. Seubert, Aus der Praxis des Taylorsystems. Berlin 1914, Julius Springer. 7 Mark. Aufsätze mehrerer Autoren in der Zeitschrift »Technik und Wirtschaft« (Jahrgang 1913; besonders im Augustheft). Teilprobleme des Taylorsystems behandelt auch Münsterberg, Psychologie und Wirtschaftsleben. Leipzig 1913, Barth. 2. Auflage. 3,50 Mark. Zur kritischen Beurteilung des Systems brachte das »Korrespondenzblatt der Generalkommission« (Jahrgang 1913 und 1914) einzelne Mitteilungen.

wenn er auf die nächste Tagesordnung ein Referat mit daran anschließender ausführlicher Diskussion über die sozialpolitische Seite des Taylorsystems setzen würde, um der Anbahnung einer geschlossenen Taktik auch in dieser Frage vorzuarbeiten.

In Arbeiterkreisen ist die Beurteilung allgemein verbreitet, daß die Einführung des Taylorsystems die Lage der Arbeiterschaft verschlechtern wird. Diese Auffassung teile ich im allgemeinen vollkommen. Trotzdem darf meines Erachtens bei der praktischen Stellungnahme zu einzelnen technischen und organisatorischen Neueinführungen im Fabrikbetrieb nicht übersehen werden, daß das System Änderungen mit sich bringen *kann*, die auch im Interesse der Arbeiterschaft liegen. So berichtet W. Eggert im »Korrespondenzblatt« (Nr. 9 vom 28. Februar 1914), daß in der Automobilzünderfabrik von R. Bosch, Stuttgart in einer Abteilung, wo Drähte zu wickeln sind, die Arbeiter häufig an den Augen erkrankten; die Erkrankungen hörten auf, als auf Rat eines Arztes die Farbe des Drahtes (wohl der Drahtbewicklung) geändert wurde. Das Vorkommen derartiger Verbesserungen der Arbeitsbedingungen wird von Taylor und seinen Anhängern natürlich nach Bedeutung und Umfang überschätzt. Aber es zeigt doch, daß noch nicht jede organisatorische oder technische Änderung, die als Ausfluß des Taylorsystems erscheint, von den Arbeitern abgelehnt werden muß. Der Kampf gegen das System könnte nur abgeschwächt und unwirksam gemacht werden, wenn unzweifelhafte Verbesserungen (die natürlich oft schwieriger zu erkennen sein werden als in dem oben erwähnten Beispiel) ebenfalls zurückgewiesen werden.

Nun beruht das Taylorsystem ja selbst nach Auffassung seiner Hauptförderer nicht auf *einem* Prinzip, sondern stellt nach Taylor ein *System* von Grundforderungen dar, deren praktische Anwendung im einzelnen nicht schematisiert werden darf. Um so schwieriger ist es natürlich für die Arbeiterschaft, die jetzt nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten getroffenen Maßnahmen des Unternehmers auf ihre Wirkung hin richtig zu beurteilen. Die Bedeutung und Notwendigkeit der von den Arbeiterorganisationen betriebenen *Bildungsarbeit* rückt unter diesem Gesichtswinkel in ein neues Licht. Es wird zu erhöhter Pflicht, technische und ökonomische Aufklärung zu verbreiten. Besondere Kurse für Funktionäre und die Werkstättenvertrauensmänner werden eine Hauptaufgabe in dem Studium der neuen Ausbeutungsmethoden sehen müssen. Auch der Zentralbildungsausschuß und die Bezirks- und örtlichen Bildungsausschüsse von Partei und Gewerkschaften werden diesen neuen Aufgaben mehr Rechnung tragen müssen, selbst wenn dabei gelegentlich ein Kursus über deutsche Literatur im achtzehnten Jahrhundert oder das moderne Drama zurückstehen müßte.[2] Daneben werden die von einigen Gewerkschaftsblättern eingerichteten fachtechnischen Beilagen, die eine Nachahmung durchaus verdienen, durch laufende Berichterstattung über neue Arbeitsmethoden gute Aufklärungsdienste leisten können.

Von der richtigen Einsicht in die Art der mit dem Taylorsystem verknüpften Schäden hängt es wesentlich ab, *wie* der Kampf gegen das System zu führen ist. Die *Gefahren für Gesundheit und Leben* der Ar-

[2] Genosse *Woldt*, der das Verdienst hat, auch in seinen Schriften auf die Bedeutung des Taylorsystems und die dadurch notwendige Änderung der Gewerkschaftstaktik hingewiesen zu haben, hält bereits solche Kurse über moderne Industrieprobleme vor Arbeitern gleicher Branche ab.

beiter liegen für die Beurteilung des Systems am nächsten und sind daher auch am häufigsten erörtert worden. Taylor und seine Anhänger wehren sich allerdings mit aller Energie gegen den Vorwurf, die »wissenschaftlich geleitete« Ausbeutung führe zu einer Überanstrengung der Arbeiter. Im Gegenteil, das System *verbiete* geradezu eine plumpe Überspannung der an den Arbeiter gestellten Anforderungen. Die peinliche Messung der Arbeitsleistung führe vielmehr dazu, das zulässige Maximum, soweit es ohne Schädigung des Arbeiters zu erreichen ist, auf Grund der genauen Untersuchung der physiologischen und psychischen Veranlagung abzustecken. Es mag genügen, dieser Behauptung die Ausführungen der »*Rheinisch-Westfälischen Zeitung*« entgegenzustellen. Das Scharfmacherorgan schrieb am 23. März 1913 in einem Leitartikel über »Das Taylorsystem«:

In der Theorie blendet dergleichen, in der Praxis sind jedoch *Überspannungen gar nicht zu vermeiden*. Und sie können sehr leicht zu gesundheitlichen Schädigungen, zu einem *Kräfteverlust der Rasse* führen, an der nun *Raubbau* getrieben wird. Denn wenn auch Taylor *behauptet*, daß *er* niemals das theoretisch ermittelte Höchstmaß an Arbeitsleistung beanspruchen werde — wer sichert, daß andere, weniger Vernünftige seinem Grundsatz folgen?

Das Prinzip der Auslese der *besten* Arbeiter und der Bemessung der Anforderungen nach ihren *höchsten* Leistungen führt zum mindesten zu einer Überspannung der Leistung bei den weniger gut Veranlagten, die sich überanstrengen müssen, um die Höchstleistung zu erzielen und ihr Brot zu behalten. Aber selbst bei den der Konstitution nach Fähigsten: muß nicht eine *dauernde* Maximalanspannung im Laufe der Zeit eine Erschöpfung herbeiführen, wenn auch gegenwärtig von gesundheitlichen Schädigungen noch nichts zu spüren ist? So weit sind die physiologischen Untersuchungen noch nicht gediehen, daß man sagen dürfte, Schädigungen treten überhaupt nicht ein, wenn sie im ersten Viertel- oder halben Jahre nicht beobachtet werden können. Die Sterblichkeitsstatistik zeigt zum Beispiel, daß sich Berufe nach der Lebenswahrscheinlichkeit trennen, die sich, wie Lehrer und selbständige Kaufleute, in dem Maße der von ihnen geleisteten Arbeit doch recht wenig unterscheiden. Die Außerachtlassung jeder körperlichen Indisposition (die auf ein Maximum von Arbeitsleistung eingestellte Maschine verringert ihr Tempo nicht), die Bedrohung jeder Minderleistung mit Lohnabzügen (wie sie Taylor fordert), die Isolierung von den Arbeitskollegen, die Mechanisierung des Arbeitsprozesses infolge der aufs äußerste getriebenen Arbeitsteilung und anderes *müssen* zu einer stärkeren Kraftausgabe führen, als es ohne die »wissenschaftliche Betriebsleitung« bereits geschieht. Dieser »Erfolg« ist eine notwendige Konsequenz des Prinzips, »die höchste Ergiebigkeit, den höchsten *Nutzeffekt des Arbeiters* zu erzielen« (Taylor, Grundsätze, S. 10), wenn man nicht die Leistungsfähigkeit des Arbeiters in seiner *ganzen* Lebenszeit, sondern nur die *im Moment* zugunsten *eines* Unternehmers genutzte Leistung berücksichtigt. Weil Taylor überhaupt nie an das soziale Interesse denkt, den Arbeiter während seines ganzen Lebens gesund und arbeitsfähig zu erhalten, erscheint ihm das »Sich-Drücken« als das größte Übel, das den Charakter der Arbeiter verdirbt, während er das unbeschränkte Sich-ausbeuten-Lassen im Dienste eines Unternehmers mit dem moralischen Lob einer »ehrlichen« und »fairen« Leistung bedenkt. (Grundsätze, S. 23 und 13.)

Die Außerachtlassung der sozialen Wirkungen ist für Taylor charakteristisch. Über den Einwand, daß die Arbeitslosigkeit durch die mit der Einführung seines Systems verbundene Steigerung der Produktivität zunehme, setzt er sich zum Beispiel mit der ökonomisch haarsträubenden Retourkutsche hinweg:

Tatsache ist, daß der Hauptgrund für den großen Prozentsatz Arbeitsloser in England darin zu suchen ist, daß die englischen Arbeiter mehr als in irgend einem anderen zivilisierten Lande vorsätzlich ihre Produktion niedrig halten, veranlaßt durch den Trugschluß, daß es gegen das Interesse eines jeden sei, sich nach Möglichkeit anzustrengen. (Grundsätze, S. 154.)

Die Entlassung von überflüssig werdenden Arbeitern wirkt sozial um so grausamer, als ja die Auslese, die das Taylorsystem trifft, bei der weitgetriebenen Arbeitsteilung sich nur auf die Eignung für einige Teilarbeiten bezieht. Selbst im kapitalistischen Großbetrieb galt der intelligente und fleißige Arbeiter bisher noch als der brauchbarste. Das Taylorsystem bringt eine so große Spezialisierung der Arbeitseignung mit sich, daß die Persönlichkeit als Ganzes kaum noch eine Rolle spielt. So führte die Feststellung des »persönlichen Koeffizienten« (das heißt der Veranlagung) von Stahlkugelnprüferinnen dazu, daß gerade viele von den intelligentesten, fleißigsten und ehrlichsten Mädchen entlassen wurden, lediglich weil ihnen schnelle Wahrnehmung und Entschlußfähigkeit bei dieser einen Arbeit fehlten. (Grundsätze, S. 94.)

Neben den bisher erörterten gesundheitlichen und sozialen Schäden (im engeren Sinne) führt aber das Taylorsystem noch eine Reihe von anderen mit sich, die ich als organisatorische Schäden bezeichnen möchte. Bei Taylor und seinen Anhängern spielt die Behauptung eine große Rolle, daß die »wissenschaftliche Betriebsführung« ein »harmonisches Verhältnis von Arbeitgebern und Arbeitnehmern« herbeiführe. Taylor rühmt sich, daß bereits 50 000 Arbeiter nach seinen Prinzipien arbeiten, daß aber in den dreißig Jahren, die seit Einführung des Systems verstrichen sind, kein einziger Ausstand in diesen Betrieben stattgefunden habe. Die gelbe Bewegung würde demnach auch durch die Organisation des Fabrikbetriebs, wie sie Taylor fordert, eine Stärkung erfahren.

Es liegt im Wesen des Taylorsystems, das jeden einzelnen Arbeiter bis zur Höchstleistung antreiben will, den Arbeiter individuell zu behandeln, das heißt natürlich nur so weit, als die Individualität für den Unternehmer nutzbar gemacht werden kann. Einführung und Durchführung des Systems hängen wesentlich davon ab, ob es gelingt, den einzelnen Arbeiter zu isolieren. Diese Isolierung soll sich nach Taylor auf die physische und psychische Stellung des Arbeiters erstrecken. »Das neue System macht es zur unbeugsamen Regel, bei Verhandlungen mit Arbeitern immer nur einen einzelnen Mann auf einmal vorzunehmen.« (Grundsätze, S. 45.) Die Ausschaltung der Arbeiterorganisation aus den Beziehungen zwischen Arbeitern und Unternehmern ist eine der gefährlichsten Seiten des Taylorsystems. Nun haben sich die Unternehmer wohl schon immer gegen die »Einmischung« von »Arbeiterhetzern« gewandt. Aber zu der bloßen Gewalt, die brutal jede Vermittlung von Vertrauensleuten der Arbeiter ablehnte, kommen bei dem Taylorsystem allerlei fein ausgeklügelte und nicht leicht erkennbare Mittel hinzu, die den Proletarier in seiner

ganzen Arbeit isolieren. Zum Teil sind es Lockmittel, die unaufgeklärten Arbeitern die Trennung von ihren Kollegen im eigenen Interesse wünschenswert erscheinen lassen. In dieser Richtung wirkt zum Beispiel das von Taylor empfohlene Differentiallohnsystem, das neben Grund- (Stunden-) Lohn für Besserleistungen Prämien, für schlechte Leistungen, die unter einem gewissen »Pensum« bleiben, Strafen vorsieht. Taylor will das Raffinement dieser Entlohnungsmethode so weit treiben, daß er bei einfachen und unentwickelten Charakteren wie jungen Mädchen und Kindern die Gewährung einer greifbaren Belohnung nach jeder Stunde »guter« Arbeit empfiehlt! (Grundsätze, S. 99.) Alle Errungenschaften der Arbeiterorganisationen (Tarifverträge usw.) müssen natürlich bei einem derartigen System verloren gehen, wie auch das rein geistige Band der Solidarität dabei Schaden nehmen kann.

Die Untergrabung des Gemeinschaftsgefühls — Taylor nennt das beschönigend »individuelle Behandlung« — wird durch die räumliche Trennung der Arbeitenden gefördert. Taylor verabscheut das Rotten- oder Gruppensystem. Bei der Massenarbeit sinke der Nutzeffekt des einzelnen auf das Niveau des Schlechtesten oder gar noch tiefer. Daher verlangt er, daß die Arbeitsplätze räumlich getrennt werden, so daß jede Unterhaltung, ja sogar jede Beobachtung des einen durch den anderen unmöglich wird. Nur der Kontrollapparat oder der Kontrollmeister soll allein hinter dem Schuftenden stehen. Bei der Mechanisierung der Arbeit ist das geradezu eine Grausamkeit, aber die gesteigerte Aufmerksamkeit erhöht natürlich den Profit des Unternehmers. Die Werte, die aus gemeinsamer Arbeit entspringen und die jede vernünftige Erziehung schon beim Kinde pflegt, werden durch das Taylorsche Isolierungsprinzip absichtlich vernichtet.

Die von Taylor beabsichtigte Isolierung der Arbeiter macht nun auch den Kampf gegen sein System so schwierig. Wenn sich auch nur ein Arbeiter bereit erklärt, die Messungen an sich und seiner Arbeit vornehmen zu lassen, bekommt der Unternehmer ein Mittel in die Hand, die gesamten Arbeitsleistungen auf dieses Niveau heraufzuschrauben. Wer sich weigert, die Bedingungen (schnelleres Tempo usw.) anzuerkennen, fliegt auf die Straße. Der Unternehmer ist eben jetzt nicht mehr auf rohe Schätzungen der möglichen Leistung angewiesen, sondern er kann auf Grund der systematischen Versuche an einem Arbeiter, der durch besondere Versprechungen natürlich zu Höchstleistungen angetrieben wird, eine größere Anspannung im voraus berechnen und das Mindestmaß der Anforderungen bis auf Bruchteile selbst vorschreiben. Sollte sich überhaupt kein Arbeiter zu den Probeversuchen finden, nun, so stehen Techniker und Ingenieure zur Verfügung. So kommt dann plötzlich aus dem Kalkulationsbureau eine neue Arbeitsanweisung, die — wie Taylor und seine Anhänger selbst berichten — oft die Produktivität um 100 bis 300 Prozent steigert.

Sich der Einführung der neuen Arbeitsweise mit Erfolg zu widersetzen, ist für die Arbeiter äußerst schwierig. Meist beginnt die Anwendung der neuen Methode nur bei einem Arbeiter, im besten Falle bei den Arbeitern einer Gruppe, während andere große Teile der Fabrik unberührt bleiben. Ein Streik oder der passive Widerstand des zunächst betroffenen Teiles wird oft keinen Erfolg haben, zumal das Taylorsystem gerade die Ersetzung qualifizierter, eingearbeiteter Leute durch unqualifizierte, angelernte Arbeiter er-

leichtert. Die Gesamtarbeiterschaft des Unternehmens zum Streik zu bringen, wird viel schwerer fallen, als wenn es sich um gemeinsame Forderungen oder Übergriffe des Unternehmers gegen alle Arbeiter handelt. Die Erhöhung des Tempos zum Beispiel an einer Maschine ist kein Objekt, das sich zur Begründung eines allgemeinen Ausstandes eignet. Es kommt hinzu, daß die technischen Änderungen oft so kompliziert sind, daß es schwer halten wird, sie allen Kollegen verständlich zu machen. Das alles beweist natürlich noch nicht, daß ein Kampf um eine Taylormethode stets aussichtslos ist, sondern nur, daß wir der technischen und ökonomischen Bildung der Arbeiter erhöhte Aufmerksamkeit zu schenken haben und daß die Einrichtung des Werkstätte-Vertrauensmänner-Systems weiterer Ausgestaltung[3] bedarf. Aber es zeigt die großen Schwierigkeiten der Gegenaktion, und wir dürfen uns keiner Täuschung hingeben: das Taylorsystem wird sich durchsetzen, weil es die notwendige Konsequenz der jetzigen kapitalistischen Wirtschaftsweise auf dem Gebiet der Fabrikorganisation bildet.

Es ist selbstverständlich, daß die Ansicht von dem Siege des Taylorsystems keinen Verzicht auf den Kampf bedeutet. Die Arbeiterschaft steht aber dem Taylorsystem in ähnlicher Lage gegenüber wie der Einführung einer Maschine, die Hunderte von Arbeitern plötzlich entbehrlich macht. Kochmann hat im »Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik« (Märzheft 1914) den Vorschlag gemacht, daß die Arbeiterorganisationen selbst die Rationalisierung der Arbeit überwachen und auf Grund von Untersuchungen in eigenen technischen Bureaus mit den Unternehmern Maß und (technische) Bedingungen der Leistung verabreden. Bei dem bekannten Widerstand der Unternehmer gegen jedes gemeinsame Zusammenarbeiten mit Arbeitern und Arbeiterorganisationen ist dieser Vorschlag utopisch, obgleich in ihm der Hinweis liegt, wie man durch wissenschaftliche Untersuchungen auch im Interesse des Arbeiters technische und organisatorische Arbeitsverbesserungen feststellen kann.[4] Heute dient die rationellere Ausgestaltung der Arbeit nur dem Unternehmer. Verbesserungen für die Arbeiter treten nur vereinzelt auf, soweit sie den Profitabsichten des Unternehmers nicht widersprechen. Die Arbeiterschaft kann sich gegenüber dem Taylorsystem daher nicht prinzipiell ablehnend verhalten. Sie muß vielmehr ihre Aufgabe darin erblicken, das Wesen und die Gefahren des Systems aufzudecken und durch diese Aufklärung zugleich den Kampf gegen den Kapitalismus überhaupt zu führen.

Da die Einführung des Taylorsystems nicht abgewehrt werden kann, muß die Arbeiterschaft wenigstens seine Schäden zu mildern suchen. Dort, wo das System herrscht, ist die Verkürzung der Arbeitszeit dringlicher als je. Die ungeheuer gestiegene Ausbeutung und Ausmergelung der Arbeiter muß dadurch gelindert werden, daß die Zeit der geistigen und körperlichen Anspannung verringert wird. Die Arbeiter der Betriebe und Industrien, in denen Taylors Methoden Eingang finden, werden diese Forderung zunächst durch gewerkschaftlichen Kampf durchzusetzen suchen. Aber

[3] Für diese Forderung tritt auch Genosse Woldt ein.

[4] Es ist hier nicht möglich, im einzelnen auszuführen, daß bei vergesellschafteter Arbeitsweise die Erforschung der psychischen Bedingungen der Arbeit eine notwendige Voraussetzung für die zweckmäßigste und menschenwürdigste Inanspruchnahme der Arbeitskraft bilden wird.

ebenso wichtig ist es, daß ein gesetzlicher Maximalarbeitstag festgesetzt wird, der bereits der neuesten industriellen Entwicklung, wie sie sich im Taylorsystem manifestiert, Rechnung trägt. Gerade jetzt, wo Regierung und bürgerliche Parteien in Deutschland den Stillstand der Sozialpolitik proklamieren, ist der Ausbau der Arbeiterschutzgesetzgebung unter Hinweis auf die Gefahren des Taylorsystems dringend notwendig.

Bürgerliche Sozialpolitiker, Gewerkschaften und Klassenkampf.

Von Paul Lange.

Bei der Schaffung des Versicherungsgesetzes für Angestellte stand die große Masse der Handlungsgehilfen, Techniker und sonstigen Angestellten bis auf einen verhältnismäßig kleinen Teil hinter den bürgerlichen Parteien. Diese haben das Gesetz gegeben, um einen gewissen Abstand der Angestellten von den Arbeitern zu markieren. Man frischte durch diese Sonderversicherung wieder den Standesdünkel der Angestellten auf, der zwar langsam aber sicher abflaut. Das Bürgertum hat ein Interesse daran, die Angestellten darüber hinwegzutäuschen, daß diese sich mit den Arbeitern in gleicher wirtschaftlicher Lage befinden. Jenes Gesetz, das die Keime proletarischen Empfindens unter den Angestellten ertöten sollte, erfüllte jedoch diesen Zweck nicht. Ingrimmig schreibt die »Rheinisch-Westfälische Zeitung«, daß bei den Angestellten »die gleichen Wirkungen unserer Sozialpolitik sich mehr und mehr einzustellen scheinen«, die sich bei den für die gewerblichen Arbeiter erlassenen Schutzgesetzen gezeigt haben: »Keine Anerkennung, keine Zufriedenheit, kein Abschwächen des Radikalismus, sondern auf der ganzen Linie das Gegenteil!« Tatsächlich ist der große Haufen der Angestellten, der sich vor kurzer Zeit ein besonderes Versicherungsgesetz außerhalb der Reichsversicherungsordnung bescheren ließ, schon auseinandergelaufen. Sein radikaler Teil hat sich denjenigen Angestelltengruppen genähert, die die mit dem Sonderversicherungsgesetz bezweckten reaktionären Bestrebungen abgelehnt haben. Es ist die Forderung nach einem einheitlichen Angestelltenrecht, die den linken Flügel der Angestelltenbewegung bedeutend verstärkt hat. Und unter den Befürwortern des einheitlichen Angestelltenrechts sind viele, die für die Vereinheitlichung des gesamten Arbeitsrechtes eintreten. Hierbei handelt es sich aber nicht um eine formale Zusammenfassung des Angestellten- und Arbeitsrechtes, sondern vielmehr um seine soziale Ausgestaltung. Die bürgerlichen Parteien, die vor kurzer Zeit ein Versicherungsgesetz für alle Angestellten geschaffen haben, wollen das geforderte einheitliche Angestelltenrecht nicht gewähren. Sie glauben, mit jenem Versicherungsgesetz gerade genug getan zu haben, und denken gar nicht daran, die Angestellten nun noch in ihrer Arbeitskraft und in ihrer Menschenwürde zu schützen.

Die Jahre 1913 und 1914 sind für die Angestelltenbewegung eine Lehrzeit gewesen, wie sie sie noch nicht durchgemacht hat. Daß die herrschenden Klassen in früheren Jahren keine Sozialpolitik für Angestellte gemacht haben, konnte auf die Angestellten um deswillen nicht denselben Eindruck machen wie heute, weil diese früher selbst — und noch bis vor wenigen Jahren — die

Notwendigkeit der Sozialpolitik nicht hinreichend erkannt hatten. Jetzt aber wollen die Angestellten Sozialpolitik, und jetzt muß ihnen das ablehnende Verhalten der bürgerlichen Parteien zum Bewußtsein bringen, daß diese ihre Gegner sind.

Das Verlangen nach einem wöchentlichen Ruhetag, den weite Kreise der Handlungsgehilfen bisher nicht haben, deckt sich mit dem göttlichen Gebot der Sonntagsruhe. Nach jahrzehntelangen Versprechungen hatte im Jahre 1913 der Bundesrat endlich dem Reichstag einen Gesetzentwurf zur Regelung der handelsgewerblichen Sonntagsarbeit vorgelegt. Bundesrat und Reichstag wollen aber weder dem Wunsche der Handlungsgehilfen nachkommen, noch das göttliche Gebot erfüllen. Gerade die fromme Zentrumspartei war es, die dem Reichstag erklärte, daß die handelsgewerbliche Sonntagsruhe undurchführbar sei. Bitter klagt deswegen die Zeitschrift des Verbandes katholischer kaufmännischer Vereinigungen vom 19. April 1914 mit deutlichen Anspielungen auf den Zentrumsredner Erzberger: »Haben es uns die parlamentarischen Verhandlungen über die Sonntagsruhe nicht mit erschreckender Deutlichkeit gezeigt, wie entsetzlich materiell wir geworden sind? Bis auf den Groschen wurde ausgerechnet, was das Sonntagsgeschäft einbringt, und mit phantasievollen Prozentziffern dargelegt, daß das göttliche Gebot: ‚Am siebenten Tage sollst du ruhen!' im zwanzigsten Jahrhundert nach Christi Geburt unzeitgemäß, seine Erfüllung eine wirtschaftliche Unmöglichkeit sei.... Man wird uns ein deutliches Wort verübeln. Mag's! Eine maßgebende Persönlichkeit hat ja sowieso schon oft in letzter Zeit versichert, daß sie keine Sympathie mehr für uns habe.« Der Gerechtigkeit halber darf nicht unerwähnt bleiben, daß im April 1914 auch der Evangelisch-Soziale Kongreß es ausdrücklich abgelehnt hat, sich für die gesetzliche Einführung der handelsgewerblichen Sonntagsruhe ins Zeug zu legen — was von den christlichen und jüdischen Unternehmern mit großer Freude begrüßt worden ist. (»Konfektionär« vom 7. Mai.) Über die Geschäftsinhaber schrieb das Organ des Verbandes Deutscher Handlungsgehilfen zu Leipzig: »Die nacktesten Erwerbsinteressen feiern allerorten Orgien. Als wenn die heiligsten Güter des Volkes bedroht wären, so rufen die Detailkaufleute zum Sturm....« Der Ausschuß des erwähnten katholischen Verbandes, der sich den Zorn hervorragender Zentrumsmänner zugezogen hat, hatte bereits am 24. Januar sein Befremden über die Haltung der bürgerlichen Parteien ausgesprochen, und auch fast alle Handlungsgehilfenverbände haben klipp und klar zugegeben, daß lediglich die Sozialdemokratie ihre Interessen in der Sonntagsruhefrage vertreten hat.

Bundesrat und Reichstagsmehrheit, Unternehmer und Pfaffen haben den Angestellten so deutlich als möglich gezeigt, daß das Profitinteresse des Geschäftsinhabers höher steht als das göttliche Gebot und die Volksgesundheit. Nur die Sozialdemokratie, das sahen die Angestellten, nahm sich ihrer an.

Als 1913 die Jahrhundertfeier der Befreiungskriege begangen wurde — bitter beklagten die bürgerlichen Angestellten dieses zeitliche Zusammentreffen —, lag dem Reichstag der Gesetzentwurf über die Konkurrenzklausel vor. Sein Zweck war nicht, die Angestellten von dieser Fessel zu befreien, sondern er bezweckte, sie zu verewigen. Noch ehe der Entwurf im Reichstag zur ersten Lesung kam, gaben bürgerliche Handlungsgehilfenführer, um einen

offenen Konflikt mit den bürgerlichen Parteien und den Unternehmern zu vermeiden, den Kampf um die wirtschaftliche Freiheit schon auf und suchten eine Verständigung mit den hansabündlerischen Unternehmern dergestalt herbeizuführen, daß die Klausel für Angestellte bis zu 3000 Mark verboten werde. Die Verständigung mißlang, denn die Scharfmacher lehnten sie ab. Die bürgerlichen Parteien gebärdeten sich zunächst, als wollten sie diesmal die Interessen der Angestellten wahrnehmen. Nach schier endlosem Hin und Her gestand der Bundesrat ein Verbot der Konkurrenzklausel für solche Angestellte zu, die ein Jahresgehalt nicht über 1500 Mark haben. Außerdem schlug er eine neue Bestimmung vor, wonach die Handlungsgehilfen durch Geld- oder Haftstrafen gezwungen werden können, eine der Konkurrenzklausel zuwider angenommene Stellung zu verlassen. Also der Angestellte, der eine Konkurrenzklausel übertritt, soll nicht nur Vertragsstrafe zahlen oder Schadenersatz leisten, sondern statt dessen auf Wunsch des Unternehmers ins Gefängnis gebracht werden. Es ist Aufgabe des Gerichtsvollziehers, einen solchen Angestellten an ehrlicher Arbeit zu hindern, mag dieser auch verhungern. Diese Neuerung lehnte der Reichstag vorerst ab und bot einen Vergleichsvorschlag dahin an, daß die Konkurrenzklausel für Angestellte bis zu 2000 Mark Jahresgehalt verboten werde. Die von den Angestellten gehegte Hoffnung auf völliges Verbot war längst begraben; sie rafften sich jedoch auf und erklärten durch zahlreiche Kundgebungen, daß sie ein Gesetz, das noch weniger bietet als der erwähnte Vergleichsvorschlag des Reichstags, nicht als nennenswerten Fortschritt annehmen könnten. In dieser kritischen Situation trat die Gesellschaft für soziale Reform auf; unter der Führung des Zentrumsabgeordneten Trimborn verstand sie es, fast alle bürgerlichen Angestelltenvereine dahin zu bringen, daß diese sich auf die 1500-Mark-Grenze *unter der Voraussetzung* zurückzogen, daß der Bundesrat auf den von ihm geforderten Erfüllungszwang durch Geld- oder Haftstrafen verzichte. Nachdem dieser Streich der Gesellschaft für soziale Reform gelungen war, schrieb ihre Zeitschrift, das Verlangen der Angestellten, daß der Erfüllungszwang nicht eingeführt werde, widerspreche Treu und Glauben. Was soll man dazu sagen, daß die Gesellschaft für soziale Reform dieselbe Forderung, die unter ihrer Mithilfe aufgestellt worden war und die sie für so wichtig hielt, daß im Falle ihrer Nichtannahme der Gesetzentwurf scheitern müsse, hinterher als Treu und Glauben widersprechend bezeichnet! Sie betätigte sich eben — und der Zweck heiligt die Mittel — zum Schaden der Angestelltenintereſſen als Sachwalterin der bürgerlichen Parteien, um diese vor einem Konflikt mit den Angestellten zu retten. Die Zeitschriften des Bundes der technisch-industriellen Beamten, des Allgemeinen Verbandes der Deutschen Bankbeamten, der Allgemeinen Vereinigung Deutscher Buchhandlungsgehilfen, des Verbandes der Kunstgewerbezeichner und selbstverständlich auch die des Zentralverbandes der Handlungsgehilfen haben das hinterhältige Gebaren an den Pranger gestellt, und auch im Ausschuß der Gesellschaft für soziale Reform haben einige Verbände deswegen heftigen Widerspruch erhoben. Die Gesellschaft für soziale Reform hat in dieser Frage ihren Zweck nicht erreicht. Sie hat bei weitem nicht alle bürgerlichen Angestelltenorganisationen hinter die bürgerlichen Parteien sammeln können. Die sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten haben in der Endabstimmung den Gesetzentwurf abgelehnt und hierbei nicht nur

den freigewerkschaftlichen Zentralverband der Handlungsgehilfen, sondern auch die vorhin genannten bürgerlichen Angestelltenvereine und ferner auch den Verband Deutscher Handlungsgehilfen, den Verein der deutschen Kaufleute und den Deutschen Technikerverband hinter sich gehabt.

Noch nie ist den Angestellten so handgreiflich vor Augen geführt worden, daß lediglich die Sozialdemokratie die politische Vertreterin ihrer Interessen ist. Das Bürgertum weiß, in welche Gefahr es sich damit begibt. Daher berief die Gesellschaft für soziale Reform für die »nationalen« Arbeiter und für fast alle bürgerlichen Angestelltengruppen eine »Kundgebung für die Fortführung der Sozialpolitik« ein. Es nahmen nach der »Sozialen Praxis« vom 10. Mai als Zuhörer oder Redner teil unter anderen die Reichstagsabgeordneten Behrens, Giesberts, Hitze, Naumann, Trimborn, Weinhausen und Mumm; schriftlich bemerkbar hatten sich Dr. Pieper und Dr. Junck usw. gemacht. Das sind dieselben Abgeordneten, die eben noch die Interessen der Angestellten wiederholt in brutaler Weise niedergetreten hatten. Und der Hauptredner dieser Kundgebung für Sozialpolitik, die mit einem Hoch auf den Kaiser eröffnet wurde, gestaltete sie mit Taschenspielerfertigkeit zu einer Demonstration gegen die Sozialdemokratie. Eine nette Demagogie!

Die Verhältnisse haben sich soweit zugespitzt, daß in bürgerlich-radikalen Angestelltenvereinen die Frage erörtert wurde, ob es ratsam sei, sich durch die Gesellschaft für soziale Reform auch fernerhin ins Schlepptau der angestelltenfeindlichen Parteien nehmen zu lassen, oder ob man ihr den Rücken kehren müsse. Die Frage war ziemlich einfach, wenn sie nicht durch einen besonderen Umstand kompliziert worden wäre, und zwar dadurch, daß sich an den von der Gesellschaft für soziale Reform veranstalteten Diskussionsabenden in neuerer Zeit auch namhafte Sozialdemokraten und freie Gewerkschafter demonstrativ beteiligten. Und da sagten sich die betreffenden bürgerlichen Angestellten, mit den Leuten, mit denen sogar freie Gewerkschafter kokettieren, können wir erst recht paktieren. Einen Nutzen dieser sozialdemokratischen und freigewerkschaftlichen Beteiligung kann ich beim besten Willen nicht erkennen. Denn gerade wer der Meinung ist, daß es von Wert sei, wenn bürgerliche Leute ernstlich die Sozialpolitik fördern — daß die Gesellschaft für soziale Reform in ihrer heutigen Zusammensetzung dieses Ziel hat, glaube ich nicht —, darf deren Veranstaltungen in den Augen der herrschenden Klassen nicht als sozialdemokratisch verseucht diskreditieren. Drängen sich Sozialdemokraten und freie Gewerkschafter an jene Gesellschaft heran, so wird zwar der Charakter der freien Arbeitergewerkschaften keinen Schaden leiden, es muß aber bei den Indifferenten und mangelhaft Aufgeklärten Verwirrung anstiften. Man erschwert es ihnen dadurch, die wahren Verfechter ihrer Interessen zu erkennen, und regt sie an, sich wegen der Förderung ihrer Interessen durch das Bürgertum immer weiter in Illusionen zu wiegen, statt ihnen den Klassengegensatz zwischen Bürgertum und Proletariern begreiflich zu machen.

Innere Kolonisation in Oldenburg.

Von Joseph Kliche.

Das Herzogtum Oldenburg ist das typische Land der Ödländereien. Nicht weniger als 32 Prozent (171 855 Hektar) der Gesamtfläche (538 000 Hektar) liegen zurzeit noch unkultiviert. Indes ist es nach fachmännischer Ansicht unter Anwendung der nötigen Hilfsmittel, wie Entwässerung tiefliegender Ländereien, ausgiebige Benutzung künstlicher Düngemittel usw., entschieden möglich, die Ödlandkomplexe in fruchtbares Acker- oder Weideland zu verwandeln, oder aber sie forstwirtschaftlichen Zwecken dienstbar zu machen. In diesem Sinne ist auch in den letzten Jahrzehnten bereits erfolgreich gearbeitet worden. Den anfänglichen Grund zur Kolonisierung bildete nicht zuletzt die starke Auswanderung besitzloser Personen des Herzogtums nach Holland, wo in früheren Jahrzehnten durch Torfgräberei eine leidliche Existenz zu schaffen war. Das Amerikafieber der vierziger und fünfziger Jahre, in denen manches Jahr nicht weniger als tausend Familien auswanderten, trug das seine dazu bei. Selbst nach den posenschen Ansiedlungsbezirken gingen später ganze Scharen Besitzloser, um dort sich eine feste Heimat zu suchen. Als daher 1873 das oldenburgische Markengesetz geschaffen wurde, das dem Staate die freie Verfügung über die zwischen einzelnen Bauernschaften liegende, bisher gemeinsam benutzte »gemeine Mark« verlieh, ging man zur Kultivierung jener Flächen über, die allerdings versuchsweise schon früher stattgefunden hatte. 1882 wurde der Landeskulturfonds begründet: ein von sechs Beamten geleitetes Institut, das zu Kultivierungsarbeiten erhebliche Gelder erhält und mit einem Einnahme- und Ausgabeetat von jährlich 1 bis 1½ Millionen Mark arbeitet. Außer den im Staatsbesitz befindlichen Ländereien kaufte die genannte Behörde noch weitere unkultivierte Flächen aus den Händen Privater zur Kolonisation auf.

In der Besiedlung kommt der Staat den Kolonisten weit entgegen. Die Übertragung der Parzellen erfolgt in der Form des Rentenguts. Dort, wo der Kolonist oder einzelne seiner Hausgenossen in der nahen Industrie Beschäftigung finden, beträgt die Größe des vergebenen Areals 6 bis 8 Hektar, wo solches nicht zu erwarten, 10 bis 15 Hektar. Jedoch sind über diese Ziffern hinausgehende Unterschiede nicht ausgeschlossen. Bei Berechnung der Größe und der Bewertung spielt natürlich auch die Frage eine Rolle, ob im Kolonat Torfproduktion, die im Oldenburgischen stark industriell verwertet wird, möglich ist. Teilweise ist den Kolonisten auch die Möglichkeit gegeben, gegen geringe Pacht ihr Vieh in staatliche Weiden zu treiben. Auch Ackergeräte und Sämereien hat der Staat beschafft, die er an finanzschwache Ansiedler verleiht. Für den Hausbau gewährt die staatliche Kreditanstalt Darlehen.

Welche Erfolge durch die Kolonisation erzielt wurden, erhellt daraus, daß das unkultivierte Land des Herzogtums von 201 077 Hektar im Jahre 1892 auf 171 855 Hektar im Jahre 1913 sank. Es wurden also in dem Zeitraum annähernd 29 000 Hektar der Kultur erschlossen. In den 11 Jahren von 1900 bis 1911 allein wurden 1000 Kolonate im Gesamtumfang von 10 525 Hektar vergeben. Nach einer Schätzung des Regierungsrats Buhlert-Oldenburg glaubt man in 25 bis 30 Jahren das gesamte oldenburgische Ödland kultivieren zu können.

Sehr willkommenes Material zur Frage der inneren Kolonisation gibt eine in diesen Tagen erschienene Schrift des Geschäftsführers der oldenburgischen Landwirtschaftskammer Dr. Franz Böcker,[1] der wir bereits in einigen unserer Angaben gefolgt sind. Der Verfasser tritt für die innere Kolonisation ein, und das um so leidenschaftlicher, weil, wie er meint, die ackerbautreibende Bevölkerung »im

[1] Dr. Franz Böcker, Die innere Kolonisation im Herzogtum Oldenburg. Oldenburg 1914, Verlag Gerhard Stalling. Preis 1,50 Mark.

Hinblick auf die gute Entwicklung der Landwirtschaft ruhig in die Zukunft schauen kann«. Eine Tatsache, die die sozialdemokratische Presse schon gar oft betont hat, die aber trotzdem von den Großgrundbesitzern fast immer in Abrede gestellt wird. Auch »der Grund und Boden steigt überall im Werte«, meint der Verfasser, was bei unserer famosen Agrargesetzgebung sehr verständlich ist. Übrigens hat bereits auf dem vorjährigen Landesparteitag der oldenburgischen Sozialdemokratie Genosse Hug darauf hingewiesen, die Regierung habe im Landtag erklärt, daß sie weitere Ödländereien zur Urbarmachung kaum ankaufen könne, weil die Bodenpreise zu erheblich gestiegen seien. Tatsächlich ist die Nachfrage nach Kolonaten, besonders in den Marschgegenden, sehr stark, während die Regierung nur noch über wenig Ödland verfügt und für die in Privathänden sich befindenden unkultivierten Areale unerschwingbar hohe Preise gefordert werden! Gewiß wird auch von Privaten kultiviert, aber nur von längst bestehenden Wirtschaften aus, ohne Ansetzung neuer Kolonisten. Und es ist sehr bezeichnend, wenn der Verfasser auf Seite 73 seiner Schrift ausführt:

»Trotzdem die Besitzer sich selbst nicht zur Kultivierung entschlossen, waren sie meist nicht dazu zu bewegen, diese Grundstücke an Interessenten zu verkaufen, weil sie davon eine Schädigung ihres Kredits befürchteten. Man tat es selbst dann nicht, wenn der Besitzer mittels der erlösten Kaufgelder seine Schulden verringern konnte oder durch Zukauf bessergelegener Grundstücke sowie durch Meliorationen die Rentabilität seines Betriebs zu erhöhen vermochte. Nur vereinzelt ließen sich Eigentümer durch Vernunftgründe bestimmen, mehr oder weniger große Flächen zu verkaufen, auf denen dann Privatkolonien ins Leben gerufen wurden.«

Dr. Böcker fordert nun in seiner Schrift staatliche Repressalien gegen solche private Ödlandbesitzer, die ihre Flächen weder selbst kultivieren noch sie aufteilen wollen. Um die Kolonisation zu fördern, käme »in Betracht, das Enteignungsverfahren auf alle diejenigen kultivierbaren Flächen auszudehnen, deren Kultivierung innerhalb einer bestimmten, festzusetzenden Frist nicht durchgeführt wird, oder in dem Falle, wo zwar die Möglichkeit eines Abverkaufs gegeben ist, jedoch aus nichtssagenden Gründen unterbleibt«. Und wenn Dr. Böcker für solche Zwecke vom Staate ein Moorschutzgesetz fordert, so ist die sozialdemokratische Fraktion des Landtags gewiß für ein solches Gesetz zu haben. Man sieht: unsere Ansichten können sich zuweilen mit denen eines agrarischen Geschäftsführers decken — wenn auch aus verschiedenen Gründen, denn Dr. Böcker wünscht ja nur, daß durch die Kolonisierung manche Arbeiterfamilie auf dem Lande festgehalten werde, die sonst für immer an die Industrie verloren ginge. Und diese Sorge ist nicht ganz unbegründet, stieg doch die Zahl der in den der Gewerbeaufsicht unterstellten Betrieben beschäftigten Arbeiter des Großherzogtums von 24 488 im Jahre 1907 auf 28 809 im Jahre 1911.[2] Dazu kommt noch die Verbreiterung der Arbeitsgelegenheit auf der Oldenburg benachbarten preußischen Wilhelmshavener Werft und auf der anderen Seite die Möglichkeit der Beschäftigung im benachbarten Bremen. Übrigens wird auch in dem soeben erschienenen Bericht der oldenburgischen Landwirtschaftskammern auf die Söhne und Töchter der Kolonisten als gutes Gesindematerial hingewiesen.

Über die Auswahl der Kolonisten denkt Dr. Böcker echt agrarisch. Am besten eignen sich seiner Meinung nach die Holländer, die sehr arbeitsam und auch in moralischer Hinsicht vorbildlich seien. Er begrüßt deshalb deren Zuzug ganz besonders; der einheimische »unbemittelte Arbeiter eigne sich dagegen wenig zu einer Ansiedlung, welche hauptsächlich die Förderung der Bodenkultur im Auge hat, denn ein gewisses Betriebskapital müsse immerhin vorhanden sein«. Ja — deshalb lautet ja unsere Forderung: staatlich geförderter genossenschaftlicher Betrieb! Unsere Abgeordneten haben darauf auch gelegentlich im Landtag hingewiesen, selbstverständlich ohne Erfolg.

[2] Vergl. Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich, 1913.

Dagegen will Dr. Böcker die Kolonisation dem Militarismus nutzbar machen, indem ehemalige Unteroffiziere als Kolonisten gewonnen werden sollen und der Zivilversorgungsschein dahin ausgedehnt wird, daß er zum Antritt eines größeren Kolonats berechtigt, da ja der in den letzten Jahren beim Heere eingeführte landwirtschaftliche Unterricht hierfür den Boden vorbereite. Dabei waren es gerade die Agrarier, die sich am schärfsten gegen den von der oldenburgischen Regierung diesen Winter ausgearbeiteten Fortbildungsschulgesetzentwurf wandten, und zwar deshalb, weil dieser auch die ländliche Jugend mit einbegriff.

Wenn, wie wir bereits betonten, die Ansiedlungsbedingungen auch keine schlechten sind, so darf doch die gewaltige Summe von Arbeit, die der Kolonist bei der Urbarmachung und Bewirtschaftung des ihm zugewiesenen Stückes Ödland zu verrichten hat, nicht unterschätzt werden. Aus diesem Grunde ist er auch politischen Zusammenkünften wenig hold. Doch wenn er auch dem Rate fern bleibt, wenn es die bestimmte Tat gilt, treten die Kolonisten, wie das Beispiel der Reichstagswahlziffern lehrt, zu einem guten Teil für die Sozialdemokratie ein. Die Rechnung der Konservativen, uns durch innere Kolonisation die Wähler wegzufangen, stimmt also nicht.

Notizen.

Die Frage der kriminellen Fruchtabtreibung in Rußland wird in der Münchener Medizinischen Wochenschrift vom 21. April d. J. in einem »Brief aus Moskau« behandelt.

Die Abtreibung der Leibesfrucht wird vom russischen Gesetz mit den härtesten Strafen bedroht (Entziehung der Rechte und Gefängnishaft von 4 bis 5 Jahren für die Frau, Verlust aller Rechte und Zuchthaus von 5 bis 6 Jahren für den Abtreiber, Verschärfung der Strafe für Ärzte). Und doch hat die Fruchtabtreibung in Rußland in den letzten Jahren ganz ungeheure Dimensionen angenommen. Auf dem Lande greift man allerdings wenig zu Mitteln des Präventivverkehrs, noch auch zur Vernichtung der Leibesfrucht. Hier wandern die Kinder unverheirateter Mütter in die Findelhäuser, wo sie, wie der Referent sagt, meist bald genug von allem Erdenjammer erlöst werden. In den Städten jedoch, besonders in den Großstädten, »grassiert die kriminelle Fruchtbeseitigung geradezu epidemisch und hat sich zu einer ungeheuerlichen, beängstigenden, nicht mehr zu vertuschenden Erscheinung unseres modernen Kulturlebens ausgewachsen«.

Charakteristisch für die Bedeutung, die dieser Erscheinung beigemessen wird, ist es, daß sich in letzter Zeit drei wissenschaftliche Kongresse eingehend mit ihr beschäftigten und sie auch sonst in öffentlichen Körperschaften und Versammlungen leidenschaftlich erörtert wird.

Auf dem vierten russischen Kongreß für Geburtshilfe und Gynäkologie zu Petersburg im Dezember 1911 wies schon der Petersburger Gynäkologe L. Litschkus auf die sozialen Ursachen der Fruchtabtreibung hin und forderte, daß auch einige soziale Indikationen, wie äußerste Not, drohende Schande, als strafausschließend anzuerkennen wären, doch solle die Schwangerschaftsunterbrechung nur in staatlichen oder kommunalen Krankenhäusern, Kliniken oder Gebäranstalten ausgeführt werden dürfen. Nach lebhafter Debatte, in der sich auch ein Jurist für die Straffreiheit des künstlichen Abortus dann einsetzte, wenn das Leben der Frau andernfalls gefährdet ist, wenn die Frau wider ihren Willen von einer verbrecherischen oder kranken Person geschwängert worden ist oder wenn die Mutter aus Gründen moralischer oder sozialer Natur zur Fruchtbeseitigung getrieben ist, faßte der Kongreß einhellig eine Resolution, in der er sich gegen den bestehenden gesetzlichen Zustand ausspricht, ohne aber bestimmte Reformvorschläge zu machen.

Mit größerer Leidenschaftlichkeit wurde die Frage bereits auf dem zwölften Pirogoff-Ärztekongreß zu Petersburg im Juni 1913 verhandelt. Sehr energisch

nahmen hier auch die Ärztinnen Stellung. Die Frau, die konzipiert hat, führten sie aus, tritt gewissermaßen in ein Vertragsverhältnis zum Staate, wobei jedoch sämtliche Pflichten der Mutter zufallen, der Staat dagegen allein alle Vorteile zieht. Die Frau ist nicht Muttertier, sie ist in erster Linie ein Mensch mit bestimmten Kulturbedürfnissen; sie will nicht viele Male gebären, um sodann die Kinder der Reihe nach fast alle zu beerdigen oder sie in einem gewissen Alter als Kanonenfutter verwenden zu lassen. Sie fordert die Zulässigkeit und die Legalisierung der Fruchtabtreibung, die auszuführen ist, sobald die Frau es verlangt. Diese Forderung ist besonders im Interesse der ärmeren Volksschichten zu erheben. Denn die wohlhabenden Damen sind auch heute schon in der Lage, ihr Ziel mit Leichtigkeit zu erreichen.

Schließlich schloß sich der Kongreß den Schlußfolgerungen eines Berichtes des Ärztevereins zu Omsk an und faßte folgende Resolution:

1. Die Fruchtabtreibungen, die nicht durch spezielle medizinische Indikationen veranlaßt sind, stellen ein Übel dar, aber ihre Bekämpfung hat nicht durch Strafandrohungen, sondern mittels staatlicher und sozialer Reformen zu erfolgen.
2. Die gegenwärtig geltenden Gesetzesbestimmungen betreffend die Fruchtabtreibungen entsprechen nicht den Anforderungen der Zeit und müssen einer Revision unterzogen werden.

Noch radikaler war die Stellung der zehnten Tagung der russischen Sektion des Internationalen Kriminalistenverbandes, die im März 1914 abgehalten wurde. Nach heißem Kampfe der Meinungen, an dem sich die hervorragendsten Juristen Rußlands und auch verschiedene Ärzte beteiligten, wurde mit 39 gegen 19 Stimmen die folgende Resolution beschlossen:

In Anbetracht dessen, daß die Strafbarkeit der Fruchtabtreibung sowohl den juridischen Grundlagen der Strafrechtspflege als auch den Anforderungen der Kriminalpolitik widerspricht, erachtet es die zehnte Tagung der russischen Sektion des Internationalen Kriminalistenverbandes für notwendig, die Fruchtabtreibung aus der Zahl der verbrecherischen Handlungen auszuschließen. G. E.

Anzeigen.

(Besprechungen hier angezeigter Schriften behält sich die Redaktion vor.)

Max Adler, **Wegweiser, Studien zur Geistesgeschichte des Sozialismus.** Stuttgart 1914, J. H. W. Dietz Nachf. 248 Seiten. Preis broschiert 2 Mark, gebunden 2,50 Mark.

In den hier zu einem Bande vereinigten Abhandlungen will der Verfasser die Geistesgeschichte als eine immer klarere Entfaltung des sozialen Bewußtseins darstellen. Durch die Aufzeichnung der nach dieser Richtung gehenden Tendenzen in den Schriften der großen Denker der Vergangenheit, die vieles bei ihnen in ein neues Licht rückt und in eine Bedeutung für uns, die sie bei ihnen selbst noch nicht haben konnte, komme eine bewußte Kontinuität in den Gang der Geistesgeschichte, die endlich erhoffen lasse, auch hier an die Stelle des zufälligen Gewinnes einen methodischen Fortschritt treten zu lassen.

Unter diesem Gesichtswinkel betrachtet Adler das geistige Wirken von J. J. Rousseau, Friedrich Schiller, Immanuel Kant, J. G. Fichte, Henri de Saint-Simon, Robert Owen, Wilhelm Weitling, Ludwig Feuerbach, Max Stirner, Ferdinand Lassalle und des jungen Engels. Das Buch schließt mit zwei Abhandlungen über Marx und Hegel und über Marx im Verständnis des Proletariats.

Feuilleton

Der Impressionismus.

Von **Fritz Th. Schulte.**

Die Kunstgeschichte, bis vor kurzem ein abgetrenntes Spezialgebiet wissenschaftlicher Forschung, wird zur umfassenden Kulturgeschichte, sobald man den verborgenen Fäden nachspürt, die von den sozialen Bedingungen her den künstlerischen Ausdruck der verschiedenen Zeiten lenken. Denn so sehr es auch den Anschein hat, als ob die große Mehrzahl der Künstler fern vom Lärme des Tages sich von dem sozialen und ökonomischen Zwang ihrer Epoche emanzipiere, um in völliger Freiheit selbstgeschaffenen Ideen nachzuhängen, so sind sie doch immer Reflektoren des Strebens einer größeren oder kleineren Gruppe von Zeitgenossen. Geburt, Erziehung, Bildungsgang, das heißt das soziale Milieu, bestimmen ja das Geistige jedes Menschen; um wieviel mehr das des Künstlers, der doch erst durch ein besonders intensives Reagieren auf alle Eindrücke zum Künstler wurde. So sind auch die großen Kunstrichtungen, Stile genannt, alle sozial bestimmt, und faßt man unter diesem soziologischen Gesichtswinkel die markantesten Etappen der Kunstgeschichte ins Auge, so offenbart sich, daß vor den zwingenden Gesetzen, die das Sozialökonomische dem Menschen diktiert, alle Unterschiede der Rasse und der Zeit eine untergeordnete Bedeutung einnehmen. Denn wo man auch bei den verschiedensten Zeiten und Völkern Verwandtschaften der künstlerischen Gestaltung findet, wird die geschichtliche Forschung stets ergeben, daß dieser Ähnlichkeit verwandte soziale Bedingungen zugrunde liegen. Und da sich die mannigfaltigen Staaten- und Gesellschaftsbildungen der Menschheit auf wenige elementare Formen zurückführen lassen, so kristallisieren sich auch aus der bunten Fülle des kunstgeschichtlichen Materials nur sehr wenige Formen des künstlerischen Gestaltungswillens heraus.

Auch die moderne Kunst ist daher nichts absolut Neues. Sie findet ihre Vorläufer überall da, wo die Psyche des Individuums von Existenzbedingungen geformt wurde, die den unseren irgendwie ähnlich waren. Hier soll von weiteren Zusammenhängen abgesehen und nur eins hervorgehoben werden: wie die Entwicklung des modernen Bürgertums schon vom Ausgang des Mittelalters und von der Renaissance her datiert, so nimmt auch die moderne Kunst in dieser Epoche ihren Ursprung. Die neuere Kunstwissenschaft hat dargetan, daß es Gesetze sind, die sich aus der Kunst der Renaissance herleiten, die den künstlerischen Ausdruckswillen der letzten Jahrhunderte beherrschen; daß die Ästhetik dieser ganzen Zeit bis in unsere Tage eine Renaissanceästhetik ist. Die auffallende Neuartigkeit des Impressionismus ist nur eine Parallelerscheinung der Umwälzung, die das öffentliche Leben durch den entscheidenden Aufschwung der modernen Technik und Industrie in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts nahm; er hat das Wesen der kapitalistischen Gesellschaftsordnung in plötzlicher Schärfe zum offenbaren Ausdruck gebracht. Und wie die technischen Fortschritte revolutionierend wirkten, so hatte auch die neue Kunst ein revolutionäres Gepräge. Nicht zum kleinsten Grund wehrte man sich zu Anfang so heftig gegen sie, weil man aus ihrem revolutionären Ideengehalt die Drohung des Proletariats heraus-

zuhören meinte. Man stellte sich die Maler dieser Bilder als wilde Gesellen, anarchistische Vandalen vor — sehr zu Unrecht: sie waren harmlose, stille Leute und wie alle bürgerlichen Revolutionäre des neunzehnten Jahrhunderts zahm und ungefährlich.

Zunächst war es Edouard Manet, der gegen Ende des zweiten Kaiserreichs mit seinen Werken einen Sturm von Entrüstung und Spott entfesselte. Doch rasch bildete sich um ihn ein Kreis gleichgesinnter Künstler, denen man den Spitznamen »impressionistes« gab, was soviel heißt wie Eindrucksmaler. Die bedeutendsten Namen dieser Künstlergruppe sind außer Manet Paul Cézanne, Auguste Renoir und Claude Monet. Bezeichnend ist, daß sie alle leidenschaftlich Eugène Delacroix verehrten und alle von dem großen Realisten Gustave Courbet (1819 bis 1877) ausgingen; die unbeirrbare Sachlichkeit dieses Meisters hob die neue Kunst aus der Taufe. So steckt ihr Programm in den Worten, die Manet auf die Vorhaltungen seines Lehrers erwiderte: »Ich male, was i c h sehe, nicht was a n d e r e n zu sehen beliebt.« Dies ist ganz der Geist der erfahrungsmäßigen Erkenntnis und des Individualismus, der damals zu blühen anfing. Die Naturwissenschaften warfen den Wust ideologischer Begriffe hinaus und wiesen den Menschen auf die Wirklichkeit. Man entdeckte, daß die Welt nicht so beschaffen sei, wie sie sich erst im Kopfe aus dem Material von Überlieferungen und Regeln aufbaue. So entdeckte man gleichsam in der Malerei Licht und Luft, das Mittel, das alle Dinge in ewig wechselndem Fluß umspült. Suchte man früher durch eine kleinliche Ausgestaltung der Formen eine absolute, allgemeingültige Naturwahrheit zu erreichen, so konzentrierte man nun die Aufmerksamkeit auf die wechselnden persönlichen Eindrücke besonderer Licht- und Luftstimmungen. Das Ziel war nicht mehr die objektive, allgemeingültige Gestalt der Dinge, sondern ihr subjektiver Schein. Und wie die Wissenschaften ihre dogmatischen Konstruktionen verließen, um sich der Erfahrung hinzugeben, so zogen nun auch die Maler aus ihren Ateliers ins Freie, um sich von der Natur selbst ihre Werke diktieren zu lassen.

Die nächste Folge davon wurde eine veränderte Lichtbehandlung. An die Stelle der einheitlichen, ruhigen Lichtquelle des Atelierfensters trat die wechselnde, allseitige Beleuchtung des Himmels. Die Schatten, früher schwer und braun, lösten sich deshalb in das farbige Flimmern der Reflexlichter auf. Infolgedessen verbot sich die zeichnerische Einfassung der Dinge mit Konturen. Im Freien verlieren die Gegenstände durch das sie rings umgebende Licht die feste, optische Abgeschlossenheit, und ihre Grenzgebiete tönen sich im Spiel der Reflexe auf den Helligkeitsgrad der Umgebung ab. Deshalb wurden auch alle alten Vorschriften der Perspektive hinfällig. Denn die perspektivischen Konstruktionslinien, die man bisher mit Hilfe der einheitlichen Lichtquelle scharf betonen konnte, verschwanden nun unter dem wechselnden Spiel des diffusen Lichtes.

Dies wäre allein ein Grund gewesen, die Aufmerksamkeit den Veränderungen zuzuwenden, die das Aussehen der Dinge unter dem Einfluß der Luft erfuhr. Sie lieferten das Hauptmittel, die Stellung der Dinge im Raume, ihre Nähe oder Entfernung von der vordersten Bildgrenze klarzustellen. Die Beobachtung der atmosphärischen Veränderungen, denen die Grundfarbe der Gegenstände unterlag, setzte an Stelle der linear-konstruktiven die Luftperspektive, die mit Tönen arbeitet. Doch Licht- und Lufterscheinungen

wechseln rasch. Um einen Natureindruck in seinem charakteristischen Gehalt wiederzugeben, muß man in kurzer Zeit das Wesentliche auf der Leinwand haben. Die nächste Stunde schon kann eine völlig andere Stimmung bringen. Man hatte also nicht mehr die Muße, die Farbe in glatte Flächen zu vertreiben. Die notwendige Schnellschrift ließ die Pinselstriche in ihrem ursprünglichen Auftrag stehen. Dies verleiht den impressionistischen Bildern im Verein mit der hellen Farbigkeit den Eindruck temperamentvoller Unmittelbarkeit einer wehenden Frische. Doch kam diese Technik noch einem anderen Bedürfnis entgegen. Wie schon gesagt, hob das allseitige Licht die formeneinfassende Zeichnung auf. Damit verlor man aber das stärkste Mittel zur Charakterisierung der Dinge. Diese ist jedoch, wenn man die Illusion der Wirklichkeit anstrebt, bis zu einem gewissen Grade unumgänglich. Man erreicht sie nun damit, daß man mit dem Farbenauftrag, der sichtbaren Lage der Pinselstriche, den Stoff der verschiedenen Körperoberflächen andeutet.

Schon im siebzehnten Jahrhundert, um die mächtigste Verwendung dieses Ausdrucksmittels heranzuziehen, schmiedete Rembrandt mit Pinselstrichen die Materie seiner Bildnisse und Landschaften. Derselben Äußerungsart danken die Skizzen von P. P. Rubens die stürmende Wucht ihrer Massen. Es erscheint von da an ständig in der künstlerischen Produktion mit mehr oder weniger Wichtigkeit. Die soziale Bedingtheit dieses Kunstmittels wird klar, wenn man bedenkt, daß gerade jene beiden Riesen bürgerlicher Kultur zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts im kapitalistisch hochentwickelten England zu geistigen Vorfahren des großen Landschaftsmalers John Constable wurden. Dieser wiederum wirkte entscheidend auf die Franzosen Eugène Delacroix und Gustave Courbet, aus denen sich der Impressionismus, die Kunst des modernen Bürgertums entwickelte. In den siebziger und achtziger Jahren kam dann der Impressionismus nach Deutschland und fand hier seine stärksten Vertreter in Max Liebermann, Wilhelm Trübner, Louis Corinth und Max Slevogt.

Wie sehr diese Kunst ein Produkt bürgerlichen Geistes ist, beweist ihr Verhältnis zur Welt. Denn der Impressionismus nimmt den Dingen ihren individuellen gegenständlichen Sinn, indem er sie zu Farbflecken zusammenzieht, die nur in Beziehung zur ganzen Bildfläche Bedeutung erhalten; einzeln für sich betrachtet bleiben sie unverständlich. Indem alles Bestehende Wert erst im Rahmen eines Farbensystems erhält, das auf persönlichen Eindrücken des Menschen beruht, macht dieser sich zu dem Mittelpunkt, um den sich die ganze Schöpfung dreht, erklärt sich als das einzig Unbedingte, das die Physiognomie der Welt prägt. Diese schrankenlose Willkür des Individualismus findet ihren stärksten Ausdruck in dem berühmten Worte des großen naturalistischen Romanschriftstellers Emile Zola: Kunst ist Natur, gesehen durch ein Temperament! Somit wird sie ein Objekt persönlicher Launen, der Tummelplatz momentaner Stimmungen und Impressionen. Sie verliert gänzlich die zusammenfassende, soziale Kraft, die sie zum Beispiel in den gotischen Domen aus der einheitlichen Sinnesrichtung gleichgestimmter großer Volksmassen gewann.

Doch ist diese Stellungnahme zur Welt durchaus im modernen bürgerlichen Bewußtsein verwurzelt. Die kapitalistische Wirtschaft hat den Bourgeois zum Materialisten und zum Empiriker gemacht, der aber über den Einzelheiten den Blick für die Zusammenhänge verloren hat. Keine großen

allgemeinen Gesichtspunkte geben ihm die Richtung, und so findet er sich schließlich nur in seinem nächsten Betätigungsgebiet zurecht. In immer mehr Teilgebiete zersplittert sich die allgemeine Arbeitsleistung, so daß schließlich jeder in einem winzigen Kreis wirkt, und die Empirie in einem Chaos unübersichtlicher Spezialerkenntnisse ausmündet. So kann der Mensch in sein Erfahrungsmaterial keine sinnvolle Ordnung bringen und erliegt einer Flut von Eindrücken. Dies wie die atemraubende, ununterbrochene Anspannung der Existenzsorge erzeugt eine hohe Empfindlichkeit des Nervensystems, das mit krankhafter Sensibilität auf geringste Reize mit stärkstem Affekt reagiert. Die Psyche wird ein Spielball für die Willkür aller Stimmungen und Impressionen. So wird auch in der Kunst das Momentane, die plötzliche Sensation bedeutungsvoll. Und wie die Wahrnehmung durch die sich jagenden Eindrücke etwas Zerfließendes, Unbestimmtes bekommt, da keiner der Einzeleindrücke zur Verarbeitung gelangt, so hat auch das impressionistische Bild keinen festen Blickpunkt; es kann nur aufgenommen werden, indem man den Blick über die ganze Fläche fliegen läßt. Alle Einzeldinge des Bildplans sind durch das Mittel von Licht und Luft in Massen zusammengezogen, und diese verschwimmen ohne bestimmte optische Abgrenzung mit den übrigen Bildkomplexen. Diese Bilder atmen daher die nervöse Unruhe und, was entscheidender ist, die naturalistische Befangenheit ihrer Schöpfer. Es fehlt ihnen die begeisternde Kraft einer großen Weltanschauung; sie sind nüchtern und lassen trotz aller Bewunderung ihrer malerischen Qualitäten im Grunde kalt. Sie haben nicht die Gabe aller großen Kunst, den Menschen über sich selbst hinauszuheben, ihm das Gefühl der Befreiung zu vermitteln.

Der naturwissenschaftliche, experimentelle Charakter des Impressionismus erweist sich deutlicher in der Konsequenz seiner Entwicklung: dem Neoimpressionismus. Um nämlich eine noch intensivere Illusion des Natureindrucks zu geben, bezog man sich auf die unbestreitbare Erfahrung, daß es in der Natur keine toten Farben (solche, die nur Licht-, keinen Farbwert haben) gäbe. Diese Erkenntnis setzte man in die Praxis um, indem man ausschließlich mit reinem, ungemischtem Farbstoff arbeitete, um die volle koloristische Leuchtkraft zu erzielen. So verwendete man zum Beispiel nicht mehr Grün oder Violett, sondern setzte statt dessen blaue und gelbe oder rote und blaue Tupfen oder Punkte in geeigneter Verteilung nebeneinander (daher auch Pointillismus, Punktmanier). Was man erstrebte, die Leuchtkraft, wurde damit erreicht; aber auch eine völlige Auflösung des Körperlichen. In diesen Bildern verwandelte sich die ganze Welt in einen nebelhaften Hauch. Hier sind die Beziehungen zur Realität trotz oder besser infolge der extremen Empirie schon in hohem Grade aller konkreten naiven Sinnlichkeit beraubt. Die Franzosen George Seurat und Paul Signac waren die Väter dieser Maltheorie und formulierten sie auch am vollkommensten. Neben ihnen und anderen haben Wichtigkeit G. E. Croß, in Deutschland Paul Baum und Kurt Herrmann.

Doch auch über sie ist die Entwicklung schon hinausgegangen. Wir deuteten vorhin kurz an, wie das Nervenleben des einzelnen durch die bürgerliche Kultur beeinflußt wird. Doch steigert sich die Reizbarkeit des sinnlichen Empfindens im selben Maße, wie die Zersplitterung der Erfahrungsgebiete fortschreitet, durch die das Individuum immer mehr isoliert wird. Die Labilität des Gefühlslebens wird durch die sich jagenden Reize immer mehr ver-

stärkt. Kein Gefühlserlebnis wird mehr zur klaren Bewußtheit gebracht, sondern verfließt schließlich mit den vorhergehenden und folgenden zu einer dunklen, fortlaufenden Stimmungslinie. Alle Einzelerlebnisse werden kaum noch beachtet und versinken in einer formlosen Gefühlsmasse, die daher von aller sinnlichen Wahrnehmung losgelöst erscheint. Diese Seelenverfassung tritt deutlich in den Bildern der neuen Malergeneration zutage. Der Futurismus gibt ganze Erlebnisketten in ihrer zeitlichen Aufeinanderfolge. Man malt zum Beispiel die einzelnen Bewegungsphasen eines fahrenden Wagens oder gehender Menschen. Doch ganz von allen unmittelbaren optischen Eindrücken abgetrennt ist der Expressionismus und der Kubismus. Diese Künstler, von vornherein schwache Individualitäten, sind völlig von der Kulturlast überwältigt und bringen in ihren Bildern nur noch das dunkle mystische Gefühl von der unbegriffenen Lebendigkeit des Kosmos zum Ausdruck. Das Gegenständliche verschwindet ganz oder steckt in vagen Andeutungen in einem körperlosen Linien- und Farbsystem, das mit seinen Schwellungen, Irrgängen und Kontrasten die Stimmung des Malers verdeutlichen soll. Jeder ist eine Welt für sich, kreist um ein Zentrum, das außerhalb der Kämpfe und Freuden der übrigen Menschheit liegt. Daher redet jeder eine eigene Sprache, die immer nur ihm selbst verständlich sein kann.

Doch ist diese groteske Erscheinung die Karikatur einer ernsthafteren, allgemeinen Entwicklung. Denn man strebt danach, sich von dem erstickenden Zwang und Ballast der Konventionen zu befreien. Man glaubt mehr seinen Instinkten als der trügerischen Erfahrung, und ganz in sich zurückgezogen steigen diese Triebmenschen bis auf den Grund ihrer geheimsten Regungen, vernehmen ihr ursprünglich eingeborenes Wesen. Sie beginnen den Kern der menschlichen Natur zu ahnen, der allen gemeinsam, und somit auch etwas von der Sprache, die der ganzen Menschheit verständlich ist. So macht sich bei den Neuesten die Sehnsucht nach einer gesetzmäßigen einheitlichen Ausdrucksweise bemerkbar. Man strebt, wenn auch noch unklar, nach der Sicherheit großer zusammenfassender Normen, nach dem Glück eines vergesellschafteten Lebens.

Literarische Rundschau.

Gebiete und Methoden der amtlichen Arbeitsstatistik in den wichtigsten Industriestaaten. (Beiträge zur Arbeiterstatistik Nr. 12, bearbeitet vom Kaiserlichen Statistischen Amte.) Berlin 1913, Verlag Karl Heymann. 696 Seiten. Preis 7 Mark.

Es liegt eine wenn auch nicht beabsichtigte Selbstironie darin, daß das Kaiserliche Statistische Amt, Abteilung für Arbeiterstatistik, gerade in dem Band über die Fortschritte der ausländischen Arbeiterstatistik berichtet, in dem es eine Einschränkung der eigenen Arbeiterstatistik ankündigt. Wer aber die vorsichtige Sprache der amtlichen Statistiker kennt, der weiß sofort, daß die im Vorwort des Bandes zweimal wiederholte Mitteilung von der Überlastung der Abteilung für Arbeiterstatistik einen Appell des zuständigen Referenten Dr. Feig an die Öffentlichkeit bedeutet, der unter Mangel an Kräften und Mitteln leidenden Abteilung durch einen Druck auf Regierung und Reichstag zu Hilfe zu kommen.

Die Zusammenstellung, die von einer gewissen Tendenz, die deutsche Arbeiterstatistik herauszustreichen, nicht ganz frei ist, liefert trotzdem den Beweis, daß es kein Gebiet der Arbeiterstatistik gibt, auf dem Deutschland nicht von anderen der acht berücksichtigten Industriestaaten übertroffen würde. Der Band behandelt dabei von den umfangreichen Aufgaben der Arbeiterstatistik nur die Statistik des Arbeitsmarktes,

des Arbeitsnachweises, der Arbeitslosigkeit und der Arbeiterwanderungen, die Statistik der beruflichen Organisationen, der Streiks und Aussperrungen, die Statistik der Tarifverträge, des Arbeitslohnes und der Arbeitszeit, der Frauen- und Kinderarbeit, der Heimarbeit, die Statistik der Lebensmittelpreise, der Lebenshaltung und des Wohnungswesens. Die noch in den früheren ähnlichen Veröffentlichungen[1] des Kaiserlichen Amtes berücksichtigten Zweige der Statistik des Arbeiterschutzes, der Fürsorge bei Krankheit, Unfällen, Invalidität und Alter und der Arbeiterwohlfahrtspflege blieben diesmal unerörtert. Bei der Arbeitsmarktstatistik steht Deutschland noch hinter England zurück. Der laufenden Berichterstattung Deutschlands fehlt es hier an dem Umfang und der Schnelligkeit der englischen Statistik. England besitzt ferner eine Statistik der mit verkürzter Arbeitszeit Beschäftigten. Sogar Italien ist uns durch Sonderuntersuchungen über Arbeitsmarkt und Beschäftigung in einzelnen Gewerben voraus. In der Arbeitsnachweisstatistik verfügt England über größere Einheitlichkeit und größeren Umfang, weil dort staatliche Nachweise existieren. Die deutsche Statistik der Arbeitslosigkeit war bisher nur die beste, weil sie sich auf die Gewerkschaften stützen konnte. Durch die neu eingeführte Arbeitslosenversicherung wird England auch hier bald Deutschland überholt haben. In der Wanderungsstatistik ist uns die Union, England, aber auch Italien, Belgien und Holland weit voraus. Daß die deutsche Streikstatistik wertlos ist, hat das Kaiserliche Amt schon seit zehn Jahren eingesehen; so lange bestehen wenigstens die »Erwägungen« über ihre Umgestaltung. Auch in dem vorliegenden Bande heißt es wieder: »Über eine Neuordnung der deutschen Streikstatistik schweben Erwägungen, bei welchen die Wege und Ziele der ausländischen Statistik sicherlich Beachtung finden werden.« Daß die deutsche Arbeitsstatistik auf dem Gebiet der Lohnerhebungen »rückständig« ist, gibt der Band erfreulicherweise ebenfalls zu. Sondererhebungen über Frauenarbeit fehlen in Deutschland noch ganz, die über Kinderarbeit und noch mehr die über Heimarbeit hält das Amt selbst »nicht für voll befriedigend« und ausreichend. Eine Statistik der Kleinhandelspreise, in der England vorbildlich ist, gibt es von Reichs wegen überhaupt noch nicht. Die über Großhandelspreise steht der englischen weit nach. Auf seine Untersuchungen der Lebenshaltung ist das Amt dagegen sehr stolz. Methodisch gebührt den als Sonderheft des Reichsarbeitsblattes veröffentlichten »Wirtschaftsrechnungen minderbemittelter Familien« (1909) gewiß volle Anerkennung. Aber die Kritik englischer und amerikanischer Untersuchungen über die Lebenshaltung der arbeitenden Klasse in größeren Industriestaaten scheint uns trotzdem übertrieben; für gewisse Vergleiche reichen jene ausländischen Erhebungen wohl aus. Eine reichsamtliche Wohnungsstatistik gibt es schließlich in nennenswertem Maße überhaupt nicht.

Am erfreulichsten an der Veröffentlichung wirkt es, daß sie als Vorarbeit für etwaige künftige Erhebungen in Deutschland gedacht ist und daß die beteiligten Referenten die Absicht kundgeben, die Wege und Leistungen der ausländischen Statistik auch für die deutsche Arbeitsstatistik fruchtbar zu machen. Ob diese Absicht aber gelingen wird, erscheint uns fraglich, denn in Deutschland fehlt es an zwei wichtigen Vorbedingungen einer vernünftigen Arbeitsstatistik: erstens an einer straff zentralisierten Verwaltung; welche Schwierigkeiten die Bundesstaaten machen können, beweist die Tatsache, daß die Erhebung über Kinderarbeit noch immer nicht veröffentlicht ist; zweitens an der parlamentarischen Verfassung, die im Ausland zur Einsetzung parlamentarischer Untersuchungskommissionen und zur Betrauung des Arbeitsamtes mit Sondererhebungen aus politischen oder wirtschaftspolitischen Anlässen führt. In Deutschland haben wir ja noch nicht einmal ein Arbeitsministerium. Der Bearbeiter des Bandes Dr. Feig ist vorurteilsfrei genug, selbst vorsichtig auf diese beiden Ursachen der »Besonderheiten« in den Arbeits-

[1] Die Fortschritte der amtlichen Arbeitsstatistik in den wichtigsten Staaten. 1. und 4. Teil 1904 und 1908 (Beiträge zur Arbeiterstatistik Nr. 1 und Nr. 7).

methoden der Arbeiterstatistik hinzuweisen. Schließlich möchten wir nicht verfehlen, die Gewerkschaftsstatistiker auf den Band besonders hinzuweisen; sie werden für ihre der Arbeiterstatistik zugehörigen privaten Erhebungen reichliche Anregung finden, wenn der amtliche Bestand auch nur die amtliche Statistik des Auslandes berücksichtigt. Ernst Meyer.

Bruno Wille, **Das Gefängnis zum preußischen Adler.** Eine selbsterlebte Spießbürgerei. Mit dem Bilde einer Szene vor dem Gefängnis. Jena 1914, Verlag von Eugen Diederichs. 241 Seiten. Preis 3 Mark, gebunden 4 Mark.

Wir sind keineswegs Freunde Willescher dichterischer Muse und Phantastik. Sie spiegelt nur bürgerlich-individualistische Seelenstimmungen wider. Der zurzeit tobende gigantische Kampf der Volksmasse um ihr leiblich-geistiges Wohl, um das Ziel der Verselbständigung der gesamten Menschheit und jedes einzelnen ihrer Glieder, das Losreißen von aller alten und falschen Überlieferung auf allen Gebieten gilt ihr noch nicht als der Ideale höchstes. Vor allen diesen verklärt sie die Enttäuschungen und Sehnsüchte derer, die, sie mögen den ebenerwähnten Menschheitsdienst fördern oder nicht — meistens tun sie es nicht —, noch die Natur als ein besonderes Wesen verehren oder einen »Allgeist« annehmen, dessen Vergegenständlichung jene angeblich ist. Sich in diesen Allgeist mystisch versenkend, alten und ältesten, aber eben deshalb heute überwundenen Mustern folgend, glauben sie durch ihre pantheistischen Phantasien etwas Besseres zu sein wie die anderen, die ihre Geistesarbeit minder luftigen und — billigen Gebilden widmen, diese wohl gar zu zerstreuen suchen. Sie befördern sich selber zu ästhetisch-aristokratischen Herrenmenschen, »Sozialaristokraten«, echten Schülern Goethes, Aposteln des »Wahren, Schönen und Guten«. Gefühl ist bei ihnen, wie sie selber zugeben, alles — freie Religiosität, welche wir, die wir uns von Religiosität als einer der alten Banden wirklich freigemacht haben, freilich nicht erjagen werden, wobei aber doch sehr wenig verloren ist. Wie nicht alles wahr, was schön, so ist auch nicht alles Schöne gut. Auch Likörtrinken ist schön und gehörte einst zum menschlichen Leben, und doch kann man auch ohne solchen Genuß leben — schließlich sogar angenehmer und länger. Und darum sind wir auch Gegner des pansensitiv-pantheistischen Schnapses, weil er ebenso inaktiv macht wie der stupid-religiöse oder der kraß-materialistische. Alles Schlafmittel! Und wir lehnen diese ganze Geistesrichtung ab trotz der prämiierten »Abendburg«, die denselben Geist atmet. Es ist absurd, zu glauben, fünf bürgerliche Dichter, mögen sie auch teilweise zu den besten gehören, und ein ditto Verlag würden ein Buch mit 30 000 Mark belohnen, das die Menschheit wirklich fördert.

Aber das vorliegende Willesche Buch hat uns wirklich Freude bereitet. Bis auf weniges ist es durchaus realistisch, wenn auch selbstverständlich gewiß nicht ohne poetische Lizenzen und jene Verklärungen, wie sie ja der Vergangenheit leicht zuteil werden. Es schildert, wie anfangs der neunziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts der Verfasser wegen seines vorher jahrelang unbeanstandet gebliebenen Jugendunterrichtes in der Freireligiösen Gemeinde zu Berlin plötzlich vom Provinzialschulkollegium mit horrenden Geldstrafen belegt wurde und diese Strafen im Ortsgefängnis zu Friedrichshagen absaß beziehungsweise abbrummen wollte, wie man ihm aber schon nach einigen Wochen, um sich den lästigen Gefangenen vom Halse und überhaupt die damals großes Aufsehen erregende Sache aus der Welt zu schaffen, ein »Urlaubsgesuch« nahelegte, und wie er auf ein solches hin denn auch »auf unbestimmte Zeit« beurlaubt wurde. Die »unbestimmte Zeit« läuft heute noch, das heißt: die Sache ist nunmehr längst verjährt, ohne daß der größere Rest der Strafe »abgesessen« worden wäre. Den Hauptinhalt des Buches macht die Schilderung des Lebens in dem gemütlichen, auf »bessere« Gefangene keineswegs eingerichteten Polizeigefängnis aus — da es sich um eine inappellable Polizeistrafe handelte, waren Gerichtsgefängnisse nicht zuständig —; sie ist wahrhaft ergötzlich und zeigt in Verbindung mit dem auf die griechischen Kalenden verschobenen Ab-

schluß der Affäre, daß auch der strammste Polizeistaat vor wirklichen Schildbürgerstückchen nicht gefeit ist.

Die Schilderung trägt auch einiges zur damaligen Zeitgeschichte bei — die »Friedrichshagener« haben ja ihre Persönlichkeit und die ihrer Freunde, getreu ihrem individualistischen Prinzip, niemals unter den Scheffel gestellt. Die Brüder Kampffmeyer kommen als Paul und Benno (Bruno) Streitmüller vor, sonst aber sind die Namen der Haupthandelnden richtig wiedergegeben. Wie Reuters »Festungsfid« wird man das Buch nach Generationen noch teils entrüstet, teils lächelnd und kopfschüttelnd lesen. Br. Sommer.

Die Volksgenossen. Zeitschrift für Studenten und Arbeiter. Organ heimatlicher Arbeiterkurse. Herausgegeben vom Sekretariat sozialer Studentenarbeit, M.-Gladbach. Jährlich 8 Nummern. Unter 10 Exemplaren jährlich 1 Mark.

Bei Besprechung der »Sozialen Studentenblätter« haben wir über die sozialstudentische Bewegung berichtet, die von dem Kaplan Dr. Sonnenschein in M.-Gladbach geleitet wird (»Neue Zeit«, XXX, 1, S. 716). Bald nach unserem Bericht begann das Sekretariat für soziale Studentenarbeit die Herausgabe einer neuen Zeitschrift »Die Volksgenossen«, die jetzt ihren zweiten Jahrgang vollendet.

Die »Sozialen Studentenblätter« wandten sich an die Studenten. Der warme Ton, in dem sie unter dem Nachwuchs der Intellektuellen für soziale Interessen Propaganda machen, wurde damals von uns anerkannt. Die »Volksgenossen« wenden sich vornehmlich an die Arbeiter, die sie zum engeren Anschluß an die von Sonnenschein geleitete sozialstudentische Bewegung bringen sollen. Wir möchten das Blatt charakterisieren als Bildungsorgan für eine Oberschicht der in den christlichen Gewerkschaften organisierten Industriearbeiter. In geschickter Weise wird hier für gewisse Kulturbedürfnisse der christlichen Arbeiter gearbeitet. Dichterdilettanten aus den Kreisen der christlichen Arbeiter, bürgerlich-klerikale Schriftsteller mit M.-Gladbacher Tendenz kommen über alle möglichen sozialen, künstlerischen und kulturellen Fragen zu Worte. Großer Aufmerksamkeit erfreut sich auch die bildende Kunst, teils als reine Kunst mit Stoffen aus der Großindustrie, teils angewandt im Dienste der Reklame für die christlichen Gewerkschaften. Die Reproduktionen sind freilich in technischer Beziehung mitunter recht mangelhaft. Das katholisch-religiöse Moment tritt in konsequenter Fortbildung der M.-Gladbacher Richtung sehr weit zurück. Die Hauptaufgabe der Zeitschrift ist, »die Volksgenossen zusammenzubringen«, das heißt eine enge Verbindung zwischen Arbeitern und Studenten zu schaffen. Dabei übertreibt sie ihre eigenen Leistungen ganz gewaltig. Die bewußte Tendenz der »Volksgenossen« geht dahin, den Arbeitern eine so große Vorstellung von der Wichtigkeit und Bedeutung der sozialen Studentenarbeit beizubringen, wie sie ernstlich nirgends erlangt werden kann. Denn was heute die paar Handvoll Akademiker — auf sozialliberaler Seite im Verband akademischer Arbeiterunterrichtskurse und unter klerikaler Führung im Gefolge des Kaplans Sonnenschein — leisten, ist eine an und für sich gewiß sehr dankenswerte Unterrichtsarbeit, sie wird aber überhaupt erst nötig, weil die Besserung der heutigen Schulverhältnisse immer wieder am Widerstand der agrarisch-klerikalen Reaktion scheitert. Das Unterrichten ist für den Studenten sehr lehrreich, weil er mit einer für ihn ganz neuen Welt in Berührung kommt. Auf der anderen Seite fordert sie von ihm sehr wenig, da er zu jeder Zeit damit aufhören kann. Und so nimmt von den wenigen Studenten, die sich an den Arbeiten beteiligen, nach unserer Erfahrung leider nur ein ganz geringer Bruchteil für ihren späteren Beruf wirklich ehrliches sozialpolitisches Interesse mit. Würde doch auch heute warmer sozialpolitischer Eifer zu den schwersten Hindernissen in einer führenden Beamtenstellung gehören! Und das in

gleicher Weise auf dem Gebiet der Schule, der Justiz und der Verwaltung. Am auffälligsten ist das systematische Zurückdrängen sozialpolitischer Interessen in den Kreisen zu beobachten, die sich auf den Universitäten wissenschaftlich mit sozialen Fragen befassen, obwohl man bei ihnen am ehesten warmes Eintreten für die Arbeiter erwarten sollte. Steht doch hinter der alten Garde des Vereins für Sozialpolitik, hinter den Brentano, Bücher, Schmoller kein Nachwuchs aus der jungen Generation! Gehen doch gerade die Schüler dieser Männer ins Lager der Scharfmacher und der Unternehmerverbände über!

Deshalb sind es traurige Illusionen, die die christlichen Arbeiter den »Volksgenossen« entnehmen. Die klerikale sozialstudentische Bewegung wird von ihren Führern dazu mißbraucht, um den Arbeitern Stimmungen im Bürgertum vorzutäuschen, die nicht vorhanden sind und auch nicht vorhanden sein können.

Die Zeitschrift kann keine große Verbreitung haben. Wenn wir eine Angabe aus dem Vorwort des zweiten Jahrganges wörtlich nehmen wollen, so hätte sie eine Auflage von 1000 Stück, wovon eine Reihe Studenten als Abonnenten abzuziehen wären. Aber das Blatt ist beachtenswert und interessant, weil es zeigt, daß die M.-Gladbacher Führer mit zäher Arbeit und großem Geschick die Oberschicht der christlich organisierten Arbeiter für ihre Zwecke heranzuziehen und festzuhalten suchen. Das Ganze ist natürlich gegen die Sozialdemokratie gerichtet und wirkt um so stärker, als dies niemals direkt und offen geschieht. Freilich passiert dann hier und da eine böse Entgleisung, die den Pferdefuß der Arbeiterfeindschaft sehr deutlich enthüllt. So enthält Nr. 2 des zweiten Jahrgangs ein Feuilleton, das den Streik und die brüderliche Solidarität kämpfender Arbeiter so giftig begeifert, wie es schlimmer kein Mitarbeiter der »Arbeitgeber-Zeitung« fertigbringen würde. Albert Wilhelm.

Zeitschriftenschau.

In der »Azione Socialista« vom 9. Mai behandelt ein Redaktionsartikel die **Haltung der bürgerlichen Presse zum sozialistischen Parteitag.** Der Artikel macht auf das große Wohlwollen aufmerksam, mit dem die bürgerlichen Blätter die Beschlußfassungen des Kongresses aufgenommen haben: nie wäre in der Weise die »moralische Gradheit«, die »eiserne Disziplin« usw. gefeiert worden. Diese Lobeserhebungen hätte sich der Parteitag durch das Abschütteln der Freimaurer und durch das Ablehnen der Bündnispolitik bei den Kommunalwahlen erworben. Den Konservativen, die mit den Klerikalen im Bündnis sich zur Eroberung der Stadtverwaltungen anschicken, ist es eine große Beruhigung, zu wissen, daß ihnen kein demokratischer Block gegenübersteht.

Der »Avanti« und die jetzt leitenden Genossen übergehen die Lobeserhebungen der klerikal-konservativen Presse mit Stillschweigen, aber in ihrem Innnern müßten sie sich doch wohl fragen, ob etwa die italienische Bourgeoisie aufgehört habe, den Revolutionarismus ernst zu nehmen. Wie geht es zu, daß gerade heute, wo in leitenden Kreisen immer wieder davon die Rede ist, das Proletariat für den Entscheidungskampf zu schulen, die Bourgeoisie gerade diesen Kreisen so eifrig den Hof macht? Das kann doch nur daher kommen, daß man ihnen keine wirklich revolutionäre Aktion zutraut, wie ja in der Tat die Partei in den letzten zwei Jahren von dem revolutionären Programm nur die Intransigenz verwirklicht hat durch Ausstoßungen aus der Partei und durch Ablehnung von Bündnissen. Wenn dabei die Zahl der Organisierten auch wesentlich gestiegen sei, so könnte man nicht das gleiche von dem Prestige der Partei sagen. Daß dieses gesunken sei, ginge deutlich aus den Lobeserhebungen hervor, die die reaktionäre Presse der Partei spendet.

Über die Taktik bei den kommunalen Wahlen schreibt Genosse Zibordi im »Avanti« vom 24. Mai. Obwohl diese Frage von dem Parteitag von Ankona dahin gelöst ist, daß keinerlei Wahlabkommen mit anderen Parteien getroffen werden

können, schneidet Zibordi die Frage wieder an und schlägt vor, die Kandidaten auch außerhalb der Partei unter den unserer Bewegung freundschaftlich gegenüberstehenden Elementen zu suchen. Es ist geradezu verblüffend, mit welcher Harmlosigkeit Zibordi vorschlägt, den Parteitagsbeschluß in sein Gegenteil zu verkehren; das Votum von Ankona hat gerade die Aufnahme von Nichtsozialisten in die Kandidatenliste unserer Partei abgelehnt, denn die Frage der Blockbildung für die kommunalen Wahlen ist heute praktisch ganz belanglos: was der Partei fehlt, ist nicht die Wählermasse, sondern die Persönlichkeiten zur Übernahme der Verwaltung. Zibordi ist aber zu seinem Vorschlag durch eine Erklärung des Parteisekretärs Lazzari gekommen, der die Genossen von Vercelli aufgefordert hat, ihren Bedarf an Kandidaten so schnell wie möglich in die Parteisektionen einzutragen. Mit Recht weist Zibordi darauf hin, daß man auf die Art eine sehr schlechte Auswahl trifft, indem man den außerhalb unserer Partei stehenden Persönlichkeiten sagt: wenn ihr im Namen unserer Partei kandidieren wollt, so tretet unserer Organisation bei. Man wäre auf diese Art durch nichts davor gesichert, Ehrgeizige, anstatt überzeugte Sozialisten zu gewinnen. Deshalb fordert er das Recht, in die Liste der Parteikandidaten auch unorganisierte Freunde unserer Bewegung einzutragen. Der »Avanti« lehnt diesen Vorschlag in einer Fußnote ab und sagt, daß man, wo es an Persönlichkeiten fehlt, sich mit der Minderheitsliste begnügen oder von dem Wahlkampf absehen müsse. Wem diese Bestimmung nicht passe, der wäre teils schon aus der Partei ausgetreten, teils würde er es demnächst tun.

Aus dem neuen China ist ein Artikel betitelt, in dem Genosse G. Bossoni in der »Critica Sociale« vom 16. Mai über die Besitzverhältnisse im chinesischen Reiche spricht. Der Autor, der seit Jahren in Kanton weilt, weist darauf hin, daß man über die Bevölkerungsverhältnisse Chinas durchaus nichts Genaueres weiß, und daß die Annahme, das Land sei ungeheuer dicht bevölkert, nur kritiklos weitergegeben wird. Die heutige Bevölkerung Chinas wird im Minimum auf 250 Millionen, im Maximum auf 440 Millionen geschätzt. Jedenfalls findet man im Innern des Reiches ungeheure Strecken unbestellten Bodens. Dichte Ansiedlungen finden sich nur längs der Flußläufe. Was die gepriesene Intensivkultur in China betrifft, so sagt der Autor, daß allerdings im Umkreis der Städte der Boden vorzüglich bestellt ist. Sobald man aber die Flußläufe verläßt, findet man viel unbestelltes Land, auch da, wo der Boden sehr fruchtbar ist. Gerade in diesen Tagen ist ein Regierungsbericht über den Anbau in den Provinzen Fukien, Kirin und Helung-Kiang vorgelegt worden. In der ersten dieser Provinzen sind von 40 Millionen »Hsiang« bestellbaren Landes nur vier bestellt. In Kirin von 43 Millionen nur drei, in Helung Kiang von 70 Millionen nur zwei, also im Durchschnitt nur sechs Prozent des bestellbaren Bodens. Der Bericht schließt mit der Erklärung, daß in den drei Provinzen bequem 60 Millionen Menschen mehr leben könnten als heute, wenn sie ordentlich bebaut wären.

Aber auch da, wo der Boden bestellt ist, bleibt der Ertrag wesentlich hinter dem in Europa erzielten zurück, hauptsächlich infolge der vorweltlichen Methoden der Bodenbestellung. Ein erfahrener europäischer Landwirt, der China gut kennt, versicherte den Autor, daß zum Beispiel der Ertrag der Reisfelder nur ein Drittel der italienischen beträgt, der der Weizen- und Maisfelder die Hälfte. In den meisten Teilen Chinas ist die Fruchtfolge ganz unbekannt. Die Leute bauen Weizen genau an derselben Stelle, wo ihn ihr Vater und Großvater gebaut hat, ebenso Mais und Kartoffeln, was um so fühlbarer ist, als bei der geringen Viehzucht wenig gedüngt wird. Die Schuld an dieser Rückständigkeit schiebt der Autor der Abgabenüberlastung durch die Zentralregierung zu. Die Kaiser haben den Gouverneuren der einzelnen Provinzen völlig freie Hand in bezug auf die Besteuerung der Massen gelassen. Diese wurden in der fürchterlichsten Weise von der herrschenden Klasse bedrückt, genau wie in Europa zur Zeit der Feudalherrschaft. Außerdem war und ist es noch heute um die öffentliche Sicherheit sehr schlecht bestellt: was der Mandarin übrigläßt, nimmt der Straßenräuber. Folge dieser Zustände war die Abwanderung aus dem

flachen Lande in die Städte. Überhaupt ist die starke chinesische Auswanderung nicht eine Folge der Übervölkerung, sondern der Verelendung, die hauptsächlich durch die schlechte Verwaltung bedingt ist.

Was die Korruption des kaiserlichen Regimes betrifft, mit der hoffentlich die Republik aufräumen wird, so bleibt jede Beschreibung hinter der Wirklichkeit zurück. Die Beamten widmeten sich fast ausschließlich dem Ämterhandel, um dadurch wieder einzubringen, was sie selbst durch den Ankauf ihres Amtes ausgegeben hatten. Man sagt, daß ein Mandarin 625 000 Franken ausgab, um zum Gouverneur einer der 18 Provinzen ernannt zu werden. Das offizielle Einkommen betrug nur 6000 Franken! Bei solcher Verwaltungswirtschaft liegen natürlich die öffentlichen Dienste ganz danieder. Die meisten Straßen hören außerhalb der Stadt auf. Von Hygiene keine Rede, die meisten Schulen sind in Händen von Privatleuten. Einen Begriff von dem Rechtsgefühl und der Ehrlichkeit der Behörden gibt die folgende Anekdote, mit der der Autor seinen Artikel schließt. Einer chinesischen Witwe, die einen zwölfjährigen Sohn hat, starb im vorigen Jahre die Mutter. Für das Begräbnis macht sie 40 Dollar Schulden. Da sie nur 20 bis 30 Centimes pro Tag verdient, kann sie ihre Schuld am Jahresende nicht ganz abtragen. Darauf nimmt ihr der Gläubiger den Sohn weg und läßt ihn wie einen Sklaven für sich arbeiten. Da der Diktator Juanschikai die Schuldhaft, die unter den Kaisern zu Recht bestand, abgeschafft hatte, nahm sich der Autor der Frau an und forderte von der Polizei die Rückgabe des Sohnes. Die Polizei erklärte, das einfachste wäre, wenn die Frau ihre Schuld abzahlte. Da dies nicht geschah, lehnte sie jede Einmischung ab! Es kommt noch immer vor, daß ein Individuum für ein Darlehen sich selbst zum Pfand gibt, also für Rechnung des Gläubigers arbeitet. Da er auf eigene Faust nichts verdienen kann, bleibt er meist lebenslänglicher Sklave, wenn er nicht beim Spiel oder durch Diebstahl das Geld zum Loskauf erlangt. Der Chinese, der dem Autor diese Information gab, fügte hinzu, daß der Sklave übrigens besser daran wäre als der Lohnarbeiter, weil sein Herr Interesse hätte, ihn am Leben zu erhalten, während kein Mensch sich darum kümmert, ob etwa ein freier Lohnarbeiter Hungers stirbt.

Den reformistischen Aufruf für die kommunalen Wahlen veröffentlicht die »Azione Socialista« vom 22. Mai.

Ein ungeheures Heer bisher Rechtloser tritt durch das neue Wahlrecht in das öffentliche Leben ein. Es handelt sich nicht mehr darum, im Namen fernliegender Ideale dem Staate neue Leitsätze vorzuschreiben, sondern um Eroberung der Gemeindeverwaltungen zur Verwirklichung eines möglichst großen Teils praktischer Reformen. Die große Verschiedenheit der Verhältnisse in den verschiedenen Städten verbietet es, eine einzige taktische Wahlformel für das ganze Land vorzuschreiben. Aber über das, was es zu erringen gilt, müßten die Kräfte der Demokratie eines Sinnes sein. Man müsse für rechtschaffene Verwaltung kämpfen, für Befreiung von den Schmarotzercliquen, gegen die gesetzwidrige Durchstecherei zwischen Staat und Gemeinde. Für Süd- und Mittelitalien käme zu diesen Forderungen noch die Geltendmachung der Rechte des Volkes auf die Gemeindeländereien. Weiter müsse man für eine Umgestaltung der finanziellen Grundlagen der Gemeindeverwaltungen eintreten und diesen die Abgabenquellen freigeben, die sie instand setzen, den Aufgaben der modernen Städte gerecht zu werden. Für die Hebung der leiblichen und geistigen Lebenshaltung der Massen sei auch die Munizipalisierung der öffentlichen Dienste, der Bau von Arbeiterwohnungen und die Hebung der Schule zu verlangen. Zum Schlusse fordert das Manifest die Arbeiter auf, in den Orten, wo eine rechtschaffene Demokratie besteht, mit dieser gemeinsam den Wahlkampf zu übernehmen. Wo zuverlässige Bundesgenossen fehlen, soll die Partei allein vorgehen. »Ob aber allein oder im Bunde mit anderen sei der Kampfruf immer: für den allmählichen Aufstieg der Arbeiterschaft zur sozialistischen Kultur!« Oda Olberg.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 12 | Ausgegeben am 19. Juni 1914 | 32. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Die ausbeuterische Tugend.

Berlin, 13. Juni 1914.

hw. Vor einem Münchener Gericht ist dieser Tage ein Unternehmer gestäupt worden, der längst einer zehnfach derberen Stäupung wert war. Um einen Theaterpascha handelte es sich, der seit Jahr und Tag seine männlichen Angestellten mit gemeinen Schimpfworten und rohen Mißhandlungen bedachte und seine weiblichen Angestellten in seinen ausgedehnten Harem hineinzwang, und Jahr und Tag hatten sich Schauspieler wie Schauspielerinnen die menschenunwürdigste Behandlung durch ihren »Brotherrn« widerstandslos gefallen lassen und aus Furcht vor der Entlassung und dem Hunger wie geprügelte Hunde gekuscht. Staunend rief der Vorsitzende des Gerichts aus, in keinem anderen Beruf sei es möglich, daß sich Arbeitnehmer derartiges gefallen ließen, und erhielt auf seine Frage: Warum gerade die Schauspieler? die Antwort: Das mangelnde Solidaritätsgefühl dieses Standes! In Wahrheit haben selten an Gerichtsstelle die Tatsachen so beredt verkündet, daß dort, wo die Solidarität der Unterdrückten fehlt, wo es nicht zu einem planvollen Zusammenschluß der Ausgebeuteten kommt, wo eine kräftige Gewerkschaft den Gelüsten der Ausbeuter nicht hindernd in den Weg tritt, vom Unternehmer der Menschenwürde des Arbeiters brutal und höhnisch ins Gesicht gespien wird. Immerhin haben auch die Schauspieler jetzt ihre Gewerkschaft, und von dieser Bühnengenossenschaft wurde auch der Stein ins Rollen gebracht, der den ehrenwerten Herrn Direktor zerschmetterte. Wenn man darum diesen »geilen Wüstling«, der das Theater in sein »Privatbordell« verwandelte — Form wie Inhalt dieses Vorwurfs hat das Münchener Gericht durch die Beweisaufnahme für gerechtfertigt erklärt —, über die Bedeutung der Arbeiterkoalitionen befragte, er würde, zitternd vor sittlicher Entrüstung, gegen den schamlosen Terrorismus der Gewerkschaften all seinen Geifer verspritzen. Das ist ein Fall für hundert, für tausend, für unzählige Fälle! Nie haben Gracchen frecher über Aufruhr geklagt, als wenn wie eben wieder auf der Tagung des industriellen Scharfmacherverbandes Unternehmer über den Terrorismus der Arbeiter und der Gewerkschaften zetern.

Rein menschlich läßt sich ja das Entsetzen der Industrieherrn beim Anblick von Arbeiterbataillonen verstehen, die in Schritt und Tritt gegen die Zwingburgen des ausbeutenden Kapitals anmarschieren. In dem klassischen Lande der kapitalistischen Entwicklung, in England, studiert man diesen panischen Schrecken der Fabrikanten, als die ersten Arbeitervereinigungen am

Horizont auftauchten, auch am beſten. Arbeiter, Proletarier, Habenichtſe, die ſich zuſammentaten, um ihre einzige Macht, die der Zahl, in die Wagſchale zu werfen und von dem Fabrikanten höhere Löhne, beſſere Arbeitsbedingungen unter Androhung des Streiks zu heiſchen — das ſchien, als es ſich um die Wende des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts häufiger ereignete, den Unternehmern unerhört, das galt als geheime Verſchwörung gegen den Beſtand der Geſellſchaft, das war ein frecher Bruch der gottgewollten Ordnung, und die Vorſtellung, daß Arbeiterverbände mit Fabrikherren als Macht zu Macht unterhandeln könnten, ließ noch Jahrzehnte ſpäter den Freihandelsmann Cobden, den verbiſſenen Gegner der Zehnſtundenbill, durch die Zähne knirſchen: »Lieber unter dem Dey von Tunis als unter den Gewerkvereinen!« Wie damals bereits der ſchonungsloſe Terrorismus der Unternehmer jedem Arbeiter den Bettelſack umzuhängen ſtrebte, der einer Gewerkſchaft beitrat, ſo waren auch die Gerichte mit nicht minder ſchonungsloſem Terrorismus bereit, den »Verſchwörungen« der Beſitzloſen gegen die Beſitzenden durch harte Strafen das Waſſer abzugraben. Auch damals zeigte es ſich, wie gerade im wirtſchaftlichen Kampfe das böſe Wort ſeine Geltung hat: »Wenn zwei dasſelbe tun, iſt es nicht dasſelbe!« »Aus der ganzen Epoche der Unterdrückung,« ſchreiben Sidney und Beatrice Webb in ihrer Geſchichte der britiſchen Trade Unions, »wo Tauſende von Arbeitern für das Verbrechen leiden mußten, Verbindungen eingegangen zu ſein, wird von keinem einzigen Fall berichtet, wo ein Unternehmer für dasſelbe Vergehen beſtraft wurde.«

Unſere Induſtriefeudalen ſchauen mit derſelben grimmen Wut wie einſt die engliſchen Fabrikanten dem Wachstum der Gewerkſchaften zu. Als Übermenſchen Nietzſcheſcher Prägung fühlen ſie ſich, und wenn der wirre Philoſoph von Sils-Maria von der ausbeuteriſchen Tugend ſchwärmt, ſo verdolmetſchen ſie das richtig als Tugend der Ausbeutung, und ſie unterſchreiben dick und breit ſeine Anſchauung, daß die Maſſe nur der Dünger ſei, damit ſich die Wenigen, die Herrenraſſe, die Übermenſchen zur feinſten Blüte ihres Seins entwickeln können. Und gegen dieſe Übermenſchen ſteht plötzlich der »Dünger« auf, die Proletarier, die man, der ausbeuteriſchen Tugend huldigend, bislang achtlos verbraucht hat, und fordert und zeigt Willen und entwickelt Macht — nicht einmal »Herr im eigenen Hauſe« ſollen die Übermenſchen mehr ſein, Himmelkreuzbombenſchwerenot! So frißt den ſcharfmacheriſchen Elementen, die immer noch im »König Stumm« ihr unerreichtes Vorbild ſehen, der Haß gegen die Gewerkſchaften viel mehr am Herzen als der Groll gegen die Sozialdemokratie. Was die Sozialdemokratie heute erreicht, hat vorderhand überwiegend politiſche Wirkungen, aber was die Gewerkſchaften durchſetzen, greift unmittelbar an den Geldbeutel. Die Sozialdemokratie iſt deshalb nur das Fegfeuer, aber die Gewerkſchaftsbewegung iſt die Hölle.

Darum ſuchen die ſkrupelloſen Anbeter der ausbeuteriſchen Tugend mit allen Mitteln das gewerkſchaftliche Streben der Arbeiterklaſſe zu erdroſſeln, in der nicht dummen Meinung, daß es nachher deſto leichter gelingen werde,

dem Proletariat auch politisch einen Kappzaum anzulegen. Über den Terrorismus der Unternehmer in diesem Zusammenhang sollte man lieber nicht zu reden anfangen, denn davon anfangen heißt nicht mehr davon aufhören. Kein Mittel ist zu schäbig, keines zu töricht, keines zu schmutzig, als daß es Fabrikanten oder Fabrikantenverbände im Kampfe gegen die gewerkschaftlichen Bestrebungen der Arbeiter nicht anwendeten. Ein zäher Wille beseelt sie dabei: Das Koalitionsrecht muß unter die Erde! und in welchen üblen Ausschreitungen sie sich dabei gefallen, das Ziel ist immer das gleiche. Auf dem Mistbeet der Unternehmergunst sind die gelben Organisationen erwachsen, ekelhafte Schmarotzerpflanzen, die sich ins Mark der modernen Arbeiterbewegung einfressen möchten, um sie zu zerstören. Ihnen ist neuerdings Heil widerfahren, denn wenn sie auch trotz aller Verhätschelung durch die Unternehmer nicht so recht auf einen grünen Zweig kommen wollen, so ist doch ein leibhaftiger Professor aufgestanden, der in ein und demselben Atem die ganze nationalökonomische Wissenschaft für Blech erklärt und die Gelben als Kern und Blüte des gesamten Wirtschaftslebens gefeiert hat. Weder die Person noch die Sache verdienten aber besondere Erwähnung, wenn nicht durch eine boshafte Ironie des Schicksals dieser würdige Lobredner des organisierten Streikbrechertums berufen wäre, an der neuen Universität Frankfurt zu lehren, die bei ihrer Gründung als eine sozusagen freisinnige Hochschule von allen sozusagen freisinnigen Phantasten ausgeschrien wurde.

Aber niederträchtiger als durch die Begünstigung der Gelben wirkt sich der rohe Terrorismus der Unternehmer überall dort aus, wo sie Arbeiter oder Angestellte wegen ihrer Zugehörigkeit zur Organisation kurzerhand aufs Pflaster werfen und durch den Umlauf Schwarzer Listen in den Hungertod zu treiben suchen. Die Zahl solcher Fälle ist Legion, und die öffentlichen Gewalten stehen zu solch einem unsittlichen und verwüstenden Treiben wie die englischen Richter in der Epoche der Unterdrückung, von der Sidney und Beatrice Webb berichten: vermeintlicher Terrorismus von Arbeitern — der Schutzmann läuft, der Staatsanwalt eifert, der Richter verdonnert; zweifelsfreier Terrorismus von Unternehmern — der Schutzmann steht stramm, der Staatsanwalt guckt in die Luft, der Richter weiß von nichts!

Daß, wenn zwei dasselbe tun, es nicht dasselbe ist, hat eben nicht umsonst ein preußischer Justizminister als obersten Grundsatz einer vorbildlichen Rechtspflege gefeiert, und wieder nicht umsonst hat ein preußischer Handelsminister einer Sippschaft von Industriefeudalen zugerufen: »Meine Herren, wir arbeiten ja nur für Sie!« Ja, Polizei, Staatsanwälte und Gerichte arbeiten in den großen wirtschaftlichen Kämpfen unserer Zeit, meist ohne es zu wissen oder zu wollen, für das Unternehmertum, und mag es nicht ganz nach Wunsch und Willen die Klinke der Gesetzgebung in die Hand bekommen, um dem Koalitionsrecht den Boden zu entziehen, so darf es sich auch in dieser Richtung nicht beklagen: auch die Leute an der Spitze tuen, was sich irgend tuen läßt. Wenn der Staatssekretär Dr. Delbrück vor nicht

langem erklärte, das Koalitionsrecht sei nur eine Illusion und bestehe in Wirklichkeit überhaupt nicht, so war das zunächst nicht ein Ausfluß beschränkter Paragraphenweisheit, die, was nicht in den Akten steht, auch nicht in der Welt findet, sondern ein Ausdruck souveräner Gleichgültigkeit gegenüber dem ersten Lebensrecht des Arbeiters, das man nicht gerade zu zertrümmern, aber erst recht nicht zu schützen willens ist. Und die preußische wie die sächsische Ministerialverordnung, die das Einschreiten der Polizei bei Streiks »regeln« soll, sagt als Kommentar zu jenem Ausspruch genug.

Wie für die Sozialdemokratie weht darum auch für die Gewerkschaften in ihrem Kampfe gegen die ausbeuterische Tugend ein scharfer Wind, aber auch sie erstarken nur, wenn sie eine Welt von Feinden sich gegenübersehen. Und daß, nicht nur vom Heller- und Pfennigstandpunkt, sondern auch von der Warte einer höheren Sittlichkeit aus, ihr Ringen keine Sisyphusarbeit ist, dafür bietet der Prozeß gegen den Münchener Theaterpascha einen durchschlagenden Beweis. »In keinem anderen Beruf«, sagte der Richter, »wäre es möglich, daß sich Arbeitnehmer derartiges gefallen ließen.« Weil in jedem anderen Beruf starke Gewerkschaften dem Gelüst der ausbeuterischen Tugend starke Dämme entgegenbauen. Keine Gewerkschaften, und Zustände wie in dem Münchener Musentempel herrschten in jeder Fabrik. Keine Gewerkschaften, und überall würde die Menschenwürde der Arbeiter und Arbeiterinnen von rohen und lüsternen Unternehmern brutal zu Boden getreten. Was darum der große deutsche Dichter in einer Zeit, da die ausbeuterische Tugend noch minder entwickelt war, den Künstlern zurief, das trifft im Jahrhundert der schrankenlosen kapitalistischen Ausbeutung mit mehr Fug auf die modernen Arbeiterorganisationen zu: der Menschheit Würde ist in ihre Hand gegeben!

Zum neunten Gewerkschaftskongreß.

Von **Emil Kloth.**

Nichts ist bezeichnender für unsere heutigen »Rechtsverhältnisse«, als daß die deutschen Gewerkschaften fast fünfundzwanzig Jahre nach der Aufhebung des Sozialistengesetzes sich auf ihrem Kongreß in vier Tagesordnungspunkten der Angriffe auf ihre Rechte erwehren müssen.

Das ist zwar tief beschämend für unsere deutschen Zustände, allein eine eigenartige politische Konstellation hat es gefügt, daß eine kleine, aber mächtige Partei, die im Volke keinen Boden hat, die von ihm bei den Wahlen eine immer entschiedenere Absage erhielt, durch ihren Einfluß am Hofe, in den Ministerien und bei den nachgeordneten Behörden sowie durch fortgesetztes Schreien nach Ausnahmegesetzen gegen die Arbeiterklasse es fertigbrachte, die Luft des politischen Lebens wie mit giftigen Gasen zu erfüllen, deren Explosion mit allen demokratischen Rechten gründlich aufräumen soll. Es ist fürwahr eine gemischte Gesellschaft, die sich um den konservativen Kern gruppiert hat: das machtlüsterne Zentrum mit seinem Schweif von entarteten Arbeiterführern, die aus Haß gegen die Sozialdemokratie ihre Organisationen zu schwarzgelben Gebilden herabwürdigen; die geldschwere

Gruppe der Schwerindustrie im Nationalliberalismus und der ganze Troß der Mehrzahl der Arbeitgeberverbände, welche sich noch nicht an den Gedanken zu gewöhnen vermochten, daß das gesetzliche Recht der Vereinigung von den Arbeitern auch wirklich ausgeübt werden darf und nicht nur auf dem Papier ein lebloses Dasein führt.

Es versteht sich am Rande, daß solchen einflußreichen Gruppen und Personen gegenüber unsere preußischen Minister sich gern willfährig erweisen. Allerdings sind sie klug genug, zu erkennen, daß mit Ausnahmegesetzen keine Geschäfte im Sinne ihrer Auftraggeber zu machen sind, daß offenbare Ausnahmegesetze gegen das Koalitionsrecht der Arbeiter selbst von den christlichen und liberalen Arbeitern übel aufgenommen und diese dadurch in das Lager der Sozialdemokratie getrieben würden. Von hinten herum soll deshalb das Koalitionsrecht gemeuchelt werden. »Die Auswüchse des Koalitionsrechtes« sollen, wie selbst Herr v. Bethmann Hollweg im Reichstag erklärte, auf Grund des »gemeinen Rechtes« beschnitten werden. Das heißt in ehrlichem Deutsch: Die bestehenden Gesetze, das »gemeine Recht« soll in so gemeiner Weise gegen die freien Gewerkschaften — aber nur gegen diese und nicht gegen die wirtschaftsfriedlichen, christlichen und Hirsch-Dunckerschen und ebensowenig gegen die Unternehmer — angewandt werden, daß jede ihrer Tätigkeiten als »Auswuchs des Koalitionsrechtes« gefaßt werden kann.

Die Rollen zu diesem schändlichen Spiel sind schon lange verteilt, und die Polizei hat bereits vorarbeiten müssen. Auf fast allen Polizeiämtern häufen sich die Aktenbündel mit den »Beweisen« von der Gemeingefährlichkeit und der politischen Tätigkeit der Gewerkschaften. Die Mär von der politischen Tätigkeit der Gewerkschaften gehört nun einmal zum eisernen Bestand polizeilicher und gouvernementaler Beweismittel. Das ist schon um deswegen nötig, um den schönen Schein zu wahren, daß man die «legitimen« wirtschaftlichen Bestrebungen der Arbeiter auf Verbesserung ihrer Lage nicht treffen, sondern letztere nur vor dem verhetzenden Einfluß der Sozialdemokratie schützen wolle. Berlins genialer Polizeipräsident, Herr v. Jagow, ging bei diesem Kesseltreiben gegen die freien Gewerkschaften voran, lange bevor er sechs Gewerkschaften — drei Verbände und drei Ortsvereine — für politische Vereine erklärte. In einem für ein Gericht bestimmten Gutachten erklärte er unter anderem wörtlich:

> »Der Zentralverband der Zimmerer Deutschlands mit dem Sitz in Hamburg wird einstweilen hier noch nicht als politischer Verein im Sinne des § 3 des Reichsvereinsgesetzes angesehen und behandelt. Es schweben jedoch seit einiger Zeit Erwägungen, ob nicht mit Rücksicht auf die vielfach namentlich in letzter Zeit hier festgestellte politische Tätigkeit der Zentralverbände der freien Gewerkschaften Deutschlands und namentlich ihrer gemeinsamen zentralen und lokalen Verbindungen, nämlich der Generalkommission und der Gewerkschaftskartelle, die Zentralverbände unter das Reichsvereinsgesetz zu stellen sind.«

Seitdem haben sich ja die erlauchten Geister im preußischen Abgeordneten- und Herrenhaus keine passende und unpassende Gelegenheit entgehen lassen, gegen das Koalitionsrecht zu hetzen, wobei sie von den Ministern sekundiert wurden. Auch die Polizei ist weiter tätig gewesen. Sie hat hier und da schon nicht nur die Einreichung der Liste der Vorstandspersonen,

sondern, entgegen dem Vereinsgesetz, das ganze Mitgliederverzeichnis von Gewerkschaften verlangt, »um zu sehen, ob auch jugendliche Personen Mitglieder sind«; sie hat sich den Eingang und das Verweilen in unpolitischen Gewerkschaftsversammlungen erzwungen; sie hat sich die Zensur noch ungehaltener Reden angemaßt, indem sie Konzepte davon einforderte; sie hat deduziert, das Reichsvereinsgesetz gewähre zwar das Recht zu Versammlungen, aber nicht das Recht der Redefreiheit in ihnen. Im »Auslegen« ist, wie man sieht, die Polizei frisch und munter, und die Gerichte haben es ihr manchmal mit ebensolcher Virtuosität nachgemacht. So könnte man die Gründe noch um Dutzende vermehren, welche die Generalkommission veranlaßten, den Punkt »Die Handhabung des Reichsvereinsgesetzes« auf die Tagesordnung des Gewerkschaftskongresses zu setzen. Hoffentlich saugen nicht emsige Polizeibienen auch aus dieser Blüte Honig und erklären den ganzen Gewerkschaftskongreß für eine politische Veranstaltung, weil er sich mit einem solchen »hochpolitischen« Thema wie »Die Handhabung des Reichsvereinsgesetzes« beschäftigen wird und beschäftigen muß. Nach den bisherigen Leistungen der Polizei brauchte man über eine derartige Maßnahme gar nicht sehr erstaunt zu sein. Sind wir doch so schon hinter die Zustände von 1906 hinabgerutscht. Damals erklärte selbst die Reichsregierung, der Herr v. Bethmann als preußischer Minister des Innern angehörte, in ihrem sonst stockreaktionären »Gesetzentwurf betreffend gewerbliche Berufsvereine«: »Die Erörterung politischer und sozialpolitischer Fragen fällt unter die Aufgaben der gewerblichen Berufsvereine.«

»Arbeitswilligenschutz« ist fast ein Stück von demselben Strick, der gedreht wird, um die Gewerkschaften damit zu erdrosseln. Man schreit auf der gegnerischen Seite fortwährend nach Arbeitswilligenschutz gegen den Terrorismus der Gewerkschaften, und dabei sind die Terrorismusfälle auf seiten der Gewerkschaften so außerordentlich gering im Hinblick auf die Hunderttausende, die an den modernen Lohnkämpfen teilnehmen, daß man von einer geradezu idealen Kriminalität auf diesem Gebiet reden kann, insbesondere wenn man Vergleiche mit anderen Gebieten der Kriminalstatistik anstellt. Auch die dreistesten Schreier für »Arbeitswilligenschutz« können diese Tatsache nicht bestreiten, deswegen verfallen sie in ihrer Verlegenheit auf die »ungesühnten« Terrorismusfälle, die in Fabrik und Werkstatt und auf dem Wege zur Arbeit die armen Arbeitswilligen zu erdulden haben. Zum mindesten müsse ein gänzliches Verbot des Streikpostenstehens erlassen werden. Diesen Wunsch hat ja der preußische Minister des Innern durch seine bekannten Empfehlungen entsprechender Polizeiverordnungen und die sächsische Regierung mit ihrer jüngsten Verordnung betreffend das Verhalten der Polizeiorgane gegenüber dem Streikpostenstehen fast restlos erfüllt. Was es mit dem Schrei nach Arbeitswilligenschutz auf sich hat, erkennt man am besten daraus, daß nicht die Arbeitswilligen selbst den Schutz verlangen, sondern ihre Züchter, die Arbeitgeberverbände und die Scharfmacherpresse. Kein wirkliches Mitgefühl mit den Arbeitswilligen treibt sie zu solchem Verlangen, denn im Grunde ihres Herzens verachten die Scharfmacher jene armseligen Schächer von Arbeitswilligen, die, bar jeglichen Gemeinsinns, jeglichen Opfermuts, sich von ihnen kaufen lassen, um ihren Arbeitsbrüdern in den Rücken zu fallen. Man liebt den Verrat, aber verachtet den Verräter!

Den eingebildeten Terrorismus der Gewerkschaften wollen unsere Scharfmacher und ihre Helfershelfer mit glühendem Eisen ausbrennen, sie selbst aber wollen weiter ungehindert mit rücksichtsloser Brutalität ihre Terrorismusmethoden ausüben können. Gegen widerspenstige Klassenangehörige (Außenseiter) Materialsperre, Kreditentziehung, Abschneidung des Absatzes, Konventionalstrafen, Sichtwechsel und gesellschaftliche Achtung! Gegen organisierte Arbeiter schwarze Listen, Verrufserklärung, Sperrung der Arbeitsnachweise! Ungehindert haben bisher schon Unternehmerorganisationen ihre Mitglieder verpflichtet, daß Arbeiter, die im tiefsten gewerblichen Frieden vollständig ordnungsgemäß ihre Stellen verließen oder auch gegen ihren Willen entlassen wurden, innerhalb eines Zeitraums von drei oder sechs Monaten von keinem anderen Arbeitgeber eingestellt werden durften. Ohne daß also ein Streik oder eine Aussperrung vorlag! Die Arbeiter werden einfach als Hörige behandelt, die an ihren Arbeitgeber gebunden sind, während sie jederzeit von ihren »Herren« abgestoßen werden können.

Kein Staatsanwalt findet sich, der einen solchen Terrorismus verfolgt, kein Minister steht auf, um sich über eine solche Schreckensherrschaft und Erpressung, über eine solche Beschränkung der Freizügigkeit zu entrüsten.

Hei, wie sich oft in Streikgebieten oder bei Aussperrungen die Unternehmer über moralinsaure Beklemmungen, selbst über bestehende Gesetze hinwegsetzen, sie bewußt übertreten! Da werden organisierte Arbeiter beschimpft, bedroht und sogar mißhandelt; da läßt man Arbeiterinnen über die gesetzliche Arbeitszeit unerlaubterweise arbeiten, schmälert den jugendlichen Arbeitern ihre gesetzlich vorgeschriebenen Ruhepausen, hält Lehrlinge von der Fortbildungsschule fern. Fruchtlos verhallen die Klagen und Beschwerden der Organisierten an die Behörden und Staatsanwälte ob solchen ungesetzlichen Tuns, weil »diesseits« gewöhnlich kein Grund vorliegt, gegen die Gesetzesverächter vorzugehen.

Wir nähern uns tatsächlich immer mehr sozialistengesetzlichen Zuständen, verhüllt durch das Feigenblatt des gemeinen Rechtes. Dadurch läßt sich das Proletariat aber nicht dauernd täuschen, und bei der Sozialdemokratie werden letzten Endes auch jene Schichten des arbeitenden Volkes gegen die Vergewaltigung ihrer wichtigsten Lebensinteressen Schutz suchen, die bisher noch nicht zu ihrem Heerbann gehörten.

»Die gesetzliche Regelung der Tarifverträge« ist auch so eine Leidensstation in der Passionsgeschichte der Arbeiterschaft, mit der sich der Gewerkschaftskongreß beschäftigen wird. Was eigentlich Rechtens ist auf diesem wichtigen Gebiet des Arbeiterrechtes, weiß kein Mensch; am allerwenigsten wissen es die Herren Juristen. Der vielgenannte § 153 der Gewerbeordnung, der das Recht der Arbeiter auf Schutz ihrer wirtschaftlichen Interessen wieder aufhebt, das ihnen durch den § 152 der Gewerbeordnung scheinbar gewährt wurde, läßt auch die Tarifverträge in der Luft hängen, stempelt sie durch die Spruchpraxis des höchsten deutschen Gerichtshofs, des Reichsgerichtes, zu Instrumenten, denen kein gesetzlicher Schutz zur Seite steht, deren Verteidigung ihnen sogar zur Quelle empfindlicher Strafen werden kann. Sperrt zum Beispiel ein Unternehmer aus, weil er einen von ihm selbst anerkannten Tarifvertrag nicht mehr anerkennen will, und die Ausgesperrten wehren sich dagegen und beleidigen dabei irgendeinen Arbeitswilligen, so werden sie nach dem § 153 der Gewerbeordnung bestraft,

weil ihr Kampf nicht etwa ein solcher um die Erhaltung des bisherigen Rechtszustandes ist, sondern ein Kampf um »günstigere Lohn- und Arbeitsbedingungen«, da sie auf die bisherigen günstigeren Arbeitsbedingungen, die der Unternehmer nicht mehr einhalten will, nach jenem famosen § 153 der Gewerbeordnung oder vielmehr nach der Ansicht des Reichsgerichtes und der ihr folgenden landläufigen Praxis der ordentlichen Gerichte keinen »rechtlichen« Anspruch haben. Aber auch die Gewerbegerichte urteilen sehr verschieden über die rechtliche Bindung der Parteien bei Abschluß und Einhaltung oder Nichteinhaltung der Tarifverträge. Einzelne von ihnen haben beispielsweise schon die Zulässigkeit der Abdingbarkeit der Tarifverträge durch Sonderverträge der Unternehmer mit ihren Personalen oder einzelnen Gruppen derselben entschieden, selbst wenn die betreffenden Unternehmer einen für alle Beschäftigten gültigen anderslautenden Tarif anerkannt hatten. Es herrscht eine Verwirrung und Rechtsunsicherheit ohnegleichen, die ihre Wurzel zweifellos in der bei den herrschenden Klassen bestehenden Anschauung hat, daß die Arbeiter überhaupt Staatsbürger minderen Rechtes seien. Übrigens kein Wunder, wenn man bedenkt, daß der preußische Staat und mit ihm so manche andere deutsche Bundesstaaten das Koalitionsrecht ihrer Arbeiter und Angestellten mit Füßen treten.

Im Zusammenhang mit dem vorher genannten Thema steht das weitere: »Die Bestrebungen des Verbandes deutscher Arbeitsnachweise«. Vollzieht doch dieser Verband jetzt eine merkwürdige Schwenkung unter der Führung des Herrn Dr. Richard Freund, die, kurz gesagt, darauf hinausläuft, den Arbeitsnachweisen die Pflicht zuzuweisen oder ihnen wenigstens doch anzuempfehlen, auf bestehende Tarifverträge keine Rücksicht zu nehmen und bei Streiks und Aussperrungen nicht nur die Arbeitsvermittlung fortzusetzen, sondern auch den Arbeitsuchenden keine Mitteilung von bestehenden Streiks und Aussperrungen zu machen oder andernfalls jeden Streikenden oder Ausgesperrten als solchen auf seinem Arbeitsnachweisschein zu kennzeichnen und ihm damit zugleich jede Arbeitsgelegenheit zu verschließen. Bei dieser Gelegenheit wird der Referent auch sicherlich Gelegenheit nehmen, auf die Zerfahrenheit im Arbeitsnachweiswesen, auf die Schädlichkeit der Unternehmerarbeitsnachweise und auf die Notwendigkeit paritätischer Arbeitsnachweise hinzuweisen.

Das sind so die vier hauptsächlichsten Punkte, bei denen sich der Gewerkschaftskongreß mit Abwehrmaßregeln zugunsten der Rechte der Arbeiterschaft wird beschäftigen müssen.

»Der Einfluß der Lebensmittelverteuerung auf die wirtschaftliche Lage der Arbeiterklasse« schlägt ja eigentlich auch mit in dieses Gebiet hinein, denn tatsächlich ist besonders die durch die Zollpolitik der Junker und ihrer Regierung herbeigeführte Lebensmittelverteuerung am meisten geeignet, die unter großer Mühe und großen Opfern erkämpften wirtschaftlichen Erfolge der Gewerkschaften wieder aufzuheben. Es ist daher im eminenten Sinne ein sozialpolitisches Kapitel, dessen Erörterung nach dem schon erwähnten Gesetzentwurf der Reichsregierung von 1906 »unter die Aufgaben der gewerblichen Berufsvereine« fällt.

Von geradezu brennender Aktualität ist auch die vorgesehene Behandlung der »Arbeitslosenfürsorge«. Unausgesetzt muß den herrschenden Klassen das Gewissen geschärft werden, daß sie für die unschuldigen

Opfer der von ihr mit allen Machtmitteln geschützten kapitalistischen Produktionsweise aufzukommen die verdammte Pflicht und Schuldigkeit haben. Nach Hunderttausenden zählen die Opfer unverschuldeter Arbeitslosigkeit, die durch die der kapitalistischen Produktionsweise immanenten Gesetze alljährlich dem Elend überantwortet werden. Die Gewerkschaften haben nach Möglichkeit dies Elend zu lindern gesucht, von welcher Pflicht sich die bürgerliche Gesellschaft und der Staat pflichtvergessen zu drücken versuchen.

Eine mehr innere Frage der Gewerkschaften ist die Regelung der »Streikunterstützung und der Streikstatistik«, jedoch von großer Wichtigkeit für die Führung der gewerkschaftlichen Kämpfe. Ein Regulativ, ausgearbeitet von den voraufgegangenen Konferenzen der Vertreter der Verbandsvorstände, dürfte große Aussicht auf Annahme haben. Es basiert auf dem Umlageverfahren bei großen Streiks und Aussperrungen unter Aufrechterhaltung der von früheren Kongressen beschlossenen Verpflichtung für alle Gewerkschaften, zunächst für die Durchführung ihrer Kämpfe durch Erhebung genügend hoher Beiträge Vorsorge zu treffen, da nur bei außergewöhnlich großen Kämpfen, die die Kraft des einzelnen Verbandes übersteigen, die anderen Verbände helfend einzugreifen haben.

Auch für die zukünftige »Regelung der Grenzstreitigkeiten« durch ein in gleicher Weise ausgearbeitetes Regulativ wird sich wahrscheinlich der Gewerkschaftskongreß entscheiden. Die übrigen Tagesordnungspunkte des Gewerkschaftskongresses betreffen die üblichen Berichte der Generalkommission über: allgemeine Agitation, Agitation unter den fremdsprachigen Arbeitern, Arbeiterinnensekretariat, Korrespondenzblatt, sozialpolitische Abteilung der Generalkommission, Zentralarbeitersekretariat und Genossenschaften.

An Verhandlungsstoff wird es dem Gewerkschaftskongreß nicht fehlen, eher könnte man bangen, daß es ihm kaum möglich sein wird, innerhalb einer sechstägigen Tagung alles zu bewältigen. Jedenfalls wird er sich aber seiner hohen Aufgaben bewußt sein und sich ihnen gewachsen erweisen.

Die Gewerkschaftstheorie des Marxismus.

Von **Gustav Eckstein.**

1. Lohntheorien.

Im Juni 1865 hielt Karl Marx im Generalrat der Internationale einen Vortrag über die Frage, wie eine allgemeine Steigerung der Löhne auf die Warenpreise wirken würde, und welche Folgerungen sich daraus für die Gewerkschaftsbewegung ergeben. In diesem Vortrag[1] besitzen wir die eingehendste und ausführlichste theoretische Behandlung der Gewerkschaftsfragen, die Marx gegeben hat. Wie wenig aber damit sein letztes Wort über diese Probleme gesagt sein sollte, geht schon aus den Worten hervor, die er mit Bezug auf diesen Vortrag am 24. Juni desselben Jahres an Engels schrieb:

[1] Der Vortrag wurde in deutscher Übersetzung unter dem Titel »Lohn, Preis und Profit« von Bernstein herausgegeben. Frankfurt 1908, Verlag Buchhandlung Volksstimme.

Das Ding enthält im zweiten Teil in außerordentlich gedrängter, jedoch verhältnismäßig populärer Form viel Neues, das aus meinem Buche vorweggenommen ist, während es zugleich doch notwendigerweise über allerlei wegschlupfen muß.

Tatsächlich erfahren viele in diesem Vortrag nur angedeutete Gedanken erst im »Kapital« ihre eingehende und vertiefte Darstellung, vor allem aber ist ersichtlich, daß Marx der Behandlung einer Reihe der wichtigsten und interessantesten Probleme des Gewerkschaftskampfes aus dem Wege gehen mußte, da er dazu die Bekanntschaft mit theoretischen Lehren hätte voraussetzen müssen, die er erst in seinem ökonomischen Lebenswerk darlegen konnte.

Leider ist Marx, dem es ja nicht vergönnt war, sein Werk selbst zu vollenden, nicht mehr dazugekommen, die Gewerkschaftsprobleme auf Grund seiner entwickelten Theorie, wie sie uns im wesentlichen in den drei Bänden des »Kapital« vorliegt, selbst zu behandeln. An dem nötigen Interesse dazu hat es ihm allerdings sicher nicht gefehlt; denn er und sein Freund Engels waren die ersten gewesen, die in den Gewerkschaften die dem Wesen des modernen Proletariats angemessene Organisationsform und die natürlichen Zentren des Befreiungskampfes der Arbeiterklasse erkannt hatten. Engels in seiner »Lage der arbeitenden Klasse in England« (1845) und ausführlicher Marx in seiner Streitschrift gegen Proudhon »Das Elend der Philosophie« (1847) hatten diesen Standpunkt verfochten, und beide brachten ihn auch im »Kommunistischen Manifest« zum Ausdruck. Und das war zu einer Zeit, wo die Sozialisten allgemein die Erlösung der Arbeiterschaft wie der notleidenden Menschheit überhaupt von den Produktivgenossenschaften erwarteten und wo die Gewerkschaften in der Gedankenwelt auch revolutionärer Sozialisten höchstens die Rolle von Vorbereitungsgesellschaften für künftige Produktivassoziationen spielten, wie auch heute unsere Syndikalisten es sich vorstellen.

Doch auch noch zu der Zeit, als Marx jenen Vortrag hielt, wollten die Sozialisten von gewerkschaftlichen Organisationen nichts wissen. Die Proudhonisten Frankreichs teilten den geradezu fanatischen Haß ihres Meisters gegen die Gewerkschaften und erklärten deren Wirken für schlechter als vergeblich; denn die gewerkschaftlichen Erfolge änderten doch nichts an dem Charakter der bestehenden Wirtschaftsordnung; aber auch davon abgesehen, müßten die Arbeiter, was sie hier unter schweren Kämpfen und Entbehrungen an Lohnerhöhungen eroberten, als Konsumenten infolge der Preissteigerung sofort wieder einbüßen. Diese Argumentation, die man heute nur mehr von den zurückgebliebensten Kleinbürgern und Gelben zu hören bekommt, war aber nicht nur auf Frankreich und Belgien beschränkt, die Länder des Proudhonismus; sie feierte ihre Triumphe bei englischen Sozialisten, zu denen zum Beispiel auch Weston gehörte, gegen den Marx im Generalrat zu polemisieren hatte, aber auch bei den deutschen Lassalleanern.

Lassalle selbst hielt nichts von den Gewerkschaften. In seinem ökonomischen Hauptwerk, dem Bastiat-Schulze, sagt er zum Beispiel, indem er davon spricht, daß der Arbeiter in der bürgerlichen Periode der Geschichte in gesellschaftlicher Hinsicht zur Sache geworden ist: [2]

[1] Aus dieser gesellschaftlichen Lage gibt es daher auf gesellschaftlichem Wege keinen Ausweg. Die vergeblichen Anstrengungen der Sache, sich als Mensch ge-

[2] Vergl. Bernsteins Ausgabe von Lassalles Reden und Schriften, 3. Band, S. 202.

bärden zu wollen — sind die englischen Streiks (Arbeitseinstellungen), deren trauriger Ausgang bekannt genug ist.

Diese ablehnende Haltung blieb für die Lassalleaner maßgebend, und in theoretischer Hinsicht müssen ja auch die »Eisenacher« größtenteils als Lassalleaner betrachtet werden. Der Marxismus setzte sich erst während der Herrschaft des Sozialistengesetzes in der deutschen Sozialdemokratie allmählich durch;[3] gerade in der Frage des Verhältnisses zu den Gewerkschaften aber blieb Lassalles Standpunkt auch dann noch von großem Einfluß, als sich seine Anhänger schon längst im besten Glauben Marxisten nannten.

Für Lassalle waren die Gewerkschaften schon als Versuche der »Selbsthilfe« unsympathisch. Er hielt sie aber auch für aussichtslos, weil ihrem Wirken das »eherne Lohngesetz« entgegenstand, dessen Anerkennung er in seinem »Offenen Antwortschreiben« geradezu als Prüfstein für die Aufrichtigkeit jedes Freundes des Arbeiterstandes bezeichnet hatte. Dieses »eherne Lohngesetz«, das besagte, daß »der durchschnittliche Arbeitslohn immer auf den notwendigen Lebensunterhalt reduziert bleibt, der in einem Volke gewohnheitsmäßig zur Fristung der Existenz und zur Fortpflanzung erforderlich ist«, bildete aber schon seit Generationen gerade die stärkste Waffe der bürgerlichen ökonomischen Wissenschaft gegen jeden Versuch des Proletariats nach Verbesserung seiner Lebenshaltung. Denn dieses von der klassischen Ökonomie aufgestellte und von den Vulgärökonomen allgemein akzeptierte Lohngesetz war nichts anderes als eine Umschreibung des Malthusschen Bevölkerungsgesetzes in Ausdrücken der Ökonomie. Galt aber das Malthussche Bevölkerungsgesetz, dann war das Elend der großen Masse nicht durch die kapitalistische Gesellschaftsordnung bedingt, sondern es war naturgesetzlich gegeben, und jede Anstrengung, seine Wirksamkeit aufzuheben, mußte vergeblich sein.

Der bürgerlichen Ökonomie empfahl sich dieses Gesetz aber nicht nur durch seine Verteidigung der bürgerlichen Klasseninteressen, sondern auch dadurch, daß es sich ihren übrigen Theorien aufs beste einfügte. Der Arbeitsmarkt scheint sich in nichts von dem übrigen Warenmarkt zu unterscheiden. Die Arbeit wäre demnach genau so als Ware zu betrachten und unterläge demselben Wertgesetz wie andere Waren. Wird deren Wert durch die Produktionskosten bestimmt, so gilt dies auch für die Arbeit, das heißt eben, der Arbeitslohn muß hinreichen, um die Arbeiterbevölkerung am Leben zu erhalten, die Kosten ihrer Reproduktion zu decken.

Diese Ökonomen übersahen aber dabei, daß sich die menschliche Arbeitskraft (wie Marx gezeigt hat, wird diese verkauft und nicht die Arbeit) in einem Punkte sehr wesentlich von dem übrigen »Warenpöbel« unterscheidet. Sie wird zwar wie dieser auf dem Markt gehandelt, sie wird aber nicht wie er für den Markt produziert. Dieser Umstand ändert nichts an dem *Wert* der Arbeitskraft, wohl aber sehr viel an der *Festsetzung ihres Preises*, das heißt der Geldsumme, die tatsächlich für sie gezahlt wird. Für die bürgerliche Ökonomie, für die Wert und Preis einer Ware stets, abgesehen von vorübergehenden Schwankungen, zusammenfallen, war das ein unlösbarer Widerspruch, Marx hat aber im dritten Band des »Kapital« gezeigt, daß eine solche dauernde Abweichung des Preises vom Wert in der entwickelten kapitalistischen Wirtschaft nicht eine unerklärliche Ausnahme ist,

[3] Vergl. Mehring, Ferdinand Lassalle, »Neue Zeit«, XII, 2, S. 673 ff.

sondern die Regel, und er hat auch dort zum ersten Male gezeigt, wie Angebot und Nachfrage auf Grund des Wertgesetzes wirken und die Preise bestimmen. Dadurch erst hat er die Grundlagen zu einer wirklichen Theorie der Preisbestimmung der Arbeitskraft und damit zu jeder Gewerkschaftstheorie gelegt.

Zunächst mußten die auch von den Sozialisten jener Zeit akzeptierten Einwände der bürgerlichen Ökonomie widerlegt und abgefertigt werden. Marx tat das zum Teil zunächst schon im »Elend der Philosophie«, später in dem eingangs erwähnten Vortrag, viel gründlicher aber noch in seinem ökonomischen Hauptwerk. Hier werden die Einflüsse von Lohnerhöhungen auf die Preise untersucht, hier werden auch die Befürchtungen für den Fortgang der Wirtschaft abgetan, die die bürgerliche Vulgärökonomie an die Verkürzung der Arbeitszeit geknüpft hatte, hier wird aber vor allem eine von der bisherigen bürgerlichen Theorie durchaus abweichende und ihr entgegengesetzte Lohntheorie entwickelt. War das Elend des Proletariats vom »ehernen Lohngesetz« der bürgerlichen Ökonomie zur Naturnotwendigkeit erklärt worden, so wies Marx die soziale Bedingtheit dieses Elends durch die Gesetze der kapitalistischen Wirtschaft nach. Aber er begnügte sich nicht mit diesem allgemeinen Nachweis, sondern gab uns auch die Möglichkeit, die tatsächliche Lohnfestsetzung auf Grund der die kapitalistische Produktionsweise beherrschenden Gesetze zu begreifen.

Die Arbeitskraft wird, wie erwähnt, nicht für den Markt produziert. Abgesehen davon ist auch, wenn man zunächst von der Ein- und Auswanderung absieht, die Reproduktion der Arbeitskraft an so lange Zeiträume gebunden, daß sie auf die rasch vorübergehenden Konjunkturen des Arbeitsmarktes jedenfalls ohne Einfluß bleiben muß. Bei den beliebig vermehrbaren Waren wird die Produktion durch die Schwankungen der Preise bestimmt. Sie steigt und fällt mit diesen. Das ist bei der Ware Arbeitskraft nicht in der Weise der Fall, wie die klassische Ökonomie glaubte; hier werden nicht durch entsprechende Mehr- oder Minderproduktion des nachgefragten Artikels Angebot und Nachfrage ausgeglichen. Diese beiden Faktoren gewinnen dadurch für dieses Gebiet besondere Bedeutung, ihr Studium wird entscheidend für das Verständnis der Lohngestaltung.

Allerdings, daß Angebot und Nachfrage für die Preisbildung und für die Lohnhöhe maßgebend sind, das war für die bürgerliche Ökonomie nichts Neues. Es war ja gerade eines der Hauptmerkmale der Vulgärökonomie und ist es auch für die sogenannte Grenznutzentheorie, daß sie auf jede objektive Wertbestimmung glaubt verzichten und mit dem bloßen Hinweis auf das Feilschen des Marktes ihr Auslangen finden zu können. Um aber überhaupt auf dieser Grundlage zu irgendwelchen Resultaten gelangen zu können, ist diese Ökonomie gezwungen, Nachfrage und Angebot zu starren, unveränderlichen Größen zu machen. So gelangte sie zu der berühmten und glorreichen »Lohnfondstheorie«, nach der sich die durchschnittliche Höhe der Löhne durch eine einfache Division ergibt. Auf der einen Seite steht der »Lohnfonds«, das heißt die Summe, die von den Industriellen eines Landes für Löhne ausgegeben werden soll, auf der anderen Seite steht das Heer der Arbeiter, die sich in jenen Fonds zu teilen haben.

Diese glorreiche Theorie war schon von früheren Theoretikern der Arbeiterschaft, zum Beispiel Hodgskin, zerfetzt worden, Marx wurde es nicht

schwer, sie endgültig zu beseitigen. Er zeigte, daß die Nachfrage nach Arbeitskräften nichts weniger als eine feste Größe ist, die durch irgendeinen von vornherein bestimmten Fonds gegeben wäre, daß vielmehr die Menge des für die Löhne ausgegebenen Kapitals jeweils von den Verwertungsmöglichkeiten des Kapitals, von seinen Aussichten auf Profit abhängt, daß aber auch auf der anderen Seite das Angebot an Arbeitskräften durch die kapitalistische Produktion selbst bestimmt wird.

2. Angebot und Nachfrage auf dem Arbeitsmarkt.

In der Frühzeit des Kapitalismus ist es vor allem die sogenannte »ursprüngliche Akkumulation«, das heißt die Expropriation der Bauern und Handwerker durch das Kapital, die Vernichtung zahlreicher selbständiger Existenzen, die den Arbeitsmarkt mit der Ware Arbeitskraft versieht. In den Ländern hoher kapitalistischer Entwicklung ist dieser Faktor allmählich an Bedeutung zurückgetreten, wenn er auch noch immer keineswegs bedeutungslos geworden ist. Die Abwanderung vom Lande nach der Stadt, das Versinken zahlreicher kleinbürgerlicher Existenzen ins Proletariat sind Erscheinungen, die auch in den höchstentwickelten Ländern den Arbeitsmarkt nicht unwesentlich beeinflussen. Aber der Kapitalismus erfaßt ja stets neue Gebiete, und hier wirkt er um so vernichtender, hier schafft er durch die ausgedehntesten Expropriationen ungeheure Proletarierheere, lange ehe er für sie Verwendung hat, und nun ergießen sich die Ströme dieser ins Elend gestürzten, meist auf niedriger Kulturstufe stehenden Enterbten in die Länder kapitalistischer Produktion. Sie überschwemmen alle Arbeitsgelegenheiten, bei denen mit roher Körperkraft allein gedient ist. Sie reißen die Löhne nicht nur durch die Niedrigkeit ihrer gewohnheitsmäßigen Lebenshaltung herunter. Da sie zu Hause der unmittelbaren Gefahr des Verhungerns ausgesetzt sind, müssen sie sich mit Löhnen zufrieden geben, die sie aus dieser unmittelbaren Gefahr befreien, wenn sie auch nicht imstande sind, die Aufrechterhaltung ihrer Lebenskraft und die Fortexistenz ihrer Familie zu verbürgen.[4]

Eine zweite Quelle des Zustroms von Arbeitskräften wurde durch die Einführung der Maschine eröffnet, die die Heranziehung von Frauen und Kindern zur industriellen Erwerbsarbeit ermöglicht, dadurch aber auch die Frauen und Kinder der Heimarbeiter, die Krüppel und Greise ihrer Familien zu erhöhter Anspannung ihrer Kräfte gezwungen hat.

Und endlich schafft die Industrie selbst durch die fortwährenden Schwankungen zwischen Hochkonjunktur und Depression, zwischen Anziehung und Abstoßung der Arbeiter sowie durch die Verdrängung von Männern durch Frauen und Kinder, von lebendigen Arbeitskräften durch tote Maschinen und endlich, was uns besonders jetzt durch das Taylorsystem zum Bewußtsein gebracht wird, durch die fortschreitende Rationalisierung des Arbeitsprozesses eine ständige industrielle Reservearmee.

So ist es also nicht die natürliche Reproduktionsfähigkeit der Arbeiterschaft, die das Angebot auf dem Arbeitsmarkt bestimmt, sondern es sind die

[4] Herr Franz Oppenheimer hat dieses eine Moment der Lohnbestimmung herausgegriffen und verkündet die Abhängigkeit sämtlicher Löhne von der Lohnhöhe des »Grenzkuli«, das heißt »desjenigen freizügigen Hintersassen des feudalen Großgrundeigentums Osteuropas, den gerade eben noch als letzten die westliche Nachfrage nach Arbeit von seiner Heimat loslösen kann«. Er ist auf diese Entdeckung ungemein stolz.

eigensten Lebensäußerungen des Kapitalismus selbst, die ihm sein Ausbeutungsmaterial stets neu zuführen.

Auf der anderen Seite wird die Nachfrage nach Arbeitskräften bestimmt durch die Verwertungsmöglichkeiten des Kapitals, das heißt durch die Aussicht, durch Anwendung lebendiger Arbeitskraft Profit zu erzielen.

Das Kapital sucht stets den höchsten Profit. Durch dieses Streben wird die Ausgleichung der Profitrate bewirkt, zugleich aber diese Ausgleichung fortwährend durchbrochen. Denn das Ziel jedes Kapitalisten ist die Gewinnung von Extraprofit, das heißt eines Profits, der höher ist als der von seinen Klassengenossen und Konkurrenten erzielte. Ein solcher Extraprofit läßt sich am ehesten erreichen durch die Anwendung neuer Arbeitsmethoden, entweder unter Einführung neuer Maschinen oder rationellerer Verfahrungsarten, wozu auch die Erweiterung des Betriebs gehört, oder durch Beschleunigung des Umschlags. So kommt es, daß sich das Kapital mit Vorliebe jenen Industriezweigen zuwendet, in denen solche Verbesserungen häufig sind, und sich dafür aus anderen Zweigen zurückzieht, in denen zum Beispiel die Notwendigkeit, organische Prozesse wie das Wachsen von Pflanzen oder Tieren usw. abzuwarten, eine Beschleunigung des Umschlags erschwert oder unmöglich macht. Die Folge dieser Einseitigkeit in der Kapitalzuwendung ist das verhältnismäßige Überwuchern der einen, das Zurückbleiben anderer Industriezweige, die Notwendigkeit, die Ausfuhr von Produkten besonders der Großindustrie zu forcieren und Luxusartikel, Lebensmittel und Rohstoffe in weit höherem Maße zu importieren, als bei gleichmäßigerer Kapitalverteilung erforderlich wäre.

Für die Höhe der Nachfrage nach Arbeitskräften ist aber nicht die Höhe des erzielten Profits unmittelbar maßgebend, sondern der Umfang und die Art der Akkumulation neuen Kapitals.

Die Raschheit dieser Akkumulation hängt zunächst von der Größe des erzielten Mehrwerts ab, von dem ja ein Teil wieder in Kapital verwandelt, das heißt eben akkumuliert werden soll. Die Größe des Mehrwerts ist gegeben durch die Größe des angewandten Kapitals, durch seine Zusammensetzung, das heißt durch den relativen Anteil von Sach- und Lohnkapital, und durch das Maß der Ausbeutung der Arbeiter, das heißt durch den Anteil, den Mehrwert und Lohn an dem neu erzeugten Wert haben. Von diesem Mehrwert wird nun ein Teil akkumuliert, der andere Teil unproduktiv konsumiert, und zwar entweder von den einzelnen Kapitalisten oder von kapitalistischen Gemeinwesen, dem Staat, den Gemeinden usw. Je größer also die Steuern für unproduktive Zwecke, besonders für den Militarismus, aber auch für den größten Teil der Bureaukratie, desto geringer die Möglichkeit der Akkumulation. Deren Tempo ist indes auch abhängig von der Verteilung des Gesamtkapitals in der Gesellschaft. Herrschen in einem Staate kleine oder mittlere Betriebs- und Vermögensgrößen vor, so wird die Akkumulation verhältnismäßig langsam vor sich gehen. Denn je kleiner der von einem Kapitalisten gemachte Profit, ein um so größerer Teil dieses Profits muß von ihm für die individuellen Bedürfnisse seiner Familie ausgegeben werden, um so weniger bleibt ihm für Akkumulationszwecke. Weiter aber verlangt ein Betrieb im allgemeinen um so gebieterischer die Erweiterung, je größer die Betriebe der betreffenden Kategorie sind. Ein Stahlwerk erfordert fortwährende Kapitalinvestitionen, wenn es konkurrenzfähig bleiben

soll; eine Möbeltischlerei in einer Provinzstadt mag Jahre und Jahre in gleichem Umfang und ohne wesentliche Neuinvestitionen fortwirtschaften.

Die Höhe der Löhne ist also sowohl auf der Seite des Angebots von Arbeitskräften als auch auf der Seite der Nachfrage aufs innigste mit dem Ganzen des kapitalistischen Wirtschaftsprozesses verwoben; der Versuch, auf die Lohnhöhe Einfluß zu gewinnen, muß mithin auch mit allen diesen Faktoren rechnen. Jede Gewerkschaftspolitik ist daher kurzsichtig und unzulänglich, die glaubt, ihren Gesichtskreis auf die einzelnen Lohnkämpfe beschränken zu dürfen, und die das Verständnis für die großen wirtschaftlichen Zusammenhänge außer acht läßt.

3. Die Wirksamkeit gewerkschaftlicher Kampfmittel.

Es ist die Aufgabe der Gewerkschaften, die Lage der Arbeiter zu bessern, das heißt die Arbeitsverhältnisse menschlicher zu gestalten, die Arbeitszeit zu verkürzen und die Löhne zu erhöhen. Das Mittel, das ihnen zu diesen Zwecken zur Verfügung steht, ist die Organisation, der Zusammenschluß der Massen zu einhelligem Handeln.

In welcher Weise kann nun die Organisierung der Arbeiter Angebot und Nachfrage auf dem Arbeitsmarkt beeinflussen?

Die ältere Fachvereinsbewegung Englands und der Vereinigten Staaten hatte in dieser Hinsicht einen ziemlich beschränkten Gesichtskreis. Für sie handelte es sich nicht um die Beeinflussung der Löhne, Arbeitszeiten und Arbeitsverhältnisse der *gesamten* Arbeiterschaft ihres Landes, sondern die Arbeiter jedes einzelnen Gewerbes hatten dessen spezielle Interessen im Auge, suchten nur sich selbst zu schützen, und zwar in erster Linie vor der Konkurrenz ihrer Arbeitskollegen. Daher die Vorschriften über lange Lehrzeit, die Durchsetzung des „closed shop", der Sperrung der Werkstätten für Nichtorganisierte, und die Erschwerung der Aufnahme neuer Mitglieder, so daß die Vereinsangehörigen eine Art Monopol genossen, daher endlich die Abmachungen mit den Unternehmern auf Kosten der außenstehenden Kollegen und der Konsumenten, die »Allianzen«, die »gleitenden Lohnskalen« usw.

Doch gegen die alle Schranken niederbrechende und alle Unterschiede ausgleichende Macht der technischen Entwicklung konnten sich alle diese künstlichen Gerüste, durch die sich einzelne bevorzugte Arbeiterkategorien über das brandende Meer des Proletariats zu erheben suchten, nicht behaupten. Auch die englischen und amerikanischen Gewerkschafter haben besonders in den letzten Jahren einsehen gelernt, daß sich das Schicksal der gelernten Arbeiter heute nicht mehr von dem der großen Masse trennen läßt, daß die Arbeiterklasse immer mehr solidarisch wird. Nicht nur hat die Maschine viele Unterschiede, die einst zwischen gelernter und ungelernter Arbeit bestanden, illusorisch gemacht. Sie würfelt zugleich die individuellen Geschicke der Arbeiter durcheinander. Wer heute als hochqualifizierter Gärtner tätig war, steht morgen vielleicht als Handlanger in einer Schuhfabrik. Der Kesselheizer von heute wird morgen zur Bedienung eines Elektromotors angelernt. Aber zugleich ist auch noch eine andere Änderung vor sich gegangen, die für den gewerkschaftlichen Kampf fast noch wichtiger wurde. Der gemischte Betrieb vereinigt die Angehörigen der verschiedensten Berufe zu gemeinsamer Arbeit und zeigt dadurch sinnfällig jedem einzelnen die wechselseitige Abhängigkeit der Arbeiter dieser Berufe. Die Kampfmethoden des alten Fach-

vereins versagen hier, zugleich geht aber auch dessen Ideologie mit ihren Zunfterinnerungen in die Brüche, der Arbeiter lernt sich nicht nur als Tischler, als Spinner, als Straßenfeger, er lernt sich als Mitglied seiner Klasse fühlen. Gerade in letzter Zeit kommt aber noch ein neuer Faktor hinzu, dessen revolutionierende Wirksamkeit noch nicht abzusehen ist, das System der »wissenschaftlichen Betriebsführung«. Dieses löscht alle Individualität des Arbeiters aus und macht aus ihm einen nach physiologischen Gesichtspunkten ausgewählten und vom Ingenieur genau auf bestimmte Teilleistungen eingestellten Automaten. Jede Selbständigkeit ist ertötet, der Arbeiter nur mehr das ausführende Organ einer ihm übergeordneten Intelligenz, das reine Werkzeug.

Angesichts dieser Erscheinungen ist die Aufrechterhaltung der alten Methoden des Kampfes einzelner Berufs- oder Fachvereine um Vorteile und Vorrechte zur Unmöglichkeit geworden. Die Betriebsorganisation, der Industrieverband treten an die Stelle der Berufsorganisation, vor allem aber ringt sich auch in den Ländern, wo der alte Trade Unionismus seine größten Triumphe gefeiert, die Erkenntnis immer mehr durch, daß der gewerkschaftliche Kampf nicht dabei stehenbleiben darf, Vorrechte für einzelne Berufe erringen zu wollen, daß er auch der Hebung des Loses der Arbeiterschaft als Ganzes gelten muß. Es ist der Ruhm der deutschen Gewerkschaftsbewegung, daß ihr diese Erkenntnis nicht neu ist, daß sie sich stets hat von dem Gedanken des Klassenkampfes leiten lassen.

Für die Zwecke des alten Trade Unionismus, für die Besserstellung und den Schutz einzelner Arbeiterschichten mochten die herkömmlichen Kampfmethoden der Arbeitseinstellung in einzelnen dem Beruf angehörenden Betrieben, des Boykotts usw. genügen, und sie haben hier auch große Erfolge erzielt. Es ist die Frage, wie weit sie imstande sind, das Los der Arbeiterschaft in ihrer Gesamtheit zu verbessern.

Sieg oder Niederlage im einzelnen Lohnkampf ist eine Frage der Macht, die von den verschiedensten Faktoren abhängt und über deren Verteilung und Geltendmachung sich allgemeine Regeln nicht leicht werden aufstellen lassen. Doch das eine läßt sich gewiß sagen, daß gewerkschaftliche Forderungen um so weniger Aussicht haben, durchzudringen, je mehr ihre Verwirklichung den sie bewilligenden Unternehmer mit dem wirtschaftlichen Untergang bedroht. Denn in diesem Falle wird kein wirtschaftliches Pressionsmittel ihm das Zugeständnis abzuringen vermögen.

Bei Forderungen auf Lohnerhöhung, Verkürzung der Arbeitszeit und Vermenschlichung der Arbeitsbedingungen wird innerhalb recht weiter Grenzen diese Befürchtung meist nicht zutreffen. Es ist ein unzweifelhaftes Verdienst der Schule Taylors, den Nachweis in einwandfreier wissenschaftlicher Weise erbracht und bestätigt zu haben, daß lange Arbeitszeiten, schlechte Arbeitsbedingungen, wie ungenügende Ventilation, unbequeme Arbeitsräume und -geräte usw., geringe Löhne und übermäßiges Hetzen des Arbeitstempos in hochkapitalistischen Betrieben für den Unternehmer durchaus unrationell, geradezu verlustbringend sind. Der Unternehmer, der bessere Löhne und kürzere Arbeitszeit bewilligt, dafür aber die entsprechenden technischen Änderungen in seinem Betrieb vornimmt, wird seinen Konkurrenten, der bei dem alten System der schlechten Löhne, langen Arbeitszeiten und der unzulänglichen technischen Einrichtungen verblieben ist, häufig überlegen

sein und ihn dadurch zur Nachahmung zwingen oder niederkonkurrieren. Innerhalb gewisser Grenzen ist daher die alte Gewerkschaftsmethode des vereinzelten Kampfes sehr wohl imstande, auch allgemeine und bleibende Vorteile für die gesamte Arbeiterschaft zu erringen, und sie hat den Beweis dafür auch durch die Praxis erbracht.

Aber die dieser Kampfmethode gezogenen Grenzen sind doch ziemlich enge. So ist es ihr schon nicht möglich, die Arbeiter vor der wenn auch noch so verderblichen Wirkung neuer Maschinen oder Verfahrensarten direkt durch Verhinderung ihrer Einführung zu behüten. Denn wenn die Anwendung der Maschine oder des Verfahrens dem einzelnen Kapitalisten Vorteile im Konkurrenzkampf gewährt und damit den in Nachteil setzt, der sie nicht anwendet, kann sich der einzelne Kapitalist sie nicht verbieten lassen bei Strafe des Unterganges. Das ist auch der Grund, warum ein Kampf der Gewerkschaften gegen das Umsichgreifen des Taylorschen Systems der wissenschaftlichen Betriebsführung aussichtslos wäre. Nur indirekt, durch Durchsetzung bedeutender Herabsetzungen der Arbeitszeit, kann sich die Arbeiterschaft gegen die verderblichen Folgen dieses Systems schützen.

Aber auch auf dem Gebiet der Lohnerhöhung und der Arbeitszeitverkürzung sind der Wirksamkeit des gewerkschaftlichen Kampfes gewisse Grenzen gezogen. In den Industriezweigen, in denen verhältnismäßig wenig Sach- und viel Lohnkapital angewendet wird, beeinträchtigt eine Erhöhung der Löhne unmittelbar den Profit sehr wesentlich und kann häufig durch Einführung neuer Maschinen usw. nicht leicht wettgemacht werden. Hier wächst also der passive Widerstand der mit dem wirtschaftlichen Untergang bedrohten Unternehmer, und zugleich droht die Abwanderung des profitlüsternen Kapitals aus diesen Industriezweigen und damit Verschlechterung der Arbeitsgelegenheiten. In den Industriezweigen, in denen hauptsächlich Sachkapital, also kostspielige Baulichkeiten und Maschinen, teures Rohmaterial und Hilfsstoffe verwendet werden und das Lohnkonto eine geringe Rolle spielt, wäre die ökonomische Möglichkeit von Lohnerhöhungen in viel weiterem Maße gegeben; aber gerade hier ist die ökonomische Macht der Unternehmer am größten, ihre Herrscherwillkür am zügellosesten. Ob eine Verkürzung der Arbeitszeit hier verhältnismäßig leicht oder schwer durchzusetzen sein wird, hängt in erster Linie von technischen Fragen ab. Je weiter die Entwicklung fortschreitet, um so heißer wird der Konkurrenzkampf unter den kleineren Kapitalisten, desto schwerer wird es daher, sie zu Lohnerhöhungen zu bewegen, die ihren Profit schmälern und sie zu Neuinvestitionen zwingen, zu denen ihnen häufig Geld und Kredit fehlen; um so gewaltiger wächst aber auch die Macht und der Dünkel der Kapitalmagnaten der schweren Industrie, die Lohnerhöhungen wohl gewähren könnten, aber nicht wollen; um so stärker schwillt endlich infolgedessen in beiden Lagern die Erbitterung gegen die gewerkschaftliche Organisation der Arbeiter.

Während so der Kampf um Lohnerhöhung und Arbeitszeitverkürzung auf der Seite der Unternehmer immer mehr zum Kampfe ihrer Klasse und ihres Staates gegen die Arbeiterklasse und ihre Organisationen, zum Klassenkampf wird, sieht sich auch die Arbeiterschaft immer mehr in dieselbe Richtung gedrängt, indem die Gegensätze, die sie früher gespalten haben, durch die Aktion des Kapitals ausgeglichen und die Angehörigen der verschie-

densten Berufe in den modernen Riesenbetrieben in Arbeit und Kampf aufeinander angewiesen, aneinandergeschmiedet werden.

Nachdem sich das Kampffeld in dieser Weise ausgedehnt, ist es auch nur natürlich, daß sich die Aufmerksamkeit der Gewerkschafter in erhöhtem Maße den Umständen zuwenden muß, die die Lohnhöhe der Arbeiter nicht von Betrieb zu Betrieb, sondern die diese Lohnhöhe im allgemeinen bestimmen.

Der nächstliegende Gedanke wäre hier, daß es die Aufgabe der Gewerkschaften sei, das Angebot an Arbeitskräften überhaupt zu beschränken, um so die Löhne zu steigern. Doch diese Methode, die von den alten Trade Unions, den Vereinen gelernter Fachkollegen, für ihr Gebiet so gut anwendbar war, sie wird illusorisch, sobald es sich nicht mehr um die Angehörigen einzelner Berufe handelt und sobald die Technik die Schranken zwischen den Berufen, aber auch die Abgrenzungen der Betriebsarten niedergerissen hat. Denn um das Angebot der Arbeitskräfte auf dem Arbeitsmarkt überhaupt durch eine Organisation zu beschränken, dazu wäre notwendig, daß diese Organisation auch die Gesamtheit der Arbeitskräfte umfaßt. Dieses Ziel werden und können die Organisationen aber nie erreichen, solange sie nicht die Quellen zu verstopfen vermögen, aus denen fortwährend neuer Zustrom auf den Arbeitsmarkt gelangt. Die Gewerkschaften sehen sich daher in steigendem Maße gezwungen, ihre Aufmerksamkeit über die Interessen der einzelnen Berufe hinaus den einzelnen Ursachen zuzuwenden, die die Lohnhöhe im allgemeinen bestimmen, und zu versuchen, sie zu beeinflussen.

4. Die Ziele der Gewerkschaftsbewegung.

Um dem Abströmen der ländlichen Bevölkerung in die Städte, in die Industrie zu steuern, kann natürlich nicht von einer Beschränkung der Freizügigkeit die Rede sein, wohl aber ist es auch das Interesse der industriellen Arbeiterschaft, die Lage des Landproletariats zu bessern, ihm eine bessere Lebenshaltung, größere Freiheit und Kulturmöglichkeiten zu verschaffen. — Gegen den Zustrom der Massen expropriierter Kleinbauern und Handwerker aus dem Ausland scheint es zunächst eine einfache Abhilfe zu geben, die Schließung der Grenzen. Aber auch abgesehen davon, daß die Frage gar nicht so einfach und glatt zu beantworten ist, inwieweit die Einwanderung fremder Arbeitskräfte für die Arbeiterschaft eines Landes nützlich oder schädlich ist,[5] hat diese rein mechanische Lösung der Frage die stärksten Bedenken gegen sich; denn solange die Arbeiterschaft noch keinen maßgebenden Einfluß auf die Gesetzgebung besitzt, ist der Ausschluß fremder Arbeiter nur mit Zustimmung der ausbeutenden Klassen möglich. Soll tatsächlich der Arbeitsmarkt durch diese Ausschließungspolitik beeinflußt werden, dann werden die herrschenden Klassen ihre Zustimmung nicht nur von bedeutenden Zugeständnissen der Arbeiterschaft auf anderen Gebieten abhängig machen, sondern sie behalten durch die Möglichkeit, die Grenzen jederzeit wieder zu öffnen, stets ein sehr gewichtiges Pressionsmittel gegen die Ge-

[5] Es sei hier nur auf das Beispiel Australiens hingewiesen, dessen Industrie infolge des relativen Mangels an Arbeitskräften in der Entwicklung zurückgeblieben ist und die Konkurrenz mit dem Ausland nicht bestehen kann. Um die Löhne hochzuhalten, war der Bund daher zu einer eigenartigen Schutzzollpolitik gedrängt, die die Verbrauchsgüter wesentlich verteuert.

werkschaften und die Arbeiter überhaupt in der Hand. Durch die Agitation für die Ausschließung der fremden Arbeiter treten aber zugleich die Gewerkschaften in den heftigsten Gegensatz zu diesen und treiben sie geradezu ihren Gegnern in die Arme. Eine rationelle Gewerkschaftspolitik gegenüber der Masseneinwanderung fremder Arbeiter kann sich daher nur in den Bahnen bewegen, die von der Einwanderungsresolution des Stuttgarter Internationalen Sozialistenkongresses vorgezeichnet sind.

Die zweite Quelle, aus der der Arbeitsmarkt immer neu gespeist wird, das Vordringen der Frauen- und Kinderarbeit, kann und soll, soweit es die Frauen betrifft, nicht völlig verstopft werden. Doch hier ist die Politik, die Beschränkung der Frauen- und Kinderarbeit durch soziale Gesetzgebung, die eifrige Organisierung der Frauen und die Förderung der Jugendbewegung, schon längst vorgezeichnet und allgemein anerkannt.

Die Bildung einer industriellen Reservearmee durch Anziehung und Abstoßung der Arbeitskräfte mit den Schwankungen der Konjunktur und durch die Einführung neuer Maschinen usw. ist mit dem Wesen der kapitalistischen Wirtschaft aufs innigste verwachsen. Trotzdem ist die Gewerkschaftsbewegung auch auf diesem Gebiet keineswegs machtlos, und sie hat auch gerade hier durch Regelung der Arbeitsvermittlung, Arbeitslosenfürsorge, Reiseunterstützung usw. in der Bekämpfung der traurigen Wirkungen dieses Faktors bedeutende Erfolge errungen. Aber sie darf dabei nicht stehen bleiben, sie muß dazu übergehen, die Ursache der Erscheinung, die Schwankungen auf dem Arbeitsmarkt selbst, zu bekämpfen. Ein schon oft von den Gewerkschaften angestrebtes Mittel zu diesem Zwecke ist die Beschränkung der Arbeitszeit in Zeiten flauen Geschäftsganges. Doch können die Unternehmer auch sonst in vielen Stücken gezwungen werden, die Arbeit gleichmäßiger über die verschiedenen Zeiten zu verteilen und bei der Organisation des Betriebs überhaupt auf die stetigere Beschäftigung ihrer Arbeitskräfte Rücksicht zu nehmen. Das gilt besonders vom Saisongewerbe. Vor allem kann durch Bekämpfung der Überzeitarbeit auf diesem Gebiet viel erreicht werden.

Doch auch darüber hinaus kann die Arbeiterschaft auf die Wirtschaftspolitik Einfluß üben im Sinne größerer Stetigkeit. Das kann in erster Linie geschehen durch Bekämpfung aller Maßregeln, die das schon im Wesen der kapitalistischen Produktion begründete Überwuchern gewisser Industriezweige noch begünstigen, also der Zollgesetze, die bestimmte Industriezweige, besonders die kartellierungsfähigen, noch besonders begünstigen, und der ganzen imperialistischen Politik überhaupt, die vor allem den Interessen dieser Industrien auf den Leib geschrieben ist und die weiter dazu beiträgt, daß immer neues Kapital in diese Industriezweige investiert wird, deren Überwuchern die Gefahr der Krisen erhöht.

Würde nicht mehr die ganze Staatspolitik den Exportbedürfnissen dieser Kapitalmagnaten und ihrem Streben nach billiger Rohstoffbeschaffung dienstbar gemacht, dann müßte sich das Kapital in stärkerem Maße Industriezweigen zuwenden, die zwar keine so hohen Extraprofite verheißen, deren Förderung aber größere Stetigkeit der wirtschaftlichen Entwicklung verbürgt, und in denen zugleich der Bedarf nach lebendiger Arbeitskraft relativ größer ist als in der schweren Industrie, da in ihnen das Sachkapital noch nicht in demselben Maße vorherrscht über das Lohnkapital.

Zugleich würde eine Reduzierung der imperialistischen Politik die Steuerlast erleichtern, also die Reallöhne erhöhen, die Akkumulation des Kapitals beschleunigen, den Export von Kapitalien nach fremden Ländern aber verlangsamen, alles Ziele, die vom Standpunkt der Arbeiterschaft, der Gewerkschaften aufs innigste zu wünschen sind.

Doch nicht nur durch Bekämpfung einer wucherischen Zollpolitik und des Imperialismus vermag die Arbeiterschaft für die Erhöhung der Nachfrage auf dem Arbeitsmarkt zu wirken. Auch in der inneren Politik sind alle Maßnahmen zu bekämpfen, die die Akkumulation des Kapitals verlangsamen und die nicht zugleich zum Schutze proletarischer Interessen bestimmt sind. Die Gewerkschaften haben daher das stärkste Interesse an einem rationellen Ausbau des Verkehrswesens, der Eisenbahnen, Schiffahrtskanäle usw., sie sind die natürlichen Gegner des übermäßigen Anschwellens nicht nur des Militarismus, sondern auch der unproduktiven Bureaukratie, sie müssen aber auch gegen alle Maßregeln sein, die künstlich überlebte Produktionsformen erhalten wollen und dadurch die Kapitalakkumulation hemmen und zugleich die Abwanderung von Kapital ins Ausland fördern.

So weist die kapitalistische Wirtschaft den Gewerkschaften ein ungeheures Arbeits- und Tätigkeitsgebiet zu, das allerdings über den Rahmen der Taktik der alten Berufsverbände weit hinausweist. Die Gewerkschaften können diesen ihren gewaltigen Aufgaben nur gerecht werden, indem sie sich als das fühlen, als was sie Marx schon vor mehr als zwei Menschenaltern erkannt hat, als die Verfechter der Gesamtinteressen der Arbeiterklasse in dem Kampfe um ihre Befreiung. In welchen Formen sie diesen Kampf für die allgemeinen Ziele ihrer Klasse aufnehmen und führen, hängt von den historischen und politischen Verhältnissen des einzelnen Landes ab, in dem sie zu wirken haben, und kann nur von Fall zu Fall auf Grund genauer Kenntnis dieser Verhältnisse entschieden werden.

Schon im »Elend der Philosophie« (1847) zieht Marx einen Vergleich zwischen der Bedeutung der Gewerkschaften für die Arbeiterklasse und der Rolle, welche die Stadtgemeinden im Kampfe des Bürgertums gegen feudale Unterdrückung gespielt haben. Die Stadtgemeinden waren die Organisationen, in denen sich das Bürgertum zur Förderung seiner wirtschaftlichen Bedürfnisse und zum Schutze gegen die feudalen Mächte vereinigte, die ihnen zugleich ökonomischen und politischen Rückhalt gewährten und dadurch immer mehr zu Zentren des Kampfes des Bürgertums gegen den Adel und das Königtum wurden.

Für wie zutreffend Marx den Vergleich der Gewerkschaften mit dieser wichtigsten Wirtschafts- und Kampforganisation des Bürgertums hielt, geht daraus hervor, daß derselbe Vergleich in der von Marx entworfenen Resolution des Genfer Kongresses der Internationale über die Bedeutung der Gewerkschaften wiederkehrt. In dieser Resolution finden wir die knappste Formulierung der Meinung, die Marx sich über die Rolle und Bedeutung der Gewerkschaften gebildet hatte. War er es doch, der mit nie ermüdendem Eifer für den gewerkschaftlichen Gedanken wirkte und dessen Propaganda auch besonders für die romanischen Länder nicht wirkungslos blieb. Mit berechtigtem Stolz durfte er es in einem Briefe an Engels vom 12. September 1868 als einen Erfolg seiner Bemühungen buchen, »daß die proudhonistischen

‚braves Belges' (wackeren Belgier) und Franzosen, die zu Genf (1866) und Lausanne (1867) dogmatisch gegen Trade Unions usw. deklamierten, jetzt am fanatischsten dafür sind«.

Gerade heute ist es wohl angebracht, sich Marx' Wertung der Gewerkschaften wieder ins Gedächtnis zu rufen. Denn diese vor bald einem halben Jahrhundert entworfene Resolution erscheint besonders geeignet, den Gewerkschaften auch in ihren heutigen Kämpfen als Richtschnur zu dienen:

Gewerkvereine entstanden ursprünglich durch die spontanen Versuche von Arbeitern, die gegen die despotischen Geheiße des Kapitals kämpften, jene Konkurrenz unter sich zu verhindern oder wenigstens einzuschränken, um auf diese Weise solche Bedingungen zu erzwingen, welche sie wenigstens über die Stellung einfacher Sklaven erheben konnten.

Das unmittelbare Ziel der Gewerkvereine beschränkt sich daher auf die notwendigen täglichen Kämpfe zwischen Arbeit und Kapital als ein Mittel der Abwehr gegen die unaufhörlichen Übergriffe des Kapitals, mit einem Worte, auf die Fragen des Lohnes und der Arbeitszeit. Diese Tätigkeit der Gewerkvereine ist nicht nur berechtigt, sie ist notwendig. Sie ist unentbehrlich, solange das heutige System fortbesteht. Im Gegenteil, sie muß verallgemeinert werden durch die Gründung und die Zusammenfassung von Gewerkvereinen in allen Ländern.

Auf der anderen Seite sind die Gewerkvereine, ohne daß sie sich dessen bewußt wurden, zu Brennpunkten der Organisation für die Arbeiterklasse geworden, wie die mittelalterlichen Munizipalitäten und Gemeinden es für die Bourgeoisie waren. Wenn die Gewerkvereine unumgänglich sind für den täglichen Guerillakrieg zwischen Kapital und Arbeit, so sind sie noch weit wichtiger als organisierte Förderungsmittel der Aufhebung des Systems der Lohnarbeit selbst.

Die Gewerkvereine haben bisher die lokalen und unmittelbaren Kämpfe gegen das Kapital zu ausschließlich vor Augen gehabt. Sie haben ihre Kraft zum Angriff auf das System der Lohnsklaverei und gegen das heutige Produktionssystem noch nicht vollkommen verstanden. Sie halten sich deshalb zu fern von allgemeinen sozialen und politischen Bewegungen. Jedoch in neuerer Zeit scheinen sie einigermaßen zum Bewußtsein ihrer großen geschichtlichen Aufgabe zu erwachen.

Abgesehen von ihren ursprünglichen Zwecken müssen sie nunmehr lernen, bewußterweise als Brennpunkte der Organisation der Arbeiterklasse zu handeln im großen Interesse ihrer vollständigen Emanzipation. Sie müssen jede soziale und politische Bewegung, welche auf dies Ziel lossteuert, unterstützen. Indem sie sich selbst als die Vorkämpfer und Vertreter der ganzen Klasse betrachten und danach handeln, können sie nicht umhin, die außerhalb der Gewerkvereine Stehenden in ihre Reihen aufzunehmen. Sie müssen sich sorgfältig um die Interessen der am schlechtesten bezahlten Arbeiterschichten bekümmern, die Ackerbauarbeiter zum Beispiel, die wegen ausnahmsweise ungünstiger Umstände bisher nicht den geringsten organisierten Widerstand leisten konnten. Sie müssen die ganze Welt zur Überzeugung bringen, daß ihre Bestrebungen, weit entfernt, engherzig und selbstsüchtig zu sein, vielmehr die Emanzipation der niedergetretenen Massen zum Ziele haben.

Diese Resolution wirkt heute besonders aktuell; denn nun scheint der Augenblick in der Tat gekommen, den Marx schon von 67 Jahren vorhersagte:[6]

Die ökonomischen Verhältnisse haben zuerst die Masse der Bevölkerung in Arbeiter verwandelt. Die Herrschaft des Kapitals hat für diese Masse eine gemeinsame Situation, gemeinsame Interessen geschaffen. So ist diese Masse bereits eine Klasse gegenüber dem Kapital, aber noch nicht für sich selbst. Im Kampfe ... findet sich diese Masse zusammen, konstituiert sie sich als Klasse für sich selbst. Die Interessen, welche sie verteidigt, werden Klasseninteressen....

[6] Karl Marx, Das Elend der Philosophie. Stuttgarter Ausgabe, S. 162.

Die beste Gewerkschaftsorganisation.[1]

Von Adolf Braun.

Die Organisation der Arbeiter ist sicherlich das bedeutsamste Mittel der Zusammenfassung von Kraft und Willen des Proletariats. In der Gewerkschaft sehen wir ganz eigenartige, von allen anderen Arbeiterorganisationen unterschiedene Vereinigungen. Die Gewerkschaften sind die einzigen Arbeiterorganisationen unserer Zeit, die Arbeiter und Arbeiterinnen nach ihrer Berufsangehörigkeit zusammenfassen. Alle anderen Arbeiterorganisationen führen Arbeiter und Arbeiterinnen verschiedensten Berufs und verschiedenster Stellung im Beruf zusammen, so die politische und die genossenschaftliche Organisation, so die Gesang- und Turnvereine, so die Vereinigungen zur Pflege der Geselligkeit, der Kunst, des Naturgenusses. Man hat den Gewerkschaften aus dieser beruflichen Trennung des öfteren den Vorwurf abgeleitet, daß sie zünftlerisch sind oder drohen, zünftlerisch zu verknöchern. Aus dieser beruflichen Trennung sind so manche Antipathien gegen die Gewerkschaften erwachsen, von denen der Vorwurf zünftlerischer Abschließung nur der wichtigste und nächstliegende, durchaus nicht der alleinige ist. Die Genossen, die sich in den mannigfachen anderen Organisationen bewegten, die alle Arbeiter zu erfassen bemüht sind, haben stets in dem, was charakteristische Eigenschaft, meiner Meinung nach, Notwendigkeit für die gewerkschaftliche Organisation ist, einen Mangel gesehen. Sicherlich wäre es verfehlt, die Gewerkschaften selbst vollständig frei zu erklären von jeder Schuld, daß sich derartige Stimmungen unter den Arbeitern, natürlich vor allem unter den zumeist außerhalb der Gewerkschaften wirkenden Arbeitern, bilden konnten. So manche Gewerkschaft, die durch ihr Alter oder durch ihre Stärke eine besondere Machtstellung, ein hohes Ansehen oder auch ein starkes Selbstgefühl ihrer Mitglieder, sicherlich mehr unbewußt als bewußt, entwickeln ließ, hat sich von den anderen Gewerkschaften und von der Gesamtheit der Arbeiterbewegung stark abgeschlossen, hat ihre Mitglieder dazu geführt, auch ihre gesellschaftlichen und sonstigen Beziehungen besonders im Kreise der Genossen der eigenen Gewerkschaft zu pflegen und sich deshalb von den übrigen Arbeitern zwar nicht formell, aber doch tatsächlich abzuschließen. Ja, wir finden auch — glücklicherweise nur vereinzelte und in der Regel nur kurz währende — formelle Abschließungen, so ein Fernhalten von der Generalkommission der Gewerkschaften oder von lokalen Gewerkschaftskartellen. Freilich ist es nicht immer hochgespanntes Selbstgefühl, das dazu führt, sondern auch oft Verärgerung, Protest gegen unsympathische Beschlüsse, endlich auch rein finanzielle Erwägungen, die den Gedanken aufkommen lassen, daß das, was mit großen Opfern an die Allgemeinheit für die eigenen Mitglieder indirekt erreicht wird, direkt selbst durch kleinere Ausgaben in besserer und den eigenen Mitgliedern mehr angepaßter Art im Rahmen der eigenen Organisation durchgeführt werden könnte.

Aber alle diese Abweichungen von der Solidarität unserer Gewerkschaften sind doch erfreulicherweise niemals zu dauerndem Bruche und zur Lösung des innigen kameradschaftlichen Zusammenwirkens der Zentralvorstände wie der lokalen Ortsgruppen unserer Verbände gediehen. Immer

[1] Mit diesem Artikel schließen wir zugleich die Diskussion über die Einheitsorganisation der Gewerkschaften. Die Redaktion.

wieder hat sich das Solidaritätsgefühl der Arbeiter wie auch der Leiter der Organisationen durchgesetzt. Die meisten derartigen Absonderungen gehören der Vergangenheit an. Man hatte damals kein Recht, aus diesen Erscheinungen zu verallgemeinern, es wird auch, wie wir überzeugt sind, in der Zukunft hierzu kein Anlaß sein. Wir begreifen, daß Gewerkschaften, die heute mehr als doppelt so viele Mitglieder zählen als vor zwanzig Jahren sämtliche deutsche Gewerkschaften, daß Organisationen, die ein Vielfaches dessen an Vermögen besitzen, was für sie nach dem durchschnittlichen Besitz aller Gewerkschaften angenommen werden könnte, oft so viel inneres Kraftgefühl besitzen, daß sie zur höchsten Verselbständigung immer wieder aus dem Kreise ihrer Mitglieder angeregt werden. Aber ebenso darf man nicht übersehen, daß in den Mitgliedern wie in den Leitungen ein weit stärkeres Bedürfnis nach größter und deshalb notwendigerweise gemeinsamer Kraftäußerung aller auf dem Boden der Gewerkschaftsbewegung stehenden Arbeiter vorhanden bleiben wird.

Freilich darf dieses Streben nach dem gemeinsamen Kraftausdruck, nach dem höchsten Ansehen und nach möglichstem Einfluß der Gewerkschaften nicht innerhalb des engsten Rahmens des spezifisch Gewerkschaftlichen zum Ausdruck kommen. Dahin gehen aber immer wieder Anregungen, die auch im Laufe des letzten Jahres in der »Neuen Zeit«, aber auch in der »Graphischen Presse«, im »Grundstein« und in anderen Gewerkschaftsblättern zum Ausdruck kamen: das Streben nach der gewerkschaftlichen Einheitsorganisation. So neu dieses manchem Anreger erschienen sein mag, so ist es doch nicht der von ihm entdeckte Stein der Weisen. Es ist eine in der Geschichte der Gewerkschaftsbewegung immer wiederkehrende Erwartung, durch eine grundlegende Änderung der Organisation über Zeiten der Enttäuschung oder richtiger gesagt über den Widerstreit der an die Gewerkschaften geknüpften, aber nicht erfüllten hochgespannten Hoffnungen hinwegzukommen.

Die Mißstimmung, die nach der letzten Werftarbeiterbewegung übriggeblieben ist, hat sich in mannigfacher Art geäußert. Nicht zuletzt auch in einer Erwartung, daß eine andere als die bisherige Gestaltung der gewerkschaftlichen Organisation dem koalierten Unternehmertum eine größere, ja vielleicht eine unüberwindliche Macht entgegensetzen werde. Den Gewerkschaftsleitern wird vorgeworfen, daß sie immer mehr auf die alte draufgängerische Taktik verzichten, daß sie mit zu vielen Erwägungen, mit Diplomatie und eigenartiger Strategie die Arbeiterinteressen gegen den seiner höchsten Vervollkommnung entgegengehenden Kapitalismus vertreten wollen. Es kann wohl keinem Zweifel unterliegen, und es ist ja auch von den Beteiligten ausgesprochen worden, daß die Mannigfaltigkeit der gewerkschaftlichen Organisationen die Vorbereitung und die Führung des Werftarbeiterstreiks in sehr bedenklicher Weise erschwert habe. Für mich besteht auch durchaus kein Zweifel, daß die gegenwärtige Gliederung der Gewerkschaften etwas historisch Gewordenes, den Bedürfnissen einer *abgeschlossenen Periode Entsprechendes, der machtvollen Konzentrationstendenz des Kapitalismus nicht mehr Angepaßtes* ist. Wer nur die Anträge zu den letzten Gewerkschaftskongressen und auch zu dem nächsten Gewerkschaftskongreß in München liest, wer von den jahrelangen Streitigkeiten verschiedener Orga-

nisationen über die gewerkschaftliche Zugehörigkeit bestimmter Arbeitergruppen Kenntnis hat, wer von den zahlreichen Kartellverträgen zwischen Gewerkschaftsverbänden zur Regelung von Grenzstreitigkeiten Notiz genommen hat, wer weiß, wie diese Kartellverträge auf den Generalversammlungen der Gewerkschaften kritisiert werden, wer sich ein Bild von den Schwierigkeiten der Vorbereitung, Durchführung und Abschließung von Lohnbewegungen wie von Tarifabschlüssen mit Betrieben macht, deren Arbeiter in mehreren, oft in zahlreichen Gewerkschaften organisiert sind, der begreift das Aufwerfen der Organisationsfrage. Um so mehr begreift man das Auftauchen derartiger Wünsche, wenn eine große gewerkschaftliche Bewegung unglücklich verlaufen ist und wenn in den leitenden Personen, in der Verschiedenartigkeit der gewerkschaftlichen Aktion, in der Abweichung wenn auch nicht der Entscheidungen, so doch der Behandlung des Problems in den verschiedenen Gewerkschaften die Ursache des Mißerfolges gesucht wird. So ist es auch nicht erstaunlich, daß auch der Ende Mai dieses Jahres stattgefundenen Generalversammlung des Deutschen Holzarbeiterverbandes, auf der lebhaft über die Werftarbeiterbewegung verhandelt wurde, der Antrag vorlag, sich über eine Einheitsorganisation der deutschen Gewerkschaften auszusprechen, auf fast allen Generalversammlungen des ersten Halbjahrs 1914 wurde das verlangt, so bei den Transportarbeitern, bei den Heizern und Maschinisten, bei den Schuhmachern.

Immer wieder taucht diese Anregung auf, immer wenn kritische Stimmen in der Gewerkschaft Gehör finden, wenn erhebliche Bruchteile der Gewerkschaften mißgestimmt, verärgert, enttäuscht sind, wenn sich so manches als unmöglich herausgestellt hat, was durch die Macht der Gewerkschaft allein diesen Mitgliedern erreichbar schien. Gerade aus der hohen Schätzung der Organisation erwächst sehr häufig die Erwägung, daß es nur an der Organisationsgestaltung oder an der Organisationsführung liegen müsse, wenn die von der Macht der Gewerkschaften gewärtigten Erfolge nicht eingetreten sind. Eine Unterschätzung des Gegners wie eine Überschätzung des der gewerkschaftlichen Organisation zu einer gegebenen Zeit Erreichbaren haben schon häufig den Wunsch nach einer Einheitsorganisation aufkommen lassen.

Wir sind alle überzeugt von der hohen Bedeutung der Organisation, ihrer Wichtigkeit, ja ihrer Unentbehrlichkeit. Gerade weil wir diese Überzeugung haben und weil niemand uns — damit meine ich alle in der Arbeiterbewegung tätigen Personen — der Unterschätzung der Organisation zeihen kann, deshalb dürfen wir auch ein Wort gegen eine Überschätzung der Organisation wagen. Noch immer steckt in vielen Arbeitern der Glaube, daß die Organisation an sich ein Universalmittel ist, daß lediglich das das Problem sei, die Arbeiter aufs beste und vollkommenste zu organisieren, alles übrige ergebe sich dann von selbst. Nun liegen sicherlich diesen Anschauungen Traditionen aus der Vergangenheit und Hoffnungen für die Zukunft zugrunde. Die Überlieferung aus den Zeiten Lassalles und seiner auf die Worte des Meisters schwörenden Schüler haben zu einer weitgehenden Überschätzung der Organisation geführt. Die Lassalleaner pflegten einen wahren Kultus der Organisation. Das mag historisch betrachtet notwendig gewesen sein. Es ging aus dem ganzen politischen Erwägen Lassalles hervor, das Interesse der Massen auf einen Punkt zu konzentrieren. So

geschah dies von Lassalle mit dem allgemeinen Wahlrecht, von seinen Schülern vielfach mit der Organisation.

Unzweifelhaft ist das Problem der ganzen Arbeiterbewegung, eine neue gesellschaftliche Organisation herbeizuführen, und auch hier kommt man leicht dazu, die Organisation als den Zweck, als das Entscheidende zu bezeichnen und deswegen aufzuhören, die Organisation als ein Mittel zu betrachten und sie fälschlich fast als Ziel erscheinen zu lassen.

Kommt man zu einer so hohen Einschätzung der Organisation, so ergibt sich aber sehr leicht die Erwägung, daß die größte, die die meisten Menschen umfassende und über die größten Geldmittel verfügende Organisation die Idealorganisation, die die höchsten Erfolge herbeiführende Organisation sein werde. Das Streben nach Ausweitung, das alle wirtschaftlichen und politischen Tendenzen in der Gegenwart bestimmt, wirkt natürlich auf die Gedankenwelt der Arbeiterschaft. Die Begeisterung an der großen Zahl ist etwas, was uns vielfach berauscht, was uns phantastische Möglichkeiten vorzaubert.

Während das Streben nach der größten Organisation vielfach bestimmt ist durch die Beispiele aus anderen Klassen der Gesellschaft, aus der sprunghaften Entwicklung kapitalistischer Macht und ihrer so imponierenden Konzentrationen, so beeinflußt unzweifelhaft auch die Einheitlichkeit der politischen Arbeiterorganisation die immer neuen Vorschläge, die ganze Gewerkschaftsbewegung zu einer einheitlichen Organisation umzubilden.

Aber alle diese Erwägungen entspringen einem scheinbaren Radikalismus, einer Überschätzung der Form, und sie widersprechen dem Wesen der gewerkschaftlichen Organisation. Die gewerkschaftliche Organisation ist etwas durchaus Eigenartiges, durch ihre eigenen Bedürfnisse, vor allem durch ihre wirtschaftlichen Notwendigkeiten und durch ihre Kampfesstellung gegen die Unternehmer wie nicht minder durch die Kampfesstellung der Unternehmer bedingt. Nichts kann den Gewerkschaften mehr zum Unheil gereichen als eine Anpassung an organisatorische und sonstige Bedingungen, die nicht aus der gegensätzlichen Stellung der Arbeiterorganisation zur Unternehmerorganisation und aus der Stellung der Arbeiter in dem ununterbrochenen Änderungen unterworfenen Produktionsprozesse erwachsen. Nicht aus irgendeiner theoretischen Anschauung, nicht aus irgendeiner Nachahmung wesensfremder Erscheinungen, sondern lediglich aus den Lebensbedürfnissen der Gewerkschaften können ihre organisatorischen Gestaltungen, ihre praktischen Entschließungen, ihre kriegerischen Notwendigkeiten erwachsen. Gerade weil die gewerkschaftlichen Organisationen nur innerhalb des Rahmens der kapitalistischen Produktionsweise wirken können, sind sie aber auch durch diese in jeder Richtung bedingt. Das Absehen vom Gegner, das Beurteilen gewerkschaftlicher Möglichkeiten lediglich aus den Wünschen und Bedürfnissen der Arbeiterschaft widerstreitet jedem Verantwortlichkeitsgefühl.

Freilich meinen gerade die, die der gewerkschaftlichen Organisation heute eine Art Universalorganisation empfehlen, damit praktischen Notwendigkeiten Rechnung zu tragen. Sie staunen über die wachsende Macht der Unternehmerorganisation, nicht nur der sogenannten Arbeitgeberverbände, und sie empfinden, daß die Leichtigkeit, gewerkschaftliche Erfolge zu erringen, ganz erheblich abgenommen hat. Auf der einen Seite sieht man die Zahl der gewerkschaftlichen Mitglieder auf das erfreulichste wachsen und

trotz der gewaltigen Kosten der Arbeitslosenversicherung, der sonstigen Unterstützungseinrichtungen und der immer größeren Ausgaben für die Lohnbewegungen die gewerkschaftlichen Finanzen zu ungeahnter Blüte gelangen, und auf der anderen Seite merkt man mit offenem und viel größerem geheimen Unbehagen, daß die gewerkschaftliche Organisation trotz ihrer wachsenden Stärke immer vorsichtiger, immer nüchterner wirkt, mit immer mehr Strenge darüber wacht, daß die Einschränkungen der Mitglieder auf Grund der Statuten und der Streikreglements mit peinlichster Genauigkeit eingehalten werden. Während die einen hieraus Vorwürfe gegen die leitenden Personen der Gewerkschaften schmieden, von den Gegensätzen von Demokratie und Bureaukratie sprechen, und die innere Verfassung der Gewerkschaften deshalb geändert sehen wollen, gehen andere weiter, sie wollen nicht die Gewerkschaften an der einzelnen Organisation kurieren, sie wollen eine Neubelebung des Gesamtkörpers der Gewerkschaften herbeiführen durch Empfehlung der Einheitsorganisation.

Gerade in der Zeit der gegenwärtigen Wirtschaftskrise tritt dieses Streben mit besonderer Schärfe hervor. Es ist sicherlich kein Zufall, daß die Frage der Einheitsorganisation nun gerade diskutiert wurde im »Grundstein«, dem Organ der Bauarbeiter, deren Gewerbe ja ganz besonders stark daniederlagen, in der »Graphischen Presse«, dem Organ der Lithographen und Steindrucker, deren Industrie durch die großartige Entwicklung des Dreifarbenbuchdrucks und nun des Tiefdrucks auf das schwerste geschädigt wurde. Ebensowenig kann man sich wundern, daß über diese Frage unter den Metallarbeitern lebhaft gesprochen wird, die zwar die größte Organisation haben, die aber gegen sich den auf das mächtigste konzentrierten Unternehmerwillen stehen haben. Auch früher hat man in den Perioden des Widerspruchs zwischen den von den Gewerkschaften erreichbaren und den von ihnen erhofften Erfolgen immer wieder die Einheitsorganisation propagiert gesehen. So taucht in England das Streben nach der »Grand National Consolidated Trades' Union«, nach der großen vereinheitlichten Gewerkschaft 1834 auf, als Aussperrung und Streiks die Mittel der Gewerkschaften erschöpft hatten, als die Presse nach strenger Handhabung der Vereinsgesetze rief, als die Justiz drakonische Urteile gegen die Gewerkschafter fällte.[2] Damals — vor genau achtzig Jahren — schrieb ein englisches Gewerkschaftsblatt, die »Pioneer and Official Gazette«, am 30. September 1834 über den wachsenden Geist der Vereinigung unter den Arbeitern der Welt, in der auch eine vollständige Änderung der Organisation der Gewerkschaften erstrebt wurde. Der Gedanke der Vereinigung der einzelnen Unions wird auch in den nächsten Jahren in Großbritannien empfohlen. Auch in Deutschland sehen wir nach den Enttäuschungen Schweitzers und Fritzsches, die ihren hochgespannten Erwartungen bei der Gründung der Arbeiterschaften folgten, daß sie einen »allgemeinen deutschen Arbeiterunterstützungsverband« an Stelle ihrer Arbeiterschaften setzen wollten, wie auch die Brüder Kapell damals den Berliner Arbeiterbund schufen. Auch heute kann man in den syndikalistischen Strömungen Englands derartige Hoffnungen auf die Zusammenfassung der Arbeiter in eine große Einheitsorganisation beobachten,

[2] Beer, Geschichte des Sozialismus in England. S. 267 ff. Webb, Geschichte des britischen Trade Unionismus, S. 113 ff.

und in den Vereinigten Staaten von Amerika sind uns ja die Industrial Workers of the World ein Beispiel für diese immer wieder neu entdeckte Universalmedizin zur Behebung aller Schwierigkeiten der Gewerkschaften.

Diese Organisation bildet sich, als die Vertrustung der amerikanischen Industrie den Arbeitern der Vereinigten Staaten zwei wohlgenützte Waffen, den Label (die Kontrollmarke) und den Boykott, aus der Hand haut, als die Streiks immer umfangreicher, kostspieliger und in ihren Erfolgen immer schwerer vorauszusehen waren. Neben der höchsten Konzentration der amerikanischen Industrie bestimmt die Unzufriedenheit der gewerkschaftlich organisierten Arbeiterschaft die völlige Änderung der proletarischen Einwanderung. Statt der leicht assimilierbaren und zu höheren Bedürfnissen leicht zu erziehenden Engländer, Deutschen und Skandinavier kommen ost- und südeuropäische Slawen und Juden, Ungarn, Albaner, Armenier und andere Asiaten mit ihrer Bedürfnislosigkeit und schweren Anpassung. Die konservativeren amerikanischen Arbeiter hofften kurze Zeit in der Civic Federation, die verzweifelnden in den International Workers of the World ihre Rettung aus den gründlich zuungunsten der Gewerkschaft verschobenen Verhältnissen zu finden.

In Großbritannien führten die gewaltigen Kämpfe der Seeleute, Transportarbeiter und Eisenbahner, deren Erfolge in bedauerlichem Mißverhältnis zu den Erwartungen der Massen wie zu den Versprechungen der Führer standen, zu Larkins und Tom Manns phantastischen Versprechungen. Alle diese Pläne sind im wesentlichen zurückzuführen auf nicht zu schwer erkennbare wirtschaftliche Verursachungen, auf das Überschätzen des in einer bestimmten Zeit mit gewerkschaftlichen Mitteln Erreichbaren wie auf die Überschätzung des Wertes der gewerkschaftlichen Organisation als solcher, so vor achtzig Jahren und immer wieder von neuem!

Aber damit ist durchaus nicht erschöpft, was über die Entstehung dieser Vorschläge zu sagen ist, denn man könnte ja hieraus schließen, daß jede Änderung der gewerkschaftlichen Organisation von Übel wäre, daß das Gegebene und heute Bestehende das Beste und deswegen über alle Kritik und über jeden Vorschlag zur Besserung Erhabene wäre.

Man kann wohl behaupten, daß die große Mehrheit der in den Gewerkschaften geistig wirkenden Männer und Frauen durchaus nicht der Meinung ist, daß die heutige Gliederung der Gewerkschaften etwas an sich Unfehlbares, nicht zu Änderndes, alle vernünftigen Ansprüche Befriedigendes ist. Davon kann keine Rede sein. Die Gewerkschaften sind in einer ununterbrochenen Umbildung begriffen, und der Zustand der Gewerkschaften fördert immer neue Beschwerden. Alles ist bei ihnen in Fluß, wie ja auch die mannigfache Verschiedenheit der nebeneinander wirkenden Gewerkschaften beweist: englischer Typ, so der deutsche Buchdruckerverband, die Organisation der Gelernten, New Union Englands, so der Fabrikarbeiterverband, die Branchenorganisation, so der Zimmererverband, die Betriebsorganisation, so der Gemeindearbeiterverband, der unvollkommene Industrieverband im Bauarbeiterverband, der Industrieverband, verstärkt durch Fusionen im Holzarbeiter- und Metallarbeiterverband. Jeder weiß, wie sich dem Deutschen Metallarbeiter-, dem Deutschen Holzarbeiterverband, dem Verband der Brauereiarbeiter usw. immer neue Organisationen angegliedert haben. Jedermann weiß, daß die immer neu auftauchenden Grenzstreitigkeiten Zeichen

eines nicht ausgeglichenen Zustandes unter den Gewerkschaften sind, jede große Lohnbewegung lehrt den intimeren Beobachter, die Werftarbeiterbewegung jedermann, daß die Kämpfe mit den Unternehmern in ihrer Vorbereitung, in ihrer Durchführung wie in ihrer Beendigung außerordentlich leiden infolge der Notwendigkeit, immer wieder eine Einheitlichkeit der verschiedenen an einer derartigen Bewegung beteiligten Organisationen herbeizuführen. Daß es hierbei zu mancherlei Mißverständnissen, ja auch zur Verschiebung von Verantwortlichkeiten kommen kann, läßt sich leicht vielfach belegen. Ebensowenig ist es strittig, daß die Kampfesstellung gegen die Unternehmer nicht gestärkt wird durch die inneren Schwierigkeiten, die die Mannigfaltigkeit der gewerkschaftlichen Organisationen bei den Auseinandersetzungen mit den Unternehmern hervorrufen.

Aber wenn man all das zugesteht, so darf man vor allem nicht vergessen, daß es ja vielfach besser geworden ist, als es früher war, infolge der Konzentrationstendenzen innerhalb der gewerkschaftlichen Organisationen, daß aber die Mängel, die innerhalb der Gewerkschaften heute bestehen, etwas historisch Gewordenes sind. Es wird niemand bestreiten können, daß in den Unternehmerorganisationen eine größere Elastizität in der Ausbildung und Anpassung der Organisation an die wirtschaftlichen Bedürfnisse zu beobachten ist als in den meisten Gewerkschaften. Nicht zuletzt rührt das davon her, daß die Unternehmerorganisationen nicht die lange Geschichte haben wie die Gewerkschaften, und daß die Mitglieder der Unternehmerorganisationen nicht so intim verknüpft sind mit ihrer Organisation wie die Arbeiter. In unseren gewerkschaftlichen Organisationen wirkt vielfach noch ein Nachklang aus der Zeit der alten Gesellenverbindung mit. Vielfach ist es die Gemeinsamkeit der Lehre, die von den Mitgliedern der Gewerkschaft als das zusammenführende Mittel betrachtet wird. Freilich ist das durchaus falsch. Nicht die Gemeinsamkeit der Lehre soll und kann heute die Abgrenzung der Gewerkschaften bestimmen, denn nur während der Lehrzeit werden die Lernenden zusammengehalten, nachher werden sie oft herausgerissen aus ihrem Beruf und als ungelernte oder angelernte Arbeiter allen möglichen anderen Berufen zugeführt. Die Gemeinsamkeit der Lehre schafft kein Band für das Leben. Ebensowenig kann aber das verbindende Moment die Gemeinsamkeit des verarbeiteten Materials sein, des Metalls beim Metallarbeiterverband, des Holzes beim Holzarbeiterverband, Zimmerer und Böttcher verarbeiten gleichfalls Holz und gehören nicht zum Holzarbeiterverband, Kammacher, Elfenbeinschnitzer, Steinnußknopfarbeiter, Pinselmacher verarbeiten kein Holz und gehören doch zum Holzarbeiterverband.

Was soll also das wichtigste *vereinigende Moment* bei einer idealen Gliederung der Gewerkschaften für diese sein? Meinem Erachten nach nur der *Unternehmer*, dem die Arbeiter gegenüberstehen. Die Unternehmung und ihre Entwicklung hätten, wenn wir von allem geschichtlich Gewordenen absehen könnten, die Gewerkschaften zu gliedern, und der Entwicklung der Unternehmerorganisation hätten sich diese neu gegliederten Gewerkschaften immer wieder neu anzupassen.

Die heutige Unternehmung ist eine durchaus andere, als sie Ende der sechziger und anfangs der neunziger Jahre war, als die Gewerkschaften die für jene Zeit wohl richtige Gliederung erfuhren, die zwar heute nicht mehr besteht, die aber der Ausgangspunkt ihrer heutigen Abgrenzung ge-

worden ist. Sie konnten natürlich stets nur das Gegebene, der Änderung Unterworfene, nicht das Kommende, ja nur das im Werden Begriffene berücksichtigen. Das letzte Vierteljahrhundert zeigt uns die glänzendste Entwicklung der deutschen Industrie. Nicht nur das Entstehen von Riesenbetrieben, sondern auch die völlige Umgestaltung dieser Betriebe. Immer neue Aufgaben werden von ihnen erfaßt, immer neue Arten von Arbeitern werden an sie herangezogen, ja ganz neue Industrien sind entstanden, und die Arbeiter verschiedenster Art haben sie aus allen möglichen Berufen in ihre neuen Fabriken zusammenführen müssen. Das Streben nach der Selbstbefriedigung der Industrie, nach der Selbstbeschaffung des Rohmaterials und der benötigten Hilfsstoffe hat auch wieder Arbeiter verschiedenster Art in eine Unternehmung zusammengeführt.

Die rheinisch-westfälische Industrie als Gesamtheit, dann die Elektrizitätsindustrie, die Waggonbauanstalten sind wichtige Beispiele dieser Industrieentwicklung, aber auch alte Industrien, wie zum Beispiel die Brauereiindustrie, führten Arbeiter verschiedenster Art, Metallarbeiter, Holzarbeiter, Böttcher, Bauarbeiter, Transportarbeiter in einem Betrieb zusammen. Ja, es gibt Berufe, wie die Heizer und Maschinisten, die trotz ihrer selbständigen Organisation in Hunderte verschiedene Betriebsarten verstreut werden und dort zu einer viel höheren Gemeinsamkeit ihrer Interessen mit den sonstigen Arbeitern dieses Betriebs gelangen, als sie sie mit ihren Organisationsgenossen innerhalb der Gewerkschaft haben könnten. Die Heizer und Maschinisten auf den Rheinschiffen haben mehr Gemeinsamkeit der Interessen mit der sonstigen Schiffsbesatzung als mit den Heizern und Maschinisten in den Brauereien; die Heizer und Maschinisten in den Brauereien aber haben wieder die gemeinsamen Interessen mit den Brauereiarbeitern in höherem Maße als mit den Heizern und Maschinisten in den Textilfabriken.

Das ist eben für die ganze Organisationsfrage die entscheidende Erwägung und das höchste Ziel, daß man alle die Arbeiter, die einem gegensätzlichen Unternehmerwillen gegenüberstehen, zusammenfaßt in eine Organisation. Aber freilich, dieser Tendenz stehen harte Tatsachen gegenüber, so das Interesse der Gewerkschaften, die ihren ganzen Organismus eingerichtet haben entsprechend den bei ihnen seit Jahrzehnten vereinigten Mitgliedern und die aus durchaus begreiflichen Erwägungen niemanden an eine andere Organisation abgeben wollen. Man kann das ein Trägheitsgesetz innerhalb der Gewerkschaft, man kann das aber auch einen Ausfluß sehr begreiflicher Solidarität nennen. Es wirken dabei zahlreiche persönliche Momente, manchmal auch ein gewisser Berufsstolz, gesellschaftliche Interessen und dergleichen mit. Gerade der tüchtige Gewerkschafter, der mit Liebe an seiner Organisation hängt, der mit Eifer an ihrer Entwicklung gearbeitet hat, empfindet es als eine schwere Zumutung — auch heute schon wird das vielfach notwendig —, aus seiner alten Organisation zu scheiden, in eine neue überzutreten. Was heute das Schicksal einiger Hunderte oder Tausende in einem Jahre ist, würde bei der grundsätzlichen Änderung der Organisationsabgrenzung Hunderttausenden zugemutet werden. Eine derartige Organisationsabgrenzung wäre auch nur möglich bei einer durch kein Zwangsmittel eines Gewerkschaftskongresses zu erzwingenden Einstimmigkeit aller gewerkschaftlichen Organisationen, wobei wir auf die Schwierigkeiten der hierdurch veränderten internationalen Beziehungen gar kein Gewicht legen wollen.

Aber das Problem hätte noch seine weitere, durchaus nicht zu unterschätzende Schwierigkeit. Wohl ist der größte Teil der gewerkschaftlich organisierten Arbeiter heute zwar durchaus nicht dauernd mit einem Betrieb, wohl aber mit der Betriebsgruppe verknüpft. Der Lackierer in einer Waggonbauanstalt bleibt, solange er irgendwie kann, als Lackierer eben in einer Waggonbauanstalt, weil er es zu einer Virtuosität der Arbeit und zu einem relativ hohen Verdienst im Waggonlackieren gebracht hat, während er gleichzeitig aller übrigen Lackiererarbeit entfremdet wurde und dadurch seine Aussicht für den Verdienst in seinem sonstigen Beruf geringer geworden sind als die seiner Kollegen in der übrigen Lackiererei. Er hat sich auch gewöhnt, in einer bestimmten Art von Großbetrieb zu arbeiten, er will deshalb nicht mehr in die kleine Lackiererwerkstätte zurück. Das gleiche gilt für den Textilarbeiter, der Wickler in einer elektrischen Fabrik, für den Bautischler, der Modellschreiner in einer Maschinenbauanstalt geworden ist. Derartige Beispiele ließen sich verhundertfachen. Aber neben diesen Hunderttausenden scheinbar berufsfremd gewordenen Arbeitern, die in anderen Betrieben Wurzel gefaßt haben, gibt es viele Zehntausende fluktuierender Arbeiter, die, obgleich Textilarbeiter, als Bauarbeiter, obgleich Friseure, als ungelernte Arbeiter in einer Maschinenfabrik, obgleich Bäcker, an einer Holzbearbeitungsmaschine arbeiten, aber doch nur, weil sie eben zeitweise in ihrem Beruf keine Arbeit gefunden haben, zu der sie bei der ersten sich ergebenden Gelegenheit wieder zurückkehren wollen. So sehr auch heute die Übertrittsbestimmungen von einer Gewerkschaft zur anderen erleichtert wurden, so würde der strenge Zwang der Organisationsänderung bei zeitweisem Berufswechsel eine Fülle von Arbeit und unerfreulichen Kontrollen und Erörterungen herbeiführen.

Man ersieht schon, daß das der so gepriesenen Einheitsorganisation gegenüber viel einfachere Problem, das wir theoretisch stellen, das der Anpassung der gewerkschaftlichen Organisation an jedes Entwicklungsstadium des industriellen Kapitalismus, zwar ein Ziel aufs innigste zu wünschen, aber mit zahlreichen Steinen auf dem Wege ist. Je glänzender sich der Kapitalismus entwickelt, je mehr er seine Kampfesorganisationen gegen die Arbeiter vervollkommnet, desto wichtiger erscheint die Notwendigkeit der Anpassung der Gewerkschaften an die berufliche Gruppierung des Unternehmertums und ihrer Organisationen.

Aber das spricht alles nicht für die wieder einmal als Stein der Weisen entdeckte Einheitsorganisation. Die Unternehmer wissen, daß sie ihre Kampfesorganisation gegen die Arbeiter anzupassen haben den beruflichen Verwandtschaften ihrer Betriebe. Die Unternehmer haben sich auch keine Einheitsorganisation geschaffen, die höheren und spezialisierteren Aufgaben dient als bei uns die Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands, deren Ausgestaltung nach dieser oder jener Hinsicht vielleicht durchaus förderlich sein mag. Nicht vorteilhaft würde aber sein die Niederreißung aller Grenzen zwischen den gewerkschaftlichen Organisationen, die Vereinheitlichung aller gewerkschaftlich organisierten Arbeiter und Arbeiterinnen in einer Organisation.

Es ist ein Problem, dessen persönliche Seite uns glücklicherweise noch nicht unmittelbar berührt, wie die die halbe Million Mitglieder überschreitenden oder sich ihr nähernden gewerkschaftlichen Organisationen mit ihrer

Verteilung ihrer Mitglieder in Tausende Orte, in Zehntausende Betriebe, in viele Dutzende Berufe einheitlich und ohne daß sich irgendeine Gruppe hintangesetzt fühlt, später geleitet werden sollen.

Wenn das heute möglich ist, so verdanken das die Gewerkschaften dem Umstand, daß die Männer, die an ihrer Spitze stehen, mit ihnen groß geworden sind und nach und nach die beruflichen, örtlichen und persönlichen Kenntnisse erworben haben. Sie sind gewachsen mit all den mannigfachen Aufgaben, die sie sich selbst gestellt haben und die sie auch verstanden haben zu erfüllen. Die, die nachkommen, werden diese wunderbare Lehrzeit nicht mehr nachholen können. Sie werden vor schwierigere Aufgaben gestellt werden als ihre Vorgänger, nicht weil die Aufgaben unbedingt schwieriger werden, sondern weil sie für sie schwieriger geworden sind. Doch wir wollen diesem Problem nicht weiter nachgehen. Nur das wollen wir feststellen, daß es heute schon zu den schwierigsten Aufgaben zählt, im wesentlichen klaglos so große Verbände wie die der Metallarbeiter, Holzarbeiter, Textilarbeiter, Fabrikarbeiter zu leiten. Nun soll die Aufgabe gestellt werden, eine Organisation nicht von 500 000, sondern von 3 Millionen Mitgliedern, nicht von 50 Gewerbezweigen, sondern von so vielen, als die deutsche Industriestatistik aufweist, so zu leiten, daß keine Gruppe sich benachteiligt fühlt. Diese Aufgabe zu stellen, heißt die Unmöglichkeit konstatieren, ihr gerecht zu werden, sobald man vom beschriebenen Papier zum praktischen Leben übergehen will.

In der Technik erschien früher die Universalmaschine als die höchste Leistung, weil sie allen möglichen Aufgaben im Betrieb gerecht werden konnte. Aber die große Industrie erzeugt heute ihre höchsten Wirkungen durch das Zusammenwirken der allen Betriebsnotwendigkeiten angepaßten Spezialmaschinen. Es gibt keine Universalmaschine für die Gewerkschaften. Die Einheitsorganisation ist nur ein Reflex der Unstimmigkeiten in den Gewerkschaften, die wiederum eine Folge ist des seiner höchsten Entwicklung entgegengehenden industriellen Kapitalismus, mit der die Entwicklung der Gewerkschaften vielfach nicht Schritt zu halten vermochte.

Nicht die Organisationsprobleme der Gewerkschaften sollen in Abrede gestellt werden. Aber man darf nicht blind sein für die leider nur zu großen Schwierigkeiten, diesen Organisationsproblemen gerecht zu werden. Sicherlich geschieht das am allerwenigsten mit einem verführerischen Schlagwort, wie es die Einheitsorganisation ist, die zwar stark bestechen kann, aber enttäuschen muß, weil sie Unmögliches, wirtschaftlich Ungesundes, die Kampffähigkeit nicht Stärkendes, den Gewerkschaftsleitern Unmöglichkeiten Zumutendes, dem Gewerkschaftswesen Widersprechendes fordert.

Ein deutsches Arbeitsnachweisgesetz?

Von **Theodor Leipart.**

Die Deutsche Gesellschaft zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit hat in diesen Tagen ein kleines Schriftchen erscheinen lassen, in welchem der Vorsitzende dieser Gesellschaft, der bekannte Herr Dr. Richard Freund in Berlin, einen Vorschlag zur Schaffung eines deutschen Arbeitsnachweis-

geſetzes der Öffentlichkeit unterbreitet.[1] Die Schrift geht davon aus, daß die Organiſation des Arbeitsnachweiſes die Vorausſetzung jeder Arbeitsloſenfürſorge ſei, welchen Standpunkt bekanntlich alle, die eine geſetzliche Arbeitsloſenfürſorge nicht überhaupt ablehnen, bisher eingenommen haben. An ſich iſt natürlich dagegen nichts einzuwenden, im Gegenteil, auch die Gewerkſchaften haben, bevor ſie ihre Arbeitsloſenunterſtützung einführten, zunächſt die Regelung der Arbeitsvermittlung vorgenommen. Aber was Dr. Freund uns in ſeinen Vorſchlägen jetzt empfiehlt, läuft auf nichts anderes hinaus als auf eine weitere Knebelung der Arbeiter und bietet aufs neue den Beweis dafür, daß den Gegnern der Arbeiterbewegung alle Dinge zum Beſten dienen müſſen.

Betrachten wir uns in Kürze den Inhalt dieſer Vorſchläge. In erſter Linie ſollen die von den Gemeinden errichteten oder noch zu errichtenden öffentlichen Arbeitsnachweiſe monopoliſiert werden. Dieſe ſtädtiſchen oder Kreisarbeitsnachweiſe ſollen allgemein, was ſchon jetzt zum guten Teil durchgeführt iſt, zu öffentlichen Arbeitsnachweisverbänden zuſammengefaßt werden. Aufgabe der Verbände ſoll ſein die Förderung des Ausbaues der öffentlichen Arbeitsnachweisorganiſation in ihrem Bezirk und die Organiſation des Austauſches von Angebot und Nachfrage unter den einzelnen Arbeitsnachweiſen. Zu dieſem Zwecke ſollen die Verbände vom Staate mit genügenden Geldmitteln ſowie mit Zwangsbefugniſſen zur Durchführung der Organiſation ausgeſtattet und insbeſondere als öffentliche Korporationen, ähnlich den Handelskammern uſw., anerkannt werden. Um ihren öffentlich-rechtlichen Charakter nach außen zum Ausdruck zu bringen, ſollen die Arbeitsnachweisverbände die Bezeichnung Landesarbeitsämter erhalten. Sie ſollen befugt ſein, von der höheren Verwaltungsbehörde zu verlangen, daß eventuell auch gegen den Willen der Gemeinden öffentliche Arbeitsnachweiſe eingerichtet oder miteinander vereinigt werden ſowie daß andere vorhandene Arbeitsnachweiſe geſchloſſen werden. Hiermit ſollen die Arbeitsnachweiſe der Arbeitgeber und Arbeitnehmer getroffen werden, die Dr. Freund »unzweckmäßige Einrichtungen« nennt, die häufig Nebenzwecke verfolgten und den Arbeitsnachweis zum Kampfplatz gewerblicher Streitigkeiten machten. Die Schließung dieſer Arbeitsnachweiſe könne zum großen Segen für den ſozialen Frieden und die Geſundung der Arbeitsmarktorganiſation gereichen. Um aber den großen und einflußreichen Unternehmerverbänden, zum Beiſpiel dem Zechenverband, von vornherein zu zeigen, daß es in bezug auf die Arbeitgebernachweiſe nicht ſo bös gemeint ſei, fügt Freund gleich hinzu, daß auch einſeitige Arbeitsnachweiſe, welche »wirklich gut organiſiert« ſind und »unparteiiſch geleitet« werden, erhalten bleiben und mit den öffentlichen Arbeitsnachweiſen zuſammenarbeiten könnten. Die Arbeitsnachweiſe des Zechenverbandes, der Metallinduſtriellen uſw. wird man alſo nicht anzutaſten wagen. Dagegen würden die Arbeitsnachweiſe unſerer Gewerkſchaften wohl ſämtlich verſchwinden müſſen! Aber auch die durch Tarifverträge vereinbarten paritätiſchen Arbeitsnachweiſe! Denn dieſe haben es den enragierten Verfechtern der »öffentlichen« Nachweiſe beſonders angetan. »Es iſt gar nicht

[1] Dr. jur. Richard Freund, Ein deutſches Arbeitsnachweisgeſetz. Berlin 1914, Karl Heymanns Verlag.

wünschenswert,« schrieb Dr. Naumann-Hamburg in der »Sozialen Praxis« im vorigen Jahre, »daß die Facharbeitsnachweise auf Grund von Tarifverträgen weitere Verbreitung finden.« Denn sie seien ein Hindernis für die umfassende Organisation des Arbeitsmarktes, die »nur durch öffentlich-rechtliche Körperschaften« bewirkt werden könne. Das ganze Streben ist also darauf gerichtet, den Arbeitern allen Einfluß auf die Arbeitsvermittlung zu nehmen.

Neben der Umspannung des Deutschen Reiches mit einem lückenlosen Netz öffentlicher Nachweise soll alsdann auch eine einheitliche Reichsarbeitsnachweisstatistik erzielt werden. Diese Absicht verdiente natürlich alle Unterstützung, wenn nicht mit der hierzu empfohlenen Organisation die schon angedeuteten Nebenzwecke verfolgt würden. Die staatlichen Verwaltungsbehörden allein sollen in Zukunft über die Arbeitsnachweise zu bestimmen haben, neben den öffentlichen Nachweisen werden höchstens noch diejenigen der Unternehmerverbände sich halten können, alle anderen aber werden die vorgeschriebene Genehmigung durch die staatliche Behörde nicht erhalten. Als »öffentliche« Arbeitsnachweise aber werden auch anerkannt die Arbeitsnachweise der Herbergen zur Heimat, der Landwirtschaftskammern usw. Freund hat nämlich seiner Broschüre einen Anhang beigegeben, der eine »Übersicht über die Organisation des öffentlichen allgemeinen Arbeitsnachweises in Deutschland« enthält. Anscheinend ist es die Zusammenstellung, die der preußische Minister für Handel und Gewerbe dem Abgeordnetenhaus zum diesjährigen Etat vorgelegt hat. Hiernach bestehen zurzeit respektive sind in der Gründung begriffen zwölf Arbeitsnachweisverbände in den verschiedenen Bezirken Preußens, ferner je ein Verband in Bayern, Sachsen, Württemberg, Baden, für die thüringischen Staaten, die Hansastädte und in Elsaß-Lothringen. Für jeden Arbeitsnachweisverband ist die Liste der einzelnen Nachweise angegeben, die dem Verband angehören. Diese Listen nehmen unser Interesse deswegen in Anspruch, weil sie uns zeigen, welche Kreise in den zukünftigen »Landesarbeitsämtern« schalten und walten würden. In den süddeutschen Staaten Bayern, Württemberg, Baden und Elsaß-Lothringen sind es nur die städtischen Arbeitsämter, ebenso auch in dem Verband Thüringischer Arbeitsnachweise. Eine um so buntere Gesellschaft findet sich in den preußischen und zum Teil auch im sächsischen Verband. An Stelle der städtischen Arbeitsämter figurieren besonders in Preußen die Herbergen zur Heimat, die Wanderarbeitsstätten und andere sogenannte »gemeinnützige« Korporationen, als da sind: Stadtverein für innere Mission, Verein gegen Hausbettelei, Arbeiterkolonie, Arbeitsasyl, Gemeinnütziger Verein, Wohlfahrtspflege für Wanderarbeiter, Asyl für Heimatlose usw. Daneben findet sich eine Reihe von Frauenvereinen, ein einziger Verein für Fabrikarbeiterinnen (Dresden), ein Stellennachweis für kaufmännische Angestellte (Köln) und als einziger paritätischer Arbeitsnachweis derjenige für das Braugewerbe in Berlin.

Das also sind die öffentlichen Arbeitsnachweise, zu deren Gunsten diejenigen der Gewerkschaften sowie die paritätischen Arbeitsnachweise abdanken sollen. Die Pastoren und Pfarrer von der Stadtmission und von den Herbergen zur Heimat, die Damen vom Evangelischen Frauenbund, die Herren von den Landwirtschaftskammern, vom Ostmarkenverein, endlich

der Herr Oberpräsident und der Landrat sollen die zukünftigen Landesarbeitsämter bilden. Auch die Handelskammern und Handwerkskammern sollen neben den Gemeindeverwaltungen vertreten sein, nur nicht die Arbeiter. Wenngleich ihr einziges, ihr bestes Gut, nämlich ihre Arbeitskraft daselbst verhandelt wird, sollen im Interesse der »Unparteilichkeit« die Arbeiter völlig ausgeschaltet sein. Auch Freund spricht an der Stelle, wo er das Interesse des Staates an der Regelung der Frage hervorhebt, davon, daß der Arbeitsmarkt »die gesamte Persönlichkeit des Menschen« erfasse. Jawohl, es handelt sich um die ganze Persönlichkeit des Arbeiters, und trotzdem soll er dabei ebensowenig gehört und gefragt werden wie Pferde und Ochsen auf dem Viehmarkt.

Alle diese Gedanken und Vorschläge Freunds sind schon einige Monate früher bekannt geworden, nämlich als Inhalt eines im November vorigen Jahres an den Staatssekretär des Innern erstatteten Gutachtens des Kaiserlichen Statistischen Amtes, das sämtlichen Bundesregierungen zur Äußerung zugesandt worden ist. Die Regierungen sind also schon in Tätigkeit. Ob eine Gesetzesvorlage demnächst schon zu erwarten ist oder ob man sich vorläufig mit der Anwendung des Stellenvermittlergesetzes vom 2. Juni 1910 behelfen wird, möge dahingestellt bleiben. Der § 15 dieses Gesetzes ermächtigt nämlich die Landesregierungen, auch die nicht gewerbsmäßige Stellenvermittlung zu regeln, also allen Arbeitsnachweisen die Pflicht zur Meldung und zur regelmäßigen Berichterstattung nach einheitlichen Grundsätzen aufzuerlegen. Eine Vereinbarung entsprechender Verordnungen ist angeregt. Die auch in dem Gutachten des Kaiserlichen Statistischen Amtes empfohlene »Genehmigungspflicht« für die Arbeitsnachweise hat Herr v. Delbrück in Vertretung des Reichskanzlers bisher noch abgelehnt, aber die Art, wie Dr. Freund mit seinen Vorschlägen ungeniert an die Öffentlichkeit tritt, läßt darauf schließen, daß er sich seiner Sache schon ziemlich sicher ist.

Was für die Arbeiter hierbei auf dem Spiele steht, möge an einem Beispiel kurz erläutert sein. In Stuttgart ist, wie für eine Reihe anderer Berufe, so auch für das Holzgewerbe die gesamte Arbeitsvermittlung dem Städtischen Arbeitsamt übertragen. Das Arbeitsamt, dessen guter Ruf ehemals auch in den Kreisen der Arbeiter rühmend anerkannt wurde, faßt jetzt seine Aufgabe dahin auf, daß es nicht nur Arbeit zu vermitteln, sondern auch als Zensurbehörde zu wirken habe. Wer als Arbeitsloser nicht artig ist, wird einfach für einige Wochen oder gar Monate von der Arbeitsvermittlung ausgeschlossen, also dem Hunger überantwortet. In einem Falle war ein Ausschluß für zwei Monate gegen einen Schreiner verhängt worden, weil er ohne eigenes Verschulden in kurzer Zeit zum drittenmal arbeitslos war und die letzte Arbeitsstelle verlassen hatte, weil er nicht unter dem Tariflohn arbeiten wollte. Das Arbeitsamt aber mutete ihm zu, er müsse eben unter Umständen bei der gegenwärtigen Lage des Arbeitsmarktes »auch zu einem geringeren Lohne« arbeiten. Auf eine Beschwerde beim Stadtschultheißenamt Stuttgart wurde die Ausschließung zwar wieder aufgehoben, dem Arbeiter aber trotzdem angedroht, daß »für den Fall sein Verhalten in der nächsten Zeit begründeten Anlaß zur wiederholten Ausschließung geben würde, die jetzt aufgehobene restliche Ausschließungszeit unter Umständen wieder in Kraft gesetzt werden müßte«.

Mutet das nicht an als ein Stück aus der Zeit der Hörigkeit oder Leibeigenschaft? Und wenn das jetzt schon im Schwabenland passiert, was wird uns dann in Preußen blühen, wenn erst durch das Freundsche Arbeitsnachweisgesetz die ganze Arbeitsvermittlung verstaatlicht und auch die paritätische Verwaltung, die doch in Stuttgart noch besteht, beseitigt ist. Glaubt man wirklich, daß die Arbeiter sich diese Aufhebung ihrer letzten persönlichen Rechte und Freiheiten ruhig gefallen lassen werden?

Die Wurzeln der Gelben.

Von **August Winnig.**

Die gelben Organisationen sind im Jahre 1913 wiederum gewachsen; um wieviel sie gewachsen sind, wieviel Mitglieder sie heute zählen, ist nicht mit Sicherheit zu sagen. Die Angaben, die man der Öffentlichkeit darüber macht, sind zumeist recht summarisch gehalten, nicht selten widersprechend und vor allem unkontrollierbar. Es ist sehr wahrscheinlich, daß man von der Viertelmillion Mitglieder, mit der man verschiedentlich geprahlt hat, ein Drittel oder mehr abstreichen muß, wenn man der Wirklichkeit nahekommen will. Aber selbst wenn man das tut, bleibt doch ein Rest, stark genug, um uns zu bedeuten, daß wir diese Erscheinung bitter ernst zu nehmen haben. Zweifellos bilden die Gelben eine Gefahr, die allmählich aufhört, eine Angelegenheit einzelner Berufszweige zu sein; sie bedrohen uns alle, die ganze Arbeiterbewegung.

Man muß bei der Beurteilung der gelben Organisationen unterscheiden zwischen den Gelben der handwerksmäßig betriebenen Gewerbe und den Gelben der Großindustrie. Beide haben zwar die gleichen Bestrebungen, indem sie beide ihre Spitze gegen die unabhängige Arbeiterbewegung richten und dem Schutze der Unternehmerinteressen dienen, aber in den Ursachen, die sie entstehen ließen, weichen sie in bemerkenswerter Weise voneinander ab. In den handwerksmäßig betriebenen Gewerben, und von diesen kommen nur die Nahrungsmittelgewerbe in Betracht, bilden die gelben Organisationen rudimentäre Erscheinungen, die in der Rückständigkeit dieser Gewerbe wurzeln. Hier hat die Arbeiterschaft noch einen starken Einschlag von Familienangehörigen der Meister, der dem Eindringen des Organisationsgedankens einen starken Widerstand entgegenstellt. Hier ist die Stellung des Meisters im Produktionsprozeß eine andere; der Meister erscheint noch selbst in Arbeitskleidung und arbeitet zum Teil auch wirklich mit; er steht dem Gesellen im Betrieb um vieles näher als in anderen Gewerben. Vielfach essen die Gesellen noch am Tische des Meisters, wenn auch nicht mehr mit ihm zusammen. Diese Umstände verringern den Abstand zwischen beiden. Früher verringerten sie ihn zugunsten des Gesellen, heute, wo der Kampf um den Arbeitsplatz weit ernster ist als zur Zeit des alten Handwerks, zugunsten des Meisters. Früher drängte dies nahe Beisammensein die Arbeitsherrenautorität des Meisters zurück, heute stärkt es sie. Darum finden die gelben Ideen, durch Anschmiegen an den Unternehmer Verbesserungen des Arbeitsverhältnisses zu erstreben, statt sie durch Zusammenschluß mit den Arbeitsgenossen zu erkämpfen, in diesen Gewerben einen Nährboden. Aber es sind doch *Rückständigkeiten*, die die gelben Organisationen hier fördern; die gewerbliche Entwicklung läßt ihre Überwindung erhoffen.

Wesentlich anders verhält es sich mit den gelben Organisationen in der Großindustrie. Hier sind sie nicht Überbleibsel einer überlebten und untergehenden Betriebsorganisation, hier sind sie die Geschöpfe eines hochentwickelten Kapitalismus, einer raffinierten, durch und durch modernen Herrschaftsorganisation des Unternehmertums. Hier bietet die Entwicklung der Betriebsform nicht die Hoffnung auf ihre Überwindung, sondern im Gegenteil die Aussicht auf weiteres Wachstum. Eine sehr ungünstige Perspektive bieten die amerikanischen Verhältnisse: wo vor Jahrzehnten die geschlossene Fabrik, das heißt die nur von Organisierten besetzte Arbeitsstätte große Industriezweige beherrschte, ist die Organisation heute vollständig ausgeschaltet. Die Entwicklung zum Groß- und Riesenbetrieb schließt eben von sich aus eine Steigerung der Unternehmermacht in sich, und wo sich mit dieser Entwicklung wie seit zehn Jahren in Deutschland eine so umfassende Ausgestaltung der Unternehmerorganisation verbindet, bildet sich ganz natürlich eine vollständige Beherrschung des Arbeitsverhältnisses durch das Unternehmertum heraus. Diese Beherrschung des Arbeitsverhältnisses gründet sich auf die Beherrschung des Arbeitsmarktes durch die Arbeitsnachweise der Unternehmerverbände, eine Beherrschung, die im Klein- und Mittelgewerbe an der Vielheit der Betriebe scheitert, die sich in der Großindustrie aber viel leichter durchsetzt.

Je mehr der Großbetrieb in unsere Produktion eindringt, um so dringender und allgemeiner wird die Gefahr der Verseuchung der Arbeiterschaft durch die gelben Organisationen.

Allerdings ist die Frage, wie sich die gelben Organisationen überhaupt in unserem Lande einnisten konnten, damit noch nicht restlos beantwortet. Sicherlich spielt die innere Organisation der Arbeit in den Großbetrieben dabei eine gewichtige Rolle. So formlos uns die Belegschaft eines Riesenbetriebs erscheinen mag, wenn wir sie aus dem Fabriktor strömen sehen, so ist doch diese nach Tausenden zählende Masse innerhalb des Betriebs vielfach gegliedert und geteilt, in kleine Abteilungen aufgelöst, wo jeder einzelne Arbeiter in seinen Leistungen und seinem Verhalten genau zu überwachen ist. Er weiß, daß der Vorarbeiter und der Werkmeister ihn dauernd unter Beobachtung halten, und er weiß, daß diese eine große Macht über ihn, über sein Arbeitsverhältnis haben. Von ihnen hängt es ab, ob er an seiner Arbeitsstelle bleiben kann; sie haben es in der Hand, welche Arbeit er zu verrichten hat; sie haben einen oft nicht geringen Einfluß auf die Höhe seines Verdienstes. Die Lohnmethoden der Großbetriebe sind darauf zugeschnitten, den Arbeiter in seinem Lohn von dem Wohlwollen der Betriebsleitung abhängig zu machen.

Auf diesem Wege kommt zu der Abhängigkeit des Arbeiters von der Willkür des Unternehmers bei der Erlangung einer Arbeitsstelle auch noch die Abhängigkeit bei seiner Stellung im Betrieb, bei seinem Lohn.

Das sind Umstände, die es begreiflich machen, daß Tausende von organisierten Arbeitern fahnenflüchtig geworden sind und sich, dem brutalen Drucke nachgebend, den gelben Vereinen angeschlossen haben. Denn dem Drucke der Werksleitungen konnten die Gewerkschaften keinen ausreichend starken Gegendruck entgegensetzen. Auch da, wo sie einen bedeutenden Teil der Arbeiter eines Großbetriebs taktisch beherrschten, konnten sie doch gegen die gewaltige Kapitalmacht, die ihnen gegenüberstand, wenig ausrichten.

Wurden ihre Vertrauensleute eines Betriebs gemaßregelt, so mußten sie damit rechnen, bei einem dagegen unternommenen Kampfe zurückgeschlagen zu werden. Wo solche Konflikte ausbrachen, da verliefen sie allermeist zuungunsten der Organisationen. Das wirkte natürlich auf die übrigen Arbeiter niederdrückend, sie sahen, daß es über die Kraft der Organisation ging, sie vor der Willkür des Kapitals zu schützen, und unterwarfen sich.

Der aufmerksame Beobachter der Arbeitskämpfe weiß, daß die gelben Organisationen vielfach nach ungünstig ausgegangenen Streiks oder Aussperrungen entstanden, wenn der Mut der Arbeiter, ihre Zuversicht auf die Kraft des gemeinsamen Widerstandes gebrochen war. Und daneben natürlich waren die Zeiten wirtschaftlichen Tiefdruckes dem Entstehen der gelben Vereine förderlich, wenn die Not oder die Gefahr der Arbeitslosigkeit größer wurde.

Hier haben wir, glaube ich, die Summe der Tatsachen, die als die Wurzeln der gelben Organisationen anzusehen sind. Es sind Tatsachen, die von uns nur sehr beschränkt beeinflußt werden können. In unserem Kampfe gegen die gelbe Pest bleibt uns nur zweierlei zu tun: Aufklärung der gelben Arbeiter und nachdrücklichstes Streben für die öffentliche Organisation der Arbeitsvermittlung.

Die Aufklärung der gelborganisierten Arbeiter verspricht allerdings vorderhand kaum greifbare Erfolge. Es sind Tatsachen, schwerwiegende Tatsachen, die die Arbeiter in die gelben Vereine hineintreiben; und gegen diese Tatsachen sollen wir mit Worten und Gründen, wenn auch mit guten Worten und guten Gründen ankämpfen. Manches, das wir den gelborganisierten Arbeitern zu sagen haben, haben sie sich schon selbst gesagt. Sie sind zum guten Teil, ich glaube sogar in ihrer Mehrheit, von der Verderblichkeit und Verwerflichkeit der gelben Vereine überzeugt. Es ist doch in dieser Hinsicht sehr bezeichnend, daß viele gelborganisierte Arbeiter bei den öffentlichen Wahlen sozialdemokratisch stimmen. Man prüfe daraufhin die Wahlergebnisse in Magdeburg, in Berlin oder in anderen Sitzen gelber Organisationen: ein erheblicher Teil dieser vergewaltigten Arbeiter gehört innerlich zu uns; viele davon sind, wie man es nennt: Blutapfelsinen — außen gelb und innen rot. Gewiß darf die Aufklärungsarbeit nicht eingestellt werden, und gewiß wird man dort, wo man sie zähe und unter geschickter Benutzung der Umstände verrichtet, allmählich Erfolge erzielen können. Aber die eigentliche und zunächst einzige Achillesferse dieser Form der Unternehmermacht ist die Herrschaft über den Arbeitsmarkt durch die Zwangsnachweise der Großindustrie. Hier muß mit allem Ernst der Hebel angesetzt werden.

Es ist natürlich vollständig aussichtslos, den Unternehmerarbeitsnachweis durch den gewerkschaftlichen Nachweis verdrängen zu wollen. Jeder dahinspielende Versuch wäre ein törichtes Unterfangen. Der einzige Weg zur Überwindung der Unternehmerherrschaft über den Arbeitsmarkt geht durch die Gesetzgebung. Der neunte Kongreß der deutschen Gewerkschaften hat die Frage der Arbeitsnachweise auf seiner Tagesordnung; er sollte den Zusammenhang zwischen diesem Gegenstand und dem Kampfe gegen die gelbe Pest wohl beachten und seine Beschlüsse danach einrichten.

Christliche Gewerkschaften, Zentrum und Kirche.

Von H. Limbertz (Essen).

Etwas Fremdes, Organwidriges im Körper der deutschen Arbeiterbewegung sind die christlichen Gewerkschaften. Gewerkschaftliche Arbeiterorganisationen sollten von Arbeitern gegründet, von ihnen geleitet, von keinem Außenstehenden bevormundet sein. Liest man bei den Geschichtschreibern der christlichen Gewerkschaften über die Ursache ihrer Gründung, so begegnet man geschraubten Behauptungen über die Religionsfeindschaft der — Sozialdemokratie, die es den christlichen Arbeitern unmöglich gemacht hätte, Mitglieder der freien Gewerkschaften zu bleiben! Verschiedentlich ist schon der bündige Nachweis geführt worden, daß die Ursachen ganz andere waren, daß Angst vor der Werbekraft des Sozialismus der Vater der christlichen Bewegung war und daß Klerus und Zentrumspolitiker, um den Besitzstand ihrer Partei in Sorge, bei ihr Pate standen. Die wechselvolle Geschichte der christlichen Gewerkschaften ist neuerdings zu einem gewissen Abschluß gelangt, und so rechtfertigt sich denn ein rückschauender Blick auf diese Geschichte und auf das Verhältnis der christlichen Gewerkschaften zu Zentrum und Kirche, wie ihn uns August Erdmann in seinem neuen Buche bietet.[1]

Genosse Erdmann versucht in dem Buche den Nachweis, »daß eine Gewerkschaft ohne Zusammenhang oder gar im Widerspruch mit der allgemeinen Arbeiterbewegung unfruchtbar, untauglich und auf die Dauer unmöglich ist«. Der besondere Wert der Arbeit liegt aber darin, daß sie unanfechtbares Material über die Abhängigkeit der christlichen Gewerkschaften von Zentrum und Kirche geordnet darbietet.

Die erste Organisationsform für katholische Arbeiter war der Gesellenverein, 1847 bis 1849 durch Kolping gegründet und in fast ursprünglicher Verfassung, die mit gewerkschaftlicher Tätigkeit nichts zu tun hat, noch heute mit zirka 80 000 Mitgliedern, davon 60 000 in Deutschland, bestehend. Als die sozialistische Bewegung die deutschen Arbeiter von der Bourgeoisie trennte, als in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Gewerkschaften sich entwickelten, erwachte auf einmal wieder das seit Jahrzehnten ruhende Interesse der Ketteler und Genossen für die soziale Frage, für die Organisation der Arbeiter. Bischof Ketteler, der anfänglich nichts gegen die Mitgliedschaft katholischer Arbeiter im Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein einzuwenden hatte, wandte sich in den siebziger Jahren scharf dagegen. Er sah aber die Notwendigkeit der Arbeiterorganisation recht gut ein, und um die katholischen Arbeiter vor der Sozialdemokratie zu bewahren, hätte er, wie Pfülf aus seinem Nachlaß mitteilt, am liebsten Zwangsgewerkschaften gesehen mit allen nur denkbaren Garantien dagegen, »daß die Gewerkschaften Werkzeuge revolutionärer Bewegungen werden könnten«. Beeinflußt von den oft recht radikal aussehenden Gedankengängen Kettelers, Moufangs usw. wuchsen Ende der sechziger und anfangs der siebziger Jahre die christlich-sozialen Vereine, lokale Organisationen katholischer Arbeiter,

[1] Aug. Erdmann, Die christlichen Gewerkschaften, insbesondere ihr Verhältnis zu Zentrum und Kirche. Stuttgart, Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. 206 Seiten. 1,50 Mark.

besonders in Westdeutschland zahlreich empor. Der Kulturkampf trug dazu bei, daß diese meist im Machtbereich liberaler Unternehmer entstandenen Vereine an Radikalismus oft alles überboten, was bis dahin von katholischen Arbeitern gehört worden war. Auch die ultramontane Presse trat zeitweilig für umfassende Organisationen der Arbeiter ein. Die »Christlich-sozialen Blätter« (in Essen, später in Aachen erschienen) forderten eine »im Wege der Staatsgesetzgebung zu bewirkende Vereinigung der industriellen Arbeiter zu Korporationen, denen in organischer Verbindung mit der Magistratur die rechtliche Befugnis zustände, je nach der Beschaffenheit des Bezirkes die Arbeitsordnung und die Lohnverhältnisse positiv gesetzlich innerhalb des bestimmten Bezirkes und am bestimmten Ort festzustellen und für die so festgestellte Arbeitsordnung, Rechtsprechung und Verwaltung durch die staatliche Autorität die Exekutive zu bewirken«. Für solche umfassende Organisation legte sich die Zeitschrift des öfteren ins Zeug, aber klerikale Unternehmer, Zentrumspolitiker und Geistliche verspürten wenig Lust, solche Organisationen zu fördern. Das war sehr begreiflich. Die christlich-sozialen Vereine im Rheinland, besonders in Essen und Aachen, verlangten energische soziale Arbeit, Wahlrechtsverbesserungen, Vertretung in den Wahlkomitees und stellten schließlich in Essen und Aachen Reichstagskandidaten gegen das offizielle Zentrum auf.

Ein Vorschlag des konservativen Sozialpolitikers Rudolf Meyer, der 1878 für Gewerkschaften auf christlicher Grundlage eintrat, fand keine Beachtung, im Gegenteil: ein charakteristischer Vorgang aus dieser Zeit beweist, daß die Macher der späteren christlichen Gewerkschaftsbewegung um keinen Preis selbständige, unabhängige Gewerkschaften der Arbeiter wollten. Als der sozialdemokratische Abgeordnete Hasselmann und der gutkatholische Bergmann und christlich-soziale Arbeitervereinler Rosenkranz darangingen, einen politisch und religiös durchaus neutralen Bergarbeiterverband zu gründen, arbeiteten Zentrumspolitiker und Zentrumspresse nach Kräften an der Vernichtung des Verbandes. Die »Essener Volkszeitung« suchte mit Eifer nachzuweisen, daß eine konfessionslose Gewerkschaft, die den »privaten, gemütlichen Verkehr« der katholischen Mitglieder mit Sozialdemokraten im Gefolge habe, für diese katholischen Mitglieder die größte Gefahr bilde.

Die erste bemerkenswerte Tat der Zentrumspresse und -politiker auf dem Gebiet der gewerkschaftlichen Arbeiterorganisation war die Arbeiterzersplitterung und Organisationsvernichtung, und so ist ihr Streben bis heute geblieben!

Der Rosenkranz-Verband ging in den ersten Sturmwochen des Sozialistengesetzes zugrunde, und bis 1890 verspürten die Zentrumsleute keine Lust, noch etwas für die Organisierung der katholischen Arbeiter zu tun. Höchstens traten sie für katholische Arbeitervereine ein, die aber gewerkschaftliche Tätigkeit schon deshalb nicht entfalten konnten, weil sie unter der Leitung von Nichtarbeitern, Unternehmern und Geistlichen standen.

Der sozialdemokratische Millionensieg des Jahres 1890 veranlaßte die Zentrumspolitiker, sich aufs neue mit der Organisationsfrage zu beschäftigen. Windthorst kündigte auf dem Katholikentag den Volksverein für das katholische Deutschland an, ein Hirtenschreiben der preu-

ßischen Bischöfe forderte auf, die Herzen der Arbeitgeber »mit Gerechtigkeit, Billigkeit und Wohlwollen« zu erfüllen und den Arbeitern »Arbeitsamkeit, Geduld, Genügsamkeit und Bescheidenheit« einzuflößen. Arbeitervereine auf christlicher Grundlage sollten das übrige tun. Die Arbeiterenzyklika „Rerum novarum" vom 15. Mai 1891 sagte dem »unersättlichen Kapitalismus« und dem »gierigen Wucher« einige verurteilende Worte, hetzte im übrigen gegen den Sozialismus, machte gruseln vor dem Streik und empfahl dringend die auf streng religiösem Boden stehenden Arbeitervereine.

Die Zentrumspolitiker befanden sich in einer argen Zwickmühle: der Zug der Zeit drängte zur Arbeiterorganisation, die Sozialdemokratie eroberte sich die Herzen der Arbeiter durch rücksichtslosen Kampf, und dem galt's entgegenzuwirken. Sollte man eigene Organisationen gründen oder durch massenhaften Eintritt der katholischen Arbeiter in bestehende Organisationen den dort herrschenden sozialistischen Geist durch christlichen verdrängen? Genosse Erdmann gibt für die schwankende Haltung der in Frage kommenden Presse eine Reihe interessanter Belege. Professor Hitze und andere traten für die Gründung von Fachabteilungen in den katholischen Arbeitervereinen ein, die unter Leitung eines Geistlichen standen. Dieser Präses allein sollte entscheiden, wer Vorsitzender wurde, er sollte »prinzipienwidrige« Beschlüsse für ungültig erklären usw. Die Fachabteilungen entsprachen den Weisungen der Enzyklika, aber sie waren ein totgeborenes Kind. Gewerkschaften zu gründen, traute man sich auch noch nicht; waren sie katholisch, stießen sie auf manche Widerstände, gestaltete man sie interkonfessionell, bargen sie Gefahren für die katholischen Arbeiter. Aber im Ruhrgebiet drängte die Sache zur Entscheidung. Hier mußte das Zentrum etwas tun für die Organisierung seiner Arbeiter, wollte es sie nicht an die Sozialdemokratie verlieren. Es konnte auch hier am ehesten etwas tun. Für die Organisierung der Bergleute war ein Stamm von katholischen Knappenvereinen usw. vorhanden, eigenen Parteifreunden tat man nicht weh, weil das Unternehmertum durchweg liberal war. Es ist kein Zufall, daß hier und nicht im stockkatholischen Oberschlesien die erste christliche Gewerkschaft gegründet wurde! 1894 erblickte der Gewerkverein christlicher Bergarbeiter, interkonfessionell, mit »Ehrenmitgliedern« und »Ehrenräten« das Licht der Welt. Aus dem »Nichtkampfverein« wurde der Bannerträger des Streiks am Kiesberg, der evangelische Ehrenrat O. Weber trat aus, erlitt aber mit Gründung einer evangelischen Organisation Fiasko. Trotz schwerer Bedenken, wie sie insbesondere ein Mitbegründer des Gewerkvereins, Kaplan Oberdörffer, zum Ausdruck brachte, behaupteten die Interkonfessionellen das Feld, in wenigen Jahren wurden für alle möglichen Berufe solche Organisationen gegründet.

1899 tagte der erste christliche Gewerkschaftskongreß, der den christlichen, interkonfessionellen, parteipolitisch neutralen Charakter der Organisationen festlegte. Aber schon begann der Kampf im eigenen Lager. Herr v. Savigny begann ihn mit Artikeln im »Märkischen Kirchenblatt«, die sich auf die Enzyklika „Rerum novarum" stützten, und auf dem zweiten Kongreß in Frankfurt 1900 machten Kölner Delegierte den Versuch, Sturm zu laufen gegen die religiöse und damit politische Neu-

tralität. Die Interkonfessionellen siegten, die Antwort gaben ihnen die preußischen Bischöfe mit dem Fuldaer Pastorale vom 22. August 1900. Es war eine Empfehlung von Fachabteilungen und eine wenn auch nicht offen ausgesprochene Verurteilung der christlichen Gewerkschaften. Zu dem Pastorale, das der Freiburger Erzbischof mit einer verschärften Erläuterung bekannt gab, nahmen die christlichen Gewerkschaften nur zögernd und ausweichend Stellung, während die Reichstagsfraktion des Zentrums durch Lieber auf die Seite der Bischöfe trat. Der Papst verschärfte den Eindruck des Pastorales durch die Enzyklika „Graves de communi" vom 18. Januar 1901, die Unterordnung unter die Autorität der Bischöfe befahl, ähnliches tat sein Nachfolger Pius X. in seinem Motuproprio vom 18. Dezember 1903.

Inzwischen war die Berliner Richtung aufgetreten, journalistisch gestützt von der »Germania«. Der positiv-christliche, das heißt katholische Glaube sollte die ganze Organisation durchdringen, deshalb Fachabteilungen unter geistlicher Leitung! (Die Streitpunkte, bei denen Logik und Konsequenz auf seiten der Fachabteiler sind, behandelt Erdmann anschaulich und ausführlich.) 1906, nachdem Giesberts in Essen als der erste christliche Arbeiterführer in den Reichstag gewählt war, machten die Christlichen den Versuch, sich als den sichersten Schutzwall gegen die Sozialdemokratie den bürgerlichen Parteien anzubieten und dafür mehr Parlamentsmandate zu verlangen. Erdmann hat recht, wenn er von diesem Versuch sagt, daß er weder besonderen Mitgliederzuwachs noch die Versöhnung mit Rom gebracht habe. Aber dieser Vorgang und die ihm folgende Wahl von zirka einem halben Dutzend christlicher Gewerkschafter in den Reichstag und fast ebenso vieler in den preußischen Landtag ist meines Erachtens sehr wichtig, weil dadurch die Abhängigkeit der christlichen Gewerkschaften vom Zentrum größer als je wurde. Und das hat große Bedeutung für die allgemeine Politik, denn von nun an wurde von den »Arbeiterabgeordneten« die früher noch hier und da aufflammende Opposition gegen besonders volksfeindliche Maßnahmen des Zentrums systematisch unterdrückt und solche Tätigkeit des Zentrums ins Gegenteil umgemünzt.

1908 fielen auf der Internationalen Konferenz christlicher Gewerkschaftsführer in Zürich scharfe Worte gegen die Bevormundung der christlichen Gewerkschaften durch die Bischöfe. Schiffer, der den Bischöfen zugerufen hatte: Bis hierher und nicht weiter, vollzog mit einer Erklärung vom 27. Oktober 1908 in der »Kölnischen Volkszeitung« einen jämmerlichen Rückzug. Die folgenden Jahre sahen einen erbitterten Kampf der beiden Richtungen, das Verbot christlicher Gewerkschaften durch den Papst für die verschiedensten Länder, das Eingreifen von Kopp und Korum zugunsten der Berliner Richtung, von Fischer zugunsten der Christlichen und M.-Gladbacher und als Krönung dieses Tohuwabohus die Enzyklika „Singulari quadam", die Verurteilung der christlichen Gewerkschaften mit bedingter Begnadigung, ihre unableugbare Unterwerfung unter die Kontrolle des Episkopats und die Entscheidung des Papstes. Diese neueste Periode behandelt Erdmann ausführlich unter Wiedergabe der wichtigsten Dokumente. (Wer diese noch ausführlicher haben will, findet sie in verschiedenen Veröffentlichungen des »Sozialdemokratischen Bureaus für Rheinland-Westfalen«, Düsseldorf, Postfach 460.)

Im Schlußkapitel bringt Erdmann noch eine Reihe Beweise für die Abhängigkeit der christlichen Gewerkschaften von Zentrum und Kirche, beleuchtet ihre oft mehr als zweifelhafte Stellung zum Unternehmertum (die von wilder Klassenkampfpredigt zum organisierten Streikburch führt) sowie die Wandlung, die sich seit 1906 im Verhältnis der Regierung zu den christlichen Gewerkschaften vollzog. Je mehr die Christlichen von ihrem früher oft vertretenen Standpunkt, daß sie nicht in erster Linie zur Bekämpfung der Sozialdemokratie da seien, abkamen, um so größer das Wohlwollen der Regierung für sie.

Erdmann schließt sein Buch, dem als Anhang die Satzungen des christlichen Gesamtverbandes, Mitgliederzahlen und Literaturangaben angefügt sind, mit folgenden treffenden Sätzen:

»Wenn es richtig ist, daß die christlichen Gewerkschaften einen guten Teil des Erfolges, den sie unter den katholischen Arbeitern erzielten, ihrem zeitweiligen Wirken als vorwärtsstrebende Klassenbewegung zu verdanken haben, so ist vorauszusehen, daß sie diese Erfolge im selben Maße einbüßen, wie sie sich den Parteien und Mächten des Rückschritts unterordnen und als deren Helfer die Sache ihrer Klasse wie beim letzten Bergarbeiterausstand im Stich lassen. Man mag die Sozialdemokratie noch so sehr als Schreckgespenst herausputzen, es wird das Wort: Sozialdemokratie und Gewerkschaft sind eins! den Massen immer noch verständlicher, natürlicher und annehmbarer erscheinen als das Wort: Zentrum, Junker, Scharfmacher und Gewerkschaft sind eins! Und nach der Gesinnung der deutschen Arbeiter des zwanzigsten Jahrhunderts zu rechnen, wird eine dem letzten Wort entsprechende Gewerkschaftsbewegung selbst dann nicht auf den Beifall der Massen rechnen können, wenn sie neben dem päpstlichen Segen auch noch den Segen der preußischen und bayerischen Regierung erhält.«

Die Reichsversicherungsordnung in der Praxis.

Von **Friedr. Kleeis** (Halle a. d. S.).

Die Mitte des Jahres 1911 fertiggestellte Reichsversicherungsordnung ist nunmehr in vollem Umfang in Kraft getreten, und über die Wirkung der verschiedenen Neuerungen, die sie brachte, liegen Erfahrungen und statistische Ergebnisse vor. Zunächst hat sich gezeigt, daß infolge der überhasteten Beratung des Gesetzes eine Unmenge von Unklarheiten, Widersprüchen und Lücken sich eingeschlichen hat. Über eine ganze Reihe wichtiger Fragen gibt das Gesetz nur halbe oder keine Auskunft. Die dickleibigen und vielbändigen Kommentare, die bereits erschienen sind, bemühen sich mit nur geringem Erfolg, die Absicht des Gesetzgebers klarzulegen. Eine Folge dieses Wirrwarrs von Meinungen war, daß die Behörden mit einer Flut von Bekanntmachungen, Verfügungen und Verordnungen hervortraten und dadurch oft noch mehr Verwirrung anrichteten. So ist infolgedessen keine Vereinfachung, sondern eine weitere erhebliche Komplizierung der sozialen Versicherung eingetreten. In dem ungeheuren Wust von Bestimmungen, Ausführungen, Vorschriften usw. findet sich der Arbeiter noch viel weniger als früher zurecht.

Was die Vereinheitlichung der Versicherung anbetrifft, so verzichtete die Gesetzgebung von vornherein auf durchgreifende Maßnahmen. Die einzelnen Versicherungszweige (Kranken-, Unfall- und Invalidenversicherung) blieben als selbständige Einrichtungen bestehen; zur Herstellung einer Verbindung wurden als neue Institutionen die Versicherungsämter eingesetzt, die Schiedsgerichte für Ar-

beiterversicherung zu Oberversicherungsämtern ausgebaut und dem Reichsversicherungsamt (wie überhaupt allen Versicherungsämtern) die Krankenversicherung mit unterstellt, so daß diese Versicherungsbehörden für alle Gebiete der sozialen Versicherung tätig sind, die Versicherungsträger aber auch nur diesen Behörden unterstehen. Es sind im ganzen Reiche 1219 Versicherungsämter errichtet worden. Der größte Teil der Versicherungsämter, nämlich 646, entfällt auf Preußen, sodann 198 auf Bayern usw. Oberversicherungsämter sind 83 errichtet worden, wozu jedoch noch eine Anzahl „besonderer" derartiger Ämter für die Bergarbeiter und das Eisenbahnpersonal kommen. Aus der bisherigen Tätigkeit namentlich der unteren Versicherungsämter hat sich aber ergeben, daß die Organisation der Ämter viel zu bureaukratisch gestaltet ist. Die Stellung der Vorsitzenden ist viel zu sehr überragend und tonangebend.

Von einer genügenden Zentralisation der Versicherungsträger nahm das Gesetz auch Abstand. Nur auf dem Gebiet der Krankenversicherung, wo die Zersplitterung am größten war, wurde die Beseitigung der Zwerggebilde angestrebt. Die gesetzlichen Bestimmungen gehen dahin, daß für jeden Bezirk einer unteren Verwaltungsbehörde als Mittelpunkt für die gewerblichen Arbeiter eine allgemeine Ortskrankenkasse und für die neu der Versicherung unterstellten Personen (Landarbeiter, Dienstboten, Hausgewerbetreibende) eine Landkrankenkasse errichtet werden soll. Die Gemeindekrankenkassen wurden beseitigt, dagegen können die besonderen Ortskrankenkassen für einzelne Berufszweige, die Betriebs- und Innungskrankenkassen und die freien Hilfskassen als Ersatzkassen unter bestimmten Voraussetzungen weiterbestehen. Von der Errichtung der Landkrankenkassen kann abgesehen werden, wenn für einen Bezirk unter Zustimmung des Oberversicherungsamtes deren Zweckmäßigkeit verneint wird. Nach einer amtlichen Zusammenstellung hat sich durch die Neuorganisation die Zahl der Krankenkassen von rund 23 000 im Jahre 1912 auf rund 9950 am 1. Januar 1914 vermindert. Die Zahl der gänzlich beseitigten Gemeindekrankenversicherungen betrug 8176, die Ortskrankenkassen verminderten sich von 4717 auf 2800, die Betriebskrankenkassen von 7874 auf 5537. Die Zahl der Innungskrankenkassen blieb genau die gleiche; Landkrankenkassen wurden 595 errichtet. Von den zirka 1800 zugelassenen freien Hilfskassen bleiben nur 75 als Ersatzkassen bestehen. Auf dem Gebiet der Unfallversicherung wurden 4 Berufsgenossenschaften neu gegründet, so daß sich deren Gesamtzahl auf 116 erhöhte. In der Invalidenversicherung blieb die Organisation genau wie seither.

Der Kreis der Versicherten ist für die ganze Reichsversicherung noch nicht einheitlich geregelt, sondern für jeden Versicherungszweig noch gesondert abgegrenzt. Eine Erweiterung der Versicherungspflicht wurde in nennenswertem Maße nur in der Krankenversicherung durchgeführt, in der nunmehr alle gegen Gehalt oder Lohn beschäftigten Personen versichert sein müssen. Dadurch ist die Zahl der Versicherten von insgesamt rund 15 Millionen im Jahre 1912 auf 19 Millionen am 1. Januar 1914 gewachsen. Diese gegen die Erwartungen zurückstehende geringe Steigerung ist darauf zurückzuführen, daß große Teile der neu der Versicherungspflicht zugeführten Personen, insbesondere der Landarbeiter und Hausgewerbetreibenden, durch Landes- oder Ortsgesetze schon seither der Versicherung unterstellt waren. Als eine mehr geschlossene Gruppe kamen die häuslichen Dienstboten in die Versicherung; ihre Zahl wird für das ganze Reich auf 1 200 000 berechnet, worunter sich 1 150 000 weibliche befinden. Bei Einführung der Versicherungspflicht der Dienstboten erregten sich plötzlich die Dienstherrschaften über die „neue Belastung", sie versuchten diese durch Interpellationen, Petitionen usw. hinauszuschieben und herabzudrücken. Sie haben natürlich auch, soweit es möglich war, Erfolge erzielt. Die Befreiung der Dienstboten von der Versicherungspflicht ist begünstigt worden, die Versicherungsbeiträge sollen durch die Errichtung besonderer Dienstbotenkrankenkassen mit niedrigen Leistungen verringert werden usw. In der Unfallversicherung sind nur einige kleine Berufszweige der Versicherung neu

unterstellt worden. Es ist dadurch die Zahl der Versicherungspflichtigen auf 25 Millionen insgesamt gestiegen. In der Invalidenversicherung ist in dieser Hinsicht alles beim alten geblieben.

Was die Leistungen anbetrifft, so verzichtete der Gesetzgeber von vornherein auf ihre Ausgestaltung in der Krankenversicherung. Das einzig Nennenswerte ist nur die — an sich ganz ungenügende — Ausdehnung der Mindestdauer der Wöchnerinnenunterstützung von 6 auf 8 Wochen. Im übrigen begnügt sich das Gesetz damit, die Möglichkeit der freiwilligen Leistungen (Mehrleistungen) zu erweitern, namentlich auf dem Gebiet der Mutterschaftsfürsorge. Wie aber vorauszusehen war, ist damit den Versicherten nicht geholfen worden. Bei einer großen Zahl größerer Kassen habe ich eine Umfrage darüber vorgenommen, welche Erweiterung der Leistungen sie über das gesetzliche Mindestmaß hinaus an die Schwangeren und Wöchnerinnen in der neuen Satzung vorgenommen haben. Eine Anzahl gutgeleiteter Ortskrankenkassen hat zwar entweder die Gewährung von Schwangerschaftsunterstützung oder Stillprämien oder die Bezahlung der Hebammengebühren eingeführt, die übergroße Mehrzahl der Kassen aber ist über die Pflichtleistungen nicht hinausgegangen! Sie antworteten, daß die Zeit zur Einführung von Mehrleistungen nicht angetan sei; zunächst habe schon die wirtschaftliche Krise die Ausgaben gesteigert, sodann aber seien die Ärzte, die Krankenhäuser und alle sonstigen Interessenten mit so erheblichen Mehrforderungen hervorgetreten, daß für die Versicherten selbst keine Mittel mehr vorhanden seien.

Auf dem Gebiet der Unfallversicherung hat eine Ausgestaltung der Leistungen überhaupt nicht stattgefunden. Von der Möglichkeit der Arbeitsbeschaffung für Verletzte ist noch nicht Gebrauch gemacht worden. In der eigentlichen Invaliden- und Altersversicherung blieb im allgemeinen auch alles beim alten. Bemerkenswert ist hier nur der im § 1291 festgelegte Zuschuß an Invalidenrentenempfänger, die Kinder unter 15 Jahren haben. Für jedes Kind soll sich die Rente um ein Zehntel bis zum höchstens anderthalbfachen Betrag erhöhen. Die Vergünstigung tritt aber nur für solche Rentenempfänger ein, deren Rente erst nach dem 31. Dezember 1911 begonnen hat. Von den im Jahre 1912 bewilligten 124 801 Invalidenrenten wurden 12 854 und von den im Jahre 1913 bewilligten 132 859 derartigen Renten 20 623 mit dem Kinderzuschuß ausgestattet. Die Einrichtung kommt also, wie die sozialdemokratischen Vertreter vorausgesagt haben, nur einem geringen Teile der Rentenempfänger zugute. Im Jahre 1913, das wohl schon als „Beharrungszustand" gelten kann, waren von 100 bewilligten Invalidenrenten 16 mit dem Kinderzuschuß ausgestattet. Im Jahre 1913 beträgt die Jahressumme der bewilligten Invalidenrenten 25 Millionen Mark, wozu nur 1½ Millionen Mark Kinderzuschuß kommen. Das ist recht wenig.

Den eigentlichen Kernpunkt der neuen Reichsversicherung bildet aber die neu der Invalidenversicherung angegliederte Hinterbliebenenfürsorge. Wie wenig bei ihr die Leistungen den Beiträgen entsprechen, hat Genosse Molkenbuhr in Nr. 6 vom 8. Mai dieses Jahres dargelegt.

Hinsichtlich der inneren Organisation der Versicherungsträger, insbesondere der Mitwirkung der Versicherten an der Verwaltung, wurden einschneidende Veränderungen nur in der Krankenversicherung vorgenommen. Unter dem Vorwand, den angeblichen Mißbrauch der Ortskrankenkassen zu sozialdemokratischen Zwecken zu bekämpfen, liefen die Maßnahmen darauf hinaus, das Selbstverwaltungsrecht der Versicherten nach Möglichkeit zu beschränken. Zu dem Zwecke wurde zunächst für alle Wahlen das Verhältnisverfahren eingeführt. Dadurch erhielten die Krankenkassenvertreterwahlen ein ganz anderes Gepräge. Die kleinen Gruppen innerhalb der Arbeiterschaft, die Sonderbestrebungen verfolgen, beteiligten sich seither nur selten an den Wahlen, um sich nicht zu blamieren. Nunmehr bekamen sie Mut und traten fast überall mit eigenen Vorschlagslisten hervor.

Nicht selten nahm daher die Wahl die Spannung und Intensität der Reichstagswahl an. Die Wahlbeteiligung stieg gegenüber den früheren Wahlen meist ganz gewaltig, vereinzelt bis zu 70 und sogar 80 Prozent der Wahlberechtigten. Bei einem Drittel sämtlicher Kassen, namentlich den kleineren, hat allerdings eine Wahl überhaupt nicht stattgefunden, weil sich die Wählergruppen vorher auf eine gemeinsame Liste einigten. Von 275 meist großen Kassen, bei denen eine Wahl stattfand, habe ich durch Umfrage das Wahlresultat festgestellt und ermittelt, daß bei ihnen auf die Vorschlagslisten der freien Gewerkschaften 1 010 686 und auf die der Gegner zusammen 337 197 Stimmen entfielen. Von 100 abgegebenen Versichertenstimmen entfielen 75 auf die Kandidaten der freien Gewerkschaften und 25 auf die der Gegner. Die Verteilung der Mandate im Ausschuß (der seitherigen Generalversammlung) habe ich bei 342 Kassen ermittelt. Bei diesen erzielten die Gewerkschaften 8206, die Gegner zusammen 3640 Sitze. Von 100 Sitzen entfielen auf erstere 70, auf letztere 30. Bei einer Anzahl großer Kassen beteiligten sich die Gewerkschaften auch an den Wahlen der Arbeitgebervertreter mit überwiegend gutem Erfolg. Meist halten sich nun in den Krankenkassenorganen die Vertreter der freien Gewerkschaften und die der Gegner (die nationalen Versichertenvertreter und die Arbeitgebervertreter) die Wage. Das Verhältniswahlverfahren hat die Mauer zwischen den freigewerkschaftlichen und den „nationalen" Arbeitern noch mehr verstärkt und neue Reibungsflächen geschaffen. Die getrennte Abstimmung sowohl der Gruppe der Versicherten- als auch der Unternehmervertreter im Vorstand bei der Wahl des Kassenvorsitzenden hat über alle Erwartungen hinaus zu Differenzen geführt. Es gehörte schon zu den Ausnahmen, wenn dort, wo ein Versicherter seither Vorsitzender war, dieser ohne Zwischenfälle wiedergewählt wurde. In überaus zahlreichen Fällen kam eine Einigung nicht zustande, und es wurde entweder der seitherige Vorsitzende aus dem Stande der Versicherten durch einen Unternehmervertreter ersetzt oder es wurde von der Behörde ein Vorsitzender ernannt.

Das Beamtenwesen hat eine Umgestaltung in der Richtung einer Bureaukratisierung erfahren. Für die Dienstordnungen, die die Reichsversicherungsordnung vorsieht, sind von Behörden Musterdienstordnungen herausgegeben worden, die ein umständliches Prüfungsverfahren für die Angestellten vorsehen. Die Anstellung der geschäftsleitenden Beamten mit den Rechten und Pflichten der Gemeindebeamten ist auf behördliche Anordnung schon vielerorts in die Wege geleitet. In der inneren Organisation der Unfall- und Invalidenversicherung sind nennenswerte Veränderungen nicht eingetreten. Die Berufsgenossenschaften wendeten sich gegen das Verhältnisverfahren, das auch bei ihren Vertreterwahlen Anwendung zu finden hat, jedoch ohne Erfolg.

Der Rechtsweg für die Versicherten bei Streitfällen mit den Versicherungsträgern hat mancherlei Umgestaltung erfahren. In der Krankenversicherung ist das Streitverfahren den ordentlichen und den Verwaltungsgerichten genommen und den Versicherungsbehörden übertragen worden. In erster Instanz entscheidet das untere Versicherungsamt, und zwar macht dessen Vorsitzender, wie die Beobachtung zeigt, von dem Rechte, allein ohne Zuziehung der Beisitzer zu urteilen, umfassenden Gebrauch. Die Zahl der Streitfälle, die an die zweite Instanz, das Oberversicherungsamt, gelangt, ist nur gering. Eine große Bedeutung hat das Rechtsmittelverfahren in der Unfallversicherung. Die Reichsversicherungsordnung hat hier den „Einspruch" auf den (erstmaligen) Bescheid der Berufsgenossenschaften eingeführt, der diese verpflichtet, die Verletzten persönlich, in der Regel durch Vermittlung des Versicherungsamtes, zu hören. Dafür ist für einen großen Teil der Streitfälle das Oberversicherungsamt die endgültige Instanz und der Rekurs an das Reichsversicherungsamt ausgeschlossen. Im Jahre 1913 wurden von sämtlichen Versicherungsträgern 449 530 Bescheide erlassen, gegen die 70 372 Einsprüche erhoben wurden, so daß ein Endbescheid erlassen werden mußte. Dieser lautete nur in 10 324 Fällen (14,9 Prozent) für den Verletzten günstiger als der erste Bescheid. Infolge dieses

anderweitigen Verfahrens ist die Zahl der Berufungen an die Oberversicherungsämter (die seitherigen Schiedsgerichte für Arbeiterversicherung) erheblich zurückgegangen. Die Zahl der Rekurse an das Reichsversicherungsamt verminderte sich von 22 827 im Jahre 1912 auf 12 729 im Jahre 1913. Ihre Zahl wird noch mehr sinken. In der Invalidenversicherung hat das Rechtsmittelverfahren keine Veränderung erfahren.

Das Ergebnis der Wirkungen der neuen Einrichtungen ist demnach kein erfreuliches. Weitere Komplikation und Schwerfälligkeit der ganzen Durchführung der Versicherung, dabei Entrechtung der aufgeklärten Arbeiter und Minderung des Einflusses der Versicherten überhaupt, Steigerung der Bevormundung der Verwaltung der Versicherung durch die Staatsgewalt, Begünstigung der Einschränkung der Leistungen durch die Verwaltung in den Landkrankenkassen und der Unfallversicherung und Rechtsprechung. Als nennenswerter Gewinn steht eigentlich nur die geringe Ausdehnung der Versicherungspflicht in der Krankenversicherung und die teuer durch hohe neue Belastung der Versicherten erkaufte sogenannte Witwen- und Waisenfürsorge gegenüber. Es zeigt die Praxis, daß die Sozialdemokratie ganz recht handelte, als sie diesem Gesetz die Zustimmung versagte.

Anzeigen.

(Besprechungen hier angezeigter Schriften behält sich die Redaktion vor.)

Jahresbericht des Zentralverbandes deutscher Konsumvereine für 1913, erstattet zu Händen des elften ordentlichen Genossenschaftstags des Zentralverbandes deutscher Konsumvereine vom 14. bis 16. Juni 1914 in Bremen von dem Vorstand. Herausgegeben von Heinrich Kaufmann. Hamburg 1914, Verlagsgesellschaft deutscher Konsumvereine m. b. H. 646 Seiten. Preis 3 Mark.

Der Jahresbericht enthält folgende Abhandlungen und Berichte: 1. Material zur Beurteilung der Frage des Warenbezugs der Konsumgenossenschaften von landwirtschaftlichen Verwertungsgenossenschaften, von Heinrich Kaufmann. 2. Wirtschaftliche Kämpfe der Genossenschaften, von Dr. August Müller. 3. Die Besteuerung der Konsumvereine, von Dr. Karl H. Maier. 4. Die deutschen genossenschaftlichen Zentralverbände 1910 bis 1912. 5. Der Stand der deutschen Konsumgenossenschaftsbewegung am 1. Januar 1914, von Heinrich Kaufmann. 6. Der Zentralverband deutscher Konsumvereine, von Heinrich Kaufmann. 7. Die Verlagsgesellschaft deutscher Konsumvereine m. b. H., von Heinrich Kaufmann und Hugo Bästlein, ferner als Anhang einen Bericht der Unterstützungskasse des Zentralverbandes deutscher Konsumvereine für das Rechnungsjahr 1913, erstattet von Heinrich Kaufmann, einen Bericht über die Tätigkeit des Tarifamtes des Zentralverbandes deutscher Konsumvereine im Jahre 1913, erstattet von A. v. Elm und H. Dreher, einen Bericht der Fortbildungskommission des Zentralverbandes deutscher Konsumvereine über ihre Tätigkeit im Jahre 1913, erstattet von A. Rupprecht, und Abrechnung und Voranschläge des Zentralverbandes deutscher Konsumvereine.

Paul Louis, **Le Syndicalisme Européen** (Die Gewerkschaftsbewegung Europas). Paris 1914, Félix Alcan. 310 Seiten. Preis 3,50 Franken.

In gedrängter Kürze gibt der Verfasser Skizzen von der Geschichte und der Verfassung der Gewerkschaftsbewegung in Deutschland, England, Belgien, den Niederlanden, der Schweiz, Italien, Österreich-Ungarn, Dänemark, Schweden und Norwegen. Das Buch ist als Gegenstück und Ergänzung zu dem früher erschienenen Werke desselben Verfassers »Le mouvement syndical en France« (Die Gewerkschaftsbewegung in Frankreich) gedacht.

Feuilleton

Die Werft als kapitalistisches Kunstwerk.

Von Richard Woldt.

Man kann den modernen industriellen Kapitalismus aus Büchern studieren. Man kann sich vom Statistiker die Ausfuhrzahlen und Produktionsziffern geben lassen, um zu erkennen, wie bedeutungsvoll Deutschlands Industrie für den gesamten Ertrag der Weltwirtschaft geworden ist. Auch den Techniker in den verschiedenen Wirtschaftszweigen kann man fragen, wie weit heute die Mechanisierung der Produktion durch die industrielle Maschinenwirtschaft bereits hinaufgetrieben werden konnte. Aber die beste Vorstellung von dem wirtschaftlichen Neudeutschland können uns Reisen geben, industrielle Wanderfahrten. Das Studium der industriellen Praxis bietet auch hier den lebendigsten Anschauungsunterricht, und wenn wir mit genügend technisch geschultem Sinn und volkswirtschaftlichen Kenntnissen ausgerüstet sind, wird uns jede Reise in ein Industriegebiet zu einem Erlebnis.

Wir fahren nach der Wasserkante. Wir stehen am Hamburger Hafen. Eine Rundfahrt treten wir an und der Hafendampfer führt uns hinein in dieses eigenartige Leben der Arbeit. An den Speicherhäusern der Hamburger Großkaufleute geht es vorbei, an den Zwingburgen der modernen Hanseaten. Eine gigantische Maschinenwirtschaft bewundern wir an den Kaianlagen, diese Hebezeuge, diese Selbstgreifer, diese Getreideheber und Petroleumtanks haben das Lösch- und Ladewesen im Hafen mechanisiert, haben eine ungeheure Verdrängung der menschlichen Arbeitskraft hervorgerufen. Einen sieglosen Kampf hat der Hafenarbeiter hier gegen die Transportmaschine geführt.

Und dann die Schiffe. Das Reederkapital hat sich die Technik nutzbar gemacht, die großen Ozeandampfer sind Wunderwerke der modernen Ingenieurkunst.

Wenn die Hapag ein neues Riesenschiff hat bauen lassen, so wird vom literarischen Bureau dieser Gesellschaft in Waschzetteln und Feuilletons der Tagespresse mitgeteilt, wie kunstvoll ein solcher Dampfer eingerichtet ist, wie mit den besten Maschinen das Schiff vorwärts bewegt wird, wie feinnervig und pflichtgetreu, durch Sicherheitseinrichtungen, Meß- und Signalapparate kontrolliert, es alle seine Funktionen verrichtet.

Aber nicht nur das Schiff selbst, sondern auch die Werft als die Geburtsstätte eines Schiffes ist ein technisches und kapitalistisches Kunstwerk; von der Besichtigung einer Werft wollen wir nachfolgend eine Schilderung geben.

Am Portierhaus vorbei (die Werftarbeiter werden mit Blechmarken auf ihre Pünktlichkeit kontrolliert, wie wir uns am Fabrikeingang überzeugen), geht es zum Verwaltungsgebäude. Das ist auch so in der Werft, daß sich abseits von den Werkstätten das schmucke Verwaltungsgebäude dem Besucher präsentiert. Hier arbeitet die Bureaukratie des Industriebetriebs. Denn es ist eine Bureaukratie, rangstufig abgegliedert, ein Beamtenstaat. Die Subordination ist hier ebenfalls unbedingt, und man könnte Vergleiche ziehen mit dem Militärstaat: der Generaldirektor ist der Kom-

mandeur, die Subdirektoren sind die Generalstäbler. Die Direktion schwebt über den Wolken, und der einfache Angestellte hat nicht gern mit der obersten Spitze des Industriebetriebs persönlich etwas zu tun.

Der Direktion als nächste Instanz untergeordnet, folgen die Untercheſs. Das sind Bureauvorsteher, Chefingenieure, Betriebsleiter. Und dann geht es hinunter zu dem subalternen Beamtenpersonal.

Der Instanzenzug waltet. Der Ukas der Direktion regelt die Arbeitsweise und auch häufig genug das Tempo der einzelnen Arbeitsglieder im Mechanismus. Die »Verfügung« der Direktion wird zur »Dienstvorschrift«; was Wunder, daß auch der industrielle Angestellte subaltern wird nicht nur in seiner Facharbeit, sondern auch in seinem Denken, in seinem Privatleben. Das sind die psychologischen Wirkungen des Großbetriebsmilieus, und so ziemlich jeder wird davon ergriffen, der in den kapitalistischen Apparat hineinkommt....

Das, was uns auf der Werft zunächst zum Bewußtsein gebracht wird, ist die klare Scheidung zwischen Entwurf und Ausführung der Arbeit, und hier zeigt sich sofort der Unterschied zwischen der alten handwerklichen Tätigkeit und dem modernen industriellen kapitalistischen Schaffen.

Der Handwerker überlegt sich, wie eine Arbeit werden soll, *während* er sie ausführt, im Industriebetrieb liegt der Arbeitsplan in allen Einzelheiten fest, *bevor* der erste Handgriff daran gemacht worden ist. »Der Handarbeiter begleitet seine technische Funktion ... stets mit einem zweiten willkürlichen und ununterbrochenen Denk- und Handelsprozeß der technischen Aktion: er erwägt dabei die Raum- und Zeitverhältnisse, mißt die Distanzen, beobachtet alle Zwischenfälle, korrigiert gewisse Differenzen in den Raum- und Zeitmaßen, er beschleunigt oder verlangsamt je nach seinen technischen Endabsichten die Akte, er mäßigt oder verstärkt die Kraft, er behandelt die Roh- oder Hilfsstoffe, er formt und wirkt, er versucht und reguliert.«

Ganz anders im modernen Industriebetrieb. Dem Arbeiter wird das Denken bei der Arbeit abgenommen. Nicht nur die Entscheidung über Arbeitsgeschwindigkeit und Arbeitsquantum, sondern auch über die arbeitstechnische Durchführung der Produktionsaufgabe und über die Einteilung der Operationsfolge. Wie die Arbeit werden soll, wird im Bureau entworfen, eine klare Trennung tritt ein in mechanisierte Werkstattausführung und ebenso mechanisierte Bureauarbeit.

Das Schiff entsteht zunächst einmal im Entwurf auf dem Schnürboden. Das ist ein gut beleuchteter Raum, ein großes Zeichenbrett. Der Boden ist eine glatt gehobelte Holzfläche, wir sehen mit hartem Blei Kurven und gerade Linien aufgezeichnet. Das sind die »Risse«. Das sind die Zeichnungen von den Einzelgliedern des Schiffes, die Abmessungen der Spanten, der Rippen des zukünftigen Schiffskörpers.

Genaue Maße sind überall eingeschrieben, ein Gewirr von Linien und Zahlen. Ingenieurarbeit! Denn was hier am Boden skizziert und ausgerechnet wurde, sind die Erfahrungen und Resultate einer Wissenschaft. Der Schiffbauer ist heute ein Ingenieur geworden. Er ist auf der Schule ausgebildet, mit Formelbuch und Rechenschieber Zahlen zusammenzustellen, Größenwerte zu finden, die nachher dem Mikrokosmos des fertigen Schiffes seine innere Gesetzmäßigkeit geben sollen.

Die Zeichnung wird in die Schleppstation geschickt. Der »Lloyd« hat eine solche Versuchsanstalt, ein neues Institut dieser Art ist jetzt in Hamburg errichtet worden. Nach den Zeichnungen wird ein kleines Modellschiff aus Paraffin gebaut. Die Herstellungsmethoden dieses Schiffes sind auch die Resultate wunderbarer ingeniöser Schaffensarbeit: eine Fräsmaschine fräst nämlich die äußere Schiffsform genau so an, wie der Zeichenplan in seinem Zahlenverhältnis das angibt; die Zahlen werden hier gemeistert, es entsteht in seinen äußeren Abmessungen der Schiffsrumpf verkleinert so, wie er gedacht war.

Nun schwimmt das kleine Modellschiff in einem Wasserbassin umher. Schleppapparate, Meßinstrumente geben genau an, wieviel Kraft dazu gehört, das Schiff vorwärts zu bewegen, welcher Wasserwiderstand überwunden werden muß und was der wichtigen Bestimmungen noch mehr sind. Die Resultate dieser Schleppversuche gehen für schweres Geld als Berichte an die Firma, die den Schiffsentwurf ausgearbeitet hat. Dann wird entschieden, ob man den Entwurf in den von den Ingenieuren berechneten Abmessungen und Konstruktionsformen zur Wirklichkeit werden läßt.

Und nun zu den Werkstätten. Lange Schienen und große Bleche sind auf den Lagerplätzen aufgestapelt, und wir können uns schon ein Bild davon machen, wie die Materialbestellung, wenn der Entwurf genehmigt ist, vor sich gehen muß. Der wichtigste Rohstofflieferant für die Werft ist das Hüttenwerk. Denn der Schiffbau ist heute vornehmlich Eisenschiffbau, nicht mehr Holzschiffbau, wie in früheren Zeiten.

Die Materialbeschaffung nimmt eine Analyse des ganzen Arbeitsauftrags vor, es wird genau überlegt, in welcher Menge und in welchen Dimensionen das Eisen für den Schiffbau notwendig ist.

Das Rohmaterial, Schienen und Bleche, wird zuerst in der Werkstatt einmal ausgerichtet. Die Schienen durchlaufen Richtbänke, die Platten gehen durch Walzen; denn das Hüttenwerk liefert das Material noch nicht so, daß es ungerichtet eingebaut werden könnte.

Die »Anreißer« gehen an die Arbeit, qualifizierte Arbeiter. Nach den Zeichnungen, nach den Angaben des Konstruktionsbureaus haben sie die Dimensionen, die Länge der Schienen, die Größe der Platten, die Bohrungen auf den Eisenstücken aufzuzeichnen und aufzukernen. Falsche Angaben vom Konstruktionsbureau, nachher ausgeführt vom Anreißer, verursachen unbrauchbare Arbeit, die Schienen und Platten werden falsch dimensioniert oder falsch gebohrt; ziemlich bedeutende Posten können dann in das Alteisenlager wandern.

Hebezeuge erfassen die von den Anreißern vorgezeichneten Schienen und Platten, um diese Roheisenstücke den Maschinen zuzuführen: Bohrmaschinen, Lochmaschinen. Ganze Abteilungen in den Werkstätten dienen ausschließlich dem Zweck, die Schienen zu bohren, die Platten zu lochen. Bei den Schienen arbeitet noch wirklich ein Bohrer, die Platten aber werden gestanzt. Hydraulische Pressen entwickeln ganz erstaunliche Kraftleistungen; ein Druck auf den Hebel, der Stempel der hydraulischen Presse drückt ein Loch in die Platte, der Arbeiter rückt die Platte ein wenig weiter; wieder ein Druck auf den Hebel, ein zweites Loch ist fertig. Und so bilden sich an den Rändern der Platten, die nachher als »Außenhaut« an den Rumpf kommen, richtige Borten, Löchermuster.

Fräsmaschinen fräsen die Kanten der Schienen ab, Befestigungswinkel werden an entsprechenden Maschinen gebogen. Im ganzen Saal ist es überhaupt ein ununterbrochenes Pressen und Ziehen, Richten und Lochen, Bohren und Biegen. Dazwischen immer die Hebezeuge. Sie schleppen unaufhörlich die schweren Eisenmassen hin und her, denn hier muß meist das Arbeitsstück zur Maschine kommen, und die Hebezeuge sollen Transportarbeiter ersparen. Die Hebezeuge sind selbst eiserne Lastträger.

Besonders interessant ist das Spantenbiegen. Die Spanten bilden das Gerippe des Körpers. Sie verlaufen kurvenförmig. Jeder Spanten hat seine besondere Linienführung. Deshalb mußte ja auf dem Schnürboden die Arbeit gemacht werden, für jeden einzelnen Spanten die Linienführung zu entwerfen und auszurechnen. Von den Spanten sind Schablonen gemacht, Holzschienen, welche die äußere Form der Eisenglieder wiedergeben, und nun werden diese Spanten warm gebogen: die Schienen kommen aus dem Wärmeofen, die Holzschablone wird auf dem Boden angelegt, jeder Spanten wird in die entsprechende Kurvenführung hineingezwungen, die er erhalten soll.

Wir statten den mechanischen Werkstätten einen kurzen Besuch ab. Die Berufsarbeiter, die hier als Dreher, Bohrer, Fräser, Hobler zu arbeiten haben, repräsentieren den neuen Typ des Industriearbeiters: es sind nicht mehr im alten Sinn des Wortes gelernte Arbeiter, und selbst wenn sie eine Handwerkslehre als zünftige Maschinenbauer durchgemacht haben, so mußten sie hier umlernen. Es sind Maschinenarbeiter, deshalb haben auch sie aus dem Reservoir der ungelernten Arbeitskräfte Konkurrenz bekommen. Denn die Funktionen, die hier in dieser Abteilung erfüllt werden müssen, verlangen keine handwerkliche Geschicklichkeit mehr vom Menschen, sondern fordern, daß der Mensch ein Maschinenglied wird. Er hat sich in seinen Bewegungen dem Rhythmus der Maschine einzufügen und anzuschmiegen. Die Arbeiter stehen hinter Drehbänken oder haben Fräsmaschinen, Hobelmaschinen, Bohrmaschinen zu bedienen, auf denen die Maschinenteile ihre weitere Formgebung erfahren. Der Rationalismus der industriellen Technik, das ökonomische Prinzip, die Arbeit so wirtschaftlich wie möglich fertigzustellen, hat folgende Arbeitsweise geschaffen:

Die Maschine ist konstruktiv derart ausgebildet, daß sie alle Arbeitsvorgänge, die der Maschinenbauer der alten Schule in der frühkapitalistischen Zeit durch seine Handgeschicklichkeit noch ausführen mußte, selbst übernimmt. Die Maschinen drehen, bohren, fräsen, hobeln selbsttätig. Den Kraftaufwand und die Arbeitsausführung hat die Maschine »aufgesaugt«. Aber nun muß die Maschine gelenkt und geleitet werden. Der ganze Arbeitsprozeß besteht also zunächst einmal in der reinen Maschinenarbeit, in den Arbeitszeiten, die die Maschine braucht, um ihre Bewegungen auszuführen. Der Arbeiter muß aber dazwischengreifen, manuelle Arbeitszeiten sind notwendig, der Arbeiter muß Werkstücke und Werkzeuge umspannen und auswechseln, das Eingreifen des Arbeiters in den gesamten Produktionsprozeß bedeutet Arbeitspausen, und deshalb wird der Arbeitsvorgang »verdichtet«. Die Arbeitsoperationen werden so zusammengelegt, daß nicht nur die Maschine mit der größten Geschwindigkeit läuft, sondern auch der Arbeiter so schnell wie möglich in das Bewegungsspiel der Maschine einzugreifen hat. Er muß immer an der Maschine beschäftigt sein, und wenn das

an einer Maschine nicht möglich ist, so bekommt er zwei, drei Maschinen zur Bedienung. Wir haben hier ein klassisches Beispiel der Intensifikation der Arbeit vor uns. Und das ist der Grund, weshalb, während wir vorübergehen, diese Arbeiter nicht aufsehen von ihrer Arbeit; sie werden vollständig in Anspruch genommen, bei dem Mehrmaschinensystem laufen sie sogar von einer Maschine zur anderen, um in immer gleicher Reihenfolge ganz bestimmte Handgriffe auszuführen. Diese Arbeiter sind selbst Maschinenglieder geworden.

Uns kommt der Einwurf in den Sinn, mit dem die Taylormänner die Einführung der »wissenschaftlichen Betriebsführung« so harmlos wie möglich hinzustellen versuchen. Es wird behauptet, daß die Ingenieure im Maschinenbau in der Ausbildung der Werkzeugmaschine einen Auffaugungsprozeß von Handgeschicklichkeit und Muskelarbeit durchgeführt haben. Der Arbeiter brauche sich heute an der Maschine nicht mehr körperlich zu quälen wie der Arbeiter inmitten der früheren primitiven Maschinenwirtschaft.

Generell ist eine solche Behauptung falsch. Ganz abgesehen davon ist die Maschine nicht geschaffen worden, dem Arbeiter seine Arbeit zu erleichtern, sondern um den Produktionsprozeß zu verbilligen. Und gerade dort, wo die Maschine zum Automaten geworden ist, wo sie in größerem Umfang Handarbeitsoperationen übernommen hat, zwingt sie den Arbeiter, in immer gleichen Bewegungen sich dem gesamten Arbeitsrhythmus einzugliedern. Es ist zutreffend, daß heute der Industriearbeiter eine Reihe schwerer körperlicher Funktionen der Maschine abgeben konnte, aber als Ersatz sind andere Momente neu hinzugekommen, die in dem früheren Arbeitsprozeß nicht in dem Umfang vorhanden gewesen sind: *der Arbeiter muß heute an der Maschine mehr an Nervenkraft leisten*, muß in seinen Bewegungen schneller sein, die Arbeitsakte werden immer mehr zusammengedrängt. Ohne Übertreibung können wir die Behauptung aufstellen, daß durch dieses Plus von Nervenkraft, selbst wenn ein Minus rein körperlicher Arbeit verbucht werden muß, der moderne Industriearbeiter heute schwerer zu arbeiten hat, schneller verbraucht wird als sein Berufsvorgänger in der frühkapitalistischen Zeit. Deshalb sind gerade diese Arbeiter Sorgenkinder für die Gewerkschaftsbewegung, der Abstoß der Verbrauchten, die Vierzigjahresgrenze macht sich hier am allerersten bemerkbar....

So entsteht in den einzelnen Werkstätten Glied auf Glied, und die Vorarbeit soll hier so sein, daß nachher auf den Hellingen und im Ausrüstungshafen das Zusammenfügen der Einzelteile zum fertigen Schiffsrumpf möglichst wenig Zeit erfordert. Das Zusammenbauen wird auch hier nicht zu einem Ausprobieren und Auspassen, sondern zu einem paßrechten Zusammenfügen.

Begeben wir uns nun zu der zweiten Abteilung, zu dem zweiten Stadium des Schiffes, zu den Hellingen. Da sehen wir, wie in schräger Linie für ein neues Schiff die Stapelplätze gelegt sind, die Kiellegung hat stattgefunden. Man hat durch Holzklötze in kurzen Abständen eine Unterlage geschaffen, auf die der Schiffskörper gelegt werden soll. Schiffszimmerleute haben diese verantwortungsvolle Arbeit auszuführen.

Dann beginnt das Zusammentragen der Einzelteile. Hurtig fahren kleine Dampfkräne hin und her. Die machen auf den Fremden einen sonderbaren Eindruck. Der Dampfkran läuft auf Eisenbahnschienen. Ein vierräderiger

Wagen, eine Art Lokomotive. Aber diese Lokomotive hat vorn ihre Traghebel und ihre Greiforgane. Vor dem Dampfkran geht ein Hilfsarbeiter, und auf dem Kran selbst steht auf einem Führerstand der Maschinist, der den Dampf in den Kolben hineinläßt. Zunächst setzt die Dampfkraft die ganze Traglokomotive in Bewegung. Auf den Schienen gleitet der Kran vorwärts. Dann kommt der Kran bis an die Werkstätten heran und nimmt gutwillig eine schwere Eisenplatte oder eine Schiene vom Boden auf. Die schleppt er mit seinen Greifern vor sich her und fährt damit hin zu den Hellingen. Die Last wird abgegeben und eingebaut. Ebenso geht der Transport der Schienen und Spanten durch solche Hebezeuge vor sich.

Aber nicht nur diese beweglichen Dampfkräne, sondern auch angebaute Kräne an den Seiten des Helgengerüstes schwenken, heben und lassen die ungeheuren Lasten in den Innenraum herein. Der Zusammenbau ist hier vorwiegend maschinenmäßige Transportarbeit. Deshalb mag jener Werftdirektor recht haben, der gelegentlich auf einer Versammlung der Schiffbautechnischen Gesellschaft die Leistungsfähigkeit der Hebezeuge als den Gradmesser für die Leistungsfähigkeit der Werft überhaupt bezeichnet hat.

Es genügt aber nicht, die Einzelteile zum Zusammenbau hineinzuheben, sondern die Schienen und Winkel, Spanten und Bleche müssen befestigt werden. Die Einzelglieder werden zusammengenietet.

Wir machen bei dieser Gelegenheit die Bekanntschaft mit der Arbeitsweise der Nieter. Diese Berufsgruppe hat ja dem Gewerkschaftsmann schon manche Sorgenstunde bereitet. Die Nieter sind gewerkschaftlich ein Menschenmaterial, das man vergleichen kann mit den Formern in der Metallindustrie. Die Leute gehen los wie Blücher, halten zu ihrer Organisation, halten auch einen Lohnkampf meist mit zäher Entschiedenheit durch. Aber sie sind doch auch oft schwer genug zurückzuholen. Nicht zufällig haben die Nieter auf den Werften die Veranlassung gegeben, die Frage zwischen Massen und Führer im Gewerkschaftsleben zu diskutieren. Die Nieter bilden als Arbeitsglieder oft genug die »empfindliche Stelle« im Betrieb. Wenn die Nieter streiken, stockt der ganze Herstellungsprozeß, da diese Arbeitskräfte nicht immer ohne weiteres durch Streikbrecher ersetzt werden können.

Man unterscheidet Handnieter und Maschinennieter. Die Nieter arbeiten kolonnenweise. Bei den Handnietern sind es vier Mann. Ein jugendlicher Arbeiter ist der »Nietenwärmer«, der mit seiner Feldschmiede immer mit der Kolonne weitergeht. Der Nietenwärmer legt die Nieten in das Feuer der Feldschmiede und reicht die dunkelrot warmen Bolzen dem ersten Arbeiter zu. Dieser steckt mit einer Zange den Niet in das Nietloch; mit einem schweren Eisen hat dann der »Gegenhalter« den Niet hindurchzuhalten; auf der anderen Seite aber schlägt der »Vormann« mit seinem Helfer den Niet zu einem Nietkopf breit. Der Eisenbolzen erkaltet und bildet dann die Befestigung.

Bei den Maschinennietern führt das eigentliche Nieten, das Breitschlagen des Schaftes zu einem Nietkopf, die Maschine aus.

Wir lernen das pneumatische Betriebssystem kennen. Der pneumatische Hammer ist ein Luftdruckhammer; die Luft wird in Luftpumpen zusammengepreßt und durch Schläuche den Lufthämmern zugeführt. Der Luftdruck schlägt in einem Hammergestell, einer Art Pistole, einen Kolben auf und

nieder. Dieser Kolben führt die Hammerarbeit aus. Eine Kolonne Luftnieter besteht meist aus drei Mann, dem Nietwärmer, dem Gegenhalter und dem Vormann.

Auch hier reicht der Nietwärmer den rotwarmen Niet zu, der Gegenhalter drückt den Niet durch und der Nieter selbst schlägt mit seiner Luftpistole auf der anderen Seite das freie Schaftende zu einem Nietkopf aus. Die Luftnietung, das heißt das Nieten durch Luftdruck soll nach den Angaben, die uns gemacht wurden, den Vorzug der Schnelligkeit haben, aber nicht immer soll das Nieten mit Drucklufthämmern die Qualität der Handnietung erreichen. Wir müssen die Beurteilung dieser Fachfrage natürlich den Fachleuten selbst überlassen.

An allen Ecken und auf allen Seiten des Schiffsrumpfes sehen wir die Nieter an der Arbeit. Das ist ein fortwährendes Knattern. In Bremerhaven zum Beispiel liegen die Werften so im Zentrum der Stadt, daß die anliegenden Straßen den ganzen Tag erfüllt sind von diesem eigentümlichen Geräusch der Niethämmer, dem Schlagen und Pochen der Handhämmer. Die Werft wird zu einem unangenehmen Nachbar.

Wenn nun endlich der Schiffskörper im Rohbau fertig ist, wenn alle Spanten und Schienen, Platten und Winkel gelegt und genietet sind (man hat uns erzählt, daß auf großen Schiffen manchmal eine halbe Million Nietungen notwendig wurden), ist das erste Baustadium vollendet. Der Stapellauf erfolgt, das Schiff wird in das Wasser gesetzt.

Gelegentlich liest man in der Zeitung von dieser Feierlichkeit, wenn ein Kriegsschiff oder ein großer Passagierdampfer getauft wird. Denn der Stapellauf ist immer verbunden mit dem feierlichen Akt der Taufe. Das Schiff bekommt einen Namen. Irgendeine hohe Persönlichkeit steht auf der »Taufkanzel« und hält eine Rede; nach altem Seemannsbrauch wird eine Weinflasche von der Taufkanzel an den Außenteil des Rumpfes herangeworfen, die Befestigung wird gelöst, die Balken werden hinweggezogen, der Schiffskörper wird frei und gleitet hinein in das Wasser.

Aber im allgemeinen ist das für den Werftbetrieb zu einem alltäglichen Ereignis geworden. Denn selbst nach erfolgtem Stapellauf ist ja das Schiff noch nicht fertig. Es wird erst in den Ausrüstungshafen hineingeschleppt. Die Fertigstellung erfolgt, die Maschinen werden eingebaut, die Steuer- und Kommandoapparate montiert, die Aufenthaltsräume für die Mannschaft und bei Passagierdampfern die Passagierkajüten werden eingerichtet. Je nach dem Zweck des Schiffes sind natürlich auch die Ausrüstungsarbeiten verschieden, aber charakteristisch auch für diesen Zweig der Fertigstellung ist die maschinelle Transportarbeit: die Sehenswürdigkeit im Ausrüstungshafen ist meist der Ausrüstungskran. Ein riesiges Bauwerk, das häufig genug den größten Kirchturm der Stadt überragt. Der Ausrüstungskran hat die Aufgabe, möglichst fertige Maschinen, Kommandobrücken, Schornsteine und sonstige schwere Gegenstände hineinzuheben. Denn nicht im engen Schiffsraum, sondern in der Werkstatt will man die Teile weitgehendst zusammenbauen, und auch hier zeigt sich die Leistungsfähigkeit einer Schiffswerft an den technischen Hilfsmitteln, die den Produktionsprozeß beschleunigen.

Auch ein Schiff im Ausrüstungshafen zeigt ein überaus reges Leben. Handelt es sich nun gar um einen modernen Passagierdampfer, so sind fast

alle Berufe vertreten. Nicht nur die Maschinenbauer haben ihre Maschinen einzubauen, sondern auch die Tischler stellen die Kabinen zusammen, die Elektrotechniker montieren ihre Kommandoapparate, bauen Telephon- und Telegraphenapparate ein, die Maler, die Tapezierer verschönern die Aufenthaltsräume der Passagiere erster und zweiter Klasse, und das Kunstgewerbe hat ja gerade hier auf den Luxusdampfern manche neue Aufgaben erfüllen müssen.

* * *

Die Besichtigung der Werft hat uns gezeigt, daß die heutige Schiffbauanstalt ein moderner Großbetrieb mit einem sorgfältig durchgegliederten Arbeitsplan und einer hochentwickelten Maschinenwirtschaft geworden ist. Aus dem alten handwerklichen Schaffen zu der Zeit, als der Schiffbau noch Holzschiffbau war, ist heute eine Großindustrie geworden. Und auch hier können wir lernen, wie die Entwicklung zur Großindustrie alte Berufsschicksale zerschlagen und den neuen einheitlichen Beruf des kapitalistischen Lohnarbeiters geschmiedet hat.

Die Arbeit des Schiffszimmermanns der alten Zeit war ungeheuer abwechslungsreich; mit Ausnahme der Konstruktion und gewisser Ausrüstungsarbeiten, wie der Takelei, war eigentlich alles von ihm zu erledigen, was beim Bau eines hölzernen Seglers überhaupt in Frage kam. »Er machte die Schnürbodenarbeiten oder schnitt die Bauhölzer zu, richtete die Helling zum Bau, legte die Stapelklötze, stellte die Gerüste um das Schiff herum, transportierte die Bauteile auf den Schultern — einzeln oder mit seinen Genossen — oder auf handgezogenen Karren aufs Schiff, gelegentlich nur unter Zuhilfenahme einfacher, ungefüger Flaschenzüge — Taljen nennt sie der Seemann und Schiffbauer. Er fügte die Bauteile zusammen und schmiedete die dazu erforderlichen Bolzen, Nägel und Beschläge selbst. Auch die primitive Wohnungseinrichtung entstammte zum großen Teil seiner Werkstatt, die eingebauten Schlafkojen, Tische und Bänke, ebenso die Masten und Rundhölzer. Selbst die Schiffspumpen wurden im ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts noch aus gehöhlten Baumstämmen gefertigt. Nur die Besegelung mußte der Zimmermann dem Segelmacher und dem Takler überlassen.«

Die damalige Arbeitsweise hat also eine gewisse Vielseitigkeit des schiffbaulichen Berufsarbeiters verlangt. Der mußte eine mehrjährige Lehrzeit durchgemacht und eine lange praktische Erfahrung gesammelt haben. Von seiner Tüchtigkeit hing viel ab. Das Baumaterial konnte ja nicht genau nach Bestellung geliefert werden wie heute die Bleche und Profilstahlsorten, sondern die »Eichenkrummhölzer wuchsen, wie es ihnen paßte, und der Zimmermann mußte sich nach ihnen richten. Er mußte für jeden einzelnen Bauteil, den Kiel, die Sterne, die einzelnen Spanten, die Balkenknie mit kundigem Auge die bestgeeigneten Stücke aus dem Holzlager heraussuchen, so daß das Holz möglichst immer in der natürlich gewachsenen Form verwendet wurde, um dann die verschiedenen Teile in der von ihm als besten erkannten Weise künstlich zusammenzufügen.« [1]

[1] Dr. Neumann, Die deutsche Schiffbauindustrie. Technisch-volkswirtschaftliche Monographien. Herausgegeben von Professor Dr. Sinzheimer. Leipzig, Verlag Klinkhardt. Eine vorzügliche Arbeit, die dem Gewerkschaftsmann an der Wasserkante zu empfehlen ist.

Der Arbeitsprozeß heute in der modernen Werft hat eine ganze Anzahl anderer und neuer Berufskategorien hervorgebracht. Ich schlage einen Tarifvertrag auf, der zwischen dem Metallarbeiterverband und der Werft Tecklenborg in Bremerhaven abgeschlossen wird. Aus diesem Schriftsatz ist ersichtlich, daß auf der genannten Werft folgende Berufe in Frage kommen:

Schiffbauer, Nieter-Schirrmeister, Nieter-Helfer, Schmiede-Schirrmeister, Hitzmacher und Zuschläger, Winkelschmiede-Schirrmeister, Winkelschmiede-Hitzmacher und -Zuschläger, Bohrer, Stemmer und Kreuzer, Schiffbau-Helfer, Maschinenbauer und Dreher, Schlosser, Kesselschmiede, Tischler, Modelltischler, Maler, Anstreicher, Platzarbeiter, Elektriker, Klempner und Mechaniker, Schiffszimmerer, Kupferschmiede, Former, Kernmacher, Putzer, Maschinenwärter, Heizer usw.

Diese Berufe beschränken sich nur auf das Agitationsgebiet des Metallarbeiterverbandes, in Wirklichkeit sind noch eine ganze Reihe anderer Verbände daran beteiligt. Hier auf der Werft wird uns die Notwendigkeit sehr prägnant demonstriert, aus den reinen Berufsverbänden zum Industrieverband überzugehen. Heute liegt die Situation so, daß bei großen Bewegungen die Werftarbeiterkommission als Verhandlungskörper sich zusammensetzt aus den Vertretern des Metallarbeiterverbandes, der Kupferschmiede, der Maschinisten, der Holzarbeiter, der Maler, der Transportarbeiter usw. Der einheitlich zusammengesetzten Vertretung von Werftdirektoren sitzt eine Arbeitervertretung gegenüber, die nicht die gleiche Aktionsfähigkeit besitzt. Die verschiedenen Verbände haben verschiedene Unterstützungseinrichtungen und Streikreglements. Eine Menge Instanzen von draußen reden in die Verhandlungen mit hinein, und deshalb ist das letzte Wort über die zweckmäßigste Zusammensetzung des Verhandlungskörpers der Werftarbeiterkommission nicht gesprochen.

Auch sonst zeigt der moderne Gewerkschaftskampf hier seine besonderen Komplikationen, nicht zufällig haben sich gerade hier ernste Konflikte zwischen Massen und Führern ausgebildet. Das liegt an der Eigenart des Betriebs, an dem technischen und betriebsorganisatorischen Reifegrad der Werft als Unternehmungsform, an der Tatsache, daß eine beruflich vielgegliederte Arbeiterschaft hier zusammengefaßt wird. Auch hier bildet sich eine gewerkschaftliche Kriegskunst heraus, und viel Bildungsarbeit muß noch geleistet werden, um mit dem Werftkapital erfolgreiche Kämpfe führen zu können.

Literarische Rundschau.

Heinrich Heines Briefwechsel. Herausgegeben von Friedrich Hirth. Erster Band. München und Berlin 1914, Georg Müller.

»Seit 71 Jahren«, schreibt der Herausgeber dieses Werkes, Professor Hirth, »gelangen Briefe Heinrich Heines an die Öffentlichkeit, wird ihr Inhalt der ausschließlichen Kenntnis der Adressaten, an die sie unmittelbar gerichtet sind, entzogen und einem weiteren Leserkreis durch Abdrücke vermittelt; seit 71 Jahren treten aber die meisten von ihnen verstümmelt, verderbt und entwertet durch willkürliche Eingriffe in das Gefüge ihres Baues vor das große Publikum.« In der Tat gab es bislang keine Ausgabe Heinescher Briefe, die weitergehenden Ansprüchen genügte. Das lag weniger an der Schuld der Herausgeber als an der Tatsache, daß die Urtexte der Briefe meist nicht zugänglich waren, und daß namentlich die Schreiben des Dichters an seine Familie durch die hochnotpeinliche Zensur eben dieser Familie nur schlimm entstellt an die Öffentlichkeit kamen. So ist es ein Verdienst Friedrich

Hirths, mit dem Sammlerfleiß der Biene die einwandfreien Texte der Heinebriefe zusammengetragen zu haben und sie sorgsam gesichtet herauszugeben, und wenn auch der erste Band, der bis zum Jahre 1831 reicht, nicht übermäßig viel Neues zur Erkenntnis von Heines Leben und Wirken beibringt, so wird der zweite Band ohne Zweifel desto reichere Ausbeute enthalten.

Aber Friedrich Hirth schmälert sein großes Verdienst wieder durch die Einleitung, in der er Heines dichterische Erscheinung von einem unglaublich subalternen Standpunkt aus betrachtet. Für ihn war der Dichter — wie tönt das Nachtwächterhorn der Moral und guten Sitte! — »eine leider sehr ungezügelte Natur, der nur selten in seinem Leben ein guter weiblicher Genius Einhalt gebot« und die, weil sie nie bei edlen Frauen anfragte, was sich zieme, sich zu »unbegreiflichen literarischen Exzessen verleiten« ließ. In Mathilde sieht Hirth einen solchen guten weiblichen Genius nicht, aber wenn sie auch nur ein leichtherziges, »süßes, dickes Kind« war, so hing doch des Dichters ganzes Herz an ihr, und es ist das schiefe Urteil eines schulmeisternden Spießbürgers, wenn Hirth über Heines Briefe an Mathilde sagt: »Sie sind weder von einem tiefen, noch von einem reinen Gefühl eingegeben, das Herz hat sie niemals diktiert, sondern nur die süße Not der Sinne.«

Aber mag all das eben noch so hingehen, ganz schlimm wird es, wo Hirth auf Heines politische »Irr- und Abwege« zu sprechen kommt. Nicht der Schimmer einer Ahnung davon, daß sich in dem Gegensatz Heines zu Goethe der Gegensatz zweier Zeiten, zweier Generationen und zweier sozialer Ordnungen verkörperte, nein! zu den Angriffen auf Goethe trieb Heine nur der Neid! Hirth leistet sich sogar die kühne Behauptung, »daß sich Heines Entwicklung völlig anders gestaltet hätte, wenn ihm Goethe oder Uhland oder Tieck freundlich begegnet wären«. So aber fiel Heine unter die Räuber, und gerade weil »er in seinen politischen Anschauungen niemals feste Grundsätze hatte«, drängten ihn die Radikalen immer weiter nach links: er »ordnete sein Denken dem der Demagogen unter und schrieb ihnen zu Gefallen das Wintermärchen«. Und das ist jammerschade, denn hätte Heine zeitlebens nur die sanfte Flöte gespielt und nur die Kleine, die Feine, die Reine, die Eine besungen, so stände er noch heute als lyrischer Zuckerbäcker bei dem sattgegessenen Bruchteil des deutschen Volkes hoch in Ansehen. Daß er statt dessen Schwerter und Dolche dichtete, daß er statt dessen nicht nur die Harfe schlug, sondern auch den Bogen spannte, daß er statt dessen als ein guter Tambour der Revolution trommelnd voranmarschierte, das ist Leutchen wie Professor Hirth sehr zum Herzeleid.

Doch man wird Herrn Hirth milder beurteilen, wenn man sich vor Augen führt, daß er nur die Stimmung eines großen Teiles der Bourgeoisie getreulich widerspiegelt. Als vor kurzem in Frankfurt Heine ein Denkstein gesetzt wurde, betonte man ängstlich, die Ehrung gelte nur dem lyrischen Dichter, beileibe nicht dem politischen Kämpfer, beileibe nicht dem sozialen Revolutionär. Aber es ist wohl ebenso ehrend für den wahren Heine wie kennzeichnend für diese Bourgeoisie, daß er ihr nur mehr in kastrierter Gestalt etwas zu sagen vermag. Hermann Wendel.

Briefkasten. J. H. Der von uns veröffentlichte Artikel Joniaks in Nr. 26 vom 27. März 1914 über das »Wuchersystem der Abzahlungsgeschäfte« erklärte keineswegs jedes Abzahlungsgeschäft für ein Wuchergeschäft, er wendete sich nur gegen das bestehende Abzahlungsgesetz und erörtert die Mißstände, die sein Mißbrauch durch »gewissenlose Halsabschneider« mit sich bringt. An der Abstellung dieser Mißstände und der Beseitigung einer skrupellosen Konkurrenz haben die Besitzer reeller Abzahlungsgeschäfte nicht minder ein Interesse als diejenigen, die gezwungen sind, solche Geschäfte zu benutzen. Als Material zur Verbesserung des Gesetzes vom 16. Mai 1894 erscheint uns der Artikel Joniaks sehr nützlich, und zu diesem Zwecke veröffentlichten wir ihn. Die Redaktion.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 13 Ausgegeben am 26. Juni 1914 32. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Die edlen und erlauchten Herren.

Berlin, 20. Juni 1914.

hw. Vier Wochen nach den Reichstagsmitgliedern sind auch die edlen und erlauchten Herren der preußischen Dreiklassenwahlschande in die Ferien gegangen. Seit sich in dem stagnierenden Gewässer dieses Scheinparlaments ein paar muntere sozialdemokratische Hechte tummeln, steht der preußische Landtag schier mehr im Brennpunkt der öffentlichen Aufmerksamkeit als der deutsche Reichstag, denn unverhüllter und unmittelbarer als am Königsplatz stoßen in der Albrechtstraße die großen Gegensätze der Zeit aufeinander: die Mannen Heydebrands machen hier, im trotzigen Bewußtsein ihrer schlechthin herrschenden Stellung, von der gottgesegneten Gabe der Frechheit weit reichlicheren Gebrauch als das stets dünner werdende Fähnlein hinter Westarp im Reichstag, die Nationalliberalen sind hier weit unbedingtere Helfershelfer der trübsten Reaktion, und auch das Zentrum kann, fern von der gefährlichen Schußlinie des allgemeinen und gleichen Wahlrechts, seinen reaktionären Trieben viel ungehemmter die Zügel schießen lassen als im Reichsparlament — was Wunder, daß auch unsere Genossen öfter in die Lage kommen, auf grobe Klötze die geziemenden groben Keile zu setzen! Rein aus dem Gesichtswinkel eines unbekümmerten Kämpfertemperaments betrachtet, ist es sicher viel erfrischender, in der preußischen Landstube gegen die geschlossenen Heerhaufen der Rückwärtserei eine gute Klinge zu schlagen, als mit einer Rückendeckung von hundertzehn Mann im deutschen Reichstag die Sache der arbeitenden Klasse zu führen. Aber was erfolgreiche Arbeit angeht, war der Landtag in den verflossenen Monden noch lässiger und unfruchtbarer als der Reichstag, und zwar ist kein Grund zum Staunen, daß die Erwählten des Dreiklassenwahlsystems mit leeren Händen, wie sie gekommen, vor das Volk treten: wer wird vom Dornbusch Feigen erwarten!

Es ist ja, ganz abgesehen von den lähmenden Wirkungen eines fluchwürdigen Wahlunrechts, ein Kreuz mit den Sonderparlamenten der Bundesstaaten. In dem gepriesenen zwanzigsten Jahrhundert, da alle Segel der kapitalistischen Entwicklung geschwellt sind, leiden wir alle noch schwer an unserer geschichtlichen Vergangenheit, und die politischen Sünden der Väter werden an den Kindern heimgesucht bis über das dritte und vierte Glied hinaus. Wenn sich Börne über den »Lakaiencharakter der Deutschen« die Haare zerraufte, so meinte er wohl, in der Vorzeit sei das Volk in Asien eine Art Pariakaste gewesen, die ihre Pariagesinnung mit in die neue Heimat geschleppt habe. Aber in Wahrheit ist dieser »Lakaiencharakter«, der in Form

widerlicher byzantinischer Heuchelei angesichts der beim Kaiserhoch im Reichstag sitzenbleibenden Sozialdemokraten wieder einmal seine Triumphe feierte, ein Erbteil aus der Zeit ödester Kleinstaaterei. In einer Epoche, in der Frankreich und England sich zu straffen und geschlossenen Einheitsstaaten zusammenfügten, machte die Entwicklung Deutschland zum Mistbeet des Gottesgnadentums: zu Hunderten schossen die winzigen souveränen Serenissimi ins Kraut, und in den abgelegensten Winkeln unseres Vaterlandes noch schlug irgendein Zaunkönig seine Hofhaltung auf. Diese zahllosen Liliputresidenzen in Kleinstädten, in denen Schuster und Schneider, Bäcker und Krämer sich vom Hofe abhängig fühlten, haben das Blut des deutschen Bürgertums rettungslos verdorben und ihm jenen Lakaiencharakter anerzogen, der schon vor dem Dreimaster eines betreßten Schloßpförtners katzbuckelt und schweifwedelt. Als dann in den Tagen der französischen Revolution Napoleon bei dem großen Aufwaschen Hunderte und Hunderte dieser lächerlichen Staatsspielschachteln mit brutalem Schwamm von der deutschen Länderkarte wischte, ward es eher schlimmer als besser. Das Staatsgerümpel im Rahmen des Heiligen Römischen Reichs wäre unter der Last seines eigenen Moders über kurz oder lang doch zusammengebrochen, aber was im Zeichen des Rheinbundes an halbwegs größeren Staaten zurechtgehämmert wurde, war lebenskräftiger und hatte längeren Bestand: sie dauern noch heute, und wie diese Zerstückelung Deutschlands in einzelne politische Parzellen ein Hindernis der bürgerlichen Revolution von 1848 war, so ist sie auch ein Hemmnis der sozialen Revolution der Gegenwart. In Paris gab es im Februar jenes Jahres einen konzentrierten Sturmlauf gegen den Thron des Bürgerkönigs und pardauz! lag das mißliebige Regime zerschmettert am Boden. In Deutschland gab es keine deutsche Revolution, sondern neben- und nacheinander eine preußische, eine bayerische, eine sächsische, eine badische Revolution bis zu dem Revolutiönchen in Schleiz-Ebersdorf-Lobenstein, wo die Bauern die Republik heischten mit dem Fürsten an der Spitze: kläglich wurde derart die einheitliche Stoßkraft der Revolution verzettelt. So bilden auch heute die Bundesstaaten Stauwehre der sozialen Revolution. Das englische Parlament, die französische Kammer, das sind Fechtböden, auf denen sich die Klassen eines ganzen Landes in Wehr und Waffen entgegentreten, aber in Deutschland wimmelt es von soviel parlamentarischen Versammlungen wie von Potentaten, und während in entwickelteren Ländern die Arbeiterklasse drauf und dran ist, mit Hilfe des allgemeinen, gleichen Wahlrechts die politische und soziale Welt aus den Angeln zu heben, müssen wir ein gut Stück unserer Kraft vergeuden, um erst dem freien Wahlrecht in Preußen die Bahn zu brechen.

Freilich, Preußen ist viel, Preußen ist der Hemmschuh allen Fortschritts für Deutschland, und wenn das Dreiklassenwahlsystem einmal fällt, dann purzelt verschiedenes andere nach. Der Rundschauer der »Kreuzzeitung«, Ludwig v. Gerlach, hatte schon Anno 48 den rechten Animus, als er sorgenvoll schrieb: »Ist es einmal Recht, daß der Prinz von Preußen seine politische Macht mit seinen eigenen Lakaien und Stallknechten und mit dem Auswurf

von Berlin nach der Kopfzahl teilt, so ist es noch viel mehr Recht, daß der Tagelöhner Gänseweide und ein Stück des Rittergutes oder der Domäne bekommt, daß der Arbeiter gleichen Anteil am Gewinn mit dem Fabrikbesitzer hat, und daß der Schuldner seinem Gläubiger die Tür weist, der ihm Zinsen oder wohl gar Kapital abfordert, unter dem jesuitischen Vorwand, daß er ihm Geld geliehen habe.« Ganz sicher, wenn die herrschende Sippe nicht mehr, geschützt durch die dreifachen Wälle des preußischen Wahlsystems, aus gefüllten Kompottschüsseln schmausen kann, dann ist das Allerheiligste, das »Portemonnaie der Besitzenden«, in ernstlicher Gefahr, und wie hinter der geifernden Aufforderung der Junker, die Sozialdemokratie niederzutrampeln, die Angst um die neue Gestaltung der überagrarischen Handelsverträge steht, so ist der Haß gegen das gleiche Wahlrecht in erster Reihe die Furcht der gefüllten Geldbeutel vor gerechten Steuergesetzen. Durch ein demokratisches Wahlrecht, so haben aufrichtige Junker des Pudels Kern herausgeschält, soll den Massen nicht das »Portemonnaie der Besitzenden« ausgeliefert werden! Aber gleichwohl ist die Niederlegung des Dreiklassenwahlsystems erst das Vorspiel zu dem eigentlichen Entscheidungskampf: wenn im preußischen Landtag die Junker und Junkergenossen dezimiert sind und die Massen des Volkes ihren Einfluß in die Wagschale werfen können, sind die Junker und Junkergenossen noch lange nicht aus den Stammsitzen ihrer Macht ausgeräuchert. Denn die wahre Macht dieser verbissenen Volksfeinde wurzelt nicht in ihrer Fraktionsstärke im Dreiklassenparlament, sondern in der Verjunkerung der Regierung, der Verwaltung und der Armee. Solange die Köckeritz und Itzenplitz noch in den Ministerien herrschen, solange sie den Nachwuchs der Regierungsbureaukratie liefern, solange sie die Maschinengewehre kommandieren, so lange ist auch die Macht der ostelbischen Junker ungebrochen, und verhängnisvoller Irrtum wäre der Glaube, auf den Trümmern der preußischen Wahlrechtsbastille könnte ein befreites Volk den Jubelreigen tanzen. Wenn diese Bastille eingeebnet ist, dann vielmehr ist erst der Platz geschaffen, auf denen unversöhnliche Gegner den Kampf bis zum letzten Atemzug beginnen werden.

Aber für ein Vorspiel zum entscheidenden Ringen dauert der Kampf ums preußische Wahlrecht den Massen schon viel zu lange. Ein gutes Zeichen ist es, wenn ihnen die politische Ungeduld so in den Adern fiebert, daß sie danach brennen, so bald wie möglich die schärfste Waffe anzuwenden: den Massenstreik. Nur Sonderlinge in der Partei sind sich wohl heute noch im unklaren darüber, daß der Massenstreik das Schwert ist, den gordischen Knoten der preußischen Wahlrechtsfrage zu durchhauen, aber im Ernste glaubt wohl auch niemand daran, daß die Sozialdemokratie sich für einen bestimmten Zeitpunkt auf den Massenstreik festlegen kann oder daß die ablehnende Handbewegung eines neuen preußischen Polizeiministers jene Änderung der politischen Lage ist, die uns als Voraussetzung eines aussichtsreichen Massenstreiks erscheinen will. Noch alle Beispiele haben gelehrt, daß der Massenstreik zu seinem Gelingen einer unwiderstehlichen Wucht bedarf, die wie ein alles vor sich niederreißender Strom aus den Massen hervor-

bricht: in einem solchen großen Augenblick spülen die Wellen auch alle Bremsklötze hinweg, von denen Zweifler zu Unrecht annehmen, daß sie einer wirklichen Massenbewegung überhaupt in den Weg gelegt werden könnten. Auf der anderen Seite ist es sicher, daß ein Massenstreik, zur Unzeit unternommen, mit dem Zeichen des Mißlingens an der Stirne, niemand so zupaß käme wie den Reaktionären, die das Knattern der Maschinengewehre als die ihrem Ohre angenehmste Musik ersehnen. Machen Sie doch einmal Ernst mit Ihrer Revolution! rief vor einem halben Jahre der Junker Heydebrand den Sozialdemokraten im preußischen Dreiklassenparlament zu, und es war der verärgerte Stoßseufzer eines erfolglosen Politikers, dessen Räder stillstehen und der darauf harrt, daß ihm die Gegner Wasser auf die Mühle liefern. Aber sozialistische Arbeiter sind nicht so dumm, ihren grimmsten Gegnern den schönsten Gefallen zu tun, und sie wissen auch ganz genau, daß eine Revolution, von der der Massenstreik ein gut Stück ist, nicht »gemacht« werden kann, sondern wie ein Naturereignis plötzlich da ist.

Aber die Vorbedingungen für dieses Naturereignis sind gegeben: der kecke Übermut, mit dem die herrschende Sippe des Volkes gerechte Forderungen in den Wind schlägt, und der finstere Unmut, mit dem die Massen ob des Treibens der edlen und erlauchten Herren die Fäuste ballen. Nur ein geringes bedarf es, daß sich die Massen aufraffen, um diese edlen und erlauchten Herren zum Teufel zu jagen, zur Tat entschlossen und den zähen Willen ganz auf das eine Ziel gerichtet wie jener Sultan Soliman in Theodor Körners Stück, der mit des Lebens letztem Hauch noch hervorstößt: Sturm will ich! Sturm!

Der Briefwechsel zwischen Marx und Engels.

Beiträge zu ihrer Biographie von N. Rjasanoff.

I.

So naturnotwendig der historische Prozeß ist, so wenig die Menschen, die immer in einem bestimmten Gruppen- oder Klassengewand auftreten, diesen Prozeß aus freien Stücken ändern oder lenken können, er bleibt immer ein Prozeß der Menschen selbst und wird von den sogenannten historischen Persönlichkeiten in bestimmter Weise beeinflußt.

Man kann zwar von dieser historischen Bestimmtheit absehen, man kann sagen — und rein theoretisch mag es richtig sein —, daß dieser historische Prozeß, daß dieser oder jener Abschnitt in ihm, diese oder jene Wandlung im Leben der Völker auch ohne Zutun dieser oder jener historischen Persönlichkeit sich vollzogen hätte, oder, wie man es anders ausdrückt, daß, wären nicht als Vollstrecker dieses Prozesses die Persönlichkeiten A. oder B. aufgetreten, sich C. oder D. gefunden hätten, die dasselbe verrichten. Es steht aber doch trotzdem fest, daß der gegebene historische Prozeß in seiner ganzen Eigenartigkeit so, wie er schon in einem Komplex gegebener, geschehener Verhältnisse und Ereignisse da ist, nur dann von uns vollständig erfaßt und erklärt werden kann, wenn wir imstande sind, auch seine persönlichen Faktoren richtig zu erfassen. Das heißt, wir müssen das Wirken der

Menschen begreifen und aus ihrem Milieu, dem allgemein historischen wie dem individuellen erklären, die in dieser bestimmten Epoche als aktive Agenten tätig waren, unter Verhältnissen, die sie zwar unabhängig von ihrem Willen vorfanden, die sie aber in bestimmter Weise begriffen und bewußt in einer bestimmten Richtung änderten.

So wenig die materialistische Geschichtsauffassung, im Unterschied von der sogenannten Kulturgeschichte, die Bedeutung der großen politischen Wendepunkte im nationalen und internationalen Leben unterschätzt, so wenig unterschätzt sie auch die Bedeutung der historischen Persönlichkeiten. Kann eine starke, hervorragende Individualität nicht die Richtung der gesellschaftlichen Entwicklung ändern, kann sie auch nur in beschränktem Maße die Art und Weise, wie diese vor sich geht, bestimmen, so kann sie doch die historische Entwicklung dadurch beeinflussen, daß sie ihr das Gepräge ihrer Individualität aufdrückt, daß das »Bewußtsein«, in dem sich das »Sein« einer bestimmten Epoche widerspiegelt oder äußert, von ihr, obwohl auch unter historisch bestimmten, vorgefundenen Bedingungen, selbständig in jener ideologischen Form geschaffen wird.

Zwar sind auch für die Verwirklichung dieser Ideen, für ihre Umsetzung in die Tat, für ihre Verbreitung in einem bestimmten gesellschaftlichen Milieu eine Reihe von Faktoren notwendig, die nicht vom Willen dieser Persönlichkeiten abhängen und die erst aus diesen Ideen schaffende Kräfte machen, es unterliegt aber keinem Zweifel, daß diese historischen Persönlichkeiten eben durch ihre Ideen noch spätere Generationen beeinflussen.

Schon von diesem Standpunkt aus behält auch für die materialistische Geschichtsauffassung das biographische Element seine große Bedeutung nicht nur als Anzeiger großer historischer Wandlungen. Und es ist eine der interessantesten Erscheinungen in der Weltgeschichte, daß diese »schaffende« Kraft der Ideen, diese entscheidende Rolle historischer Persönlichkeiten sich noch nie so vollständig entfaltet hat wie im Leben der zwei Begründer der materialistischen Geschichtsauffassung, die angeblich die Rolle des »subjektiven« Elementes in der Weltgeschichte durchaus ableugnet. Niemand hat so stark die kolossalste Massenbewegung, die die Weltgeschichte kennt — die internationale Arbeiterbewegung —, beeinflußt wie Marx und Engels, niemand hat im entferntesten Maße das Bewußtsein einiger Generationen in verschiedensten Ländern mit seinen Ideen so stark befruchtet wie diese beiden großen, so oft nach ihrem Tode wiederholt totgeschlagenen und immer zu neuem Leben auferstehenden Denker.

Zu den wichtigsten und verlockendsten Aufgaben der modernen Geschichtschreibung gehört in diesem Sinne eine wissenschaftliche Biographie von Marx und Engels, die uns ihre ganze Wirksamkeit, sowohl die theoretische als die praktische, in erschöpfender Weise darstellte, die uns ihre Persönlichkeiten erklärt sowohl aus ihren persönlichen Anlagen wie aus den Einwirkungen ihres historischen Milieus — in seinen verschiedensten Stufen von der unmittelbarsten bis zu der weltgeschichtlichen —; die uns die Entwicklung ihrer Weltanschauung in allen ihren Phasen schildert, die zugleich die herrschende Theorie der internationalen Sozialdemokratie geworden ist.

Bis zur letzten Zeit aber fehlten zwei Hauptbedingungen für ein solches Werk: erstens eine wissenschaftliche Ausgabe aller Werke von Marx und Engels, zweitens eine Ausgabe ihres gesamten Briefwechsels.

Liegt die Bedeutung von Marx und Engels in ihrer Weltanschauung, in der Summe der Ideen, die sie in den historischen Prozeß hineingeschleudert haben, so kann man die Entstehung und die Ausbildung dieser Weltanschauung nur dann genau verfolgen, wenn wir vor uns das Gesamtbild ihrer intellektuellen Tätigkeit haben, nicht nur alle Bausteine des gewaltigen Marxschen Werkes, sondern auch alle Früchte der wissenschaftlichen, politischen und organisatorischen Tagesarbeit, die Hand in Hand mit der intensivsten theoretischen Arbeit ging.

Es ist zwar in dem letzten Jahrzehnt sehr vieles in dieser Richtung getan worden. Mehrings Ausgabe des literarischen Nachlasses von Marx und Engels warf neues Licht auf die Zeit vor 1850. Wieviel aber noch in dieser Hinsicht zu tun bleibt, auch wenn wir in dem chronologischen Rahmen der Mehringschen Arbeit bleiben, beweisen die neuesten Ausgrabungen von Gustav Mayer, die uns bis jetzt gänzlich unbekannte Seiten in Engels' Entwicklungsgang aufdecken.[1] Ebenso viele Lücken weist noch bis jetzt die Zeit des ersten Aufenthaltes von Engels in Manchester und die Brüsseler Periode von 1845 bis 1848 auf, das heißt die Zeit der Vorbereitung und Abfassung des Kommunistischen Manifestes.[2]

Noch schlimmer stand es mit der Zeit von 1851 an. Nur ein winziger Teil der literarischen Arbeiten beider Freunde in europäischen und insbesondere in amerikanischen Zeitschriften war uns bekannt, und doch ist es die Zeit, in der der wissenschaftliche Sozialismus die noch vor 1848 gewonnenen Grundsätze und Methoden auf verschiedenen Gebieten eigentlich zuerst intensiver anwenden konnte. Zwar ist uns jetzt, dank Kautsky, auch das, was von Marx als vierter Band des »Kapital« projektiert wurde, in der Form der Geschichte der Mehrwerttheorien bekannt geworden. Aber die »Artikel über auffallende ökonomische Ereignisse in England und auf dem Kontinent«, über die uns Marx in seinem Vorwort zu der »Kritik der politischen Ökonomie« berichtet, seine und Engels' Arbeiten in »scheinbar ganz abliegenden Disziplinen«, wie ihre Beiträge für die amerikanische Enzyklopädie, sind noch bis jetzt zum größten Teil unbekannt geblieben.[3]

Kaum war die erste Redaktion des »Kapital« fertig, bot sich für Marx, seit der Wiederbelebung der europäischen Arbeiterbewegung, eine neue Ge-

[1] Vergl. G. Mayer, Die Anfänge eines politischen Radikalismus im vormärzlichen Preußen. Zeitschrift für Politik. Ein Pseudonym von F. Engels. Grünbergs Archiv für die Geschichte des Sozialismus. 4. Band. Friedrich Engels' Jugendbriefe. Neue Deutsche Rundschau. 1913.

[2] Vergl. N. Rjasanoff, Friedrich Engels' Jugendarbeiten, Kampf, 1. Januar 1914, und die im Kampf, 6. Jahrgang, neu veröffentlichten Artikel von Engels aus der Deutsch-Brüsseler Zeitung.

[3] Schon im Jahre 1909 wurde von mir der Versuch unternommen, diese Artikel zu sammeln. Von den amerikanischen Zeitschriften kommen in Betracht die »Reform«, die »New York Tribune«, »Putnam's Review« und die amerikanische Enzyklopädie, von den englischen »Notes to the People«, »People's Paper«, »Free Preß«, »Mancheſter Guardian«, »Workman's Advocate«, »Commonwealth«, von den deutschen »Neue Oderzeitung« und »Volk« in London. Die meisten Artikel, insbesondere in der »New York Tribune« und in »Putnam's Review«, erschienen anonym. Nur ein winziger Teil wurde von den Avelings veröffentlicht. Eine Auswahl wird in drei Bänden bei Dietz in Stuttgart erscheinen. Eine vollständige Bibliographie wird von mir separat herausgegeben.

legenheit, an den Kämpfen der Gegenwart wieder praktisch teilzunehmen. Von 1864 bis 1873 war seine Arbeitskraft in großem Maße durch die Leitung der »Internationalen Arbeiterassoziation« in Anspruch genommen. Erst die Veröffentlichung der Protokolle des Generalrats wird zeigen, was für eine mannigfaltige intensive Tätigkeit Marx auf den verschiedensten Gebieten der Arbeiterbewegung von 1864 bis 1870 entwickelte, von wo an ein Teil dieser Arbeit auch auf Engels fiel.[4] Es genügt, zu sagen, daß der erste Band des »Kapital« nie die uns bekannte Form erhalten hätte, daß wichtige Teile nur unter dem unmittelbaren Anstoß dieser neuen Tätigkeit, des Kontaktes mit den fortgeschrittensten Elementen der gesamten internationalen Arbeiterschaft, hineingenommen wurden, daß noch in größerem Maße als im Bunde der Kommunisten Marx die Früchte seiner theoretischen Arbeit sofort — viel früher als der gelehrten Welt — seinen Kollegen im Generalrat mitteilte und als Unterlage seiner praktischen Tätigkeit verwertete, — es genügt, nur auf alles das hinzuweisen, um zu verstehen, wie wichtig es ist, die Arbeit, die Marx und Engels im Rahmen der Internationale vollbrachten, kennen zu lernen.

Noch mehr war verstreut und verschollen ein anderer Teil des Marx-Engelsschen Nachlasses, der auch eine kardinale Bedeutung hat, wollen wir ein Gesamtbild ihrer weitverzweigten theoretischen und praktischen Arbeit haben. Es sind die zahllosen Briefe, die sie ihren Freunden und Ideengenossen schrieben, ja allen, die sich an sie um Rat wendeten und die in allen Erdteilen zerstreut waren. War diese Korrespondenztätigkeit schon in den Jahren 1845 bis 1852 umfassend, so nahm sie seit der Gründung der Internationalen Arbeiterassoziation einen solchen Umfang an, daß kaum noch ein Teil der internationalen Arbeiterbewegung zu finden ist, in den beide Freunde nicht unmittelbar eingegriffen haben. Nicht minder reich ist der Teil dieses Briefwechsels, der sich mit rein theoretischen Fragen beschäftigt.

Und doch werden erst jetzt diese Briefe gesammelt. Gewiß ist ein wichtiger Teil dieser unsichtbaren, aber riesenhaften Arbeit für immer verloren gegangen. Insbesondere ist dies der Fall mit den Briefen, die in den Jahren 1845 bis 1852 und in den Jahren 1864 bis 1882 an die Personen gerichtet worden waren, die an der Spitze der revolutionären Arbeiterbewegung standen.

Aber noch wichtiger war die Möglichkeit, eine Einsicht in den Briefwechsel zu gewinnen, den Marx und Engels von 1844 bis zum Jahre 1870 miteinander führten. Keine Biographie konnte auf Vollständigkeit Anspruch erheben, ehe dieser Briefwechsel zur Verfügung stand. Erst dieser Briefwechsel konnte uns Aufschlüsse über eine Reihe von Lücken in ihrer Biographie geben, erst hier konnte man hoffen, auch neue Materialien zu finden, die uns ihre Ansichten noch in ihrem Werden zu zeigen vermochten. Waren doch beide Freunde immer sehr zurückhaltend, so daß sie nie die Öffentlichkeit mit ihrem »Ich« beschäftigten.

Jetzt haben wir, dank Bebel und Bernstein, diesen Briefwechsel in vier großen Bänden vor uns. Bevor wir aber zu der Würdigung seines Inhaltes übergehen, müssen wir einige Worte über die Ausgabe selbst sagen.

[4] Diese Protokolle sowie alle von Marx verfaßten Adressen und Schriftstücke werden von mir in dem »Urkundenbuch der Internationale« veröffentlicht werden, dessen erster Band noch in diesem Jahre erscheint.

II.

Es war ein kühner Gedanke, die intimen Briefe von Marx und Engels jetzt herauszugeben — kaum dreißig Jahre nach dem Ableben des ersteren und keine zwanzig nach dem Tode des zweiten —, in einer Zeit, wo noch viele Leute, die in ihrem Briefwechsel erwähnt sind, leben, wo noch um die Namen der beiden Begründer der internationalen Sozialdemokratie ein erbitterter politischer Kampf tobt: hieß das nicht das Tor des geheimen Laboratoriums öffnen, worin Marx und Engels ihre Pläne schmiedeten, das Netz ihrer teuflischen Intrigen flochten, ihre unterirdische Tätigkeit vorbereiteten? Man konnte mit Bestimmtheit erwarten, daß die Gegner — die bürgerlichen ebenso wie die anarchistischen — gierig nach jeder Stelle greifen würden, um die beiden verhaßten Toten auf einer neuen Untat zu ertappen, um neue Beweise für ihre Verderbtheit zu entdecken.

Es ist doch so leicht, nicht nur aus Briefen, sondern auch aus Reden und Schriften vereinzelte Stellen herauszuschnüffeln und herauszureißen, die für sich allein ein ganz falsches und verzerrtes Bild der Absichten des Verfassers geben. Dazu kommt noch ein anderes. Meinungen, die unter dem Einfluß ganz einseitiger Informationen entstehen, Gedanken, die nur ein hastiger Reflex einer soeben erfahrenen Tatsache sind und die im mündlichen Gedankenaustausch eben als solche Stimmungsprodukte erscheinen, werden, wenn sie in Briefen niedergelegt sind, sobald solche Briefe, die nie für die Öffentlichkeit bestimmt waren, ans Licht kommen, als feste Überzeugungen registriert. Und hat man noch mit leidenschaftlichen, temperamentvollen Leuten zu tun, die kein Blatt vor den Mund nehmen, die den »guten Ton« mißachten und jede Sache bei ihrem rechten Namen nennen, dann wird die Aufgabe des Herausgebers noch schwieriger. Sicher wird sich jeder schämen, alles, was er als unfreiwilliger Belauscher des Gedankenaustausches zweier intimen Freunde erfahren hat, auszunutzen, aber gar mancher wird im vollen Bewußtsein seiner Korrektheit und mit größtem Behagen diese Rolle spielen, wenn ihm die Herausgabe eines vertrauten Briefwechsels die Möglichkeit gibt, das ungestraft zu tun.

Es waren gewiß diese Erwägungen, die beide Herausgeber zwangen, wie sie im Vorwort sagen, alles »Unwesentliche und Intimitäten, die für weitere Kreise kein Interesse haben«, wegzulassen. Oder wie uns Bernstein sagt:

> Nur wo besonders intime Verhältnisse behandelt werden, an die sich kein allgemeines Interesse irgendwelcher Art knüpft, wo gleichgültige Dinge über ganz und gar gleichgültige Personen erwähnt werden, schienen Streichungen gerechtfertigt.

Die alte Tradition — Briefe erst fünfzig Jahre nach dem Tode des Schreibers zu veröffentlichen — hat eine Rechtfertigung: man will die noch lebenden Persönlichkeiten möglichst schonen, über die sich der Schreiber unter dem Drange einer momentanen Stimmung etwas derb ausdrückt. Sie hat aber einen großen Mangel: sie verschließt allen Beteiligten, die über diesen oder jenen Fall Aufklärung geben könnten, jede Möglichkeit, das zu tun. Wir hätten es daher vorgezogen, daß wenn schon einmal mit der üblichen Tradition gebrochen wurde, man den Briefwechsel ganz unverkürzt zum Abdruck brachte.

Nicht weil wir fürchten, daß sich Leutchen finden werden, die von einer zugunsten von Marx und Engels »gefälschten« Ausgabe faseln werden. Gegen dieses literarische Ungeziefer gibt es kein probates Mittel.

Marx und Engels waren keine Engel und brauchen nicht als solche frisiert zu werden. Sie bedürfen auch keiner Schonung. In ihrem Falle gilt noch mehr das Wort, das Herzen in seinen Memoiren über Mazzini sagt: »Solche Leute braucht man nicht zu schonen.« Sie vertragen die nackteste Wahrheit, die schonungsloseste Kritik. Aussprechen, was ist, gilt auch für die Wissenschaft.

Aber wie gesagt, wir verstehen ganz gut die Motive, die die Herausgeber veranlaßten, alle Stellen zu streichen, an denen »besonders intime Verhältnisse« behandelt oder »mißfällige Bemerkungen über dritte Personen« gefunden wurden. Nur eins können wir nicht billigen.

Wie uns Bernstein sagt, wurden auch dort Streichungen vorgenommen, wo »gleichgültige Dinge über ganz und gar gleichgültige Personen erwähnt werden«.

Selbst eine eingefleischte Archivratte wird es verstehen, wenn man bei Veröffentlichung eines Dokumentes, eines Briefes von ganz belanglosen Bemerkungen absieht, die sich in jedem Dokument mitschleppen. Eine andere Sache aber sind Tatsachen, die in den Briefen mitgeteilt werden. Das, was für den einen Forscher oder Leser ein »gleichgültiges Ding« oder eine »ganz und gar gleichgültige Person« erscheint, gibt einem anderen Forscher oder Leser eine neue Spur, eine neue Angabe, eine neue Aussage. Man kann die neue Spur weiter verfolgen, man kann die neue Angabe auf Grund der alten prüfen, man kann aus der neuen Aussage eine neue Beleuchtung eines anscheinend festgestellten Vorfalles bekommen. Und von diesem Standpunkt aus ist nichts wichtiger als die unverkürzte Veröffentlichung eines Dokumentes so, wie es ist.

Den besten Beweis liefert der Briefwechsel selbst. So waren die meisten Briefe aus den Jahren 1844 und 1845 schon vom Genossen Mehring veröffentlicht. Aber erst jetzt, wenn wir sie mit allen den »gleichgültigen Dingen« und »ganz und gar gleichgültigen Personen«, die Genosse Mehring als solche erachtete — von seinem Standpunkt und nach dem Stande der Marxforschung vor zwölf Jahren ganz mit Recht —, vor uns haben, sehen wir, wie vorsichtig man mit solchen historischen Dokumenten sein muß. Besser die Gefahr laufen, ein Dutzend angeblich belangloser Stellen hineinzunehmen, als eine wirklich bedeutende Spur zu verwischen. Und oft, wie wir es in weiteren Artikeln beweisen werden, gibt eine derartige »gleichgültige« Stelle den besten Stützpunkt, um auch spätere Aussagen von Marx und Engels kritisch zu zergliedern. Denn auch für die Gründer der materialistischen Geschichtsauffassung muß man stets unterscheiden zwischen der wirklichen Bewegung, wie sie vor sich ging, und den Denkformen, in denen sie sich in ihrem Gehirn nach dreißig oder zwanzig Jahren widerspiegelte. Sonst laufen wir Gefahr, kritiklos nicht nur ihre Urteile über geschichtliche Ereignisse und Personen zu wiederholen, sondern auch ganze Abschnitte der Geschichte der Arbeiterbewegung in ihrer Schilderung schief darzustellen, insbesondere dann, wenn es sich um für uns »gleichgültige Dinge« oder »ganz und gar gleichgültige Personen« handelt.

Aber auch in der Form, in der der Briefwechsel uns geboten ist, bildet er eine unerschöpfliche Quelle neuer Erkenntnis. Er wirft nicht nur neues Licht auf die gegenseitigen Beziehungen beider Freunde, er führt uns in die Werkstätte ihrer gewaltigen Gedankenarbeit. Wir sehen, wie aus den Kon-

flikten ihres inneren Lebens, aus der Berührung mit neuen Tatsachen bei ihnen neue Ideen erwachsen, wie sich aus den Resultaten, zu denen sie unter ersten Eindrücken kommen, durch Ergebnisse und Schlußfolgerungen, die später neuer Kritik entspringen, allmählich klare und feste Linien einer neuen wissenschaftlichen Auffassung kristallisieren. Der Gesichtskreis beider Freunde ist universal, und neben einem Spiegel aller wichtigsten Ereignisse der laufenden Geschichte finden sich interessanteste Exkurse in alle Gebiete des theoretischen Denkens. Insbesondere reich an Inhalt sind die Briefe von 1850 bis 1870, in der Zeit, in der beide Freunde jährlich nur für einige Wochen zusammenkamen.

Der Leser, der hofft, in diesem Briefwechsel irgendwelche Spuren einer Selbstbespiegelung oder Seelenergüsse zu finden, wird enttäuscht werden. Im Jahre 1844, in dem der Briefwechsel beginnt, haben beide Freunde schon längst die romantische Periode der unbestimmten Wünsche und Hoffnungen hinter sich. Trotz des Unterschieds der Temperamente und — bei aller Ähnlichkeit der Weltanschauung — der theoretischen Neigungen waren beide schon frei von allen Zweifeln an sich selbst, an ihren Kräften. Sobald sie einmal der gleichen Sache ihr Leben gewidmet, stellten sie alle ihre Kräfte in den Dienst dieser Lebensaufgabe. Daher keine Grübeleien, keine »Selbstanalyse« und äußerst selten rein persönliche Stimmungsbilder. Um so stärker aber wirken die Briefe, in denen durch die anscheinende Kälte, durch einen angenommenen »Zynismus«, die Seelenschmerzen durchblicken — sowohl bei dem mitteilsameren Engels wie bei dem zurückhaltenderen, aber dabei doch ungestümeren Marx.

Zum erstenmal wird vor uns der Vorhang zurückgezogen, der bis jetzt nicht nur für die Feinde, sondern auch für die Freunde das persönliche Leben von Marx verhüllte. Alles, was Marx so eifrig verschwieg, was er auch seinen nächsten Ideengenossen verheimlichte, lange Jahre bitterer Not, politischer Isoliertheit, hingebungsvoller Arbeit, das qualvolle Märtyrertum der unerbittlichen kleinen Schicksalsschläge, das ganze Milieu, in dem eines der höchsten Produkte des menschlichen Genies geschaffen wurde — dies tragische Bild wird nun erst vor dem staunenden Auge des Lesers entrollt.

Zwar wußten wir — aus dem Vorwort von Eleanor Marx zu der englischen Ausgabe der »Revolution und Konterrevolution«, aus den Briefen an Kugelmann, aus den Briefen an Weydemeyer, die Mehring veröffentlichte —, was für einen schrecklichen Kampf Marx mit der materiellen Not zu führen gezwungen war. Aber erst jetzt können wir diesen unbeugsamen, echt prometheischen Stolz, den unerschütterlichen Willen, die ungeheure, titanische Arbeitskraft bewundern, die Marx gestatteten, dieses schreckliche Elend zu überwinden. Grausam ist der Tod des Galgens, grausam sind die Qualen des Zuchthauses, des Gefängnisses, Heldenmut ist erforderlich, um unter solchen Bedingungen seiner Überzeugung treu zu bleiben, aber nicht weniger Heldenmut bedarf man, um angesichts des langsamen Verhungerns, der verhungernden Familie, sterbender Kinder in ruhiger Ausdauer, unter den Feindseligkeiten der Gegner in unentwegter Entschlossenheit, die fortwährend schrecklichste Proben zu bestehen hat, keinen Schritt von dem Wege abzuweichen, den man sich vorgezeichnet!

Es ist das nie parodierende, das nie zur Schau getragene, große Worte verachtende, stolz in sich gekehrte Heldentum des kämpfenden Proletariats,

das uns jetzt im Leben des genialsten Verkünders seiner historischen Mission entgegentritt. Und sind so oft in der Geschichte des menschlichen Geistes Charakter und Genie zwei schwer zu vereinbarende Eigenschaften, in diesem Leben steht ihre Vereinigung in solch unzertrennlicher Weise vor uns, daß wir kaum noch sagen können, was mehr zu bewundern sei an diesem Manne, seine eiserne Energie und sein unüberwindlicher Trotz oder sein allumfassendes Genie.

Und neben ihm, als lebendige Personifikation der anderen Seite des proletarischen Klassenkampfes, der Solidarität, der Treue, sein opfervoller Freund Engels, der, immer hilfsbereit, Schulter an Schulter mit seinem Freunde für die gemeinsame Sache kämpft.

Mit Recht sagt der unvergeßliche Altmeister des proletarischen Klassenkampfes, daß der Leser in diesem Briefwechsel einem Freundschaftsverhältnis begegnet, das vielleicht in der Geschichte der Menschheit einzig dasteht und sicher nicht übertroffen worden ist.

Man kann es nur bedauern, daß der Umfang dieses Briefwechsels — vier Bände, die 1386 Briefe enthalten — ihn schwer zugänglich für die Arbeitermassen macht. Erst jetzt hat das Proletariat die Möglichkeit, seine Lehrer als Menschen kennen zu lernen. Und es ist dringend zu wünschen, daß der Briefwechsel in einer verkürzten Ausgabe erscheint, mit einem Kommentar versehen, so daß er den Massen ebenso zugänglich gemacht wird wie die jetzt erscheinende Volksausgabe des »Kapital«. Ein besseres Ehrendenkmal für beide Begründer des modernen wissenschaftlichen Sozialismus kann man sich nicht vorstellen. Ist doch das ganze Dasein beider Freunde nichts als ein Lebensopfer auf dem Altar des Befreiungskampfes des Proletariats!

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte der amerikanischen Arbeiterbewegung.

Von **Algernon Lee.**

Die zögernde und unvollständige Entwicklung der amerikanischen Arbeiterbewegung in politischer und gewerkschaftlicher Hinsicht im Gegensatz zu der erstaunlichen Entwicklung des amerikanischen Kapitalismus während der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ist in sozialistischen Kreisen auf beiden Seiten des Ozeans das Thema häufiger Diskussionen gewesen. Zur Erklärung dieser Tatsache müssen mehrere Faktoren in Betracht gezogen werden.

Zunächst muß man die verschiedenartig zusammengesetzte Flut der Einwanderer in Betracht ziehen; sie enthielt nicht nur fortschrittliche Elemente (besonders in der deutschen Einwanderung seit 1848 und in der jüdischen seit 1885), sondern in weit größerem Maße Elemente, die der Bauernbevölkerung ökonomisch rückständiger Länder angehörten. Die Verschiedenartigkeit ihrer Sprache und Rasse sowie religiöse Antipathien haben ihre Aufklärung und Organisierung sehr erschwert. In vielen Fällen hat die niedrige Lebenshaltung der Eingewanderten eine Konkurrenz auf dem Arbeitsmarkt hervorgerufen, die für die Gewerkschaften gefährlich war. So dauerte unter den besserbezahlten eingesessenen Arbeitern eine nationalistische Beschränktheit fort, die hemmend auf das Wachsen der Klasseneinheit wirkte.

Ein weiterer Faktor war die verhältnismäßige Leichtigkeit, mit der sparsame und strebsame Arbeiter sich — bis vor kurzem wenigstens — aus ihrer Klasse herausheben konnten, indem sie nach dem Westen gingen und dort zu niedrigen Preisen Land kauften. Der Erfolg der Wenigen beeinflußte die Denkweise der

Vielen und erhielt die individualistische Denkweise lebendig, die für ein Volk von Pionieren charakteristisch ist.

Diese beiden Faktoren erklären jedoch die Sachlage nicht vollständig. Man muß daran erinnern, daß die Entwicklung der kapitalistischen Gesellschaft in den Vereinigten Staaten dadurch anormal wurde, daß während der ersten zwei Drittel des neunzehnten Jahrhunderts ein System eines höchst einträglichen Ackerbaubetriebs mit Sklaven bestand und ein erbitterter Kampf zwischen den Interessen der Sklavenhalter und denen der Industriellen tobte, ein Kampf, der seinen Höhepunkt in dem größten Bürgerkrieg der neueren Zeit erreichte. Die Generation von Männern, deren politische Ideen sich unter dem direkten Einfluß jenes Kampfes entwickelten, ist noch nicht ausgestorben, und die Gewerkschaften haben noch nicht Zeit gehabt, den Grundsatz politischer Neutralität aufzugeben, der ihnen durch die leidenschaftliche Stellungnahme der Parteigänger im Kriege aufgezwungen wurde.

Erst in jüngster Zeit hat man angefangen, die Geschichte der Vereinigten Staaten in der Beleuchtung des historischen Materialismus zu schreiben. James Oneal mit seinem Buche »The Workers in American History« (Die Arbeiter in der amerikanischen Geschichte), A. M. Simons mit seinen »Social Forces in American History« (Soziale Kräfte in der amerikanischen Geschichte) und Professor Charles A. Beard mit seiner »Economic Interpretation of the Constitution of the United States« (Ökonomische Interpretation der Verfassung der Vereinigten Staaten) bilden wichtige Beiträge. Auch einige andere Werke könnten noch erwähnt werden. Der Mann aber, der am meisten dazu getan hat, die Geschichte der Republik wissenschaftlich zu erforschen, ist Hermann Schlüter, der Herausgeber der »New Yorker Volkszeitung«. Sein kleines Buch »Die Anfänge der deutschen Arbeiterbewegung in den Vereinigten Staaten« wirft ein helles Licht auf die Zeit von 1840 bis 1860. Seine »History of the Brewing Industry and the Brewery Workers' Organization in the United States« (Geschichte der Brauereiindustrie und der Organisation der Brauereiarbeiter in den Vereinigten Staaten) behandelt zwar nur eine einzige Industrie, gibt aber eine vorzügliche Grundlage für das Studium des ganzen amerikanischen Gesellschaftswesens seit 1865. In einem neuen Buche[1] geht nun Schlüter auf die Zeit vor dem Bürgerkrieg zurück und zeigt die verwickelten Klassengegensätze jener Zeit auf.

Erst innerhalb der letzten fünfzig Jahre zeigt sich in der amerikanischen Arbeiterbewegung ein stetiges und etwas frischeres Leben, freilich hat es auch schon in früheren Jahren Ansätze hierzu gegeben, man hat ihnen aber bisher zu wenig Beachtung geschenkt. Wenn man von vereinzelten Vereinigungen nach Art der Zünfte absieht, die bereits im achtzehnten Jahrhundert vorhanden waren, so wurde zwischen 1820 und 1835 ein glänzender Anfang gemacht. Die Berichte über diese Bewegung sind sehr unvollkommen, aber sie war zu ihrer Zeit von großer Bedeutung und erzielte dauernde Resultate. Sie trug in hohem Maße dazu bei, die gesetzliche Berechtigung der Arbeiterorganisationen festzulegen, das allgemeine Stimmrecht in den Nord- und Oststaaten zu erlangen und das System des zwangsweisen und unentgeltlichen Elementarunterrichtes durchzusetzen, ein System, das mit Ausnahme des Südens überall angenommen wurde.

Die erste Bewegung der Arbeiterorganisation hörte um die Mitte der dreißiger Jahre beinahe ganz auf. Zum Teil hing das mit der Abnahme der englischen Einwanderung zusammen, die ihr die wertvollsten Elemente geliefert hatte. Die Erschließung des Westens durch Wege, Kanäle und Eisenbahnen, die die tatkräftigsten Bestandteile der Arbeiterbevölkerung der atlantischen Küste entzogen, wird auch ihr Teil dazu beigetragen haben. Der Hauptgrund war aber wahrscheinlich, daß der Konflikt zwischen Sklaverei und Kapitalismus nun eine akute Form annahm. Die erste Nummer von Harrisons »Liberator« (Befreier) wurde

[1] Hermann Schlüter, Lincoln, Labor and Slavery (Lincoln, Arbeit und Sklaverei). New York 1913, Socialist Literature Company. 237 Seiten. 1 Dollar.

im Jahre 1831 gedruckt, und die »Antislavery Society« (Antisklavereigesellschaft) wurde im Jahre 1833 auf nationaler Basis begründet. Im Jahre 1832 kam es in Südkarolina beinahe zu einem Bürgerkrieg über den Schutzzolltarif, eine Frage, die von der Sklaverei nicht zu trennen war. Von nun an drängte sich die Sklavereifrage, trotzdem Politiker versuchten, ihre Lösung hinauszuschieben, der Aufmerksamkeit des Volkes auf, entweder in ihrer einfachen Form oder in ihrer Verbindung mit der Politik des Schutzzolls, der inneren Verbesserungen und territorialen Ausdehnung, und mit Fragen, die die Auslegung der Bundesverfassung betrafen.

Während der nächsten dreißig Jahre gab es unter den Lohnarbeitern in den Industriestaaten viel wohlbegründete Unzufriedenheit. Diese Unruhe konnte jedoch auf politischem Gebiet keinen Ausdruck finden, aber auch nicht in dauernden und erfolgreichen Gewerkschaftsorganisationen, weil die Sklavereifrage alle anderen Fragen in den Schatten stellte. Utopischer Sozialismus (nach dem Muster Owens, Cabets und Fouriers) und Projekte für Bodenreform absorbierten zum großen Teil die Energie der Proletarier, die sich andernfalls im Ausbau von Gewerkschaften und einer Arbeiterpartei betätigt hätte. Diejenigen, die fortfuhren, in der Arbeiterbewegung tätig zu sein, sahen sich behindert durch die Schwierigkeit, ihre Stellung zur Sklavereifrage zu bestimmen.

Niemals gab es eine bessere Illustration zu dem Ausspruch von Marx, daß »die Menschheit sich immer nur Probleme stellt, die sie lösen kann«. Der Konflikt zwischen Kapital und Lohnarbeit konnte nicht ausgefochten, die Schlachtlinien konnten nicht deutlich gezogen werden, bevor durch die Vernichtung der Macht der Sklavenhalter die Bahn für die Entwicklung des Kapitalismus frei geworden war. Da es jedoch unmöglich war, diesen Konflikt zu unterdrücken oder zu ignorieren, ergaben sich daraus sehr verwickelte Strömungen und Gegenströmungen in den Meinungen und in der Politik.

Die industriellen Kapitalisten hatten ein offenkundiges Interesse daran, die politische Macht der Sklavenhalterklasse zu untergraben und die vollständige Abschaffung der Sklaverei anzustreben. Sie hatten daher Grund, die abolutionistische Propaganda zu begünstigen und die Freundschaft der Lohnarbeiter, die einen großen und immer wachsenden Teil der Wähler ausmachten, zu kultivieren. Andererseits lag für sie die Befürchtung vor, daß die erwachte Regsamkeit der Lohnarbeiter sich später gegen den Kapitalismus selbst wenden könnte, und daß auch der Abolitionismus, der kühn die Macht eines feststehenden Eigentumsrechtes ganz einfach im Namen der menschlichen Freiheit angriff und sogar den geheiligten Wortlaut der Bundesverfassung mit Verachtung behandelte, im Volke Bestrebungen wachrufen würde, die über die Befreiung der Neger hinausgingen.

Die Politiker der Sklavenhalterklasse standen einem ähnlichen Dilemma gegenüber. Sie wünschten, um eine damals übliche Redensart zu gebrauchen, »den Statusquo zu erhalten«. Auch selbst, wenn sie im höchsten Grade aggressiv vorzugehen schienen, war ihre Stellungnahme wesentlich die der Selbstverteidigung. Sie hatten keineswegs die Absicht, den Kapitalisten des Nordens Ungelegenheiten zu machen, wenn diese sie nur in Frieden ließen. Dies konnten die Kapitalisten aber nicht tun, weil die industrielle Ausdehnung politische Maßnahmen verlangte, die verhängnisvoll für die Interessen der Sklavenhalter waren. Obwohl nun die südlichen Pflanzer wie alle Aristokraten einen tief eingewurzelten Abscheu gegen Volksagitationen hegten, wurden sie doch durch ihre Stellung bisweilen gezwungen, sich der Arbeiterbewegung im Norden freundlich zu zeigen, sie gegen den Abolitionismus auszuspielen und sie als Waffe gegen den Kapitalismus zu benutzen.

Die Abolitionisten waren in der gleichen Verlegenheit. Nur ein kleiner Teil von ihnen erkannte an, daß die Emanzipation der Lohnarbeiterklasse nach der Abschaffung der eigentlichen Sklaverei auf die Tagesordnung kommen müsse. Der größere Teil der Abolitionisten gehörte entweder selbst zu den Kapitalisten oder stand unter ihrem Einfluß und sah mit scheelen Augen auf die Arbeiterbewegung.

Im besten Falle hielten sie es für unzweckmäßig, daß irgend eine andere Streitfrage die Aufmerksamkeit von ihrem unmittelbaren Ziele ablenke; und doch mußten sie sich an die Lohnarbeiter wenden, wenn sie die Unterstützung des Volkes gewinnen wollten.

Den klassenbewußten Arbeitern war ebensowenig klar, welche Stellung sie einzunehmen hatten. Es war für sie nicht leicht, ihrem unmittelbaren kapitalistischen Bedrücker beizustehen in einem Kampfe gegen die Sklavenhalter, mit denen sie keinen direkten Streit gehabt hatten. Es stiegen ihnen wohl Zweifel auf, ob der Sklave glücklicher werden würde, wenn man einen Lohnarbeiter aus ihm machte. Aufgereizt durch die Angriffe der Abolitionisten und in Versuchung geführt durch die Schmeichelworte der südstaatlichen Politiker (vielleicht oft noch durch reellere Dinge als Worte) neigten einige dazu, die Sklaverei offen zu verteidigen, und andere nahmen einfach keine Notiz von dem »unvermeidlichen Konflikt«. Doch wohnt dem Proletariat ein so starker Sinn für Humanität inne, daß die große Masse der Arbeiter nicht zu dieser Ansicht gebracht werden konnte. So oft die Arbeiterorganisationen auf die Seite der südlichen Pflanzer neigten, machten sie sich die besten Elemente unter den Arbeitern abwendig; wenn sie aber eine ausgesprochene Stellung gegen die Sklaverei nahmen, mußten sie ihre eigenen Klassenforderungen zurückstellen.

Schlüter erörtert diese aufeinander einwirkenden Tendenzen in sehr klarer Weise und bringt eine Fülle von Belegmaterial, das er aus Zeitungsartikeln, öffentlichen Reden und Beschlüssen verschiedener Organisationen aus der Zeit von 1830 bis zur Beendigung des Bürgerkriegs gewonnen hat.

Ein interessanter Abschnitt des Buches beschäftigt sich mit der Lage der freien weißen Arbeiter in den Staaten, in denen die Sklaverei überwog, einer Klasse, die in materieller Hinsicht vielleicht noch schlechter gestellt war als die Sklaven selbst und die sozial kaum über ihnen stand. Das »arme weiße Gesindel« (poor white trash), wie sowohl die Pflanzer als die Sklaven sie verächtlich nannten, hatte allen Grund, die Einrichtung der Sklaverei zu hassen; aber die Hoffnungslosigkeit ihrer Lage ließ sie ihren Groll und Haß gegen die Sklaven selbst richten. Erst als es zu spät war, am Vorabend des Bürgerkriegs, fanden sich unter ihnen schwache Anzeichen eines beginnenden Klassenbewußtseins. Die Tatsachen, die Schlüter vorbringt, legen den Wunsch nahe, daß ein Forscher eine genaue Untersuchung des inneren wirtschaftlichen und sozialen Lebens in den Sklavenstaaten während der Periode von der Erfindung der Baumwollentkörnungsmaschine an bis zur Aufhebung der Sklaverei vornehmen möchte.

Ebenso interessant ist das Kapitel, in dem der Verfasser einen kurzen Bericht von der Debatte gibt, die im Senat der Vereinigten Staaten im Jahre 1858 stattfand. Der Senator Hammond von Südkarolina suchte damals die Sklaverei zu rechtfertigen, indem er das im Norden und in der Alten Welt herrschende Lohnsystem scharf kritisierte, eine Kritik, der Senator Wilson aus Massachusetts bezeichnenderweise zu entgegnen unterließ, so offen er auch sonst die wahre Natur des »patriarchalischen« Systems auf den Baumwollplantagen enthüllte.

Während des Jahrzehnts vor dem Bürgerkrieg wurde die Abolitionistenbewegung in den Schatten gestellt durch das Anwachsen der neuen Republikanischen Partei, und zugleich kam ein neues Element in den Vordergrund der Arbeiterbewegung. Nach 1848 fand ein starker Zustrom von deutschen Flüchtlingen statt, von denen viele in ihrer neuen Heimat eine führende Stellung in der Arbeiterorganisation einnahmen. Durch Vermittlung dieser Elemente machte sich der Einfluß von Marx deutlich fühlbar. Männer wie Willich, Weydemeyer, Fritz Jacobi und andere gaben der Stellung, zu der die organisierten Arbeiter durch die Logik der Ereignisse gezwungen waren, eine scharfe theoretische Fassung. Sie zeigten der Arbeiterschaft, daß es in ihrem unmittelbaren Interesse liege und ihre unmittelbare Pflicht sei, die Abschaffung der Sklaverei zu beschleunigen, wobei sie

der Tatsache eingedenk blieben, daß nach der Erfüllung dieser Aufgabe der noch größere Kampf zur Vernichtung der kapitalistischen Ausbeutung folgen müsse. Bis zum letzten Augenblick gab es aber ernsthafte Verfechter der proletarischen Befreiung, die das historische Problem nicht in seinem wahren Lichte sahen, und die schamlose Art, mit der die industrielle und besonders die finanzielle Bourgeoisie des Nordens Vorteile aus dem Kriege zog, um sich selbst zu bereichern und ihre Macht zu stärken, schien die Ansicht zu bestätigen, daß der Krieg, soweit die Interessen der Arbeiter in Frage kamen, ein tragischer Irrtum war. So oberflächlich diese Auffassung auch war, sie gab doch der sterbenden Demokratischen Partei im Norden neue Lebenskraft und übte noch während einer ganzen Generation nach der Abschaffung der Sklaverei einen hemmenden, irreleitenden Einfluß auf die Arbeiterbewegung aus.

Um keine andere Gestalt in der amerikanischen Geschichte hat sich ein derartiger Mythenkreis gebildet wie um die Persönlichkeit von Abraham Lincoln. Die heftigen Leidenschaften, die während der letzten vier Jahre seines Lebens das Gemüt des Volkes entflammten, machten in jener Zeit eine Beurteilung seines Charakters unmöglich. Die südstaatlichen Aristokraten haßten ihn, und dieses Gefühl wurde durch die Verachtung für seinen plebejischen Ursprung noch verstärkt. In ihren Augen war er ein gewöhnlicher Demagoge und ein tyrannischer Usurpator. Namen wie Nero und Catilina waren noch zu milde, um ihren Abscheu auszudrücken. Das Volk im Norden empfand zur Zeit seiner Wahl keinen lebhaften Enthusiasmus für ihn; aber die Ereignisse der darauffolgenden Jahre erforderten einen Volkshelden, und diese Rolle wurde dem Präsidenten aufgezwungen, einigermaßen zu seiner Erheiterung, wie wir annehmen möchten. Seine Ermordung im Augenblick des nationalen Triumphes vervollständigte seine Apotheose, und man hätte einen Zweifel an seiner hervorragenden Größe und Güte von nun an für Lästerung gehalten. Das Empfinden, mit dem das amerikanische Volk mit Ausnahme des alten Südens sein Andenken ehrt, erinnert an die Art, wie fromme, aber rationalistische Protestanten an Jesus Christus denken.

Wenn der Nebel der Legende sich in den letzten Jahren bis zu einem gewissen Grade gelichtet hat, so hat dies die entgegengesetzte Wirkung hervorgerufen und zu einer ungebührlichen Betonung der schwachen Seiten von Lincolns Charakter geführt. Vielleicht ist die Zeit für eine gründliche und nüchterne Beurteilung noch nicht reif; den Grundton dazu aber gibt Schlüter an in seinem Kapitel »Abraham Lincoln und die Arbeiterklasse«. Er betrachtet Lincoln als typisch für die Klasse, der er angehörte — die Mittelklasse (die damals in einem großen Teil des Landes die weitaus zahlreichste Klasse war), in welcher sich selbstarbeitende Farmer und Handwerker, kleine Kaufleute und Fabrikanten sowie Advokaten und Doktoren in ländlichen Distrikten und kleinen Städten auf dem Fuße sozialer Gleichberechtigung zusammenfanden, eine Klasse, in der Lohnarbeit häufig ein Schritt zu wirtschaftlicher Unabhängigkeit und in der der Gegensatz zwischen persönlichen und sozialen Interessen noch nicht klar zutage getreten war. Lincolns ganze Laufbahn wird verständlich, wenn man sie im Lichte dieser besonderen Klassenumgebung sieht; und dadurch erklärt sich auch der Widerspruch zwischen den Absichten, mit denen er sein Amt antrat, und der Politik, die er tatsächlich verfolgte.

Der Verfasser bespricht auch die Stellung der Arbeiterorganisationen gegenüber der Staatsverwaltung nach dem Ausbruch des Bürgerkriegs mit besonderer Beachtung der Rolle, die die englischen Gewerkvereine und die Internationale Arbeiterassoziation dabei gespielt haben. Der Dienst, den diese Körperschaften der Sache geleistet haben, ist bisher von amerikanischen Schriftstellern wenig anerkannt worden, und Schlüter hat daher gut daran getan, den vollen Wortlaut verschiedener Schriftstücke beizubringen, unter anderem den der an Lincoln gerichteten Adressen der Arbeitermassenversammlungen in London und Manchester im Jahre 1862 zusammen mit Lincolns Antwortschreiben, ferner die drei Adressen, die der General-

rat der Internationale im November 1864 an Präsident Lincoln, im Mai 1865 an Präsident Johnson und im September 1865 an das Volk der Vereinigten Staaten sandte.

Wir wollen hoffen, daß andere Forscher dem Beispiel Schlüters folgen werden. Die Geschichte der Vereinigten Staaten ist ein noch wenig aufgeklärtes Gebiet für den Forscher, der das Werkzeug zu gebrauchen versteht, das uns die Marxsche Theorie in die Hand gegeben hat, und viele können sich noch auf diesem Gebiet betätigen.

Ein Beitrag zur Frage des Schriftenvertriebs innerhalb unserer Partei.

Von Heinrich Dietz.

In Nr. 124 der Mitteilungen des Vereins Arbeiterpresse veröffentlicht Genosse Ernst Drahn einen längeren Artikel über die Frage der Reorganisation des Schriftenvertriebs innerhalb der Partei.

Leider muß gesagt werden, daß nicht ein neuer Gedanke in der Abhandlung enthalten ist, der geeignet wäre, den Parteibuchhandel auf neue Bahnen zu drängen, die er auch nach meinem Dafürhalten braucht.

Indessen, Genosse Drahn sagt selbst, daß seine Vorschläge »nicht Neuerungen sind, sondern ausprobierte Dinge, die sich seit Jahrzehnten bewährt haben«. Er will vom praktischen buchhändlerischen Standpunkt nachweisen, daß der Schriftenvertrieb durch die Parteiverleger nicht den wünschenswerten Erfolg hat und führt zu diesem Zwecke die Auflagen der gelesensten Parteischriften und Lieferungswerke an. Nur der Wahre Jacob entspräche den buchhändlerischen Erwartungen, alles andere bleibe hinter den zu erhoffenden Abonnentenziffern zurück.

Als Ursache des ungenügenden Resultats bezeichnet Genosse Drahn einesteils die Übernahme des Buchhandels durch die Parteiorganisationen, die den bürgerlichen Buch- und Zeitschriftenhandel aus den Arbeiterkreisen beseitigte, und andernteils die ungenügenden Rabattsätze, die seitens unserer Parteiverleger geboten werden.

Daß durch die Übernahme des Schriftenvertriebs seitens der Partei die Auflageziffern anfänglich sehr stark sanken, ist richtig. Ebenso richtig ist auch, daß die »freie Kolportage«, nachdem ihr das Arbeiten in Parteikreisen unmöglich gemacht worden war, überhaupt von dem Vertrieb der Parteiliteratur Abstand nahm. Die bei diesem Übergang gemachten Erfahrungen sind sehr bittere gewesen. Aber die Folgen dieser Transaktion hatten auch ihre guten Seiten.

Nach und nach haben sich die Parteikolporteure in ihre Aufgaben hineingelebt, und hierzu haben die Parteigenossen selbst erzieherisch mitgewirkt, wenn auch nicht direkt, so doch durch die Organisationen und den sich langsam ausbreitenden Parteibuchhandel, der sich überall an unsere Zeitungsexpeditionen anschloß. Unsere Kolporteure sind heute zum überwiegenden Teil an dem Austragen der Parteizeitungen beteiligt, sie stellen dadurch die Verbindung her zwischen dem Leser, der Parteiexpedition und dem Parteiverlag. Wenn noch nicht alles so klappt, wie es zu wünschen wäre, so darf man doch annehmen, daß auch hier gelernt und das Bessere das Gute verdrängen wird. Hier ist ein weites Feld offen für die Tätigkeit unserer

Parteibuchhändler, die sich durch Mißerfolge nicht abschrecken lassen und am wenigsten der Verführung erliegen dürfen, ihre Geschäftsmaximen nach dem bürgerlichen Buchhandel einzurichten.

Der bürgerliche Buchhändler muß sich infolge der gewaltigen freien Konkurrenz unter schweren Mühen und Risiken durchzuschlagen suchen, und vielfach bleibt ihm als Entgelt dafür kaum mehr übrig als das Einkommen eines gutentlohnten Arbeiters, oftmals noch weniger.

Der Parteibuchhändler dagegen lehnt sich an das Zeitungsunternehmen an, das ihn schützt, das Risiko übernimmt und allerdings auch gerne einen Überschuß einstreicht, aber doch in erster Linie auf die Verbreitung unserer Parteiliteratur zu sehen hat oder doch sehen sollte.

Ähnlich liegt es beim Parteikolporteur, der durch das Zeitungsaustragen in erster Linie verdient und das Ausliefern von Parteizeitschriften, Büchern u. a. als angenehmen Nebenerwerb empfindet. Daß hier noch alles im Fluß ist, auch eine gewisse Bequemlichkeit einreißen kann oder bereits eingerissen ist, soll nicht bestritten werden. Hier ist aber auch der Punkt, wo reformierend einzusetzen ist. Die Mittel sind einfach, aber sie müssen mit Energie angewandt werden.

Für die freie Kolportage ist die Partei mit seltenen Ausnahmen gesperrt. Man mag das bedauern oder nicht, die Tatsache besteht. Wohl aber wird der bürgerliche Sortimenter und auch der Kolporteur noch einen Absatz unserer Parteiliteratur in jenen Kreisen haben, die abseits unserer Parteiorganisationen stehen. Sie sind als gute Geschäftsleute findig genug, sich die Interessenten zu suchen.

Auf der anderen Seite hat auch der bürgerliche Verlag an der Neugestaltung des Buchhandels und der Kolportage in der Partei ein nicht unerhebliches Interesse. Für unterhaltende und populäre Literatur ist die Aufnahmefähigkeit in Arbeiterkreisen gewaltig gestiegen, und die gleichen Organe, die Parteiliteratur vertreiben, vermitteln auch die Erzeugnisse der bürgerlichen Literatur in immer steigendem Maße.

Daß bei uns Rabattsätze, besonders bei Lieferungswerken, nicht die zwingende Rolle spielen wie im bürgerlichen Schriftenvertrieb, ist einleuchtend. Der bürgerliche Buchhändler und Kolporteur muß wohl oder übel bei seinen jahrzehntelangen Methoden bleiben, wenn er sich überhaupt die Existenzfähigkeit erhalten will.

Ich habe auf diesem Gebiet reiche Erfahrungen gesammelt und darf mir daher wohl ein Urteil erlauben. Diese Erfahrungen haben mich denn auch davon abgehalten, sogenannte Lieferungswerke ferner erscheinen zu lassen. Das ungeheure Sammelmaterial, die Gratishefte, der über alle Maßen hohe Rabatt und das Abspringen der Subskribenten im Verlauf des Erscheinens beanspruchen so hohe Aufwendungen, daß schließlich von einem Profit gar nicht mehr geredet werden kann. Ich bin überzeugt, daß der Vorwärtsverlag, wenn er glaubt, Lieferungswerke herausgeben zu müssen, bei seiner heutigen Methode sicherer geht als bei der vom Genossen Drahn vorgeschlagenen. Maßloses Sammelmaterial, zwei Gratishefte und bei genauer Berechnung fast 50 Prozent Rabatt und dazu die Unsicherheit des Erfolges führen direkt ins Verderben.

Nun noch ein Wort über unsere Zeitschriften vor und nach Einführung der Parteikolportage.

Der Wahre Jacob hat stets eine dem Stand der Parteipresse entsprechende hohe Auflage gehabt. Man kann annehmen, daß auf je drei Abonnenten der Parteipresse ein Abonnent des Wahren Jacob entfällt. Mit jedem Tausend des Zeitungsabonnements vermehrt sich auch der Abonnentenstand des Wahren Jacob. Schwankungen sind hier und da zu verzeichnen und meistens auf periodische Arbeitslosigkeit zurückzuführen, abgesehen von der Periode der Übernahme des Schriftenvertriebs durch die Partei; in jener Zeit hat das Experiment im Abonnement fürchterliche Lücken gerissen. Daß beim Wahren Jacob der Rabattsatz eine Rolle spielt, ist zuzugeben. Auf das Konto fallen pro Jahr zirka 500 000 Mark, worin sich die Parteibuchhandlungen und die Kolporteure teilen. In bürgerlichen Kreisen ist die Verbreitung des Blattes kaum nennenswert.

Wenn der Verlag dem Drängen einiger Parteibuchhandlungen nachgegeben und den Einkaufspreis um $^1/_2$ Pfennig ermäßigt hätte, so wäre damit der ganze Nettoertrag für die Parteikasse aufgezehrt. Da dieser Ertrag aber dringend, und zwar hauptsächlich für Bildungszwecke gebraucht wird, mußte eine Ermäßigung des Einkaufspreises abgelehnt werden.

Anders liegt es bei der Neuen Zeit und der Gleichheit.

Diese Blätter sind ihrem Charakter nach auf dem Wege der gewöhnlichen Kolportage selbst bei sehr hoher Rabattierung gar nicht zu vertreiben.

Vor Einführung der Parteikolportage hatten die Neue Zeit zirka 4000, die Gleichheit zirka 1200 Abonnenten und riesige Defizite. Nach Einführung der Parteikolportage stieg langsam die Neue Zeit auf 10 600 und die Gleichheit auf 125 000 Abonnenten. Der Vertrieb der Neuen Zeit erfolgt jetzt zu fast drei Vierteln, der der Gleichheit ganz von Vereins wegen. Das Resultat spricht für den eingeschlagenen Weg.

Die bürgerliche Zeitschriftenliteratur mit ähnlichen parteipolitischen Tendenzen kann sich trotz hoher Rabattierung ohne erhebliche Zuschüsse der interessierten Kreise gar nicht halten. Eine Ausnahmestellung nimmt der Literaturvertrieb des Zentrums ein. Letzteres hatte schon vor der »Verstaatlichung des sozialdemokratischen Literaturvertriebs« ähnliche Wege eingeschlagen, und zwar mit großem Erfolg.

Die sozialdemokratische Partei kann daher von den »seit Jahrzehnten ausprobierten Dingen« keinen Gebrauch machen. In den Organisationen der Massen und bei deren Verwaltungen, die doch nach allen Richtungen ausbildungsfähig sind, liegt auch das Schicksal unseres Literaturvertriebs.

* * *

Nun macht Genosse Drahn auch noch auf den Reisebuchhandel aufmerksam, durch den bei hoher Rabattierung und entsprechendem Kredit gleichfalls eine Massenverbreitung zu erzielen wäre. Von dem hohen Rabatt und dem Kredit will ich hier nicht reden, sondern nur von der Praxis, Käufer größerer Werke zu suchen. Wer mit Lexiken reist, hat die Möglichkeit des Zutritts in staatliche und städtische Bureaus, auch in größere industrielle Etablissements, um dort nach Kundschaft zu suchen; wer Bilz, Platen und andere sogenannte Gesundheitsbücher zu unheimlich hohen Preisen vertreibt, findet Kundschaft in allen Ständen, wer dagegen mit sozialdemokratischer Literatur kommt, wird überall hinauskomplimentiert. Ich habe die Versuche im Verlauf der Jahre wiederholt machen lassen und stets das gleiche Resultat erlebt.

Auch auf Bibliotheken richtet Genosse Drahn seine Aufmerksamkeit und fragt: »Wäre es nicht für die Buchhandlungen möglich, den kleinen Organisationen ganze Bücherreihen einfach auf Abzahlung zu geben und so mit einem Schlage vorhandene Bedürfnisse zu befriedigen?«

Bereits im Jahre 1906 versandten wir ein Verzeichnis für eine kleine Bibliothek, das die grundlegende Literatur unserer Partei enthielt, von insgesamt 40 Bänden, alles gebunden. Der Ladenpreis betrug 140 Mark. Den Partei- und Gewerkschaftsorganisationen wurde diese Bibliothek für 60 Mark überlassen, zahlbar in vierteljährlichen Raten von je 15 Mark. Im Verlauf von etwa vier Jahren wurden zirka 300 Bibliotheken bestellt und geliefert. Dann begann der Bildungsausschuß kleine Bibliotheken zusammenzustellen und durch die Vorwärtsbuchhandlung vertreiben zu lassen, wodurch die Nachfrage nach jener Bibliothek einschlief. Die hohe Rabattierung erhielten in diesem Fall die Käufer der Bibliotheken, die sich aus den allerärmsten Proletariern zusammensetzten.

Daß kleinere Versuche unserer Zeitungsexpeditionen, komplette Werke gegen Abzahlung zu vertreiben, einigen Erfolg hatten, läßt vermuten, daß auf diesem Wege weitergegangen wird. Denn Probieren geht über Studieren.

Nun sei noch ein Wort über das hohe Rabattieren gestattet. Ein Rabatt von 50 Prozent kann nur bei einem hohen Ladenpreis gewährt werden. Soll dieser im Interesse der Käufer niedrig sein, muß auch der Rabatt ein niedriger sein — oder aber die Schundliteratur feiert hier ihre Orgien. Ich halte es mit einem niedrigen, aber immer noch anständigen Rabatt.

Aus dem oben Gesagten beantwortet sich die Frage der Reorganisation des Schriftenvertriebs in unserer Partei in einem ganz anderen Sinne, als Genosse Drahn sie beantworten wollte. Wir können zu den alten Methoden der Kolportage nicht mehr zurückkehren, sondern müssen bestrebt sein, die bereits vorhandenen Organisationen immer weiter auszubauen, sie werden der Partei gute, zuverlässige Dienste leisten.

* * *

Zum Schluß möchte ich noch die Aufmerksamkeit auf einen ganz neuen Zweig unseres Literaturvertriebs lenken, der allerdings nicht unangefochten geblieben ist.

Es handelt sich um größere Werke, die wegen des hohen Ladenpreises sehr schwer in Arbeiterkreisen abzusetzen sind. Die Parteiverleger haben in den letzten Jahren mit Unterstützung der Partei- und Gewerkschaftsorganisationen solche Werke zu ermäßigtem Preise an die Vereinsmitglieder zu verkaufen gesucht. Zum Teil ist ein wenn auch nur mäßiger Erfolg zu verzeichnen gewesen. Unsere Parteibuchhandlungen haben dazu ein recht verdrießliches Gesicht gemacht. Dazu hatten sie aber gar keine Veranlassung, denn zum vollen Ladenpreis hätten nur einige bessersituierte Parteigenossen die Werke angeschafft, der größte Teil der Auflage wäre unverkauft beim Verleger liegen geblieben.

Es ist selbstverständlich, daß nur in Ausnahmefällen zu einem solchen Vertrieb geschritten werden kann. Denn die Voraussetzung ist, daß solche Werke zum unentbehrlichen Rüstzeug der Partei gehören müssen, aber infolge ihres hohen Ladenpreises unerschwinglich für die meisten Genossen sind. Immerhin ist es nützlich, auch dieser Vertriebsweise einige Aufmerksamkeit zu schenken.

Einzelne Parteiorganisationen haben unter Zustimmung des örtlichen Parteibuchhandels einen ähnlichen Vertrieb unserer Literatur für die Vereinsmitglieder schon jetzt eingerichtet. Das Ergebnis ist, daß da, wo früher etwa 10 Exemplare eines guten Buches abgesetzt worden sind, heute 100 Exemplare und mehr abgesetzt werden. Die Ausschaltung eines erheblichen Teils des Zwischengewinns hat hier nicht die Bedeutung einer unerlaubten Konkurrenz, denn die auf dem Vereinsweg abgesetzten Bücher wären erfahrungsgemäß zum Ladenpreis nicht verkauft worden, sondern hätten die Magazine der Parteiverleger füllen helfen und die auch bei uns herrschende Misere des Buchverlags gesteigert.

Wir sehen, daß es sehr viele Wege gibt, die geeignet sind, den Absatz unserer Literatur zu fördern. **Früher wären diese Wege auch für unsere Buchhändler und Kolporteure verderblich gewesen,** das ist jetzt anders geworden. Die Entwicklung unserer Presse hat die alte Kolportage entbehrlich gemacht, und die machtvoll emporgewachsenen Organisationen mit ihrem Bildungseifer tun das übrige, den Boden für die Verbreitung unserer Literatur zu lockern.

War der Großblock für Baden eine Notwendigkeit?

Von **Anton Weißmann.**

> Abg. Röckel (Zentrum): Wir freuen uns, daß der (nationalliberale) Abgeordnete Neck die Einführung des Religionsunterrichts in der Fortbildungsschule gefordert hat. Damit haben sich die Nationalliberalen für uns als bündnisfähig erwiesen.
>
> Abg. Kolb: Wenn es schon so steht, daß das Zentrum die Nationalliberalen in den Kulturfragen als bündnisfähig erklärt, dann ist für uns der Großblock erledigt, dann hat er für uns keinerlei Wert mehr, denn wir haben den Großblock nur deshalb geschlossen, um wenigstens in Kulturfragen keine konservativ-klerikale Mehrheit aufkommen zu lassen. (Sitzungen der badischen Zweiten Kammer vom 1. und 4. Mai 1914.)

Seit dem Bestehen des badischen Großblocks, seit dem Jahre 1905, ist noch niemals im Parlament eine so energische Absage an die bisherigen Verbündeten der Sozialdemokratie erfolgt wie bei der verflossenen Kultusdebatte des badischen Landtags. Es ist deshalb verständlich, wenn an diese »Kündigung des Großblocks« weitestgehende parteitaktische Schlußfolgerungen geknüpft werden. Geschieht dies aber in der Form, die Genosse Hermann Remmele-Mannheim in Nr. 10 der »Neuen Zeit« gewählt hat, dann ist man mit dem Urteil rasch fertig: der Großblock hat sich als vollkommen aktionsunfähig auf dem gemeinsamen liberalen Betätigungsgebiet erwiesen, er liegt gespalten und zertrümmert am Boden, der Bankrott der badischen Großblockpolitik ist da!

Auf diese Weise wird man einem wichtigen Abschnitt in der Geschichte der politischen Parteien Badens im allgemeinen und der Sozialdemokratie im besonderen nicht gerecht. Mir scheint aber die öffentliche Erörterung über Richtigkeit oder Unrichtigkeit der badischen Großblocktaktik notwendig, denn wohlgemerkt: diese Großblocktaktik hat seit ihrem Bestehen und wegen der in Verbindung mit ihr erfolgten Budgetbewilligung schon zwei deutsche

Parteitage (den Nürnberger 1908 und den Magdeburger 1910) beschäftigt und sehr leidenschaftliche Debatten heraufbeschworen.

So sei denn konstatiert: Die Großblocktaktik ist der badischen Sozialdemokratie vom Zentrum aufgezwungen worden! Nicht besondere Vorliebe zu diesem parteitaktischen Gebilde, nicht die angebliche Sucht einzelner Führer, die Sozialdemokratie »regierungsfähig« zu machen und sie zu »verbürgerlichen«, nicht die berechnete Absicht, durch eine sogenannte reformistische Taktik und durch parlamentarische Regiekünste die Klassenkampftheorie ad absurdum zu führen — und wie die sonstigen, den Anhängern der Großblocktaktik für ihre politischen Handlungen unterschobenen Gründe alle heißen mögen —, haben in Baden noch bei jeder Wahl seit 1905 zur Bildung des Großblocks geführt, sondern die unwiderlegliche Tatsache, daß der schwarze Hannibal vor den Toren stand, daß jedesmal die Gefahr einer Zentrumsmehrheit im Landtag drohte. Klipp und klar geben darüber die Stichwahlparolen der sozialdemokratischen Partei Auskunft. Da lesen wir:

1905:

Die Landtagswahlen haben dem Zentrum bereits im ersten Gange 28 von 73 Sitzen der Zweiten Kammer gesichert, und in weiteren 17 Kreisen ist es in zum Teil aussichtsreiche Stichwahlen gekommen. Damit ist die Gefahr einer klerikalen Mehrheit in greifbare Nähe gerückt. Wir halten es in diesem kritischen Augenblick für die Pflicht der Sozialdemokratie, alles aufzubieten, um eine klerikale Parteiherrschaft in Baden zu verhindern und die fortschrittliche Weiterentwicklung auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens zu sichern.

1909:

Die sozialdemokratische Partei, deren Stimmenzahl von rund 50 000 im Jahre 1905 auf über 86 000 angewachsen ist, kann das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, in hervorragendem Maße zur Abwehr der schwarzen Gefahr beigetragen zu haben. Um zu verhindern, daß auch nur in einem einzigen der 35 zum zweiten Wahlgang berufenen Kreise ein Vertreter des Zentrums oder der Konservativen durchdringt, haben sich die vereinigten Liberalen und die Sozialdemokratie wieder zu einem gemeinsamen Vorgehen entschlossen.

1913:

Am 21. Oktober hat das Zentrum mit seinen konservativen Schleppenträgern 34 Sitze erobert. Nur noch drei Abgeordnete fehlen zur absoluten konservativ-liberalen Mehrheit. Die Nähe und Größe der Gefahr drängt die Frage auf: Soll Baden ein zweites Bayern werden? Wollt ihr, daß durch die drohende schwarze Schreckensherrschaft das Koalitionsrecht der Staatsarbeiter, die Wahlfreiheit der Beamten, die weltliche Volksschule usw. vernichtet werden? In Würdigung dieser Umstände haben wir mit den Vertretern der Nationalliberalen und der Fortschrittlichen Volkspartei wiederum ein Abkommen getroffen.

Durch alle drei Wahlaufrufe zieht sich also wie ein roter Faden das politische Motiv, weshalb der Großblock abgeschlossen wurde: Verhütung einer Zentrumsmehrheit in Baden! Ganz besonders betont dies der Stichwahlaufruf von 1913, der in wesentlich schärferer Nuancierung, als es 1905 und 1909 geschah, die bedrohliche Gefahr einer Zentrumsmehrheit schildert. Inzwischen schreckten die bayerischen Spuren, und es war politisch und parteitaktisch durchaus geboten, das »Musterländle« auch im letzten Herbst vor dem Ertrinken im schwarzen Meere zu bewahren. Nicht etwa um der Liberalen willen, wie das vielfach behauptet wird. Der Führer des Zentrums, der Geistliche Rat Wacker, und mit ihm die ge-

samte Zentrumspresse richteten nach dem erstmaligen Abschluß des Großblocks im Jahre 1905 die heftigsten Angriffe gegen die Nationalliberalen und ließen die Sozialdemokratie fast ungeschoren. Sie hofften die Liberalen »zur Umkehr« bewegen zu können. Als aber 1909 der Großblock abermals abgeschlossen wurde, drehte Wacker den Stiel um und erklärte, der größere Feind sei jetzt die Sozialdemokratie, da sie die erste Geige im Großblockkonzert spiele. Sein neues Taktikprogramm formulierte Wacker wie folgt:

Die Nationalliberalen haben wir nicht mehr zu fürchten. Wir haben sie so gründlich überwunden, daß es in ganz Baden keinen Reichstagswahlkreis mehr gibt, den die Nationalliberalen halten könnten, und daß unter den 73 Landtagswahlkreisen es kein halbes Dutzend mehr gibt, das die Nationalliberalen ohne jegliche Hilfe festhalten können.... Aber die Frage nach der sozialdemokratischen Gefahr in Baden ist eine Frage der Dauer, die eine Generation an die andere übergibt als ein Erbe der Last und Sorge. Ihr Grundcharakter ist Gefahr für den Staat und dessen Ordnung, Gefahr für die Kirche und deren Wirksamkeit, Gefahr für die Gesellschaft und deren Wohlergehen. Der Kampf um die Mandate in Baden ist im wesentlichen ein Kampf gegen das weitere Vordringen des sozialdemokratischen Einflusses.

Auch noch kurz vor den letzten Landtagswahlen legte Wacker verfängliche Leimruten für die Nationalliberalen aus. In seiner Schrift »Der sozialdemokratische Mandatserwerb von 1909« (Karlsruhe, September 1913) rief er ihnen zu:

Die Nationalliberalen laufen Gefahr, weite Kreise der Wähler, die ihnen bisher gewogen waren, zu verlieren, wenn sie an den Beziehungen zur Sozialdemokratie festhalten. Je länger sie zögern, den verhängnisvollen Weg zu verlassen, desto größer und dringender wird für sie die Gefahr. Würden sie dagegen den Weg gemeinsamer Bekämpfung der Sozialdemokratie betreten, so würde die eigene Freiheit und Unabhängigkeit, auf welche jede Partei den größten Wert legen muß, in gar keiner Weise in Frage gestellt.

Dieser politischen Rattenfängermelodie gab Wacker noch dadurch ein kräftiges Echo, daß er die Parole ausgab, in denjenigen Wahlkreisen, in welchen nationalliberale Großblockgegner gegen die Sozialdemokratie stehen, die Zentrumsstimmen schon im ersten Wahlgang den Nationalliberalen zuzuführen, denn es gelte, die Sozialdemokratie um jeden Preis mandatsmäßig und damit auch politisch zu schwächen. Er machte dies seinen Anhängern wie folgt plausibel:

Der springende Punkt für die Zentrumswähler liegt nicht darin, daß sie die Kandidatur einer anderen Partei unterstützen, um dieser einen Dienst zu erweisen, sondern um der Partei, gegen welche sich die Unterstützung richtet, eine Niederlage zu bereiten.

So war also alles darauf angelegt, die Sozialdemokratie zu isolieren und ihre Wahlposition so ungünstig wie möglich zu gestalten. Sollte sie unter diesen Umständen in die Wackersche Falle gehen? Sollte sie die abermalige Bildung des Großblocks ablehnen und die Nationalliberalen ins klerikale Lager senden? Eine solche Taktik wäre parteipolitischer Selbstmord gewesen. Diesen Erwägungen verschloß sich auch der vom 21. bis 22. Juni 1913 in Freiburg stattgefundene Parteitag nicht, und er erklärte sich einstimmig für abermalige Abmachungen mit den Fortschrittlern und Nationalliberalen im zweiten Wahlgang. Selbst jene badischen Parteigenossen,

welche schon seit Jahren aus ihrer Großblockgegnerschaft kein Hehl machen, konnten sich den dargelegten Bedenken nicht entziehen und stimmten der Großblockbildung von 1913 zu.

Es herrscht nun hier und da die Meinung vor, außer dem Großblock beständen noch besondere Abmachungen über die sogenannte liberal-sozialdemokratische Arbeitsgemeinschaft in der Kammer. Man erklärt: gegen die badischen wahltaktischen Abmachungen ist schließlich nicht viel zu sagen; ähnliche Wahlvereinbarungen werden auch anderwärts getroffen, aber die liberal-sozialdemokratische Arbeitsgemeinschaft ist unter allen Umständen zu mißbilligen! Sie hemmt die sozialdemokratische Landtagsfraktion in ihrer prinzipiellen Stellungnahme und verleitet sie zur Kompromißlei und zu schädlichen Zugeständnissen an die Liberalen.

Da ist denn festzustellen, daß nie und nirgends weder schriftlich noch mündlich zwischen der badischen Sozialdemokratie und den liberalen Blockparteien besondere Abmachungen über eine liberal-sozialdemokratische Arbeitsgemeinschaft bestehen. Alle taktischen Vereinbarungen wurden seit 1905 stets in der badischen Parteipresse publiziert und das Ergebnis aller Großblockverhandlungen jeweils der Öffentlichkeit und den zuständigen Parteiinstanzen unterbreitet. Hatte sich aber — und besonders in der Landtagsperiode von 1909 bis 1913, da von 1905 bis 1909 die Voraussetzungen dazu noch nicht gegeben waren — eine gewisse liberal-sozialdemokratische Arbeitsgemeinschaft herausgebildet, dann vollzog sie sich nach dem ungeschriebenen Gesetz der gleichen parlamentarischen Interessen: Abwehr der reaktionären Anschläge der Rechten und der Regierung. Wenn sie in dieser (Ende November 1913 begonnenen) Landtagssession nicht mehr funktioniert, wie das auch Genosse Remmele an einigen Beispielen zutreffend nachgewiesen hat, dann ist damit doch nur bewiesen, daß dem Großblockabkommen bei den Stichwahlen nicht immer eine parlamentarische Arbeitsgemeinschaft zu folgen braucht. Allerdings ist ohne sie — das darf nicht übersehen werden — der Großblock ein Heft ohne Klinge, denn sein eigentlicher Zweck: Verhinderung einer reaktionären Gesetzgebung, wird in vielen Fällen nicht erreicht.

* * *

Die Kritiker der badischen Großblocktaktik pflegen mit besonderer Vorliebe alle jene Reden und Abstimmungen der Liberalen und vor allem der Nationalliberalen aufzuzählen, durch welche sich diese in einen Gegensatz zur Sozialdemokratie und zu den Zielen des Großblocks stellen. Sie vergessen aber völlig, daß der Großblock nicht nur eine positive Tendenz: Fortentwicklung des politischen, geistigen und sozialen Lebens in freiheitlichem Sinne enthielt. Man muß, will man ein objektives Urteil fällen, die Frage aufwerfen: Was hat der Großblock in Baden verhindert? Zunächst eine Zentrumsherrschaft mit all jenen gefährlichen Begleiterscheinungen, die uns heute Bayern, Belgien und andere vom Klerikalismus beherrschte Länder recht sichtbar vor Augen führen. Ferner ist die Ausdehnung und der Einfluß des Zentrums in Baden zum mindesten zum Stillstand gebracht worden. Zwei Gegenüberstellungen mögen dies beweisen. Das Zentrum hatte

	Stimmen	Prozent der abgegebenen Stimmen	Mandate
1905	125453	42	28
1909	116153	35	29

Die Wahl von 1909 brachte dem Zentrum sogar nur 90 840 Stimmen und 26 Mandate, aber sie soll hier ausgeschaltet werden, weil sie für den Großblock (infolge der Reichsfinanzreform) ungewöhnlich günstig war. Auch der Umstand, daß die Konservativen 1909 und 1913 ein paar tausend Zentrumsstimmen erhielten — die Legislaturperiode dauert in Baden vier Jahre — spricht nicht gegen die vorstehende Auffassung. Und wenn die Sozialdemokratie von 1905 bis 1909 in der Zweiten Kammer zwischen den beiden großen Parteien Zentrum und Nationalliberale das Zünglein an der Abstimmungswage bildete, wenn es von 1909 bis 1913 durch seine 20 Abgeordneten die zweitstärkste Partei wurde und die Gesetzgebung ganz wesentlich beeinflußte, so kann man darüber nicht mit geringschätzigem Achselzucken über die angeblich minimalen Erfolge des Großblocks hinweggehen. In diese Großblockära fällt auch die Einführung des Proporzes zu den Gemeinde- und Stadtverordnetenwahlen, die uns das Eindringen in fast alle Gemeindeverwaltungen Badens ermöglicht hat. Mit seinen 2013 sozialdemokratischen Bürgerausschußmitgliedern, Stadtverordneten, Stadt- und Gemeinderäten sowie einigen Bürgermeistern steht das kleine Baden mit nur 2 110 000 Einwohnern bezüglich des sozialdemokratischen Einflusses in den Gemeinden neben Sachsen an der Spitze aller deutschen Bundesstaaten. Ebenso ist das Schulgesetz mit dem sogenannten Dissidentenparagraphen, »daß Kinder, die keiner Religionsgemeinschaft angehören, gegen den Willen des Vaters zum Besuch des Religionsunterrichts *nicht* angehalten werden können«, eine Errungenschaft der Großblockperiode, um die man in Preußen — leider vergeblich! — bis jetzt gekämpft hat.

Aber wo bleiben die *Klasseninteressen des Proletariats*? So fragen die Großblockgegner. Daß wir auf dem Gebiet des Arbeiterschutzes, der Einführung der Arbeitslosenversicherung usw. auch in Baden noch viel zu erkämpfen haben, wissen wir. Gleichwohl wäre in den Landtagssessionen von 1909 bis 1913 mehr erreicht worden, wenn sich nicht die *badische Regierung*, getreu dem Beispiel der Regierungen der anderen Bundesstaaten, ganz beharrlich zum Anwalt der Besitzenden gemacht hätte. Hat doch die Großblockmehrheit des badischen Landtags — um nur ein Beispiel herauszugreifen — im Jahre 1912 zur Einführung der Arbeitslosenversicherung 100 000 Mark bewilligt. Die Regierung weigerte sich aber, sie ins Budget einzustellen. Auch die badische Fabrikinspektion zählt keineswegs zu den rückständigsten der gleichen Institutionen im übrigen Deutschland.

Wenn schon, denn schon! Entdeckt man geflissentlich nur die Schattenseiten der Großblockzeit, dann dürfen auch einige Lichtseiten berührt werden. Ein anderer Einwand gegen den Großblock wird auf die Formel gebracht: Das Klasseninteresse des Arbeiters stumpft ab, wenn der ausgebeutete Fabrikproletarier den Großblockstimmzettel für den ausbeuterischen und sozial rückständigen Fabrikanten in die Urne legen muß. Angenommen, aber nicht zugegeben! 1905 mußten jedoch in fünf Wahlkreisen, 1909 in sechs und 1913 wieder in fünf Wahlkreisen die Liberalen und damit auch die liberalen Fabrikanten und sonstige Unternehmer für sozialdemokratische Kandidaten, also für ihre schärfsten Gegner in wirtschaftlicher Beziehung, stimmen. Und sie haben es durchgängig ebenso prompt getan, wie die sozialdemokratischen Arbeiter im Interesse der Verhinderung einer Zentrumsmehrheit für die Liberalen stimmten.

Es soll auch der gewerkschaftliche Kampf unter der »Großblockwirtschaft« beeinträchtigt werden! Für diese Behauptung fehlen ebenfalls die Beweise. Bis jetzt ist noch kein einziger Lohnkampf in Baden deswegen unterblieben, weil der Großblock bestand. Die Gewerkschaften sind von dem durchaus richtigen Standpunkt ausgegangen, der Großblock könne und dürfe sie nicht hindern, die ökonomische Lage ihrer Mitglieder zu verbessern.

* * *

Und nun der Kern des Streites: Soll die badische Sozialdemokratie mit voller Absicht die Nationalliberalen an die Seite des Zentrums und der Konservativen drängen? Soll sie die Front ihrer Gegner geschlossener machen und dann gegen »die eine reaktionäre Masse« kämpfen? Gewiß, die Zeit wird kommen, wo auch in Baden Zentrum und Nationalliberale den Kampf wider den Drachen Umsturz gemeinsam führen. Hat die Sozialdemokratie begründete Veranlassung, das Nahen dieses Zeitpunktes zu beschleunigen? Sicherlich nicht. Auch in der Führung des politischen Kampfes gilt doch wohl der Grundsatz: Teile und herrsche! Indem die Sozialdemokratie die in Baden seit Jahrzehnten bestehende, im gewissen Sinne historische Kluft zwischen dem Zentrum und den Nationalliberalen erweitert, stärkt sie ihren eigenen Einfluß und verhindert, daß man sie politisch isoliert. Wenn es richtig ist, daß die Kampfesenergie des Proletariats um so nachhaltiger zur Geltung kommt, je zahlreicher die zu überwindenden Feinde sind, dann ist es ebenso richtig, daß man nicht stets und überall einen aussichtslosen Kampf führen will. Auch der Preis des Kampfes fällt in die Wagschale. Und die Erringung dieses Preises: Verhütung der Herrschaft des Zentrums! machte in Baden den Großblock notwendig.

Nachschrift. Die vorstehenden Zeilen wurden in Druck gegeben, ehe am 20. und 21. Juni der badische Parteitag in Freiburg zusammentrat. Aber auch er nahm einen Antrag, »den Großblock im ersten Wahlgang grundsätzlich zu verwerfen, jede Arbeitsgemeinschaft mit einer gegnerischen Partei abzulehnen und für Abmachungen bei den Stichwahlen bestimmte Garantien zur Wahrung der Kulturinteressen des badischen Volkes zu schaffen«, nicht glattweg an, sondern überwies ihn durch Mehrheitsbeschluß lediglich dem Landesvorstand der badischen Sozialdemokratie. Und doch stand dieser Parteitag unter dem frischen Eindruck der Landtagsdebatten, welche die »Kündigung des Großblocks« hervorgerufen hatten.

Kleinstaatliche Verpreußung.

Von Franz Filip (Gera).

I.

Die Restbestände halbwegs liberaler Verfassungseinrichtungen in einigen thüringischen Staaten sind den Reaktionären aller Schattierungen seit langem ein Dorn im Auge. Als Ziel, aufs innigste zu wünschen, schwebt diesen nationalliberalen, mittelständlerischen und konservativen Leuten zwar nicht der in seiner reaktionären Keuschheit brutal wirkende Zustand Mecklenburgs vor; dazu sind sie zu klug, um sich des scheinkonstitutionellen

Feigenblatts leichtherzig zu entäußern. Nein, die Fiktion, daß die Teilnahme jedes Bürgers am Staats- und Gemeindeleben erwünscht sei, soll durchaus aufrechterhalten bleiben. Allerdings will man dafür den Einfluß jener Elemente, die nun einmal nicht so wollen wie die hohe Obrigkeit, kontingentieren. Dabei schätzt man die Sozialdemokraten als Einzelpersonen, anerkennt in lichtvollen Augenblicken — lieber in der Kommission als im Plenum — ihre Sachlichkeit und ihren Eifer; aber wenn die »großartige Bewegung des vierten Standes« — die sich doch schließlich aus den Einzelmenschen zusammensetzt — sich anschickt, mehrheitsbildend die Politik nach sozialistischen Grundsätzen richtunggebend zu beeinflussen, dann bemächtigt sich der Regierungsmänner der Staaten im Duodezformat eine Nervosität, in der sie unter dem Einfluß des großen Bruders Preuß und geschoben von allerhand Pfadfindern der Reaktion zu den verzweifeltsten Mitteln ihre Zuflucht nehmen, um die sozialdemokratischen Geister zu bannen.

Dieser aus der Furcht vor der Sozialdemokratie herausgeborene Seelenzustand ist typisch für die Leute, die in Mitteldeutschland gegenwärtig die Politik machen oder wenigstens zu machen wähnen. Und es hat insofern durchaus seine Richtigkeit mit der »reaktionären Welle«, die über Thüringen hinflutet. Nur daß diejenigen Politiker, die in den Berliner liberalen Blättern darüber resignierte Betrachtungen loslassen, dieselben Leute sind, die nicht nur nichts Ernstliches getan haben, um die Rückwärtsrevision der kleinstaatlichen Verfassungseinrichtungen zu bekämpfen, sondern diese liberalen Herren haben den Reaktionären noch in die Hände gearbeitet, bis man ihnen wegen ihrer politischen Bedeutungslosigkeit den Tritt versetzte.

Nun ist klar, daß es sich bei der steigenden Flut reaktionärer Maßnahmen nicht um Erscheinungen handelt, die etwa den Eingebungen findiger, um das Wohl des Staates besorgter, über den Parteien stehender Staatsmänner entsprungen sind. Diese Dinge haben vielmehr durchaus reale Hintergründe. Der ursächliche Zusammenhang jener Tendenz zur Verpreußung mit den Verschiebungen in der Bevölkerungszusammensetzung, mit der wachsenden Industrialisierung der Kleinstaaten ist ebenso unverkennbar wie ihre friedliche Durchdringung mit dem ostelbischen Fluidum.

Gute Aufschlüsse über die stetige Zunahme der gewerblich tätigen Bevölkerung und ihre Verteilung auf die verschiedenen Betriebsgrößenklassen gibt die vom Kaiserlichen Statistischen Amte bearbeitete gewerbliche Betriebsstatistik. Sie zeigt, wie in dem Zeitraum von 1895 bis 1907 die thüringischen Staaten in den Strudel der kapitalistischen Entwicklung hineingleiten, wie die Konzentration des Kapitals auch hier unaufhaltsam fortschreitet, indem die Mittel- und Großbetriebe auf Kosten der Kleinbetriebe ständig an Boden gewinnen.

Diese Entwicklung sei hier an einigen Zahlen verdeutlicht, denen wir zum Vergleich die preußischen Ergebnisse an die Seite stellen (Kleinbetrieb gleich 1 bis 5, Mittelbetrieb gleich 6 bis 50 und Großbetrieb gleich 51 und mehr beschäftigte Personen). Siehe die nebenstehende Tabelle.

Man beachte bei der vorstehenden Zusammenstellung die relativ hohe Anzahl der Mittelbetriebe in Sachsen-Weimar, Koburg-Gotha, Sachsen-Meiningen und Reuß j. L., ebenso die selbst im Vergleich zu Preußen bedeutende Zahl der Großbetriebe in den beiden Reuß. Aber auch die Verteilung der Personen auf die einzelnen Betriebsgrößenklassen ist sehr inter-

Staaten	Jahr der Erhebung	Von 100 Hauptbetrieben entfallen auf			Von 100 gewerblich tätigen Personen entfallen auf			Auf 10000 Einwohner kommen gewerblich tätige Personen
		Kleinbetriebe	Mittelbetriebe	Großbetriebe	Kleinbetriebe	Mittelbetriebe	Großbetriebe	
Sachsen-Weimar . . .	1895	93,6	5,9	0,5	52,5	27,6	19,9	1856,6
	1907	90,0	9,1	0,9	39,5	32,0	28,5	2267,1
Sachsen-Meiningen .	1895	93,4	5,9	0,7	48,6	24,6	26,8	2390,6
	1907	90,9	8,2	0,9	41,2	27,4	31,4	2761,7
Sachsen-Altenburg . .	1895	93,8	5,4	0,8	44,0	23,3	32,7	2403,0
	1907	91,9	7,1	1,0	37,4	25,4	37,2	2857,1
Sachs.-Koburg-Gotha	1895	92,5	7,1	0,4	52,9	30,5	16,6	2199,8
	1907	90,6	8,7	0,7	43,0	30,7	26,3	2547,4
Schwarzbg.-Sondersh.	1895	93,7	5,7	0,6	50,1	25,7	24,2	1951,0
	1907	91,4	7,8	0,8	41,6	28,2	30,2	2351,1
Schwarzbg.-Rudolstdt.	1895	94,2	5,1	0,7	48,9	22,9	28,2	2105,5
	1907	91,7	7,3	1,0	39,2	27,7	33,1	2415,2
Reuß ä. L.	1895	91,5	6,9	1,6	27,4	22,1	50,5	3371,9
	1907	90,8	7,5	1,7	28,0	21,4	50,6	3658,4
Reuß j. L.	1895	92,0	7,0	1,0	31,4	23,5	45,1	2922,8
	1907	90,5	8,2	1,3	30,9	23,1	46,0	3035,8
Preußen	1895	93,2	6,2	0,6	45,4	23,7	30,9	1866,0
	1907	90,9	8,1	1,0	35,9	25,3	38,8	2193,5

essant. Entfielen doch 1907 von 100 gewerblich Tätigen auf die Großbetriebe in Reuß ä. L. 50,6, Reuß j. L. 46,0 und Sachsen-Altenburg 37,2 Personen. Zu ganz den nämlichen Schlüssen kommt man, wenn man sich — letzte Rubrik der Tabelle — das Verhältnis der gewerblich tätigen Personen zur Gesamtbevölkerung etwas näher ansieht. Hier rückt — gleich nach Bremen und Hamburg, die hier nicht mit angeführt sind — Reuß ä. L. an die dritte Stelle; es folgen nach dem Königreich Sachsen: Reuß j. L., Altenburg, Meiningen und Koburg-Gotha. Aus alledem ergibt sich wohl zur Genüge die Richtigkeit des oben über die Tendenz zur Industrialisierung in den mitteldeutschen Kleinstaaten Gesagten. Daß dieser Prozeß in den seit der letzten Betriebszählung verflossenen Jahren noch weitere Fortschritte gemacht hat, kann als sicher angenommen werden.

Einige Angaben aus der Einkommensteuerstatistik zweier thüringischer Staaten dürften das Bild, das uns das Vordringen der proletarischen Bevölkerungsschicht gezeigt hat, noch vervollständigen. Nach einer Aufstellung für das Jahr 1909 blieben in Sachsen-Weimar von 160 251 Steuerpflichtigen 51 803 gleich 32,4 Prozent steuerfrei, weil sie noch nicht 500 Mark im Jahre verdienten, während 34 845 Zensiten gleich 21,8 Prozent aus »Arbeit und gewinnbringender Beschäftigung« ein Jahreseinkommen von 500 bis 900 Mark versteuerten. Bei einer Einkommensteuersumme von rund 207½ Millionen Mark hatten also mehr als die Hälfte der Steuerpflichtigen ein Einkommen, das ein Existenzminimum in des Wortes schlimmster Bedeutung darstellte und eben nur zur Bestreitung des allernotdürftigsten Lebensunterhaltes gereicht haben mag.

In Reuß j. L. sind für 1911 auf amtlichem Wege folgende Zahlen ermittelt worden:

Es hatten ein Einkommen

Bis zu 650 Mk.	20065	Zensiten	= 34,5 Prozent
650 bis 1800	32107	-	= 55,1 -
1800 - 3000	3927	-	= 6,7 -
3000 - 7500	1422	-	= 2,4 -
über 7500	792	-	= 1,3 -

Mithin hatten fast neun Zehntel der Steuerzahler (89,6 Prozent) ein Einkommen unter 1800 Mark!

Ist so die Zahl der zum Kleinbürgertum gehörigen Personen durch den Fortschritt der Industrialisierung in unaufhörlichem Rückgang, so sind andererseits auch die wenigen Sympathien, die unsere Partei in jenen Schichten genossen hat, immer mehr im Schwinden, und zwar infolge des außerordentlichen Erstarkens der zu 80 Prozent von Arbeitern getragenen Konsumgenossenschaftsbewegung in Thüringen. Es ist nicht zuletzt diese für uns erfreuliche Tatsache, die im Kleinbürgertum, das auf die Arbeiterkundschaft ein selbstverständliches Anrecht zu haben glaubt, arbeiterfeindliche Stimmungen erzeugt hat. Viele jener Kleinbürger sind zweifellos durch den gewaltigen Aufschwung der Genossenschaftsbewegung in die Armee der Mittelstandsretter geflüchtet. Wenn auch der Abgang dieser kleinbürgerlichen Elemente in der Partei durchaus keine »fühlbare Lücke« hinterlassen hat, so haben sie in vielen Fällen eben doch das Heer unserer politischen Gegner verstärkt und damit in kurzsichtiger Verblendung der Reaktion die Wege ebnen helfen.

II.

Daß es sich in Thüringen nicht um zufällige Einzelerscheinungen handelt, sondern daß Methode darin liegt, ergibt sich aus der Kontinuität jener Bestrebungen, aus dem zeitlichen Zusammentreffen der Wahlentrechtungsaktionen. Wenn ihnen nicht jedesmal Erfolg beschieden war, so lag das gewiß nicht an dem »guten Willen« ihrer Befürworter.

Den Anstoß gab — wenn wir uns darauf beschränken, die Entwicklung in den letzten Jahren zu skizzieren — Schwarzburg-Rudolstadt. Die Tatsache, daß das bestehende Wahlrecht eine sozialdemokratische Majorität im Landtag ermöglichte, war für die Regierung Grund genug, eine Wahlrechtsverschlechterung vorzubereiten. Die Regierungsvorlage wurde aber, auch in einer nachher gemilderten Form, abgelehnt. Darauf erfolgte am 4. März 1912 die Auflösung des Landtags. Die neuen Wahlen änderten indessen nichts an den Mehrheitsverhältnissen des Parlaments. Als nun weder die Proklamierung einer Art gesetzgeberischer Diktatur, noch das bei Professor Laband bestellte Rechtsgutachten, noch die Vertagung des Landtags eine im Sinne der Regierung befriedigende Lösung des Konflikts brachten, versuchte man es im Februar 1913 nochmals mit einer Wahlrechtsänderung. Aber auch jetzt war das Glück der Regierung nicht hold — weshalb sie es für das Gescheiteste hielt, einen billigen Frieden zu schließen: er kam auf der Grundlage zustande, daß die Regierung die Wahlrechtsvorlage zurückzog und unsere Genossen dem Etat zustimmten.

Auf die Aktion im Rudolstädtischen, die mit einem eklatanten Mißerfolg der Regierung endete, folgt zunächst das reußische Zwischenspiel.

Im Landtag von Reuß j. L. stand nun zwar die »Gefahr« einer sozialdemokratischen Mehrheitsbildung noch in weitem Felde. Ja, es war sehr zweifelhaft, ob die Sozialdemokratie überhaupt Aussicht hatte — das Wahlrecht war durch eine die agrarischen Landesteile begünstigende Wahlkreiseinteilung und ein Höchstbesteuertenprivileg denaturiert —, jemals die Mehrheit zu bekommen. Genug: Nachdem sich die Regierung durch eine verfassungsrechtlich nicht einwandfreie Manipulation eine Zweidrittelmehrheit gesichert hatte, wurde am 6. Dezember 1912 das Landtagswahlrecht durch ein Pluralwahlsystem ersetzt. Die Arbeiterschaft protestierte dagegen mit einem Halbtagsstreik und einer eindrucksvollen Straßendemonstration. Faktisch änderte das leider nichts an der Entrechtung. Auf die Einzelheiten des komplizierten und monströsen Fünfstimmenwahlrechts in diesem Zusammenhang einzugehen, erübrigt sich; es sei nur bemerkt, daß die Wirkung durchaus den Erwartungen der reaktionären Macher entsprach: hatten unsere Genossen früher ein Drittel der Landtagssitze inne, so jetzt nur noch ein Zehntel. Die Hauptsache: Der Weg für die Reaktion war frei.

Und sie machte nun gleich ganze Arbeit! Auch die Gemeindeverwaltungen sollten von der den Besitzenden drohenden Gefahr, die Interessen der Arbeiter zu wahren, behütet werden. Im Januar dieses Jahres kam eine Regierungsvorlage an den Landtag, die das bisher gleiche Wahlrecht in den Gemeinden hinwegfegte und das Fünfstimmenwahlrecht mit — »Staatsnotwendigkeiten« begründete. Die Vorlage ging aber den Nationalliberalen nicht weit genug. Der Landtagsausschuß verschlechterte daher den Entwurf noch erheblich durch Gewährung einer sechsten Stimme an Leute mit einem Einkommen von über 7500 Mark und einer Zusatzstimme an Reichs-, Staats-, Gemeindebeamte und Privatangestellte. Außerdem sollte den Bauern bei der Stimmenzumessung ein Teil der Grundsteuern angerechnet werden. Die Regierung hatte gegen die weitere Verschlechterung zwar technische Bedenken, war aber doch bereit, den Entwurf zu akzeptieren. Während der Verhandlungen im Plenum wurde es aber der agrarisch-nationalliberalen Mehrheit doch etwas beklommen. Fürchtete sie die Erbitterung über die flagrante Rechtlosmachung der Minderbemittelten, oder war es die Sorge, daß nach den Handwerksmeistern, den Beamten und Bauern noch andere Gruppen kommen würden, um eine Zusatzstimme zu verlangen: die Mehrheit zog sich schließlich auf die Regierungsvorlage zurück, die am Sonnabend voriger Woche gegen die beiden Stimmen unserer Genossen und die des fortschrittlichen Vertreters angenommen wurde.

Der Verschlechterung des Landtagswahlrechts in Reuß j. L. folgte auf dem Fuße die in Reuß ä. L. Im April 1913 ließ die Regierung dem Landtag eine Vorlage zugehen, durch die die Zahl der Abgeordneten im Landesparlament um drei erhöht wurde. Und zwar sollten die Bürgermeister der beiden größeren Städte dem Landtag angehören und ferner die ländlichen Gemeindevorsteher das Recht erhalten, einen Vertreter zu wählen. Außerdem wurde das Stimmrecht von einer einjährigen, das passive Wahlrecht von einer dreijährigen Wohnsitzdauer abhängig gemacht. Der Zweck dieser Abänderungen kam mit schöner Offenheit in folgendem von einem weniger schönen Sprachgefühl eingegebenen Satze der Begründung zum Ausdruck:

Die Änderungen sollen verhüten, daß infolge Zunahme der zum größten Teil der sozialdemokratischen Partei angehörenden industriellen Arbeitnehmer unter den zur Vornahme der allgemeinen Wahlen berufenen Wählern im Landtag des Fürstentums der Einfluß einer einzelnen Berufsklasse, einer einseitigen Interessenvertretung und politischen Partei ein überwiegender werden kann, wodurch das Staatswohl gefährdet, die allgemeinen wirtschaftlichen Interessen benachteiligt werden würden.

Diese Wahlrechtsverschlechterung wurde tatsächlich wenige Wochen nach der Veröffentlichung der Regierungsvorlage trotz des energischen Protestes unserer Freunde beschlossen.

Der Erfolg der reußischen Regierungen in dem Bemühen, die Verfassungseinrichtungen möglichst dem preußischen Vorbild anzupassen, ließ die Regierungsmänner im angrenzenden Goetheländchen nicht schlafen. Man hatte in Weimar zwar so eine Art liberaler Tradition zu wahren, aber schließlich sind das Gefühlsmomente, die obendrein in den Augen der Männer vom Preußenbund von höchst zweifelhaftem Werte sind. Also man setzte sich über diese Imponderabilien hinweg und ließ die Geheimräte arbeiten. Am Ausgang des vorigen Jahres gelangte durch einen Zufall der Entwurf zu einer Reform der Gemeindeordnung zunächst an die weimarische und dann an die größere Öffentlichkeit, der, von reaktionären Gesichtspunkten diktiert, ebenfalls auf eine erhebliche Beschneidung der Volksrechte hinauslief. So sah der Entwurf für alle Gemeinden unter 5000 Einwohnern die Einführung des Pluralwahlsystems vor. Für die Städte hatte man ein ungemein kompliziertes, nach Erwerbsständen gegliedertes und natürlich »Besitz und Bildung« begünstigendes Wahlrecht ausgeheckt. Die Einbringung des Entwurfs, dessen Veröffentlichung in der sozialdemokratischen Presse größte Aufregung bei der Regierung hervorrief, ist anscheinend vertagt worden, das heißt die Regierung hat dem Landtag die Vorlage nicht zugehen lassen.

Um noch einen Fall aus der jüngsten Zeit zu erwähnen: die Ministerkrise in Sachsen-Koburg-Gotha. Der langjährige Minister des Landes stolperte über die im Thüringer Wald angebrachten Tafeln mit der Aufschrift »Herzoglicher Waldweg«. Der Mann mußte gehen, weil er in dieser Frage die Auffassung des Landtags vertrat und nicht die der Hofkammerclique. So etwas rächt sich. Dabei ist die ganze Angelegenheit für sich betrachtet ja herzlich belanglos. Aber im Zusammenhang gesehen mit den übrigen Ausflüssen reaktionärer Bestrebungen in den thüringischen Staaten gewinnt auch dieser Ausbruch des persönlichen Regiments in Koburg-Gotha an Bedeutung — hier einmal ganz abgesehen von der kläglichen Haltung der bürgerlichen Kammermehrheit, die, anstatt auf ihrem Rechte zu bestehen und zu fordern, sich aufs Bitten verlegte.

Kurz vor Drucklegung dieser Zeilen wird der Entwurf einer neuen Gemeindeordnung für Anhalt bekannt, der ebenfalls charakteristisch für die Richtung ist, in der die Fahrt geht. Während das bisherige gleiche Kommunalwahlrecht an einen Zensus von 1050 Mark gebunden war, bringt die Regierungsvorlage die komplizierte Verkuppelung eines Plural- und Ständewahlrechtes. Die Stadtverordneten sollen danach in Zukunft zu zwei Dritteln aus Abteilungswahlen und zu einem Drittel aus Gruppenwahlen der einzelnen Stände

hervorgehen. Der Zweck dieses offenkundigen Wahlrechtsraubs ist ebenso wie in Reuß j. L. die Beseitigung der unbequemen sozialdemokratischen Gemeinderatsmehrheiten, die Auslieferung der Gemeinden an die durch Besitz begünstigten Schichten des Bürgertums.

Die Tendenz zur Verpreußung, hier schwächer, dort stärker, bildet heute also fraglos die Signatur in der Politik der mitteldeutschen Kleinstaaten. Und kennzeichnend für die gesamte Entwicklung der politischen Zustände im Deutschen Reiche ist, daß gerade in Thüringen, wo die wirtschaftlichen Gegensätze, wie wir gezeigt haben, infolge der starken industriellen Entwicklung auf das schärfste sich gegenüberstehen, kein freiheitlich fühlendes und strebendes Bürgertum mehr existiert, sondern die Arbeiterklasse der alleinige Hort der politischen Freiheit ist. Daher ist hier doppelt und dreifach nötig, daß die Arbeiterklasse sich politisch betätigt. Nur dann kann die »reaktionäre Welle« gebrochen werden, wenn sie anprallt an dem felsenfesten Widerstand der Arbeiter.

Anzeigen.

(Besprechungen hier angezeigter Schriften behält sich die Redaktion vor.)

Dr. Max Adler, **Der soziologische Sinn der Lehre von Karl Marx.** Leipzig, C. L. Hirschfeld. 29 Seiten. 80 Pfennig.

Wie in früheren Schriften sucht der Verfasser auch hier die grundlegende Bedeutung der Marxschen Gedanken für eine allgemeine Sozialwissenschaft darzulegen. Als den großen Fortschritt, den Marx für diese geleistet, betrachtet der Verfasser die materialistische Geschichtsauffassung, die auf den durchaus neuartigen Lehren vom vergesellschafteten Menschen und vom Klassenkampf beruht. Der Klassenkampf wird als die »Daseinsweise« aller bisherigen Gesellschaft bezeichnet, die ökonomischen Verhältnisse als etwas Geistiges.

Arturo Labriola, **Il Socialismo Contemporaneo.** Lineamenti storici. (Der Sozialismus der Gegenwart. Historische Richtlinien.) Rocca San Giovanni (Chieti) 1914. Casa editrice Abruzzese. XXXI und 441 Seiten. Preis 4 Lire.

Der Verfasser gibt zunächst eine historische Skizze der sozialistischen Arbeiterbewegung, nicht der sozialistischen Gedankensysteme einzelner Denker. Er behandelt den Gleichheitskommunismus der Babouvisten, die spontanen Erhebungen der Luddisten und der Anhänger von Spence in England, den Chartismus und die blanquistischen Bewegungen in Frankreich. Er bespricht das Kommunistische Manifest, Proudhons Abwendung von der Demokratie, die Begründung der deutschen Sozialdemokratie durch Lassalle, die Geschichte der Internationale, wobei er für Bakunin Partei ergreift, die geistige Entwicklung und die inneren Kämpfe der Sozialdemokratie und die Entstehung des Syndikalismus.

Bis etwa 1870 habe der Sozialismus die unmittelbare Verwirklichung seiner Ideale angestrebt. Von da an habe er sich auf den Boden des Staates gestellt und einen immer größeren Anteil am politischen Leben des Staates zu erringen gesucht. Infolgedessen sei der revolutionäre Inhalt des Marxismus verloren gegangen, an dessen Stelle der Reformismus trat, was zu einer schweren Krise der Sozialdemokratie führte. Eine Folge dieser Einfügung des Sozialismus in die Politik der einzelnen Staaten sei auch seine Trennung von der eigentlichen Arbeiterbewegung, den Gewerkschaften. Die Vereinigung dieser mit dem Revolutionarismus ist vollzogen im revolutionären Syndikalismus, dem die Zukunft gehört.

Feuilleton

Wieviel essen die Menschen?

Von Alex. Lipschütz.

Vorbemerkung. Die folgenden Ausführungen stellen einen Versuch dar, das Problem des Eiweißminimums, das im Mittelpunkt aller öffentlichen Diskussion von Volksernährungsfragen steht, in allgemein verständlicher Sprache zu erörtern. In meinen Ausführungen habe ich, um nicht einmal schon Gesagtes zu wiederholen, manche Lücken lassen müssen, namentlich in der Frage der Bedeutung des Fleisches. Mit bezug darauf sei auf meine früheren Aufsätze in der »Neuen Zeit« verwiesen. (»Neue Zeit«, 27. Jahrgang, Band 1, und 28. Jahrgang, Band 1.) Den Anlaß zu einer erneuten Diskussion des Problems des »Eiweißminimums« haben mir zum Teil die neuen kritischen Arbeiten des Physiologen von Helsingfors Professor Robert Tigerstedt und seiner Schüler gegeben, die an verschiedenen Stellen veröffentlicht worden sind. Es sei gleichzeitig auf unsere Besprechungen der neuen Arbeiten von Max Rubner verwiesen, ebenso auf die betreffenden Kapitel meines Buches »Stoffwechsel und Energiewechsel des Menschen«.

1.

Auf den ersten Blick erscheint es nicht gut möglich, eine Antwort auf die Frage zu geben, wieviel die Menschen essen. Der eine ißt mehr, der andere weniger; der eine ißt mehr Fleisch und Eier, der andere mehr Kartoffeln, Brot, Gemüse usw. Wie sollte man da sagen können, was und wieviel die Menschen essen! Wenn wir aber genauer zusehen, so werden wir uns überzeugen, daß man auf diese Fragen schließlich doch gut eine Antwort geben kann.

Die Menschen essen, um mit der Nahrung die Verluste zu decken, die sie im Prozeß des Lebens erfahren. Alles Leben ist Zerfall und Verbrennung von lebendiger Substanz, und die Zellen unseres Körpers müssen immer wieder frische Nahrung zugeführt bekommen, wenn sie sich nicht innerhalb kurzer Zeit so weit verbraucht haben sollen, daß sie Hungers stürben. Die Nahrung schafft Ersatz für denjenigen Anteil der lebendigen Substanz der Zellen, der im Prozeß des Lebens jeweils verbraucht worden ist: und daraus folgt, daß die Nahrung eine ganz bestimmte stoffliche Zusammensetzung haben muß. Ob wir uns von Fleisch, Eiern, Brot, Kartoffeln usw. nähren: stets nehmen wir diese Nahrungsmittel auf wegen ihres Gehaltes an ganz bestimmten Stoffen, die die lebendigen Zellen zur Aufrechterhaltung ihres Lebens brauchen. Nehmen wir also eine chemische Untersuchung der Nahrungsmittel vor, die den Menschen und den Tieren als Nahrung dienen. Wir überzeugen uns dann, daß in sämtlichen Nahrungsmitteln in größeren und geringeren Mengen folgende Stoffe enthalten sind: Eiweißstoffe (man denke dabei stets an das Hühnereiweiß, dem alle Eiweißstoffe ähnlich sind und von dem sie ihren Namen bekommen haben), Kohlehydrate (man denke an die Stärke und den Zucker), Fette, Salze und Wasser. Also: wie mannigfaltig auch unsere Nahrungsmittel sind, sie enthalten stets dieselben chemischen Stoffe. Übrigens: soweit es sich um die Nahrung von Mensch und Tier handelt, sind ja die Nahrungsmittel auch Zellen, tote Zellen. Denn die Nahrung des Menschen und der Tiere be-

steht aus Pflanzenleichen oder aus Tierleichen. Und da ist es klar, daß die Stoffe, die in den Nahrungsmitteln enthalten sind und als Bildungsmaterial für die lebendige Substanz der Zellen dienen, dieselben Stoffe sind, die in aller lebendigen Substanz vorkommen: Eiweißstoffe, Kohlehydrate, Fette, Salze und Wasser.

II.

Jetzt sind wir also so weit, daß wir wenigstens einen allgemeinen Maßstab zur Beurteilung der Frage haben, *was* die Menschen essen: sie essen Eiweiß, Kohlehydrate, Fette, Salze und Wasser. Aber *wieviel* essen sie davon? Das ist eine Frage für sich. Wie dieser Frage beikommen?

Das einfachste wäre ja wohl, zu berechnen, wieviel der Mensch von allen diesen Stoffen Tag für Tag mit seiner Nahrung in Form von Nahrungsmitteln aufnimmt. Wie ungleich die Menschen auch essen mögen, so ist doch von vornherein klar, daß wir in unserer Nahrung ein bestimmtes Maß nicht unterschreiten können: wir dürfen nicht zu wenig essen, sonst würden wir uns ganz allmählich dem Hungertode nähern. Aber es ist von vornherein auch klar, daß wir auch nicht zu viel essen dürfen: »allzuviel ist ungesund«. Allerdings wird in der erwerbstätigen Bevölkerung häufig zu wenig gegessen, wie aus dem vom Kaiserlichen Statistischen Amt in Berlin und vom Deutschen Metallarbeiterverband veröffentlichten Material indirekt zu erschließen ist. Und häufig wird auch zu viel gegessen. *Aber im großen ganzen werden wir doch erwarten, daß die Menschen ein bestimmtes Maß in ihrer Ernährung innezuhalten suchen* und daß trotz der vorkommenden Unter- und Überschreitungen *dieses normalen Maßes sich doch die Tendenz geltend machen wird, soviel zu essen, als der Mensch zur Unterhaltung seines Lebens wirklich braucht.* Die Ernährungsphysiologie hat, um diese Verhältnisse zu untersuchen, ein sehr umfangreiches Material gesammelt. Man hat die Mengen der Nahrungsmittel festgestellt, die ein einzelner Mensch im Laufe eines Tages verzehrte, und man hat Proben dieser Nahrungsmittel auf ihren Gehalt an Eiweiß, Kohlehydraten und Fett untersucht. Es hat sich dabei die ausgesprochene Erwartung, in der Ernährung der Menschen würde im großen ganzen doch ein bestimmtes Maß innegehalten, nicht bestätigt, und es ist — auf den ersten Blick nur, wie wir vorausgreifend gleich sagen wollen! — die Annahme des Laien anscheinend als richtig erwiesen worden, daß die Menschen ja alle verschieden viel essen, und daß man darum gar nicht sagen könne, wieviel »ein Mensch« ißt. Unter beinahe hundert Kostmaßen, die der in Ernährungsfragen berühmt gewordene Physiologe von Helsingfors Professor Robert *Tigerstedt* in jüngster Zeit zusammengestellt hat, gab es solche, die pro Tag 71 Gramm Eiweiß enthielten, und daneben solche, in denen 246 Gramm Eiweiß enthalten waren! Der Kohlehydratgehalt der Nahrung schwankte in den beinahe hundert Kostmaßen zwischen 250 und 968 Gramm und der Fettgehalt gar zwischen 31 und 309 Gramm! Wie kann man da von einem durchschnittlichen Maß für den Menschen sprechen, wo die Schwankungen so ungeheuer groß sind?!

Es ist unmöglich, weiter in das ganze Bündel von Fragen, das sich hier ergibt, einzudringen, wenn man nicht noch ein anderes Moment mitberücksichtigt — das des *Energiegehaltes* der Nahrung.

III.

Man kann alle chemischen Vorgänge, die sich in der Natur abspielen, auch noch von einem anderen Gesichtspunkt studieren als nur von dem der stofflichen Wandlungen, die jeder chemische Vorgang für uns repräsentiert. Wir können einen jeden chemischen Vorgang auch vom Standpunkt der Energieverwandlungen betrachten, die mit ihm gegeben sind. Um nur ganz allgemein darüber zu orientieren: bei chemischen Vorgängen, wie zum Beispiel beim Zerfall von Nitroglyzerin in Kohlensäure, Wasser, Stickstoff und Sauerstoff, kann Energie frei werden, Arbeit geleistet werden. Wir drücken sprachlich diese Verhältnisse so aus, daß wir in einem solchen Falle sagen, hier habe sich »potentielle chemische Energie« in Energie der Wärme oder in mechanische Energie (Explosion) verwandelt. Ebenso wird bei der Vereinigung chemischer Stoffe mit Sauerstoff, bei der Verbrennung, Energie frei. Alle Vorgänge in der lebendigen Substanz sind nun Zerfallsprozesse und Verbrennungen von Eiweiß, Fett und Kohlehydraten, und wir können darum die einzelnen Stoffe — Eiweiß, Kohlehydrate und Fett —, die mit der Nahrung in den Organismus eingeführt werden, auch nach der Energiemenge beurteilen, die sie bei ihrer Verbrennung im Organismus, wo sie ein Bestandteil der lebendigen Substanz geworden sind, repräsentieren werden. Wir können zum Beispiel statt »1 Gramm Eiweiß« diejenige Energiemenge nennen, die bei der Verbrennung von einem Gramm Eiweiß in Form von Wärme frei wird. Als Maß der Wärme dient uns die Kalorie, diejenige Wärmemenge, die nötig ist, um einen Liter Wasser um einen Grad zu erwärmen. Untersuchungen haben ergeben, daß mit einem Gramm Eiweiß der Energiebestand des Organismus um 4,1 Kalorien bereichert wird, mit einem Gramm Kohlehydrat wird ebenfalls 4,1 Kalorie in den Körper eingeführt, und ein Gramm Fett repräsentiert 9,3 Kalorien. Wir haben in der von einzelnen Nahrungsstoffen repräsentierten Energiemenge einen gemeinsamen Maßstab, eine gemeinsame Elle, mit der die drei Gruppen der organischen Chemie, Eiweiß, Kohlehydrate und Fette, gemessen werden können. Und wir können ein ganzes Kostmaß in einer Zahl zum Ausdruck bringen: in der Zahl der Kalorien, die von den in dem betreffenden Kostmaß enthaltenen Eiweißstoffen, Kohlehydraten und Fetten repräsentiert sind. Ein Kostmaß kann also 2000, 3000, 4000 usw. Kalorien ausmachen.

IV.

Nun kehren wir zu den Kostmaßen zurück, die wir oben erwähnt hatten. Tigerstedt hat diese Kostmaße auf sechs Gruppen verteilt, je nach dem Kaloriengehalt der Kostmaße, und in der folgenden Tabelle hat er den Eiweiß-, Kohlehydrat- und Fettgehalt eines Kostmaßes der betreffenden Gruppe angegeben. Die über dem Strich befindlichen Zahlen geben den Eiweiß-, Kohlehydrat- und Fettgehalt im Durchschnitt aller Kostmaße der betreffenden Gruppe an; die unter dem Strich befindlichen Zahlen geben die in dieser Gruppe beobachteten Minima respektive Maxima an Eiweiß, Kohlehydraten und Fetten an. (Siehe Tabelle auf nächster Seite.)

Was lehrt uns nun diese Tabelle? Zunächst auch wieder etwas zugunsten der Ansicht des Laien, daß die Menschen nicht alle gleich viel essen: wir sehen, daß ja auch dem Energiegehalt nach die Kostmaße der Menschen ganz gewaltig verschieden sind. Ja, es sind sogar Kostmaße mit einem Energiegehalt von weniger als 2000 Kalorien beobachtet worden!

Gruppe	Zahl der beobachteten Individuen	Kaloriengehalt der Nahrung	Eiweiß in Gramm	Fett in Gramm	Kohlehydrate in Gramm
I	21	2501 bis 3000	109 (71 bis 135)	89 (31 bis 140)	348 (250 bis 488)
II	25	3001 bis 3500	120 (82 bis 163)	99 (42 bis 180)	438 (315 bis 576)
III	14	3501 bis 4000	132 (88 bis 166)	111 (63 bis 191)	507 (375 bis 659)
IV	15	4001 bis 4500	158 (108 bis 191)	124 (71 bis 205)	558 (392 bis 669)
V	7	4501 bis 5000	158 (112 bis 226)	134 (76 bis 223)	652 (468 bis 780)
VI	12	5001 bis 7400	177 (112 bis 246)	196 (93 bis 309)	785 (431 bis 968)

Eine nähere Diskussion ergibt aber folgendes:

Wir haben schon früher erwähnt, daß statistische Erhebungen uns die Tatsache vor Augen geführt haben, daß eine Unterschreitung des notwendigen Maßes in der Ernährung vorkommen kann. So hat sich aus den Haushaltungsrechnungen von Arbeitern, die das Kaiserliche Statistische Amt und der Deutsche Metallarbeiterverband zusammengebracht haben, ergeben, daß zum Beispiel bei einem Einkommen von 1800 Mark pro Jahr eine Arbeiterfamilie nur mit Mühe und Not auskommen kann, und daß bei einem Übertritt in eine höhere Einkommenstufe 50 Prozent des Mehreinkommens allein für Nahrung ausgegeben werden.[1] Ein Haushalt, der eine Familie in solche bedrängte Verhältnisse bringt, gibt nicht mehr die Gewähr, daß in ihm nicht — wenn auch vielleicht nur vorübergehend — Unterernährung vorkommen wird. Wir dürfen darum die Annahme aussprechen, daß unter den zur Beobachtung gelangten Kostmaßen sich auch solche befinden werden, die eine Unterernährung bedeuten. Das ist zunächst eine Annahme bloß — aber Versuche haben gelehrt, daß tatsächlich die Kostmaße mit 2000, 2500 und sogar noch mehr Kalorien den Anforderungen eines erwachsenen Menschen nicht genügen.

Man kann sich nämlich in ziemlich einfacher Weise darüber orientieren, wie groß das Mindestmaß an Energie ist, das ein erwachsener Mensch zugeführt bekommen muß, wenn er die Verluste seines Körpers vollauf decken soll. Diese Orientierung gewinnt man so, daß man ermittelt, wie groß der Energieverlust eines Menschen ist, der sich im vollständigen Hunger befindet und keine körperliche Arbeit leistet. Wie das ermittelt wird, soll hier nicht erörtert werden. Man hat gefunden, daß ein Erwachsener von einem Normalgewicht von 70 Kilogramm in 24 Stunden über 2100 Kalorien verausgabt. Das ist aber noch nicht das Mindestmaß an Nahrung, das ein erwachsener Mensch zur Deckung seiner Verluste zugeführt bekommen muß. Man muß bedenken, daß die Menschen einen Teil der zugeführten Stoffe unverdaut wieder mit dem Kote verlieren. Außerdem leisten sie eine bestimmte Arbeit bei der Verdauung der Nahrung, eine »Verdauungsarbeit«, wobei man in erster Linie an die Arbeit der Kaumuskeln und der Darm-

[1] Lipschütz, Das Budget des deutschen Arbeiters. Neue Zeit, XXVIII, 2.

muskeln denken muß. So kommt es, daß bei der Nahrungszufuhr die Verluste eines erwachsenen Menschen in der Regel mit 2100 Kalorien pro Tag nicht gedeckt werden können, sondern daß es dazu einer Zufuhr von zirka 2700 Kalorien mit der Nahrung bedarf. Gewiß, es gibt »Eßkünstler«, denen es, wie Versuche gezeigt haben, gelingt, schon mit demjenigen Minimum auszukommen, das sie im Hunger verlieren. Aber die Regel ist das nicht, wie zahlreiche Versuche ergeben haben: in der großen Regel beträgt das Mindestmaß an Nahrung für einen erwachsenen Menschen zirka 2700 Kalorien pro Tag.

Nun sind aber in unserer Tabelle Kostmaße von unter 2700 Kalorien verzeichnet, die bei arbeitenden Menschen beobachtet worden sind. Und für einen nichtarbeitenden Menschen genügen in der Regel erst 2700 Kalorien. So kommen wir dahin, daß wir die Kostmaße der ersten Gruppe unserer Generaltabelle zum großen Teil als ungenügend ansehen müssen, um die Verluste eines erwachsenen Menschen zu decken.

Aber die Schwankungen bleiben doch noch ungeheuer groß, wenn wir auch erst mit 3000 Kalorien als dem zulässigen Mindestmaß anfangen. Es kommen ja auch Kostmaße mit einem Energiegehalt von 7400 Kalorien vor! Und es fragt sich, wieso es kommen mag, daß das Mindestmaß an Nahrung so ungeheuer überschritten wird! Die Aufklärung dafür gibt uns die folgende Betrachtung.

Wenn wir uns nämlich über die soziale Zusammensetzung der Personen orientieren, deren Kostmaße der Tabelle von Tigerstedt zugrunde gelegt sind, so finden wir, daß die Berufe in den sechs Gruppen der Tabelle verschieden sind. Je größer der Kaloriengehalt der Nahrung, desto mehr prävalieren in dieser Gruppe der Tabelle Berufe, die sehr schwere körperliche Arbeit leisten. Von den zwölf Versuchspersonen der sechsten Gruppe zum Beispiel sind sechs Holzknechte in Amerika, zwei Holzknechte in Bayern, ein Holzjäger in Schweden, ein Feldarbeiter in Siebenbürgen, ein Athlet und ein Bauer in Finnland. Das will schon etwas sagen: das Mindestmaß von 2700 Kalorien, das ein nichtarbeitender erwachsener Mensch braucht, wird mehr oder weniger überschritten je nach der Menge der körperlichen Arbeit, die die einzelnen Berufe leisten, wobei dann bei körperlich sehr schwer arbeitenden Menschen jene ungeheuer großen Kostmaße zustande kommen, die in der sechsten Gruppe der Tabelle verzeichnet sind. Gewiß, auch die Menschen in ein und demselben Beruf essen nicht alle gleich, aber im großen ganzen gilt es doch, daß der Beruf, die schwere körperliche Arbeit, den Anstieg des Kostmaßes bedingt. (Schluß folgt.)

Literarische Rundschau.

Geheimrat Professor Dr. Max Rubner, **Wandlungen in der Volksernährung.** Leipzig 1913, Akademische Verlagsgesellschaft. 134 Seiten.

Was den überragenden Wert aller Ausführungen Rubners in diesem Buche ausmacht, das ist, kurz gesagt, der »Wirklichkeitsstandpunkt«, der hier in der Ernährungsfrage eingenommen wird. Man kann, von guten Wünschen beseelt, schöne Pläne für einen idealen Zukunftsstaat ausdecken, die nur den einen Haken haben, daß die Voraussetzungen nicht passen auf die Menschen, die den

Zukunftsstaat bauen sollen, und auf die materiellen Möglichkeiten, die den Menschen zur Verfügung stehen. Ebenso kann man auch glückverheißende Pläne in Ernährungsfragen ausbecken, die wohl in den Rahmen eines bestimmten Einzelhaushaltes gut hineinpassen mögen, sich aber als Utopien erweisen, sobald die Schöpfer dieser Pläne ihnen eine soziale Bedeutung unterschieben wollen. Die letzten Jahre haben uns mehrfach solche Utopien gebracht — als Reaktion auf die großen und tiefen Probleme, die die Ernährung des modernen Stadtvolkes aufgeworfen hat. Eine genaue Analyse dieser sozialen Ernährungsutopien würde ergeben, daß sie, wie zum Beispiel der Vegetarismus und seine Abarten, bäuerliche und kleinbürgerliche Ideologie in Ernährungsfragen sind, nur eben durch Übertreibung ins Utopische verzerrt.

Rubner steht in Kampfstellung zu den Trägern der sozialen Ernährungsutopien. In seinen Betrachtungen geht er nicht aus von dem, wie man am besten ein allgemeingültiges Kostmaß für die breiten Volksschichten ausdenkt, sondern von dem, was die großen Massen, vor allem das moderne Stadtvolk, *wirklich essen wollen*. Der *Geschmack* des modernen Städters, wie er in den Ernährungstendenzen der städtischen Bevölkerung zum Ausdruck kommt, ist ein reales Objekt der ernährungsphysiologischen Forschung, den Geschmack gilt es in seinen sozialen Bedingtheiten zu erkennen, und mit Recht sagt Rubner: »Der Begriff Teuerung läßt sich nicht dadurch zu einem imaginären stempeln, daß man verlangt, die Volksmasse solle sich ohne weiteres an ein anderes Regime gewöhnen, das mit dem üblichen Geldaufwand eine zureichende Ernährung herbeiführen würde.« Mit solcher Schärfe wie hier in dem 3. Kapitel des Buches ist das wirklich gegebene oder von breiten Volksmassen erstrebte Kostmaß noch niemals in der Ernährungsphysiologie als notwendiger Ausgangspunkt aller sozialen ernährungsphysiologischen Betrachtungen betont worden. Und das ist der Wirklichkeitsstandpunkt, der dem ganzen Buche von Rubner seinen Anstrich gibt.

Außer dem 3. Kapitel sind noch Kapitel 8, 9 und 10 für die Diskussion der modernen Ernährungsprobleme sehr bedeutungsvoll. Rubner weist zunächst darauf hin, daß auch die ernährungsphysiologische Berechnung der wirklichen Einnahmen und Ausgaben der Nahrungsstoffe bei einzelnen Versuchspersonen »noch lange nicht das Ende des praktischen Ernährungsproblems« ist. Sobald an die Ernährungsphysiologie die Aufgabe herantritt, Normen für die Volksernährung aufzustellen, kommen noch zahlreiche andere Gesichtspunkte mit in Betracht, die weit über die Laboratoriumsforschung hinausgehen und die alle *im praktischen Leben der großen Volksmassen* wurzeln. Dann ergibt sich, daß ein allgemeingültiges Kostmaß, das man auf den im praktischen Leben beobachteten Kostmaßen und auf den Tatsachen der Laboratoriumsforschung aufbauen soll, keinesfalls das *Minimum* an Eiweiß enthalten darf, mit dem ein Mensch auskommen kann: »Die Vertreter einer dem ... Minimum möglichst nahestehenden Ernährung mit kleinen Eiweißmengen sind gar nicht in der Lage, die Verantwortung zu übernehmen für die Konsequenzen, die sich aus solchen Vorschlägen ergeben könnten.« Welche Gesichtspunkte Rubner im einzelnen heranzieht, kann hier nicht diskutiert werden. Rubner betont in diesem Kapitel ganz besonders auch die »sozialen Funktionen«, wie ich sagen möchte, des Fleisches als einer *wohlschmeckenden* Kost. Sind aber einmal die sozialen Momente erkannt, die der städtischen Bevölkerung, deren Mehrzahl die gewerblichen Arbeiter sind, den vermehrten Fleischkonsum aufdrängen — gleich, ob man ihn als Hygieniker begrüßt oder nicht —, so ist damit erkannt, daß auch die Mittel zur Verbesserung der Volksernährung nur sozialer Natur sein können. Rubner diskutiert sie im 14. Kapitel seines Buches.

Manche Abschnitte des Buches sind leider nicht allgemeinverständlich genug geschrieben, was ihre Überwindung für den Nichtfachmann sehr schwer macht. Das ist um so mehr zu bedauern, als das Buch gerade allen denjenigen von Nutzen sein kann, die im öffentlichen Leben in sozialen Ernährungsfragen in der einen oder anderen Weise mitzubestimmen haben. Ich möchte das Buch allen denjenigen

empfehlen, die sozialen Ernährungsfragen ihr Interesse entgegenbringen. Im engen Rahmen einer Besprechung konnte unmöglich auf all die vielen Anregungen eingegangen werden, die das Buch gerade dem Sozialdemokraten gibt — wenn auch manches seinen Widerspruch herausfordern dürfte. Lipschütz.

Zeitschriftenschau.

Der »New Statesman« brachte im Monat März eine beachtenswerte Kritik der neuen **Sozialversicherung** Englands in der Form einer Beilage, welche von jedermann, der sich für die Entwicklung der englischen Krankenversicherung interessiert, gelesen werden sollte. Die Kritik, die zuerst von den englischen Liberalen heruntergemacht und dann totgeschwiegen wurde, enthält die Resultate der Forschungen und die Reformvorschläge eines aus 95 Personen bestehenden Untersuchungsausschusses der Fabischen Gesellschaft, dem Ärzte, Aktuare, Kassenangestellte, Gewerkschaftsbeamte, Juristen, Staatsbeamte und Mitglieder öffentlicher Körperschaften angehören. Seit dem Inkrafttreten der staatlichen Krankenversicherung hat man viele Mängel an ihr getadelt. Es hieß, die Versicherung gehe der Finanzkrise entgegen; das ausbezahlte Krankengeld übersteige die Erwartungen in bezug auf Krankheitshäufigkeit, auf denen die Beitragsleistungen fußen; viele versicherten Personen erhielten die Unterstützungen nicht, zu denen sie sich berechtigt glauben; die ärztliche Behandlung lasse vieles zu wünschen übrig; den Schwindsüchtigen werde nur in wenigen Fällen in ausreichender Weise geholfen; für den bedrängten Gelegenheitsarbeiter und die Personen, die in keiner Kasse Aufnahme finden, sei noch nichts getan worden. All diesen und anderen Fragen widmet der etwa 50 000 Worte umfassende Bericht, der nur ein vorläufiger sein soll, eine eingehende und objektive Untersuchung. Am schlimmsten steht es zurzeit nach den fabischen Ermittlungen mit d e n Krankenkassen, die viele Frauen als Mitglieder haben oder die gar nur aus Frauen bestehen. Die Erfahrung hat gezeigt, daß die Krankheitshäufigkeit unter den Frauen der Arbeiterklasse weit höher ist, als die Regierungsaktuare geglaubt haben. In einigen ausschließlich aus Frauen bestehenden Kassen mußte im letzten Jahre zwei-, drei- und viermal so viel an Krankengeld ausbezahlt werden, wie die Versicherungskommissare den Kassen als Norm für die Praxis angegeben haben. Diese Kassen gehen natürlich schnell dem Bankrott entgegen, wenn die Regierung nicht zur Hilfe kommt. »Die neue Tatsache,« heißt es in dem Bericht, »die enthüllt worden ist, ist die, daß unter dem Druck der bestehenden Arbeitsverhältnisse die Krankheitshäufigkeit bei so gut wie allen Gruppen der Industriearbeiterinnen beträchtlich höher ist wie bei den Männern, anstatt der der Männer annähernd gleich zu sein (wie die Regierungsaktuare, ohne sich für die Angaben verantwortlich zu machen, wirklich annahmen).« Mit der ärztlichen Behandlung steht es kaum besser. Das Gesetz verbürgt den versicherten Personen »hinlängliche ärztliche Hilfe und Behandlung«. In Wirklichkeit behandeln die Kassenärzte nur die einfachsten Krankheiten; bei schweren Erkrankungen müssen sich die Patienten selbst helfen, so gut sie es können. Man hat beim Lesen der Schilderung der herrschenden Zustände das Gefühl, als sei die englische Krankenversicherung mehr eine Versorgungsanstalt für den Ärztestand als ein Institut zur Erhaltung und Hebung der Volksgesundheit, das sie zu sein vorgibt. Es heißt, die Diagnose sei höchst oberflächlich, die Heilmittel sehr beschränkt an Zahl, die Administration des Krankenkassenwesens in vielen Fällen höchst autokratisch. Das stärkste Stück liefert wohl die von den Berichterstattern aufs schärfste verurteilte Methode, die Apotheker zu bezahlen. Nach dem Gesetz ist der Versicherungsfonds ein einheitlicher und unteilbarer. Doch die Versicherungskommissare haben auf eigene Faust einen Fonds angelegt, der aus den Beiträgen der Versicherten gespeist und zur Bezahlung der Apotheker verwendet wird. Für jeden Versicherten werden anderthalb Schilling in diesen Arzneifonds gezahlt und ein

weiterer halber Schilling, der nur dann zur Bezahlung der Apothekerrechnungen dienen soll, wenn die erste Summe nicht ausreicht, und den man die »schwebenden Sechspence« nennt. Wird dieser halbe Schilling nicht zur Bezahlung von Arzneimitteln verwendet, so fließt er in die Taschen der Ärzte, die also direkt ein pekuniäres Interesse daran haben, die billigsten Heilmittel zu verschreiben. Die in Betracht kommende Summe ist nicht gering; es handelt sich um 5½ Millionen Mark im Jahre. Die schreienden Mißstände, die der fabische Bericht aufdeckt, sind nicht nur der Art, wie sie in den Anfängen eines großen Versicherungswesens vorkommen können und vorkommen. Viele sind direkt darauf zurückzuführen, daß der Schatzkanzler in dem Bestreben, das Versicherungssystem eiligst herzustellen, um daraus politisches Kapital für die liberale Partei zu schlagen, die Interessen der Arbeiter links und rechts preisgab, wobei er sich nicht scheute, die Volksmassen gröblichst zu betrügen.

Am 30. Mai brachte der »New Statesman« einen Artikel aus der Feder des Francis Vane of Hutton, eines sozialistisch denkenden englischen Offiziers, über das Thema **»Das Heer, das wir brauchen«**. Das Problem des Landmilitarismus ist für England wesentlich anders als auf dem Festland, was von kontinentalen Genossen häufig nicht berücksichtigt wird. England braucht nämlich, will es seine überseeischen Besitzungen nicht preisgeben, neben einer Territorialarmee, die das Mutterland selbst vor dem Einfall eines Feindes schützen muß, ein reguläres Heer für seine Besitzungen. Der Verfasser glaubt, daß das stehende Söldnerheer für den Schutz der Tochterstaaten, die die allgemeine Wehrpflicht eingeführt haben, nicht mehr in Betracht kommen kann. Was Indien anbelangt, so könne sich dieses leicht von England losreißen, wenn sich das indische Volk unter Anführung seiner Intelligenz wirklich erhöbe. Er schlägt vor, den Indern immer mehr Selbstregierung zu geben und sich ihre Sympathien zu verschaffen. Inzwischen will er das stehende Heer auf 60 000 bis 70 000 Mann mit langer Dienstzeit, die ähnlich wie die irischen Konstabler aus dem besten Menschenmaterial zu wählen wären, reduzieren. Vor den Soldaten, aus denen zurzeit das stehende Heer Englands besteht, und die meist Arbeitslosigkeit und Hunger dazu getrieben hat, den bunten Kittel anzuziehen, hat er nicht viel Respekt. Kräftige Arbeiter und nicht Lumpenproletarier sollen das stehende Heer bilden, und jedem einfachen Soldaten soll der Aufstieg bis zur Spitze der Organisation ermöglicht werden. Die Soldaten würden auf lange Jahre nach Indien geschickt werden, sich dort akklimatisieren, heiraten und nach der Dienstzeit im Lande bleiben und zwischen Weißen und Farbigen ein einigendes Band bilden. In bezug auf die Einführung einer allgemeinen militärischen Dienstpflicht in England hat Sir Francis Vane of Hutton seine Bedenken. Er meint aber, eine allgemeine Dienstpflicht, bei der der militärische Charakter nicht betont wird, ließe sich einführen. Als Vorbild einer zu schaffenden Bürgerwehr bezeichnet er die Londoner Feuerwehr, die schon die Disziplin und Schlagfertigkeit besäße, die ein Defensivkrieg erfordere. Von einem Angriffkrieg will er nichts wissen. Zur Verteidigung des heimatlichen Bodens verlangt er die obligatorische Trainierung der Jugend vom 15. bis zum 19. Jahre zweimal in der Woche in der Disziplin der Feuerwehr, in der Lebensrettung, im Signalieren und im Turnen. Dem Paradieren mit dem Schießprügel schreibt er keine Bedeutung zu. Das Schießen lasse sich leicht lernen; ein einigermaßen intelligenter Mensch mit guten Augen könne sich die Kunst in einer Woche aneignen. Der Verfasser, der sowohl britische wie Burentruppen befehligt hat, schreibt, daß ihm der General de Wet mitgeteilt habe, daß die Geschütze, die bei Spion Kop so grauenhaftes Unheil unter den englischen Truppen anrichteten, von jungen Leuten vom Grey College zu Bloemfontein gerichtet worden seien. Die größere Treffsicherheit der Buren namentlich im Fernschießen führt er auf den Umstand zurück, daß die Buren im Feuer die Ruhe behielten und mehr Intelligenz im Schießen bekundeten als die englischen Söldner.

In der laufenden Nummer der »Socialist Review«, die jetzt nur noch vierteljährlich erscheint, schreibt Keir Hardie über den **»Vorläufer der Independent Labour**

Party«. Als diesen Vorläufer bezeichnet er die schottische Arbeiterpartei, die im Jahre 1888 gegründet wurde, als der Verfasser zum erstenmal in einer Parlamentswahl als unabhängiger Arbeiterkandidat auftrat. Das Programm dieser Partei war ziemlich nüchtern; doch um die Erscheinung zu verstehen, muß man sich vergegenwärtigen, daß damals die schottische Arbeiterschaft noch von den Ideen des Manchestertums durchdrungen war.

Als charakteristische Episode führt er an, daß man auf einer Bergarbeiterkonferenz im Jahre 1887 noch ernsthaft die Frage diskutierte, ob Keir Hardie und zwei andere Delegierte nicht verdienten, ausgeschlossen zu werden, weil sie Parlamentsmitglieder aufgefordert hatten, bei der damals stattfindenden Beratung der Kodifizierung der Berggesetzgebung den Antrag zu stellen, der Vorlage einen gesetzlichen Achtstundentag einzuverleiben! Manche Forderungen der schottischen Arbeiterpartei sind heute verwirklicht, aber nicht, wie die Liberalen behaupten, weil es die Liberalen wollten; diese setzten den Reformen vielmehr den heftigsten Widerstand entgegen, bis ihr Widerstand infolge der Agitation der Arbeiterschaft vergeblich geworden war. Im Jahre 1887 gründete der Verfasser ein Monatsblättchen, der »Bergarbeiter« genannt, das sich später zu dem jetzt allen bekannten Wochenblatt »The Labour Leader« entwickelte. Als dann im Jahre 1893 die Independent Labour Party gegründet wurde, löste sich die schottische Arbeiterpartei auf ihrem am 1. Januar 1894 abgehaltenen Kongreß auf und schloß sich der größeren Organisation an.

»Leute oder Material? Ein Trugschluß der Admiralität« betitelt David Alexander Wilson einen Artikel in derselben Nummer der »Socialist Review«. Er redet darin der Demokratisierung der Kriegsflotte und der besseren Behandlung der Mannschaften das Wort. Während die Admirale wie Trunkenbolde, die ein Glas nach dem anderen hinabstürzen, einen Dreadnought auf den anderen türmen, ist es ein öffentliches Geheimnis, daß eine Wiederholung der Meutereien des Jahres 1797 im Kriegsfall wahrscheinlich ist, und zwar aus demselben Grunde: weil man mit der Behandlung der Mannschaften im Rückstand geblieben ist. Der Matrose ist heute so schlimm daran wie früher. Wenige sind in der Lage, zu heiraten. Er hat keine wirkliche Aussicht, zu einem höheren Rang befördert zu werden. Selbst im Kriege kann er es nicht wie früher zu einem höheren Range bringen. Die englische Kriegsflotte weist viele der Mängel auf, die die Flotte des royalistischen Frankreichs charakterisierten, die in der Revolution zugrunde ging. Die Ähnlichkeit ist groß, nicht oberflächlich. Blutjunge Offiziere, die sozialen Einfluß besitzen, befehligen; der Adel, und zwar der Geldadel steht an der Spitze der Organisation. Indem man wie wahnsinnig das Kriegsmaterial anhäuft, vergißt man die entscheidende Rolle, die die moralischen Faktoren im Kriege spielen. Die großen englischen Seesiege der Vergangenheit wurden nicht auf Grund der materiellen, sondern auf Grund der moralischen Überlegenheit gewonnen. Die »unbesiegbare Armada«, mit der der spanische König England zur Zeit der Königin Elisabeth zu unterjochen gedachte, war eine Flotte nach dem Herzen der jetzigen britischen Admiralität. An Größe hatte sie nicht ihresgleichen, und die Offiziere waren Leute vom blauesten Blute. Der Verfasser verlangt, daß alle Offiziere aus den Mannschaften hervorgehen sollten und daß man die Löhnung und Aussichten der Matrosen und Heizer mindestens ebensogut gestalte, wie sie bei den Eisenreitern Cromwells waren, ehe man einen neuen Dreadnought baue. Was die Gegner der Demokratisierung der Kriegsflotte vergessen oder nicht wissen, ist die Tatsache, daß die britische Flotte bis in neueste Zeit eine plebejische Organisation war. Das war ein Grund für ihre Überlegenheit über die spanischen und französischen Flotten, die ihr im Punkte Material oft überlegen waren. J. Köttgen.

Berichtigung. In Nr. 10, S. 422, Zeile 10 von unten muß es heißen: am 30. April 1870 Schweitzer im deutschen Zollparlament.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 14 Ausgegeben am 3. Juli 1914 32. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Die Waffen nieder!

Berlin, 27. Juni 1914.

hw. Die sichtbarste und eifrigste Vorkämpferin der bürgerlichen Friedensbewegung, Berta v. Suttner, hat vor dem unbesiegbarsten aller Gegner die Waffen strecken müssen. Sie war eine nicht gewöhnliche Frau, denn einem Geschlecht entstammend, das im Laufe der Jahrhunderte dem Hause Habsburg manch eisenklirrenden Kriegsmann geliefert, brach sie früh schon mit den Überlieferungen ihrer Kaste und strebte auf eigenen Wegen anderen Idealen nach. Ihr Herz schlug nur für den einen Gedanken, dem ewigen Blutvergießen zwischen Volk und Volk ein Ende zu bereiten, all ihr Dichten und Trachten galt der Zivilisierung der Bestie Mensch, und seit sie vor einem Vierteljahrhundert mit ihrem berühmten Roman eine Standarte aufgepflanzt hatte, arbeitete sie ohne Rast und Ruh daran, in die Urwälder unserer modernen Barbarei Kulturlichtungen zu schlagen. Wegen ihres hochgespannten Zieles, das sich in seinem Wesentlichen mit einem Ziele der vorwärtsmarschierenden Arbeitermassen deckt, und wegen der faulen Äpfel, mit denen die journalistischen Gassenbuben Europas zeitlebens diese tapfere Frau beworfen, dürfen sich auch unsere Fahnen an ihrem Sarge senken.

Aber es hieße den alten Grundsatz: Aussprechen, was ist! verleugnen, wenn wir verschweigen wollten, was Werk und Wesen der Baronin Suttner von der sozialistischen Friedensarbeit durch eines Abgrundes Breite trennt. Es hat dabei nichts zu sagen, daß sie mit ihrem Buche: Die Waffen nieder! ausschließlich ethischen und ästhetischen Abscheu vor dem in ein System gebrachten Massenmord zu wecken suchte, kaum mit kräftigeren Farben übrigens, als sie der stürmische Freund Goethes, Jakob Michael Reinhold Lenz, fand, um die Schrecken zu malen, die du bringst,

> Flecken der Menschheit, vom wildsten der höllischen Geister ersonnen,
> Krieg, Zerstörer der Freuden, Verderber friedseliger Staaten.

Denn die Erregung von Ekel und Entsetzen vor den Greueln der Schlacht, wie sie jüngst Lamszus in seinem Büchlein so packend gelungen ist, kann recht wohl zu den Mitteln sozialistischer Friedenspropaganda gehören. Aber was der Suttnerschen Friedensbewegung einen so kurzen Blick und kurzen Atem schaffte, war, daß sie nicht darüber hinausgelangte und vollkommen unhistorisch fühlte und dachte. Nach dem Weltbild, wie es sich in ihrem Hirn spiegelte, war diese Aristokratin kleinbürgerlich beschränkt, und all ihre pazifistische Weisheit lief letzten Endes auf den ehrwürdigen Irrtum hinaus, daß, wer die Verhältnisse bessern wolle, zunächst die Menschen bessern müsse.

Notgedrungen kam die Suttner unaufhörlich zu falschen Folgerungen, weil sie von falschen Voraussetzungen ausging. Daß Kriege ihre sehr realen Ursachen haben, die man nur zu durchschauen vermag, wenn man die Klassengliederung der Gesellschaft ins Auge faßt, davon wußte sie nichts, sondern ihr war es nur ein Beweis für die grandiose Unvernunft der Menschen, wenn zwei Heere mit allerhand Mordwerkzeug aufeinander losschlugen. Denn daß sich Menschen erschossen, erstachen, erwürgten, daß sie Pest und Seuchen entfesselten, daß sie die Früchte des Feldes zerstampften und die Früchte des Gewerbefleißes zerstörten, daß sie freventlich Not auf Elend und Elend auf Not türmten, daß sie Ströme von Blut und Meere von Tränen zum Fließen brachten, statt mit der langen Pfeife und dem Schoppenglas beieinander zu hocken und zu singen: Wir sitzen so fröhlich beisammen und haben einander so lieb!, das galt dem naiven Sinne dieser Friedensprophetin nur als ein Ausbruch des Massenwahnsinns, als eine Psychose, die sich zum Unheil der Welt von Geschlecht zu Geschlecht weiter vererbte. Kriege, die eine historische Notwendigkeit waren, gab es für sie nicht, Kriege, die wie die der französischen Revolution gegen das feudale Europa die Entwicklung vorantrieben, waren für sie ein Unding, und wenn nur die Erdbewohner Vernunft genug besessen hätten, wäre von der Verennung Trojas bis zu den Kämpfen um Durazzo kein Tröpfchen Menschenblut anders geflossen als unter der Lanzette des aderlassenden Dorfbarbiers.

Da aber nun einmal, um mit dem demokratischen Dichter zu reden, der Lauf der Welt vom Lauf der Flinten abhing, kam alles darauf an, die Kanonen abfeuernde Unvernunft der Menschen in Friedenspsalmen schwingende Vernunft zu verkehren, und zu diesem Ende wandte sich die Suttner wohl so nebenbei mit ihrer aufklärenden Tätigkeit an die Massen des Volkes, aber in erster Reihe doch an die Mächtigen der Erde. Wenn es gelang, die Kaiser und Könige zu überzeugen, daß Kriegführen Unsinn ist und Unheil bringt, dann schien ihr die goldene Zeit gekommen, wo die scharfgeschliffenen Säbel nur dem Zerkleinern des Schweizerkäses dienen, die Kruppschen Geschütze nur zu Freudenschüssen auf der Kirchweihe dröhnen und die Dreadnoughts nur für Lustfahrten von Sonntagsschulen den Hafen verlassen. In diesem Irrglauben setzte sie ihre inbrünstige Hoffnung auf einen der europäischen Potentaten nach dem anderen, und es hatte oft etwas Rührendes an sich, wie diese Frau, tausendmal enttäuscht, zum tausendundersten Male wieder das Flämmchen der Hoffnung anblies. Dem Triumph ihrer Sache wähnte sie sich wohl am nächsten, als der russische Nikolaus zu Ausgang des verflossenen Jahrhunderts jenes heuchlerische Friedensmanifest auf allen Marktplätzen der Welt anschlug, und es vermochte ihr Vertrauen auf diesen bluttriefenden Friedensengel nicht einmal völlig zu erschüttern, daß er ein paar Jahre nach seiner Kundgebung die Reisfelder der Mandschurei mit Leichenhaufen düngte und in seinem eigenen Reiche, um genügend Holz für Galgen zu gewinnen, die Wälder niederlegte. Denn als er 1913 zur Einweihung des Friedenspalastes im Haag in einem Telegramm an die holländische Königin erneut von seiner Friedensliebe

schwafelte, weinte die Suttner schier Tränen der Rührung über den Blutzaren, den Henkerszaren, dessen verbrecherischen Thron ein ganzes Blutmeer umbrandet. Aber als in diesen Wochen selbst Woodrow Wilson, das pazifistischste aller Staatsoberhäupter, seine Schiffsgeschütze gegen Mexiko donnern ließ, da blieb von allen Machthabern, auf die sie gehofft hatte oder von denen sie ermutigt worden war, nur der Fürst von Monako übrig, und mit dem Ausbeuter der fluchwürdigsten Spielhölle in Europa war für den Friedensgedanken nicht gerade viel Staat zu machen. Gleichwohl verlor sie Hoffnung und Glauben nicht, denn in einem fanatischen Optimismus, den nichts stören und nichts trüben konnte, sah sie die Welt nun einmal so, wie sie sie sehen wollte, und selbst, wo sich Staaten zu weltpolitischen Interessenkonzernen mit kriegerischem Endzweck zusammenfügten, glaubte sie Bürgschaften des Weltfriedens zu entdecken. Sie starb auch ohne Zweifel den glücklichen Tod der Gläubigen, die das Tausendjährige Reich nahe herbeigekommen wähnen, in dem fröhlichen Bewußtsein, daß ihr Werk bald schon der Sieg krönen werde.

Wenn aber ihre Arbeit auch insofern nicht erfolglos war, als sie den Schiedsgerichtsgedanken engeren Kreisen der herrschenden Klassen nahegebracht hat, es bleibt doch immerdar eine Torheit, zu glauben, daß es genüge, den Mächtigen Vernunft zu predigen, um zum Weltfrieden zu gelangen. Nicht Ideen, sie mögen so schön, so groß, so heilig sein, wie sie wollen, leiten die Welt, sondern schmutzige, brutale, krämerhafte Interessen, und indem die Interessen der herrschenden Klassen in der Periode des hochgesteigerten Kapitalismus, in der wir leben, nach dem Ausbeutungsmonopol ganzer großer Länderfetzen in überseeischen Gebieten schreien und derart mit den Profitgelüsten der herrschenden Klassen anderer Staaten hart aneinandergeraten, hängen im Zeichen der imperialistischen Politik die Wolken der Weltkriegsgefahr so schwarz und nah über der Erde wie nie. Von Kriegsgeschrei hallen die Gassen wider, die Jugend schwelgt schon in der eingetrichterten Verachtung des Friedens, Kronprinzen träumen und schwärmen von Attacken gegen lebendes Menschenfleisch, und Kriegsminister pfeifen zugunsten des Massenmordens munter auf alle Kultur. Wo derart die Kriegsgefahr in den Interessen einzelner Klassen ihre Wurzeln hat, können gegen Interessen nicht Ideen, sondern wieder nur Interessen in die Wagschale geworfen werden. Und das tut die moderne Arbeiterklasse, deren Interesse die Einheit der Völker heischt und die darum die wirkliche Armee des Weltfriedens darstellt. Freilich, die Suttner und ihre Gefolgschaft haben von dem revolutionären Pazifismus des Proletariats nie viel wissen wollen. Zu ihrem siebzigsten Geburtstag noch schrieb der berufenste ihrer Jünger, Alfred H. Fried: »Noch nie hat die Masse den Fortschritt gemacht. Wäre dieser von den vielen abhängig, welcher Fortschritt hätte sich je durchsetzen können, da wir die vielen immer auf der Seite des Bestehenden, nie des Werdenden sahen.« Verblendung der, um ein Wort von Marx zu brauchen, »Friedenswindbeutel«, die Augen haben zu sehen und nicht sehen, und Ohren haben zu hören und nicht hören! Nur durch die Massen, allerdings

nicht durch die stumpfen Massen behäbiger Spießbürger, sondern durch die beseelten Massen tatbereiter Proletarier hat sich aller Fortschritt in der Welt vollzogen, und so wird es auch mit der Friedensbewegung gehen. Die bürgerliche Friedensbewegung, die nicht auf den Grund der Dinge dringt, nicht die Massen hinter sich scharen will, auf das Wohlwollen der Kronenträger setzt, wird stets gute Saat auf steinigen Fels streuen und nie mit strotzender Ernte die Scheunen füllen, die sozialistische Friedensbewegung, die aus dem Interesse der Massen entspringt, die Massen aufruft und nur mit den Massen arbeitet, wird eines Tages den Nutznießern und Schürern des Krieges ein so herrisches: Die Waffen nieder! zurufen, daß sich gegen die Wucht dieses Friedenswillens kein Widerstand zu erheben vermag.

Hinter dem Pazifismus der Suttner stand ein edles und gütiges Herz. Das mag reizvoll und anziehend sein. Aber hinter dem sozialistischen Pazifismus stehen Millionen aufgerüttelter Hirne und geballter Fäuste. Und das verbürgt den Sieg.

Wilhelm Hasenclever.

19. April 1837 bis 3. Juli 1889.

Von **Wilhelm Blos** (Cannstatt).

Als er vor fünfundzwanzig Jahren starb, war er eine der populärsten Persönlichkeiten der deutschen Sozialdemokratie, und sein Bildnis hing in Tausenden von Proletarierwohnungen. Die schnellebige Generation von heute weiß wenig oder nichts mehr von ihm, soweit sie nicht eine besondere Vorliebe für die Beschäftigung mit der Vergangenheit hat. Der dies schreibt, hat ihm seinerzeit nahegestanden und unternimmt es darum heute gern, an die Verdienste dieses Mannes um die deutsche Arbeiterbewegung zu erinnern.

Den wenigen Zeitgenossen von heute, die ihn persönlich gekannt, wird seine charakteristische Erscheinung noch lebendig vor Augen stehen.

Ein echter Westfale, hatte er seine Freude daran, wenn das berühmte Wort Heines von den »sentimentalen Eichen« auf ihn angewendet wurde. Dies geschah oft, weil es so sehr zutraf.

Er war zu Arnsberg geboren — mit dem berühmten Maler Hasenclever war er, soviel ich weiß, nicht verwandt — und besuchte dort das Gymnasium, um sich für ein Universitätsstudium vorzubereiten. Dies mußte aber Familienverhältnisse halber aufgegeben werden, und er erlernte die Lohgerberei. Als ein frischer fröhlicher Junge ging er auf die Wanderschaft, wobei er durch fast ganz Deutschland und durch Oberitalien kam. Sein angenehmes Wesen erwarb ihm viele Freunde, die ihm durchs Leben anhänglich blieben. Er widmete sich der Turnerei und kam einst mit einer Turnerdeputation zu Ludwig Uhland, der seine Freude an dem zukunftsfrohen jungen Mann hatte. In der Politik fühlte er sich zunächst von der Fortschrittspartei angezogen, bei der sich damals die Reste der bürgerlichen Demokratie von 1848 befanden. Während des großen preußischen Verfassungskonflikts der sechziger Jahre ging Hasenclever zur Journalistik über und redigierte in Halver in Westfalen 1862 ein kleines demokratisches

Blatt, die »Westfälische Volkszeitung«, in welcher er mit Mut und Geschick gegen das Bismarcksche Gewaltregiment ankämpfte.

Indessen sah Hasenclever bald ein, daß die Fortschrittspartei nicht geeignet sei, Bismarck zu überwältigen, den Militarismus zu zähmen und in Preußen ein parlamentarisches Regiment einzuführen.

Um diese Zeit erschien Ferdinand Lassalle im Rheinland und hielt dort seine stürmischen Agitationsversammlungen ab. Hasenclever ward von dieser imposanten Persönlichkeit, die gleich einem glänzenden Meteor in die Erscheinung trat, sogleich gewonnen. Er wurde überzeugter Lassalleaner und ist es geblieben, solange er lebte. Die innerhalb der Sozialdemokratie vorgehenden Veränderungen konnten ihn darin nicht beirren. Er trat dem von Lassalle gegründeten Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein bei und wurde 1868 dessen Kassierer.

Er besaß ein wenn auch nicht gerade bedeutendes, aber immerhin zu ganz netten Anläufen führendes poetisches Talent. Karl Gutzkow ließ ihm einmal eine Ermunterung zuteil werden.[1] Seine poetische Produktivität war nicht gering. Viele begeisterte Verse hat er Lassalle gewidmet, so zu dessen Todestag:

Der beste Mann, der Arbeit treu'ster Hort,
Er sank hinab in dunkle Grabesnacht,
Er, der gekämpft, gerungen und gedacht
Für euch mit Mannesmut und Manneswort.
Ein herrlich Menschenleben ist zerschellt,
Er sank dahin, der Arbeit erster Held.

Denselben volkstümlichen Charakter, den seine Verse zeigen, tragen auch seine politischen Artikel und vor allem seine Reden. Er verstand die Massen zu begeistern. Mit vortrefflichem Mutterwitz begabt, wußte er zum Herzen und zum Verstand der Arbeiter zu sprechen. Bald war er eine der populärsten Persönlichkeiten in der deutschen Arbeiterbewegung.

Er wurde Mitarbeiter an dem von Herrn v. Schweitzer geleiteten »Sozialdemokrat«, und 1869 wurde er in einer Nachwahl von dem Kreise Duisburg in den Norddeutschen Reichstag gewählt. Es kam der Deutsch-Französische Krieg. Der »Sozialdemokrat« schrieb damals: »Sieg Napoleons bedeutet Niederlage der sozialistischen Arbeiter in Frankreich, bedeutet die Allmacht der bonapartistischen Soldateska in Europa, bedeutet vollständige Zerstückelung Deutschlands.« — Die parlamentarischen Vertreter der Lassalleaner, Schweitzer und Hasenclever, stimmten darum für die Kriegsanleihe, und Fritzsche schloß sich ihnen an; Bebel und Liebknecht enthielten sich der Abstimmung, weil sie nicht den Anschein erwecken wollten, als billigten sie die Politik Bismarcks.

Hasenclever ward als Landwehrmann eingezogen und mußte nach Frankreich marschieren; in seinen Lebenserinnerungen hat er diese Episode interessant geschildert, namentlich seine doppelte Qualität als Landwehrmann und Reichstagsabgeordneter. An blutigen Aktionen brauchte er nicht mehr teilzunehmen.

Nach dem Kriege wurde er, als Herr v. Schweitzer unmöglich geworden war, zum Präsidenten des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins gewählt.

[1] Hasenclevers Gedichte erschienen erst gesammelt 1876 in Hamburg, dann in Auswahl 1893 bei J. H. W. Dietz in Stuttgart (Deutsche Arbeiterdichtung).

Jetzt befand er sich auf dem Höhepunkt seiner politischen Laufbahn. Der von Natur so gutmütige Mann war nicht zum Diktator veranlagt, wie es Lassalle und Schweitzer gewesen. Unter ihm herrschte im Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein mehr Bewegungsfreiheit, aber trotzdem erreichte die Organisation zu dieser Zeit einen Mitgliederstand, wie sie ihn vorher nie gehabt. Im »Neuen Sozialdemokrat«, den Hasselmann redigierte, erschienen eine Menge volkstümlicher und schwungvoll geschriebener Leitartikel aus Hasenclevers Feder.

1874 wurde Hasenclever von Altona wieder in den Reichstag entsandt. Dort wurden die Verhandlungen eingeleitet, welche schließlich zu dem Gothaer Kongreß von 1875 und zur Verschmelzung der bis dahin sich so heftig bekämpfenden beiden sozialdemokratischen Richtungen der Lassalleaner und der Eisenacher führten. Die Arbeitermassen drängten zu dieser Verschmelzung, von der ab erst der Aufstieg der Sozialdemokratie in Deutschland begann.

Mit dieser Verschmelzung mußte Hasenclever die Machtstellung aufgeben, die er als Präsident des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins inne hatte. Dennoch tat er alles, um die alte unheilvolle Zersplitterung aus der Welt zu schaffen. Hätte er seine Stellung benutzen wollen, um zu intrigieren, so hätte er die Vereinigung zwar nicht verhindern, aber verzögern und erschweren können. Aber dergleichen lag seiner grundehrlichen Natur fern.

Man wählte ihn in den zu Hamburg domizilierten Vorstand der neuen »Sozialistischen Arbeiterpartei Deutschlands«. Er legte diesen Posten aber bald nieder und trat Ende 1875 in die Redaktion des »Hamburg-Altonaer Volksblatts« ein, der ich von Neujahr 1876 ab auch angehörte.

Da man sein zähes Festhalten am Lassalleanismus kannte, so war ich ihm gewissermaßen als Gegengewicht gegenübergestellt und mit gleichen Rechten ausgestattet worden. Wir vertrugen uns zwar, aber Hasenclever schied bald aus, da die Partei es ihm zur Pflicht machte, in die Redaktion des in Leipzig neugegründeten Zentralorgans »Vorwärts« einzutreten. Als er sich in einer großen Versammlung verabschiedete, sagte er: »So wahr ich Hamburg liebe — noch nie ist mir ein Entschluß so schwer geworden.«

In Hamburg dominierten die ehemaligen Lassalleaner, in Leipzig die ehemaligen Eisenacher.

Er kam in seiner geistigen Fortentwicklung nie über den strengen Lassalleanismus hinaus. In Hamburg tadelte er es, daß ich eine Stelle aus der Rede von Karl Marx zitierte, die dieser auf dem Kongreß im Haag gehalten hatte und wo von der »Weltherrschaft des Proletariats« die Rede war, durch welche die Abschaffung der Klassenherrschaft erreicht werden sollte. Das ging Hasenclever, der an den Produktivassoziationen mit Staatshilfe als Befreiungsmittel für die Arbeiterklasse genau nach dem Lassalleschen Vorschlag festhielt, gegen den Strich. Auch die Vorliebe für die Konservativen, wie Schweitzer sie hatte, konnte er so leicht nicht los werden. Erst das Sozialistengesetz trieb sie ihm aus.

Im Jahre 1877 von Altona und Berlin VI in den Reichstag gewählt, nahm er für letzteres an; sein Berliner Mandat wurde kassiert, er wurde glänzend wiedergewählt, trotzdem einer seiner Aussprüche von den Gegnern bis zur Erschöpfung ausgenutzt wurde. Er hatte nämlich gesagt, daß er für ein Mandat persönlich nicht eine Nickelmünze gebe und nur im Interesse der Partei kandidiere.

Im Reichstag trat er oft als Redner auf und gewann durch seinen Mutterwitz das Ohr des Hauses, auch die Geschäftsordnung wußte er als Fraktionsvorsitzender geschickt auszunutzen. Dem Bureaudirektor und Bureaukraten Knaack, der unter dem Sozialistengesetz recht dreist auftrat, wußte Hasenclever wohl zu imponieren. Als dieser Knaack einst unter allerlei Vorwänden der Fraktion ein Zimmer verweigern wollte, wurde er von Hasenclever derart angefahren, daß er förmlich zusammenknickte und sofort nachgab.

Es kam das Sozialistengesetz; Hasenclever, der 1878 bei den Reichstagswahlen in Berlin unterlegen war, wurde 1879 in Breslau wiedergewählt, ebendaselbst auch 1881. Wir trafen uns im Reichstag wieder, und von dieser Zeit ab lernte ich Hasenclever erst näher kennen. Er wurde 1881 aus Leipzig, wo der sogenannte kleine Belagerungszustand verhängt worden war, ausgewiesen und nahm seinen Aufenthalt erst in Wurzen und dann in Halle, wo er sehr zurückgezogen lebte. Es schien ihm nachher doch einigen Schmerz zu bereiten, daß er in der Partei die Führung nicht mehr besaß; manchmal glaubte er sie auch noch zu haben. Diese schmerzlichen Stimmungen hingen wohl damit zusammen, daß sich bei ihm langsam ein Gemütsleiden herausbildete. Er konnte der lustigste und ausgelassenste Mensch sein, wenn fröhliche Menschen um ihn waren, während er in die tiefste Melancholie versank, wenn er in Halle oder in Dessau, wo er zuletzt lebte, sich einsam fühlte. Und doch suchte er die Einsamkeit.

Im Jahre 1884 richteten wir beide miteinander in Berlin das »Berliner Volksblatt« ein, den Vorläufer des »Vorwärts« von heute. In diesem Jahre fanden auch Neuwahlen zum Reichstag statt, bei denen Hasenclever doppelt gewählt wurde, in Breslau-Ost und in Berlin VI. Er nahm für Breslau an.

Es folgten die Fraktionskämpfe wegen der Dampfersubvention und wegen des Verhältnisses zwischen der inzwischen zur Parteileitung gewordenen Fraktion und dem in Zürich erscheinenden »Sozialdemokrat«, bei denen Hasenclever eine große Rolle spielte und im Gegensatz zu Liebknecht und Bebel sich befand. Bis zur Auflösung des Reichstags im Jahre 1887 wurden diese Zwistigkeiten ausgeglichen. Es kam die »Angstwahl«, und Hasenclever siegte in Berlin VI mit über 30 000 Stimmen.

Aber seine Gesundheit war erschüttert; ich erschrak, als ich ihn im Herbst 1887 beim Parteitag von Sankt Gallen wiedersah. Wir wohnten dort zusammen. Der Mann, der so vielen Parteitagen so lebensfrisch und so gewandt präsidiert hatte und immer unverwüstlich schien, war jetzt, wenn er abends die Sitzung schloß, so müde und abgespannt, daß er sich an meinen Arm hängen und ich ihn förmlich nach Hause schleppen mußte. Er litt sehr an Asthma. Nach dem Parteitag reiste er über Tirol, wohin ich trotz seiner dringenden Bitte ihn nicht begleiten konnte, nach Hause, und bald nach seiner Rückkehr kam es zur Katastrophe. Er sandte ganz wirre Artikel an das »Volksblatt« zu Berlin und erschien dort plötzlich in einem Zustand, der seine Überführung in eine Irrenheilanstalt notwendig machte. In der Maison de Santé in Schöneberg starb er am 3. Juli 1889. Die Berliner Arbeiter folgten ihm zu vielen Tausenden zu Grabe.

Im Züricher »Sozialdemokrat« schrieb ihm ein Freund einen Nachruf, dem wir einige treffende Bemerkungen entnehmen:

»Die Eigenschaft, die seinem ganzen Charakter das Gepräge gab, war die T r e u e. Er war ein g u t e r K a m e r a d. Wer an seiner Seite stritt,

der war sicher, daß er einen festen Rückhalt hatte. Ein Mann, ein Wort — das war sein Wahlspruch, den er nie verleugnet hat.... Und die Treue Hasenclevers hat auch seine Parteitätigkeit bestimmt. Die Einigung zwischen den zwei sich streitenden Flügeln der Sozialdemokratie war keine so leichte Arbeit, wie mancher sich heute vorstellt. Verschiedene einflußreiche Leute hätten dies Werk gerne hintertrieben. Damals bewährte sich Hasenclever. Er hatte die Einigung für notwendig erkannt und trat nun mit aller Energie, ohne Hintergedanken für sie ein. Leicht war seine Aufgabe nicht, mancherlei, was ein weniger Hochsinniger als Demütigung betrachtet hätte, mußte von ihm hingenommen werden — er schwankte keinen Augenblick.... Er war, ganz abgesehen von dem Parteiführer, ein bedeutender Politiker, das Wort im besten Sinne des Wortes genommen. Mit glühender Freiheitsliebe und echt demokratischem Instinkt, der ihn auch in den kritischsten Zeiten nicht verließ, verband Hasenclever einen außerordentlichen Takt und praktischen Sinn — Eigenschaften, die im Dienste der Partei Treffliches leisteten und in den politischen Kämpfen den richtigen Weg zeigten.«

Das ist wahr, und so wollen wir ihn in treuem Gedächtnis behalten.

Handelspolitische Aussichten.

Von Spectator.

I.

In der Handelspolitik ist es wie in der Rüstungspolitik: eine böse Tat gebiert die andere. Der Wettbewerb kennt hier wie dort kein Ende, wobei jeder Teil angeblich nur seine eigenen Interessen schützen will, ohne repressive Absichten gegen das Ausland, während in Wirklichkeit dieses Ausland immer zu Gegenmaßnahmen gezwungen und damit ein neuer Ansporn zu weiteren zoll- und wehrpolitischen Rüstungen gegeben wird. Der Fluch der Zolltarifnovelle von 1902 macht sich mit jedem Tag mehr fühlbar. Eine Reihe von Umständen verhinderte damals das Ausland, auf diese unerhörte Zumutung entsprechend zu antworten. Das soll nun jetzt bei der Erneuerung der Handelsverträge geschehen. Das Ausland, in erster Linie Rußland, rüstet zum Zollkampf.

In Deutschland wagen es die Schutzzöllner und ihre Regierung nicht, offen mit weiteren Zollerhöhungen hervorzutreten, wollen vielmehr sich vom Ausland dazu scheinbar nötigen und deshalb ihm die Initiative im Kampfe lassen, wobei Deutschland dann, wie der Handelsminister Sydow im preußischen Landtag erklärt hat, mit Gegenmaßnahmen hervortreten werde. Man will vor dem Volke den Unschuldigen und vom Ausland Bedrückten spielen, der sich bloß wehren muß. Ein durchsichtiges diplomatisches Manöver! Aber das vor zehn Jahren am deutschen Volke begangene Verbrechen ist noch nicht vergessen worden, und es bedarf keines besonderen Scharfsinns, um dieses Spiel zu durchschauen, den Zusammenhang der kommenden Ereignisse mit der Tarifnovelle von 1902 zu entdecken. Nun ist der Zollkampf eröffnet, Rußland kündigt ihn durch Einführung von Getreidezöllen an. Jetzt müssen auch die deutschen Schutzzöllner ihre Karten aufdecken, und wir werden wohl bald erfahren, daß der »lückenlose agrarische Schutz«, begleitet von einer Reihe neuer Industriezölle, kommen werde. Es ist darum höchste Zeit auch für das Proletariat, zum Kampfe gegen das in aller Stille ausgearbeitete

Attentat zu rüsten, zu einem Kampfe, der diesmal noch schwerer sein wird als vor zwölf Jahren. Die Lage hat sich sehr zuungunsten des Volkes verschoben, und nur mit sehr großem Aufwand an Energie wird es ihm gelingen, die neuen Ausbeutungspläne der Schutzzöllner zu durchkreuzen.

Objektiv hat uns, den Gegnern des Tarifgesetzes von 1902, die weitere Entwicklung vollkommen recht gegeben. Alles, was wir als Folge dieses zollpolitischen Ungeheuers vorausgesagt haben, ist eingetreten. Noch mehr, die letzten Jahre haben alle Gründe, die für die Zölle ins Feld geführt worden sind, entschieden widerlegt, so daß den Schutzzöllnern eigentlich nichts mehr übriggeblieben ist, als sich auf das Ausland zu berufen, das uns angeblich zu Gegenmaßnahmen zwingt.

In der Tat: die Schutzzollpolitik Deutschlands, zuerst im Interesse der Industrie gefordert, hat sich bekanntlich als eine hauptsächlich agrarische entwickelt. Vor allem trägt die Tarifnovelle von 1902 einen ausgesprochen agrarischen Charakter. Hören wir die Begründung, die ihr die Regierung gegeben, mit der sie die Notwendigkeit eines verstärkten Agrarschutzes zu rechtfertigen gesucht hat. In der Denkschrift zum Entwurf eines Zolltarifgesetzes lesen wir auf Seite 13:

Die Gefahren, welche die zunehmende Entwicklung des Weltverkehrs für unsere Landwirtschaft mit sich bringt, werden voraussichtlich in den nächsten Jahrzehnten noch nicht verschwinden.

Der ganze Kampf um die Zolltarifnovelle von 1902 ging in der Tat noch unter dem Eindruck der sinkenden Lebensmittelpreise vor sich. Zwar hatte die Preiskurve schon vor sieben Jahren eine entschiedene Wendung nach oben gemacht. Der Gedanke hinkt aber den Tatsachen nur langsam nach, und zu dieser Zeit hatte er die neue Situation noch nicht begriffen. Für die Regierung handelte es sich noch immer um einen Schutz gegen die niederdrückende Konkurrenz der Länder mit extensiver Wirtschaft.

Der vorliegende Zolltarifentwurf, lesen wir dort weiter, erblickt demgemäß eines seiner wesentlichsten Ziele darin, die Lage der einheimischen Landwirtschaft günstiger zu gestalten, indem durch höheren Zollschutz ihrer Erzeugnisse die mit der Entwicklung des Weltverkehrs und der Weltmarktpreise entstandenen Nachteile abgeschwächt und derart ausgeglichen werden, daß der Erlös besser den Herstellungskosten angepaßt wird. Der verstärkte Zollschutz soll die Möglichkeit bieten, daß dem Ackerbau ein angemessener und zu Betriebsverbesserungen ermunternder Gewinn übrigbleibt.

Wie sonderbar dies heute klingt! Die »Nachteile des Weltverkehrs sollen abgeschwächt« werden, während die Getreidepreise in rasendem Tempo hinaufschnellten; den Landwirten soll ein »angemessener Gewinn« gesichert werden, während die Bodenpreise ungeheuerlich gestiegen sind!

Ein paar Zahlen zur Illustration. Die Denkschrift von 1902 führt eine Menge Angaben an, um die Not der Landwirtschaft zu beweisen. Wie steht es nun heute damit? Die Getreidepreise haben selbst den Stand von 1861 bis 1870, als die Agrarier noch sehr zufrieden waren und jeden Zoll bekämpften, weit überstiegen. So kostete in Preußen eine Tonne in Mark:

	Roggen	Weizen	Gerste	Hafer	Stroh	Heu
1861 bis 1871	155	204	138	135	39	61
1896	122	153	130	126	40	49
1902	143	164	142	154	56	67
1912	184	211	181—206	197	55	78

Die Tendenz der Preissteigerung trat also schon 1902 recht deutlich zutage, wurde aber trotzdem übersehen. Heute kann sie nur noch ein politisch und volkswirtschaftlich Blinder nicht bemerken. Die Preise sind heute durchwegs höher als 1861 bis 1870 und übersteigen den Tiefstand von 1896 um 60 bis 70 Mark pro Tonne Getreide und um 15 bis 20 Mark pro Tonne Futtermittel. Auch gegenüber den Preisen von 1902 sind noch bedeutende Steigerungen eingetreten, weit mehr, als die Zollerhöhungen ausmachen. Der Roggenzoll wurde ja von 35 auf 50, also um 15 Mark, der Weizenzoll von 35 auf 55, also um 20 Mark, der Haferzoll von 28 auf 50, also um 22 Mark pro Tonne erhöht. Die Agrarier verlangten, daß dieser um 30 Mark hinaufgeschraubt werde. Der Preis ist inzwischen um 35 bis 40 Mark gestiegen.

Eine noch bedeutendere Preiserhöhung ist für die Erzeugnisse der Viehzucht seit 1861 bis 1870 eingetreten, nämlich um 75 bis 100 Prozent. Seit 1896 ist der Rindfleischpreis um 55 Mark auf 179 Mark, der Schweinefleischpreis um 47 auf 167 Mark und der Butterpreis um 75 auf 285 Mark pro Doppelzentner gestiegen.

Wir haben schon in der »Neuen Zeit« (XXX, 1, S. 464) bewiesen, daß der Getreide- und Fleischpreis in Deutschland um die volle Höhe des Zolles über dem Weltmarktpreis steht. Aber auch dieser hat eine bedeutende Steigerung erfahren. So erhöhte sich beispielsweise in Dänemark von 1896/1900 bis 1912 der Roggenpreis um 20 Prozent (in Preußen um 35 Prozent), der Weizenpreis um 14,7 Prozent (in Preußen um 30 Prozent!), der Haferpreis um knapp 20 Prozent (in Preußen um 45 Prozent) usw. Ginge der deutsche Getreidepreis nur entsprechend der Weltmarktpreisbewegung in die Höhe, so hätten wir 1912 einen Roggenpreis von 163 Mark statt von 184, einen Weizenpreis von 186 statt von 211 Mark gehabt. Niemand wird nun bestreiten, daß auch diese Preise sich durchaus sehen lassen können, daß man bei einem solchen Preisstand, der den von 1861 bis 1870 beim Roggen noch übersteigt, beim Weizen aber ihm sehr nahe kommt, nicht mehr von einer Not der Landwirtschaft sprechen kann.

Daß der Gewinn der Landwirtschaft auch in diesem Falle noch sehr reichlich wäre, geht aus der Preissteigerung des Bodens in zollfreien Ländern deutlich genug hervor. Wir exemplifizieren wiederum an der Hand der Verhältnisse Dänemarks, weil dieses Land keine Agrarzölle kennt und somit die Bewegung des Weltmarktpreises widerspiegelt und außerdem eine ziemlich genaue Bodenpreisstatistik hat. Dort wird nämlich der Bodenwert nicht allein nach der Fläche, sondern auch nach Güte und Beschaffenheit gemessen. Als Einheit wird die »Tonne Hartkorn« genommen, das heißt eine Fläche von bestimmter Beschaffenheit, auf der etwa eine Tonne Hartkorn geerntet werden könnte. Je besser der Boden ist, um so kleiner die Fläche, die als Einheit angenommen wird. Auf diese Weise werden nämlich auch die Kulturverbesserungen berücksichtigt, so daß die Preisbewegungen ausschließlich vom Fallen oder Steigen der Getreidepreise und der Grundrente abhängen. Deshalb kommt in ihnen die Rentabilität des landwirtschaftlichen Betriebs besser und genauer als in allen komplizierten Berechnungen zum Ausdruck. Denn der Käufer eines Grundstücks weiß schon praktisch, wieviel er aus dem Boden zu holen imstande sein wird und wieviel er für ihn auch zahlen darf.

Es war also in Dänemark der durchschnittliche Preis einer Tonne Hartkorn in Kronen:

1870 bis 1874	5260	1900 bis 1904	5235
1875 - 1879	6533	1905 - 1909	6127
1880 - 1884	6563	1910	6592
1885 - 1889	5944	1911	6891
1890 - 1894	5581	1912	7181
1895 - 1899	5230		

Nachdem die Getreidepreise Mitte der siebziger Jahre zu sinken begonnen hatten, waren auch die Bodenpreise seit Mitte der achtziger Jahre heruntergegangen, bis Ende der neunziger Jahre um 20 Prozent. Im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts haben sie aber wiederum ihre frühere Höhe erlangt und 1912 den Tiefstand von 1895 bis 1899 um 37 Prozent und den Höchststand von 1880 bis 1884 um 9,4 Prozent überholt.

Die Wunden der Agrarkrisis sind also selbst in einem Lande, das seiner Landwirtschaft keinen Schutz gewährt, ausgemerzt. Ähnlich liegen die Verhältnisse in England.

Im »Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik« (38. Band, Heft 2) schreibt Hermann Levy über die Lage der englischen Landwirtschaft, daß sie über die Depression hinüber sei und einer neuen Zukunft entgegengehe. Er beruft sich dabei auf Urteile hervorragender Fachmänner sowie offizieller Berichte. So erklärt der letzte Annual Report of Proceedings unter The Small Holdings and Allotments Act, daß »viele Pächter so zufrieden sind, daß sie so bald wie möglich ihre Betriebe vergrößern möchten«. Nach Angaben des Präsidenten des Surveyors Institute, E. G. Strutt, stellte sich der Reinertrag auf einem Gute von 2000 Acres Größe (zirka 900 Hektar), an dem er persönlich interessiert war, pro Acre:

Durchschnittlich	Weizen £ sh d	Gerste £ sh d	Hafer £ sh d	Vieh £ sh d
1899 bis 1905 . . .	2 5 2	2 1 4	2 17 6	767 9 3
1905 - 1911 . . .	3 17 —	2 7 9	3 — 1	1128 — —

Man darf sich darum nicht wundern, daß die Pachtrenten in England wiederum um 20 bis 33 Prozent gestiegen, und daß nicht nur die Pächter, sondern auch die Gutsbesitzer sehr zufrieden sind. Die Verhältnisse haben sich eben geändert; die landwirtschaftliche Krise ist zu Ende, eine Epoche steigender Preise hat eingesetzt und mit ihnen auch steigender Prosperität der großen Güter. Diese noch schützen zu wollen, ist daher heller Unsinn!

II.

Dr. Max Augstin, der im Auftrag der Regierung eine Studienreise nach den Vereinigten Staaten unternommen hat, berichtet in seinem kürzlich bei Duncker & Humblot erschienenen Werke über die Resultate seiner Untersuchungen in dem Sinne, daß die Vereinigten Staaten in der Zukunft kaum ihren Export von Erzeugnissen des Ackerbaues und der Viehzucht werden steigern können, auf jeden Fall nie wieder auf die Vieh- und Getreidepreise des Weltmarktes einen Druck ausüben werden.[1]

[1] Die Entwicklung der Landwirtschaft in den Vereinigten Staaten. Leipzig, Duncker & Humblot. S. 127. 4 Mark.

Nun hat die Denkschrift der Regierung von 1902 auf Argentinien hingewiesen, das 64 bis 96 Millionen Hektar weizenfähiger Anbaufläche haben soll, wobei sie aber vergessen hat, hinzuzufügen, daß diese Fläche zum weitaus größten Teil in der Trockenzone liegt, wo nur mit Hilfe künstlicher Bewässerung Getreide angebaut werden kann. Auch in Argentinien sind die Getreidepreise stark gestiegen, von 1903 bis 1912 der durchschnittliche Weizenpreis von 113 auf 153 Mark pro Tonne, also um 35 Prozent in einem Jahrzehnt!

Rußland hat dann auf Kleinasien und Mesopotamien verwiesen als die gefährlichsten Konkurrenten für die europäische Landwirtschaft. »Gewiß«, antwortet ihm Professor Ballod,[2] der wissenschaftliche Sachverständige des Bundes der Landwirte, »wird die Ausfuhr (aus diesen Ländern) steigen, aber schwerlich in einem sehr bedrohlichen Maße, zumal in Babylonien künstliche Bewässerung erforderlich ist, was die Produktion verteuert.« Überhaupt berechnet Ballod, daß zwar die Weizenanbaufläche sich noch verdoppeln kann, aber nur mit Hilfe steigender Aufwände, wodurch die Weizenpreise in die Höhe getrieben werden müssen.

Wie kann man also noch angesichts dieser Tatsachen die Notwendigkeit von Agrarzöllen mit gutem Gewissen verteidigen? Man begreift jetzt, warum die Regierung nicht zuerst mit einer neuen Tarifvorlage hervortreten will. Sie schämt sich einfach, einzugestehen, daß für den Agrarschutz kein plausibler Grund mehr vorhanden ist, daß allein das nackte Ausbeutungsinteresse ihr die Aufrechterhaltung der Wucherzölle diktiert.

Und noch eins. Die Regierung äußerte damals die Hoffnung, die Zollerhöhung würde zwar den Landwirten höhere Preise bringen, den Konsumenten aber nicht ganz zur Last fallen. Mit anderen Worten: der Zwischenhandel würde wenigstens einen Teil des Zolles tragen. Da aber gleichzeitig der Zoll für Mehl von 7,36 auf 10,20, also um 2,90 Mark, und für Graupen, Gries von 7,30 auf 12,0, also um 4,70 Mark für den Doppelzentner erhöht wurde, so konnte in Wirklichkeit der Zwischenhandel die Preise im Kleinverkauf noch weit über die Engrospreissteigerung hinaus erhöhen.

So stellte sich der Berliner Preis (in Mark pro 100 Kilo):

	Roggen	Roggenmehl	Roggenbrot
1896	11,88	16,30	20,93
1905	15,19	19,07	24,30
1912	18,58	22,78	29,70
1913	16,46	20,85	28,87
1913 gegen 1896	+4,58	+4,55	+7,94
1913 gegen 1905	+1,27	+1,78	+4,57

Auch in einem Jahre sehr guter Ernte wie 1913, als der Roggenpreis etwas gesunken war, so daß er nur um 1,27 Mark den von 1905 überstieg, betrug die Verteuerung des Roggens immer noch 4,57 Mark, während der Zoll für Roggen doch bloß um 1,50 Mark erhöht worden war.

Man sieht, daß auch jene Verheißung der Regierung sich als falsch erwiesen hat, ebenso wie die Versicherung, daß Deutschland »künftig in der Deckung seines Getreidebedarfes bei zunehmender Volkszahl nicht noch mehr vom Ausland abhängig« sein werde. Auch in dieser Hinsicht haben die folgenden Jahre geradezu das Gegenteil von dem gebracht, was man erhofft

[2] Grundriß der Statistik. Berlin 1913, Verlag von J. Guttentag. S 103.

hat. Zunächst muß die durchaus bedauernswerte Tatsache konstatiert werden, daß nach Inkrafttreten der neuen Handelsverträge die Ernten zwar gestiegen sind, die Versorgung des einheimischen Marktes aber schwächer geworden ist.

Nach den Vierteljahrsheften zur Statistik des Deutschen Reiches war für die Bevölkerung verfügbar (Kilogramm pro Kopf):

	1902/05 bis 1906/07	1907/08 bis 1911/12		1902/05 bis 1906/07	1907/08 bis 1911/12
Roggen	150,4	143,0	Gerste	77,5	90,9
Weizen	89,4	82,6	Hafer	120,1	120,1
Spelz	6,8	5,9	Kartoffeln	606,5	576,2
Brotfrucht	246,6	231,5			

	1902/05 bis 1906/07	1907/08 bis 1911/12
Klee- und Luzerne-Heu	185,8	174,0
Wiesenheu	430,6	381,2
Heu zusammen	616,4	555,2

Nur die Versorgung mit Gerste, die zu mehr als der Hälfte aus dem Ausland kommt, ist gestiegen. Die Versorgung mit Brotfrucht und mit Futtermitteln hat sich aber vermindert, ebenso wie die mit Kartoffeln.

Und wie steht es mit der berühmten »Unabhängigkeit« vom Ausland? Wir dürfen uns in dieser Beziehung keineswegs auf die vier Hauptgetreidearten beschränken. Denn auch die Futtermittel sowie einige landwirtschaftliche Rohstoffe und vor allem die Erzeugnisse der Viehzucht sind ebenso unentbehrlich. Betrachten wir also die Gesamtbilanz des Außenhandels in Erzeugnissen der Land- und Forstwirtschaft sowie der Viehzucht, so erhalten wir folgendes Bild. Es wurde in Millionen Doppelzentner ein- und ausgeführt:

	1908	1909	1910	1911	1912	1913
Einfuhr	214,7	231,6	235,8	264,9	268,6	266,1
Ausfuhr	44,6	44,7	51,5	51,2	48,9	66,5
Einfuhrüberschuß	170,1	186,9	184,3	213,7	219,7	199,6

Ist der Einfuhrüberschuß 1913 auch etwas zurückgegangen, so ist er doch immer noch bedeutend höher als 1908, nämlich um fast 30 Millionen Doppelzentner oder um rund 17 Prozent. Dazu kommt noch die Einfuhr von Pferden, die von 1908 bis 1913 von 119 000 Stück auf 143 586 gestiegen ist, während die Ausfuhr sich von 6000 zunächst auf 8000 erhöht hat, dann aber auf 5965 zurückgegangen ist.

Speziell an Tieren und tierischen Erzeugnissen ist die Einfuhr von 14,3 auf 18,7 Millionen Doppelzentner, die Ausfuhr von 1,8 auf 2,2 Millionen Doppelzentner gestiegen. Wird die Regierung heute noch die Mär zu verbreiten wagen, daß man durch Zölle vom Ausland unabhängiger werden könne?

III.

Der Einfuhrüberschuß von Tieren und tierischen Erzeugnissen ist um 32 Prozent, also noch bedeutender als der aller anderen landwirtschaftlichen Erzeugnisse, gestiegen. Damit ist schon bewiesen, daß von allen Zweigen der Landwirtschaft die Viehzucht sich am wenigsten leistungsfähig erwiesen hat. Wir haben gesehen, daß die Versorgung mit Futtermitteln abgenommen hat. Bei rasch steigenden Preisen der Futtermittel vermögen aber die Preise der Vieherzeugnisse ihnen nicht zu folgen, so daß die Viehzucht eingeschränkt wird. Von 1907 bis 1912 ist die Zahl des Rindviehs um 2,3 Prozent, die der

Schweine um 1,2 Prozent, die der Ziegen um 4,2 Prozent und die der Schafe gar um 25 Prozent gesunken. Und nur der relative Preisrückgang von 1913 für Getreide und Futtermittel hat den Landwirten erlaubt, den Viehbestand wiederum etwas zu vergrößern.

Wir sehen also, daß die Zollerhöhungen überflüssig und sogar nicht allein für die Gesamtwirtschaft, sondern selbst für die Landwirtschaft und speziell für die Viehzucht schädlich waren. Es bleibt nur noch übrig, zu konstatieren, daß sie den Arbeitslohn gedrückt haben. In dem schon erwähnten Artikel über den Einfluß des Zolltarifs vom Jahre 1902 auf die Lebensmittelpreise in Deutschland habe ich schon die Verteuerung des Lebensunterhaltes um 11 Prozent infolge dieser Zollerhöhungen festgestellt. Tyszka[3] kommt zum Resultat, daß 1906 bis 1910 in Preußen die Lebensmittelpreise um rund 27,6 Prozent höher waren als 1896 bis 1900, während sie in England bloß um 11,7 Prozent gestiegen sind. Ferner stellt er fest, daß der Reallohn in Preußen 1910 bloß 79,6 bis 82,9 Prozent von dem des Jahres 1900 betrug, daß die Lage der Arbeiter sich also um ein Fünftel verschlechtert hat, in England aber bloß um 7,8 Prozent. Also ein unzweideutiger Beweis für die Wohltat der erhöhten Agrarzölle: während in Zeiten der sinkenden Getreidepreise die Geldlöhne ihnen nicht oder nicht entsprechend gefolgt sind, so daß der Reallohn sich erhöht hat, vermögen die Arbeiter heute trotz ihrer gewaltigen Energieaufwendungen die Geldlöhne nicht einmal entsprechend der Preissteigerung zu erhöhen, so daß ihr Lebensniveau seit Inkrafttreten des neuen Zollgesetzes tatsächlich herabgedrückt wurde.

IV.

In der letzten Zeit wird zur Rechtfertigung der Zollpolitik häufig auf das Ansteigen des *deutschen Außenhandels* hingewiesen. Stolz werden Zahlen angeführt, die bezeugen sollen, daß wir beinahe die erste Handelsnation in der Welt sind. Hat doch Delbrück kürzlich im Reichstag sogar erklärt, daß die Industriezölle nicht mehr zum Schutze der einheimischen Industrie gegen fremde Konkurrenz auf dem deutschen Markte, sondern zur Förderung des auswärtigen Handels dienen. Mit anderen Worten: den Industriellen sollen auf Kosten der einheimischen Verbraucher Exportprämien gewährt werden. Die Denkschrift spricht noch vom notwendigen Schutze der deutschen Roheisenindustrie. Heute würde die Regierung wohl selbst bei den Eisenindustriellen ein Hohngelächter hervorrufen, wenn sie eine Industrie schützen wollte, die ein Drittel bis die Hälfte ihrer Erzeugnisse nach dem Ausland absetzt und nach den Vereinigten Staaten die zweite Stelle auf dem Weltmarkt einnimmt. Die deutsche Maschinenindustrie ist heute die *mächtigste der Welt*, wenigstens soweit sie sich auf dem Weltmarkt repräsentiert. Und diese Industrie soll geschützt werden!

Die Maschinenausfuhr Deutschlands stellte sich 1913 auf 1189 Millionen Mark, die der Vereinigten Staaten auf 1050, die Englands auf 915 Millionen Mark. Die Einfuhr betrug nach Deutschland 151 Millionen (also rund ein Achtel der Ausfuhr), nach den Vereinigten Staaten 41 und nach England 346 Millionen Mark (oder rund 37 Prozent der Ausfuhr). Eisen- und Stahlwaren überhaupt führten die Vereinigten Staaten 1912 für 1226,

[3] »Löhne und Lebenskosten in Westeuropa im neunzehnten Jahrhundert.« Schriften des Vereins für Sozialpolitik, 145. Band. Leipzig und München 1914.

Deutschland für 1174 und England für 992 Millionen Mark aus. Also nur die Vereinigten Staaten können noch als Konkurrenten in Betracht kommen. In Wirklichkeit hört man aber von steigender Konkurrenz Deutschlands auf dem amerikanischen Markt, nicht umgekehrt.

Sehen wir aber zu, wie es mit dem Außenhandel Deutschlands im allgemeinen steht. Die rasch steigenden Warenpreise haben auch ein Ansteigen der Handelsziffern zur Folge, insoweit diese in Geld ausgedrückt werden. Es ist also zum großen Teil bloß eine scheinbare Prosperität. Abgesehen davon haben die hohen Preise für Agrarprodukte es den Agrarländern ermöglicht, größere Mengen Industriewaren dafür zu erhalten. So ist beispielsweise die Ausfuhr von Getreide aus Rußland nach der Denkschrift zum Etat von 1914 1908/12 gegenüber 1900 der Menge nach um 61 Prozent, dem Werte nach aber um 107 Prozent gestiegen, so daß Rußland in diesen fünf Jahren 1,3 Milliarden Mark mehr für sein Getreide erhalten hat, als es bekommen hätte, wenn die Preise dieselben wie 1900 geblieben wären. Daher können diese Länder, die Agrarerzeugnisse ausführen, auch mehr Industriewaren kaufen. Dies gibt dem Handel einen mächtigen Anstoß, keineswegs aber zugunsten der Industrieländer. Deutschland beispielsweise führte 1908 bis 1912 um fast 70 Prozent mehr Waren aus als 1900, erhielt aber dafür nur um 58 Prozent mehr an Geld.

Genauere Berechnungen lassen sich für Deutschland nicht machen, weil seit 1906 die Handelsstatistik abgeändert worden ist.[4] Im Vergleich mit 1908 war die Ausfuhr Deutschlands 1909 bis 1913 von Erzeugnissen der Land- und Forstwirtschaft sowie der Viehzucht (ohne Pferde) der Menge nach von 44,6 auf 52,6 Millionen Doppelzentner oder um 17 Prozent, dem Werte nach von 1,1 auf 1,44 Milliarden Mark oder um 29 Prozent, von mineralischen und fossilen Rohstoffen der Menge nach um 31 Prozent, dem Werte nach bloß um 29 Prozent, von sämtlichen Waren von 458,8 auf 603 Millionen Doppelzentner oder um 31 Prozent, der Geldwert aber von 6,4 auf 8,2 Milliarden oder um 29 Prozent gestiegen.

Die Industrie führte also zum Teil zu Schleuderpreisen aus, auf jeden Fall nicht gegen entsprechenden Gegenwert.

Es liegt uns fern, hier die allgemeinen Folgen der Teuerung auf den Außenhandel erschöpfend erörtern zu wollen. Die angeführten Zahlen sollen nur die Tatsache illustrieren, daß die Teuerung keineswegs besonders günstig für die Industrieländer ist. Das tritt nicht allein in den Ausfuhrzahlen, sondern auch in den Einfuhrzahlen zutage. Die Einfuhr Deutschlands ist 1909 bis 1913 gegenüber 1908 um 75,4 auf 678 Millionen Doppelzentner oder um 12 Prozent, in Geld ausgedrückt um 2 auf 9,7 Milliarden

---

[4] Es stellte sich die Ausfuhr in Millionen Doppelzentner:

	1908	1909	1910	1911	1912	1913
Gesamtausfuhr	458,8	487,6	541,7	591,5	656,0	737,5
von landwirtschaftl. usw. Erzeugnissen	44,6	44,7	51,5	51,2	48,9	66,5
- mineralischen u. fossilen Rohstoffen	324,5	346,4	375,8	415,1	471,1	518,56
In Milliarden Mark:						
Gesamtausfuhr	6,40	6,59	7,47	8,11	8,95	10,18
von landwirtschaftl. usw. Erzeugnissen	1,12	1,22	1,38	1,42	1,47	1,73
- mineralischen u. fossilen Rohstoffen	0,52	0,53	0,56	0,64	0,76	0,87

oder um 23 Prozent gestiegen. Der Geldwert der eingeführten Waren ist fast doppelt so stark gestiegen (23 Prozent gegen 12 Prozent).

Nebenbei sei bemerkt, daß hier eine der wichtigsten Triebfedern des modernen Imperialismus liegt, nämlich in der Jagd nach billigen Rohstoffen, die von gewaltiger Bedeutung für die Industrie sind. Darüber aber ein andermal. Worauf es uns jetzt ankommt, ist die Konstatierung der Tatsache, daß die auch durch die Zollpolitik der Staaten mitverursachte Teuerung für die industrielle Entwicklung und für den Außenhandel keineswegs günstig gewesen ist. Daraus erklärt sich vielleicht teilweise auch, warum der Anteil Deutschlands am Welthandel seit 1907 sichtbar zum Stillstand gekommen ist. Er drückt sich von 1907 bis 1911 in Prozenten wie folgt aus: 12,7, 12,3, 12,3, 12,0, 12,5.

Wer die Berichte der Unternehmer verfolgt, hört auch immerfort klagen, daß man den Auslandsabsatz nur zu »unlohnenden Preisen« aufrechterhalten kann. Der angestrengten Suche der Unternehmer nach Absatzmärkten ist es zwar gelungen, den Absatz sehr stark auszudehnen, aber im allgemeinen bringt nur der Inlandsabsatz ihnen Profit ein. Der Auslandsabsatz wird gesteigert, um durch Produktionsausdehnung die Produktionskosten zu verringern.

Insbesondere müssen darunter die Fabrikanten der Fertigwaren leiden, deren Erzeugnisse in erster Linie doch, wie wir gesehen haben, relativ billiger abgegeben wurden. Die Agrarier haben für ihre Ausfuhr höhere Preise erhalten können; die Steigerung im Wert der ausgeführten Rohstoffe entspricht fast der Menge. Die Gesamtausfuhr *ohne* landwirtschaftliche usw. Erzeugnisse sowie mineralische und fossile Rohstoffe beträgt für 1908 89,7 und für 1909 bis 1913 125 Millionen Doppelzentner; der Geldwert dieser Ausfuhr stellt sich auf 4,76 und 6,1 Milliarden Mark. Der Export von Industrieerzeugnissen ist also dem Gewicht nach um 39 Prozent, dem Geldwert nach aber nur um 28 Prozent gestiegen.

Entweder ist also Deutschland zum Export von weniger wertvollen Waren übergegangen oder es mußte seine Waren, die im *Inland* im Preise *gestiegen* sind, auf dem *Weltmarkt* immer *billiger* abgeben. Wahrscheinlich ist beides richtig: unsere Handelspolitik hält die Veredlungsindustrie in ihrer Entwicklung auf und zwingt die Unternehmer, einen Teil der ausländischen Zölle auf sich zu nehmen. Man beachte, daß wir als Ausgangspunkt unserer Betrachtung ein Jahr der Konjunkturstockung nehmen, in dem die Weltmarktpreise schon an sich niedrig sind. Wenn in den folgenden Jahren intensiven Aufschwungs die Ausfuhr zu niedrigeren Preisen geschah, so kann man wahrhaftig nicht von einem glänzenden Auslandsgeschäft sprechen.

Diese allgemeinen Zahlen beweisen schon unwiderleglich, daß durch die Zollpolitik der Außenhandel der Verfeinerungsindustrie sehr ungünstig beeinflußt wurde. Für einige Zweige läßt sich sogar ein absoluter Exportrückgang konstatieren. So für die Porzellan- und Steingutindustrie. Ebenso ist es Tatsache, daß die Verfeinerungsindustrie, inwieweit sie noch nicht kartelliert ist, in den letzten Jahren einen schweren Stand hatte.

Hinzu kam die durch die Verteuerungspolitik des Reiches hervorgerufene Lohnsteigerung. Die hohen Löhne machen sich besonders für diese Industrien fühlbar, weil sie mehr qualifizierte Arbeit brauchen und keine ausländischen

billigeren Arbeitskräfte anwenden können. Sie müssen sich schon gefallen lassen, den Arbeitern höhere Löhne zu zahlen, was naturgemäß ihren Profit noch mehr schmälert. Alles in allem hatte die Verfeinerungsindustrie von dem Aufschwung der letzten Jahre wenig profitiert. So war der durchschnittliche Gewinn der deutschen Aktiengesellschaften in Prozenten des Unternehmungskapitals (nach den Vierteljahrsheften zur Statistik des Deutschen Reiches):

	1907/08	1908/09	1909/10	1910/11	1911/12
Allgemeiner Durchschnitt . . .	8,35	7,03	7,82	8,08	8,14
in der Textilindustrie	12,44	6,89	10,06	6,24	4,22
- - Papierindustrie . . .	7,26	5,06	5,57	6,31	5,89
- - Lederindustrie	9,87	7,67	10,64	8,27	6,78
- - Metallverarbeitung . .	10,1	6,76	7,92	7,98	8,7
im Schiffbau :	6,7	2,40	2,63	7,52	4,9

Diese Zahlen sind weder genau, noch sind sie zur Beleuchtung der Tatsache ausreichend, daß die Verfeinerungsindustrie unter der Teuerung und speziell der Zollpolitik leidet. Immerhin tritt auch aus ihnen der Gegensatz deutlich zutage, der die Verarbeitungsindustrie von der Rohstoffabrikation scheidet. Während die letztere, gleich der Landwirtschaft, dank ihrer mächtigen Organisation eine höhere Profitrate, Kartellrente, erhält, muß die Verarbeitungsindustrie selbst in Jahren wirtschaftlichen Aufschwungs ihre Rente sinken sehen und sich die größte Mühe geben, um durch gesteigerte Ausfuhr ihre Produktion auszudehnen und die Produktionskosten etwas zu verringern. Dieser Interessengegensatz brachte kürzlich auch die geplante Gründung einer »Welthandelsgesellschaft«, in der der Zentralverband deutscher Industrieller, die Organisation der kartellierten Industrie, die ausschlaggebende Rolle spielen sollte, zum Scheitern, weil die verarbeitende Industrie sich noch weigerte, sich unter die Führung des Zentralverbandes zu begeben. Insbesondere scharf gegen den Zentralverband tritt der Verband württembergischer Industrieller auf, den selbst die schwächliche Politik des Bundes der Industriellen nicht mehr befriedigt und der ihn deshalb verlassen hat. Die Stimmung süddeutscher Industriekreise brachte kürzlich ein Großunternehmer aus der Metallindustrie in der »Frankfurter Zeitung« (vom 21. März 1914) zum Ausdruck. Nachdem er auf die Zollerhöhungen im Ausland und Preis- sowie Lohnsteigerungen im Inland hingewiesen hatte, fuhr er fort:

So stelle ich fest, daß wir in den letzten sechs bis acht Jahren eine große Verschlechterung unseres Absatzes ins Ausland erfahren mußten. Wollten wir ihn nicht herabsinken lassen, dann mußten wir eben fast durchweg mit einem geringeren Verdienst zufrieden sein. Einzelne Spezialbranchen konnten vielleicht durch Betriebsvereinfachung einen Kostenausgleich schaffen; aber so glücklich sind wenige. Andere versuchten neue Absatzgebiete zu erobern. Diese Kollegen werden bestätigen, daß diese Erschließung neuer Märkte jahrelang große Opfer erfordert, die ein kleiner Betrieb einfach gar nicht aufbringen kann. Zu all diesen Schwierigkeiten trat die Steigerung der Ausgaben für soziale Lasten und ganz besonders für öffentliche Abgaben. Vom Bruttogewinn sind für letztere bei uns mindestens insgesamt 25 Prozent, in manchen Gegenden bis zu 33⅓ Prozent aufzubringen. Eine vertrauliche Umfrage über den Nettonutzen in der Metallindustrie hat in einem süddeutschen Gebietsteil einmal gezeigt, daß die Unternehmungen in Gesellschaftsform, wenn sie ihre Reserven mit in die Gewinnrechnung einbezogen, höchstens im Durchschnitt

auf 6 Prozent kamen; Alleininhaber in unserer Branche gibt es aber in Hülle und Fülle, die ihr Kapital in Staatspapieren ebenso rentabel anlegen könnten wie in ihren Betrieben!

Diesen Klagen kann man nicht die Berechtigung absprechen. Nur in einem Punkte rufen sie den Widerspruch hervor. Die sozialen Lasten sind nämlich auch in anderen Ländern, vor allem in England, stark gestiegen, sind dort sogar höher als in Deutschland, sie können daher schon deshalb die Konkurrenzfähigkeit der deutschen Industrie auf keinen Fall beeinträchtigen. Anders verhält es sich mit den übrigen öffentlichen Ausgaben, vor allem mit den Rüstungsausgaben, die in Deutschland tatsächlich rascher als in anderen Ländern (England und Vereinigte Staaten) gestiegen sind.

Daß aber der liberale süddeutsche Großindustrielle die Frage der sozialen Lasten auch bei dieser Gelegenheit in die Debatte zieht, zeigt, wie wenig Einsicht selbst diese Kreise in die wirklichen sozialen Verhältnisse haben. Infolgedessen stoßen sie die Arbeiterschaft vor den Kopf, auf deren Hilfe sie ganz und gar im Kampfe gegen die jetzige Handelspolitik angewiesen sind. Die Industriellen anderer Gegenden gehen noch weiter und nähern sich immer mehr dem Zentralverband und den Agrariern. Der Bund der Industriellen gerät tatsächlich immer mehr ins Fahrwasser des Zentralverbandes. Auf der letzten Tagung des Verbandes mitteldeutscher Industrieller erklärte Stresemann, der leitende Kopf dieses Bundes, daß wir »der Landwirtschaft unter allen Umständen einen starken Zollschutz lassen müssen«. Anders könnte auch kein Agrarier sprechen! Ja, in der Frage der Industriezölle geht der Bund der Industriellen noch weiter als der Zentralverband, indem er Zölle auf grobe Garne fordert, was selbst der Zentralverband abgelehnt hat. Und zu allem Überfluß ist noch der Industrierat des »Hansabundes« für Einschränkung des Koalitionsrechts, für Ausnahmegesetze eingetreten....

Die Gründe für diese Abschwenkung der Fertigindustrie ins Lager der Reaktion liegen in den Umwälzungen, die die wirtschaftliche Organisation in den letzten Jahren erfahren hat. Der Prozeß der Fusion und der Kartellierung der Industrie hat rasche und erstaunliche Fortschritte gemacht. Die Schwerindustrie hat auf das Gebiet der Fertigfabrikation übergegriffen, sich diese untertänig gemacht. Die Montanriesen geben jetzt auf allen Gebieten der Eisen- und Stahlindustrie den Ausschlag. So hat Gelsenkirchen erst vor wenigen Monaten die Fabrikation von Abflußröhren begonnen und schon, dank seiner Kapitalmacht und Organisationsverfassung, die ihm alle Vorteile der zahlreichen Syndikate und der Zölle sichert, eine dominierende Stellung eingenommen.

Wie weit dieser Fusionsprozeß fortgeschritten ist, geht auch daraus hervor, daß die Walzwerke 1911 13,78 Millionen Tonnen Rohblöcke verarbeiteten, wovon 13,47 Millionen in eigenen Betrieben hergestellt wurden. Außerdem verarbeiteten sie 2,46 Millionen Tonnen Flußeisen- und Stahlhalbfabrikate, davon 1,32 Millionen aus eigenen Betrieben und 0,25 Millionen Schweißeisen- und Schweißeisenhalbfabrikate, wovon 0,24 Millionen Tonnen aus eigenen Betrieben herrühren. Ähnlich greift auch in anderen Industriezweigen der Fusionsprozeß um sich, wenn er dort auch noch bei weitem nicht so weit fortgeschritten ist. So verzwirnten 1907 die deutschen Zwirnereien 42 Millionen Kilo Baumwollgarn, wovon in eigenen Spinnereien

28,5 Millionen hergestellt waren. Der Absatz von Baumwollspinnereien an eigene Betriebe stellte sich 1909 bei einem Gesamtabsatz von 369 Millionen Kilo auf 111,6, also auf fast ein Drittel. In der letzten Zeit haben die Zeitungen von Kartellgründungen in der Textilindustrie häufig berichtet. Es soll sogar eine Zentralstelle für die Konventionen der Textilindustrie gegründet worden sein.

So beherrscht der Kartellgeist die Industrie, die nicht mehr im Kampfe gegen die Verteuerer ihrer Rohstoffe ein Mittel zur Verbesserung ihrer Lage sieht, sondern im gemeinsamen Kampfe aller Verteuerer gegen den Konsumenten, in erster Linie den Arbeiter. Nicht billige Waren sind ihre schwere Artillerie, sondern teuere. Nicht gegen die Kartelle und Zölle tritt jetzt auch die Fertigindustrie in den Kampf, sondern sie sucht ebenfalls, gestützt auf den Zollschutz, Kartelle zu gründen, um die Verteuerung der Rohstoffe auf den Konsumenten weiter abzuwälzen. Daher hören wir immer weniger vom Kampfe zwischen der Verarbeitungs- und der Schwerindustrie, der noch vor zehn Jahren so laut tobte.

Man muß immer die objektiven Entwicklungstendenzen von den subjektiven Bestrebungen unterscheiden. Die Teuerung und Zollpolitik hindert, das steht fest, die Entwicklung der deutschen Industrie in der Richtung zur Verfeinerungsindustrie. Darunter leiden sehr viele, vielleicht sogar die Mehrheit der Fabrikanten. Allein ihr subjektives Bestreben ist in unserem Zeitalter der Kartellrente dahin gerichtet, sich an dieser zu beteiligen. Sie fühlen die gewaltige Macht der Rohstoffindustrie, die immer mehr in ihr Betätigungsgebiet eindringt, fürchten sich vor ihrer Konkurrenz und suchen mit ihr Frieden zu schließen, um sich an der Kartellrente zu beteiligen. Die Haltung Stresemanns und des Bundes der Industriellen, die die »Frankfurter Zeitung« als eine »unsichere Karussellpolitik« bezeichnet, ist keine zufällige Erscheinung, sondern der Ausdruck der sich vollziehenden Änderungen in der Verfassung der Verarbeitungsindustrie.

Wie in der Stadt, so auch auf dem platten Lande, wo die Genossenschaften dem Kartellgeist zum Siege verhalfen und die Bauern, die unter der Getreideverteuerung enorm leiden, zu fanatischen Anhängern der Zölle machten, die ihnen gestatten, die Erzeugnisse der Viehzucht zu Wucherpreisen abzusetzen. Kalkulieren ist nicht die starke Seite des Bauern. Er weiß, daß die Zölle ihm hohe Fleisch- und Butterpreise verschaffen, und vergißt, daß er gleichzeitig nicht nur für Futtermittel, sondern auch für Jung- und Zuchtvieh selbst hohe Preise zahlen muß. Ja, er ahnt noch gar nicht, daß Jahre der hohen Getreidepreise die goldene Zeit des Großgrundbesitzes bilden, daß ihm die Gefahr droht, seinen Boden an die Latifundienbesitzer zu verlieren. Nach einigen Jahren wird dies alles wohl auch mancher Bauer einsehen. Vorläufig haben bei ihnen die Schutzzöllner noch Erfolg.

Auch der Widerstand des Auslandes gegen Zollerhöhungen wird diesmal schwächer sein. Rußland, das in erster Linie in Betracht kommt, weil die deutsche Ausfuhr dorthin die gewaltige Summe von rund 900 Millionen Mark beträgt, hat nun selbst den Weg des Agrarschutzes betreten. Natürlich ist er für Rußland vollends heller Unsinn. Die Einfuhr deutschen Getreides nach Rußland ist lächerlich gering nicht nur im Vergleich zu den Erntemengen, sondern selbst im Vergleich zu dem nach Deutschland ausgeführten Getreide. Die Konkurrenz Deutschlands auf dem Weltmarkt ist zwar für Roggen ziemlich be-

deutend, fällt aber für den wichtigsten russischen Ausfuhrartikel, Weizen, kaum ins Gewicht. Rußland produziert eben immer mehr Weizen für den Export, weil die Ausdehnung seiner Landwirtschaft in den Weizengebieten vor sich geht. Der Roggen bleibt für den Inlandskonsum. Dagegen leidet die Viehzucht der westlichen Gouvernements unter der deutschen Absperrungspolitik. Die Viehzucht aber durch Getreidezölle und noch dazu in Teuerungszeiten heben zu wollen ist die größte Sinnlosigkeit, die die Adelsduma auf wirtschaftspolitischem Gebiet begangen hat. Allein der Adel hofft, daß er, auf den Kredit und den Getreidespeicher der Regierung gestützt, die Roggenpreise im Inland um die volle Höhe des Zolles über den Weltmarktpreis wird hinaufschrauben können. Ferner werden die Exporteure und Mühlenbesitzer Zentralrußlands, denen die deutsche und westrussische mit deutschem Getreide arbeitende Konkurrenz ein Dorn im Auge ist, daraus Nutzen ziehen. Auf jeden Fall ist dadurch der Widerstand der russischen Agrarier gegen neue Zollerhöhungen auf Industriewaren gebrochen, somit aber auch der Widerstand Rußlands gegen Deutschlands Agrarschutz. Nicht umsonst haben ja die deutschen Agrarier den Übergang Rußlands zum Agrarschutz mit unverhohlenem Jubel begrüßt, obgleich er den ostpreußischen Junkern zunächst doch schaden wird. Sie fühlen sehr wohl, daß für ihren »lückenlosen Zollschutz« erst jetzt die Bahn freigemacht ist, daß sie die unverschämtesten Forderungen mit noch dreisterer Stirne aufstellen dürfen.

So ergibt sich für die Zollgegner eine recht ungünstige Situation. Auf keine der bürgerlichen Parteien oder wirtschaftlichen Organisationen ist mehr ernsthaft Verlaß. Nur die Sozialdemokratie steht in ihrem Kampfe gegen den Bund der Verteuerer unentwegt; um ihr Banner müssen sich daher auch alle jene bürgerlichen Elemente scharen, die in den Kartellen und ihrer Verteuerungspolitik den zu bekämpfenden Gegner erblicken.

Banken und Depositengeld.

Von **H. Ullmann.**

Die von Jahr zu Jahr zunehmende Aufsaugung von Bargeld seitens der Banken, die mehr und mehr ihr Hauptaugenmerk auf diese Tätigkeit richten und solche durch immer weitere Ausdehnung ihres Filialen- und Depositenkassennetzes entfalten, verdient aus vielen Gründen eine größere Aufmerksamkeit, als ihr bisher geschenkt wurde. Ich möchte dies an der Hand der folgenden Zahlen, die ich teils den Geschäftsberichten und Zweimonatzwischenbilanzen der hauptsächlichsten 93 deutschen Kreditbanken, teils einer Zusammenstellung der »Frankfurter Zeitung« entnehme, illustrieren.

Diese 93 Banken verfügen über 2733 Millionen Aktienkapital und 753 Millionen Reserven, sie arbeiten also mit einem Eigenkapital von 3486 Millionen Mark. Das ihnen anvertraute fremde Kapital (Einlagen und sonstige Kreditoren) beläuft sich auf die stattliche Summe von 8264 Millionen, ist also mehr als $2^1/_3$mal so groß als die eigenen Mittel. In diesen 8264 Millionen sind nicht enthalten 656 Millionen »Einlagen deutscher Banken«, die ich deshalb außer Betracht lasse, weil ihnen andererseits 686 Millionen »Guthaben bei Banken« gegenüberstehen, ein bis auf 30 Millionen sich ausgleichendes Rechnungsverhältnis unter den Banken selbst.

Außerdem sind von den 93 Banken Akzepte in Umlauf im Betrag von 2340 Millionen. Die Gesamtverpflichtungen betragen also 10 604 Millionen. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß die Inanspruchnahme so erheblicher Summen durch verhältnismäßig Wenige an und für sich für die Gesamtwirtschaft nicht gleichgültig ist. Ganz besonders aber gewinnt die Sache Interesse, wenn wir uns einerseits über den Charakter der den Banken geliehenen Milliarden klar werden und andererseits untersuchen, wie sie von ihnen verwendet werden.

Wer sein Geld dauernd anlegen will, bringt es natürlich nicht zur Bank, um es dort dauernd zu belassen, sondern er kauft sich dafür Effekten, gibt es auf Hypothek oder dergleichen und läßt es der Bank nur so lange, bis die gekauften oder später zu kaufenden Wertpapiere beziehungsweise das Hypothekenkapital zu zahlen sind. In der Zwischenzeit werden dem Einleger mäßige Zinsen vergütet, und er hat nicht das Risiko der Aufbewahrung im eigenen Hause. Dies eine Kategorie der Einleger.

Eine zweite Kategorie ist die der Unentschlossenen und der Übervorsichtigen. Sie überlassen ihr Geld auf einen, zwei, drei Monate der Bank in der Hoffnung, damit später zu günstigeren Bedingungen, insbesondere zu niedrigeren Kursen, eine dauernde Anlage machen zu können.

Die dritte und Hauptkategorie der Deponenten ist die große Zahl derjenigen aus allen bürgerlichen Berufsständen, zumal der Industriellen und Kaufleute, die sich daran gewöhnt haben, dem Scheckkonto bei der Bank die Funktion ihres Kassenschrankes zu übertragen. Sie bringen die eingehenden Gelder, die sie über kurz oder lang im eigenen Geschäftsbetrieb — für Warenbezüge, Maschinen, Hypothekenzinsen, Lohnzahlungen usw. — oder für die Lebenshaltung brauchen, zur Bank, um sie bei Bedarf wieder zu holen.

Allen Einlagen oder wenigstens fast allen ist der Charakter des Vorübergehenden eigen, der größte Teil der deponierten Gelder ist bereits im Moment der Einlage für ganz bestimmte Zwecke — spätere Bedürfnisse — bestimmt, in anderen Worten, ist lediglich ein Teil, und zwar ein erheblicher, des *Betriebskapitals* der Gesamtheit.

In ununterbrochener Weise vollzieht sich bei den Banken der Prozeß der Geldabhebungen und Einlagen, und zwar mit der Tendenz, daß letztere die ersteren übersteigen. Wie aber, wenn dieser Prozeß einmal eine sehr starke Störung erleidet oder gar zum Stillstand gelangt in der Weise, daß die Einlagen versagen und dagegen die Abhebungen um so intensiver einsetzen? Was jetzt Wohltat, würde dann zur bitteren Plage. Denn es soll nicht geleugnet werden, daß die Banken seither mit Hilfe jener fremden Gelder Industrie und Handel in ausgedehntem Maße alimentiert und ihre Prosperität gefördert haben. Freilich nicht in selbstloser Absicht.

Die 93 Banken haben das eigene und fremde Geld der Hauptsache nach wie folgt angelegt:

Kassa und Reichsbankguthaben	433	Millionen
Guthaben bei Banken, nach Abzug der Schulden an Banken	30	-
Wechsel	3123	-
Deutsche Staatspapiere	375	-
Sonstige bei der Reichsbank lombardfähige Wertpapiere .	100	-
Vorschüsse auf Wertpapiere (Reports, Lombard) . . .	1433	-
- - Waren	660	-

An der Börse notierte, aber bei der Reichsbank nicht lombardfähige Wertpapiere	240	Millionen
Nicht notierte und nicht lombardfähige Wertpapiere . .	110	-
Konsortialgeschäfte	449	-
Dauernde Beteiligungen	430	-
Debitoren	6349	-
Zusammen	13732	Millionen

Die Debitoren, der größte Aktivposten, stellen die an Industrie und Handel gewährten Kredite dar. Sie sind natürlich, selbst in normalen Zeiten, in größerem Umfang nicht einziehbar. Die Schuldner haben dieses Geld in ihre Unternehmungen gesteckt, es ist ihnen unentbehrlich, wollte man sie zur Rückzahlung zwingen (für die aber meistens eine Kündigungsfrist von mindestens sechs Monaten besteht), dann wären die Wirkungen katastrophal für Schuldner wie Gläubiger. In noch höherem Grade unrealisierbar sind von den genannten Aktiven: 110 Millionen nicht notierte Effekten, 449 Millionen Konsortialgeschäfte und 430 Millionen dauernde Beteiligungen. Es sind also zusammen 7338 Millionen oder 3852 Millionen fremde Gelder durch die Banken immobilisiert. Daß diese Gelder dauernd angelegt, aber ihrer Natur nach, wie ich oben gezeigt habe, zur dauernden Anlage gar nicht befähigt sind, gibt dieser Situation das charakteristische Gepräge.

Wir haben, seitdem sich das Bank- und Kreditsystem zu den jetzigen Formen und Dimensionen ausgewachsen hat, noch kein Ereignis erlebt, das zu einer so scharfen Krisis geführt hätte, daß der oben erwähnte Prozeß der Geldabhebungen und Einlagen eine nachhaltige Störung erfuhr. Nur einmal meines Wissens waren wir nahe daran: während der Marokko-Affäre 1911. Die Erfahrung sagt uns also nicht, in welchem Maße die hier geschilderten Verhältnisse jede Art schwerer Krisen verschärfen und erweitern würden. Eines aber halte ich für sicher: Im Falle eines Krieges unter den europäischen Großmächten müßte dieses Kreditgebäude zusammenstürzen, im Erwerbsleben beispiellose Verheerungen anrichten und zu einem unerhörten finanziellen Debacle führen, noch ehe die Kanonen gesprochen hätten. Aber auch andere, nicht auf dem Gebiet der auswärtigen Politik liegende Ereignisse lassen sich denken, die die Abhebungen bei den Banken beschleunigen, die Einzahlungen, auf deren automatischer Wiederkehr das ganze System beruht, verhindern und so eine ähnliche Katastrophe herbeiführen.

Betrachten wir uns, unter der Voraussetzung einer solchen Situation, die anderen Aktiven, außer 463 Millionen Bar- und Bankguthaben: Da sind zunächst 3123 Millionen Wechsel, denen aber als Verpflichtungen 2340 Millionen Akzepte der Banken gegenüberstehen, die innerhalb der gleichen Zeit (3 Monate) zu zahlen sind, wie die Wechsel verfallen. Diese 2340 Millionen repräsentieren denjenigen Teil der von den Banken gewährten Kredite, den sie nicht in bar, sondern durch Hergabe ihres Akzeptes gewähren. Normalerweise trassiert der Kreditnehmer auf die Bank und diskontiert die Tratte bei einem Dritten. Bei Verfall wird die Operation wiederholt und mit dem Erlös die vorige Tratte eingelöst usw. In Kriegs- oder ähnlich kritischen Zeiten aber verschwinden die Diskonteure solcher Wechsel (die Reichsbank kommt als Diskonteur von Wechseln mit nur zwei Unterschriften überhaupt nicht in Betracht), die Banken müssen

also die Akzepte einlösen. Ich kompensiere deshalb aus dem Aktivbestand von 3123 Millionen Wechsel 2340 Millionen mit den Akzeptverpflichtungen, so daß, zur Befriedigung anderer Verpflichtungen, an Wechseln nur noch 783 Millionen verbleiben. Sind diese (was aber bezweifelt werden kann) in ganz kurzer Zeit zu Geld zu machen, dann erhöhen sich die Barmittel auf 1246 Millionen. Was sich, immer unter der gleichen Voraussetzung, aus den übrigen Aktiven: 715 Millionen Wertpapiere, 1433 Millionen Vorschüsse auf Wertpapiere, 660 Millionen Vorschüsse auf Waren zu Geld machen ließe, entzieht sich einer einigermaßen zuverlässigen Schätzung. Große Hoffnungen dürfte man aber darauf meines Erachtens nicht setzen. Die Effektenmärkte würden in solcher Situation völlig versagen, die Papiere riesig entwerten, die Vorschüsse auf Effekten und Waren wären nur zu kleinerem Teil einziehbar. Denn auch die ausländischen Börsen wären der Panik verfallen, da sich angesichts der heutigen Internationalität des Finanzkapitals keine Börse dem unmittelbaren Einfluß der anderen mehr entziehen kann.

Nachdem ich zu zeigen versucht habe, wie es mit der Flüssigmachung der Aktiva voraussichtlich bestellt wäre, will ich zeigen, welche Ansprüche an die Banken gestellt werden könnten. Von den 8264 Millionen Kreditoren sind fällig:

Innerhalb 7 Tagen	zirka 57 Proz.	= 4710	Millionen
Zwischen 8 Tagen und 3 Monaten .	- 25 -	= 2066	-
Nach 3 Monaten	- 18 -	= 1488	-

Ich glaube mich keiner Übertreibung mit der Annahme schuldig zu machen, daß der größere Teil jener ersten Fälligkeiten im Kriegsfall innerhalb weniger Tage zur Rückzahlung gefordert würde aus Vorsicht, Angst, Mißtrauen und weil jeder bestrebt wäre, das Geld für die kommenden eigenen Verpflichtungen und Bedürfnisse im Hause zu haben. Wer ferner in der glücklichen Lage ist, sein Bankguthaben nicht zu brauchen, wird sich zu »Kriegskursen« lieber Wertpapiere oder ein Haus, das dann erheblich unter Wert zu haben ist, kaufen, als daß er sein Geld auf der Bank stehen läßt. Andererseits gehen die Gelder jetzt viel spärlicher als sonst ein, und was eingeht, wird nicht mehr zur Bank getragen. Die Banken wären also schon dem ersten Ansturm nicht entfernt gewachsen. Auf die Hilfe der Reichsbank können sie nicht rechnen, denn diese wird mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln zunächst ihren Metallbestand zu schützen suchen, sich innerhalb der ihr gezogenen Grenzen auf die Diskontierung legitimer Warenwechsel beschränken und sich zum Zwecke der Finanzierung des Krieges in den Dienst der Regierung stellen. Mit der Vorschrift, daß ein Drittel ihrer Notenzirkulation durch Metall gedeckt sein muß, ist dem Umfang ihrer Tätigkeit eine Grenze gesetzt. An jener Vorschrift kann aber nicht gerüttelt werden, ohne unsere Währung zu erschüttern.

Man darf nun nicht glauben, daß sich die Leiter der großen Banken der möglichen Gefahren der Situation nicht bewußt wären. Ich glaube im Gegenteil Grund für die Annahme zu haben, daß die Einsichtigen unter ihnen von der Unmöglichkeit überzeugt sind, daß die Banken im Kriegsfall die ihnen anvertrauten Summen zurückzahlen. Sie trösten sich mit dem Gedanken an ein Moratorium. Für sie allerdings eine recht bequeme Lösung, weniger aber für ihre Gläubiger. Ganz besonders verhängnisvoll müßte

eine solche Situation für unseren Importhandel werden, weil dann auch das Geld zum großen Teil nicht zu greifen wäre, das wir für den Bezug der wichtigsten Rohprodukte aus dem Ausland brauchen.

Auch den maßgebenden Regierungskreisen kann das Anormale eines solchen Kreditsystems und dessen mögliche Folgen nicht unbekannt sein, wenigstens nicht seit der Marokkokrise, als den Bankdirektoren die Sache sehr bedenklich wurde und sie sich im Auswärtigen Amte beruhigende Informationen holten und die Erlaubnis, davon öffentlichen Gebrauch zu machen. Ich verweise auf die Ausführungen, die Bebel darüber in seiner Marokkorede auf dem Jenaer Parteitag 1911 machte. Damals schon, als von den Sparkassen recht große Summen ausbezahlt werden mußten, fürchteten die Banken mit gutem Grunde einen Run auch auf ihre Kassen, der zweifelsohne gekommen wäre, wenn die Beunruhigung jener Septembertage noch eine ganz kurze Zeit angedauert hätte. Denn nichts wirkt ansteckender als die Angst, besonders wenn es sich ums Geld handelt. Aus den Erfahrungen jener Tage und aus der Erkenntnis, wie wenig, oder besser wie gar nicht im Ernstfall für die Finanzierung eines Krieges auf die »Hochfinanz« zu rechnen wäre, resultiert der Entschluß, den Kriegsschatz in Spandau um 240 Millionen Metall zu erhöhen, was eine Geldbeschaffung von 720 Millionen ermöglicht. Allerdings ein Tropfen auf den heißen Stein, »wenn's ans Schießen geht«. Von jener Zeit datieren auch die Warnungsrufe des Reichsbankpräsidenten Havenstein[1] an die Banken im Sinne einer finanziellen Entspannung, größerer Flüssigkeit ihrer Mittel. Solche Warnungen können aber nur ganz eng begrenzte Wirkungen haben und haben sie insofern, als das Deckungsverhältnis zwischen Aktiven und Passiven sich seitdem um eine Kleinigkeit gebessert hat. Dagegen hat die Geldaufsaugung seitens der Banken nicht nur nicht nachgelassen, sondern weiter um einige hundert Millionen zugenommen. Ebensowenig hat sich etwas und kann sich etwas an der Tatsache ändern, daß der größere Teil der Gelder durch Kredite immobilisiert ist. Dies kann nicht rückgängig gemacht werden, ohne den Wirtschaftskörper aufs gewaltigste zu erschüttern. Aus demselben Grunde erscheint es mir auch abwegig, jetzt noch einem Depositenbankgesetz das Wort zu reden, wie dies ab und zu von agrarischer Seite im Interesse des Agrarkredits geschieht. Vor zehn bis zwanzig Jahren wäre ein solches Gesetz vielleicht zeitgemäß gewesen, heute nicht mehr, »die Kuh ist aus dem Stall«.

[1] Der vorstehende Artikel war uns zugesandt und in Satz gegeben, als durch die Tagespresse bekannt wurde, daß der Reichsbankpräsident Havenstein die Berliner Großbanken aufgefordert habe, ihre Bestände an bar und Reichsbankguthaben auf 10 Prozent des Betrags der Kreditoren zu erhöhen. Diese Erhöhung, falls sie durchgeführt würde, steigerte zwar die Barmittel um 200 bis 300 Millionen, aber dieselben erreichten dadurch bei weitem nicht den Betrag, der für den skizzierten kritischen Fall erforderlich wäre. Die Schlußfolgerung des Verfassers bliebe daher im wesentlichen unberührt.

Der neueste, bisher weitestgehende Schritt des Herrn Havenstein in dieser Richtung kann als Beweis dafür gelten, daß das geschilderte Kreditsystem mehr und mehr die Aufmerksamkeit berufener und interessierter Kreise auf sich lenkt und daß die Öffentlichkeit allen Grund hat, sich damit zu befassen. Die Redaktion.

Hans Herrgott.

Ein kommunistisch-revolutionärer Utopist, Drucker, Verleger, Buchhändler und Propagandist aus der Zeit kurz nach den Bauernkriegen.

Von Ernst Drahn.

Im November 1915 wird es sich zum vierhundertstenmal jähren, daß Morus seine »Utopia« begann, deshalb ist wohl die Gelegenheit geboten, an seinen ersten Nachfahren zu erinnern, dessen Schrift »Von der neuen Wandlung« vor einigen Jahrzehnten aus dem Dunkel der Vergangenheit auftauchte, damals, 1878, von der zeitgenössischen Sozialdemokratie übersehen, weil wichtige Dinge, das Sozialistengesetz, ihre Schatten vorauswarfen.

Hans Herrgott, ein Nürnberger »Buchführer«, ein Vertreter jener landfahrenden Buchhändler ist es, deren Angehörige um die Zeit der Bauernkriege ein wichtiges, propagandistisches Element bildeten, die Abertausende von Flugblättern, sogenannten »Famosschriften«, reformatorisch-revolutionären Broschüren in Land und Stadt selbst oder durch Agenten kolportierend vertrieben, manchmal eigene Druckereien besaßen und Messen und Jahrmärkte besuchten. Hin und wieder taucht der Name dieses Mannes in zeitgenössischen Schriften auf, Luther erwähnt seiner als mutmaßlichen Nachdrucker seiner Bibelübersetzung,[1] Bibliophilen sind Kenner und Käufer seiner in eigener Offizin hergestellten Druckschriften oder derer seiner im Buchhandel noch bekannter gewordenen Witwe Kunigunde. Ja, eine Leipziger Stadtsage berichtet von ihm, daß er im Jahre 1524 als Opfer seiner Tätigkeit im Dienste der Reformation Luthers auf Befehl des Herzogs Georg von Sachsen hingerichtet worden sein soll. Auch ein katholischer Zeitgenosse nennt in einem Gedicht sowohl als auch in dem Prosatext einer antireformatorischen Schrift den Namen. Es ist Petrus Sylvius, der sagt:

»Eyn warhafftig spruch allhie erklert:
Was luther hat furgenomen mit seinem Schreiben
Des hat pfeiffer begunst mitt predigen zu treiben
Thomas muntzer mit der vffruhr angefangen
Hans hergott mit seynem trewmbuch begangen
Baltzar do durch die widdertewffrey gestifftet
Zwingel die Sacramentier vergifftet....«

(Aus: Eyne klare vberweisung, wie Luther durch seine vnchristliche schrifft, falsche lehre, vnd betrickeliche ratgebung die ganze Christenheit, nicht alleyn jn vertümlichen yrthum, sondern auch, in die hende des vngütigen Türkens: aus vorsatz sich stets bevlissen hat zu vbirantworn. [2. Auflage.] Leipzig 1536.) (1. Auflage. Leipzig, 23. Juni 1527. Also erschienen kurz nach der Hinrichtung Hans Herrgotts zu Leipzig, geschehen am 20. Mai 1527.)

Und an anderer Stelle schreibt er: »Daraus (aus Luthers Büchern) den Thomas Müntzer seyne aufrührerische Practice mit den pawern hat an gefangen, vnd Hans Hergott seinen vnsinnigen auffrührrischen trawm ertichtet vnd ertzogen.« — Soweit waren also Berichte über Hans Herrgott schon den Geschichtsforschern früher Zeit bekannt, bis ein Leipziger Forscher Dr. Kirchhoff in der dortigen Stadtbibliothek ein Schriftchen entdeckte, das

[1] Luthers Brief an den Rat zu Nürnberg vom 26. September 1525: »Und ist mir recht, der Hergetlein soll mit dran sein, dran ihn nicht benügt, nu auch weiter darauf lauern, so sie das andere und übrige kriegen.«

den Titel führte: »Von der newen wandlung eynes Christlichen lebens. Hütt dich Teuffel, Die Hell wirdt zurbrechen.« Es waren 18 Blätter Kleinoktav, unter obigem Titel, der mit einem Holzschnitt umrandet war. Auf dem Umschlag hatte ein mittelalterlicher Schreiber bemerkt: »Hans Hergots von Nurnberg vffruriſch büchlein, umb welchs willen er mit dem Schwerte alhir gericht. Montag nach Cantate Anno Domini XVCXXVII« (am 20. Mai 1527).

Der Entdecker forschte weiter und fand nach mühevollem Graben in verschiedenen Archiven Leipzigs, Dresdens, Nürnbergs und Zwickaus noch mehrere Hinweise (auch in der Zwickauer Stadtbibliothek noch ein zweites Exemplar der Schrift), die über Hans Herrgott einige Kunde gaben. Den eigentlichen Charakter der Schrift »Von der neuen Wandlung« aber erkannte Kirchhoff nicht, denn er bezeichnete sie als »papistischen Inhaltes«. Tatsächlich aber ist das Werkchen etwas wesentlich anderes, wie wir noch sehen werden. Nämlich eine Propagandaschrift, die, beeinflußt von den Ideen der Wiedertäufer und Bauernprediger, ein revolutionäres Dokument in bester Form darstellt. *Eine Utopie, ein kommunistisches Manifest*, das als Nachweis des Denkens und Fühlens der unteren Volksschichten jener Zeit, der Bauern und nicht zünftigen Handwerker, einzig in der uns aus der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts überkommenen Literatur dasteht, schon darum einzig, weil es eine Brücke bildet von der Utopia des Thomas Morus zu der kommunistischen Kundgebung des Engländers Winstanley, der das seinige zirka 130 Jahre später publizierte. Doch greifen wir nicht vor. Ehe zu einer auszugsweisen Wiedergabe der »Wandlung« in modernem Deutsch geschritten werde, sei von dem wahrscheinlichen Autor berichtet, was hier nicht im einzelnen zu wiederholende Forschungen ergeben haben, wie wohl Hans Herrgott, der einfache Buchführer, dazu kam, sein Manifest zu verfassen.

Die alte Reichsstadt Nürnberg war um die zwanziger Jahre des sechzehnten Jahrhunderts der Mittelpunkt einer Reihe revolutionärer Strömungen, die alle ihre Spitze gegen das Papsttum hatten. Zwickauer Wiedertäufer waren nach ihrer Vertreibung aus jenem Orte hierher gezogen, katholische Humanisten fanden durch gleichdenkende Patrizier Unterstützung und Unterkunft, und Thomas Münzer wie seine Freunde besuchten den Ort auf der Durchreise von Mühlhausen nach Süddeutschland. Nebenbei war Nürnberg ein Platz, wo Druckergewerbe und Buchhandel in höchster Blüte standen. Dazu kam noch, daß im Winter 1524 mehrere Male der Reichstag dort zusammentrat und Kunst und Gelehrsamkeit ihre Stätte fanden.

In diesem Milieu lebte der Drucker und Buchführer Hans Herrgott. Von hier aus machte er seine Jahrmarkts- und Messereisen, die ihn in unmittelbare Berührung mit dem Volke brachten. Um die Wende der Jahre 1524/25 nun begann man im Rat der Stadt auf die ersten Anzeichen des nahenden Bauernkriegs aufmerksam zu werden; Schriften Münzers, die in Herrgotts Druckerei hergestellt waren, wurden beschlagnahmt; die Wiedertäufergemeinde mit dem Rektor Denk und dem Buchführer Hut an der Spitze wurde ausgewiesen, und auch Hans Herrgott muß der Boden zu heiß an einem Platz geworden sein, dessen Rat sogar dem poetischen Schuhmacher Hans Sachs verbot, seine Schriften ohne behördliche Genehmigung drucken zu lassen. Herrgott überließ die Buchdruckerei und den stehenden Handel

seiner Frau Kunigunde und wandte sich »landfahrend« zuerst nach Rothenburg o. d. Tauber, wo bekanntlich auch Karlstadt ein Asyl gefunden hatte, dann nach Süddeutschland, wahrscheinlich noch immer in Verbindung mit den in die Augsburger Gegend geflüchteten Wiedertäufern, vielleicht auch mit Thomas Münzer und seinen Parteigängern. Jedenfalls trat er mit Zunftgenossen der Ulmer Gegend in geschäftliche Verbindung, wie dies in für den Gang der Ereignisse unwichtigen Urkunden nachweisbar ist.

So kam das Jahr 1526 heran. Die Bauern und ihre Vorkämpfer hatten Niederlage auf Niederlage erlitten, alles flüchtete, was dem Morden bei Frankenhausen und an anderen Orten entgangen war, die in Schrecken gesetzten Fürsten, vor allem Herzog Georg von Sachsen, begannen ein Treibjagen, um noch vorhandene Regungen der großen Hungerrevolte zu ersticken, und Ströme von Blut färbten die Richtstätten Süd- und Mitteldeutschlands. Auch die Wiedertäufer mußten daran gehen, ihre Haut zu retten, denn auch ihnen war man scharf auf den Fersen. Viele wanderten aus und zogen, wie zum Beispiel Hut, nach Böhmen, um dort ihre kommunistischen Ideen zu verwirklichen und sich an einem verhältnismäßig gesicherten Platze, Nikolsburg, auf einer vermittelnden Programmbasis ihre sehr verschiedenen Auffassungen zu einigen. Auch Hans Herrgott scheint sich ihnen angeschlossen, jedoch den sich entspinnenden Streitigkeiten bald den Rücken gekehrt zu haben, um seinerseits nach Reminiszenzen aus den verschiedenen wiedertäuferischen Gedankengängen, aus den Schriften und Predigten der Bauernführer und älterer Literatur,[2] auf eigene Faust ein Programm zusammenzustellen, das in politisch-ökonomischer Hinsicht weit radikalere Forderungen enthielt, als es die sogenannten milderen Richtungen der Wiedertäufer aufgestellt hatten, das aber in kirchlichen Dingen vermittelnd zwischen Katholiken, Wiedertäufern und anderen Richtungen wirken sollte.

Es war die schon mehrfach erwähnte »Wandlung«, mit der Hans Herrgott dann zu Ende des Jahres 1526 nach Sachsen kam und die er, teils um sich Unterhalt zu verschaffen, teils um seine Ideen respektive die nachgelassenen Gedanken der Bauernführer zu propagieren, selbst verbreitete oder durch Kolporteure verbreiten ließ. In der Leipziger Gegend scheinen seine Exemplare zu Ende gegangen zu sein. Er setzte sich mit einem Buchdrucker der Stadt, Michel Blum, in Verbindung, stellte auch Studenten als Schreiber an, nahm dann selbst einen Teil der Schriften, um damit Sachsen zu bereisen. Von den Studenten ließ er andere in Leipzig selbst verbreiten. Zwei von diesen Beauftragten, nur ihre Namen sind uns erhalten, Martin Mentzer, der Schreiber, und Johann von Liegnitz, wurden von dem Leipziger Ratsbeamten Martin Brawer Ende Januar 1527 ergriffen. Es begann ein hochnotpeinliches Verfahren. Herzog Georg von Sachsen ließ auf Hans Herrgott fahnden und ihn aufbringen, auch der Drucker Michel Blum war schon vorher gefangengesetzt worden. Und so gefährlich schien allen beteiligten Behörden die »neue Wandlung«, daß man die Übeltäter nicht in

[2] Unter anderen Reformschriften spielt die »Reformation des Kaisers Sigismund« (1438) eine Rolle, eine andere, 1893 vom Archivar Haupt aufgefundene Schrift eines unbekannten oberrheinischen Revolutionärs enthält ähnliche Gedankengänge wie die Hans Herrgotts, doch scheint das sehr umfangreiche Manuskript nie gedruckt worden zu sein.

Leipzig selbst zum Verhör zog, sondern sie nach Dresden zum Herzog Georg sandte. Eine Stadtrechnung beweist dies:

»Montag nach Oculy«, Hans Jungerwirth und andere reytende Knechte sampt den andern dienern, welche die zweene gefangen Studenten so des Hergots Büchlein geschrieben und umbgetragen, uf befehl unsers g. h. gein Dresden vnd herwider gefuhrt, haben vortzert . . . . . 3 Thaler 9 Groschen 3 Pfennig.

Die beiden Studenten wurden dann der Universitätsgerichtsbarkeit ausgeliefert und später freigelassen, Michel Blum, der Drucker, aber starb im Gefängnis, und Hans Herrgott wurde im Beisein hoher Fürstlichkeiten am 20. Mai 1527 auf dem Markt zu Leipzig hingerichtet. Wenigstens ein ehrliches Begräbnis scheint man ihm gegönnt zu haben, denn eine Stadtrechnung besagt:

»Sabato post Cantate. Vom Hergot zu begraben dem Totengräber 6 Groschen.«

Soweit die Nachrichten und Kombinationen über Herrgott und seine »Wandlung«, deren Wortlaut auszugsweise folgt.

Von der neuen Wandlung.[3]

Es sind drei Wandlungen gesehen worden. Die erste hat Gott der Vater mit dem Alten Testament gehalten, die andere hat Gott der Sohn gehabt mit der Welt im Neuen Testament, die dritte Wandlung wird der Heilige Geist vornehmen als zukünftige Wandlung von allem Argen, worinnen wir uns jetzt befinden.

Zur Förderung der Ehre Gottes und des allgemeinen Nutzens (!) tue ich armer Mann[4] zu wissen, dasjenige, das da künftig ist, daß Gott alle höheren Stände will demütigen, die Dörfer, Schlösser, Stifte und Klöster, und will einsetzen eine neue Wandlung, in welcher niemand sprechen wird, das ist mein.

Die Sekten werden gedemütigt werden, also daß sie ihre Häuser um nichts abtreten werden, und ihr Anhang sowohl wie ihr Tun wird zu Ende sein. Die Dörfer werden das Gut der gemeinen Leute, und diese werden von aller Bedrückung erlöst werden. Die Geburtsvorrechte des Adels werden zergehen, und das Volk wird ihre Häuser besitzen. Die Klöster (der Bettelorden) werden ihre Vorrechte verlieren, und die anderen reichen Klöster werden auch ihre Zinsen und Renten einbüßen. Alle Sekten (also Lutheraner, Kalvinisten, Wiedertäufer usw.) werden untergehen und zu einer verschmolzen werden. Alles wird zum gemeinschaftlichen Gebrauche aller in Anspruch genommen werden, also Holz, Wasser, Weide usw. (Siehe Bauernartikel und taboritische Schriften.) Jedes Land wird nicht mehr einen besonderen Herrn haben, seine geistlichen und weltlichen Herren werden untergehen; auch wird der Gehorsam gegen diese Herren aufgelöst sein. Ebenso werden die Bediensteten der Fürsten und Herren

[3] Die Stellen, die den Kommunismus betreffen, sind gesperrt. Die eingeklammerten Stellen sind Bemerkungen des Übersetzers, der dabei versucht, die Quellen der geäußerten Anschauungen zu ergründen.

[4] Die Bezeichnung »armer Mann« ist nicht nur wörtlich zu nehmen, sondern man nannte so (nach Kellers Schriften) die Wanderprediger der ketzerischen Sekten.

ihre Dienste aufsagen. Es ist auch umsonst, daß jemand meint, sich seinen Stand zu erhalten.

Die zuvor berührten Artikelsätze habe ich aus der Erkenntnis gewonnen, die ich stets über den christlichen Schafstall gehabt habe, weil ich die Gebrechen desselben erkannt habe, und deshalb sprach: O ewiger Gott, wie elend geht es in deinem christlichen Schafstall zu. Nachher habe ich die Erkenntnis erlangt, daß Gott die beiden bisherigen Hirten (also Papst und Kaiser!), die bisher samt allen ihren Verwandten über den christlichen Schafstall gesetzt waren, abdanken wird, da ihre große Arbeit, die sie tun, keine fruchtbringende mehr ist.

Hernach habe ich erkannt, daß Gott eine neue Bestallung vorgenommen hat (Prophezeiung nach der Bibel: Es wird ein Hirt und eine Herde sein) und einen Hirten über seinen Schafstall gesetzt durch Verleihung des Grund und Bodens. Das soll also geschehen, daß Gott die Flur den Gotteshäusern (also den Gemeinden, dem betreffenden Kirchsprengel oder, wenn man will, den Markgenossenschaften) verliehen hat, die auf der Flur sind, und soviel Menschen dazu, als die Flur Ertrag zum Leben liefert. Und alles das, was auf dieser Flur wächst, das ist des Gotteshaus (der Gemeinde also) und der **Menschen**, die darauf sind. Alles ist zum allgemeinen Gebrauch verliehen, also daß sie auch werden gespeist aus einem Topf und getränkt aus einem Faß. Und sie werden einem Mann (also wohl dem Ältesten) gehorsam sein, sofern es not tut zur Ehre Gottes und zum gemeinsamen Besten ist. Diesen werden sie heißen einen Gotteshausernährer. Es werden alle Leute insgemein arbeiten, ein jeder, wozu er geschickt ist und was er kann. Alles wird zum allgemeinen Gebrauch da sein, so daß es keiner besser haben wird als der andere. Die Flur wird ganz frei sein, denn man wird weder Zins noch Schatzung geben, und sie werden doch erhalten von der Obrigkeit (also der Gemeinde). Der Lebenswandel dieser Menschen wird dennoch besser sein als der aller Ordensangehörigen (Auslassung nach Art der Wiedertäuferweissagungen). Sie werden an Gott glauben und das mit Werken beweisen: Beten, Fasten, Gottes Leiden betrachten, göttliche Barmherzigkeit und anderes mehr. Auch wenn diese Menschen Kinder haben werden, so werden sie diese, wenn sie drei oder vier Jahre alt sein werden, in die Kirche tragen und Gott opfern. Es wird der Kirchen Ernährer kommen und sie aufheben und einen bestimmen, der unter ihnen vom besten Lebenswandel ist. Er wird die Kinder in einem besonderen Hause erziehen, als ein treuer Vater zur Ehre Gottes und der Gemeinde zum Nutzen. Den Kindern weiblichen Geschlechts wird man eine fromme ehrbare Frau oder Jungfrau in demselben Haus zuteilen, die sie unterweist, so lange, bis sie mannbar werden. Wozu sie dann Lust haben, wird man sie auffordern zu tun, zur Ehre Gottes und zum gemeinen Nutzen (Anordnung nach dem Vorbild der taboritischen Wiedertäufer). Jedesmal der zwölfte Mensch wird zum Dienste Gottes und zum Aufseher ausgewählt werden. Diese sollen alle gottesdienstlichen Handlungen ausüben, wie früher die Insassen der Mönchs- und Nonnenklöster, deren Insassen man mit heranziehen wird, denn sie müssen den allgemeinen Wandel der Dinge mitmachen;

auch die Bettelorden (die vier), denn man wird ihnen keine Almosen mehr geben, und auch den anderen Klöstern wird man keine Zinsen und Renten mehr geben. Auch der Adel wird ebenso wie die Bettler sich in die Lage der Dinge fügen müssen; denn es wird ihnen dieselbe Versorgung zuteil werden wie den anderen. Also wird das Geschlecht der Menschen gedemütigt werden, ihre Behausung wird gemeinschaftlich sein nach der Weise der Karthäuser.

Alle werden stets gewärtig sein müssen, sich zu versammeln, wo es nötig ist zur Ehre Gottes und zum allgemeinen Nutzen. Auch werden sie ein Haus haben, darin wird man die alten Leute mit Essen und Trinken und aller Notdurft ihres Leibes versehen, wie es in keinem Spital bisher geschehen ist.

Auch für Kranke und Aussätzige soll ein besonderes Haus vorhanden sein und noch eines für die, welche Gebrechen der Seele haben (Irrsinnige), wie die, die da nicht auf dem rechten Weg der Seelen wandeln (Verbrecher). Sie werden so lange in ihrem Hause bleiben, bis sie ihre Sünden bereuen.[5] Die Gemeinde wird auch ihre Handwerker haben, wie Schneider, Schuhmacher, Leineweber, Schmiede, Müller und Bäcker und welches Handwerk sonst not tut in dem Bezirk der Markgenossenschaft. Die Handwerker werden auch wieder nach ihrem rechten Brauch sich verhalten, zu ihrem und der Gemeinde Nutzen, wie des ganzen Landes. Dann wird erfüllt werden das Vaterunser, und man wird das Wort des Herrn, das oft im Vaterunser genannt wird, erfüllt sehen. Er wird sein, der Vater unser, unser, unser. (Besondere Auslegung der betreffenden Bibelstelle, wie sie Herrgott wohl bei den Predigern der Bauernbewegung gehört hat.)

Auch wird jeder Handwerker einen Lehrling nehmen um des allgemeinen Nutzens willen. Ihr Lebenswandel wird gut werden. Sie werden Gott anrufen und anbeten das erwählte und allerhöchste Gut von allen Heiligen Gottes. Sie werden um Gottes Willen nachlassen allen Eigennutz und gemeines Tun. Sie werden gleich gekleidet gehen, solche Kleidung tragen, wie die Feldflur sie ermöglicht (Wolle), an Farbe nur verschieden: weiß, grau, schwarz, blau. (Vorschriften, die auch die Wiedertäufer hatten.) Was man aus dem Boden erzeugen kann, wird ihre Speise und ihr Trank sein, alles, was die Flur bietet, werden sie erhalten: als Holz, Wasser — und was sie erzeugen, wird zum allgemeinen Gebrauch gelangen. Wer etwas auf dem Felde geerntet hat, wird es einem anderen lassen um andere Waren. Man wird auch um Advent nachlassen Fleisch zu essen und von Himmelfahrt bis Pfingsten.

Von den sieben Sakramenten werden drei gefeiert werden, die anderen vier wird man als »gute Werke« ansehen, jedoch für ein unauflöslich Band (Vermittlungsvorschlag, um Lutheraner, Kalvinisten, Katholiken auf dieser Basis zu vereinigen), und wer es bricht, den wird man für sehr sträflich halten, und seine Strafe wird sein, daß seine Hausgenossen ihn an Händen und Füßen binden werden, und so oft er's tut, werden die Menschen über ihn herfallen zu seiner großen Schande. Das Sakrament der Ölung wird

[5] Der Verfasser der »Wandlung« will also nicht den einzelnen strafen, sondern die Allgemeinheit nur vor Schaden schützen.

man in Sterbezeiten als eine Anrufung der Heiligen halten. Das Sakrament der Firmung wird man für ein Glaubensbekenntnis nehmen, zu einer Zeit, wenn die Menschen dreißig Jahre alt werden.

Die Gotteshausernährer von einer Anzahl Gemeinden werden einen Aufseher über sich wählen, doch wird man ihm trotzdem nicht Zinsen oder Renten geben. Er wird von einem Kirchspiel zum anderen reisen, soweit das Land ist, und wird kontrollieren alle Kirchenernährer sowie die ganze Markgenossenschaft, daß alles gehalten werde, wie es zur Ehre Gottes und dem allgemeinen Nutzen dienlich ist. Er wird mit den Bewohnern Speise und Trank nehmen, ganz in der Art, wie sie Nahrung genießen und auf ihrem Acker solche erzeugen können. Und was ihm für seine besondere Arbeit mehr gebührt, wird er bei Gott erwarten. (Er wird sie, wie man sagt: »um Gotteslohn« tun.)

Sollte ein Krieg entstehen, so wird dem Oberaufseher aus jedem Kirchspiel der dritte Mann zum Heerbann gestellt werden, das heißt sofern es zur Ehre Gottes und der Gemeinde Nutzen sein wird, werden sie ihm folgen und gehorsam sein zu Fuß und Roß (im alten Heerbann). Der Oberhirte, Herr oder Oberälteste, wird eine Münze prägen dürfen, das Bildnis wird der Name »Jesus« sein und die Umschrift der Name der Landschaft, wo die Münze geprägt ist. Die Gültigkeit dieses Zahlungsmittels wird sich über die ganze Welt erstrecken. Trotzdem man weder Zinsen noch Renten nehmen wird, wird man so doch die Verbesserungen bezahlen können, die sich nötig machen werden. Durch die Kirchenernährer wird jeder zum Weg- und Brückenbau angehalten werden. Als Beiräte wird der Oberälteste zwei weise Leute erhalten, »Flurweise« und »Schriftweise«, der Flurweise wird sich auf die Landwirtschaft verstehen, was der Acker tragen und leisten kann, und sein Wissen wird dem Leib zugute kommen, der »Schriftweise« wird in Gottes Wort Bescheid wissen und für die Seelennahrung Sorge tragen. Außerdem wird ihm ein Baumeister beigegeben werden, der alle (zerstörten) Kirchen wieder aufbaut, und man wird Gottesdienst halten und sich von der Ackerwirtschaft ernähren. Wenn es aber nötig sein wird, wird auch die einzelne Markgenossenschaft eine Münze prägen dürfen. Dieser Oberälteste wird in der Mitte der Landschaft wohnen, und alles, was in der Landschaft ist, wird den Einwohnern gemeinsam gehören. Er wird auch die Kirchenernährer zweimal im Jahre oder dreimal oder so oft es nötig sein wird versammeln und mit ihnen Rat halten und hören, ob sie zu wenig oder zuviel an Mannschaft und Gütern haben (Plato). Er wird auch Kornhäuser bauen lassen, wenn Feldfrüchte in einer Markgenossenschaft übrigbleiben, sie aufzubewahren, zum Nutzen der ganzen Landschaft oder anderen Ländern zur Hilfe. Er wird auch eine hohe Schule in dem Lande auftun, wo man lehren wird, was zur Ehre Gottes und dem allgemeinen Nutzen nötig ist, und alle Bücher, die nützlich sind, wird man da finden. Er wird in allen Markgenossenschaften den Gottesdienst besser halten lassen, als es jetzt die Klöster tun. So oft man die Leiber der Menschen speisen wird, so oft wird man die Seele auch speisen mit Gottes Wort. Er wird sich an seiner Landschaft genügen lassen und sich dessen bedienen, was Land und Fluren an Erträgen liefern, und alles, was im Lande ist, wird ihm und den Markgenossen gehören.

Zwölf solcher Landesherren (Herr wohl hier nicht im Sinne von Herrscher, sondern nur von Aufseher) werden über sich ein Haupt erwählen, das wird in den zwölf Landschaften umherziehen und beachten, daß sie recht regieren über die zwölf Landschaften. Der wird eine Münze prägen lassen, die so viel wert sein wird als zwölf Landschaftsmünzen, und wird das Bild Gottes darauf sein und als Umschrift der Name des Landes. Er wird mit den zwölfen essen und trinken, so gut sie das herrichten können in ihren Häusern (also nur so gut oder schlecht wie jeder Markgenosse). Er wird genannt werden ein Viertelherr der lateinischen Zunge. Und alle Landschaftsvorstände werden im Jahre ein- oder zweimal zu ihm kommen und ihm berichten, was eine Landschaft übrig hat oder ihr fehle. Und dieser Viertelherr wird die anderen alle bestätigen, wenn sie von den Landschaften erwählt werden. Er wird ihr Aufseher sein, daß niemand eigennützig handle, und aufpassen, daß sie auch ihre Untertanen dermaßen unterrichten, daß niemand eigennützig handle. Er wird auch in der Schrift und in landwirtschaftlichen Angelegenheiten bewandert sein und auch von Gold und Erz eine Münze prägen, und das Bildnis Jesus und sein Name wird darauf geprägt sein, die Umschrift wird der Name des Landes sein. Dieser Herren werden vier sein in den Landen lateinischer Zunge. Dieser Zunge werden zu eigen alle Lande, die man damit bezeichnen kann. Die werden die vier Herren zu regieren haben.

Ein jeder dieser vier Herren wird eine Münze prägen lassen von Gold und Erz. Diese wird so viel gelten als die anderen alle, die unter seinem Viertel von den anderen Herren geschlagen werden. Ein jeder dieser Herren wird in seinem Viertel eine hohe Schule haben, in welcher die drei Sprachen Lateinisch, Griechisch und Hebräisch gelehrt werden, die zum Dienste des Herrn nötig sind. Ein jeder Viertelherr wird auch eine Einkaufzentrale für das Land unter sich haben, die so groß angelegt sein wird, daß sie für das Land genügt. Ebenso werden auch Viertelherren in der hebräischen und der griechischen Zunge erstehen, und ein jeder wird eine Münze von Gold und Erz schlagen und wird (also in der ganzen Welt) eine Münze der anderen gleich sein, in der Form sowohl als in der Prägung.

Die zwölf Viertelherren der drei Sprachen werden die Aufseher, die unter ihnen sind, kontrollieren und ihr Viertel bereisen, damit man recht regiere zu der Ehre Gottes und zu gemeinsamem Nutzen. Sie werden beobachten, daß man den anderen, die unter ihnen sind, auch Unterricht gebe, weil sie hiermit zur Ehre Gottes und der Allgemeinheit Wohl fördern. Diese zwölf (Viertelherren, je vier lateinische, griechische und hebräische) werden über sich auch einen Hauptherrn erwählen, der wird die zwölf zu bestätigen haben, wenn sie von ihrem Viertel erwählt werden. Und er wird in den Ländern der drei Sprachen umherreisen und beaufsichtigen, daß sie recht regieren zur Ehre Gottes und zum gemeinsamen Nutzen, und wenn er diese Herren und Länder nicht alle sterbenshalber wird besuchen können, so werden alsdann die zwölf einen anderen erwählen zu diesem Amte, und wo der Verstorbene das Regiment gelassen, wird es der andere vollenden, und dieser Herr wird von Gott bestätigt werden. Er wird auch eine Münze prägen von Gold und Erz, die wird so viel gelten als zwölf von denen, die zunächst unter ihm geprägt wurden.

Das Bild wird auch der Name Jesus sein und die Umschrift: »Ein Hirte und eine Herde.« Also ist bewiesen, daß die Abdankung der zwei Hirten durch die Erwählung des einen Hirten für zukünftig ersetzt werden wird. Alle ihre Mühe und Arbeit wird fortan keinen Nutzen mehr bringen, bis es zu dieser Erwählung kommt. So lange wird auch der Unfrieden bestehen bleiben. (An die damals bestehende Reichsverfassung angelehnt.)

Diese Verleihung des Erdreichs wird uns wiederbringen alle Nutzung und Frucht, was dem Menschen für Leib und Seele nötig ist. Durch diese Maßnahme werden die kleinen Dörfer ihr Land gegen die großen Städte und Herren verteidigen können, und was die Bauern auf ihrem Lande finden, wird ihr Eigentum sein. Die Städte werden ihre Häuser und den Raum, den sie einnehmen, hergeben, denn sie werden dessen nicht mehr bedürfen. Sie werden genug an den Klostergebäuden haben, die auf ihrem Lande stehen, diese werden sie besitzen zur Ehre Gottes und zum gemeinsamen Nutzen. (Und wohl in derselben Weise dort wohnen wie auf dem Lande, also selbst Ackerbauer und Landbewohner werden.)

Darum mag man aufpassen, daß während der Umwälzung der Dinge an diesen Gebäuden nichts beschädigt wird. Durch die neue Lage der Dinge wird aber kein Mensch in seinem Stande bleiben, in dem er sich jetzt befindet, denn es werden alle in einer Ordnung rangieren.

Der Werkmeister, diese neue Ordnung zu gestalten, wird Gott sein und **das gemeine Volk**, und die Belohnung: der Adel der Tugend. Also werden zusammengeschmiedet werden alle Sekten und eine daraus gemacht werden.«

Der Verfasser fährt noch einige Zeilen fort, das Lob der neuen Gestaltung der Dinge zu singen, dann kommt er noch auf das Richteramt zu sprechen, das von zwölf Schöffen ausgeübt werden soll, Laienrichter, keine »Schriftgelehrten«, die mit Majorität das Urteil finden. Denn er meint, einem alten Laienrichter stände eine größere Erfahrung zu Gebote als einem jungen »Schriftgelehrten«.

Mit diesen Auseinandersetzungen schließt der utopische Teil dieser agrarisch-kommunistisch-revolutionären Schrift. Es folgt nun eine Polemik gegen die Fürsten, den Adel und die »Schriftgelehrten«, und der Autor singt das Lob des armen Mannes und belegt seine Ansicht mit Bibelworten.

Er meint: »Darum nahm er (Christus) eitel einfältige Fischer und Zöllner auf, die sich nicht klug deuchten, denn Gott ist nur allein klug. Es darf sich der allein nur rühmen: ich bin durch Gott, den Heiligen Geist weise und klug. Des rühmen sich die Schriftgelehrten nicht, sie rühmen sich der Bücher und der Geschrift, die mache sie weise und kunstreich, wohl klüger, als sie Gott mache. Darum urteilen sie nach der Geschrift und fragen nicht nach Gottes Urteil.« (Ganz in der Art der Wiedertäuferprediger.) Und nun kommt eine seitenlange Auseinandersetzung, die speziell ihre Spitze gegen Luther richtet, der schon früher die ihm anhangenden Kurfürsten gegen andersdenkende Prediger (Thomas Münzer usw.) mobil machte: »Wie man denn vor Augen sieht.« Und er fährt fort: »Ja, es durften auch alle die, die den Heiligen Geist

haben (das heißt mit Zungen reden, wie die Zwickauer ‚Träumer' zum Beispiel), nicht anders reden, denn wie es den Schriftgelehrten gefällt.«

Und nun folgt ein Teil, der das Gewerbe des Verfassers (Buchdrucker und Buchhändler) betrifft, wo ihn die Verteidigung seiner Interessen sagen läßt: »Darum schreien sie zu den Fürsten und Königen, man soll die Druckereien unterdrücken und nicht leiden, daß man Leute schmähe und alle Bosheit an den Tag bringe, denn der Teufel sagt ihnen, daß man ihre Schande offenbare.... Jetzt, da ihre Ungerechtigkeit verkündet werden und an den Tag kommen soll, schreien sie Mord. Verbieten alle Druckereien, daß es nicht geschehe.«

Er kommt nun auf die Bauernkriege zu sprechen und meint, daß es wohl schwerlich den schlechtbewaffneten Scharen gelungen wäre, die festen Schlösser und Städte einzunehmen, wenn nicht eine Idee sie mit Mut beseelt hätte, die ihnen vom Heiligen Geist gekommen wäre. Und nun zitiert er fast wörtlich die Stellen, die Luther gegen die aufständischen Bauern richtete: »Schlagt die Bauern tot, denn sie sind rasend. Schlagt sie tot und erwürget sie, wer immer nur Hände hat.«

So geht es denn noch eine Weile weiter. Ja, er prophezeit den Türkenkrieg (nach Art der Wiedertäufer), der alle Fürsten mit seinem Schrecken bedrohen werde, damit das Blut der Bauern über sie komme.

Zum Schluß führt er ein Gleichnis für seine kommunistischen Ideen an:

»Es sind drei Tische in der Welt gedeckt,« sagt er, »auf dem ersten ist zuviel gedeckt. Der andere ist mittelmäßig bestellt und zur Befriedigung der Notdurft bequem ausreichend. Der dritte aber sieht ganz notdürftig aus. Dennoch sind die gekommen, die an der überfüllten Tafel sitzen, und wollen von dem am schlechtesten bestellten Tische das Brot nehmen. Aus dieser Ursache heraus entspinnt sich der Kampf. Aber Gott wird den Tisch voll Überfluß umstoßen und auch den ärmlichen und segnen den mittleren Tisch.«

Wie eine Bombe mag der »Traum«, dies »Kommunistische Manifest«, diese erste »deutsche Utopia« in die feiste Herde der Pfaffen hineingeplatzt sein. Die Angst um ihre fetten Pfründen, um ihre Zehnten und den goldenen Segen der ihnen sonst mit vollen Händen gereichten »Bettelpfennige« mag sie nicht schlecht gepackt haben. Nicht minder erschrocken aber mag das Raubvogelgesindel der Großen und Herren gewesen sein, das schon die Schnäbel wetzte, um über die »Hirten« herzufallen, die so lange die »christliche Herde« geschoren hatten und neben der Wolle auch manch goldenes Fließ bewahrten. Eine sichere Beute hatte das Kirchengut den hohen Herren gedünkt, und nun wagte es das »Hergetlein aus Nüremberg«, die Kreise solch hohen Gedankenflugs zu stören? Der blutige Sachsenherzog Georg machte deshalb auch kurzen Prozeß.

Notizen.

Deutschlands Emissionen im letzten Jahrzehnt. Das erste Heft der Vierteljahreshefte zur Statistik des Deutschen Reiches von diesem Jahre bringt eine Übersicht über die zum Börsenhandel zugelassenen Wertpapiere für die Jahre 1904 bis 1913. Natürlich ist die Summe der zugelassenen Wertpapiere nicht identisch mit der wirklich ausgegebenen. Sehr häufig wird um die Zulassung viel größerer

Summen nachgesucht, als auf der Börse wirklich gehandelt werden. Insbesondere werden die ausländischen Papiere selten im ganzen Betrag wirklich emittiert, um dessen Zulassung angegangen wird. Man darf wohl aber die angeführten Summen als das Maximum dessen betrachten, was in der Form von Aktienkapital in Deutschland im letzten Jahrzehnt aufgebracht worden ist.

Danach waren zur deutschen Börse zugelassen (in Millionen Mark):

1904	1905	1906	1907	1908	1909	1910	1911	1912	1913
Inländische Wertpapiere:									
2603,4	3412,1	2880,5	2573,1	3875,8	3507,2	2756,8	2733,7	3397,7	2351
Davon Staatsanleihen:									
633,3	534,3	653,0	630,0	1778,6	1301,0	603,8	518,0	1032,7	910,7
Bankaktien und Obligationen:									
187,8	183,5	247,7	105,5	59,2	130,7	193,2	205,4	125,5	49,4
Industrieaktien und Obligationen:									
378,3	546,3	656,7	428,5	531,6	647,3	564,5	667,1	775,2	448,3
Ausländische Wertpapiere:									
2155,5	5282,9	1110,5	7019,2	745,7	974,4	2242,0	1208,2	834,7	1309
Darunter ausländische Staatspapiere:									
1381,1	2530,3	392,9	6687,6	448,3	236,6	1103,3	776,9	348,3	1055,0

Es wurden also über 30 Milliarden inländische Wertpapiere und 22,88 Milliarden ausländische Wertpapiere zugelassen. Von den ausländischen machten die Staatsanleihen den weitaus größten Teil der Emissionen aus; die inländischen Staatsanleihen beanspruchten 7,5 Milliarden. Die Banken zogen an sich 1,6 und die Industriellen 5,6 Milliarden Mark. Die Staatsanleihen, von denen ein großer Teil auf Rechnung der Militärausgaben zu setzen sind, verschlangen somit mehr Kapital, als Industrie und Banken zusammengenommen. Daraus geht der hemmende Einfluß der heutigen Rüstungen auf die wirtschaftliche Entwicklung deutlich genug hervor. Sp.

Anzeigen.

(Besprechungen hier angezeigter Schriften behält sich die Redaktion vor.)

Die Lage der Arbeiter im Drechslergewerbe. Ergebnisse einer statistischen Erhebung vom November 1912, herausgegeben vom Vorstand des Deutschen Holzarbeiterverbandes. Berlin, Verlagsanstalt des Deutschen Holzarbeiterverbandes G. m. b. H. 47 Seiten.

Die Statistik erstreckt sich auf die verschiedenen Gebiete der Holz-, Bein- und Gummidrechslerei mit Ausnahme der Knopffabrikation und der Stock- und Schirmmacherei. In den Betrieben waren von den darin beschäftigten Organisationsfähigen noch 50,2 Prozent unorganisiert. Der Verbandsvorstand hofft, daß die Ergebnisse der Statistik nun dazu beitragen werden, bessere Organisationsverhältnisse herbeizuführen, da vieles im Drechslerberuf besser sein könnte, wenn mit größerer Energie darum gekämpft worden wäre.

Viktor Adler, **Alkoholismus und Gewerkschaft.** Referat, gehalten auf dem fünften österreichischen Gewerkschaftskongreß 1907 zu Wien. Nebst einem Anhang: »Nieder mit der Gemütlichkeit« und »Alkohol und Befreiungskampf«. 11. Aufl. Wien, Verlag des Arbeiterabstinentenbundes in Österreich. 16 Seiten. Preis 12 Heller.

Die für die abstinente Richtung innerhalb der Sozialdemokratie programmatische Rede Adlers wurde im Hinblick auf die bevorstehenden Verhandlungen des internationalen Kongresses in Wien über die Alkoholfrage neu aufgelegt.

Feuilleton

Nachdenkliches zum Fall Rosenow.

Von **Karl Wendemuth.**

Ein Fall ist es. Jedoch nicht so sehr nur ein Fall Rosenow — oder auch ein Fall Jagow, je nachdem, von welcher Seite man es betrachtet —, sondern ein Fall von ganz allgemeiner, von symptomatischer Bedeutung. Denn: von nun an wird jeder das Schwert der obersten preußischen Gerichtsbarkeit zu spüren bekommen, der sich erlaubt, Menschen und Verhältnisse in dichterisch-freier Weise zu behandeln. Er darf nicht mehr — wie Rosenow tat — »Arbeiter mit vielem Geschick und großer Liebe so darstellen, daß sich ihnen die volle Teilnahme und allgemeine Wertschätzung zuwendet«; insbesondere muß er sich verkneifen, die Not der Arbeiter samt den Demütigungen und Entwürdigungen zu schildern, die sich aus dieser Notlage für sie ergeben. Davon befreit ihn selbst nicht, wenn er die Fehler auch der Arbeiter hervorhebt, mit denen diese infolge ihrer Lage behaftet sind. Er darf aber noch viel weniger die Unternehmer als Leute jener Sorte schildern, die, »ausschließlich erfüllt von ihren persönlichen und geschäftlichen Interessen, jederzeit geneigt und in der Lage sind, ihr wirtschaftliches und persönliches Übergewicht gegebenenfalls auch mit verwerflichen Mitteln und zu verwerflichen Zwecken gegenüber den Arbeitern auszunutzen«. Er darf eben mit einem Worte weder subjektiv noch objektiv sein, er darf — ja, was darf er wohl? Er darf gar nichts, vorausgesetzt, daß er sich in seinem Stück von gewissen »staatsfeindlichen« Ideen leiten ließ. Und darauf kommt es an. Das Oberverwaltungsgericht sagt ganz deutlich: »Bei der Handhabung der Theaterzensur kommt es nicht auf den größeren oder geringeren dichterischen Wert eines Stückes an, sondern nur darauf, ob dessen Wiedergabe auf den voraussichtlich in Betracht kommenden Zuschauerkreis so wirken wird, daß das polizeiliche Ordnungsinteresse gefährdet erscheint.« Mag daher ein Dichter schreiben, was er will, Kitschiges und Verlogenes, er hat völlig freien Willen. Nur muß er eine Bedingung erfüllen: will er schon nicht in kapitalistisch-byzantinischer Beweihräucherung machen, dann möge er wenigstens die Hände von sozialen Problemen lassen, am allerwenigsten aber dabei noch mit den sogenannten modernen Ideen kommen, denn die sind immer sozialistisch und staatsfeindlich. Das aber, das kann sich der preußische Staat nicht gefallen lassen, sintemalen — doch das ist das alte, abgeleierte Sprüchlein von der »Verhetzung« und braucht deshalb nicht zu Ende geführt werden. Sonach kommt es also nur noch auf das Grobmaterielle eines Stückes an, und auf das auch nur insoweit, als damit erst die Prüfung der Frage möglich ist, ob staatsfeindlich oder nicht. Die eigentlichen dichterischen Werte und die Lebensbereicherungen, die sie erst mit sich bringen, haben gar nichts zu bedeuten, sie sind der preußischen Polizei gleichgültig.

Damit können wir uns nicht zufrieden geben. Schon aus ganz allgemeinen Gründen nicht, nämlich deshalb nicht, weil dieses Urteil nichts weiter als eine neue, krasse Ausdehnung des polizeilich-bureaukratischen Bevormundungssystems aufs künstlerische Gebiet und somit ein äußerst weitgehender Einbruch in die Gedankenfreiheit ist, wir aber an solchen Fesseln wahrlich jetzt schon

übergenug haben. Dazu kommen jedoch noch ganz spezielle, uns aufs allerengste berührende Gründe. Wir müssen unbedingt danach streben, unseren Ideen auch künstlerisch den rechten Ausdruck zu verschaffen und damit die notwendige Ergänzung der wissenschaftlichen Seite unserer Weltanschauung zu geben, müssen also auf künstlerischem Gebiet stofflich und ideell das zu erfassen suchen, was von Berufs und Gesindeordnungs wegen die Um- und Innenwelt unserer Anhängerscharen ausmacht. Das aber ist so lange nicht möglich — wenigstens nicht in der rechten Weise —, wie die Zensurbehörden alles verbieten, was der gegenwärtigen Wirtschafts- und Staatsordnung irgendwie an die Nerven geht, auch wenn das noch so wahr wäre — dann ist das Verbrechen eigentlich um so schlimmer — und auch wenn es absolut nichts Sozialistisches an sich hätte. Ganz abgesehen davon, daß wir an sich schon alle Ursache haben, schwache Keime einer proletarischen Kunst zu hüten, sintemalen wir damit wirklich nicht reich gesegnet sind. Deshalb müssen wir jedes Mittel anwenden, um trotz dieses Vergewaltigungssystems zu unserem Ziele zu gelangen. Die Sache steht hier einfach so, daß nun auch auf das künstlerische Gebiet übergesprungen ist, was bisher nur in Wirtschaft und Politik die Gemüter bewegte: der Machtkampf zwischen den bisherigen und den emporkommenden Gewalten, zwischen Bürgertum und Proletariat.

Welche Mittel sind aber hierbei anzuwenden? Das Urteil des Oberverwaltungsgerichtes steht fest, und deshalb hätte es gar keinen Zweck, noch mehr Urteile von dieser Sorte zu provozieren. Was bleibt uns aber sonst? Wir müssen einfach auch hier den üblichen Weg gehen: wir müssen den Kampf von unten herauf führen!

Unsere Anhängerscharen stellen heute einen überaus großen Prozentsatz aller Theaterbesucher, und mit ihnen muß jeder Theaterdirektor rechnen, ganz gleich, ob er als Privatmann tätig ist oder im Auftrag anderer — einer Stadt, Gesellschaft und dergleichen. Sind wir nun nicht in der Lage, ein bestimmtes Stück empfehlen zu können, oder haben wir Ursache, aus irgendeinem anderen Grunde hemmend auf den Theaterbesuch einzuwirken, dann wird sich das sofort im Budget des betreffenden Theaters recht unangenehm bemerkbar machen, und die Folge davon wird sein, daß man in Zukunft mehr Rücksicht auf uns nimmt. Das aber können wir bei unserem Kampfe benutzen! Handeln wir nämlich ganz konsequent in dieser Richtung und gebrauchen wir dazu die uns gegebenen Machtmittel, so wird zunächst mancher Schund von der Bühne ferngehalten, der unseren Bestrebungen ganz offensichtlich zuwiderläuft; wird weiterhin manches überhaupt oder wenigstens öfter vor die Rampe kommen, was die Herren Direktoren in Rücksicht auf die bürgerlichen Besucher gern zurückstecken; wird endlich manches Talent dazu ermuntert, wenigstens das an modernen Stücken herauszubringen, was jetzt noch verpönt ist, an das aber wiederum die Zensur noch nicht herankommt. Damit wären wir zwar immer noch nicht über jene polizeilich-bureaukratische Vergewaltigungspolitik hinweg, wäre noch viel weniger die unbedingt kommende proletarische Kunst geschaffen. Aber es fände eine restlose Ausnutzung der augenblicklich gegebenen Möglichkeiten statt, es würden der kommenden Kunst die Wege bereitet und könnten wohl auch allmählich so unhaltbare Zustände geschaffen werden, daß am Ende die Zügel wenigstens etwas nachgelassen werden müßten.

Natürlich gehört dazu sowohl eine scharfe Wacht unserer Presse und der ihr hierin verwandten Instanzen wie die Schulung und Disziplinierung der Massen auch auf diesem Gebiet. In der Presse ist es die Theaterkritik, die hierbei das Nötige zu tun hat. Sie bedarf ja nun eines recht gründlichen Ausbaus, denn sie wird gegenwärtig zwar geübt, aber noch ziemlich nebenher, und sie steht außerdem in zu großer Abhängigkeit von allerlei Zufällen. Am allerwenigsten kann sie beanspruchen, das zu sein, was sie ihrer ganzen Aufgabe und Anlage nach sein müßte, gerade bei uns: eine gewichtige Prüfungsstelle der dramatischen Literatur und ein bedeutsames Mittel zur Erziehung unserer Leser. Von anderen Instanzen kommen hauptsächlich die Bildungsausschüsse in Betracht. Sie würden zukünftig noch viel hartherziger werden müssen, wenn ihnen ein Direktor aus »Repertoiregründen« — die meist nur Vorwände sind — irgendein fades Bühnenstück aufschwatzen oder sie von dem Verlangen nach einem ihnen zusagenden Stück abbringen will. Eventuell müßten sie die ganze hinter ihnen stehende Macht aufbieten, um ihren Willen durchzusetzen. Im übrigen wäre zu empfehlen, die Verfolgung gerade dieser Frage dem Zentralbildungsausschuß in Berlin mit zu übertragen, der noch am besten und zuverlässigsten alle einschlägigen Erscheinungen prüfen kann, ganz gleich, ob diese schon auf die Bühne kamen oder noch im Buchhandel verblieben. Er könnte dann seine Beobachtungen den Bildungsausschüssen mitteilen und dabei gleich bestimmte Anregungen geben. Genau so wäre gegenüber den Redaktionen zu verfahren — obwohl sie sich auch noch auf andere Weise orientieren können —, damit ein inniger Konnex zwischen allen maßgebenden Instanzen besteht und ein geschlossenes, zielsicheres Vorgehen zustandekommt. Die Massen endlich müßten die notwendige Belehrung sowohl durch die Theaterkritiken wie durch einen großen Teil der Bildungsarbeit erstreben, nur wäre eben alles noch viel mehr auf dieses Ziel hinzurichten. Und die notwendige Disziplin ist bereits da; sie hat sich schon sehr oft bewährt und würde auch hierbei nicht versagen, hier vielleicht am allerwenigsten. Man muß nur immer wieder auf die Bedeutung auch dieses Kampfes hinweisen — das andere bringt dann schon die große Vorliebe gerade unserer Arbeiterschaft für gute Bühnenkunst mit sich.

Es läßt sich also auch jetzt schon manches tun zur Pflege unserer Dramatik trotz des Schlagbaums, den das preußische Oberverwaltungsgericht niedergelassen hat. Nur muß das sofort und umfassend geschehen, noch ehe diese neue Vergewaltigungspolitik so recht zur Geltung kommen kann.

Wieviel essen die Menschen?

Von Alex. Lipschütz.

(Schluß.)

V.

Jetzt haben wir also ein Mindestmaß an Nahrung, das der Durchschnittsmensch ißt und essen muß, um die Verluste seines Körpers vollauf decken zu können, und das überschritten wird, wenn ein Teil der mit der Nahrung zuzuführenden Energie für körperliche Arbeit verbraucht werden soll. Dieses Mindestmaß haben wir bisher jedoch nur mit einer energetischen Elle gemessen: wir wissen bloß, daß das Mindestmaß für einen nichtarbeitenden Menschen etwa 2700 Kalorien beträgt. Aber wieviel von den einzelnen

stofflichen Bestandteilen der Nahrung muß der Mensch essen? *Wieviel Eiweiß, wieviel Kohlehydrate und wieviel Fett? Das ist jetzt die große Frage.*

Da sehen wir uns wieder unsere Tabelle an. Für unsere Diskussion kommen in Betracht bloß die Kostmaße von 2700 Kalorien an, wie wir schon wissen. Einem solchen Kostmaß würde, wenn wir eine gewisse, wenn auch nur ganz mäßige körperliche Arbeit mit berücksichtigen, entsprechen eine stoffliche Zusammensetzung, die etwa in der Mitte zwischen der ersten und zweiten Gruppe gelegen ist. *Das Mindestmaß, das ein erwachsener Mensch braucht, beträgt somit etwa 110 bis 120 Gramm Eiweiß, zirka 90 bis 100 Gramm Fett und etwa 350 bis 450 Gramm Kohlehydrate.*

Aber da ist doch noch ein Haken da, in den sich dieser Schluß als übereilig verfangen könnte. Und das bezieht sich auf die Menge von *Eiweiß*, die man pro Tag braucht. Daß man besonders dem Eiweiß seine Aufmerksamkeit zugewendet hat, das hat folgende Bewandtnis. Das Eiweiß *muß stets* in der Nahrung vorhanden sein: eine Nahrung mag noch so viel Fett und noch so viel Kohlehydrate enthalten — wenn sie aber kein Eiweiß oder zu wenig Eiweiß enthält, so hungert der Mensch, der eine solche Nahrung genießt, und er wird schließlich Hungers sterben. Dagegen kann man wohl von einer Nahrung leben, die nur Eiweiß, also kein Fett und keine Kohlehydrate, enthält, zum Beispiel von Hühnereiweiß, wenn auch eine *gesunde* Nahrung unbedingt auch Fette und namentlich Kohlehydrate enthalten muß. Das Interesse, das man der Frage über die Mengen Eiweiß, die unsere Nahrung enthalten muß, entgegenbringt, hat aber auch einen *sozialen* Untergrund: der Hauptlieferant für Eiweiß ist das Fleisch, das unter den heutigen sozialen Verhältnissen ein *teures* Produkt ist. *Erst die soziale Tragweite der Fleischfrage stellt das Problem des Eiweißminimums, eine Frage, die zunächst den Rahmen enger ernährungsphysiologischer Interessen gar nicht zu überschreiten scheint, in den Mittelpunkt sozialwissenschaftlicher Interessen und sogar großer sozialer Kämpfe. Nur von diesem Gesichtspunkt aus können wir es verstehen, daß das Problem des Eiweißminimums heute so vielfach und mit einer solchen Erregung auch in den Kreisen des großen Publikums diskutiert wird wie kaum ein anderes Problem der Ernährungsphysiologie.*

Also wieviel Eiweiß pro Tag? Wir waren dahin gekommen, daß wir 110 bis 120 Gramm Eiweiß pro Tag brauchen. Aber der Haken ist der, daß 110 bis 120 Gramm nur ein *Durchschnittsmaß* sind, daß unter den Kostmaßen, die über das Mindestmaß sogar hinausgehen (die zweite Gruppe der Tabelle), doch auch solche vorkommen, in denen der Eiweißgehalt bloß etwa 80 Gramm beträgt. Ja, noch mehr. Eine Reihe von Forschern ist in allerlei Versuchen der Frage nachgegangen, mit wieviel Eiweiß ein Mensch auskommen kann. Man gibt der Versuchsperson oder ißt selber eine ganz bestimmte Menge Eiweiß in Form irgendeines Nahrungsmittels und sieht nun zu, ob die genossene Eiweißmenge genügt, um jene Eiweißmengen zu decken, die die Versuchsperson mit Harn und Kot aus-

gibt. Solche Versuche sind in zahlreichen Fällen ausgeführt worden, und manche dieser Versuche haben sich über längere Zeitperioden erstreckt. In diesen Versuchen hat sich ergeben, daß der Mensch seinen Eiweißbedarf, das heißt seine notwendigen Eiweißausgaben, schon decken kann, wenn er auch nur 25 Gramm Eiweiß zugeführt bekommt! In anderen Versuchen wurden Zahlen gefunden, die zwischen etwa 30 und 60 Gramm liegen. Das heißt: 25 bis 55 Gramm Eiweiß haben bei der einen oder anderen Versuchsperson genügt, um sie vor Eiweißverlusten zu schützen, 25 bis 55 Gramm Eiweiß haben sich als Minimum erwiesen, als das »Eiweißminimum«, mit dem sie eben auskommen konnten, ohne Gefahr zu laufen, von dem Eiweißbedarf ihres Körpers einzubüßen.

Es liegt nun die Sache so, daß aus der Tabelle ein Eiweißverbrauch herausgelesen wird, der um das Zwei- bis Vierfache höher ist, als wirklich nötig ist, um den Eiweißbedarf des Menschen zu decken. Sollen wir daraus den Schluß ziehen, daß die Menschen viel zu viel Eiweiß essen, zwei- bis viermal so viel, als nötig ist? Nun, dieser Schluß — er würde sich als hinfällig erweisen, wenn wir ihn ziehen wollten. Und zwar aus folgenden Gesichtspunkten heraus.

VI.

Zunächst zeigen uns die direkten Versuche über das Minimum an Eiweiß, mit dem ein Mensch auskommen kann, daß nicht alle Versuchspersonen mit derselben minimalen Eiweißmenge die notwendigen Ausgaben ihres Körpers decken konnten. Bei dem einen genügten 25 Gramm Eiweiß pro Tag, bei dem anderen erst 55 Gramm. Das sagt uns von vornherein, daß es nicht gut möglich ist, ein bis auf ein paar Gramm ausgetüfteltes allgemeines Mindestmaß an Eiweiß festzulegen. Der eine braucht eben mehr, der andere weniger. Ein allgemeines Maß muß all die breiten Schwankungen umfassen, die der Eiweißbedarf der Menschen aufweist, und darf nicht zu knapp sein. Wenn wir also auch nur den Laboratoriumversuchen gerecht werden wollten und die Ergebnisse der Erhebungen und Berechnungen über den wirklichen Eiweißverbrauch des Menschen, wie sie in der Tabelle niedergelegt sind, gar nicht berücksichtigen wollten, so müßten wir für ein allgemein gültiges Maß doch schon weit über das Eiweißminimum hinaus 55 bis 60 Gramm Eiweiß in Rechnung bringen.

Aber es kommen noch andere Momente hinzu, die uns veranlassen, die Höhe des allgemeingültigen Eiweißminimums stark in die Höhe zu schrauben. Es ist das große Verdienst von Rubner, das Problem des Eiweißminimums in großzügiger Weise angegriffen zu haben, und Rubner hat eine Reihe von Momenten in die Diskussion des Problems hineingebracht, die zum Teil physiologischer, zum Teil sozialer Natur sind. Rubner hat schon vor Jahren darauf hingewiesen, daß es in Wirklichkeit gar nicht ein Eiweißminimum gibt, auch wenn man von den individuellen Schwankungen, von denen wir oben gesprochen haben, ganz absieht. Denn die Höhe des Eiweißminimums ist abhängig von der Art des Nahrungsmittels, das man als Eiweißquelle benutzt. Als Rubner dieses Moment geltend machte, kannte man jenen Komplex von Tatsachen noch nicht, der heute die ganze Lehre vom Eiweißhaushalt umgestaltet hat: daß das Eiweiß der Nahrung als artfremdes Eiweiß zu arteigenem Körpereiweiß umgebaut werden muß. Im Sinne dieser neuen Erkenntnis ist

es selbstverständlich, daß man den Eiweißverlust des Körpers mit einer um so kleineren Menge Nahrungseiweiß wird decken können, je näher das Nahrungseiweiß dem Körpereiweiß in seiner chemischen Zusammensetzung steht. Denn das Eiweiß der Nahrung muß bei der Verdauung in die allgemeinen Bausteine der Eiweißstoffe zerlegt werden, aus deren Zahl dann die Zellen des Organismus eine Auswahl treffen. Und, wie Abderhalden gleich richtig folgerte, es werden um so mehr Eiweißbausteine als wertlos zurückbleiben und vom Organismus in Form von Eiweißabbauprodukten (als Harnstoff im Harn) nach außen abgegeben werden müssen, je mehr das Nahrungseiweiß vom Körpereiweiß verschieden ist. Rubners Schüler Thomas hat nun vor fünf Jahren den Versuch unternommen, die verschiedenen Nahrungsmittel direkt daraufhin zu prüfen, wieviel man von den Eiweißmengen eines jeden einzelnen der Nahrungsmittel braucht, um die Eiweißverluste des Organismus zu decken: mit anderen Worten, wie groß jeweils das Eiweißminimum bei Ernährung mit den einzelnen Nahrungsmitteln ist. Um nur ein Beispiel herauszuziehen: Thomas fand, daß er bei einer Kost, die nur aus Brot bestand, etwa 82 Gramm Eiweiß aus dem Brote brauchte, um die Eiweißverluste seines Körpers zu decken; dagegen brauchte er nur etwa 35 Gramm Eiweiß, wenn er sich ausschließlich von Kartoffeln ernährte. Das heißt: will ich meinen ganzen Eiweißbedarf allein mit Brot decken, so brauche ich ein beinahe zweieinhalbmal so großes Eiweißminimum dazu, als wenn ich mich allein von Kartoffeln ernähre. Bei reiner Kartoffelkost braucht man etwa 45 Prozent mehr Eiweiß in der Nahrung als bei reiner Fleischkost oder Milchkost, bei reiner Erbsenkost etwa 80 und bei reiner Weizenkost schon gar weit über 150 Prozent mehr als bei reiner Fleischkost. Den Ergebnissen der Versuche von Thomas kommt die allergrößte Bedeutung zu, und diese Versuche sind in der Diskussion des Problems des Eiweißminimums viel zu wenig gewürdigt worden. Sie sagen uns ja mit aller Deutlichkeit: die Behauptung, so und so viel Eiweiß schlechtweg brauche ein Mensch, ist ganz und gar falsch. Denn er braucht verschiedene Mengen Eiweiß, je nachdem das eine oder andere Nahrungsmittel in seiner Nahrung überwiegt. Und wir verstehen es, daß schon allein dieses Moment uns ein Gebot ist, den Eiweißgehalt eines allgemeingültigen Kostmaßes nicht zu niedrig zu schrauben. Denken wir zum Beispiel den Fall, daß zwei Menschen eine Nahrung zu sich nehmen, die etwa 3001 bis 3500 Kalorien repräsentiert (Gruppe II der Tabelle), und daß in dem Kostmaß des einen pflanzliche Nahrungsmittel an erster Stelle stünden, in dem Kostmaß des anderen dagegen Fleisch. Der erste dieser beiden, die eine energetisch gleichwertige Nahrung zu sich nehmen, würde sich damit dem Minimum des Eiweißgehaltes der Kostmaße dieser Gruppe nähern, der andere dem Maximum: der Eiweißgehalt des ersten Kostmaßes hätte damit die Tendenz, zweimal geringer zu werden als der Eiweißgehalt des zweiten Kostmaßes (siehe die Minimum- und Maximumzahlen für das Eiweiß in der II. Gruppe der Tabelle). Durch das Überwiegen von pflanzlichen Nahrungsmitteln wäre also der Eiweißgehalt der Nahrung von 160 auf 80 herabgedrückt. Nach den Versuchen von Thomas ist uns aber klar, daß der Organismus dabei mit Bezug auf Eiweiß viel schlechter wegkommt, als wenn eine Fleischportion mit einem Eiweißgehalt von 160 Gramm

einfach halbiert würde. Denn die Wertigkeit von 80 Gramm pflanzlichem Eiweiß ist ja lange nicht so groß wie die von 80 Gramm Fleischeiweiß. Und der Organismus, der sich dem Minimum an Eiweiß dieser, wie wir früher gezeigt haben, »Normalgruppe« der Kostmaße nähert, läuft schon Gefahr, das Mindestmaß von Eiweiß, wie es zum Beispiel bei alleiniger Ernährung mit Brot nötig ist, zu unterschreiten. Ziehen wir fernerhin noch in Betracht, daß die Verdauung und damit die Ausnutzung der Nahrungsmittel bei den einzelnen Individuen sehr verschieden ist; daß bei den sehr mannigfaltigen Methoden der Zubereitung von Speisen die Eiweißverluste in der Küche verschieden groß sind; daß beim Essen Speisereste von jeweils verschiedener Größe vorkommen usw., dann werden wir es wohl verstehen, daß die Praxis des Lebens ein anderes allgemeingültiges Maß für das Eiweißminimum braucht als das physiologische Laboratorium. Die Praxis des Lebens braucht ein höheres Eiweißminimum, um den Organismus des einzelnen vor Eiweißverlusten zu schützen, die unvermeidlich sind, wenn die Eiweißmenge der Nahrung zu knapp bemessen ist. So sind die 110 bis 120 Gramm Eiweiß des »Normalkostmaßes«, mit denen das physiologisch zulässige Eiweißminimum um das Zwei- und vielleicht Vierfache überschritten ist, nach Rubner eine Schutzwehr, die sich die Menschen errichtet haben gegen Eiweißverluste....

VII.

Eine Frage für sich ist es, warum der Städter bestrebt ist, seinen Eiweißbedarf mit Fleisch und nicht allein mit pflanzlichen Nahrungsmitteln zu decken. Wir müßten hier das wiederholen, was wir in früheren Aufsätzen darüber gesagt haben, wenn wir den Stand dieser Frage zeichnen wollten. Wer sich die dort vorgebrachten Anschauungen über die Rolle des Fleisches in unserer Ernährung vorhält, wird nicht in den Fehler verfallen, daß das Fleisch »absolut« notwendig ist für die Ernährung des Menschen: es ist ein eiweißlieferndes Nahrungsmittel, das die Städter vor den pflanzlichen Nahrungsmitteln bevorzugen, und es wird einmal unter anderen sozialen Bedingungen wieder eine geringere Rolle spielen als in der modernen Stadt.

Nur soviel sei hier gesagt, daß wohl auf keinem anderen Gebiet sozialer Kämpfe die Dreistigkeit der materiell interessierten Schichten so groß ist wie in der Fleischfrage. Stellen wir uns vor, die Propaganda der Vegetarier hätte wirklich Erfolg — und sie könnte ihn ja, wie gesagt, unter anderen sozialen Bedingungen haben — und der Fleischverbrauch breiter Massen der Bevölkerung ginge wirklich zurück. Die Fleischpreise würden sinken. Die interessierten Kreise würden dann sofort in eine Agitation zugunsten eines vermehrten Fleischgenusses eintreten — genau so, wie heute die Alkoholindustrie sogar mit verlockenden Plakaten und hochpoetischen Verschen die Leute zum Suff animiert. Fleisch als ein »notwendiges« Volksnahrungsmittel wäre dann Trumpf. Heute nutzen die interessierten Kreise die Ergebnisse objektiver wissenschaftlicher Forschung über die Ernährungsphysiologie in einseitiger Weise gegen den Fleischgenuß aus, weil sie auf diese Weise am besten die Propaganda für eine Einfuhr fremden Fleisches und damit das Sinken der Fleischpreise zu verhindern hoffen. Die interessierten Kreise würden dieselben wissenschaftlichen Tatsachen für

einen vermehrten Fleischgenuß ins Feld führen, wenn der Fleischkonsum zurückginge und das einheimische deutsche Fleisch nicht seinen Markt finden könnte. Und diese Agitation für das Fleisch würde so lange anhalten, bis der Fleischkonsum dem deutschen Produzenten wieder einmal, wie heute, über den Kopf gewachsen wäre und wieder einen Ruf der Konsumenten nach Öffnung der Grenzen wachriefe, womit der gefürchteten ausländischen Konkurrenz der Weg zum deutschen Fleischmarkt geebnet wäre. Ginge der Kartoffelkonsum in Deutschland in Konkurrenz zum Fleischkonsum plötzlich in die Höhe und würde dann der Ruf breiter Volksschichten nach einer freien Einfuhr von Kartoffeln laut, so würden die interessierten agrarischen Kreise gegen den Kartoffelkonsum als eine vererbliche Schlemmerei agitieren, um die freie Einfuhr ausländischer Kartoffeln zu verhindern, wie heute gegen das Fleisch. Die interessierten Kreise sind ihres Marktes für Fleisch heute so sicher, daß sie sich den Luxus der Heuchelei wohl erlauben dürfen.

Unsere Aufgabe muß dagegen sein, den Arbeitern nicht etwa die »absolute« Notwendigkeit des Fleisches vorzuführen, sondern die sozialen Bedingungen des Fleischgenusses, wie er heute mit stärkster Tendenz zum Ausdruck kommt, aufzudecken und die Arbeiter zu animieren, die ungeheure Steuer von sich abzuwälzen, die das Volk heute den Fleischagrariern und dem Metzgergewerbe zahlt.

Katholische Literaturkritik.

Von Ernst Mehlich.

Als vor einigen Jahren der Versuch unternommen wurde, eine »proletarische Ästhetik« zu begründen, ist dieses Beginnen mit vollem Recht allgemein auf Widerstand gestoßen. Es hieße der Arbeiterschaft Scheuklappen anlegen und sie zur geistigen Armut verurteilen, wollte man ihr künstlerisches Bedürfnis nur auf solche Werke einstellen, die ihrem proletarischen Empfinden entsprechen. Ganz richtig hat damals Genosse Ströbel in der »Neuen Zeit« (1911/12, S. 789) das Verhältnis des Proletariats zur Kunst dahin ausgedrückt: dem Proletariat nicht nur auf sozialem und politischem, sondern auch auf künstlerischem Gebiet so viel kritisches Urteil anzuerziehen, daß es im Notfall die dichterische Kraft von der unsympathischen Tendenz zu trennen vermag und sich seelisch nur das assimiliert, was seiner Weltanschauung entspricht. Gegen diese Sätze läßt sich irgendein stichhaltiger Einwand kaum anführen, und es ist auch nie versucht worden, sie zu bestreiten. Gerade der Sozialismus lehrt uns auch die Kunst als ein Produkt ihrer Zeit begreifen, und er muß daher folgerichtig zur Ablehnung jeder ästhetischen Dogmatik kommen. Was sich aus den Zuständen seiner Zeit erklärt, was innig mit ihnen verwachsen, kann nie nach ewig-unabänderlichen Gesetzen beurteilt werden.

Wohin eine »proletarische Ästhetik« der angeregten Art führen könnte, vermag uns ein Blick in die katholische Literaturkritik zu zeigen. Da ist vor einiger Zeit in dritter (»stark erweiterter«) Auflage ein »Musterkatalog für katholische Volks- und Jugendbüchereien« erschienen. Herausgegeben ist er von der Redaktion der »Bücherwelt«, dem

Organ des Borromäusvereins, der sich speziell mit dem Bibliothekwesen befaßt. Das Buch ist 260 Seiten stark, wovon über 90 auf das kritische Verzeichnis der »schönen Literatur« entfallen. Für die Aufnahme waren (wie schon bei der zweiten Auflage) folgende Leitsätze maßgebend:

1. Auf die Konfession der Verfasser ist keine Rücksicht zu nehmen;

2. verlangt wird, daß das aufzunehmende Buch der katholischen Glaubens- und Sittenlehre nicht widerspricht und geeignet ist, einer edlen Unterhaltung sowie einer wahren Volksbildung und Volkserziehung beziehungsweise Jugendbildung zu dienen;

3. vor allem sind die Referenten bemüht, möglichst viele Werke zu registrieren, die mit den genannten Vorzügen hohen künstlerischen Genuß gewähren. (Vorwort.)

Daß der letzte Punkt der Leitsätze nicht allzu wörtlich zu nehmen ist, lehrt der ihm unmittelbar folgende Satz:

»Bezüglich der literarischen Bewertung haben die Referenten bei der Aufnahme mancher Werke in weitem Umfang Milde walten lassen und auch die gute Unterhaltungslektüre reichlich berücksichtigt, reichlicher jedenfalls, als bei Anlegung von Schülerbibliotheken statthaft ist. Die Volksbibliothek hat eben ganz andere Rücksichten zu nehmen, selbst hinsichtlich der Einstellung von Jugendschriften, als eine Schülerbibliothek.«

Auf der nächsten Seite wird ausdrücklich hervorgehoben, daß das Verzeichnis auch »Bücher ohne hohen literarischen Wert« enthält, »die aber als brauchbare Unterhaltungslektüre Aufnahme verdienen. Die Zahl der literarisch wertvollen, sittlich und religiös im großen und ganzen einwandfreien belletristischen Werke ist nun einmal nicht so groß, daß ihre Bändezahl für etwas reicher ausgestattete städtische Volksbüchereien hinreicht.« Die Unvollständigkeit wird »gegenüber der Unzuverlässigkeit in der wichtigsten Beziehung, der religiösen, als das geringere Übel« betrachtet. Wir haben es also hier mit einer katholisch-dogmatischen Literaturkritik zu tun, die auf jeden Fall die religiöse Tendenz der künstlerischen Unantastbarkeit überordnet.

Welches sind nun die Ergebnisse dieser klerikalen Sittenrichterei? Schon aus dem Fehlen einer großen Anzahl nicht unbedeutender Romanschriftsteller ließen sich allerlei Schlüsse ziehen. Es sind, um nur einige zu nennen, überhaupt nicht erwähnt: Zola, Spielhagen, Kretzer und viele andere mehr. Von neueren Schriftstellern haben überhaupt nur ganz wenige Gnade vor den Augen dieser Literaturkapläne gefunden. Aber selbst wenn man von dem Manko des Buches absieht, so bleibt noch genug übrig, um die ganze Lächerlichkeit einer solchen dogmatischen Kritik drastisch zu illustrieren. Ich kann mich, nachdem die Schablone bekannt ist, mit einigen markanten Beispielen begnügen. Greifen wir zunächst einige Dichter heraus, deren künstlerische Qualifikation im großen und ganzen unbestritten ist und von denen man ihrer ebenso unzweifelhaften christlichen Gesinnung nach annehmen müßte, daß sie in der Richtung der klerikalen Kritik stehen. Da ist zuerst Peter Rosegger. Von ihm heißt es: »Es ist der Schriftmacher für die Los-von-Rom-Bewegung und der Typus jener Halbgebildeten, die mit ebensoviel Aufdringlichkeit wie Unwissenheit über die schwierigsten religiösen Probleme schwatzen.« (S. 55.) Immerhin werden fünf

Schriften dieses »Schwätzers« dem katholischen Volke zu lesen verstattet, aber auch mit einigem Vorbehalt. Nicht viel besser kommt der Schwarzwalddichter Hansjakob fort. Er hat es zwar bis zum katholischen Pfarrer gebracht, ist aber trotz alledem von den überkatholischen Splitterrichtern zu leicht befunden. Vorsichtig heißt es da: »Auch tragen manche Volksbibliotheken Bedenken, ihn in Dorfbibliotheken einzustellen, erstens, weil sie glauben, er verherrliche in seinen ‚Originalen' zu sehr solche Leute, die man im gewöhnlichen Leben als Lumpen, heruntergekommene Menschen, Dorfsäufer und Krakeeler bezeichnet, zweitens, weil sie die in den Tagebuchblättern und Reiseerinnerungen häufig wiederkehrenden ‚Schlenkerer' für Bemerkungen halten, die sich mit dem pflichtgemäßen Respekt vor hoher weltlicher und geistlicher Obrigkeit nicht in Einklang bringen ließen. Hansjakob hat nämlich seine Marotten und darf beileibe nicht immer ernst genommen werden.« (S. 30.) Trotzdem wird schließlich aber nach einigen weiteren Seitenhieben gegen die Einstellung seiner Schriften kein Bedenken erhoben. Gelinder springt man mit der schwedischen Dichterin Selma Lagerlöf um, da heißt es einfach: »Ihre religiösen und ethischen Ansichten harmonieren nicht immer mit der katholischen Religion. ‚Gösta Berling' und ‚Jerusalem' können wegen ihrer Stellung hinsichtlich der Unauflöslichkeit der Ehe nur mit größter Reserve in Volksbüchereien ausgeliehen werden.« (S. 44.)

So geht es endlos weiter. Alle Bücher sind nur daraufhin untersucht, ob nicht irgendein Wort »gegen den Glauben« gesagt oder ein »Verstoß gegen die »Sittlichkeit« in ihnen enthalten ist. Von Dostojewskys »Schuld und Sühne« heißt es, daß der Roman »dogmatisch einwandfrei« sei. Fontane begeht das Verbrechen, »unerlaubte Verhältnisse Verheirateter« zum Beispiel oder den »Fall lediger Personen« gewöhnlich so darzustellen, »daß der Leser oftmals mehrere Kapitel weiterlesen muß, bis er merkt, daß eine unerlaubte Tat geschehen ist« (S. 21). Aber »den Katholiken gegenüber befleißigt sich Fontane der größten Objektivität«. Bei Hermann Hesse (Peter Camenzind) werden die »Gefühle der Katholiken nirgendwo verletzt« (S. 34). Bei dem katholischen Dichter Paul Keller drängt sich das »erotische Moment« etwas zu stark in den Vordergrund. Trotzdem wird er nach der Ansicht des Kritikers der »Lieblingsschriftsteller der Frauenwelt bleiben, und zwar der städtischen« (S. 39). Das erotische Element scheint also die katholische Frauenwelt anzuziehen! Raabe ist in bezug auf Religion »äußerst zurückhaltend. Im allgemeinen stellt er sich auf den Boden des christlichen Sittengesetzes. Dogmatisch ist er allerdings unbestimmt.« (S. 53.) Manchmal geht die Kritik recht krumme Wege. So heißt es zum Beispiel über Walter Scott: »Ich erinnere mich bei ihm an eine auffallend ausgeprägt protestantisch-englische Geschichtsauffassung bezüglich des katholischen Mittelalters nur bei dem Roman Ivanhoe, worin die Templer als die reinsten Scheusale dargestellt werden. Ob das der Grund ist, weshalb gerade die Sozialdemokraten sich so für diesen Roman ins Zeug legen?« Ein dergestalt gekennzeichnetes Buch ist natürlich ohne weiteres erledigt. Wie ein Dichter nach dem Herzen dieser Kritiker sein soll, wird uns bei der Erwähnung des wahrscheinlich in weitesten Kreisen unbekannten Erzählers Konrad Kümmel verraten.

Da heißt es unter anderem: Kümmel schätze ich als Volkserzähler hoch ein. Er ist ein klassisches Beispiel dafür, daß zum eigentlichen Volksdichter nicht bloß künstlerische Fähigkeiten gehören, sondern vor allem ein goldiges, für Leiden und Freuden der Menschen warm fühlendes, echt religiöses Gemüt. Kümmel will religiös belehren und zugleich erfreuen. Der Belehrung wegen trägt er die Moral etwas dick auf.... Die Zentrale, um die sich alles bewegt, ist der katholische Glaube, vor allem das Kirchenjahr mit seinen freudigen und ernsten Ereignissen.« Obwohl ausdrücklich »große künstlerische Mängel« festgestellt werden, heißt es zum Schluß: »Kümmels Werke gehören unbedingt in alle katholischen Volksbibliotheken in Stadt und Land, auch für die Jugend.« (S. 43.) An diesem Kümmel kann sich das katholische Volk religiös berauschen, daher muß er fleißig ausgeschenkt werden!

Nach dieser letzten Probe wird man es verständlich finden, daß in dem Verzeichnis der katholische Verlag dominiert, vor allem ist Bachem in Köln stark vertreten, dessen Belletristik der Pater J. Mummbauer dahin charakterisierte: »Glatt, kühl, korrekt — nur keine aufregende Tendenz.« Bei den zahlreichen Ausgaben klassischer Schriften aus katholischen Verlagen darf man nicht übersehen, daß diese in der Regel entsprechend »bearbeitet« sind. Wer sich die Mühe machen würde, diese frisierten Ausgaben mit den Originalwerken zu vergleichen, könnte erbauliche Beiträge zum vorliegenden Thema liefern. Übrigens verfährt die Kritik mit diesen Sammlungen katholischer Verleger sehr — tolerant. Da wird zum Beispiel (auf S. 78) eine Sammlung: »Aus Welt und Leben, Erzählungen fürs christliche Haus« (Hausen & Co., Saarlouis) als gut und empfehlenswert bezeichnet, während Mummbauer (doch auch ein Katholik) sie ablehnt mit der Begründung: »Es steht alles unter dem Niveau, das wir für Volksbildungszwecke fordern müssen — lieber nichts, als solche Geschmacksverbildung!«

Wenn man berücksichtigt, daß der Borromäusverein über 200 000 Mitglieder zählt, dann kann man sich ein Bild von den verheerenden Wirkungen einer solchen dogmatischen Kritik machen. Jedenfalls lehrt dieses abschreckende Beispiel in aller Deutlichkeit, daß jede Ästhetik zu einer Farce wird, die in irgendeinem Dogmatismus erstarrt.

Literarische Rundschau.

Myrra Tunas, **Tsunami.** Japanische Novellen. Zürich 1912, Internationaler Verlag für Literatur, Musik und Theater von Franz Ketner. 253 Seiten.

Das soziale Leben Japans bietet besonderes Interesse. Denn in Japan ist ein seit Jahrhunderten in feudalen Formen erstarrter Polizeistaat mit einer Plötzlichkeit in den tosenden Wirbel des modernen Kapitalismus gerissen worden, die alle Entwicklungen, die in Europa Jahrhunderte beanspruchten, in die Zeitspanne weniger Jahrzehnte zusammendrängte. Diese Revolution mußte nicht nur dem wirtschaftlichen und politischen Leben der Nation ihren Stempel aufdrücken, sie hat auch dem Familienleben, den Beziehungen der einzelnen zur Gesellschaft und zueinander einen besonderen Charakter verliehen.

Leider ist es sehr schwer, gerade auf die Frage, welcher Art diese Umwälzungen waren, zuverlässige Antwort zu erhalten. Denn ist es schon überall für den

Fremden schwer, in das intime Familienleben Einblick zu gewinnen, so gilt das für Japan um so mehr, wo nicht nur die Schwierigkeit der Sprache und die Verschiedenheit der Sitten und Anschauungen die Verständigung erschweren, sondern wo noch eine durch Generationen geübte Schulung die Menschen gelehrt hat, ihre Gefühle zu verbergen und durch ein freundliches Lächeln alle Stürme zu verdecken, die ihr Inneres bewegen mögen.

Eben diese sprachlichen Schwierigkeiten sind es auch, die uns den anderen Weg schwer gangbar machen, der bei anderen Völkern zum Verständnis ihres Seelenlebens führt, die Kenntnis ihrer Dichtung, die die Konflikte der Zeit widerspiegelt. Wie weit solche Dichtungen in Japan selbst existieren, weiß ich nicht. In Übersetzungen ist jedenfalls nicht viel vorhanden. Aber auch die ja recht zahlreichen Dichtungen europäischer Autoren über japanisches Leben bieten in dieser Hinsicht herzlich wenig. Die meisten, die da schreiben, haben nur höchst oberflächliche Kenntnisse von den Dingen. Andere, wie Lafcadio Hearne, wenden sich gerade von dem Japan der modernen Konflikte ab und schwelgen in der Ausmalung einer idealisierten Vergangenheit.

Aus diesem Grunde sind Myrra Tunas' japanische Novellen zu begrüßen, wenn auch ihr rein literarischer Wert nicht sehr groß ist. Doch scheint die Verfasserin mit dem Leben des japanischen Volkes, besonders der ärmeren Schichten, der Kleinbauern, Krämer, Arbeiter und Dienstboten, wohl vertraut, und sie interessiert sich gerade für die Konflikte, die sich aus dem Eindringen des Kapitalismus in das japanische Leben ergeben. So ist zum Beispiel in der ersten Novelle »Tsunami« die naive Habsucht des bäuerlichen Vaters, der seine in die Fabrik geschickten Kinder schamlos ausbeutet, sehr treffend geschildert. Die kleine Skizze »Um eine Geisha« ist auch von literarischem Wert. Wo aber der sozial interessante Gegenstand fehlt, wie in den Novellen »Omodakasan« und »O-Kuni-San«, dort zeigt sich deutlich das rein Konventionelle der Darstellung, die Unfähigkeit der Autorin, wirkliche Menschen von Fleisch und Blut zu gestalten. G. Eckstein.

Zeitschriftenschau.

(Russische Revuen.)

Die Nummer 4 der »Nascha Sarja« bringt den Artikel von F. D. **»Stürmische Tage«**. Die letzte Streikbewegung erhält ein besonderes Gepräge durch das Echo, das sie in den verschiedensten Gesellschaftsschichten geweckt hat. Zuerst bei der Jugend der Universitäten, sodann bei der kaiserlichen technischen Gesellschaft und der Duma (Gemeinderat) von St. Petersburg; die letzteren haben sogar den Streikenden 6000 beziehungsweise 100 000 Mark angewiesen — Beschlüsse, die freilich von dem Präfekten der Hauptstadt aufgehoben wurden. Die Bewegung ist jedoch beinahe rein lokal geblieben; allein Riga und in schwachem Grade Moskau haben die Petersburger Aktion unterstützt. (Die letzte Maifeier hat bewiesen, daß die Bewegung anfängt, nationale Dimensionen anzunehmen, denn der größte Teil der Arbeitszentren hat daran teilgenommen. G. St.) Die jüngsten Ereignisse — die Erhebung der Anklage gegen Schtscheidze und das offene Attentat auf die letzten Reste der Befugnisse der legislativen Duma — sind ein Zeichen für das Herannahen der konstitutionellen Krise; die alle vorhandenen sozialen Kräfte zu einem tatkräftigen Eingreifen in die Geschicke des Landes aufruft.

N. Tscherewanin urteilt in seinem Artikel **»Die Krisis spitzt sich immer mehr zu«** über die letzten Konflikte in der Staatsduma. Er vergleicht die Bureaukratie Preußens nach der Revolution von 1848 mit der Rußlands nach 1905 und zeigt, daß die russische Bureaukratie nicht fähig ist, die konstitutionelle Krisis erfolgreich zu Ende zu führen, was der preußischen Regierung gelungen ist. Freilich hatte es der Landadel, auf den sich die preußische Bureaukratie stützte, verstanden,

sich der kapitalistischen Umwandlung anzupassen und den technischen Fortschritt für die Landwirtschaft auszunutzen, während der russische Adel, die soziale Grundlage der Regierung, eine von der Geschichte verurteilte Klasse ist, nicht allein gänzlich unfähig, zum wirtschaftlichen Fortschritt beizutragen, sondern auch bestrebt, ihn zu hemmen und ihm den Boden zu nehmen. Daher vereinigen sich alle frischen Kräfte des Landes gegen diesen reaktionären Adel und wollen ihn aus der politischen Arena entfernen und ihm die Vorherrschaft im politischen Leben Rußlands entziehen. Diese Vereinigung zeigt sich trotz aller Schwankungen immer deutlicher. Die Konferenzen sowohl der Kadetten als auch der Progressisten, in denen es zur Annahme sehr entschiedener Resolutionen kam, sind ein Beweis dafür. Aber die bürgerlichen liberalen Parteien hoffen noch ein Mittel zu finden, um gemeinsam mit den Oktobristen vorzugehen, was sie anläßlich der Ausstoßung der Deputierten der äußersten Linken aus der Duma bewiesen haben. Wenn es überhaupt möglich ist, die Oktobristen von der Bureaukratie zu trennen, kann das nur durch einen entschiedenen Kampf gegen sie geschehen, durch den energischen Druck, den die öffentliche Meinung auf sie ausübt. Für den Augenblick ist ein gleichzeitiger Kampf gegen Regierung und Dumamajorität die dringendste Aufgabe der Demokratie. Das hat die Obstruktionstaktik zuwege gebracht, und das ist ihr unbestrittenes Verdienst.

Die Nummern 1 bis 4 der »Prosweschtschenie« enthalten einen Artikel von G. Sinowjew **»Resultate und Aussichten«**. Der Massenstreik bleibt wie vordem eine der Haupterscheinungen der Arbeiterbewegung, und zwar besonders der politische Streik. Nach den Berechnungen des Verfassers haben sich im Jahre 1913 1 272 000 Arbeiter (im Jahre 1912 1 005 000) an politischen Streiks beteiligt, eine Zahl, die sich der des Revolutionsjahres nähert (im Jahre 1905 nach amtlichen Statistiken 1 424 000). Die Zahl der an wirtschaftlichen Streiks Beteiligten betrug 450 000 bis 500 000. Das ergibt insgesamt $1^3/_4$, ja wahrscheinlich sogar 2 Millionen. Der Verfasser sieht für das Jahr 1914 eine weitere Zunahme der Streikbewegung voraus, und die Ereignisse der letzten Monate, mit Einschluß der glänzenden Feier des 1. Mai, scheinen diese Perspektiven zu bestätigen. In jedem Fall, schlußfolgert der Verfasser, brauchen die Marxisten an ihrer Wertschätzung der Streikbewegung nichts zu ändern; sie haben nur nötig, die Bewegung geordneter und planmäßiger zu gestalten.

Eine neue sozialdemokratische Wochenschrift **»Borba«** (Kampf) erscheint in St. Petersburg. Die Redaktion will zur Einigung der Partei beitragen, sie erklärt aber zugleich, daß sie auf dem Boden der im Jahre 1912 von der Augustkonferenz angenommenen Resolution stehe, einer Konferenz, die nur die Vereinigung der sogenannten Minoritätsfraktion war. (Das ist nach unserer Ansicht die schwache Seite der Stellung, die die Redaktion einnimmt. G. St.)

In Nummer 1 schreibt Surabow, früher Deputierter der zweiten Duma, über **»Die armenische Frage und die russische Diplomatie«**.

Die türkische Revolution hat die armenische Frage nicht gelöst; diese existiert nach der Teilung der Türkei ebenso wie vorher. Diesmal ist sie von Rußland offiziell wieder aufgenommen worden. Aber die russische Diplomatie ist in ihrer unerwarteten Vorliebe für Armenien nicht aufrichtig. Sie hat die Emanzipationsbemühungen des armenischen Volkes immer bekämpft, und die blutige Politik der Türkei Armenien gegenüber stets unterstützt. Wenn Rußland sich den Anschein gab, mit Armenien zu sympathisieren, so verfolgte es nur den Zweck, bei einer Teilung der asiatischen Türkei in Armenien festen Boden zu haben; im entscheidenden Augenblick ist es aber zurückgewichen, da es sich für das gewagte Unternehmen nicht stark genug fühlte. Die türkischen Armenier haben von neuem den Beweis erhalten, daß die Großmächte sich nicht für ihre wirkliche Emanzipation interessieren, und daß nur eine ausgedehnte demokratische Bewegung imstande sein wird, ihnen den Weg zu freierer Entwicklung zu bahnen. G. Stiekloff.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 15 | Ausgegeben am 10. Juli 1914 | 32. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Tu felix Austria!

Berlin, 4. Juli 1914.

hw. Aus entschwundenen Zeiten, da die Habsburger durch eine Reihe gewinnbringender Ehebündnisse ihre Hausmacht mehrten und stärkten, stammt das lateinische Sprüchlein, dessen Sinn etwa besagt: Wenn andere Staaten um ihre Machtsteigerung Kriege führen müssen, erreichst du, glückliches Österreich, tu felix Austria, dasselbe durch Heiraten deiner Dynastie! Felix Austria — das Wort ist längst zum Kinderspott auf den Gassen geworden, denn es gibt in Europa kaum einen unglückseligeren Staat als dieses Kaiserreich, dessen Entwicklung durch einen verbitterten und unfruchtbaren Nationalitätenstreit gehemmt wird und dessen innere und äußere Politik von Blamage zu Blamage, von Niederlage zu Niederlage taumelt. Auch das Erzhaus, an dessen Spitze der vierundachtzigjährige Franz Joseph steht, fordert nicht mehr den Neid der Götter heraus, sondern ist reich an herben Schicksalsschlägen: des Kaisers Bruder fiel vor dem Standrechtspeloton von Queretaro, sein Sohn erlag in der Blüte der Jahre der geheimnisvollen Bluttat von Meyerling, seine Gattin raffte der wahnsinnige Mordstahl eines wahnsinnigen Buben dahin, und jetzt krachen die Schüsse von Serajewo, den Thronfolger samt Frau niederstreckend, in den Spätabend eines geprüften Lebens hinein. Wahrlich, wie auf dem Hause des Atriden in der griechischen Sage liegt ein Fluch auf dem Hause der Habsburger, und auch als strammer Republikaner darf man sich das Herz von tiefem Mitleid mit dem müden, alten Manne in der Wiener Hofburg bewegen lassen, dem wenig Schreckliches in seiner Tage langer Folge erspart blieb.

Aber mit dem Mitgefühl ist es wie mit der Ehre: Mitleid, wem Mitleid gebührt, doch kein Gran Mitleid jenem fluchwürdigen System, als dessen Opfer letzten Endes Franz Ferdinand und die Herzogin von Hohenberg gefallen sind. Weil die sozialdemokratische Presse auf den Grund der Dinge drang und in diesem System die Schuld für die Unheilstat suchte, wimmerten reaktionäre Drehorgeln das alte Lied von der allgemeinen Zuchtlosigkeit in Europa, in der als einer Folge der sozialistischen Umsturzbewegung solche Attentate wurzeln sollten. Es lohnt demgegenüber kaum die Tinte und Druckerschwärze, wieder hervorzuheben, was schon so oft betont wurde, daß der Kampf der Sozialdemokratie nicht der Beseitigung von Personen, sondern der Änderung von Verhältnissen gilt, und daß nur aus einer individualistischen Geschichtsauffassung, die der sozialistischen Weltanschauung gerade entgegengesetzt ist, der politische Mord entspringt: nur wer mit Treitschke

wähnt, daß Männer die Geschichte machen, hebt, um den Lauf der Geschichte zu wenden, gegen solche Männer den Mordstahl. In der Tat stehen denn die Attentäter von Serajewo den ehrenwerten Schreihälsen der »Post« und »Deutschen Tageszeitung« wesentlich näher als uns, denn was diese tagtäglich den Massen des deutschen Volkes einzutrichtern suchen, ein überreizter, ein überhitzter Nationalismus hat jenen Bombe und Browning in die Hand gedrückt.

Freilich offenbart wieder die Geschichte ihren tieferen Sinn darin, daß just der Nationalismus einen Thronfolger aus dem Hause Habsburg durch Meuchelmord fällte, denn keine Dynastie hat sich so sehr an dem Nationalismus erwachender und aufstrebender Völker versündigt wie die Habsburger. Die Mauern des Staatsgefängnisses auf dem Spielberg können erschütterndes Zeugnis von den Foltern ablegen, mit denen vor bald einem Jahrhundert die edelsten Vertreter der nationalen Bewegung Italiens, die Silvio Pellico, Federico Confalonieri, Castiglia, Foreski, Maroncelli, Salvotti und viele, viele andere noch, grausam heimgesucht wurden. »Er besaß«, erzählt Ricarda Huch in ihren lebensvollen Skizzen aus dem italienischen Risorgimento von dem Habsburger Franz I., »einen Grundriß der Festung, worauf er sehen konnte, welche Zelle ein jeder bewohnte, durch welche Zelle und an welchem Gang er vorüberkam, wenn er auf die Terrasse geführt wurde, aus welchem Fenster er sehen konnte. Er wußte, was und zu welcher Zeit ein jeder aß, womit er beschäftigt war, was er las, wie sein Puls ging und sein Herz schlug, kurz, er konnte Tag um Tag und Jahr um Jahr die langsam dem Tode zuführenden Martern eines jeden in seinem Kabinett verfolgen.« So sind, wenn auch nicht in dem persönlichen Sinne wie dieser niedrige Schinder, die Habsburger die Kerkermeister und Henkersknechte des Nationalismus geblieben, auch als sie nach Solferino und Königgrätz ihre Rolle in Italien und Deutschland ausgespielt hatten und als Österreich durch die Okkupation Bosniens und der Herzegowina ein Balkanstaat geworden war.

Damit warf sich die südslawische Frage auf, die für die schwarzgelben Machthaber in Wien ebensosehr ein politisches wie ein wirtschaftliches Problem darstellt. In ihrem Länderbestand weist die Donaumonarchie mehr Südslawen auf, als in dem Königreich Serbien wohnen. Seit geraumer Zeit ist dieses Südslawentum in die Periode seiner bürgerlichen Revolution eingetreten, in der es, wie jede andere Nation auf der gleichen Entwicklungsstufe, stürmisch nach nationaler Freiheit und Einheit verlangt. Aber da die herrschende Sippe Österreich-Ungarns vor der demokratischen Forderung einer Selbstverwaltung der Völker so verständnislos dasteht wie der Hund vor den Ziffern der Logarithmentafel, so regierte unentwegt der berüchtigte österreichische Despotismus, gemildert durch Schlamperei, die südslawischen Völker in den Kron- und Reichsländern der Monarchie mit Verfassungslosigkeit und Standrecht. Dieselbe Methode war es, mit der ehedem die k. k. Gewaltmenschen in Venetien und der Lombardei gar übel gehaust. Die Untertanen in Kroatien, Slawonien, Dalmatien, Bosnien und

Herzegowina hatten fügsam zu kuschen, und wenn sie zu murren wagten, kam flugs ein Regierungskommissär mit unbeschränkten Vollmachten über sie, der Belagerungszustand wurde proklamiert, die Zeitungen verboten und die Protestler so mundtot gemacht. Von Zeit zu Zeit auch zettelte die Wiener oder Budapester Regierung mit Hilfe konfiszierter Subjekte und williger Polizeispitzel eine »großserbische Verschwörung« an, um durch einen skandalösen Prozeß dem demokratischeren Europa zu zeigen, welch gefährliche Burschen hier mit eiserner Faust angepackt werden mußten. So wurde Kroatien regiert, wo man voller Eifer zwischen die Kroaten katholischen Glaubens und die ihnen stammverwandten Serben orthodoxer Religion einen Keil hineinzutreiben strebte, so schaltete und waltete man in Bosnien und der Herzegowina, wo man das Feudalsystem aus der Türkenzeit aufrechterhielt und sich auf die mohammedanischen Grundherren gegen die serbisch-orthodoxen Kmeten, bäuerliche Pächter, stützte.

Diese brutale Unterdrückung der südslawischen Bevölkerung lag ganz auf der Linie der auswärtigen Politik, die dem Wiener Ballplatz beliebte. Ob man hier wirklich jemals an den Vormarsch nach Salonik gedacht hat oder nicht, auf jeden Fall erschöpfte sich die diplomatische Weisheit der Ahrenthal und Berchtold in dem Ziel, das verhaßte Serbien wirtschaftlich und politisch in Grund und Boden hinein zu ruinieren. Das lag fast einzig in dem engherzigen Interesse der österreichischen und madjarischen Großgrundbesitzer, die sich vor dem Wettbewerb dieses klassischen Ausfuhrlandes von Vieh und Ackerbauerzeugnissen entsetzten — er fürchte, gestand mit edler Schamlosigkeit der Ritter v. Hohenblum, der Führer der österreichischen Agrarier, die serbischen Schweine mehr als die serbischen Soldaten. Künstlich verrammelte deshalb die schwarzgelbe Politik dem serbischen Export jeden Ausgang nach Weltmarkt und Weltmeer. Serbien wollte nach Süden, Österreich besetzte den Sandschak, Serbien strebte durch die Donau-Adriabahn ans Meer, Österreich erhob Einspruch, Serbien plante einen Zollverein mit Bulgarien, Österreich trat dazwischen — was immer Serbien anfangen mochte, der wirtschaftlichen Umklammerung durch das Habsburgerreich zu entgehen, Österreich wußte es zu verhindern. Die tiefeingefressene Erregung in Serbien über diese Erdrosselungspolitik entlud sich besonders im Jahre 1908, als durch die Annexion der 1878 okkupierten Länder die unhaltbaren Zustände verewigt zu werden schienen. Mit aller Entschiedenheit unterstrich damals der serbische Minister des Auswärtigen, Milowanowitsch, in der Kammer, daß Österreich, indem es Bosnien und die Herzegowina annektiere, indem es Serbien von der Adria fernhalte und seine Verbindung mit Montenegro verhindere, dem serbischen Volke über kurz oder lang einen Kampf auf Leben und Tod aufzwinge. Aber die verblendeten Staatsmännchen am Ballplatz waren immer noch mit Blindheit geschlagen, als sich vor zwei Jahren mit der Wucht geschichtlicher Tatsachen die bürgerliche Revolution des Südslawentums doch durchsetzte und in dem Balkankrieg den türkischen Feudalismus zerbrach. Auch da noch mußten im Interesse der ungarischen Schweinezüchter und um eines

sagenhaften Prestiges willen die Serben von der Adria ferngehalten werden: daher der schweißtriefende Eifer, mit dem sich Österreich um die Gründung des glorreichen Fürstentums Albanien mühte! Was Wunder, daß bei solcher Lage der Dinge in Serbien der Haß gegen eine Politik sich immer tiefer einfrißt, die es unverkennbar auf seinen wirtschaftlichen und damit auf seinen politischen Untergang abgesehen hat, was Wunder auch, daß die südslawischen Völker der Donaumonarchie, kujoniert und drangsaliert und voll Haß gegen ihre Unterdrücker, in Sehnsucht nach Belgrad hinüberspähen, von wo sie die Erlösung erwarten, was Wunder endlich, daß hüben wie drüben die Hitzköpfe sich an dem Traum eines großserbischen Reiches berauschen, das als Krönung der südslawischen Revolution die nationale Freiheit und Einheit des gesamten Südslawentums zur Wirklichkeit macht. In dieser Luft, die mit Keimen kommenden Unheils seit langem geschwängert ist, reifte, auch wenn keine großserbische Verschwörung dahinter steht, der finstere Entschluß des hysterischen Gymnasiasten, den Mann kaltblütig abzuschießen, der als zähester Vertreter jenes verderblichen Regierungssystems galt.

Die Schüsse von Serajewo sind eine fürchterliche Mahnung für Österreich-Ungarn. Nach historischem Recht lebensfähig und existenzberechtigt war der Habsburgerstaat mit seinem bunten Völkergemisch als Bollwerk, um Europa vor der Türkengefahr zu schützen, und nur durch den Druck des Osmanentums wurden Deutsche, Madjaren und Slawen im Gefüge der Monarchie zusammengehalten. Heute aber, da durch den Balkankrieg das letzte Restchen von Türkengefahr aus Europa hinausgeblasen ist, vermag ein an sich überlebter Nationalitätenstaat wie Österreich-Ungarn nur auf dem Boden vollkommener Demokratie seine Lebenskraft zu erweisen. Sind die Wiener Machthaber nicht willens oder nicht imstande, den Weg der Demokratie zu beschreiten und in der Autonomie der Völker ihre eigene Rettung zu suchen, dann ist das Reich der Habsburger — tu felix Austria! — unwiderruflich verloren, und die auswärtige Politik Deutschlands wird es sich, gleichfalls aufgeschreckt durch die Schüsse von Serajewo, beizeiten überlegen müssen, welchen Gewinn wohl das Bündnis mit einer Leiche abwerfen kann.

Massendemonstrationen vor Gericht.

Von K. Kautsky.

Seit einigen Monaten folgt eine Anklage gegen die Genossin Luxemburg der anderen. Es ist, als ob sie eine ständige Einrichtung des Deutschen Reiches werden sollten. Unsere Partei könnte damit wohl zufrieden sein. Denn heute schon erweisen sich diese Prozesse als gewaltige Agitationsmittel für unsere Sache.

Wenn ein Regime sich bedroht fühlt von einer aufsteigenden Klasse und diese zu klug ist, ihm Gelegenheit zu ihrer gewaltsamen Niederschlagung zu geben, dann greift es leicht zu dem Versuch, sie durch gerichtliche Bestrafung ihrer Vorkämpfer einzuschüchtern. Die Gerichte sind eigens dazu eingesetzt,

die bestehende Staats- und Gesellschaftsordnung zu schützen, jedes individuelle Durchbrechen dieser Ordnung zu bestrafen, mag es durch Leidenschaft, Leichtfertigkeit, Not oder welches Motiv immer veranlaßt sein. Diese Berufstätigkeit nimmt sie von vornherein leicht auch gegen jene andere Gegner des bestehenden Rechtszustandes ein, die ihn nicht individuell durchbrechen, sondern allgemein ändern wollen durch sachliche Kritik und Anwendung jener politischen Machtmittel, die durch die sozialen und politischen Verhältnisse gegeben werden.

In absolutistischen Staaten kommt zu dieser beruflichen Neigung der Richter noch ihre Abhängigkeit von der Regierung, deren bloße Diener sie sind. Der Liberalismus hat die Richter mehr oder weniger materiell unabhängig gemacht von der Regierung, aber er vermochte weder, noch war es seine Absicht, sie geistig unabhängig zu machen von der Klasse, der sie entstammen, in der sie leben. Die Interessen dieser Klasse gelten ihnen als die Interessen der ganzen Gesellschaft, ja der Menschheit. Wer sich an ihnen versündigt, verdient die strengste Strafe.

So glauben die Regierungen gegenüber dem andrängenden Proletariat ihre Interessen bei den Gerichten gut aufgehoben. Und wissen sie nicht anders mit der Sozialdemokratie fertig zu werden, dann rufen sie nach dem Staatsanwalt.

Aber immerhin, die Richter haben Recht zu sprechen auf Grund der geltenden Gesetze. Diese sind gewiß oft vieldeutig und geben dem richterlichen Ermessen großen Spielraum. Aber ganz frei ist es doch nicht. Und vor allem, der Richter kann nicht verurteilen ohne vorhergegangenen Prozeß, in dem der Angeklagte seine Sache verficht, seine Zeugen vorführt.

So wird jeder politische Prozeß zu einem Duell zwischen dem Staatsanwalt als Verfechter des herrschenden Systems und den Angeklagten als Bekämpfern dieses Systems. Ist ihre Sache gut, sind sie energisch, entschlossen und klug, dann kommt es leicht so, daß bei dem Duell Ankläger und Angeklagte die Rollen tauschen, diese zum Ankläger werden und triumphieren, indes der Vertreter des bestehenden Regimes und damit dieses selbst schwerverwundet den Kampfplatz verläßt. Wie dann die Entscheidung des Gerichtes ausfällt, ist nebensächlich. Eine Verurteilung der Sieger mag sie persönlich schwer schädigen, für die Sache kann gerade die Verurteilung von Vorteil sein. Sie vermag die aufrüttelnde Wirkung des Prozesses noch zu verstärken.

Politische Prozesse haben stets die gewaltigste propagandistische Wirkung für unsere Partei geübt, von den Prozessen Lassalles an zu dem Leipziger Hochverratsprozeß und zu den Geheimbundsprozessen unter dem Sozialistengesetz. Die moralische Brandmarkung des Polizeiregimes bei den letzten dieser Prozesse scheint den Regierenden so sehr in die Knochen gefahren zu sein, daß nach dem Falle des Sozialistengesetzes eine Zeitlang Ruhe war.

Das Anwachsen unserer Partei wirkte jedoch schließlich so erschreckend, daß die alten Erfahrungen in den Wind geschlagen wurden und wieder lauter als je der Ruf nach dem Staatsanwalt ertönt. Wir sind in eine neue Ära politischer Prozesse eingetreten. Das alte Kampffeld, auf dem unsere Partei schon so viele Siege erfochten, wird uns von den Machthabern aufs neue eröffnet — und bisher mit dem gleichen Erfolg. Die Prozesse der Genossin Luxemburg reihen sich heute schon in ihren Wirkungen unseren alten

historischen Prozessen würdig an, sowohl in ihrer propagandistischen wie in ihrer einigenden Wirkung.

Genossin Luxemburg gehört bekanntlich zu den schärfsten Kritikern verschiedener Erscheinungen unserer Partei. Ihre eigenen Auffassungen haben wiederholt den lebhaftesten Widerspruch selbst von Genossen hervorgerufen, die ihr im allgemeinen nahestehen. Namentlich ihre Anschauungen über die Bedingungen, unter denen ein erfolgreicher Massenstreik in Deutschland möglich und wahrscheinlich ist, wurden bisher von der Mehrheit unserer Genossen abgelehnt.

Aber alle diese Gegensätze sind ausgelöscht in der gegenwärtigen Kampagne. Schon das ungeheuerliche Urteil von Frankfurt entfesselte einen Sturm des Protestes in unseren Reihen, ja noch weit darüber hinaus, und zwar in allen Gauen Deutschlands, ohne Unterschied der Richtung, in Baden und Bayern ebenso wie im radikalsten Norden.

Das Urteil erscheint juristisch so unhaltbar, daß es dem Reichsgericht schwerfallen dürfte, es zu bestätigen. Aber die politische Wirkung, die es erzeugte, ist nicht wieder aus der Welt zu schaffen.

In noch weit höherem Grade aber gilt das von dem jüngsten Prozeß über die Soldatenmißhandlungen. Ein solches Debacle ist kaum jemals dagewesen: ein Prozeß, in dem der Angeklagte zum Ankläger wird und der Vertreter der Anklage geschlagen ist, ehe es noch zur Vernehmung der Zeugen kommt!

Diesen Prozeß, ebenso wie den vorhergehenden Hochverratsprozeß gegen Karl Liebknecht, der ein Vorgänger der jetzigen Prozeßära ist und sie einleitet, kennzeichnet vor allem der Umstand, daß sie einer Hyperempfindlichkeit jener Institution entspringen, die von Berufs wegen verpflichtet ist, nichts zu fürchten als Gott; deren Aktionen stets von Kaltblütigkeit und genauer Kenntnis des Schlachtfeldes und des Feindes diktiert sein sollen; für die Nervosität und blindes Drauflosschlagen aus bloßer Erbitterung die schlimmsten Sünden darstellen. Und gerade diese Institution ließ sich dazu hinreißen, eine Attacke zu reiten, die jeder einigermaßen gewandte und schneidige Parteigenosse nicht nur abschlagen, sondern zum wuchtigsten Gegenstoß benutzen konnte.

Etwas dürfte zur Entschuldigung des Kriegsministers die Annahme beitragen, daß er selbst nicht gewußt hat, wie weit die Soldatenmißhandlungen im Heere verbreitet sind. Wir selbst wurden durch diese Fülle der Beweise überrascht. Und doch hatten wir stets die Meinung vertreten, daß die Zahl der Soldatenmißhandlungen Legion sei, und daß sie aufs innigste mit dem herrschenden System zusammenhingen.

Nicht in dem Sinne natürlich, daß die Machthaber die Mißhandlungen wünschten. Im Gegenteil, man darf wohl annehmen, daß es ihnen Ernst ist mit ihrem Wunsche, die Mißhandlungen möchten ein Ende nehmen. So viel Einsicht darf man ihnen zutrauen, daß sie selbst erkennen, welche Fülle von Haß und Erbitterung gegen den Militarismus Soldatenquälereien säen müssen und wie gefährlich das angesichts des steten Anwachsens der Sozialdemokratie ist. Dasselbe Streben, das bewirkt, daß die Träger des Militarismus so nervös gegenüber der Behauptung werden, Mißhandlungen seien in der Kaserne etwas Alltägliches, muß auch bewirken, daß sie wünschen, solche Vorkommnisse würden ausgeschlossen.

Aber dieses Wünschen nützt sehr wenig, wenn der Militarismus immer wieder den Boden schafft, auf dem das erwächst, was Genossin Luxemburg Dramen nannte.

Schon die Erziehung des Soldaten zum Kriege prädestiniert dazu. Kriegführen heißt, mit größter Rücksichtslosigkeit Menschen vernichten, aber auch Menschenleben einsetzen, das eigene wie jene, über die man verfügt. Diese Rücksichtslosigkeit wird durch den Kampf und seine Bedingungen mit Notwendigkeit von selbst erzeugt. Viele glauben aber, die Erziehung des Soldaten für den Krieg erheische schon im Frieden die gleiche Rücksichtslosigkeit. Nicht selten wird gerade von den größten Soldatenschindern, Unteroffizieren wie Offizieren, bei kriegsgerichtlichen Verhandlungen ausgesagt, sie seien vorzügliche Soldaten. Sie stellen an sich selbst die größten Anforderungen und glauben darum auch von ihren Untergebenen ohne jede Rücksicht das gleiche fordern zu dürfen.

Jedoch die Vorbereitung zu den Brutalitäten, die der Krieg notwendigerweise mit sich bringt, bildet keineswegs die reichlichste Quelle der Mißhandlungen. Die »Fliegenden Blätter« ließen einmal im Jahre 1866 einen Offizier an seine Soldaten nach dem Friedensschluß eine Anrede halten, in der es hieß: »Nun hat der Spaß mit dem Kriege ein Ende, und der Ernst des Friedens tritt wieder an euch heran.«

In der Tat, während des Krieges ist die Disziplin keineswegs so stark angespannt wie im Frieden; da wird dem Soldaten manches nachgesehen, wenn der Kriegszweck es erlaubt, und Soldatenmißhandlungen kommen überhaupt nicht vor. Sie kennzeichnen den »Ernst des Friedens«.

Im Frieden hat der Soldat eben noch andere Aufgaben als die Vorbereitung zum Kriege. Er soll auch vorbereitet und erzogen werden zum Schutze gegen den »inneren Feind«. Um da zuverlässig zu sein, muß er im Vorgesetzten, und wäre es der dümmste Gefreite, den »Stellvertreter Gottes« sehen, ist blinder Gehorsam des Mannes, Verzicht auf jedes eigene Denken, aber auch auf jede Manneswürde dem Oberen gegenüber erstes Gebot. Die Schrankenlosigkeit der Macht erzeugte bei den römischen Kaisern den Cäsarenwahnsinn. Warum soll der Korporal dagegen gefeit sein? Es ist richtig, er ist nicht der Höchste. Seine Macht findet Schranken in den übergeordneten Offizieren, aber wie wenig bekommen die zu sehen und wie mißgünstig wird alles betrachtet, was als Auflehnung des gemeinen Mannes erscheint! Die Abhängigkeit des Unteroffiziers von seinen Vorgesetzten bildet weit weniger eine Schranke seiner Allmacht gegenüber den »Gemeinen«, als eine besondere Quelle von Antrieben, sie energisch zu betätigen, teils aus Furcht vor der Kritik des Vorgesetzten wegen ungenügender Leistung der Mannschaft, teils aus Ärger über selbsterfahrene schlechte Behandlung.

Zu alledem kommt, daß dem Soldaten im Laufe der Zeiten noch eine dritte Funktion zugefallen ist. Er hatte nicht bloß das Vaterland zu verteidigen und den inneren Feind im Zaum zu halten, der Despotismus des achtzehnten Jahrhunderts machte aus seinen Evolutionen auch Schaustücke für den Monarchen und seinen Hof, an denen sich selbst die unkriegerischsten Herren und Damen ergötzten. Wie so manches andere aus jener Zeit hat sich auch dies bis in unsere Tage erhalten, und nicht bloß in monarchischen Ländern. In der Republik Frankreich werden Heeresparaden noch alljährlich zum Amüsement der Pariser abgehalten.

Dabei haben sich jedoch die Bedingungen militärischer Evolutionen gänzlich geändert. Im achtzehnten Jahrhundert, in der Zeit der Lineartaktik, hing die Vorbereitung für die Parade mit der Vorbereitung für den Krieg aufs engste zusammen. Heute geht die Kriegführung unter Bedingungen vor sich, die eine ganz andere Schulung erheischen als die für die Parade. Die Vorbereitung für das Friedenstheater ist eine ganz überflüssige Mehrbelastung des Soldaten, die zu seiner Vorbereitung für das Kriegstheater hinzugefügt wird, eine Mehrbelastung mit dem geistlosesten, stumpfsinnigsten und widernatürlichsten Handlungen, die erdenkbar sind. Ihre endlose Wiederholung produziert ebenso Verzweiflung bei den Kommandierten wie nervöse Ungeduld bei den Kommandierenden.

Nimmt man dazu deren schrankenlose Macht und die Rücksichtslosigkeit, die das Kriegshandwerk aus sich heraus erzeugt, dann hat man den Boden, aus dem die Mißhandlungen üppig sprießen.

Alles das hatte man sich ja schon längst gesagt, aber dennoch wirkte die Fülle von Mißhandlungen überraschend, die jetzt aufgedeckt wurde. Über tausend Zeugen mit einem Male, das ist eine Massendemonstration und Massenaktion der wuchtigsten Art. Und der Erfolg zeigt, daß auch eine defensive Aktion, wie es eine Verteidigung gegen eine Anklage unzweifelhaft ist, zu einer offensiven werden kann. Wir können nicht immer nach Belieben die Offensive ergreifen. Unsere Taktik muß sich nach den Umständen richten. Aber wir müssen allerdings trachten, daß jede unserer Aktionen, mag sie aus welchem Anlaß immer entspringen, mit einer Offensive endet, die zu einer Niederlage des Gegners führt. Und das ist diesmal in glänzender Weise gelungen.

Es bleibt abzuwarten, was die Militärbehörden tun werden, ob sie unter dem Eindruck der langen Leporelloliste von Zeugen versuchen werden, den Mißhandlungen energischer zu Leibe zu rücken, was freilich ohne wesentliche Reformen im Militärwesen, vor allem ohne Einschränkung des Paradedrills und der völligen Wehrlosigkeit und Abhängigkeit des Soldaten auch in seiner dienstfreien Zeit kaum erreichbar sein dürfte. Bequemer wäre es, die Zeugen durch verschiedene Manipulationen einzuschüchtern und so die unangenehmen Tatsachen zu vertuschen. Bequemer für den Anfang. Schließlich könnte jedoch auch daraus für den Staatsanwalt und Kriegsminister eine neue Niederlage und für uns neuer Agitationsstoff erwachsen.

Die Staatsanwaltschaft ist indes damit nicht zufrieden, sie will der Genossin Luxemburg auch wegen ihrer Haltung zum Massenstreik zu Leibe gehen. Wie sie das anstellen will, ist vorläufig noch ihr Geheimnis.

Gewiß haben Parteigenossen darauf hingewiesen, daß der Massenstreik zu Gewalttaten führen könne. Unsere heutigen Erfahrungen schon zeigen uns, wie leicht jeder einfache, kleine Streik Gewalttaten der Streikbrecher hervorruft. Auf solche und andere Gewalttaten *gegen uns* müssen wir bei jedem Massenstreik gefaßt sein, aber es dürfte schwerfallen, deshalb aus einer eventuellen Aufforderung zu einem Massenstreik, selbst wenn eine solche erfolgt, eine Aufforderung zu Gewalttätigkeiten herauszulesen. Dann könnte man leicht aus jeder unserer Aktionen, wie gesetzlich immer sie sein mag, zum Beispiel aus jedem Wahlsieg, eine Aufforderung zu Gewalttätigkeiten — nämlich unserer Gegner gegen uns — herausdestillieren.

Aber wie immer die Staatsanwaltschaft die Anklage formulieren mag, sie wird auch dabei unsere Partei geschlossen hinter der Genossin Luxemburg finden. Wohl sind, wie schon erwähnt, nicht alle ihre Anschauungen über den Massenstreik Anschauungen der Gesamtpartei, aber was die Staatsanwaltschaft bemängeln mag, bemängelt keiner von uns.

Keiner von uns lehnt den Massenstreik prinzipiell ab. Der erste Parteitag von Jena hat schon vor neun Jahren den Massenstreik unter die anerkannten Waffen der Sozialdemokratie aufgenommen durch einen so gut wie einstimmigen Beschluß. Die Staatsanwaltschaft schwieg damals still, und sie tat wohl daran.

Jetzt plötzlich entdeckt sie im Massenstreik ein ungesetzliches Tun. Und es heißt, daß der öffentliche Ankläger für die Resolution der Genossin Luxemburg, gegen die er sich wendet, nicht bloß die Antragstellerin verantwortlich macht, sondern alle, die für sie stimmten. Die Lorbeeren lassen ihn nicht schlafen, die er mit der von ihm veranlaßten Massenaktion von Zeugen im Gerichtssaal eingeheimst. Jetzt soll dazu eine Massenaktion von Angeklagten kommen. Die Staatsanwaltschaft selbst arrangiert so eine sozialdemokratische Massenaktion nach der anderen, und zwar an auffallendster Stelle — uns kann's recht sein!

Nationalismus und Klassenkampf in Holländisch-Indien.

Von E. T. E. Douwes-Dekker.

I.

Hier im industriell, kapitalistisch und sozialistisch ausgebildeten alten Europa hört man wenig von den Fortschritten des demokratischen Gedankens in Asien. Doch ist es von internationaler Bedeutung, den Lauf des Sozialismus außerhalb Europas, im noch älteren Asien zu verfolgen, um so mehr, als die Entwicklung in soziologischer und politischer Hinsicht, obwohl sie denselben Quellen entspringt, dennoch in anderen Formen auftritt als in Europa.

Auch Java, die Hauptinsel der holländischen Kolonien in Hinterasien, viermal so groß als Holland selbst und von 32 Millionen Menschen bevölkert, konnte nicht ewig ein vergessener Erdenwinkel bleiben. Die modernen Lebensanschauungen brachen zuletzt auch zu uns durch, und unter ihrem Einfluß erstarkt auch in Holländisch-Indien seit einigen Jahren unverkennbar das Bestreben, sich zur Selbständigkeit und politischen Freiheit emporzuringen. Wir sehen von früheren Versuchen ab, das von dem kolonialen System fast gänzlich im Zustand analphabetischer Rückständigkeit erhaltene Volk von Indien — wie wir den Archipel nennen, der geographisch Niederländisch-Ostindien heißt — zur politischen Emanzipation zu bringen. Die neueste Emanzipationsbewegung ist erst fünf Jahre alt. Die politisch-javanische, im weiteren Sinne indische Renaissance trat erst 1908 ins Leben, aber sie wird nicht wieder sterben, ehe sie ihr Ziel erreicht hat. Eine sozialpolitische Organisation des javanischen Volkes wurde im genannten Jahre aufgerichtet, die sich vornahm, ihrem Namen Budhy Utama (javanisch: das schöne Streben) entsprechend sich der Befreiung der Massen zu widmen. Die kolonialen Herrscher jedoch haben methodisch und streng seit Jahrhunderten dahin getrachtet, daß unser indisches Volk keine politische Schu-

lung erwerbe und sich ja nicht die Fähigkeiten zur Führung des nationalen Kampfes aneigne. Die ersten Versuche des Budhy Utama verfehlten ihren Zweck. Die Organisation wurde zu einer halbamtlichen, einflußlosen Union der höherentwickelten Javaner, die nicht die Kraft hatten und auch nicht den Mut, einen ernsthaften Kampf gegen die Machtmittel der imperialistisch-kapitalistischen Kolonialregierung aufzunehmen und an die Lösung der dringenden kolonialen Fragen heranzutreten.

Noch war es nicht recht deutlich, auf welchen Boden man sich zu stellen hatte, um den Kampf mit dem kolonialen System mit Aussicht auf Erfolg zu führen. Man hatte sich noch nicht klar gemacht, was eigentlich das Wesen der kolonialen Macht Hollands war. Allmählich aber reiften die Einsichten in die reellen Verhältnisse auf politischem Gebiet. Man fand doch zu guter Letzt die Lösung des Rätsels, wie es dem schwachen, kleinen Mutterland möglich war, einer um vieles zahlreicheren und schon deshalb stärkeren Bevölkerung gegenüber die Macht und das Prestige aufrechtzuerhalten.

Die Basis der kolonialen Gewalt Hollands bildet der Gegensatz innerhalb der javanischen Bevölkerung. Dieser Gegensatz bildet den Eckstein des kolonialen Baues Hollands. Könnte man diesen Eckstein loslösen, dann müßte der stolze Bau zusammenstürzen. Auf dieses Fundament also mußte unser Angriff sich in erster Linie richten.

Der koloniale Gegensatz beherrscht die ganze koloniale Gesellschaft. Er durchdringt alle kolonialen Verhältnisse. Er ist der Geist der ganzen kolonialen Regierung. Ihn hört man, wenn man sich endlich über sein Dasein klar geworden ist, oft aus der Gesetzgebung und Verwaltung, aus allen gesellschaftlichen und politischen Beziehungen zwischen den verschiedenen Bevölkerungsschichten heraus mit der größten Unverschämtheit sprechen. Er beherrscht die schlaue Rassenpolitik.

Zu diesem Zwecke wurde eine dualistische Gesetzgebung ausgedacht: milde und sanft für die Eindringlinge, streng und gewalttätig für die eingeborene Bevölkerung. Dem gleichen Zwecke dient eine Unterrichtsorganisation, welche für die Bevölkerung minderwertige Schulen in ganz unzureichender Zahl errichtet. Die Zahl der Analphabeten wird auf diese Weise sogar prozentgemäß immer größer, weil der Bevölkerungszuwachs schneller vor sich geht als die Ausdehnung des sogenannten Unterrichts. Dafür gibt es andere, vollwertige Schulen für die Weißen; wieder andere, in ihren Lehrprogrammen abweichende Schulen für die chinesischen, mehr als eine halbe Million zählenden Einwanderer; uns wird hingegen höherer Unterricht gar nicht oder doch nur in exklusivem und beschränktem Geiste und bloß für einen Teil der Bevölkerung gegeben. Lieber wirbt die Regierung im Ausland deutsche und dänische Ingenieure und Ärzte an, als daß sie unseren jungen Leuten die Gelegenheit zu höherer Ausbildung gäbe; Holland selbst kann ja die benötigten intellektuellen Kräfte. seiner Kleinheit wegen nicht mehr liefern. Der koloniale Gegensatz bevorzugt die christlichen, das heißt christianisierten Eingeborenen gegenüber den mohammedanischen und diesen allen gegenüber die Chinesen, die als Puffer dienen müssen für den erwarteten Zusammenstoß zwischen den Unterdrückten und den Unterdrückern. Diese gegenseitige Verhetzung führt zu einer Niederdrückung der eingeborenen Javaner, welche die intellektuelle und moralische Höherentwicklung des Volkes aufs schwerste schädigt und hemmt.

Und doch besitzt dieses Volk eine reiche Kultur, eine alte Zivilisation. Die indische, spezifisch javanisch-nationale Entwicklung zeigte sich in einer bedeutenden Handelsschiffahrt, in kolonialen Eroberungen, in staunenerweckenden Bauten, in einem weit organisierten Gemeindewesen, in einer bewunderungswürdigen Justiz. Auch hat dieses Volk ein hochentwickeltes Kunstgefühl, eine reiche epische, dramatische und lyrische Literatur, ein typisch-javanisches Theater für historisch-mythologische Themen, welche sich ausgezeichnet dazu verwenden lassen, durch Analogien mit modernen Verhältnissen dem javanischen Publikum von heute eine ganz eigenartige politische Erziehung beizubringen. Vieles von dem, was in der Vergangenheit das indische Volk groß und unternehmend machte, ist jedoch verloren gegangen unter dem schonungslosen Drucke der Herrschaft des Auslandes.

Den kapitalistischen Interessen der ebenso energischen wie gewissenlosen weißen Unternehmer zuliebe wird der javanische Bauer ausgesogen. Der jetzige ländliche Kleinbetrieb gibt dem Grundbesitzer nur einen Scheinbesitz, dessen Ertrag nicht ausreicht, auch nur die dringendsten Bedürfnisse des Bauern zu befriedigen. Das Proletariat der Städte wird in seiner Widerstandskraft durch den Zuzug proletarisierter Bauern sehr geschwächt. Der durchschnittliche Besitz der javanischen Bauern beträgt nicht mehr als eine halbe Bahn (javanisches Flächeninhaltmaß, etwa ein Drittel Hektar), was nicht zureicht, seinen Lebensunterhalt und den seiner Familie zu bestreiten. Das javanische Handwerk wird immer mehr zurückgedrängt. Die ungeheure Konkurrenz mit der Maschine wird noch erschwert durch die Konkurrenz mit importierten, noch weniger Bedürfnisse kennenden chinesischen Arbeitern. Das Jahreseinkommen eines javanischen Bauern beträgt durchschnittlich nur 100 Gulden (170 Mark). In der Form von Steuern aller Art, direkten und indirekten, in Geld und in unbezahlten Frondiensten entrichteten, muß er durchschnittlich dem Fiskus 20 bis 25 Prozent seines Einkommens opfern. Es gibt Gegenden, wo diese Opfer sogar 40, 45 bis 50 Prozent betragen. Die Gesetzgebung fördert den europäischen landwirtschaftlichen Großbetrieb; sie unterdrückt den kleinen Bauern. Was dies zu bedeuten hat in einem Lande, das fast ganz auf den Ackerbau angewiesen ist, läßt sich besser denken als beschreiben.

Das agrarische Problem in meinem Vaterland ist durch dies alles wohl das brennendste geworden. Die Arbeitslosigkeit wächst rapid. Dadurch werden die Löhne unglaublich niedrig gehalten. Sie betragen durchschnittlich 25 Cents (40 Pfennig) pro Tag. Frauen- und Kinderarbeit, welche überhaupt nicht gesetzlich überwacht wird, findet man allerwegen, weil sie noch geringer bezahlt wird, nämlich oft mit nicht mehr als 10 Cents pro Tag (17 Pfennig).

Dagegen erhöhen sich von Jahr zu Jahr die militärischen Ausgaben. Das Lebensinteresse des Mutterlandes an der Erhaltung des für das europäische Prestige so notwendigen und auch sonst für die holländischen Kapitalisten vorteilhaften Kolonialbesitzes fordert starken Schutz durch Armee und Flotte, weil doch die koloniale Herrschaft solcher Art war und noch ist, daß nur Gewalt sie zu erhalten vermag. Die Ausgaben des Kolonialbudgets für Polizei und Justiz, für öffentliche Werke, für Volkshygiene, für Volksunterricht betragen zusammen weit weniger als die Ausgaben für militärische Zwecke, diese betrugen in dem vorletzten Budget (1912) mehr als 37 Prozent der Gesamtausgaben. Dazu ist eine enorme Steigerung in der nächsten Zukunft

zu erwarten, da die bürgerlichen Parteien im Mutterland schon zum Bau einer kolonialen Defensivflotte von Dreadnaughts und Superdreadnaughts schreiten.

Auch die Steuergesetzgebung und die Verwaltung machen große Unterschiede zwischen der eingeborenen Bevölkerung und den Eindringlingen, den eingewanderten Weißen, zugunsten der letzteren. Pressefreiheit besteht nicht. Die Rechte der politischen Vereinigung und Versammlung bleiben uns versagt. Arbeiterorganisationen sind strafbar. Selbst die Freiheit der Person ist nicht gesichert. Der Generalgouverneur hat die Befugnis, die selbst die königliche Autorität im Mutterland nicht besitzt, uns „indische Bürger" für Lebenszeit zu verbannen, nach abgelegenen kleinen, ungesunden und völlig unkultivierten Inseln zu schicken. Sicherheit des Eigentums ist kaum zu finden; Rechtssicherheit zu verlangen wäre utopistisch. Irgendeine Art Volksvertretung besteht überhaupt nicht. Selbst vom sogenannten Wahlrecht für die ganz unbedeutenden und in ihren Befugnissen lächerlich beschränkten Gemeinderäte ist die große Masse des Volkes ausgeschlossen. Es ist begreiflich, daß dieses Volk unter solchen Umständen ein dumpfes, lichtloses Leben völliger Knechtschaft führt, keine Ideale kennt, moralisch und intellektuell ebenso wehrlos gemacht ist wie in materieller Hinsicht widerstandsunfähig. Die früher kräftige Organisationsfähigkeit wurde unserem Volke genommen. Nationale Ideale, die Lebensforderung eines geknechteten Volkes, kannte es vor kurzem noch nicht. Erhebende Charaktereigenschaften, wie Stolz und Gefühl des Eigenwertes, mußten bei diesen Sklaven des übermächtigen, von keiner proletarischen oder nationalen Organisation gehemmten Kolonialkapitalismus völlig unterdrückt werden. Aber ohnmächtige Rachsucht wurde im Inder zu einem nicht mehr zu unterdrückenden Bedürfnis.

II.

Es ist ein Glück für das indische Volk, daß es bei seiner fortwährend gesteigerten Fähigkeit zu hungern doch immer wieder aus seiner Mitte die Männer aufstehen sah, die kühne Versuche machten, den Lauf der Geschichte in andere Bahnen zu lenken. Ein solcher Mann war auch unser Prinz Dipa Negara, der Führer in dem fünfjährigen Kriege, der Revolution im eigentlichen Sinne von 1825 bis 1830. Er begriff, daß das Nationalgefühl imstande sei, dem Volke die Kraft zu verleihen, um sich von der fremden Herrschaft loszuringen. Die holländischen Kolonisatoren haben wohl keinen erbitterteren und gefährlicheren Feind gehabt als diesen edeln und tollkühnen Prinzrebellen, der sich auch des Glaubens, der religiösen Empfindungen und Strömungen bediente, um die Tausende sich um seine Fahne scharen zu lassen. Diese beiden Bestrebungen ergänzten sich gegenseitig; denn der militante Mohammedanismus ist im Wesen nationalistisch. Von den ungefähr vierzig Millionen Bewohnern Holländisch-Indiens sind zirka 35 Millionen Islamiten. Dipa Negara wurde in verräterischer Weise trotz des ihm gewährten freien Geleites zum Kriegsgefangenen gemacht und von Java verbannt. Die Kolonialgeschichte Hollands ist nun einmal wenig ruhmreich.

Aber das nationale Vorbild Dipa Negaras wurde nicht vergessen. Und als die obengenannte javanische Volksorganisation Budhy Utama ins Leben trat, konnten scharfe Beobachter trotz der Verhüllung ihren nationalistischen Charakter sehen.

Eine Organisation der Inder als Volk ist unter den bestehenden Umständen notwendigerweise nationalistisch gefärbt. Die Fremdherrschaft wird von allen empfunden, und obwohl es nicht abzustreiten ist, daß auch unsere ökonomische Entwicklung uns unvermeidlich den Klassenkampf bringen muß, ist es ebenso wahr, daß die politische Unabhängigkeit die beste Voraussetzung zur Durchfechtung dieses Klassenkampfes bildet. In diesem Streite kann man wohl nicht umhin, eben die Rassenunterschiede scharf ins Auge zu fassen. Die ganze Einrichtung der kolonialen Regierung und Verwaltung stützt sich ja eben auf die Rassenunterschiede. Der Kapitalist ist bei uns der Fremde. Der Klassenkampf fällt also mehr oder weniger mit dem Rassenstreit, dem nationalen Kampf zusammen. Allerdings nicht vollständig, weil die koloniale Gesellschaft sich im Laufe der Geschichte so kompliziert hat, daß ein geringer Teil der chinesischen Einwanderer heutzutage auch im ökonomischen Sinne zu den Kapitalisten gehört, dennoch aber politisch kaum zu den Herrschern gerechnet werden kann; denn die Holländer stoßen auch ihn zurück und zwingen ihn, unter ganz verschiedenen Gesetzen zu leben. Auch ein intellektuell nicht zu unterschätzender Teil der indischen Bevölkerung selbst, die Beamten, fühlen sich in ihrer schiefen Stellung als bezahlte Diener der Fremden ihrem Volke gegenübergestellt. Die schlaue Rassenpolitik der Holländer hat sich weiter die Zwischenstellung des sogenannten Halbbluts (Eurasier) zunutze zu machen gewußt, indem sie diese Mischlinge juristisch als mit den Herrschern selbst gleichberechtigt erklärte, sie aber zugleich gesellschaftlich die Verachtung der fremden Herren fühlen läßt, wodurch sie ein psychisch kraftloses, politisch degeneriertes Strebertum bei ihnen großgezogen haben, das als höchstes Ideal nur kannte, sich um jeden Preis, auch den des Charakters, wenn irgend möglich den Europäern ähnlich zu machen.

In erster Linie wird jetzt allerseits der Kampf um die nationale Selbständigkeit als eine Notwendigkeit gefühlt, der Kampf um die Eroberung der politischen Macht, ohne welche unser Vaterland niemals der kapitalistischen Fremdherrschaft ledig werden kann. Erst in zweiter Linie steht der ökonomische Kampf.

Wiewohl wir fühlen, daß trotz unseres nationalistischen Weckrufs die soziale Frage sich nicht zurückdrängen läßt, müssen wir vor allem alle unsere Kräfte auf das Ziel vereinigen, die Herrschaft der fremdrassigen Kapitalisten zu brechen und die politische Gleichberechtigung herzustellen. Durch diese Verhältnisse wird allerdings unser Kampf außerordentlich kompliziert und erschwert. Obwohl wir an den eigentlichen Klassenkampf noch nicht herantreten, können wir dennoch rein soziale Kämpfe nicht unterlassen, weil diese auch den großen Volksschichten die Hoffnung auf bessere Lebensverhältnisse eröffnen, und diese Hoffnung führt uns wieder tiefer begeisterte Kräfte für den politischen Kampf zu. Aber jeder Lohnkampf ist uns durch die fremdrassig-kapitalistische Gesetzgebung unmöglich gemacht, weil unter Strafe gestellt. Arbeiterorganisation und Arbeiterstreik bringen ins Gefängnis. Aber auch davon abgesehen stößt die Fachorganisation überall auf den Mangel intellektueller Entwicklung bei den Arbeitern. Die Rassenstreitigkeiten, von der kolonialen Gesetzgebung und der kolonialen Gesellschaft gefördert und aufrechterhalten, machen sich auch in der gewerkschaftlichen Aktion geltend.

Alle kolonialen Probleme zeigen uns schließlich dasselbe Bild. Ich werde nur einige der vornehmsten Probleme hier kurz erörtern.

1. Die Agrarfrage. Die javanischen Bauern sind nicht einmal Besitzer ihres Ackers. Es gibt nämlich kein volles Eigentum auf Java. Im westlichen Teil der Insel — um uns auf Java zu beschränken — besteht noch ein ganz unzulänglicher kommunistischer Grundbesitz. Und selbst die Gemeinschaft, das Dorf, ist nicht Besitzer, sondern Pächter, wie auch sonst die Inder nur Pächter sind, individuell mit Erbrecht. Eigentümer ist der Staat, das heißt das Kolonialsystem. Nichtsdestoweniger steckt in diesem System ein gutes Prinzip. Nur muß das System genau überwacht werden, weil die Tendenz sich immer deutlicher zeigt, das Besitzrecht der Bevölkerung zu verschlechtern, indem ein Obereigentum europäischer Großgrundbesitzer eingeschoben wird. Diese Verhältnisse zu überwachen, ist uns jedoch unmöglich, weil wir nicht den mindesten Einfluß auf die Gesetzgebung der fremden Kapitalisten haben. Die Agrarfrage bildet jedoch die Grundlage fast jedes anderen Problems. Um bevorstehendes Bauernelend zu verhüten, ist es für uns unbedingt nötig, politische Macht zu erobern. Unausdenkbares Leid würde der geplante und allmählich heranrückende Landdiebstahl über unser Vaterland bringen.

2. Die Unterrichtsfrage. Die fremden Herrscher sorgten dafür, daß die Schule, welche dem Volke, dem Proletariat gegeben wurde, nur darauf eingerichtet sei, daß sie aus den Massen willige und brauchbare Arbeitskräfte heranzüchte. Dies ist eben ein kapitalistisches und also in unserem Vaterland ein national-holländisches Interesse, weil doch die kapitalistisch-ökonomische Entwicklung immer mehr geschulte Arbeiter vonnöten hat. Daß jedoch dieses Unterrichtssystem uns nicht befriedigen kann, ist selbstverständlich. Auch die ungenügende Zahl der Schulen, die absichtlichen Unterscheidungen im Unterricht, Unterscheidungen, die wiederum den Rassenunterschieden angepaßt sind, machen die ganze Erziehungsorganisation zum Mittel, die politische Desorganisation der Massen aufrechtzuerhalten. Die Interessen der Herrscher lassen sich nicht versöhnen mit einer großzügigen Volkserziehung und werden sich dieser deshalb immer widersetzen. Unsere Interessen, unsere Hoffnung auf eine bessere Zukunft jedoch fordern gerade die möglichst verbreitete Volkserziehung. Auch auf diesem Gebiet wird also die Notwendigkeit gefühlt, uns die politische und gesetzgeberische Macht zu erobern, um dann erst dadurch unserer ökonomischen Entwicklung einen normalen Lauf sichern zu können.

3. Die religiöse Frage. Wie klug und schlau die Herrscher auch waren, sie haben dennoch versäumt, sich das innerliche Wesen des Mohammedanismus klarzumachen. Hätten sie sich davon eine gute, auf wissenschaftlichem Studium des Islam beruhende Vorstellung gemacht, so hätten sie auch herausgefunden, daß man unmöglich das politische Vereinigungsrecht verbieten und daneben die religiösen Versammlungen und Vereinigungen ungestört dulden kann. Der vor allem in geistigen Dingen fühlbare Despotismus der fremden Herrscher hat dem Islam gegenüber seinen Zweck ganz verfehlt. Dieser Islam ist ja eine politische Religion. Und wo die Unterdrücker dem politischen Leben des Volkes jede öffentliche Äußerung nahmen, konnte es wohl nicht anders kommen, als daß die Religion alle politischen Elemente an sich zog, die politische Gedankenwelt absorbierte. Hiermit aber

wurde eine äußerst gefährliche Situation für die Herrscher selbst geschaffen, sobald, wie es jetzt geschieht, die ursprünglich buddhistisch-animistische Bevölkerung bewußt oder unbewußt begriffen hat, welch eine Riesenkraft sie der militanten und fanatisierten Religion entnehmen kann. So weit sind wir jetzt. Der nationale Kampf wird unter dem Einfluß kluger Führer der mohammedanischen Bevölkerung islamitisch gefärbt. Für uns jedoch, die von grausamen Religionskriegen kein Heil erwarten, wird die Zukunft dadurch leider verdüstert. Ein Mittel zur Ablenkung der drohenden Gefahr wäre es, den stark politischen Elementen im Volke eine rein politische Gelegenheit zu bieten, ihre Energie zum Heile des Volkes zu verwenden und sie zur Mitarbeit an Verwaltung und Regierung heranzuziehen. Kurzsichtigkeit und unmotiviertes Selbstbewußtsein hindern die Herrscher, die auch für uns selbst nahende Gefahr zu sehen oder richtig zu schätzen. Auch in dieser Hinsicht ist es deshalb um so mehr nötig, daß wir uns politische und gesetzgeberische Macht erobern.

4. Die Einwanderungsfrage. Die rücksichtslose wie in ihren Folgen verbrecherische Ausländerpolitik der Holländer macht die chinesischen Einwanderer zu den ersten Opfern des in nächster Zukunft bevorstehenden Aufruhrs der Volksmassen. Die kolonialen Gesetzgeber bevorzugen die schon ökonomisch stärkeren und besser gerüsteten Chinesen den Indern gegenüber mit der deutlichen Absicht, die ersteren beim kommenden Zusammenstoß der Volkswut zu opfern. Unserer nationalen Sache würde dadurch unendlich geschadet werden. Wir müssen darüber wachen, daß wir klar im Auge behalten, wer unser wirklicher Feind ist: nicht die Einwanderer, sondern die Fremdherrschaft. Ohne jedoch Einfluß ausüben zu können auf die Gesetzgebung und die Verwaltung, werden wir mit aller Propaganda, soweit diese uns bei der bestehenden Presse- und Wortzensur überhaupt möglich ist, unser Ziel niemals erreichen.

5. Die Mischlingsfrage. Die falsche, den Herrschern jedoch vorteilhafte politische Situation der Mischlinge, die biologisch und psychologisch dem indisch-asiatischen Volke angehören, juristisch jedoch den Europäern zugezählt werden, zwingt uns vor allem, die gesetzliche Gleichberechtigung aller in unserem Vaterland lebenden Rassen zu fordern. Diese Mischlingsfrage, welche für unseren Kampf von größtem Interesse ist, ist eine der schwierigsten aus der Überfülle von politischen, soziologischen, ethnologischen, juristischen, agrarischen und national-kulturellen Problemen, welche alle zur möglichst baldigen Lösung drängen.

6. bis 10. Die Fragen der gesetzlichen Gleichberechtigung, der Volkseinheit, der Wehrpflicht, der Steuerrevision, der Verwaltungsreform. Es ist ohne weiteres klar, daß alle diese Probleme, entspringend aus den von den Herrschern eingerichteten Zuständen, welche ihnen vorteilhaft sind und die ruhige Ausnutzung und Ausbeutung des Kolonialgebiets ermöglichen, nur dann zur Lösung kommen können, wenn wir regelrecht gesetzgeberischen, das will sagen politischen Einfluß geltend machen können.

Wie man es auch dreht, unsere Aufgabe bleibt doch, uns die politische Macht zu erobern.

Welche Faktoren werden diesen Kampf um die Macht beherrschen? Er soll sich auf den Boden politischer Gleichberechtigung aller in Indien lebenden

Rassen stellen; dabei die Proletariermassen gegen den Kolonialkapitalismus mobil machen und das Ideal der nationalen Unabhängigkeit gegenüber dem Kolonialimperialismus verfechten.

Es war am 6. September 1912, daß sich auf Java eine politische Partei gründete, die „Indische Partei" genannt, welche sich die oben dargestellte Aufgabe klar bewußt gemacht hatte und den nationalen Kampf gegen die holländische Herrschaft proklamierte, welcher in nicht unabsehbarer Zeit zur Beendigung der holländischen Kolonialmacht in Asien führen muß.

III.

Zur Orientierung des europäischen Lesers seien hier einige Angaben über das zahlenmäßige Verhältnis der verschiedenen hauptsächlichsten Klassen und Schichten der javanischen Gesellschaft beigefügt.

Die europäische Herrenkaste, inbegriffen die Mischlinge und die europäischen Elemente der Kolonialarmee, kann mit ungefähr 80 000 Seelen im ganzen angenommen werden. Hiervon fallen etwa 15 000 auf die Armee, 35 000 auf die Mischlinge. Die Kolonialarmee ist ungefähr 40 000 Mann stark. Statistisches Material muß in Indien erst aus verschiedenen Quellen zusammengestellt werden. Ein zuverlässiger Statistikdienst ist nämlich noch ein frommer Wunsch.

Die von den Holländern unterjochte Bevölkerung kann man in folgende Gruppen teilen:

1. Die Kleinbauern, die sich hauptsächlich mit Reisbau, weniger mit Viehzucht, noch weniger mit Hühnerzucht und Gemüsebau beschäftigen. Ihre Zahl wäre auf 24 bis 25 Millionen zu schätzen. (Diese und folgende Daten beziehen sich nur auf Java, das auch die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung umfaßt und am meisten und intensivsten kultiviert ist.)

2. Das Lohnproletariat (die Lohnarbeiter auf Zucker-, Kaffee-, Tee-, Chinarinde- und Kautschukpflanzungen, in den Eisen-, Gas-, und Lichtwerken, bei dem großindustriellen Reisbau, die Forstarbeiter sowie die Arbeiter und Angestellten bei den Eisen- und Straßenbahnen, im Hafen, im Hotel- und Restaurationsbetrieb, in Handel und Manufaktur usw.) mag etwa 3 Millionen zählen.

3. Die Handwerker außerhalb der Großbetriebe (bei Transport und Verkehr, Kupferschlägereien, Metall- und Holzverarbeitung, Sägemüllerei, Möbelmacherei, Tauschierarbeiten, Kleinhändler in verschiedenen Branchen; auch Fischer können hierzu gerechnet werden, soweit Binnenschiffahrtbetrieb) wären mit etwa 3 Millionen einzustellen.

4. Die Dienerschaft bei Europäern, Chinesen und reichen oder angesehenen Javanern selbst vielleicht 1 Million.

5. Die Einwanderer (Chinesen und Araber), die fast ohne Ausnahme im Klein- und Großhandel aller Art, in Handwerk, Manufaktur und Industrie sich betätigen, ungefähr eine halbe Million.

6. Der javanische, nicht im Regierungsdienst angestellte, ursprünglich feudal-grundbesitzende und Hofadel, der unter der fremden Herrschaft verarmt ist, teilweise politisch degeneriert, kulturell degradiert, aber sonst intellektuell auch tüchtig ist und, soweit nicht verdorben, nationalistisch und demokratisch empfindet. Man könnte diese Leute das Adelsproletariat

nennen. Es liefert im allgemeinen kluge Führer der Volksmasse und ist noch sehr einflußreich.

7. Das Bettel- oder Lumpenproletariat.

Was die zwei letzteren Gruppen betrifft, so ist ihre Zahl unmöglich zu schätzen.

Die Indische Partei begann ihre Agitation sofort damit, daß sie den Mischlingen klarmachte, sie gehörten zu den Beherrschten, Unterdrückten; sie seien Halbasiaten trotz ihrer europäischen und halbeuropäischen Erziehung. Die Partei richtete sich an die javanischen Beamten mit der Mahnung, sie gehörten national zu der Bevölkerung; sonst seien sie nur verächtliche Sklaven der Gewaltherrscher. Die Partei erklärte sich öffentlich als revolutionäre Oppositionspartei aller Unterdrückten ohne Unterschied von Klasse und Rasse; sie predigte einen Nationalasiatismus, äußerte sich in Schrift und Wort entschieden demokratisch und weckte in weiten Schichten das Selbstbewußtsein, den sittlichen Stolz, die psychisch-politischen Kräfte. In viel höherem Maße, als man hatte hoffen dürfen, fand das nationale Ideal der Unabhängigkeit Verständnis und energische, aufopferungsbereite Verteidiger. Der Anschluß angesehener Intellektueller aus der javanischen Bevölkerung bedeutete einen namhaften Erfolg für die Partei; aber auch hervorragende Mischlinge fanden Aufnahme in die Partei und stärkten sie durch ihren Einfluß, obgleich erst in weiten Kreisen das im javanischen Volke den immer zu der Herrscherkaste gerechneten Mischlingen gegenüber lebende Mißtrauen überwunden werden mußte; obwohl Religionsunterschiede wirkten und obwohl wir mit dem niedrigen Stande der Bildung und Lebenshaltung des Volkes zu rechnen hatten. Die ökonomische und politische Bedrückung war aber so groß geworden, daß der Ruf »Sammelt euch! Organisiert euch!" alle, auch die sozial verschiedensten Schichten des Volkes zu lauschen und zu gehorchen zwang.

Der niedrige Stand der intellektuellen Entwicklung bot die meisten Schwierigkeiten. Genügender Unterricht ist nur für die Weißen da. Die Volksschule ist noch gar kein allgemeines Institut. Im Kolonialbudget betragen die Gesamtausgaben für Unterricht nur etwa 6 Prozent aller Ausgaben. Für die Volksschule nur etwa 2 Prozent.

Die Indische Partei, von allen kapitalistischen und national-holländischen Kräften, Organen und Gruppen angefeindet, bereitete sich darauf vor, ihren Weg durchzukämpfen. Sie forderte laut: Vereinigungsrecht, Preßfreiheit, parlamentarische Regierung, gesetzliche Gleichberechtigung; sie versagte ihr Vertrauen allen bürgerlichen Versprechungen und Maßregeln und erklärte offen, daß sie eine selbständige, von den bürgerlichen Parteien unabhängige Aktion zu führen hätte. In dieser Zeit kam als Reaktion gegen die Unterdrückung in den breiten Volksschichten eine religiös-politische Bewegung auf. Unter dem Namen: Sarekat Islam (javanisch: Islamitischer Bund) wurden die proletarischen Elemente zusammengefaßt. Der Bund stellte anfänglich demokratische Forderungen auf, wurde aber leider bald religiös-nationalistisch und kann in der nächsten Zukunft politisch auch für unsere Volkssache äußerst gefährlich werden, wenn er ganz in das mohammedanisch-fanatische Fahrwasser gerät. Allerdings zeigen sich schon jetzt Symptome des Auseinanderfallens. Seine Mitgliederzahl wuchs zuerst riesig schnell. In einem halben Jahre waren mehr als eine halbe Million Mit-

glieder angeschlossen. Er versetzte die Kreise der Gewaltherrscher in Angst und Bangen. Die Regierung, die es nicht wagte, gegen den Bund gewalttätig vorzugehen, tat so, als ob sie nur seine ökonomische, stets mehr zurücktretende Bedeutung sähe, und versuchte gleichsam seine Kräfte zu zersplittern. Nicht deshalb jedoch, sondern weil eine islamitische Organisierung von Volksmassen, die innerlich noch ganz im Banne einer animistischen Religion stehen, eine Unmöglichkeit ist, wird der Sarekat Islam seinen Zweck verfehlen und in verschiedene teils bürgerliche, teils proletarische Nuancierungen auseinanderfallen.

Übrigens traten die Lokalverwaltungen feindlich gegen den Sarekat Islam und natürlich auch gegen die Indische Partei auf. Boykott und Streik waren die ersten Anfänge des sich äußernden Organisationslebens. Die literarische Propaganda kam fortwährend mit der Pressezensur in Konflikt. Streiks und Zeitungsartikel zogen Gefängnisstrafen nach sich.

Am 25. Dezember 1912 wurde die Indische Partei öffentlich gegründet und Schreiber dieser Zeilen zum Vorsitzenden gewählt. Die Regierung verbot die Partei, verfolgte die Führer und versuchte aus Furcht vor dem an Zahl mächtigen Sarekat Islam die viel kleinere, aber in ihrem Programm durchdachte Indische Partei zu morden. Diese jedoch fuhr in ihrer nationalistischen und demokratischen Propaganda unverzagt fort. Die Möglichkeit der bewaffneten Revolution wurde nicht verworfen. Man studierte die moderne Geschichte der Nachbarländer. Das Vorbild der Philippinen, die, obschon kulturell und soziologisch hinter uns zurück, die alten Herrscher vertrieben haben und jetzt unter dem Protektorat Nordamerikas der baldigen Unabhängigkeit entgegengehen,[1] wurde als anstrebenswert hingestellt. Die Partei wählte eine nationale Flagge, dichtete nationale Lieder und hat den ersten nationalen Fest- und Feiertag (6. September) deklariert. Der nationale Sammelname Inder für alle Beherrschte hat schon sein Bürgerrecht der kolonialen Gesellschaft aufgezwungen.

Dieser neue Geist in Indien, vom Generalgouverneur in Verkennung der Tatsachen der „Geist von D. D." genannt — ich unterzeichne meine Artikel mit diesen Initialen —, kann nicht mehr aus dem Lande verschwinden. Unsere Propaganda führte zuletzt zur Verbannung meiner selbst und zweier meiner tüchtigsten Mitarbeiter, Dr. Tjipto Mangunkusumo und Suardhy Suryaningrat, nach kleinen, abgelegenen, ungesunden Inseln. Uns wurde, weil hier nicht von einer gerichtlichen Verurteilung die Rede ist, sondern von einer Verbannung auf unbestimmte Zeit durch den allmächtigen gouvernementalen Kolonialdespotismus, als Gunst erlaubt, freiwillig für immer unser Vaterland zu verlassen.

Die sozialdemokratischen Genossen in Holland haben sich jedoch mit unserer Sache solidarisch erklärt und verfechten mit Nachdruck im holländischen Parlament die Widerrufung des Verbannungsbeschlusses. Gelingt ihnen dies, dann werden wir zu unserem Lande und unserem Volke zurückkehren und die Aktion weiterführen.

Die holländischen kapitalistischen Gewaltherrscher haben es noch in der Hand, die Revolution zu beschwören. Aber dann müssen sie sich mit dem

[1] Dieser holde Glaube wird außerhalb Javas wohl nicht viele Anhänger finden. (Anmerkung der Redaktion.)

Gedanken versöhnen, daß ihre Gewalt in Insulinde jetzt die allerlängste Zeit gedauert hat, und müssen nach dieser Überzeugung handeln. Hätte die holländische Kolonisation die Ansiedlung holländischer Bauern zum Zwecke gehabt, was ja möglich gewesen wäre, wie es einst die hinduische Kulturkolonisation war, dann wäre Indien jetzt eine immer sprudelnde Kraftquelle für die zu kleine holländische Nation geworden. Nun aber nähert sich die große rächende Geschichte, um dem Kapitalismus auch dort jenseits weiter Ozeane die Rechnung für das in seinem Namen verursachte Menschenleid zu präsentieren. Und niemand ist stark genug, die Zeiger auf dem großen Uhrwerk des Völkerlebens zurückzuschieben.

Die deutschen Gewerkschaften und ihr Kongreß.

Von **Adolf Braun.**

In einer Zeit des schroffsten Widerstreits der kapitalistischen Gewalten gegen alle selbständigen Regungen der Arbeiterklasse tagte der neunte deutsche Gewerkschaftskongreß. Wie stark er durch die gegen ihn gerichteten Bestrebungen der Staatsgewalt und der Unternehmerkorporationen in seiner Haltung bestimmt war, lehrt jeder Ton, der aus den Verhandlungen herausklang. Schon mancher Gewerkschaftskongreß hat in schwere Zeit seine Verhandlungen legen müssen, aber keiner hat mit so klarer Entschiedenheit, mit so offener Rückhaltlosigkeit den Fehdehandschuh aufgehoben, den ihm die herrschenden Gewalten zugeworfen haben, wie der Münchener Gewerkschaftskongreß.

Verbote der Streikposten, Versuche, durch allgemeine Polizeiverordnungen die Polizeigewalt zum Schaden der Gewerkschaften möglichst auszunützen, Auslegungen bestehender Gesetze und Umgestaltungen des Strafgesetzbuches zum Nachteil der Gewerkschaften, Versuche, die Gewerkschaften haftbar zu machen für den Schaden, den durch ihre Tätigkeit Unternehmer erleiden, ferner die Versuche, die Organisierung der Jugendlichen durch die Gewerkschaften unmöglich zu machen, die Organisierung in der Gewerkschaft zu bemakeln — das alles ist heute ein liebevoll gepflegter Teil staatlicher Aufgaben der Gesetzgebung wie der Verwaltung, der Gerichte wie der Polizei, im Reiche wie in Preußen, in Bayern wie in Württemberg, ja es ist schwer, irgendein Land auszunehmen. Mit dieser Haltung und Bestrebung der öffentlichen Gewalten geht gleichen Schritt die wohlüberlegte Aktion des immer besser sich organisierenden Unternehmertums gegen unsere gewerkschaftlichen Verbände. Die Ausbildung der Arbeitsnachweise der Unternehmervereinigungen, die höchste Vervollkommnung der Lohnstatistik der Arbeitgeberverbände, die eine Registrierung und genaue Verfolgung aller Leistungen und Unterlassungen der Arbeiter im Zusammenhang mit dem Arbeitsnachweis bezweckt, die Pflege der gelben Gewerkschaften, die Ausbildung der Streikversicherung, die Schaffung der Arbeitgeberkartelle, die systematische Bearbeitung der Regierungen und der öffentlichen Meinung zur Bekämpfung der Arbeiter, zur Herbeiführung einer arbeiterfeindlichen Gesetzgebung, zum Zwecke der Vernichtung des Koalitionsrechtes, zur Hintertreibung jedes sozialpolitischen Fortschrittes, zur Lähmung der Ver-

waltung bei der Durchführung der bestehenden Gesetze zugunsten der Arbeiter. All das bestimmte die Haltung dieses Gewerkschaftskongresses. Dazu kommt noch die Wirkung der Teuerung, die nicht zuletzt auf Gesetzen zugunsten der Besitzenden beruht und die gewaltigen finanziellen und moralischen Anstrengungen und Opfer der Gewerkschaften zur Hebung und Sicherung der Arbeiter und Arbeiterinnen paralysiert. Der drohende lückenlose Zolltarif, den das Kartell der schaffenden Stände vorbereitet, eröffnet da noch trübere Aussichten für die Zukunft.

Das ist die Umwelt, in der dieser Kongreß wirkte. Vor diesen Tatsachen konnte sich auch der versöhnlichste Mann die Augen nicht verschließen. Eine Stimmung des Widerstandes und versunkener Hoffnungen beherrschte diesen Kongreß. Die große Versammlung war erfüllt von dem Gefühl, daß keinerlei Nachgiebigkeit, kein Zugeständnis, kein Diplomatisieren und keine »höhere Politik« an den Widerständen etwas ändern werde.

Sicherlich hat die gesamte Arbeiterbewegung stets instinktive und bewußte Feindschaft aller herrschenden Gewalten und aller besitzenden Schichten ausgelöst. Aber die verschiedenen Zweige der Arbeiterbewegung haben in durchaus verschiedener Weise den Widerspruch der wirtschaftlichen und politischen Machthaber hervorgerufen. Zeitweise rechnete man mit der Gewerkschaftsbewegung als dem ruhigeren, bedächtigeren, über die Gegenwart nicht hinausgreifenden, die Tatsachen des Unternehmertums, ja der ganzen kapitalistischen Produktionsweise nicht in Frage stellenden Teile der Arbeiterbewegung. Man war ihr deshalb zwar noch nicht freundlich, aber lange nicht so abträglich gesinnt wie der politischen, der kapitalistischen Wirtschaftsordnung steten Kampf ankündigenden Sozialdemokratie. Sicherlich ist die schroffe Gegensätzlichkeit gegen die Sozialdemokratie in keiner Weise gemildert worden; aber die Gewerkschaftsbewegung ist seit dem Erstarken der Unternehmerverbände, seit der machtvollen Entwicklung ihrer Organisationen heute mehr bekämpft, stärker noch gehaßt als die politische Arbeiterbewegung. Die Erfolgsmöglichkeiten der politischen Arbeiterbewegung werden von den Unternehmern für die Gegenwart niedriger eingeschätzt als die der gewerkschaftlichen Arbeiterbewegung. An die Gegenwart nur und nicht an eine ihnen ferne dünkende Zukunft denken die Unternehmer. Die Gewerkschaftsbewegung ist ganz im besonderen gegen die Unternehmer und ihre spezifischen Interessen gerichtet. Gegen die Gewerkschaften einen Ausrottungskampf zu führen oder sie wenigstens möglichst kampfunfähig zu machen, scheint dem Unternehmertum heute die dringlichste Aufgabe. Dieser Wille des Unternehmertums wirkt direkt oder durch die Vermittlung der bürgerlichen Parteien auf die Regierungsgewalt.

Immer seltener werden die Männer, die nicht durch diese Stimmungen und Richtungen beeinflußt werden. War auch dieser Kongreß nicht frei von Illusionen, die sich einzelne Redner über die Bedeutung der sozialpolitisch tätigen bürgerlichen Personen und Gruppen machten, so schraubten sich selbst während dieses Kongresses diese Hoffnungen zurück. Wohl stärker als früher beherrscht heute die Leiter der Gewerkschaften die Überzeugung, daß es zwar überaus erfreulich wäre, wenn eine starke sozialpolitische Richtung im Bürgertum ein offenes Ohr für die Beschwerden der Gewerkschaften, für ihre Notwendigkeiten und für ihre Wünsche hätte, aber als der Gewerkschaftskongreß auseinanderging, wurden wohl fast alle seine Glieder von der

Überzeugung beherrscht, daß die Gewerkschaften in einer Welt von Feinden wirken müssen und sich nur auf ihre eigene Kraft verlassen können.

Sicherlich ist das nichts Neues, aber doch wurde es niemals so klar und so einmütig zum klaren Ausdruck gebracht. Wer vielleicht erwartet hätte, daß die neuesten Bedrohungen der Gewerkschaften, die gegen sie angewandten Polizeimaßnahmen, die gegen sie gerichteten Anklagen sie mutlos und schwachmütig, sie vorsichtig und leisetreterisch machen würden, der hat sich gründlich getäuscht. Selbstbewußtsein, Kraft, auch Trotz und unbeugsames Betonen dessen, worauf die gewerkschaftlich organisierte Arbeiterschaft nicht verzichten kann, beherrschten alle Verhandlungen des Kongresses. So bot er ein Spiegelbild der aufrechten Haltung der deutschen Arbeiterklasse und eine kräftige Antwort allen Feinden der Gewerkschaftsbewegung.

All das war nicht etwa ein vorbereitetes Schauspiel mit verteilten Rollen. Der ganze Eindruck ergab sich natürlich werdend aus den Verhandlungen, die zum Teil auch den Charakter der scharfen Diskussionen, des Aufeinanderschlagens sich kreuzender Anschauungen, des durchaus nicht geringen Widerstreits innerhalb der Gewerkschaften zeigten. Es ging durchaus nicht alles so, wie es die Vorbereiter des Kongresses gewünscht und für notwendig erachtet hatten. Über eine grundlegende Organisationsfrage, über die Berufs- und Betriebsorganisation, der ja auch die »Neue Zeit« mancherlei Betrachtungen gewidmet hatte, traten tiefgreifende Meinungsverschiedenheiten zutage, die nicht zum Ausgleich kamen. Jedoch in dem notwendigen Gegensatz gegen die den Gewerkschaften ungünstige Politik der Regierung, gegen die selbst vor der Generalaussperrung nicht zurückschreckenden Unternehmer zeigte der Kongreß eine Einheit und Geschlossenheit, die durch keinerlei Hoffnungen auf friedliche Absichten der herrschenden Klasse auch nur im geringsten beeinträchtigt wurde. Das ist um so bemerkenswerter, als man rein persönlich genommen nach der ganzen Zusammensetzung dieses Kongresses durchaus keine scharfen Töne, keine schroffe Haltung, keinerlei Intransigententum erwarten durfte. Die Männer und Frauen, die auf diesem Gewerkschaftskongreß so rückhaltlos den Standpunkt der Arbeiterschaft gegen alle ihre Feinde klarstellten, waren noch ehegestern die Hoffnung all derer, die da träumten von der Möglichkeit einer Versöhnung der Arbeiter mit der heutigen Staats- und Gesellschaftsordnung und die phantasierten von einem Zusammenschluß aller von Bassermann bis Bebel. Haben sich die Männer geändert, die sicherlich vielfach ohne ihren Willen diese Hoffnungen keimen ließen? Durchaus nicht, sie sind in ihren Grundanschauungen, in ihren Lebensauffassungen, in ihren politischen Erwägungen die gleichen geblieben, die sie damals waren, aber die Gegnerschaft der Unternehmerorganisation wurde deutlicher, klarer, ihre Macht sichtbarer, ihre Führung härter, ihre Methoden rücksichtsloser, und ihr Einfluß auf die Regierungsgewalten erschien nun auch dem Hoffnungsvollsten über alle Zweifel erhaben. Nicht von der proletarischen Seite wurde der Klassengegensatz verschärft. Wurden die Hoffnungen vernichtet, die innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft auf die Gewerkschaften und ihren Repräsentanten gesetzt wurden, so ist dies ein Ergebnis der Schroffheit, mit der der Klassenkampf von den Unternehmerorganisationen und ihren Sekretären geführt wird. Das Ergebnis dieses verschärften Gegensatzes der Unternehmerklasse gegen die Arbeiter spiegelte sich in dem ganzen Verlauf dieses so bedeutsamen Gewerkschaftskongresses.

Alle Resolutionen, alle Referate und alle Diskussionen über die sozialpolitische Abteilung, über das Zentralarbeitersekretariat, über die Volksfürsorge, über die Handhabung des Reichsvereinsgesetzes, über den Arbeitswilligenschutz und den Unternehmerterrorismus, über die Arbeitsnachweise, über die Arbeitslosenfürsorge, über die gesetzliche Regelung der Tarifverträge und über den Einfluß der Lebensmittelteuerung auf die wirtschaftliche Lage der Arbeiterklasse waren von diesem Geiste bestimmt.

Es kann im Rahmen dieser Betrachtungen nicht auf all diese Referate eingegangen werden, es muß aber betont werden, daß sie ausnahmslos tüchtig und sachkundig waren, den Stoff durchdrangen und ihn neu beleuchteten. Die deutsche Arbeiterklasse kann stolz sein auf diesen Kongreß, auf die Tüchtigkeit, die er widerspiegelte, wie auch auf die Tatsache, daß all diese sozialpolitischen Referate, die sich ja fast auf das gesamte Gebiet der Sozialpolitik ausdehnten, von Männern gehalten wurden, die aus dem deutschen Proletariat erwachsen sind. Sicherlich bilden diese Männer eine Auslese aus der Arbeiterklasse, aber eine Auslese unter Verhältnissen, die — wir verweisen auf die mangelhafte Volksschule und auf die langen Arbeitszeiten — überaus ungünstig waren für die Entfaltung großer Begabungen in der Arbeiterklasse. Um wieviel glänzender werden sich die zahlreichen Begabungen innerhalb der Arbeiterklasse entwickeln, wenn ihnen hierzu bessere Voraussetzungen und liebevoll geschaffene Bedingungen gegeben sein werden.

Haben auch frühere Gewerkschaftskongresse zu ähnlichen Betrachtungen Anlaß gegeben, so hat der neunte deutsche Gewerkschaftskongreß sicherlich auch durch die Gründlichkeit und die Tüchtigkeit seiner Referate eine Höchstleistung dargestellt, auf die das deutsche Proletariat mit Stolz und die der Arbeiterschaft ohne Feindseligkeit, jedoch mit Verständnislosigkeit gegenüberstehenden Schichten mit Verwunderung blicken müssen. Aber auch für die bewußten, entschiedenen Feinde der Arbeiterklasse ist der Verlauf dieses Gewerkschaftskongresses von der größten Bedeutung. Sie müssen erkennen, daß man die Gewerkschaften nicht schrecken und nicht mutlos machen kann, daß die Verfolgungen und die Anschläge jedes Feindes der Gewerkschaften diese nur selbstbewußter, zielklarer machen und das Streben, ihre eigene Macht zu stärken, kräftigen müssen. Dieser Gewerkschaftskongreß bedeutet enttäuschte Hoffnungen zweideutiger Freunde und offener Feinde der Gewerkschaften.

Aber nicht bloß der starke moralische Einfluß dieses Kongresses ist für die Gegner der Gewerkschaften bedeutsam, auch die praktischen Beschlüsse des Kongresses werden für die Gegner der Gewerkschaften fühlbare Wirkungen zeitigen.

Die deutsche Gewerkschaftsbewegung geht aus diesem Kongreß hervor nicht nur innerlich gefestigt und äußerlich angesehener, sondern auch besser gewaffnet und fester gefügt. Enger wurden die Zusammenhänge der Gewerkschaften durch das neugeschaffene Regulativ, das die Bedeutung und die Ausdrucksmöglichkeiten der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands vergrößert, das vor allem die Wirksamkeit der Generalkommission auch bei Streiks und Aussperrungen in wirkungsvoller Weise steigert. In einer Zeit, in der das Unternehmertum immer wieder von neuem jede noch so begründete und noch so vorsichtig geplante Lohnforde-

rung schroff abzuweisen sucht und jeden Streik mit einer Aussperrung, ja mit einer Riesen- oder Generalaussperrung beantworten will, galt es, zu beweisen, daß die Macht der Gewerkschaften noch lange nicht an ihre letzten Grenzen gelangt ist, daß sich für ihre Macht noch mancherlei Steigerungsmöglichkeiten ergeben können. Künftig wird das Zusammenwirken der Gewerkschaften Deutschlands zur Unterstützung bei Streiks und Aussperrungen, die außerordentliche Mittel notwendig machen, in viel höherem Maße und mit viel kräftigeren Wirkungen und mit größeren Überlegungen und ausreichenderen Prüfungen der Sachlage möglich sein wie bisher. Hier sind Maßnahmen getroffen worden, die die Unternehmer vielleicht künftig zu größerer Vorsicht, zu größerer Nüchternheit und zu klügerer Überlegung veranlassen. Auch was sonst zur Regelung der Verfassung der Generalkommission beschlossen wurde, bedeutet sicherlich einen Fortschritt, wenn auch vieles nur in neue Gestalt gegossen wurde, was bisher schon Recht der Generalkommission war. Auch die sehr mannigfache Verfassung der Gewerkschaftskartelle wurde neu geregelt. Alle diese Beschlüsse kamen mühelos zustande. Nur ganz unerhebliche Erörterungen knüpften sich an diese Vorlagen.

Die einzige große Debatte, die der Kongreß führte, ja es waren im Grunde sogar zwei umfangreiche Debatten, befaßte sich mit den Grenzstreitigkeiten. Schroff standen sich die Gegensätze gegenüber, aber die Berufsorganisation hatte noch weit mehr Vertreter als die Betriebsorganisation. Wenn man den allgemeinen Eindruck feststellen will, so darf man wohl sagen, daß die Berufsorganisation zwar von der weitaus großen Mehrheit vertreten wird, aber daß sie doch selbst denen, die sie mit großem Eifer empfahlen, nicht immer als das unbedingt Beste erscheint. Wohl gibt es einzelne Organisationen, deren Lebensinteresse die Berufsorganisation ist. Aber von diesen abgesehen, fühlen wohl viele, daß die Berufsorganisation zwar für die Gegenwart, aber nicht für die Zukunft der Gewerkschaften das Organisationsprinzip sein kann. Doch auch die offenen Anhänger der Betriebsorganisation fühlen, daß die Zeit noch nicht gekommen ist, sie als allgemeines Organisationsprinzip zur Anerkennung zu führen. So war die Lösung durch schiedsgerichtliche Entscheidungen unter den gegebenen Schwierigkeiten der einzige Ausweg. Man rechnet aber auch unter den Anhängern der Berufsorganisation damit, daß künftige Gewerkschaftskongresse sich mit den organisatorischen Prinzipien der Gewerkschaften werden beschäftigen müssen.

Der Gewerkschaftskongreß hat auch in dieser Frage bewiesen, daß er in der Gegenwart und in den gegebenen Bedingungen fußt. Sein ganzer Verlauf aber kann die Arbeiterklasse mit höchster Genugtuung und mit bester Hoffnung für die Zukunft erfüllen.

Neue Tendenzen in der englischen Arbeiterbewegung.

Von **August Mai** (London).

Die letzten vier bis fünf Jahre haben in England nicht nur eine Periode riesiger Kämpfe eingeleitet, sondern auch neue Theorien in der Arbeiterbewegung geschaffen, die für die Zustände in den englischen Trade Unions sehr bezeichnend sind.

Es gibt eine alte Auffassung vom ökonomischen Kampfe der Arbeiterklasse als der eigentlichen großen Aktion des Klassenkampfes. Man meint, jeder Zusammenstoß von Arbeit und Kapital, jeder Ausbruch des wirtschaftlichen Kampfes sei ein Fortschritt der Arbeiterbewegung und ein Ansporn zum Klassenkampf. Der Streik und insbesondere der Angriffstreik sei ein Ausfluß der revolutionären Energie; er stelle einen genauen Maßstab der proletarischen Kampflust dar, und seine Anwendung müsse wachsen mit dem kulturellen Aufstieg der Arbeiterschaft. Daher die Verherrlichung des Streiks, die man in jedem Lande unter gewissen Verhältnissen beobachtet, insbesondere auf den ersten Entwicklungsstufen der Arbeiterbewegung. Mit dem Ausbau der Gewerkschaften und der Stärkung aller Arbeiterorganisationen wird es anders. Spontane, chaotische Kämpfe verschwinden immer mehr. Kampflust allein, mag sie noch so stark sein, genügt nicht mehr zum Kriegführen: es kommt die Disziplin hinzu, die den Haufen entrüsteter Proletarier in eine regelrechte Armee verwandelt. Die Disziplin steigert die Siegeschancen einerseits; sie macht aber die Arbeiterschaft auch für Niederlagen empfindlicher. Eine Gewerkschaft, die festen Boden unter den Füßen hat und auf die Disziplin ihrer Mitglieder rechnet, kann sich ein Maximum von Streiks nicht als Ziel setzen: sie hat dabei zu viel zu verlieren. Was für eine unorganisierte Masse selbstverständlich und notwendig ist, kann für eine Organisation Leichtsinn heißen. Es kommt noch hinzu die ungeheuer rasch steigende Macht der Unternehmerverbände, die jede Niederlage der Arbeiter reichlich auszunützen wissen und daher besondere Vorsicht für die Gewerkschaften zu einer Lebensfrage machen.

Heißt das aber, daß sich die Kampfenergie der Arbeiterklasse mit der Stärkung ihrer Organisationen vermindert? Daß die großen Gewerkschaften den »revolutionären Geist« töten, wie es seitens der Anarchisten und bürgerlichen Reformisten behauptet wird? Gewiß nicht. Die Dinge liegen hier ähnlich wie auf dem Gebiet der internationalen Beziehungen. Daß die europäischen Großmächte jahrzehntelang ohne Krieg auskommen können, ist an sich kein Zeichen für ernstliche Annäherung; daß der Krieg im neunzehnten Jahrhundert seltener geworden ist, bedeutet nicht etwa, daß die internationalen Gegensätze milder geworden sind. Nein, Friedensliebe bleibt immer noch auf Thronreden beschränkt, und die zwischen den kapitalistischen Staaten bestehenden Gegensätze lassen sich heutzutage weder durch königliche Heiratskombinationen noch durch Ministerbestechung aus der Welt schaffen. Die relative Seltenheit der Kriege hängt aber mit der neuen Kriegstechnik zusammen; sie ist ein Zeichen nicht für die Schwäche der Gegensätze, sondern für die ungeheure Kriegsmacht. Es steht zu viel auf dem Spiel!

So finden wir in den meisten Ländern, daß die Zahl der streikenden Arbeiter mit der industriellen Konjunktur hin und her schwankt, im allgemeinen aber nicht rascher zunimmt als die Gesamtzahl der industriellen Arbeiter. Dagegen finden wir in England während der letzten Jahre eine riesige Streikbewegung, die weit alles übersteigt, was wir bisher gesehen. Gewiß handelt es sich um eine Prosperitätsperiode der Industrie; England hat aber bereits manchen „boom“ erlebt, wo die Geschäfte viel glänzender standen als heutzutage. Aber eine so intensive wirtschaftliche Bewegung in allen Schichten der Arbeiterschaft hat sie

kaum je, jedenfalls nicht mehr seit den vierziger Jahren gesehen. Es fanden wirtschaftliche Kämpfe statt:

Jahre	Kämpfe	Beteiligte Personen
1894 bis 1900 (Durchschnitt) . . .	792	234213
1901 - 1907 - . . .	467	157014
1908	399	295507
1909	436	300819
1910	531	515165
1911	903	961980
1912	857	1463281
1913	1462	677254

Schon aus der Zahl der Streiks sehen wir, in welcher Richtung die Entwicklung gegangen ist. Viel krasser sind aber die Zahlen der an den wirtschaftlichen Kämpfen beteiligten Personen. Seit 1908 haben wir eine aufsteigende Linie, die im Jahre 1912 eine nie dagewesene Höhe erreicht. Während aber 1911 und 1912 die Jahre der großen Streiks waren, ist das Jahr 1913 durch die ungemein große Zahl kleinerer Streiks bemerkenswert.

Dabei ist die Tatsache von größter Bedeutung, daß der ganze Charakter dieser riesigen Bewegung in den letzten Jahren ein anderer geworden ist. Die äußeren Verhältnisse wie auch die Ansichten und die Ideologie der kämpfenden Parteien haben sich bereits wesentlich geändert. Die »Friedensliebe« ist keine Tugend mehr; auch ist der Streik für die große Masse nicht einmal die „ultima ratio" im wirtschaftlichen Kampfe. Früher hieß es, alle möglichen Mittel, alle friedlichen Wege müssen beschritten werden, bevor ein Streik proklamiert wird. Jetzt will man dagegen von zu langem »Konferieren« nichts mehr wissen, und wo die Trade Union gegen den Streik Stellung nimmt, wird er oft ohne die Organisation angefangen. So führt die neueste Phase der Streikbewegung zu einer Krise in den Trade Unions.

Die Geschichte des Brooklandsvertrags ist das charakteristische Beispiel für diese neuen Tendenzen. Nach den Bestimmungen dieses Vertrags durfte in der Textilindustrie weder ein Streik noch eine Aussperrung begonnen werden, bevor nicht die beiden Parteien in einer gemeinsamen Konferenz versucht hatten, die Differenzen auf friedlichem Wege auszugleichen. Der Vertrag war im Jahre 1893 abgeschlossen und hat die beiden Parteien bis 1913 befriedigt. Nachdem aber im August 1913 50 Arbeiter in Bolton ohne Zustimmung der Trade Union in einen Streik traten und die Unternehmer aus diesem Anlaß mit einer allgemeinen Aussperrung drohten, entschlossen sich die Textilarbeiter, den Vertrag zu kündigen. Am 1. April ist er außer Kraft getreten, und ein provisorischer Vertrag ist nun für sechs Monate gültig. Innerhalb der Textilarbeiterverbände wird jetzt für und gegen einen Vertrag gekämpft, und so viel steht schon fest, daß von einem großen, allumfassenden Vertrag, wie es der Brooklandsvertrag war, nicht mehr die Rede sein kann. »Wir wollen uns nicht mehr binden!« — das ist der neueste Kampfruf. Dabei sind die Textilarbeiter jedenfalls nicht die besonders kampflustigen in der britischen Arbeiterschaft.

Daß in dieser Flut von kleinen und großen Streiks die Lohnfrage eine große Rolle spielt, ist ganz natürlich: sind doch die Löhne in den letzten dreizehn Jahren ganz erheblich gesunken im Vergleich mit den Lebensmittelpreisen. Dazu waren auch die letzten Jahre für Lohnkämpfe günstig, da die

industrielle Konjunktur eine gute war. Neben diesen Ursachen der Streiks werden aber in den letzten Jahren andere Forderungen immer bedeutsamer: namentlich die Wiederanstellung gemaßregelter Arbeiter und das Prinzip des Trade Unionismus (Anerkennung der Trade Union, das Recht, einer Trade Union anzugehören, der Kampf gegen Einstellung von Nichtorganisierten usw.).

Die Ursachen der wirtschaftlichen Kämpfe waren:

Jahre	Wiederanstellung		Trade Unionismus	
	Kämpfe	Daran Beteiligte	Kämpfe	Daran Beteiligte
1898 bis 1900 (Durchschnitt) .	40	3668	47	8972
1901 - 1903 - .	29	6047	31	18207
1904 - 1906 - .	22	3532	23	22687
1907 - 1909 - .	32	7488	37	13864
1910	39	109007	41	32777
1911	64	19913	79	327588
1912	67	16413	70	120924
1913	—	—	97	95922

Diese Zahlen sind nur blasse Andeutungen einer Entwicklung von weittragender Bedeutung: die englischen Arbeiter müssen jetzt um das Recht der Trade Unions kämpfen. Sie müssen oft viel Energie darauf verwenden, um sich ein Recht zu sichern, das jahrzehntelang als unbestrittene Basis des englischen Trade Unionismus gegolten hat.

Gewiß bezieht sich das nicht auf alle Arbeiterschichten. Die hochorganisierten Bergarbeiter zum Beispiel brauchen derartige Wendungen nicht zu befürchten; auch sind die oberen Schichten der Metallarbeiter in ihrem Rechte gesichert. Aber schon bei den Textilarbeitern verlaufen die Dinge nicht mehr ganz glatt, und die große Masse in anderen Berufen wird noch manchen Kampf um die Gewerkschaft zu führen haben.

Ziffern können nie ein richtiges Bild der Ereignisse sein. Man braucht sich aber nur an die Vorgänge der letzten Monate erinnern, um zu sehen, welch große Bedeutung das Prinzip des Trade Unionismus heutzutage im wirtschaftlichen Kampfe hat. Den Londoner Omnibusführern wurde verboten, das Zeichen der Trade Union zu tragen, und der Streik wäre zweifellos ausgebrochen, wenn die Unternehmer nicht in letzter Stunde nachgegeben hätten. In Leeds wollte der Magistrat die Gasarbeitergewerkschaft nicht anerkennen, ähnlich in Blackburn. In Dublin streikten 20 000 Arbeiter fünf Monate lang gegen das Verbot, der Transportarbeiter-Union anzugehören usw. Besonders kraß ist das Beispiel der Londoner Bauarbeiter: die Master Builders Association, die Organisation der Bauunternehmer, hat sich während des Streiks bereit erklärt, mit jeder der zwanzig kleinen Bauarbeitergewerkschaften zu verhandeln; sie wollte aber nichts wissen von der Building Industries Federation, zu der die einzelnen Trade Unions gehören und die in Wirklichkeit den Streik geleitet hat.

Die Dubliner Transportarbeiter und die Londoner Bauarbeiter haben es aus eigener Erfahrung lernen müssen, daß jede Art der Vereinigung kleiner Gewerkschaften auf einen starken Widerstand der Unternehmer stößt, und gewiß wird diese Erscheinung nicht auf die Transportindustrie und das Baugewerbe beschränkt bleiben. Die kleinen Fachverbände, die in ganz anderen historischen Verhältnissen entstanden, sind der heutigen Situation nicht gewachsen; sie erweisen sich oft als zu schwach gegenüber der Macht des

Kapitals. Kein Wunder daher, daß die Unternehmer eine besondere Vorliebe für den alten Trade Unionismus haben und entschlossen sind, die neuen Organisationsbestrebungen aufs äußerste zu bekämpfen.

Aber was den englischen Arbeitern nottut, sind eben große zentralisierte Gewerkschaften, und das Werk der »Amalgamation« vieler Fachverbände zu wenigen Industrieverbänden ist die bedeutendste Organisationsaufgabe, die die Trade Unions jetzt zu erfüllen haben. Wer die englischen Verhältnisse nicht genau kennt, kann sich kein Bild von der Zersplitterung und Eigenbrötelei machen, die in der englischen Gewerkschaftsbewegung immer noch herrscht. 30 Metallarbeiter in Barrhead gründen im Jahre 1903 eine selbständige Gewerkschaft; bis zum Jahre 1910 hatten sie 29 Mitglieder. Die »Wigan and District Beamers, Twisters and Drawers« haben 55 Mitglieder. Die Londoner Bleigießer haben eine selbständige Gewerkschaft mit 15 Mitgliedern. Die Dockarbeitergewerkschaft in Montrose hat ganze 20 Mitglieder usw.

Die über 3 Millionen zählende Masse der Gewerkschaftsmitglieder ist unter 1170 Gewerkschaften zerstreut. Im Jahre 1910 gab es 164 Trade Unions mit weniger denn 50 Mitgliedern und nur 8 mit über 50 000. Der Vergleich mit Deutschland ist besonders interessant.

Es sind selbständige Gewerkschaften vorhanden:

	Deutschland	England
Im Bergbau	1	85
In der Metallindustrie	3	206
- - Textilindustrie	1	277
Im Baugewerbe	7	69
- Bekleidungsgewerbe	4	42
- Transportgewerbe	1	64
In der Holzindustrie	3	88
- - Nahrungs- und Genußmittelindustrie	4	31
	24	862
In anderen Industrien	24	310
Überhaupt	48	1172

Wenn wir in Deutschland die christlichen, Hirsch-Dunckerschen und manche unabhängige Gewerkschaften hinzuzählen, so haben wir höchstens eine Zahl von 100 Organisationen gegenüber der tausend englischer. Es wäre aber ein Irrtum, diese deutsche »Zersplitterung« mit der englischen zu vergleichen. In Deutschland handelt es sich um verschiedene Richtungen, verschiedene Prinzipien der Arbeiterbewegung, die der Konkurrenz der Gewerkschaften zugrunde liegen. In England dagegen, wo die gesamte Arbeiterbewegung jahrzehntelang von »harmonischem« Geiste durchdrungen war, gab es auch keinen Anlaß zur Gründung christlicher oder liberaler Gewerkschaften. Nein, der unendlichen Zerstückelung der britischen Gewerkschaftsbewegung liegt zugrunde das Prinzip des Fachverbandes — im Gegensatz zum Industrieverband, und des Lokalverbandes — im Gegensatz zum Nationalverband.

Eine ganze Ideologie derartiger Kleinkrämerei hat sich in den Trade Unions entwickelt. Man hat eine besondere Vorliebe für »Autonomie«, man schätzt hoch die lokale und berufliche »Selbständigkeit«, und die kleinen Gewerkschaften stellt man hin als Muster der »richtigen Demokratie«. Es kommt oft hinzu noch die heilige Tradition. Wer wird zum Beispiel

wagen, gegen die »River Thames Ship Caulkers«, die zwar nur 71 Mitglieder zählt, aber aus dem Jahre 1794 stammt, die Hand zu erheben? Oder gegen die »Limerick Masons und Bricklayers« mit 94 Mitgliedern, die aber 1810 gegründet wurde? Etwa 25 Prozent der englischen Arbeiterschaft gehören Gewerkschaften an, die mehr als 50 Jahre existieren, also Organisationen sind mit eigenen »Bräuchen«, mit »Eigentümlichkeiten«, die man hier nicht gerne opfern will, und — last but not least — mit eigenen Gewerkschaftsbeamten, die sich dem Werke der Vereinigung oft in den Weg stellen.

Eine gewerkschaftliche Aktion von großem Umfang kann unter diesen Umständen von einer Gewerkschaft nur selten unternommen werden; meistens muß sie gemeinsam von mehreren Unions eingeleitet und durchgeführt sein. Daher die zahlreichen »Federations«, die verwandte Trade Unions einigermaßen vereinigen. Es ist aber klar, daß, solange die einzelnen Organisationen Selbständigkeit behalten, die gemeinsame Aktionsfähigkeit darunter leiden muß. Oft treten Trade Unions aus den Federationen aus nichtigen Gründen aus. Daher das fortwährende Schwanken in der Mitgliedschaft der Federationen.

Je mehr sich nun die ökonomischen Verhältnisse Englands ändern, je erbitterter die internationale Konkurrenz wird, je größere Kapitalien und Monopole sich der Arbeiterschaft gegenüberstellen, desto riesiger müssen die wirtschaftlichen Kämpfe werden und desto mehr wird es ersichtlich, daß die alten Organisationsprinzipien den heutigen Verhältnissen nicht mehr entsprechen. Die alte Basis ist zu klein, der alte Rahmen zu eng, die Bewegung ist aus den Kinderschuhen herausgewachsen. Aber die alten Organisationen weichen nur langsam den neuen; je länger sie sich behaupten wollen, desto schädlicher ihre Wirkung im wirtschaftlichen Kampfe, desto größer die Unzufriedenheit mit den bestehenden Zuständen, desto höher die Verherrlichung des alleinseligmachenden Streiks. Le mort saisit le vif!

Diese Gegnerschaft vieler Arbeiter gegenüber den alten Organisations- und Kampfmethoden ist einer der Gründe der Bewegung gegen die Union Officials, die Gewerkschaftsbeamten, und des englischen Syndikalismus überhaupt. Die englische „direct action" ist von der französischen grundverschieden: sie will nicht den politischen Kampf ersetzen, sondern den wirtschaftlichen verschärfen. Allerdings schießt sie dabei weit über das Ziel hinaus.

Die Unzufriedenheit mit den alten Organisationen bleibt aber nicht auf die Syndikalisten beschränkt. Unter den verantwortlichen Führern der Arbeiterbewegung ist man der schwierigen Lage sich wohl bewußt. So schreibt zum Beispiel Appleton, der Sekretär der General Federation of Trade Unions:

> Es wird nichts dadurch gewonnen, daß man den Kopf in den Sand steckt und nichts sehen will; es ist unmöglich, zu leugnen, daß die Bewegung (das heißt die Gewerkschaftsbewegung) heutzutage nicht imstande ist, einen Angriff- oder Abwehrkampf mit wirklicher Macht zu führen. Es gibt weder ein richtiges Zusammenwirken noch eine richtige Leitung. (»Daily Citizen«, 23. Januar 1914.)

Die Arbeiterpartei hat sich auch in der letzten Zeit auf Konferenzen und im »Daily Citizen« ganz energisch zugunsten einer weitgehenden Amalgamation ausgesprochen. Bezeichnend ist das große Interesse, das sich jetzt in bezug auf die deutsche Gewerkschaftsbewegung bemerkbar macht; die ganze gewerkschaftliche und sozialistische Presse widmet viel Raum der Erörterung

»deutscher Grundsätze« der Gewerkschaftsbewegung. Schon die erste Nummer des vor kurzem ins Leben gerufenen Organs der General Federation (auch ein Zeichen der Zeit!) enthält einen ausführlichen Bericht über die „splendid story of German Trade Unionism“ (die glänzende Geschichte der deutschen Gewerkschaften). Man hat jetzt gefunden, daß man von den Deutschen manches lernen kann, genau wie man vor 20 bis 30 Jahren in Deutschland die englische Gewerkschaftsbewegung als Muster nahm. Es ist auch für die neuen Strömungen bezeichnend, daß man sogar die Errichtung eines Gewerkschaftshauses in London damit begründet, daß sie zu einer „consolidation of labour“ (engeren Zusammenschluß der Arbeiter) führen muß.

Und die Tatsachen beweisen, daß die Bemühungen, starke Gewerkschaften ins Leben zu rufen, nicht ohne Erfolg bleiben. Es geht zwar langsam, doch geht es vorwärts. Die Zahl der Gewerkschaftsmitglieder nimmt zu, die der Gewerkschaften nimmt ab.

Jahr	Zahl der Trade Unions	Mitglieder	Durchschnittlich in einer Trade Unions
1897	1337	1662592	1250
1900	1295	1970937	1520
1903	1246	1941045	1510
1906	1240	2127026	1720
1909	1185	2366248	2000
1911	1172	3010954	2510
1912	1134	3281003	2890

Die durchschnittliche Zahl der Gewerkschaftsmitglieder hat sich in fünfzehn Jahren mehr wie verdoppelt, was eine großen Schritt vorwärts bedeutet. Ähnliche Resultate finden wir, wenn wir nur diejenigen Trade Unions in Betracht ziehen, die an der modernen Arbeiterbewegung regen Anteil nehmen.

Jahr	Auf dem Kongreß der Trade Unions waren vertreten		An die Labour Party waren angeschlossen	
	Organisationen	Mitgliedschaft	Organisationen	Mitgliedschaft
1900	140	1225133	41	353070
1903	162	1300732	127	847315
1906	165	1484101	158	855270
1908	163	1712031	176	1127035
1909	133	1651289	172	1450648
1910	136	1693853	151	1394402
1911	127	1645507	141	1501783
1912	127	1987354	130	1858178

Daß die Zahlen der Trade Unions zuerst steigen, weist meistens nicht auf eine neue Zersplitterung hin, sondern auf einen neuerlichen Anschluß älterer Organisationen oder auf Bildung neuer Trade Unions in Berufen, wo früher keine oder beinahe keine Organisationen bestanden. Es wurden Gewerkschaftsorganisationen

	Gebildet	Amalgamiert	Aufgelöst	Zusammen
1899 bis 1901	103	45	122	167
1902 - 1904	93	54	130	184
1905 - 1907	144	60	99	159
1908 - 1910	79	41	106	147
	419	200	457	657

Aus dieser Tabelle geht klar hervor, daß die Hälfte aller Trade Unions des Jahres 1899 heutzutage nicht mehr existiert. Die Ursache des allzu langsamen Fortschritts ist darin zu suchen, daß nicht weniger als 419 neue Organisationen in diesen zwölf Jahren ins Leben gerufen worden sind. Die führenden Organe der Arbeiterbewegung, das Parlamentarische Komitee der Trade Unions, die General Federation und die Labour Party tun das ihrige, um der Gründung neuer Organisationen vorzubeugen; oft weigern sie sich, die neuen Unions anzuerkennen, und lehnen den Anschlußantrag ab. Die angeführten Zahlen beweisen aber ganz deutlich, auf wie große Schwierigkeiten die Vereinheitlichung der englischen Gewerkschaftsbewegung stößt.

Mögen aber die Schwierigkeiten noch so groß sein, die Bewegung geht unter dem Drucke neuer Kampfbedingungen vorwärts. Und je mehr sich die Gewerkschaftsorganisation dem Typus der Industrieverbände nähert, desto feindlicher gesinnt werden die Unternehmerverbände ihr gegenüber. Der gepriesene »soziale Sinn« des englischen Kapitals schlägt immer öfter in seinen Gegensatz um. Wir haben in letzter Zeit Blüten scharfmacherischer Gesinnung in England zu sehen bekommen, die sich in nichts vom kontinentalen Muster unterscheiden. Es wurde auch Ende 1913 ein allgemeiner Verband englischer Unternehmer gegründet, der sich die Bekämpfung der Arbeiterbewegung als einziges Ziel setzte. Er hat beschlossen, damit anzufangen, daß er ein nettes Sümmchen von 50 Millionen Pfund (das heißt 1 Milliarde Mark) aufbringt, um dann jedem Streik das Rückgrat brechen zu können. Die bürgerliche Presse hat sich zu dieser neuen Gründung weder ablehnend noch zustimmend gestellt, und die »Times« meinte nur, es sei jetzt »nicht die richtige Zeit« dazu. Auch haben sich bisher noch nicht sehr viele Unternehmer der neuen Organisation angeschlossen. Welches auch das Schicksal *dieses* Verbandes sein mag, jedenfalls ist es sicher, daß derartige Organisationen den neuen Verhältnissen entsprechen und daß die Gewerkschaftsbewegung noch manchen Kampf mit ihm auszukämpfen haben wird.

Wie sich diese neuen Scharfmacherverbände ihre Politik denken, das weiß man ganz genau. So hat zum Beispiel ein Mitglied des Exekutivausschusses neulich in einer Versammlung der Londoner Bauunternehmer die »südafrikanischen Abhilfsmittel« als vorbildlich für England hingestellt. Eine Versammlung des Verbandes, an der Vertreter von 40 Unternehmerorganisationen anwesend waren, hat einstimmig beschlossen, gesetzliche Maßnahmen zur Beschränkung des *Streikpostenstehens* und andere Einschränkungen des Koalitionsrechtes zu fordern. Man sieht, die englischen Scharfmacher sind aus demselben Holze geschnitzt wie die echt borussischen!

Eine Wendung macht sich aber nicht nur im engen Kreise der Unternehmer bemerkbar, sondern im bürgerlichen Publikum und in der bürgerlichen Presse überhaupt. Das bekannte liberale Organ »Manchester Guardian« hat zum Beispiel vor kurzem einen bezeichnenden Artikel des Dr. Inge, des Dekans der St.-Pauls-Kirche, gebracht, in dem es wörtlich heißt:

Diese Streiks (gemeint sind die großen Streiks der letzten Jahre) sind ein Bürgerkrieg, und meiner Ansicht nach darf sie kein zivilisierter Staat dulden. Die Tatsache aber, daß sie geduldet werden, scheint mir von schlimmer Vorbedeutung. Der Geschichtschreiber der Zukunft wird wahrscheinlich nichts so bezeichnend für unsere Zeit halten wie die Schwächung der Staatsgewalt. Vor hundert Jahren wurden revolutionäre Bewegungen rasch unterdrückt durch Hinrichtungen der

Rädelsführer. Heutzutage muß die Regierung mit jeder Gruppe — und seien es auch verächtliche Leute — verhandeln, ja auch wenn diese Leute sich zu Terrorismus und Gewalttaten bekennen. Die Justiz fürchtet, ihr Schwert zu ziehen, die Anarchie ist bereit, mit dem Knüttel und der Bombe zu arbeiten. (»Manchester Guardian«, 3. Februar.)

Und dieser ehrwürdige Prediger des Christentums und des Galgens ist kein Unikum in Englands bürgerlicher Welt. Es wird eine neue Theorie populär: man habe nichts gegen den Trade Unionismus einzuwenden, man ist der Arbeiterbewegung freundlich gesinnt. Die Bewegung der letzten Jahre sei aber kein Trade Unionismus mehr, sie sei Revolution, sie sei — Syndikalismus!

Du lieber Gott, was heißt nicht alles in England Syndikalismus! Bergarbeiterstreik, Eisenbahnerstreik, Dockarbeiterstreik wird Syndikalismus genannt. Sympathiestreiks, Amalgamations von Gewerkschaften gehören in den großen Haufen des englischen Syndikalismus. Der südafrikanische Streik — reiner Syndikalismus! Dublinfonds und Schiffe mit Lebensmitteln nach Dublin — neuer Vorstoß des Syndikalismus. Es fehlt nur noch, daß man die parlamentarische Fraktion der Arbeiterpartei als syndikalistisch bezeichnet!

Es gibt aber einen guten Grund dafür, daß die bürgerliche Presse die neuen Tatsachen der Arbeiterbewegung nicht mehr als Trade Unionismus bezeichnen will. Denn was sie sich als Trade Unionismus denkt, ist gewerkschaftliche Kleinkrämerei, friedliche Wirtschaftspolitik und gut bürgerliche Gesinnung. Sie sieht aber klar, daß diese Tugenden immer mehr verschwinden und ein neuer Geist sich der Arbeiterbewegung bemächtigt. Sie ist in sozialen Fragen zu unwissend, um den richtigen Sinn der Wandlungen zu begreifen, und sie benennt daher das Neue mit dem schrecklichsten Schimpfwort, das sie nur kennt: Syndikalismus! Und diesem erklärt sie dann den Krieg bis aufs Messer.

Nun, auf das Wort kommt es nicht an, der Kampf muß aber ausgefochten werden, und die neuen Tendenzen in der britischen Arbeiterbewegung bringen dazu neue Mittel und schaffen dazu die nötigen Organisationen.

Eine Stichprobe italienischer Kolonialpolitik.

Von **Oda Olberg.**

Heute, wo das italienische Bürgertum so viel von Kolonialbestrebungen faselt, ist es vielleicht nicht unangebracht, sich zu erinnern, daß Italien schon seit 25 Jahren eine Kolonie besitzt, an der es seinen Unternehmungsgeist hätte auslassen können, nämlich Erythräa, deren Besetzung im Jahre 1869 durch Ankauf großer Ländereien von einer Privatgesellschaft begonnen, dann durch die Besitzergreifung von Massaua (1885) fortgeführt wurde, und das seit dem Jahre 1890 unter dem heutigen Namen als italienische Kolonie verwaltet wird. Diese Kolonie existiert gewissermaßen unter Ausschluß der Öffentlichkeit: man kümmert sich nicht um sie, und das italienische Bürgertum befindet sich in einem Zustand geradezu großartiger Unwissenheit über alles, was Erythräa betrifft. Freilich kann man sagen, daß Erythräa deshalb nicht als Kolonialexperiment angesehen werden darf, weil seine Besetzung von Voraussetzungen ausging, die sich in der Folge nicht erfüllten. Man wollte durch Erythräa den Weg zur Eroberung von Abyssinien finden, was bekanntlich nicht geglückt ist.

Aber dieser Einwand gegen die Beweiskräftigkeit des erythräischen Experiments gilt nicht für das offizielle Italien, das den Plan von Territorialerwerb auf Kosten des abyssinischen Reiches nie zugegeben hat. Er erfährt auch deshalb eine Einschränkung, weil Abyssinien als Hinterland für den erythräischen Handel auch heute in Betracht kommt, denn Italien hat der Einfuhr aus Abyssinien in die Kolonie, der guten Nachbarschaft zuliebe, keine Zollschranken entgegengestellt, und das ist zum Beispiel für die erythräische Weizenproduktion von Bedeutung, da die lokale Produktion der Kolonie nicht mit dem aus Tigré massenweise eingeführten Weizen konkurrieren kann. Der Mißerfolg der erythräischen Kolonialpolitik ist also zum Teil, aber nicht ausschließlich, eine Folge des Fehlschlags in der Eroberung des Hinterlandes. Wer die Verhältnisse kennt, behauptet, daß Italien auch heute seinen Blick auf Tigré gerichtet hält: aller Wahrscheinlichkeit nach wird aber auch diese nachträgliche Beschaffung eines Hinterlandes die italienische Bourgeoisie nicht aus der Gleichgültigkeit aufrütteln, mit der es allen Problemen der ökonomischen Entwicklung seiner ältesten Kolonie gegenübersteht.

Eine kürzlich erschienene Veröffentlichung[1] stellt sich die Aufgabe, diese Unwissenheit etwas zu lichten. Die Einführung stammt aus der Feder des Abgeordneten Ferdinando Martini, der zehn Jahre hindurch Gouverneur der Kolonie war. Auch die übrigen Autoren haben sich Jahre und Jahrzehnte in ihr aufgehalten, und ihre Schilderung zeugt vielfach von Erbitterung über die Gleichgültigkeit und Vernachlässigung der Regierung, in denen sich nur die Gleichgültigkeit und Indolenz der herrschenden Klasse widerspiegelt. Nichts zeugt deutlicher als diese Klagen, daß die Besetzung von Erythräa keinem ökonomischen Bedürfnis des Mutterlandes entsprach oder doch wenigstens, daß dem Bürgertum das Bewußtsein dieses Bedürfnisses völlig fehlt.

Die Kolonie hat eine Flächenausdehnung von 118 609 Quadratkilometer, dehnt sich zwischen dem 18,2. und 12,43. Breitegrad, weist eine Küstenentwicklung von 1100 Kilometer auf und erreicht in dem Hochplateau, das nahezu ein Siebentel der Gesamtfläche ausfüllt, eine Höhe von 3013 Meter über dem Meere. Durch ihre Lage zwischen Rotem Meer, Sudan und Äthiopien war diese Gegend immer ein Land des Transithandels, den auch die Versuche der Engländer nur zum geringen Teil auf die Karawanenstraßen und Häfen des Sudan haben ablenken können. Bewohnt ist das Land von einem wahren Chaos verschiedenster Rassen und Stämme, von denen manche nur wenige tausend Seelen stark sind. Unter rund 300 000 Einwohnern sind nur etwa 4000 Europäer. Am dichtesten bevölkert ist das von den Abyssiniern bewohnte Hochplateau mit zehn Einwohnern auf den Quadratkilometer. Die Abyssinier, ihrer Religion nach Kopten, sind Ackerbauern, während die an den Küsten und in den Tälern wohnenden mohammedanischen Stämme noch zum großen Teil nomadisch als Viehhirten leben. Was die Gesundheitsverhältnisse betrifft, so sind sie auf dem Hochplateau gut, zum Teil vorzüglich; das Klima ist hier dem Mittelasiens ähnlich. Unter dem Niveau von 1800 Meter herrscht aber überall, wo sich Wasser findet, Malaria, zum Teil in recht schweren Formen. Das gesundheitliche Grundübel der Kolonie ist aber die Syphilis, die die Eingeborenen die „Krankheit der Weißen" nennen, weil sie angeblich von den Portugiesen eingeschleppt worden ist. Die geringe Fruchtbarkeit der eingeborenen Bevölkerung, namentlich die große Häufigkeit der Fehlgeburten, wird auf die allgemeine Verbreitung der syphilitischen Infektion zurückgeführt, der gegenüber sich die Regierung so gut wie machtlos erweist. Die Prostitution ist sehr verbreitet, und es haftet ihr keinerlei Odium an. Die Dirnen sind organisiert und entsenden zu öffentlichen Empfängen die Obmännin ihrer Zunft, ebenso wie die Geistlichkeit ein Priesterkollegium entsendet. Zum Schutze der Truppen ist in den Garnisonsorten eine sehr

[1] L'Eritrea economica. Conferenze di Ferdinando Martini, O. Marinelli, C. Conti-Rossini etc. Biblioteca geografica dell' Istituto geografico de Agostini. Novara-Rom 1913. 542 Seiten Großoktav mit 160 Originalillustrationen. 16 Lire.

unzulängliche Kontrolle eingeführt, die sich darauf beschränkt, den infiziert gefundenen Frauen die Nummer zu entziehen, durch die sie in diesen Orten kenntlich gemacht sind. Unter den Eingeborenen ist auch der Aussatz ziemlich verbreitet und die Krätze beinahe obligatorisch; die Tuberkulose dagegen ist unbekannt. Das Budget der Kolonie belief sich 1911/12 auf 26 Millionen. Von den 13 Millionen Ausgaben werden 4,4 Millionen für das Militär ausgegeben. Der Zuschuß Italiens betrug 6,5 Millionen; das übrige wird durch Abgaben aufgebracht.

Vor der italienischen Okkupation bestand die Einfuhr zum großen Teil aus Getreide und Baumwollwaren, die Ausfuhr aus Butter, Fellen, Elfenbein, Moschus und Perlmutter. Von 4,5 Millionen, die sie nach ungefährer Schätzung vor der Okkupation betrug, stieg die Handelsbilanz im Jahre 1911 auf rund 22 Millionen. Davon entfielen 17,2 Millionen auf die Einfuhr, 8,1 auf die Ausfuhr und 6,6 auf den Transithandel. Als Einfuhrländer kommen in Betracht: Italien mit rund 9 Millionen, Österreich-Ungarn mit 3,7, Arabien mit 1,7, Großbritannien mit 1,2, Indien mit 1,1, Belgien mit 0,5 und Ägypten und Deutschland mit 0,2 Millionen. Was die Ausfuhr betrifft, so kommt Italien mit 2,4 Millionen an erster Stelle, dann kommen Arabien und Aden mit je 1,7, Österreich-Ungarn mit 0,7 und Deutschland mit 0,5 Millionen.

Die Hauptprodukte der Kolonie bestehen in Vieh, Weizen, Honig, vegetabilischem Elfenbein aus der Frucht der Palme Dum, Perlmutter, Baumwolle, Häuten und Salz. Der Viehbestand hat sich durch die Bekämpfung der Seuche Gulhai wesentlich gehoben. Nach der im Jahre 1905 noch in der Zeit der Herrschaft dieser Seuche vorgenommenen Zählung belief sich die Kopfzahl des Rindviehs auf 275 000, die der Kamele auf 46 933, der Pferde, Esel und Maultiere auf 29 789 und der Schafe auf 736 132. Der Gesamtwert dieses Bestandes wird auf 29,5 Millionen geschätzt, was bei der damaligen Bevölkerung von 280 000 Seelen rund 100 Lire pro Einwohner ergibt. Man sollte denken, daß Italien mit seinen hohen Fleischpreisen doch wenigstens aus diesem Reichtum der Kolonie Vorteil gezogen hätte. Da würde man die Weisheit der italienischen Politiker aber überschätzen. Italien fordert, um nur das Tollste zu sagen, für jedes einzelne aus Erythräa einzuführende Stück Vieh ein ärztliches Attest, in dem bezeugt werden muß, daß nicht nur der Herkunftsort, sondern auch die ganze übrige Kolonie seit vierzig Tagen von der Viehseuche frei ist. Außerdem wird der Einfuhrzoll (28 Lire) pro Kopf erhoben, was das kleine erythräische Vieh ungeheuer verteuert, während es bei den schweren europäischen Rassen viel weniger ins Gewicht fällt. So schlägt das Mutterland der Vieheinfuhr aus der Kolonie die Tür vor der Nase zu. Mit Weizen sind 8000 Hektar bestellt, bei einer bebauten Gesamtfläche von ungefähr 300 000 Hektar. Bis 25 000 Doppelzentner davon können in Italien zollfrei eingeführt werden.

Anstatt auf die Begünstigung der Produkte der eigenen Kolonie zu dringen, die auch den italienischen Konsumenten von Vorteil wäre, denken sich die italienischen Unternehmer die behördliche Förderung ihrer Betriebe ganz anders. Der Exgouverneur Martini verbürgt folgendes Beispiel. Ein Unternehmer, der eine Bierfabrik in Asmara anlegen will, fordert: unentgeltliche Konzession des Bauplatzes für die Brauerei, Zollfreiheit für die Maschinen, unentgeltliche Konzession des Bodens für das im Lande zu bauende Rohmaterial, Abgabenfreiheit auf zehn Jahre, Zollfreiheit für das einzuführende Rohmaterial, und schließlich muß sich die Regierung verpflichten, daß die Truppen der Besatzung von Asmara viermal wöchentlich Bier erhalten sollen! Man begreift, daß die Regierung, wenn sie jedes Unternehmen in der Weise gegen jedes mögliche Risiko auswattieren soll, nur mit Schrecken auf die Entstehung neuer Betriebe blickt.

Wenn so auf der einen Seite von den Kapitalisten, die neue Unternehmungen schaffen, so unsinnige Garantien gefordert werden, daß die Industrie gar nicht in die Lage kommt, ihre wirtschaftliche Lebensfähigkeit zu erproben, so gewährt andererseits die Regierung den Unternehmern gelegentlich Einnahmequellen, ohne von ihnen irgendeine Leistung zugunsten der wirtschaftlichen Entwicklung der Kolonie

zu verlangen. So hat die Regierung für einen Zeitraum von zwanzig Jahren die Perlmutterfischerei der Küste gegen eine Jahreszahlung von 10 000 Lire einer italienischen Firma in Monopol gegeben. Diese erhebt dafür von jedem Perlmutterboot jährlich 750 Lire, was rund 335 000 Lire im Jahre ausmacht. Ausgaben hat die Firma nur für die Überwachung, aber es wird ihr keinerlei Schonung der Perlmutterbänke oder gar die Anlegung neuer zur Pflicht gemacht. Ihre Funktion ist nur die des Schmarotzers.

Was die landwirtschaftlichen Verhältnisse der Kolonie betrifft, so weist der Autor über dieses Thema, Baldrati, auf die zahlreichen Spuren hin, die auf eine hohe Entwicklung des Ackerbaus in früheren Zeiten hindeuten. Überall findet man Spuren von Bodenregulierungen, vielfach die Reste von Bewässerungsanlagen. Der Kontrast zwischen dem heutigen Zustand und den Verhältnissen, auf die die Überbleibsel dieser Anlage hinweisen, hat sogar zu der Annahme geführt, daß große Änderungen im Klima eingetreten sein könnten. Baldrati schiebt aber den Verfall auf soziale Verhältnisse zurück. Wenn bis jetzt unter der italienischen Regierung, die den inneren Kriegen und Beutezügen unter den Stämmen völlig ein Ende gemacht hat, keine Verbesserung der landwirtschaftlichen Verhältnisse eingetreten ist, so führt der Autor dies auf Mißgriffe in der Ordnung der Eigentumsverhältnisse des Bodens zurück. Sobald Erythräa in italienische Hände kam, verbot die Regierung den Kauf und Verkauf von Land. Die verlassenen Ländereien oder solche, deren Stämme ausgestorben waren, wurden wohl zu Staatsdomänen gemacht, ohne darum aber vor den Viehherden der nomadischen Stämme geschützt zu werden. Da man nun kein Land mehr kaufen konnte, wurde und wird in Erythräa alles Geld in Vieh angelegt. Da dieses Vieh frei herumläuft, so besteht ein beständiger Interessenkonflikt zwischen Ackerbauern und Viehbesitzern. In den Tälern zwischen dem Hochplateau und der Sahara wird der Boden von den Ackerbauern während eines Zeitraums von 160 bis 170 Tagen bestellt und abgeerntet, nämlich während der Periode der schwersten Malaria für Menschen und Vieh. Ist die Malaria zu Ende, so kommen die Nomaden mit ihren Herden wieder, denen keinerlei Anbau heilig ist. So bringt die Viehzucht es mit sich, daß gerade in den fruchtbarsten Tälern nur eine Extensivkultur von schnellreifen Produkten möglich ist. Den klimatischen Bodenverhältnissen nach sind gerade diese Täler vorzüglich zu Baumwollplantagen und auch zum Anbau von Kaffee geeignet.

Was will nun Italien mit einer Kolonie, für die sich seine herrschende Klasse so gut wie gar nicht interessiert? Als es vor 25 Jahren auf englische Anregung die Besetzung begann, wurde ausdrücklich erklärt, daß man eine Bevölkerungskolonie erwerben wollte, die die Auswanderung der italienischen Landarbeiter aufnehmen könnte. Dazu ist nun Erythräa in keiner Weise geeignet. Der Boden des Hochplateaus, dessen Klima für den Europäer außerordentlich günstig ist, ist im Besitz der abyssinischen Ortschaften und Stämme, meist in der Form von Kollektivbesitz, den die Einwohner mit allen Mitteln zu verteidigen bereit sind. Die Schaffung von Staatsländereien, die in sehr beschränktem Umfang versucht wurde, hat so viel böses Blut gemacht, daß man ganz davon abgekommen ist. Wo man an Italiener Konzessionen gegeben hat, haben diese in der Mehrzahl der Fälle sich schön davor gehütet, das mühselige Leben des Kolonen zu führen. Sie haben das ihnen zur Verwertung gegebene Land einfach zu Wucherpreisen an die Eingeborenen weiter verpachtet und so nichts Neues gesät außer Erbitterung und Haß. Daran, die Tausende italienischer Landarbeiter, die sich in Südamerika ansiedeln, nach Erythräa zu lenken, kann gar nicht gedacht werden. Wo der Europäer leben und arbeiten kann, ist der Boden in den Händen der Eingeborenen, die eine alte und relativ hohe Kultur haben, wenn sich diese auch seit Jahrhunderten im Verfall befindet. Landkonzessionen können in den Tälern gegeben werden, aber da handelt es sich um tropische Kulturen, zu deren Bestellung die Eingeborenen unerläßlich sind und wo man vom Europäer nichts erwartet als technische Fähigkeiten und Kapitalien. Mit beiden hat die italienische Bourgeoisie Erythräa bis jetzt nicht überschwemmt. Die

Folge ist, daß so gut wie gar keine großen Kulturen entstanden sind. Die Kolonie hat weder die proletarische Auswanderung aufgenommen noch der kapitalistischen Expansion gedient. Nicht einmal für qualifizierte Arbeiter des Mutterlandes bietet Erythräa Beschäftigung. Bei den Eisenbahnbauten wurden etwa 5000 Eingeborene beschäftigt und nur 800 Weiße. Die Eingeborenen sind gute Arbeiter und beziehen je nach dem Grade der Qualifikation Löhne von 1 bis 5 Lire, während der mittlere Lohn des europäischen Arbeiters 6 bis 9 Lire beträgt und bis auf 15 Lire steigt. Ein Mangel an inländischer Arbeitskraft scheint sich nicht einstellen zu können, da aus dem Tigré beständig Arbeitsuchende einwandern.

Für den italienischen Proletarier ist also in Erythräa nichts zu wollen. Was der Kapitalismus aus der Kolonie hätte ziehen können, darum hat er sich nicht gekümmert. Man geht wohl nicht fehl, wenn man sagt, daß Italien Erythräa nur deshalb genommen hat, damit kein anderer europäischer Staat es besetzte. Die Reichtümer der Kolonie werden nicht gehoben. Die herrschende Klasse interessiert sich gar nicht für sie, wie sie sich eigentlich überhaupt nicht um Kolonialprobleme kümmert. Man gibt so wenig als möglich für die Kolonie aus und erwartet nichts von ihr; kurz, Italien zeigt in seinem Verhalten gegen Erythräa, daß es mit der Kolonie nichts anzufangen weiß: für seine Auswanderung ist sie ungeeignet, Kapitalien und Unternehmungsgeist wenden sich ihr nicht zu, einen Markt für die italienischen Industrieprodukte bietet sie nur in ganz beschränktem Maße, weil die Bevölkerung zu arm ist und Italien ihr in 25 Jahren kaum etwas anderes zu geben vermocht hat als leidliche Sicherheitsverhältnisse. So ist die Geschichte der italienischen Okkupation wenig mehr als ein langes Verzeichnis von Unterlassungssünden.

Der argentinische Parteitag.

Von **W. Thießen** (La Plata).

Die Sozialistische Partei Argentiniens hielt vom 23. bis 26. Mai ihren zwölften Kongreß ab in Rosario (Provinz Santa Fé). Er konnte einen erstaunlichen Fortschritt unserer Organisation konstatieren. Auf dem zehnten Kongreß (siehe »Neue Zeit«, XXX, Nr. 24) zählte die Partei zirka 2000 Mitglieder. Diesmal war Buenos Aires allein mit 1201 Mitgliedern und die verschiedenen Provinzen mit 2310 vertreten. Bei den letzten Wahlen (22. März 1914) wurden für die Parteikandidaten abgegeben:

	Durchschnittlich
Buenos Aires	42951 Stimmen
Provinz Buenos Aires	8700 -
- Santa Fé	2075 -
- Cordoba	262 -
- Santiago de Estero	527 -
- Salta	205 -
- Tukuman	520 -
Zusammen	55240 Stimmen

Die Partei hat nun 9 Vertreter im Nationalkongreß, 1 im Senat, 2 in der Provinz Buenos Aires und 1 in Mendoza.

Den Fortschritt des Zentralorgans »La Vanguardia« mögen die folgenden Ziffern demonstrieren:

	Einnahmen November 1912 bis Juni 1913 Pesos	Einnahmen Juli 1913 bis März 1914 Pesos	Zunahme
Abonnements	31611,76	58385,60	84 Proz.
Inserate	19218,19	33794,69	75 -
Einzelverkauf	5334,52	22049,73	313 -
Zusammen	56164,47	114230,02	203 Proz.

1 Pesos = 4 Mk.

Gleichzeitig mit diesem enormen Fortschritt ging auch eine bedeutsame Wandlung innerhalb unserer Partei vor sich. Im Anfang seiner Entwicklung war der Sozialismus in Argentinien nicht nur prinzipiell ein internationaler, sondern auch tatsächlich, in seiner Organisationsform, bildete er keine nationale Partei. Er bestand aus drei Gruppen: der »Vorwärts«, gegründet von Deutschen; „Les egaux" der Franzosen und die „Fascio dei lavoratori" der Italiener. Daneben gab es auch eine Gruppe Spanisch (respektive Argentinisch) redender Sozialisten, die jedoch erst seit 1894, als das jetzige Hauptorgan »La Vanguardia« gegründet wurde, anfing eine dominierende Stellung einzunehmen. Aber noch lange nachdem diese Gruppen schon absorbiert waren,[1] haben die Ausländer in der Partei Argentiniens eine bedeutende Rolle gespielt. So waren noch im Jahre 1903 (siehe »La Vanguardia« vom 6. Juni desselben Jahres) von 884 Mitgliedern in Buenos Aires 417 Ausländer und nur 467 Argentinier, in der Provinz kamen auf 852 373 Argentinier und 479 Ausländer und in der ganzen Partei auf 840 Eingeborene 896 Ausländer. Und noch in diesem Jahre, obzwar keine offizielle Statistik vorliegt, erklärte mir Genosse A. de Zomaso, der gewesene Parteisekretär, daß nach seinen Berechnungen mindestens 30 Prozent der Parteimitglieder Ausländer seien.

Unter diesen Umständen reduzierte sich die politische Aktion in den früheren Jahren auf eine politische Propaganda und Agitation, denn unsere aktive Wahlbeteiligung konnte wohl kaum als solche gelten. Bis 1910 wurden sozialistische Stimmen überhaupt nur in Buenos Aires abgegeben, und zwar 1896 134 Stimmen, 1910 7006.

Man hat hier darum auch von jeher, wie es scheint, den internationalen Charakter der Bewegung in den Vordergrund gestellt, und dieser Charakter erreichte seinen Gipfelpunkt, als vor einigen Jahren der Vertreter unserer Partei in dem Sozialistischen Bureau beantragte, wegen der »patriotischen« Pogroms während der Unabhängigkeitsfeier sollten die Arbeiter Europas die Produkte Argentiniens boykottieren.

Seitdem haben sich die Verhältnisse geändert. Wollte die Partei es ernst mit der politischen Aktion nehmen, mußte sie sich zu einer Partei durchmausern, die unter den Einheimischen einen Boden fand. Das hat aber seine Schwierigkeiten. Unsere Partei will die Partei der Arbeiterklasse sein: diese bleibt jedoch bis heute noch ein buntes internationales Gemisch. Bei den Wahlen kommen dann noch andere Elemente in Betracht: Kleinbürger, Jugend (mit 18 Jahren besitzt man hier das Wahlrecht), Angestellte, kleinere Beamte usw. bilden ein nicht zu verkennendes Gefolge der Sozialistischen Partei. Nun sind dieses aber Elemente, die sich oft nur zu leicht von allerlei »patriotischem« Blödsinn faszinieren lassen. Und nirgends, auch nicht in dem kaisertreuen Preußen, gebärdet sich der »Patriotismus« wilder und blinder als in den südamerikanischen »Republiken« — sei es nun in Mexiko, wo der unendliche Bürgerkrieg, angeblich für die »Freiheit und Unabhängigkeit des Landes« usw., auf der einen Seite mit englischem »Petroleum«-geld geschürt und auf der andern unter direkter Mithilfe der Union geführt wird; sei es die Rivalität der beiden »Großmächte« Südamerikas, Argentinien und Brasilien, wo es sich im Grunde genommen um die Einflußsphäre der englischen und deutschen Industrie handelt; je problematischer die wirkliche Unabhängigkeit des Landes ist, je tiefer die herrschenden Gruppen in ausländische kapitalistische Netze verfangen sind, desto schwulstiger und auch chauvinistischer sind sie in ihren vaterlandstreuen Manifestationen.

[1] Der »Vorwärts« existiert zwar nominell noch als eine sozialistische Organisation, aber tatsächlich ist er seinen Statuten von 1909 gemäß nur ein Verein, »dessen Hauptzweck ist: gegenseitige Unterstützung, Förderung kultureller und künstlerischer Bestrebungen im allgemeinen und unter seinen Mitgliedern« (Art. 1). Einer der vielen hiesigen deutschen »Unterhaltungsvereine«.

Unsere Partei konnte darum auch keine Partei »ausländischer« Arbeiter bleiben; auf dem vorigen Kongreß (1912) wurde daher ein Statut ausgearbeitet, wonach in Punkt 2 den Ausländern, die sich nicht naturalisieren, der Eintritt in die Partei untersagt bleibt; weil aber eine strikte Durchführung dieser Regel jedem klassenbewußten ausländischen Proletarier die Türe verschließen könnte, läßt der Punkt eine Ausnahme gelten für jeden, dem die Justiz unrechtmäßig das Bürgerrecht verweigert. »Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust.« Damit nicht genug. Vor zirka einem halben Jahre kam Manuel Ugarte, der einige Jahre Vertreter der Partei im Sozialistischen Bureau war, nach Argentinien zurück. Wie alle Poeten, hat auch dieser seine Schrulle, und sie besteht in dem Glauben, daß es möglich ist, dem nordamerikanischen Kapitalismus seine Expansion nach dem Süden mit schönen Redensarten zu untersagen. In dieser seiner »Mission« bereist er die südamerikanischen Staaten, findet überall, bei den Regierungen und der studierenden Jugend besonders, freundliche und zuzeiten begeisterte Aufnahme und hat sich allmählich in einen Größenwahn hinaufgeschraubt: dünkt sich Befreier und Beschützer von „la américa latina". Die Partei hatte seinem Treiben sehr langmütig zugeschaut. Bei seiner erwähnten Rückkehr kam es jedoch zum offenen Konflikt. Anläßlich der Unabhängigkeitsfeier einer der Republiken in Zentralamerika meinte »La Vanguardia«, die Eröffnung des Panamakanals müßte auch nach Zentralamerika modernes Leben bringen. Da wallte das Blut unseres Ugarte auf; und als dann das Zentralorgan noch in einem besonderen Artikel die Rückständigkeit des in Frage kommenden Landes bewies, war das Maß voll. Ugarte begab sich in die gegnerische Presse, um von dort aus die »Vaterlandslosigkeit« der Partei zu brandmarken. Als er auch noch ein Duell mit dem sozialistischen Vertreter Palacios vom Zaune brach, wurde er von seiner Organisation ausgeschlossen. Damit war denn auch die nationalistische Hetze entfesselt. Sie beherrschte ganz unsere letzte Wahlagitation, und die Partei mußte darum gewissermaßen Stellung zu dem Thema »Nationalismus und Sozialismus« nehmen. Ein Teil der Parteigenossen machte dabei dem Nationalismus erhebliche Zugeständnisse. Ein anderer erhebt sich lebhaft dagegen. Diese Differenzen gaben auch dem jüngsten Kongreß sein Gepräge, dessen Einzelheiten übrigens nicht von internationalem Interesse sind. Große Entscheidungen brachte er nicht, aber der Charakter seiner Verhandlungen war ein erfreulicher. Die Gegensätze in der Partei, die verschiedenen Tendenzen, die sich in früheren Jahren um bloßer Gemeinplätze willen bekämpften, müssen jetzt trachten, große Probleme des politischen und sozialen Lebens zu lösen. Dadurch wird das Verantwortlichkeitsgefühl der Genossen geschärft, die Diskussion wird sachlicher und ruhiger. Die Partei mag Fehler gemacht haben, sie trachtet aber, den neuen Aufgaben gerecht zu werden.

Anzeigen.

Tarifverträge des Deutschen Holzarbeiterverbandes vom Jahre 1913. Herausgegeben vom Verbandsvorstand. Berlin 1914, Verlagsanstalt des Deutschen Holzarbeiterverbandes G. m. b. H. 386 Seiten.

Während der Wortlaut der wichtigsten vom Deutschen Holzarbeiterverband abgeschlossenen Tarifverträge bisher regelmäßig im Jahrbuch des Verbandes mitgeteilt wurde, ist der Umfang dieser Verträge, in die immer mehr außer den Festsetzungen der Löhne und Arbeitszeiten auch Bestimmungen über die sonstigen Arbeitsbedingungen Aufnahme finden, nunmehr so angeschwollen, daß die Herausgabe eines eigenen Bandes notwendig wurde. Im Jahre 1913 wurden abgeschlossen und sind in Kraft getreten 282 Tarifverträge für 6283 Betriebe mit 68 048 beschäftigten Personen (gegen 454 Verträge für 11 039 Betriebe mit 93 643 Personen im Jahre 1907). Im ganzen war der Verband Ende 1913 an 1135 Tarifverträgen beteiligt, die für 11 990 Betriebe mit 149 123 beschäftigten Personen Geltung hatten.

Feuilleton

Anton Tschechoff.

Zu seinem zehnten Todestag am 15. Juli 1914.

Von Dr. **Ida Axelrod.**

I.

Den meisten hervorragenden Dichtern Rußlands ist es nicht vergönnt, die Früchte ihrer Saat bei Lebzeiten einzuheimsen. Ihr Leben ist von zu kurzer Frist, als daß sie ihre sehnsüchtigen Wünsche und Träume verwirklicht sehen könnten. Das traurige Schicksal des russischen Volkes, seine unermeßliche materielle Not und die völlige Unterdrückung des menschlichen Daseins auf allen geistigen und moralischen Gebieten untergraben die Lebenskräfte der höher gearteten Dichterindividualitäten. Die Sorglosigkeit der Jugend ist ihnen fremd. Eine frühe Reife ist fast jedem russischen Dichter eigen. Früh spricht, aber auch früh verstummt ihr Mund. Die Erregbarkeit und Feinfühligkeit mancher Dichternaturen bedingt den Kontakt ihrer Seele mit der äußeren Natur, mit den Menschen und ihren Schicksalen. Ein kalt veranlagter Dichter ist eigentlich eine contradictio in adjecto, jedoch sind Formtalente vorhanden, die nur äußerlich die Welt dichterisch auffassen und gestalten. In Rußland waren bis zum Siege der Reaktion über die Revolution die Formtalente, die die Formel »Kunst für Kunst« verwirklichten, eine große Seltenheit, und sie fanden bei der Leserwelt und der beruflichen Kritik wenig Beachtung. Das Typische der russischen Literatur ist ihr unbeschränkter Realismus, die Spiegelung der Wirklichkeit. Diese Eigenschaft erklärt gleichzeitig den tragischen Inhalt mancher Werke oder ihren Pessimismus, wie ihn die meisten ausländischen Kritiker titulieren. Ein bedeutender Belletrist beginnt hier meistens mit der Darstellung der Schattenseiten des politischen und wirtschaftlichen Lebens wie derjenigen der Familie.

In dieser Hinsicht wandelt Anton Tschechoff bei aller Eigenartigkeit seiner Muse denselben Weg, nur daß in seinen Werken die negativen Seiten der russischen Wirklichkeit noch ausgeprägter sind als bei manchen anderen Schriftstellern. Ein hervorragender Humorist und Satiriker, dessen Blick jede Ungereimtheit der Lebensverhältnisse wie die lächerlichen Eigenschaften des Menschen zugleich umfaßt, beginnt Tschechoff damit, das Leben und Treiben der größeren und kleineren Beamten zu veranschaulichen. Die große Kunst, die er mit Maupassant teilt, auf ein paar Seiten ein völlig in sich geschlossenes Genrebild zu geben, kennzeichnet bereits seine ersten Humoresken und Satiren. Die große Erfindungsgabe und die Leichtigkeit, mit der er den Stoff seiner Erzählungen beherrscht, läßt in seinen ersten Versuchen bereits die Meisterschaft des Erzählers erkennen. Tschechoff hat nachher auch viele Dramen geschrieben, die nicht nur in Rußland allein Erfolge errangen, indessen stehen diese Dramen, vom Standpunkt der Kunst angesehen, weit hinter den kleinen Erzählungen zurück. Freilich, die treffende, packende Kritik des Beamtentums und alles dessen, was mit der Zurückgebliebenheit und dem Mangel an Kultur im Zusammenhang steht, hat Tschechoffs Ruhm in Rußland noch nicht begründet. Es war auch etwas schwer, nach den genialen Satiren von Nikolaus Gogol und Schtschedrin durch Sittenschilde-

rungen des Beamtentums in den Vordergrund der russischen Literatur zu treten. Die Rolle, die Tschechoff in der russischen Literatur zufällt, die Tatsache, daß sein Name jetzt nicht allein mit dem Gorkis, sondern auch mit Tolstoi, Dostojewsky und Schtschedrin zusammen genannt wird, haben eine ganz andere Ursache. Mag man Tschechoff gegenwärtig als einen optimistischen Dichter ersten Ranges auffassen, nicht minder wahr ist, daß er in den achtziger Jahren gerade in seinen gelungeneren und vollendeteren Erzählungen eine pessimistische Stimmung verklärt hat.

II.

Als ein Realist ersten Ranges hat er die Erlebnisse und Enttäuschungen jener Epoche künstlerisch ausgeprägt. Der Hauptheld eines seiner Dramen, das im Jahre 1888 erschien, hat die Lust am Leben mit fünfunddreißig Jahren verloren und flüchtet sich in den Tod. In seiner Beichte, die er vor seinen Freunden ablegt, erklärt er seinen Lebensüberdruß und seine Lebensmüdigkeit durch die Überanstrengung, die sein Arbeiten auf allen Gebieten verursachte. Die der Befreiung der Leibeigenen folgende Epoche stellte wirklich an die russischen Intellektuellen außerordentliche Forderungen. Das Leben sollte in neue Bahnen gelenkt, das Volk gebildet und aufgeklärt werden. Allein nicht die positive Arbeit ermüdete die besseren Kräfte des Landes, die mit so viel Eifer und Ergebenheit an die Umgestaltung Rußlands gingen, sondern die Unmöglichkeit, diese Arbeit zu leisten, die Hindernisse, die sich bei der Arbeit in Rußland immer zeigen. Die Notwendigkeit, zugunsten des von allen Seiten ausgebeuteten unterjochten Volkes alle Kraft einzusetzen und die Hindernisse, die auf Schritt und Tritt sich einstellen, haben auch kräftige Naturen gelähmt und lebensunfähig gemacht. In dem natürlichen Gange der Dinge liegt es, daß Enttäuschungen, die durch ganz konkrete Einzelfälle verursacht werden, pessimistische Verallgemeinerungen hervorrufen. Das Leben wird dann überhaupt negiert und nicht seine konkreten Erscheinungen, die früher oder später schließlich doch einer Umwandlung unterliegen. Die Unzufriedenheit mit dem Existierenden bemächtigte sich in den achtziger Jahren mancher Intellektuellen zugleich mit einer unbestimmten qualvollen Sehnsucht, die sie dem realen Leben und Wirken entrückte.

Bei Tschechoff spricht diese Stimmung nicht allein aus der Gestaltung seiner Helden, sondern auch aus der Beschreibung der Naturerscheinungen. Eine Erzählung aus jener Epoche, »Die Steppe«, ruft bei der Lektüre die Wirkung einer grenzenlosen Müdigkeit und inhaltlosen Sehnsucht hervor. Die Steppe ist ebenso unendlich wie die unbestimmte, unfaßbare Sehnsucht. Sie ist ein Symbol der geistigen und seelischen Leere, die wie ein Abgrund alles in sich aufnimmt, ohne irgendwelche Befriedigung auszulösen. So empfand Tschechoff die Psyche der Intellektuellen jenes Dezenniums.

Diese Empfindung entsprach aber nur teilweise der Wirklichkeit. Denn das Leben stand auch zu dieser Zeit nicht still, und während Tschechoff die Schiffbrüchigen künstlerisch gestaltete und Nadson seine düsteren Lieder sang, entwickelten sich neue Kräfte, die sich zu erneutem Kampf mit den dunklen Mächten rüsteten.

Die in einer bestimmten Epoche kristallisierte Individualität eines Dichters kann sich jedoch nicht leicht und schnell verändern. Tschechoff übersah

zuerst vollständig die neuen Erscheinungen des russischen Lebens, die seiner Muse wert waren. Sein Blick war auf das Ungeheure gerichtet, das in Rußland noch zu leisten war, und auf die Unmöglichkeit, es zu leisten. Die Steppe ist nicht allein ein Symbol für die unendliche Sehnsucht, die in der Seele wohnt, sie ist es auch für die unendlichen Ungereimtheiten des russischen Lebens und für die Ratlosigkeit der aus dem tiefen Schlummer Erwachten. Die meisten Helden Tschechoffs leiden an der stumpfen Alltäglichkeit und geistigen Leere ihrer Umgebung. Die Langeweile des kleinbürgerlichen, philiströsen Lebens spiegelt sich in ihrem Seelenleben wieder, sie ist für sie qualvoller als alle Leiden der Welt. Sie verlieren sich unter dem Druck dieser Verhältnisse wie in einem Urwald, aus dem sie keinen Ausweg, keine Rettung finden. Manche von ihnen ertragen ihr unnützes, unausgefülltes Dasein nicht und flüchten aus dem Leben, andere erfaßt eine geistige Umnachtung. Im Wahnsinn fühlen sie ihre Schwäche und Unbeholfenheit weniger, die Grenzen des realen Lebens, die Macht der Verhältnisse werden in der Verwirrung des Gefühls überschritten. In den Anschauungen dieser Wahnsinnigen erscheinen aber oft Bekenntnisse, in denen sich Gedanken großer russischer Denker jener Zeit äußern. So zum Beispiel sind in den Meinungen des geistesgestörten Arztes Ragin, eines Haupthelden Tschechoffs, manche Ansichten Tolstois enthalten, namentlich die Anschauung, daß die Quelle des menschlichen Glückes im Innern und nicht in den Verhältnissen zu sehen sei.

III.

Das Suchen Tschechoffs nach wahren Lebenswerten lenkte seine Aufmerksamkeit auf Tolstois Weltanschauung. Ein Schüler Tolstois scheint zwar Tschechoff nie gewesen zu sein. Wäre es nicht eine Tatsache, daß jeder Dichter, ungeachtet der Größe seiner Geisteskraft, den verschiedensten, manchmal diametral entgegengesetzten Stimmungen unterworfen ist, so könnte Tschechoffs Übereinstimmung mit Tolstois Weltanschauung kaum zugegeben werden. Denn obschon Tschechoff die Willensschwäche seiner Helden und ihre pessimistischen Stimmungen nicht aus der Rückständigkeit ihrer Umgebung ableitet, so leugnet er doch nicht den starken Einfluß der materiellen und kulturellen Mißstände auf den Menschen.

In einer seiner Erzählungen aus den achtziger Jahren, in der das, was man den Tschechoffschen Ton nennt, am stärksten ausgeprägt ist, macht sein Hauptheld, ein alter bekannter Gelehrter, die Bemerkung, der Pessimismus der russischen Jugend sei teilweise ein Resultat des Mangels an Luft und Sonne in den Universitätsräumen. Wer diesen Gedanken in Tschechoffs Werken verfolgt, weiß, daß in dieser Ironie viel Tragik enthalten ist und daß Tschechoff den materiellen Nöten und den äußeren Ungereimtheiten des Lebens eine große Einwirkung auf das Glücksgefühl zuschrieb. Mag die Behauptung des Arztes Ragin von dem Ursprung des Glückes einer Ansicht Tschechoffs entsprechen, so dürfte doch diese Meinung beim Dichter nur vorübergehend vorhanden gewesen sein, denn wie bereits hervorgehoben, unterstreicht Tschechoff in seinen meisten Erzählungen den Einfluß der traurigen Zustände des russischen Lebens. In dem Entschluß zum Selbstmord des einsamen siebzehnjährigen Wolodja spielt der Umstand keine geringe Rolle, daß sein Wohnraum kalt und düster und von

verschiedenen, ihm lästig gewordenen Gegenständen angefüllt ist. In dem Augenblick, wo alle Hindernisse des Glückes sich einstellen und das Leben düster und sonnenlos erscheint, wirken alle Umstände, auch die unbedeutendsten, am stärksten. Tschechoff ist ein Meister in der Darstellung aller Erscheinungen, die den Kelch der Leiden zum Überfließen bringen und den Menschen zur Verzweiflung treiben oder aus ihm einen Lebensverneiner formen.

Ein anderes Mal führt er das Leben eines Postillons vor, um zu versinnbildlichen, welche Umstände aus dem Menschen einen hartnäckigen, verbitterten Pessimisten machen. Zwanzig Jahre hindurch fährt dieser mit der Post durch einsame Gegenden; auf schlechten holperigen Wegen, im kalten Winter wie im nassen Herbst, und muß die Nächte hierfür opfern. Diese Beschäftigung nimmt ihm jede Lust am Leben und die Liebe zur Natur und den lebendigen Wesen. Grau ist sein Leben, und düster und grau erscheint ihm alles, was ihn umgibt.

Tschechoff ist groß in der Verkörperung der Leiden der kleinen Leute. Es erschien ihm nicht zu gering, sich mit den Schicksalen dieser Menschen zu beschäftigen. Er stieg in die Spelunken und sah und erzählte viel von dem unermeßlichen Leid, das hier herrscht. Die kleinen Erzählungen, die diese Welt darstellen, sind von einer dermaßen außerordentlichen Plastizität, daß sie sich für immer dem Gedächtnis einprägen. Wer kann die kleine zehnjährige Warja vergessen, die in dem Kinde, das sie die Nächte hindurch einschläfern muß, den Tyrannen erblickt, so daß sie schließlich das kleine unschuldige Opfer erstickt.

IV.

Die ganze Welt, die sich in den künstlerischen Werken Tschechoffs offenbart, schreit nach Verbesserung und Umgestaltung und geht keineswegs auf die Überwindung und Verneinung des Materiellen durch das Psychische aus. Immerhin scheint dieses Problem Tschechoff beschäftigt zu haben, denn es kommt noch in einer Erzählung »In der Verbannung« zur Sprache. Tolkowai, ein nach Sibirien Verbannter, predigt einen naiven Stoizismus, der sich darauf richtet, die Entbehrungen des Lebens nicht als Entbehrungen zu empfinden, sondern sie so zu betrachten, als wären sie das Resultat eines freien Verzichtes auf das weltliche Glück.

»Der Böse quälte mich wohl und erinnerte mich an meine Frau, die Heimat und die Freiheit, aber ich trotzte ihm: ich will nichts, ich brauche nichts. Ich begnügte mich mit dem Meinen, und wie du siehst, lebe ich jetzt zufrieden und ohne zu klagen.«

Es folgt darauf die Geschichte eines anderen Verbannten, die Tolkowai als Gegenstück zu seiner Lebensauffassung erzählt. Diese Lebensphilosophie erkannte der andere nicht an, er suchte auch in Sibirien nach weltlichen Gütern, nach Familienglück und Befriedigung der Vaterliebe. Allein die schrecklichen Verhältnisse zerstörten alles, woran er seelisch gebunden war, und schlugen seinem Herzen noch viel größere Wunden.

Der junge Tatar, dem der alte Tolkowai tröstend seine Anschauungen auseinandersetzte und von den Lebensschicksalen des geprüften Mannes berichtete, hörte aufmerksam zu und antwortete: »Es ist gut, es ist gut.« — »Was ist gut?« fragte Tolkowai. — »Das mit der Frau und der Tochter;

mag er jetzt gefoltert werden und Schmerz empfinden, dafür hat er doch seine Frau und Tochter gesehen. Du sagst, man brauche nichts? Aber nichts ist zu wenig. Seine Frau hat doch wenigstens drei Jahre bei ihm gelebt — das war ein Geschenk Gottes. Das Nichts ist schlecht, aber drei Jahre — das ist gut. Wie kannst du denn das nicht verstehen?«

Die Motivierung der Abhängigkeit des Glückes von äußeren weltlichen Gütern ist hier stärker und anschaulicher wiedergegeben als die der Überwindung und der Aussöhnung mit den gegebenen Zuständen. Begreiflich ist es, daß in einem Lande wie Rußland, wo der Befreiungsprozeß so viele unzählbare Opfer kostet, eine passive Lebensphilosophie entstehen konnte. Jedoch würde man sich einen ganz falschen Begriff von Rußland und von Tschechoffs Gestalten machen, wenn man dächte, jene Erscheinungen, die diese Menschen trübselig machen und bei ihnen Verzweiflung hervorrufen, seien in anderen Ländern Westeuropas völlig überwunden. So können manche von ihnen sich zum Beispiel mit der Existenz der öffentlichen Häuser nicht abfinden. Die Verkäuflichkeit des menschlichen Leibes, aber noch mehr die Tatsache, daß es Menschen gibt, die von dieser Gebrauch machen, verursacht ihnen großes seelisches Leid. Mancher, der sich an die gewöhnlichen Übel der modernen Gesellschaft gewöhnt hat und sie fast nicht mehr merkt, wird in diesem Leiden eine gewisse Naivität erblicken. Bei der Lektüre von Tschechoffs Erzählung aber wird er anders urteilen müssen. Denn die außerordentliche Plastik in der Formung der Gestalten, die Gabe, die Wahrheit anschaulich zu machen und den Leser in die Bahn seiner Empfindungen zu zwingen, wie Tschechoffs eigene Weichheit und Verträumtheit verfehlen ihre Wirkung nicht.

Die Macht über den Leser hat Tschechoff mit dem großen Zauberer Tolstoi gemein. Wie es diesem in seinen Kunstwerken stets gelungen ist, zu beweisen, was er in seinen philosophischen Schriften selten oder nie tun konnte, so wirkt auch Tschechoff als Künstler außerordentlich stark, freilich ohne an Tolstois Größe heranzureichen. Eine große Wirkung geht sogar von seinen Dramen aus, obschon sie künstlerisch auf einem viel niedrigeren Niveau stehen als seine Erzählungen und im technischen Sinn ebenfalls viel zu wünschen übrig lassen. Außerdem teilt er überhaupt die Fehler der modernen Dramatiker, in deren Schaffen zu wenig auf die Handlung und zu viel auf die Stimmungen Rücksicht genommen wird. Sein Bühnenstück »Die drei Schwestern« war der Gegenstand langer Auseinandersetzungen und Diskussionen. Manchem erschien der Stoff des Werkes nicht nur uninteressant, sondern sogar unklar und ungenügend begründet. In Wirklichkeit scheint die Sache viel einfacher zu sein, als man es sich vorstellt.

Als ein wahrhaft großer Künstler ging Tschechoff den Einseitigkeiten der literarischen Richtungen aus dem Wege, indes entfaltete sich in seiner Dichterart etwas von einem impressionistischen Naturalismus. »Die drei Schwestern« äußern die Eigenart dieser Kunstrichtung mehr als alle anderen Schöpfungen Tschechoffs. Er gibt hier ein Bild des russischen Lebens in der Provinz und zeigt, daß auch in den abgelegenen Orten eine Sehnsucht nach etwas Höherem und Schönerem existiert, daß aber die Passivität noch stärker ist als in den belebteren Städten Rußlands. Interessant ist dieses Werk auch, insofern in ihm die Arbeit als Retterin aus den tragischen Konflikten erscheint. Die den Tschechoffschen Dramen und den

größeren Erzählungen eigene Stimmung, die unfaßbare und qualvolle Sehnsucht, ist in den »Drei Schwestern« zwar in einem großen Maße vorhanden, allein diese erscheint eher als der Ausdruck der Zersetzung der alten Lebensweise des russischen Adels denn als die Äußerung einer pessimistischen Weltanschauung. Die Schwestern wie die anderen positiven Charaktere dieses Bühnenwerkes sind bereit, dem Rufe der Zeit zu folgen und ihr Leben umzugestalten, jedoch mangelt ihnen die Lebenskraft, die eine derartige Umgestaltung von ihnen fordert. Ihr neues Streben nimmt daher einerseits unbestimmte Formen an, andererseits sind sie sich bewußt, daß ihre Rettung in der Arbeit liegt.

Noch eine tiefere Melancholie entfaltet sich in zwei anderen Dramen der letzten Periode von Tschechoffs Schaffen: in »Onkel Wanja« wie in dem »Kirschenhain«. Die tragische Stimmung, in die die Helden geraten, entspringt hier wie bei Tschechoff überall aus dem realen Leben. In völligem Gegensatz zu Tolstoi wird im »Onkel Wanja« an der Selbstaufopferung scharfe Kritik geübt. Allen diesen Dramen ist gemeinsam die Rettung der positiven Helden durch die Arbeit. Wenn in den achtziger Jahren Tschechoffs Helden wie vor einer Sphinx vor der Frage standen: was tun, um sich von der unheilvollen Sehnsucht und dem Gedanken von der Wertlosigkeit alles Daseins zu befreien, so wird jetzt in der Arbeit das alleinige Heil erblickt.

Diese Anschauung scheint Tschechoff mit seinen Helden zu teilen. Man darf wohl behaupten, daß Tschechoff das Heil des russischen Reiches in der Entwicklung der Technik und der Volksaufklärung sah. Diese Anschauung begründet er in seinen letzten Werken; man erhält darüber volle Klarheit aus einem Briefe Tschechoffs. Hier heißt es:

»Die Vernunft und die Gerechtigkeit belehren mich, daß in der Elektrizität und dem Dampf mehr Menschenliebe enthalten ist als in der Unschuld und der Enthaltung vom Fleischgenuß.«

Augenscheinlich bekämpft hier Tschechoff Tolstois Weltanschauung und ihre Abneigung gegen die kulturelle Entwicklung. Er selbst erwartete von der Kultur viel für die ganze Menschheit wie für sein Vaterland.

Leider war es ihm nicht vergönnt, die revolutionären Tage Rußlands zu erleben, er erlag einem psychischen Leiden im vierundvierzigsten Lebensjahr, 1904. Aber dem empfindungsreichen Dichter und großen Denker war der Befreiungsprozeß Rußlands kein Geheimnis geblieben. Einem Freunde gegenüber machte er mit Freude die Äußerung, daß kaum zehn Jahre vergehen würden, bis Rußland ein konstitutioneller Staat sei. Mit der jetzigen Verfassung wäre Tschechoff sicher unzufrieden gewesen, denn die Befreiung Rußlands war der letzte Traum des großen Schriftstellers. Unter diesen Hoffnungen veränderte sich auch seine Muse in mancher Beziehung. Der Weltschmerz trat etwas in den Hintergrund, und der Glaube an eine bessere Zukunft wurde manchem seiner Helden zum Leitstern. Der melancholische Ton seiner Dichtung, der in einer tragischen Epoche entstand, ruhte allerdings so tief in seiner Seele, daß der neue Glaube ihn nicht ausmerzen konnte. Aber Tschechoff hatte sein letztes Wort in der Kunst noch nicht gesprochen. Sein Talent war noch von einer seltenen Frische, als er vom Tode weggerafft wurde. Nicht wenig trugen zu seinem frühen Sterben die traurigen Zustände seines Vaterlandes bei.

Literarische Rundschau.

Emilie Altenloh, **Zur Soziologie des Kino.** Die Kinounternehmung und die sozialen Schichten ihrer Besucher. (Schriften zur Soziologie der Kultur, herausgegeben von Alfred Weber. 3. Band.) Jena 1914, Verlag Diederichs.

Die Verfasserin dieses ersten Versuches, den Kino als gesellschaftliche Erscheinung im ganzen Umfang zu erfassen, erklärt in der Einleitung, es sei bei dem Kampfe, der um den Kino tobt, und der noch nicht abgeschlossenen technischen Entwicklung heute nur möglich, »ein Abbild der Lage zu geben und die prinzipielle Beurteilung einer späteren Zeit zu überlassen«. Nun liegt die Sache freilich so, daß die prinzipielle Beurteilung von Erscheinungen des kapitalistischen Zeitalters nicht so sehr vom Stadium ihrer Entwicklung als vom Standpunkt zum Kapitalismus überhaupt abhängt. Durch die leidenschaftslose, kluge und gut disponierte Feststellung der tatsächlichen Verhältnisse aber ist dies Buch ein beachtenswerter Beitrag zum Kinoproblem und darüber hinaus zur Soziologie unserer Zeit.

Im ersten Teile wird ein gut orientierender Überblick über die Produktion auf dem Gebiet der Kinematographie gegeben. Es wird die Entwicklung der Technik, die Erweiterung des Stoffgebiets und der Anteil der einzelnen Länder an der Produktion gezeigt, wobei die Rückständigkeit Deutschlands auffällt, das zum Beispiel in den Monaten August bis September 1912 nur 12 Prozent seines Bedarfes an Dramen, 3 Prozent an Humoresken und Naturaufnahmen durch Selbstproduktion deckte. Die Bedeutung des Sensationsdramas für den Siegeslauf des Films tritt stark hervor.

Ein zweites, sehr instruktives Kapitel ist der wirtschaftlichen Organisation gewidmet. Es zeigt den Weg des Films vom Wanderkino zum stehenden Riesentheater — Gaumonts Theaterpalast auf dem Montmartre faßt 6000 Personen —, das kolossale Wachstum des investierten Kapitals und in Verbindung damit die Tendenz zur finanziellen und organisatorischen Konzentration und zu Trustbildungen, die auch in Deutschland sich gezeigt hat, endlich die Kämpfe zwischen Filmfabrikanten, -theatern und -verleihern, wobei die letzteren immer mehr ausgeschaltet werden.

Ein dritter Abschnitt führt das Produkt vor, zeigt das Überwiegen von »Dramen« und Humoresken, die sechs Siebtel des Normalprogrammes bilden, gegenüber den Naturaufnahmen, welche von den Fabrikanten als »Luxus« gewertet werden. Hier möchten wir ermutigend bemerken, daß die Naturaufnahmen wohl im Verhältnis zur Masse alles Produzierten verschwinden, ihre absolute Zahl aber heute schon sehr hoch ist und dies Material nur der Verwertung harrt. Es ist ein Jammer, daß die getreue Registrierung, die zum Beispiel ein Oberlehrer Dr. Reicke fortgesetzt über wertvolle geographische Films im Haackschen Geographischen Anzeiger gibt, für den erdkundlichen Unterricht nicht ausgenützt wird.

Weiterhin wird dann das Zustandekommen einer Filmaufnahme und die Rolle des »Dichters«, Regisseurs und Schauspielers im Produktionsprozeß beleuchtet und unter anderem darauf hingewiesen, daß die Filmproduktion sich in den Großstädten deshalb konzentriert, weil nur sie gleichzeitig die hochqualifizierte Arbeit des Künstlers und das fluktuierende Element des beschäftigungslosen Schauspielerproletariats bieten.

Der zweite Teil behandelt das Publikum. Hier fußt die Darstellung auf einer Enquete in Mannheim, die sowohl die schulpflichtige Jugend als auch sämtliche Berufsschichten der Erwachsenen — es scheint, mit Ausnahme der Beamten — umfaßt. Es ist hier zum erstenmal der Versuch einer Psychologie des Kinopublikums auf statistischer Grundlage gemacht. Leider gibt die Verfasserin nicht genauer die zahlenmäßige Verteilung ihres Materials an, das für die bürgerlichen Schichten sehr dürftig und nur für die Schulpflichtigen vollständiger scheint. Sie erklärt auch selbst, ihr Material nicht als Grundlage, sondern nur als »Weiterung der im ganzen

gewonnenen Eindrücke« verwandt zu haben; damit aber mischt sich leider ein stark subjektives, unkontrollierbares Moment ein.

Doch auch so ergeben sich wertvolle Resultate, aus denen wir folgendes hervorheben möchten: Für die Kinder, die ungelernten jugendlichen Arbeiter und die Mehrzahl der Frauen scheint der Film ein psychisches Erlebnis zu bedeuten, ein Surrogat für die Enge ihres wirklichen Lebens; dagegen wird von den Erwachsenen, Arbeitern wie Bürgerlichen, der Kino mehr als Gegengewicht gegen die abspannende sonstige Tätigkeit aufgesucht. Ein ursächlicher Zusammenhang scheint zwischen dem häufigen Kinobesuch und der niedrigen Geschmacksrichtung einerseits und der sozialen Lage der Eltern und dem Mangel an Beaufsichtigung andererseits zu bestehen, was sich die Ästheten unter den Kinoreformern zu Gemüte führen sollten. Ein sehr wichtiger Wink und eine Ermunterung für unsere Bildungsarbeit liegt auch in der Feststellung, daß die suggestive Macht des Kinos nachläßt, wo lebhafte musikalische, wissenschaftliche und vor allem auch parteipolitische Interessen das Individuum beherrschen. In dieser Hinsicht ist es erfreulich, zu hören, daß der organisierte Gewerkschafter durchschnittlich mit den Jahren mehr und mehr vom Kino abrückt und sein Geschmack differenzierter und verfeinerter wird.

Die Verfasserin sieht mit Recht im Kino einen der modernen Lebensweise angepaßten Ersatz für die Jahrmärkte und Schaubuden früherer Zeit. Die großkapitalistische Produktionsweise, die den technischen Apparat schuf, schuf auch die psychologische Voraussetzung im Publikum: den Durst nach zugleich nervenreizender und doch keine geistige Konzentration verlangender Unterhaltung als Gegengewicht gegen die Einspannung in einen die Arbeit mechanisierenden und die Kraft bis aufs äußerste ausnutzenden Produktionsprozeß. Wir folgern daraus: Die Umgestaltung dieser Produktionsverhältnisse faßt das Übel des Schundfilms an der Wurzel, weil es ihm den Resonanzboden entzieht; und wenn wir den sozialistischen Gedanken dem Proletarier als Ideenzentrum geben, ziehen wir ihn damit vom Schundfilm ab, der seinen Raubzug auf die Pfennige der Besitzlosen in einer Zeit unternimmt, da die proletarische Bewegung als Lebenselement noch nicht breit und tief genug gedrungen ist. Hand in Hand damit muß die positive Verwendung des Kinos im Sinne unserer Bewegung gehen; dazu gehörte etwa die Schaffung eines Katalogs künstlerisch wertvoller und belehrender Films, die Anlage einer eigenen Verleihzentrale, die direkte Beeinflussung der Filmproduktion, wotüber ich in Nr. 18, Band 1 dieses Jahrgangs einiges gesagt habe. Nur dies »Prinzip« bewahrt uns vor der augenscheinlichen Resignation der Verfasserin gegenüber dem Kino als einer sozial notwendigen Erscheinung; daß die besprochene Schrift dies indirekt lehrt, ist nicht ihr geringstes Verdienst. Fritz Elsner.

Christian Staun, **Lehrjahre in der Gosse.** Aus dem Dänischen von Julia Koppel. Berlin, Verlag S. Fischer.

Wie eine Muschel, die die längst vorübergerauschte Hochflut des Naturalismus am Strande zurückgelassen hat, mutet dieser Roman eines dänischen Dichters an und zugleich wie eine Probe aufs Exempel der Milieutheorie. Denn mit einer unheimlichen, herzbeklemmenden Wirklichkeitstreue und Folgerichtigkeit wird hier dargestellt, wie ein geistig und körperlich geradgewachsenes Proletarierkind, aufwachsend in dem Fuselduft und Lasterbrodem einer großstädtischen Mietskaserne, nach und nach dem Einfluß seiner Umgebung erliegt und wie die anderen alle wird: früh verderbt, gemein, ein Spielball übler Leidenschaften und deshalb Futter für Gefängnis und Zuchthaus. Aber nicht weil seine Pinselführung grau in grau ist, hinterläßt das Buch einen unausgeglichenen Eindruck, sondern weil es von einer ganzen großen Welt nur einen kleinen und zwar den traurigsten Ausschnitt enthält: Staun gibt letzten Endes statt des Proletariats nur das Lumpenproletariat, denn in die dunklen Hinterhöfe, in denen seine Gestalten umherwimmeln, fällt auch nicht der schwächste Schein sozialistischen Lichtes, und seine Menschen kennen nicht

die Revolte, sondern nur die Resignation, sie werden keine Empörer, sondern Lumpen, und der schrille Schrei eines an sich selbst verzweifelnden Nihilismus ist der trostlose Ausklang.

Immerhin wird, weil ein Dichter es geschrieben hat, Stauns Buch ein erschütterndes Zeugnis für jenes Großstadtproletariat bleiben, zu dessen stumpfen Hirnen der Sozialismus noch nicht vorgedrungen ist, und gerade der erwachte sozialistische Arbeiter wird es nach mehr als einer Richtung hin mit Nutzen lesen.

Hermann Wendel.

Zeitschriftenschau.

Im Juniheft des »Kampf« erörtert Friedrich Austerlitz in einem Artikel **»Das Buch vom Kaizl«** die Frage, ob in einem Nationalitätenstaat wie Österreich die Nationalisierung der Beamtenschaft zu verhindern ist oder nicht, ausgehend von den kürzlich veröffentlichten Briefen und Tagebuchaufzeichnungen des verstorbenen tschechischen Politikers und einstigen Finanzministers Joseph Kaizl, die enthüllten, wie dieser Minister im Dienste der jungtschechischen Partei die österreichische Verwaltung zu tschechisieren bemüht war. Austerlitz zeigt, daß die Nationalisierung der Beamten eine notwendige Folge der ökonomischen Entwicklung und des inneren und äußeren Wachstums der Nationen ist. Weiters bespricht er die Stellung der Tschechen im österreichischen Staate und charakterisiert die Politik des tschechischen Nationalismus, die heute auch zur Politik aller anderen Nationalisten geworden ist.

Eduard Vaillant schreibt über **»Die Wahlen in Frankreich«** und zeigt die Ursachen des großen Erfolges, den die Partei errungen hat.

Einen **»Blick ins Innere der Wiener Arbeiterbewegung«** läßt uns Robert Danneberg tun. Der Vorstand der Wiener politischen Organisation hat mit dem 30. Juni 1913 als Stichtag eine statistische Erhebung vorgenommen, durch die die Staatsangehörigkeit, das Alter, die Klasse, die Zugehörigkeit zur Gewerkschaft und zur Genossenschaft aller Parteimitglieder festgestellt werden sollte. Die Befragung der Parteimitglieder geschah durch die Bezirksorganisationen. Das Verhältnis der verarbeiteten Fragebogen zur Zahl der Parteimitglieder ist in den einzelnen Bezirken sehr verschieden, das Ergebnis der Statistik daher sehr ungleichmäßig.

Für ganz Wien sind immerhin bei einer Zahl von 43 119 männlichen Parteimitgliedern für 27 355 (63,46 Prozent) Antworten über Zuständigkeit und Alter, 29 015 (67,29 Prozent) über Klasse sowie Zugehörigkeit zur Gewerkschaft und Genossenschaft eingelangt. Trotz der sicherlich unterlaufenen Fehler und Irrtümer läßt diese Statistik doch ziemlich genaue Schlüsse darauf zu, wie sich die gesamte Wiener männliche Parteimitgliedschaft gliedert. Fünf ausführliche Tabellen bringen das Resultat der Statistik zur Anschauung. Von den befragten Mitgliedern waren im Alter bis 24 Jahre 7,6 Prozent, 25 bis 30 Jahre 17,4 Prozent, 31 bis 40 Jahre 35,4 Prozent, 41 bis 50 Jahre 23,9 Prozent, 51 bis 60 Jahre 10,6 Prozent, über 60 Jahre 3,5 Prozent, unbekannten Alters 1,6 Prozent.

Mehr als ein Drittel der Genossen steht im Alter von 31 bis 40 Jahren, ein Viertel zählt weniger als 30 Jahre. Sie sind vermutlich zum größten Teil erst in der Zeit der Wahlrechtskämpfe von 1905 zu uns gekommen. Die Tatsache, daß die Masse der Parteimitglieder erst vor kurzer Zeit in unser Lager gekommen, macht es doppelt notwendig, sie mit allem Rüstzeug des proletarischen Kämpfers zu versehen.

Nach der Klassenzugehörigkeit gliedern sich die Befragten in folgender Weise: Arbeiter 88,1 Prozent, Beamte und Angestellte 5,3 Prozent, Kaufleute und Gewerbetreibende 4,7 Prozent, Intellektuelle 0,6 Prozent, Diverse 0,4 Prozent, unbekannt 0,9 Prozent. Gewerkschaftlich organisiert sind 77,5 Prozent. Bürgerliche spielen in der Partei in keinem Bezirk eine nennenswerte Rolle. Die Tabelle

zeigt ferner, daß nicht alle Arbeiter, die der Partei angehören, gewerkschaftlich organisiert sind.

Die Tabelle über die Zugehörigkeit zur Genossenschaft zeigt, daß fast die Hälfte der Parteimitglieder genossenschaftlich organisiert ist. Dagegen sind nur 21,9 Prozent aller Mitglieder der Wiener Arbeiterkonsumvereine in der politischen Organisation. Von den männlichen Mitgliedern der Gewerkschaften gehört ein Viertel der politischen Organisation an, das Verhältnis ist bei den einzelnen Gewerkschaften sehr verschieden.

Danneberg kommt zu dem Ergebnis, daß in Wien rund 20 000 Arbeiter sowohl politisch als gewerkschaftlich und genossenschaftlich organisiert sind. Die gesamte Zahl der von irgendeinem Zweig der Arbeiterbewegung erfaßten Arbeiter und Angehörigen anderer Klassen dürfte rund 200 000 betragen.

Diese statistischen Ergebnisse zeigen, daß die Agitationsmethode der politischen und genossenschaftlichen Organisation einer Änderung oder mindestens Ergänzung bedarf. An Stelle der mühsamen Agitation von Tür zu Tür könnte die planmäßige Werbearbeit unter den Mitgliedern eines Zweiges der Arbeiterbewegung für die beiden anderen treten und große Erfolge aufweisen.

In einem Artikel **»Eine Soziologie des Rechts«** bespricht Friedrich Hahn eingehend das Buch von Eugen Ehrlich »Grundlegung der Soziologie des Rechts« (München und Leipzig 1913), in welchem sich Ehrlich zur Aufgabe setzt, den »Schwerpunkt der Rechtsentwicklung weder in der Gesetzgebung noch in der Jurisprudenz oder in der Rechtsprechung, sondern in der Gesellschaft selbst« zu suchen, das »lebende Recht« zu erforschen.

Hahn zeigt, daß Ehrlich in seinem Buch eine reichhaltige und vielfach ungemein interessante Materialsammlung bietet, aber daraus keine soziologischen Gesetze zu abstrahieren vermag. Daran hindert ihn sein trotz des reichen historischen Materials vollständig unhistorisches Verfahren. Er arbeitet mit Begriffen, die für alle Zeiten und Rechtsordnungen gelten sollen und daher ungeheuer weit und verschwommen sind, statt die historischen Gesetze jeder besonderen Gesellschaftsperiode zu suchen. Nur die historische Betrachtungsweise des Marxismus — dafür ist Ehrlichs Buch ein Beweis — kann in die reiche Mannigfaltigkeit der sozialen Phänomene Ordnung bringen. Denn Marxismus und Soziologie sind eins.

E. Varga polemisiert in einem Artikel **»Wanderungen der Arbeiter und des Kapitals«** gegen den im Aprilheft des »Kampf« erschienenen Artikel Otto Bauers über Bevölkerungsvermehrung und soziale Entwicklung, in welchem Bauer die Auswanderung der Arbeiter als eine Folge der Unterakkumulation des Kapitals, die Auswanderung des Kapitals als Folge der Überakkumulation des Kapitals erklärt. Gegen die erste Behauptung wendet Varga ein, daß die Mehrheit der Auswanderer nicht industrielle Arbeiter sind, die nur Arbeit finden, wenn Kapital zu ihrer Beschäftigung angehäuft ist, sondern landhungrige Landarbeiter und Kleinbauern. Ohne das Verhältnis zwischen Akkumulation des Kapitals und Bevölkerungszunahme zu ändern, könnte Veränderung in der Grundbesitzverteilung und intensiver Unterricht der landwirtschaftlichen Bevölkerung, der sie belehren würde, mehr Arbeit auf die Bebauung ihrer Felder zu verwenden, die Auswanderung aus Rußland und Ungarn zum Stillstand bringen, wie das Beispiel Dänemarks zeigt. Ferner gibt es auf dem Weltmarkt genügend freies Kapital, dessen Einwanderung in kapitalsarme Länder nicht gehindert wird. Für ganz unrichtig erklärt Varga, daß das Zurückbleiben des Bevölkerungszuwachses hinter den Bedürfnissen des Kapitals die Auswanderung des Kapitals verursacht. Wollten zum Beispiel die französischen Kapitalisten ihr neuakkumuliertes Kapital im Lande selbst produktiv anlegen, so stände dem der Arbeitermangel nicht im geringsten im Wege, denn von den Millionen Arbeitsuchenden, die jährlich nach Amerika gehen, würde ein Teil in Frankreich haltmachen. Statt dessen sehen wir aber, daß französisches Kapital nach Amerika wandert und dort osteuropäische Arbeiter ausbeutet. Für die Wanderungen des Kapitals ist eben vor allem der

günstige oder ungünstige Standort der Industrien in den verschiedenen Ländern maßgebend. Eine Industrie siedelt sich immer dort an, wo die Gesamtheit der Produktionskosten und Transportkosten bis zum Konsumort am geringsten ist. Die verschiedenen Länder sind nun von der Natur in bezug auf natürliche Standortvorzüge sehr verschieden bedacht. Frankreich hat mit Ausnahme des Nordostens keine Kohle, dadurch wird die Eisenindustrie wie alle Industriezweige, die viel Brennstoff brauchen, konkurrenzunfähig. Auch fehlen Frankreich Wasserkräfte und natürliche billige Wasserstraßen. Diese Verhältnisse treiben das französische Kapital zur Auswanderung. Die glänzende wirtschaftliche Entwicklung Deutschlands ist nicht der raschen natürlichen Volksvermehrung, sondern den großen Standortsvorteilen zuzuschreiben. Wäre die Bevölkerungsvermehrung geringer gewesen, so hätte sich ein größerer Teil der osteuropäischen Auswanderung nach Deutschland statt nach Amerika gewendet. Der große Reichtum Amerikas an Rohstoffen, die dadurch hervorgerufene Möglichkeit hoher Löhne und hoher Profite erklärt die gleichzeitige Auswanderung von Kapital und Arbeitskräften nach diesem Erdteil. Ein größeres Interesse an der wichtigen Frage der industriellen Standorte würde für die Fortbildung der sozialistischen Volkswirtschaftslehre von großem Nutzen sein.

In seiner Erwiderung unter dem Titel »**Kapitalsvermehrung und Bevölkerungswachstum**« weist Otto Bauer darauf hin, daß die Landwirtschaft, wenn die Bevölkerung auf dem Lande wächst, bei jeder Grundbesitzverteilung Menschenmassen freisetzt. Wächst die Industrie eines Landes so schnell, daß sie diese von der Landwirtschaft freigesetzten Menschenmassen aufnehmen kann, dann tritt nicht Auswanderung, sondern Binnenwanderung vom Dorf in die Stadt ein. Die hierzu nötige Kapitalsvermehrung kann natürlich auch durch Heranziehung von Kapital aus dem Ausland ermöglicht werden. Wo aber der Industrie eines Landes nicht genug Kapital zuwächst — gleichgültig ob es im Lande selbst oder in anderen Ländern gewonnen ist —, dort ist die Auswanderung unvermeidlich.

Es ist selbstverständlich, daß ein Abfluß von Kapital ins Ausland nicht notwendig wäre, wenn die Kapitalisten fremde Arbeiter ins Land zögen. Aber die Überakkumulation in einem Lande zieht durchaus noch nicht Einwanderer ins Land, solange andere Länder, vor allem Siedlungskolonien (Amerika!) den Einwanderern günstigere Aussichten bieten. Die Theorie der »Standorte« vermag teilweise zu erklären, warum sich das Kapital und die Arbeiter nicht den Ländern zuwenden, die der Ausgleichung des Mißverhältnisses zwischen Bevölkerungswachstum und Akkumulation bedürfen, sondern anderen Ländern. Sie ändert aber nichts an der Tatsache, daß die industrielle Entwicklung jedes Landes bedingt bleibt dadurch, daß das Kapital im Lande die erforderlichen Arbeitskräfte findet, daß in einem Lande, das nicht außerordentlich große Anziehungskraft auf fremde Arbeitskräfte auszuüben vermag — wie sie nur Kolonialländer ausüben —, die wirtschaftliche Entwicklung verlangsamt wird, wenn die Geburtenüberschüsse sinken.

Julius Schmiedek zeigt in einem Artikel »**Reform des Seerechts**«, welch veraltete und zum Teil ungeheuerliche Bestimmungen, die noch aus der Zeit Maria Theresias stammen, noch heute für die österreichischen Seeleute Geltung haben.

So sind Mannschaft und Offiziere dem Kapitän zu »Ehrfurcht, Folgsamkeit, Unterwürfigkeit und Ergebenheit« verpflichtet. Durch Strafen können sie gezwungen werden, ihre religiösen Pflichten auszuüben, ebenso werden Strafen für die Unterlassung der Denunziation von Kollegen angedroht. Noch immer sind Prügelstrafen und Anbinden rechtmäßige Strafmittel. Im Jahre 1885 wurde eine Reform des Seerechts angekündigt, außer einigen Verordnungen über Sicherheits- und Schutzbestimmungen für die Seeleute, die von den Reedern nicht eingehalten werden, ist bis heute noch nichts geschehen. a. s.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 16 Ausgegeben am 17. Juli 1914 32. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Bismarckblock und Bismarckhering.

Berlin, 11. Juli 1914.

hw. Schon rüsten sich die dreimal geeichten Reichspatrioten, um im nächsten Frühjahr, just am Schalksnarrentag, den hundertsten Geburtstag des Mannes zu begehen, der mit Kürassierstiefeln und langer Pfeife noch heute der Abgott jedes schwarzweißroten Stammtischphilisters ist, und nicht ganz zu Unrecht, denn die Einheit Deutschlands, die Anno 1848 lendenlahm und kurzatmig das Spießbürgertum durch eine Revolution von unten nicht erreichte, hat er durch eine frisch-fromm-fröhliche Revolution von oben zuwege gebracht. Nun ist es für die freiwilligen und lächelnden Zaungäste ein ergötzliches Schauspiel, zu sehen, wie sich die Festgäste ihre Bierseidel an die Schädel feuern, noch ehe die Feier begonnen hat, denn während die echtpreußischen Leute ihren Bismarck und ihren ersten April als Monopol für sich in Anspruch nehmen, reklamieren auch die fortschrittlichen Mannesseelen, die der große Junker immer verächtlich als Hunde behandelt hat, das unveräußerliche Menschenrecht, die ersten Kinderwindeln des »Säkularmenschen« als Fahne hissen zu dürfen. Aber zur hundertsten Wiederkehr dieses Geburtstags soll es bei Bierreden, Kriegervereinsaufzügen und Scheiterhaufen nicht sein Bewenden haben, sondern ein ausgeruhter Kopf ist auf den gescheiten Gedanken verfallen, den glorreichen Tag schon im voraus durch den Zusammenschluß aller bürgerlichen Parteien gegen die Sozialdemokratie zu feiern. Dieser geplante Bismarckblock erinnert allerdings ein wenig an den Bismarckhering, den altpreußischer Geschäftssinn ehedem auf den Markt brachte, denn wenn dieser ob seiner Schärfe ein Hausmittel gegen bösen Katzenjammer darstellte, so ist auch jener nichts anderes als ein primitives Mittelchen gegen politischen Katzenjammer. Als nämlich der bezaubernde Gastgeber Bülow nach den Wahlen von 1907 die Blockparteien zu festlichem Bankett nebeneinander setzte, übernahmen sie sich samt und sonders, aber als sie sich verlaufen hatten und es Tag wurde, wehe!, da erwachten sie aus ihrem Rausche und erblickten die Sozialdemokratie als stärkste Partei des Reichstags mit 110, ja mit 111 Mandaten. Da sitzen sie nun, das Zentrum mit eingerechnet, und stöhnen, weil es ihnen an den Wurzeln der Haare zwickt und beißt und reißt, und schreien, da ihnen ein leibhaftiger Bismarck nicht beschert werden kann, nach einem Bismarckhering, nach einem Bismarckblock!

Ja, es läßt sich nicht leugnen: Sammlung der »staatserhaltenden« Parteien wider den »Umsturz« ist wieder einmal die Forderung des Tages.

Wenn der Junker Heydebrand redet, wenn Oktavio v. Zedlitz schreibt, wenn Matthias Erzbergers Geistlosigkeit sich in Druckerschwärze materialisiert, ist Sammlung gegen die Sozialdemokratie das A und O ihrer Ausführungen, und gerissene Jungen, die sie sind, verstehen sie die Gelegenheit beim Schopfe zu nehmen. Von manchem Standpunkt aus wird sich manches dagegen einwenden lassen, daß die sozialdemokratische Reichstagsfraktion mit überliefertem Brauche brach und beim Kaiserhoch sitzen blieb, aber auf jeden Fall war es eine Handlung, die ehrliche Gegner bei einer republikanischen Partei nicht überraschen durfte. Es war ja an sich gar keine Demonstration mit dem Sitzfleisch, wie man geschmackvoll vermerkt hat, sondern lediglich die Nichtbeteiligung an einer Demonstration mit den Stimmbändern, die sich die anderen Parteien leisteten. Zehn gegen eins läßt sich nun wetten: bei anderer Lagerung der politischen Verhältnisse hätten zwar ein paar Hähne auf dem reaktionären Mist ob des Verhaltens der sozialdemokratischen Fraktion gekräht, doch am anderen Tage schon wäre Ruhe auf dem Hühnerhof gewesen. So aber gellt schon seit Wochen und Wochen das Geheul der Vaterlandsretter von Beruf durch die Gassen, daß die antimonarchische Frechheit der Arbeiterpartei ihren Gipfel erreicht habe, und daß man jetzt mit eiserner Faust zupacken müsse. Warum? Weil wir Republikaner sind? Das haben wir fünfzig Jahre lang bekundet. Weil wir Wilhelm II. nicht lieben? Daraus haben wir nie ein Hehl gemacht. Nein, nicht weil die Sozialdemokratie sonderlich aus dem Rahmen ihrer gewohnten Politik herausgefallen ist, tobt das Geschrei, sondern die Hetze ist da, weil man die Hetze braucht, und wäre die Geschichte mit dem Kaiserhoch nicht gekommen, so hätte sie an ein anderes Ereignis angeknüpft. So ist es auch mit dem Berliner Massenstreikbeschluß. Daß die Sozialdemokratie im Kampfe um ein freies Wahlrecht in Preußen den Massenstreik als ultima ratio, als die letzte Waffe wertet, ist auch dem geistig schwerfälligsten Leser der »Deutschen Tageszeitung« kein Geheimnis mehr. Daß weder die Aufforderung zum noch die Teilnahme am Massenstreik den bestehenden Gesetzen widerspricht, weiß der letzte Gerichtsschreiber des entlegensten preußischen Amtsgerichtes. Darum hat der Beschluß der Berliner Generalversammlung, auf einen Kampffonds zu Massenstreikzwecken hinzuarbeiten, weder etwas Verblüffendes noch etwas Gesetzwidriges an sich. Aber man braucht die Hetze und hetzt deshalb auch hier. Die Staatssicherheit ist bedroht! Die Gesetze werden durchlöchert! Und wie eilfertig der Staatsanwalt grobes Geschütz auffährt, heischen die Verächter und Feinde der arbeitenden Massen Ausnahmebestimmungen, um dem Versuch eines politischen Massenstreiks einen eisernen Riegel vorzuschieben. Es ist das alte Rezept, das in den Tagen des Schandgesetzes ein konservativer Abgeordneter in einem köstlichen Briefe verriet: man will wieder einmal den roten Lappen so lange schwenken, bis er dem Spießbürger als der Feuerschein brennender Städte erscheint. Dann Parlamentsauflösung unter »patriotischer« Wahlparole, Aufmarsch der bürgerlichen Parteien in geschlossener Front, Zerschmetterung der Sozialdemokratie und ein Reichstag, dem Herr v. Bethmann Holl-

weg umflorten Blickes und mit bewegter Stimme zuruft: Das ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe!

Aber, liebwerte Freunde auf der Rechten, wir wollen einmal nicht von Kaiserhoch und Massenstreik reden, sondern von Zolltarifen und Handelsverträgen! Denn da, ihr Spiegelberge, liegt der Hund begraben. Wer sich auskennt in dem robusten Seelenleben der ostelbischen Herrenrasse, der weiß: wenn sich diese Sippe unter außergewöhnlich lautem Spektakel über die Untaten der Demokratie die Ärmel aufkrempelt, um sich schützend vor den Monarchen zu werfen oder den gefährdeten Staat zu decken, dann allemal hat sie einen Riß im Geldbeutel oder geht auf Beutelschneiderei aus. Seit Wochen schon plänkelt die agrarische Presse munter gegen wissenschaftliche Feststellungen, die mit unabweislichen Zahlen die ganze Verwerflichkeit des agrarischen Brot- und Fleischwuchers dartun, und es ist wiederum ein Gaudium, daß sich auch Leute aus dem Adreßkalender der unzweifelhaften Patrioten dabei in die Haare geraten. Um die Notwendigkeit einer starken Flotte nachzuweisen, die im Kriegsfall die Zufuhr ausländischen Getreides deckt, hatte der »Nauticus«, das Jahrbuch für Deutschlands Seeinteressen, betont, daß die deutsche Landwirtschaft nur zwei Drittel der deutschen Bevölkerung ernähren könne, und damit selbstverständlich die Landwirtsbündler in Harnisch gebracht, deren Streben, die Notwendigkeit hoher Zölle nachzuweisen, durch solche Betrachtungen von patriotischer Seite ekelhaft durchkreuzt wird. Aber die Krautjunker heischen nicht nur einen hohen, sondern auch einen lückenlosen Zolltarif: Fleisch- und Brotpreise sollen weiter in die Höhe getrieben werden, und was von landwirtschaftlichen Erzeugnissen bis jetzt keinem Zoll unterliegt, soll schleunigst versteuert und verteuert werden. Weil die Junker unersättlich sind und weil sie nicht wissen, ob sie morgen noch tief in den Brei hineinfahren können, wollen sie die Gelegenheit nutzen — heut ist heut!

Aber die Erkenntnis ist den schlauen Nachkommen der uckermärkischen Raubritter nicht fremd, daß sich mit dem Reichstag der 111 Sozialdemokraten nimmer ein großes Volksausplünderungswerk in Szene setzen läßt. Gebrannt Kind scheut das Feuer, und den Junkern juckt noch der Rücken von den Prügeln, die sie mit den »sozialdemokratischen« Besitzsteuergesetzen bezogen haben. Es stimmt schon so ziemlich, was in heller Wut ein Organ der Schlotjunker, die »Deutsche Bergwerkszeitung« schrieb: »Die 110 Sozialdemokraten im Reichstag haben eine Wirkung ausgeübt, die man im ersten Augenblick nicht erwartet, nicht gefürchtet hatte. Die Macht der Zahl hat sich unaufhaltsam durchgesetzt. Man hat erst gemeint, ob 50 oder 110 Sozialdemokraten im Reichstag sitzen, ist gleichgültig, sie können nichts machen, denn sie sind ebensoweit entfernt von einer Majorität wie je. Die Rechnung war falsch. Hundertundzehn in einer Körperschaft von einigen Dreihundertundsechzig sind eine gewaltige Macht, wenn die übrigen in sechs oder sieben feindliche Fraktionen gespalten sind.« Darum heißt es einmal die Zahl der Sozialdemokraten durch Auflösung und Neuwahlen halbieren und zum zweiten durch unentwegte Sammlungspolitik die Spaltung der Reichstags-

mehrheit aus dem Wege räumen, vor allem aber die Wählermassen durch anhaltendes Hurrageschrei darüber hinwegtäuschen, daß es lediglich um den Gewinst der junkerlichen Schutzzöllner geht.

Doch ob ihnen gleich der Katzenjammer unter der Kopfhaut sitzt, die Parteien der bürgerlichen Linken und auch das Zentrum sind doch kaum geneigt, die Sammlungspolitik, die der bankrotten Rechten so sehr zu paß käme, auf Gedeih und Verderb mitzumachen, und gar die Wählermassen lassen sich mit einer »patriotischen« Wahlparole nicht mehr dumm machen wie vor sieben Jahren. Sie vermögen zu durchschauen, welche nackten Interessen hinter den aufgeputzten Schlagworten stehen, und selbst wenn die Krüge der Bismarck-Patrioten mit fröhlichem Prosit! aneinanderklingen, hören die so oft getäuschten Massen nur ein häßliches Profit! heraus. Ob daher der Ruf zur Sammlung im Walde verhallt oder Widerhall findet, die Sozialdemokratie fürchtet einen Bismarckblock nicht mehr als einen Bismarckhering und wird ihre Feinde bedienen, wie sie es wünschen: sie können getrennt marschieren und vereint geschlagen werden, oder auch schon vereint marschieren, ehe sie vereint geschlagen werden.

Der soziale Katholizismus.

Von **A. Erdmann.**

Welches sind die sozialen Lehren des Christentums? Beschränkt man sich bei der Untersuchung dieser Frage auf die Zeit des Urchristentums, wird man allenfalls eine befriedigende und halbwegs übereinstimmende Antwort finden. Die Schwierigkeit beginnt mit der Zeit, wo das Christentum Duldung und Unterstützung durch den Staat, wo die Kirche politischen Einfluß und weltliche Macht gewann und ihren Beruf als Tröster und Helfer der Armen mit dem Amte zu vereinigen hatte, auch den Reichen, Mächtigen und Herrschenden Schutz und Schirm zu sein. Die Schwierigkeit nimmt zu in demselben Maße, wie die Kirche hineingerissen wurde in die wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Umwälzungen und, um ihr eigenes Wohl in weltlichen Dingen zu wahren, auch ihre sozialen Anschauungen dem Wechsel der äußeren Verhältnisse anpassen mußte — von der Schwierigkeit gar nicht zu reden, die sich herausstellte, als die Kirche sich spaltete und jede Einzelkirche ihre eigenen dogmatischen, sittlichen und sozialen Lehren entwickelte. Bleiben wir bei der katholischen Kirche, die von sich behauptet, im Besitz der alten, ewigen und unveränderlichen Wahrheit zu sein. Nun hat auch der Herrgott seine Offenbarung und haben die Kirchenväter ihre Überlieferung nur in deutbare Menschenworte kleiden können. Aber zum Glück für die Kirche gibt es eine oberhirtliche Stelle, die zur unfehlbaren Auslegung zweifelhafter Stellen der Schrift berufen ist. Letzten Endes hilft das tolerari posse über etwaige Verlegenheiten: man duldet, was man nicht ändern kann. Es fehlt also der Kirche nicht an Mitteln, die »ewigen Wahrheiten« ihrer Moral- und Soziallehre mit den jeweiligen wirtschaftlichen und politischen Verhältnissen in Einklang zu bringen. Das Prinzip bleibt gewahrt, auch wenn sein Gegenteil allgemein geübt wird, und die Starrheit der Grundsätze erfährt eine wohltuende Milderung durch die Anpassungs-

fähigkeit in der Praxis. So hat denn bisher noch jede Wirtschafts-, Gesellschafts- und Ausbeutungsform ihre Rechtfertigung, mindestens aber ihre Duldung durch die Kirche gefunden.

Die sozialen Anschauungen und Bestrebungen des Katholizismus sind sehr veränderlich und, selbst wenn man ein zeitlich engumschriebenes Gebiet ins Auge faßt, immer noch je nach den Umständen sehr vielgestaltig, ungewiß und umstritten. Diese Tatsache wird nicht widerlegt durch ein jüngst erschienenes Buch über den sozialen Katholizismus in Deutschland bis zum Tode Kettelers,[1] so sehr sich sein Verfasser, Dr. Albert Franz, auch bemüht, den sozialen Katholizismus der Kettelerschen Zeit als eine Bewegung erscheinen zu lassen, die nach einheitlichem Programm und mit stetig wachsendem, bis in die jüngste Gegenwart wirkendem und sich hier mächtig entfaltendem Erfolg gearbeitet hat. Dr. Franz läßt uns wissen, daß die soziale Frage so alt sei wie der erste wirtschaftliche Fortschritt — ein Satz, der nur richtig wäre, wenn der erste wirtschaftliche Fortschritt auch gleich eine Klassenscheidung hervorgerufen hätte. Im neunzehnten Jahrhundert sei die soziale Frage gekennzeichnet durch ihren ungewöhnlichen Umfang und die Lebhaftigkeit ihres Auftretens, wodurch sie zuerst im Bewußtsein eines ganzen Volkes lebendig und ihre Lösung den Massen selber insgesamt zur Aufgabe wurde. »Und da es«, fährt der Verfasser fort, »in dieser Zeit mächtige Tendenzen gab, die vieles von dem historisch Gewordenen über Nacht der Sehnsucht nach Besserem opfern wollten, so waren zu dieser Lösung der sozialen Frage sofort die konservativen Mächte, die das Historische ehren und das Neue nur allmählich in die erprobten Zustände hineinwachsen sehen wollten, berufen: an ihrer Spitze das Kirchentum.« Aber nicht allenthalben trat das Kirchentum zuerst an die Arbeit heran. In England war es die Selbsthilfe, in Frankreich die Philosophie, die sich der sozialen Frage bemächtigte. Der Erfolg war dort »fragmentarisch«, hier »ganz negativ«. (S. 12.) Deutschland war es, wo man »zuerst zu umfassender Neuordnung des sozialen Körpers kam. Hier verwuchs die soziale Aktion zuerst allgemein mit der politischen Bewegung, hier wurde zuerst das Kirchentum modern sozial, dann der Staat.« (S. 13.)

Deutschland in der Welt und die Kirche in Deutschland voran auf sozialem Gebiet! — das ist, wie aus diesen Sätzen des einleitenden Abschnittes hervorgeht, der Grundgedanke des Franzschen Buches. In England und Frankreich »furchtbare soziale Revolutionen und konvulsivische Zuckungen des ganzen Staatsbaues mehrere Jahrzehnte hindurch«, und nirgendwo in beiden Ländern »Männer und Mittel, die mit Energie und Weisheit sich durchsetzten, die mäßigten, erzogen und organisierten«. In Deutschland dagegen um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts »eine wohlvorbereitete Generation warmherziger, liebevoller und opfermutiger Menschen aus dem geistlichen und Laienstande«, und im Entstehen ward hier »das Ungeheuer Pauperismus seiner Staat, Kirche und Gesellschaft gefährdenden Schrecken beraubt«. (S. 94.) Und diese »christlichsoziale Aktion und Organisationsanregung« empfing »Leben, Grundsätze und in erster Linie den sozialen Geist und die sozialen Führer von der großen Charitasbewegung der dreißiger, vierziger und fünfziger Jahre« (S. 95), das heißt von den auf katholischer

[1] Dr. Albert Franz, Der soziale Katholizismus bis zum Tode Kettelers. 15. Heft der Apologetischen Tagesfragen. M.-Gladbach 1914, Volksvereinsverlag.

Seite gegründeten Genossenschaften barmherziger Brüder und Schwestern zur Kranken- und Waisenfürsorge und der insbesondere für die Armenpflege bestimmten Vinzenzvereine und Vinzenzkonferenzen. Dieser sozialcharitative Geist soll Kolping den Gesellenvater, Ketteler den Arbeiterbischof und Schorlemer den Bauernkönig bei ihren Bestrebungen beseelt und begeistert, soll die Massen vor dem Anheimfall an die Sozialdemokratie und Deutschland vor der Revolution bewahrt haben.

Man sieht, wie leicht es bei einigem guten Willen ist, die Weltgeschichte und die soziale Entwicklung zu meistern. Dazu genügen unter Umständen einige Tausend barmherziger Brüder oder Schwestern, etwas Armenpflege und christliche Charitas, einige Arbeiter- und Gesellenvereine — und der Pauperismus ist »seiner Schrecken beraubt«, die Massen kuschen und Deutschland bleibt eine fromme Kinderstube von nun an bis in Ewigkeit! Derlei Dinge hat's zwar auch in England und in Frankreich gegeben — und gerade von dort hat der soziale Katholizismus in Deutschland einen guten Teil seiner Gedanken und Einrichtungen bezogen. Beide Länder haben sich auch trotz ihrer »furchtbaren sozialen Revolutionen« und »konvulsivischen Zuckungen« — an denen es übrigens auch in Deutschland nicht gefehlt hat — leidlich gut durchgeschlagen und brauchen um ihre Zukunft nicht besorgter zu sein als Deutschland. Ein Beweis, daß die soziale Entwicklung in den verschiedenen kapitalistischen Ländern sich wohl in Äußerlichkeiten und Nebensächlichkeiten, nimmermehr aber in ihrem Wesen und in ihrem Ziele unterscheidet. Wer zu anderer Auffassung kommt, kann das nur auf Grund einer mangelhaften Kenntnis oder einseitigen Auswahl des geschichtlichen Materials, indem er Dinge zugunsten seines Beweisthemas übertreibt und andere dafür übersieht.

Wie einseitig und willkürlich Dr. Franz die Dinge beurteilt, dafür einige Beispiele. Es kommt ihm in seinem Buche vor allem darauf an, den sozialen Katholizismus Deutschlands vor dem Frankreichs in ein recht helles Licht zu rücken, wobei er besonderen Wert auf den Nachweis legt, daß die sozialen Männer in Frankreich sich vorwiegend mit der Theorie und mit philosophischen Betrachtungen der sozialen Frage beschäftigten, während die sozialen Führer des katholischen Deutschland sich praktischer Arbeit, insbesondere dem Organisationswesen zugewendet hatten. »Der deutsche Katholizismus« — so heißt es — »war in den dreißiger und vierziger Jahren gerade von spezifisch deutschen, politisch nationalen und kirchenpolitischen Fragen in Anspruch genommen, insbesondere die sich damals anbahnende politische Organisation der Massen nahm alles Interesse in Anspruch« (S. 31) — wobei zu bemerken ist, daß in den dreißiger Jahren niemand im katholischen Deutschland an die politische Organisierung der Massen dachte und daß sie auch in den vierziger Jahren erst ganz zu Ende, nämlich nach den Märztagen 1848, einsetzte. An einer anderen Stelle bespricht er des Franzosen Lamennais „Livre du peuple“ aus dem Jahre 1838 und zitiert daraus den an die Arbeiter gerichteten Satz: »Wie könnt ihr euch aber aus dieser unheilvollen Abhängigkeit befreien? Wenn ihr euch vereinigt, wenn ihr eine Assoziation bildet.« Daran knüpft Franz den Vorwurf, daß Lamennais sich die Mühe spare, zu erklären, wie die Organisation aussehen solle, und daß er sich überhaupt von jeder praktischen Ableitung und Form ängstlich fernhalte. (S. 43.) Im Gegensatz dazu habe »die deutsche Bewegung bis Bischof von Kettelers systematischer

Begründung der christlichsozialen Bewegung keinerlei theoretisch prinzipielle Erörterungen gehabt, sondern sich allein aufs praktische organisatorische Gebiet beschränkt, und auch Ketteler prinzipielle Aufstellungen waren fast allein auf die Fundierung der Organisation angelegt«. Nun suche man mal in der ganzen katholischen Literatur der dreißiger, vierziger und fünfziger Jahre eine Stelle, die sich genauer als Lamennais über die Organisation der Arbeiter ausläßt. Ketteler erwähnt in seinen 1848 gehaltenen sozialen Predigten gar nichts über die Organisationsfrage, und als er sich 1864 näher mit der Arbeiterfrage beschäftigte, da begann er die »Fundierung der Organisationen« damit, daß er sich bei Lassalle brieflich Rat holte über die Einrichtung von Produktivassoziationen und den katholischen Arbeitern empfahl, in den Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein einzutreten, was gewiß von großer Vorurteilslosigkeit, aber wohl kaum von besonderer Eigenart und Tatkraft in der Organisationsfrage zeugt. Und was die Bedeutung der danach ins Leben gerufenen christlichsozialen Vereine betrifft, so genügt zu ihrer Beurteilung die Tatsache, daß 1877 die Mitgliederzahl dieser Vereine in ganz Deutschland knapp 10 000 und 1879 sogar noch 2000 weniger betrug, in den achtziger Jahren gingen sie ihrem Ende zu und machten den sanfteren, als politische Kinderbewahranstalten dienenden katholischen Arbeitervereinen Platz.

Einem anderen Buche Lamennais' „L'esclavage moderne" wirft er vor, daß sein Inhalt geeignet sei, in den Köpfen von Ungebildeten Unzufriedenheit und sogar (schrecklich!) Haß gegen die herrschende Gesellschaftsordnung zu erzeugen. Denn Lamennais setze in seinem Buche den Proletarier als ein Werkzeug zur Arbeit dem alten Sklaven gleich, die Ketten und die Ruten des heutigen Sklaven seien der Hunger, selbst die Freiheit des Proletariers sei nur eingebildet, denn wenn auch sein Leib nicht Sklave sei, so sei es doch sein Wille usw. Ja, es gibt bösartige Hetzer! So finden sich bei anderen unbesonnenen Aufwieglern folgende Stellen:

Es ist keine Täuschung darüber möglich, daß die ganze materielle Existenz fast des ganzen Arbeiterstandes, also des weitaus größten Teiles der Menschen in den modernen Staaten, die Existenz ihrer Familien, die tägliche Frage um das notwendige Brot für Mann, Frau und Kinder allen Schwankungen des Marktes und des Warenpreises ausgesetzt ist. Ich kenne nichts Beklagenswerteres als diese Tatsache.... Das ist der Sklavenmarkt unseres liberalen Europa.

Mag die liberale Partei noch so viel von Gewerbefreiheit reden, für diesen Mann — und das ist der Zustand fast aller Arbeiter der Welt in einem gewissen Alter — gibt es weder Gewerbefreiheit noch Freizügigkeit; er ist, wenn er nicht verhungern will, mit seiner Familie an diesen bestimmten Ort und an diese bestimmte Fabrik gebunden; er muß bei diesem reichen Fabrikherrn arbeiten, und dieses Muß ist für ihn ebenso zwingend wie für jeden Sklaven, dem man das Muß mit der Peitsche und Kette beibringt.

Der Unternehmer, Kapitalist aber beutet seinen Sklaven, seinen sogenannten freien Arbeiter möglichst aus, und wenn seine Kraft verbraucht ist, dann mag er gehen, eine neue frische Arbeitskraft tritt an seine Stelle — eine Arbeitskraft, die der Arbeiter vielleicht selbst mit schweren Opfern ihm in seinen Söhnen herangezogen hat. Handelt ein solcher Kapitalist anders als der römische Sklavenhalter, der seinen ausgedienten Sklaven auf der Insel des Äskulap aussetzte oder den Fischen zur Speise vorwarf?

Dr. Franz, der Geschichtschreiber des sozialen Katholizismus, sollte diese Sätze übrigens kennen. Die beiden ersten stammen aus einem Buche über die Arbeiterfrage und das Christentum von — Wilhelm Emanuel Ketteler,

Bischof von Mainz. Und der letzte ist entnommen ebenfalls einer Schrift über die soziale Frage, deren Verfasser sich nennt — Franz Hitze, damals noch ein junger Kaplan, jetzt ein Mann von hohem Amt und vielen Würden. Die Sätze könnten aus Lamennais abgeschrieben sein. Allerdings haben sich auch damals gutgesinnte Leute über einen solchen Ton aufgeregt, wie es jetzt Dr. Franz über Lamennais tut. Der liberale Abgeordnete Jung empfahl in einer seiner Reden im preußischen Abgeordnetenhaus die Ketteler'schen Schriften wegen ihrer aufreizenden Sprache der Beachtung des Staatsanwaltes, und die »Nationalzeitung« schrieb 1873 in ihrer Nr. 54: »Bischof Ketteler ist nicht ein Politiker, sondern ein Demagoge, und zwar weil er wirtschaftliche und religiöse Hetzerei treibt, ein noch viel schlimmerer und gefährlicherer Demagoge, als zum Beispiel Lassalle einer war.«

Das sind nicht die einzigen Wissenslücken, Unrichtigkeiten und Widersprüche in dem Franz'schen Buche, sie dienen als Beispiel für eine ganze Reihe ähnlicher Mängel. Gewiß, gegen die meisten der Tatsachen, die Franz anführt, läßt sich nicht streiten. Es ist richtig, daß 1848 der damalige Pfarrer Ketteler über die soziale Frage gepredigt und auf dem ersten Katholikentag im selben Jahre ein Hoch auf die Armen ausgebracht hat. Weiter hat Kaplan Kolping 1847 in Elberfeld den ersten Gesellenverein und Schorlemer 1886 den westfälischen Bauernverein gegründet. Ketteler hat dann in den sechziger und siebziger Jahren viel über soziale und politische Fragen geschrieben, er hat Vorschläge gemacht zum Schutze und zur Organisierung der Arbeiter. Unter den katholischen Handwerkern und Arbeitern entstand eine christlich-soziale Bewegung, 1877 kam der Antrag Galen. Alles das ist richtig. Aber alles das sind auch Dinge, die wir, wenn wir den besonderen religiösen Aufputz ansehen, in jenen Jahrzehnten, da die soziale Frage so ungestüm an der Zeiten Pforte klopfte, auch in den Lagern anderer Parteien finden. Es handelt sich darum, ob die Zusammenhänge und Folgerungen, die Dr. Franz aus diesen Tatsachen für den sozialen Katholizismus herstellt, richtig sind.

Die Frage ist die: Stellt der soziale Katholizismus der Zeit von Kettelers erstem Auftreten im Jahre 1848 bis zu seinem Tode eine geschlossene Wirtschafts- und Gesellschaftslehre dar, hat er ein nach der grundsätzlichen wie nach der praktischen Seite hin erschöpfendes Programm entwickelt? Sind seine sozialpolitischen und organisatorischen Erfolge von der Größe und Wirkung auf das wirtschaftliche, soziale und politische Leben Deutschlands, wie das nachzuweisen in dem Franz'schen Buche versucht wird? Beide Fragen müssen mit Nein beantwortet werden.

Der soziale Katholizismus ist ein Gemisch von religiösen und wirtschaftlichen Anschauungen und Bestrebungen. Das soziale Bekenntnis der Kirche richtet sich zwar einerseits auf die Verurteilung des Reichtums, andererseits aber auch auf die Lobpreisung der Armut. Der Reiche kann sich durch Almosengeben vor Gott wohlgefällig machen, und der Arme kann um so sicherer auf das Jenseits rechnen, je williger er sein Los erträgt. Ihr werdet immer Arme unter euch haben! — dieses Wort der Schrift steht neben dem anderen: Wer Knecht ist, soll Knecht bleiben! am Anfang und am Ende der katholischen Soziallehre. Auch Ketteler hat nie unterlassen, die Arbeiter auf dieses unentrinnbare, von Gott verordnete Schicksal der Menschheit hinzuweisen. Was die wirtschaftliche Seite des sozialen Katholizismus betrifft, so ergibt sich die aus der Tatsache, daß die Masse des katholischen Anhanges aus

bäuerlichen, kleinbürgerlichen und proletarischen Schichten besteht, die samt und sonders unter der fortschreitenden Macht des Kapitalismus zu leiden hatten. Der soziale Katholizismus der Ketteler, Kolping und Schorlemer war antikapitalistisch, und das war neben dem Bekenntnis, daß der Arbeiter wie die Masse der Menschheit zum Leiden und Entbehren geboren sei, das andere gemeinsame Band. Im übrigen aber gingen wie die wirtschaftlichen Interessen so auch die sozialen Anschauungen unter der katholischen Bevölkerung weit auseinander. Es ist schwer, bei zwei der katholischen Sozialpolitiker — wenn sie mehr leisteten, als anderen nachzubeten oder sich mit allgemeinen Redensarten zu begnügen — dieselben sozialen Gedanken zu finden, selbst bei dem einzelnen finden sich zahlreiche Widersprüche. Und während Ketteler Schutz der Arbeitskraft bei Männern, Frauen und Kindern forderte, trieben die katholischen Unternehmer in Aachen und am Niederrhein den ärgsten Raubbau mit der Gesundheit, dem geistigen und sittlichen Wohl ihrer Arbeiter. Nirgendwo hat man ärger unter den Kindern der Arbeiterbevölkerung gewütet und gewürgt als in Aachen, und doch troff gerade dem katholischen Unternehmertum der frommen Kaiserstadt der Mund von religiösem, charitativem und sozialem Geflenne. Und als in den sechziger und siebziger Jahren im Sinne der Kettelerschen Anweisungen sich die katholischen Arbeiter zu organisieren begannen und unter Führung von jungen Geistlichen an das Zentrum herantraten mit sozialen und politischen Forderungen, da hatte die fromme und übersozial gesinnte Zentrumsführerschaft nichts Eiligeres zu tun, als diese Bewegung hier mit Gewalt und dort mit Tücke aus der Welt zu schaffen. Der soziale Katholizismus versteht keinen Spaß, wenn's den Besitzenden an ihren Profit und an ihre Vorrechte geht!

Ketteler soll, wie Franz schreibt, auf der Höhe seines Lebens dem Katholizismus sein soziales Programm für immer vorgezeichnet haben. Aber die Hauptforderung aus dem sozialen Programm Kettelers: den gesetzlichen Höchstarbeitstag, hat das Zentrum, das angeblich die soziale Erbschaft des Mainzer Bischofs übernahm, bis heute noch nicht zur Erfüllung gebracht. Und an der in demselben Programm geforderten Verminderung des Militäretats und Abschaffung der Lebensmittelsteuern hatte das Zentrum redlich mitgearbeitet — allerdings im gegenteiligen Sinne. Und wenn Franz schreibt, daß seit dem ersten Auftreten Kettelers auf dem Mainzer Katholikentag (1848) das soziale Problem nicht mehr vom Programm dieser Tagungen verschwunden sei, so kennt er offenbar die Protokolle der Katholikentage der fünfziger, sechziger und siebziger Jahre nicht, sonst würde er diesen Satz lieber nicht geschrieben haben, um nicht daran erinnert zu werden, daß sich nie und nirgends die Verständnislosigkeit, Oberflächlichkeit und Unwilligkeit des Klerikalismus gegenüber den sozialen Bedürfnissen der Masse beschämender offenbart hat als gerade auf den Katholikentagen.

Im Zusammenhang mit dem sozialen Programm Kettelers nennt Franz auch den Antrag Galen aus dem Jahre 1877, dem jenes Programm zugrunde gelegen haben soll. So oft die klerikalen Schreiber und Redner den Zentrumsantrag auch anführen, so hüten sie sich doch stets, und zwar aus wohlüberlegten Gründen, seinen Wortlaut anzugeben, auf seine Motive und die dazu gehaltenen Reden der Zentrumsführer einzugehen. Auch Franz folgt dieser unlöblichen Gewohnheit, und da der Antrag Galen gleichsam den Höhepunkt des sozialen Katholizismus bedeutet, sei von unserer Seite

einiges darüber gesagt. Im April 1873 hatte der Reichstag beschlossen, Erhebungen über die Lage der Arbeiter anzustellen, die dann in den Jahren 1874 und 1875 mit der in solchen Dingen üblichen Gemächlichkeit vonstatten gingen und im Jahre 1877 veröffentlicht wurden. An diese Erhebungen knüpft der Zentrumsantrag an, der auf den Namen des Grafen Galen getauft ist. Er lautet:

Der Reichstag wolle beschließen: den Herrn Reichskanzler aufzufordern, noch im Laufe dieses Jahres die bereits unternommene Enquete über die Lage des Handwerker- und Arbeiterstandes unter Wirkung freigewählter Vertreter desselben zu vervollständigen und auf der Grundlage des gewonnenen Materials

I. dem Reichstag in der nächsten Session den Entwurf eines Gesetzes betreffend die Abänderung der Gewerbeordnung vom 21. Juni 1869 unter Berücksichtigung folgender Punkte vorzulegen:

a. wirksamer Schutz des religiössittlichen Lebens der gesamten Arbeiterbevölkerung (Sonntagsruhe);

b. Schutz und Hebung des Handwerkerstandes durch Einschränkung der Gewerbefreiheit, Regelung des Verhältnisses der Gesellen und Lehrlinge zu den Meistern, Förderung korporativer Verbände;

c. Erweiterung der gesetzlichen Bestimmungen zum Schutze der in Fabriken beschäftigten Personen, Normativbestimmungen für die Fabrikordnungen, Verbot der Beschäftigung jugendlicher Arbeiter unter vierzehn Jahren, Schutz der Familie durch Einschränkung der Frauenarbeit in Fabriken;

d. Einführung gewerblicher Schiedsgerichte unter Mitwirkung freigewählter Vertreter der Arbeiter;

e. anderweitige Regelung der gesetzlichen Bestimmungen über die konzessionspflichtigen Gewerbe, insbesondere den Betrieb von Gast- und Schenkwirtschaften;

II. eine Revision der gesetzlichen Bestimmungen betreffend die Freizügigkeit sowie

III. des Gesetzes betreffend die Verbindlichkeit zum Schadenersatz usw. vom 7. Juni 1871 in bezug auf den Betrieb von Bergwerken und gewerblichen Anlagen zu veranlassen.

Die Begründung zu diesem Kunterbunt von wenigen klaren und vernünftigen und vielen nichtssagenden und rückschrittlichen Forderungen enthält in den amtlichen Drucksachen des Reichstags 47 Zeilen. Davon gehen 41 hin mit den Klagen über »falsche Wirtschaftspolitik«, die »schrankenlose Gewerbefreiheit« und die dadurch herbeigeführte Vernichtung des Handwerks, und in $5^1/_2$ Zeilen wird dann auch der Arbeiter gedacht, das heißt der Arbeiter in den Fabriken, die gegen die »Anforderungen des Großbetriebs« und die »Ausbeutung durch das Kapital« geschützt werden müssen, während die Arbeiter in Landwirtschaft und Handwerk sich weiter ausbeuten lassen dürfen.

Graf Galen, der Antragsteller, verbrachte den Hauptteil seiner Begründungsrede im Reichstag mit Anklagen gegen die »vollständige Freizügigkeit« und die »ungebundene Gewerbefreiheit«; über die Not des Grundbesitzes, der »nahe daran ist, bloß Zinszahler des Kapitals zu werden«; über den drohenden Untergang des Handwerks und derlei von echt reaktionärem Geiste zeugendem Gerede. Er fordert »Rückkehr zur christlichsozialen Ordnung«; wenn das erreicht sei, »werde auch die Arbeit wieder zu Ehren kommen, indem der Arbeiter, seine Obliegenheiten wieder als Pflicht gegen Gott auffassend, sich durch dieselbe nicht allein einen irdischen, sondern auch einen himmlischen Lohn hinterlegen wird«.

Im übrigen verdient immer wieder darauf hingewiesen zu werden, daß der Antrag Galen nichts bezweckte, als daß die bereits seit Jahren gepflogenen Erhebungen fortgesetzt wurden; er lief im Grunde nur auf eine Verschleppung der Arbeiterschutzgesetzgebung hinaus. »Die Tendenz des Antrags« — sagte Windthorst bei der Debatte im Reichstag —, »daß man zunächst nur eine Enquete fordert, die das Material zur Revision bietet, ist berechtigt, und wenn ich darüber hätte zweifelhaft sein können, so hat die Diskussion mich überzeugt, daß man nicht weiter gehen könne, denn selbst bei Fragen, bezüglich derer von anderen Parteien eine Formulierung versucht worden ist, ist ein genügendes Material noch nicht vorhanden....«

Und wo ist bei alledem, mag man nun das Programm Kettelers oder den Antrag Galen oder sonst eine praktische Betätigung des sozialen Katholizismus betrachten, eine Forderung zu finden, die nicht von der Arbeiterbewegung, soweit sie damals als politische Organisation auftrat, bereits erhoben worden war? Zwar Franz meint: »Weder der Sozialismus, noch der Staat, noch die protestantische Sozialbewegung besaßen bis zum Tode Kettelers ein soziales Programm zu zielbewußter gesetzlicher oder organisatorischer und aufklärender Arbeit.«

Ketteler starb im Jahre 1877. Bis dahin hatte der Sozialismus das Kommunistische Manifest vom Jahre 1847, ein Programm von weltgeschichtlicher und heute noch andauernder Bedeutung. Er hatte die Reden und Schriften Lassalles, ein Programm, so reich an grundsätzlichen und praktischen Forderungen, daß Kettelers Hauptschrift »Die Arbeiterfrage und das Christentum« zum großen Teil aus Lassalleschen Gedanken besteht. Der Sozialismus hatte die Beschlüsse der Internationalen, er hatte das Eisenacher Programm vom Jahre 1869, das Gothaer vom Jahre 1875; er hatte seine politische und seine gewerkschaftliche Organisation, er hatte seine Aufklärungsschriften und seine Zeitungen; er hatte die programmatischen Reden seiner Führer im Reichstag, er hatte — immer noch vor dem Tode Kettelers, der am 13. Juli 1877 erfolgte — seinen bis ins kleinste ausgearbeiteten Arbeiterschutzantrag, der am 11. April 1877 im Reichstag eingebracht worden war. Von alledem weiß Dr. Albert Franz nichts, und selbstverständlich weiß er auch nichts davon, daß Ketteler weder in seiner Rede vor den Offenbacher Arbeitern im Jahre 1869 noch in seiner Programmschrift vom Jahre 1873 irgendeine Arbeiterforderung aufstellt, die vor ihm nicht die Sozialdemokratie aufgestellt und im Parlament vertreten hatte. Die Sozialdemokratie hatte und hat ihr Programm, mag sie es auch gewechselt, das heißt der fortschreitenden Entwicklung und Erkenntnis angepaßt haben. Der soziale Katholizismus hat nie ein Programm gehabt. Was Franz als solches bezeichnet, sind nur programmatische Äußerungen von seiten einzelner, von Versammlungen oder Tagungen, die die Partei des sozialen Katholizismus zu nichts verpflichteten. Ketteler selber betrachtete seinen Programmentwurf vom Jahre 1873 nur als einen Versuch, den er auf eine Anregung von anderer Seite hin unternahm. In einem an diese Seite gerichteten, der Schrift beigegebenen Schreiben heißt es: Er glaube nicht, daß schon jetzt die Zeit da sei, um an ein definitives Programm für alle Katholiken zu denken, dazu gingen die Ansichten noch zu weit auseinander. Das Zentrum hat dann wohl mit dem Programm Kettelers herumrenommiert, im übrigen

seine hauptsächlichsten Forderungen beharrlich mit Nichtbeachtung bedacht. In den neunziger Jahren hat dann ein rühriger und ehrlicher katholischer Sozialpolitiker, Kaplan Oberdörffer in Köln, sich um die Aufstellung eines katholisch-sozialen Programms bemüht. Unter Mitwirkung namhafter Sozialpolitiker, namentlich aus dem Jesuitenorden, kam ein Entwurf zustande, der in seinem grundsätzlichen Teil einleitend hinwies auf die verkehrten Anschauungen des Liberalismus und Sozialismus, denen gegenüber die katholischen Sozialpolitiker eine Heilung der sozialen Schäden der Gegenwart nur für möglich halten, »wenn das gesellschaftliche und wirtschaftliche Leben nach den Grundsätzen des Christentums eingerichtet wird, wie solche in den Enzykliken des ruhmreich regierenden Papstes über die christliche Staatsverfassung und über die Lage der Arbeiter niedergelegt sind«. Danach soll die Gesellschaft »die materiellen Interessen aller in der Weise fördern, daß dem in der Natur des Menschen begründeten Streben nach Freiheit und Selbständigkeit Rechnung getragen wird«. Zu erstreben sei eine »gleichmäßigere Verteilung der irdischen Güter bei privatem Besitz und Erwerb auf der Grundlage eines die breitesten Schichten umfassenden Mittelstandes«. Als Ziel ihrer sozialen Reformbestrebungen stellen die christlichen Sozialpolitiker um Oberdörffer den Satz auf: »Organisation der Gesellschaft nach Berufsständen auf christlicher Grundlage, und zwar in einer den gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Verhältnissen der Gegenwart angepaßten Form mit durch Staatsverfassung garantierten Rechten der Selbstverwaltung sowie der Vertretung ihrer Interessen bei der staatlichen Gesetzgebung.«

Der praktische Teil enthielt eine Reihe von teilweise recht vernünftigen Forderungen politischer und sozialpolitischer Art. Der Entwurf war unterschrieben von zahlreichen Geistlichen und Ordensleuten, ultramontanen Abgeordneten und Zentrumsredakteuren. Auch hatte der Papst dem grundsätzlichen Teil seine Zustimmung gegeben, sich eines Urteils über den praktischen Teil jedoch enthalten, da dessen Forderungen in die Reichs- und Landespolitik eingriffen. Trotz dieser Fürsprache fand der Entwurf beim Zentrum keine Berücksichtigung; es trat nicht ein, was Oberdörffer gehofft hatte: daß das Zentrum den Entwurf wenigstens in seinen wesentlichsten Punkten als sein Programm annehmen würde, denn »die elfte Stunde hat geschlagen, und es ist mehr als Zeit, daß man den arbeitenden Schichten klipp und klar sagt, was man will«. Später, im Jahre 1897, ist Oberdörffer auf seine Programmbemühungen zurückgekommen. Er schob die Schuld an dem geringen Erfolg der katholischen Arbeitervereine dem Mangel eines sozialen Programms zu. Mit schönen Reden über Wahrheit, Freiheit und Recht und mit Lobreden auf die Verdienste des Zentrums bei der Sozialversicherung lasse sich eben auf die Dauer keine Arbeiterbewegung zusammenhalten und höherbringen. Das trieb den damaligen Führer des Zentrums, Lieber, auf den Plan. Es sei an der Zeit, meinte er in einer Versammlung in Düsseldorf, dem Vorwurf der Programmlosigkeit ein ernstes Wort entgegenzusetzen, und deshalb sage er:

> Die christlichen Arbeitervereine haben kein Programm und brauchen kein Programm, denn sie sind ein Programm. Und weiter sage ich: in diesem Sinne hat auch das Zentrum kein Programm, aber es ist ein Programm, und wir sind in den letzten fünfundzwanzig Jahren mit diesem programmlosen

Zentrum, welches selbst ein Programm ist, recht leidlich gut gefahren. Warum? Es handelt sich nicht darum, paragraphierte Programmsätze, wenn sie auch leidlich schön klingen, aufzustellen, sondern Grundsätze zu haben und danach zu handeln, wie es der Augenblick notwendig macht. Und daß wir keine Grundsätze haben, wird wohl niemand zu behaupten wagen. Papst Leo XIII. sagt in seinem Rundschreiben: Christus selbst hat uns unser Programm vorgezeichnet. Ihr sollt nicht so handeln wie die anderen, sondern nach dem Grundsatz: Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, alles andere wird euch dann gegeben werden.

Herr Dr. Franz schreibt ein Buch, das eine einzige Lobrede ist auf das Programm des sozialen Katholizismus. Und das Zentrum, die berufene Vertretung des sozialen Katholizismus, läßt durch seine Führer verkünden: Wir haben gar kein Programm und wollen auch gar keines haben. So war's früher, so ist's bis heute geblieben und wird's weiter bleiben, weil die Entwicklung der Dinge es dem Zentrum immer unmöglicher macht, ein Programm des sozialen Katholizismus aufzustellen. Im Zentrum gewinnen die kapitalistischen Interessen einen stets wachsenden Einfluß. Seine führenden Schichten sind mitgerissen in den Tanz um das goldene Kalb, sie wollen Millionäre und Kommerzienräte werden und ihre Sprößlinge auf den hohen und höchsten Stufen der Beamtenleiter sehen. Da soll der Teufel ein Programm aufstellen, das dem Millionär und dem Fabrikarbeiter, dem Großgrundherrn und dem Landtagelöhner behagt. Dazu kommen die Auseinandersetzungen mit der Kirche, die sich insbesondere auch auf das soziale Gebiet erstrecken. In wessen Sinne soll das Programm des sozialen Katholizismus abgefaßt sein: im Sinne der Kölner oder der Berliner Richtung? Oder im Sinne der Männer von der »Ständeordnung«, die beide Richtungen als abwegig ansieht und die papsttreuen Berliner jüngst folgendermaßen abtat: »Die Berliner Organisation *mag katholisch* sein, insofern sie festen Willens ist, der kirchlichen Autorität zu gehorchen — das *soziologische System* aber ist unseres Erachtens *irrig und der katholischen Gesellschaftslehre widersprechend* und muß in den für Kirche und Gesellschaft *verhängnisvollen* Staatssozialismus auslaufen.«

Von einem sozialen Katholizismus im Sinne von programmatisch festgelegten Anschauungen und Bestrebungen zu reden, ist ein Unding. Und das bezieht sich nicht nur auf die Vergangenheit, sondern viel mehr noch auf die Zukunft. Allerdings sind dem sozialen Katholizismus seine organisatorischen Erfolge nicht abzustreiten. Der katholische Gesellenverein, die katholischen Jünglings- und Arbeitervereine, die christlichen Gewerkschaften sind sein Werk, das er übrigens nicht begonnen hat aus innerem sozialen Bedürfnis, nicht der sozialen Besserstellung der Arbeiter wegen, sondern aus dem von kirchlichen und politischen Rücksichten geleiteten Bedürfnis, das gläubige Gefolge vor der Berührung mit der Sozialdemokratie und vor dem Abfall von seinen klerikalen Führern zu behüten. Noch lange nach Ketteler hielten sich übrigens diese organisatorischen Erfolge in sehr bescheidenen Grenzen, der Zahl wie der Wirksamkeit nach. Sie wuchsen erst, als die Sozialdemokratie Eingang in die ultramontanen Gefilde gewann. Da entstanden die christlichen Gewerkschaften, da wurden die katholischen Arbeitervereine auf eine festere und breitere Grundlage gestellt — der Kirche und des Zentrums wegen. Was den Arbeitern dabei an sozialen Zugeständ-

nissen gewährt wurde, war Mittel zum Zweck — und zwar nur ein als notwendiges Übel geltendes Mittel, das demgemäß nur in recht geringem Maße gewährt wurde.

Sind nun — und damit kommen wir zur Beantwortung der zweiten oben gestellten Frage — die Erfolge dieser organisatorischen Arbeit derart überwältigend, wie Dr. Franz sie hinzustellen beliebt? »Was wäre« — so ruft er — »aus der deutschen Arbeiterschaft geworden, wenn sich niemand ihrer angenommen hätte, wenn sie ganz von der sozialdemokratischen Aktion im Stile Lassalles aufgesogen worden wäre! Es kam nicht dazu, weil es bereits auch eine christlichsoziale Aktion und Organisationsbewegung gab.« (S. 95.) Und am Schlusse seines Buches findet sich der Satz: »Hatte zu Lebzeiten Kettelers noch die gewerkschaftliche Organisationsform erst Ansätze gemacht, so gedieh sie in den neunziger Jahren allmählich rascher, und die Vereine traten zurück. Diese Idee Kettelers hat sich danach als die fruchtbarste seines Werkes erwiesen und die Stärkung der christlichnationalen Arbeiterbewegung zu einer fast ebenbürtigen Rivalin der sozialistischen bedingt.« (S. 257.)

Der Lobredner des sozialen Katholizismus schreibt ein sehr lotteriges Deutsch und ist vielfach sehr ungenau und unklar in seinen Gedankengängen. Aber so viel entnimmt man doch aus den obigen Sätzen, daß er eine ungemein hohe Meinung von der Macht und Bedeutung der katholisch-sozialen Aktion hat. Sie soll es verhütet haben, daß die deutsche Arbeiterschaft von der Lassalleschen Agitation aufgesogen wurde. Gewiß, Lassalle trug sich mit der Hoffnung, die deutschen Arbeiter in Massen um seine Fahne zu sammeln. Aber wer wundert sich heute noch, daß diese Hoffnung sich als irrig erwies? Nicht das Vorhandensein einer christlichsozialen Aktion, die selber nur erst sehr schwach und auf wenige und enge Gebiete beschränkt war, sondern die allgemeine Rückständigkeit der deutschen Arbeiter jener Zeit hat den Erfolg der Lassalleschen Agitation hintangehalten. Denn dieser Erfolg blieb auch aus in den Gegenden, wo von einer christlichsozialen Aktion nichts zu sehen und zu hören war. Dieser Erfolg kam nur langsam, aber er kam — trotz Sozialistengesetz und trotz christlichsozialer und christlichnationaler Aktion. Im Jahre 1877 schilderte der damalige Kaplan Franz Hitze in seinem Buche »Die soziale Frage und die Bestrebungen zu ihrer Lösung« mit gar beweglichen Worten die Größe und Nähe der sozialdemokratischen Gefahr. Die Partei habe im Reichstag 12 Abgeordnete; ihre Stimmenzahl bei der letzten Reichstagswahl betrage 485 000; ihre Presse habe 100 000 Abonnenten und die Parteikasse 53 000 Mark. Videant consules! ruft Hitze ängstlichen Gemüts aus. Nun, die Konsuln haben gewacht und gesorgt — und das Ergebnis? Herr Dr. Franz möge den Hitzeschen Angaben vom Jahre 1877 die entsprechenden Zahlen vom Jahre 1914 gegenüberstellen, und er wird finden, wer der Stärkere ist: die sozialistische Arbeiterbewegung, stark an Zahl, stark an Erfolg, stark an Vertrauen auf die eigene Kraft — oder dieses zusammenhanglose Gemisch von Organisationen und Organisatiönchen, das sich christlichnationale Arbeiterbewegung nennt, das sich alle fünf Jahre einmal zusammenfindet und die Vertretung seiner Forderungen hochmögenden Gönnern aus dem Lager der Arbeiterfeinde in die Hand legt.

Zur Bekämpfung des Landarbeitermangels.

Von Karl Marchionini.

Die Erfahrungen, die in den letzten Jahren mit der inneren Kolonisation gemacht worden sind, beweisen, wie recht die deutsche Sozialdemokratie tut, daß sie entschieden Stellung nimmt gegen die Zertrümmerung der ländlichen Großbetriebe und gegen die Ansetzung von Landarbeitern und Kleinbauern. Schon bisher sind an dieser Stelle die Mißerfolge der inneren Kolonisation erörtert worden; jetzt müssen auch ihre eifrigsten Förderer eingestehen, daß zufriedenstellende Erfolge mit der Ansiedlung der Landarbeiter nicht erzielt worden sind. Der preußische Landwirtschaftsminister erklärte nach den übereinstimmenden Berichten der Presse am 17. März 1914 in der Budgetkommission des Abgeordnetenhauses bei der Beratung des Etats der Ansiedlungskommission für Westpreußen und Posen, daß die Arbeiteransiedlungen leider bisher kein befriedigendes Ergebnis gehabt hätten. Und wenige Tage später, am 21. März, mußte der nationalliberale Abgeordnete Wachhorst de Wente im preußischen Abgeordnetenhaus bei der Beratung des Grundteilungsgesetzes zugeben, daß die Ansiedlungspolitik leider nicht alle Hoffnungen erfüllt habe, namentlich in den letzten Jahren nicht.

Die Schwärmer für die innere Kolonisation werden gewiß auch jetzt noch nicht einräumen wollen, daß allein die deutsche Sozialdemokratie in dieser wichtigen Frage den richtigen Weg wandelt, doch es stellt sich immer mehr heraus, daß wir stets die Ursachen der Mißerfolge der Ansiedlungspolitik durchaus zutreffend geschildert haben. Die Steigerung der Bodenpreise, die den Ansiedlern die Existenz erschwert hat, will man jetzt durch ein besonderes Gesetz bekämpfen. Und selbst wenn das einigermaßen gelingt, woran stark gezweifelt werden muß, wie will man sonst den Ansiedlern die Lage erträglich gestalten? Es ist festgestellt und auch wiederum vom preußischen Landwirtschaftsminister zugegeben worden, daß die in den Gutsbezirken angesiedelten Landarbeiter im Winter kaum zu beschäftigen gewesen seien. Das ist auch ganz erklärlich, denn der Ansiedler ist Freiarbeiter, für den der Gutsbesitzer im Winter kaum Arbeit hat, da er doch in erster Linie die Instleute beschäftigen muß, die bei ihm auf jahrüber angestellt sind. Hat der Ansiedler aber mit Arbeitslosigkeit zu kämpfen, so ist seine Lage eine besonders bedrängte, da Abgaben, Zinsen, Amortisation ihn ganz erheblich belasten und die Zahlungstermine prompt innegehalten werden müssen. Auf dem Großen Moosbruch am Kurischen Haff sind seit langer Zeit Kolonisten angesiedelt. Die ersten Kolonien auf diesem Moor sind im Jahre 1756 entstanden. Und was schrieb am 18. November 1913 in Nr. 22 der landwirtschaftlichen Beilage der »Königsberger Allgemeinen Zeitung« Regierungs- und Forstrat Böhm, ein Kenner der wirtschaftlichen Verhältnisse dieser Ansiedler:

Die Fortsetzung der Kolonisation in der bisherigen Form schreitet wenig vorwärts. Abgesehen von der einseitigen, nur auf Kartoffelbau und Schweinezucht basierenden Wirtschaft mit ihren großen Nachteilen, fehlt es vor allem an der Gelegenheit, den Bewohnern hinreichende Beschäftigung zu bieten, besonders im Winter. Der Holzschlag und die Kulturen in den benachbarten Wäldern währen nur kurze Zeit; die Versuche, irgendwelche Haus-

industrie einzuführen, sind bisher resultatlos verlaufen, es liegen also große Arbeitskräfte während eines Teiles des Jahres völlig brach. Die jüngere Generation zieht es außerdem vor, in die Städte abzuwandern, anstatt rohes Moosbruch nach der Art der Vorfahren urbar zu machen.

Wiederholt haben ländliche Kreise versucht, den Mangel an Landarbeitern durch Gründung von Arbeiterrentengütern zu beseitigen. Fast immer sind die Versuche gescheitert, und die Kreisverwaltung Orteisburg mußte im letzten Jahre berichten:

Die drei vom Kreise gegründeten Arbeiteransiedlungen sind zwar gleich nach Fertigstellung der Baulichkeiten verkauft worden, aber nicht an Landarbeiter, sondern an gewerbliche Arbeiter (Ziegler, Maurer). Der landwirtschaftliche Arbeiter wohnt auf den Gütern billiger und legt vorläufig noch wenig Wert auf die Schaffung eines eigenen Heimes; außerdem fehlt ihm in den meisten Fällen die erforderliche Anzahlung von 500 Mark zur Erwerbung eines solchen. Das bereits gekaufte Land für die vierte Ansiedlung soll daher nicht zur Schaffung einer neuen Ansiedlung verwendet, sondern an die drei übrigen Ansiedler verteilt werden.

Man bedenke! In einem rein agrarischen Kreise gelingt es nicht, vier (!!) Landarbeiter aufzutreiben, die Lust haben, sich anzusiedeln. Glaubt man immer noch an einen »Landhunger« der arbeitenden ländlichen Bevölkerung? Diejenigen Landarbeiter, die sich wenige Groschen zurückgelegt haben oder denen etwas Geld durch Erbschaft zugefallen ist, hüten sich, die Summe in eine Ansiedlung hineinzustecken. Sie wissen, daß sie dann den Rest ihrer Freiheit einbüßen, noch intensiver als bisher arbeiten müssen und schließlich ihr Geld riskieren. In Nr. 53 der konservativen »Ostpreußischen Zeitung« vom Jahre 1914 werden die wirtschaftlichen Verhältnisse der Instleute und der Ansiedler einer Betrachtung unterzogen. Selbstverständlich wird dabei zum Ausdruck gebracht, daß ein »ordentlicher« Instmann Ersparnisse erzielen kann. In Wirklichkeit gelingt das aber nur sehr wenigen Landarbeitern, was ja auch in dem oben zitierten Bericht der Orteisburger Kreisverwaltung bestätigt wird. In dem Artikel der »Ostpreußischen Zeitung« heißt es aber an einer Stelle:

Ein Ansiedler auf zehn Morgen hat heute zumeist mit einem Grundwertpreis einschließlich Gehöft und Inventar von im Durchschnitt 7000 Mark zu rechnen, bekommt nichts umsonst dazu geleistet, muß sich Angespann zur Ackerung usw. selbst schaffen oder mieten, muß mit seiner Familie auf seinem und für sein Eigentum arbeiten und hat für die Unterhaltung der Gebäude, Versicherungen und Abgaben Steuern, Zinsen usw. ganz nette Summen zu zahlen, je nach Gebäudewert und Anlagen, stellt sich demnach also viel schlechter als der so oft mißachtete Instmann. Leicht verständlich ist es daher, daß ordentliche Landarbeiter einige tausend Mark sparen, und oft hört man von alten verständigen Leuten äußern, wenn ihnen gesagt wird, sie möchten sich doch von ihrem Ersparten eine kleine Ansiedlerstelle kaufen, daß sie es dann ja schwerer hätten und noch Sorgen dazu.

Wie sehr die Ansiedler belastet sind, darauf hat kürzlich die Ostpreußische Landgesellschaft, die in Ostpreußen die Ansiedlung vornimmt, verweisen müssen. Sie hat der Tagespresse geschrieben:

Unter den gegenwärtigen Verhältnissen ist die innere Kolonisation, soweit sie durch die gemeinnützigen provinziellen Siedlungsgesellschaften betrieben wird, durch die hohen Kursverluste an den Rentenbriefen, durch die steigenden Landpreise und durch die hohen Anforderungen der zuständigen Behörden für die Regelung der

öffentlich-rechtlichen Verhältnisse finanziell so außerordentlich belastet, daß mit äußerster Sparsamkeit alle vorhandenen und ausnutzbaren Werte erhalten werden müssen.

Die ungeheuren Kursverluste und die Kosten der Regelung der öffentlich-rechtlichen Verhältnisse müssen die Ansiedler tragen. Die Ansiedlungskommission für Westpreußen und Posen hat in fünfundzwanzig Jahren für Schule, Kirche und Gemeindeeinrichtungen 19 Millionen Mark aufgewendet. Die Last ist den Ansiedlern auferlegt. Kein Wunder, daß die Lage der Kolonisten eine schwierige ist. In Ostpreußen waren bis zum 31. Dezember 1913 1550 Ansiedler angesetzt; davon waren nur 32 Prozent Arbeiter- und Handwerkerstellen, dagegen 61 Prozent Klein- und Mittelbauernstellen. Man hat versucht, deutsche Rückwandererfamilien anzusiedeln; doch auch hier ist der Erfolg ausgeblieben. Durch Vermittlung des deutschen Fürsorgevereins für Rückwanderer kamen vom Jahre 1909 bis inklusive 1913 22 014 Personen, darunter 12 699 arbeitsfähige, nach Deutschland; von diesen kauften sich nur 239 als Ansiedler an.

Diejenigen Ansiedler, die etwas kapitalkräftig sind, denken nicht daran, ihr Leben lang als Freiarbeiter tätig zu sein; sie wollen Bauern werden. Deshalb wechseln sie die Scholle, um dabei Gewinne zu erzielen. Im Jahre 1913 haben in der Ostmark nicht weniger als 576 Ansiedler ihren Besitz gewechselt, und die Ansiedlungskommission erklärt in ihrer Denkschrift, daß beim Verkauf der Stellen zum Teil erhebliche Gewinne erzielt worden sind. Das Ansiedlerland als Spekulationsobjekt! Auch ein Erfolg der inneren Kolonisation.

Nicht ein Kenner der Verhältnisse glaubt heute, daß mit der Ansiedlung von Landarbeitern die Leutenot beseitigt wird. Diese brennt inzwischen den Agrariern immer nachdrücklicher auf den Nägeln. Und es werden massenhaft Vorschläge gemacht, um dem Landarbeitermangel zu begegnen. Und nicht nur die Landarbeiter, sondern auch die Nachkommen der Kleinbauern fliehen vom Lande. Wenn die Sozialdemokratie auf die ungünstige wirtschaftliche Lage der kleinen Bauern aufmerksam gemacht hat, ist in der Regel auf die süddeutschen Verhältnisse verwiesen worden, und auch manche Schwärmer für »Familienwirtschaften« finden die Zustände in kleinen bäuerlichen Familien geradezu »ideal«. In Berlin besteht ein bürgerlicher Ausschuß zur Förderung der Arbeiterinneninteressen. Dieser hat mit Hilfe eines Komitees von Sachverständigen, dem Professoren, Pfarrer, Landwirte, Agrarierfrauen angehören, eine Umfrage über die Berufs- und Lebensverhältnisse der ländlichen Arbeiterinnen wie der Frauen und Töchter der Kleinbauern veranstaltet. Dieser Ausschuß berichtet aus Süddeutschland, daß dort die Söhne und Töchter der Kleinbauern vielfach in die Städte wanderten, daß die landwirtschaftliche Arbeit in der Hauptsache auf der Frau laste. Im Sommer hätte sie eine Arbeitszeit von 14 bis 18 Stunden (das ist das »Ideal der Familienwirtschaften«!), im Winter müßte die Frau auch 11 bis 13 Stunden tätig sein. Es sei eine Landverdrossenheit eingerissen. Die Krankheiten nähmen zu. Da die Frauen bis kurz vor ihrer Entbindung arbeiten müßten und nach ihr auch zu früh aufständen, so wären die Unterleibskrankheiten häufig anzutreffen. Selbstverständlich wird man in gewissen Kreisen nach wie vor die herzlich dumme Phrase proklamieren: »Das deutsche Bauerntum ist

und bleibt die Quelle ewiger Erneuerung der physischen Kraft für alle Volksklassen.« Kürzlich beschäftigte man sich auf einer Berliner Tagung zur Förderung der Arbeiterinneninteressen mit der Frauenarbeit auf dem Lande, und in einer Resolution wurden als Gründe für die Abwanderung der Frau vom Lande unter anderem angegeben:

Die landwirtschaftliche Berufsarbeit ist zwar nicht schädlich für den gesunden weiblichen Körper, aber mit starker physischer Anspannung, langen, zum Teil ungeregelten Arbeitsstunden verknüpft. Dabei hat es der arbeitenden Mutter an Schutz und Pflege gefehlt.

Gefordert wird in der Resolution unter anderem »eine geregelte Beschäftigungszeit«. Bemerkenswert ist, daß kürzlich der kommandierende General des ersten Armeekorps eine Verfügung zur Bekämpfung der Leutenot erließ, in der gesagt wurde:

Die von Jahr zu Jahr stärker werdende Abwanderung der ländlichen Bevölkerung Ostpreußens nach den Großstädten und Industriebezirken des Westens schädigt nicht nur das wirtschaftliche Leben der Provinz auf das empfindlichste, sondern erschwert auch die Mobilmachung des Armeekorps und wird so zu einer nationalen Gefahr, der entgegenzuarbeiten eine Pflicht der militärischen Vorgesetzten aller Grade ist.

Die nationale Gefahr steigert der Militarismus selber in hohem Maße, denn er nimmt ja den Landwirten die Arbeitskraft fort. So klagte in der »Ostpreußischen Zeitung« ein masurischer Agrarier: »Die Mehreinstellung von 53 000 Rekruten hat uns noch des letzten arbeitsfähigen Burschen beraubt.« Und mit jeder neuen Militärvorlage werden die Verhältnisse schlimmer. Aber gerade die Konservativen stimmen mit Hurra für die Forderungen der Regierung. Und nicht nur wegen der Landesverteidigung tun sie das. Graf Westarp sagte auf dem letzten ostpreußischen konservativen Parteitag, er und seine Freunde wünschten, daß möglichst alle jüngeren Leute durch die vorzügliche Schule des deutschen Heeres gehen sollten.

Daß die deutsche Landwirtschaft vor allem von den ausländischen Arbeitskräften abhängig ist, hat in der letzten Zeit vielfach zu Erörterungen geführt. Vorläufig kommen noch die Ausländer. Nach dem deutsch-russischen Handelsvertrag muß ja Rußland Landarbeiterpässe mit $10^1/_2$ Monaten Gültigkeit ausstellen. Und in diesem Jahre sind die russisch-polnischen Arbeiter sehr früh nach Deutschland gekommen, und zwar zu einer Zeit, in der sie eigentlich noch nicht gebraucht werden. Die Landwirtschaftskammer für Ostpreußen mußte die Agrarier bitten, das »Opfer« zu bringen und die Leute früher als sonst einzustellen, da sie später die erforderlichen Arbeitskräfte nicht erhalten würden. Wie lange dieser Zustrom anhalten wird, ist eine andere Frage, denn in einigen Teilen Rußlands ist auch eine Landflucht entstanden, die das Steigen der Löhne bewirkt, was wiederum unter den Saisonarbeitern die Lust zum Auswandern vermindert. Und die Schwierigkeiten, die Rußland dem Deutschen Reiche beim Abschluß eines neuen Handelsvertrags in der Auswandererfrage machen kann und sicherlich auch machen wird, dürfen nicht unterschätzt werden, denn die wirtschaftlichen Verhältnisse in Rußland sind nicht dieselben wie vor zehn Jahren. In Deutschland schlägt man jetzt allerlei Mittel, taugliche und untaugliche, zur Linderung der Landarbeiternot vor. So erklärt man, daß für die ländlichen Ar-

beiter die Schaffung der Allmende von größter Wichtigkeit sei. Die Gemeinden sollten Land kaufen und es an die Arbeiter zur Benutzung verpachten. Nach einer Statistik des Reiches waren im Jahre 1898 an Allmenden vorhanden: Ungeteilte Weide in 12 492 Gemeinden 441 635 Hektar, nutzungsberechtigte Betriebe 429 468; ungeteilter Wald in 12 368 Gemeinden 1 340 160 Hektar, nutzungsberechtigte Betriebe 510 846; aufgeteiltes Gemeindeland in 8560 Gemeinden 264 309 Hektar, Betriebe mit Gemeindelehen 382 833. Die Hälfte aller Allmenden kommt auf Preußen und ein Viertel auf Bayern. Ackerland als Allmende ist nur noch in Süddeutschland zu finden. Die jetzigen Allmenden sind kümmerliche Reste des Gemeindeeigentums, das früher bestand. In Preußen wurde ihm im achtzehnten Jahrhundert der Krieg erklärt. Es wurde damals zum Teil »zum Besten der Landeskultur« aufgehoben. Man war der Meinung, daß Gemeindegüter dem Staate und der Gemeinde schädlich seien. Und jetzt soll dieses »Schädliche« für die Landarbeiter eingeführt werden. Dabei sind die Grundstückspreise ganz gewaltig gestiegen, so daß die Gemeinde den Arbeitern eine recht erhebliche Pacht abnehmen muß, wenn sie auf ihre Kosten kommen will. Und wenn die Allmende den Arbeiter auch nicht so fest an die Scholle bindet als das Ansiedlerland, so kommt er doch in Schwierigkeiten, wenn er plötzlich die Arbeitsstelle verläßt und aus dem Dorfe muß. Dann wird der Arbeiter allemal Verluste erleiden. Und bearbeiten muß er das gepachtete Land auch in seiner sehr karg bemessenen freien Zeit. Man darf die Allmende des Landarbeiters durchaus nicht auf eine Stufe mit dem Schrebergarten des großstädtischen Arbeiters stellen. Dieser büßt vom Ertrag seines gepachteten Gärtchens nichts ein, wenn er seine Arbeitsstelle verliert. In der Regel gelingt es ihm, in derselben Stadt eine neue zu erhalten. Der Landarbeiter muß jedoch vom Gutshof und vielfach auch aus dem Dorfe, wenn er nach der Meinung der Agrarier »ein aufsässiger Kerl« ist, sich mit seinem Arbeitgeber überwirft oder gar »die Leute aufwiegelt«. Kommen diese Differenzen mitten im Sommer vor, dann heißt es meist für den Arbeiter, die Gemeinheiten des Gutsbesitzers einstecken oder auf den zu erwartenden Ertrag der Allmende verzichten. Schon heute verlieren die Landarbeiter oft einen Teil Naturallohn — wenn sie die Arbeitsstelle vorzeitig verlassen oder von den Agrariern ohne Einhaltung der Kündigungsfrist entlassen werden, was häufig genug vorkommt. Auch die Allmenden werden zweifellos dazu benutzt werden, um den Landarbeiter wenigstens für eine bestimmte Zeit fest an die Scholle zu binden. Und nichts schädigt den Landarbeiter mehr als eine derartige »Seßhaftmachung«. Zahlreiche andere Mittel sind empfohlen und auch angewandt worden, um die Landarbeiter an die Scholle zu fesseln und um die Leutenot zu mildern. Im Jahre 1913 empfahl der Vorstand der Lebensversicherungsanstalt der Ostpreußischen Landschaft, die Volksversicherung einzuführen mit der Begründung, daß sie auch vom Gutsbesitzer als Mittel benutzt werden könne, um die Arbeiter zur Seßhaftmachung zu erziehen. Als ein Verband ostpreußischer Rindviehversicherungsvereine gegründet wurde, hieß es in der Gründungsversammlung, die Landwirtschaftskammer verfolge mit der Gründung den Zweck, den kleinen Landwirt und den Landarbeiter dadurch in seinem Besitz zu befestigen, seßhaft zu machen und an die Scholle zu fesseln. Im Heere bekämpft

man durch Arbeitsvermittlung und Unterricht die Landflucht; es ist offen zugegeben worden, daß die Hälfte der vom Lande stammenden Rekruten nicht in die ländliche Heimat und in den landwirtschaftlichen Beruf zurückkehrt. Der Kriegsminister ist von den Organisationen der Agrarier ersucht worden, die der Arbeiterbevölkerung angehörenden ostpreußischen Rekruten nur in ostpreußischen Regimentern einzureihen. Um die Schulkinder mehr der Ausbeutung zu überliefern, ersuchte der Vorstand der Landwirtschaftskammer die Regierung, den Vormittagsunterricht in den Landschulen allgemein einzuführen. Und sofort wurden die Kreisschulinspektoren ermächtigt, nach Möglichkeit den Unterricht auf den Vormittag zu verlegen und den agrarischen Wünschen, »soweit es nur angängig sei«, zu entsprechen. Es ist der Vorschlag gemacht worden, die Landarbeiterfrauen noch mehr als bisher zur Arbeit heranzuziehen, und ein Regierungs- und Schulrat wünscht die Einführung des landwirtschaftlichen Arbeitsunterrichtes für Schulkinder, um den Kindern »die Reize der landwirtschaftlichen Arbeit zum Bewußtsein« zu bringen. Die Kinder sollen gruppenweise praktischen Landwirten übergeben werden, die sie einmal in der Woche beschäftigen sollen. Der Unterricht soll an einem solchen Tage ganz ausfallen, und der Landwirt würde jede Woche zwanzig Hände auf eine Reihe Stunden in die Wirtschaft bekommen. Fortgesetzt ist die Regierung ersucht worden, die Ferien zu verlängern, und sie ist jetzt diesem Drängen nachgekommen. Sommer- und Herbstferien sind für das Land um eine Woche verlängert worden, natürlich nicht aus Liebe zu den Kindern. Im Regierungsbezirk Gumbinnen besteht die Bestimmung, daß die Hüteknaben zweimal im Monat am öffentlichen Gottesdienst teilnehmen sollen. Der landwirtschaftliche Zentralverein Insterburg ersuchte die Regierung, diese Bestimmung aufzuheben!! Die Regierung lehnte das ab, aber nicht mit Rücksicht auf das »Seelenheil« der Kinder, sondern weil die Beseitigung der Bestimmung »in kirchlichen Kreisen Anstoß erregen würde«. Es wird versucht, städtische junge Leute als Aushilfsarbeiter in der Ernte zu beschäftigen. Und der Jungdeutschlandbund hat im vergangenen Jahre dazu die ersten Mannschaften geliefert. Es ist diesen ein Taglohn von 75 Pfennig bis 1,25 Mark gezahlt worden. Dazu hat man ihnen freie Verpflegung, Unterkunft sowie Hin- und Rückreise gewährt. Die Reise ist noch auf Gutscheinen des Arbeitsnachweises der Landwirtschaftskammer zu ermäßigten Preisen ausgeführt worden. Die Versuche sollen fortgesetzt werden.

Dann sind von den maßgebendsten agrarischen Organisationen in diesem Jahre eine Anzahl Beschlüsse gefaßt worden, die den Beweis liefern, daß die jahrzehntelange Kritik der Sozialdemokratie nicht erfolglos gewesen ist. Der deutsche Landwirtschaftsrat beschäftigte sich am 10. Februar in Berlin mit der Frage der allmählichen Abstoßung der ausländischen Wanderarbeiter. Professor Dr. Gerlach-Königsberg erörterte die Verbesserung der Lebens- und Wirtschaftsbedingungen der Landarbeiter, und als erste Forderung in seinen Leitsätzen erhob er den Bau gesunder Wohnungen. Er wünschte die Eingliederung der Landarbeiter in das landwirtschaftliche Vereins- und Genossenschaftswesen und erhob die Forderung der inneren Kolonisation, um die Landarbeiter an die Scholle zu fesseln. Gleichzeitig forderte der Referent öffentliche Arbeitsnachweise, Rechtsauskunfteien und Schlichtungsämter für Streitigkeiten aus

dem Arbeitsverhältnis. Wenn solche Forderungen im Landwirtschaftsrat erhoben werden, so sollte die Gesetzgebung nicht länger säumen, sondern für die Landarbeiter Schiedsgerichte nach der Art der Gewerbegerichte schaffen. Man hat sich inzwischen auch in agrarischen Kreisen überzeugt, daß es die jetzige Rechtspflege ist, die vielfach die Arbeiter vom Lande treibt. Der deutsche Landwirtschaftsrat, der eine Reihe Forderungen Gerlachs zu den seinen machte, nahm auch den Antrag an: »Für die wissenschaftliche Erforschung der Landarbeit und der Wirtschaftsverhältnisse der Landarbeiter und Kleinstellenbesitzer sind Mittel bereitzustellen.« Freilich, diese »wissenschaftliche Erforschung« darf nicht nach bekanntem agrarischem Muster vorgenommen werden. Da hat zum Beispiel derselbe Professor Dr. Gerlach kürzlich ein Buch über die Landarbeiterverhältnisse in der Provinz Ostpreußen herausgegeben, in dem die Resultate der Erhebungen der Landwirtschaftskammer seit zehn Jahren wiedergegeben worden sind. Es sind nur die Verhältnisse weniger Landarbeiterfamilien »erforscht« worden, und das Ergebnis lautet natürlich sehr günstig. Die Leute sollen sich gut nähren, sie sollen zum Teil bedeutende Ersparnisse machen, und über die Arbeitszeit für Arbeiter des Bauernbesitzes wird gesagt, daß sie im Sommer durchschnittlich 10 bis 11, im Winter 8 Stunden dauere. Nach diesen Darlegungen nähert man sich in Ostpreußen auf dem Lande bereits dem arg verschrienen Achtstundentag. Dabei hat dieselbe Landwirtschaftskammer, die bei ihren »Erhebungen« dieses Resultat »festgestellt« hat, sich im Jahre 1913 gegen eine Verlängerung der Arbeitszeit auf dem Lande gewandt. In agrarischen Kreisen machten sich nämlich Bestrebungen auf Einführung einer Frühzeit im Sommer bemerkbar. Die Uhren sollten in den Sommermonaten um eine Stunde vorgestellt werden. Der Vorstand der Landwirtschaftskammer für Ostpreußen antwortete auf ein Rundschreiben des Landesökonomiekollegiums, daß er gegen die Einführung der Frühzeit schwere Bedenken habe. In allen denjenigen Betrieben, die in alter Weise von Sonnenaufgang beziehungsweise von einer sonstigen bestimmten Morgenzeit an bis zum Sonnenuntergang die Arbeitszeit ansetzten, würde eine Verlängerung der Arbeitszeit eintreten, die nur zu Mißhelligkeiten mit der Arbeiterschaft führen würde. Eine Arbeitszeit im Sommer von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang währt nicht 10 und 11, sondern 16 bis 18 Stunden. So widerlegt die Landwirtschaftskammer treffend ihre eigenen »wissenschaftlichen Erhebungen«.

Am 5. Februar 1913 fand die Hauptversammlung des Landesökonomiekollegiums statt, und sie beschäftigte sich mit der Förderung des Wohnungsbaus auf dem Lande und faßte folgenden Beschluß: Der Herr Landwirtschaftsminister möge eine Kommission berufen zur Prüfung der Frage, wie größere Mittel flüssig zu machen sind zur Förderung des Neubaus von Landarbeiterwohnungen dort, wo ein Bedürfnis vorliegt. In einem Antrag des Rittergutsbesitzers v. Klitzing (Nieder-Zauche) wurde erklärt, die Verbesserung der Landarbeiterwohnungen sei ein wichtiges Mittel im Kampfe gegen die Landflucht der Landarbeiter. Professor Dr. Aereboe sprach über die Hebung der Arbeitsleistungen als Mittel gegen den Landarbeitermangel. Neben der Einführung der

Akkordarbeit empfahl der Redner eine allmähliche Erhöhung der Löhne und Abschaffung des Naturallohns. Das letztere würde auch für den Arbeitgeber nützlich sein, da die Arbeiter von ihm ihre Naturalien kaufen müßten. Die Bestrebungen auf Einführung der Akkordarbeit sind natürlich zu bekämpfen, doch die Beseitigung des Naturallohns würde von den Landarbeitern nur begrüßt werden, da dann zahlreiche Streitigkeiten in Fortfall kommen würden.

Am 21. März 1914 hat die Hauptversammlung der Vereinigung für exakte Wirtschaftsforschung getagt, und hier sind die Feststellungen der Studienkommission für Erhaltung des Bauernstandes, für Kleinsiedlung und Landarbeit bekanntgegeben worden. Es wird hier ausdrücklich zugegeben, daß das Ziel, die Zahl der dauernd als Landarbeiter tätigen Personen mit der unbedingt erforderlichen Beschleunigung zu vermehren, durch die Schaffung von Arbeitereigentumsstellen allein nicht annähernd erreicht werden könne. Man stellt fest, daß auf dem Lande neben den kontraktlich gebundenen Arbeitern auch eine erhebliche Zahl von sogenannten Freiarbeitern gebraucht werde. Nötig sei die Schaffung von Mietwohnungen und Pachtland. Die notwendige wesentliche Vermehrung guter Mietwohnungen mit ausreichendem Stallraum in den Bauerndörfern könne erfolgen durch die Gemeinde oder durch private Bautätigkeit. Es wird also hier der kommunale Wohnungsbau gefordert, vor dem sich liberale Großstadtverwaltungen in der Regel bekreuzigen. Dann wird die Schaffung dauernder Arbeitsgelegenheit als notwendig erklärt, und es heißt, in Dörfern, die nur kleinbäuerlichen Besitz haben und in deren Nähe sich wenig Groß- und großbäuerliche Betriebe befinden, ist die Arbeitsgelegenheit für Landarbeiter ungünstig. Der Nachwuchs sei in solchen Dörfern, namentlich beim Fehlen benachbarter Industriebetriebe, größtenteils zum Abwandern genötigt.

Man sieht, daß in der Beurteilung der Ursachen der Abwanderung der Arbeiter vom Lande in den maßgebenden agrarischen Kreisen ein Umschwung eingetreten ist. Früher führte man die Leutenot auf die »sozialdemokratische Verhetzung«, auf die »Vergnügungssucht«, auf die »Verlockungen der Großstädte« zurück. Und wenn die Sozialdemokratie die schlechten Landarbeiterwohnungen kritisierte und bessere forderte, sprach man von »Verleumdungen« und erklärte, der Landarbeiter wohne gut und sein Herr sorge für ihn in ausreichendem Maße. Heute wird von den bedeutendsten agrarischen Körperschaften der Bau gesunder Landarbeiterwohnungen an die Spitze der Maßnahmen zur Bekämpfung des Landarbeitermangels gestellt. Auch in anderer Beziehung nähert man sich — wenn auch vorsichtig — den Forderungen, die von der Sozialdemokratie für die Landarbeiter erhoben worden sind. Die Leutenot ist eine Kalamität, die beseitigt werden muß. Und die jetzige Situation ist für die Gesetzgebung eine besonders günstige. Sie sollte schleunigst die Initiative ergreifen und vor allem moderne Rechtsverhältnisse für die arbeitende Landbevölkerung schaffen. Daneben dürfen auch der Kinder- und Mutterschutz, die Regelung des Wohnungswesens und der Arbeitszeit nicht fehlen.

Kleinwohnungsbau in Oberſchleſien.

Von R. Anderſch.

Die gewaltig ſich entwickelnde Induſtrie Oberſchleſiens mit ihrem ſich ſtändig ſteigernden Bedarf an Arbeitskräften hat die oberſchleſiſchen Induſtriemagnaten ſchon ſehr frühzeitig veranlaßt, der Beſchaffung von Kleinwohnungen, die den Bedürfniſſen der Arbeiterſchaft angepaßt ſind, ganz beſondere Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Schon Mitte des vorigen Jahrhunderts, als die oberſchleſiſche Montaninduſtrie durch eine ſprunghafte Entwicklung direkte Wohnungsnot zeitigte, gingen die Werke dazu über, durch den Bau von Arbeiterwohnungen aus eigenen Kapitalien dieſem Wohnungsmangel zu begegnen. Seitdem hat die Induſtrie der Errichtung von Werkswohnungen eine ſteigende Aufmerkſamkeit zugewandt mit dem Erfolg, daß heute der überaus größte Teil der arbeitenden Bevölkerung des oberſchleſiſchen Induſtriebezirkes in den von den Werken errichteten oder von dieſen gepachteten Häuſern wohnt. Man hat damit vermieden, eine eigentliche Wohnungsnot aufkommen zu laſſen wie beiſpielsweiſe im Ruhrgebiet. Die dort für die Zeit von 1871 bis 1901 rund 350 Prozent betragende Bevölkerungszunahme in dieſem Gebiet zeitigte durch den naturgemäß eintretenden Wohnungsmangel eine ſtarke Preisſteigerung von Kleinwohnungen. Dies hatte wieder zur Folge, daß das private Baukapital ſich in erheblichem Maße an der Errichtung von Arbeiterwohnhäuſern beteiligte.

Die oberſchleſiſche Induſtrie hat es jedoch in kluger Vorausſicht verſtanden, durch rechtzeitige Beſchaffung von Arbeiterwohnungen das private Baukapital auszuſchalten. Auch hier iſt die Bevölkerungszunahme eine ganz außerordentliche. Es betrug die Zunahme in der Zeit von 1890 bis 1910, alſo innerhalb zwanzig Jahren, in den Städten Kattowitz 161,4 Prozent, Gleiwitz 127,0, Königshütte 99,0, Beuthen 83,5 Prozent und in den Landkreiſen, die den eigentlichen Induſtriebezirk umfaſſen: Beuthen 129,7 Prozent, Zabrze 116,8, Kattowitz 108,0 Prozent.

Trotz dieſer gewaltigen Bevölkerungszunahme war es aber gerade der Arbeitermangel, der die oberſchleſiſche Großinduſtrie zu ihrer umfangreichen Wohnungsbautätigkeit veranlaßte. Die ungünſtige geographiſche Lage des Induſtriebezirkes, der eingekeilt iſt zwiſchen die beiden Nachbarreiche Öſterreich und Rußland, bedingt es, daß für die Bevölkerungszunahme der Zuzug aus anderen Gegenden des Reiches eine ſehr untergeordnete Rolle ſpielt. Die Zunahme beruht alſo faſt ausſchließlich auf der natürlichen Vermehrung der angeſeſſenen Bevölkerung. Der ſteigende Bedarf der Induſtrie an Arbeitskräften in Verbindung mit dem mangelnden Zuzug mußte daher die Werke veranlaſſen, einer Abwanderung des Bevölkerungsüberſchuſſes entgegenzuwirken. Die Beſchaffung billiger, den Verhältniſſen der oberſchleſiſchen Arbeiter angepaßter Wohnungen erwies ſich als ein Mittel, das in mehr als einer Hinſicht den Intereſſen des Induſtriekapitals ſich nutzbar erwies. Dadurch, daß die Wohnung in nächſter Nähe der Arbeitsſtätte liegt, daß ſie ein Ställchen für Kleinvieh, einen Keller zur Aufbewahrung von Kraut- und Kartoffelvorräten umfaßt, meiſtens auch noch ein Stückchen Ackerland zum Anbau von Kartoffeln und Gemüſe dazu gehört, übt die »gewerkſchaftliche«, das heißt von der Werksverwaltung hergeſtellte Wohnung einen ſtarken Anreiz auf den oberſchleſiſchen Arbeiter aus. Die günſtige Wohngelegenheit und die Ausſicht einer dauernden Arbeitsgelegenheit veranlaßt andererſeits aber wieder den ledigen Arbeiter zum frühzeitigen Eingehen der Ehe, meiſt zu Beginn der zwanziger Jahre, und damit zur Seßhaftwerdung. Dies begünſtigt aber wieder eine raſche Vermehrung der einheimiſchen Bevölkerung und den natürlichen Erſatz reſpektive die Beſchaffung von Arbeitskräften. Iſt doch die Beſchaffung dieſer Arbeitskräfte eine ſtändige Sorge der Werksverwaltungen. In welcher Weiſe dieſer Bedarf ſich geltend macht, ſei an folgender Tabelle an zehn Steinkohlengruben gezeigt, die in rein ländlicher Gegend in den letzten zwölf Jahren entſtanden ſind.

Die Belegschaftsziffer betrug:

Name der Grube	Gesamtarbeiterzahl	
	1900	1912
Böerschächte	—	958
Rheinbabenschächte	221	1190
Donnersmarckgrube	—	1412
Castellengogrube	158	1993
Dubenskogrube	390	2017
Knurow	—	2147
Donnersmarckhüttegrube	—	2301
Delbrückschächte	—	2736
Preußengrube	115	2785
Carmerschacht	—	3050
Zusammen	884	20589

Die Zunahme der Belegschaft beträgt also von 1900 bis 1912 rund 20 000 Mann, wovon etwa 12 000 verheiratet sind und eigene Wohnung besitzen. Die gesamte Belegschaft einschließlich der Ledigen wohnt mit verschwindend geringen Ausnahmen in den eigens errichteten Werkskolonien. Da freier Wohnraum für solche Menschenmassen (in vorliegendem Falle handelt es sich allein um etwa 70 000 Köpfe) nicht ohne weiteres vorhanden sein kann, so mußte er beschafft werden, eine Aufgabe, die fast ausschließlich durch die Werksverwaltungen gelöst wurde. Da die Werke infolge ihrer umfangreichen Bautätigkeit erheblich billiger bauen, sich auch mit einer geringen Verzinsung der angelegten Kapitalien begnügen, im Durchschnitt mit 3 Prozent, so hält sich die private Bautätigkeit absichtlich fern. Die Beschaffung von Arbeiterwohnungen ist somit fast völlig den Werken überliefert. Nach den im Jahre 1912 angestellten Erhebungen des Berg- und Hüttenmännischen Vereins haben die bis zu diesem Zeitpunkt für Wohnungszwecke angelegten Kapitalien rund 145 Millionen Mark betragen. Davon entfielen auf:

Steinkohlengruben	105865377	Mark
Erzgruben	1417500	-
Eisenhütten	25982937	-
Zink-, Blei- und Silberhütten	10030483	-
Sonstige Betriebe	1688494	-
Summa	144984792	Mark

Mit diesen gewaltigen Kapitalien ist es den Werken gelungen, rund 45 000 Wohnungen zu beschaffen, wobei die Gestehungskosten einer Wohnung im Durchschnitt auf etwa 3200 Mark zu veranschlagen sind. Da die vorgenannte Statistik 112 000 verheiratete Arbeiter, einschließlich Beamte, aufweist, so wären für 40 Prozent der verheirateten Arbeiter (einschließlich Beamte) Werkswohnungen vorhanden.

Damit ist aber die Wohnungsfürsorge der oberschlesischen Großindustrie noch nicht erschöpft. Von den gleichzeitig nachgewiesenen 72 000 ledigen Arbeitern wohnten in Schlafhäusern der Verwaltung rund 27 Prozent oder 19 000 Mann. Da von den restlichen 53 000 Ledigen noch 40 000 bei den Eltern wohnten, so ergibt sich, daß von den durch obengenannte Statistik nachgewiesenen 184 000 männlichen Arbeitern rund 100 000 mit ihren Wohnungsverhältnissen vollkommen von ihren Arbeitgebern, den Werksverwaltungen abhängig sind — eine Abhängigkeit der oberschlesischen Industriearbeiter, die durch die neuerdings noch bedeutend gesteigerte Wohnungsbautätigkeit der Werke bald die gesamte Arbeiterschaft des Industriebezirkes umfassen wird.

Es liegt klar auf der Hand, daß durch die mit ſo ungeheuren Kapitalien geſchaffenen Werkswohnungen die Unternehmer das Arbeitsverhältnis in einer Weiſe beeinfluſſen, die ihnen ein rieſiges wirtſchaftliches Übergewicht verſchafft. Ganz beſonders aber ſind es die Arbeiterfrauen, die dieſem Einfluß und den etwaigen wirtſchaftlichen Folgen eines Arbeitswechſels des Mannes unterliegen. Wohnungen in privaten Häuſern ſind an ſich ſchwer zu erlangen, in der Nähe des bisherigen Wohnſitzes aber oft überhaupt nicht. Kommt es dann einmal wirklich zu Lohndifferenzen in größerem Umfang, ſo iſt es nicht zum wenigſten die Sorge um eine neue Wohngelegenheit, die die Frau veranlaßt, den Mann zur Aufgabe ſeiner Forderung zu bewegen. Und ſo ſehen wir denn auch, daß alle bisherigen größeren Lohnbewegungen der oberſchleſiſchen Bergarbeiter nach kurzer Zeit immer wieder völlig ergebnislos zuſammenbrachen. Die Herren Grubenmagnaten haben ihre Millionen nicht umſonſt angelegt, die Erfolge ihrer rechtzeitigen Wohnungspolitik ſind nicht ausgeblieben. Während es aber nur eigennützige Intereſſenpolitik iſt, die die Herren zu ihrer Wohnungsfürſorge veranlaßt hat, verſtehen ſie es ſtändig, ihren hochentwickelten ſozialen Sinn für alle Arbeiterfragen als die Triebfeder ihres Tuns hinzuſtellen. Um die ſo bedeutenden Lohnunterſchiede zwiſchen den öſtlichen und den weſtlichen Induſtriearbeitern zu vertuſchen, wird in den Berichten der oberſchleſiſchen Gruben- und Hüttenmagnaten ganz beſonders der Vorteil des billigen Wohnens ihrer Arbeiter in Anſatz gebracht. Dieſer Vorteil ſoll einſchließlich des angeblich billigeren Lebensunterhaltes auf mindeſtens 300 Mark zu veranſchlagen ſein.

Wenn man aber dieſe Zahlen genauer unterſucht, ſo ergibt ſich folgendes: Nach den Angaben des Bergaſſeſſors Kurt Seidel in der vom Berg- und Hüttenmänniſchen Verein 1913 herausgegebenen Feſtſchrift beträgt der Mietpreis für die am meiſten begehrten Arbeiterwohnungen von Stube und Küche in den alten, mit geringen Koſten errichteten Wohngebäuden monatlich 2, 3 bis 6 Mark. Der Zahl nach ſpielen dieſe alten Wohnungen keine große Rolle neben der großen Zahl der neueren Wohnungsbauten. In dieſen koſtet eine ebenſolche Wohnung monatlich 8 bis 9 Mark. Der durchſchnittliche Miekertrag aller Werkswohnungen wird von Seidel mit 100 Mark pro Jahr angegeben. Demgegenüber beträgt der Mietpreis in privaten Wohnhäuſern, ſoweit ſolche in reinen Induſtriedörfern vorhanden ſind, 9 bis 11 Mark monatlich oder 120 Mark jährlich. Dies trifft unter anderem zu in Neudorf, Paulsdorf, Friedenshütte, Lipine, Schleſiengrube und anderen Orten. In den Städten ſind die Preiſe erheblich höher. So iſt der Durchſchnittspreis in Königshütte etwa 13 Mark monatlich, in Gleiwitz 16 Mark, ebenſo in Beuthen, in Kattowitz, wo ſolch kleine Wohnungen nur in ſehr kleiner Zahl zur Verfügung ſtehen, 18 Mark. In dem großen Doppelort Laurahütte-Siemianowitz iſt der Preis durchſchnittlich auf 15 Mark monatlich zu veranſchlagen. Der Vorteil, der aus den billigeren Werkswohnungen gegenüber den privaten Wohnungen für die Arbeiter herauszurechnen wäre, könnte demnach höchſtens auf 100 Mark jährlich veranſchlagt werden, in den überwiegend meiſten Fällen jedoch nur auf 20 Mark. Ferner zeigt die Calwerſche Wirtſchaftsſtatiſtik, daß der Nahrungsmittelaufwand im oberſchleſiſchen Induſtriebezirk ſehr wenig gegen den im rheiniſch-weſtfäliſchen Induſtriebezirk zurückſteht. Es iſt alſo nicht zutreffend, daß der oberſchleſiſche Induſtriearbeiter trotz des etwa 500 Mark betragenden Lohnunterſchieds ſich wirtſchaftlich nicht ſchlechter ſtellt als ſein weſtlicher Kamerad.

Sollte aber dieſe Tatſache nicht auch für die oberſchleſiſchen Gemeinden, für ihre geſamte wirtſchaftliche Entwicklung von großem Intereſſe ſein? Unzweifelhaft iſt die Kaufkraft des oberſchleſiſchen Induſtriearbeiters eine bedeutend geringere als die der Arbeiter im Weſten des Reiches. Ebenſo unzweifelhaft iſt es aber auch, daß durch die vollſtändige Überlaſſung einer großzügigen Arbeiterwohnungsfürſorge an die Induſtrieherren die Gemeinden außerordentlich geſchädigt werden.

Alle kräftigen, jungen und vollwertigen Arbeiter werden von der Großindustrie herangezogen. Ein ganzes Netz wirtschaftlicher Abhängigkeit sorgt dafür, daß das Lohnniveau das denkbar niedrigste bleibt. Ist der Arbeiter jedoch nach einer Reihe von Jahren verbraucht, so wird er abgelegt, muß seine Wohnung in der Werkskolonie räumen und jetzt als minderwertiger Arbeiter nach der Stadt ziehen, um dort seinen Erwerb zu suchen. Diese wenig oder gar nicht mehr steuerkräftigen Arbeiter bedeuten für die Gemeinde keinen Gewinn, sondern werden nach einigen weiteren Jahren mit die Ursache der so außerordentlich hohen gemeindlichen Armenetats. Es ist vorauszusehen, daß mit der weiteren Entwicklung der oberschlesischen Industrie dieses Verhältnis immer ungünstiger werden wird. Es wäre deshalb Aufgabe der Gemeinden, gleichfalls durch eine gesunde Wohnungspolitik diesen Schäden entgegenzuwirken. Aus den schon einleitend gekennzeichneten Umständen geht das private Kapital an den Bau von Arbeiterwohnhäusern nicht heran. Wo aber bisher solche Wohnungen aus früheren Jahren vorhanden sind, sind sie zum größten Teil als ungesund und kulturwidrig zu bezeichnen. In unsäglich öden, stillosen Gebäudekomplexen eine Menge meist finsterer und dumpfiger Löcher, deren Reparatur nicht dem Hauswirt, sondern dem Mieter obliegt und deshalb meist unterbleibt, das sind die Arbeiterwohnungen, die das oberschlesische Baukapital bisher entstehen ließ. Da wegen der großen Konkurrenz des Werkskapitals der Bau von Arbeiterwohnhäusern unterbleibt, weil er nicht rentabel genug ist, hat sich das private Baukapital in der Hauptsache auf den Bau von Groß- und Mittelwohnungen geworfen und für Arbeiterwohnungen dem Hütten- und Grubenkapital das Feld fast völlig allein überlassen. Freilich muß gesagt werden, daß in sanitärer und kultureller Beziehung die Arbeiterwohnungsbauten der Großindustrie fast durchweg turmhoch über denen der privaten Bauherren stehen. Manche dieser Schöpfungen, zum Beispiel die Kolonien Gieschewald und Knurow, sind in ihrer Großzügigkeit und inneren Einrichtung als mustergültig zu bezeichnen. Eine ganze Reihe neuer Kolonien wie Dubenskogrube, Fürstengrube, Kostuchna, Emmagrube, Römergrube, Bradegrube und andere reihen sich den erstgenannten würdig an. Daß sich an Schöpfungen ähnlicher Art das private Baukapital nicht heranmacht, ist durchaus verständlich. Hier müssen jedoch die Gemeinden eingreifen, in deren Nähe sich größere Werke etablieren. Schon deshalb müßten sie eingreifen, um der gemeinschädlichen Bildung von Gutsbezirken nach Möglichkeit entgegenzuwirken. Der Bau von Arbeiterwohnungen durch die Gemeinde unter Beschaffung billiger Hypothekendarlehen von der Landesversicherungsanstalt würde es ermöglichen, eine gesunde, dem Gemeinwohl und dem Wohl der Gemeinde dienende Wohnungspolitik auf dem Gebiet des Kleinwohnungsbaus in die Wege zu leiten. Wird dieses unterlassen, so dürften die daraus resultierenden Schäden den Gemeinden immer fühlbarer und immer drückender werden zum Schaden der Allgemeinheit, zum Nutzen einiger weniger Großkapitalisten.

„Wirtschaftsfriedliche" Industriebeamte.

Von **Hermann Lüdemann.**

Auf dem letzten Evangelisch-Sozialen Kongreß erstattete Professor Zimmermann ein Referat über das Thema »Zwang und Freiheit im Organisationsleben«. In der Diskussion kam es zu einer Aussprache über die gelben Gewerkschaften, und diese Gelegenheit glaubte der liberale Landtagsabgeordnete und Arbeitersekretär Fischer-Heilbronn zu Ausfällen gegen die Sozialdemokratie benutzen zu müssen, indem er sie und die freien Gewerkschaften für das Aufkommen der gelben Bewegung verantwortlich machte. Die scharfe Kritik, die dieses für einen Arbeiter-

sekretär doppelt merkwürdige Verhalten in der gesamten arbeiterfreundlichen Presse mit Recht erfahren hat, veranlaßte ihn dann, in einem Artikel in Naumanns »Hilfe« seine Haltung zu verteidigen und sich gegen die Charakterisierung als »liberaler Freund der Gelben« zu wehren. Aber seine Ausführungen in der »Hilfe« sind nur geeignet, die Berechtigung jener Bezeichnung zu verstärken, denn auch hier schiebt er die Schuld an der Entwicklung der gelben Vereine auf die »Überspannung des Kampfgedankens, die da und dort in der freien Gewerkschaftsbewegung vorhanden ist«, und sucht sich an der Sozialdemokratie zu reiben, während er für die Gelben wieder ein überraschendes Mitgefühl an den Tag legt und sie schlimmstenfalls als eine »Verirrung der Arbeiterbewegung« gelten lassen möchte. Gerade diese Auffassung zeugt jedoch von einer außergewöhnlichen Verständnislosigkeit für die wirklichen Zusammenhänge und muß im Interesse der Arbeiterbewegung scharf zurückgewiesen werden.

Fischer hat sich in der »Hilfe« besonders darüber beklagt, daß selbst die Fachblätter der technisch-industriellen Beamten an seiner Haltung Anstoß genommen haben. Er hätte besser getan, dem Unmut der Industriebeamten ein wenig nachzugehen und sich von ihnen über ihre Erfahrungen mit dem gelben Gift berichten zu lassen. Denn gerade die neuerlichen Bemühungen der Unternehmer zur Schaffung einer gelben Angestelltenbewegung bieten vorzügliche Beweise dafür, daß die gelben Vereine nirgends als Abwehrorganisation von Arbeitern gegen Arbeiter entstehen, überhaupt niemals dem Vereinigungsbedürfnis der Arbeitnehmer selbst entspringen, sondern stets der Initiative koalitionsfeindlicher Arbeitgeber ihre Entstehung verdanken und deshalb nur als Herrschaftsorganisationen der Unternehmer angesprochen werden können.

Aber vielleicht will Fischer bei den Privatbeamten ebenfalls eine »Überspannung des Kampfgedankens« konstruieren?

Der Kampfgedanke als Mittel zur sozialen und wirtschaftlichen Aufwärtsentwicklung ist von den Angestellten überhaupt erst in der jüngsten Zeit aufgenommen worden und hat infolgedessen bis jetzt nur einen verhältnismäßig kleinen Teil der Berufsgenossen organisatorisch erfaßt. Von den insgesamt etwa 900 000 Privatbeamten, die heute irgendwelchen Berufsvereinen angehören, entfällt höchstens ein Zehntel auf die gewerkschaftlichen Verbände. Allerdings sprechen mancherlei Anzeichen dafür, daß sie in der nächsten Zeit eine schnellere Ausdehnung erfahren werden, wie ja überhaupt kein Zweifel darüber bestehen kann, daß ihnen die Zukunft gehört. Aber das ändert doch nichts an der Tatsache, daß die übergroße Mehrzahl heute noch in Verbänden organisiert ist, deren Arbeit von dem Glauben an die Interessenharmonie zwischen Kapital und Arbeit geleitet wird, die demgemäß alle Kampf- und Streikgedanken entschieden ablehnen und zumeist in der Betätigung ihrer unternehmerfreundlichen Anschauungen so weit gehen, daß man sie unbedenklich mit den »wirtschaftsfriedlichen« Arbeitervereinen auf dieselbe Stufe stellen kann.

Trotzdem werden die organisatorischen Bestrebungen der Angestellten von den Arbeitgebern mit dem größten Mißtrauen verfolgt, und wo sich nur eine geringe Neigung zu radikaleren Tendenzen bemerkbar macht, wird sogleich eine Unterdrückungspolitik organisiert, wie sie rücksichtsloser

mancher Arbeitergewerkschaft gegenüber nicht angewendet worden ist. In einem Falle haben sie sich sogar bemüßigt gefühlt, den gewerkschaftlichen Organisationsbestrebungen der technisch-industriellen Beamten durch die Gründung eines gelben Technikervereins zu begegnen. Diese »Nationale Technikerschaft« sollte, wie die »Deutsche Arbeitgeberzeitung« so schön schrieb, »jedem ehrlich denkenden staats- und kommunalbeamteten Techniker wie auch deutsch und national empfindenden, in der Privatindustrie angestellten Techniker Raum und Gelegenheit bieten, auf wirtschaftsfriedlichem Wege sich für die Hebung des Technikerstandes in wirtschaftlicher, gesellschaftlicher und wissenschaftlicher Richtung zu betätigen«.

Aber aus dieser Betätigung ist bisher nicht viel geworden. Trotz der umfangreichen Werbearbeit, die die gesamte Arbeitgeberpresse im voraus entfaltet hatte, waren zu der ersten, konstituierenden Versammlung nur 60 Personen »aus allen Teilen des Reiches« erschienen, und von diesen erklärten sich nach Anhören des grundlegenden Referats ganze sieben Mann zur Gründung bereit. Nichtsdestoweniger waren sofort die nötigen Mittel zur Hand, um einen besoldeten Geschäftsführer anzustellen, dessen hauptsächliche Tätigkeit allerdings darin bestand, mit Empfehlungsschreiben des Reichsverbands zur Bekämpfung der Sozialdemokratie milde Gaben von den interessierten Unternehmern zu erbetteln! Nach berühmten Mustern hat er dies Geschäft denn auch so erfolgreich betrieben, daß er sich bereits nach halbjähriger Tätigkeit an Gerichtsstelle zu verantworten hatte und bald darauf für längere Zeit ins Gefängnis wandern mußte. Andere »wirtschaftsfriedliche« Erfolge sind von der Nationalen Technikerschaft bisher nicht bekannt geworden.

Günstiger für die Unternehmer sind diejenigen Bestrebungen verlaufen — und das ist wieder bezeichnend für den Charakter der gelben Bewegung —, die sich im unmittelbaren Machtbereich der Arbeitgeber, nämlich in den Fabriken selbst abgespielt haben. Der erste dieser Versuche liegt schon ein paar Jahre zurück und hat zunächst keine Nachahmung gefunden. Erst vor reichlich einem Jahre ist ein neuer Vorstoß nach dieser Richtung organisiert worden, gelegentlich der Verschmelzung des »Vereins« und der »Hauptstelle« Deutscher Arbeitgeberverbände zu der neuen »Vereinigung Deutscher Arbeitgeberverbände«. In der zu dieser Gründung einberufenen Versammlung, in der also das Scharfmachertum des ganzen Reiches vertreten war, ist nach eingehenden Beratungen die Parole ausgegeben worden, bei sinkender Konjunktur auf der ganzen Linie den Kampf gegen die radikalen Angestelltenverbände — und zwar vornehmlich gegen die der Techniker — in der Weise aufzunehmen, daß man die Angestellten systematisch den gelben Werkvereinen zuführte!

Von den Versuchen, die zur Ausführung dieses Beschlusses unternommen worden sind, interessiert wegen seiner drastischen Art besonders das Vorgehen der Maschinenfabrik Karl Krause in Leipzig. Dort wurden eines Tages sämtlichen Angestellten folgende drei Fragen vorgelegt: 1. Sind Sie Mitglied des Werkvereins? 2. Wenn nicht, wann gedenken Sie beizutreten? 3. Wenn nein, aus welchem Grunde lehnen Sie den Beitritt ab? Man kann sich denken, wie dieses dreiste Vorgehen auf

die unaufgeklärten Angestellten wirkte; aber auch für die übrigen wurde von der Geschäftsleitung in väterlicher Weise gesorgt. Wenn nämlich einer die verlangte Auskunft verweigerte oder alle Fragen mit Nein beantwortete, wurde er von dem Direktor Kommerzienrat Biagotsch ins Privatkontor zitiert und dort so lange ins Gebet genommen, bis er — natürlich »freiwillig« — seinen Beitritt zum Werkverein erklärte. Das ist aber beileibe kein Terrorismus!

Ähnliche Vorgänge haben sich bei anderen Firmen abgespielt, doch fehlt es bis heute an einem zuverlässigen Nachweis über Zahl und Verlauf aller vorgekommenen Fälle, wie überhaupt leider die Registrierung der gelben Organisationen noch viel zu wünschen übrigläßt. Es liegt im Wesen dieser Bewegung begründet, daß sie keine geräuschvolle Propaganda in der Öffentlichkeit auszuüben braucht, sondern sich vollständig auf die durch Unternehmerdruck begünstigte stille Agitation innerhalb der einzelnen Werke beschränken kann. Besonders die ersten Vorbereitungen sind, weil sie sich regelmäßig in den verschwiegenen Privaträumlichkeiten der Unternehmer abspielen, den Ohren und Augen der beteiligten Arbeitnehmer vollständig entzogen. Die Folge ist, daß alle Gründungen von gelben Werkvereinen denen, deren dringendem Bedürfnis sie angeblich entsprungen sind, überraschend und unerwartet gekommen sind. Diese Überrumpelungstaktik der Unternehmer stellt an die aufgeklärten Arbeiter und Angestellten ganz außergewöhnliche Anforderungen, weil alle spätere Gegenagitation in ihrer Wirksamkeit hinter der Abwehr des ersten Gründungsversuchs zurücktritt. Ist der Verein erst einmal da, so stehen dem Unternehmer tausend Mittel zur Verfügung, um ihn durch Unterstützungen aller Art lebensfähig zu erhalten und ihm die fehlenden Mitglieder zuzuführen. Welcher Art diese Mittel sind, das ist neuerdings von der »Werkmeisterzeitung« — einem ebenso unverdächtigen wie sachkundigen Zeugen — in trefflicher Weise beschrieben worden:[1]

Es ist geradezu haarsträubend, welche Mittel manchmal angewendet werden, um das Rückgrat der Werkmeister ... zur Nachgiebigkeit zu zwingen. Die von ihm hergestellten Produkte werden getadelt, überall findet man etwas auszusetzen — auch dann, wenn die Arbeiten, die der Werkmeister früher lieferte, absolut einwandfrei waren. Die Mitglieder der Werkvereine machen dem Werkmeister allerhand Schwierigkeiten, nur um ihn zum Beitritt zu zwingen. Oft werden gute Arbeiter in der Abteilung, die der Werkmeister angelernt hat, auf die er sich verlassen kann, nach und nach in andere Betriebe versetzt, nur damit seine Arbeit nicht mehr einwandfrei ist, damit ihm bewiesen wird, daß er den gestellten Anforderungen nicht mehr entspricht. Es ist auch nichts Seltenes, daß dem Werkmeister mit der Kündigung gedroht wird, wenn er dem Werkverein nicht beitritt.

Das ist ein ganzes Register von terroristischen Schikanen unerhörtester Art! Und die gelben Arbeiter als Vollzieher der Arbeitgeberwünsche — da versteht man, weshalb die Arbeitgeber die Bekämpfung der Angestelltenorganisationen so geplant haben, daß nicht ohne Not mit der Schaffung besonderer Beamtenwerkvereine begonnen, sondern soweit als möglich die bestehenden Arbeiterwerkvereine als Keimzelle benutzt und erst bei einer späteren Gelegenheit selbständige Beamtenwerkvereine abgezweigt werden sollen.

[1] Werkmeisterzeitung Nr. 27 vom 3. Juli 1914.

Welche Erfolge mit dieser Methode unter Umständen erzielt werden können, lehrt das Beispiel der Firma Krupp. Dort ist man auch in der Weise vorgegangen, daß die Angestellten zunächst in den bestehenden Arbeiterwerkverein hineingetrieben wurden und erst, nachdem sie in diesem eine Zahl von mehr als tausend erreicht hatten, wurden sie wieder ausgeschieden und zu einem besonderen Beamtenwerkverein zusammengeschlossen. Dieser »Verein Kruppscher Beamten« in Essen zählt gegenwärtig bereits über zweitausend Mitglieder und gibt seit dem 1. April eine eigene, zweimal monatlich erscheinende Zeitschrift heraus. Er hat sich am 26. Februar ein offizielles wirtschaftsfriedliches Programm gegeben und unlängst auch an der Generalversammlung des Bundes deutscher Werkvereine in Saarbrücken teilgenommen. Das Programm ist dem der gelben Arbeitervereine in allen Punkten nachgebildet, wie sich besonders aus folgenden Sätzen ergibt:

Der Verein Kruppscher Beamten hat den Zweck, seine Mitglieder in geistiger, sozialer und wirtschaftlicher Hinsicht zu heben. Er geht bei seiner Organisation und bei seiner Arbeit von der Tatsache aus, daß die Interessen der Unternehmer sowie der Beamten und der Arbeiter überwiegend gleichlaufend sind. Als Organisationsform erscheint ihm deshalb die Betriebsorganisation als die gegebene und die zweckmäßigste und als Arbeitsweise das friedliche Zusammenwirken mit dem Unternehmer.

Die Beiträge der Firma sind gerechtfertigt durch die wirtschaftliche und soziale Gemeinschaft sowie die besonderen wirtschaftlichen Vorteile, die auch der Firma durch die Wirksamkeit des Vereins Kruppscher Beamten erwachsen.

Der Verein Kruppscher Beamten verwirft den Streik, da er für Beamte ungeeignet und zudem nicht in Einklang zu bringen ist mit dem besonderen Vertrauensverhältnis, in dem der Beamte in seinem Werke durch Übernahme einzelner Unternehmerfunktionen steht. Die streikgewerkschaftliche Methode verbittert die Angestellten zwecklos, zerstört die Arbeitsfreude und verhindert von vornherein die friedliche Verständigung innerhalb der Arbeitsgemeinschaft.

Der Verein Kruppscher Beamten ist konfessionell streng neutral.

Der Verein Kruppscher Beamten steht gemäß seinem grundsätzlichen Festhalten an der heutigen Staats- und Wirtschaftsordnung unbedingt auf nationalem Boden. Im übrigen ist er parteipolitisch streng neutral. Bei den Wahlen empfiehlt er, in erster Linie für solche Kandidaten der bürgerlichen (!) Parteien einzutreten, die dem Gedanken der wirtschaftsfriedlichen Interessenvertretung freundlich gegenüberstehen. Ein Eintreten zugunsten der Sozialdemokratie ist ausgeschlossen.

Es erscheint wünschenswert, mit gleichen Beamtenorganisationen auf anderen Werken zusammenzugehen, um die besonderen Interessen der großindustriellen Beamten vor der Gesetzgebung zu vertreten.

Für den Kenner der gelben Bewegung bieten diese »Richtlinien« nichts Neues. Ihre Bedeutung liegt darin, daß hier zum erstenmal die programmatischen Leitgedanken der wirtschaftsfriedlichen Arbeiterbewegung zum offiziellen Programm eines Beamtenwerkvereins erhoben worden sind, und insofern ist es wohl berechtigt, den Vorgang als ein bedeutsames Ereignis in der Geschichte der gelben Bewegung anzusprechen. Dies um so mehr, als inzwischen durch einen anderen Vorgang der Beweis erbracht worden ist, daß man es hier in keiner Beziehung mit einer Zufallserscheinung zu tun hat, sondern mit der Ausführung eines wohlüberlegten und weitgreifenden

Planes. Ungefähr zur gleichen Zeit sind nämlich die ahnungslosen Angestellten der (zu Krupp gehörenden) Grusonwerke in Magdeburg durch die Mitteilung eines bis dahin völlig unbekannten »erweiterten Beamtenausschusses« überrascht worden, daß nunmehr, »nachdem der Direktion davon Kenntnis gegeben« worden sei, die Gründung eines Beamtenwerkvereins erfolgen solle. Angefügt war die in ziemlich kategorischem Tone gehaltene Aufforderung an die Beamten, bis zum anderen Tage mittags ihre Beitrittserklärung abzugeben und danach pünklich in der Gründungsversammlung zu erscheinen!

Damit ist der letzten der oben mitgeteilten Richtlinien mit einer Promptheit Rechnung getragen worden, die eine beschleunigte Folge ähnlicher Ereignisse mit einiger Sicherheit erwarten läßt. Das Ziel ist offenbar die Schaffung einer einheitlichen, über das ganze Reich verbreiteten gelben Angestelltenbewegung, um damit alle auf eine Radikalisierung der Privatbeamten gerichteten Bestrebungen im Keime zu ersticken. Die Arbeitgeber können nun einmal die freien Arbeitnehmerorganisationen nicht leiden, weil ihre stärkste Leistung darin besteht, selbstbewußte und aufwärtsstrebende Menschen zu erziehen, die sich nicht mehr sklavisch jedem Zwange fügen und willenlos jede Willkür über sich ergehen lassen. Für solche Menschen hat der auf Autorität und Unterordnung beruhende Kapitalismus keine Verwendung, und deshalb ist sein Bestreben darauf gerichtet, sich in den gelben Vereinen neue Stützen seiner Herrschaft zu errichten, die ihm gewissermaßen selbsttätig das für seine Fabriken nötige lebende Inventar liefern: demütige, gehorsame, willenlose Menschen, die sich zu jedem Dienste mißbrauchen lassen und jede Funktion verrichten, die das Gewinnstreben des Unternehmers verlangt.

Es leuchtet ein, daß dieses Bedürfnis um so intensiver sein wird, wenn es sich um Personen handelt, die nicht bloß untergeordnete Dienste zu leisten, sondern disponierend, anleitend oder kontrollierend in den Arbeitsprozeß einzugreifen haben. Deshalb sind die Angriffe der Arbeitgeber auf das Koalitionsrecht der Angestellten teilweise auch bedeutend heftiger, als sie in der Arbeiterbewegung je erlebt worden sind. Ein vorzügliches Beispiel bietet hierfür der brutale Vernichtungskampf, den die rheinisch-westfälischen Zechenbesitzer gegen den auf gewerkschaftlicher Grundlage errichteten Steigerverband führen. Dieselbe Verfolgungspolitik, wenn auch in anderer Form, soll nun anscheinend auch gegen die gewerkschaftlichen Bestrebungen der technisch-industriellen Beamten in Szene gesetzt werden. Die wiederholten Maßregelungen, die bisher schon vorgekommen sind, waren offenbar nur ein Vorspiel und haben nur dazu gedient, die Unternehmer von der Unzweckmäßigkeit dieser Methode zu überzeugen. Deshalb möchte man es jetzt etwas feiner anfangen. An die Stelle der offenen Verletzung der Koalitionsfreiheit soll die versteckte Wühlarbeit in den Fabriken treten, und als Mittel dazu dienen die gelben Vereine.

Daß dies der wahre Sachverhalt ist und nichts anderes, hat sich am deutlichsten bei der inzwischen etwas in Vergessenheit geratenen Gründung des ersten gelben Beamtenwerkvereins gezeigt. Sie wurde im Frühjahr 1909 vollzogen und hat der Stadt Augsburg den zweifelhaften Ruhm gesichert, den Ausgangspunkt aller gelben Bewegungen zu bilden.

Die Machthaber in der Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg hatten sich die Bekämpfung der Angestelltenbewegung im Anfang allerdings etwas einfacher vorgestellt. Sie glaubten, daß ein einfacher Beschluß sämtlicher industriellen Unternehmer, keine Mitglieder der entsprechend zu kennzeichnenden Verbände mehr zu beschäftigen, genügen würde, um diese mit einem Schlage zu vernichten. Ein in diesem Sinne gehaltener »Geheimerlaß« des Verbandes bayerischer Metallindustrieller vom 3. Juni 1908 kam jedoch durch einen glücklichen Zufall unmittelbar nach seiner Ausgabe zur Kenntnis der Öffentlichkeit und erregte eine so große Entrüstung, daß die angegriffenen Verbände nach einer entschlossen durchgeführten Protestaktion die Aufhebung dieses Beschlusses registrieren konnten.

Nach diesem Fehlschlag versuchten die Augsburger Patriarchen ihr Ziel dadurch zu erreichen, daß sie den einzelnen Mitgliedern des Bundes der technisch-industriellen Beamten für den Fall ihres Austritts aus der Organisation Entschädigungen bis zu 500 Mark zusicherten. Aber auch dieser Seelenkauf scheint nicht die erhoffte Wirkung gehabt zu haben, und man erinnerte sich deshalb gern einer Anregung des damaligen Führers des gelben Arbeiterbundes, Rudolf Lebius, der an den Syndikus der bayerischen Metallindustriellen, Rechtsanwalt König, und an den Leiter der gelben Arbeiter Augsburgs, den Prokuristen Pfeifer der Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg, die Anfrage gerichtet hatte, »ob man vielleicht für die Techniker und Privatbeamten eine gelbe Arbeitnehmerorganisation schaffen sollte«. Diesem Vorschlag gemäß ist zunächst die Aufnahme von Angestellten in den Arbeiterverein des Werkes Augsburg ermöglicht und im Frühjahr 1909 ein gelber Beamtenverein der Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg ins Leben gerufen worden.

Wer solchen Tatsachen gegenüber noch den Mut hat, die gewerkschaftlichen oder politischen Organisationen des Proletariats für die Ausbreitung der gelben Pest verantwortlich zu machen, mit dem ist eine Diskussion unmöglich. Der hat aber auch das Recht verwirkt, als ein aufrichtiger Freund der Angestellten- oder Arbeiterbewegung und als ein gerechter Beurteiler ihres Strebens und Ringens zu gelten.

Notizen.

Die industrielle Massenproduktion hat sich auch der Heiligen Schrift bemächtigt. Die Zahl der Bibeln, die Jahr für Jahr auf den Markt geworfen werden, steigt ungemein rasch. So hat zum Beispiel die British and Foreign Bible Society, die leistungsfähigste Firma auf diesem Gebiet, die fast genau die Hälfte des Weltbedarfes deckt, im Jahre 1908/09 erst sechs Millionen Ganz- oder Teilausgaben der Bibel in den Handel gebracht, im Jahre 1913/14 aber bereits neun Millionen. Hier scheint endlich ein Gebiet gefunden zu sein, wo die Grenznutzentheorie ihre praktische Verwendbarkeit zeigen kann. Denn sie erklärt mit Leichtigkeit aus der rapiden Steigerung des Angebots den sinkenden Grenznutzen und damit überhaupt das Zurückgehen des subjektiven Gebrauchswertes von Gottes Wort, das sich in den letzten Jahren so deutlich gezeigt hat. G. E.

Feuilleton

Afrikanische Kulturgeschichte.

Von O. Jenssen.

Mein roter Faden zieht sich nicht über die Karten und leeren Flecke, er zieht sich durch den Werdegang der Menschheit. Leo Frobenius.

Afrika ist der geschichtsloseste Erdteil. Ägypten, Karthago und andere Staaten der afrikanischen Mittelmeerküste haben zwar eine bedeutende Rolle in der »Weltgeschichte« gespielt und viel zum Kulturbesitz unserer Tage beigetragen. Durch die Baudenkmäler der Bewohner des Niltals, die Ruinen Karthagos und mannigfache Nachrichten anderer Völker (Griechen und Römer) sind wir über die Geschichte der afrikanischen Kulturvölker der Mittelmeerküste verhältnismäßig gut unterrichtet. Ausgrabungen in Afrika und Asien fördern immer neues Material zutage, das die gegenseitige Beeinflussung der ägyptischen und babylonischen Kultur erweist.

Über die Vergangenheit der ungeheuren Gebiete Innerafrikas indessen wissen wir heute noch sehr wenig. Man war lange der Ansicht, daß dort überhaupt von »Geschichte« nicht gesprochen werden könnte; die Naturvölker hätten sich unendlich langsam entwickelt, und Reste von höherer Kultur der Vorzeit seien nicht vorhanden.

Diese Auffassung scheint jetzt ernstlich erschüttert. Durch das Eindringen der Europäer auch in die entlegensten Teile des »dunklen Weltteils«, durch Berichte von Missionaren, Offizieren und vor allem von Forschungsreisenden und Ethnologen erhalten wir Kunde von Völkerwanderungen, die sich vor Jahrhunderten vollzogen, und vor allem von Kultureinflüssen aus Asien und Europa, die schon in vorgeschichtlicher Zeit wirksam waren.

Wichtige Aufschlüsse in dieser Richtung bringen die Arbeiten der Deutschen Innerafrikanischen Forschungsexpedition unter ihrem rührigen Leiter Leo Frobenius.[1] Diese Forschungen sind jetzt zu einem gewissen Ab-

---

[1] Leo Frobenius, Und Afrika sprach.... Bericht über den Verlauf der dritten Reiseperiode der Deutschen Innerafrikanischen Forschungsexpedition in den Jahren 1910 bis 1912. Mit 68 ganzseitigen Bildern, über 200 Textillustrationen, einem bunten Bild, 4 Plänen und Karten. Volkstümliche Ausgabe, 667 Seiten. Preis 12 Mark. Von der wissenschaftlichen Ausgabe erschien Band 1 und 2 »Auf den Trümmern der klassischen Atlantis« und »An der Schwelle des verehrungswürdigen Byzanz«. Der Inhalt deckt sich bis auf einige Nachträge völlig mit der volkstümlichen Ausgabe. Band 3 und 4 dürften wesentlich Neues bringen, da die äthiopischen Splitterstämme und ihre Religion eingehend behandelt werden sollen. — Auf dem Wege nach Atlantis. 410 Seiten mit 80 Bildertafeln und Illustrationen. Preis gebunden 15,50 Mark. — Der schwarze Dekameron. Liebe, Witz und Heldentum in Innerafrika. 400 Seiten. Preis gebunden 10,50 Mark. — Schwarze Seelen. Afrikanisches Tag- und Nachtleben. Neue Erzählungen. 499 Seiten. Preis gebunden 30 Mark. Die genannten Werke sind sämtlich verlegt bei Vita, Deutsches Verlagshaus Berlin-Charlottenburg. — Der Bericht der ersten Forschungsreise der Deutschen Innerafrikanischen Forschungsexpedition erschien unter dem Titel »Im Schatten des Kongostaats«. Preis gebunden 15,50 Mark. Für Bibliotheken kommen die »Schwarzen Seelen« wegen des hohen Preises

schluß gelangt, da Frobenius das Zentrum der westafrikanischen Kultur gefunden zu haben glaubt. Das »Atlantis«, von dem Plato berichtet, ist anscheinend wieder entdeckt.

»Und Afrika sprach!« nennt Frobenius den Bericht über seine letzte, erfolgreichste Reise ins Jorubaland in Englisch-Südnigerien an der Westküste Afrikas. Afrika hat gesprochen, und zwar durch den Mund der jetzigen Eingeborenen und vor allem durch die Reste alter Kultur, die Frobenius ausgegraben. Gestützt auf die Ergebnisse seiner Ausgrabungen (Köpfe aus Stein und Terrakotta, Kacheln, glasierte Tongefäße und dergleichen) unter Benutzung der mündlich überlieferten Traditionen der heutigen Jorubas und der Nachrichten, die aus Ägypten und Griechenland uns erhalten sind, gibt Frobenius folgenden geschichtlichen Überblick der Entwicklung der Atlantiskultur:

Gegen 1300 vor Christi Geburt erfolgte ein kriegerischer Zusammenstoß zwischen den Ostvölkern des Mittelmeeres, vor allem den Ägyptern, und den sehr seetüchtigen »Westvölkern«, die damals bereits auf hoher Kulturstufe gestanden haben müssen. Diese Westkultur des Mittelmeerbeckens erstreckte sich auch über große Küstengebiete Afrikas bis zum heutigen Jorubaland. Der zunächst siegreiche Angriff der »Westkultur« wurde von Ägypten abgeschlagen. Die Schiffahrt der »Westmächte des Mittelmeers« verfiel. Reste dieser großen Kulturgemeinschaft sind uns in den Etruskern in Italien überliefert, deren Kultur die Römer stark beeinflußt hat. Doch der afrikanische Zweig der Westkultur verlor die Verbindung mit Europa und dem Meere, so daß die später an der Westküste Afrikas kolonisierend vordringenden Karthager nicht wieder mit der Atlantiskultur in Berührung kamen. Die Sage von Atlantis, die Plato aufzeichnete, stammt aus Ägypten, wo die Erinnerung an den Zusammenprall mit der Seemacht der »Westvölker« um so eher lebendig blieb, als einige unterworfene Stämme des Atlantiskulturkreises als Söldner im Niltal angesiedelt waren.

In sehr ausführlichen Darlegungen gibt nun Frobenius ein Bild der atlantischen »Kulturform«, um die Verbreitung dieser vorgeschichtlichen Kultur darzustellen. Die wichtigsten Merkmale stellt Frobenius zusammen: Impluvialbau der Häuser, der Bogen mit frontaler Spannung als Hauptwaffe, der Griffwebstuhl, der im übrigen Sudan völlig fehlt, als besonderes Kennzeichen der Jorubenkultur, Terrakottakunst und Steinperlenindustrie. Als eigenartiges Kulturmerkmal bezeichnet Frobenius die Templumidee, d. h. eine besondere Art der Vorstellung der Welt. Dieses besondere Weltbild finden wir auch bei den Etruskern und Nachklänge davon bei den Römern.

Seine Ausführungen machen es sehr wahrscheinlich, daß wir es im Jorubaland mit einer Kolonie einer vorkarthagischen Kultur zu tun haben. Die ausgegrabenen Köpfe, besonders der leider verlorengegangene Bronzekopf des Meergottes Olokun, des griechischen Poseidon, weisen frappierende Ähnlichkeiten mit der Kunst Mykenes auf und tragen keine negerhaften Züge. Die Atlantiskultur ist dann, wohl infolge Aussterbens und Vermischung der Kolonisatoren, die keinen Zuzug mehr erhielten, allmählich »verniggert«.

---

leider nicht in Betracht, dagegen ist der »Schwarze Dekameron« sehr zu empfehlen. Wegen seines erotischen Inhalts aber nur an Erwachsene zu entleihen.

Eine zweite Blütezeit erlebte aber die Jorubenkultur im Mittelalter. Sie wurde befruchtet durch eine persisch-byzantinische Strömung, die sich von Nubien aus über den Sudan ergoß und bis in die Einflußsphäre der Atlantiskultur drang.

Im Jahre 641 nach Christus wurde das Nupereich im Westsudan von persisch-nubischen Einwanderern gegründet. Frobenius bringt eine große Anzahl von überlieferten Sagen bei, welche er wie folgt interpretiert:

Die von den Ägyptern ins Land gerufenen Perser werden von den Byzantinern nach Nubien zurückgedrängt und ziehen mit nubischen Kriegern durch Innerafrika bis fast an die Westküste. Sie gründen eine Anzahl Reiche, und in den Einrichtungen dieser Staaten spiegelt sich sowohl persisches wie vor allem byzantinisch-christliches Wesen.

Frobenius spricht direkt von einer »Kaiserpfalz« in Afrika. Die Analogie des Beamtentums dieser Negerdespotien mit den byzantinischen Hofämtern, die wir auch in dem Deutschland des Mittelalters finden, ist frappant. Erztruchseß, Erzkämmerer, Erzmundschenk und Erzmarschall bestanden im Nupereich wie am Hofe Otto des Ersten. Sogar der Hofnarr fehlte nicht. Man ist erstaunt über die ausgebildete Beamtenhierarchie an den Höfen dieser westafrikanischen »Kaiser«. Die Reichsinsignien: Zepter, Reichsapfel, Thron finden wir auch im Nupestaat. Verschiedene noch heute geübte Gebräuche (Tauffest zur Osterzeit), das Kreuzzeichen am Sattel und manches andere machen es wahrscheinlich, daß ein großes christliches Reich in Innerafrika zur Zeit des europäischen Mittelalters bestand. Der Mohrenkönig Feirifiz im »Parsival« ist vielleicht ein Zeichen, daß die europäischen Völker von diesem Staate Kunde hatten. Lange blieben diese innerafrikanischen Despotien Nubien oder Ägypten tributpflichtig, wenn man den mancherlei Traditionen glauben darf.

Es ist äußerst interessant, zu verfolgen, wie Frobenius alte Sagen und Überlieferungen zu erklären sucht. Er hat darin ein großes Geschick, allerdings erscheint manche Konstruktion gewagt, und jedenfalls ist seine Vermutung um so schwerer zu beweisen, da die späteren Eroberer, die Mohammedaner, alles tun, um die Erinnerung an die frühere, christliche Kultur zu verwischen. Frobenius' Verdienst besteht vor allem darin, die nichtmohammedanischen Traditionen gesammelt zu haben. Er stellt der »Geschichtschreibung« der Herrschenden die Überlieferungen der Unterworfenen entgegen. Er hat auch die wenig beachteten Splitterstämme, die in Waldberge zurückgedrängt wurden, besucht. In diesen kleinen Völkerschaften will er Reste einer äthiopischen Wanderung erkannt haben, die der persisch-nubischen vorausging und erst die kulturellen Vorbedingungen schuf zur schnellen Entwicklung der unter nubischem Einfluß stehenden Staatswesen.

Über den Kampf der Nupe und Mossi mit den islamischen Fulbe und Mande, über die Chronik der Nupe- und Mossi-Herrscher wäre noch viel zu sagen. Besonders lehrreich und anregend ist die genaue Darstellung der Eroberung Nupes durch die mohammedanischen Fulbe. Dieser Beitrag zur Kolonisation des Islam zeigt, daß überall in der Geschichte die gleichen Methoden angewandt werden, wenn kriegerische Nomaden mit seßhaften reichen Ackerbauern in Berührung kommen.

Eingehende Forschungen und planmäßige Sammlung aller Traditionen der westafrikanischen Völker sowie weitere Ausgrabungen werden zeigen,

inwieweit die Vermutungen Leo Frobenius' sich bestätigen. Jedenfalls sind seine Anregungen für die ferneren Forschungen von unschätzbarem Werte. Sie zerstören das Vorurteil von den »geschichtslosen« Negern.

Wichtiger als diese historischen Ausblicke erscheinen mir für den Arbeiterleser die Schilderungen des Lebens der heutigen Eingeborenen Westafrikas. Frobenius war durch seine Forschungen gezwungen, mit allen Klassen der heutigen Bevölkerung in enge Berührung zu treten und ihre sozialen Einrichtungen zu studieren, um daraus auf die Vergangenheit zu schließen und Reste verschütteter Kulturen zu finden. Die eingehende Beschreibung der Sippenverfassung der heutigen Joruben, ihres religiösen Lebens, ihrer Staatseinrichtungen, der Art der Erziehung der Jorubenkinder, die Beschreibung der Wohnungen, des Kultusgeräts, kurz das Bild der Jorubakultur ist äußerst wertvoll. Der Leser erhält einen Einblick in das Leben eines »kultivierten« Naturvolkes, das sich viele Einrichtungen bewahrt hat, die man heute wohl selten so gut erhalten findet.

Frobenius gibt zum Beispiel einen weiteren Beweis für die vom Genossen Cunow in diesen Blättern vertretene Ansicht, daß der Naturkult auf die Ahnenverehrung und den Geisterglauben folgt. Bei den Joruben finden wir ein ausgebildetes Orischasystem. Jede Sippe hat ihren Orischa, der der Ahnherr der Gens ist. Dieser Gott hat aber sozusagen zwei Ämter: als Gott und Schutzherr der Sippe werden ihm vom Familienpriester (Aboscha) im Gehöft bestimmte Opfer dargebracht. Jeder Sippengott hat jedoch als Naturgott eine besondere Funktion. Der Ahnherr der Schango-Sippe ist zum Beispiel Donnergott. Er hat als Gott des Gewitters und des Regens einen besonderen Gemeindepriester (Adje), der ebenfalls dem Schango Opfer an einer besonderen Kultstätte darbringt.

Der Zerfall der Gens und die Herausbildung des Staates kann man nach den Schilderungen von Frobenius bei den Joruben vorzüglich studieren. Der Ogbonibund (dem Frobenius selbst angehörte) beherrscht den Stadtstaat Ife (die heilige Stadt der Joruben). Er hat als Rat der Ältesten die Macht der Sippen beschränkt und hat die Verwaltung der Stadt, soweit von einer solchen die Rede sein kann, in den Händen. Der Bale, das Stadtoberhaupt, ist nur eine Puppe des Ogboni. Gift und in früheren Zeiten auch Menschenopfer sind wichtige Herrschaftsmittel dieser schwarzen Oligarchie.

Neben diesen Stadtstaaten mit niedergehender Geschlechterverfassung zeigt Frobenius in den Reichen der Nupe und Mossi die afrikanische Despotie alten Schlages. Endlich fallen interessante Streiflichter auf die jüngste Herrschaftsform, die Kolonialverwaltung der Engländer.

In dieser Beziehung ist der Zusammenstoß mit dem englischen Residenten von Südnigerien, Patridge, interessant. Die Engländer wollten vor allem den wertvollen Olokunkopf dem deutschen Forscher entreißen. In der sehr eingehenden Schilderung des Konfliktes betont Frobenius immer wieder die Verlogenheit und Charakterlosigkeit der Joruben in Ife sowie der schwarzen Beamten im englischen Dienste, der sogenannten »Kulturpflanzen«. Er muß aber selbst zugeben, daß erst ein weißer Kulturträger die Gelegenheit gab, daß sich der Charakter der Eingeborenen in voller Schönheit enthüllte und daß die Handlungsweise des englischen Residenten um kein Haar besser war.

Die im Werke verstreuten Bemerkungen über die Psychologie der Eingeborenen sind für den Leser von besonderem Interesse, da Frobenius als

geschulter Ethnologe und als Mensch viel Verständnis für das Seelenleben der Afrikaner zeigt. Die Sammlungen von Märchen, Anekdoten, Fabeln und mancherlei Erzählungen, die er mit guten Einleitungen versehen herausgab, ergänzen und illustrieren seine Ausführungen in »Und Afrika sprach!«. Das Werk selbst enthält wichtige Materialproben, besonders zur Charakterisierung des Bori, der »Religion der Besessenheit« und des Schamanismus der Songai. Diese Beiträge zur Religionsgeschichte harren noch der systematischen Verarbeitung.

Zum Verständnis des »Schwarzen Dekameron« und der eigenartigen Mischform zwischen Feudalismus und Sklavenwirtschaft in Westafrika sind die »Kulturtypen aus dem Westsudan« heranzuziehen. Hier wird ein Bild der Klassenschichtung gegeben an der Hand der überlieferten Märchen und Spielmannslieder. Auch die Rolle des Geheimbundes als Vorläufer des Staates wird sehr interessant beleuchtet.

Reste von Mutterrecht finden sich auch in Westafrika. Besonders eigenartig ist der »Subachismus«, über den Frobenius ausführlich berichtet. Dieser »Kanibalismus der Seelen« erinnert an den Werwolfglauben des Mittelalters. Die Seele des Verstorbenen besitzt die Fähigkeit, die Seele eines Lebenden zu stehlen und langsam zu verzehren. Der lebende Mensch kränkelt daran und stirbt.

Diese Beiträge zur afrikanischen Kulturgeschichte bestätigen, daß hier die Entwicklung auf ähnlichen Bahnen sich bewegt hat wie bei den Völkern Asiens, Europas und Australiens. Sie sind ein weiteres Zeugnis für die Gesetzmäßigkeit und Gleichartigkeit der menschlichen Kulturentwicklung.

Frobenius hat auch eine »Geographische Kulturkunde«[2] geschrieben. Die Darstellung nähert sich oft unbewußt dem historischen Materialismus.[3] Der geographische Faktor ist auf niederen Kulturstufen für die Wirtschaft unmittelbar von der größten Bedeutung, so daß bei einer kulturgeographischen Betrachtung auch die wirtschaftlichen Verhältnisse zu eingehender Darstellung gelangen. Allerdings wünschte man oft, daß der Autor die wirtschaftlichen Grundlagen schärfer charakterisierte. Die Art des Ackerbaus, die Klassenbildung usw. werden häufig nur nebenbei erwähnt. Dies ist um so bedauerlicher, als Frobenius sicher diese Dinge genau kennt.

Störend macht sich an einigen Stellen ein Anflug von Rassendünkel bemerkbar. Es ist dies freilich kein Wunder im Zeitalter des Imperialismus.

---

[2] »Geographische Kulturkunde«. Eine Darstellung der Beziehungen zwischen der Erde und der Kultur nach älteren und neueren Reiseberichten zur Belebung des geographischen Unterrichtes von Leo Frobenius. Mit 18 Tafeln und 43 Kartenskizzen im Texte. Leipzig 1904, Friedrich Brandstetter. Gebunden 11,50 Mark. Frobenius betont in den von ihm verfaßten Einleitungen vor allem den Zusammenhang zwischen Bodengestaltung, Klima, Pflanzen- und Tierwelt und der Eigenart der Kultur. Die Reiseberichte sind ungleichwertig, da aus zu verschiedenen Zeiten und von zu verschiedenen Beobachtern.

[3] In seiner Broschüre »Die naturwissenschaftliche Kulturlehre«, Berlin 1899, Ferdinand Dümmlers Verlagsbuchhandlung, entwickelt Frobenius eine eigenartige soziologische Theorie, die in der Mitte steht zwischen dem Sozialdarwinismus, der die Naturgesetze unkritisch auf die Gesellschaft anwendet, und dem historischen Materialismus. Zur Ermittlung von Kulturübertragungen gibt Frobenius in seinen Thesen manchen interessanten Hinweis.

Verglichen mit dem Reisewerk »Vom Kongo zum Niger und Nil«, das Kautsky in diesen Blättern kritisierte, sind die Bücher von Frobenius viel wertvoller. Man lese nur die Schilderung der Stadt Bida, des dortigen Marktlebens, der Hofzeremonien, der Pracht dieser Fulbestadt mit Nupekultur, die Beschreibung der Hofhaltung des Oni (Hohepriester) von Ife, und man empfindet, wie liebevoll sich der Forscher in das Leben der Eingeborenen versenkt und den verborgenen Regungen ihres Geistes nahezukommen sucht.

In den Einleitungen zu den Abschnitten der gesammelten Erzählungen offenbart sich solch menschliches Verstehen der Seele der Eingeborenen, daß man gelegentliche Entgleisungen um so mehr bedauert. Frobenius kann sich aber von der Vorstellung nicht freimachen, daß die Kolonialpolitik im Interesse einer Erziehung zur Kultur geschehe. Er ist kein Imperialist des üblichen Schlages, fürchtet aber ein Versinken der Schwarzen in Unkultur, wenn der weiße Erzieher fehlt. Daraus erklären sich wohl die gelegentlichen Ausbrüche von Rassenhochmut. Das »Hosennegertum« der englischen Kolonialstadt Lagos dient ihm zum Beispiel als Stütze seiner Behauptung. Man kann sich aber nicht wundern, wenn bei einer Erziehung durch Schnaps und Missionare, gepaart mit dem Import moderner Kleidung, nichts Gutes herauskommt.

Die kulturgeschichtlichen Ergebnisse der Forschungen von Frobenius sind im Gegenteil ein weiterer Beweis für die Kulturfähigkeit der Afrikaner. Nur muß diese Kultur nicht von kapitalistischen Raubstaaten gebracht werden, deren Gesetz lautet: »Akkumuliert, akkumuliert, das ist Moses und die Propheten«. Eine wirkliche Kulturpolitik den Völkern auf niederer Kulturstufe gegenüber kann nur ein Kulturstaat, ein sozialistisches Gemeinwesen treiben, das ein Interesse an der kulturellen Hebung der Afrikaner hat und nicht an deren Ausbeutung. Dann wird sich auch Frobenius' Hoffnung erfüllen, die er am Schlusse seines Werkes ausspricht, die aber bei der heutigen Kolonialpolitik, selbst beim guten Willen einzelner, vergeblich ist:

> Ist es nicht ein Beweis für die Aufnahmefähigkeit und für die Verwendbarkeit der Rassen, die diesen Erdteil bewohnen? Sollte es denn wirklich so schwer sein, diese fleißigen und emsigen Menschen zu recht wertvollen Mitarbeitern der Weltkultur zu erheben? Und dann wieder: Liegt nicht in der glänzenden Erhaltung, in der vorzüglichen Bewahrung und kaum merklichen Umbildung der hineingewehten älteren Kulturgüter der Beweis, daß diese Völker selbst wenig zu schaffen imstande sind, wohl aber riesenstark sind als Träger ausgebauter und bedeutender Kultur? Ist hier nicht der Beweis gegeben, daß es ein großer Fehler ist, die Leute anzuregen zu eigener geistiger Tätigkeit im produktiven Sinne, wo sie doch überall, wo sie an der Küste mit unseren Kulturelementen der Neuzeit beschenkt werden, nichts als fratzenhafte und wenig liebenswürdige Symptome zeigen? Sollten wir nicht imstande sein, etwas Besseres und Wertvolleres aus diesen Menschen zu erziehen als Affen?« ....

Die kapitalistische Kolonialpolitik kann allerdings bestenfalls nur ein Hosennegertum erzeugen. Einer sozialistischen Kulturpolitik bleibt es vorbehalten, die Kulturschätze Afrikas zu heben und in Verschmelzung der Reste vergangener Zivilisation mit den Errungenschaften der europäischen Entwicklung eine neue afrikanische Blüte afrikanischer Kultur zu schaffen.

Zum Roman der Gegenwart.

Von Joseph Kliche.

Diesmal war es Max Dreyer, der wie weiland Arno Holz den Kampfruf ertönen ließ und die großen und kleinen Gegenwartsdichter auf das Problem der Not der Zeit zu lenken suchte. Besser wär's freilich, Herr Dreyer ginge der ganzen Kumpanei voran und zeigte durch die Tat, wie und was man hierzulande machen solle. Denn seine Rufestimme ist schwach und wird am wenigsten in den Bezirken der Mittleren fruchten, zumal anders die »Anerkannten«, wie schon der »Vorwärts« mit Recht bemerkte, in Sachen des Verstehens der politischen und sozialen Not über die platteste Unfähigkeit verfügen und also von vornherein ausscheiden.

Ganz gewaltig ist die Produktion auf belletristischem Gebiet angeschwollen. Herbst und Winter bringen jeweilig Berge von »Werken« von Unbekannten, dieweil die »Bewährten« mit absoluter Regelmäßigkeit zu Zeit und Stunde ihr auf Befehl des Verlegers ausgebrütetes Ei pünktlich liefern. Und wer just beim besten Willen nichts zeugen konnte, der läßt eine Sammlung seiner früheren Novellen zum Bande binden, und unter mühsam gesuchtem neuem Namen prangt also dann der neue Soundso im Fenster der Buchhandlungen.

Jawohl, in der Bücherproduktion halten wir Deutsche stolzen Schritt, da lassen wir uns nicht so ohne weiteres an die Wand drücken. Die Bugra beweist's. Doch es ist immer das gleiche Signum: Urteile, die man ein paar dutzendmal wiederholen könnte. Selten eine besondere Note und fast jedesmal das gleiche innere Empfinden: zur Niederschrift des Buches lag keine besondere Ursache vor.

Wir erwähnten oben Arno Holz, den Fackelträger von einstmals. Heute sehen wir nirgends mehr spärliche Reste von jenem Charakter des »Buchs der Zeit«, das er schrieb, als sie, vom sozial durchglühten Hauche der Zeit getrieben, zu uns kamen, die jungen Literaturrevolutionäre um die Wende der Neunzig. Wie still ist er doch geworden, der »Berliner Zola« Max Kretzer! Sein »Meister Timpe« gab einst den Extrakt der Zeit, ein Buch in diesem Sinne von literarhistorischer Bedeutung. Gewiß, stilistisch-wirkungsvoll kann es sich mit Thomas »Andreas Vöst« und Greinz' »Gertraud Sonnweber« nicht messen, aber es verriet doch, wie sein Schöpfer seiner Zeit ins Herz geschaut. Ein paar Dutzend Romane hat er wohl seitdem geschrieben, aber je später es wurde, um so spärlicher floß die Kraft des Gestaltens bei Meister Kretzer, der in diesen Junitagen sechzig wird. Absolut erledigt und ausgepumpt scheint er. Er war einmal!

Nehmen wir einen anderen aus der weiten Flur: Wilhelm Hegeler. Was waren doch das einst für Hoffnungen und gar erst für ein Geschrei, als die »Neue Welt« vor neunzehn Jahren seine »Mutter Berta« in ihren Spalten druckte. Später zeugten dann der »Ingenieur Horstmann« und der »Pastor Klinghammer« von dem Können des Menschenschilderers Hegeler. Gewiß war das kriminalistische Moment in dem Aufbau besonders des letzteren Buches vorhanden, aber doch in gutem Sinne. Eine Reihe Mittelmäßiges kam dann, und jetzt liegen wieder zwei Bücher von ihm vor: ein Novellenband »Eros« und ein Roman »Die Leidenschaft des Hofrats Horn« (3 Mark und 4 Mark bei Fleischel in Berlin). Der erste Band bringt manch gute Beobachtung, die der Verfasser in passende Worte kleidete und zu »interessanten« Geschichten formte. Freilich ist auch harmloses Backfischgeplauder im Sinne des Appelschnutdichters darunter, auch wird von kalten, den Mordstahl schwingenden Frauen gesprochen. Zeilenarbeiten, die aus der »Jugend«, der »Gartenlaube« und der »Berliner Zeitung am Mittag« in den roten Einband hüpften. Noch weniger vergleichbar mit dem hervorgehobenen früheren Schaffen Hegelers will mir sein neuester Roman scheinen. »Die Leidenschaft des Hofrats Horn« für seine Schwägerin ist weder zum Problem gestaltet, noch ist das Ganze zu einem Kunstwerk geformt. Ersteres war bei dem harmlosen, so oft verbrauchten Stoff wohl auch kaum möglich. Der Hofrat ist ein braver Mann, der wirklich tiefe

Seelenkämpfe nicht kennt und dessen Leidenschaft zu einer nebenbei recht gut gezeichneten Schauspielerin aus sogenannter guter Familie sehr problematischer Natur ist. Der der Sache beigegebene operettenhafte Hofklatsch wird dem Leser erst recht nicht imponieren, und so bleibt schließlich nichts übrig als ein gewöhnlicher Konversationsroman mit spannendem Gespräch, zum Abdruck unterm Strich für die bürgerliche Provinzpresse geeignet. Im übrigen konstatieren wir gern, daß Hegeler in Entwurf und sprachlicher Ausarbeitung sich von bedenklichen Mitteln ferngehalten hat.

Von Georg Hirschfeld, den als Dramatiker Hauptmann einstens den einzigen ehrlich Mitstrebenden genannt hat, sind diesen Winter nicht weniger als drei große Romane erschienen. Ich greife einen heraus, von dem rührig angekündigt wurde, daß er die Tragödie des größten Schauspielers der Gegenwart behandle. »Nachwelt« (bei Cotta in Stuttgart) heißt das Buch, und den Roman eines Starken nannte es sein Verfasser. Einen Schauspieler als Romanhelden zu zeichnen, dünkt mir nicht gerade eine leichte Sache; die Psyche des Mimen ist immer ein wenig kompliziert, nicht einfach knorrig wie Hermann Stegemanns elsässische Typen. Trotzdem ist es Hirschfelds Charaktermalerei beinahe gelungen, eine gute Figur von den Brettern in sein Buch zu heben. Auch die selbst tüchtigen Bühnenkünstlern anhaftende Überschwenglichkeit mit ihrem meist krassen Egoismus ist gut getroffen, und wem sie nicht sympathisch, der klage nicht den Autor, sondern das Modell an. Da wir in dem Buche auch einen argen Theaterskandal mit Hausschlüsselkonzert und Ohrfeigenschlagen erleben, und der von gehässigen Elementen ausgepfiffene Dichter sich hernach in die einsiedlerische Stille des Riesengebirges flüchtet, will uns die Erinnerung an die Freie Bühne und deren in diesem Herbst fälliges Jubiläum von neuem kommen. Aber schließlich literarische Reminiszenzen auszugraben ist hier und heute nicht unser Amt. Hirschfelds Buch ist übrigens des Lesens wert.

Schlagen wir weiter nach im großen Katalog, so finden wir noch manchen guten Mann, den die Götter einstmals zu ihrem Dienste bestimmt, dessen Gestaltungskraft indes längst versagt hat. Die Revue der Berufenen ist schnell passiert. Die Großen sind nur noch auf dem angeblichen Wege, das Land der Griechen zu suchen, mit dem Erfolg, daß sie es in den allermeisten Fällen nicht finden. Und die bisherigen Kleinen, die Nachfahren glorreicher Zeiten, wenn man nun schon einmal will, sie sind Fremdlinge auf den Feldern, aus deren fettem Boden die Kraft quillt, von denen aus die Not der Zeit am besten zu studieren ist.

Man sollte meinen, daß gerade Deutschland heute den Herd für den politischen Roman abgeben könnte. Trotzdem ist Leere, soweit das Auge schweift. Noch fehlt uns der neue große Roman, der ins politische Getriebe der Gegenwart hineinleuchtet. Als der Nathusius wenig blankes angebliches Rächerschwert erschien, stieß man hier und da ins Horn, als sei die Zeit der Erfüllung da, und doch ist es nur ein Buch, das zwischen dem Geistesprodukt des Peter Ganter und den angeblichen Lebensbüchern der Lilly Braun die mittlere Linie hält. Der künstlerische Schauer des politischen Lebens, der Umformer des sozialen Zeitgehaltes in künstlerische Werte und Werke fehlt uns, und daß er uns fehlt, basiert auf der Tatsache der politischen Indifferenz unserer Besten und ihres Anpassens an den bürgerlichen Markt. Es gibt eben nicht viele Künstler, die wie Walter v. Molo im Schillerwerk von sich sagen können, daß sie ihr Werk schaffen mußten, weil ihnen ein gewaltiger Stoff in Fleisch und Blut übergegangen und also zum absoluten Seelenerlebnis wurde.

Freilich, von dem Gestalter des großen Zeitromans verlangt man mehr als bloßes Aufgehen in reinem Kunstwerk. Dazu gehört neben Erkennen und Können auch der Mut und der Markt und nicht in letzter Linie das Dichterhandwerkzeug in die Hände des Proletariers.

Literarische Rundschau.

Max Rubner, **über moderne Ernährungsreformen.** München und Berlin 1913, Verlag von R. Oldenbourg. 80 Seiten.

Die Arbeit ist ein Abdruck eines Aufsatzes, der im »Archiv für Hygiene« veröffentlicht worden ist. Es ist eine Polemik gegen Chittenden und Hindhede, die »Ernährungsreformer«, die ein niedriges Eiweißminimum und wenig Fleisch predigen. Die Abfuhr, wie die Ernährungsreformer sie hier von erster fachmännischer Seite erfahren, ist geradezu vernichtend. Wir sehen ganz ab von der rein methodischen Kritik, die Rubner an den Versuchen von Chittenden und Hindhede übt und mit der Rubner nachweist, daß zahlreiche Schlüsse, die Chittenden und Hindhede aus ihren Versuchen gezogen haben, völlig aus der Luft gegriffen sind. Vieles, was in ihren Versuchen methodisch einwandfrei ist, ist wieder falsch gedeutet, zu Schlüssen verwertet, die vor anderen Tatsachen der Ernährungsphysiologie nicht standhalten können. Aber auch wenn man gelten läßt, daß man mit weniger Eiweiß und ohne Fleisch wirklich auskommen kann, wie Chittenden und Hindhede das nicht als die ersten nachgewiesen haben, so ist damit doch noch nicht gesagt, daß dieses Minimum die Grundlage für ein allgemeingültiges Kostmaß sein darf: denn »Fälle mit niedrigen Eiweißwerten sind fast immer nur bei Berufsklassen von anerkannt schlechter sozialer Lage mit ausgeprägten Erscheinungen der Unterernährung gefunden worden«!

Rubner weist darauf hin, daß die ganze »Ernährungsreform« von Hindhede mit ihrer stärkeren Betonung der pflanzlichen Nahrungsmittel gegenüber dem Fleisch nichts anderes ist als die Ideologie des Bauern: »Das ganze Regime ist nichts weiter als ein aus der dänischen Bauernkost herausgewachsener Vorschlag einer äußerst nüchternen Kost....« Wir sehen, Rubner scheut nicht davor zurück, gewisse ernährungsphysiologische Theorien in ihrer Bedingtheit durch die soziale Struktur der Gesellschaft aufzufassen. Jede Lehre, jede Theorie wächst aus einem bestimmten Kreise tatsächlicher Erfahrungen heraus. Und wer nur die Bauernkost zum Gegenstand seiner tatsächlichen Erfahrungen hat, der kann nicht anders als die Hände über dem Kopf zusammenschlagen, wenn er sich vor dem »Luxus« des Fleischkonsums in der Stadt sieht. Wer aber die sozialen Funktionen des Fleischkonsums erkennt, der wird natürlich ganz andere ernährungsphysiologische Theorien aufstellen. Und mit Recht sagt Rubner: »Hindhede wettert gegen die Ernährungstheoretiker und hält sich selbst für einen eminenten Praktikus. Er ist aber eigentlich einer der Schlimmsten der ersten Sorte.... Hindhedes Kost würde, so scheint es, mit einem Schlage wohl bei den meisten Nationen alle Nahrungssorgen der großen Masse beseitigen, denn Brot und Kartoffeln im wesentlichen zu beschaffen, dazu reichen wohl die Einkünfte aller jener, welche arbeiten wollen und können. Bisher aber sprechen alle unsere Erfahrungen gegen eine solche Wirkung. Wenn man jene durch die Ernährungsstatistik genügsam bekannten Fälle der Literatur herausucht, wo es sich um niedrigen Eiweißkonsum handelt, kann man fast ausnahmslos eine fleisch- und animalienarme Kost mit reichlich Kartoffeln als Hauptnahrung finden. In Großstädten braucht man nicht lange nach Leuten zu suchen, bei denen Brot und Kartoffeln die Hauptnahrung sind; das ist die typische Armenkost. Die Erfahrung lehrt uns weiter, daß diese Volksschichten leider nicht die Kunst besitzen, sich mit den niedrigen Eiweißmengen einer solchen Kost im Gleichgewicht zu halten.... Die Regel ist die Unterernährung, ein Verlust von Organmasse, Kraftlosigkeit und Leistungsunfähigkeit. Man braucht nur einen Blick auf die Ärmsten der Bevölkerung zu werfen, um zu sehen, wie bei überwiegender Kartoffelkost der Körper herabkommt. Wir haben solche Zustände inmitten des platten Landes auftreten sehen, wo die alte bessere Bauernkost durch Verkauf der Milch nach den Städten sich geändert hat und die Kartoffel, natürlich unter Fettzugabe, ihren Einzug gefeiert hat. Die Wirkung ist die, daß die Bevölke-

rung in ihrer körperlichen Tauglichkeit zurückgeht. ... Eine reizlose, einförmige Kost bedeutet für die große Masse des Volkes eine eminente Gefahr, denn bei dem berechtigten Wunsche nach Genußmitteln pflegt unweigerlich der Schnaps seine Ernte zu halten.« So darf Rubner seine Polemik gegen die »praktischen« Vorschläge von Hindhede, weniger Eiweiß und weniger Fleisch zu essen, mit folgenden Worten beschließen: »Die Hindhedeschen Ideen bedeuten also für die große Masse keine Lösung eines sozialen Problems, sie werden nie adoptiert werden, weil die Ernährung unerträglich wäre, und wir wünschen es nicht, weil wir zur Genüge wissen, wohin diese Art der Ernährung körperlich führt; keine Monotonierung der Kost, sondern eine Verbesserung derselben mit natürlichen Mitteln ist unser Ziel.« Was bleibt nach alledem von den »Reformen« der Herren, die gegen den Luxus des Fleischkonsums wettern, noch übrig?

Diese Arbeit von Rubner ist nur für den Fachmann geschrieben, und sie kann von Laien nicht verstanden werden. Was sie an Anregungen in ernährungsphysiologischen Fragen bringt, ist gewaltig groß. Wir können uns nur freuen, daß die moderne Ernährungsphysiologie einen Fachmann wie Rubner unter ihren Vertretern hat. Lipschütz.

Dr. H. Domack, **Der Genossenschaftssozialismus.** Leipzig, Möhrings Verlag. 128 Seiten.

Der Titel des Buches läßt schon vermuten, wo das Werk hinauswill. Es ist neuerdings in akademischen Kreisen fast zur Mode geworden, das Konsumvereinswesen vor den Karren der Gegnerschaft des wissenschaftlichen Sozialismus zu spannen. Ganz so viel nimmt sich der Verfasser ja nicht vor; sein Genossenschaftssozialismus soll aber immerhin eine Weiterbildung und Korrektur der Marxschen Lehren und Theorien sein. Herr Domack hat einmal gelesen, daß man nur die britische Konsumgenossenschaftsentwicklung zu schildern braucht, um zu wissen, was in Deutschland beziehungsweise in anderen Ländern in den nächsten zwanzig bis dreißig Jahren zu tun ist. Eine Schilderung der englischen Konsumvereinsgeschichte ist gewiß eine löbliche und interessante Aufgabe, um die sich der Verfasser in der ersten Hälfte seines Buches auch redlich und fleißig bemüht. Nur sind die Schlüsse, die er aus dieser Entwicklungsgeschichte zieht, recht gewagt und willkürlich. Er glaubt in den englischen Konsumvereinen das Instrument gefunden zu haben, das den politischen Klassenkampf der Arbeiter ersetzt, ihn daher überflüssig macht. Der zweite Teil des Buches beschäftigt sich fast ausschließlich mit diesem Thema und verwickelt den Verfasser in die kuriosesten Gedanken und logische Widersprüche. An das Ende der Einleitung seiner Schrift stellt er zunächst den Satz, daß sein Genossenschaftssozialismus »die Aussicht zu einer gesunden Kritik des wissenschaftlichen Sozialismus eröffnet«. Den Pionieren der englischen Konsumvereine in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts unterstellt er, daß sie »der Glaube an die Idee der Erlösung aus den Händen des Kapitalismus« dazu bestimmt habe, »ohne Klassenkampf die Konsumenten friedlich zu organisieren«. Wer aber heute diesem Glauben huldigt — der »wohl Berge versetzen kann«, wie Dr. Domack sehr schön sagt —, der befindet sich in einem ungeheuren Irrtum. Gerade die Entwicklung der Verhältnisse in England beweist, daß selbst die glänzendste, zu höchstmöglicher Blüte gediehene Genossenschaftsbewegung dem Kapitalismus nichts anzuhaben vermag. Wie grandios der Irrtum des Verfassers in dieser Beziehung ist, zeigt folgender Satz, mit dem er das Kapitel über den »Genossenschaftssozialismus als sozialistisches System« beginnt: »Die Macht der Unternehmer, Händler und Grundrentner würde in dem Augenblick zusammensinken, in dem die Konsumenten als organisierte Macht den Kapitalisten entgegentreten würden.« Der Begriff »Konsument« hat da heillose Verwirrung angerichtet. Zu den Konsumenten gehören doch nicht allein die Arbeiter, sondern alle Menschen. Der Verfasser stützt ja gerade seinen Genossenschaftssozialismus darauf, daß unter den Konsumenten als

solchen die Klassengegensätze aufgehoben sind und alle miteinander in schiedlich-friedlicher Weise auf die Überwindung des Kapitalismus hinarbeiten können. Das heißt, die Unternehmer und Angehörigen der besitzenden Klasse sollen als Warenverbraucher gegen ihr eigenes Interesse, das der Erhaltung der kapitalistischen Wirtschaft, wirken! Man muß schon ganz »unbefangen« sein, um derartige Logik ernst zu nehmen. Das setzt aber der Verfasser voraus, wenn er sagt: »Da der Wirtschaftsgrundsatz die Kardinalfrage der ganzen Konsumenten-Produktionsgenossenschaften bildet, können Angehörige aller Parteien unbeschadet ihrer sonstigen Ansichten sich mit dem Gemeinwirtschaftsgedanken solidarisch erklären.« Er setzt hier ohne weiteres die »Gemeinwirtschaft« eines Konsumvereins gleich mit der des Staates, der Gesellschaft im allgemeinen. Am besten und eindeutigsten sind seine Absichten und Ansichten zu erkennen in folgendem Satze: »Im Gegensatz zur kapitalistischen Wirtschaft will der Genossenschaftssozialismus auf der Basis der Konsumentenorganisation reich und arm zu gemeinsamer Arbeit vereinigen, die Gesamtheit in den Besitz der materiellen Produktionsgüter bringen und mit ihrer Anwendung allen das Emporsteigen zu höherer Kultur ermöglichen. Auf der Basis der Konsumentenorganisation schwinden die Klassenunterschiede als Besitzunterschiede.« Und eine Seite weiter heißt es, daß der Klassenkampf der Gewerkschaften und der Partei in dieser so konstruierten Gemeinwirtschaft »an Bedeutung verloren hat«. Ferner: »Man beginnt zu erkennen, daß sich auch auf neutraler Wirtschaftsgrundlage der Konsumanstalten die sozialistische Gesellschaft aufbauen lasse.... Die Klassenunterschiede fallen.« Glücklicherweise ist diese Erkenntnis noch nicht auf die Arbeiterklasse übergegangen, und die Entwicklung sorgt schon dafür, daß das nicht geschieht. Der Verfasser ist in seinem Gedankengang nur konsequent, wenn er weiter behauptet, daß der »politisch farblose Konsumentenkampf ... vor dem politischen Klassenkampf den Vorrang hat«.

Man kann sich nach diesen Proben vorstellen, wie es in dem Buche mit der Kritik des Marxismus und wissenschaftlichen Sozialismus bestellt ist. Domach ist so gütig, der politischen Arbeiterbewegung für die Zukunft nicht jede Bedeutung abzusprechen. Er stellt sie sich als eine Art Mittel zum Zwecke der Förderung des Genossenschaftssozialismus vor. Partei und Gewerkschaften sollen ihre Mitglieder den Konsumvereinen zuführen, und ihre Vertreter haben die Aufgabe, in den öffentlichen Körperschaften für den Genossenschaftssozialismus zu wirken.

Die in dem Buche aufgestellte, nicht mehr neue Theorie führt in die Irre, sie ist grundfalsch. Auch die Konsumgenossenschaften haben allen Grund, sie abzulehnen. Denn es wird ihnen damit viel mehr zugemutet, als sie leisten können und wollen. Im übrigen enthält das Buch eine Menge wertvolles Material. Auch die Stellung der sozialdemokratischen Partei zur Genossenschaftsfrage ist in der Hauptsache geschichtlich richtig dargestellt. G. Fleißner.

Martin Andersen Nexö, **Überfluß.** Roman. Übersetzt von Hermann Kiy. München, Albert Langen. 468 Seiten. 5 Mark.

Von allen Nexöschen Büchern, die nach dem starken literarischen Erfolg des »Pelle« in deutscher Übersetzung herauskamen, ist diese neueste Erscheinung das stärkste Werk und dem Stoffe nach eine Art Antipode des Pelle. Während sich im Pelle ein Proletarier mit gesunden Sinnen und derben Gliedern zum Licht durchkämpft, ringt hier ein kranker Bourgeoissproß um Lebensinhalt und Lebenskraft. Karl Bauder ist das morsche Kind einer hohlen Ehe, das Opfer einer jener Schnürpuppen, die zu kokett sind, um gesunde Kinder auszutragen. Er flieht die elterliche Wohnung, verkriecht sich weltmüde in den Pessimismus seiner sechsundzwanzig Jahre und erstarkt allmählich an den gesunden Weib- und Muttergefühlen der resoluten Hausfrau Hansen und ihrer Tochter. Wie »Pelle der Eroberer« das volle, pralle, in allen Nähten knackende Leben selbst ist, so läßt sich auch die Ten-

denz dieses Buches nicht auf eine Formel bringen. Der Sinn und Widersinn des Daseins, die Komik und Tragödie des Menschentums läuft zweibeinig-plastisch über die Blätter. Karl Bauder, der körperlich wurmstichige Schwächling, er erstarkt und bleibt leben, den athletischen Aage Sörensen wirft ein Bazillus ins Grab. Aages Mutter zeigt sich lebenstüchtig, solange ihr Mann trinkt und sinkt; sie wird hysterisch, als sich Vater Sörensen zum Antialkoholismus bekehren läßt, zum Abstinenzwirt avanciert und die Geschicke des Hauses selbst lenkt; und als sie nach einer tragikomischen Durchbrennerei wieder ins normale Gleis kommt, entwickelt er sich langsam zur Flasche zurück, um am Lebensabend in die Bälge der Schnapsorgel zu treten wie in seinen süffigsten Zeiten. Wie über Karl Bauders Tagen düstere Tragik spinnt, so sind Sörensen und andere komische Gestalten von einem Humor umglänzt, der mit seiner gestaltenden Kraft über Dickens' beste Leistungen hinausreicht. Wie Dickens läßt auch Nexö von seinen Gestalten aus scharfe satirische Schlaglichter auf manche faulige Erscheinung dieser Gesellschaft fallen, glossiert den Spießer, bürgerliche Ehemoral und sexuelle Verlogenheit. Hinter all dem bunten Getriebe jedoch recken sich schwer und hoch die ewig alten, ewig neuen philosophischen Fragen auf, die der kranke Bauder umgrübelt: Wozu dieses Leben? Was ist der Sinn des Lebens? »Es mußte doch irgendetwas geben, das erreicht werden sollte, wenn's auch nur ein Rhythmus, eine Schönheitsforderung war! Eine Forderung zur Einhaltung der Linien mußte es doch geben, so daß wenigstens die Erfüllung der Anlagen des einzelnen — guter oder schlechter — verlangt werden konnte....« Das Leben kennt keinen Zweck, antwortet der Dichter. Das Leben hat kein Ziel über Leben, Sterben und Wiederaufstehen hinaus; es schafft Überfluß, um vergeuden zu können. Und mit dieser alten Wahrheit legt Nexö dem Leser eine andere Erkenntnis zwischen die Zeilen: Das Leben hat den Sinn, den wir ihm zu geben verstehen.

»Überfluß« entstammt einer Periode, da unsere Literatur unter dem Einfluß individualistischer Seelenschmerzen litt. Bauder ist ein Typus des krankhaften Selbstzerstocherers. Aber die Meisterschaft, mit der Nexö wechselvolles, buntes Leben um den grübelnden Pessimisten gruppiert, zeigt den großen sozialen Verkünder. R. Grötzsch.

Christian Cornélissen, **Théorie de la valeur, avec une réfutation de Rodbertus, Karl Marx, Stanley Jevons et Böhm-Bawerk** (Theorie des Wertes, zugleich eine Widerlegung von Rodbertus, Karl Marx, Stanley Jevons und Böhm-Bawerk). Zweite Auflage. Paris 1913, M. Giard & E. Brière. 476 Seiten.

Wenn Marx darangeht, die ökonomischen Gesetze des Kapitalismus zu untersuchen, sieht er sich einer ungeheuren, in stetem Austausch befindlichen Warenmasse gegenüber; das ist sein mit sicherem Beobachtertakt gewählter Ausgangspunkt. Cornélissen dagegen beginnt seine Werttheorie mit einer Reihe von Definitionen und mit einer Erörterung des Wortes und Begriffs »Wert«, aus der er dann nach scholastischer Methode allgemeingültige Wertgesetze ableiten will, von denen die im Kapitalismus geltenden bloß ein Spezialfall sind. Er unterscheidet: Gebrauchswert (valeur d'usage), Erzeugungswert (valeur de production), wovon der Arbeitswert (valeur de travail) ein Spezialfall ist, und Tauschwert (valeur d'échange); überall trennt er dann weiter den »persönlichen« vom »sozialen« Wert. Die ausführlichen Kapitel über den Gebrauchswert enthalten eine im allgemeinen gelungene Widerlegung der Theorien von Böhm-Bawerk und Jevons. Dagegen ist es gewiß ein Unfug, wenn sich ein Nationalökonom damit abgibt, den Nutzen der verschiedenen Güter zu klassifizieren, was offenbar Sache der Ethik, der Medizin, der Warenkunde usw. ist und wobei natürlich für die Erkenntnis der wirtschaftlichen Vorgänge nichts herausschaut. Cornélissen aber behauptet, der Gebrauchswert habe einen »Einfluß« (influence) auf den Tauschwert, und als Beispiel führt er nun — Monopolpreise an. Der hohe Rheinweinpreis soll auf einen Einfluß des Gebrauchs-

wertes zurückzuführen sein! Dieser unglückliche Gedanke, die materiellen Eigenschaften einer Ware mit ihrer Seltenheit zusammenzuwerfen, läßt Cornélissen Marx völlig mißverstehen. »Innerhalb des Austauschverhältnisses der Waren gilt ein Gebrauchswert gerade soviel wie jeder andere, wenn er nur in gehöriger Proportion vorhanden ist« (»Kapital«, I, 1), besagt doch, daß bei jedem Tausche eine bestimmte Quantität einer bestimmten Ware erforderlich ist. Cornélissen aber findet darin ein Zugeständnis an die Seltenheitstheorie, indem er von der »Proportion« spricht, »in der sich die Ware auf dem Markte anbietet« (S. 144). Überhaupt erscheint ihm das Monopol als die große Tatsache, die die Marxsche Wertlehre widerlege, und in dem Drang, das Monopol unter ein ökonomisches Gesetz zu bringen, verirrt er sich dazu (S. 155), für die Industrie ein der Grundrententheorie nachgebildetes Gesetz aufzustellen, wonach die Preise durch die Kosten der »unter den ungünstigsten technischen Verhältnissen erzeugten, aber doch noch notwendigen Waren bestimmt werden.« Natürlich muß er (S. 342) zugeben, daß ein derartiger Monopolwert nur selten und ausnahmsweise bei industriellen Produkten auftritt.

Der Tauschwert soll sich nach Cornélissen aus dem Gebrauchs- und dem Erzeugungswert »zusammensetzen« (S. 257). Auch hier ist offenbar die Absicht, den Tauschwert mit dem Marktpreis gleichzusetzen und ihn, der vom »Erzeugungswert« (unserem »Tauschwert«) sich dann natürlich unterscheidet, unter feste Gesetze zu bringen. Seite 317 wird Preis als Tauschwert, in Geld ausgedrückt, definiert. Man wird nun ein Lächeln nicht unterdrücken können, wenn uns trotz alledem die »Gelegenheitspreise« als »Durchbrechung« (inflexion) des »allgemeinen Marktpreises« vorgeführt werden. Trotz der gewaltigen Umwälzung der Terminologie ist es also auch Cornélissen keineswegs gelungen, was seiner Natur nach nie gelingen kann, rechtlich-politische Machtfaktoren wie das Monopol und individuell-kulturelle Faktoren wie die Liebhabereien mit dem Kern des Tauschwertes, der geronnenen Arbeitszeit, auf eine Gleichung zu bringen. Diese Unmöglichkeit gibt schließlich auch Cornélissen unter dem milden Namen einer »difficulté« zu. Und in der abschließenden Zusammenfassung erfährt der Marxist zu seinem Troste wörtlich folgendes: »Der Erzeugungswert bleibt für die große Masse der Waren das wesentliche Element des Tauschwertes.« Das ganze Ergebnis der Cornélissenschen Untersuchung ist also, daß den in die freie Konkurrenz hineinragenden Monopolverhältnissen zuliebe die eigentlichen kapitalistischen Wertgesetze als Spezialfälle hingestellt werden.

Eine fühlbare Lücke des Cornélissenschen Buches ist ferner das Fehlen irgendeiner Lohn- oder Mehrwerttheorie, durch die allein erst sein Begriff des »Profits« deutlich werden könnte. Der interessanteste Teil des Buches sind die beiden ausführlichen Kapitel (17. und 18.) über die Trusts, in denen der preissteigernde, konsumentenfeindliche Charakter dieser Monopolform recht anschaulich hervortritt.

Wenn wir auch die Theorie Cornélissens für einen mißglückten Versuch halten, die nichtökonomischen Momente der Preisbildung aus einer Wertlehre heraus zu begreifen, so erfordert doch die Gerechtigkeit, anzuerkennen, daß er viel Scharfsinn und Mühe auf diesen Versuch verwendete und mit den üblichen, dem Eigentumsproblem ängstlich ausweichenden Bourgeoistheoretikern nichts zu tun hat. Den Namen eines fruchtbaren und fördernden Buches können wir dieser »Théorie de la valeur« nicht zugestehen, aber der eines ernsten und ehrlichen soll ihr nicht bestritten werden.

P. Brunner.

Zeitschriftenschau.

In der »Azione Socialista« vom 20. Juni veröffentlicht Ivanoe Bonomi einen langen Artikel über **»Die jüngsten Ereignisse und der Sozialismus in Italien«.**

Der bekannte reformistische Schriftsteller setzt zunächst auseinander, daß der Generalstreik im Falle eines neuen Konfliktes zwischen Polizei und Volk eine zwischen Konföderation der Arbeit und sozialistischem Parteivorstand seit Monaten

verabredete Sache war. An seinem Ausbruch wäre also nichts zu verwundern. Dagegen wäre es befremdend, daß der reformistische Flügel in der Partei, der unter der Führung Turatis im Jahre 1904 so energisch gegen den Generalstreik Stellung nahm, nicht gegen das Abkommen eingetreten ist. Teils aus Gefühlsgründen, teils wegen des Fonds von rebellischer und gewaltsamer Gesinnung, der in den italienischen Massen liegt, ist der Generalstreik seit dem Jahre 1904 nach jedem Polizeiexzeß angewandt worden, wie nach der Ermordung Ferrers und als Protest gegen die Kriegserklärung. So hat man aus der Praxis die Theorie und aus der Anwendung die Norm abgeleitet. Und obwohl heute die Leiter der Konföderation der Arbeit sehr gut die Arbeiterbewegung der anderen Kulturländer kennen und wissen, daß der Generalstreik von dieser verurteilt wird, erfolgte die Order zum Ausstand gerade von der Konföderation selbst. Allerdings wollte man der Bewegung nur den Charakter einer Protestkundgebung verleihen. Diese Auffassung stellt eine Art Vermittlung zwischen der vernünftigen Arbeiterbewegung der anderen Länder und der italienischen Impulsivität dar. Nun hat sich aber diesmal die Bewegung nicht überall in den Grenzen einer Kundgebung gehalten, sondern hat in der Romagna und in den Marken den Charakter des Aufstandes angenommen. Bonomi erklärt dies einmal aus der wirtschaftlichen Beschaffenheit dieser Gegend, in der Handwerkertum und kleines Pacht- und Halbpartsystem vorherrschen. Daher sind die Marken und die Romagna reich an Republikanern und Anarchisten. Um gegen das Vordrängen der Sozialisten Front zu machen, haben diese beiden Parteien sich miteinander verbunden. Auf diese Weise ist der anarchistische Glaube an die schaffende Gewalt auf die Republikaner übergegangen, die bei jeder Volksbewegung darauf hoffen, die Republik zu verwirklichen. In seiner politischen Auffassung steht das Volk der Romagna heute noch auf dem Standpunkt der achtundvierziger Jahre. Jeder Generalstreik der letzten Jahre hat diese Hoffnungen geweckt: der Umfang und die Tiefe des jetzigen Streiks hat verstärkt und für ganz Italien sichtbar werden lassen, was bisher als schwacher und mißlungener Versuch unbeachtet blieb. Die Frage ist also nur: Wodurch war diesmal der Generalstreik so umfassend und fortreißend, daß er in der Romagna die Aufstandsbewegung zutage treten ließ? Als Antwort auf diese Frage weist Bonomi auf die Haltung des »Avanti« hin. Dieser hätte unter der Führung Mussolinis keinen anderen Zweck verfolgt als den, den Massen eine revolutionäre Seele zu geben. Begünstigt wurde er dabei durch die Situation, die der Krieg geschaffen hatte. Trotzdem ist der große Einfluß Mussolinis, eines jungen, erst seit wenigen Jahren in die Bewegung getretenen Mannes, um so merkwürdiger, als die italienische Partei vom Jahre 1900 bis 1912 bis auf eine kurze Ferrische Parenthese vorwiegend reformistisch war. Für Bonomi ist der Einfluß Mussolinis durch die Stellung bedingt, die ihm die Partei als Chefredakteur des »Avanti« gegeben hat (was unzweifelhaft richtig ist), aber dieser Einfluß ist nicht der, den die heutige revolutionäre Partei errungen hat, sondern er wurde vielmehr von den Reformisten in den zwölf Jahren ihrer Herrschaft, in denen ihnen mehrfach der Eintritt in ein Ministerium angeboten wurde, allmählich errungen. Somit verfügt der »Avanti« heute über eine Kraft, die weit über die Anziehungskraft der Ideen hinausreicht, die das Blatt jetzt vertritt. Ebensowenig wie Mussolini, Valera und Genossen die Stadtverwaltung von Mailand hätten erobern können ohne die Namen von Urreformisten wie Maino und Bonardi, so wenig hätten sie das italienische Proletariat zu einer Aufstandsbewegung drängen können ohne das Prestige gemäßigter Politiker der Partei.

Wie lange wird aber diese merkwürdige Situation für die Revolutionären anhalten? Hier macht Bonomi wohl nicht mit Recht dem Zentralorgan den Vorwurf, alle Einwände der Reformisten schlankweg totzuschweigen, und fragt sich dann, ob Turati und Prampolini fortfahren werden, die Aufstandspropaganda des »Avanti« auf ihre Verantwortlichkeit zu nehmen. Wenn sie das nicht wollen, würde es mit der romantischen Politik der letzten Monate schnell zu Ende sein: im anderen Falle müsse man neue fruchtlose Aufstände erwarten.

Zum Schlusse betont Bonomi, daß man in den heutigen modernen Großstaaten nicht mehr durch einen Generalstreik die Republik schafft: die Wiege der französischen Republik sei in Sedan zu suchen, nicht auf den Straßen von Paris oder Lyon. Wollte man nun gar die Verwirklichung des Sozialismus von einer solchen Aufstandsbewegung erwarten, so verließe man den Boden des wissenschaftlichen Sozialismus, um ganz in das Reich der Utopie überzugehen.

Unter dem Titel »**Ursachen und Wirkungen**« behandelt Genosse Treves in der »Critica Sociale« vom 16. Juni dasselbe Thema.

Die Illusionen des heutigen revolutionären Individualismus, der in Italien jetzt das Parteisteuer in der Hand hält, gefallen sich darin, die unverkennbare Steigerung der proletarischen Protestaktionen in Italien als eine Folge der revolutionären Agitation anzusehen. In der wachsenden Bereitschaft der Massen zu gewaltsamen Kundgebungen sehen sie den Ausdruck des bewußten Willens der einzelnen und übersehen die tiefere Grundlage, nämlich die wirtschaftlichen Tatsachen, als deren Spiegelbild dieser Wille erscheint. Seit Italien sich auf den Weg des Imperialismus begeben hat, hat auf jeden imperialistischen Vorstoß eine Massenbewegung geantwortet, von den Aufständen der sizilianischen Landarbeiter im Jahre 1894 bis zum jüngsten Proteststreik. Immer haben die gleichen Ursachen die gleichen Wirkungen hervorgebracht. Der tieferen und umfassenderen ökonomischen Krise entsprach diesmal auch eine tiefere und umfassendere Volksbewegung. Außerdem hat der Krieg nicht nur die wirtschaftliche Grundlage für eine Aufstandsbewegung geliefert, sondern ihr auch den Elan gegeben. Treves meint hier, daß viele Exzesse der Streiktage, die man als Werk von Delinquenten gebrandmarkt hat, eine Folge der Verherrlichung des kriegerischen Geistes wären, jenes Heroismus, der zum größten Teil auf Roheit hinauslief.

Gegen den Zusammenhang zwischen Wirtschaftskrise und Krieg wende man ein, daß die Krise sich über ganz Europa sowie Nord- und Südamerika erstrecke. Es läge aber auf der Hand, daß die Vergeudung von anderthalb Milliarden die allgemeine Krise gerade für Italien besonders drückend machen mußte. Außerdem empfände das italienische Proletariat auch den Rückschlag der internationalen Krise, weil diese ihm das Sicherheitsventil der Auswanderung verschließt.

Dann kommt Treves auf die besonderen Verhältnisse zu sprechen, durch die das italienische Proletariat zum Aufstand neigt. Die Behörden genießen in Italien weder Ansehen noch Achtung. Man sieht in ihnen nur die systematisierte Gewalttat, für die es keine Gerechtigkeit gibt. Nicht ein einziges Mal sind die an einer Proletariermetzelei schuldigen Polizisten oder Karabinieri verurteilt worden. Außerdem seien Elend und Arbeitslosigkeit und Hunger überall gewalttätig. Die Predigt der Sozialisten, die von der Gewalttat abrät, wird nur im Umkreis der organisierten Arbeiterschaft gehört. »Jenseits ist die formlose und unbewußte Masse, die in die Kirche geht und zu den Demonstrationen, die den Hut vor dem Herrn abzieht, die heute den Streikbrecher spielt und morgen den Streikbrecher kotschlägt, die die Stimmen der Sozialisten bei den Versammlungen überschreit, die den in den Krieg ziehenden Soldaten zujubelt, um sie mit Steinwürfen zu empfangen, wenn sie zurückkommen: diese Masse ist die erste beim Generalstreik und die letzte, die ihn aufgibt, sie ist empfindsam und roh, heroisch und feige, revolutionär und reaktionär, je nach den Umständen, den Tagen, den Stunden, je nach dem Milieu, das ihren Bewegungen den Stempel aufdrückt.«

Wenn die sozialistische Internationale sich in Amsterdam dem Generalstreik gegenüber so mißtrauisch verhielt, so war dafür auch die Erwägung ausschlaggebend, daß dieser Streik den Massen einen Einfluß verleiht über das Maß hinaus, in dem die proletarische Organisation sie zügeln und lenken kann. In den Staaten mit beschränkter Organisation liefert der Generalstreik die organisierte Arbeiterschaft der unorganisierten Masse aus und diese wieder den aufrührerischsten und am meisten unzurechnungsfähigen Elementen. Ist der Generalstreik in entscheidender Stunde das Vorspiel zum Aufstand, dann führt er diese Menge mit ihrem ver-

zweifelten Heroismus zu Ruhm und Sieg. Handelt es sich aber nur um eine von der Organisation gewollte Protestkundgebung, dann wird diese durch den Einfluß der unorganisierten Menge von ihrem Zwecke abgelenkt. So hat der letzte Streik, der als Protest gegen einen Proletariermord beabsichtigt war, zu zahlreichen anderen Proletariermorden geführt, so daß er permanent werden müßte, wollte man für jeden dieser Morde einen anderen Generalstreik proklamieren.

Treves lobt dann das Vorgehen der Konföderation der Arbeit, die dem Streik ein Ende gesetzt hat, ehe er die ihm von der Organisation gezogenen Grenzen überschritt. Überall, wo Partei und Gewerkschaften stark sind, vor allem in den großen Zentren, wurde der Generalstreik auf die Order hin sofort abgebrochen. In den kleinen Städten dagegen, zu denen die moderne proletarische Gedankenwelt nicht gedrungen ist, konnte die Illusion auftauchen, durch einen Aufstand eine geschichtliche Entscheidung herbeizuführen. So haben wir das paradoxe Schauspiel erlebt, daß der Generalstreik, der den höchsten Ausdruck proletarischer Entwicklung darstellen sollte, sich in kleine lokale Aufstandsszenen verkrümelte, die von der einheitlichen Organisation des Staates und von der kapitalistischen Produktionsform absahen, um unbewaffnet und ohne Vorbereitung eine politische Umwälzung zu proklamieren. Der Sozialismus kann dies verstehen, weil er das wissenschaftliche Studium der Bedingungen darstellt, unter denen sich die proletarische Befreiung vollzieht, aber weil er es versteht, muß er auch einsehen, daß diese Bewegung nicht sozialistisch ist. Es handelt sich mehr um eine präkapitalistische als um eine antikapitalistische Revolte.

Im »Avanti« vom 22. Juni wendet sich Genosse Mussolini gegen die, die ihm aus der Verherrlichung des Generalstreiks einen Vorwurf gemacht haben. Am Tage nach einer so umfassenden Bewegung wie der vom 10. bis 14. Juni hätte er keine andere Sprache führen können. Hätte man etwa von ihm erwartet, daß er sich den Kopf mit Asche bestreue, um eine Sünde zu büßen, auf die er stolz war? Hätte man gewünscht, daß er nachträglich einen Teil der Bewegung desavouiert hätte?

Revolutionen macht man nicht mit Glacéhandschuhen. Das zeigt die Geschichte der Kommune, in der sich Lächerliches und Tragisches, Gemeines und Edles mischen. Trotz aller Gewalttaten der Kommune hat Marx damals dem ganzen bürgerlichen Europa sein: »Es lebe die Kommune!« ins Gesicht geschrien. Natürlich wäre es bequem, sich ein Hintertürchen offen zu halten und zu sagen: »Was das Proletariat tut, vertrete ich, was die Canaille tut, nicht.« Das ist aber absurd. Die Plebejer auf dem Aventin wurden sicher Canaille geheißen, ebenso die Träger der französischen Revolution und die Kämpfer für die italienische Unabhängigkeit. »Auch wir haben einen Jacques Bonhomme, der zur Canaille gehört, wie das Mittelalter ihn hatte, aber es ist immer derselbe Mensch, der durch die Jahrhunderte die schwere Bürde seines Elends trägt, seines Leidens und seines unbesiegbaren Ideals der Befreiung. Wir sagen es mit ruhiger Bewußtheit: Von dem letzten Generalstreik decken wir mit unserer Verantwortlichkeit das Gute und das Böse, das Proletariat und die Canaille, die Legalität und die Gesetzwidrigkeit, den Protest und den Aufstand. Und darum haben wir nach beendetem Kampfe nicht unsere rote Fahne eingezogen, sondern sie noch kühner flattern lassen als Einigungszeichen für unsere Freunde und als Drohung für unsere Feinde: gleichzeitig als Versprechen und als Trutzzeichen. Waffenstillstand haben wir das Ende genannt, etwas anderes kann es nicht sein. Oder ist vielleicht in unseren Reihen jemand, der statt Waffenstillstand den Frieden zwischen Proletariat und Bourgeoisie will, der, statt den eben begonnenen Kampf fortzusetzen, müde und enttäuscht von seinem Posten zu desertieren Lust hat?

Oda Olberg.

Berichtigung. In Nr. 14, S. 637, Zeile 6 von oben muß es statt: »von Gesindeordnungs wegen« heißen: von Gesinnungs wegen.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 17 | Ausgegeben am 24. Juli 1914 | 32. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Ein einsamer Jubilar.

Berlin, 18. Juli 1914.

> Wenn einmal die europäische Revolution an die Türen des Berliner Schlosses klopft, wirft sich ihr Herr v. Bethmann Hollweg entgegen und ruft: Zurück von hier! Wir haben ja die Schulregulative geändert und das Schillerfest doch noch erlaubt!
>
> Jean Baptist v. Schweitzer, 1860.

hw. Wenn anders er dazu in diesen trüben Zeitläuften sonderliche Lust verspürte, hat Herr v. Bethmann Hollweg dieser Tage in der Stille seines Gutes Hohenfinow eine Art Jubiläum feiern können: ein halbes Jahrzehnt ist verstrichen, seit er, um uns hart auszudrücken, als Kanzler des Reiches Steuerruder ergriffen hat, und in der neudeutschen Herrlichkeit, in der Minister schneller dahinwelken als die Blumen auf dem Felde, sind fünf Jahre an diesem Posten schon eine Frist, die sich zu feiern lohnt. Aber sind dem sozusagen leitenden Mann die Preßstimmen zu seinem Jubeltag in die Hände gefallen, so wird seine Jubelstimmung rasch verflogen sein, denn noch die wohlwollendsten Artikel bringen nur sauersüße Verlegenheitsphrasen, und das beste Lob erschöpft sich in dem merkwürdigen Eingeständnis, es sei in diesen letzten fünf Jahren zwar nicht gut gegangen, aber es hätte schließlich doch noch schlechter gehen können. Andere Blätter gar nehmen zu der fatalen Ausrede ihre Zuflucht, ein halbes Jahrzehnt sei eine allzu kurze Wegstrecke, um ein schlüssiges Urteil über das Wesen eines Staatsmannes zu erlauben.

Hätte es damit seine Richtigkeit, es wäre schlimm genug, denn ein Minister, der seit sechzig Monden der oberste Beamte des Deutschen Reiches und der preußischen Monarchie ist und auch vordem recht im Vordergrund der politischen Bühne agierte und dessen Gesichtszüge trotzdem nicht scharf umrissen aus den Schatten heraustreten, muß notgedrungen eine Null, ein Nichts sein. Aber wir »Nörgler von Beruf« wenigstens wollen so eilfertig nicht den Stab über einen Mann brechen, der es gewiß nicht leicht hat. Sicherlich ist Herr v. Bethmann Hollweg, wie er in der Betrachtung seiner Zeitgenossen dasteht, ein hinreichend gescheiter Kopf, der manchen seiner konservativen und liberalen Kritiker mühelos um mehrere Nasenlängen schlagen würde, und noch sicherer ist er ein anständiger Charakter, dessen Hände so rein sind wie sein Herz. Die schlaflosen Nächte, von denen er als von seinem Berufsleiden im Parlament sprach, darf man ihm ohne weiteres zugestehen, was er auch tut, er handelt stets im guten Glauben, und wenn die europäische Revolution an die Türen des Berliner Schlosses klopft, wirft sich

ihr Theobald v. Bethmann Hollweg wie sein Ahne Moritz August v. Bethmann Hollweg in dem oben angeführten Satz Schweitzers ehrlich entsetzt und ehrlich erstaunt entgegen: Zurück von hier! Wir haben ja die Reichsversicherungsordnung geschaffen und den Leutnant v. Forstner doch noch nach Bromberg versetzt!

Diesem Moritz August v. Bethmann Hollweg gleicht unser Theobald überhaupt in den großen Linien seines politischen Charakterbildes. Einer alten Frankfurter Börsendynastie entstammend, der besonders die Besorgung der ersten österreichischen Staatsanleihen unter Maria Theresia Scheuer und Keller gefüllt hatte, Preuße nicht durch den Zufall der Geburt und nicht durch das Muß der Eroberung, sondern durch die Neigung des Herzens, war Moritz August als Rechtslehrer an preußischen Universitäten auf den Spuren Savignys, des Begründers der historischen Rechtsschule, gewandelt, bis ihn das Jahr 1848 in den politischen Kampf riß. Wenn er auf dem Junkerparlament des gleichen Jahres auch in dem Wüten gegen die Revolution mit den verbohrtesten Ostelbiern an einem Strick zog, so hieb er doch nicht in allen Fragen der inneren Politik mit den Ultras vom Schlage eines Kleist-Retzow und der Gebrüder Gerlach in ein und dieselbe Kerbe, und als die Gegenrevolution wieder fest im Sattel saß, kam es sehr bald zu einem Zerwürfnis zwischen den ganz wurzelechten Junkern und dem westdeutschen Bankiersprößling: jene wollten stramm vor Jena und Auerstedt in die goldene Zeit der Erbuntertänigkeit zurück, dieser dachte nicht wesentlich vor die Märzbarrikaden zurückzugehen und auch mit den neu aufkommenden Mächten wenigstens zu liebäugeln, jene vertraten blank und bar die Grundrente, dieser gestand auch dem Kapitalprofit das Seine zu. Aber trotzdem Bethmann Hollweg im »Preußischen Wochenblatt« und seiner Partei eine Standarte gegen die waschecht mittelalterlichen Krautjunker aufwarf, er stand doch auf dem Boden der Reaktion, lediglich ein Konservativer von etwas abgeblaßterer Farbe als jene, und schier eine unverdiente Ehre war es, wenn bei der arithmetischen Abschätzung der Minister der »Neuen Ära« Kleist-Retzow über ihn vermerkte: $^1/_2$ konservativ, $^1/_2$ liberal. Mit diesem Liberalismus stand es nämlich wie mit dem des gesamten Ministeriums der »Neuen Ära«, nur soso, und bei seinem Scheiden aus dem Amt konnte Moritz August von fortschrittlichen Taten wirklich nur anführen, daß er die Schillerfeier von 1859, die nicht eine literarische, sondern eine politische Kundgebung des erwachenden Bürgertums war, schließlich doch noch unter Ächzen und Stöhnen erlaubt habe.

Wenn Theobald mit Moritz August in vielem so wesensverwandt scheint, so mag das an der Ähnlichkeit der Familienzüge liegen, aber daß er diese Wesensverwandtschaft sich auswirken lassen kann, liegt an der Ähnlichkeit der politischen Verhältnisse damals und heute. Sowohl die Männer an der Spitze wie Manteuffel als auch die gemäßigt konservativen wie Bethmann Hollweg sahen damals, gewitzt wie sie waren, ein, daß eine Rückkehr zu dem Patrimonialstaat vor den Stein-Hardenbergschen Reformen ein Unding war, und daß es nicht anging, die Bourgeoisie, der ein unerhörter

wirtschaftlicher Aufschwung die Segel blähte, ganz und gar vor den Kopf zu stoßen. So blieb die Magnetnadel des Regierungskompasses zwar dauernd nach dem Nordpol der Reaktion gerichtet, aber man lavierte doch hin und her, dem erhabenen Vorbild getreu, das zur gleichen Zeit der dritte Bonaparte in Frankreich darbot. Ähnlich verhält es sich mit dem fünften Kanzler des Deutschen Reiches. Reaktionär und konservativ gestimmt, kann er doch nicht die volle Zufriedenheit derer erringen, die auf Ostelbiens Klitschen hausen, denn regieren, wie es den Westarp und Oldenburg vorschwebt, wäre im zwanzigsten Jahrhundert eine Tollhauspolitik, die von heute auf morgen das Reichshaus an allen vier Ecken in Brand steckte. Aber, von der Arbeiterklasse ganz zu schweigen, erfreut sich der Herr auf Hohenfinow auch nicht des ungeteilten Wohlwollens der Bourgeoisie, denn beschränkte er sich darauf, den Handlanger der Großindustrie und Großfinanz zu spielen, so rückte mit geschwungenen Mistgabeln ein trutziges Junkeraufgebot gegen ihn heran. So taumelt der Reichskanzler, in dem glücklichen Wahn befangen, daß er über den Parteien schwebe, in Wahrheit zwischen den Parteien hin und her und ist, ohne festes Ziel vor sich, ohne ewige Sterne über sich, nur ein kläglicher Lavierer, nur ein mitleidheischender Fortwurstler. Als sein Vorgänger auf dem Kanzlersessel sich in einer ähnlichen Schaukelpolitik zwischen den Parteien gefiel, schrieb das die kurzsichtige Weisheit der bürgerlichen Parteien dem spielerischen Temperament des Herrn v. Bülow zu. Nun gibt es sicherlich kaum entgegengesetztere Persönlichkeiten als Bülow und Bethmann: wenn jener fänzelte, stolpert dieser, wenn jener zwitscherte, murmelt dieser, wenn jener mit Zitaten arbeitete, so dieser mit Paragraphen, wenn jener ein Feuilletonist war, so dieser ein Pedant, und wenn jener einem Friseur glich, nicht nur in der Geschicklichkeit, mit der er einzuseifen verstand, so dieser einem Oberlehrer, nicht nur durch die Hilflosigkeit, die er angesichts des tobenden Parlaments kundgibt. Wenn bei solcher Wesensverschiedenheit die Politik von Vorgänger und Nachfolger sich ähnelt wie ein nicht mehr frisches Ei dem anderen, so bestätigt das wieder einmal die Richtigkeit des historischen Materialismus, wie denn das Wort von Karl Marx über den dritten Napoleon so gut für Bethmann gilt, wie es auf Bülow angewandt wurde: »Die widerspruchsvolle Aufgabe des Mannes erklärt die Widersprüche seiner Regierung, das unklare Hin- und Hertappen, das bald diese, bald jene Klasse bald zu gewinnen, bald zu demütigen sucht und alle gleichmäßig gegen sich aufbringt.«

Aber wenn Herr v. Bethmann Hollweg auch wie das Mädchen aus der Fremde dem Früchte, dem Blumen austeilt, so kommt die Feudalklasse mit dem nahrhafteren Teil dieser Gaben weit besser weg als die Bourgeoisie. Die Verfassung Elsaß-Lothringens hat er zwar gegen den Willen der Junker durchgesetzt, aber der Mann, der verächtlich von den verflachenden Tendenzen des demokratischen Wahlrechts spricht, betrachtet sich zugleich als den Totengräber der preußischen Wahlrechtsfrage. Die Besitzsteuern hat er aus der Hand des Reichstags entgegengenommen, aber an der Zoll-

wucherpolitik läßt er nicht rütteln. Und er hat auf die Mißtrauensvoten der Parlamentsmehrheit fröhlich gepfiffen und in der Zaberner Angelegenheit die Verfassung auf den Offiziersdegen spießen lassen und mit den Polenenteignungen Ernst gemacht und dem deutschen Volke die ungeheuerlichste Wehrvorlage aufgehalst, und den Pantherſprung nach Agadir hat er so gut verantwortlich gezeichnet wie wir ihm den Herd der Schlafkrankheit, nicht bei seinen Reden im Reichstag, sondern in den Sümpfen am Kongo zu verdanken haben.

Was aber Junkerblut in den Adern hat, tobt am meisten gegen den melancholischen Pedanten auf dem Kanzlersessel, weil er gegen den Umsturz nicht die nötige starke Faust zeige. Aber ach! Theobald v. Bethmann Hollweg tut redlich, was er kann. Zu klug, in plumpen Ausnahmegesetzen nach Bismarckschem Muster sein Heil zu suchen, strebt er auf Umwegen zum Ziel: die Verfolgung der Arbeiterjugend- und -sportvereine, die neuen Streikverordnungen, die Sozialistenhetze und -verleumdung in der Regierungspresse und nicht zuletzt der neue scharfe Kurs der Justiz gegen sozialdemokratische Führer sind Teile eines Ausnahmezustandes, den er in Preußen und im Reich über die stärkste Partei des Landes verhängt. Geschadet allerdings hat er ihr damit nicht, und wie Herr v. Bethmann Hollweg nach fünf Jahren Kanzlerschaft als einsamer Jubilar dasteht, von keiner Partei gestützt, von keiner geliebt, von keiner für unersetzlich gehalten, gedenkt nur die Sozialdemokratie mit einer Art von Wohlwollen dessen, daß er in der Geschichte einst als der Kanzler des roten Viermillionensieges und der hundertelf roten Reichstagsmandate weiterleben wird. Mag er darum noch fünf Jahre in der Wilhelmstraße hausen oder bald schon den Möbelwagen bestellen, uns ist beides gleich: uns nämlich müssen alle Kanzler zum Besten dienen, weil wir die Entwicklung sind, von der eine Thronrede durch den Mund Bethmann Hollwegs kündete, daß sie nicht stille steht!

Die Maifeier.

Von H. Laufenberg.

Der amerikanische Arbeitsbund beschloß auf seinem im Dezember 1888 zu St. Louis abgehaltenen Kongreß eine große, am 1. Mai 1890 zu veranstaltende Kundgebung für den achtstündigen Normalarbeitstag. Die französischen Syndikatskammern und Korporativgruppen griffen den Gedanken auf. In ihrem Namen und im Sinne jener Entschließung beantragte der Delegierte Lavigne auf dem internationalen Sozialistenkongreß zu Paris vom Juli des folgenden Jahres die Organisierung von jährlich wiederkehrenden Demonstrationen, und zwar sollten die Arbeiter allerwärts ihre Forderungen gleichzeitig erheben. Der Kongreß trat dem Antrag begeistert bei. Da die Berücksichtigung der Landesverschiedenheiten sich von selber gebot, sei die Kundgebung einer jeden Nation in der durch die Landesverhältnisse bedingten Art und Weise ins Werk zu setzen.

Die Maifeier sollte in erster Linie praktischen Zwecken dienen. Vor zwanzig Jahren, meinte Bebel im Hinblick auf die Arbeiterschutzforde-

rungen des Kongresses, deren wichtigste die Forderung des Achtstundentags war, sei ein großzügiges Programm der praktischen Arbeit noch nicht möglich gewesen. In Erwartung des nahen Zusammenbruchs der kapitalistischen Gesellschaft beschäftigte sich die sozialistisch denkende Arbeiterschaft vorwiegend mit der Theorie. Nunmehr erkenne sie die Gewißheit jenes Zusammenbruchs, zugleich aber auch die Widerstandsfähigkeit der Bourgeoisie und die ungenügende eigene Organisation. »Die praktischen Fragen, die Fragen nach dem, was sogleich geschehen soll, um unmittelbaren Nutzen zu schaffen, drängen sich in den Vordergrund, und sie haben dazu um so mehr ein Recht, als sie eine eminente Werbekraft besitzen, die Arbeiterklasse mehr und mehr in die sozialistische Strömung hineinziehen und so dem Sozialismus die Wege bahnen.« Die Demonstration richtete sich an Unternehmertum und Gesetzgebung zugleich. Indem sie die Arbeiterklasse der einzelnen Länder und der ganzen Welt zu sammeln und wider die nationalen und internationalen Mächte des Kapitals zusammenzuschließen bestrebt war, dem Gedanken der Klassenscheidung und des Klassenkampfes auf breitester Grundlage Ausdruck gab, sollte sie die Vorbedingungen schaffen helfen, die in absehbarer Zeit die Erringung des Achtstundentags ermöglichen würden. Der Schwerpunkt der Demonstration lag somit nicht und konnte nicht liegen im unmittelbaren Erfolg der Arbeitszeitverkürzung, er lag in der politischen und organisatorischen Propaganda, in der Förderung und Festigung der Organisationen. In Deutschland zumal verbanden sich politische und gewerkschaftliche Zwecke von Anbeginn aufs engste. Trotz des Sozialistengesetzes hatte die Gewerkschaftsbewegung im Verlauf der achtziger Jahre an Boden gewonnen. Aus den 25 Zentralverbänden und 5 lokalen Fachvereinen mit rund 49 000 Mitgliedern, die es einer von Geib verfertigten Statistik zufolge 1877 gab, waren 53 Zentralvereine und 5 durch Vertrauensleute zentralisierte Gewerkschaften mit 301 000 Mitgliedern geworden. Die Jahre nach 1887 waren eine Periode schärfster Lohnkämpfe, unter denen der Bergarbeiterstreik von 1889 besonders hervorragt. Nach dem Falle des Sozialistengesetzes galt es, die Gewerkschaftsbewegung in die Breite zu führen, ihr neben der politischen Klassenbewegung den Platz einer selbständigen, gleich machtvollen Kampfbewegung zu erringen, um so mehr, als sich in der Stellung des Bürgertums zum Arbeiterschutz ein Wandel vorbereitete. Gemäß den Rezepten des Freiherrn v. Stumm beruhte Bismarcks soziale Fürsorge auf Kranken-, Unfall- und Invalidenkassen. Als aber die Sozialdemokratie, die 1878 500 000 Wähler musterte, in der Februarwahl von 1890 1 427 000 Stimmen erhielt, als die deutsche Arbeiterschaft in den folgenden Jahren unter energischen Vorstößen einen schroffen und erfolgreichen Sammlungskampf begann, gab das Bürgertum der Notwendigkeit nach, auf gesetzgeberischem Wege auch in den Produktionsprozeß zum Zwecke des Arbeiterschutzes einzugreifen.

Es lag im Zuge der Verhältnisse, wenn unter der sozialistisch denkenden Arbeiterschaft Deutschlands von Anbeginn die Auffassung vorwaltete, es solle der 1. Mai »gefeiert«, durch Arbeitsruhe begangen werden. Eine beträchtliche Zahl von Parteiorten entschied sich denn auch in diesem Sinne. Ihre eifrigsten Befürworter fand die Arbeitsruhe in den Leitern der Gewerkschaften. Gesteigert wurde die Angriffslust durch die hochgradige politische Erregung, die die Wahlen vom 20. Februar auslösten, durch den Aus-

fall der Stichwahlen, die der Partei auch in den Landdistrikten bedeutsamen Stimmenzuwachs brachten. Auf der anderen Seite gierte Bismarck nach einer Gelegenheit zu einem blutigen Konflikt mit der Arbeiterschaft. Das Eindringen der Sozialdemokratie in das Landproletariat rührte an die Wurzel der Junkerherrschaft. »Die preußischen Generale müßten größere Esel sein, als ich glauben kann, wenn sie das nicht wüßten..., und daher müssen sie vor Begierde brennen, uns durch eine solenne Schießerei auf einige Zeit unschädlich zu machen.« »Wir wissen, daß die Generale den 1. Mai gern zum Schießen verwerten möchten. Dieselbe Absicht besteht in Wien und Paris.« So Friedrich Engels in seinen Briefen an Sorge. Hatte ja das Eingreifen des Militärs in den Bergarbeiterstreik von 1889 die Pläne der Junker und der von Metallindustriellen und Zechenbaronen geführten Großbourgeoisie bereits deutlich genug erkennen lassen. Jetzt boten sie alles auf, die Arbeiterschaft um die Frucht ihres Wahlsiegs zu bringen. Durch Provokationen aller Art suchten ihre Preßorgane die Massen zum Versuch eines Generalstreiks fortzureißen, wie denn später eingeräumt wurde, daß in einer Reihe von Großstädten, so in Dresden und Berlin, das Militär bereit gestanden hatte und die Regimentskommandeure für den Fall von Straßenkämpfen mit geheimen Befehlen versehen gewesen waren. Gelangen die Pläne, so war vom Fall des Sozialistengesetzes, war von der Eröffnung freierer Bahnen für die Gewerkschaften und die gesamte Arbeiterbewegung vorderhand keine Rede mehr. Nicht minder energisch leitete die Großbourgeoisie wirtschaftliche Abwehrmaßnahmen in die Wege. Die Staatsbetriebe richteten sich dabei völlig nach ihren Weisungen. So durfte beispielsweise keiner der von der Privatindustrie anläßlich der Maifeier Gemaßregelten einem Erlaß des Kriegsministers v. Verdy zufolge in den Militärwerkstätten eingestellt werden. »Die Direktoren der Fabriken sind seit jeher angewiesen, alle sozialdemokratischen Elemente von ihren Arbeitern fernzuhalten, und unterstützen demgemäß jede Bestrebung, welche diese Absicht zu fördern geeignet ist.«

Kein Zweifel, daß die innere Situation der Sozialdemokratie Zurückhaltung zur zwingenden Pflicht machte. Die Kundgebung der Reichstagsfraktion vom 13. April 1890 empfahl die Veranstaltung von Abendversammlungen, in denen Massenpetitionen an den Reichstag für eine umfassende internationale Arbeiterschutzgesetzgebung beschlossen und für Stärkung der bestehenden und Gründung neuer Arbeiterorganisationen Propaganda gemacht werden sollte. Nur dort möge die Arbeit ruhen, wo sich dies ohne Konflikt bewerkstelligen lasse. Nun erschien freilich der durch die Wahlen und die Neukonstituierung der Fraktion verzögerte Aufruf in den meisten Fällen zu spät. Arbeiter und Unternehmer hatten ihre Maßnahmen getroffen. Zum anderen gossen die Provokationen der Großbourgeoisie Öl ins Feuer. Als es klar wurde, daß die Arbeiterschaft in eine Falle gelockt werden sollte, war es den besonneneren Elementen nicht mehr möglich, die erbitterten Massen zurückzuhalten. So kam es zu jenen umfangreichen und von den Unternehmern vorbereiteten Aussperrungen, die die Organisationen aufs schwerste erschütterten. Die Hamburger Maurer beispielsweise mußten eine Aussperrung von 13 Wochen über sich ergehen lassen. Vor allem wurden die Werkstellen von den Agitatoren gesäubert. »Es sind Fälle nachweisbar, wo einzelne Leute jahrelang auf der schwarzen Liste standen, nur weil sie den

ersten Mai feierten und für dessen Feier Propaganda machten.« Nächst Berlin wurde namentlich Hamburg auf längere Zeit kampfunfähig gemacht.

In Würdigung der Sachlage beschloß der Parteitag von Halle 1890, die Maiveranstaltungen in allen Fällen, »wo sich der Arbeitsruhe Hindernisse in den Weg stellen«, auf den ersten Maisonntag zu verlegen. In gleichem Sinne lautete die Empfehlung der Reichstagsfraktion vom 4. Februar 1891, die zudem dahin gewirkt wissen wollte, »daß auch für die Zukunft der gleiche Tag festgehalten wird«. Es gelte nicht nur nach einem außergewöhnlich langen Winter und angesichts einer jäh wachsenden Krise, die ohnehin Zehntausende aufs Pflaster werfe, Konflikten mit den Unternehmern aus dem Wege zu gehen: die Feier bedürfe eines Tages, der der gesamten Arbeiterklasse die Beteiligung ermögliche. Die Gewerkschaften entnahmen den Vorgängen die Lehre, daß, wenn der wirtschaftliche Kampf mit sichtbarem Erfolg für die Arbeiter geführt werden solle, das Hauptaugenmerk für die nächste Zeit auf die Ansammlung größerer Fonds zu richten sei. Eine beträchtliche Zahl von Städten und Gewerken beschloß zwar unter dem Zwange der Umstände, von einer Feier am 1. Mai abzusehen, dagegen einen Teil des an diesem Tage erzielten Verdienstes zu jenem Zwecke herzugeben. Um die Sammlungen einheitlich zu gestalten und die einkommenden Gelder zu einem Zentralfonds zu vereinigen, da nur so ihre Verwendung eine wirksame sein könne, gab die Generalkommission der Gewerkschaften für die Maisammlung Marken aus und forderte die einzelnen Orte auf, in öffentlicher Volksversammlung Kommissionen zu wählen und Obleute zu ernennen, die die Sammlungen in geeigneter Weise vorzunehmen hätten. Auf diesem Wege werde vieles in letzter Zeit Versäumte sich nachholen lassen. Wenn auch mancher selbst einen geringen Betrag nur mit Mühe entbehre und die Gesamtleistung nicht die unter normalen Verhältnissen mögliche Höhe erreiche, »so dürfen wir doch nicht davor zurückschrecken, auch einmal in einer ungünstigen Geschäftsperiode eine größere Summe im Dienste der Allgemeinheit darzubringen«, um den Grundstein zu legen für den einigeren und kräftigeren Kampf wider das Unternehmertum. »Zeigen wir dem Unternehmertum, daß wir bereit sind, nach wie vor für unsere Existenz, für unsere Organisation und die Erreichung eines menschenwürdigen Daseins zu kämpfen, und daß unsere Opferwilligkeit ebensowenig wie unsere Prinzipientreue gelitten hat.« Die Sammlung ergab 81 960 Mark und hat in der damaligen Situation zur Kräftigung der Gewerkschaftsbewegung Beträchtliches beigetragen, wurde jedoch nicht wiederholt, da der Kongreß der Gewerkschaften die Anlage solcher Fonds für eine Aufgabe der Berufsorganisationen erklärte.

Wie man vorausgesehen hatte, wechselte die Ausführung des Pariser Beschlusses mit den Landesverhältnissen in starkem Maße.

Die englische Arbeiterschaft, die die entwickeltsten und finanzkräftigsten gewerkschaftlichen Organisationen besaß, verzichtete von vornherein auf Arbeitsruhe, weil sie schwere Konflikte mit der Bourgeoisie voraussah, deren Erfolg den gewissen Opfern nicht entsprochen hätte, während eine generelle Einführung des Achtstundentags nur im politischen Kampfe an den Wahlurnen zu erzwingen sei.

In Frankreich ließ der in den wirtschaftlichen Verhältnissen des Landes wurzelnde Syndikalismus mit seinen antiparlamentarischen und

dezentralistischen Tendenzen keine kräftigen Organisationen aufkommen; daher begnügten sich die französischen Arbeitergruppen damit, Deputationen an die Behörden zu senden, um ihnen die Forderungen der Arbeiter zu überbringen. »Die Niederlegung der Arbeit kam am 1. Mai 1890 und 1891 in Frankreich nirgends in größerem Maßstab vor und blieb selbst in Paris weit hinter dem zurück, was man nach den voraufgegangenen Agitationen ... erwarten durfte.« Ein erheblich später unternommener Versuch, durch eine allgemeine Maifeier den Achtstundentag zu erringen, scheiterte vollends.

Anders in Österreich. Hier begann im Anfang der neunziger Jahre die vom Wahlrecht noch völlig ausgeschlossene Arbeiterschaft politisch zu erwachen und rüstete zum ersten Wahlrechtskampf. Unter diesen Umständen bot die Maifeier den willkommenen Anlaß, die großstädtischen Massen aufzurütteln und zum Sturme wider Pfaffen- und Adelsregiment zu sammeln, war sie für die von der sozialistischen Gedankenwelt kaum berührten werktätigen Schichten der naheliegende Ausdruck eigener Interessen und eigenen politischen Wollens. Die deutsche Sozialdemokratie gebe mit dem Stimmzettel den gleichen Protest gegen die bürgerliche Gesellschaft ab wie die österreichischen Demonstranten am 1. Mai, meinte Singer 1894 auf dem Wiener Parteitag der österreichischen Sozialdemokratie.

Auch in Rußland — seit 1891 begann sie in Russisch-Polen, seit der Mitte der neunziger Jahre im eigentlichen Rußland sich einzubürgern — gewann die Maifeier den Charakter einer scharfen Demonstration für den Erlaß einer Verfassung und die politische Emanzipation des Volkes.

Die deutsche Delegation des internationalen Sozialistenkongresses zu Brüssel von 1891 wollte entsprechend der Haltung der deutschen Partei die Maifeier auf den ersten Maisonntag verlegt wissen. Bei der großen Bedeutung freilich, die der Gedanke der Arbeitsruhe für das politische Erwachen gewaltiger Arbeitermassen in anderen Ländern besaß, nimmt es nicht wunder, wenn der Beschluß des Kongresses nicht allein im entgegengesetzten Sinne ausfiel, sondern über den Pariser Beschluß in bedeutsamer Weise hinausging. Der 1. Mai sei ein gemeinsamer, dem Gedanken des Klassenkampfes gewidmeter Festtag der Arbeiter aller Länder zur Bekundung ihrer Solidarität und der Gemeinsamkeit ihrer Forderungen. »Dieser Festtag soll ein Ruhetag sein, soweit dies durch die Zustände in den einzelnen Ländern nicht unmöglich gemacht wird.« Der Beschluß verpflichtete nicht zur Arbeitsruhe, sprach sie aber als wünschenswerte Form der Feier an. Um nun Zersplitterung zu vermeiden, empfahl der Parteivorstand in einem Rundschreiben an die Vertrauensleute 1892, die Veranstaltung der Feier von Partei wegen in die Hand zu nehmen. Der Berliner Parteitag vom gleichen Jahre unterstrich dieses Vorgehen. Auch in Zukunft solle die Leitung der Feier der Partei zufallen. Da die Krise zunehme, sei an Proklamierung der Arbeitsruhe für den kommenden 1. Mai nicht zu denken, die Feier daher am Abend zu veranstalten, und da die geschäftliche Konjunktur stets entscheidend mitspreche, werde der Parteitag alljährlich über die Art der Feier bestimmen. Hartnäckiges Festhalten an einem Beschluß, weil er einmal gefaßt sei und früher durchführbar gewesen, hieß es in einem Artikel Bebels in der »Neuen Zeit«, »wäre ein Fehler, und in der Politik ist nach Talleyrand ein Fehler schlimmer als ein Verbrechen. Das gilt nicht

nur von den Fehlern der Regierungen, sondern auch von den Fehlern der Parteien. Das wird man überall beherzigen müssen, wo man vor der Frage steht, ob man eine im Vormarsch begriffene Armee offenen Auges einer Niederlage auch dann noch entgegenführen will, nachdem ein Hindernis sich gezeigt hat, das zunächst als unübersteigbar angesehen werden muß. Die Gegner werden bereitwillig einen Kampf aufnehmen, in dem sie so sicher und ohne Mühe zu siegen vermögen. Die Zeiten sind ernst und werden täglich ernster. Und da entsteht die Frage, ob ich in solcher Zeit für eine solche Sache Opfer ohne Zahl bringen darf, die unter der Ungunst der Umstände keine Aussicht auf Erfolg hat, wenn ich mich dadurch für Kämpfe schwäche, die gegebenenfalls auf einem anderen Gebiet ganz andere Erfolge in Aussicht stellen. Videant consules, ne quid res publica detrimenti capiat.«

Die erste Maifeier war von den gewerkschaftlichen Vereinen geleitet worden, die zweite von ihnen und der Partei gemeinsam, die dritte und die folgenden lagen in den Händen der Partei. Über Umstände und Motive, die diese Sachlage herbeiführten, ist kein Zweifel möglich. Es war eine der Gewerkschaftsbewegung nützliche und im Sinne ihrer Propaganda liegende Lösung. Die Feier gewann ein einheitliches Gepräge und eine festere Unterlage, als die Gewerkschaften ihr derzeit zu bieten vermochten; wohin der Einfluß der Partei reichte, trug sie die Propaganda der Arbeitszeitverkürzung und den Gedanken der beruflichen Organisation. Kostenfrage und taktische Erwägungen spielten noch nicht die später ausschlaggebende Rolle; das Unternehmertum war vergleichsweise schwach organisiert, die Bewegungsmöglichkeit für lokale Berufskämpfe noch weit größer als wenige Jahre später. Aber jene Wendung war, zumal in der österreichischen Bruderpartei, als Schädigung wichtiger Interessen der Internationale empfunden worden, wie denn der Führer der österreichischen Sozialdemokratie auf dem Berliner Parteitag der Resolution der deutschen Parteileitung entschieden entgegentrat und ihre Annahme zu verhindern trachtete. Die Rolle der Maifeier im politischen Kampfe der slawischen und österreichischen Arbeiterwelt, die einsetzende gute Geschäftskonjunktur und die sie begleitenden umfangreichen und scharfen Lohnbewegungen, das Drängen vor allem der eifrigsten Vertreter der Gewerkschaftsidee in der Masse der Arbeiter — alles dies wirkte zusammen, um dem Gedanken der Arbeitsruhe auch in Deutschland erneut und rasch größeres Gewicht zu leihen.

Der internationale Sozialistenkongreß von Zürich 1893 gab dem Brüsseler Beschluß, den er wiederholte, zwei Zusätze. Der eine, die Kundgebung für den Achtstundentag solle »eine Kundgebung des festen Willens sein, durch die soziale Umgestaltung die Klassenunterschiede zu beseitigen und so den einzigen Weg zu betreten, der zum Frieden innerhalb jedes Volkes wie zum internationalen Frieden führt«, fand die volle Billigung der deutschen Parteivertreter. Den anderen lehnten sie seiner unglücklichen Formulierung wegen ab, gaben jedoch nach der Abstimmung zu Protokoll, daß sie sich mit dem Inhalt der englischen Fassung, von der sie vorher keine Kenntnis hatten, einverstanden erklärt haben würden. Darin wurde es als Pflicht der Sozialdemokratie eines jeden Landes angesprochen, »die Feier des 1. Mai als einen Tag der Arbeitsruhe zu erstreben und die lokalen Organisationen in ihren Bestrebungen nach dieser Richtung hin zu unterstützen«. Es war ein neuer Schritt vorwärts, wenngleich die deutsche Arbeiterschaft auch diesen

Beschluß nicht als Bindung ansah. Wenn in Deutschland, meinte Bebel auf dem Kongreß, der Beschluß der Arbeitsruhe gefaßt werde, habe die Partei die Verpflichtung, für würdige Durchführung zu sorgen. »Und dann wird eine Schlacht mit der Bourgeoisie entbrennen wie in keinem anderen Lande der Welt. Nehmen wir aber diesen Kampf einmal auf, dann wollen wir auch den Tag der Schlacht selber wählen.« Gleichwohl wich die Entschließung des Kölner Parteitags von der bisherigen Haltung der Partei wesentlich ab. Da die Wirtschaftslage allgemeine Arbeitsruhe nicht gestatte, sollten diejenigen Arbeiter und Arbeiterorganisationen, »die ohne Schädigung der Arbeiterinteressen dazu imstande sind, neben den anderen Kundgebungen den 1. Mai auch durch Arbeitsruhe feiern«. »Wir haben«, so interpretierte Singer die Resolution auf dem Wiener Parteitag der österreichischen Sozialdemokratie, »es nicht in die Hände jedes einzelnen Genossen gelegt, für sich zu entscheiden, ob seine persönlichen materiellen Interessen dadurch verletzt werden, sondern wir legen den Schwerpunkt der Entscheidung auf die Interessen der Arbeiterorganisationen, auf die Interessen der Partei, indem wir sagen, da, wo diese Arbeiterinteressen, diese Interessen der Gesamtpartei es gestatten, da soll durch Arbeitsruhe gefeiert werden....«

Folgerichtig und der veränderten Geschäftslage entsprechend fehlte in der Entschließung des Breslauer Parteitags von 1895 der Hinweis auf die mißliche wirtschaftliche Situation. Über die Bedeutung der Maifeier noch Worte zu verlieren, hieße Wasser ins Meer tragen, meinte Bebel. »Wir können mit Genugtuung konstatieren, daß im Laufe der Jahre in den weitesten Kreisen unserer Genossen das Verständnis für die Maifeier immer mehr gewachsen ist und dieselbe als eine Notwendigkeit für die Partei und als eine Kundgebung des Solidaritätsgefühls der internationalen Arbeiterschaft betrachtet wird.« Der Gothaer Parteitag von 1896 macht es schlechthin »den Arbeitern und Arbeiterorganisationen zur Pflicht«, »überall da, wo die Möglichkeit zur Arbeitsruhe vorhanden ist, die Arbeit am 1. Mai ruhen zu lassen«. An diesem Standpunkt hielt die Partei in den folgenden Jahren fest.

* * *

Aber der beträchtlich größeren Arbeitsruhe antwortete sogleich eine schroffere Gegenwehr der Unternehmer. Bereits das Jahr 1896 sah erneut größere Aussperrungen, die — so in der Berliner Eisenindustrie — langwierige Kämpfe im Gefolge hatten. Auf beiden Seiten wuchsen die Organisationen rasch. Aber um so schwerer ließ sich der 1. Mai erkämpfen. Als dann die Konjunktur wieder umschlug, als am Ausgang der Depression die Krimmitschauer Aussperrung vom Winter 1903 den Zusammenschluß der Unternehmerorganisationen und ihre Ausprägung als Kampfverbände rapid beschleunigte, trat — ein tiefgehender Wandel in der Taktik des Unternehmertums — die Aussperrung in den Mittelpunkt seiner Kampfbewegungen. Schon der Bericht des Parteivorstandes an den Jenaer Parteitag 1905 mußte die auffällig zunehmende Neigung zu Massenaussperrungen konstatieren. Im Frühjahr war der im Hamburg-Altonaer Arbeitgeberverband ausgeklügelte und den Scharfmachern in ganz Deutschland unterbreitete Plan, Maßregelungen nach dem Abc vorzunehmen, in die Öffentlichkeit gedrungen. »Bei fast allen großen Kämpfen stehen die Arbeiter nicht mehr

dem einzelnen Unternehmer, sondern immer großen Kapitalistenorganisationen gegenüber, die förmlich mit Massenaussperrungen spielen.« Es scheine fast, als wolle das Unternehmertum jeden Streik mit Aussperrungen beantworten. »In kurzen Zeiträumen folgten die Aussperrung der Brauereiarbeiter in Rheinland-Westfalen und der dadurch hervorgerufene Bierboykott, die Aussperrung der Werftarbeiter an der Unterweser, die Aussperrung der Bauarbeiter in Rheinland-Westfalen, die Aussperrung der Metallarbeiter in Bayern, die Aussperrung der Textilarbeiter in Sachsen usw.« Während man 1900 erst 46 Aussperrungen mit 14 630 Beteiligten und 182 806 verlorenen Arbeitstagen bei 600 000 Mark Kosten für die Gewerkschaften zählte, waren es ihrer 1905 253 mit 144 047 Beteiligten bei 1 797 256 verlorenen Arbeitstagen und 4 493 000 Mark Ausgaben.

Es versteht sich, daß diese Sachlage auf die Maifeier zurückwirkte. Die Unternehmer benutzten die letztere zur Unterstützung und Verschärfung ihrer Aussperrungstaktik. Dabei fielen die durch Maiaussperrungen auferlegten finanziellen Opfer weniger ins Gewicht als die Rückwirkung auf Kampfstellung und Gefüge der Organisation. Die Arbeitsruhe am 1. Mai diente zum Vorwand, den Gewerkschaften, wie es 1903 den Zimmerern zu Bremen geschah, Kampftarife entgegenzustellen. Taten dies viele Orte zu gleicher Zeit, so sahen sich die Organisationen auf langen Linien in den Kampf verwickelt und damit in ungünstige Positionen gedrängt. »Unsere bisherigen Erfolge haben wir errungen, weil wir es verstanden haben, stets mit möglichst schmaler Kampfesfront den Unternehmern entgegenzutreten....« Die Unternehmer der Holzindustrie schufen sich durch die Maiaussperrung von 1907 die Voraussetzung, den Abschluß ungünstigerer Tarife zu erzwingen. Da das Unternehmertum sich auf den zur selben Zeit wiederkehrenden Kampf von langer Hand vorzubereiten vermag, gelang es ihm wiederholt, die Organisation zu lockern. »Nicht selten wurden die bekannteren Leute, die Vertrauensleute in den Werkstätten, die als Rädelsführer seitens der Unternehmer sowieso angesehen werden, überhaupt nicht mehr in Arbeit genommen und mithin die Organisation durch die alljährliche Zerstörung dieses Vertrauensmännersystems auf das schwerste geschädigt.« Als nach der Maifeier von 1906 eine beträchtliche Zahl von Vertrauensleuten des Metallarbeiterverbandes zu Berlin nicht wieder eingestellt wurde, hatte in der Reichshauptstadt die Geburtsstunde der *gelben* Organisation geschlagen. Selbst wenn sich in Handwerk und Kleinindustrie volle Arbeitsruhe erkämpfen und damit die Zahl der Feiernden wesentlich steigern ließe, würde damit nichts an der Tatsache geändert, daß sich die Arbeitsruhe in der Großindustrie keine Position erkämpft hat und nicht weiter erkämpfen kann, daß sie in den wirtschaftlich und politisch ausschlaggebenden Industrien und damit gerade dort, wo sie wirken müßte, soll der Arbeitsruhe in der Gegenwart Bedeutung zukommen, an Umfang nicht zunimmt, sondern verliert.

Die Generalkommission wollte den *Amsterdamer* internationalen Sozialistenkongreß von 1904 veranlassen, sich für die Verlegung der Maifeier auf den Abend auszusprechen. Aber es gelang nicht, den Parteivorstand für diese Auffassung zu gewinnen, auch der Kongreß lehnte jede Abschwächung der bestehenden Beschlüsse ab, und der *Bremer* Parteitag wiederholte die Gothaer Resolution. Infolgedessen kam es auf dem *Kölner*

Gewerkschaftskongreß zu einer Präzision des Standpunktes der Gewerkschaftsleitungen. Die von Robert Schmidt vorgelegte Entschließung spiegelte die Auffassung der Kongreßmehrheit wider. Sie anerkannte die Maifeier als bedeutungsvolle Kundgebung der Arbeiterschaft aller Länder für die Forderung des Achtstundentags und die Propaganda wichtiger sozialpolitischer Aufgaben, eine Propaganda, die wiederum ein wichtiges Mittel zur Beseitigung der nationalen Gegensätze bilde. Da die Kundgebung für die Solidarität der Arbeiter um so imposanter sei, wenn sie unter Ausschluß »aller dem Charakter der Maifeier fernliegenden Veranstaltungen« die Möglichkeit allgemeiner Teilnahme gewähre, die Arbeitsruhe jedoch nur einen kleinen Teil der Arbeiterschaft umfasse, nicht in der Arbeitsruhe, die den Ausschluß großer Arbeiterschichten bedeute und den einheitlichen Charakter der Feier störe, vielmehr in der Massendemonstration der Wert der Feier bestehe, sei ihre Verlegung auf den Abend geboten. Die Feier habe sich nicht zu teilen in eine Kundgebung der Gewerkschaften und besondere Veranstaltungen der politischen Partei, sie gehöre der Arbeiterschaft insgesamt. »Da mit dieser unserer Anschauung die Beschlüsse des internationalen Kongresses in Amsterdam sowie der Kongreß der sozialdemokratischen Partei in Bremen in Widerspruch stehen, so begnügen sich die Gewerkschaften mit der Erklärung ihres prinzipiellen Standpunktes, ohne, solange die Beschlüsse des internationalen Kongresses zu Recht bestehen, an der bisherigen Form der Maifeier etwas zu ändern, da eine Durchkreuzung der Beschlüsse des internationalen Kongresses nur eine weitere Schwächung der Kundgebung bedeuten würde.« Nachdem der Resolution eine den Standpunkt der Partei vertretende entgegengestellt worden war, wurden beide zurückgezogen, da mit der Aussprache der gewollte Zweck erreicht sei.

Der Standpunkt des Kongresses wurde als ein »Abspringen von der bisher erreichten Kampfeslinie, ein Zurückgehen weit hinter den Ausgangspunkt« empfunden, wie der Referent zur Maifeier in Jena 1905 sagte. Auch Gewerkschaftsführer verkannten nicht, daß die Verlegung auf den Abend der »Feier« das Todesurteil spreche. Es war zudem unmöglich, im Handumdrehen ein Kampfziel fallen zu lassen, mit dem sich große Traditionen der deutschen Arbeiterbewegung und nicht zuletzt der deutschen Gewerkschaftsbewegung selber verknüpften, um das sich in den letzten Jahren Tausende geschart hatten! Man fragte, was denn vorgefallen sei, um die Maifeier mit einem Male abzuhalftern. Eine Reihe von Gewerkschaftsorten, die Generalversammlungen großer Verbände wie der Metallarbeiter und der Bergarbeiter billigten die Haltung der Führer nicht. Und der Jenaer Parteitag wiederholte nicht allein den Gothaer Beschluß, er schickte voraus, die Maifeier sei eine zur Unterstützung der Klassenforderungen und des Klassenkampfes des Proletariats sowie zur Förderung des Weltfriedens von den internationalen Kongressen beschlossene Demonstration, deren wirksame und würdige Gestaltung eine gemeinsame Aufgabe aller politisch und gewerkschaftlich organisierten Arbeiter bilde. Als Klassendemonstration werde sie vom Unternehmertum und den bürgerlichen Regierungen bekämpft; jedoch »dieser Widerstand kann für die Arbeiterklasse kein Anlaß sein, von der Durchführung der Maifeier abzusehen«, eine Stellungnahme, bei der auch der Mannheimer Parteitag von 1906 blieb. Sie hatte die Billigung der Generalkommission gefunden.

Aber das Jahr 1906 war ein Jahr gewaltiger Arbeitskämpfe. Angesichts einer Hochkonjunktur fast sondergleichen, angesichts einer mächtigen Steigerung der Mieten und Lebensmittelpreise begegnete das Unternehmertum noch mehr als im Vorjahr den Forderungen der Arbeiter mit Aussperrungen. Man zählte ihrer 421 mit 93 356 Beteiligten bei 2 320 069 verlorenen Arbeitstagen und einer Belastung von 5,3 Millionen Mark für die Gewerkschaftskassen. Nun fielen bereits vor den 1. Mai des folgenden Jahres eine Anzahl schwerer Lohnkämpfe, die den 1. Mai teils überdauerten. »Die Aussperrung der Schneider war eben beendet worden. Die Aussperrung der Holzarbeiter und der Hamburger Schauerleute war noch im Gange. Die Berliner Bauhandwerker und die Bäckereiarbeiter waren eben im Begriff, den Kampf um die Verkürzung der Arbeitszeit zu beginnen.« Die gesteigerten Kosten der Lebenshaltung ließen neue große Kämpfe erwarten. Nicht nur versteckte das Unternehmertum seine Gegnerschaft wider die Verbesserung der Arbeitsbedingungen vielfach hinter politische Vorwände, stempelte es einfache Lohnkämpfe zu politischen Machtfragen, um sich die Sympathien der sonst indifferent beiseite stehenden bürgerlichen Kreise zu sichern: es brannte vor Begierde, die Schlappe, die die Arbeiterschaft bei den Reichstagswahlen vom Januar des Jahres erlitten hatte, auf die wirtschaftliche Bewegung zu übertragen. Dabei ging die Wahlrechtsbewegung in den Einzelstaaten in hohen Wogen; namentlich in Preußen rüstete sie zu ihrem energievollsten und mächtigsten Anlauf. Auch in der äußeren Politik vollzogen sich große Wandlungen. Die Tripelentente trat ins Leben, dem konterrevolutionären Rußland schienen französische Anleihen und die Verständigung mit England über Nordpersien freie Hand auf dem Balkan zu gewähren, zwischen Deutschland und den Westmächten herrschte wegen Marokko arge Spannung. Europa war mit Gewitteratmosphäre geschwängert, indes im Haag die sogenannte Friedenskonferenz tagte. Die Welt »kann sich glücklich preisen, wenn im Haag nicht statt der Versuche, einen Stillstand in den Rüstungen herbeizuführen, eine noch stärkere Aufrüstung provoziert und damit der Ausbruch der längst gefürchteten Katastrophe beschleunigt wird«. So schien es aus politischen und wirtschaftlichen Gründen gleichermaßen geboten, sich nicht aus einem Anlaß, der unmittelbare Ergebnisse nicht zu zeitigen vermochte, in große Kämpfe verwickeln zu lassen, Kämpfe, die die Arbeiterschaft für die bevorstehenden wirtschaftlichen und nicht minder für die großen politischen Aktionen schwächen mußten. Der Aufruf des Parteivorstandes vom 15. April 1907 empfahl daher, »überall dort, wo die Gewißheit besteht, daß die Arbeitsruhe am Maitag zu einer Aussperrung führt, unter den obwaltenden Umständen von einer Arbeitsruhe abzusehen. Die Arbeiter, die nicht in die Arbeitsruhe eintreten können, mögen am Abend des 1. Mai zusammentreten, um ihren Forderungen und Bestrebungen den gebührenden Ausdruck zu geben«. »Hier die Arbeiterklasse, dort die Unternehmerklasse, geschützt und gestützt durch die Staatsgewalt. Beide stehen sich kampfbereit gegenüber. Die stets schärfer werdenden Gegensätze lassen sich nicht ausgleichen. Die Kluft wird breiter und tiefer.« Das möge die Parteigenossenschaft beachten und ihre Taktik danach einrichten. »Die Maifeier ist Gemeingut des Proletariats geworden — und bleibt es, den Gegnern zum Trotz! Hoch der 1. Mai!«

So ließen die veränderten Notwendigkeiten des Kampfes den politischen Grundzug der Maifeier erneut und in voller Deutlichkeit hervortreten, schärften sie die Erkenntnis, daß, wie jede Arbeitsverweigerung zu politischen Zwecken, auch der Demonstrationsstreik für Ziele der sozialen Gesetzgebung am 1. Mai nach Umfang und Möglichkeit letzten Endes abhängt von dem großen Gang der gesamten Kampf- und Klassenbewegung der Arbeiterschaft. Die politische Arbeitsverweigerung hatte sich inzwischen zu einer wichtigen gesellschaftlichen Erscheinung ausgewachsen. Politische Streiks von gewaltigen Dimensionen erschütterten den Boden Südrußlands in den Jahren 1902 und 1903. Im politischen Streik ruhte die bewegende Kraft der russischen Revolution. Frankreich, Italien, Belgien, Ungarn, Bulgarien sahen Streiks ausgesprochen politischen Charakters. Allgemein wuchs der politische Einschlag der großen Wirtschaftskämpfe. Der internationale Sozialistenkongreß von Amsterdam hatte anerkannt, »daß ein Streik, der sich über einzelne für das Wirtschaftsleben wichtige Betriebszweige oder über eine große Anzahl Betriebe ausdehnt, ein äußerstes Mittel sein kann, um bedeutende gesellschaftliche Veränderungen durchzuführen oder sich reaktionären Anschlägen auf die Rechte der Arbeiterschaft zu widersetzen«. Und die Parteitage von Jena und Mannheim sahen in der Massenarbeitseinstellung ein wirksames Mittel, neue Rechte zu erobern, mehr jedoch um Anschläge auf die Grundrechte der Arbeiterklasse, auf Wahlrecht und Koalitionsrecht abzuwehren. Sobald der Parteivorstand die Notwendigkeit eines politischen Streiks für gegeben erachte, habe er in Gemeinschaft mit der Generalkommission der Gewerkschaften alle zur erfolgreichen Durchführung der Aktion erforderlichen Maßnahmen zu ergreifen. Es lag in der Natur der Sache, daß Form und Umfang der Maifeier von der Verdeutlichung ihres Wesens nicht unberührt bleiben konnten.

Die deutsche Delegation des internationalen Kongresses zu Stuttgart von 1907, die die Maifeierfrage besprach, empfahl, an der Mannheimer Entschließung festzuhalten, jedoch den Gemaßregelten, sofern sie politisch oder gewerkschaftlich organisiert seien, eine Unterstützung zu gewähren. Nach dem im Verfolg der Verhandlungen zwischen Parteivorstand und Generalkommission an den Nürnberger Parteitag gelangenden Antrag sollten zur Vorbereitung und würdigen Gestaltung der Maifeier im Beginn eines jeden Jahres aus Partei und Gewerkschaftskartell paritätisch zusammengesetzte Kommissionen zusammentreten. Bei Aussperrungen sei vom Beginn der zweiten Woche an Unterstützung zu gewähren. »Die für die Unterstützung nötigen Mittel sind von der Parteiorganisation und der Gewerkschaft am Ort, an welchem die Aussperrung erfolgt, aufzubringen. Zur Unterstützung der Ausgesperrten soll an den in Frage kommenden Orten ein Fonds gebildet werden. Die Mittel für diesen Fonds sind durch Sammlungen und freiwillige Beiträge aufzubringen. Bedarf es eines solchen Fonds am Orte nicht oder reichen die Mittel eines Fonds zur Unterstützung der Ausgesperrten nicht aus, so sind die erforderlichen Unkosten am Ort von der Parteiorganisation und den Gewerkschaften, denen die Ausgesperrten angehören, zu decken. Der Anteil, den jede dieser Organisationen zur Deckung der Unkosten aufzubringen hat, wird nach der Mitgliederzahl dieser Organisation berechnet. Anspruch auf Unterstützung aus den Zentralkassen der Partei und Gewerkschaften haben die Aus-

gesperrten nicht.« Werden im Anschluß an die Aussperrung von den Gewerkschaften Lohnforderungen erhoben, tragen die Gewerkschaften die Kosten der Aussperrung allein. Der Hamburger Gewerkschaftskongreß erläuterte die Vereinbarung dahin, daß Unterstützung aus den Zentralkassen nur gewährt werde, soweit Beschlüsse der dafür maßgebenden Instanzen vorlägen oder herbeigeführt würden; im übrigen stimmte er der Vereinbarung zu. Dagegen lehnte der Parteitag die achttägige Karenzzeit und die lokale Regelung der Unterstützung ab. Der Leipziger Parteitag von 1909 entschied sich dann für die Bildung von Bezirksfonds. »Die Abgrenzung der Bezirke erfolgt unter Zustimmung der in Frage kommenden Orte.« »Orte, deren Angliederung an einen Bezirksfonds untunlich ist, haben in gleicher Weise am Orte einen Fonds zu bilden, aus dem die am Ort Ausgesperrten zu unterstützen sind.«

Um den Fonds dauernd Mittel zuzuführen, hatte der Nürnberger Parteitag 1910 die Beamten, Arbeiter und Mitglieder der Partei, die am 1. Mai ohne Lohnausfall feierten, zur Abführung eines Tagesverdienstes an die Partei- und Gewerkschaftskassen verpflichtet, ein Beschluß, der lebhafte Meinungsverschiedenheiten über die Frage hervorrief, inwieweit in Parteibetrieben beschäftigte Nichtparteigenossen oder die Arbeiter und Angestellten anderer Arbeitergeschäfte zur Hergabe des Tagesverdienstes gehalten seien. Der Jenaer Parteitag von 1911 hielt nach lebhafter Auseinandersetzung die Entschließung aufrecht. Der folgende Chemnitzer hob sie auf, bestimmte jedoch, es solle dem Parteitag des nächsten Jahres eine Resolution des Inhalts vorgelegt werden, daß die Angestellten der Partei und der Gewerkschaften, soweit letztere der Partei angehören, den Tagesverdienst vom 1. Mai an die Maifeierfonds abzuführen haben. Der Jenaer Parteitag von 1913 sprach dann die Erwartung aus, daß die in Bureaus und Redaktionen der Partei und der Gewerkschaften angestellten Parteigenossen den Tagesverdienst abliefern »im Hinblick auf die Opfer, die die Arbeiter im Kampf um die Maifeier bringen«.

* * *

Über den Charakter der Maifeier als einer politischen Arbeitsverweigerung sahen die deutschen Partei- und Gewerkschaftsführer von Anbeginn klar. Um eben dieses Charakters willen lehnte die Partei in den ersten Jahren die Arbeitsruhe ab. »Wir können,« sagte Wilhelm Liebknecht auf dem Kölner Parteitag, »die allgemeine Arbeitsruhe nicht empfehlen, noch weniger dazu auffordern. Wenn wir schon vor zweieinhalb Jahren den Arbeitern von dem Versuch, die allgemeine Arbeitsruhe zu erzwingen, den Kampf mit dem Unternehmertum aufzunehmen, wegen der schlimmen Geschäftslage abraten mußten, so ist das heute doppelt eine Notwendigkeit und unsere Pflicht. . . . Wie hoffnungslos ein Generalstreik, eine Generalkraftprobe jetzt wäre, das erhellt für jeden Denkenden aus der Tatsache, daß in den letzten zwei Jahren alle großen Streiks in Europa angestiftet und provoziert worden sind durch die Arbeitgeber in der Erkenntnis der Tatsache, daß ihnen die Umstände günstig, den Arbeitern ungünstig sind, und in der sicheren Erwartung, die Arbeiterorganisationen zu schwächen und zu zerstören.... Wenn wir die Schlacht annehmen oder anbieten, dann geschieht es in dem Moment, wo wir zwar nicht den Sieg verbrieft in der

Tasche haben, wie man höhnend sagt, aber wo wir wissen, daß die Feinde ihn nicht in der Tasche haben.« »Die Frage der Arbeitsruhe am 1. Mai fällt unter den obwaltenden Verhältnissen mit der Frage des Generalstreiks tatsächlich zusammen. Unsere Gegner würden den Kampf, der an einem Punkt ausbräche, sofort zu einem allgemeinen machen.... Der Gedanke des allgemeinen Streiks muß als unsinnig verworfen werden. Alle Räder stehen still, wenn dein starker Arm es will, ist das Schlagwort derer, welche die Gesamtlage nicht übersehen. Gut, in Deutschland sind einige hunderttausend Arbeiter organisiert, aber der deutschen Arbeiter sind Millionen. Wird heute der allgemeine Streik verkündet, so treiben wir gerade die Besten, die Tüchtigsten, die Organisierten in einen hoffnungslosen Kampf.« Und bei anderer Gelegenheit meinte Liebknecht: »Haben die Arbeiter erst einmal eine so starke Organisation, um einen Generalstreik durchsetzen zu können, so werden sie sich hoffentlich nicht mit einem solchen begnügen, sondern einen besseren Gebrauch von ihrer Organisation machen. Dann sind sie Herren der Welt. Und die Arbeit dann einzustellen, wäre erst recht eine grenzenlose Torheit.«

War die Beurteilung der politischen Gesamtlage durch die Parteiführer zweifellos richtig, so traf die Erkenntnis der Gewerkschaftsführer nicht minder zu, daß die Maifeier den Ausblick öffne in die Kampfmittel und Kampfmethoden der Zukunft. »Unser ganzes Bestreben muß darauf gerichtet sein, der Maidemonstration durch Ruhenlassen der Arbeit die richtige Weihe zu geben,« schrieb das Korrespondenzblatt der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands in seinem letzten Artikel Zur Maifeier vom 23. April 1894. Der Gewalt die Gewalt gegenüberzustellen, sei ein von der Natur verliehenes Recht. Wirksamer aber sei die Organisation des Proletariats und die Verweigerung der Arbeit. Das belgische Proletariat habe im Wege des Streiks sich politische Rechte erkämpft, und das österreichische rüste zu dem gleichen Zweck. Der Generalstreik sei hier »das Auflodern des Freiheitsgedankens eines erbitterten, aller Rechte beraubten und aufs äußerste geknechteten Volkes, und einem solchen gehört unsere ganze Sympathie. . . .« »Bei uns in Deutschland würde ein allgemeiner Streik einen anderen Charakter tragen. Je weiter ein Volk politisch geschult ist, je schärfer die Gegensätze zwischen der besitzenden und der besitzlosen Klasse ausgeprägt sind, desto nachteiliger wird das Mißlingen einer größeren Aktion auf die Bewegung wirken. Nach der gegenwärtigen Sachlage erscheint eine Diskussion über einen allgemeinen oder doch wenigstens von den ausschlaggebenden Berufen inszenierten Streik für Deutschland noch verfrüht. Aber die Vorbedingung für einen solchen muß geschaffen werden, und diese Vorbedingung ist die Organisation in Berufen. Ist diese in ausreichendem Maße vorhanden, dann erst wird die Bourgeoisie die Macht der Arbeiterklasse anerkennen. Nicht notwendig ist es dann, einen Streik beginnen zu lassen, sondern die Möglichkeit der Durchführung desselben wird die maßgebenden Bevölkerungsschichten veranlassen, den berechtigten Wünschen des Proletariats nachzugeben. Mögen die Arbeiter bei der Feier des 1. Mai sich es ins Herz prägen, daß ihre Befreiung aus den Banden des Kapitalismus das Werk der Arbeiterklasse sein muß. Mögen sie sich bewußt werden, daß heute wie zu allen Zeiten derjenige im Recht ist, welcher die Macht hat. Die Macht der Arbeiterklasse liegt in der

Organisation«. Die Vertretung der Arbeiter im Parlament wird »erst dann mit vollem Erfolg vorgehen können, wenn hinter ihr die organisierte Arbeiterschaft steht, bereit, den Forderungen ihrer Vertreter den nötigen Nachdruck zu geben. Eines soll das andere ergänzen, und die Erfolge werden nicht ausbleiben.« Es sind Gedankengänge, die die Auffassung der Parteiführer in wesentlichen Stücken ergänzten und ihren Hauptgesichtspunkten nach Gemeingut der sozialistischen Arbeiterschaft Deutschlands geworden sind.

Wie in der Vergangenheit, besitzt auch in der Gegenwart die Maifeier in einer Reihe von Ländern für das politische Erwachen der Arbeiterschaft noch große Bedeutung. Das Erstarken der russischen, der slawischen Arbeiterbewegung würde die Macht der organisierten Arbeiterschaft beträchtlich vermehren. In einer Zeit, wo die Klassengegensätze eine kaum noch zu überbietende Schärfe erlangt haben, der Imperialismus der kapitalistischen Nationen ein Fieber gewaltigster Aufrüstung erzeugt und der politische Streik seinen Zug um die Welt angetreten hat, kann die Internationale nicht Formen des politischen Streiks den Weg verstellen, für die in bestimmten Ländern noch die gleiche Notwendigkeit besteht wie früher in Österreich und Deutschland. Für jene Länder gilt nach wie vor, daß die Durchführung der Arbeitsruhe zu erstreben ist. Andererseits gibt der ungleich höhere Grad wirtschaftlicher Entwicklung der Forderung in anderen Ländern einen bedeutenderen Inhalt. Hier steht der politische Appell an die Gesetzgebung im Vordergrund der Demonstration, leitet die Maifeier an die Schwelle neuer Kampfweisen, die ihr je länger je mehr Form und Inhalt vorschreiben und eben dadurch die jährliche Wiederkehr der Arbeitsruhe unmöglich machen. Der internationale Kongreß muß beiden sehr verschieden gearteten Bedürfnissen Rechnung tragen. An ihn gelangende Anträge, die Feier generell auf den Abend zu verlegen, haben kaum Aussicht auf Annahme. Spricht der Kongreß dagegen aus, daß je nach den wirtschaftlichen und politischen Zuständen eines Landes für die Maifeier auch die Richtlinien Geltung haben, die die Internationale und die einzelnen Länder für die politische Arbeitsverweigerung aufgestellt haben, so fällt damit jedem Lande das nötige Maß von Bewegungsfreiheit zu. Man wird dabei freilich noch mehr als bisher auf eine einheitliche Form der Maifeier Verzicht leisten müssen.

An völlige Beseitigung der Maifeier denkt in Deutschland wohl niemand. Wenn es zutrifft, daß die Arbeitsruhe die Großindustrie nur wenig zu erfassen, die Tarifpolitik der Gewerkschaften zu durchkreuzen, der Aussperrungstaktik der Unternehmer Vorschub zu leisten und die Stellung der Organisationen in bedeutsamen Industriezweigen zu erschüttern vermag, wird sich die Notwendigkeit einer Änderung füglich nicht verneinen lassen. Will man nun die Auffassung vertreten, bei der provokatorischen Politik der Unternehmer und der Regierung erscheine es nicht angemessen, auf die Arbeitsruhe schlechthin zu verzichten, nur die jährliche Wiederkehr sei zu beseitigen, die zeitweilige Anwendung jedoch vorzubehalten, so geht es doch kaum an, wie früher durch den Parteitag dreiviertel Jahre im voraus zu bestimmen, ob am 1. Mai Arbeitsruhe eintreten soll. Parteivorstand und Generalkommission wären die zur Beschlußfassung berufenen Körperschaften. Da ihr Urteil jedoch in erster Linie durch die Rücksicht auf die Aktionsfähigkeit der Organisationen bestimmt werden würde

und bestimmt werden muß, käme jener Ausweg einer Beseitigung der Arbeitsruhe gleich. Beide Körperschaften würden nach Lage der Dinge zur Arbeitsruhe nur auffordern, wenn Gründe schwerwiegender und besonderer Art es geböten.

Die deutsche Arbeiterschaft hat keinen Anlaß, die Waffe des politischen Streiks zunächst anders als für Abwehrkämpfe ins Auge zu fassen. So wird man nach dem Verlauf der Debatte und der Ablehnung des Amendements Luxemburg auch den Beschluß des letzten Parteitags verstehen müssen. Damit ist ausgesprochen, daß, wie im Augenblick politische Angriffsstreiks nicht möglich sind, Demonstrationsstreiks für zu erobernde Rechte nur in Zwangslagen als letztes Mittel des Protestes wider die Fortdauer Kultur und Volk verhöhnender Vorrechte auf politische Wirkung und damit auf Anklang in breiten Massen rechnen können. Dies ist wohl der innerste Grund, weshalb die Frage, ob der 1. Mai durch Arbeitsruhe zu begehen sei, keine Frage mehr ist. Wenn aber die Arbeitsruhe fällt, so nicht, um vor dem Unternehmertum eine Position kampflos zu räumen, sondern um den Kampfgedanken der Maifeier in tieferem Sinne aufzugreifen. Hat die Arbeiterschaft keinen Anlaß, die Entwicklung zum politischen Streik zu beschleunigen, so besitzt sie doch ein vitales Interesse daran, daß, wenn seine Stunde schlägt, ihre Rüstung geschlossen ist, daß auch die indifferenten Massen die Sachlage erfassen und mit dem zur Anwendung gelangenden Mittel vertraut sind. Nicht nur ließe sich die Veranstaltung der roten Woche in wechselnden Abständen nach dem jeweiligen Beschluß von Parteivorstand und Parteiausschuß wiederholen und den geschaffenen Maifonds eine ähnlich breite Basis geben, wie der von der Generalkommission 1891 ins Leben gerufene Fonds besaß, um sie beizeiten zu wirklichen Kampffonds auszubauen mit dem Ziele, das Bewußtsein der Pflicht, sich auf größere Kämpfe vorzubereiten, auch in die Schichten zu tragen, deren wirtschaftliche Lage Ersparnisse am schwersten macht. Wie die Maifeier seinerzeit dem Gedanken der gewerkschaftlichen Organisation breite Bahn gebrochen hat, sind ihre Veranstaltungen in erster Reihe dazu berufen, auch den Gedanken des politischen Streiks in die Masse der Indifferenten zu tragen. Die Forderung des Achtstundentags, die während des letzten Jahrzehnts im Vordergrund der Maifeier stand, ist für einzelne Arbeiterschichten völlig oder nahezu erreicht, andere schreiten ihrer Verwirklichung energisch entgegen. Der Appell an die Gesetzgebung und die Idee der Organisation umschlingen sich in der Maifeier immer enger. So wenig sich aber daran denken läßt, hierbei die Propaganda des Kampfes, des Streiks auszuschalten, so wenig kann angesichts der Zentralisation des deutschen Unternehmertums und der Entschiedenheit, womit es die Mittel der bürgerlichen Staatsgewalt wider große Wirtschaftskämpfe in Bewegung setzt, die letzte und entscheidende Einsetzung der wirtschaftlichen Macht des Proletariats außer Betracht bleiben.

Die Frage, ob es wohlgetan sei, den politischen Streik zu propagieren, hat den Gegenstand lebhafter Kontroversen gebildet und ist heute noch umstritten. Es widerspreche der gewerkschaftlichen Erfahrung, auf offenem Markte die kommende Aktion auszuschreien. »Man arbeitet in den Gewerkschaften in aller Stille, und wenn die Zeit gekommen ist und die Karrees geschlossen sind, dann geht man zum Angriff vor auf den unvorbereiteten Gegner. Sonst verliert der Gegner allmählich die Angst, und er sagt sich,

die brüllen zwar viel, aber es steckt nichts dahinter.« So richtig diese auf dem letzten Parteitag gesprochenen Worte sind, deutet doch der oben entwickelte Gedankengang an, daß die Propaganda in der Situation begründet liegt und sich aus ihr ergibt. Ein Mittel, bei dessen Anwendung es sich um Wohl und Wehe vieler Tausende handelt, kann nicht nur, wie wiederholt mit Recht gesagt wurde, vor der Masse nicht unbesprochen bleiben: es kann auch im gewollten und notwendigen Umfang nicht wirksam werden ohne nachhaltige und zielklare Propaganda. Zahlreiche Berufskämpfe sind zum Erfolg geführt worden, nicht weil die Stärke der Organisation genügt hätte, die Unternehmer zum Weichen zu bringen, sondern weil energische und von langer Hand ins Werk gesetzte Propaganda die Unorganisierten in die Bewegung hineinzog. Um wie vieles notwendiger ist die gleiche Vorhersicht gegenüber der Streikaktion, die die Entscheidung über die politische Entwicklung von Jahrzehnten im Schoße tragen kann, die den Einsatz der vollen Kraft erfordert. Gerade diejenigen, die in den großen Wirtschaftskämpfen der Gegenwart das für die Beurteilung der Methoden des politischen Streiks ausschlaggebende Tatsachenmaterial erblicken, die der Meinung sind, daß auch diese Kämpfe wesentlich geführt werden müssen nach den Grundsätzen und Methoden der Organisation, werden zu betonen haben, daß auch die Frage der Propaganda nach den gleichen Grundsätzen erledigt werden muß. Wir werden nicht müde, zu reden von der Notwendigkeit des Kampfes und der Organisation, von den Mitteln des Kampfes und den Pflichten der Solidarität. Ebendies soll mit Bezug auf den politischen Streik geschehen. Nicht darum soll und kann es sich handeln, den politischen Streik für bestimmte Ziele oder gar Termine in Aussicht zu stellen, sondern um mit ihm als einem letzten Mittel die Massen vertraut zu machen. Überdies läßt sich die Propaganda eines von Partei und Gewerkschaften anerkannten Kampfmittels nicht verhindern. Die Propaganda ist da. Sie geht seit Jahren vor sich, in der Weise freilich, daß die Organisationsleitungen auf sie keinen Einfluß üben, die Agitation vielmehr eine Spitze gegen sie selber erhält. Es wäre auf die Dauer ein unmöglicher Zustand auch dann, wenn die politische Situation sich nicht fortgesetzt verschärfte, wenn nicht die Politisierung der Wirtschaftskämpfe im Innern durch den Terror von Polizei, Unternehmern und Arbeitswilligen und die steigende Bedeutung der Streiks mit verfassungsrechtlichen Zielen im Ausland die Haltung der herrschenden Schichten und der Regierung immer deutlicher und wirksamer beeinflußte.

Ein gesetzlich gewährleistetes Mittel des Gegenwartsstaates, kann ein Streik logischerweise nicht ungesetzlich werden durch einen legalen politischen Zweck. Für die deutsche Arbeiterklasse ist der politische Streik ein Mittel friedlichen Kampfes, das selbst der Zustand des Ausnahmerechtes, unter dem der Streik in Deutschland steht, nicht zu einem ungesetzlichen zu stempeln vermag. Um so eifriger arbeitet die Reaktion auf den Umsturz und die Verschärfung der bestehenden Rechtslage hin. Erst neuerdings haben die Beschlüsse der Berliner Wahlvereine, weil sie »auf Erzwingung des gleichen Wahlrechtes für Preußen durch Vorbereitung des Massenstreiks und Sammlung eines Kampffonds« gerichtet seien, die Freikonservativen im preußischen Abgeordnetenhaus zu dem Antrag begeistert, die Regierung möge »alle zur Aufrechterhaltung der Autorität und der Sicherheit des Staates erforderlichen Maßregeln« treffen. Herr v. Zedlitz will »die Auf-

forderung zum politischen Massenausstand oder zu einer Vorbereitung unter die Strafe des Hochverrats« gestellt wissen. Die »Kölnische Volkszeitung« fabuliert von einem »ersten Schritt zur Revolution in Deutschland«, und die »Kölnische Zeitung« ruft den Reichstag auf wider »sozialdemokratische Putschgelüste«. Man braucht die Voraussetzungen, von denen jene Beschlüsse diktiert sind, nicht oder nicht in allen Stücken für gegeben zu halten: sie empfehlen ein gesetzliches und friedliches Mittel für einen legalen Zweck. Auch bei den Herrschenden bestehen schwerlich Zweifel darüber, daß Arbeitsverweigerung mit der Wirkung, die Regierung zur Einlösung eines verpfändeten Königswortes zu drängen, weder Hochverrat noch Revolution bedeuten würde. Die Berliner Beschlüsse dienen denn auch lediglich als Vorwand. Die Angriffe auf den politischen Streik bestätigen nur die Tatsache, daß man dem wirtschaftlichen Streik zu Leibe will. Die zur Beratung der Strafrechtsnovelle eingesetzte erste Kommission wollte allen Angestellten der Eisenbahn, der Post und der zur Versorgung mit Wasser oder Licht dienenden Anstalten das Streikrecht nehmen. Der zweiten Kommission war das nicht genug. Auch die Angestellten der zur Erzeugung von Wärme und Kraft dienenden Anstalten sollten einbezogen, die von der ersten Kommission vorgesehene Haftstrafe beseitigt und nur Gefängnisstrafe bis zu drei Jahren zugelassen, die zu verhängenden Geldstrafen von 1000 auf 5000 Mark erhöht und der Versuch für strafbar erklärt werden. Ihre Politischerklärung setzt die Gewerkschaften wie zur Zeit des Sozialistengesetzes der Gefahr des Verbots aus, stempelt den wirtschaftlichen Kampf zum politischen Vorgang, schafft die Handhabe, jedem Berufskampf als einem politischen zu begegnen und die Mittel der Staatsgewalt im vollsten Umfang wider ihn zu entfalten. Um so größer der Anlaß, den Ansätzen dieser Entwicklung mit voller Entschiedenheit entgegenzutreten, über Wesen und Beruf des politischen Streiks unsere Ansichten systematisch zu entwickeln und Aufklärung in die Massen zu tragen, um damit zugleich das Feld freizuhalten für den wirtschaftlichen Kampf. Diese Aufklärungsarbeit aber ist nicht das Privilegium einzelner Personen oder Gruppen: sie ist Sache der Organisation. Und die Tat der Propaganda wird beweisen, daß sie mit der Propaganda der Tat nichts gemein hat.

Die Entstehung des neudeutschen Reichs.

Von Fr. Mehring.

Als im Jahre 1863 die Halbjahrhundertfeier des Jahres 1813 stattfand, wurde mit ihr die Jahrhundertfeier des Hubertusburger Friedens von 1763 verbunden. So hätte man erwarten können, daß mit der Jahrhundertfeier von 1813, die eben mit so großem Tamtam begangen worden ist, auch die Halbjahrhundertfeier von 1863 und der folgenden Jahre verbunden worden wäre. Denn die Zeiten, in denen das neudeutsche Reich entstand, sind am Ende doch auch des Gedenkens wert, zumal da dieses Reich nach der Vorstellung der herrschenden Klassen die herrliche Erfüllung alles patriotischen Sehnens gebracht haben soll.

Davon ist aber ganz und gar keine Rede gewesen, und auch in diesem Jahre sind in Molochs Lieblingslande nicht einmal die Schlachttage von Düppel und Alsen bei ihrer fünfzigsten Wiederkehr gefeiert worden, es sei

denn mit einigen flüchtigen Zeitungsnotizen. Das erscheint etwas wunderbar in Tagen, die sich im Feiern offizieller Feste sonst nicht genug tun können, doch ist die ungewohnte Schweigsamkeit leicht genug zu erklären. Von den Ereignissen, die das neudeutsche Reich geschaffen haben, gilt für die patriotischen Festharfner, was in Goethes Faust von den »Müttern« gesagt wird: Von ihnen sprechen ist Verlegenheit. Der monarchische Spektakel verstummt, wenn es gilt, daran zu erinnern, daß der Vater der Deutschen Kaiserin um sein legitimes Erbrecht auf Schleswig-Holstein von Preußen geprellt und der Thron von Gottes Gnaden, den nach allem göttlichen und menschlichen Rechte der Schwiegervater des Deutschen Kaisers einnehmen sollte, von demselben Preußen zertrümmert worden ist. Dafür wird sich das alldeutsche Bardengebrüll um so heftiger austoben, wenn im Jahre 1920 der fünfzigste Jahrestag der Schlacht von Sedan wiederkehrt. Das patriotische Lärmen gegen ein großes Kulturvolk verletzt im »Reiche der Gottesfurcht und frommen Sitte« keine allerhöchsten Hühneraugen, darf vielmehr damit rechnen, einen Regen von Orden und Titeln zu entfesseln.

Die Arbeiterklasse ist glücklicherweise nicht an die Gebote der zarten Rücksicht gebunden, die die patriotischen Federn und Zungen bei der Erinnerung an die Tage vor fünfzig Jahren fesselt. Sie hat vielmehr allen Anlaß, der Jahre zu gedenken, in denen das neudeutsche Reich entstanden ist, und keineswegs nur zu dem — höchstens nebensächlichen — Zwecke, das schamhafte Schweigen der patriotischen Welt zu beschämen. In erster Reihe handelt es sich für sie um viel ernstere Zwecke, um die Erkenntnis der Frage, wieso es kommt, daß sie heute noch, in einem klassischen Lande der modernen Großindustrie, mit einer historisch so rückständigen Klasse wie dem ostelbischen Junkertum als mit ihrem stärksten und zähesten Gegner kämpfen muß, ohne bisher dabei die Erfolge erzielt zu haben, die ihren gewaltigen Anstrengungen einigermaßen entsprochen hätten. Die Frage, wie die scheinbar unerschütterliche Machtposition des Junkertums erschüttert werden kann, hängt aufs engste zusammen mit der Frage, wie das Junkertum diese Machtposition hat erhalten können, und man kann dieser Frage nicht auf den Grund gehen, ohne daß lehrreiche Streiflichter auf die Gegenwart fallen.

Hierauf zielen die nachfolgenden Ausführungen ab, und nicht etwa auf eine einseitige Kritik, sei es des Junkertums, sei es der Bourgeoisie. Diese Kritik liefern die Ereignisse selbst schon; was sich aber nicht ohne weiteres aus ihnen ablesen läßt — trotz der schier unabsehbaren Literatur, in der sie geschildert werden —, ist ihr innerer Zusammenhang. Ihn zu erkennen, ist ungleich wichtiger, als die herrschenden Klassen mit Vorwürfen zu überschütten, die bei aller sachlichen Berechtigung so hart gesottenen Geschäftsleuten schließlich kein Haar krümmen.

I.

In einer Kritik Stirners, die Bernstein vor etwa zehn Jahren in den »Dokumenten des Sozialismus« veröffentlicht hat, führen Marx und Engels aus, daß sich der Zustand Deutschlands am Ende des achtzehnten Jahrhunderts vollständig in Kants Kritik der praktischen Vernunft abgespiegelt habe. Kant und die deutschen Bürger, deren beschönigender Wortführer er gewesen sei, hätten nicht gemerkt, daß den theoretischen Gedanken der französischen Revolution materielle Interessen und ein durch die materiellen

Produktionsverhältnisse bedingter und bestimmter Wille zugrunde gelegen habe; Kant habe daher diesen theoretischen Ausdruck von den Interessen getrennt, die er ausdrückte; er habe die materiell begründeten Bestimmungen des Willens der französischen Bourgeoisie zu reinen Selbstbestimmungen des »freien Willens«, des Willens an und für sich, des menschlichen Willens gemacht, ihn so in rein ideologische Begriffsbestimmungen und moralische Postulate verwandelt.

Erst durch die Julirevolution von 1830 seien die der ausgebildeten Bourgeoisie entsprechenden politischen Formen den Deutschen von außen zugeschoben worden. Da die deutschen ökonomischen Verhältnisse noch bei weitem nicht die entsprechenden Entwicklungsstufen erreicht gehabt hätten, so hätten die Bürger diese Formen wiederum nur als abstrakte Ideen angenommen, als an und für sich gleichgültige Prinzipien, als fromme Wünsche und Phrasen, als Kantsche Selbstbestimmungen des Willens und der Menschen, wie sie sein sollten. Endlich hätte die immer heftiger werdende Konkurrenz des Auslandes und der Weltverkehr, in den Deutschland getreten sei, die deutschen zersplitterten Lokalinteressen zu einer gewissen Gemeinsamkeit zusammengefaßt; namentlich seit 1840 hätten die deutschen Bürger begonnen, auf die Sicherstellung dieser gemeinsamen Interessen zu denken; sie seien national und liberal geworden und zur Zeit — im Jahre 1845 oder 1846 — beinahe so weit wie die französischen Bourgeois im Jahre 1789.

In dieser treffenden Schilderung fehlt jedoch ein historischer Gesichtspunkt, der von Anbeginn in die nationalen und liberalen Bestrebungen der deutschen Bourgeoisie hineinspielte und sie je nachdem schwächer oder stärker beeinflußte. Es ist die Gründung des preußisch-deutschen Zollvereins, der zwar nicht den Zweck hatte, ein Geburtshelfer der deutschen Bourgeoisie zu sein, aber doch die Wirkung. Er wurde von der preußischen Regierung betrieben, um drängender Finanznot zu steuern, aber er begann ein gemeinsames Wirtschaftsgebiet und damit die Grundlage eines nationalen Staates zu schaffen. So hat denn schon das erste namhafte Preßorgan, das sich die deutsche Bourgeoisie zur Vertretung ihrer nationalen und liberalen Tendenzen schuf, für die preußische Vorherrschaft über Deutschland gekämpft.

Es war die »Rheinische Zeitung« von 1842, an der sich, wie bekannt, Karl Marx seine literarischen und politischen Sporen verdient hat. Geborener Rheinländer, hat Marx altpreußisches Wesen nie geliebt, und Berlin, wo er nahezu fünf Jahre studiert hatte, war ihm im Grunde der Seele zuwider. Aber der preußenfreundlichen Politik der »Rheinischen Zeitung« hat er sich zunächst nicht entzogen, selbst dann noch nicht, als er nicht mehr nur ständiger Mitarbeiter, sondern leitender Redakteur des Blattes war. Im Kölner Stadtarchiv befindet sich noch eine von ihm eigenhändig geschriebene Eingabe an den Oberpräsidenten der Rheinprovinz, worin er die ersten Angriffe der Regierung gegen das Blatt abwehrte, indem er dessen Ab- und Ansichten darlegte. Eine Skizze seines Gedankenganges hat G. Mayer kürzlich in einer wissenschaftlichen Zeitschrift veröffentlicht, und aus ihr mögen hier einige Sätze mitgeteilt werden.

Marx führte darin aus, die »Rheinische Zeitung« wolle, soviel an ihr liege, den Weg des Fortschritts bahnen helfen, auf dem Preußen gegenwärtig dem übrigen Deutschland vorangehe. Sie betrachte es als ihre Aufgabe, in der Provinz, wo sie erscheine, die Blicke auf Deutschland zu lenken

und hier statt eines französischen einen deutschen Liberalismus hervorzurufen, was der Regierung Friedrich Wilhelms IV. gewiß nicht unangenehm sein werde. Auch sei in ihren Spalten stets darauf hingewiesen worden, daß von der Entwicklung Preußens die Entwicklung des übrigen Deutschlands abhänge. Neben ihren polemischen Artikeln gegen die antipreußischen Bestrebungen der »Augsburger Allgemeinen Zeitung« und neben ihrer Agitation für die Ausdehnung des Zollvereins auf das nordwestliche Deutschland zeigten sich ihre preußischen Sympathien vor allem in ihrem steten Hinweisen auf norddeutsche Wissenschaft im Gegensatz zu der Oberflächlichkeit der französischen und auch der süddeutschen Theorien. Die »Rheinische Zeitung« sei das erste »rheinische und überhaupt süddeutsche Blatt«, das hier den norddeutschen Geist einführe und damit zu der geistigen Einigung der getrennten Stämme beitrage.

Man wird nicht jedes Wort dieser Urkunde auf die Goldwage legen dürfen; sie war kein freiwilliges Bekenntnis, sondern eine notgedrungene Abwehr. Aber im Wesen der Sache hat auch der junge Marx noch an eine nationale Mission des preußischen Staates geglaubt, wenn auch nicht für lange; wenige Monate später schrieb er an Ruge: Der Prunkmantel des Liberalismus ist gefallen; der widerwärtigste Despotismus steht in seiner ganzen Nacktheit vor aller Welt Augen.

So schnell bekehrt war die deutsche Bourgeoisie nun freilich nicht und konnte es ihrem Wesen nach auch nicht sein. Aber wenn sie durch den Zollverein an den preußischen Staat gekettet blieb, so bemühte sie sich in vormärzlicher Zeit wenigstens, ihn ihren Zwecken dienstbar zu machen und nicht umgekehrt sich seinen Zwecken zu unterwerfen. Sie lehnte damals noch mit höflicher Entschiedenheit ab, das zu werden, was sie heute geworden ist: nämlich eine »Pumpanstalt« für den ostelbischen Absolutismus und Feudalismus; auf dem Vereinigten Landtag von 1847, dessen Einberufung der preußischen Krone durch die wachsende Finanznot abgezwungen worden war, trieb sie die »Erpresserpolitik«, die die Wortheiden des heutigen Freisinns mit so schönem sittlichen Pathos verfluchen; sie weigerte sich, eine Anleihe von einigen zwanzig Millionen Taler für den Bau der aus militärischen und volkswirtschaftlichen Gründen gleich notwendigen Ostbahn zu bewilligen, ehe nicht die regelmäßige Einberufung des Vereinigten Landtags gesichert und seine parlamentarischen Rechte erweitert seien. Ein ostpreußischer Liberaler erklärte: »Wenn ich auch alle Hütten meines Landes durch die Bewilligung des Anlehens zu Schlössern verwandeln könnte, so würde ich in dem Glauben, daß mit leichtem und ruhigem Gewissen es sich glücklicher und behaglicher in einer Hütte, als mit einem beschwerten selbst im Palast wohnen läßt, dagegen stimmen«, ein Ausdruck edelsten Gemüts, den ein rheinischer Liberaler dann in die richtige Sprache der Bourgeoisie mit dem geflügelten Worte übersetzte, daß in Geldsachen die Gemütlichkeit aufhöre.

Die preußische Krone hatte aber kein Verständnis, weder für den einen noch für den anderen Stil der Bourgeoisie. Emporgekommen durch beständigen Verrat von Kaiser und Reich an das Ausland, besaß sie für nationale Interessen selbst nur im bürgerlichen Sinn überhaupt keinen Sinn, und auch ihr immer reger Appetit nach des Nächsten Hab und Gut war in ihrem damaligen Träger weniger stark entwickelt als in seinen Vorgängern oder

seinem Nachfolger. Friedrich Wilhelm IV. war sogar ein Mann von »teutscher« Gesinnung, wenn auch nur in der pathologischen Form, daß er die Wiederherstellung eines mittelalterlichen Reiches erstrebte, wie es etwa zur Zeit der Hohenstaufen bestanden haben mochte. Über diese persönlichen Schrullen siegte dann freilich sofort die preußische Staatsraison, als der 18. März die romantischen Träume des Königs bis auf die letzte Spur verweht hatte. Noch brummte der königliche Schädel von den Schlägen der Barrikadenkämpfer, als sein erlauchter Träger bereits — am 21. März — wie ein Jahrmarktsreiter, aufgeputzt mit schwarz-rot-goldenen Farben, durch die Straßen Berlins ritt und feierlich erklärte, für die Tage der Gefahr übernehme er die Leitung der deutschen Dinge; er nehme die deutschen Farben an und stelle sein Volk unter das ehrwürdige Banner des Deutschen Reiches; Preußen gehe fortan in Deutschland auf.

Die geschmacklose Komödie erweckte das Hohngelächter ganz Europas, nur leider nicht den Abscheu der deutschen Bourgeoisie, den sie am ehesten hätte erwecken sollen. Auch die Bourgeoisie hatte aus den Barrikadenkämpfen des 18. März gelernt; diese entschlossene Manier, schwebende Fragen zu lösen, unterschied sich gar zu sehr von der langsamen Methode, die Krone kleinzukriegen, womit sie auf dem Vereinigten Landtag begonnen hatte. So verfiel sie auf den verwünscht gescheiten Gedanken, das, was sie verlangte, dadurch zu erkaufen, daß sie die Interessen der Volksmassen der Krone opferte. Dieser schnöde Verrat zieht sich wie ein roter Faden durch die Politik, die die deutsche Bourgeoisie vom Frühjahr 1848 bis 1849 trieb. Aber als die Frankfurter Nationalversammlung eine Reichsverfassung nach bürgerlichem Geschmack zurechtgemacht und den preußischen König zum Deutschen Kaiser erwählt hatte, lehnte dieser treffliche Monarch die papierene Krone ab, weil sie, wie er in seinem »Sauherdenton« sagte, mit dem »Ludergeruch« der Revolution behaftet sei.

Was er an seinem Teil plante, war ein Leichenraub an dieser Revolution. Er versprach den deutschen Mittel- und Kleinfürsten den Schutz der preußischen Waffen gegen ihre rebellischen »Untertanen«, wofür sie die preußische Oberherrschaft anerkennen sollten. Sie gingen darauf ein, solange die Gefahr drohte; in Dresden, in Baden, in der Pfalz sind damals preußische Truppen mißbraucht worden, um die Aufstände für die Reichsverfassung niederzuwerfen. Und zu diesem schmählichen Handel sagte ein großer Teil der Bourgeoisie, die die Reichsverfassung gemacht hatte, Ja und Amen auf einer Versammlung, die diese Biedermänner in Gotha abhielten. Sie opferten ihr eigenes, vom bürgerlichen Standpunkt halbwegs leidliches Machwerk einem Wechselbalg von sogenannter »Unionsverfassung«, dessen Hauptzierde das Dreiklassenwahlrecht war, das im preußischen Staate sofort widerrechtlich an die Stelle des allgemeinen Wahlrechts gesetzt wurde.

So hatten sich der preußische Staat und die deutsche Bourgeoisie, die sich so lange nicht verstanden hatten, doch endlich im Kot gefunden. Jedoch das Ausland gestattete seinem preußischen Liebling keine rollenwidrigen Seitensprünge. Am wenigsten Väterchen, der den preußischen Ministerpräsidenten nach Warschau beschied, um die Knute drohend über ihn zu schwingen. Aber selbst mit Österreich, das trotz seiner inneren Zerrüttung sich keineswegs gutwillig aus Deutschland hinauskomplimentieren zu lassen gedachte, konnte der preußische Staat es auf keinen Waffengang ankommen

lassen. Der Versuch einer Mobilmachung erwies das Heer als innerlich gänzlich zerfallen, trotz der wohlfeilen Triumphe, die es im Kampfe gegen einige Freischaren davongetragen hatte. In der Schande von Olmütz endeten vorläufig die Versuche, ein Deutsches Reich herzustellen, einer Schande, an der die schwachköpfigen Liberalen, die laut darüber jammerten, keinen geringeren Anteil hatten als die Junker, die laut darüber jubelten, wie der Junker Otto v. Bismarck.

Diese Junker wollten überhaupt nichts von einem »deutschen« Beruf Preußens wissen, sondern sich in ihrem ostelbischen Winkel gegen alles verschanzen, was ein historischer Fortschritt war oder auch nur danach aussah. Die oktroyierte Dreiklassenwahl hatte ihnen das Heft in die Hand gegeben, und wenn es je eine parlamentarische Regierung im preußischen Staate gegeben hat, so war es in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Die sogenannten »Landratskammern« spielten die Herrscher des Staates, die das Ministerium Manteuffel ganz nach ihrem Willen lenkten, oft genug gegen dessen eigenen Willen, denn Manteuffel blickte als gewitzter Bureaukrat etwas weiter um sich als der Landjunker von altem Schrot und Korn.

Ihre einzige Aufgabe sahen die »Landratskammern« darin, das Recht des Landes nach Kräften zu zerstören. Wenn der »Rechtsstaat« Preußen in geschichtlichem Sinne überhaupt die reine Ironie war, so beruhte er nach bürgerlichen Rechtsbegriffen auf den Gesetzen vom 6. und 8. April 1848. Um das Recht der Revolution zu verleugnen und die »Kontinuität des Rechtszustandes« aufrechtzuerhalten, hatte das bürgerliche Märzministerium Camphausen-Hansemann den Vereinigten Landtag einberufen und mit seiner Zustimmung jene beiden Gesetze erlassen, von denen das eine (vom 8. April) das allgemeine gleiche geheime, aber indirekte Wahlrecht, das andere (vom 6. April) als die Grundlage des öffentlichen Rechtes im preußischen Staate verkündete: Freiheit der Presse ohne Kautionen, Schwurgerichte auch für politische Vergehen, Unabhängigkeit des Richterstandes und Beseitigung der über ihn verhängten Disziplinargesetze, freies Vereins- und Versammlungsrecht, Genuß der staatsbürgerlichen Rechte ohne Rücksicht auf das religiöse Bekenntnis und endlich als die Krone von allem die Verheißung, daß der Erlaß aller Gesetze, die Festsetzung des Etats und die Erhebung der Steuern von der Zustimmung der künftigen, auf Grund des allgemeinen Wahlrechts zu wählenden Volksvertretung abhängig sein solle. Vom revolutionären Standpunkt mochte man diese Gesetze anfechten, wie es Karl Marx getan hat, aber vom bürgerlichen Standpunkt waren sie das allein geltende Recht des Landes, von Regierung, Junkertum und Bourgeoisie einmütig beschlossen, gerade um die »Kontinuität des Rechtszustandes« zu wahren.

Durch eine Reihe widergesetzlicher Gewaltstreiche, Sprengung der Berliner Vereinbarerversammlung, Oktroyierung der Dreiklassenwahl usw. wurden sie alsbald zertrümmert oder verkümmert, und die preußische Verfassung von 1850 gab nur noch ein klägliches Zerrbild von ihnen. Aber auch an der immer stärkeren Verzerrung dieses Zerrbildes arbeiteten die Junker in den fünfziger Jahren unausgesetzt. Im Jahre 1857 schrieb darüber der junge Treitschke in den »Preußischen Jahrbüchern«: »Jedes öffentliche Recht der Preußen entbehrt der Garantie, die verfassungsmäßigen

Rechte so gut wie die schon länger bestehenden. Sämtliche Verwaltungsbeamten, sogar die rein technischen, stehen in der unbedingten Abhängigkeit vom Ministerium. Mit der Abhängigkeit von oben steht die rechtlich unbeschränkte Machtbefugnis nach unten in Wechselwirkung. Ein Widerstand gegen die Polizeibehörden ist fast unmöglich; wer die Vorschriften derselben nicht erfüllt, kann dazu im Exekutionsweg gezwungen werden durch Geld- und Gefängnisstrafe, selbst wenn jene Vorschriften auf Irrtum beruhen oder geradezu gesetzwidrig sind. Eine rechtliche Klage wegen solcher Exekution findet durchaus nicht statt. Selbst die Klage auf Schadenersatz in solchen Fällen ist ausgeschlossen durch das Gesetz vom 13. Februar 1854, das den Artikel 97 der Verfassung, statt ihn auszuführen, tatsächlich vernichtet hat. Das Ministerium hat das Recht, in Fällen der Gefahr eine Anzahl der wichtigsten Verfassungsartikel zeit- und schriftweise außer Kraft zu setzen (Artikel 111), und es gibt keinen rechtlichen Weg, den Mißbrauch dieser Befugnis zu hindern. Finden die Kammern die Suspension ungerechtfertigt, so hört damit der Ausnahmezustand nicht auf. Nach einer Erklärung des Ministers des Innern wäre dies ein Eingriff in die Regierungsexekutive, es bleibe dem Landtag nichts übrig, als die Minister in den Klagezustand zu versetzen — was ihm bekanntlich unmöglich gemacht ist. Die Freizügigkeit war schon lange vor dem parlamentarischen Leben ein Recht jedes Preußen, aber wenn die Polizeibehörden nach ihrem Ermessen auf Niederlassungsgesuche die Bestimmungen über die Fremdenpolizei anwenden, so gibt es kein Rechtsmittel dagegen. Artikel 5 und 6 gewährleisten die persönliche Freiheit und die Unverletzlichkeit der Wohnung, aber die Polizei darf ohne richterliche Erlaubnis in die Wohnungen eindringen, wenn sie glaubt, daß durch Angehung des Staatsanwalts oder des Gerichts der Zweck der Untersuchung vereitelt werde. Bin ich durch Fahrlässigkeit eines Beamten meiner Freiheit beraubt, so habe ich gar keine Klage; bin ich verhaftet durch böse Absicht des Beamten, so habe ich nur dann eine Klage, wenn die vorgesetzte Behörde es nicht für gut befindet, den Kompetenzkonflikt zu erheben. Kein Gericht schützt den Staatsbürger, wenn ein Ministerialerlaß durch Veränderung des Wahlkreises ihm die Ausübung der ersten staatsbürgerlichen Pflicht unmöglich macht.... Und so könnten wir all die köstlichen Früchte der Verwaltung aufzählen, um die wir Tantalusqualen leiden, weil sie vom Scharfsinn der Verwaltung so hoch gehängt werden. Solange die Grundrechte nicht unter richterlichen Schutz gestellt sind, steht der Interpretation der Regierung nichts im Wege, welche die prägnantesten und wichtigsten Verfassungsbestimmungen kurzweg für allgemeine Grundsätze und darum für nicht bindend erklärt. So lange ist es den bestehenden Zuständen ganz angemessen, wenn in den Kammern mit antiker Offenheit gesagt wird: Es handelt sich nur darum, ob dieser Artikel formell geändert oder im Verwaltungsweg umgangen werden soll.« Soweit Treitschke, dessen Zeugnis um so unanfechtbarer ist, als er die Dinge immer noch in viel zu rosigem Lichte sah; wären die »Grundrechte« unter den »richterlichen Schutz« des feilen Obertribunals gestellt worden, so wäre es Hose wie Jacke gewesen.

Man könnte nun fragen: Weshalb machten die Junker nicht überhaupt kurzen Prozeß mit der ganzen Verfassung? In der Tat haben sie den Gedanken immer wieder erwogen. Und Friedrich Wilhelm IV. hat sich bis in

die Nacht des Wahnsinns mit der Absicht eines Staatsstreichs getragen, der die Verfassung durch einen »Königlichen Freibrief« ständischen Charakters ersetzen sollte. Was schließlich alle diese Pläne vereitelt hat, war nicht irgendein sittliches Bedenken und am wenigsten der Eid, den der König auf die Verfassung geleistet hatte, sondern die sehr nüchterne Tatsache, daß der Scheinkonstitutionalismus die preußische Krone aus dem ewigen Dalles befreit hatte, worin sie seit Jahrzehnten gelebt hatte. Durch die Zustimmung einer gewählten Volksvertretung gewann sie auf dem europäischen Geldmarkt einen Kredit, der dem vormärzlichen Absolutismus immer versagt geblieben war. Darauf konnte nicht verzichtet werden, und die Junker sorgten nur dafür, daß die parlamentarische Geldbewilligungsmaschine niemals in einen ihnen unbequemen Gang gesetzt werden konnte. Der Staatshaushalt wurde dem im Anfang des Jahres zusammentretenden Landtag erst für das laufende Jahr vorgelegt, so daß er immer schon verausgabt wurde, während das Abgeordnetenhaus ihn erst beriet. Dann aber wurde er nur in allgemeinen Titeln und Summen ausgeworfen, die dem Ministerium gerade in den wichtigsten Verwaltungszweigen, namentlich in der Militärverwaltung, einen der Kontrolle der Volksvertretung fast gänzlich entzogenen Spielraum und die Machtvollkommenheit gewährten, auch *ohne* und *gegen* den Willen des Parlaments tiefgreifende Einrichtungen zu treffen. Endlich hatten die Junker noch in der Verfassung eine besondere Zwickmühle für den Fall angebracht, daß die Budgetbewilligung des Abgeordnetenhauses einmal unbequem werden könnte. Artikel 99 der Verfassung bestimmte, daß der Etat jährlich durch ein Gesetz festgestellt werden müsse, und da ein Gesetz auch der Zustimmung der Krone bedurfte, so folgerte die junkerliche Logik daraus, daß die Volksvertretung nur solche Abstriche am Budget machen dürfe, die sich die Regierung gefallen lasse.

Diese ganze Junkerwirtschaft hätte sich niemals so auswachsen können, wenn die Bourgeoisie nur ein wenig auf dem Posten gewesen wäre. Aber ihre halbwegs entschiedenen Elemente, wie sie etwa die Linke der Vereinbarerversammlung von 1848 gebildet hatten, beteiligten sich überhaupt nicht am politischen Leben, weil sie die widerrechtlich oktroyierte Dreiklassenwahl nicht anerkennen wollten, und die sogenannten Gothaer taten zwar mit, waren aber viel zu mattherzig und schwachköpfig, als daß sie sich von den Junkern nicht hätten nasführen lassen. Im übrigen wurde die ganze Bourgeoisie über ihr politisches Elend durch den glänzenden Aufschwung der Geschäfte getröstet, die ihr die fünfziger Jahre gewährten. Allein dadurch wurde sie nun doch wieder ihres »deutschen Berufs« inne, denn die deutsche Zerrissenheit legte der Entwicklung der kapitalistischen Produktionsweise unzählige Hemmnisse in den Weg. Die Bourgeoisie begann nach der deutschen Einheit zu schmachten, wobei sie mit rührender Anhänglichkeit ihrer alten Liebe treu blieb, der »preußischen Spitze«, die sie gegen die Revolution schützen sollte und ihr deshalb durch die ärgste Junkerwirtschaft nicht verleidet worden war. In den fünfziger Jahren stellte sie eine ganze Reihe von Historikern, die durch die verwegensten Geschichtsklitterungen die »nationale Mission« des preußischen Staates im allgemeinen und des Hohenzollernhauses im besonderen bewiesen, und sie brach in den berufenen »Krönungsochsenjubel« aus, als im Herbst 1858 der Wahnsinn des Königs

nicht mehr zu verheimlichen war und sein Bruder die Regentschaft übernahm, um eine »Neue Ära« zu beginnen.

Das Geheimnis dieser Neuen Ära ist heute längst aufgeklärt. Der Prinzregent war der alte beschränkte Reaktionär geblieben, den die siegreichen Barrikadenkämpfer im März 1848 aus Berlin getrieben hatten. Von liberalen und nationalen Bestrebungen wußte er so viel wie der Mann im Monde. Weder aus liberalen noch aus nationalen, sondern nur aus militärischen Gründen war ihm die Schande von Olmütz wider den Strich gegangen; er wollte die preußische Heeresverfassung, deren Verfall sich nicht bestreiten ließ, so weit wiederherstellen, daß der preußische Staat nicht bei jedem Konflikt mit einer europäischen Großmacht die Segel zu streichen brauchte. Sicherlich spielte seine subalterne Kommißnatur auch bei seinen Heeresplänen mit, aber er hatte den 18. März noch in den Gliedern und hütete sich sehr davor, die Bourgeoisie, geschweige denn das Proletariat herauszufordern. Die Kosten der Heeresreform sollten vielmehr die Junker tragen, und eben um ihnen die feudalen Grundsteuerbefreiungen abzuknöpfen, hatte der Prinzregent die Neue Ära begonnen und ein »liberales« Ministerium berufen. Es bestand aus schwächlichen Gothaern, den Auerswald, Patow, Schwerin und anderen verbürgerlichten Aristokraten, die im Jahre 1848 im Ministerium Camphausen-Hansemann gesessen hatten.

Als getreue Diener ihres Herrn dachten sie gar nicht daran, die Mißwirtschaft zu beseitigen, die das Ministerium Manteuffel hinterlassen hatte. Und ebensowenig dachte die liberale Mehrheit des Abgeordnetenhauses daran, die aus den Herbstwahlen von 1858 hervorgegangen war. Ihr lag 1848 ebenso in den Knochen wie dem Prinzregenten; wenn der Prinzregent sich hütete, die Bourgeoisie zu reizen, so hütete sich die Bourgeoisie, den Prinzregenten zu reizen. Sie wählte zu ihrer Devise: Nur nicht drängeln!, womit sie sich selbst in den Sumpf drängte, worin sie ersticken sollte.

Der außerordentliche französische sozialistische Kongreß.

Von **Ch. Rappoport** (Paris).

Der französischen sozialistischen Partei gereicht es zur Ehre, daß sie ihre internationale Pflicht sehr ernst nimmt. So hatte sie vor dem außerordentlichen internationalen Kongreß in Basel, der im November 1912 gegen die Kriegsgefahr zusammenberufen war, einen ebenfalls außerordentlichen Kongreß in Paris organisiert. Und der außerordentliche Kongreß von Paris, der jetzt, vom 15. bis 17. Juli, tagte, wurde im Hinblick auf den internationalen Kongreß in Wien zusammenberufen und ebenfalls von der Frage des Militarismus und Imperialismus beherrscht. Wenn man bedenkt, daß die Kassen der einzelnen Föderationen ziemlich leer sind und die bedeutenden Kosten eines Kongresses von der Zentralkasse getragen werden, so erscheint die Einberufung außerordentlicher nationaler Kongresse zu internationalen Zwecken als besonders verdienstlich und ehrenvoll für unsere französische Bruderpartei.

Der soeben beendigte außerordentliche Kongreß hatte einen großen Erfolg. 79 Föderationen (von 82) wurden durch 158 Delegierte vertreten, die zusammen über 2908 Mandate verfügten. Zahlreiche Delegierte der Inter-

nationale nahmen an dem Kongreß als Gäste teil. Unter ihnen sind besonders unsere Freunde Georges Plechanoff, Anseele, Bruce Glasier hervorzuheben. In einer kurzen, aber gründlichen und wohldurchdachten Ansprache betonte Plechanoff die Notwendigkeit der Einigkeit zwischen den sozialdemokratischen Elementen Rußlands, die sich gegenwärtig zum großen Gaudium und Nutzen des russischen Absolutismus zerfleischen. Der Kongreß nahm einstimmig eine Resolution an, die diesen Einigungsgedanken unterstützt. Auch die Vertreter der britischen sozialistischen Partei sprachen für die Einigung der Sozialisten Großbritanniens.

Der Kongreß hatte zum Gegenstand der Verhandlung die Fragen, die auf die Tagesordnung des Wiener internationalen Kongresses vom 23. bis 29. August gesetzt sind: die Lebensmittelteuerung, die Arbeitslosigkeit, den Alkoholismus, die russischen Gefängnisse, den Imperialismus.

Wie auf allen vorherigen französischen Kongressen fand eine sachliche, ernste und meistens ruhige Auseinandersetzung zwischen den beiden Richtungen statt: der reformistischen und der Guesdistischen. Die reformistische Richtung betonte in allen Fragen die unmittelbare Gegenwartsarbeit und ist ehrlich und gewissenhaft bestrebt, Mittel und Wege schon in der heutigen Gesellschaftsordnung zu suchen, um gegen die schreiendsten Übel der kapitalistischen Gesellschaft (Arbeitslosigkeit, Teuerung, Alkoholismus) Abhilfe zu schaffen. Die Guesdistische Richtung bestand wie immer auf der Betonung der allgemeinen *Ursachen*, die auf das kapitalistische Wirtschaftssystem zurückzuführen sind. Wenn wir die üblichen Schlagworte gebrauchen, die übrigens eine gewisse historische Bedeutung erlangt haben, so kann die Guesdistische Richtung als »Endziel«takik und die reformistische als »Bewegungstaktik« bezeichnet werden. Aber die nun bald zehnjährige Praxis der sozialistischen Einigkeit in Frankreich hat die beiden extremen Richtungen der *mittleren* Linie näher gebracht, die mit der internationalen Taktik identisch ist. Ohne unsere großen historischen Ziele außer acht zu lassen, wird unaufhörlich für bessere Zustände in unserer Gesellschaft, die bekanntlich keineswegs die beste aller möglichen Gesellschaften ist, gekämpft.

Diese mittlere vernünftige Linie — welche *Gradverschiedenheiten* in der Verteilung unserer Kräfte auf »Endziel«propaganda und »Bewegungs«tätigkeit nicht ausschließt — ist in Frankreich besonders dem Genossen Vaillant und seinen Freunden zu verdanken, die weder den »Guesdistischen« noch den »reformistischen« Standpunkt je geteilt haben. Vaillant, der über eine große wissenschaftliche Bildung und ein vielseitiges Fachstudium, besonders in den Fragen der Arbeitergesetzgebung, verfügt, sucht eben die Gegenwartsarbeit mit unserem sozialrevolutionären Ideal zu vereinigen. Der Sieg der mittleren Linie ist nun in der Partei vollständig, was die allgemeine Richtung der Partei betrifft. Der beste Beweis dafür ist, daß die von einzelnen Genossen (Hervé, Albert Thomas, Varenne) aufs neue aufgerollte Fahne der Blocktaktik fast niemanden außer ihnen um sich zu scharen vermochte. Genosse Jaurès, der mit Vaillant die oben gekennzeichnete mittlere Linie praktisch und glänzend durchführt, war der erste, der dieses Aufleben der Blocktaktik und die Anteilnahme der Sozialisten an bürgerlichen Regierungen kurzweg ablehnte.

So war es auch auf dem jetzigen Kongreß in allen Fragen außer dem Imperialismus. Die Guesdisten bestanden in den Fragen der Teuerung und

des Alkoholismus auf der Betonung des kapitalistischen Charakters dieses Übels. Sie gaben aber zu, daß gewisse Teilbesserungen auch gegenwärtig möglich sind. Die Einstimmigkeit konnte außer einigen nebensächlichen Punkten, wie die Beschränkung der Ausschanklokale, daher in diesen Fragen erzielt werden.

Eine besondere eigenartige Erscheinung auf dem Kongreß war der »Zukunftsstaatsmann« Deslinière, der sich als Guesdist betrachtet. Genosse Deslinière ist eine Neuauflage von Cabet. Er schwärmt von sozialistischen Kolonien (in Marokko zum Beispiel und in Neukaledonien!). Er verfaßt Gesetzbücher für die zukünftige »sozialistische« Gesellschaft, aus denen zu ersehen ist, daß in den meisten Punkten die »sozialistische« Gesellschaft von Deslinière der heutigen verflucht ähnelt. Er ist zwar der vollkommenste Reformist, weil er den Reformismus sogar über die Grenzen der kapitalistischen in die sozialistische Gesellschaft hinüberträgt, aber in der heutigen Gesellschaft (außer in den »sozialistischen« Kolonien in Marokko und in Neukaledonien) erklärt er jedes Reformwerk für zwecklos. Diese Intransigenz hinderte aber den Genossen Deslinières nicht, für den extremsten Protektionismus mit den vulgären Argumenten bürgerlicher Politiker à la Chamberlain und Méline auf dem Kongreß eine Lanze zu brechen.

Genosse Vaillant benützte das Erscheinen dieses Sonderlings, um zu erklären, daß es Zeit sei für den französischen Sozialismus, der teilweise noch einen kleinbürgerlichen, besonders einen kleinbäuerlichen Charakter besitzt, zu den Problemen des Schutzzolls klar Stellung zu nehmen.

Der Imperialismus.

Die Frage, die den Kongreß beherrschte, war die des Imperialismus und des Antimilitarismus. Verschiedene französische Kongresse (Limoges, Nancy) haben den Generalstreik als Mittel gegen den Krieg erklärt. Die Mehrheiten, die diesen Beschluß gefaßt hatten, setzten sich zusammen aus den Freunden von Jaurès, Vaillant und Hervé. Der letztere freilich wollte weiter gehen. Er verlangte den »Militärstreik« und den »Antipatriotismus«. Die Mehrheit folgte diesem Vorschlag nicht. (Die Guesdisten waren in der Minderheit.) Jetzt ließ Hervé den Gedanken des Generalstreiks fallen. Er hält die Revolution ohne die von der Partei selbstverständlich verworfene Bildung von »geheimen Gesellschaften« für unmöglich, wie er jede demokratisch-reformistische Tätigkeit im Parlament ohne den Block und die »Delegation der Linken«, eine Art parlamentarische geheime Gesellschaft, für unmöglich hält.

Es ist bekannt, wie die Mehrheit der französischen Partei die Internationale in Stuttgart, in Kopenhagen und in der Kommission des Baseler Kongresses von der Anwendbarkeit dieses Mittels vergeblich zu überzeugen suchte. Auf dem Kopenhagener internationalen Kongreß kam Keir Hardie, der Vertreter der Unabhängigen Arbeiterpartei (Independent Labour Party) auf den Gedanken der Beschränkung des Generalstreiks auf bestimmte Kategorien von Arbeitern (Transport-, Gruben- und Waffenarbeitern), die für den Krieg besonders unentbehrlich sind. Genosse Vaillant unterschrieb diesen Antrag. Auf diese Weise entstand der Vorschlag Keir Hardie-Vaillant, der den nationalen Sektionen von dem Internationalen

Sozialistischen Bureau zum Studium unterbreitet wurde. Die neue Fassung war eine Verschlechterung, da sie nur bestimmte Kategorien der Arbeiter ins Auge faßte.

Auch bei dieser Frage entbrannte der Meinungskampf zwischen der Mehrheit und der Minderheit. Der Gedankengang der Anhänger des Abwehrstreiks ist folgender:

Die Kriegsgefahr wächst. Die sozialistische Macht ebenfalls. Damit wächst auch unsere Verantwortlichkeit. Wir müssen alle entschiedensten Mittel gegen den Krieg anwenden. Der Generalstreik hat sich in vielen Ländern als gute Waffe bewährt. Deutschland hat ihn für den inneren Kampf akzeptiert. Warum soll er nicht zur Abwehr gegen die Zerstörung von Millionen Existenzen durch den Krieg gebraucht werden? In den fortgeschrittensten Ländern ist der Sozialismus und die Arbeiterklasse zu einer nationalen Macht geworden. Die modernen Nationen hassen und fürchten den Krieg. Warum sollen sie nicht auch alle Konsequenzen dieses Hasses ziehen? Das Risiko ist ebenso groß im Falle der Verelendung von Millionen von Proletariern durch den Krieg wie durch die Abwehr gegen den Krieg. Es handelt sich nicht darum, sofort diese Taktik von oben herab zu dekretieren, sondern wie in Deutschland für den inneren Krieg den Streik als »gegebenenfalls« mögliche und nützliche — als entschiedenste — Waffe zu betrachten. Wir sind für die Landesverteidigung, für das Maximum der Landesverteidigung durch Miliz und internationale Aktion. Wir erklären aber, daß es keine vernünftige Ursache gibt zum Krieg zwischen modernen, zivilisierten Nationen. Und wir bekämpfen den Krieg mit allen Mitteln, besonders vor dem Ausbruch des Krieges durch Massenstreik, um die Regierung zum Schiedsgerichtsverfahren zu zwingen. Der Krieg und der Militarismus sind die größten Hindernisse zur Abschaffung des Kapitalismus, da der Sozialismus zwei Voraussetzungen hat: 1. die höchste Entwicklung der Produktivkräfte und 2. die demokratische Freiheit. Der Militarismus steht hindernd auf dem Wege zu beiden. Seit 1870 sind von den sechs Hauptstaaten (England, Frankreich, Rußland, Deutschland, Österreich, Italien) 200 Milliarden für den Militarismus ausgegeben worden. Jeder soziale Fortschritt, jede entscheidende soziale Gesetzgebung wird vom Militarismus verhindert. Das industrielle Kapital selbst ist an der Abschaffung des Krieges interessiert. Die Volksmassen werden dem Sozialismus zuströmen, wenn sie wissen, daß der Sozialismus alle Mittel — und auch die schärfsten — gebrauchen wird, um den Krieg, der die gesamten Errungenschaften der Zivilisation bedroht, zu verhindern. Der Streik soll bloß ein Präventivmittel sein und international in allen beteiligten Staaten zur Anwendung gelangen.

Die Gegner des Abwehrstreiks argumentieren folgendermaßen:

Der Streik ist kein Abwehrmittel gegen den Krieg, der erst mit dem Kapitalismus selbst verschwinden wird. Der Abwehrstreik ist eine gefährliche Waffe, die die stärkste sozialistische Partei zugunsten der schwächsten entwaffnen würde, weil der Streik mehr Erfolg bei der ersten haben müsse. Wenn in einer internationalen Resolution auf den Streik hingewiesen wird (statt zu sagen: »alle möglichen Mittel«), so wird dies in gewissen Ländern einen Anlaß zu Verfolgungen geben. Auch dürfen wir nicht

den Feind im voraus in Kenntnis setzen von dem, was wir tun werden. Frankreich soll sich nicht lächerlich machen durch revolutionäre Vorschläge bei der Schwäche seiner Organisation. Der Streikgedanke wird uns in der Propaganda ungemein schaden.

Die Mehrheit ist der Kritik der Minderheit insofern entgegengekommen, als sie den oben zitierten Vorschlag Keir Hardie-Vaillant verallgemeinert und auf die gesamte Arbeiterklasse übertragen hat. Auch hat sie die Internationalität des Streiks — der nicht von heute auf morgen zur Anwendung kommen kann — in die Resolution hineingebracht. Die in Paris angenommene Resolution erscheint nun als folgender Zusatz zur Stuttgarter Resolution:

»Unter den Mitteln, den Krieg zu verhüten und zu verhindern und den Regierungen das Schiedsgerichtsverfahren aufzuzwingen, hält der Kongreß für besonders wirksam den gleichzeitig und international in den beteiligten Ländern organisierten Arbeitergeneralstreik ebenso wie die Agitation und Aktion des Volkes in den schärfsten Formen.«

Dieser Beschluß wurde in namentlicher Abstimmung mit 1690 gegen 1174 Stimmen (beziehungsweise Mandaten) bei 83 Stimmenthaltungen und 29 Abwesenden angenommen.

* * *

Man kann über den Beschluß unserer französischen Bruderpartei verschiedener Meinung sein. Aber eines wird jeder zugeben: bei der großen politischen Rolle, die unser rotes Hundert (102 Abgeordnete) und ihr Führer Jaurès in der Kammer spielen, ist dieser Beschluß gleichzeitig ein mutiger Schritt und eine Tat von großer politischer Bedeutung. Schon wird von der gesamten bürgerlichen und chauvinistischen Presse Guesde gegen Jaurès ausgespielt. Der erste wird als ein Mann der Einsicht, der andere als ein Landesverräter hingestellt. Jaurès ist Mitglied der Kriegskommission der Kammer und auch einer Untersuchungskommission über die Zustände in der Armee. Schon erheben sich böse Stimmen gegen unseren Genossen.

Nicht leichten Herzens, sondern im vollen Bewußtsein ihrer Verantwortlichkeit vor dem eigenen Volke und vor der Internationale hat sich unsere französische Bruderpartei zu diesem folgenschweren Schritt entschlossen. Die Massenmörder, das heißt die Chauvinisten aller Länder, müssen sich sagen, daß der Volkszorn gegen den militaristischen Wahnsinn wächst, wächst und wächst. Die halbamtliche Wiener »Neue Freie Presse« hat vor einigen Tagen die Kriegs- und Völkerhetzer warnend auf die »außeramtlichen Mittel« (Attentate, Streiks, Aufstände) hingewiesen, die ein moderner Krieg mit sich bringen kann. Das müssen sich die Prediger und Theoretiker des Massenmordes sagen: sie müssen wissen, daß, wenn die militaristische Losung heißt: »Schieße deinen Vater, deine Mutter, deinen Bruder auf Befehl nieder«, die Losung der sozialistischen Internationale einen entgegengesetzten Charakter hat, wenn sie auch über die augenblickliche Anwendung dieser oder jener Mittel unter sich diskutieren kann.

Vom Wirtschaftsmarkt.[1]

Krise und Konjunktur.

Krise oder Konjunkturrückgang? — Der verschiedene Charakter der englischen Baumwollkrisen und der jetzigen Krise. — Die Eisenindustrie als Produzentin von Produktionsmitteln. — Die Berliner Handelskammer über die jetzige Krise. — Der Baumarkt während der letzten Jahre. — Die Praxis der Hypothekenbanken und das Baugeschäft. — Die Arbeitslosigkeit unter den Bauarbeitern. — Die Lage der Holzindustrie. — Eisenproduktion und Eisenausfuhr. — Krisenaussichten.

Berlin, 18. Juli 1914.

Ein seltsamer Optimismus! Während die um die Mitte des vorigen Jahres hervorgetretene Krise langsam von einem Industriezweig auf den anderen übergreift, gefallen sich einzelne Handelsblätter und Handelskammern darin, immer wieder die weise Frage aufzuwerfen, ob diese sogenannte »Depression« tatsächlich als Krise bezeichnet werden könne oder nicht vielleicht nur »Konjunkturrückgang« oder »Konjunkturabflauung« genannt werden dürfe, denn mit jenen gewaltigen, jähen Abstürzen von der Höhe eines glänzenden Aufschwunges, die man im vorigen Jahrhundert unter dem Begriff Krise zusammengefaßt habe, hätte doch die jetzige Abflauung des Wirtschaftsmarktes recht wenig zu tun. Fast alle Symptome früherer Krisen fehlten — keine gewaltsame Abstoßung aufgespeicherter Vorräte, keine panikartigen Fallissements und Bankkrache, überhaupt keine gewitterartige Entladung des überfüllten, vollgepfropften Warenmarktes —, nur eine gewisse Erschlaffung, eine natürliche Reaktion gegen die in den Jahren 1911 und 1912 allzu starke Kraftanspannung. Eben deshalb sei aber auch mit Bestimmtheit darauf zu rechnen, daß die augenblickliche Ermattungsperiode bald wieder verschwinden werde. Wer die Zeichen am wirtschaftlichen Horizont richtig zu deuten verstände, der vernähme bereits das Herannahen eines neuen Aufschwunges.

Wer ein gutes Gedächtnis hat, kennt von früher her bereits die Litanei. Im Jahre 1901, nach dem Eintritt der damaligen Krise, traten solche Argumentationen noch weit zuversichtlicher auf, und nicht nur in den Spalten liberaler Tagesblätter, auch einzelne große Leuchten der zünftigen Nationalökonomie verkündeten sie — zum Teil freilich dieselben Herren, die ein oder anderthalb Jahrzehnte vorher noch mit wissenschaftlicher Gründlichkeit nachgewiesen hatten, daß die Krisen nur eine Art Kinderkrankheit der kapitalistischen Wirtschaft seien, die künftig durch die Kartellierung der großen Industrien ganz von selbst wegfallen würde.

[1] In den Jahren 1901/04 habe ich für die »Neue Zeit« eine Reihe Artikel über den internationalen Wirtschaftsmarkt geschrieben. Andere Arbeiten hinderten mich jedoch in den folgenden Jahren an der Fortsetzung. Auf Wunsch der Redaktion und des Verlags der »Neuen Zeit« nehme ich jetzt diese Arbeit wieder auf, wenn auch in etwas anderer Form. Da die Übersichten nur in Zwischenräumen von zwei, drei Wochen erscheinen sollen, kann es sich natürlich nicht nur um eine einfache Berichterstattung über die in der Zwischenzeit vorgekommenen wichtigen Ereignisse handeln. Die »Neue Zeit« würde damit stets hinter der Tagespresse herhinken, oft um mehrere Wochen. Ich möchte daher versuchen, in abgeschlossenen Artikeln die wichtigeren Erscheinungen des heutigen Wirtschaftslebens vom Standpunkt der marxistischen Wirtschaftslehre kurz zu beleuchten und, soweit das möglich, ihre inneren Zusammenhänge nachzuweisen. H. Cunow.

Die Erfahrung hat seitdem so manche schöne Beweisführung dieser Eintagstheoretik widerlegt, und der jetzige Krisenverlauf wird weitere Stücke davon abbröckeln. Welcher Nationalökonom glaubt heute nach den bei den letzten deutschen Krisen und der großen nordamerikanischen Eisenkrise im Jahre 1903/04 gesammelten Erfahrungen noch, daß die Kartelle und Trusts »Fallschirme der Krisen« seien, so eine Art Purgativmittel gegen periodische Marktverstopfungen — und doch ist es kaum zwei, drei Jahrzehnte her, daß ein großer Teil unserer hochgelehrten Professoren solche »Sanierung« der kapitalistischen Wirtschaft durch die industrielle Kartellierung verkündete, darunter auch Herr Lujo Brentano.

Die Herren, die sich unnütz darum herumstreiten, ob die gegenwärtige Krise tatsächlich als Krise oder nur als Ermattung bezeichnet werden darf, haben noch immer nicht begriffen, daß, wenn auch die neuere kapitalistische Wirtschaftsentwicklung die Krisen nicht beseitigt hat und nicht beseitigen kann, da eine eigentliche Warenproduktionsregelung nicht in einem Wirtschaftssystem möglich ist, dessen Wertgesetz sich nur durch Konkurrenzschwankungen vermittels Überwertung und Entwertung der Produkte durchzusetzen vermag, doch andererseits die industrielle wie bankfinanzielle Entwicklung Bahnen eingeschlagen hat, die notwendig zu einer völligen Änderung des Charakters der Wirtschaftskrisen führen mußten. Nicht nur ist die ganze heutige Bankorganisation, ihre innere Stabilität, ihr Betriebsbereich, ihre Kreditpraxis eine ganz andere als jene der englischen Kreditbanken um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, auch die Bedeutung der einzelnen Industrien für den Gesamtproduktionsprozeß und ihre Arbeitsweise hat sich völlig verändert.

Die früheren englischen Krisen gingen von der Baumwollindustrie aus, damals, als noch King Cotton herrschte, der wichtigste Zweig des ganzen englischen industriellen Lebens. Von dort aus griffen sie auf benachbarte Gebiete und den Bankenmarkt über. Die englische Baumwollindustrie aber lieferte größtenteils Stapelware, teils für den einheimischen Markt, noch mehr aber für den damaligen Weltmarkt. Es wurde verhältnismäßig wenig auf feste Bestellung, sondern meist im voraus nach dem Maßstab eines angenommenen voraussichtlichen Bedarfes produziert, vielfach für einen in seiner wahrscheinlichen Gestaltung ganz unübersehbaren Export. Trat dann eine Absatzstockung ein, so mußten die überreichen Vorräte, sollte der in ihnen steckende Geldwert realisiert und die Mittel zur Deckung der eingegangenen Zahlungsverpflichtungen wie auch zur Fortsetzung der Produktion rechtzeitig beschafft werden, möglichst schnell abgestoßen werden, wenn auch vielleicht mit beträchtlichen Verlusten. Die Folge war eine sogenannte Deroute auf dem Baumwollmarkt, ein schneller Preissturz, und da die Fabrikanten und Großhändler ihren Zahlungspflichten bei den Bankgeschäften vielfach nicht nachkommen konnten, mehr oder minder zahlreiche Bankkrache. Wie ein Gewitterssturm fegte die Krise über das Land, bis der überschüssige Warenvorrat abgestoßen, die Zahlungsschwierigkeiten so oder so erledigt waren, dann klärte sich der Himmel schnell auf, bald lachte wieder die Sonne, und das Geschäft konnte von neuem beginnen.

War das auch der Verlauf der letzten Krisen in den neuen großen Industriestaaten: in Deutschland, in England, in den Vereinigten Staaten von Amerika? Der Krisencharakter hat sich völlig geändert. King Cotton hat seine

maßgebende Rolle auf dem Industriemarkt ausgespielt. Gewiß, die Baumwollindustrie hat sich mächtig entwickelt, aber in ihrer Bedeutung für die Gesamtwirtschaft ist sie längst durch die Eisen- und Stahlindustrie mit ihren mannigfachen Hilfs- und Nebenzweigen überholt. Weit mehr als einst die Baumwollindustrie ist heute die Eisenindustrie das Rückgrat unseres ganzen Wirtschaftsgetriebes.

Produziert aber die Eisen- und Stahlindustrie unter denselben Bedingungen und in gleicher Weise wie die Baumwollindustrie? Beim Vergleich ergibt sich sofort ein großer Unterschied. Die Baumwollindustrie liefert Stapelware für den individuellen (persönlichen) Konsum. Wenn jemand baumwollene Unterhemden haben möchte, bestellt er sie nicht in der Baumwollweberei, er kauft sie im Ladengeschäft, dieses hat sie schon vorher von einem Grossisten bezogen, und die verschiedenen Grossisten haben wieder ihrerseits vor längerer Zeit, vielleicht schon vor einem halben oder ganzen Jahr, große Posten aus der Fabrik erhalten. Die Hemden sind also lange vor dem Gebrauch auf Vorrat fabriziert. Die Eisen- und Stahlindustrie aber liefert nur in geringem Maße Waren für den individuellen Konsum, sondern größtenteils Bau- und Konstruktionseisen, Werkzeuge, Eisenbahnschienen, Achsen, Röhren, Bleche, Maschinen aller Art usw., also Produktionsmittel, das heißt Gegenstände, die im Warenerzeugungsprozeß wieder als Mittel zur Erzeugung bestimmter anderer Gegenstände benutzt werden. Und diese Produktionsmittel werden meist nicht in großen Massen als Stapelware erzeugt, sondern auf Bestellung zu bestimmten Lieferungsterminen. Drahtstifte, Kneifzangen, Hämmer usw. werden zwar ebenfalls auf Vorrat fabriziert, nicht aber die meisten größeren Maschinen, Röhren, Eisenbahnwagen, Fahrstühle, Konstruktionseisenteile für Schiffs-, Brücken-, Hausbauten usw. Solche Produkte werden je nach den besonderen Ansprüchen auf Bestellung angefertigt. Damit ergeben sich aber auch für die Eisen- und Stahlindustrie ganz andere Arbeits-, Umschlags- und Lieferungsverhältnisse. Der Maschinen- und Werkzeugfabrikant findet den Walzstahl, den er gebraucht, nicht vorrätig am Markt, so daß er nur zuzugreifen braucht, er muß ihn sechs, neun, zehn Monate vorher beim Walzwerk bestellen, und dieses muß vielleicht ebenfalls wieder lange Zeit vorher seinen Auftrag beim Stahlwerk einreichen (die sogenannten »gemischten« Werke können hier außer Betracht bleiben) usw. Bis das Eisenerz als fertige Maschine zum Verkauf gelangt, hat es eine lange Stufenfolge von produktionellen Teilprozessen zu durchlaufen, und zwischen diesen verschiedenen Fabrikationsschichten haben sich bestimmte Lieferungsbedingungen und Lieferungszeiten herausgebildet.

Das hat zur Folge, daß nicht alle Branchen der großen Eisenindustrie von der Krise gleichzeitig erfaßt werden. Die Kleineisenindustrie kann längst unter »Kaufunlust« leiden, während die Maschinenindustrie noch flott zu tun hat, und in die Maschinenindustrie wieder kann schon längst die Krise eingezogen sein, während die Hochofen- und Stahlwerke noch vollbeschäftigt sind, da sie noch einen Vorrat früherer langfristiger Aufträge zu erledigen haben. Daher die Erscheinung, daß die letzten Krisen nicht mit konvulsivischen Entladungen begannen wie die früheren Baumwollkrisen, daß sie vielmehr »schliche n«, das heißt langsam von einem Industriezweig auf den anderen übergriffen.

Diese Veränderung des Krisencharakters ist auch manchen Handelskammern aufgefallen, wenn sie sich auch über die ursächlichen Zusammenhänge nicht immer klar sind. So heißt es zum Beispiel in dem letzten Jahresbericht der Berliner Handelskammer (1. Teil, S. 3), die sich rühmen darf, schon in ihrem Bericht für 1912 auf die Anzeichen einer »Abschwächung der Konjunktur« aufmerksam gemacht zu haben:

Kohlen- und Eisenerzeugung sind in erster Linie Hilfsgewerbe der Gütererzeugung. Diese paßt sich zwar der herrschenden Konjunktur an, aber die Anspannung erfolgt nicht immer und überall in zeitlichem Gleichmaß. Selbst wenn der gewerbliche Niedergang bereits in die Erscheinung getreten ist, wird sich öfter das Bild darbieten, daß die Fabriken des Landes noch in voller Beschäftigung verharren, sei es, weil Aufträge, die aus der verflossenen Zeit stammen, in beträchtlicher Zahl vorliegen, sei es, weil Rücksichten auf den Arbeiterstamm oder sonstige Gründe den Fabrikanten bestimmen, die Einschränkung seines Betriebs noch hinauszuschieben.... So erklärt es sich, daß Aufrechterhaltung der Gütererzeugung in bisheriger Höhe und Abnahme des Bedarfs eine gewisse Zeit parallel laufen können.

Deshalb ist es auch unrichtig, wenn immer wieder in der Presse als erstes Charakteristikum der Krise die Überhäufung des Warenmarktes mit unverkäuflichen Waren bezeichnet wird. Die charakteristische Eigenheit der heutigen Krisen in den hochentwickelten Industrieländern besteht weit weniger in der Überhäufung des Marktes, in der Überproduktion von Gegenständen des individuellen Verbrauchs, *als in der Übererzeugung von Produktionsmitteln, das heißt in der Steigerung der Produktionsmittel über die der jeweiligen Verbrauchsquote entsprechende Leistungsfähigkeit hinaus.* Deshalb kann auch, wie das der Ausbruch der Eisenkrise im Jahre 1903 in Nordamerika bewiesen hat, eine Krise eintreten, *obgleich die Lagerbestände sogar kleiner sind* als in normalen Zeiten.

Von diesen Gesichtspunkten aus muß auch die gegenwärtige Krise betrachtet werden, wenn man ihren Verlauf und die gegenwärtige Marktlage verstehen will.

Ihren Ausgang hat die jetzige Krise vom *Baumarkt* genommen. Bekanntlich ist in den Jahren 1907 bis 1911 in den meisten deutschen Städten viel gebaut worden. Die kolossale Entwicklung der Elektrizitätsindustrie (die Zahl der öffentlichen Elektrizitätswerke, die Kraft an Dritte abgeben, stieg zum Beispiel von 1907 bis 1911 von 1600 auf 2700, die Gesamtleistung, nach Kilowattstunden berechnet, von 4,8 auf über 10 Milliarden Kilowattstunden), die technische Umwälzung in der Stahlindustrie, die Ausdehnung der chemischen Industrie hatten viele industrielle Um- und Neubauten zur Folge. Hinzu kam eine rasche Vermehrung der Wohnhäuser, begünstigt durch die Baupolitik vieler Terraingesellschaften, die, angestachelt durch die gute wirtschaftliche Konjunktur, ihre an der Peripherie der größeren Städte gelegenen Terrains möglichst schnell nutzbar zu machen und zu erweitern suchten. Sie kauften neue Terrains hinzu, legten Straßen und Abflußleitungen an, schnitten Bauparzellen heraus, kurz sie machten, wie der technische Ausdruck lautet, ihren Terrainbesitz *baureif*. Teilweise streckten sie auch den Platzkäufern zum Aufbau von Wohnhäusern und Villen Baugeld vor, gründeten zur Bebauung der erschlossenen Gebiete besondere Baugesellschaften oder gingen gar selbst zur eigenen Bebauung ihrer Terrains über.

Das Baugeschäft blühte, bis im Jahre 1912 sich eine Krise auf dem Baumarkt einstellte, teils weil die industriellen Bauten inzwischen fertig geworden waren, teils weil sich ein Überfluß an Wohnungen herausstellte und die Beschaffung von Baukapitalien zur Fortsetzung der Bautätigkeit immer schwieriger wurde. War es zunächst den Bauunternehmern ziemlich leicht geworden, Baugeld und Hypotheken zu erlangen, so wurde das nun immer mühsamer. Die alte Erfahrung wiederholte sich, daß in Zeiten der Hochkonjunktur, wenn auf dem Gebiet der industriellen Aktienunternehmungen hohe Profite und Dividenden locken, ein großer Teil des sonst im Baugeschäft angelegten Kapitals den Baumarkt verläßt und sich den größere Profite versprechenden Industriezweigen zuwendet. Schon Mitte 1912 waren vielfach kein Baugeld und keine Hypotheken mehr zu erhalten, vor allem keine zweiten, keine sogenannten »nachstelligen« Hypotheken, die über die Grenze der Mündelsicherheit (über 60 Prozent des Grundstückswertes) hinausreichen.

Die Hypothekenbanken gaben nur noch unter besonderen, für sie günstigen Umständen Geld her, teils weil sie, um an den Profiten der Hochkonjunktur teilzunehmen, es vorzogen, ihre flüssigen Kapitalien nur »kurzfristig« zu hohen Zinssätzen anzulegen, öfters in Unternehmungen, die gar nichts mit den eigentlichen Aufgaben und Zwecken der Hypothekenbanken zu tun haben, teils weil ihnen selbst ihre Mittel knapp wurden; denn das Publikum wollte keine Pfandbriefe (Schuldscheine, die durch sicheren Hypothekenbesitz der Banken gedeckt sind) mehr kaufen, da sie ihnen zu niedrige Zinsen boten. Vielfach mußten sogar die Hypothekenbanken, um es nicht zu Kursstürzen kommen zu lassen, sogenannte Präventivkäufe vornehmen, das heißt am Börsenmarkt ihre eigenen Pfandbriefe zurückkaufen.

In welchem Maße der Hypothekenkredit abflaute, zeigt eine Statistik der »Frankfurter Zeitung«, nach der sich bei 37 der größten Hypothekeninstitute der Hypothekenbestand im ersten Halbjahr 1912 um 205 Millionen Mark, im zweiten Halbjahr 1912 nur noch um 67, im ersten Halbjahr 1913 um 24 und im zweiten Halbjahr 1913 gar nur noch um 3 Millionen Mark vermehrte.

Um neue Mittel zu schaffen, versuchten die Berliner Hypothekenbank und die Deutsche Hypothekenbank es im vorigen Jahre mit der Herausgabe höherverzinslicher Pfandbriefe, nämlich $4^1/_2$prozentiger Stücke; aber der Erfolg war ein recht zweifelhafter. Zwar erhöhte sich zunächst der Umlauf um 155 Millionen Mark; aber dann ging das Publikum daran, energisch die alten $3^1/_2$- und $3^3/_4$prozentigen Pfandbriefe abzustoßen, so daß schließlich nur eine Vermehrung des Hypothekenbestandes um einige Millionen Mark übrigblieb.

Das unausbleibliche Resultat war, da nicht nur eine große Anzahl kleinerer Bauunternehmer, sondern auch manche großen Bau- und Terraingesellschaften in Zahlungsschwierigkeiten und Konkurs gerieten, eine fast allgemeine Stockung der Bautätigkeit und zunehmende Arbeitslosigkeit unter den Bauarbeitern — ist es doch die Arbeiterschaft, die stets in erster Reihe die Sünden der kapitalistischen Profitwirtschaft zu büßen hat. In Berlin sank zum Beispiel trotz beträchtlicher Abwanderung im Jahre 1913 die Zahl der Arbeitslosen unter den Bauarbeitern niemals unter 15 Prozent. Und das laufende Jahr 1914

weist kein besseres Resultat auf. Nach der Statistik des Deutschen Bauarbeiterverbandes hatte er unter seinen Mitgliedern im Januar 81 392, im Februar 68 622 und im März trotz des verhältnismäßig guten Wetters immer noch 33 665 Arbeitslose, und zwar betrug noch im März in den Städten mit mehr als 100 000 Einwohnern das Verhältnis der Arbeitslosen zu den Arbeitenden (die kranken Arbeitslosen nicht mitgerechnet) 12,8 Prozent, in den mittleren Städten mit 20 000 bis 100 000 Einwohnern 8,7 und in den Städten mit weniger als 20 000 Einwohnern 10,2 Prozent.

Vom Baumarkt griff die Krise zunächst auf den Holzmarkt über, am schärfsten auf die Bautischlerei. Das ist natürlich. Zwar wird durch eine Krise des Baumarktes, da in immer größerem Maße zu den Bauten eiserne Träger und Schienen verwendet werden, auch die Formeisenindustrie, ferner auch die Ziegel-, Stein-, Mörtel-, Zementindustrie in Mitleidenschaft gezogen; ganz abgesehen aber davon, daß einzelne dieser Industrien für das Wirtschaftsleben eine geringere Bedeutung haben als die Bautischlerei, sind sie meist auch kapitalkräftiger, können also schlechte Zeiten leichter aushalten.

Schon in den letzten Monaten des Jahres 1912 trat überall dort, wo das Baugeschäft mehr oder weniger brach lag, auch in der Holzindustrie ein schlechter Geschäftsgang hervor, der das ganze Jahr 1913 anhielt, wenn auch naturgemäß in den warmen Sommermonaten sich der Absatz etwas günstiger gestaltete. Nach der Statistik des Deutschen Holzarbeiterverbandes hatte dieser Verband in den günstigen Monaten Juni bis August 1907 nur durchschnittlich 1,4 Prozent Arbeitslose, 1912 hingegen 2,1 und 1913 4,3 Prozent. Und wie die Bautätigkeit am schwersten in den Großstädten Berlin, Hamburg, München, Leipzig, Danzig, Wiesbaden usw. daniederliegt, wo durchweg in den Aufschwungsjahren die Terrainspekulation am wildesten gewütet hat, so herrscht auch dort in der Holzindustrie die größte Arbeitslosigkeit. Berlin hatte zum Beispiel im Juli vorigen Jahres, der günstigsten Jahreszeit, 13,8, Hamburg 10,2, München 8,0, Leipzig 7,0, Wiesbaden 13,5 Prozent arbeitslose Holzarbeiter. Etwas günstiger hat sich zwar in den letzten Wochen der Beschäftigungsgrad in der Holzindustrie gestaltet, aber in Berlin haben immerhin noch den ganzen letzten Juni hindurch sich wöchentlich 3500 bis 3700 Arbeitslose im paritätischen Arbeitsnachweis für das deutsche Holzgewerbe gemeldet.

Viel später hat die Krise die Eisen- und Stahlindustrie ergriffen. Das ist nach den obigen Ausführungen über das Wesen der gegenwärtigen Krise leicht begreiflich. Die Krise des Baumarktes beeinflußte zunächst nur die Herstellung von sogenanntem Formeisen, namentlich von T- und U-Trägern, Artikeln, die im Stahlwerksverband syndiziert sind, und griff dann erst langsam auf die Fabrikation von Baubeschlägen, Drahtstiften, Schrauben, Ketten, Werkzeugen usw. über. Die Roheisen- und Rohstahlproduktion wurde zunächst fast gar nicht von der Krise berührt. Bis über die erste Hälfte des vorigen Jahres hinaus lieferten die deutschen Hochofenwerke sogar allmonatlich um 11 bis 12 Prozent mehr Roheisen als im Jahre 1912, und erst in den letzten Monaten des Jahres 1913 stellte sich eine gewisse Abschwächung ein, die seitdem angehalten hat. Die nachstehende Gegenüberstellung der Roheisenproduktionsziffern für die ersten sechs Monate 1913 und 1914 veranschaulicht diese Abnahme:

	Produktion in 1000 Tonnen	
	1913	1914
Januar	1611	1567
Februar	1494	1446
März	1629	1603
April	1589	1534
Mai	1643	1607
Juni	1610	1531

Ähnliche Rückgänge weist die Produktion von Gießereieisen, von Stahl- und Spiegeleisen, Puddeleisen usw. auf. Dennoch wäre es Übertreibung, von einer Notlage der Roheisen- und Rohstahlfabrikation zu sprechen. Ihre relativ gute Lage verdankt allerdings die Eisen- und Stahlfabrikation in der Hauptsache lediglich dem Umstand, daß sie den Rückgang des inländischen Verbrauchs teilweise durch eine verstärkte Ausfuhr einigermaßer auszugleichen vermochte — vornehmlich hat die Ausfuhr von Rohblöcken, Rohluppen, Stabeisen, Eisenbahnschienen, eisernen Eisenbahnschwellen bedeutend zugenommen.

Wird aber dieser forcierte Export nach dem Ausland andauern? Wenn nicht, dann muß auch die Eisen- und Stahlindustrie in weit stärkerem Maße von der Krise erfaßt werden. Leider sind die Aussichten für eine Fortsetzung des jetzigen Massenexports, wenn man sich die Marktlage in den hauptsächlich für die Abnahme der einzelnen Artikel in Betracht kommenden Länder ansieht, recht trübe. Mag auch der Export sich in den nächsten zwei, drei Monaten noch auf einigermaßen gleicher Höhe halten, so ist doch für den Spätherbst und Winter mit ziemlicher Sicherheit auf eine beträchtliche Abnahme der forcierten Ausfuhr zu rechnen — und damit auf eine weitere Verschärfung der Krise. Es ist ein recht naiver Zeitvertreib, wenn gewisse Börsenblätter alle paar Wochen aus irgendwelchen sogenannten »Aufhellungen« des politischen Horizonts folgern, eine neue Aufschwungsperiode stände vor der Tür. Trügt nicht alles, so ist im Gegenteil zunächst noch mit einer weiteren Verschärfung der Krise zu rechnen. H. Cunow.

Notizen.

Nochmals die badische Großblockpolitik. In seinem Artikel in Nr. 13 der »Neuen Zeit« legt Genosse Weißmann das Hauptgewicht darauf, daß durch den Großblock der Einfluß des Zentrums zum Stillstand gekommen sei. Durch Gegenüberstellung der für das Zentrum bei den Wahlen 1905 und 1913 abgegebenen Stimmen sucht er das zu beweisen, läßt aber dabei wichtiges Tatsachenmaterial außer acht und kommt somit zu den gewünschten, aber falschen Schlüssen. In seinem Artikel heißt es: »Das Zentrum hatte 1905 125 453 Stimmen gleich 42 Prozent der abgegebenen Stimmen, 1913[1] 116 153 Stimmen gleich 35 Prozent.«

»Die Wahl von 1909 brachte dem Zentrum sogar nur 90 840 Stimmen und 26 Mandate, aber sie soll hier ausgeschaltet werden, weil sie für den Großblock (infolge der Reichsfinanzreform) ungewöhnlich günstig war. Auch der Umstand, daß die Konservativen 1909 und 1913 ein paar tausend Zentrumsstimmen erhielten — die Legislaturperiode dauert in Baden vier Jahre —, spricht nicht gegen die vorstehende Auffassung.«

[1] 1913 und nicht 1909 muß auf S. 583 in Nr. 13 die Ziffer lauten. Die Red.

Es ist in der Tat sehr bescheiden, wenn man den Stillstand des Zentrums schon als einen Erfolg ansieht, der nur durch ein Bündnis mit den bürgerlich-liberalen Parteien zu erreichen sei. In der Reichspolitik haben wir ohne Großblock das Zentrum nicht nur zum Stillstand gebracht, sondern sein prozentualer Anteil an den abgegebenen Stimmen ist — auch in Baden — geringer geworden.

Wie verhält es sich jedoch in Wirklichkeit mit dem Ergebnis der badischen Landtagswahlen? Will man ein richtiges Bild erhalten, so muß man — wie das auch in der amtlichen Statistik geschehen ist — die Stimmen der Konservativen und die des Zentrums zusammenzählen, weil das Zentrum im Gegensatz zu früher in einer Anzahl Wahlkreise von der Aufstellung eigener Kandidaten abgesehen und seine Wähler zur Abgabe konservativer Stimmzettel kommandiert hat. Ferner stellten die rechtsstehenden Parteien in vier Wahlkreisen keine eigenen Kandidaten auf, um durch ihr Eintreten für den nationalliberalen Kandidaten diesem gleich im ersten Wahlgang zum Siege zu verhelfen. Setzt man hier die Zahlen der Stimmen ein, welche die rechtsstehenden Parteien 1909 erhalten hatten, und bringt sie den liberalen Parteien in Abzug, so bekommt man ein wesentlich anderes, aber richtiges Bild von der Stärke der einzelnen Parteien. Danach stellt sich das Stimmenverhältnis:

	1905	Prozent	1909	Prozent	1913	Prozent
Rechtsstehende Parteien: Zentrum und Konservative	138982 = 47		121382 = 39,7		151669 = 43,4	
Nationalliberale und Fortschrittler	105929 = 35,8		98211 = 32,1		107307 = 32,2	
Sozialdemokraten	50431 = 17		86078 = 28,1		74328 = 22,3	

Die rechtsstehenden Parteien haben demnach seit 1905 nur einen Verlust von 3,6 Prozent, die Nationalliberalen und Fortschrittler einen solchen von 3,7 Prozent, während wir einen Gewinn von 5,3 Prozent buchen können. Da wir 1905 nicht einmal halb so viele Stimmen gezählt hatten als jede einzelne der uns gegenüberstehenden bürgerlichen Parteigruppen, so ist es erklärlich, daß wir jetzt bei der Prozentberechnung leicht einen Gewinn zu verzeichnen haben. Das schlimmste ist — und hier hilft kein Versteckspielen —, daß wir den 1909 erzielten Stimmengewinn 1913 nicht zu behaupten vermochten. Einen Stimmenverlust hatten wir bei Reichstagswahlen bisher nur 1881, also unter der rücksichtslosesten Anwendung des Ausnahmegesetzes gegen uns zu verzeichnen. Mit der Unzufriedenheit der Wähler über die damals kurz vor den Wahlen von 1909 beschlossene sogenannte Finanzreform läßt sich unser Stimmenverlust nur zu einem geringen Teil erklären. Wäre diese Unzufriedenheit wirklich so stark gewesen, dann hätte sich das doch auch in einer Zunahme der liberalen Stimmen zeigen müssen. Aber die liberalen Parteien hatten 1909 gegen 1905 keinen Zuwachs, sondern einen Stimmenrückgang zu verzeichnen. Auch der weitere Einwand, daß es namentlich die Tabakarbeiter gewesen seien, die 1909 sozialdemokratisch gewählt, 1913 aber wieder zum Zentrum zurückgekehrt seien, weil die für sie nachteiligen Wirkungen der Tabaksteuer nicht in dem Maße eingetreten seien, wie sie befürchtet hatten, gibt nur eine ungenügende Erklärung unseres Stimmenverlustes. Denn wir haben auch in Bezirken, namentlich in Oberbaden, in denen keine oder doch nur eine minimale Tabakindustrie vorhanden ist, erheblich an Stimmen verloren, verloren in Kreisen, wo wir auch 1909 noch nicht die Stimmenzahl hatten, die wir hätten haben müssen. So sind wir in der Bodenseegegend in einzelnen Kreisen von 5,5 auf 2,7 Prozent, von 14 auf 12,3, von 16,3 auf 10,3, im Wahlkreis Säckingen-Waldshut von 22,8 auf 15, Waldkirch-Freiburg von 15,7 auf 7, Freiburg-Emmendingen von 13,8 auf 7,5, Emmendingen von 30,6 auf 17,8, Kehl von 33,3 auf 15,4, Offenburg-Kehl von 28,6 auf 8,9, Achern-Bühl von 21,6 auf 5,8, Bühl-Baden von 18,2 auf 4,8 Prozent heruntergegangen. In einigen Kreisen haben wir, ohne daß deren Grenzen geändert worden wären oder die Bevölkerung in ihrer sozialen Struktur eine Änderung erfahren hätte, nicht einmal die Stimmen von 1905 halten können. Auch in den Städten, wo das Zentrum eine geringe Anhängerschaft hat,

haben wir Stimmen, und zwar an unsere liberalen Großblockbrüder verloren. In Karlsruhe verloren wir, obgleich durch die Eingemeindung eines Arbeitervorortes die Situation für uns günstiger war wie 1909, 791 Stimmen gleich 8,4 Prozent, in Pforzheim ging unser prozentualer Anteil um 3,2 Prozent und in Mannheim-Stadt um 4,2 Prozent zurück.

Läßt man aber die Eingemeindungen außer Betracht und zieht die zum Wirtschaftsgebiet der genannten Städte gehörenden Landtagswahlkreise in die Berechnung hinein, so ergibt sich ein Stimmenverlust von: Mannheim 12,7 Prozent, Karlsruhe 22,6, Pforzheim-Durlach 9,2 und Freiburg mit drei Landtagswahlkreisen 33 Prozent. Daß unsere Stimmenziffer bei der Landtagswahl zu niedrig ist, zeigt auch ein Vergleich mit den Ergebnissen der Reichstagswahl, wo wir von 1907 bis 1912 unseren Prozentanteil von 23,9 auf 28,3 Prozent zu steigern vermochten, ferner ein Vergleich mit anderen Bundesstaaten und namentlich mit dem kohlrabenschwarzen Bayern, wo wir 1907 20,9 und 1912 27,2 Prozent Reichstagswahlstimmen erhielten. Auf alle Fälle haben unsere Großblockbrüder von uns reichlich das Doppelte an Stimmen erhalten, als sie uns zugeführt haben. Wir zogen unsere Kandidaturen in vier Kreisen beim zweiten Wahlgang zurück, während die Liberalen nur in einem Kreise zu unseren Gunsten verzichteten. Wir erhielten in den vier Kreisen, wo wir von den Liberalen unterstützt wurden, 3447 Stimmen mehr als bei der Hauptwahl, während wir den Liberalen in neun Kreisen 7029 Stimmen zuführten. Dies belehrt uns, daß die Zahl der bei der letzten Reichstagswahl für uns abgegebenen Stimmen in Baden keine übernormale war und wir daher auch bei der Landtagswahl ein besseres Resultat hätten erwarten dürfen. Daß wir diese Enttäuschung erfuhren, ist wenigstens zum Teil auf die »besondere badische Landespolitik« unserer Partei zurückzuführen.

Gustav Lehmann (Mannheim).

Anzeigen.

Dr. med. Hugo Hecht, **Geschlechtskrankheiten und Alkohol.** Nr. 23. Berlin, Deutscher Arbeiterabstinentenbund. J. Michaelis, Engelufer 19. 19 Seiten. 10 Pf.

Die Schrift schildert zunächst das Wesen der Geschlechtskrankheiten und ihre soziale Bedeutung; daran schließen sich die Kapitel: Der Alkohol als Kuppler, Alkohol und Ansteckung und Der Einfluß des Alkohols auf den Verlauf der Geschlechtskrankheiten.

Dr. S. Nestriepke, **Werben und Werben der Gewerkschaften.** Geschichte und System der gewerkschaftlichen Agitation. Nürnberg, Verlag der Fränkischen Verlagsanstalt und Buchdruckerei. 203 Seiten, 40 Textillustrationen. Preis gebunden 3 Mark.

Die systematische Werbearbeit zur Ausbreitung der Bewegung, ihre Entwicklung, ihre heutigen Methoden und ihre Erfolge werden an der Hand reichen Materials geschildert, zunächst die treibenden Kräfte für die Begründung der ersten Gewerkschaften, dann die wirtschaftlichen Voraussetzungen für die Ausbreitung der Verbände, die werbende Kraft in der allgemeinen Betätigung der Gewerkschaften und die Bedeutung der politischen Arbeiterbewegung für den Fortschritt. Hieran schließen: Erörterungen über Art und Wesen der Agitation, die Organisation der Werbearbeit, die Agitation durch Versammlungen, die »schriftliche« Agitation, die Agitation von Mund zu Mund, die Werbearbeit unter den Frauen und Jugendlichen, der Organisationszwang, ferner Kosten und Erfolge, Bedeutung und Ausbau der Agitation. Der Verfasser hofft, daß durch diese Darstellung auch für den agitatorisch Tätigen manche neue Anregung erwächst, daß die für die Förderung der Bewegung wirkenden Kräfte durch sie beflügelt werden und so auch der Zukunft ein Dienst geleistet wird.

Feuilleton

Zur Psychologie der Frau.

Vorfragen und einige Resultate. Von **Ernst Meyer.**

I.

Seit dem weiteren Ausbau der modernen experimentellen Psychologie besteht die Hoffnung, daß die Anschauungen über seelische Geschlechtsunterschiede aus dem Stadium bloßen Rätselratens und rein subjektiver Überzeugungen in das wirklicher Forschung treten werden. Das Experiment, das heißt die systematische, in allen Bedingungen kontrollierte Beobachtung wird hier zweifellos einwandfreiere Resultate ergeben, als sie die zufälligen Erfahrungen einzelner liefern konnten. Allerdings darf man von dem psychologischen Experiment auch nicht zu viel erwarten. Es gibt zunächst nur Aufschluß über den Status im Moment der Untersuchung, und die Frage, ob das psychische Verhalten durch soziale Verhältnisse geändert werden kann, überschreitet bereits den Rahmen der Fragestellung, die durch das Experiment restlos zu lösen ist. Trotzdem werden die psychologischen Methoden für die Lösung jener Frage wertvolle Hilfsmittel bieten können. Man muß sich dabei nur von der falschen Vorstellung freimachen, als ob sich jede experimentelle Wissenschaft in der Vornahme von einzelnen Versuchsreihen und der Darstellung dieser empirischen Resultate erschöpfte. Auch die Naturwissenschaft, die Lehrmeisterin der experimentellen Psychologie, kommt zu ihren wertvollsten Ergebnissen erst durch Kombination von Experimenten, rein rechnerischen Operationen und theoretischen Schlüssen, und die Grundlage gleicher Beobachtungen schließt nicht aus, daß die Theorien über den Zusammenhang der beobachteten Erscheinungen auseinandergehen.

Das Ziel möglichst eindeutiger Resultate über die Psychologie der Frau erfordert es allerdings, daß zunächst die einfachsten seelischen Vorgänge experimentell beobachtet werden. Erst dann wird man, wie das auch in der Naturwissenschaft geschieht, die Maßmethoden auf die komplizierteren Verhältnisse anwenden können. Die Trennung der Untersuchung in einfache und höhere (zusammengesetzte) seelische Funktionen ist zugleich von besonderem Werte für die Beantwortung der Frage nach den Unterschieden im Seelenleben der beiden Geschlechter. Gleichwie in der Naturwissenschaft nicht schon Bau und Funktion der körperlichen Elemente (Zellen), sondern erst gewisse Komplexe von Zellen (Sexualorgane, Brust, Kehlkopf, Skelett, Haarwuchs und anderes) deutlich merkbare Unterschiede zwischen Mann und Frau aufweisen, zeigen sich Geschlechtsdifferenzen nicht schon bei den einfachsten seelischen Bewußtseinsvorgängen, sondern erst bei komplizierteren Funktionen.

Aber es besteht doch ein bedeutsamer Unterschied zwischen den körperlichen und seelischen Geschlechtsmerkmalen. Von krankhaften oder ganz seltenen Abweichungen abgesehen, ist der körperliche Bau jeder Frau von Geburt an oder mit Auftreten der Pubertätszeit wesentlich anders als der jedes Mannes. Die seelischen Unterschiede sind dagegen nicht so streng an das eine oder andere Geschlecht gebunden. Nur im Durchschnitt

einer großen Zahl von Männern oder Frauen lassen sich typische seelische Merkmale ablesen. Die gleichen psychischen Eigenschaften, die als besonderes Merkmal des weiblichen Geschlechts angesprochen werden können, finden sich in zahlreichen Fällen auch bei Männern. Die psychischen Differenzen zwischen Personen des gleichen Geschlechts sind dabei häufig weit größer als die zwischen Personen verschiedenen Geschlechts. Gewisse seelische Veranlagungen (Temperamente), die bei beiden Geschlechtern vorkommen, erweisen sich oft für die Beurteilung viel typischer als die Geschlechtsdifferenzen. Schnelle Auffassung, richtige Wahrnehmung, lebhaftes Gefühl, gutes Gedächtnis, rasche Entschlußfähigkeit sind nicht ohne weiteres an das eine oder andere Geschlecht gebunden; sondern hier bleibt die individuelle Veranlagung ohne Rücksicht auf das Geschlecht in erster Linie entscheidend. Dagegen läßt sich nach den bisherigen Untersuchungen nicht leugnen, daß die Zugehörigkeit zu einem Geschlecht eine Disposition für bestimmte seelische Vorgänge schafft. Es darf aber auch hier nicht vergessen werden, daß es sich nur um graduelle Abweichungen sonst gleicher Vorgänge handelt.

Ob und inwieweit körperliche Differenzen als Ursache der seelischen Abweichungen mitsprechen, läßt sich nach den vorliegenden Untersuchungen nicht entscheiden. Sehr wenig haben die Vergleiche zwischen dem Gehirngewicht und Gehirnbau bei beiden Geschlechtern weitergeführt, obgleich sie in der populären Diskussion eine große Rolle spielen. Das Gehirngewicht des Mannes ist durchschnittlich absolut größer als das der Frau, aber dafür ist auch das Körpergewicht der Frau im Durchschnitt geringer. Setzt man Körper- und Hirngewicht in Beziehung, so ist der Anteil des Hirnes bei der Frau sogar größer als beim Manne. Vergleicht man dagegen Hirngewicht und Körperoberfläche, so sind die Männer durchschnittlich etwas günstiger daran — vorausgesetzt, daß man überhaupt größeres Hirngewicht ohne weiteres als Besserstellung betrachtet. Jedenfalls sind die Vergleiche anatomischer Verhältnisse vieldeutig. Sicher ist nur, daß gewisse körperliche Zustände der Frau (Entwicklungszeit, Menstruation, Schwangerschaft, Stillperiode, Wechseljahre) einen Einfluß auf die Art und den Ablauf seelischer Vorgänge ausüben; die Häufigkeit geistiger Störungen in diesen Zeiten gibt dafür Anhaltspunkte.

Neben diesen rein körperlichen Ursachen darf man natürlich nicht vergessen, daß auch gesellschaftliche Zustände die Ausbildung seelischer Differenzen zu fördern geeignet sind. Erziehung, Berufstätigkeit, konventionelle Behandlung modeln den Menschen an Haupt und Gliedern. Ein geübter Blick erkennt aus einer Reihe äußerlich gleich gekleideter Menschen leicht den Erdarbeiter, den Tischler, den Maurer, den Feinmechaniker heraus, weil der Beruf Hand und Körperhaltung entscheidend beeinflußt. Ebenso wichtig ist auch die Übung für die seelische Betätigung. Auch hier verkümmern Funktionen, die nie in Tätigkeit treten, während andere besonders leicht und genau arbeiten, weil sie dauernd in Anspruch genommen werden. Verbote und Gebote, wie sie häusliche Erziehung, Schuldrill, gesellschaftliche Schicklichkeit und Moral, Beruf und geselliger Verkehr abweichend für Mann und Frau vom ersten Lallen des Kindes an einprägen, müssen natürlich einen starken Einfluß auf das seelische Wachstum, auf die Ausbildung oder Verkümmerung einzelner Funktionen

ausüben. Diese Eindrücke wirken selbst noch in krankhaften Geisteszuständen nach, wo doch das Selbstbewußtsein mehr oder weniger ausgeschaltet ist. In Irrenhäusern kann man beobachten, daß weibliche Irre leichter dazu neigen, obszöne Redensarten und Zoten zu gebrauchen, als Männer. Es liegt der Schluß nahe, daß die größere Wichtigkeit der sexuellen Funktionen bei der Frau die Veranlassung zu stärkerer Beschäftigung mit erotischen Dingen sei. Die erwähnte Neigung verschwindet aber mit der besseren Vorbildung der Kranken, und im Londoner Irrenhaus wurden zum Beispiel in dieser Beziehung wesentliche Unterschiede zwischen für den Beruf gut vorbereiteten Erzieherinnen und solchen ohne besondere fachliche Kenntnisse festgestellt.[1]

Der Einfluß gesellschaftlicher Beziehungen auf die Differenzierung des Seelenlebens nach Geschlechtern ist wahrscheinlich noch verstärkt worden durch die Vererbung. Das ganze Gebiet der Vererbung ist zwar ein dunkles, aber die Tatsache scheint doch wenigstens festzustehen, daß auch seelische Eigenschaften vererbt werden können und daß diese Vererbung sich unter noch unbekannten Bedingungen nur auf die gleichen Geschlechtsangehörigen der Nachkommen erstreckt. Was für das musikalische oder bildnerische Talent gilt, trifft sicherlich auch für weniger komplizierte geistige Fähigkeiten zu. So ist vielleicht die größere Begabung schon von kleinen Mädchen für ornamentale (dekorative) Zeichnungen darauf zurückzuführen, daß der Frau lange Zeit hindurch allein die kunstgewerbliche Heimarbeit zufiel und daß diese Tätigkeit als besondere Befähigung sich forterbt.

Im Anschluß hieran mag noch erwähnt werden, daß auch die biologisch wichtige Tatsache der Auslese und geschlechtlichen Zuchtwahl zur Ausbildung besonderer seelischer Geschlechtsmerkmale führen kann. Es ist denkbar, daß die Bevorzugung gewisser psychischer Eigenschaften der Frau durch den Mann zu einer absichtlichen und dann unwillkürlichen Ausprägung gerade dieser Eigenschaften führen kann. Insofern mag das Idealbild des Mannes von der Frau allmählich konkrete Gestalt gewinnen, und je mehr der Mann eine Abweichung der Frau von seiner eigenen Veranlagung wünscht, um so mehr wird diese Differenzierung auch wirklich eintreten.

Zu den Vorfragen, die erörtert werden müssen, um keine vorschnelle Antwort auf das recht schwierige Problem zu geben, gehört weiter eine gewisse Kenntnis der seelischen Vorgänge überhaupt. Die noch immer weit verbreitete populäre Vorstellung, daß »die« Seele etwas Einheitliches oder gar Starres ist, an dem allenfalls ein paar äußerliche Umformungen vorgenommen werden, muß von vornherein das Verständnis unseres Problems erschweren. Die moderne wissenschaftliche Psychologie kennt gar nicht »die« Seele, sondern allein einzelne seelische Vorgänge und Prozesse. Nicht »die Seele« ist das Ursprüngliche, sondern der wissenschaftliche Beobachter findet nur eine Unzahl von Bewußtseinserlebnissen, die ihre eigene Entwicklung und Geschichte haben und die er nur zur Erleichterung des Sprachgebrauchs gelegentlich als »Seele« zusammenfaßt. Auch die einzelnen seelischen »Eigenschaften« sind nichts Starres, Abgeschlossenes, sondern wachsen durch den Gebrauch und mit den Erlebnissen.

[1] Vergl. Havelock Ellis, Mann und Frau.

Im psychologischen Laboratorium gelingt es zum Beispiel verhältnismäßig leicht, entgegen der ursprünglichen Veranlagung durch eine besondere Art der inneren Einstellung und der Einübung das Verhalten der Versuchsperson von einem Grundtypus in den anderen überzuführen. Die Beeinflussung grundlegender individueller Unterschiede ist um so charakteristischer für unser Problem, als ja die geschlechtlichen Differenzen nicht stärker ausgeprägt erscheinen als jene. Wie töricht nehmen sich dagegen die Urteile jener aus, die Geschlechtsdifferenzen mit einer Sicherheit aufstellen, als handle es sich um die Unterscheidung eines Pfundes Kalbfleisch oder Rindfleisch!

(Schluß folgt.)

Literarische Rundschau.

Berthold Missiaen, **Der Kampf um das Glück im modernen Wirtschaftsleben.** (Apologetische Tagesfragen, Heft 13.) M.-Gladbach, Volksvereinsverlag.

Der Verfasser spekuliert darauf, daß seine Leser den modernen Sozialismus nicht kennen und daher alles blind glauben, was ihnen ein O. M. Cap. und Doktor der Staatswissenschaften aufbindet, und so umschreibt er in ermüdender Breite die gewöhnlichsten Spießervorurteile und Zentrumsschlager. Zunächst behauptet er, ein Vergleich der früheren Lage des Arbeiters mit der heutigen beweise eine relative Verbesserung, nicht, wie die Sozialdemokraten behaupten, eine relative Verelendung, wobei der Herr Doktor vermeint, wir verstünden hier »relativ« im Sinne eines zeitlichen Vergleichs. Bei der Untersuchung über den Einfluß der Technik auf das Lebensglück erfahren wir staunend, daß »die Maschine durch Verringerung der Arbeitsstundenzahl mehr freie Zeit gebracht hat« (S. 34). Der Arbeiter soll sich nicht als Proletarier fühlen, denn »der Mensch muß stets die Selbstverachtung büßen: sobald er sich in seiner eigenen Meinung und Tätigkeit erniedrigt, setzt er sich auch in seiner gesellschaftlichen Lage herab« (S. 43). Selbstverachtung als Charakteristik des proletarischen Klassenbewußtseins! Was für eine Sorte Arbeiter muß doch der Pater vor Augen haben! Das Tempo des sozialpolitischen Fortschrittes erscheint ihm sehr flott (S. 48).

Das eigentliche Gebiet des christlichen Apologeten ist aber nicht die unangenehm reale Nationalökonomie, sondern die viel bequemere Psychologie. »In welcher Lage der Mensch sich auch befindet, immer wird er *den* Dingen den höchsten Preis zuerkennen, die ihm versagt sind« (S. 53). Man sieht's doch gleich, wenn einer studiert hat, was für tiefe und neue Gedanken er ausspricht!

»Die Leidenschaften des Menschen wachsen viel schneller als die Fähigkeit, die Bedürfnisse, welche sie erzeugen, zu befriedigen.« (S. 54.) Also der Bäcker kann nicht so viel backen, als er Brot möchte, der Schneider nicht so viel nähen, als er Kleider haben wollte usw. mit Grazie. Das Arbeiterelend beruht also nach apologetischer Auffassung zum großen Teil auf Einbildung und übertriebenen Bedürfnissen. Dabei wird — ein kleiner, aber feiner Zug — die »Aktion zum Guten der *oberen Klassen*« (S. 58) verkannt. Ein blendendes Licht auf Überproduktion und Krisen wirft die Behauptung, »daß jede produktive Arbeit, welche die Befriedigung der allgemeinen Bedürfnisse der Gesellschaft übersteigt, durch das *Bedürfnis nach Ungleichheit zu motivieren* ist« (S. 75), was Unternehmern wie Arbeitern gleich neu sein dürfte. Als das Grundprinzip der bösen Sozialdemokraten soll der bepredigte Christ die *Gleichheit* ansehen (S. 81), wobei einem unwillkürlich die bekannten geistreichen Zukunftsstaatparodien der katholischen Bauernkalender einfallen. Die Gleichheitshetzerei erweckt die Unzufriedenheit (S. 83), »es werden unnütze Begierden erweckt«, »man betrachtet immer die anderen, statt sich seiner eigenen Lage zu freuen«, und diese ganze uralte Biertischweisheit wurde

unserem Doktor der Staatswissenschaften von einem sonderbaren schlesischen Arbeiter bestätigt, der erklärt haben soll: »Früher ging ich mit Gesang zur Arbeit, heute, da die modernen Ideen auf mich gewirkt haben, fühle ich mich weniger glücklich.« (S. 83.) In den Spiritus mit diesem Prachtexemplar! Wir vergessen auch nach Missiaen, »daß die irdische Ungleichheit Bedingung für eine glückliche Gleichheit im Jenseits ist« (S. 87). Herrlich, etwas dunkel zwar, aber klingt sehr wunderbar.

Nach der Psychologie die Ethik. Der sozialdemokratische Arbeiter in apologetischer Beleuchtung betritt die Bühne: »seine gewöhnlichen Freuden sind das Trinken und die niedere Sinnlichkeit« (S. 92), »seine Anschauungen über das höhere Leben, das Eigentum, die Familie zeugen von seiner sittlichen Armut« (S. 95), Selbstmorde und Ehescheidungen, Syphilis und Prostitution (S. 97) sind die Folgen der sozialdemokratischen Agitation, die Arbeiterbewegung wird immer mehr antisittlich und antireligiös (S. 99), wir sind nicht Männer (wie die Klosterbrüder), sondern Unzufriedene (S. 100), Natur, Lektüre und Gesang sind uns abhanden gekommen, der Alkohol ist eine der gewöhnlichsten Freuden des Arbeiters (S. 109). — Und so schuf der Pater Missiaen den Sozialdemokraten, nach dem Ebenbild der katholischen Senfbrüder schuf er ihn.

Aber er weiß noch mehr. »Das Ziel des Menschen ist nicht das Glück an sich, sondern die Verherrlichung Gottes.« (S. 96.) Und »auf diesem Gebiet sind die Rechte gleich« (S. 101). »Die soziale Rolle des Christentums besteht darin, alle Klassen zu versöhnen.« (S. 102.)

Wahrlich, wenn man die Ökonomie eines Thomas v. Aquino mit dieser Sorte Apologetik vergleicht, so weiß man, was absolute Verelendung heißt. Wenn die frommen Ausbeuter nur mehr auf den Unverstand der Massen bauen, so werden wohl bald auch den katholischen Arbeitern die geistigen Scheuklappen gelockert werden trotz aller christlichen Phraseologie. Denn nicht von Jerusalem und Rom, von Berlin geht diese Lehre aus, und das Wort dieser Herren von München-Gladbach.

P. Brunner.

Max Kretzer, **Der irrende Richter.** Roman. Dresden, Verlag Reißner. 320 Seiten. Preis 4 Mark.

Als um den 7. Juni herum Geburtstagsartikel zu Ehren des Sechzigjährigen durch die Blätter gingen, wurde an Kretzers Bahnbrecherdienste erinnert, wurde der Begründer des deutschen naturalistischen und des Berliner Romans gefeiert. Damit ist Kretzers literarische Bedeutung erschöpfend gewürdigt, denn über die einfache Milieu- und Schicksalsschilderung, wie er sie in der Kleinbürgertragödie »Meister Timpe« noch etwas primitiv handhabt, ist der Autor der »Beiden Genossen« nie weit hinausgekommen. Auch der neue Roman sticht nicht viel tiefer als das mit einfacher Charakterzeichnung durchgeführte Milieubild, nur spielt die Handlung diesmal in der Umwelt eines Landgerichtsrats, den das Leben zwischen zwei Frauen stellt und der in der ehelichen Gemeinschaft mit der zweiten pathologischen Frau erkennt, daß er als Richter dem ersten, geschiedenen Mann unrecht getan hat. Mit dieser gewesenen Frau Goland gibt Kretzer das oftumratene sogenannte Rätsel Weib zum Lösen auf, das Rätsel, wie es in der psychologisch stärkeren »Sphinx in Trauer« schon Frau Irma verkörpert. Der Kampf mit dieser Weiberseele macht dem Juristen Sonter klar, daß auch Richter irrende Menschen sind, deren Wissen dort aufhört, wo seelische Abgründe beginnen. Diese Erkenntnis schwimmt leider etwas oben hin, und die richterliche Berufstragikomik, die der Stoff in sich birgt, wird nicht erschöpft. Bitterechte Komik wächst jedoch dort empor, wo Sonter beim Soireerummel seine erste Frau in ihrer immer gleichen Dienstbotendemut am kalten Büfett dienend wiederfindet. Das und die Zeichnung der berlinisch-großstädtischen Bourgeoiswelt, wie sie ißt und trinkt, gibt dem Buche eine satirische Pointe.

R. Grötzsch.

W. Ilgenstein, **Die religiöse Gedankenwelt der Sozialdemokratie.** Berlin 1914, Verlag der Vaterländischen Verlags- und Kunstanstalt. 300 Seiten.

Die unsystematische und tendenziöse Zusammenstellung bemüht sich, zu zeigen, daß »die Erklärung der Religion zur Privatsache im Erfurter Programm nur eine aus rein technischen Gründen gebotene heuchlerische Verschleierung sei, bestimmt, alle diejenigen, welche an Religion und Kirche noch festhalten, einzufangen«. Um diesen Unsinn zu beweisen, bringt der Verfasser eine Unmenge aus dem Zusammenhang herausgerissener Zitate, welche Sozialisten aller Länder, insbesondere die Führer der deutschen Sozialdemokratie gelegentlich über Religion geäußert haben sollen. In einem Nachtrag macht der Herr Pfarrer Vorschläge, um der Entkirchlichung der Massen entgegenzuarbeiten — alte Pflästerchen, die niemandem schaden und wenig nützen, zum Beispiel die Bildung kleiner, übersehbarer Kirchgemeinden, die ungefähr 3000 Getreue umfassen dürften usw. Kennzeichnend für sein Machwerk ist der Hinweis auf die Bedeutung der Kirche als Stütze für die Monarchie und als Wall gegen die »jüdisch-liberale« und die sozialdemokratische Presse. Ernst Scherz.

Ernst Heilmann, **Geschichte der Arbeiterbewegung in Chemnitz und dem Erzgebirge.** Verlag Sozialdemokratischer Verein für den 16. sächsischen Reichstagswahlkreis, Max Müller, Drucker Landgraf & Co, Chemnitz 1912. 310 Seiten. Mit Illustrationen.

Durch Kampf zum Sieg! Jubiläumsschrift der sozialdemokratischen Partei in Halle und dem Saalkreis. Herausgegeben vom Vereinsvorstand. Verleger Karl Reiwand, Halle a. d. S. Druck der Halleschen Genossenschaftsbuchdruckerei. 1914. 236 Seiten. Mit Illustrationen.

Gelegenheitsschriften sind diese beiden Einzelbeiträge zur Geschichte der deutschen Sozialdemokratie, denn wenn die Hallesche Abhandlung dem fünfundzwanzigjährigen Jubiläum des sozialdemokratischen Vereins ihre Existenz verdankt, so wurde die Historie der erzgebirgischen Arbeiterbewegung geschrieben, um den Delegierten zum Chemnitzer Parteitag des Jahres 1912 auf den Tisch gelegt zu werden. Aber was ihren Wert und ihre Bedeutung angeht, so reicht jedenfalls das Heilmannsche Buch weit über den Rahmen einer Gelegenheitsschrift hinaus. Mit seiner Arbeit hat Heilmann überzeugend dargetan, daß ein Buch nicht wie ein Kind seine neun Monate ausgetragen zu sein braucht und daß in der Zeit der Zeppeline und Aroplane des bedächtigen Horaz: Nonum prematur in annum! Neun Jahre lagern! erst recht nicht mehr gilt, denn wie der Verfasser in der Vorrede des Buches entschuldigend bemerkt, stand ihm nur die knappe Zeit von drei Monaten zur Verfügung. Aber dieser Entschuldigung bedarf es nicht, denn was Heilmann zu unrecht bescheiden eine Skizze nennt, ist ein Werk, das sich in jedem Ausmaß sehen lassen kann. Es ist Heilmann nicht beigekommen, einen kühnen Rohbau eilfertig auf ebener Erde aufzurichten, sondern mit dem Fleiß des wahren Historikers hat er es sich nicht verdrießen lassen, solide Grundmauern zu legen und auf diesen ein solides Haus aufzubauen. Weil er überall nach dem sozialen Unterbau der Erscheinungen spürt, entschleiert sich ihm das innerste Wesen der Chemnitzer Arbeiterbewegung, das in seinen Entwicklungstendenzen durchaus nicht so klar zutage liegt, wie es dem Fernstehenden scheinen könnte. Die soziale Struktur der Chemnitzer Arbeiterbevölkerung wurde und wird einmal durch ihre Teilung in zwei hauptsächliche Industriezweige bedingt: hier Weberei, dort Maschinenbau und Metallverarbeitung. In der Textilindustrie, in der in wenigen Jahren Tausende von Handwebstühlen stillgesetzt wurden, zeigten sich die revolutionierenden Wirkungen der kapitalistischen Wirtschaftsweise am greifbarsten. Die Folge war, daß die versinkenden Weberschichten am ehernen Lohngesetz und an der Ablehnung der Gewerkschaften und Streiks lange hartnäckig festhielten. Maschinenbau und Metallverarbeitung dagegen vollzogen sich

von Anfang an in Großbetrieben, die sich in der Regel nicht wie die großen Textilbetriebe auf den Trümmern vernichteter Klein- und Eigenbetriebe erhoben; hier ergaben sich schneller Konflikte zwischen Unternehmergewinn und Arbeitslohn, und an sich waren hier die Arbeiter dem Organisationsgedanken zugänglicher. Aber gerade weil in Chemnitz der Großbetrieb längst voll ausgebildet war, ehe die Arbeiterschaft den Organisationsgedanken hinlänglich erfaßt hatte, wurde er das schwerste Hindernis solidarischen Zusammenschlusses, und wie in keiner anderen Stadt hat in dem »sächsischen Manchester« ein von Stumpfsinn und Klassenhaß erfülltes Unternehmertum der gewerkschaftlichen Bewegung Knüppel zwischen die Beine geworfen und Steine in den Weg gewälzt. Dazu trat entscheidend das zweite Moment, das die soziale Lage des Chemnitzer Proletariats kennzeichnet: der Druck, den das erzgebirgisch-böhmische Hinterland mit seinen ausgemergelten, dreiviertelsverhungerten, ewig bedürfnislosen Heimarbeitermassen auf die Lohnverhältnisse und Arbeitsbedingungen der Stadt und damit auch auf das Tempo ihrer Arbeiterbewegung ausübte. Die Maurer und Bauarbeiter etwa, die überall dem Unternehmertum zuerst die Zähne zeigten, brachten es in Chemnitz erst geraume Zeit nach dem Fall des Ausnahmegesetzes zu einiger Stärke und Kampftüchtigkeit, denn bis dahin hatte der Zuzug orts- und meist auch sprachfremder Berufsangehöriger ihren gewerkschaftlichen Aufschwung wie mit Bleigewichten gelähmt. Auf dem Hintergrund dieser sozialökonomischen Tatsachen entwirft Heilmann ein anschauliches und bewegtes Bild von der Gründung der politischen und gewerkschaftlichen Arbeiterorganisationen wie der Arbeiterpresse und der Konsumgenossenschaft, von dem Hin und Her, dem Auf und Ab ihrer Entwicklung, von den inneren Streitigkeiten wie von den Kämpfen gegen die Tücken und Tücken der Gegner, von den Niederlagen und den Siegen, und stolz darf er zum Schluß auf den stürmischen Elan hinweisen, der in den letzten Jahren auch die Chemnitz-erzgebirgischen Arbeiterbataillone Seite an Seite mit denen anderer großer Industriestädte vorantreibt. Wie Heilmann den Tatsachen, weil er sie historisch bedingt auffaßt, volle Gerechtigkeit zuteil werden läßt, so zeichnet er aus demselben Grunde die Charakterbilder der hervorragenden Personen, die in der Chemnitzer Arbeiterbewegung gewirkt haben, mit unparteiischem Griffel. So wesensverschiedene Elemente wie Most und Vahlteich waren hier in den siebziger Jahren tätig. Vahlteich sah in dem wilden Most immer nur einen Schädling für die gedeihliche Entwicklung der Chemnitzer Sozialdemokratie, während umgekehrt in Mosts Augen der nüchterne Vahlteich als der Einschläfer der Chemnitzer Arbeiterbewegung dastand. Heilmann aber gibt scharfen Blickes jedem, was ihm gebührt, indem er Most den großen Aufrüttler der Chemnitzer Arbeiter aus faulem Schlafe und Vahlteich ihren großen Erzieher nennt.

Die Jubiläumsschrift der sozialdemokratischen Partei in Halle und dem Saalkreis holt weder so weit aus noch schürft sie so tief wie das Heilmannsche Werk. Wenn dessen Vorzug mit in der organischen Verarbeitung alles Materials liegt, so begnügt sich das Hallesche Buch vielfach damit, Rohmaterial zu liefern und chronikartig die wichtigen Ereignisse in der Geschichte einer Lokalorganisation aneinanderzureihen, die mehr als die anderer Städte gegen Druck und Drangsal, bereitet von einer besonders schikanösen Polizei, anzukämpfen hatte und trotzdem oder gerade deswegen prächtig gedieh: die Mitgliederzahl des sozialdemokratischen Vereins hat sich seit 1900 von 1244 auf 8430 gesteigert. In ähnlichem Maße wuchs die Abonnentenziffer der Presse und die Mitgliederzahl der Gewerkschaften, deren beider Geschichte ebenfalls in dem Buche abgehandelt wird. So ist dadurch, daß sie einen klaren Überblick über die Entwicklung namentlich der letzten fünfundzwanzig Jahre verschafft, und nicht zuletzt durch den Abdruck einer Reihe interessanter zeitgeschichtlicher Dokumente auch diese Veröffentlichung recht verdienstvoll.

Hermann Wendel.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 18 | Ausgegeben am 31. Juli 1914 | 32. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Europa in Feuersgefahr!

Berlin, 25. Juli 1914.

hw. Der Feuerruf gellt durch die Gassen Europas, denn die Verzweiflungspolitiker der Hofburg und des Ballplatzes in Wien sind vor frevelhafter Brandstiftung nicht zurückgeschreckt: aus jedem Satz des unerhörten Ultimatums, das Österreich-Ungarn in Belgrad überreicht hat, züngelt die Kriegsflamme, und ehe die Tinte dieser Sätze sich in Druckerschwärze gewandelt hat, prasselt es wohl schon munter im Gebälk. Das Ultimatum läuft heute um 6 Uhr ab, die serbische Regierung kann, wenn anders sie Kopf und Kragen vor der Wut des eigenen Volkes retten will, das Ultimatum nicht annehmen, und sofern nicht in letzter Stunde ein schier unbegreifliches Wunder geschieht, haben wir heute abend um 6 Uhr den Krieg.

Was mit den Schüssen von Serajewo der verbrecherische Ausbruch eines überreizten Nationalismus war, wurde schon bis zu diesem Tage reichlich von verbrecherischen Ausschreitungen eines überreizten Nationalismus auf der anderen Seite begleitet. Hochpatriotischer Janhagel schlug in der bosnischen Hauptstadt unter Absingung der Nationalhymne und in Gegenwart der freundlich lächelnden Polizei den serbischen Einwohnern Eigentum und Knochen entzwei, betrunkene Tarockbrüder in Wien schrien sich beim schwankenden Heimweg nach dem Krieg gegen Serbien die Kehle heiser, und auch die schwarzgelbe Hetzpresse, die vom erhabenen Standpunkt des Wurstlpraters aus Weltpolitik betreibt, verlangte stürmisch, daß ganz Serbien in den k. k. Schnappsack gesteckt und das ganze serbische Volk zu einem k. k. Gulasch zerhackt werde. Selbst wer den Verantwortlichen der österreichischen Regierungspolitik, die ungehemmt durch ein Parlament auf der Grundlage des Paragraphen vierzehn fortwursteln, nicht allzuviel, selbst wer ihnen sehr wenig zutraute, nahm nicht an, daß sie das wüste Kriegsgeschrei der Presse und der Gasse durch die Tat noch überbieten würden. Aber die schlimme Wirklichkeit hat die schlimmsten Befürchtungen weit hinter sich gelassen. Die Bestrafung der Mitschuldigen an dem Mord von Serajewo auf serbischem Boden zu verlangen, war zehnmal für einmal das gute Recht der österreichisch-ungarischen Regierung, und Serbien hätte eine solche Forderung nicht verweigern können noch dürfen. Statt dessen erheben die österreichischen Machthaber, pfeifend auf Recht und Billigkeit, Forderungen, mit deren Erfüllung sich Serbien selbst ins Gesicht spiee, auf Gnade und Ungnade an Österreich-Ungarn auslieferte und zu einer Satrapie der Habsburger machte, denn wenn österreichisch-ungarische Organe, wie

der fünfte Punkt des infamen Wunschzettels heischt, »bei der Unterdrückung der gegen die Monarchie gerichteten subversiven Bestrebungen mitwirken«, steht Serbien dauernd unter der Kontrolle Österreichs, und auch sonst greift jede der zehn Forderungen brutal in das Selbstbestimmungsrecht eines selbständigen Staates ein. Die Antwort darauf kann nur der Krieg sein, und die das Ultimatum mit all seinen demütigenden Bestimmungen ausgeklügelt, wußten darum Bescheid: sie erwarten den Krieg, sie wollen den Krieg! Toren und Heuchler, die da versichern, es sei den österreichischen Machthabern nur um Sühne für Geschehenes, nur um Schutzwehr gegen Kommendes zu tun! Was liegt denen, die jetzt mit dem ehernen Mund der Geschütze zu reden beginnen, innerlich an der Tat von Serajewo! Nur die Gelegenheit will man am Schopf packen, eine durch Jahre hindurch verfehlte Politik mit einem frechen Handstreich wieder gutzumachen. Abrechnung will man mit Serbien halten, endlich einmal Abrechnung dafür, daß es existiert, daß es wächst und gedeiht, daß es als reiches Vieh- und Fruchtausfuhrland die Wucherprofite der österreichisch-ungarischen Agrarier bedroht und daß es mit seiner demokratischen Verfassung auf die drangsalierten Serben der Donaumonarchie wirkt wie der Magnet auf das Eisen, Abrechnung, ehe das durch den Balkankrieg vergrößerte und erstarkte Land noch größer und stärker geworden ist und ehe die vor der Tür stehende Vereinigung mit Montenegro vollzogen ist. Eine Politik der Dummheiten soll mit einer Politik des Verbrechens übertrumpft werden, denn was ist die blutige Tat von Serajewo, verglichen mit der zynischen Geste der weltpolitischen Bombenwerfer in Wien, die Mord und Brand in die Hütten Tausender friedfertiger Menschen diesseits und jenseits von Drina und Save schleudern!

Aber auch diese Politik des Verbrechens ist zugleich eine Politik der Dummheit, denn selbst wenn der Konflikt »lokalisiert« bleibt, wie, die Maschen ihres Strickstrumpfes zählend, die Norddeutsche Allgemeine Tante hoffnungsvoll beteuert, kann Österreich-Ungarn nur verlieren, nie gewinnen. Mit Blut ist das auseinanderstrebende Gefüge des Habsburgerreiches nicht wieder zusammenzukitten, und auch mit dem tollsten Verzweiflungsstreich lassen sich die Fluten der bürgerlichen Revolution des Südslawentums nicht zurückdämmen. Wenn im besten Falle die Regimenter Franz Josephs Serbien in einem verlustreichen Feldzug niederschlagen, der wahrlich alles andere als ein militärischer Spaziergang sein wird, kann Österreich-Ungarn das Land entweder dauernd besetzen, okkupieren oder annektieren oder aber die Erfüllung des Ultimatums zur Grundlage des Friedensvertrags machen. Die erste Lösung, gegen die sich niemand mehr mit Händen und Füßen wehren würde als die Großgrundbesitzer und Viehzüchter der Monarchie, vermehrte die südslawische Opposition innerhalb des Kaiserstaats um ein tatkräftiges und gefährliches Element und beschleunigte den Zersetzungsprozeß des Reiches. Die zweite Lösung könnte vielleicht für eine knappe Frist Ruhe schaffen, aber binnen kurzem würde sich innerhalb wie außerhalb der Grenzen Österreich-Ungarns die bis zum Letzten aufgepeitschte Wut der Südslawen wieder in furchtbaren Ausbrüchen Luft machen. Gegen

die geschichtliche Entwicklung ist ebensowenig ein Kraut gewachsen wie gegen den Tod, und wie die nationale Revolution in Italien und die nationale Revolution in Deutschland, diese freilich von oben kommandiert, vor fünfzig Jahren dem Reiche Franz Josephs entscheidende Stöße versetzten, so scheint die nationale Revolution des Südslawentums bestimmt, ihm den Rest zu geben.

Wer freilich bürgt dafür, daß der Feuerherd auf Österreich und Serbien beschränkt bleibt? Den Balkan ohne Zweifel stecken die umhersprühenden Funken in Brand, denn wenn Serbien von dem großen Nachbarstaat zur Ader gelassen wird, nutzt Bulgarien die gute Gelegenheit, sich mit Waffengewalt zurückzuholen, was es im vergangenen Sommer durch Waffengewalt verloren hat, und lockt damit sicher Griechenland und Rumänien aufs Schlachtfeld. Was aber Österreich-Ungarn tiefer ins Fleisch schneiden wird, sind die unverhohlenen Absichten des italienischen Imperialismus auf die albanische Küste. Nicht umsonst hat er in Durazzo seine Minen gegen den Mbret gelegt, der schon mit einem Fuß auf dem bergenden Kriegsschiff steht, und nicht umsonst seine Reserven zu den Fahnen gerufen. Wenn sich Österreich in Serbien festgebissen hat, wird er wohl den Sprung nach Valona hinüber wagen, und zähneknirschend können dann die Wiener Staatsmännlein den ersten glorreichen Erfolg ihrer kopflosen Abenteuerpolitik buchen. Aber was Balkan, was Italien, wenn der russische Zarismus sein Schwert in die Wagschale wirft! Zerschmettert Österreich-Ungarn die serbische Kriegsmacht und gewinnt es derart für eine gewisse Zeitspanne eine vorherrschende Stellung auf dem Balkan, so zerrinnt die seit Jahrhunderten geübte Balkanpolitik des Zarismus ins Nichts, die stets in eigennützigster Absicht die Balkanslawen als die Vortruppen seines Marsches nach Konstantinopel betrachtete. Ob mit süßen oder sauren Gefühlen, wird es sich die russische Regierung darum nicht nehmen lassen, in dem österreichisch-serbischen Konflikt für den kleineren Staat Partei zu ergreifen. Geschieht das, wie die offiziöse Presse Rußlands bereits ankündigt, so ist ein Zusammenstoß zwischen Rußland und Österreich fast unvermeidlich, und durch das Schwergewicht ihrer eigenen Rüstungen werden die den beiden Mächten verbündeten oder befreundeten Staaten hineingezogen, der Dreiverband rückt gegen den Dreiverband ins Treffen oder, was ebenso wahrscheinlich, der Dreiverband vermehrt um Italien gegen Österreich und Deutschland, unter den Donnern des Weltkriegs erzittert Europa, und die deutsche Jugend verspritzt ihr Blut für — ja wofür? Letzten Endes für das absolutistische Regime der Habsburger in Bosnien und Kroatien und für den Wucherprofit der madjarischen Schweinebarone, und das ist nur einer der Wahnsinnsfälle grandiosen Widersinns, an denen die herrschende Gesellschaftsordnung so reich ist.

Doch ein lichter Fleck leuchtet durch das dunkle Gewölk. Die Kriegslust des russischen Zarismus ist sicher nicht vermindert worden durch den Besuch des Herrn Poincaré und durch die Auffrischung des unnatürlichen Bündnisses, um das die deutsche Heeresvermehrung des letzten Jahres einen

neuen Reif geschmiedet hat, denn nur die auswärtige Politik der Bethmann und Jagow hält die ungleichen Schlafkameraden in einer Bettlade beieinander: die Autonomie an Elsaß-Lothringen, eine aufrichtige Verständigungspolitik mit Frankreich, und die russisch-französische Allianz gehört der Geschichte an. Aber der Austausch politischer Zärtlichkeiten in Petersburg wurde diesmal von einer seltsamen Musik begleitet. Während der Präsident der Republik in den Reisemantel schlüpfte, befaßten sich die französischen Sozialisten auf einem außerordentlichen Parteitag leidenschaftlich mit der Frage, wie die Arbeiterklasse einem Krieg vorbeugen könne, und als Herr Poincaré sein Glas an das des Blutzaren anklingen ließ, dröhnte durch die Straßen der russischen Hauptstadt der Massenschritt streikender Arbeiter — nicht Tausende, nicht Zehntausende, an zweimalhunderttausend Proletarier waren es, die unter den Augen der anreitenden Kosaken die rote Fahne schwenkten und unter den Ohren der entsetzten Polizei ihre Kampflieder anstimmten: die Revolution modert nicht im Grab, die Revolution lebt und marschiert! Die Revolution aber ist die einzige Friedensbürgschaft, die uns noch bleibt. Vielleicht schlägt der Zarismus zu, gerade um durch die Entfesselung eines panslawistischen Taumels über die inneren Unruhen hinwegzukommen. Wahrscheinlicher freilich wird, da die österreichische und serbische Sozialdemokratie den unheilvollen Waffengang nicht hindern konnten, der entschlossene Friedenswille der russischen, französischen, englischen, italienischen und nicht zuletzt der deutschen Arbeiterklasse den Regierungen eine deutliche und ernste Mahnung sein, das Äußerste zu meiden und sich nicht in Abenteuer zu stürzen, deren Ende niemand abzusehen vermag.

Aber wenn sich die Ereignisse so überhasten wie jetzt, kann, was heute als wahrscheinlich gilt, morgen schon töricht sein. Europa ist in Feuersgefahr, und die Diplomaten gießen, wenn sie mit ihren Löscheimern hinzueilen, öfter Öl als Wasser in die Flammen. Darum müssen die Massen überall in Bereitschaft treten und gerüstet sein für jeden möglichen Fall, damit sie dem Rad der Weltgeschichte, statt daß es zerquetschend über sie hingeht, die Richtung geben können. Bereit sein ist alles, zumal in einer Schicksalsstunde, wie sie eben für Europa schlägt!

Die Wahlen und die Aussichten des Wahlrechtskampfes in Belgien.

Von L. de Brouckère.

Die Wahlen, die am 24. Mai in vier von unseren neun Provinzen stattfanden,[1] bedeuten einen unzweifelhaften Fortschritt der sozialistischen

[1] Die belgische Verfassung setzt die Mandatsdauer für die Deputierten auf vier Jahre fest. Die Wahlen finden alle zwei Jahre abwechselnd in den beiden Hälften des Landes statt. Im Jahre 1912 löste der König die Kammern wegen besonderer politischer Umstände auf. Deshalb wurden damals allgemeine Wahlen ausgeschrieben.

Partei. Sie zeigen ebenfalls einen bedeutenden Rückgang der klerikalen Partei, den stärksten Rückgang, den wir seit dreißig Jahren verzeichnen konnten. Sie müssen einen günstigen Einfluß ausüben, und man kann ohne allzuviel Optimismus annehmen, daß sie die Stunde der Verfassungsrevision und den Sieg des allgemeinen Wahlrechts uns näherbringen.

Um die Tragweite der Wahlen richtig zu würdigen, muß man sich die politischen Vorgänge der letzten Zeit vergegenwärtigen.

I.

Im Jahre 1884 kam die katholische Partei wieder zur Regierung, und die »Wage«, die bis dahin bald die Klerikalen, bald die Liberalen in die Höhe gehoben, hörte seitdem auf zu funktionieren. Die Majorität könnte jetzt das »Jubiläum« einer dreißigjährigen Herrschaft feiern; man versichert, daß große Feste geplant gewesen seien ..., aber nach der Wahl bestellte man die Geigen ab. Der Gedanke an den nahen Tod hätte die Freude der Teilnehmer allzusehr abgekühlt. Die Situation, die so lange für sie günstig war, scheint sich entschieden geändert zu haben.

Ohnehin führte — man kann es nicht oft genug wiederholen — den Wahlsieg vom Jahre 1884 nicht etwa eine Vermehrung des geistigen Einflusses der Kirche auf die Gemüter herbei, sondern die Vereinigung der Anhänger einer konfessionellen Politik mit den reinen Konservativen. Es ist charakteristisch, daß damals der Sturz des liberalen Ministeriums nur dadurch herbeigeführt wurde, daß in Brüssel eine Liste von Unabhängigen gewählt wurde, auf der eine ganze Anzahl von Kandidaten stand, die man bis dahin zur liberalen Partei gerechnet hatte. Das waren die Verteidiger der »materiellen Interessen« (lies: kapitalistischen Interessen), die sich bedroht fühlten durch die Fortschritte der Demokratie, durch den Einfluß der jungen radikalen Linken, den diese im Laufe der letzten Legislaturperiode sich zu erobern verstanden hatte, und hauptsächlich durch das Vordringen des Sozialismus: denn die Arbeiterpartei organisierte sich damals und schritt von Erfolg zu Erfolg. Um ihre Anhängerschaft zu vermehren, appellierten die »Unabhängigen« an den Egoismus des Kleinbürgertums. Es glückte ihnen, aber ihre Gruppe, die zu wenig differenziert und zu weit außerhalb unserer politischen Überlieferung begründet war, verschmolz schnell mit der eigentlichen klerikalen Partei. Wenigstens dem Anschein nach herrschte diese allein. Der Einfluß der Konservativen, denen die Religion gleichgültig war, äußerte sich nur indirekt in den Beschlüssen der Regierung. Und für klerikale Aufgaben verwendete die Regierung zum großen Teil ihre Macht, die sie eigentlich nur erhalten hatte, um konservative zu erfüllen.

Die Vereinigung so heterogener Elemente hielten viele nur für vorübergehend. Sie hat dennoch lange genug gedauert. Sie hat sogar alle Änderungen unserer Wahlgesetzgebung überlebt. Als im Jahre 1894 das Zensuswahlrecht durch das Pluralwahlrecht ersetzt wurde, kehrte die Rechte so stark zurück wie nie zuvor. Die liberale Partei war fast gar nicht vertreten. Der Großkapitalismus und die Kirche triumphierten über die sozialistische Minorität. Nun glaubte man, durch die Einführung des Proportionalwahlsystems im Jahre 1900 würde die Lage geändert werden. Aber die Majorität wurde zwar vermindert, blieb jedoch immer noch in der

Macht. Viele liberale Abgeordnete waren zwar gewählt worden, aber sie waren machtlos. Sobald die Gemäßigten unter ihnen die Regierung unterstützten, mitunter um einen für die Arbeiter günstigen Antrag zu Fall zu bringen, stimmten sofort Mitglieder der Rechten dagegen, um sich die Volksgunst zu sichern.

Dennoch sank von damals an die Majorität von Wahl zu Wahl — von 20 Stimmen im Jahre 1902 schließlich auf 6 im Jahre 1910. Die Vertreter der Ordnung waren es selbst, die Rechenschaft sich abzulegen begannen über den Schaden, den eine unbegrenzte Herrschaft von Fanatikern anrichten mußte. Die Volksschule war im Interesse der Kirche vernichtet worden, unsere Arbeiter besaßen nicht einmal die nötige Bildung, die in der modernen Produktion zum Vorteil der Unternehmer erforderlich ist. Die Ämter wurden mit aufreizender Parteilichkeit vergeben, und die Günstlingsherrschaft schadete dem guten Fortgang der Verwaltungsgeschäfte beinahe ebenso wie den Interessen der liberalen Familien. Die Klöster vermehrten sich in besorgniserregendem Maße wie in Spanien. Sogar die Versuche, die Arbeiterschaft einzufangen, die von den christlichen Demokraten mit der moralischen und finanziellen Unterstützung der Regierung im ganzen Lande vielfach unternommen wurden, beunruhigten schließlich die Unternehmer, die sich nicht mit der Kirche verbündet hatten. Es schien, daß die Rechte ausgespielt habe und ein Regierungswechsel unvermeidlich sei. In immer zahlreicheren Schichten der Bevölkerung glaubte man, das Kartell der Linken (Sozialisten und Liberale) werde imstande sein — und zwar nur dieses —, die Grundlagen für das neue Regime zu liefern. Noch einmal strafte der Ausgang die Prophezeiungen Lügen.

Ich habe an anderem Orte[2] auseinandergesetzt, worin diese Politik des engen Zusammenarbeitens zwischen Liberalen und Sozialisten bestand, zunächst zum Sturze der katholischen Herrschaft und dann zur Unterstützung eines Ministeriums der Linken, das demokratische Reformen einführen und vor allem dem Lande das allgemeine Wahlrecht bringen sollte. Ich will mich deshalb hier damit begnügen, die Tatsache ihres vollkommenen Mißerfolges bei den Wahlen von 1912 zu konstatieren. Die Ereignisse des Jahres 1884 wiederholten sich: die Anhänger des parlamentarischen Zentrums, die »schwankenden« Wähler, wie sie nach unserer politischen Terminologie heißen, schreckten zurück vor der Aussicht auf eine direkte oder indirekte Teilnahme der Sozialisten an der Regierung; die Fehler der Rechten waren vergessen; ihre Herrschaft erschien als eine Maßregel zum allgemeinen Besten: daher fiel das Ergebnis außerordentlich günstig für sie aus; ihre Majorität stieg von 6 auf 16 Stimmen.[3]

Das bedeutete für die vereinigte Opposition die Vernichtung aller Hoffnungen. Es schien, als ob die Linksparteien all ihr politisches Glück auf

[2] Siehe Ergänzungsheft der »Neuen Zeit« Nr. 9 vom 10. März 1911: Die Arbeiterbewegung in Belgien. Von Hendrik de Man und Louis de Brouckère.

[3] Man wundert sich vielleicht darüber, daß wir eine im ganzen geringe Vermehrung der Majorität als einen Triumph ansehen. Man darf jedoch nicht vergessen, daß unser Proportionalwahlrecht den Übergang eines einzigen Sitzes von einer Partei zur anderen äußerst schwierig macht. Eine so große Veränderung in der Stimmung der Wählermassen wie diejenige, die die englischen Liberalen zur Herrschaft brachte und ihre parlamentarische Vertretung verdoppelte, würde bei uns nur eine Verschiebung um 10 Mandate bedeuten.

diese eine Karte gesetzt hätten, und sie hatten verloren! Die Reformen, die so unumgänglich notwendig waren, die man so lange erwartet hatte, das allgemeine Stimmrecht, ohne das unser Proletariat nicht hoffen kann, eine politische Tätigkeit zu entwickeln, waren auf endlose Zeit vertagt. Und die Rechte, ermutigt durch das Lob, das ihr das Land nach dreißig Jahren voller Übergriffe zu erteilen schien, glaubte der Strafloſigkeit bei den Wahlen sicher zu sein und drohte, ihre Herrschaft noch drückender zu gestalten. Die Extremen rissen die Regierung zu den extremsten Maßnahmen fort. Man durfte von dem wiedererwachenden Fanatismus und dem Haß der Regierenden gegen die Sozialisten das Schlimmste befürchten.

Die Arbeiterschaft geriet für einen Moment in grimmigen Zorn. Plötzlich brachen Streiks und Emeuten aus, die der Regierung Gelegenheit bieten konnten, die Lohnbewegung im Blute zu ersticken und vielleicht auf lange hinaus den Elan des Proletariats zu brechen. Aber bald gewann die Überlegung bei den Arbeitern die Oberhand. Mit bemerkenswertem politischem Verständnis begriffen sie, daß die Niederlage des Kartells nicht notwendig ihre Niederlage einschloß (die sozialistische Partei hatte bei den Wahlen ihre Positionen gehalten und sogar verstärkt), daß nur die Furcht vor dem Blocke der Linken die Wiederherstellung des Blockes der Rechten bewirkt hatte und daß, wenn der erste aufgelöst sei, dann der andere auch schnell zerfallen würde, daß die Schwierigkeiten aller Art, die sich ankündigten, die Regierung bald schwächen würden und daß diese überhaupt nicht lange auf ihrem Widerstand beharren könnte, wenn die Organisation der Arbeiter ihre ganze Macht entfaltete und mit der nötigen Entschlossenheit und Geschicklichkeit handelte.

Alsbald wurde der Kampf vorbereitet. Die Hauptsache war, die Frage der Verfassungsrevision in Fluß zu bringen, die zur Verleihung des allgemeinen Stimmrechts führen mußte. Man wußte, daß das neue Wahlsystem nicht in einem Tage ins Leben gerufen werden könne, auch der Sieg des Kartells hätte es uns erst in vier Jahren gebracht. Man wollte die Majorität zunächst erst einmal festlegen, denn man empfand, daß wenn der erste Schritt getan, das Prinzip aufgestellt, die Entscheidung von 1912 irgendwie ungültig gemacht war, daß es dann — wenn auch vielleicht zögernd und langsam, so doch mit unbezwinglicher Macht — immer weiter vorwärts bis zum Ziele gehen würde.

Man beschloß daher, den Generalstreik zu organisieren und ihn zu erklären, wenn die Regierung alle Zugeständnisse verweigerte. Es ist hier nicht der Ort, diesen Beschluß zu erläutern oder die Ereignisse zu erzählen, die sich aus ihm entwickelten.[4] Begnügen wir uns, daran zu erinnern, daß der Streik am 14. April 1913 ausbrach, daß er 400 000 bis 450 000 Arbeiter umfaßte und am 24. desselben Monats beendigt wurde, nachdem die Regierung versprochen hatte, eine außerparlamentarische Kommission einzusetzen, die sich mit der gesamten Wahlrechtsfrage befassen sollte. Das war gerade das Zugeständnis, das die sozialistische Partei von Anfang an verlangt hatte.

Die Kommission der Einunddreißig wurde also gewählt. Sie setzt jetzt noch ihre Beratungen fort. Niemand weiß, wann sie sie beendigen oder ob sie sie

[4] Ich erlaube mir, auf das Buch hinzuweisen, das Vandersmissen, Vandervelde und ich selbst dem Generalstreik in Belgien gewidmet haben. Paris, Alcan 1914.

überhaupt einmal beendigen wird. Herr de Broqueville hat dafür Sorge getragen, daß an die Seite einer kleinen Anzahl von Politikern, die wirklich ihre Parteien vertreten, viele Professoren, Theoretiker und auch Phantasten berufen wurden, die seine Aufmerksamkeit nur durch bizarre Pläne auf sich gelenkt hatten, die sie in ungelesenen Broschüren darlegten. Daher fährt diese Versammlung unter allgemeiner Gleichgültigkeit in ihren Diskussionen über allerlei akademische Vorschläge fort, von denen viele keine hohe Meinung von der politischen Einsicht unserer Männer der Wissenschaft hervorrufen können. Aber was tut das! Man kann sagen, daß die Kommission von jetzt an überflüssig geworden ist. Die Einsetzung der Einunddreißig hat bewiesen, daß die Notwendigkeit, etwas zu tun, offiziell anerkannt worden ist. Ihre Arbeiten zeigen, daß die Lösung der Frage nicht von ihr ausgehen wird. Ohnehin hatte das Proletariat niemals die Dummheit besessen, dieser Versammlung die Sorge dafür zu überlassen, über seine Zukunft zu bestimmen. Es wird sich selbst damit befassen. Und jetzt, nach den Wahlen vom 24. Mai dieses Jahres, hat es statt der Entscheidung der Kommission die Entscheidung des ganzen Landes für sich!

II.

Die Wählerschaft hat sich, wie wir gleich sehen werden, mit großer Mehrheit für die politische Gleichberechtigung ausgesprochen. Aber das ist nicht die einzige Bedeutung der Abstimmung. Sie richtet sich direkt gegen die Regierung. Sie rechtfertigte vollkommen die Hoffnungen derer, die erwartet hatten, daß die Auflösung des Kartells der Regierung die Hilfe der »schwankenden« Wähler entziehen und ihr sogar eine ganze Anzahl von Arbeitern und Bauern abspenstig machen müßte, die bisher immer für sie gestimmt hatten.

Das klerikale Kabinett de Broqueville hatte übrigens keine der Erwartungen aller derer erfüllt, die sich 1912 dazu entschlossen hatten, seiner Fahne zu folgen. Die Vertreter der kapitalistischen Interessen glaubten, daß es ihnen den sozialen Frieden bringen würde, aber die Arbeiterpartei war stärker, kampflustiger und drohender denn je. Die Regierung hatte es weder verstanden, die Generalstreikbewegung im Keime zu ersticken noch ihr im rechten Augenblick nachzugeben, um die Schäden für Handel und Industrie zu vermeiden, die die Vorbereitungen zum Ausstand und der Ausstand selbst mit sich brachten. So trat sie wieder vor die Wähler, nachdem das Land vielleicht das aufgeregteste Jahr seit 1886 erlebt hatte, währenddessen sie sich weder stark noch versöhnlich gezeigt. Das war ein vollkommener Bankrott!

Die Regierung hatte versprochen, die Nation vor der Last des Militarismus zu schützen. Vor den Wahlen von 1912 verbreiteten ihre Kandidaten in großen Mengen einen Bilderbogen, wie ihn die Buchdrucker von Epinal in allen Ländern französischer Zunge vertreiben. Er illustriert das Schicksal, das die belgischen Familien erwarte, wenn die Katholiken am Ruder blieben oder wenn das Kartell siege. Im ersten Falle würde nur der älteste Sohn in die Kaserne gehen müssen, und seine Eltern würden für den Verlust seiner Arbeitskraft durch eine Prämie entschädigt werden; im anderen Falle müßten alle Soldaten werden, und die Prämie fiele fort! Aber *schon wenige Tage nach den Wahlen* gab man den dringenden Vor-

stellungen Frankreichs, Englands und zweifellos auch Rußlands nach (diese letzteren übermittelte der König von Rumänien), und Herr de Broqueville brachte einen Gesetzentwurf ein, der die allgemeine Wehrpflicht einführte und die Prämie in den meisten Fällen abschaffte! Es genügte, daß die Sozialisten 1914 den Wahlbilderbogen der Klerikalen vom Jahre 1912 ohne jede Änderung reproduzierten, um damit die wirksamste Propaganda zu machen!

Man hatte den Arbeitern Versicherungsgesetze versprochen. Überall hatte man aufs nachdrücklichste versichert, daß die Katholiken unverzüglich die Pension von einem Franken täglich einführen würden, und mehrere Minister hatten sogar, unter Berufung auf den Kabinettschef als Gewährsmann, erklärt, daß die Pension nach englischem Muster unentgeltlich sein sollte, ohne jede Einzahlung des Versicherten. Nachher aber hat die Regierung nur einen viel bescheideneren Vorschlag eingebracht, den sozialistischen Antrag der unentgeltlichen Versicherung bekämpft und *überhaupt nichts beschließen lassen*: man richtete es so ein, daß man die Diskussion so lange hinzog, bis die Zustimmung des Senats vor dem Wahltag nicht mehr eingeholt werden konnte. Jetzt, nachdem die Wahl vorbei ist, spricht man davon, alle die Bestimmungen des Gesetzentwurfes zu revidieren, die irgendwelchen Wert für die Arbeiter haben und einige Kosten verursachen würden. Wahrscheinlich aber wird man die ganze Sache ruhen lassen ... bis zum Vorabend des nächsten Wahltags.

Den Eisenbahnbeamten hatte man Gehaltserhöhung versprochen. Vielen war schon vor zwei Jahren zugesagt worden, daß ihnen diese Zulage mit Rückwirkung auf die letzten Monate gewährt werden würde. Manche erhielten damals ihr Geld durch telegraphische Anweisung, die ihnen in der Nacht vor der Wahl zuging. Aber auch das erwies sich hinterdrein als eine Täuschung. Der Mehrzahl von ihnen, die das Geld bezogen hatten, wurde nachträglich mitgeteilt, es liege ein Irrtum vor, und man werde ihnen den Betrag der irrtümlich zugestellten Anweisung vom Gehalt abziehen.

Die Regierung konnte weder die Arbeiterversicherung noch Gehaltserhöhungen einführen: es fehlte an Geld. Die Heeresreform hatte noch mehr Mittel verschlungen, als verfügbar waren. Das Defizit des Kongostaates, den man im Interesse der Finanzleute übernommen hatte, wuchs in erschreckender Weise an, und seine pekuniäre Unterstützung durch das Mutterland wurde unvermeidlich. Die schlechte Verwaltung der Eisenbahnen, verbunden mit der natürlichen Sorglosigkeit einer Regierung, die sich ihrer dauernden Herrschaft sicher fühlt, hatte den früheren Überschuß in einen Fehlbetrag verwandelt, der für das laufende Jahr die Höhe von 25 Millionen erreichen dürfte. Die Staatsschuld vermehrt sich in bedenklicher Weise. Die Rente sank viel schneller als in den Nachbarländern. Der belgische Staat bekam kein Geld mehr geliehen. Er war gezwungen, sich an Geldleute zu wenden, um seine Schatzanweisungen in kleinen Beträgen von hundert- oder fünfzigtausend Franken abzusetzen. Eine große Anleihe zur Tilgung der Schulden und beträchtliche Steuern wurden notwendig. Man wagte es indes nicht, die Anleihe noch vor den Wahlen aufzunehmen, und da man die Einführung der Steuern nicht vollständig verschieben konnte, so setzte man wenigstens nur einen Betrag fest, der ganz augenscheinlich ungenügend war. Jedermann fühlte, daß nach dem 24. Mai den Steuerpflichtigen ein neuer

Aderlaß bevorstand, und diese noch in Aussicht stehenden Lasten erregten noch mehr Unzufriedenheit als die, die man schon zu tragen hatte.

Kurz, man hatte alle unzufrieden gemacht, indem man behauptete, die Interessen aller miteinander auszusöhnen. Das war das System, dessen Verkehrtheit sich in der Krise offenbarte, die durch unsere unkluge Beteiligung an den imperialistischen Abenteuern hervorgerufen wurde. Die eigentliche Gefahr der Schwierigkeiten, mit denen die Rechte zu kämpfen hat, besteht gerade darin, daß sie nur gelegentliche Offenbarungen einer dauernden und unvermeidlichen Schwäche sind, die sich ohne Zweifel noch verschlimmern werden. Die klerikale Partei behauptet, Geschäftsleute, Kleinhändler, Bauern, selbst Arbeiter (wenigstens die unterdrücktesten) zu vereinigen. Sie verspricht, ihre widerstrebenden Interessen zugleich zu verteidigen. Aber es genügt nicht, den Klassenkampf zu leugnen, um ihn zu beendigen. Die Hoffnung auf den Himmel konnte nicht für immer den Gehorsam der unteren Klassen sichern. Die Zeit ist gekommen, wo sogar die, die sich unter dem Schutze der Kirche organisieren, nicht mehr dulden, daß sie systematisch aufgeopfert werden, und die Kapitalisten ihrerseits sind mit der Regierung unzufrieden, die, um die Gefolgschaft der unteren Schichten nicht zu verlieren, wenigstens scheinbar ihre Wünsche in Erwägung zieht.

III.

Wie schon erwähnt, hat nur die Furcht der »schwankenden Wähler« vor einer Regierung, die von der Unterstützung der Sozialisten abhängig sein würde, bei den vorigen Wahlen den Niedergang der Klerikalen aufgehalten und der Rechten erneute Kraft gegeben. Diesmal gab es nichts dergleichen. Zunächst ist der Sturz der Rechten bei partiellen Wahlen praktisch unmöglich, da diese nur den Besitz weniger Mandate ändern können. Außerdem aber war das Kartell aufgelöst.

Die Liberalen hatten es aufgegeben, nachdem das Experiment von 1912 bewiesen hatte, das Kartell werde sie nicht zur Macht bringen. Und die Sozialisten hatten eingesehen, wie sehr durch diese Taktik des Zusammenarbeitens der Klassenkampf verwirrt und gehemmt wird. Beide Gruppen der Linken, die einen Augenblick beinahe schon verschmolzen waren, zeigten sich nur noch in einem Punkte einig: in der Überzeugung von der Notwendigkeit, ihre Vereinigung zu zerreißen.

Die Arbeiterpartei stellte deshalb überall selbständige Kandidatenlisten auf, außer in der Provinz Limburg, wo man infolge der geringen Zahl ihrer Anhänger vorläufig einen Kampf als nutzlos ansah, und in zwei kleinen flämischen Bezirken, wohin unsere Ideen kaum erst gedrungen sind, und wo man aus lokalen Gründen mit den Liberalen ein Wahlabkommen traf.

Die Stimmenzahl der einzelnen Parteien betrug unter diesen Umständen:

Für die Katholiken	570806
Für die Sozialisten	406766
Für die Liberalen	297472
Für die Daensisten[5]	22939
Für das Kartell[6]	29457
Für die Flamländer	4119

[5] Die Daensisten sind unabhängige christliche Demokraten. Ihre beiden Vertreter sitzen bei der Opposition.

[6] In den Bezirken St. Nicolas und Audenaerde.

Die Katholiken hatten 1912 in denselben Provinzen 598 621 Stimmen erhalten, die Listen der vereinigten Opposition 691 240. Die Linke vermehrt also ihre Stimmenzahl um 65 394, die der Rechten vermindert sich um 27 815, das macht zusammen eine Differenz von 93 209. Da nun 1912 die katholische Majorität für das ganze Land nur 87 297 betrug, so ist sie jetzt in eine Minorität von 5912 verwandelt. Diese Minorität würde noch viel schärfer hervortreten, wenn auch die andere Hälfte des Landes befragt worden wäre; denn dort hätte die Rechte sicher nicht mehr alle ihre Anhänger vom Jahre 1912 um sich gesammelt.

Es ist interessant, daß der Prozentsatz der für die Regierungskandidaten abgegebenen Stimmen diesmal der geringste ist, der jemals zu verzeichnen war. 1908, mitten in der stärksten Krise des Katholizismus, betrug er 44,13 Prozent, 1912 stieg er unter dem Einfluß der Gründe, die wir oben auseinandergesetzt haben, auf 46,24 Prozent, diesmal sank er auf 42,76 Prozent. Der Rückgang, der einen Augenblick durch das Kartell unterbrochen worden war, setzt sich also fort und wird schneller.

Die Zunahme der sozialistischen Stimmen genau festzustellen, ist sehr schwer. Im Jahre 1912 war das Kartell sozusagen allgemein gewesen. Schon bei den Wahlen von 1908 war es vielfach in Aktion getreten. Deshalb sind alle Wege, die man einschlagen mag, um die Stimmenzahlen, die auf die Listen des Bündnisses fielen, auf die einzelnen Parteien zu verteilen, unsicher und geben Anlaß zur Kritik. Durch eine Untersuchung, so sorgfältig und genau, wie sie die Umstände erlauben, gelangt der »Peuple« zu dem Ergebnis, daß wir in den Bezirken, wo wir diesmal gekämpft haben, 22 000 Stimmen gegen 1912 und 55000 gegen 1908 gewonnen haben. 1908 erhielten wir 31,68 Prozent aller abgegebenen Stimmen, jetzt vereinigten wir 32,69 Prozent auf unsere Kandidaten.

Dabei muß man bemerken, daß dieses Resultat nach einem Generalstreik erreicht worden ist, der uns, wie notwendig und vorteilhaft er auch sein mochte, diejenigen nichtproletarischen Elemente der Bevölkerung abspenstig machen mußte, die überall nur deshalb für sozialistische Kandidaten stimmen, weil sie in ihnen das Mittel sehen, ihren regierungsfeindlichen Ansichten Ausdruck zu verleihen. Auch darf man nicht vergessen, daß deren Einfluß in Belgien besonders fühlbar ist, da die Bürger, von denen ich spreche, gewöhnlich über zwei oder drei Stimmen verfügen, während die große Masse der Arbeiter »monovox« ist (nur eine Stimme hat). Wir müssen im Durchschnitt zwei Proletarier gewinnen, um in der unvollkommenen Berechnung des Resultats den Verlust eines Nichtproletariers auszugleichen. Unter diesen Umständen kann man ruhig behaupten, daß wir viel mehr neue Anhänger geworben als neue Stimmzettel erhalten haben.

Diese Ergebnisse sind sehr ermutigend. Die Partei hat anscheinend seit einigen Jahren einen ausgezeichneten Weg eingeschlagen. Die politische Organisation hat sich gleichzeitig mit der gewerkschaftlichen verbessert, das Erziehungswerk wurde methodisch und mit großem Erfolg durchgeführt. Eine Politik von ausgesprochen proletarischer Richtung wurde betrieben. Sicherlich setzen sich die Ergebnisse aller dieser Anstrengungen noch nicht in so glänzende Wahlerfolge um, wie wir sie wünschen könnten, aber man weiß, daß ein Werk der Volkserziehung erst nach längerer Zeit seine segensreiche Wirkung zeitigt. Die Tatsache, daß es, kaum angefangen, uns schon ermög-

licht hat, aus einer langen Periode des Stillstandes oder Rückganges herauszukommen, ist dazu geeignet, die unzähligen Mitkämpfer, die sich ihm angeschlossen haben, zu ermutigen und zum Ausharren zu bewegen.

Unser Proportionalwahlsystem läßt, wie schon gesagt, keinen plötzlichen Wechsel in der Verteilung der Mandate zu. Trotz der großen Veränderungen, die in der Stärke der verschiedenen Parteien eingetreten sind, sind die einzigen greifbaren Erfolge der Übergang von zwei Sitzen aus den Händen der Klerikalen in die der Liberalen in Limburg und die Eroberung eines Mandats durch die Sozialisten auf Kosten der Liberalen im Arrondissement Waremme, wo unser Freund Wauters, Redakteur des »Peuple«, nach einer Abwesenheit von zwei Jahren wieder ins Parlament entsandt wurde.

IV.

Die Rechte ist in der Kammer noch nicht in der Minderheit, wohl aber im Lande. Die Mehrzahl der Stimmen haben sich gegen sie ausgesprochen, und diese Majorität würde sicher 125 000 bis 150 000 betragen, wenn man alle Provinzen befragt hätte. Da die Klerikalen unbestreitbar die größte Zahl der Pluralstimmen erhalten, so kann man daraus schließen, daß sie sich nur noch auf ungefähr zwei Fünftel der Bevölkerung stützen.

Der offenbare Widerspruch zwischen der Meinung des Parlaments und der des Volkes ist sehr gefährlich. Das gemäßigteste der liberalen Blätter »L'Etoile belge« schrieb neulich, die Situation sei revolutionär. Es ist nicht zu bestreiten, daß die Regierung jetzt nicht die moralische Autorität besitzt, um sich den Reformen und dem Systemwechsel widersetzen zu können, die von der öffentlichen Meinung energisch gefordert werden, und daß sie sich ihnen nicht ohne Gefahr entgegenstellen könnte.

Das Proportionalwahlsystem hat nicht gehalten, was es versprach. Es hätte jeder Partei genau die Anzahl von Abgeordneten geben müssen, die der Stimmenzahl entsprach. Es hat aber einer Partei, die es theoretisch zur Minorität hätte machen sollen, eine Majorität von 12 Stimmen gelassen. Nur die Mangelhaftigkeit des Gesetzes hält heute noch den Sturz des Kabinetts auf. Wird es davon Nutzen ziehen, um am Ruder zu bleiben? Sicher wird es das versuchen, aber weniger sicher ist es, ob es ihm auch gelingen wird. Auf alle Fälle bestehen gute Aussichten, daß es den Vorzug dieser Gesetzwidrigkeit nach den Wahlen von 1916 einbüßen wird, und diese Möglichkeit wird ohne Zweifel die politische Situation nach dem Zusammentritt der Kammer im November beeinflussen.

Die klerikalen Blätter und die wenigen Politiker der Rechten, die sich jetzt dazu verstehen, ihre Ansichten zu äußern, leugnen die Niederlage nicht, und die Begründung, die sie geben, bestätigt im ganzen die unsrige, die wir oben auseinandergesetzt haben. Gewiß erkennen sie nicht ebenso ausdrücklich die Interessengegensätze an, die sich in ihrer Anhängerschaft offenbaren, aber sie stellen trotzdem fest, daß alle Gesetze, die sie eingeführt haben, die eine oder andere Gruppe ihrer Getreuen in Unzufriedenheit versetzten, und daß alles, was sie in der nächsten Session versuchen könnten, zu demselben Ergebnis führen würde. Sie schließen daraus ganz ehrlich, daß es das klügste sei, nichts zu tun und sich mit dem nackten Leben zu begnügen.

Erbaulich ist es, daß besonders die christlichen »Demokraten« diese Haltung empfehlen. Vorausgesetzt, daß man ihnen verspricht, die Lasten

des Militarismus nicht mehr zu vermehren und keine neuen Steuern einzuführen, sind sie dazu bereit, ihrerseits auf die Pensionen, auf die Alters- und Krankenversicherungen, auf die Verfassungsrevision, kurz, auf alles zu verzichten, was sie ihren Mandanten zugesichert haben. Da sie die Unterwürfigsten sind, sind sie die ersten, die Interessen zu opfern, deren Vertretung sie übernommen haben. Da sie am wenigsten energisch sind, gewöhnen sie sich am leichtesten an eine Politik der Unbeweglichkeit.

Aber diejenigen, die jetzt sprechen, sind größtenteils Leute, die kein Mandat haben. Die Minister verreisen und entziehen sich sorgfältig den Interviews, die ihnen sogar in der Sommerfrische drohen. Die bedeutenden Führer der Rechten sind nicht viel gesprächiger. Alle, die tatsächlich die Verantwortung für die Führung der Partei übernommen haben, machen sich ohne Zweifel eine weniger einfache oder, besser gesagt, eine weniger naive Vorstellung von der einzuschlagenden Taktik.

Nichts tun, sich mit dem bloßen Leben begnügen, das ist bald gesagt! Aber ist es so einfach, auf dem Wege innezuhalten, den man einmal eingeschlagen hat?

Man hat die Annexion des Kongostaates beschlossen, man glaubte, die Kolonie zu beherrschen. Heute merkt man, daß die Kolonie uns beherrscht. Wir sind in den Kreis der »Weltmächte« eingetreten, ohne unser kleines Gebiet zu vergrößern, das uns lächerlich macht, und die Großen werden uns nicht wieder loslassen. Wir müssen ihren Wünschen gehorchen, müssen rüsten und zahlen, wenn sie es befehlen. Wir müssen nach ihrer Pfeife tanzen, tanzen bis zum Tode, wie der Bauer aus dem Märchen, den der Teufel zum Ball führte.

Das Defizit der Kolonie ist da. Genügt es nun, die Augen zu schließen und es nicht zu sehen? Wir werden es decken und uns auf ein neues Defizit gefaßt machen müssen, das durch eine intensivere Bewirtschaftung unserer afrikanischen Ländereien verursacht werden wird. Der Minister der Kolonien hat schon ein Projekt über den Bau von Eisenbahnen entwickelt, das nach den optimistischsten Schätzungen eine Anforderung von 7 bis 8 Millionen Franken erfordern würde. Und da die Bahnen, wie allgemein zugegeben wird, erst nach langer Zeit die Zinsen des Anlagekapitals einbringen können, so bedeutet das eine neue Last von 25 Millionen, die wir auf uns nehmen müssen.

Wir haben die Reorganisation unserer Armee begonnen. Wird man sie auf halbem Wege abbrechen? Wird man die Forts ohne Kanonen oder die schon gekauften Kanonen ohne die Panzertürme lassen, die sie schützen sollen? Unsere Feldarmee ist nach dem Befehl der Tripelentente, die sich zur Beschützerin unserer Besitzungen aufgeworfen hat, auf die Stärke von 150 000 Mann gebracht worden. Aber seither ist die Zahl der Armeekorps, mit denen wir es eventuell zu tun bekommen, vermehrt worden, und die französischen Militärschriftsteller verlangen schon, daß unsere verfügbaren Kräfte nach Abzug der Besatzungstruppen 200 000, sogar 250 000 Mann betragen sollten. Unsere Infanteristen dienen 15 Monate in der Kaserne. Die Sachverständigen erklären jetzt diese Zeit für nicht mehr ausreichend und fordern zwei Jahre. Wer nachgegeben hat, wird auch weiter nachgeben. Morgen wird uns vielleicht England, das nur bei sich den Militärdienst als lästig ansieht, wieder zur Erfüllung unserer Verpflichtungen auffordern.

Was wird die Regierung tun? Wird ihr die Hochfinanz einen Widerstand erlauben, der früher oder später zum Verzicht auf den Kongo führen muß?

Und die sozialen Reformen? Daß die Deputierten der Rechten, die durch deren Verteidigung ihr Glück in der Politik gemacht haben, sie leichten Herzens fallen lassen, ändert die Situation nicht im geringsten. Kein ernsthafter Politiker könnte glauben, daß die Arbeiter ebenso leicht darauf verzichten. Sie haben der Majorität, die die Arbeiterpensionen verzögert hat, bereits eine tüchtige Lektion erteilt. Was wird geschehen, wenn man schließlich nicht wenigstens einige der Versprechungen hält, die man ihnen gegeben? Und sind nicht die sozialen Reformen gerade jetzt überall wenigstens etwas das notwendige Gegengewicht gegen die Lasten des Militarismus?

Die Regierung muß also vorwärts gehen, von einer unwiderstehlichen Kraft getrieben. Sie muß vorwärts gehen oder verschwinden. Aber wird ihr die Majorität folgen? Nichts ist unsicherer als das. Nach 1912 konnte sie ihren parlamentarischen Truppen straffe Disziplin auferlegen, weil ihr erster Erfolg den Eindruck erweckte, daß sie sie gewiß zum Siege führen würde. Statt dessen haben sie eine Niederlage erlitten, und jetzt ist die Regierung verdächtig geworden. Die Wiederwahl mancher Abgeordneter im Jahre 1916 ist sehr zweifelhaft. Diese werden keine kompromittierenden Beschlüsse auf dem Gewissen haben wollen, sondern sie werden sich bemühen, die Regierung zum Stillstand auf dem Wege zu bringen, der zur Unbeliebtheit führt. Wenn sie das nicht erreichen können, werden sie ihr sicher nicht mehr folgen und werden versuchen, ihre Freunde mit zur Rebellion zu bewegen. Und da vor der eigentlichen Wahl die Stimmenzählung innerhalb der Partei stattfindet, die den Unbeliebtesten die gefährlichsten Plätze auf den Wahllisten zuweisen wird, so sieht man, daß die Zahl derer, die ihr Interesse dazu treiben wird, der Führung des Ministeriums nicht so leicht zu folgen, beträchtlicher ist, als es auf den ersten Blick scheinen mag.

V.

Die Regierung wird daher wahrscheinlich zur Überwindung mancher schwierigen Lage bei der Linken die Unterstützung suchen müssen, die ihr bei der Rechten fehlen könnte. Das ist schon dagewesen, und gerade durch gemischte Majoritäten sind von 1900 bis 1912 eine ganze Reihe wichtiger Gesetze durchgebracht worden. Aber die Dinge liegen heute ganz anders.

Sicher sitzen auf den Bänken der gemäßigten Liberalen viele Anhänger einer kolonialen und militaristischen Politik, ja man trifft dort sogar die meisten. Allein wir sind gerade in der unangenehmsten Viertelstunde, die diese Politik kennt, in der Viertelstunde des Rabelais, in der es gilt, die Zeche zu bezahlen! Und auch in Belgien heißt neue Steuern bewilligen soviel wie den Zorn des Wählers heraufbeschwören. Man findet wenige Elemente der Opposition, die die Unbeliebtheit neuer Steuern auf sich nehmen würden, um einer Regierung zu helfen, die ihnen jedes Zugeständnis verweigert, die vom ganzen Lande nicht anerkannt wird, die augenscheinlich in der Minorität ist und die durch eine gesetzliche Anwendung des Proportionalwahlrechts zum Gehen gezwungen würde.

Früher brauchte die Regierung nur einige Liberale, wenn sie Maßnahmen durchführen wollte, die von den Konservativen der Linken und der Rechten in gleicher Weise gewünscht wurden. Wenn die Linken ihre Unter-

stützung verweigerten, gingen die Maßnahmen nicht durch, aber das Ministerium bestand trotzdem weiter. Die Widerspenstigen straften sich selbst. Jetzt aber wird das Kabinett vielleicht nur um zu *leben* die Hilfe seiner Feinde nötig haben. Wenn es sie erhält, so geschieht das sicherlich nur zu einem hohen Preis.

Die Liberalen benutzen die neue Macht, in deren Besitz sie sich fühlen, um ihre Ansprüche zu steigern. Die einen — in Wahrheit nur wenige — glauben den Augenblick gekommen, die unionistischen Traditionen wieder aufzunehmen, denen man vor 1848 huldigte; die belgischen Kabinette vereinigten damals meist Vertreter der beiden historischen Parteien und stützten sich auf eine gemischte Majorität. Die anderen, zahlreicheren fordern die Einsetzung eines Geschäftsministeriums, das die Situation liquidieren und das Wahlrecht revidieren soll. Man weiß nicht recht, wie sie sich dieses Ministerium vorstellen, ob sie beabsichtigen, Beamte zur Regierung zu berufen, die sich nie um unsere politischen Kämpfe gekümmert haben, oder gemäßigte Politiker beider Parteien außerhalb des Parlaments oder endlich in bestimmtem Verhältnis Parlamentarier und Beamte zusammen. Jeder schlägt seine Formel vor, und die Parteiführer hüten sich sorgfältig, ihren Entschluß vorher festzulegen. Die Urheber der meisten dieser Pläne glauben übrigens auch nicht an ihre unmittelbare Verwirklichung. Sie denken an später, an den Tag nach den Wahlen von 1916. Aber schon ihre Existenz, die Tatsache, daß die Bourgeoisie der Linken von jetzt an die Hoffnung nährt, einen Einfluß auf die Regierung auszuüben, ohne auf den unmöglichen Sieg des Kartells spekulieren zu müssen, und daß diese Hoffnung durch die Ereignisse gerechtfertigt ist, schon dies ist dazu geeignet, unmittelbar eine Wirkung zu üben. Die Regierung wird in einem schwer berechenbaren, aber vielleicht beträchtlichen Maße dem Willen der liberalen Partei Rechnung tragen müssen, wenigstens dem ihres gemäßigtesten Flügels.

Die Sozialisten haben diese Anzeichen eines neuen Geistes sorgfältig verzeichnet und ihre Glossen dazu gemacht. Die Partei hat sich selbstverständlich nicht in anderer Weise hineingemischt. Es ist nicht ihre Sache, das nächste Ministerium einzusetzen. Ihre wichtigste Aufgabe besteht darin, von der Regierung, wie sie auch sein mag, die Verfassungsrevision zu erlangen. In diesem Sinne setzt sie ihre Aktion fort, mit immer wachsenden Aussichten auf Erfolg.

Der Ministerpräsident Herr de Broqueville hat zur Zeit des Generalstreiks erklärt, daß einige Mitglieder der Rechten beabsichtigten, die Frage der Revision der Wählerschaft vorzulegen, und deren Antwort würde für jedermann einen wertvollen Fingerzeig bilden. Einige Abgeordnete der Rechten haben wirklich die Frage gestellt, und die Antwort war nicht zweifelhaft. Die klerikalen Anhänger der Revision haben überall den größten Erfolg gehabt, ihre entschiedensten Gegner sahen ihre Macht beträchtlich reduziert. Die Liste des Herrn Woeste verliert mehr Stimmen als jede andere, der Rückgang beträgt beinahe 20 000 Stimmen. Herr Helleputte, der sich während des Generalstreiks durch seine Unversöhnlichkeit auszeichnete und dessen unheilvoller Einfluß jede Konzession verzögerte, sieht seine Anhängerschaft um 14 000 vermindert. Wenn der Ministerpräsident sein Wort einlösen will, so bleibt ihm nichts übrig, als diesem »wertvollen Fingerzeig für seine Loyalität« Rechnung zu tragen.

Dennoch verlangen die christlichen Demokraten, die dank ihres Eintretens für die Revision gewählt sind, sie auf viel später zu vertagen. Das gehört auch zu dem ganzen Elan der Untätigkeit, den ihnen die Schwäche der Majorität eingegeben zu haben scheint. Aber sie werden die unmögliche Haltung nicht beibehalten können. Einer ihrer Führer, Herr Verhaegen aus Gent, der Präsident der demokratischen Liga, die die katholischen Arbeitergewerkschaften vereinigt, erkannte neulich an, daß die Mitglieder seiner Vereinigung die politische Gleichberechtigung wollen, und daß sie sich, wenn man sie zu lange warten ließe, im Notfall mit den Sozialisten vereinigen würden, um die Regierung zum Nachgeben zu zwingen. Die Truppen werden ihre Führer schon zum Marschieren bringen, und welches Interesse haben die Führer daran, mit dem Handeln zu warten, bis ihre Partei die Majorität verliert und ihr Einfluß auf die Gestaltung des neuen Wahlrechts vermindert ist?

Die Liberalen haben *alle* das allgemeine Wahlrecht auf ihr Programm gesetzt. Sie haben darüber die bestimmtesten Zusagen gemacht. Niemand wird ihnen das Unrecht antun, zu glauben, daß sie zögern könnten, Versprechungen zu halten, die sie vor kaum ein paar Wochen vor der Wählerschaft so feierlich erneuert haben. Wenn man *alle* Stimmen der Linken zu den vielen der Rechten hinzunimmt, die sich für Einsetzung eines neuen Wahlregimes ausgesprochen haben, dann erhält man eine *ungeheure Majorität*. Ist es da wahrscheinlich, daß eine Regierung einer so deutlichen Äußerung der öffentlichen Meinung Widerstand leisten wird?

Wir haben für uns den Willen des Landes, die Schwäche der Regierung, die Notwendigkeit eines Systemwechsels, die die verschiedenen Parteien viel abhängiger von der öffentlichen Meinung macht als zu gewöhnlichen Zeiten. Wir haben noch Besseres: die unermüdliche Tatkraft des Proletariats, das entschlossen ist, sich weder Ruhe noch Frieden zu gönnen, bis es das allgemeine Wahlrecht erhalten hat, und das im vorigen Jahre durch seinen Generalstreik zeigte, daß es ebensowenig gewillt ist, seinen Gegnern Ruhe und Frieden zu lassen. Jetzt gestattet eine große Petitionsbewegung, die von unserer Partei unternommen wird, alle Häuser aufzusuchen und so die Sympathien von Hunderttausenden zu erwerben. Es beweist, daß das Volk keinen Augenblick das Ziel, das es sich gesetzt hat, aus den Augen verliert. Die Leute, die die Streiks von 1886, 1887, 1888, 1891, 1893, von 1902 und 1913 unternommen haben, sind auch fähig zu neuen Anstrengungen. Aber man darf jetzt hoffen, daß sie, auch ohne die Leiden einer neuen Arbeitseinstellung auf sich nehmen zu müssen, endlich die Reform erlangen werden, um die sie schon so lange gekämpft haben.

Die Entstehung des neudeutschen Reiches.

Von Fr. Mehring.

(Fortsetzung.)

II.

Hatte das Junkertum verstanden, ein parlamentarisches Regiment zu führen, solange es die Mehrheit im preußischen Abgeordnetenhaus besaß, so verstand sich die liberale Bourgeoisie nicht ebenso darauf, sobald sie das parlamentarische Heft in der Hand hatte. Drei Jahre lang verzichtete die

liberale Mehrheit auf jede Initiative zur Herstellung verfassungsmäßiger Zustände, aus reiner Angst, daß der Prinzregent darüber böse werden und sein »liberales« Ministerium entlassen könnte.

Dies Ministerium begnügte sich unter solchen Umständen auch mit dem Genuß seines zwecklosen Daseins und erstarb in derselben Ehrfurcht vor seinem Herrn und Meister, wie die Mehrheit des Abgeordnetenhauses vor ihm. Als im November 1859 der hundertste Geburtstag Schillers durch einen öffentlichen Aufzug in den Berliner Straßen gefeiert werden sollte, empörte sich der Korporalsgeist des Prinzregenten über diese einem Zivilisten und nun gar einem desertierten Regimentsmedikus erwiesene Ehre, und der Minister des Innern, der »liberale« Graf Schwerin, verbot den öffentlichen Aufzug unter der famosen Begründung, der »Herr v. Schiller« habe ja zweifellos einige Verdienste, aber so weit über das Maß des »Hergebrachten« hinaus dürfe man ihn nicht feiern. Als ein demokratischer Schriftsteller gegen diesen Abderitenstreich protestieren wollte, verweigerte sowohl die »Nationalzeitung« wie die »Volkszeitung« seiner Erklärung die Aufnahme, und nur der alte Jakob Grimm fand den Mut, in der Sitzung, die die Akademie der Wissenschaften am 10. November abhielt, wenigstens gegen die adlige Verhunzung von Schillers Namen zu protestieren.

Mit solchen und ähnlichen Heldentaten wurde eine kostbare Zeit vertrödelt, und das ganze Ergebnis der Neuen Ära bestand darin, den Karren der Bourgeoisie gründlich zu verfahren. Die Heeresreform war die Stelle, wo der Prinzregent sterblich war und deutlich verriet, daß er sich sterblich fühlte. Er hätte nie gewagt, sie wider den Willen des Abgeordnetenhauses durchzuführen, und um sie zu erlangen, konnte er zu weitgehenden Zugeständnissen getrieben werden. Dabei hätte sich die Mehrheit des Abgeordnetenhauses nichts zu vergeben brauchen, wenn sie sich auf den Handel eingelassen hätte. Sie bestand aus Gothaern, und die Gothaer hatten die Politik mitgemacht, die bei Olmütz an dem Mangel eines kriegstüchtigen Heeres gescheitert war. Zudem hatte die Mobilmachung, die im Jahre 1859 durch den Französisch-Österreichischen Krieg veranlaßt wurde, die Schäden des preußischen Heeres von neuem aufgedeckt. Gewiß, es mochte ein eigener Geschmack sein, sich in die »preußische Spitze« zu verlieben, aber wenn man einmal diesen Geschmack besaß, so mußte man diese heilbringende Spitze auch spitz und nicht stumpf machen.

Wenn man sich einmal auf diesen Standpunkt stellte, so war gegen die Heeresreform, die der Prinzregent plante, wenig einzuwenden. Sie machte mit dem Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht, der in argen Verfall geraten war, einigermaßen Ernst, wälzte das Schwergewicht der Militärlast von den Schultern von Familienvätern auf junge Burschen, und die Mehrkosten von gegen 10 Millionen Talern, die sie jährlich verursachte, sollten aus den Taschen der Junker aufgebracht werden. Der einzige wesentliche Einwand, der sich gegen sie erheben ließ, war die Länge der Dienstzeit unter der Fahne, aber ihre Verkürzung von drei Jahren auf zwei wäre — nebst manchem anderen — zu haben gewesen, wenn die liberale Mehrheit des Abgeordnetenhauses einer halbwegs konsequenten Politik fähig gewesen wäre.

Gewiß hatte sie auch Gründe genug zum Mißtrauen. Die Heeresreform stärkte unzweifelhaft nach innen die Stellung der Krone und des Junker-

tums, während die Bourgeoisie nicht die geringste Sicherheit hatte, daß sie benutzt werden würde, die »preußische Spitze« nach außen zu kehren. In der Krise des Jahres 1859 hatte der Prinzregent eine geradezu klägliche Politik getrieben, freilich in holder Übereinstimmung mit seinem »liberalen« Ministerium. Aber alles das konnte die liberale Mehrheit des Abgeordnetenhauses nur veranlassen, die Kosten der Heeresreform unter Bedingungen zu bewilligen, die den Interessen der Bourgeoisie entsprachen, nicht aber sie als solche zu verwerfen, wenn sie sich einmal an die »preußische Spitze« klammerte.

Geht man heute die damaligen Kommissionsberichte und Plenarverhandlungen des Abgeordnetenhauses durch, so kann man nur sein Erstaunen nicht unterdrücken über die äußerst dilettantischen Vorschläge, die den Plänen der Regierung entgegengesetzt wurden. Man schrieb der bisherigen Landwehrverfassung Vorzüge zu, die sie nie gehabt hatte. Daß mit ihr kein auswärtiger Krieg geführt werden konnte, hatte sich 1850 und 1859 klar genug gezeigt. Aber nicht minder klar hatte sich 1848 und 1849 gezeigt, daß sie auch keine Schutzwehr gegen Staatsstreiche bot. Die gelegentlichen Widersetzlichkeiten der Landwehr in den Revolutionsjahren spielten auf beiden Seiten eine Rolle, aber mit einem sehr bezeichnenden Unterschied. Während die Wortführer der Regierung mit einer sozusagen brutalen Offenheit erklärten, daß die Haltung eines preußischen Heeres auf dem Schlachtfeld nicht von der politischen Einsicht der Landwehrmänner, nicht von ihrem mehr oder minder zutreffenden Urteil über die politische Tragweite des einzelnen gegebenen Falles abhängig werden dürfe, heuchelten die Liberalen — dieselben Leute, die tatsächlich die Landwehrverfassung beibehalten wollten, weil sie in ihr mit Recht oder Unrecht einen Schutz gegen Staatsstreiche erblickten —, es sei das »ehrendste Zeugnis« für die Landwehr, daß sie auch in den Tagen der Revolution im großen und ganzen »Beweise ihrer Treue, ihres Gehorsams und ihrer Disziplin« gegeben habe, obgleich alle möglichen Versuchungen an sie herangetreten seien, sie ihren militärischen Pflichten abwendig zu machen!

Diese Mischung von Heuchelei und Torheit erreichte dann ihren Gipfel, als der »liberale« Finanzminister v. Patow dem Abgeordnetenhaus vorschlug, die Mittel für die Heeresreform im Betrag von 9 Millionen Talern zunächst auf ein Jahr zu bewilligen; man gewinne dadurch Zeit, sich endgültig zu einigen; könne sich das Abgeordnetenhaus nach wie vor nicht mit der Heeresreform befreunden, so werde sie dann rückgängig gemacht werden. In diese plumpe Falle tappte das Abgeordnetenhaus fast einstimmig. Der Prinzregent gewann dadurch die Mittel, die von ihm geplante Heeresreform durchzuführen. Es wurden 117 neue Bataillone der Infanterie errichtet, dazu wurde die Kavallerie und Artillerie entsprechend vermehrt. Im Oktober 1860 erhielten die neuen Truppenteile ihre Fahnen oder Standarten, und im Januar 1861 wurden diese Feldzeichen feierlich eingeweiht, während sich die Bourgeoisie in der holden Hoffnung wiegte, durch ein einfaches Nein diese bewaffnete Macht wieder von der Bildfläche zu fegen, wenn die Regierung sich nicht zur Erhaltung der Landwehrverfassung und Einführung der zweijährigen Dienstzeit bequeme.

Im Januar 1861 starb Friedrich Wilhelm IV., und der Prinzregent gelangte auf den Thron. In einer schäbigen Amnestie, voller tückischer Fallen

und Hinterhalte, und seiner Krönung in Königsberg, wo er die Krone von Gottes Gnaden vom Tische des HERRN nahm, offenbarte er vor aller Welt, daß er seit 1848 nichts gelernt und nichts vergessen hatte. Mochte nun aber in liberaler Beziehung nichts mehr von ihm zu hoffen sein, so suchte ihm das Abgeordnetenhaus in seiner Session von 1862 auf den nationalen Zahn zu fühlen. In seiner Antwortadresse auf die Thronrede wollte es erklären, daß Preußen kein Interesse habe, sich der Einigung Italiens zu widersetzen, und ferner, daß eine Gesamtreform der Bundesverfassung unter Erlangung der dem preußischen Staat gebührenden Stellung »an der Spitze des deutschen Bundesstaats« ein nationales Bedürfnis sei. Das hieß fragen, ob das neue Heer für die »preußische Spitze« im Interesse der Bourgeoisie eingesetzt werden solle. Der »liberale« Minister v. Schleinitz beeilte sich jedoch, zu erklären, diese Anträge gingen weit über den Standpunkt der Regierung hinaus. Dadurch wurde die Abneigung des Abgeordnetenhauses gegen die Heeresreform begreiflicherweise gesteigert, aber seine Courage reichte nur so weit, die 8 Millionen, die diesmal von der Regierung gefordert wurden, um ein wenig zu kürzen und den Rest nur im Extraordinarium zu bewilligen. Der König quittierte über diese harmlose Demonstration in der Thronrede, durch die er den Landtag schloß, mit der trockenen Bemerkung, er könne über die Form der Bewilligung hinweggehen, da »das Lebensprinzip der großen Maßregel« dadurch nicht berührt werde.

Damit schloß die dreijährige Legislaturperiode des Landtags. Für die Neuwahlen spaltete sich nun von der Mehrheit eine Fraktion ab, die nachgerade einsah, daß es der liberalen Blamagen genug sei. Sie bestand zunächst nur aus einem Dutzend namentlich ostpreußischer Abgeordneter, die nach der Ablehnung der »preußischen Spitze« durch Schleinitz der liberalen Mehrheit den Scheidebrief sandten. Anfangs als »Jung-Litauer« verspottet, wuchs sie sich durch Verbindung mit alten »Demokraten« von 1848 zur »Deutschen Fortschrittspartei« aus. Diese »Demokraten«, die sich wegen der widerrechtlich oktroyierten Dreiklassenwahl in den fünfziger Jahren vom politischen Leben ferngehalten hatten, waren nicht ohne Mitschuld an den Sünden der Neuen Ära; selbst der als starrer Doktrinär verrufene Johann Jacoby hatte dem seligen Vertrauen auf »die wahrhaft männliche, verfassungstreue« Politik des Prinzregenten nicht nur die Republik, sondern für absehbare Zeit auch das allgemeine Stimmrecht geopfert. Im allgemeinen hatten die »Demokraten« sich bisher selbst für unwählbar erklärt, um durch Männer von ihrer »revolutionären Vergangenheit« dem »liberalen« Ministerium keine Schwierigkeiten zu bereiten. Nunmehr aber glaubten sie, ihre staatsmännischen Bedenken opfern und das Vaterland dadurch retten zu sollen, daß sie ihre demokratischen Prinzipien opferten.

Die Fortschrittspartei begann damit, das Landesrecht zu verraten, wie es in den Aprilgesetzen von 1848 niedergelegt worden war, und alle Staatsstreiche der Gegenrevolution zu besiegeln, indem sie die preußische Verfassung, zusammengehudelt und -gesudelt und tausendmal zerfetzt wie sie war, einschließlich der Dreiklassenwahl, für das »unlösliche Band« erklärte, das »Fürst und Volk« zusammenhalte. Sie schwor »unerschütterliche Treue« dem König und machte die Einigung Deutschlands von »einer starken Zentralgewalt in den Händen Preußens« abhängig. In ihren liberalen Forderungen ging sie nicht über die Gothaer hinaus und verriet wie das allge-

meine Wahlrecht, so auch den Namen der Demokratie; ihre Absicht lief darauf hinaus, die »Demokraten« und »Konstitutionellen« zu einem allgemeinen Mischmasch zu verschmelzen, der etwas stärker auf das »liberale« Ministerium drücken solle, als die Gothaer auf eigene Faust getan hatten. Es ist wahr, daß einzelne »Demokraten«, wie Waldeck und Ziegler, nur zögernd in diesen Pott stiegen, aber schließlich überwanden sie ihre bange Ahnung, daß die Sache schief gehen werde.

Bei den Wahlen im Dezember 1861 errang die Fortschrittspartei zwar noch nicht die Mehrheit des Abgeordnetenhauses, aber doch einen großen Erfolg. Sie begann nun ihr stärkeres »Drängeln« mit dem Antrag auf eine größere Spezialisierung des Budgets. Darin sah das »liberale« Ministerium ein Mißtrauensvotum und löste im März 1862 das Haus auf, trollte sich dann aber wenige Tage darauf selbst, da es sich endlich über seines Nichts durchbohrendes Gefühl klar geworden war. Die Neue Ära starb so elend, wie sie gelebt hatte. Nun berief der König ein Ministerium, das überwiegend aus bureaukratischen und reaktionären Nullen bestand, übrigens aber auch nicht viel Verstand dazu gebrauchte, die Wahlmaschinerie spielen zu lassen, die die Neue Ära sorgsam aus den Tagen der Landratskammern erhalten hatte. Einstweilen versagte die Maschine jedoch, und in dem neuen Abgeordnetenhaus hatte die Fortschrittspartei eine weit überwiegende Mehrheit.

Sie stand nun auf dem Rhodus, worauf sie tanzen sollte. Wenn zu diesem Tanze nicht ganz leicht aufzuspielen war, so hatte sie sich bei ihrer eigenen Halbheit zu bedanken. Wollte sie nach ihrem Programm den preußischen Staat als »starke Zentralgewalt« an die Spitze Deutschlands setzen, so konnte sie vernünftigerweise nicht damit beginnen, einen großen Teil des preußischen Heeres zu entwaffnen, indem sie die Mittel für die Heeresreform endgültig verweigerte. Wollte sie diese Mittel aber endgültig bewilligen, so war ein großer Aufwand schmählich vertan, denn das hätte die frühere liberale Mehrheit, deren Sünden gutzumachen mit großem Eklat als ihre Aufgabe verkündet worden war, am letzten Ende auch fertiggebracht. Dabei tat ihr die Regierung nicht einmal den Gefallen, sie an die Wand zu drücken. Es gehört zu den eingewurzelten Fabeln über die preußische Konfliktszeit, daß die Regierung durch brutales Auftreten den inneren Konflikt heraufbeschworen oder doch verschärft haben soll. Das ist im späteren Verlauf der Dinge, unter besonderen Umständen geschehen, nicht jedoch von Anfang an. Ganz im Gegenteil erbot sich die Regierung im Sommer 1862 zu Einräumungen, die sie in militärischen Fragen niemals wieder dem Land- oder später dem Reichstag gemacht hat.

Zunächst erklärte sie sich bereit, die Forderung zu erfüllen, wegen deren das »liberale« Ministerium das vorige Abgeordnetenhaus aufgelöst hatte, und den Etat zu spezialisieren. Ferner verpflichtete sie sich, den Etat fortan rechtzeitig einzubringen, so daß er immer schon vor Beginn des Jahres beschlossen sein mußte, für das er gelten sollte. Weiter versprach sie, die Steuerlast zu mindern und die Kosten der Heeresreform aufs äußerste einzuschränken. In der Tat brachte sie diese Kosten von 9 auf 6 Millionen Taler herab und verzichtete auf die Zuschläge von 25 Prozent zu der Einkommen- und Klassen-, wie der Mahl- und Schlachtsteuer, die seit 1859 mit der Zustimmung des Landtags beschlossen worden waren und jährlich über

3 Millionen Taler einbrachten. Endlich erkannte das Ministerium ausdrücklich an, daß alle Staatsausgaben der Zustimmung des Landtags bedürften. Nur meinte sie, wenn das Abgeordnetenhaus die Mittel für die unbedingt notwendige Heeresreform streiche, so könne sie dem nicht zustimmen, und insoweit griff sie auf die Zwickmühle zurück, die die Landratskammer in der Verfassung angebracht hatte. Sie erklärte, da der Etat durch ein Gesetz festgestellt werden müsse und zu einem Gesetz auch die Zustimmung der Regierung und des Herrenhauses gehöre, die der Streichung der für die Heeresreform notwendigen Mittel nicht zustimmen könnten, so mache das Abgeordnetenhaus, wenn es auf dieser Streichung beharre, das Zustandekommen eines Etatsgesetzes unmöglich. Deshalb könne der Staat aber nicht untergehen, und er müsse dann unter den einmal gegebenen Verhältnissen fortbestehen, also unter Aufrechterhaltung der Heeresreform, deren Mittel für die beiden Vorjahre vom Abgeordnetenhaus bewilligt und für das laufende Jahr von der Regierung in gutem Glauben schon großenteils verbraucht worden seien.

In der Theorie war damit nun freilich das Budgetrecht des Abgeordnetenhauses einfach ausgeschaltet, worüber alles »tatsächliche Entgegenkommen« der Regierung nicht hinwegtäuschen konnte. Wenn das Abgeordnetenhaus nur je mit der Zustimmung der Regierung und des Herrenhauses Ausgaben bewilligen oder nicht bewilligen konnte, so war sein Budgetrecht nicht mehr als ein Schattenspiel an der Wand. Aber die Gelegenheit war so ungünstig wie nur irgend denkbar, um eine Machtprobe auf diese Theorie zu machen, und die Fortschrittspartei hatte ein begreifliches Grauen davor, Beschlüsse zu fassen, von denen sie, wie einer ihrer angesehensten Führer sagte, gar nicht einmal wünschen konnte, daß sie ausgeführt würden. Sie war auch bereit, ihre geliebte Landwehrverfassung preiszugeben und sich mit der zweijährigen Dienstzeit zu begnügen. Einen Augenblick schien der Kriegsminister nicht abgeneigt, darauf einzugehen, aber der König war für das Zugeständnis nicht zu haben. Die Angste des 18. März waren wieder in ihm erwacht; er sah in den Fortschrittlern eine neue Schar von Barrikadenkämpfern; da sich unter den fortschrittlichen Abgeordneten ein Flüchtling von 1848 befand, gerade nur einer, der harmlose Löwe-Calbe, so schüttete er einer Deputation von Pastoren sein bekümmertes Herz aus: »Man schickt Menschen nach Berlin, welche als politische Verbrecher verurteilt sind und welche nur durch die Amnestie die Erlaubnis erhalten haben, zurückzukommen.« Er gedachte des alten Sprüchleins, daß gegen Demokraten nur Soldaten helfen, und wollte am wenigsten auf das dritte Dienstjahr verzichten, das zwar militärisch überflüssig, aber geeignet war, den »soldatischen Geist« zu züchten, der, wenn der »Kriegsherr« befiehlt, auch auf Vater und Mutter schießt. Diese Hartnäckigkeit des Königs entschied den Streit; am 23. September 1862 strich das Abgeordnetenhaus die Mittel für die Heeresreform, und der König berief den Pariser Botschafter v. Bismarck, der an die Spitze des Ministeriums trat, mit der Aufgabe, die Heeresreform durchzuführen, auch gegen den Willen des Abgeordnetenhauses.

Was für den König der Zweck war, das war für Bismarck aber nur das Mittel. Als hartgesottener Junker hatte er sich in den Tagen der Gegenrevolution so hervorgetan, daß Manteuffel ihn zum Gesandten am wieder-

erweckten Bundestag ernannt hatte. In dieser Stellung und später als Botschafter in Petersburg und Paris hatte Bismarck die reichlichste Gelegenheit gehabt, höchst demütigende Erfahrungen über die klägliche Stellung Preußens in der europäischen Politik zu machen. Er trennte sich allmählich von den Kraut- und Zaunjunkern, in deren Gedankenkreis er bisher gelebt hatte, insoweit, als er die altpreußischen Eroberungstendenzen wieder aufnahm, die aus Deutschland ein »verlängertes Preußen« zu machen gedachten. Es war altfriderizianische Politik, die er treiben wollte, in all ihrer Gescheitheit, aber auch in all ihrer Beschränktheit, so wie ihn Friedrich Engels einmal treffend gekennzeichnet hat: ein Mann von großem praktischen Verstand und großer Schlauheit, ein geborener und geriebener Geschäftsmann, der unter anderen Umständen auf der New Yorker Börse den Vanderbilts und Jay Goulds den Rang streitig gemacht hätte, aber neben diesem entwickelten Verstand auf dem Gebiete des praktischen Lebens ein Mann von einer entsprechenden Beschränktheit des historischen und politischen Gesichtskreises. Darin stand er selbst noch weit hinter dem falschen Bonaparte in Paris zurück, den er sich sonst vielfach zum Muster genommen hatte.

So war ihm der Gedanke der deutschen Einheit als eines Zieles, das im nationalen Interesse zu verfolgen sei, auch völlig fremd. Mit welchen Absichten er seine preußische Ministerschaft antrat, schildert sein Historiker Sybel also: «Fest stand ihm die Tatsache, daß die jetzige Stellung Preußens im Deutschen Bund unerträglich sei, daß sie, wie er einst dem Minister Schleinitz geschrieben hatte, durch Eisen und Feuer geheilt werden müsse. Und nicht minder gewiß war die weitere Tatsache, daß für die Entscheidung der Frage alles auf die realen Mächte in Deutschland, auf das Verhältnis zwischen Österreich und Preußen ankam. Eine friedliche Umgestaltung desselben hielt Bismarck für äußerst unwahrscheinlich; jeder andere Krieg, sagte er wohl, den Preußen vor diesem österreichischen Kriege führte, wäre die reine Munitionsvergeudung. Er war bereit, in den Kampf einzutreten, verkannte aber die Gefahren desselben nicht, und hätte, wenn sich ein Einvernehmen möglich zeigte, ein solches Friedenswerk gern begrüßt. In voller Klarheit lagen die verschiedenen, in Krieg oder Frieden denkbaren Systeme vor seinem unvergleichlich scharfen und weiten Blick; gemeinsame Beherrschung Deutschlands durch die beiden Großmächte, oder Teilung Deutschlands unter dieselben nach der Mainlinie, oder gänzlicher Ausschluß Österreichs aus Deutschland, und in diesem letzten Falle wieder mehr die föderative oder mehr die unitarische Gestaltung des neuen Bundes, die engere oder weitere Kompetenz der von Preußen zu leitenden Reichsgewalt und der nationalen Volksvertretung. Ohne eine doktrinäre Vorliebe für irgend eines dieser Systeme, wog er ihre Aussichten und Vorteile sowie ihre Kosten und Gefahren und vor allem ihre Erreichbarkeit trotz der Eifersucht der fremden Großmächte ab, stets bereit, je nach der Lage der Dinge das Verfahren oder auch das Ziel zu wechseln; nur unter dem unverbrüchlichen Gesetz, daß Preußen immer vorwärtsschreite, niemals zurückweiche, niemals den gewonnenen Boden und niemals den eigenen Stab verliert«. Sieht man von der verhimmelnden Form ab, so ist diese Schilderung durchaus zutreffend, und von Bismarck selbst, der sich in seinen Denkwürdigkeiten häufig auf Sybels Werk beruft, niemals bestritten worden. Es wäre auch vergebliche Mühe gewesen, denn noch im Mai 1866, nach Abschluß des Bündnisses mit

Italien, hat Bismarck ernsthaft den Plan der Mainlinie erwogen, eine Teilung der Herrschaft über Deutschland zwischen Österreich und Preußen, einen Plan, worin jeder deutsche Patriot mit Recht den schmählichsten Verrat an der deutschen Einheit erblickte.

Nun aber lag die Sache so, daß Bismarck, als er ins Ministerium gelangte, vom König- und Junkertum zwar die Vollmacht hatte, ein verfassungswidriges Regiment zu führen, aber keineswegs die friderizianischen Überlieferungen wieder aufzunehmen und eine preußische Eroberungspolitik zu treiben. Gerade ein Jahr vorher hatten die preußischen Junker, und an ihrer Spitze Bismarcks Busenfreunde Kleist-Retzow, Blankenburg, Wagener — als Gegengewicht gegen den liberalen Nationalverein, der nach dem italienischen Vorbild für die deutsche Einheit unter »preußischer Spitze« agitierte —, einen preußischen Volksverein begründet, der im ersten Satze seines Programms zwar »die Einigkeit unseres deutschen Vaterlandes« hatte, aber nur »in der Einigung seiner Fürsten und Völker und in Festhaltung an Obrigkeit und Recht«, nicht jedoch »auf den Wegen des ‚Königreichs Italien' durch Blut und Brand«, nicht durch »Kronenraub und Nationalitätenschwindel«. Da Bismarck gar sehr die Möglichkeit erwog, durch »Blut und Brand«, durch Kronenraub und Nationalitätenschwindel« an sein Ziel zu gelangen, so fiel ihm dies Programm schwer auf die Nerven, aber er durfte nicht wagen, ihm zu widersprechen, und mußte sich begnügen, seinem gepreßten Herzen in einem Briefe an einen vertrauten Freund Luft zu machen. Er sagte darin, die konservative Partei dürfe sich doch nicht zum Don Quichotte für den ganz unhistorischen, gott- und rechtlosen Souveränetätenschwindel der von Napoleon geschaffenen und von Metternich sanktionierten Kleinstaaten machen. Sie habe auch gar keinen Anlaß, vor der Idee einer Volksvertretung im Deutschen Bund zimperlich zurückzuschrecken. Mit sehr mäßigen Zugeständnissen sei da viel zu erreichen; man könne eine recht konservative Nationalvertretung schaffen und doch selbst bei den Liberalen Dank dafür ernten.

Aus dieser Anschauung Bismarcks erklärt es sich, daß er als leitender Minister sich mit der Fortschrittspartei zu einigen suchte. In der für ihn entscheidenden Frage der »preußischen Spitze« hatte er mit ihr viel engere Berührungspunkte als mit dem König- und dem Junkertum. Soweit er irgend konnte, deckte er seine Karten auf, indem er in der Budgetkommission des Abgeordnetenhauses erklärte, man möge den Konflikt nicht zu tragisch auffassen; die Regierung suche keinen Kampf und böte gern die Hand dazu, die Krisis in Ehren beizulegen. Aber Preußen müsse seine Kraft zusammenhalten für den günstigen Augenblick, der schon einige Male verpaßt sei; Preußens Grenzen seien für einen gesunden Staatskörper nicht günstig. Man möge nicht in den Fehler von 1848 und 1849 verfallen und die großen Fragen der Zeit, die nur durch Blut und Eisen entschieden würden, durch Majoritätsbeschlüsse und parlamentarische Reden entscheiden wollen. Es kennzeichnete die Lage, daß der stramm konservative Kriegsminister v. Roon, wie Bismarck in seinen Denkwürdigkeiten erzählt, sofort lebhaften Protest gegen diese »geistreichen Exkurse« erhob, und daß Bismarck sich beeilte, dem von einer Reise heimkehrenden König bis Jüterbook entgegenzufahren, um ihn abzufangen, ehe ihm in Berlin der Kopf wegen der Offenherzigkeiten seines Ministers verkeilt wurde.

Die Fortschrittspartei ihrerseits lehnte es ab, auf die Sirenengesänge Bismarcks zu hören. Daraus läßt sich auch kein Vorwurf gegen sie schmieden, wie es von reaktionärer Seite oft geschehen ist. Sie hatte wohl eine allgemeine Ahnung, daß Bismarck wieder eine aktive auswärtige Politik treiben wolle, aber sie wußte auch, daß diese Absicht zunächst nur seine persönliche Sache sei. Wenn aber seine Persönlichkeit — ein Heißsporn der Junkerpartei, der seinerzeit die Schande von Olmütz gefeiert hatte wie kaum ein anderer — ihr kein Vertrauen einflößte, so war auch das vollkommen in der Ordnung. Nicht d a ß sie den Kampf mit ihm aufnahm, war ihr Verbrechen und mehr noch ihr Fehler, sondern w i e sie den Kampf mit ihm führte. Wollte sie in der Tat, wie sie behauptete, in »tief sittlichem Ernste« das »Recht des Landes« verteidigen, so mußte sie über die unzähligen Rechts- und Verfassungsbrüche der Gegenrevolution zurückgehen auf die Aprilgesetze von 1848 und in allererster Reihe das allgemeine Wahlrecht als das Recht des Landes fordern. Aber gerade davor hatten diese biederen Rechtsmänner den tiefsten Abscheu; sie erklärten feierlich, nachdem des »Königs Majestät« die Verfassung und damit die Dreiklassenwahl beschworen habe, würde die Wiederherstellung des allgemeinen Wahlrechts der allergemeingefährlichste Staatsstreich sein. Worum sie kämpften, war die Erhaltung der preußischen Verfassung, die selbst nur das Produkt wiederholter Rechtsbrüche war, und auch von allen Vergewaltigungen dieser Verfassung wollten sie nur die verhältnismäßig entschuldbarste sühnen, die in erster Reihe durch die liberale Bourgeoisie selbst verschuldet war. Hätte sie nicht zweimal die Mittel für die Heeresreform bewilligt, so hätte die Regierung gar nicht die Möglichkeit gehabt, diese Reform aufrechtzuerhalten, auch wenn das Abgeordnetenhaus zur Abwechslung einmal die Mittel verweigerte.

Bekanntlich hat sich damals Lassalle bemüht, der Fortschrittspartei die ganze Hoffnungs- und Sinnlosigkeit dieser Opposition klarzumachen. Er forderte nichts Übermenschliches von ihr, sondern nur, was dem eigensten Wesen entsprach und selbst in vormärzlicher Zeit, in den Tagen des Vereinigten Landtags, von ihr ganz gut exekutiert worden war: nämlich alle parlamentarischen Verhandlungen mit der Regierung abzubrechen, dadurch den Scheinkonstitutionalismus zu vernichten, den unverhüllten Absolutismus seinem unvermeidlichen Bankrott zu überliefern, danach aber mit ihm zu verhandeln, »den Daumen aufs Auge und das Knie auf die Brust«. Davon wollte jedoch die Fortschrittspartei nichts hören, denn das hätte geheißen, alle Rechts- und Verfassungsbrüche aufrollen, namentlich auch die, die an der Arbeiterklasse begangen worden und der liberalen Bourgeoisie mindestens ebenso ans Herz gewachsen waren wie der Regierung. So entschloß sich die Fortschrittspartei, mit dem Ministerium Bismarck ruhig weiterzuverhandeln, als ob gar nichts geschehen wäre, und ihm auch alljährlich das Budget zu bewilligen, bis auf das halbe Dutzend Millionen Taler, die zur Aufrechterhaltung der Heeresreform gebraucht wurden, gegen die widerrechtliche Ausgabe dieser Summe aber sich auf Proteste zu beschränken. Waldeck, der angesehenste Führer der Fortschrittspartei, führte aus, wer ein Mandat vom Volke habe, dürfe nicht auf den Erfolg sehen, wenn er sich in seinem guten Rechte wisse, und müsse »das übrige der Vorsehung überlassen«; wenn das Abgeordnetenhaus mit richtigem Gewissen seine Schuldigkeit tue, brauche es um die Zukunft nicht zu sorgen und könne in

»majestätischer Ruhe« verharren, während das Ministerium, auf einer schiefen, »vollständig abschüssigen Ebene« herabgleitend, sehen möge, wo es bleibe.

Mit der »majestätischen Ruhe« stimmte es nur insofern nicht, als die liberalen Kammergrößen von vornherein einen Ton gegen Bismarck anschlugen, der sich nicht zu seinem Vorteil von der ganz höflichen, ruhigen und sicheren Sprache des Ministers unterschied. Es war nicht der derbe Ton einer inneren Empörung, sondern ein hysterisches Gekreisch, worin sich namentlich die Bankrotteure der Neuen Ära hervortaten. Simson, der Meister feierlich gespreizter Gemeinplätze, verglich Bismarck mit einem Don Quichotte und Seiltänzer, und noch ärger trieb es der Graf Schwerin, das angebliche Urbild deutscher Ehrlichkeit. Bismarcks Vorschlag, sich gütlich zu einigen, da sich sonst die Rechtsfragen zu Machtfragen auswüchsen, verdrehte Schwerin dahin, Bismarck habe gefordert, daß Macht vor Recht gehen solle, und erklärte, daß »die Größe unserer Dynastie, die Größe unseres Landes«, die Verehrung, die das preußische Regentenhaus im Inland und im Ausland genieße und immer genießen werde, auf dem umgekehrten Satze beruhe: Recht geht vor Macht. Wenn sich darüber der alte Fritz im Grabe umgedreht haben wird, so spendete das Haus donnernden Beifall, dasselbe Haus, das auf dem brutalen Gewaltstreich der Dreiklassenwahl beruhte und in diesem infamen Rechtsbruch sogar das herrlichste Kleinod preußischen Rechtes sah.

Studiert man heute die stenographischen Berichte über die damaligen Verhandlungen des preußischen Abgeordnetenhauses, so ist man geneigt, das Verdienst zu unterschätzen, das sich Lassalle erwarb, indem er die deutsche Arbeiterklasse aus der Gefolgschaft dieser Bourgeoisie erlöste. Auch ein minder genialer Kopf mußte erkennen, daß ein Feldzug, der so abgeschmackt begann, nur mit einer elenden Niederlage enden konnte. (Schluß folgt.)

Zur Einwanderungsfrage.

Von **Hermann Schlüter** (New York).

I.

Das Repräsentantenhaus der Vereinigten Staaten hat einen Gesetzentwurf angenommen, der in Form einer „Regelung" der Einwanderung deren Einschränkung bezweckt. Der Strom der Einwanderer, der alljährlich nahezu eine Million Menschen an Amerikas Küsten wirft, soll eingedämmt werden. Die einschränkenden Gesetzesbestimmungen, die schon bisher gesetzliche Geltung hatten, sollen verstärkt und vermehrt werden.

Der Entwurf, der jetzt dem Oberhause des Kongresses, dem Senat vorliegt, ist eine Verschärfung des Gesetzes, das schon vom vorigen Kongreß in bezug auf die Einwanderung angenommen wurde. Damals verweigerte der Präsident Taft aber seine Unterschrift und verhinderte so die Gültigkeit der Bill.

Der Hauptgrund, der für Taft bei Abgabe seines Vetos maßgebend war, lag in einer Bestimmung des Gesetzes, die verlangte, daß allen Einwanderern, die Illiteraten (Analphabeten) sind, die also weder in Englisch noch in irgend einer anderen Sprache lesen und schreiben können, der Zu-

tritt in die Vereinigten Staaten verwehrt werden solle. Hinter dem Veto Tafts standen in der Hauptsache die Fabrikanten und Kontraktoren, die billige Arbeitskraft brauchen und denen gerade die europäischen Illiteraten solch billige Arbeitskraft liefern.

Der neue, jetzt dem Senat vorliegende Gesetzentwurf verlangte wiederum den Ausschluß aller Illiteraten. Darüber hinaus aber bedeutet er noch eine weitere Verschärfung der Ausschlußbestimmungen des früheren Entwurfs.

So wird die Einwanderung aller Elemente verboten, die durch Gesetz verhindert sind, das Bürgerrecht der Vereinigten Staaten zu erwerben.

Diese Bestimmung richtet sich gegen die Einwanderung der Asiaten, besonders der Chinesen, Japaner und Hindus. Der Gesetzentwurf hat diese Fassung erhalten, um dem Einspruch der japanischen Regierung begegnen zu können. Keine der Nationalitäten, gegen welche dieser Passus sich richtet, ist ausdrücklich genannt. Sie würden aber alle von dem Ausschluß betroffen werden, da die bereits bestehenden Gesetze den Angehörigen der drei genannten Nationen die Erwerbung des Bürgerrechts verweigern.

Eine weitere Bestimmung gibt dem neuen Entwurf auch eine erhöhte politische Bedeutung. Diese Bestimmung geht dahin, daß jeder Einwanderer deportiert werden kann, der innerhalb dreier Jahre nach seiner Ankunft in den Vereinigten Staaten dabei betroffen wird, daß er für „eine ungesetzliche Zerstörung von Eigentum" oder für „den Umsturz der organisierten Regierung oder die Ermordung irgend eines öffentlichen Beamten" eintritt oder solche Lehren verbreitet.

Die einschneidende Wirkung des Ausschlusses aller Illiteraten, wie er in der neuen Einwanderungsbill vorgesehen ist, wird erst recht klar, wenn man bedenkt, daß nicht weniger als 26 Prozent aller Einwanderer, die in den letzten Jahren in den Vereinigten Staaten landeten, weder in englischer noch in irgend einer anderen Sprache lesen und schreiben konnten. Dieser ganzen Masse der Einwanderer, nach dem jetzigen Stande der Einwanderung also etwa 250 000 Menschen im Jahre, würde der Eintritt in die Vereinigten Staaten verwehrt werden, wenn die vorliegende Bill unverändert Gesetz werden sollte.

In der Hauptsache sind es süd- und osteuropäische Völkerschaften, gegen welche die Illiteratenbestimmung sich richtet. Während die Skandinavier, Briten, Franzosen und Deutschen, die hier landen, durchschnittlich weniger als 5 Prozent Illiteraten liefern, und während selbst die Norditaliener nicht mehr als 14 Prozent davon aufweisen, steigt dieser Prozentsatz bei den Süd- und Osteuropäern bis auf über 50 Prozent. Die einwandernden Ungarn haben 11,6 Prozent Illiteraten, die Griechen 22,4, die Slowaken, Slowenen und Kroaten von 25 bis 38 Prozent, die Rumänen 28,8, die Russen 30,8, die Dalmatier, Bosnier, Bulgaren und Serben ebenfalls über 38, die Polen 39,6, die Süditaliener 56,4, die Ruthenen 62,6 und die Portugiesen 66,7 Prozent. Nahezu der Hälfte dieser süd- und osteuropäischen Einwanderung würde der Zutritt zu den Vereinigten Staaten verweigert werden müssen, wenn das neue Gesetz in Kraft treten sollte.

Die Einwanderung der Chinesen ist schon nach den bisher geltenden Gesetzen mit geringen Ausnahmen verboten. Inwieweit eine weitere Ausschließung von Asiaten durchgeführt werden wird, hängt von dem Ver-

halten Japans ab, das als Ausfuhrgebiet für amerikanische Waren nicht ohne Einfluß auf die Gestaltung des neuen Gesetzes sein mag. Die Masse der Arbeiterbevölkerung der Vereinigten Staaten, besonders auch die organisierten Gewerkschaften und speziell jene von der Pazifikküste stehen der freien Einwanderung der Asiaten schroff ablehnend gegenüber. Es sieht nicht danach aus, daß sie sehr bald eine andere Haltung zu dieser Frage einnehmen werden. Eher scheint das Gegenteil einzutreten. Der Widerstand gegen Zulassung asiatischer Arbeiter wächst.

Was nun jene Bestimmung des neuen Gesetzentwurfes anlangt, nach welcher jeder Einwanderer deportiert werden kann, der die ungesetzliche Zerstörung von Eigentum, den Umsturz der organisierten Gesellschaft und die Ermordung öffentlicher Beamten vertritt oder lehrt, so ist sie eine Verschärfung schon früher geltender gesetzlicher Bestimmungen, die sich gegen die Einwanderung von Anarchisten richteten. In der Kommission des Repräsentantenhauses, die das neue Einwanderungsgesetz in Vorbereitung hatte, wurde hervorgehoben, daß man mit dieser Verschärfung nicht nur die Anarchisten, sondern auch die Verteidiger der direkten Aktion und der Sabotage, die Syndikalisten also, ferner auch die militanten Suffragetten treffen wolle. Dabei spielt der geheime Wunsch mit, das neue Gesetz gegen alle revolutionären Richtungen und Parteien anwenden zu können. Das beweist eine Nachricht aus Washington, nach welcher von Vertretern der herrschenden Demokratischen Partei erklärt worden sei, daß man „mittels der Einwanderungsgesetzgebung einen entschiedenen Schritt gegen die revolutionäre Bewegung" machen wolle.

Jedenfalls würde die Annahme dieses Gesetzes ein schwerer Schlag gegen das amerikanische Asylrecht sein.

Schon bisher war es oft ungemein schwierig, russische politische Flüchtlinge, die man aus den Vereinigten Staaten zu deportieren suchte, vor dem Schicksal zu bewahren, daß sie an den Zaren ausgeliefert wurden. Es hat der ganzen Agitation der Sozialisten und einiger ideologischer Vertreter des Bürgertums bedurft, um solchen russischen Flüchtlingen den Zutritt in dieses Land zu erzwingen oder sie vor der Deportation zu schützen. In Zukunft wird, wenn das neue Gesetz in seiner vorliegenden Form angenommen werden sollte, nur wenig Hoffnung vorhanden sein, daß russische Sozialisten und Revolutionäre, die als solche bekannt sind oder gar den Gefängnissen oder Verbannungsorten des Zaren entflohen, in den Vereinigten Staaten ein Asyl finden werden.

Das bisherige Gesetz, das die Einwanderung regelte, enthielt schon, wie erwähnt, eine Anzahl Bestimmungen, die sich auf Ausschluß gewisser Einwanderer bezogen. Hiernach wurden Idioten, Wahnsinnige, Epileptiker, Paupers, professionelle Bettler und Prostituierte von der Zulassung in die Vereinigten Staaten ausgeschlossen. Auch Personen, die der öffentlichen Unterstützung anheimfallen würden, und Personen, die mit einer ekelhaften oder ansteckenden Krankheit behaftet sind, werden nicht zugelassen. Ferner sind ausgeschlossen Personen, die wegen irgend eines entehrenden Verbrechens bestraft sind, wobei „rein politische Vergehen" ausgenommen sind. Selten aber, daß man die Beamten Onkel Sams ohne weiteres überzeugen kann, daß „Vergehen", die von Sozialisten oder Arbeitern begangen wurden, wirklich „rein politische Vergehen" sind. Auch Polygamisten und An-

archisten ist die Einwanderung in die Vereinigten Staaten untersagt, wobei als Anarchist eine Person angesehen wird, die an den gewaltsamen Umsturz der Regierung der Vereinigten Staaten oder aller Regierungen oder jeder Form von Gesetzen „glaubt oder sie vertritt" oder für die Ermordung öffentlicher Beamter eintritt.

Neben diesem Einwanderungsgesetz besteht noch ein weiteres Gesetz, das hierher gehört und das sich gegen die Importierung von Kontraktarbeitern richtet. Dieses Gesetz schließt alle Arbeiter und Handwerker aus, die unter vorher abgeschlossenem Kontrakt nach den Vereinigten Staaten importiert werden, um hier zu arbeiten. Dieses Gesetz bezieht sich nicht auf Spezialarbeiter, die nicht im Lande gefunden werden können, dann nicht auf Schauspieler, Sänger und ähnliche Künstler. Auch Dienstboten, die im Dienste ihrer Herrschaft zuwandern, fallen nicht unter das Kontraktarbeitergesetz.

Eine Verschärfung der Einwanderungsgesetze wurde im Jahre 1903 geschaffen durch die Bestimmung, daß Personen, die innerhalb zweier Jahre nach ihrer Landung der Öffentlichkeit zur Last fallen, deportiert werden sollen. Auch Personen, die unter Verletzung der gesetzlichen Einwanderungsbestimmungen ins Land kamen, können nach diesem Gesetz innerhalb drei Jahren nach ihrer Landung nach dem Lande zurückgeschafft werden, aus dem sie kamen.

Die Zahl der Einwanderer, denen aus irgendeinem der im Gesetz vorgesehenen Gründe der Zutritt in die Vereinigten Staaten verweigert wird, ist nicht unbedeutend. Bei einer Gesamteinwanderung von 1 041 570 im Jahre 1910 betrug sie nicht weniger als 24 270 gleich 2,3 Prozent. Im folgenden Jahre betrug die Zahl der Einwanderer 878 587 und die Zahl der nicht Zugelassenen 22 349 gleich 2,5 Prozent und im Jahre 1912 kamen auf 838 172 Einwanderer 16 057 Zurückgeschickte gleich 1,9 Prozent.

Auch die Zahl der Deportierten, solcher Einwanderer also, die schon zugelassen, dann aber zurückgeschickt wurden, ist ganz bedeutend. Im Jahre 1910 wurden 2695, 1911 2770 und 1912 2456 Personen aus den Vereinigten Staaten zurückgeschickt „in das Land, aus dem sie kamen", nachdem sie schon zugelassen waren und sich eine Zeitlang im Lande aufgehalten hatten.

Bei der Nichtzulassung sowohl als auch bei der Deportation wird oft in rücksichtsloser, ja grausamer Weise verfahren. Schon öfter wurde die öffentliche Meinung erregt durch Nachrichten, nach welchen man bei Zurücksendung von Einwanderern kleine Kinder von ihren Eltern getrennt hatte, indem man einen Teil zuließ, den anderen aber zurückschickte. Mir ist ein Fall bekannt, in welchem ein armer Teufel, ein Deutscher, in geradezu unglaublicher Weise behandelt wurde. Der Betreffende hatte bei seiner Ankunft durch den Arbeitsnachweis in der Einwanderungsstation Arbeit nachgewiesen erhalten. Er wurde beim Bau eines Tunnels unter dem Eastriver beschäftigt und verlor bei einer Sprengung am ersten oder zweiten Tage die Sehkraft auf beiden Augen. Der total erblindete Mann wurde mit Umgehung der Polizeibehörden von den Unternehmern der betreffenden Arbeit nach der Einwanderungsstation zurückgeschafft und als ein Mensch, der der öffentlichen Wohltätigkeit anheimfalle, nach Deutschland zurückgeschickt. Die Unternehmerfirma fürchtete eine Unfallentschädigungsklage des Verunglückten und zog es vor, den armen Menschen einfach deportieren zu

lassen, was ihr mit Hilfe der Einwanderungsbeamten denn auch prompt genug gelang.

Was nun die Stellung der amerikanischen Arbeiter zu dem neuen Gesetz anbelangt, so ist diese keineswegs einheitlich. Die Sozialisten sind schon seiner politischen Bedeutung halber gegen das Gesetz, und sie versuchen, die öffentliche Meinung gegen dessen Annahme aufzuregen. Die Masse der Gewerkschaftsmitglieder, wie sie in der American Federation of Labor organisiert ist, sieht dagegen in dem neuen Gesetz ein Mittel, sich von einer unliebsamen Konkurrenz zu befreien, und tritt für dessen Erlaß ein, wobei sie innerhalb ihrer Reihen allerdings Widerstand bei den erst kürzlich eingewanderten Arbeitern findet, wie denn auch das sozialistische Element innerhalb der Gewerkschaften sich gegen den Erlaß des neuen Gesetzes stellt.

Die Stellung, welche die Gewerkschaften zu dem neuen Gesetzentwurf einnehmen, wird klargelegt durch die Verhandlungen über den Gegenstand auf der letzten Konvention der Federation of Labor, die im vergangenen November in Seattle im Staate Washington stattfand.

Von einem Gewerkschaftszentralkörper an der Pazifikküste, wo die Furcht vor der Einwanderung der Asiaten die schärfste Opposition gegen die Einwanderung überhaupt hervorgerufen hat, war der Konvention die folgende Resolution unterbreitet worden:

1. Es wird beschlossen, daß wir eine strenge Durchführung der bestehenden Einwanderungsgesetze verlangen.

2. Es wird beschlossen, daß die Bestimmungen des jetzigen Gesetzes, das die Chinesen von der Einwanderung nach den Vereinigten Staaten ausschließt, nach der Richtung hin ausgedehnt werden, daß sie auf alle Asiaten in Anwendung kommen.

3. Es wird beschlossen, daß wir für die Einwandernden eine Bildungsprüfung befürworten, in der vom Einwandernden gefordert wird, daß er fähig sei, in der Sprache des Landes zu lesen und zu schreiben, aus dem er kommt.

4. Es wird beschlossen, daß wir vom Kongreß dringend verlangen, sofort Gelder zu bewilligen zur Herstellung von entsprechenden Einwanderungsstationen und Detentionsgebäuden an der Pazifikküste, um auf die Einwanderer vorbereitet zu sein, die infolge der Eröffnung des Panamakanals zu erwarten sind.

5. Es wird beschlossen, daß die Exekutive der American Federation of Labor die Ratsamkeit der Errichtung eines Einwandererdepartements erörtert und die Ernennung eines Preßagenten oder Korrespondenten, der die Korrespondenz mit den europäischen Arbeiter- und anderen Zeitungen aufrecht erhält, um die genaue Lage der Arbeiter aller Nationalitäten in den verschiedenen Industrien dieses Landes bekanntzugeben.

6. Es wird beschlossen, daß die Exekutive Schritte tut, um die Einwanderung an ihrer Quelle dadurch einzuschränken, daß sie, wenn nötig, nach solchen Ländern Europas Vertreter schickt, wo sonstige Methoden zu keinem Resultat führen. Sie soll dadurch der Tätigkeit solcher Personen entgegenwirken, welche die Einwanderung nach den Vereinigten Staaten künstlich zu fördern suchen.

In bezug auf diesen letzten Passus ward empfohlen, daß die Exekutive der Federation of Labor sich mit dem internationalen Gewerkschaftssekretär in Verbindung setze, um festzustellen, was geschehen könne, um dem Übel zu steuern.

Diese Resolution wurde mit allen gegen nur fünf Stimmen angenommen, nachdem der Absatz 3 dahin ergänzt war, daß die Bildungsprüfung für den Einwanderer sich nicht auf die Sprache des Landes beziehen solle, aus dem er komme, sondern auf irgendeine Sprache oder Zunge. Die Änderung wurde

mit Rücksicht auf die Einwanderer aus Rußland getroffen, von denen sehr viele nicht Russisch lesen oder schreiben können, die aber eine andere Sprache in Wort und Schrift beherrschen, wie besonders die russischen Juden und die Polen.

In der Debatte über den Gegenstand wandten sich die sozialistischen Delegierten scharf gegen die Resolution, besonders gegen die Bildungsprüfung, deren Streichung sie, freilich vergebens, beantragten. Die in der Resolution beantragte Verschärfung der Ausschlußgesetze gegen die Chinesen und ihre Ausdehnung auf alle Asiaten wurde in der Debatte kaum erwähnt; man schien einstimmig dafür zu sein. In der Bekämpfung der Bildungsprüfung erklärte der Sozialist Morris Brown, ein Zigarrenmacher und Vertreter des Arbeiterzentralkörpers in New York: „Ich bin dafür, jedem Arbeiter die Gelegenheit zu geben, die ich selbst in Anspruch nahm, als ich in dieses Land kam, und die auch vielen der hier sitzenden Delegierten zugute kam." Der Sekretär der Exekutive der Federation of Labor, Frank Morrison, stellte sich auf den Standpunkt, daß die Einwanderung die Organisierung der Arbeiter verhindere. „Ich wage zu behaupten," so erklärte er, „daß, wäre das neue Einwanderungsgesetz schon vor zwei Jahren in Kraft getreten, es uns möglich gewesen wäre, alle Arbeiter des Stahltrusts zu organisieren trotz der Macht des Kapitals gegen die Arbeiter in dieser Industrie." Derselbe Vertreter der Exekutive der Federation of Labor erklärte weiter: „Die Arbeiter der Alten Welt sollten in ihrem eigenen Lande bleiben und dort für bessere Arbeitsbedingungen sorgen, anstatt hierher zu kommen und Verwirrung in die hiesige Arbeiterbewegung zu bringen."

Gegen diese Auffassung wandte sich besonders Duncan Mac Donald, ein sozialistischer Vertreter der Kohlengräber, der bestätigen konnte, „daß jene Einwanderer, die durch gewissenlose Agenten der Kapitalisten nach Amerika gelockt wurden, sich als die besten und tapfersten Streiker erwiesen, besser als die hier geborenen Arbeiter".

Derselbe Redner wies auch auf die Tatsache hin, daß einwandernde Arbeiter Gelder zur Überfahrt vorgeschossen erhalten, und daß 800 Agenten der amerikanischen Kohlengesellschaften und der Dampfschiffskompanien das ganze Jahr an der Arbeit sind, um Einwanderer nach hier zu ziehen, die über die Verhältnisse in diesem Lande absolut nichts wissen. „Ich habe nichts", so erklärte der Redner, „gegen Einwanderer, die nach den Vereinigten Staaten kommen, aber ich protestiere dagegen, daß Leute unter falschen Vorspiegelungen aus ihrem Heim fortgelockt werden." Mac Donald erzählte dann weiter, wie sich die Kohlenbarone in letzter Zeit dagegen wehren, Griechen in den Minen zur Arbeit zuzulassen. Sie haben nämlich ermittelt, daß diese recht gute Kämpfer sind, ja daß viele von ihnen, die an den letzten Balkankriegen teilnahmen, sogar gut mit dem Schießgewehr umzugehen wissen. „Sie haben in der Armee die Waffen zu führen gelernt und wissen ihre Frauen und Kinder vor den Brutalitäten der Baldwin-Strolche (Pinkertons) zu schützen."

Im Gegensatz zu diesen ausländischen guten Streikern, die der Organisation treu ergeben sind, führte Mac Donald die unhaltbaren Zustände in den Südstaaten an, wo fast ausschließlich weiße und farbige eingeborene Amerikaner in den Minen arbeiten, die leider durchaus nicht in die Organisation zu bekommen sind. „Würden die südlichen Grubenbesitzer nur ein paar Aus-

länder anstellen," so führte er an, „so würden wir dort auch bald bessere Arbeitsbedingungen und eine Organisation der Arbeiter haben."

Man sieht, über die Einschränkung der weißen Einwanderung gehen die Ansichten der organisierten Arbeiterschaft auseinander, wenn ihre Masse sich auch auf die Seite der Einschränkung stellt. Über den Ausschluß der Chinesen und die Ausdehnung dieses Ausschlusses auf die übrigen Asiaten herrscht kaum eine Differenz. Mit verschwindenden Ausnahmen ist die amerikanische Arbeiterklasse für diesen Ausschluß, und der Gedanke ist allgemein, daß es besser sei, wenn Mongolen und Weiße vorläufig für sich bleiben, bis die Asiaten sich in ihrem Lande eine höhere Lebenshaltung erworben haben und sie in ihren Gewohnheiten, ihren Lohnforderungen und ihren Lebensansprüchen den weißen Arbeitern näherkommen, als das jetzt der Fall ist.

An dieser Stellung der amerikanischen organisierten Arbeiterschaft gegenüber der asiatischen Einwanderung werden vorläufig alle Resolutionen des internationalen Kongresses auch kaum etwas ändern, während zu hoffen ist, daß die Agitation der Sozialisten es dahin bringt, daß die Stellung gegenüber der weißen Einwanderung eine andere wird.

Die Sozialisten der Vereinigten Staaten haben in dieser Frage den Nachteil zu überwinden, daß sie mit den Kapitalisten zusammen gegen die organisierte Arbeiterschaft stehen müssen. Die Kapitalisten sind natürlich für eine möglichst unbeschränkte Einwanderung billiger Hände. Die Sozialisten sind aus anderen Gründen für eine freie Einwanderung, während die organisierte Arbeiterschaft den Strom der europäischen Einwanderung einzudämmen sucht. Eine äußerst schwierige Situation für die amerikanischen Sozialisten, wie man sieht!

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die neue Einwanderungsbill auch im Senat angenommen wird; hat doch der frühere Kongreß sich schon für ein ähnliches Gesetz erklärt. Ob der Präsident der Bildungsklausel halber seine Unterschrift verweigert, wie es sein Vorgänger Taft getan hat, erscheint zweifelhaft, obgleich Wilson als Präsidentschaftskandidat versprochen hat, nicht für eine Bildungsprüfung für die Einwanderer einzutreten, falls er gewählt werde.

Aber Wahlversprechungen haben in Amerika einen sehr niedrigen Kurs.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Parteilage in Italien.

Von **Oda Olberg** (Rom).

Mit dem Libyschen Kriege ist die italienische Politik in eine Phase beständiger Zuspitzung der Klassengegensätze getreten. Die industrielle Entwicklung des Landes und sein wirtschaftlicher Aufschwung hatten schon im Laufe des ersten Jahrzehnts dieses Jahrhunderts eine allmähliche Erstarkung des bürgerlichen Klassenbewußtseins mit sich gebracht. Die große politische Duldsamkeit, die den Ausländer so befremdet, und die die scharfe Trennung zwischen den bürgerlichen Parteien und den Sozialisten nicht kennt, erlitt schon lange vor dem Kriege eine schriftweise Abschwächung. Mit der Industrie war die Arbeiterbewegung erstarkt, und angesichts des beständigen Kampfes, den die Arbeiterorganisationen dem Unternehmertum lieferten,

konnte die verwässerte und unklar umrissene Demokratie mit ihren bürgerlichen Sympathien für den proletarischen Aufstieg sich nicht halten. Durch den Krieg trat der bestehende Interessengegensatz dem Bürgertum klar ins Bewußtsein. Klassenpolitik hat die italienische Bourgeoisie auch früher getrieben, aber ohne System, ohne inneren Zusammenhang, ohne logisches Rückgrat. All dieses hat sich im Anschluß an den Krieg eingestellt: eine bewußte und schroffe Klassenpolitik mit nationalistischer und klerikaler Grundfärbung. Nicht die alten, verbrauchten Parteien haben sich zu neuer Energie aufgerafft, sondern neue Parteien der äußersten Reaktion haben die Energien des Bürgertums um ihre Fahne gesammelt und gleichzeitig mit Kolonialismus und Imperialismus eine offen antidemokratische Politik gepredigt. Während die Hochfinanz und die Submissionsunternehmer die Kriegskonjunktur ausnutzten, verherrlichten Nationalisten und Klerikale den kriegerischen Geist und eine größenwahnsinnige Politik, die $1^1/_2$ Milliarden in den libyschen Sand sickern ließ.

Durch ihre Opposition gegen den Krieg wurde die sozialistische Partei isoliert. Die bürgerliche Demokratie rückte von ihr ab, und den Massen kam scharf zum Bewußtsein, daß keine Fraktion der Bourgeoisie in diesen Tagen des Kriegsrummels mit ihnen gemeinsame Interessen hatte. Diese neue Situation fand ihren Ausdruck in den Beschlußfassungen des Parteitags von Reggio Emilia, der mit jeder Bündnispolitik brach und die Vertreter dieser Bündnispolitik innerhalb der Partei, nämlich die Rechtsreformisten, ausschloß.

Mit dem Ausreifen der Kriegsfolgen, die als schwere wirtschaftliche Krise das Proletariat bedrücken, wuchs die Unzufriedenheit der Massen und gleichzeitig der Einfluß des am meisten linksstehenden Flügels in der sozialistischen Bewegung. Die Wahlen vom Oktober 1913 bewährten glänzend die Taktik der Partei, die mit verdoppelter Mandatszahl aus dem Kampfe hervorging. Gleichzeitig mit diesem Siege der Sozialisten brachten die Wahlen dieselbe Tendenz zum Ausdruck, die seit der Kriegserklärung zutage getreten war: nämlich die Orientierung der Bourgeoisie nach rechts. Es liegt auf der Hand, daß diese Orientierung eine unvermeidliche Folge der durch den Krieg geschaffenen Situation war. Der Krieg hatte das Budget aus dem Gleichgewicht gebracht und machte neue Opfer der Steuerzahler unerläßlich. In dieser Lage konnte sich die Bourgeoisie nicht demokratisch gebärden. Sie brauchte eine eiserne Faust, brauchte eine Regierung, die nicht wie die Giolittis auf die Beibehaltung eines demokratischen Firnisses Wert legte. So kam es zum Ministerium Salandra, das weniger durch Zahlenverschiebungen der parlamentarischen Parteien und Gruppen als durch die außerparlamentarische Notwendigkeit einer brutalen Steuerpolitik zur Macht gelangte. Und mit Salandra kam eine ruhige, umsichtige und zielbewußte Reaktion.

Mit dem Ausschluß der Radikalen aus der Regierung, der durch die Ministerkrise verwirklicht wurde, kam die bürgerliche Demokratie in Italien zum erstenmal seit vielen Jahren in die Lage, gleichzeitig der Regierung Opposition zu machen und die sozialistische Partei gegen sich zu haben. In allen früheren Perioden reaktionärer Hochflut hatte sich immer die gesamte äußerste Linke zu einem Wall zusammengeschlossen, um die verfassungsmäßigen Rechte und die Errungenschaften der Demokratie zu schützen.

Heute blieb dieser Zusammenschluß aus, aus zahlreichen Gründen, vor allem wohl deshalb, weil die Erbitterung gegen die Haltung der bürgerlichen Radikalen während des Krieges in der Partei lebendig war, und dann, weil die Sozialisten sich stark genug fühlten, ohne Bündnis mit den bürgerlichen Linksparteien eine politische Rolle zu spielen.

Nun ist ja anscheinend das Aufgeriebenwerden der bürgerlichen Demokratie zwischen den reaktionären Parteien und den Sozialisten eine unvermeidbare Folge der wirtschaftlichen Entwicklung und vielleicht auch eine Vorbedingung für das Erstarken unserer Partei. Es muß als eine noch offene Frage gelten, ob diese Entwurzelung der bürgerlichen Demokratie dem proletarischen Aufstieg unter allen Umständen zum Vorteil gereicht, und ob daher die Partei Interesse daran hat, den anscheinend automatischen Prozeß systematisch zu fördern. Gerade in Italien wird heute der der bürgerlichen Demokratie abgenommene Boden nur zum geringen Teil von den Sozialisten, vorwiegend aber von der kulturfeindlichsten Reaktion, von den Nationalisten und Klerikalen besetzt. Es steht dahin, ob die Situation der letzten Monate in Italien nicht die Bollwerke der Reaktion in höherem Maße fördert, als sie die Angriffsfähigkeit der Massen verstärkt. Jedenfalls hat sich die heute in unserer Partei führende Richtung, die wir die des revolutionären Utopismus nennen möchten, auf den Standpunkt gestellt, daß das Proletariat von dem Erstarken der Reaktion auf Kosten der mittleren liberalen Schichten nur zu gewinnen habe. Die durch die wirtschaftliche und politische Situation bedingte Tendenz zur Polarisierung ist von der Partei mit Freuden begrüßt und bewußt und absichtlich gefördert worden. Man pflegt zu sagen: »Je schlimmer, desto besser« und weist auf preußische und deutsche Verhältnisse hin, wo die Sozialdemokratie zur höchsten Machtentfaltung gekommen ist und keine mannhafte und ernst zu nehmende bürgerliche Demokratie existiert. Man läßt dabei wohl außer acht, daß die deutsche Sozialdemokratie nicht stark geworden ist, indem sie die bürgerliche Demokratie totschlug, sondern stark wurde durch dieselben Bedingungen, die diese Demokratie in ihrer Entwicklung hemmten. Es ist kaum anzunehmen, daß in einem so durch und durch demokratischen Lande wie Italien die Vorbedingung für die Erstarkung des Sozialismus in dem völligen Verröden der bürgerlichen Demokratie liegen sollte. Die Antwort auf diese Frage muß man schon der Entwicklung der Dinge überlassen. Einstweilen steht die Tatsache als solche im Vordergrund, daß die extremen politischen Parteien auf Kosten der Mittelparteien gewinnen, wobei zur äußersten Reaktion das gut organisierte und über kolossale Mittel verfügende Heer der Klerikalen stößt. In dieser Tatsache liegt schon ein Teil ihrer unmittelbaren Folgen eingeschlossen.

* * *

So war die Situation, als der Generalstreik ausbrach. Dieser hat sich prinzipiell in keiner Weise von den früheren Generalstreiks abgehoben, die seit dem Jahre 1904 als Protest auf jeden Polizeiexzeß proklamiert worden sind. Der Unterschied lag nur in dem Umfang der Bewegung: sie war tiefer, umfassender und drohender als irgendeine allgemeine Ausstandsbewegung vorher.

Man darf nicht vergessen, daß die Bluttat vom 7. Juni in Ancona den Anstoß zu drei verschiedenen Bewegungen gab, die kaum eine andere Ver-

bindung miteinander hatten als eben den gemeinsamen Anlaß. Der sozialistische Parteivorstand und die Konföderation der Arbeit proklamierten gleich nach Bekanntwerden der Bluttat den Generalstreik im ganzen Lande. Unabhängig von dieser Protestbewegung und um 24 bis 28 Stunden früher als sie brach die Bewegung in der Romagna aus, die durch ein aus Republikanern und Anarchisten bestehendes Komitee von Ankona aus geleitet wurde. Diese Bewegung war durchaus spontan, unterstand nur der lokalen Führung und war von jedem Austausch mit der Bewegung des ganzen Landes durch die Zerstörung der Telegraphen- und Telephonanlagen und durch die Aufhebung des Bahndienstes während der ganzen Zeit ihrer Dauer abgeschnitten. Nachdem am 8. Juni die an Aufstand grenzende Massenbewegung die Romagna und die Marken überflutet hatte und um Mitternacht vom 8. bis 9. Juni der Generalstreik im ganzen Lande proklamiert war, schloß sich das Syndikat der Eisenbahner in der Nacht zum 10. Juni dem Streik an, ohne bekanntlich etwas anderes zu erzielen als die vereinzelte Lähmung und Hemmung des Bahnverkehrs in verschiedenen Städten des Landes. Diese Bewegung, die als Machtkundgebung durchaus gescheitert ist, wurde von dem Syndikat der Eisenbahner geleitet.

Betrachtet man von diesen drei verschiedenen Bewegungen diejenige, die für unsere Partei am wichtigsten ist, weil sie einmal ihrer Führung unterstand und von ihrer Verantwortlichkeit gedeckt wurde, und dann, weil sie im Gegensatz zu der der Eisenbahner in ihrer Durchführung vollkommen und glänzend geglückt ist, den Generalstreik, so ist es nicht schwer, die Ursachen für die größere Wucht des diesmaligen Ausstandes zu erkennen.

Die Streikbereitschaft der großen Massen in Italien ist eine wiederholt bewährte, anerkannte und anerkennenswerte Tatsache. Wo es sich um den Protest gegen Brutalitäten der Polizei handelte, hat man das italienische Proletariat stets bereit gefunden. Wer früher mehrmals nicht bereit war, das waren die führenden Organe, die Konföderation der Arbeit, der Parteivorstand, die Parlamentsfraktion. Trotzdem war der Streik zur Regel geworden, so daß die Konföderation der Arbeit, die nach wie vor in reformistischen Händen liegt, es diesmal als das kleinere Übel ansah, die Bewegung, die sie nicht verhindern konnte, zu führen, als von ihr fortgerissen zu werden. Was den Parteivorstand betrifft, so liegt dieser seit Reggio Emilia (Juli 1912) in den Händen der Revolutionären, die den Generalstreik nie mißbilligt haben, obwohl sich auch in ihren Reihen verschiedene Auffassungen über seinen Wert und seine Verwendbarkeit finden. Wir sehen den Hauptgrund für die machtvolle Durchführung des Generalstreiks in dem schnellen und energischen Vorgehen des Parteivorstandes und der Konföderation, die kaum 30 Stunden nach der Bluttat die Generalstreiksorder ausgaben, genau wie dies im Jahre 1904 geschehen ist, wo die Bewegung eine ähnliche Tiefe und Macht, wenn auch nicht dieselbe Ausdehnung erlangte wie diesmal. Außerdem waren die Massen mit dem Gedanken des Generalstreiks seit langem vertraut, waren innerlich vorbereitet und nicht wie unter der reformistischen Ära in ihrer Elite durch allerhand Rücksichten und Vorsichten gehemmt, die der Besorgnis entspringen, eine den Massen günstige politische Situation zu zerstören. Daß die weitverbreitete Arbeitslosigkeit und überhaupt das in Zeiten wirtschaftlicher Krise hervortretende Gefühl der Unhaltbarkeit der gegenwärtigen Lage die Generalstreikbewegung begünstigt

hat, wollen wir nicht in Abrede stellen, aber wir glauben, daß gerade die politische Isoliertheit der Partei, die ja auch unserem Parteivorstand diese schnelle Entschlußfassung erlaubte, diesmal ausschlaggebender war als die wirtschaftlichen Ursachen.

Die Rechtsreformisten und auch eine nicht unbeträchtliche Zahl von Parteigenossen glauben, daß die heutige Bewegung auch durch die revolutionär-utopistische Propaganda des »Avanti« vorbereitet und verschärft wurde. Wir selbst haben in einem früheren Artikel (32. Jahrgang, 2. Band, Nr. 7) auf die Gefahr hingewiesen, die in der Nichtachtung der kleinen täglichen Bildungsarbeit in den Massen liegt, und auf die Folgen einer hochgeschraubten revolutionären Propaganda, wenn diese die Massen als revolutionäre Macht verherrlicht, anstatt sie durch Disziplinierung und Bildungsarbeit zur revolutionären Macht zu erziehen. Trotzdem haben wir nicht den Eindruck, daß die Haltung des Zentralorgans »Avanti« der Bewegung irgendwie einen besonderen Stempel aufgedrückt hat. Falls wirklich Genosse Mussolini den Traum eines Handstreiches nährt, der revolutionär, also schöpferisch wirken könnte, so hat er es sicher nicht vermocht, die organisierten Massen für diesen Traum zu gewinnen. Da, wo der »Avanti« am meisten verbreitet ist, namentlich in Mailand selbst, hat sich der Streik durchaus in den Grenzen eines imponierenden Protestes gehalten. Wir glauben nicht, daß bei dem Bau und der Verteidigung einer der Barrikaden in Florenz, Turin, Rom oder Neapel auch nur ein einziger Parteigenosse oder »Avanti«-Leser mitgewirkt hat.

Was nun das Ergebnis des Generalstreiks betrifft, so muß man, ehe man darüber spricht, sich über die *Aufgaben eines Generalstreiks* klar werden. Der Generalstreik war ein Protest gegen eine Gewalttat, für die das italienische Proletariat in keiner Weise Genugtuung und Gerechtigkeit erhalten kann. Als solcher soll er einfach der Bourgeoisie zeigen, daß sie zwar durch ihre Polizei und durch ihre Karabinieri ohne gerichtliche Ahndung auf das Volk schießen lassen kann, daß aber die Massen durch Arbeitseinstellung das ganze Getriebe des bürgerlichen Lebens hemmen können und die bürgerlichen Interessen empfindlich treffen. Natürlich schneidet sich dabei die Arbeiterschaft in das eigene Fleisch. Wenn der Generalstreik der Bourgeoisie in ihrem Profit und in ihrer Bequemlichkeit Abbruch tut, so beraubt er das Proletariat vielfach dessen, was es zur Tagesnotdurft bedarf. Gewiß liegt eine ungeheure Beredsamkeit in dem plötzlichen Stillstand der Produktion und der öffentlichen Dienstleistungen. Man begreift nie deutlicher, was das Proletariat schafft, als an den Tagen, wo es die Arme kreuzt. Aber zweifellos bringt das Proletariat selbst das größte wirtschaftliche Opfer beim Generalstreik. Außerdem sind die Toten, die Verwundeten und Verhafteten ausschließlich auf der Seite der Arbeiter. Als Rechenexempel betrachtet, geht also der Generalstreik nie zum Vorteil des Proletariats auf. Dem Opfer, gegen dessen Tod man protestiert, gesellen sich stets andere Todesopfer hinzu, das Elend, das im Streik eine Stunde der Abrechnung begrüßt, wird durch ihn nur vergrößert. Der Generalstreik ist eben keine Kompensation eines erlittenen Schadens und soll das gar nicht sein. Er ist eine Machtäußerung, die sich einer Machtäußerung entgegenstellt. Er trägt nicht unmittelbare Frucht, ist keine rationelle Verausgabung von Kraft, soweit man nur kurze Zeitspannen im Auge hat. Er gibt dem Proletariat das Gefühl der eigenen

Macht und der aus ihr folgenden Verantwortlichkeit und zeigt der Bourgeoisie die Grenzen der ihren. Außerdem erlaubt er es, Erfahrungen für den Entscheidungskampf zu sammeln, unter dem sich doch wohl die Wende des kapitalistischen zum sozialistischen Regime vollziehen dürfte. Von diesem Gesichtspunkt aus dürfen wir die Opfer ebensowenig als zwecklos ansehen wie die Bourgeoisie die Unfälle ihrer großen Manöver. Wer glaubt, daß das rein Demonstrative, das vorübergehende Aktivwerden von Kräften, die sich den widerstreitenden Kräften gegenüber noch nicht dauernd behaupten können, keinen Wert hat, und wer mit einem friedlichen Hineinwachsen in die neue Gesellschaft rechnet, der muß eben den Generalstreik mißbilligen, er möge sich noch so glatt und friedfertig abspielen. Aber diese Mißbilligung ist unabhängig von der Bilanz der Vorteile und Opfer. Läßt man den Generalstreik überhaupt als Kampftaktik gelten, so kann man nicht am Tage nachher ein Defizit ausrechnen, weil er soundso viel Opfer an Blut und Gut gefordert hat. Man kann und muß sich fragen, ob ein Generalstreik eine imponierende Machtentfaltung des Proletariats war: war er das, so hat er alles geleistet, was diese Taktik versprach. Ob aber das Proletariat die Rechnung seiner freiwillig gebrachten Opfer mit einem Defizit schließt, um das zu beurteilen, braucht man nicht die Perspektive der Tageszeitung, sondern das Jahrzehnte umfassende Buch der Geschichte des proletarischen Befreiungskampfes.

Noch ein Wort über die Exzesse. Für die Nachrichten über diese sollte man meinen, daß Ausfuhrprämien bezahlt werden, denn das Ausland wird mit ihnen ganz besonders reichlich versorgt. Im großen ganzen handelt es sich um minimale Ausschreitungen: einige wenige Angriffe auf Personen und Sachbeschädigungen von geringer Bedeutung. Für eine Bewegung, die zwei bis drei Tage den größten Teil des Landes erschüttert hat, ist die Aufzählung der Ausschreitungen, die die bürgerlichen Blätter jetzt geben, recht kurz und inhaltsarm. Dabei muß man bedenken, daß bei diesem Streik zum erstenmal der bürgerliche Widerstand organisiert wurde und unter dem Schutze der Polizei mit unglaublicher Roheit vorging. Wo diese bürgerlichen Rowdies einen Arbeiter isoliert packen konnten, hetzten sie die Geheimpolizisten auf ihn, die ihn unter Kniffen und Püffen verhafteten. Die vaterlandsrettende Wirksamkeit der nationalistischen Radauhelden bestand dann darin, die Verhaftung durch Beifallsjubel zu begrüßen. Auf diese Weise entstanden jene dem Ausland gemeldeten Kundgebungen, bei denen sich »die ordnungsliebenden Elemente gegen die Diktatur des Pöbels zur Wehr setzten«.

Will man noch eine strategische Lehre aus den Generalstreiktagen ziehen, so ist es die, daß zu einer einheitlichen Machtentfaltung die Beherrschung des Telegraphen- und Telephonverkehrs unerläßlich ist. Es ist dies ein wichtiges Problem der Generalstreikspraxis, weil es sich hier um die *Aufrechterhaltung* eines Dienstes handelt, nicht um seine *Stillegung*. Die Regierung hat auch diesmal den Streikenden jeden Telegraphen- und Telephonverkehr abgeschnitten. Der Parteivorstand ist volle 24 Stunden ohne jede Nachricht geblieben. Das Fehlen der Nachrichten von einer Stadt zur anderen verhindert das gleichzeitige Vorgehen und läßt den Massen die Großartigkeit der Bewegung nicht zum Bewußtsein kommen. Außerdem ist für Italien, wo sich die Generalstreiksbewegung zweifellos wiederholen wird, die Organisation von durch Abzeichen kenntlich gemachten Ordnern sehr wichtig. Heute wagen öfters Parteigenossen es nicht, sich irgendeinem dum-

men Vandalismus zu widersetzen, weil sie fürchten, für Polizisten in Zivil gehalten zu werden. In der Tat wurden in Florenz auf den Genossen Pieraccini, Professor der Pathologie an der dortigen Hochschule, mehrere Schüsse abgegeben, als er bei dem Kampfe um eine Barrikade vermittelnd eingriff. Der Mann schrieb nachher an Pieraccini, er hätte ihn für einen Geheimpolizisten gehalten. Schließlich müssen die Arbeiterkammern, denen überall die lokale Leitung des Streiks obliegt, doch wohl die Herausgabe eines Bulletins ins Auge fassen. In Rom haben drei volle Tage lang die Zeitungen gefehlt, und ein findiger Unternehmer hat sich einen schönen Batzen Geld verschafft, indem er ein Bulletin ausgab, das er widerrechtlich als offiziell bezeichnete. Aber auch von dieser Spekulation abgesehen, liegt es im Interesse der Bewegung, die öffentliche Meinung auf dem laufenden zu erhalten.

Zusammenfassend kann man sagen, daß auch dieser Generalstreik die bei den früheren gemachten Erfahrungen bestätigt: wenn er einen großen Teil der Masse umfaßt und die Arbeit im ganzen Lande unterbindet, ist er eine furchterregende Machtäußerung und ein wuchtiges Mittel des Protestes. Natürlich kann man es taktisch für unklug halten, daß das Proletariat die Furcht der Bourgeoisie errege und ihr seine Macht zeige, weil dies die notwendige Folge hat, die Bourgeoisie zur Gegenwehr aufzustacheln. Dies ist aber eine prinzipielle Grundfrage des Generalstreiksproblems, die ich hier nicht zu behandeln habe. Auch die Frage will ich hier nicht erörtern, ob bloße Proteststreiks in Ländern am Platze sind, wo jede derartige Kundgebung zu einer Kraftprobe wird, die, wenn es dem Proletariat nicht gelingt, zu siegen, zu einer Zertrümmerung seiner Organisation führt.

* * *

Über den Eisenbahnerstreik können wir uns kurz fassen. Die Bewegung ist mißglückt, und zwar unter Bedingungen mißglückt, die von vornherein dieses Ende voraussehen ließen. Sie wurde proklamiert, nachdem die übrige Arbeiterschaft bereits seit 24 Stunden im Generalstreik stand, offenbar unter der Voraussetzung, daß dieser Generalstreik die Grenzen der Protestkundgebung überschreiten würde. Wo die Eisenbahner dies glaubten, haben sie ihren Streik durchgeführt; in den anderen Orten ist er unterblieben. Wir stehen nicht an, die Proklamierung als einen Irrtum zu erklären, der in der falschen Einschätzung der Situation seinen Grund hat. Außerdem haben die Eisenbahner, deren stärkste Organisation bekanntlich unter syndikalistischer Führung steht, auf dem Gebiet des Solidaritätsstreiks bis jetzt wirklich keine ruhmvollen Seiten geschrieben. Wenn sie streikten, ging es stets um ihre beruflichen Vorteile.

Die Bewegung in der Romagna versetzt den, der über sie schreiben muß, in die peinliche Lage, auf eine Fülle unzusammenhängender und widersprechender Nachrichten angewiesen zu sein, bei deren Benutzung es sehr schwer ist, das Wahre von der tendenziösen Entstellung zu unterscheiden, Übertriebenes auf das richtige Maß zurückzuführen und die Ausgeburten reaktionärer Spitzelphantasie, die dem Staatsanwalt in die Hände arbeitet, als solche zu erkennen und zu brandmarken. Man kann geradezu sagen, daß der Mangel an zuverlässigen Nachrichten über eine Bewegung, deren Zeitgenossen wir waren, einen hohen Grad von Skepsis gegenüber der geschichtlichen Berichterstattung überhaupt hinterläßt. Vielleicht gelingt es

den Gerichtsverhandlungen, die in recht stattlicher Zahl in Vorbereitung sind, genauere Anhaltspunkte zu geben. Unsere Partei hat allerdings die Abgeordneten Genossen Morgari und Modigliani mit einer Erhebung an Ort und Stelle beauftragt, aber die Feststellungen der beiden Abgeordneten sind nur mündlich der Parlamentsfraktion mitgeteilt worden.

Es sei hier nur auf einige wesentliche Merkmale der Bewegung hingewiesen. Diese erstreckte sich, von Ankona ausstrahlend, nordwärts etwa bis zur Höhe von Ferrara, südwärts bis nach Macerata, blieb auf die der Adria zugewandten Seite des Apennins beschränkt und erreichte in der Poebene etwa in Parma ihren westlichsten Punkt.

Ein so ausgedehntes Gebiet läßt sich nicht in wenigen Worten in seiner wirtschaftlichen Lage charakterisieren. Es ist vorwiegend landwirtschaftlich, zum großen Teil mit hochentwickeltem Ackerbau. Kleingrundbesitz im Gebirge, Großgrundbesitz in der Ebene. Die Bevölkerungsdichtigkeit steht ein wenig über dem Landesdurchschnitt von 121 pro Quadratkilometer. Die überseeische Auswanderung fehlt in der Romagna fast ganz und bleibt in den Marken wesentlich hinter dem Landesdurchschnitt zurück (mit Ausnahme der Provinz Macerata, wo sie sehr stark ist); die Saisonauswanderung nach Europa ist in der Romagna mäßig und in den Marken stark. Wenig Großindustrie, viel Handwerk. In den Gegenden mit Großgrundbesitz besteht ein stark organisiertes Proletariat ländlicher Taglöhner, das seit Jahrzehnten den Besitzern schwere wirtschaftliche Kämpfe liefert. Um die periodische Arbeitslosigkeit zu mildern, die durch die ausschließliche Feldarbeit bedingt ist, hat dieses Proletariat die Ausführung gewaltiger öffentlicher Arbeiten — Flußregulierungen, Austrocknung von Sümpfen usw. — erzwungen, die durch Arbeitsgenossenschaften übernommen werden. Gerade in diesem Winter und Frühjahr hat sich die Arbeitslosigkeit sehr schwer fühlbar gemacht.

In politischer Hinsicht ist das in Frage kommende Gebiet, das früher zum Kirchenstaat gehörte, vorwiegend republikanisch und hat unserer Partei nie einen günstigen Boden geboten. Ankona hat außerdem eine starke anarchistische, Parma eine starke syndikalistische Bewegung. Die endlosen Kämpfe zwischen den sozialistischen Taglöhnern und den republikanischen Halbpartnern der Romagna sind bekannt. Die Romagnolen haben ein sehr ausgesprochenes politisches Interesse, sind fanatisch und lassen sich von der Parteileidenschaft hinreißen, wofür die nicht seltenen Verbrechen gegen das Leben Zeugnis ablegen, die einen politischen Anlaß haben. Man nimmt irrtümlicherweise an, daß die Romagna und die Marken überhaupt eine starke Kriminalität haben. In Wirklichkeit bleiben sie, sowohl was die Verbrechen gegen das Leben als die gegen das Eigentum betrifft, ein gut Stück hinter dem Landesdurchschnitt zurück.

Diese Bevölkerung, in der sich jeder um Politik kümmert, wurde am 8. Juni von Ankona aus aufgefordert, überall die Republik zu proklamieren, da dies bereits in ganz Italien geschehen sei. Man brachte weder der Nachricht Zweifel noch der Forderung Widerstand entgegen. Überall wurde die rote Fahne an Stelle des Wappens der Monarchie gesetzt, in den kleinen Orten wurden die Karabinieri entwaffnet oder in den Kasernen eingesperrt; es wurden Lokalregierungen konstituiert, Lebensmittel verteilt, die lokale Abgabenreform in Angriff genommen usw. Da dies alles durch den Miß-

erfolg nachträglich zur Posse wurde, verlohnt es nicht, dabei zu verweilen. Beachtung verdient aber die große Illusionsfähigkeit der Masse und ihre bewundernswerte Mäßigung, die sich jeder Gewalttat gegen Personen und jeder unnützen Zerstörung enthielt. Daß die Telegraphen- und Telephonlinien unbrauchbar gemacht wurden und der Eisenbahnverkehr verhindert wurde, lag in der Natur der Sache und kann nicht als Vandalismus bezeichnet werden. Die Junitage haben gezeigt, daß die Bevölkerung der Romagna und der Marken mit Begeisterung bereit ist, zur Fahne der Republik zu stehen, ohne sich von der Umwälzung Orgien der Rache oder der Bereicherung zu versprechen. Das Ausbleiben jedes Racheaktes ist um so bemerkenswerter, als in vielen Orten starke Erbitterung zwischen Arbeitern und Grundbesitzern als Folge der hartnäckigen wirtschaftlichen Kämpfe zurückgeblieben ist.

Die Junitage haben aber weiter gezeigt, daß die herrschende Klasse in der Romagna und in den Marken sich ohne einen Versuch der Gegenwehr mit dem vermeintlichen neuen Regime abgefunden hat. Die Monarchie scheint dem dortigen Bürgertum wirklich keinen Streich wert zu sein. Wenn es sich heute, wo die Stunde der Reaktion geschlagen hat, antirepublikanisch gebärdet, so beweist das wohl seine Charakterlosigkeit, nicht aber seine monarchische Gesinnung.

Von den Junitagen kann man sagen, daß sie wesentliche Merkmale einer politischen Revolution aufweisen, weil sich in ihnen der Übergang der politischen Macht von einer Gesellschaftsschicht auf die andere vollzog. Die republikanischen Komitees ordneten an, und das Bürgertum gehorchte: lieferte Korn aus, stellte seine Automobile zur Verfügung, bot sogar Geld an, das zurückgewiesen wurde. Zur Posse wird die Sache nicht dadurch, daß sie unblutig verlief, sondern weil die Voraussetzung der bereits im ganzen Lande vollzogenen Revolution falsch war. Daß die Massen, ohne auf Widerstand zu stoßen, in nahezu hundert Orten das königliche Wappen entfernen und durch die rote Fahne ersetzen konnten, ist an symptomatischer Bedeutung für die Monarchie dadurch noch vielsagender, daß es sich unblutig vollziehen konnte, weil jeder Widerstand der herrschenden Klasse ausblieb.

Unsere Partei hat mit der Bewegung in der Romagna nichts zu tun, wenn sie auch dem in ihr zutage tretenden kindlich-revolutionären Idealismus ihre Sympathie nicht versagen kann, ebensowenig wie sie den um dieser Bewegung willen Verfolgten ihre Solidarität versagen wird. Es war eine republikanische Bewegung in einer durch Generationen republikanisch gesinnten Bevölkerung. Keine sozialistischen Kämpfer und kein sozialistisches Ziel: für uns ein Kraftaufwand, der den Widerständen der heutigen Ordnung nicht Rechnung trug, und der an ein Ziel gesetzt war, das einen ernsten Kraftaufwand nicht lohnt. Wir können uns des revolutionären Geistes freuen, der dabei zutage getreten ist, aber nicht, um seiner stolz zu sein, als einer Frucht unserer Parteitätigkeit: es liegt vielmehr eine ernste Mahnung für unsere Partei in der Lehre dieser Tage. Sie zeigt kostbares Material, das die Partei noch nicht gewonnen und bearbeitet hat.

* * *

Es ist einleuchtend, daß eine Massenbewegung wie die des vorigen Juni nicht nur eine starke Zuspitzung der Klassengegensätze voraussetzt, sondern auch wesentlich zu weiterer Zuspitzung beiträgt. In der Tat steht

alles im Zeichen der Reaktion. Die Bourgeoisie, die weiter in der Kyrenaika Krieg führt und in Albanien Krieg führen möchte, gebärdet sich, als ob die Zukunft des Landes durch die revolutionäre Hochflut gefährdet würde. Sie verbindet in schlauer Weise die Hetze gegen die proletarischen Organisationen mit ihren Vorbereitungen zu neuen Kriegsabenteuern, indem sie die Einberufung eines Jahrganges von Reservisten, der für Albanien in Bereitschaft gehalten wird, durch einen angeblich geplanten Eisenbahnerstreik rechtfertigt.

Trotzdem würde man unseres Erachtens fehlgehen, wollte man die zahlreichen Mißerfolge unserer Partei bei den kommunalen Wahlen dieses Sommers ausschließlich oder auch nur vorwiegend auf Rechnung der Generalstreikpanik setzen. In Rom, Turin, Venedig, Genua ist die Stadtverwaltung den Klerikalen zugefallen, in Florenz sind sie Herren der Situation, obwohl sie den Sozialisten einige Sitze eingeräumt haben. Dieses unerfreuliche Ergebnis hängt viel mehr mit der Wahltaktik der Partei als mit dem Generalstreik zusammen. Die Partei hat auf dem Parteitag von Ankona den Beschluß gefaßt, auch bei den kommunalen Wahlen den Kampf ohne Bündnis aufzunehmen. Der Erfolg war in Rom, wo sie sich mit einer Mehrheitsliste an den Wahlen beteiligte, daß ihre Kandidaten es nicht auf 4000 Stimmen brachten, während die bürgerlichen Radikalen 25 000, die Klerikalen 33 000 erzielten. Man sagt nun wohl, um diese Taktik zu rechtfertigen: wir wollen nicht stärker scheinen, als wir sind. Für das Proletariat wäre es aber vorteilhafter, wenn es seine Kräfte möglichst schwer ins Gewicht fallen lassen könnte, anstatt einfach auf jeden direkten Einfluß auf die Stadtverwaltung zu verzichten. Es gereicht dem römischen Proletariat sicher nicht zum Vorteil, auf Grund des jüngsten Wahlergebnisses den Gegnern so schwach zu scheinen, wie es tatsächlich ist.

Trotz der Generalstreikspanik hat unsere Partei in Mailand und Bologna sowie in zahlreichen kleineren Orten große Wahlerfolge erzielt. Da, wo die Panik besonders stark sein mußte, in Ankona und in Neapel, haben die Sozialisten, im Bunde mit der bürgerlichen Demokratie, die vereinigte Reaktion besiegt. Was die Partei heute erfährt, sind nicht Generalstreikfolgen: sie macht einfach das Exempel auf ihre Taktik. Wo unsere Organisation sehr stark ist, bewährt sich die Taktik; in den anderen Orten hat sie die Partei in völlige Einflußlosigkeit zurückgeworfen. In Ankona hat man schließlich, ungeachtet des Parteitagsbeschlusses, der vereinigten Reaktion ein Bündnis der Republikaner und Sozialisten entgegengestellt und hat so mit 2000 Stimmen Mehrheit eine Liste von lauter Protestkandidaten durchgebracht; in Neapel sind die Sozialisten aus der Partei ausgetreten, um den demokratischen Block bilden zu helfen, der am 12. Juli die berüchtigte Konforterie aus der Stadtverwaltung verdrängt hat.

So hat der Generalstreik überhaupt keine neue politische Situation geschaffen; er hat nur die sich aus den Kriegsfolgen ergebende in grelles Licht gerückt. Die Partei ist isoliert und die Reaktion wehrhaft. Je mehr sich aber diese Situation klärt, um so mehr stellt sich für die bürgerliche Demokratie die Unmöglichkeit heraus, mit der Reaktion gemeinsame Sache zu machen. Die vor drei Jahren durch die Macht der Umstände geschaffene Isolierung der Partei wird über kurz oder lang wieder eine Frage unserer Parteitaktik, nicht eine unabhängig von ihr bestehende Tatsache sein. Soll

die Partei, um der Reaktion die Stirn zu bieten, noch einmal mit den bürgerlichen Radikalen zusammengehen?

Wenn das Ministerium Salandra sich als lebensfähig erweisen und weiter fortfahren sollte, sich auf Klerikale und Konservative zu stützen, so werden die in der Partei gebliebenen Reformisten, die in eine Art politischen Winterschlaf verfallen sind, voraussichtlich wieder zum Leben erwachen. Dann wird auch wieder die alte Frage auftauchen, ob wir alle Fraktionen der Bourgeoisie in gleicher Weise als Feinde des proletarischen Aufstiegs ansehen und allen gegenüber die gleiche Taktik anwenden sollen. Überhaupt wird, sobald die Möglichkeit positiver Aktion in der Kammer wieder besteht, die Partei sich darüber schlüssig werden müssen, ob ihr die Taktik der Isolierung als Selbstzweck gelten soll. Die durch den Krieg geschaffene Situation preßte die Partei zu einer kompakten Masse zusammen und verwehrte den Raum zu inneren Auseinandersetzungen. Man diskutierte nicht: man schloß einfach aus. Wie jede Diktatur kann sich aber auch diese nur in Ausnahmeperioden erhalten und bewähren. Heute reifen die Kriegsfolgen eine Ära der Reaktion mit Vorwiegen klerikalen und nationalistischen Einflusses aus. Die Partei wird sich an den neuen Dauerzustand anpassen müssen. Es gibt nicht immer einen Generalstreik oder eine Obstruktionskampagne zu leiten. So werden die Linksreformisten, die die große Mehrheit in der Parlamentsfraktion bilden, wieder aktiv am Parteileben teilnehmen, und auch jene Revolutionäre, die die heutige Verbrüderung mit Anarchisten und Syndikalisten nicht für revolutionär halten, dürften ihren Einfluß geltend machen.

Der heute herrschende revolutionäre Utopismus hat als Reaktion auf eine Ära der Skepsis und Lauheit eine wichtige Funktion in unserer Partei, wie der starke Mitgliederzuwachs täglich bezeugt. Er sticht von der reformistischen Ära ab wie die Unruhe und Kraft der Frühjugend von der Müdigkeit des Alters. Aber er brauchte zu seiner Entwicklung eine Ausnahmesituation, die heute im Schwinden ist und einer chronischen Reaktion Platz macht. Er braucht rauschende Fahnen und klingendes Spiel, braucht eine äußere Lage, die der Begeisterung Nahrung gibt. Zielbewußte, ruhige Reaktion, wie sie Salandra vorbereitet, im Verein mit der sich über Europa lagernden bleiernen Wirtschaftskrise sind wenig begeisternd. Um ihnen gewachsen zu sein, tut der Partei ein Opfermut not, der vor der nüchternen Wirklichkeit besteht; nicht Diktatur, sondern Kritik und Selbstkritik. Die Verschärfung der Klassengegensätze in Italien ist keine vorübergehende Phase: die Partei kann sich ihr nicht durch Einspinnen in eine revolutionäre Traumwelt anpassen, sondern nur durch mannhaftes und illusionsloses Sichabfinden mit der Welt der Wirklichkeit.

Anzeigen.

Führer durch das Familienrecht. I. Die rechtliche Stellung der Kinder, Ehegatten und Verwandten. (Legitimation der Kinder, Unterhaltsansprüche der Kinder, Ehegatten und Verwandten.) Berlin, Buchhandlung Vorwärts. 62 Seiten. 30 Pf.

Die Broschüre gibt in der Einleitung einen Überblick über den Zusammenhang der wirtschaftlichen Entwicklung und des Familienrechtes und bringt dann die wesentlichsten gesetzlichen Bestimmungen, die das Kinderrecht behandeln, und die Unterhaltsansprüche der Ehegatten und Verwandten; 41 Formulare geben praktische Anleitungen über den Verkehr mit Gerichten und anderen Behörden.

Zur Psychologie der Frau.

Vorfragen und einige Resultate. Von **Ernst Meyer.**

(Schluß.)

II.

Da es zurzeit noch sehr an Laboratoriumsversuchen über seelische Geschlechtsdifferenzen fehlt, müssen wir zur Beantwortung unserer Frage die Resultate systematischer Massenbeobachtungen unter Zuhilfenahme gröberer Methoden (Ausfrageversuche, Enqueten) mit heranziehen. Bei dem jugendlichen Alter, das sich zu den Laboratoriumsversuchen weniger eignet, werden diese Methoden auch in Zukunft häufiger angewendet werden. Wenn hier heute schon zahlreiche Untersuchungen vorliegen, so ist das dem Umstand zu danken, daß die Pädagogik an den Forschungen über die seelische Entwicklung der Geschlechter in der Jugend besonders interessiert ist.

Auf dem Dritten Deutschen Kongreß für Jugendbildung und Jugendpflege (1913), der den Unterschied der Geschlechter zum Thema hatte, faßte der Breslauer Psychologe Professor W. Stern die Resultate[2] seiner Forschungen dahin zusammen: In den Schulleistungen von Knaben und Mädchen zeigen sich keine Rangunterschiede. Differenzen zeigen sich nur in der Form, daß die Leistungen der Mädchen weniger von einer (guten) Durchschnittsleistung abweichen, während die Knaben größere individuelle Unterschiede, also schlechte, aber auch sehr gute Leistungen aufweisen. Verschieden ist weiter das Entwicklungstempo. Die Knaben entwickeln sich gleichmäßig mit langsam, aber stetig wachsenden Fortschritten. Die Mädchen zeigen dagegen in den ersten Schuljahren rasche Fortschritte, lassen dann aber früher, vor allem in der Pubertätszeit, nach. So kommt es, daß die Mädchen in den frühesten Kindheitsjahren den Knaben überlegen sind.

Die Frage, ob eine abweichende Bevorzugung von Lehrgegenständen auf Grund besonderer geistiger Veranlagung bei der Jugend je nach dem Geschlecht zu beobachten ist, wird meist so beantwortet, daß die Mädchen die sprachlich-geschichtlichen Fächer, die Knaben Mathematik und Naturwissenschaft bevorzugen. Feststellungen in Schulen mit gemeinsamem Unterricht haben indessen gezeigt, daß solche Differenzen in dem Interesse für Lehrgegenstände nicht scharf ausgeprägt vorhanden sind. Daß in der Mehrzahl der Schulen sich Unterschiede gezeigt haben, hat meines Erachtens diesen Grund: In den Schulen wird nicht wirkliches Geschichtsverständnis geweckt, sondern der Unterricht besteht in bloßen Gedächtnisübungen, und da die Mädchen durchschnittlich leichter einen Gedächtnisstoff behalten als Knaben, zeigen sie bessere Leistungen im Geschichtsunterricht. Auch der Sprachunterricht ist ja in den Schulen vornehmlich Gedächtnisübung (Einprägung von Vokabeln und grammatischen Regeln).

[2] Der Kongreßbericht ist im Juni dieses Jahres als Heft 8 der »Arbeiten des Bundes für Schulreform« im Verlag von Teubner erscheinen. Unsere bereits im Mai dieses Jahres niedergeschriebene Zusammenfassung stützt sich auf Zeitungsberichte und Heft 7 der genannten Arbeiten: »Die Ausstellung zur vergleichenden Jugendkunde« (Teubner, 1913, Preis 1 Mark). — Auch für unsere weiteren Ausführungen über die Psychologie des jugendlichen Alters verweisen wir auf die Berichte über den Kongreß und die damit verbundene Ausstellung.

Aber auch von diesem Mißbrauch abgesehen, gehört für das jugendliche Alter das Gedächtnis zu den wichtigsten Funktionen, da das Kind eine Fülle von neuen Eindrücken aufnehmen muß. Nun gibt es nach sehr sorgfältigen Untersuchungen zwei Gedächtnistypen: der rasch Lernende, der aber auch rasch vergißt, und der langsam Lernende, der das Eingeprägte länger behält. Mädchen (und Frauen) gehören durchschnittlich dem ersten Typus an. Der Umfang und die Schnelligkeit bei der Auffassung und Wiederholung des Lernstoffs ist bei den Mädchen unzweifelhaft größer. Dieser Vorzug wird aber dadurch korrigiert, daß sie auch verhältnismäßig leichter vergessen. Nur für die Schule ergibt sich scheinbar eine Besserleistung der Mädchen, besonders in den ersten Schuljahren. Man stößt daher immer wieder auf die Auffassung, die Mädchen »lernten« besser und leichter, wie jede Mutter durch den Vergleich ihrer schulpflichtigen Söhne und Töchter zu bestätigen bereit ist.

Zur besseren Beantwortung der Frage, ob eine verschiedene geistige Veranlagung bei den Geschlechtern schon im jugendlichen Alter durchbricht, hat man daher die freien Schöpfungen von Kindern in die Untersuchung hineinbezogen. Skizzen in Prosa und Gedichte von Kindern sind zu Tausenden gesammelt und verglichen worden. Knaben bevorzugen danach Stoffe aus Geschichte, Gesellschaftsleben, Politik und Technik; Satire, Parodien, Kritizismus und Reformerisches treten dabei bereits hervor. Die Mädchen dagegen wählen Themen aus der Märchenwelt, Idyllen, Übersetzungen, Naturschilderungen und fallen leicht in einen erbaulich-lehrhaften Ton und symbolische Darstellungen. Der Stimmung nach sind die Schöpfungen von Knaben meist ernst, abenteuerlich, komisch, dann kritisch und ironisch. Bei den Mädchen herrscht ein heiterer, froher, romantischer, sinnlich-gefühlsmäßiger Ton vor. Spezifisch für die Knaben ist das Auftreten der Satire, der Ironie, der Komik und der Kritik, die bei Mädchen fast völlig fehlen. Charakteristisch sind auch die Differenzen nach Altersstufen. Im frühesten Alter bevorzugen Knaben eine heitere Darstellung, die Mädchen einen ehrpusselig-wichtigen Ton. Dann bricht bei den Knaben eine kecke und antireligiöse Stimmung durch, während die Mädchen in der Märchen- und unbewußt erotisch gefärbten Gefühlswelt leben. In der Pubertätszeit nehmen das Interesse der Knaben philosophische Themen neben der Erotik gefangen, während bei den freien Schöpfungen der Mädchen hinter den erotischen Stimmungen alle anderen zurücktreten.

So interessant diese Resultate sind, so sehr bedürfen sie doch der Einschränkung. Auch in das freie Schaffen spielen natürlich die Einflüsse der Erziehung im Haus und in der Schule, des Verkehrs usw. hinein. Das zeigt sich deutlich in der Bildung der Ideale von Kindern, worüber zahlreiche Erhebungen Aufschluß zu geben suchen. Als Resultat wird gewöhnlich angegeben, daß die Ideale der Mädchen kurzfristiger sind, das heißt sich auf naheliegende Dinge egoistischer Natur beziehen, während die Knaben räumlich und zeitlich fernerliegende und sozial wertvollere Dinge erstreben oder achten. Ich habe nun vor mehreren Jahren in Königsberg i. Pr. unter Benutzung der gewöhnlich angewandten Methoden diese Resultate einer Nachprüfung[3] unterzogen. Ich beschränkte mich nicht auf Kinder einer Schule oder Schulgattung, sondern verschaffte mir Material (meist durch

[3] Die Resultate sind bisher noch nicht veröffentlicht worden.

eigenen Besuch der Schulen, aber auch durch Betrauung von bekannten Lehrern und Lehrerinnen mit den Versuchen) für höhere, mittlere und niedere Knaben- und Mädchenlehranstalten. Bei der Zusammenstellung der gleichwertigen Antworten ergaben sich nicht zwei Gruppen, die durch das Geschlecht charakterisiert wurden, sondern die Resultate gruppierten sich wesentlich nach der sozialen Lage der Kinder. Die Antworten der Knaben aller drei Schulgattungen unterschieden sich ihrem inneren Wert nach zwar nicht allzusehr voneinander. Weiter stand aber auch die Mehrzahl der Antworten von Schülerinnen einer Bürgermädchenschule (mittlere Lehranstalt) und der Mädchenvolksschulen dem sozialen Gehalt nach neben den Antworten der Knaben. Die Ideale dieser Mädchen (besonders der Bürgerschülerinnen) waren ebenso langfristig wie die der Gymnasiasten. Die soziale Notwendigkeit, berufstätig zu sein, zwingt hier das gleichmäßige Verhalten in der Wertschätzung fremder Personen und in der Bildung eigener Wünsche auf. Am kurzfristigsten und sozial wertlosesten waren die Ideale bei den Besucherinnen einer höheren Mädchenschule. Die Wünsche erstreckten sich teilweise auf leeren Tand; die Ideale waren oft aus rein äußerlichen Beziehungen hergeleitet. Selbst scheinbar ähnliche Antworten von Volksschülerinnen und »höheren Töchtern« sind ganz verschieden zu werten. Welcher Unterschied klafft zwischen dem Wunsch einer kleinen Proletarierin und dem einer Tochter begüterter Eltern nach sorgenloser Existenz! Dort kommt darin zum Ausdruck der Wille, durch eigene Arbeit sich vor dem Hunger zu schützen, hier nur die Absicht, in Untätigkeit ein bequemes Leben zu führen.

Besser als aus der Schulbildung läßt sich bei Kindern aus der freien schöpferischen Tätigkeit im Zeichnen und Modellieren auf seelische Geschlechtsunterschiede schließen. Die Mädchen arbeiten schneller; sie bevorzugen die Darstellung von Dingen, die im Haushalt vorkommen. Die Knaben schaffen langsamer; sie behandeln öfters Gegenstände, die etwas ferner liegen. Bei den Knaben ist auch die Raumvorstellung (Fähigkeit zu projektivischer Darstellung) früher entwickelt; dagegen besitzen die Mädchen größere Fähigkeit, dekorative Darstellungen (Ornamente, Verzierungen) zu geben.

III.

Für die Feststellung von psychischen Geschlechtsunterschieden bei Kindern liegen immerhin eine nennenswerte Zahl von Untersuchungen vor. Bei den typischen Differenzen von Erwachsenen fehlt es hieran fast gänzlich; die Zahl der angestellten systematischen Enqueten und Versuche steht hier im umgekehrten Verhältnis zu der Häufigkeit der Debatten über das fragliche Thema. Immerhin bildet sich bei den experimentellen Psychologen und Pädagogen eine Übereinstimmung in der Auffassung der grundlegenden Geschlechtsunterschiede aus, weil lange Erfahrung in der Beobachtung der allgemeinen psychischen Vorgänge auch das Auge für die Differenzen in dem Verhalten von Männern und Frauen schärft.

Im folgenden ist von mir versucht worden, einige Geschlechtsunterschiede auf allgemein-psychische Typen zurückzuführen. Die eine Aufgabe der Psychologie der Frau bleibt dabei allerdings vernachlässigt: auf Grund von Massenbeobachtungen den statistischen Nachweis zu führen, daß die als besondere Geschlechtsmerkmale angesprochenen Eigenschaften durch-

schnittlich bei Frauen häufiger vorkommen als bei Männern. Aber auch der anderen Aufgabe (äußere Differenzen auf psychische Grundeigenschaften zurückzuführen) kommt ein Wert für die Kenntnis der Frauenpsychologie zu. Die Relativität der psychischen Geschlechtsdifferenzen wird sofort deutlich, wenn man einen Einblick in die engen psychologischen Beziehungen zwischen individuellen und Geschlechtsdifferenzen erhält.

Auf den Unterschied zwischen dem »männlichen« und »weiblichen« Gedächtnis haben wir bereits hingewiesen. Die Tatsache, daß die Frauen im allgemeinen dem Typus angehören, der rasch lernt, aber auch rasch vergißt, hat zugleich große Bedeutung für die Kombinationstätigkeit. Das Gedächtnis erleichtert rasches Orientieren und zweckmäßiges Verhalten. Frauen verblüffen oft durch die scheinbar spontane Kombination gegenwärtig aufgenommener Erlebnisse mit früheren.

Nun handelt es sich bei der Ausübung der Gedächtnistätigkeit relativ selten um die willkürliche Einprägung eines Stoffes zum Zweck späterer Wiedergabe, sondern dauernd wirken Eindrücke auf unser Bewußtsein ein, die dort mehr oder weniger fest haften bleiben. Einzelne Vorstellungen werden durch häufige Erfahrung so eng miteinander verknüpft, daß sie ohne unser Zutun fast unlösbar erscheinen. Rufe ich einem Auditorium das Wort »Vater« zu, so wird sich bei der Mehrzahl der Hörer zwangsmäßig der Begriff »Mutter« einstellen. Man hat nun in systematischen Versuchen (»Assoziationsexperimenten«) Männern und Frauen eine große Zahl von Worten (»Reizworten«) zugerufen mit der Aufgabe, jedesmal das zuerst einfallende Wort zu nennen. In der Art der Antworten (»Reaktionsworte«) ergeben sich zwischen den Individuen charakteristische Unterschiede. Ein Typus zeichnet sich dadurch aus, daß die Beziehungen zwischen Reiz- und Reaktionswort äußerliche, oberflächliche sind. Auf das Reizwort »Hund« wird vielleicht mit »Schwanz« reagiert. Ein zweiter Typus dagegen antwortet mit Vorstellungen, die weiter abliegen und eine innere Beziehung zwischen Reiz- und Reaktionswort darstellen. So wird auf »Hund« vielleicht mit »Tier« geantwortet. Von Frauen und Männern der gleichen Bildungsstufe gehören nun Frauen durchschnittlich dem ersten, Männer dem zweiten Typus an. Die Assoziationen der Frauen sind konkreter, die der Männer abstrakter, oft also abgebrauchter. Auch im Alltagsumgang zeichnen sich Frauen daher durch den Gebrauch plastischer Beziehungen aus, während die Reden der Männer blasser, schematischer erscheinen. In Wirklichkeit beruhen die Assoziationen der Männer gerade auf häufigeren Erfahrungen; daher kommen auch ihre Antworten im Assoziationsexperiment rascher heraus, während die längere »Reaktionszeit« der Frauen ein Zeichen für die geringere Festigkeit der Assoziationen ist. Mit zunehmender Bildung (beziehungsweise Erfahrung) der Frauen nähert sich ihr Typus dem der Männer.

Im allgemeinen stehen die Frauen an Zahl und Inhalt der Erfahrungen hinter den Männern zurück. Beruf und Art des geselligen Verkehrs fesseln die Frau auch heute noch mehr ans Haus als den Mann. Wie derartige Unterschiede in der Lebenserfahrung sofort auf das psychische Verhalten wirken, möge folgendes beweisen. In einem Schweizer Krankenhaus wurden Assoziationsexperimente mit sexuell gefärbten Reizworten an Gesunden (Ärzten und Pflegern, beziehungsweise Ärztinnen und Pflege-

rinnen) und Kranken angestellt.[4] Es zeigte sich da, daß ein junger Arzt, der sich in dem erotischen Stadium des »Hangens und Bangens« befand, mit Assoziationen reagierte, die in ihrem Typus (Art und Dauer der Antworten) denen von Pflegerinnen und Kranken mit ähnlichen Erlebnissen gleich waren.

Die Einengung, der die Frauen in der Bildung von Erfahrungen im allgemeinen unterliegen, erleichtert andererseits die Orientierung in dem, was man gewöhnlich Umwelt nennt. Die einfachen Anforderungen des Alltags werden von der Frau oft rascher erkannt und erfüllt als vom Mann. Im gewöhnlichen Sinne des Wortes sind die Frauen meist »praktischer«, das heißt die Häufigkeit im Erleben relativ einfacher Verhältnisse führt bei ihnen schneller zum sicheren Wiedererkennen dieser Dinge.

Nach populärer Auffassung beruht die eben erwähnte rasche Orientierung in Dingen des Alltags auf dem Besitz schärferer Sinne. Mehrere Untersuchungen haben indessen gezeigt, daß Gesicht, Gehör, Geruch und Geschmack bei den Frauen keineswegs besser ausgebildet sind als bei den Männern. Eher hat man das Gegenteil konstatieren können.[5] Die schnellere Erfassung der »Umwelt« bei den Frauen ist vielmehr nur eine Folge ihrer Aufmerksamkeitskonzentration auf das Nächstliegende.

Dem Urteil, die Frauen seien »praktischer« als Männer, liegt nicht nur die Anschauung zugrunde, sie hätten die Gabe schnellerer Auffassung, sondern auch die Meinung, die Frauen faßten raschere Entschlüsse. Die Berechtigung dieser Vulgärauffassung vermag die psychologische Analyse näher zu begründen. Bei sogenannten »Reaktionsversuchen« wird der Versuchsperson die Aufgabe gestellt, auf einen plötzlich erscheinenden Reiz (etwa eine farbige Karte) durch Herabdrücken eines Tasters zu reagieren. Nun gibt es zwei Typen von Personen: Die einen richten ihre ganze Aufmerksamkeit auf das Erscheinen des Reizes (die »Sensorischen«), während die anderen sich auf das Niederdrücken des Tasters einstellen (die »Motorischen«). Die Art der Einstellung bedingt es, daß die »Motorischen« schneller reagieren als die »Sensorischen«. Nach meinen experimentellen Erfahrungen gehören nun die Frauen vorzugsweise dem motorischen Typus an.[6] Derartige Reaktionsversuche wiederholen sich auch im Alltagsleben fort und fort: auf den Eintritt bestimmter meist bekannter Ereignisse muß in bestimmter Weise gehandelt werden.

Bei den motorisch Veranlagten treten häufiger Fehl- und Frühreaktionen ein; das heißt sie reagieren infolge der motorischen Erregung zu

[4] Vergl. Jung-Riklin, Diagnostische Assoziationsstudien. (Journal für Neurologie und Psychologie, herausgegeben von Forel, Band 3 bis 8.)

[5] Vergl. Helen B. Thompson, Vergleichende Psychologie der Geschlechter. Würzburg 1905.

[6] Diese Auffassung steht in direktem Gegensatz zu den Resultaten von Helen Thompson, deren Untersuchungen mir nicht beweiskräftig erscheinen, weil die Versuchsbedingungen nach Angabe von Helen Thompson Fehl- und Frühreaktionen absichtlich ausschlossen und weil der Übungsgrad bei den männlichen und weiblichen Versuchspersonen (die Männer waren geübte Sportsleute) verschieden war. In der Bildung einer neuen motorischen Koordination (Sortieren von Karten) spricht übrigens Helen Thompson den Frauen einen Vorsprung zu. Auch G. Heymans (Die Psychologie der Frauen, Heidelberg 1910) entscheidet sich gegen Helen Thompson für die größere Aktivität der Frauen.

früh, ehe überhaupt ein Reiz erschienen ist, oder sie reagieren falsch, anders als die Instruktion verlangte. Diese Unterschiede zwischen Sensoriellen und Motorischen bestätigt die praktische Erfahrung durchaus. Jeder kennt den Typus von Menschen, die eine Frage gar nicht bis zum Schluß anhören und trotzdem sofort eine Antwort herausprudeln; die auf jede Anregung schleunigst mit einer Handlung reagieren, durch die Verkennung der Umstände aber immerfort zu Selbstkorrekturen gezwungen werden. Daß die Frauen durchschnittlich häufiger dem motorischen Typus angehören, wird durch die weitere alltägliche Erfahrung bestätigt, daß sie schneller und mehr sprechen. Auch das hängt mit der motorischen Veranlagung zusammen.

Eine Ergänzung erfährt diese Eigenschaft der Frauen durch ihre lebhafteren Gefühlsäußerungen. Der holländische Psychologe G. Heymans[7] hat dafür den Begriff »Emotionalität« (Erregbarkeit) gebraucht. Aber er übersieht die Beziehungen der Emotionalität zu den Tatbeständen, die wir als motorische Erregbarkeit zusammengefaßt haben. Beides, Emotionalität und motorische Veranlagung hängen meines Erachtens eng miteinander zusammen. Das den Frauen nachgesagte intensive und lebhafte Gefühl beruht darauf, daß die Äußerungen ihres Gefühls lebhafter und intensiver sind. Ein anderes Maß für Gefühlswerte besitzt die Psychologie zurzeit nicht. Berücksichtigt man nur die erst durch feine Meßinstrumente erfaßbaren körperlichen Begleiterscheinungen des Gefühls (Puls- und Herzbewegungen, Atmungsschwankungen), so scheinen sogar die Männer für geringe Gefühlsreize (zum Beispiel Riechstoffe) empfänglicher zu sein. Doch mag das mit der von einzelnen Forschern beobachteten schärferen Sinnestätigkeit der Männer zusammenhängen.

* * *

Unsere Skizze wollte nur an ein paar Beispielen in die Arbeitsmethoden der Psychologie einführen, wobei zugleich einige Resultate der Frauenpsychologie mitgeteilt werden konnten. Erst von der Zukunft ist zu erwarten, daß sie die Lücken ausfüllen wird, die heute noch die wissenschaftliche Psychologie in der Erkenntnis aller komplizierten psychischen Vorgänge bei Männern und Frauen läßt. Allerdings darf man von der Frauenpsychologie auf experimenteller Grundlage nichts Unbilliges verlangen. Sie verhält sich zu dem, was man Menschenkenntnis nennt, etwa wie die Analyse des Nahrungsmittelchemikers verschiedener Weinsorten zu den Prüfungen eines Weinküfers. So wenig der Chemiker den Küfer ersetzen kann, ohne daß die chemische Analyse des Weines nun wertlos und unnütz wäre, so wenig wird der experimentelle Psychologe durch seine Forschungen praktische Menschenkenntnis überflüssig machen können oder wollen.

Literarische Rundschau.

P. Brizon und E. Poisson, **La Coopération** (Die Genossenschaft). Encyclopédie socialiste, syndicale et coopérative (Sozialistische, gewerkschaftliche und genossenschaftliche Enzyklopädie). Herausgegeben unter der Leitung von Compère-Morel. Paris 1914, Aristide Quillet, II und 596 Seiten.

[7] Heymans, Die Psychologie der Frauen. Heidelberg 1910. Vergl. dazu das Referat in der »Neuen Zeit«, XXX, 1911, 1, S. 251.

Dieser Band der sozialistischen Enzyklopädie unterscheidet sich von den bereits erschienenen darin, daß er von zwei Genossen geschrieben ist. In der Vorrede begründet der Herausgeber Compère-Morel diese Tatsache damit, daß die genossenschaftliche Bewegung zu vielseitig und umfassend sei, um von einer einzelnen Persönlichkeit beurteilt und erklärt zu werden. Ist denn aber die Gewerkschaftsbewegung weniger umfassend und weniger vielseitig? Und dennoch hat Séverac diese Frage in dem vorhergehenden Bande, über den wir den Lesern der »Neuen Zeit« bereits Bericht erstattet haben, allein erörtert. In Wirklichkeit hat diese Erscheinung ihren Grund darin, daß die Meinungen der französischen Sozialisten über die Genossenschaften, ihre Rolle und ihre wünschenswerten Eigenschaften sehr auseinandergehen, und daher sah sich Compère-Morel genötigt, zwei Genossen, die zwei verschiedene und entgegengesetzte Strömungen vertreten, in dieser Sache zu Worte kommen zu lassen.

Brizon ist ein überzeugter Anhänger der sozialistischen, Poisson hingegen der neutralen Genossenschaft. Die erste Hälfte des Buches (238 Seiten) ist von Brizon geschrieben und der Entwicklungsgeschichte sowie der Theorie der Genossenschaft gewidmet. Wir werden uns nicht damit aufhalten, die Beweisführungen des Verfassers zugunsten der sozialistischen Genossenschaft zu wiederholen, da wir uns hierüber bereits in dem Bericht über das Buch von Vandervelde »Die neutrale und die sozialistische Genossenschaftsbewegung« geäußert haben und der deutsche Leser überdies schon eine Übersetzung des betreffenden Buches unseres belgischen Genossen besitzt (Verlag Dietz). Wir erwähnen nur, daß Brizon diesen Teil des Buches sehr überzeugend und schwungvoll geschrieben hat; ferner daß seine besten Kapitel sich mit der geschichtlichen Entwicklung der Genossenschaften beschäftigen, insbesondere mit den im Norden Frankreichs von unseren guesdistischen Genossen gegründeten Genossenschaften, deren Föderation sich weigerte, der kürzlich in Frankreich entstandenen genossenschaftlichen Union beizutreten, die sämtliche sozialistische und bürgerliche Genossenschaften umfaßt.

Der zweite Teil des Buches (Seite 243 bis 587) ist von Poisson geschrieben und behandelt »Die französischen und internationalen genossenschaftlichen Kräfte«. Er enthält ausführliche Beschreibungen der hauptsächlichsten genossenschaftlichen Typen, ihrer Organisation und ihrer Tätigkeit und bringt viele interessante Aufschlüsse. Der Verfasser ist bestrebt, uns davon zu überzeugen, daß das Programm der nationalen Föderation, der, wie bereits erwähnt, die Genossenschaften ohne Unterschied der Tendenz einverleibt sind, auf soziale Umgestaltung (?) gerichtet ist, und daß ihre Ansichten mit denen des Sozialismus übereinstimmen (??). Vielleicht; aber welcher Art ist dieser Sozialismus? Der Sozialismus der nationalen Föderation leugnet den Klassenkampf, und man findet in ihm nicht, wie Poisson selbst gezwungen ist einzugestehen, »die Sozialisierung der Produktions- und Austauschmittel zum Zwecke der Umwandlung der kapitalistischen Gesellschaft in die kollektivistische oder kommunistische«. Für Poisson ist dies allerdings nur eine »traditionelle Formel« und nicht die Grundlage, das Wesentliche des modernen internationalen Sozialismus. Mit einer derartigen »Toleranz« und »Weitherzigkeit« kann man auch Herrn Ch. Gide als Sozialisten ansehen. Das ist Geschmacksache. Glücklicherweise bildet der von Brizon geschriebene Teil ein starkes Gegengewicht gegen eine derartige Begriffsverwirrung.

Das Buch ist gespickt mit Zahlen und Statistiken, die beweisen, daß die Genossenschaft schon einen recht hohen Grad der Entwicklung erreicht hat, und daß sie im Kampfe für die vollständige Emanzipation der Arbeit zu einer mächtigen Waffe in den Händen des Proletariats werden kann, vorausgesetzt, daß dieses nicht durch geschäftliche und bisweilen vielleicht übereilte Erwägungen vom rechten Wege abgelenkt wird. G. Stiekloff.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 19 Ausgegeben am 21. August 1914 32. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Jaurès.

Berlin, 8. August 1914.

> Ein Land, das in kritischen Tagen, in denen selbst sein Leben auf dem Spiele steht, nicht auf die nationale Ergebenheit der arbeitenden Klassen rechnen könnte, wäre nur ein elender Fetzen.
>
> Jean Jaurès, Die neue Armee.

hw. Wie ein erschütterndes Sinnbild all des Grauenhaften, an dessen Schwelle wir stehen, ist der grauenhafte Tod unseres großen und geliebten Führers Jean Jaurès, den am Vorabend des Weltkrachs chauvinistisch tobender Wahnwitz niederstreckte. Noch am Nachmittag des verhängnisvollen Tages hatte Jaurès im Ministerium des Auswärtigen, wo sein Wort viel galt, den Machthabern beschwörend den Abgrund gewiesen, in den das unnatürliche Bündnis mit dem Zarismus die Republik hineinzureißen drohte, und war so der letzte Damm gegen das heranrauschende Unheil gewesen. Jaurès fiel, der Damm riß, der Weltkrieg war da!

Auf ein paar Dutzend Zeilen läßt sich nimmer darstellen, wie Ungeheures wir an dem Bannerträger des französischen Sozialismus verlieren, der zugleich der feinste Kopf der sozialistischen Internationale war. Denn dieser Südfranzose, der aus seiner republikanischen Überzeugung die sozialistische Folgerung zog und vom Lehrstuhl der Hochschule den Weg auf das Schlachtfeld des Klassenkampfes fand, besaß nicht nur ein Herz, lodernd wie ein weithin sichtbares Fanal, sondern auch einen Geist, ausgerüstet mit der umfassendsten Bildung. Politik war nur die eine Seite seines Wesens, und für ihn traf der alte Satz nicht zu, daß im Kriege die Musen schweigen. Seine geschichtlichen Arbeiten allein hätten ihm Namen und Ruf verschafft, und über die Malerei der Renaissance etwa sprach er aus der Fülle eines unheimlichen Wissens so leicht, so sicher und so treffend wie über die Mehrwerttheorie oder die neueste Erfindung auf dem Felde der Luftschiffahrt. Aber der stürmische Drang, der Menschheit zu einer besseren Zukunft den Weg bahnen zu helfen, machte die Politik doch zu der Hauptseite seines Wesens, und hier flossen alle seine herrlichen Eigenschaften zu dem Bilde einer machtvoll überragenden Persönlichkeit zusammen, die mit der Wucht eines Kämpfers die Sprache eines Dichters und die Schärfe eines Denkers einte. Die Welt kannte Jaurès nur als den Publizisten, der in den unzähligen, schlagenden und doch fein abgetönten Artikeln der »Humanité« das Sprachrohr der arbeitenden Klassen Frankreichs bildete, und als den Redner, dessen metallene Stimme aufwühlte und fortriß wie Sturmgeläut von hundert

Glockenstühlen, aber nicht minder war er ein kluger Taktiker im engeren Kreise, der in Kommissionssitzungen der Parteitage und Internationalen Kongresse geschickt Gegensätze auszugleichen und Widerstrebendes zusammenzufügen wußte.

»Schon in meinen ersten Studienjahren«, sagt Jaurès von sich selbst, »hatte ich den ganzen Sozialismus von Fichte bis Marx entweder vorgefühlt oder durchdrungen, ohne zu wissen, daß es in Frankreich sozialistische Gruppierungen gab, eine ausgedehnte sozialistische Propaganda und, von Guesde bis Malon, einen glühenden Wetteifer unter sich befehdenden Sekten.« In der Tat ist es mehr als ein Zufall, daß Jaurès, dieser ganz einzige Idealist, von der Idee, und zwar von der klassischen deutschen Philosophie zum Sozialismus kam und sich erst später in die Praxis warf. Nachdem er aber erst einmal festen Boden unter den Füßen hatte, wirkte er mit aller Kraft seiner leidenschaftlichen Seele für die Einigung der verschiedenen sozialistischen Gruppen, und wenn sich schließlich alles, was in Frankreich für den Befreiungskampf der arbeitenden Klassen die Waffen führte, unter einem Dache zusammenfand, war das, soweit es Menschenwerk sein konnte, ein Erfolg der unermüdlichen Arbeit von Jaurès. Doch je mehr er nach dem wirtschaftlichen Hintergrund der Dinge als der Quelle aller Entwicklung spüren lernte, desto inbrünstiger glaubte er an die umwälzende Macht der Idee, und mochte strenger Marxismus manchmal mit Recht ein Haar darin finden, dieser Glaube als der unerschütterliche Ausdruck einer hohen und reinen Gesinnung strahlte doch unendlich bezwingende Wirkung auf die Massen aus.

Von allen Ideen aber wurzelte ein Gedanke am tiefsten in seinem Herzen, der des Weltfriedens und als Vorstufe dazu der der deutsch-französischen Verständigung. Wie dieser kultivierteste Mensch in jedem Blutstropfen das Gräßliche des Krieges empfand, und wie er ganz vom internationalen Bewußtsein durchdrungen war, so galt seine besondere Neigung der deutschen Kultur, die er mit der französischen Kultur zu verschwistern strebte. Mit Schiller und Goethe war er so vertraut wie mit Kant und Hegel, um Dürer und Holbein wußte er besser Bescheid als Millionen Deutsche, und wenn er in eine deutsche Stadt kam, so führte ihn sein erster andächtiger Schritt in die Museen und Kunstsammlungen. Diese seine Neigung für Deutschland prägte sich auch in seiner Politik aus. Während noch ein ganzes Volk wie gebannt auf das Loch in den Vogesen starrte, hatte er den Mut, die Losung auszugeben: Nieder mit der Revancheidee! Und während das Bündnis mit dem östlichen Barbarenreich alle Chauvinisten und Hetzpatrioten in einen Freudentaumel schleuderte, ließ er keine Gelegenheit vorüber, ohne diese Allianz zu brandmarken als verderblich und gemeingefährlich für die friedliche und fortschrittliche Entwicklung Europas. Helle Begeisterung leuchtete aus seinen unvergeßlichen Augen, die an seiner alltäglichen äußeren Erscheinung das Ungewöhnliche darstellten, als auf den Konferenzen zu Bern und Basel im letzten Jahre und in diesem deutsche und französische Abgeordnete ihre Hand zum Werke der Verständigung ineinanderlegten, und mit

einer freudigen Ungeduld sah er dem geplanten Tag entgegen, da französische Delegierte in Deutschland, deutsche Abgeordnete in Frankreich für die Verbrüderung von Rousseaus Volk mit Schillers Volk Zeugnis ablegen sollten. Diesen ersehnten Tag hat er nicht mehr erlebt, und über das Grab des größten Friedensfreundes donnern die Kanonen des Weltkriegs.

Aber dieser beste Mann der sozialistischen Internationale war zugleich der beste Franzose. Die Organisation der nationalen Verteidigung und die Organisation des internationalen Friedens waren für ihn untrennbar verbunden. Stets hat er dem törichten Wahne gewehrt, als habe die Arbeiterklasse kein Vaterland zu verteidigen, denn »wo immer«, schrieb er, »es ein Vaterland, das heißt eine historische Gruppe gibt, die sich ihrer Kontinuität und Einheitlichkeit bewußt ist, da ist jeder Angriff auf die Freiheit und Unabhängigkeit dieses Vaterlandes ein Attentat auf die Gesittung, ein Rückfall in die Barbarei.« Auch schien ihm ein Proletariat, das der Verteidigung der nationalen Unabhängigkeit und damit auch der Verteidigung seiner eigenen freien Entwicklung entsagt hätte, nicht die Kraft zu besitzen, den Kapitalismus zu besiegen. So ging denn Hand in Hand mit seiner Sorge für die Anbahnung des Weltfriedens sein Mühen um die Errichtung einer besseren Verteidigungswehr, als für ihn das bestehende militaristische Heer eine war, und in seinem letzten großen Werk über die neue Armee noch hat er mit dem ganzen überzeugenden Wissen und mit der ganzen hinreißenden Darstellungskraft seines Genies, dabei mit der genauesten Ausarbeitung aller Einzelheiten einer Heeresorganisation das Wort geredet, die eine machtvolle Verteidigung französischen Bodens durch das wirkliche Volk in Waffen verbürgte.

Von seinen Plänen hat er weder den einen noch den anderen ausführen können, weder die Organisation des Weltfriedens noch die der nationalen Verteidigung, und die deutschen Belagerungsgeschütze, die jetzt französische Festungswerke in Trümmer schießen, scheinen auch das Lebenswerk unseres großen Vorkämpfers in Schutt und Asche zu legen. Aber das ist nur ein unholder Schein. In der Logik der Entwicklung schon liegt es begründet, daß die Aussaat eines Geistes wie Jaurès' segensreich aufgehen muß, und sollte halb Europa ein Trümmerhaufen sein, und darum leuchtet in unseren bitteren Schmerz um den Verlust des schier Unersetzlichen als ein Fünkchen Trost die Erkenntnis hinein, daß dieses erste und edelste Opfer des Weltkriegs nicht umsonst gefallen ist.

Der Krieg.

Berlin, 8. August 1914.

Der Krieg mit allen seinen Schrecken ist hereingebrochen, die »Kritik der Waffen« hat eingesetzt, und damit ist die Waffe der Kritik lahmgelegt. Nicht bloß durch die mechanischen Einschränkungen des Kriegszustandes. Mehr noch vorübergehend durch den absoluten Mangel an Interesse für jede Kritik. In atemloser Spannung konzentriert sich alles Denken auf die Erwartung des Kommenden, das niemand sich klar vorzustellen vermag, von dem jeder

nur weiß, daß es furchtbar sein wird. Nach baldigster Lösung dieser entsetzlichen Spannung, nach Mitteilungen, nach Entscheidungen verlangt man zunächst, nicht nach Kritik.

Doch zur Zeit, in der diese Zeilen vor die Augen des Lesers kommen, ist dieses Stadium vielleicht schon im Begriffe, überwunden zu werden, beginnt schon wieder das Bedürfnis sich geltend zu machen, sich Rechenschaft abzulegen über das Ungeheure, das so plötzlich, so unerwartet hereingebrochen ist, daß es uns im ersten Moment betäubte; sich klar zu werden darüber, wohin wir treiben.

Freilich, über die Chancen der Kämpfenden zu sprechen ist ausgeschlossen, schon deshalb, weil es selbst dem gewiegtesten Fachmann schwer fallen dürfte, eine wohlbegründete Meinung darüber zu äußern. Es dürfte keinen geben, dem alle die Armeen, die hier in Betracht kommen, genau bekannt sind. Vor allem aber vollzieht sich dieser Krieg unter Bedingungen, wie sie vorher noch nicht da waren, über die jede Erfahrung fehlt.

Auch in früheren Zeiten, als die Dinge einfacher lagen, war es bei Kriegsausbruch nur wenigen besonders gewiegten Kennern der Dinge gegeben, die Aussichten des Kampfes richtig abzuwägen. Dagegen herrschte meist im Anfange schon größere Klarheit darüber, was im Falle des Sieges der einen oder der anderen Seite der verlangte Kampfpreis sein würde. Auch darüber läßt sich diesmal absolut nichts sagen infolge der eigenartigen Erscheinung, daß der ungeheuerste der Kriege, den die Weltgeschichte gesehen, ausbrach, ohne daß eine der beteiligten Mächte ihn recht wollte. Jede fand sich widerwillig in ihn hineingezogen. Auch in Rußland scheint erst im letzten Moment die Kriegspartei die Oberhand gewonnen und damit das blutige Spiel entfesselt zu haben. Daß die österreichischen Staatsmänner des Glaubens waren, es werde ihnen möglich sein, den Konflikt mit Serbien zu lokalisieren, dürfen wir ihnen zutrauen.

Der Weltkrieg kann unmöglich mehr der Austragung dieses Konfliktes gelten. Serbien ist vollständig aus dem Gesichtskreis verschwunden. Damit hat der Kampf aber auch einstweilen jedes Objekt verloren, im Moment kämpft jeder Staat nur noch um seine Integrität. Ziele des Krieges werden erst auftauchen, wenn das Verhältnis der Kräfte deutlich zutage getreten ist. Dann werden bei den Siegern mancherlei Wünsche wach werden.

Indessen, so wenig sich heute über die Aussichten des Ringens und die Art seines Abschlusses sagen läßt, so darf man doch eines schon jetzt mit voller Sicherheit voraussagen: die Welt wird nach diesem Kriege ganz anders aussehen als heute.

Wir hoffen und dürfen erwarten, daß er relativ kurz sein wird. Der Deutsch-Französische Krieg dauerte noch von Mitte Juli bis Ende Februar, die kriegerischen Operationen begannen im Anfang August und endeten mit dem Waffenstillstand vom 28. Januar. Daß der Krieg diesmal so lange geführt werden kann, mit so ungeheuren Menschenmassen, bei einer weit größeren Anspannung aller Kräfte, namentlich der finanziellen, durch alle beteiligten Mächte, ist schwer denkbar. Aber wie kurz er auch dauern mag, die Welt wird ganz anders aus ihm herausgehen, als sie in ihn hineinging.

Die Zeiten sind längst vorbei, in denen ein großer Krieg keine anderen Veränderungen nach sich zog als die Abtretung einiger Quadratmeilen Landes durch den Besiegten. Die kapitalistische Produktionsweise häuft so

rasch ununterbrochene Veränderungen, Gegensätze, Probleme, daß kein großer Krieg mehr möglich ist, der nicht ebenso sehr ausgedehnte Auflösungen wie Neubildungen gesellschaftlicher Organismen mit sich bringt.

Vor allem ist es klar, daß die außereuropäische Welt sich gewaltig ändern wird. Diese Welt ist in raschem Aufstieg begriffen, sie wird immer mehr eine Macht gegenüber Europa. Dieser Aufstieg muß kolossal beschleunigt werden durch einen Krieg, der auf jeden Fall die Völker Europas aufs tiefste erschöpft, wie immer er die Machtverteilung unter ihnen beeinflussen mag.

Namentlich die Vereinigten Staaten werden aus ihm den größten Nutzen ziehen. Sie können sich nun mühelos des ganzen amerikanischen Marktes bemächtigen, aber auch in Ostasien ihre europäischen Konkurrenten zurückdrängen. Sie werden die einzige große Geldmacht der Erde darstellen, die über freie Kapitalien verfügt. Heute schon fließen ihnen massenhaft europäische Wertpapiere zu, die sie zu billigsten Preisen erwerben. Die Heilung der ökonomischen Schäden Europas nach dem Kriege sowie die Zahlung der Kriegsentschädigungen wird nicht möglich sein ohne amerikanische Hilfe. Zum mindesten die besiegten Staaten werden der Abhängigkeit vom amerikanischen Finanzkapital verfallen.

Neben den Vereinigten Staaten sind in raschem Aufstieg begriffen die Völker Asiens und des Islam — Japan, China, Ostindien, Persien, die Türkei und ihre ehemaligen Nebenländer. Ihr Aufstieg wurde gehemmt durch den Druck, finanziellen wie militärischen Druck, den die Mächte Europas auf sie übten. Dieser Druck wird jetzt bei den freien Staaten plötzlich beseitigt, bei den abhängigen, wie Indien, Ägypten, Persien, erheblich geschwächt, und er dürfte nicht so bald wieder mit voller Kraft wirken können. Wir müssen sogar mit der Möglichkeit rechnen, daß diese Nationen sich erheben und in den Weltkrieg eingreifen. Rußland, England, Frankreich könnten dadurch erheblich geschwächt werden. Die Kolonialpolitik würde da die Kehrseite der Medaille zeigen. Es könnte zu einem Element militärischer und ökonomischer Stärke Deutschlands werden, daß sein Kolonialbesitz relativ wenig bedeutet.

Je mehr die außereuropäischen Staaten erstarken, desto geringer die Möglichkeiten einer Fortführung der imperialistischen Politik. Der Weltkrieg, im Milieu des Imperialismus geboren, kann leicht in Zuständen enden, die dem Imperialismus seine besten Grundlagen nehmen. Er höbe sich durch seine Konsequenzen selbst auf.

Das gleiche kann man vom Wettrüsten sagen, das eine Konsequenz der imperialistischen Politik ist, und von dem unsere Partei stets sagte, es würde eine Atmosphäre schaffen, in der schließlich die Flinten von selbst losgingen.

Die Lasten des Krieges werden so ungeheuer sein, daß es finanziell schwer, wenn nicht unmöglich sein dürfte, ihnen nach geschlossenem Frieden die Lasten erneuten Wettrüstens hinzuzufügen, namentlich angesichts der Konkurrenz des wirtschaftlich intakten und starken Amerika.

Schon diese Änderungen müssen unserer gesamten äußeren wie inneren Politik ein ganz neues Gesicht geben. Wie weit sich dazu noch Verschiebungen in den Machtverhältnissen der Klassen gesellen können, wäre verfrüht, zu erörtern. Aber auch da vermag man eines schon mit voller Sicherheit zu sagen: das politische Leben wird machtvoller einsetzen denn je.

Wird die Kritik der Waffen eingestellt, dann gewinnt die Waffe der Kritik eine unerhörte Schärfe. Welche Formen sie annehmen, gegen welche

Objekte sie sich richten, welche Ergebnisse sie zeitigen wird, das liegt in der Zeiten Schoß. Auf jeden Fall wird wie jede Partei auch die Sozialdemokratie dann ihrer vollen Kraft bedürfen, um sich zu behaupten und die Interessen der von ihr vertretenen Klasse zu wahren. Diese Kraft in den kommenden Bedrängnissen zu erhalten, wird zunächst die wichtigste Aufgabe unserer inneren Politik.

Wir müssen die Organisationen und die Organe der Partei und der Gewerkschaften intakt halten, ihre Mitglieder bewahren ebenso vor Unvorsichtigkeiten wie vor feiger Fahnenflucht. Das ist ja selbstverständlich, und es gibt keinen Genossen, der nicht in diesem Sinne handelte.

Nicht minder notwendig wird aber die innere Geschlossenheit der Partei, der Verzicht auf jede Eigenbrötelei. Wir sind eine Partei der Selbstkritik, aber unter dem Kriegszustand muß diese verstummen. Nie war es schwieriger, nie weniger möglich, eine Haltung einzunehmen und zu äußern, die jeden Genossen ohne Ausnahme befriedigt. Jeder Krieg bringt die Sozialdemokratie in das fatale Dilemma zwischen der Notwendigkeit, den eigenen Herd zu verteidigen, und der internationalen Solidarität. Der jetzige Krieg bietet aber wie für den Generalstab, so für uns besondere Schwierigkeiten dadurch, daß er ein Krieg nach mehreren Fronten ist. Er ist ein Krieg nicht nur gegen den russischen Zaren, sondern auch gegen die Demokratien Frankreichs und Englands, deren Regierungen sich gedrängt fühlten, aus Furcht vor Isolierung und späterer Zurückdrängung dem russischen Zaren beizustehen.

Wir begreifen es sehr wohl, wenn manchem dieser oder jener Schritt unserer Partei falsch erscheint, aber noch weit falscher, geradezu verhängnisvoll wäre es, aus irgend einer Meinungsverschiedenheit jetzt einen inneren Zwiespalt zu entfesseln. Auch in dieser Beziehung hat die Waffe der Kritik jetzt zu schweigen. Disziplin ist im Kriege nicht bloß für die Armee, sondern auch für die Partei das erste Erfordernis. Hinter ihrer Praxis müssen wir alle einmütiger, geschlossener stehen als je. Nicht **Kritik**, sondern **Vertrauen** ist jetzt die wichtigste Bedingung unseres Erfolges.

K. Kautsky.

Ferdinand Lassalle über seinen Bastiat-Schulze.

Eine Erinnerung zu seinem fünfzigsten Todestage.

Von Ed. Bernstein.

In den Papieren des verstorbenen Genossen Theodor Metzner, der zu den ersten Vorstandsmitgliedern des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins gehörte, fand sich, vergilbt und rauchgeschwärzt, eine Veröffentlichung Ferdinand Lassalles, die noch in keiner Arbeit über Lassalles Leben und Wirken Erwähnung, in keiner Sammlung seiner Schriften und Erlasse Aufnahme gefunden hat. Es ist ein Rundschreiben Lassalles an die Bevollmächtigten des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins über seine im Winter 1863/64 abgefaßte ökonomische Hauptschrift »Herr Bastiat-Schulze von Delitzsch, der ökonomische Julian oder Kapital und Arbeit«. Lassalle erklärt darin den Bevollmächtigten des Vereins und durch sie den Arbeitern im allgemeinen, was er in dem genannten Werk geleistet zu haben glaubt, und wie er wünscht, daß die Arbeiter es lesen sollen. Ist das

Rundschreiben schon aus diesem Grunde wert, der Vergessenheit entrissen zu werden, so spricht dafür auch der Umstand, daß es einen wichtigen Beitrag bildet zur Beurteilung von Lassalles theoretischem Denken. Ihn wieder einmal über sich selbst sprechen zu lassen, ist wohl am Gedenktag seines frühen Todes besonderer Anlaß geboten.

Vorausschickend sei folgendes bemerkt. Im Vorwort zu der oben bezeichneten Schrift erklärt Lassalle, er sei gerade im Begriff gewesen, sich an die Ausarbeitung eines größeren systematisch aufgebauten Werkes zu machen, das den Titel tragen sollte: »Grundlinien einer wissenschaftlichen Nationalökonomie«, als er durch den Antrag des Leipziger Arbeiterkomitees, sich an die Spitze der deutschen Arbeiterbewegung zu stellen, vom Werk in der Studierstube zur politischen Aktion hinweggerufen wurde. Diese Angabe entsprach durchaus den Tatsachen. Sie wird bestätigt durch den überaus bemerkenswerten Brief Lassalles vom 13. Dezember 1862 an Dr. Otto Dammer in Leipzig, der die Antwort bildet auf die erste Zuschrift des Leipziger Komitees an Lassalle. Für ihre Richtigkeit zeugen ferner Lassalles Briefe an Karl Marx sowie Mitteilungen von Marx an Friedrich Engels über Äußerungen Lassalles in Briefen, die nicht mehr erhalten sind. Einen dieser letzteren Briefe habe ich noch im Jahre 1891 bei Friedrich Engels gelesen. Er war aus dem Herbst 1862, und Lassalle drang darin in Marx, ihm Roschers Nationalökonomie, die er ihm geliehen, zurückzusenden. Er würde Marx das Buch überlassen, bemerkte Lassalle dabei, aber gewohnt, Bücher, die er durcharbeite, mit allerhand kritischen Randbemerkungen zu versehen, habe er dies auch mit dem Roscher getan, und nun brauche er diese Randbemerkungen für seine in Angriff genommene ökonomische Arbeit.[1] Daß Lassalle sich von jeher stark für theoretische Fragen der Nationalökonomie interessierte, wissen wir ferner aus seinem Briefe vom 12. Mai 1851 an Marx und seinen Briefen an Rodbertus. Es entsprach eben seiner Geistesanlage, bei dem engen Zusammenhang zwischen Sozialismus und politischer Ökonomie auch den tieferen Problemen der letzteren nachzugehen. Und so hatte er sich schon bestimmte leitende Gedanken über das zu schreibende ökonomische Werk gebildet und dessen Beweisthema in seiner vielzitierten Note im System der erworbenen Rechte über die Entwicklung des Eigentums in der Geschichte zu erkennen gegeben, als er die Agitation für den Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein aufnahm, die ihn sofort in ökonomische Fehden hineintrieb und zur Ursache wurde, daß er jene Gedanken nicht in einem der Form nach wissenschaftlich objektiv gerichteten Buche, sondern in einer Streitschrift entwickelte, die von einer persönlichen Polemik ausgeht und am Schluß in eine politische Reflexion ausläuft — eben den »Bastiat-Schulze«.

In den Monaten vom Oktober 1863 bis zum Januar 1864 hat Lassalle dieses Buch fertiggestellt, und als es im Februar 1864 im Druck vorlag, traf er Maßnahmen, es in möglichst kurzer Frist den Mitgliedern des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins zuzuführen. Da der Verein über keine einigermaßen leistungsfähige Zeitung verfügte, wählte er, wie das nun fol-

[1] Es ist dies der Brief, der Marx veranlaßt hat, am 29. Oktober 1862 an Engels zu schreiben: »Lassalle, der sehr erzürnt über mich ist.« Doch betraf der Zorn Lassalles nicht die verzögerte Zurücksendung des Roscher.

gende Rundschreiben zeigt, den unmittelbaren Weg einer Ansprache über den Zweck des Buches und die nach seiner Überzeugung ihm innewohnende Bedeutung. Aus dokumentarischen Rücksichten geben wir das Rundschreiben genau mit den Auszeichnungen und in der Rechtschreibung Lassalles wieder:

Circular an sämtliche Bevollmächtigte des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins.

Sie empfangen beifolgend mein endlich die Presse verlassendes, dem deutschen Arbeiterstand gewidmetes Werk: »Herr Bastiat-Schulze von Delitzsch, der ökonomische Julian, oder Capital und Arbeit« — die Frucht einer auf das Äußerste angestrengten Arbeit der letzten vier Monate.

Wenn die Nachtwachen, welche ich diesem Werke widmen mußte, um, was sonst vielleicht ein Arbeits-Resultat von 1½ Jahren gewesen wäre, in 4 Monaten zu schaffen, sich irgend lohnen sollen, so ist vor allem erforderlich, daß der Arbeiterstand sich mit demselben Ernst dieser Leistung bemächtige und sie zu seinem innersten Gedankeneigentum mache, welcher für den Verfasser zu ihrer Hervorbringung erforderlich war.

Das gegenwärtige Circular, welches zugleich als eine Ansprache an alle Arbeiter des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins zu betrachten und von Ihnen in einer sofort einzuberufenden Versammlung der Mitglieder in Ihrer Stadt vollständig zu verlesen ist, hat daher den Zweck, vor Allem die Arbeiter darüber zu benachrichtigen, was mit dem vorliegenden gegeben ist und in welchem Sinne sie dasselbe aufzufassen haben.

Zunächst war es vor Allem erforderlich, die unkritische Verzerrung, zu welcher sich die liberale Ökonomie in Herrn Schulze-Delitzsch und schon vor ihm in Herrn Bastiat entwickelt hat, nachzuweisen und sie durch diesen Nachweis wissenschaftlich aufzulösen.

Der große Ruf, welchen unsere Tagespresse den Vorträgen des Herrn Schulze-Delitzsch verschafft hatte, der Ruf, welchen sein geistiger Mentor Herr Bastiat, zum Theil selbst bei den liberalen Ökonomen genoß, die Irrlehren, welche auf diese Weise in das große Publikum und in den Arbeiterstand selbst gebracht wurden, der durch sie zum Theil seines Klasseninstinctes beraubt wurde, Irrlehren, deren Größe nur mit der Größe der Autorität verglichen werden kann, welche man ihnen durch unausgesetztes Zeitungslob zu verschaffen gewußt hat — Alles dies machte die kritische Auflösung derselben zu einer gebieterischen Notwendigkeit.

Das vorliegende Werk unterscheidet sich in dieser Hinsicht gänzlich von den bisher von mir ausgegangenen Broschüren.

Während in diesen von den Lehren der Gegner im ganzen keine Notiz genommen worden war, sondern einzelne wichtige Sätze selbständig entwickelt und hin und wieder nur bei Beleuchtung derselben einzelne Ansichten der Gegner widerlegt wurden, während also im Allgemeinen die Entwicklung unserer ökonomischen Grundsätze nur in vereinzelten Ausführungen und ohne Rücksicht auf die ökonomischen Lehren unserer Gegner vor sich ging, sind diese durch das vorliegende Werk in ihrem eigenen Lager von uns aufgesucht und in ihrer gänzlichen Nichtigkeit und bedauernswürdigen Gedankenlosigkeit aufgezeigt worden.

Es ist ferner gezeigt worden, wie dieselben überall statt in Belehrung, in der unverantwortlichsten Täuschung der Arbeiter über seine wichtigsten Interessen bestehen.

Das vorliegende Werk wird daher nicht umhin können, schon in dieser Hinsicht sowohl auf das große Publikum, als auch auf solche Arbeiter, welche irgend wie

von dem Krankheitsstoff der Schulze'schen Lehren angesteckt waren, den reinigendsten und heilsamsten Einfluß zu üben.

Dies war jedoch gleichwohl nur die eine und verhältnißmäßig noch untergeordnete Absicht dieses Werkes.

Eine zweite, weitergehende und schwierigere Aufgabe war die, nicht nur die Karrikatur aufzuzeigen, zu welcher sich die Bourgeois-Ökonomie bei den Herren Bastiat und Schulze verzerrt hat, sondern auch die große Bourgeois-Ökonomie selbst durch die objektive Kritik und Analyse des Kapitalbegriffs aufzulösen und so den wissenschaftlichen Durchbruch in die wahrhafte Theorie der Social-Ökonomie zu vollenden, ein wissenschaftlicher Durchbruch, für welchen bisher nur Anfänge existierten, und welcher durch die in dem Werke entwickelte Historische Kapitaltheorie grundsätzlich vollbracht ist.

Bei Entwickelung dieser Theorie war es dann die dritte Aufgabe, überall durch gelegentliche Ausführung zu zeigen, wie das politische Element in dem ökonomischen seine Wurzel hat, und so die Einheit beider — jede Trennung dieser beiden Seiten ist eine Abstraktion — zum Bewußtsein zu bringen.

Es war dann die vierte und letzte Aufgabe, von der Höhe dieser Theorie aus die Gestalt der Produktiv-Assoziation näher zu bestimmen, die Umgestaltung des Productionszustandes, die Vermehrung des Productionsertrages und die immense Bereicherung für die ganze Gesellschaft — mit einem Worte, die Weltwende nachzuweisen, welche sie herbeiführen muß.

Dieses Werk bildet somit einen vorläufigen Abschluß der theoretischen Bewegung und läßt sich als ihr vorläufiger theoretischer Codex betrachten.

Es kann vielleicht die Frage aufgeworfen werden, ob es nicht heiße, dem Arbeiter zu viel zuzumuten, wenn von ihm dies eindringende Verständniß eines derartigen wissenschaftlichen Werkes verlangt wird.

Keineswegs!

Bildet einerseits der wissenschaftliche Charakter unserer Bewegung eine Schwierigkeit derselben, so wurzelt doch andererseits gerade in ihm ihre Größe und ihre Kraft.

Die bloße »Gesinnung« eignet sich keineswegs zum Träger einer politischen Bewegung. Sie ist ihrer Natur nach Produkt der Umstände, des Temperaments, der Stimmung, und vorübergehend mit dieser. Dies bildet die Ursache der notwendigen Machtlosigkeit der bloßen politischen Bewegung. Die sogenannte »Gesinnungstüchtigkeit« unseres Bürgertums hat sich, wie dies nicht anders sein konnte, als die höchste Gesinnungslosigkeit und lauteste Gleichgültigkeit enthüllt.

Nur auf dem Felsengrunde wissenschaftlicher Erkenntniß wurzelt wahrhaft dauernde Gesinnung.

Jeder Arbeiter, welcher das vorliegende Werk wirklich verstanden hat, es von Zeile zu Zeile in sich verarbeitet und zu seinem inneren geistigen Eigentum gemacht hat — jeder solcher Arbeiter ist für immer und unverlierbar der Bewegung gewonnen!

Durch seine Fähigkeit, wissenschaftliche Erkenntnisse in sich aufzunehmen und sie zu seinem innersten Eigentum zu machen, muß der Arbeiterstand seine geistige Überlegenheit über das Bürgertum und seinen Beruf zur Umbildung desselben betätigen.

Diese Förderung der Empfänglichkeit für wissenschaftliche Erkenntniß überschreitet keineswegs das, was vom Arbeiterstand verlangt werden kann.

Es kann vom Arbeiter nicht gefordert werden, sich wissenschaftliche Erkenntnisse selbst zu erzeugen. Es kann ebenso wenig von ihm gefordert werden, daß er sich solche aus einer zerstreuten Literatur zusammensuche.

Aber die Aufgabe, sich in Ein Buch hineinzuleben, sich im Laufe einiger Monate durch stets wiederholte Lectüre so innig hineinzuleben, daß es ihm ebenso gehört, wie dem Verfasser, und er in jedem Gedanken des Werkes auf das Genaueste zu Haus ist, dies übersteigt keineswegs die Kräfte des Arbeiterstandes.

Ein Arbeiterstand, welcher den hierzu erforderlichen Ernst nicht hätte — würde keineswegs geeignet sein, als Träger einer Bewegung aufzutreten, und die Zeit bis zu der Verbesserung seiner Lage würde notwendiger und verdienter Weise eine noch lange sein!

Der Umfang des Buches ist mäßig und eben mit Rücksicht auf die Zeit des Arbeiters so sehr, als nur irgend zulässig war, beschränkt worden.

Was seine Verständlichkeit betrifft, so bin ich mir bewußt, jede mögliche Schwierigkeit für den Leser beseitigt und die Klarheit der Entwicklung bis zu der höchsten Grenze gesteigert zu haben, welche bei wissenschaftlichem Denken überhaupt zu erreichen sein dürfte.

Eine einzige Schwierigkeit habe ich für den Leser nicht beseitigen können, die Schwierigkeit, die Gedanken, welche ich ihm entwickelt habe, denken zu müssen und sie nur denkend verstehen zu können. Alles, was gedacht ist, muß vom Leser wieder gedacht werden, um begriffen zu werden.

Der Vortheil, welchen die Vorträge des Herrn Schulze besitzen, kein Denken von den Zuhörern und Lesern zu verlangen, weil sie selbst nicht gedacht worden sind, — mit diesem Vortheile habe ich weder concurriren können noch wollen.

Habe ich so meinerseits Alles getan, um dem Arbeiter jede Mühe, soweit nur irgend möglich war, zu ersparen und ihm gleichwohl ein ausgearbeitetes und theoretisches Bewußtsein über seine Lage und die Natur unsres heutigen Productionszustandes, sowie über die Möglichkeit einer organischen Änderung desselben zu geben, so muß ich vom Arbeiterstande seinerseits mit Nachdruck den erforderlichen Eifer zur geistigen Aneignung des ihm Dargebrachten in dem hier entwickelten Grade verlangen.

Die geistige Aneignung des hier Dargebotenen hat für den Arbeiterstand die Aufgabe der nächsten Monate zu sein. Alles praktische Handeln wird erst dann mit wirklichem Erfolg stattfinden können, wenn der Arbeiterstand sich das ihm hier dargebotene theoretische Verständniß seiner Lage erworben hat.

Die Bevollmächtigten werden hierdurch angewiesen, außer dieser Circular-Ansprache Auszüge aus diesem Buche in öffentlichen Sitzungen des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins vorzulesen. Hierzu dürfte sich besonders das vierte Capitel so wie das Nachwort (»Eine melancholische Meditation«) und aus dem zweiten Capitel die Kritik der Schulzeschen Theorie von der Kapitalentstehung und vom Entbehrungslohn eignen.

Wo es die localen Verhältnisse erlauben, kann das ganze Buch in fortlaufenden Sitzungen verlesen werden.

Ob aber letzteres oder nur auszugsweises Vorlesen stattfinde — Beides kann nur die Bedeutung haben, die Arbeiter auf das Werk hinzuweisen.

Das wirkliche Verständniß und die geistige Aneignung desselben kann nur das Resultat wiederholter eigner Lectüre des Arbeiters, für sich allein oder im kleinsten Kreise seiner Freunde sein.

Ich übersende gleichzeitig mit Gegenwärtigem jeder Gemeinde Deutschlands, in welcher der Allgemeine Deutsche Arbeiterverein Mitglieder zählt, um die Verbreitung des Werkes nach Kräften zu beschleunigen, zwei Exemplare zum Geschenk — das eine für den Bevollmächtigten, das andere für die Bibliothek in der betreffenden Gemeinde.

Ich übersende außerdem gleichzeitig ein Exemplar jedem Vorstandsmitgliede, sofern dasselbe nicht zugleich Bevollmächtigter ist.

Gleichwohl kann dies nicht entfernt dem Bedarf des Werkes im Arbeiterstand entsprechen.

Um daher eine möglichst große Anzahl von Arbeitern zu seiner Anschaffung in den Stand zu setzen, hat sich mein Verleger — selbst ein wackeres Mitglied unseres Vereins — Herr Reinhold Schlingmann in Berlin, Schönebergerstraße 31, bereit erklärt, das im Ladenpreis einen Thaler kostende Buch den Arbeitern zu 15 Sgr. gegen Baarzahlung zu verabfolgen.

Die Bevollmächtigten werden angewiesen, sich der erforderlichen Vermittlung zu unterziehen, indem sie die Anzahl der von Arbeitern gewünschten Exemplare direkt bei Herrn Schlingmann bestellen und ihm gleichzeitig die Beträge übersenden.

Berlin, den 15. Februar 1864.

Der Präsident des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins
F. Lassalle.

Nirgends hat Lassalle sich so deutlich und bestimmt darüber ausgesprochen, was er mit dem »Bastiat-Schulze« wissenschaftlich geleistet zu haben glaubte, als in diesem Rundschreiben. Darüber etwas weiter unten. Zunächst einige Worte über des letzteren zweiten Teil, die Ermahnung an die Arbeiter, das Buch sich zu eigen zu machen, und die Anweisung, wie sie dies Zueigenmachen vollbringen sollen. In diesen Ausführungen zeigt sich Lassalle von seiner schönsten Seite. Sie erinnern an die unvergleichliche Stelle im »Arbeiterprogramm«, die in das berühmte Mahnwort ausläuft: »Sie sind der Fels, auf den die Kirche der Gegenwart gebaut werden soll.« Sie sind von gleichem Geist beseelt wie jenes. Und man kann nicht sagen, daß Lassalle den Arbeitern etwas predigte, was er nicht auch selbst tat. Er war zwar nicht der Mann der beständigen Arbeit, bei ihm gab es in der Arbeit lange Pausen. Aber er war der Mann äußerst intensiven und konzentrierten Studiums und Schaffens, der, wenn er ans Arbeiten ging, auch mit ganzer Seele dabei war und daher in verhältnismäßig kurzer Zeit Unglaubliches leistete. Schon aus seinem Tagebuch geht hervor, wie ernst er es mit dem Lesen von Büchern nahm, die ihm als bedeutend erschienen. Briefe an Marx lassen das gleiche erkennen, und klassisch ist die Stelle in seinem Brief vom 15. Oktober 1863 an Rodbertus, wo er von dessen drittem Sozialen Brief schreibt:

> »Ich habe ihn vor zehn Jahren, aber damals dreimal hintereinander mit angespanntester Denkkraft und in beständiger Selbstdiskussion gelesen.«

Es liegt kein Grund vor, an der inneren Wahrheit dieser Angabe zu zweifeln. So wenig Lassalle danach angelegt war, das Bewußtsein seines Wertes in seinem Innern zu verbergen, so wenig trifft ihn der Vorwurf, sich Tugenden angedichtet zu haben, die er nicht hatte. Je mehr von den Quellen ans Licht kommt, die uns über Lassalles Tun und Lassen Auskunft geben, um so mehr gewinnt er in dieser Hinsicht. Es versöhnt mit den Äußerungen hochgradigen Selbstgefühls, die wir von ihm kennen, daß er aus dem Bewußtsein seines Könnens ganz bestimmte kategorische Imperative für sein Tun ableitete und ihnen folgte. Auf Grund seines eigenen Verhaltens durfte er in diesem Rundschreiben den Arbeitern den Satz zurufen, dessen Einprägung auch noch heute zeitgemäß ist: »Die bloße Gesinnung eignet sich keineswegs zum Träger einer politischen Bewegung.«

Eine andere Frage ist es jedoch, ob Lassalle im Bastiat-Schulze die wissenschaftliche Leistung vollbracht hat, wie er sie in seinem Rundschreiben kennzeichnet. Hierauf wird man folgendes sagen müssen:

Lassalle unterscheidet umsichtig zwischen den ökonomischen Exkursen der Schulze-Delitzsch und Bastiat und der Bourgeosökonomie selbst, worunter die von den Klassikern der liberalen Ökonomie entwickelten Theorien zu verstehen sind. Er glaubt aber nicht nur die ersteren widerlegt, sondern auch die letzteren, wie er sich aus guten Gründen ausdrückt, aufgelöst zu haben. Wie aber will er diese Auflösung vollführt haben? Durch die »objektive Kritik und Analyse des Kapitalbegriffs«, schreibt er. Man muß ihm nun nicht das Unrecht antun, seine Werte in einem zu engen Sinne zu deuten. Er wählte seine wissenschaftlichen Ausdrücke stets sehr sorgfältig, aber sie hatten doch bei ihm einen anderen Sinn, als wir ihnen heute beilegen. Und so deckte auch bei ihm, der darin durchaus Schüler Hegels war, das Wort Begriff erheblich mehr als im heutigen Sprachgebrauch: es umfaßte mit der Erklärung der Bedeutung eines Gegenstandes auch die Theorie von seinem Wesen; so daß also hinter dem Wort »objektive Kritik und Analyse des Kapitalbegriffs« nicht bloß die Ankündigung einer dialektischen Betrachtung, sondern zugleich die Ankündigung einer Untersuchung über das Wesen des Kapitals steckt, wie denn auch der Abschnitt des »Bastiat-Schulze«, der vom Kapital handelt — das vierte Kapitel —, mit einer sehr realistischen historischen Darstellung des Verhältnisses von Eigentum und Arbeit auf den drei großen Stufen der sozialen Entwicklung: Sklaverei, Feudalismus, Kapitalismus beginnt. Zugleich mit dem Kapitalbegriff wollte Lassalle dem Kapital als der ökonomischen Grundlage eines ganzen Gesellschaftszustandes den Prozeß machen.

Ist dies anzuerkennen, so muß indes hinzugefügt werden, daß dennoch der Gebrauch des Ausdrucks Kapitalbegriff in der obigen Verbindung eine Eigenart der Betrachtungsweise Lassalles anzeigt, die diesen verhindert hat, seine Aufgabe zu lösen. Lassalle führt zwar das Kapital als ökonomische Macht vor und kennzeichnet auch dessen ökonomische Voraussetzungen. Aber er schildert die Wirkungen des Kapitals nur in bezug auf die Verteilung des Arbeitsertrags, und dies wiederum nur unter dem Gesichtspunkt der Frage nach dem »vollen Arbeitsertrag«. Auf diese Weise kommt er in der Kernfrage nicht weiter, als wie schon in den zwanziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts die sozialistischen Kritiker Ricardos waren, nämlich zu der Feststellung, daß auch in der Wirtschaft der freien Konkurrenz das Eigentum Mittel der Aneignung fremder Arbeit ist, der Lohnarbeiter als der wirkliche Produzent also nicht den vollen Ertrag seiner Arbeit erhält, und läßt denn auch seine Kritik in eine Paraphrase des von Proudhon, der in diesem Punkt ebenfalls nicht über die Engländer hinauskam, schon im Jahre 1840 geprägten Satzes »Eigentum ist Diebstahl« auslaufen. Und ungeachtet aller Unterschiede zwischen seiner und Proudhons Art zu folgern, kommt er mit Proudhon dazu, sich auf ein ausgedachtes Mittel als Hebel der erstrebten gesellschaftlichen Umwälzung zu verbeißen.

Es ist nur billig, hinzuzufügen, daß Lassalle dies Mittel nicht selbst ausgeheckt, sondern als eine Forderung der sozialistischen Propaganda der vierziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts wieder aufgenommen hatte. Aber

gerade dadurch, daß er auf diese Forderung zurückgriff und ihr jene Bedeutung zuschrieb, bewies er, daß er im letzten Grunde doch noch in der Auffassung der Sozialisten jener Zeit steckte, und verlegte er sich den Weg, das wirklich zu vollziehen, was er vollzogen zu haben glaubte, nämlich — um seine eigenen Worte zu brauchen — »eine wahrhafte Theorie der Sozialökonomie zu vollenden«. Er ist in dem angeführten Kapitel, dank einer vortrefflichen Disposition und seiner Beschlagenheit in der Wirtschaftsgeschichte, diesem Ziel näher gekommen als irgend einer jener Sozialisten, und durfte sich mit Recht darauf berufen, verschiedentlich gezeigt zu haben, wie »das politische Element in dem ökonomischen seine Wurzel hat« — ein Satz, den aus Lassalles Munde zu hören manchen seltsam berühren mag, dessen Betonung durch Lassalle aber niemand überraschen kann, der das »Arbeiterprogramm« und den Vortrag »Über Verfassungswesen« genauer durchgelesen hat. Lassalle kannte die materialistische Geschichtsauffassung und erkannte ihr, wie man sieht, auch Berechtigung zu, verstand sie in konkreten Fällen sehr gut anzuwenden. Aber schon der dem zitierten Satz folgende Nachsatz von der »Einheit« des ökonomischen und politischen Elements zeigt an, daß Lassalle in diese Geschichtsbetrachtung vorgefaßte Ideen hineintrug, die einer auf ihr gegründeten Gesellschaftstheorie an wichtigen Punkten verhängnisvoll werden mußten. Und das bestätigt gerade der »Bastiat-Schulze« dadurch, daß Lassalle darin nach einer ungemein schönen Auseinandersetzung über den Gegensatz zwischen dem gesellschaftlichen Charakter der Produktion und ihrer privaten Leitung und Aneignung in der kapitalistischen Gesellschaft plötzlich unvermittelt auf die Produktivassoziationen mit Staatskredit überspringt und von ihnen ganz in der Weise der Utopisten Wunderwirkungen vorhersagt.

Bei alledem und trotz mancher Mängel in seinen ersten Kapiteln bleibt der »Bastiat-Schulze« eine Arbeit, die Lassalles hervorragende kritische Begabung in glänzendem Lichte erscheinen läßt, und für ihre Zeit auch eine sehr verdienstvolle Arbeit. Es sei mir gestattet, die vorliegende Skizze mit einigen Sätzen aus einer Würdigung dieses Buches abzuschließen, die ich vor zehn Jahren in der im Vorwärts-Verlag zum vierzigsten Todestag Lassalles veröffentlichten Broschüre über »Ferdinand Lassalles Bedeutung für die Arbeiterklasse« ausgesprochen habe und heute, zu seinem fünfzigsten Todestag, nur wiederholen kann:

»Hier ward der Arbeiterschaft ein Buch geboten, das als ein Lehrbuch ökonomischen Denkens gar nicht hoch genug eingeschätzt werden kann. Im Gegensatz zu der oberflächlich-verschwommenen Behandlung der Ökonomie von seiten der liberalen Populärschriftsteller, bei der, sei es aus bewußter Schönfärberei, sei es infolge einer der liberalen Denkweise naheliegenden Tendenz der Zusammenfassung aller möglichen Dinge unter einem Begriff, alle Gegensätze möglichst verwischt wurden, übt und lehrt Lassalles dialektisches Denken im besten Sinne des Wortes. Geschulter Philosoph und Jurist, zeigt er sich auch in der Ökonomie als Meister in der Kunst begriffsstrenger Unterscheidung. Er gab den Arbeitern, die sich die Mühe nahmen, das Buch zu lesen, das Mittel an die Hand, die Trugschlüsse der Agitatoren des bürgerlichen Manchestertums, das damals besonders in Norddeutschland dominierte, schnell zu durchschauen und zu widerlegen. Er zeigte ihnen insbesondere mit großer Schärfe, zu welchen verhängnisvollen Fehl- oder Trugschlüssen

der Gebrauch der Kategorien Dienst, Tausch usw. führte, wie er bei den liberalen Ökonomen jener Tage gang und gäbe geworden war.

»Allerdings enthält der ‚Bastiat-Schulze' keinen ökonomischen Satz von Bedeutung, von dem man sagen könnte, daß er Lassalles eigenes Produkt sei. Was Lassalle da gibt, ist in der Hauptsache nur Ausmünzung von Metall, das anderswo gewonnen war. Aber die Art, wie er das Übernommene verarbeitet hat, zeigt doch die Eigentümlichkeit schöpferischen Denkens, denn nicht bloß im Aussprechen neuer Gedanken, sondern auch in ihrer neuen Anwendung oder Verknüpfung gibt sich schöpferisches Denken kund. Was der Satz bedeuten sollte, daß das Kapital keine logische, sondern eine historische Kategorie sei, ist von niemand zuvor so anschaulich klar entwickelt worden wie von Lassalle im Bastiat-Schulze. Ähnlich hinsichtlich anderer ökonomischer Kategorien. Lassalle tritt uns da durchaus nicht als orthodoxer Althegelianer entgegen, sondern als scharf realistischer, die Dinge in ihrem wirklichen Zusammenhang erfassender Denker.

»Zwar spielt auch im Bastiat-Schulze die Idee des Rechts auf den vollen Arbeitsertrag in ihrer alten, theoretisch damals von Marx schon überwundenen Form noch eine Rolle. Wo Lassalle von der Werttheorie handelt, die er im übrigen mit meisterhafter Prägnanz formuliert, argumentiert er nach Art der englischen Sozialisten der zwanziger und dreißiger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts, die aus der Ricardoschen Wertlehre das Recht des Arbeiters auf den vollen Wert des Arbeitsproduktes ableiteten. . . . Aber wie man aus Lassalles Briefen an Rodbertus ersieht, war Lassalle sich der Tatsache durchaus bewußt, daß die Verwirklichung des Rechtes auf den vollen Arbeitsertrag durch die Produktivassoziationen noch durchaus nicht eine Lösung im Sinne der sozialistischen Auffassung der Gesellschaft als einer solidarisch-wirtschaftenden Einheit war, sondern daß vielmehr hier noch die Bodenrente in ihren verschiedenen Gestalten Ungleichheiten aller Art bestehen lassen würde, und daß Lassalle diese Ungleichheiten durch eine entsprechende Steuer zu beseitigen gedachte. Insoweit geht sein wissenschaftliches Erkennen über sein praktisches Mittel hinaus....«

»... Um es zusammenzufassen: der ‚Bastiat-Schulze' enthält eine ganze Anzahl wunder Stellen, zu denen auch der Teil am Schlusse gerechnet werden muß, wo Lassalle das Assoziationsprojekt von neuem positiv entwickelt. Das Buch ist aber in seinem kritischen Teil, sowohl was die historischen Darlegungen als auch was die ökonomischen Analysen anbetrifft, eine glänzende Leistung, die uns um so mehr mit Bewunderung erfüllt, wenn wir uns vergegenwärtigen, welche ungeheure Menge von zeitraubenden Schreibereien und sonstigen Arbeiten Lassalle als Präsident des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins und im Kampfe mit Behörden und Gerichten gerade in der Zeit zu bewältigen hatte und auch bewältigt hat, wo er diese Streitschrift abfaßte. Und diese Bewunderung wird Lassalle um so williger gezollt werden, als sein Briefwechsel mit Marx und Rodbertus Zeugnis dafür ablegt, daß der Glanz dieses Buches nicht von erborgtem und virtuos verwendetem literarischen Flitterwerk herrührt, sondern daß ihm wahrhaftes, immer wieder von neuem mit Wärme aufgenommenes Studium der tieferen Probleme der Volkswirtschaft zugrunde liegt.«

Zur Einwanderungsfrage.

Von **Hermann Schlüter** (New York).

(Fortsetzung.)

II.

Das dem Kongreß der Vereinigten Staaten vorliegende neue Einwanderungsgesetz wird von den Kapitalisten bekämpft. Durchaus natürlich. Jede Einschränkung der Einwanderung schränkt naturgemäß auch das Angebot von Händen ein, verringert die Zahl der zur Verfügung stehenden Arbeiter, verschlechtert den Arbeitsmarkt für das Kapital, verhindert die Ausdehnung der Industrie.

Die Opposition der großkapitalistischen Schichten gegen die neue Bill erklärt sich also aus den Umständen, und wir können deshalb diese Opposition als ohne weiteres erklärlich bei unseren Betrachtungen zunächst außer acht lassen.

Anders bei den Strömungen, die sich mit Bezug auf diese Frage in Arbeiterkreisen und bei den Sozialisten der Vereinigten Staaten geltend machen. Hier müssen wir etwas näher auf die Argumente eingehen, die zur Erklärung der verschiedenen Stellungnahme vorgebracht werden, um sowohl den Standpunkt der Opposition als auch den der Befürworter der Bill zu verstehen.

Die Opposition gegen die die Einwanderung beschränkenden Bestimmungen des neuen Gesetzes geht teilweise aus von den Sozialisten, teilweise von den Angehörigen der Völkerschaften, die direkt durch eine solche Einschränkung bedroht sind, wobei besonders das russisch-jüdische Element in Betracht kommt. Die Sozialisten sind aus prinzipiellen Gründen gegen die vorgeschlagenen Beschränkungen und speziell auch deshalb, weil das neue Gesetz eine Gefahr für das Asylrecht ist und einem großen Teil politischer Flüchtlinge die Vereinigten Staaten verschließen würde. Die Opposition der russisch-jüdischen Einwanderer aber ist ohne weiteres verständlich, wenn man die Umstände in Betracht zieht, unter denen sie zur Auswanderung gezwungen wurden. Für den Augenblick erscheint ihnen die Auswanderung als einziges Rettungsmittel aus den unerträglichen Zuständen, in denen die Juden in Rußland zu leben gezwungen sind!

Wie wir gesehen haben, wurde durch die ursprüngliche Fassung der Resolution für die Einschränkung der Einwanderung auf der letzten Konvention der Federation of Labor die jüdische Einwanderung direkt bedroht. Die ursprüngliche Fassung der Resolution ging dahin, daß man alle Einwanderer ausschließen wollte, die nicht imstande waren, in der Sprache ihres Mutterlandes lesen und schreiben zu können. Das hätte neben den Polen besonders das russisch-jüdische Element hart getroffen. Nur ein geringer Teil der polnischen und russisch-jüdischen Einwanderer ist imstande, in der offiziellen Sprache ihres Mutterlandes, Rußlands also, lesen und schreiben zu können. Die Gefahr des vollständigen Ausschlusses hätte ihnen gedroht, wäre die ursprüngliche Resolution der Konvention der Federation of Labor in einem Bundesgesetz aufgenommen worden. Das wäre angesichts der herrschenden Zustände in Rußland für die dortigen Juden geradezu ein nationales Unglück gewesen. Es waren denn auch Vertreter jüdischer Gewerkschaften, die zusammen mit den sozialistischen Delegierten auf der Konvention der Föderation die Umänderung der Resolution dahin durchsetzten, daß »irgendeine Sprache« an die Stelle »der Sprache des Mutterlandes« gesetzt wurde.

Die jüdischen Einwanderer in den Vereinigten Staaten sind überhaupt die schärfsten Gegner der Einwanderungsbeschränkung und des neuen Gesetzes. Vor kurzem erschien aus ihren Reihen ein Buch, in welchem alles zusammengetragen ist, was sich gegen die Beschränkung der Einwanderung sagen läßt.[1] Der Verfasser, ein russisch-jüdischer Rechtsanwalt, sucht in seinem Buche die ökonomischen Wirkungen der europäischen Einwanderung nach den Vereinigten Staaten klarzulegen. Er kommt dabei zu Anschauungen, die den herrschenden Ansichten unter den eingeborenen Arbeitern oder der älteren Einwanderung diametral entgegengesetzt sind.

Folgen wir zunächst einmal seiner Beweisführung.

Hourwich stellt sich auf den Standpunkt, daß die organisierten Arbeiter Amerikas mit ihrer Befürwortung der Einwanderungsbeschränkung die Ausdehnung der in den Vereinigten Staaten herrschenden Schutzzollpolitik auf den einheimischen Markt verlangen, auf welchem die »Hände« angeboten werden.

Es ist nach Hourwich nicht richtig, wie die Vertreter des Einschränkungsgedankens glauben, daß jeder Einwanderer, der in dieses Land zugelassen wird, einen amerikanischen Arbeiter von seinem Platze verdrängt. Vielmehr übernehme die wachsende Industrie neben den einheimischen Arbeitern auch die Einwanderer.

Als die Bewegung zur Beschränkung der Einwanderung begann, in den achtziger und Anfang der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, da erklärte man sich offen im allgemeinen gegen die ganze Einwanderung. Die Abnahme der Emigration aus den britischen Inseln, aus Deutschland und Skandinavien und die Zunahme der Einwanderung aus Süd- und Osteuropa lenkte den Angriff von der allgemeinen Einwanderung ab und konzentrierte sich auf »die neue Einwanderung« aus den süd- und osteuropäischen Ländern und den asiatischen Provinzen der Türkei. Aber das, was man heute gegen die neue Einwanderung zu sagen hat, ist früher auch schon gegen die alte Einwanderung gesagt worden.

Es liegt auch kein Grund vor zu der Annahme, daß die jetzige Einwanderung, deren Armut man hervorhebt, aus einer ärmeren Schicht komme als die frühere. Die Irländer und Deutschen, die in der Mitte des vorigen Jahrhunderts nach den Vereinigten Staaten kamen, waren unwissend und an eine niedrige Lebenshaltung gewöhnt, geradeso wie heute die neuen Einwanderer aus Süd- und Osteuropa.

Die Klage, die gegenüber der neuen Einwanderung laut wird, daß sie sich nicht leicht der amerikanischen Bevölkerung assimiliere, ist so alt wie die Einwanderung selbst. Was jetzt von den neuen Einwanderern gesagt wird, sagte man früher von den alten. Der einzige wirkliche Unterschied zwischen der alten und der neuen Einwanderung ist ihre Zahl. Der wahre Grund, daß man auf die alte Einwanderung besser zu sprechen ist als auf die neue, ist der Umstand, daß sie geringer war, als die neue es ist.

Das Verlangen nach Einschränkung der Einwanderung rührt von der Annahme her, daß der amerikanische Arbeitsmarkt durch die Einwanderung überfüllt werde. Nun zeigt aber, wie Hourwich hervorhebt, die vergleichende Statistik von Industrie und Bevölkerung, daß die Einwanderung nur dem

[1] Isaak A. Hourwich, Immigration and Labor. New York und London, G. P. Putnam & Son.

Angebot von Arbeit folge. In Zeiten von Ausdehnung des Geschäftes kommen die Einwanderer in steigender Zahl in dieses Land. In Zeiten von Geschäftsdruck nimmt ihre Zahl ab. Die Einwanderungsbewegung wird ins Gleichgewicht gebracht durch die Aus- und Rückwanderung aus den Vereinigten Staaten, die in Zeiten allgemeiner Arbeitslosigkeit besonders stark ist.

Es wird gesagt, daß die Hunderttausende von Slawen, Italienern, Griechen, Syriern und anderen Einwanderern für Minen und Fabriken durch Kapitalisten importiert würden, daß sie Kontraktarbeiter seien. Das wird von Hourwich als ein Märchen bezeichnet. Keine der offiziellen Untersuchungen der Einwanderung habe den Beweis geliefert, daß Arbeiter in großem Maße unter Kontrakt importiert worden seien. Zwar muß zugegeben werden, daß große Korporationen in Streikfällen Streikbrecher importiert haben mögen. Im allgemeinen könne aber nicht gesagt werden, daß das Kommen der Hunderttausende von Einwanderern durch die Kapitalisten verursacht worden sei.

Auch der Förderung der Einwanderung durch Agenten der Kapitalisten oder der Transportgesellschaften legt Hourwich geringes Gewicht bei. Die wirklichen Agenten, die die Einwanderungsbewegung regulieren, sind die Einwanderer selbst, die sich schon in den Vereinigten Staaten befinden. Sie schicken Passagegeld in die Heimat, und im Laufe der Zeit reguliert sich die Einwanderung selbst durch die Nachfrage nach Arbeit.

Die Einwanderer mit einer niedrigeren Lebenshaltung als die Amerikaner, so wird gesagt, unterbieten den amerikanischen Konkurrenten. Das wird durch die Tatsache widerlegt, daß die Arbeitslosigkeit sich statistisch nachweisbar allgemein verteilt, also nicht bloß auf die von den Einwanderern berührten Distrikte beschränkt ist, sondern auch dort auftritt, wo diese nicht hinkommen.

Es ist gegen die neue Einwanderung der Einwand erhoben worden, daß sie die Tendenz habe, sich in den übervölkerten Städten und Industriedistrikten festzusetzen. Das ist stets so gewesen, und man hat von Beginn der Einwanderung an das Bestreben gehabt, die Einwanderung nach den Landdistrikten zu lenken. Die Emigranten haben aber von jeher es vorgezogen, in der Stadt Arbeit zu suchen.

Die Bewegung amerikanischer und amerikanisierter Arbeiter vom Osten nach dem Westen und die Konzentration von Eingewanderten in einigen wenigen östlichen und Zentralstaaten ist dahin ausgelegt worden, daß die Englisch sprechende Arbeiterschaft in den Fabriken und Minen des Ostens durch die Einwanderer verdrängt werde. Eine Untersuchung des einschlägigen Zahlenmaterials zeigt indes, daß während der letzten dreißig Jahre die Bergwerks- und Fabrikbetriebe im Westen und Süden weit rascher gewachsen sind als im Osten. Die Folge war, daß ein Teil der eingeborenen und früher eingewanderten Arbeiter von den alten Fabrikstaaten nach diesen neuen Stätten industrieller Tätigkeit hingezogen wurden. Aber auch in den alten Industriestaaten wuchs die Nachfrage nach Arbeit. Die Plätze, welche die früheren Arbeiter verlassen hatten, die westwärts zogen, wurden durch neue Einwanderer eingenommen.

Hourwich erklärt, daß absolut kein statistischer Beweis dafür vorliege, daß ein Überangebot von ungelernter Arbeit durch Eingewanderte die Ver-

drängung von eingeborenen Arbeitern nach sich gezogen habe. In keinem der großen Staaten, in denen sich die neue Einwanderung niederließ, zeige sich eine Abnahme der ungelernten Arbeiter amerikanischer Geburt von eingeborenen oder eingewanderten Eltern. Dasselbe gelte von den Minenarbeitern. In keinem der Staaten, die in Betracht kommen, sei eine Abnahme der Zahl der eingeborenen Bergleute zu verzeichnen. Staaten wie Pennsylvanien und Illinois zeigen starke Zunahmen in der Zahl der eingeborenen Minenarbeiter, sowohl von eingeborenen als von eingewanderten Eltern. Ähnlich verhalte es sich in der Stahl- und Eisenindustrie. Tatsache sei, daß in der früheren Periode der Industrie, als die Einwanderung aus Süd- und Osteuropa unbedeutend war, die Zahl der amerikanischen Arbeiter sich nur wenig mehrte. In letzter Zeit aber, seit die starke neue Einwanderung einsetzte, habe sich die Zahl der in Amerika geborenen Arbeiter mehr als verdoppelt. Eine erhöhte Beschäftigung eingeborener Amerikaner ist aus jedem bedeutenden Stahl und Eisen produzierenden Staate zu melden.

Die neue Einwanderung hat nach Hourwich dahin gewirkt, daß die Englisch sprechenden Lohnarbeiter sich zu einer Arbeiteraristokratie entwickeln konnten, welche die bessere Arbeit beherrschte, während die Einwanderer die grobe und weniger leichte Arbeit zugewiesen erhielten. Die rasche industrielle Entwicklung hat auch die Zahl der gelernten Arbeiter vermehrt, so daß fast alle Englisch sprechenden Arbeiter Gelegenheit fanden, auf der geschäftlichen Stufenleiter hinaufzurücken. Das konnte nur deshalb geschehen, weil die neue Einwanderung die ungelernten Arbeiter lieferte; nur so wurde es den amerikanischen und früher eingewanderten Arbeitern möglich, sich zu einer Arbeiteraristokratie zu erheben.

Zwar ist es wahr, daß während die Zahl der eingeborenen amerikanischen Arbeiter in allen Industrien sich vermehrte, in einigen Geschäftszweigen die Zahl der britischen und deutschen Arbeiter zurückgegangen ist. Auch das ist als eine Verdrängung dieser älteren Einwanderer durch neue Einwanderer mit niedrigerer Lebenshaltung aufgefaßt worden. Auch das sei unrichtig. Die früheren Einwanderer hätten sich wie die eingeborene Arbeiterschaft hinaufgearbeitet. Daß die Einwanderung von Nord- und Westeuropa abgenommen hat, wird dahin erklärt, daß die betreffenden Staaten ihren Bürgern eine verbesserte Lebenshaltung ermöglicht haben. Die Verschlechterung der Arbeiterlage in den Vereinigten Staaten hat mit dieser Erscheinung nichts zu tun.

Die ganze jüngste Entwicklung der amerikanischen Industrie wäre nicht möglich gewesen ohne die Einwanderung aus den Süd- und Oststaaten Europas. Auch die alte Einwanderung war wie die neue in der Hauptsache ungelernte Arbeit. Die gelernten Handwerker haben zu keiner Zeit in den letzten fünfzig Jahren ein Viertel der gesamten Einwanderung betragen. Es wurden in den Vereinigten Staaten stets nur ungelernte Arbeiter gebraucht.

Was nun die niedrigeren Löhne der neuen Einwanderung gegenüber den amerikanischen und früher eingewanderten Arbeitern anbelangt, so erklärt Hourwich, daß es falsch sei, wenn angenommen werde, daß die neue Emigration die Löhne herabsetze oder ihre Erhöhung zurückgehalten habe. Man dürfe nicht die Lebenshaltung und die Löhne der ungelernten Arbeiter mit jenen der gelernten Arbeiter vergleichen. Die ungelernten amerikanischen Arbeiter hätten auch früher schlecht gewohnt, schlecht gegessen,

schlecht gelebt. Das wirtschaftliche Interesse der amerikanischen Arbeiter werde nicht durch die Tendenz der neuen Einwanderung berührt, so billig als möglich zu leben und so viel als möglich zu sparen. Der neue Emigrant müsse sparen, weil er das Fahrgeld für seine in der alten Heimat zurückgelassene Familie zusammenbringen müsse oder den Eltern zur Verbesserung ihrer heimischen Bauernstätte helfend zur Seite zu stehen habe. Das seien Bedürfnisse des neuen Einwanderers, die er befriedigen müsse und die ihn deshalb verhindern, für niedrigeren Lohn zu arbeiten als seine amerikanischen Konkurrenten. Und die Einwanderungskommission, die sich mit der Untersuchung der Zustände, wie sie durch die Einwanderung geschaffen wurden, beschäftigte, habe nach Feststellung des Verdienstes von mehr als einer halben Million von Arbeitern in Minen und Fabriken keinen Beweis dafür gefunden, daß neu Eingewanderte für weniger als die herrschende Lohnrate beschäftigt worden seien.

Tatsache ist, daß die Zahl der gelernten Handwerker in den Vereinigten Staaten verhältnismäßig zurückgegangen ist. Das ist aber nicht infolge der neuen Einwanderung geschehen, sondern infolge der Verdrängung der Handarbeit durch die Maschine. Als Folge der Ausdehnung der Industrie hat auch ihre wirkliche Zahl nicht abgenommen. Richtig ist, daß zu gewissen Zeiten und an gewissen Plätzen gelernte Handwerker durch ungelernte Arbeiter verdrängt wurden und daß diese niedrigere Löhne erhielten als die früher beschäftigten Arbeiter. Diese waren neu Eingewanderte, und man gab ihnen die Schuld an der Lohnherabsetzung. In Wirklichkeit aber waren es nicht diese neuen Emigranten, sondern die neuen Maschinen, welche die Handwerker verdrängt hatten. In Wirklichkeit kommt es vor, daß die Konkurrenz der amerikanischen Arbeiter die Löhne der Eingewanderten herabsetzt.

In den ersten Jahren dieses Jahrhunderts, bis zur Krise von 1907, kamen zahlreiche Süd- und Osteuropäer nach den Baumwollfabriken des Nordens, und gleichzeitig zeigte sich eine ununterbrochene Aufwärtsbewegung der Löhne in der Textilindustrie. Die Konkurrenz der billigen amerikanischen Arbeit in den südlichen Baumwollfabriken drückte indes die Löhne der südlichen und östlichen europäischen und der armenischen und syrischen Einwanderung herab. Im allgemeinen aber sei die Ankunft großer Massen der neuen Einwanderung und ihre Beschäftigung in der Industrie mit nicht unbedeutender Steigerung der Löhne zusammengegangen.

Auch die Wirkung der neuen Einwanderung auf die Gewerkschaftsbewegung wird von Hourwich in Betracht gezogen. Er erklärt, daß diese neue Emigration die Entwicklung der Gewerkschaften nicht aufgehalten habe. Im Gegenteil sei die Gewerkschaftsbewegung während der Jahre dieser neuen Einwanderung erst recht zur Entwicklung gekommen. Als Beweis dafür wird angeführt, daß in dem Jahrzehnt von 1880 bis 1890 mehr Gewerkschaften in den Vereinigten Staaten gegründet wurden als in der ganzen vorhergehenden Geschichte des Landes zusammengenommen. Die Tatsache ist richtig, aber in dem angezogenen Jahrzehnt gab es überhaupt noch keine oder doch nur eine ganz geringfügige »neue« Einwanderung. Nur dort, so hebt Hourwich hervor, wo die Gewerkschaften die neu Eingewanderten durch unerschwingliche Aufnahmegebühr und andere Mittel aus ihren Reihen fernhielten, hätten sich Ausnahmen gezeigt. Die amerikanischen Gewerkschaften suchen die ungelernten Arbeiter nicht zu organisieren. Dort,

wo es geschieht, zeigt sich Erfolg, so bei den Minenarbeitern und in Lawrence bei den Textilarbeitern. Die neu Eingewanderten sind bessere Streiker. Sie können die Entbehrungen des wirtschaftlichen Kampfes besser überwinden als die amerikanischen und amerikanisierten Arbeiter, weil weit weniger von ihnen verheiratet sind und sie deshalb besser Widerstand zu leisten vermögen.

Das Gesamtergebnis seiner Untersuchung faßt Hourwich in folgende sechs Punkte zusammen:

1. Die jüngste Einwanderung hat keinen der eingeborenen oder früher eingewanderten Arbeiter aus seiner Stellung verdrängt, sondern hat nur den Mangel an Arbeitern gedeckt, der von dem Überschuß der Nachfrage über das einheimische Angebot herrührt.

2. Die Einwanderung hat die Rate der Arbeitslosigkeit nicht erhöht; sie variiert vielmehr mit der Nachfrage nach Arbeit, sie steigt und fällt mit ihr.

3. Die Lebenshaltung der jüngsten Einwanderung ist nicht niedriger als die Lebenshaltung der früheren Generationen der Einwanderer in denselben Beschäftigungen. Die jüngste Einwanderung hat die Lebenshaltung der amerikanischen oder früher eingewanderten Arbeiter nicht herabgesetzt.

4. Die frische Einwanderung hat die Lohnsätze nicht herabgesetzt, noch hat sie eine Erhöhung der Löhne verhindert. Sie hat die eingeborene und früher eingewanderte Arbeiterschaft auf eine höhere Beschäftigungsstufe emporgehoben.

5. Die Arbeitsstunden sind gleichzeitig mit der jüngsten Einwanderung verringert worden.

6. Die Mitgliederzahl der Arbeiterorganisationen ist mit der neuen Einwanderung zusehends gewachsen. Sie hat ihr verhältnismäßiges Teil zu der Mitgliedschaft jeder Arbeiterorganisation beigetragen, die ihr nicht Hindernisse in den Weg legte und ihre Aufnahme erschwerte; sie ist in jedem Kampfe fest zu ihrer Organisation gestanden.

Es ist in diesen Sätzen manches richtig, und Hourwich hat zweifellos das Verdienst, die Debatte über die Einwanderung auf eine höhere Stufe gehoben zu haben. Um so mehr ist zu bedauern, daß er in seinem Buche von vorgefaßten Meinungen ausgeht, daß er nicht durch Untersuchung seines Gegenstandes zur Feststellung der Tatsachen kommt, sondern daß er seine Zahlen und Fakten gruppiert, um seine vorher schon gefaßten Ansichten zu bekräftigen. Sein nach mancher Richtung hin verdienstvolles Buch leidet sehr darunter, daß er darin mehr zu beweisen sucht, als er beweisen kann, und daß er sich dazu hergibt, irreführende Behauptungen aufzustellen, die, genauer untersucht, entweder ganz unrichtig sind oder auch, wenn wahr, für die Tatsache, die sie stützen sollen, nichts beweisen.

Man kann gegen seine »sechs Punkte« zunächst einwenden, daß die Erfolge, die sie für die amerikanische Arbeiterschaft während der Dauer der neuen Einwanderung aufführen, nicht durch, sondern trotz dieser neuen Einwanderung errungen worden sind. Und es würde ihm zum Beispiel recht schwer fallen, zu beweisen, daß die gewerkschaftliche Organisation der amerikanischen Arbeiter nicht weiter fortgeschritten sein würde, als sie es jetzt ist, wenn der Strom der neuen Einwanderung nicht Millionen von Arbeitern an dieses Ufer gespült hätte, die zunächst von einer Organisation der Arbeiter überhaupt keine Ahnung haben und hier erst über die Bedeutung und den Nutzen der Organisation belehrt werden müssen.

Unrichtig ist auch die Behauptung, die Hourwich aufstellt, daß die Sprache nicht länger eine Schwierigkeit bei der Organisation der Eingewanderten bilde, da die Mitglieder jeder Union eine genügende Anzahl von Personen jeder Nationalität umfasse, durch welche man ihre Landsleute erreichen könne. Wie wenig das zutrifft, dafür ein Beispiel aus nicht weit zurückliegender Zeit. In einer großen Textilindustriestadt Neuenglands traf ein Beamter der Typographenunion ein, um die dortigen Textilarbeiter für den Boykott einer bestimmten Firma zu interessieren. Er verhandelte mit den Beamten der dortigen Gewerkschaften, die ihm ihre Hilfe zusagten. Das war aber dem Beamten der Schriftsetzer nicht genügend, er wollte zu den Arbeitern selbst sprechen und besonders auch deren Frauen mit seiner Boykottaufforderung erreichen. Das erklärte er auch den versammelten Gewerkschaftsbeamten, worauf ihm die Antwort wurde: »Wir haben unter den rund 2000 Arbeitern dieser einen Fabrik (von der gerade die Rede war) vierundzwanzig verschiedene Sprachen und Nationalitäten. Wir können nur in drei oder vier Sprachen mit ihnen unterhandeln und verkehren.« Unser Schriftsetzer-Agitator mußte in der Hauptsache unverrichteter Sache wieder abziehen.

Es ist irreführend, wenn Hourwich erklärt, daß in keinem der großen Staaten, in welchen sich die neue Einwanderung konzentriert, sich eine Abnahme der ungelernten Arbeiter amerikanischer Geburt »von eingeborenen oder eingewanderten Eltern« zeige, ohne daß er besonders hervorhebt, daß naturgemäß die neue Einwanderung auf amerikanischem Boden auch amerikanische Kinder erzeugt, die ohne diese Einwanderung sicherlich nicht als Amerikaner vorhanden sein würden.

Es ist auch irreführend, wenn Hourwich die Behauptung aufstellt, daß die Ankunft großer Massen neuer Einwanderer und ihre Beschäftigung in der Industrie mit einer nicht unbedeutenden Steigerung der Löhne zusammengegangen sei, ohne daß er dabei in genügender Weise hervorhebt, daß die Preise der Lebensmittel in derselben Zeit weit mehr gestiegen sind als die Arbeitslöhne. Zwar fügt Hourwich seiner Erklärung über die »nicht unbedeutende« Steigerung der Löhne während der Ankunft großer Massen von neuen Einwanderern die Worte hinzu, daß die Erhöhung der Löhne durch eine ebensolche Bewegung der Preise begleitet war. Er hebt aber nicht hervor, daß diese Erhöhung der Preise nach den offiziellen Angaben des Statistischen Bundesbureaus am 15. August 1913 durchschnittlich 66 Prozent gegenüber dem Durchschnittspreis des Jahrzehnts von 1890 bis 1900 betrug, während die Arbeitslöhne von 1900 bis 1910 nur um 10 Prozent in die Höhe gegangen sind. Die Lebenshaltung des amerikanischen Arbeiters hat sich also wesentlich verschlechtert.

Selbstverständlich ist diese Herabsetzung der Lebenshaltung der amerikanischen Arbeiter durch die steigenden Preise der Lebensmittel kein Argument gegen die neue Einwanderung. Aber sie beweist unseres Erachtens, daß das Hourwichsche Argument von der Erhöhung der Löhne während der gleichzeitigen Ankunft großer Massen der neuen Einwanderung auch kein Argument für diese Einwanderung ist.

Auch der Einfluß von Kontraktarbeitern wird von Hourwich unterschätzt. Er erklärt, daß es unrichtig sei, wenn man sage, daß *die Masse* der neuen Einwanderung von Kapitalisten importiert worden sei. Ernstlich ist

eine solche Behauptung kaum jemals aufgestellt worden. Aber Tatsache ist, daß schon in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts bei einem großen Schreinerstreik in New York die Unternehmer Streikbrecher ins Land zu ziehen suchten, indem sie durch Plakatanschlag in ganz Deutschland gelernte Schreiner für New York verlangten. In den siebziger Jahren erhoben die leitenden Komitees der Internationalen Arbeiterassoziation in New York lebhaften Protest gegen die kontraktlich eingeführten Streikbrecher für die Kohlendistrikte Pennsylvaniens. Und seit jener Zeit ist kaum je ein großer, lang andauernder Streik in den Vereinigten Staaten durchgekämpft worden, bei dem nicht — direkt oder indirekt — der Versuch gemacht worden ist, durch kontraktlich importierte Arbeiter den Streik zu brechen. Bei dem letzten großen Streik in Lawrence wurde wiederholt hervorgehoben, daß der Wolltrust einen großen Teil seiner Arbeiter trotz des Verbots der Importierung von Kontraktarbeitern kontraktlich von Europa bezogen habe, so daß die Bundesregierung sich mit der Sache zu beschäftigen begann. Freilich ist, wie es in Amerika Regel ist in solchen Fällen, von dem Resultat der Untersuchung nichts bekannt geworden. Der Einfluß des Wolltrusts ist groß.

In zahlreichen Fällen haben sich kontraktlich importierte Arbeiter an den Stätten ihrer ersten Tätigkeit dauernd niedergelassen, haben ihre Familien, ihre Anverwandten, ihre Landsleute herüberkommen lassen und nach und nach ganze Kolonien in der betreffenden Gegend gebildet.

Man könnte Hourwich auch noch entgegenhalten, daß der früheren Einwanderung bei dem damaligen Stande der Entwicklung in industrieller und agrikultureller Beziehung weit mehr Raum zur Verfügung stand, als das jetzt der Fall ist. Man könnte auch darauf verweisen, daß diese frühere Einwanderung mehr aufs Land ging, sich also nicht so ausschließlich auf die Industrie warf, wie das bei der neuen Einwanderung der Fall war. Doch das sind Dinge, auf die, zum Teil wenigstens, noch zurückzukommen ist, wenn wir die Einwände zu betrachten haben, die von seiten der organisierten Arbeiter und von den übrigen Befürwortern der Einschränkung der Einwanderung erhoben werden.

Es ist bei der Betrachtung des Hourwichschen Buches nur zu bedauern, daß sein Verfasser durch seine Voreingenommenheit sich dazu verleiten ließ, dem vielen guten Material, das es uns bietet, und den vielen klärenden Betrachtungen, die es enthält, zu Argumenten und Behauptungen zu greifen, die der Kritik nicht standzuhalten vermögen und die den Gegnern der Einwanderung Waffen in die Hand geben. Er hat seinem sonst so wertvollen Werke dadurch nicht unwesentlich geschadet und sein eigenes Verdienst gemindert.

Mit Argumenten, die nur zum Teil das Richtige treffen, ist der Standpunkt der organisierten Arbeiterschaft der Vereinigten Staaten zur Einwanderungsfrage nur schwer zu erschüttern.

Dabei wird aber, wie erwähnt, die Stellung der Sozialisten in der Bekämpfung der Einwanderungsbeschränkung noch dadurch wesentlich erschwert, daß sie an der Seite der Kapitalisten sich gegen die organisierte Arbeiterschaft stellen müssen. Eine Position, die naturgemäß das Mißtrauen der Arbeiter gegen die Sozialisten hervorrufen muß. (Schluß folgt.)

Ein Wahlrechtskampf in der Schweiz.

Von Alwin Rudolph (Zürich).

Der Schweizer Bürger hat ein weitgehendes Wahlrecht. Er hat nicht nur seine Vertreter in das Stadt-, Kantons- und das Bundesparlament zu wählen, sondern er wählt auch in gleicher, geheimer und direkter Wahl die Stadtverwaltung (Magistrat) und die Kantonsregierung, sogar die Richter, Lehrer und andere Beamte. Und doch birgt dieses weitgehende Wahlrecht ein Unrecht. Die Wahlkreise sind nämlich so eingeteilt, daß in den meisten Wahlkreisen mehrere Abgeordnete zu wählen sind. So sind im ersten eidgenössischen Nationalratswahlkreis nicht weniger denn sieben Vertreter zu wählen, und es genügt eine Mehrheit von nur wenigen Stimmen, diese sieben Vertreter zu bestimmen, und eine um wenige Stimmen zurückbleibende Minderheit geht vollständig leer aus. Einigen sich die bürgerlichen Parteien — was meist geschieht — auf eine gemeinsame Liste von Kandidaten, so bleibt die Sozialdemokratie als die weitaus stärkste Partei des Kreises ganz ohne Mandat.

Daß ein solches Wahlverfahren eine große Ungerechtigkeit, eine Vergewaltigung bedeutet, bedarf keiner weiteren Erklärung. Die Sozialdemokratie ist deshalb seit Jahren bestrebt, dieses gewaltige Unrecht durch Einführung der Verhältniswahl zu beseitigen. Bei diesem Bestreben findet sie wohl die Unterstützung anderer, bürgerlicher Minderheitsparteien, aber auch die entschiedene Gegnerschaft der herrschenden Mehrheitspartei und der dieser angehörenden Regierung, die mit allen möglichen, oft recht durchsichtigen Gründen ihre zweifelhafte Stellung zu bemänteln sucht. Die Entscheidung aber liegt bei dem Volke, das hier nicht durch Massendemonstrationen oder noch machtvolleren Aktionen den Gewalthabern etwas abzutrotzen hat, sondern die Macht tatsächlich in Händen hat und mit der Gewalt des Stimmzettels seinen Willen gegen den Willen der Regierung durchzusetzen vermag. Dem Schweizer Bürger ist nämlich das Recht gewährleistet, seine Geschicke selbst zu bestimmen. Er kann—die vorgeschriebene Unterstützung vorausgesetzt — eine ganze oder teilweise Revision der Verfassung verlangen. Und gestützt auf dieses Recht kann er durch eine Verfassungsrevision die Durchführung der Verhältniswahl für den Nationalrat — das ist die Volksvertretung der schweizerischen Eidgenossenschaft — erzwingen, natürlich nur, wenn bei der Volksabstimmung die Mehrheit der Abstimmenden sich dafür erklärt. Der Artikel 21 der Bundesverfassung bestimmt darüber:

Die Partialrevision kann sowohl auf dem Wege der Volksanregung (Initiative) als der Bundesgesetzgebung vorgenommen werden.

Die Volksanregung umfaßt das von 50 000 Schweizer Bürgern gestellte Begehren auf Erlaß, Aufhebung oder Abänderung bestimmter Artikel der Bundesverfassung.

Wenn auf dem Wege der Volksanregung mehrere verschiedene Materien zur Revision oder zur Aufnahme in die Bundesverfassung vorgeschlagen werden, so hat jede derselben den Gegenstand eines besonderen Initiativbegehrens zu bilden.

Die Initiativbegehren können in der Form der allgemeinen Anregung oder des ausgearbeiteten Entwurfes gestellt werden.

Wenn ein solches Begehren in Form der allgemeinen Anregung gestellt wird und die eidgenössischen Räte mit demselben einverstanden sind, so haben sie die

Partialrevision im Sinne der Initianten auszuarbeiten und dieselbe dem Volke und den Ständen zur Annahme oder Verwerfung vorzulegen. Stimmen die eidgenössischen Räte dem Begehren nicht zu, so ist die Frage der Partialrevision dem Volke zur Abstimmung zu unterbreiten und, sofern die Mehrheit der stimmenden Schweizer Bürger sich bejahend ausspricht, die Revision von der Bundesversammlung im Sinne des Volksbeschlusses in die Hand zu nehmen.

Die Bestimmung der Verfassung hat sich das Schweizer Volk wieder zunutze gemacht und nicht nur mit 50000, sondern mit 122631 Unterschriften, wovon 122 080 als gültig anerkannt wurden, die teilweise Revision der Verfassung in dem Sinne verlangt, daß der Nationalrat nach dem Verhältniswahlverfahren gewählt wird. Gleiche Begehren sind schon früher gestellt worden. In der Volksabstimmung vom 4. November 1900 erklärten sich bei einer Stimmbeteiligung von 56 Prozent 169 008 Schweizer Bürger für, aber 244 666 gegen die Einführung der Verhältniswahl. Und bei der am 23. Oktober 1910 erfolgten Abstimmung standen bei einer Beteiligung von 60 Prozent den 265 194 Gegnern 240 305 Freunde der Verhältniswahl gegenüber.

Auch das jetzige Volksbegehren kann der Bundesrat dem Volke nicht zur Annahme empfehlen. In einer Botschaft an die Bundesversammlung erkennt er wohl an, daß der Gedanke der Verhältniswahl etwas Bestechendes hat und eine große Werbekraft besitzt, erklärt aber, nicht zugeben zu können, daß die Verhältniswahl die logische Abbildung des Gedankens der Volksvertretung und eine natürliche Folge verfassungsmäßiger und demokratischer Grundsätze sei. Auf Grund der Berechnung des Statistischen Bureaus kommt er zu dem Schlusse, daß in der jetzigen Vertretung der Parteien nach Einführung der Verhältniswahl keine wesentliche Verschiebung eintreten dürfte, und nur einzig die Sozialdemokratie würde eine nennenswerte Verstärkung erfahren. Deshalb erklärt die Botschaft:

> Bei aller Anerkennung des guten Kernes, der in dem Gedanken der Verhältniswahl liegt, kann weder die grundsätzliche Richtigkeit des Systems noch dessen Zweckmäßigkeit oder gar die Notwendigkeit seiner Einführung in Hinsicht auf unsere besonderen Verhältnisse im Bunde zugegeben werden. In Abwägung der mit den verschiedenen Ausgestaltungen des Proportionalitätsgrundsatzes verknüpften Vorteile und Mängel, in Würdigung insbesondere der tatsächlichen politischen Verhältnisse und unserer verfassungsrechtlichen Einrichtungen vermögen wir in der Einführung der Verhältniswahl keinen wirklichen Fortschritt zu erblicken, könnten vielmehr den mit ihr verbundenen Folgen für die Entwicklung unseres staatlichen Lebens nur mit ernsten Bedenken entgegensehen.

Man erkennt aus der Botschaft unschwer, daß der Bundesrat dem Begehren nicht stattgeben *will*. Und warum nicht? Nur weil er früher oder später die jetzige unbeschränkte Herrschaft der Mehrheitspartei gefährdet sieht. Und darum müssen alle möglichen Gründe — auch solche mit falschen Unterlagen, wie wir gleich sehen werden — herhalten, um den Gedanken der Verhältniswahl totschlagen zu helfen. Dem Genossen Dr. Studer kam die herangezogene Berechnung des Statistischen Bureaus auffallend ungewöhnlich vor, weshalb er sich diese näher ansah und tatsächlich einen großen Unsinn feststellte. Es ist oben schon gesagt, daß in den weitaus meisten Wahlkreisen mehrere Vertreter zu wählen sind. Das Eidgenössische Statistische Bureau hatte nun die Summe aller für die Kandidaten einer Partei abgegebenen Stimmen für den betreffenden Wahlkreis als die eigentliche Parteistärke angenommen, also verabsäumt, den Durchschnitt der Stimmen

zu nehmen. Da aber die Parteien nicht immer — besonders nicht die Minderheitsparteien und auch nicht die Sozialdemokratie — in jedem Wahlkreis so viel Kandidaten aufstellten, als Abgeordnete zu wählen waren, und so ihre Anhänger veranlaßten, statt zum Beispiel sieben Stimmen nur vier, drei, zwei oder gar nur eine Stimme abzugeben, und das Statistische Bureau nur die Summe der auf diese entfallenden Stimmen — statt des Durchschnitts — für den fraglichen Wahlkreis als Parteistärke in Betracht zog, braucht man wahrhaftig kein Mathematikprofessor zu sein, um zu erkennen, daß eine solche Berechnung und die darauf fußende Schlußfolgerung eine ungeheure Blamage ist. In Wahlkreisen, in denen sich Parteien wegen Aussichtslosigkeit nicht am Wahlkampf beteiligten und keine Kandidaten aufstellten, waren sie für das Statistische Bureau überhaupt nicht vorhanden. Es wurde ganz außer acht gelassen, daß bei einer Verhältniswahl alle Parteien mit vollen Listen in die Wahl treten würden, oder daß ihnen die auf ihrer Liste offen gelassenen Stimmen als Parteistimmen berechnet würden. Die Feststellung des Genossen Dr. Studer erregte natürlich ungeheures Aufsehen und sogar — Entrüstung. Das Regierungsorgan, der Berner »Bund«, aber wollte noch Staat damit machen und ließ sich deshalb von einem Mathematikprofessor in einem Gutachten die Richtigkeit der Berechnung bescheinigen. Unglücklicherweise geriet das Blatt dabei an einen Professor, den es vor einigen Jahren anläßlich eines anderen Gutachtens, das ihm nicht in den Kram paßte, als ganz dummen Kerl hingestellt hatte.

In seiner Junisession hat sich nun der Nationalrat, die Volksvertretung des eidgenössischen Bundes, mit dem Antrag beschäftigt und ihn — wie übrigens zu erwarten war — nach viertägiger Verhandlung abgelehnt, und zwar mit 106 gegen 62 Stimmen. Einige Abgeordnete, grundsätzliche Anhänger der Verhältniswahl, enthielten sich der Abstimmung, weil sie mit der beantragten Durführung dieser nach der Formel »ein Kanton, ein Wahlkreis« nicht einverstanden sind. Bei der letzten Abstimmung im Nationalrat im Jahre 1910 stimmten nur 45 Abgeordnete für die Verhältniswahl. Und während es den Gegnern der Verhältniswahl sichtlich schwer war, ihren ablehnenden Standpunkt zu begründen, ihnen die ganze Verhandlung großes Unbehagen bereitete und sie von der Kraft ihrer Argumente selbst nicht recht überzeugt waren, hatten es die Vertreter des Antrags um so leichter, die Scheingründe zu zerzausen und ihre vollständige Unzulänglichkeit darzulegen. Sie konnten sich vor allem darauf stützen, daß seit der letzten Abstimmung über die Verhältniswahl diese in mehreren Kantonen und Städten eingeführt wurde und sich dort nach dem Zeugnis der Vertreter dieser Bezirke — auch von Mitgliedern der Mehrheitspartei — außerordentlich gut bewährt, sogar auf die politischen Verhältnisse bessernd gewirkt hat. Ganz abgesehen davon, daß die Verhältniswahl das gerechteste aller Wahlsysteme ist, mußten alle Einwände der Gegner unter der Wucht dieser gewaltigen Tatsache elend zusammenbrechen.

Nun hat das Volk das Wort! Wie schon erwähnt, gilt es nicht, durch Massenaktionen den Machthabern etwas abzuringen. Aber es gilt jetzt, die Massen aufzurütteln, sie aufzuklären und sie ihres Rechtes bewußt zu machen, ihnen zu zeigen, daß es jetzt nur auf ihren Willen ankommt, um in der demokratischen Republik wirklich demokratische Zustände zu schaffen. Das Volk hat die Macht in der Hand, es hat von dieser Macht nur Ge-

brauch zu machen. Daß das Volk sich aber seiner Macht bewußt wird, seine Macht richtig zu brauchen versteht, das ist die Aufgabe, vor der die Partei jetzt steht, und darauf beruht der Wahlrechtskampf in der Schweiz. Löst die Partei diese Aufgabe, und sie wird ihr bei Anspannung all ihrer Kräfte gerecht werden, so ist diesmal der Sieg der Verhältniswahl gesichert, was für die politischen Verhältnisse in der Schweiz einen ungeheuren Fortschritt bedeutet, was aber auch für die Einführung der Verhältniswahl in den Nachbarstaaten nicht ohne bedeutenden Einfluß sein dürfte.

Notizen.

Umfang und Intensität der Kinderarbeit sind stets wichtig zur Beurteilung der sozialen Lage der Arbeiterschaft eines Landes. Das gilt ganz besonders für Amerika mit seinen gewaltigen Gegensätzen innerhalb des Proletariats selbst. Wie erschreckende Dimensionen wenigstens in einigen Landesteilen die industrielle Ausbeutung von Kindern besitzt, dafür sind einige Aussagen kennzeichnend, die jüngst vor der »Bundeskommission über industrielle Angelegenheiten« gemacht wurden.

So berichtete nach der »New York Times« vom 3. Juni dieses Jahres Mr. Edward F. Brown, Vizepräsident der »Internationalen Liga für Kinderwohlfahrt«, er habe in den letzten drei Jahren Reisen im Ausmaß von 40 000 Meilen zum Studium der Kinderarbeit in den Vereinigten Staaten gemacht. Er sah zum Beispiel in den Fabriken für Konserven von Austern und Garneelen in den Staaten am Golf von Mexiko Kinder von 5 Jahren beschäftigt, in den Anthrazitkohlenwerken solche von 11 bis 12 Jahren, ja selbst in Konservenfabriken von New York ebenso wie in Vermont und Delaware Kinder von 5 Jahren, in den Baumwollfaktoreien der Südstaaten solche von 12 Jahren. Allerdings, meinte Mr. Brown, ist die Kinderarbeit in einigen Staaten verboten oder eingeschränkt; aber die Fabrikinspektion ist ein Gegenstand der Politik geworden, und so wird die Einhaltung der Gesetze nicht hinlänglich überwacht. Miß Watson, ebenfalls Mitglied der erwähnten Liga, die nach Brown Zeugenschaft ablegte, beschuldigte sogar ausdrücklich einen ehemaligen Gouverneur von Alabama, er habe selbst nicht weniger als 22 Kinder im Alter unter 12 Jahren, also unter dem in diesem Staate geschützten Alter, in seinen Fabriken beschäftigt.

Furchtbar ist, was Miß Watson über die Zustände in den Austernkonservenfabriken in den Südstaaten berichtet, in denen sie selbst eine Zeitlang arbeitete. Sie hat dort zum Beispiel ein Kind von 3 (!) Jahren gesehen, das ununterbrochen eine Arbeitszeit von 6 Stunden hindurch mit dem Sortieren von Austern beschäftigt war. Von 51 in diesem Betrieb tätigen Kindern waren 38 noch nicht 10 Jahre alt.

Kommissionsmitglied Garretson fragte die Zeugin: »Meinen Sie denn, daß ein Kind von 3 Jahren eine gute Auster von einer schlechten unterscheiden kann?« »Das haben sie gar nicht zu tun,« lautete die charakteristische Antwort, »dort wird alles verarbeitet (Everything goes down there).«

Eine andere Frage, ob unter den Arbeitern dieser Fabriken viele Neger seien, verneinte die Zeugin; es seien fast ausschließlich Weiße, ja meist Vollblutangelsachsen. Doch seien die Verhältnisse in den Konservenfabriken noch nicht die schlimmsten, in manchen Textilfabriken seien noch ärgere anzutreffen. Und dabei darf man nicht vergessen, daß es sich hier um die Südstaaten mit ihrem heißen Klima handelt. In Georgia wurden zum Beispiel im Mai die Schulen wegen zu großer Hitze geschlossen, dafür wurden die Kinder in den Drillichfabriken für den Armee- und Flottenbedarf beschäftigt.

Es ist nützlich, sich dieser Zustände zu erinnern, wenn von den glänzenden Arbeitsbedingungen in den Vereinigten Staaten gesprochen wird. G. E.

Feuilleton

Kunst und Kapital.

Von Franz Schack.

Das Mittelalter kannte den Kunsthändler noch nicht, weil das Bedürfnis nach dieser Handelsform fehlte. Wie auch auf allen anderen Wirtschaftsgebieten mehr für einen bestimmten Konsum als um des Warenhandels willen produziert wurde, so hatte auch der Künstler ein ganz bestimmtes öffentliches Betätigungsgebiet, das ihm den Absatz seiner Arbeit garantierte, das zu überschreiten weder im Bereich seines Willens noch der ökonomischen Möglichkeit lag. Der stärkste künstlerische Ausdruck großer sozialer Gemeinschaften ist stets die Architektur, das heißt jenen Gebäuden fließt naturgemäß die größte Gestaltungsenergie zu, in denen sich die Gemeinschaft zur Äußerung ihres Sinnes zusammenfindet. Damals waren es die Kirchen. Plastik und Malerei waren schmückende Zutaten, die sich dem architektonischen Rahmen dienend einzufügen hatten. Der Künstler konnte daher nicht zu der grotesken Ausnahmestellung gelangen, die er heute einnimmt: Maler, Steinmetzen und Schreiner waren Handwerker wie andere auch. Die Kunst war ein selbstverständlicher Bestandteil am sozialen Lebensapparat. Meister und Gesellen dieser verschiedenen Gilden arbeiteten genossenschaftlich an gemeinsamen Aufgaben, die das einheitliche religiöse Lebensgefühl beseelte. Dies umfaßte, entsprechend der organischen sozialökonomischen Materie, alle Teilerscheinungen, so daß auch Architektur, Plastik und Malerei eine untrennbare organische Einheit bildeten. Und die allgemeine Gesetzlichkeit, die das Ganze band, gab auch dem einzelnen die Möglichkeit zur tiefsten Konzentration seiner Kräfte, die Übereinkunft schützte sie vor Zersplitterung, so daß diesen Handwerkern mit ihrer naiven Zunftweisheit Dinge gelangen, deren innerlich beseelte Kraft die späteren sogenannten gottbegnadeten Genies kaum ahnten oder bestenfalls vergeblich sich darum abmühten.

Doch mit der Entwicklung des Kapitalismus verlor nicht nur die Kirche ihre organisatorische Funktion, auch die Geschlossenheit der Gesellschaft zersetzte sich allmählich. Wie sich die starke Interessengemeinschaft der Gesamtheit von der Kirche ablöste, nicht mehr ihre stärksten geistigen Energien in das Sammelbecken der Religion schickte, so wandten sich die Gestaltungskräfte auch von dem repräsentativen Ausdruck der kirchlichen Idee, den Domen und Kathedralen ab und spezialisierten sich. Obwohl die Mittel der Kirche und damit auch ihre künstlerischen Unternehmungen gewaltig wuchsen, verfiel die Sakralkunst, weil der Klerus seine wirtschaftliche und soziale Bedeutung verlor. Neben der Feudalität wurden bürgerliche Kapitalisten die sozial bewegenden Kräfte, also auch die wichtigsten Auftraggeber für die Baumeister und anderen Künstler. Der Kapitalismus sprengte allmählich den großen sozialen Verband, den die kirchliche Organisation bis dahin beherrschte und zusammenhielt. Die besitzende Menschheit überkam allmählich das befreiende Gefühl, daß man mit einem vollen Beutel sehr gut dem schmerzlichen Erlösungsdrang und seinen aszetischen Glaubensübungen entraten könnte. Man wollte seinen jungen Reichtum genießen, und die huma-

nistische Aufklärung beschaffte das logische Material zur Rechtfertigung dieser neuheidnischen Sinnlichkeit. So löste sich der einzelne aus den übersinnlichen Banden der kirchlichen Ideologie, und da ihm der reiche Kaufmann, der ein fürstliches Dasein lebte und fürstliche Ehren genoß, bewies, daß die Macht des Geldes auch von dem Zwange irdischer Gesetze zu befreien vermag, so sah er die Freiheit seiner Person immer unbedingter von außerindividuellen Mächten. Die Eigenwilligkeit des Individuums erhielt dadurch einen immer größeren Spielraum, da an Stelle der alten kollektiven Daseinsform der Menschheit keine neue trat. Somit zerfiel langsam die Übereinkunft, nach der die Früheren in aller Selbstverständlichkeit gelebt und gearbeitet hatten. Der Künstler verlor die Übersichtlichkeit über die Öffentlichkeit, deren Lebenswillen er auszudrücken hatte. (Kunst ist in ihrem innersten Wesen Konzentration, die nicht nur die Energien bestimmter Klassen, sondern darüber hinaus die des Volksganzen zu erfassen trachtet.) Wollte er sich nicht zum Organ bestimmter Klassen erniedrigen, so war er gezwungen, die Einheit, die er in der Öffentlichkeit nicht fand, in einer eingebildeten Welt zu suchen. Er wurde auf sich zurückgewiesen, schuf sich einen privaten Kosmos, der von der Umwelt zwar den Körper, nicht aber den Geist erhielt. Ihn mußte er in äußerster Anspannung den zerstückelten, realen Gegebenheiten entreißen und zu einem imaginären Ganzen zusammenschmieden. So zersetzte sich das ursprüngliche Gesamtkunstwerk, Plastik und Malerei trennten sich von der Architektur, die notwendige Folge war das Staffeleibild, die mobile Plastik.

Diese Entwicklung, deren Anfänge schon im fünfzehnten Jahrhundert deutlich werden, ermöglichte trotz der Trennung des Künstlers von der Öffentlichkeit zunächst noch seine Existenz ohne den vermittelnden Händler, da die Verbesserung der Produktionsmittel noch relativ langsam vonstatten ging und die Feudalität wie die reichen Bürger ihre Überschüsse daher noch nicht so für diesen Zweck anlegen konnten, als sie vielmehr im Genußleben verbrauchten. Man zog die Künstler zu dem Prunk der Lebenshaltung gleichsam als Dekorateure hinzu. Herrschte früher in der Gesetzlichkeit des Kunstwerkes, der Kathedrale mit ihrem plastischen und malerischen Schmuck, die Gesetzlichkeit des sozialen Organismus, dem es entwuchs, war das Verhältnis der bildnerischen Äußerung zu diesem dasselbe wie das der Töne einer Aolsharfe zum Wind, so nahm der Künstler nun in der rasch verfallenden Kultur eine wesentlich andere Stellung ein. Der einzelne, früher ergeben in die Gesamtheit eingeordnet, deren breite Form wenig Spielraum für trennende, individuelle Besonderheiten ließ, bestand bei der allgemeinen Individuation immer mehr auf seiner wohlhäbigen Eigenart, und Fürsten, feudale Grundherren, reiche Krämer verlangten in leerer Nüchternheit mehr und mehr die Darstellung ihres satten begrenzten Daseins, dessen Gesetze nun Geldbeutel und Bauch diktierten. Und wie die wohllöblichen Auftraggeber bei ihren Konterfeis eine von aller geistigen Bedingnis freie, naturgetreue Richtigkeit mit idealer oder heroischer Aufmachung verlangten, so forderten sie von der künstlerischen Darstellung überhaupt naturwissenschaftliche Exaktheit, unbedingte Unterwerfung unter das Tatsachenmaterial der Erfahrung. Die Forderungen namhafter Renaissanceästhetiker waren mitunter von geradezu grotesker Philistrosität. Die Kunst mußte somit die Möglichkeit verlieren, Sammelausdruck allgemeiner

Gemütsbewegungen zu sein, da von ihr nur das Besondere verlangt wurde, sei es im Porträt, einer bestimmten Landschaft, einer bestimmten Allegorie oder eines bestimmten Vorganges. Wenn die Renaissancekunst dennoch eine relative Größe erreichen konnte, so war dies die Folge der noch ungebrochenen Geschlossenheit des jungen kapitalistischen Machtauftriebs, der die europäische Menschheit, nicht nur das Bürgertum berauschte. An Stelle der inneren geistigen Einheit des Mittelalters trat allmählich das Geld als äußeres Bindemittel, das die untersten Schichten in achtungsvoller Begehrlichkeit zu der Behäbigkeit des Bürgers zog, der sich seinerseits in submisser Verehrung der Macht und dem Aufwand des fürstlichen Finanziers unterwarf. (Das bezieht sich auf die kapitalistischen Anfänge, die sich in Italien bereits im vierzehnten Jahrhundert durchgesetzt hatten, in den Niederlanden zu prägnanter Klarheit im fünfzehnten Jahrhundert kamen und um die Wende dieses Jahrhunderts den größten Teil der deutschen Gebiete ergriffen hatten.) Noch hatte der kapitalistische Gesellschaftskörper seine konstitutionellen Krankheitserscheinungen nicht gefährlich ausgebildet, und er schien in strotzender Gesundheit zu blühen.

Aber der sich immer mehr verschärfende Gegensatz von arm und reich, der die Armen nicht nur vom materiellen, sondern auch vom geistigen Besitz ausschloß, machte im selben Maße die Kunst zum Luxusobjekt der Reichen. Diesen mit ihren individuell-anarchischen Freiheitsgelüsten mußte jene weitschwingende Sehnsucht des Künstlers nach einer Kollektivität nach und nach unverständlich werden. Gesinnungslose Routiniers oder geschickte Arrangeure kamen bei ihnen in Gunst, indessen die ernsten, tiefgründigen Arbeiter mit immer größeren materiellen Schwierigkeiten zu kämpfen hatten. Um aufs Geratewohl ein paar herauszugreifen: Michelangelo, Lionardo, Tintoretto, Rembrandt. (Daß es anderen, zum Beispiel Raffael, Tizian, Rubens, besser ging, hing mit Äußerlichkeiten ihrer Gestaltungsart und ihres Stoffkreises, nicht mit einem höheren Verständnis zusammen.) Sie wurden mehr und mehr in die Abgeschlossenheit ihres Ateliers gebannt, und ein immer kleinerer Kreis von Menschen war in der Lage, zu erfahren, was dort geschaffen wurde.

Es ist ein Irrtum, anzunehmen, die Renaissance hätte noch ein allgemeines tiefes Verhältnis zur Kunst gehabt: Michelangelos David wurde bei seinem ersten Erscheinen beinahe von der Menge gesteinigt. Noch mehr offenbaren die sinnlosen Verwüstungen, die Savonarola anstiftete. Der Kreis der Kunstinteressenten reduzierte sich auf Liebhaber. Liebhaberei führt zum Sammeln; der Typ des Sammlers inauguriert den des Händlers, da sich für jedes Bedürfnis sofort Vermittler finden, die aus der Kenntnis des speziellen Artikels Gewinn ziehen. So entsprang der Kunsthandel nicht einem gesteigerten Bedürfnis nach geistigen Worten, sondern dem allgemeinen kulturellen Verfall, der Kunstwerke zu Sammelobjekten degradierte und dem Kaufmann nun ermöglichte, auch das Geistigste zu kapitalisieren.

Es erübrigt sich, auf die allmähliche Entwicklung dieser ökonomischen Kategorie näher einzugehen, da der rapide Aufschwung, den sie mit dem ganzen kapitalistischen Wirtschaftsbetrieb in den letzten sechs Jahrzehnten genommen hat, seinen Charakter in unverschleierter Klarheit hervortreten ließ.

Die Tatsache, daß die kapitalistische Warenproduktion nur um des Profits des Industriellen und Kaufmanns willen arbeitet, erfährt auf dem

Gebiet der Kunst ihre absurdeste Karikatur: der Künstler produziert für den Händler, ja, ist ohne ihn nicht einmal denkbar. Dies ist die notwendige Folge dessen, daß die flache bürgerliche Öffentlichkeit längst keine Organe mehr für das tiefinnerliche Wesen der Kunst hat. Der Künstler muß sich nun notwendig ganz von ihr abwenden, die ihm nicht nur jede Stütze versagt, sondern ihn mit ihrer inneren Zerrissenheit spalten und verwirren muß. Der Sinn für alles Geistige ist derart geschwunden, daß der Künstler sogar lange nicht verstanden wird, wenn er sich auch ganz innerhalb der geistigen Begebenheiten der bürgerlichen Welt bewegt; die Anfänge von allen bedeutenderen künstlerischen Erscheinungen, Delacroix, Courbet, der Impressionismus in Frankreich und Deutschland bewiesen es. Wie aber soll der Künstler seine Existenz bestreiten? Die Anzahl der Privatleute, die aus Liebe zur Sache kaufen, ist derart verschwindend, daß sie für seine Existenz nicht in Betracht kommt. Wenn sich der Bourgeois überhaupt Bilder kauft, so doch nur, um sie als Etikette seines Wohlstandes oder guten Geschmacks an die Wand zu hängen. Daher läßt er sich auf die unsicheren Neuerscheinungen nicht ein. Er geht überhaupt nicht mehr zum Künstler selbst, da er bei seiner gänzlichen Kritiklosigkeit immer befürchtet, an Minderwertiges heranzugeraten, sondern läßt sich vom Händler die künstlerische Qualität seines Kaufes garantieren. So würden die unbemittelten Künstler, das ist ihre überwiegende Mehrzahl, unbetrauert zugrunde gehen, wenn nicht der Kunsthändler, auf die spätere Wertsteigerung ihrer Werke spekulierend, sie ihnen für Preise abnähme, die den Darbenden von der Not diktiert werden; man kann sagen: für ein Butterbrot. Ja, heutzutage geht dies so weit, daß der Händler mit Künstlern, die ihm zukunftskräftig erscheinen, Verträge abschließt, das heißt sie müssen ihm gegen ein festes Jahresgehalt ihre Produktion ganz oder zum Teil zur Verfügung stellen. So wird der Künstler zum Heimarbeiter. Schuf er früher zum Nutzen der Allgemeinheit, so jetzt zum Nutzen des einzelnen. Diese materielle Abhängigkeit erzeugt naturgemäß bei den meisten eine traurige Unterwerfung unter die Forderungen des Marktes. Man brauchte deshalb den namhaftesten Kunsthändler Berlins nicht mit momentaner Trunkenheit zu entschuldigen, wenn er äußerte: »Die Mitglieder der Sezession[1] sind meine Sklaven« — er sprach die Wahrheit. Ein unbenennbarer Zynismus, eine in der Geistesgeschichte einzige Kulturlosigkeit liegt darin, daß bedeutende Künstler ihr Leben lang im Elend schaffen, damit sich ein paar Händler an ihrer Arbeit mästen, daß selbst die Wirkungsmöglichkeit des größten Teiles ihrer Arbeit vom Kunsthandel verschluckt wird. Denn das Publikum kauft sich infolge der unerhörten, wucherischen Preise längst kein Kunstwerk mehr. Der Kunstmarkt wird fast ausschließlich von Händlern und Sammlern beherrscht. Doch kann man eigentlich nur von Händlern reden, da der Sammler in dem Streben, stets mit seiner Sammlung auf der Höhe zu bleiben, immer wieder verkaufen muß, um neu zu kaufen. So bekommen die Bilder infolge der fortwährend wechselnden Modeströmungen, die nirgends ein so wahnsinniges Steigen und Fallen der Preise verursachen wie hier, den Charakter von Wertpapieren. Ein ungeheurer geistiger Aufwand ist sinnlos vertan, da von einem Genuß, selbst der wenigen Besitzer, nicht mehr die Rede sein kann. Selbst dem Bürger schaudert's vor diesen Kon-

[1] Die bedeutendste deutsche Künstlervereinigung.

sequenzen einer im Kern faulen Wirtschaft. Der berühmte bürgerliche Kunstschriftsteller Julius Meier-Gräfe beschreibt diese Erscheinung in seiner »Entwicklungsgeschichte der modernen Kunst«:

»Neun Zehntel der kostbarsten französischen Werke stehen neun Zehntel des Jahres in praktischen Regalen, wo sie vor Staub geschützt sind. Der Verkauf vollzieht sich wie bei Börsenoperationen, und Differenzgeschäfte werden im größten Umfang getrieben. Die Ware wird selbst beim Verkauf kaum noch gezeigt. Das typischste, durchaus nicht alleinstehende Beispiel bildet die Sammlung F in London. Sie besteht, ich weiß nicht, aus wieviel hundert oder tausend Bildern. Um sie unterzubringen, hat der Besitzer das Obergeschoß eines der größten Londoner Bahnhöfe gemietet, reine Lagerräume, aber selbst in dieser Ausdehnung viel zu klein, um die Bilder aufzuhängen. Sie stehen in ungeheuren Stapeln an den Wänden, eines hinter dem anderen....« Weiter schreibt er: »Eine Statistik, die nachweisen würde, in wie wenig Händen sich die enormen heutigen Kunstvermögen befinden, würde Aufsehen erregen.... Durand-Ruel in Paris hat eine Menge berühmter Impressionistenbilder drei-, viermal besessen zu etappenweisen Preisunterschieden von jedesmal 1000 Prozent, und die Käufer sind sehr oft dieselben gewesen.«

Doch mit der Unnatur dieser Erscheinungen sind die Wirkungen des Kunsthandels noch nicht erschöpft. Er kann zu einem direkten Hemmnis des Fortschritts werden. Denn hat der Händler sein Kapital in einer gewissen Kunstrichtung angelegt, so wird er mit allen Kräften bestrebt sein, diese Bilder gangbar zu machen, ihre Preise möglichst hochzuschrauben oder wenigstens auf einer günstigen Höhe zu halten. Neue starke Erscheinungen, die den Wert der alten mindern könnten, wird er deshalb niederzuhalten suchen. Der große Händler ist gleichzeitig Verleger. So wirft er Bücher auf den Markt mit der Tendenz, sein Bildermaterial aktuell zu machen. Zum Beispiel klammert man sich jetzt an die Impressionisten, obwohl ihre Zeit offensichtlich um ist, nur weil in ihnen ein enormer Teil des Kunstkapitals steckt. Ohne diesen Umstand und der aus ihm folgenden immer erneuten Auffrischung der impressionistischen Richtung würde diese Kunst nur noch geringes öffentliches Interesse in Anspruch nehmen, da andere, tiefere Probleme zur Diskussion stehen.

Bei alledem ist es der reine Hohn, den Kunsthändler als Kulturpionier zu preisen. Niemand wird es einfallen, dem Börsenspekulanten oder dem Bauschieber wichtige kulturelle Verdienste beizumessen. Für den lauteren, selbstlosen Edelmut des Kunsthändlers treten aber selbst die besten Künstler in völliger ökonomischer Blindheit ein, obwohl er genau so operiert wie jeder andere Makler und immer an Stelle der Effekten Kunstwerke setzt. Man baut unbedingt auf die Kunstleidenschaft dieser Mäzene, die man gelegentlich bei Bilderkäufen, selbst vor ersten Werken, so oder ähnlich reden hören kann: »Nehmen Sie doch den X.« — »Nee, der geht nicht. Eher den Z, der steigt noch.«

Wie diese schmutzige Verwertung auf die Produktion selbst zurückwirkt, läßt sich leicht denken. Anstatt solidarisch an einem gemeinsamen Ziel zu arbeiten, sind die Künstler in der großen Mehrzahl von der Not bedrängt, vom schlimmsten Konkurrenzneid erfüllt. Instinktiv reagieren sie auf jede starke Neuerscheinung mit gehässiger Ablehnung, weil sie sich in ihrer Existenz be-

droht fühlen. Jeder kämpft isoliert um sein Dasein, und die Möglichkeit einer reinen Freude am Fortschritt der großen allgemeinen Sache, der sich an starken Neuschöpfungen offenbart, ist durch das Abhängigkeitsverhältnis vom Kapital mit Stumpf und Stiel ausgerottet. Man kann nicht das Künstlergetriebe kennen lernen, ohne von seiner trüben Rivalität im tiefsten angewidert zu werden. Man könnte schlechthin sprichwörtlich vom Künstlerneid reden.

An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen; — und so sehen die geistigen Ausläufer einer »Kultur« aus, die auf dem Kapital basiert. Uns bleibt demgegenüber nichts, als zwischen dieser Kultur und unseren Zielen einen klaren Strich zu ziehen.

Literarische Rundschau.

Robert Michels, **Probleme der Sozialphilosophie.** 18. Band der Sammlung »Wissenschaft und Hypothese«. Leipzig und Berlin 1914, B. G. Teubner. 208 Seiten. In Leinen gebunden 4,80 Mark.

Michels will die von ihm in dem vorliegenden Bande angeschnittenen Probleme keineswegs in ihrer ganzen Bedeutung für die Soziologie untersuchen; er will nur kurz auf gewisse Fragen und Einwände, die sich ihm beim Studium aufgedrängt haben, hinweisen und sie mit zur Betrachtung stellen. Daher enthält auch sein Buch neben Allbekanntem und oft Wiederholtem manche sehr interessanten Streiflichter, die einzelne Probleme in ganz neue Beleuchtung rücken.

In ihrer Gesamtheit kann man die zehn aneinandergereihten Essais, aus denen das Buch besteht, als wissenschaftliche Feuilletons charakterisieren — das Wort Feuilleton nicht in dem halbverächtlichen Sinne genommen, in dem es häufig von Journalisten auf wissenschaftliche Arbeiten angewendet wird, die ihren Mangel an innerem Gehalt durch eine gewisse Stilkünstelei und geistreichelnde Kauserie zu verdecken suchen — da Professor Robert Michels sich in seinen Essais einer leichtflüssigen, zwanglosen, von der Verwendung eines großen schwerfälligen wissenschaftlichen Apparats absehenden Darstellungsweise befleißigt, unbekümmert um alle strenge Systematik von einer Frage auf die andere überspringt und zur Würzung der Kost allerlei kleine satirische Bemerkungen einstreut. Aber mit dieser Betonung des Feuilletoncharakters seiner Abhandlungen soll keineswegs gesagt sein, daß sie nichts als eine nur auf äußere Wirkung bedachte, leichte sozialphilosophische Plauderei sind; es muß vielmehr zugestanden werden, daß sie größtenteils auf gründlicher Kenntnis der neueren soziologischen Literatur beruhen und von einer feinen Beobachtung des heutigen sozialen Lebens zeugen, besonders des italienischen und deutschen, aber auch des französischen und englischen Gesellschaftslebens, wie denn auch meist aus Michels Ausführungen ein kosmopolitischer Geist spricht, zu dem freilich das an einzelnen Stellen hervortretende Haschen nach kleinen Effekten in seltsamem Widerspruch steht.

Wie immer in solchen Aufsatzsammlungen, sind die zehn Abhandlungen nicht von gleichem Wert. Am meisten dürfte sozialdemokratische Leser die dritte Abhandlung, der Essai über »Solidarität und Kastenwesen« interessieren, in dem Michels nachzuweisen sucht, daß »zwischen den sozialen Antagonismen und der partiellen Solidarität« ein enger Zusammenhang besteht, das heißt die Solidarität nur auf dem »vulkanischen Boden der Interessengegensätze« gedeiht, ferner die vierte Abhandlung über das Problem des Fortschritts und die siebente über die »Behandlung des Proletariats in der Wissenschaft« oder, wie ich lieber sagen möchte, über den Einfluß der Klassenstellung der Gelehrten auf ihre Beurteilung des Arbeiterproletariats. Heinrich Cunow.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 20 | Ausgegeben am 28. August 1914 | 32. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

An unsere Leser.

Der Kriegszustand hat das Erscheinen aller Zeitschriften arg behindert, deren Verbreitungsgebiet ein größeres ist. Bei der „Neuen Zeit" kamen dazu noch besondere Schwierigkeiten dadurch, daß die Redaktion in Berlin und die Druckerei in Stuttgart war. Um diese Schwierigkeit zu beseitigen und das Blatt unseren Lesern rascher zugehen lassen zu können, haben wir uns entschlossen, die über ein Menschenalter lang bestehende und bewährte Verbindung der Redaktion mit der Stuttgarter Druckerei für die Zeit des Krieges zu unterbrechen und unsere Zeitschrift in unserer Berliner Parteidruckerei herstellen zu lassen.

Die bisherigen Verzögerungen und etwaige weitere Unregelmäßigkeiten im Erscheinen bitten wir mit der allseitigen und tiefen Störung unseres Verkehrswesens rechtfertigen zu wollen.

Wir werden uns bemühen, auch während des Krieges unsere Schuldigkeit zu tun und den Standpunkt unserer Partei entschieden und klar zum Ausdruck zu bringen. **Redaktion und Verlag der „Neuen Zeit".**

Volkskrieg.

Berlin, 13. August.

hw. So deutlich wie nichts anderes hat schon die erste Woche des großen Krieges den Unterschied zwischen einem freien und einem versklavten Volke auf dem Felde der Landesverteidigung offenbart. Die Grenzbevölkerung in Väterchens Reich hat mit jubelndem Zuruf die deutschen Vortruppen begrüßt, denn was in diesen Strichen an Polen und Juden sitzt, hat den Begriff Vaterland immer nur in Gestalt von Korruption und Knute zu schmecken bekommen. Arme Teufel und wirklich vaterlandslose Gesellen, hätten diese geschundenen Untertanen des blutigen Nikolaus, selbst wenn sie die Lust dazu aufbrächten, nichts zu verteidigen als ihre Ketten, und darum leben und weben sie jetzt in dem einen Sehnen und Hoffen, daß deutsche Gewehrkolben, von deutschen Fäusten geschwungen, das ganze zarische System ehestens zerschmettern möchten. Anders in Belgien. Hier glaubt das Volk reicher zu sein an bürgerlichen Freiheiten als in dem preußischen Deutschland, und als die Pickelhauben einmarschierten, erblickte man in ihnen nur die Träger eines freiheitsfeindlichen Militarismus. Vergebens waren die feierlichen Erklärungen des Reichskanzlers, der vor aller Welt die Unantastbarkeit belgischen Bodens verbürgte, vergebens die beruhigenden Zusicherungen des deutschen Oberkommandierenden, die sich etwa auf der Linie der Verse von Arno Holz hielten:

> Nicht die Welt zu knechten ist unser Begier,
> Brandfackeln zu werfen in fremdes Glück:
> Ein schwäbischer Bauer ist kein Baschkir
> und ein pommerscher Landwehrmann kein Kalmück!

Was tut's, wenn der Ruhm unſ're Siege
auf ſeine tönernen Tafeln ſchreibt?
Sie gelten dem Weib an der Wiege
und dem Schäfer, der ſeine Schafe treibt!

Die Belgier empfanden es minder idylliſch. Sie ſahen, daß die Brandfackel in ihr Gebiet flog, ſie wähnten, daß die öſtliche Reaktion auf dem Marſch ſei, getrieben von der Begier, die Welt zu knechten, und mit zuſammengebiſſenen Zähnen griffen ſie zur Flinte. Einen erbitterten Volkskrieg gegen fanatiſierte Dorfbewohner hatten unſere Truppen zu beſtehen, wie ihn etwa Paul Louis Courier, der große Pamphletſchreiber der Franzoſen, ſchon in den zwanziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts ſchilderte, als er den Heeren der heiligen Allianz die Warnung zurief: „Wenn ihr nach Lothringen und dem Elſaß marſchiert, nähert euch nicht den Hecken, vermeidet die Gräben, geht nicht an den Weinbergen entlang, haltet euch den Wäldern fern, hütet euch vor den Gebüſchen, den Bäumen, den Holzhaufen und mißtraut hohem Gras; kommt nicht zu dicht bei Bauerngütern und Weilern vorbei und macht einen vorſichtigen Umweg um Dörfer, denn die Hecken, die Gräben, die Bäume, die Büſche werden von allen Seiten Feuer auf euch geben, kein Feuer aus Reih und Glied, aber Feuer, das trifft und tötet, und wo ihr auch hinkommt, iſt jede Hütte und jeder Hühnerhof eine Feſtung gegen euch.“ So ging es auch in Belgien zu, und der Himmel mag dort Greuel ſonder Zahl geſehen haben, denn wo die Bevölkerung ſich der Waffen bedient, fordert ſie grauſame Unterdrückung heraus, und von allen Formen des organiſierten Menſchenwürgens wütet der Volkskrieg am unerbittlichſten, — „ganze Ortſchaften mußten zerſtört werden“, berichtet lakoniſch der Generalquartiermeiſter von dem belgiſchen Feldzug.

Alle Glocken läuten es aber ins Land hinein, daß auch auf deutſcher Seite der Krieg ein Volkskrieg ſei. Das ſtimmt und ſtimmt auch wieder nicht. Wenn heute Millionenheere gegeneinander geführt werden, um ſich mit den raffinierteſten Mitteln einer hochentwickelten Technik abzuſchlachten, ſo haben dieſen furchtbaren Zuſammenprall nirgends die Völker gewollt, nicht in Frankreich, England und Rußland und nicht in Oeſterreich und Deutſchland. Freilich haben auch die Regierungen in ihrer Mehrzahl die Kataſtrophe nicht gewollt. Aber nicht der unmittelbare Anlaß entſchleiert uns das Weſen dieſes Krieges, der nichts anderes iſt als der ſo lang vorausgeſagte, ſo bang vorausgeahnte Weltkrieg des Imperialismus. Wie im Zeichen der kapitaliſtiſchen Wirtſchaftsweiſe das Produkt den Produzenten beherrſcht und die Produktion ſich anarchiſch austobt, ſo beherrſcht auch die Politik kapitaliſtiſcher Staaten die ſogenannten leitenden Staatsmänner, ſtatt daß es umgekehrt wäre, und ſtatt daß die Menſchen die Dinge meiſtern, reißen die Dinge die Menſchen mit fort. Weil die kapitaliſtiſche Wirtſchaftsweiſe einen Reifegrad erreicht hatte, daß ſie mit Notwendigkeit gewaltſam die alten Formen ſprengen mußte, deshalb ſind, ob ſie es gleich nicht wollten, ob ſie ſich gleich dagegen ſtemmten, Herrſchende wie Beherrſchte in die wütenden Strudel des Weltkriegs hineingeſtürzt und ringen jählings mit den wilden Wogen, die ſie zu verſchlingen drohen.

Aber wenn man dem Krieg, der aus dem Dach des alten Europa an allen vier Ecken die Flammen herausſchlagen läßt, nur das Brandmal des imperialiſtiſchen Weltkriegs aufdrückt, urteilt man von dem kühlen Stand-

punkt des nachlebenden Geschichtsschreibers. Wir Zeitgenossen, die wir leidenschaftlich bewegt in den Wirbel der Ereignisse mit hineingezogen sind, müssen handeln, und uns deutschen Sozialdemokraten ist das Gesetz des Handelns leichter vorgeschrieben als den französischen oder gar den englischen Sozialisten. Wir haben wider uns den alt bösen Feind aller freiheitlichen Entwickelung in Europa, den Zarismus. Als man 1870 das diplomatische Ränkespiel hüben wie drüben noch nicht zu durchschauen vermochte und einfach an einen schnöden Angriffskrieg des dritten Napoleon auf Deutschland glaubte, schrieb Friedrich Engels an Karl Marx: „Deutschland ist durch Badinguet in einen Krieg um seine nationale Existenz hineingeritten. Unterliegt es gegen Badinguet, so ist der Bonapartismus auf Jahre gefestigt und Deutschland auf Jahre, vielleicht auf Generationen, kaputt. Von einer selbständigen deutschen Arbeiterbewegung ist dann auch keine Rede mehr, der Kampf um Herstellung der nationalen Existenz absorbiert dann alles, und bestenfalls geraten die deutschen Arbeiter ins Schlepptau der französischen.... Die ganze Masse des deutschen Volkes aller Klassen hat eingesehen, daß es sich eben um die nationale Existenz in erster Linie handelt, und ist darum sofort eingesprungen. Daß eine deutsche politische Partei unter diesen Umständen die totale Obstruktion predigen und allerhand Nebenrücksichten über die Hauptrücksicht setzen könnte, scheint mir unmöglich." Das gilt ebenso, wenn man Zarismus an die Stelle von Bonapartismus setzt! Der Zarismus als Zerschmetterer Deutschlands, und Europas Entwickelung wäre um Menschenalter zurückgeschleudert! Wenn darum in den trüben Zeiten der Reaktion nach 1849 demokratisch gestimmte Gemüter nach einem zweiten Jena seufzten, das gründlich mit dem junkerlichen Preußen aufräumen sollte, die deutsche Arbeiterklasse ruft, wennschon man sie bis heute in den Pferch der Rechtlosigkeit zwängte, den Sieg auf die deutschen Fahnen herab. Und so werden sich in dem großen Kampf gegen den Zarismus die deutschen Sozialdemokraten mit einer Tapferkeit schlagen, die all unsere Gegner beschämen soll, nicht für das ostelbische Junkertum, nicht für die imperialistische Bourgeoisie, nicht für das Dreiklassenwahlsystem und nicht für die Zollwucherpolitik, sondern für die Sicherheit der Heimat, für die Zukunft der Arbeiterklasse und für die Freiheit Europas. Ein zielklarer politischer Wille lebt auch, während sich die Donner des Weltkriegs über ihren Häuptern entladen, in der deutschen Arbeiterklasse: sich der Bundesgenossen der östlichen Barbarei im Westen zu erwehren, um zu einem ehrenvollen Frieden mit ihnen zu gelangen, und an die Vernichtung des Zarismus den letzten Hauch von Roß und Mann zu setzen. Insofern er diesen Zwecken dient, steht hinter dem Kriege, nachdem er nicht mehr zu vermeiden war, das ganze deutsche Volk. Insofern handelt es sich um einen Volkskrieg, und keine der Siegesbürgschaften fehlt ihm, die in der nationalen Verteidigung eines um sein Leben fechtenden Volkes stecken.

Aber auch der Krieg, der vor vierundvierzig Jahren genau in derselben Sommerzeit begonnen wurde, war, getragen von der Begeisterung der Massen, ein Volkskrieg, solange seine Waffen sich nur gegen den Bonapartismus kehrten. Als das Kaiserreich bei Sedan ruhmlos zusammengebrochen war, begann Bismarck jenen Eroberungskrieg gegen das republikanische Frankreich, dessen letzte Folgen wir jetzt auszubaden haben. So gibt es sicher auch bei uns schon Beutepolitiker, die, noch ehe der Bär gefällt ist, seinen

Pelz verteilen und am Schreibtisch die Länderkarte nach alldeutschem Geschmack zurechtschneiden. Nichts wäre für die äußere wie für die innere Politik Deutschlands so bedenklich, als wenn die Männer am Ruder solch ausschweifenden Plänen nicht jeden Widerstand entgegensetzten.

Doch wir gestehen offen: wir trauen der deutschen Regierung nicht das Maß von Unbesonnenheit zu, dessen es bedürfte, um den Volkskrieg, den Verteidigungskrieg, in einen Eroberungskrieg zu verwandeln.

Die Vorbereitung des Friedens.

Von K. Kautsky.

Ein lateinisches Sprichwort sagt, man solle den Krieg vorbereiten, wenn man den Frieden wolle. Das ist in gewissem Sinne richtig, darf jedoch nicht etwa dahin ausgelegt werden, als verbürge jede Kriegsrüstung den Frieden. Es kann im Gegenteil gerade durch Vorbereitung zum Krieg der Friede gefährdet werden. Wohl aber darf man umgekehrt ohne jede Einschränkung behaupten, daß während des Krieges schon der Friede vorbereitet werden muß. Ein Krieg kann stets nur eine Episode bilden, der Friede ist der normale Zustand der bürgerlichen Gesellschaft. Man führt Krieg nicht um zu siegen, sondern um einen vorteilhaften Frieden zu erlangen. Auch derjenige, der den Krieg unter die zweckmäßigen Mittel des Völkerlebens rechnet, wird nur einen solchen als einen glücklichen bezeichnen können, der das Mittel wird, einen besseren Friedenszustand herbeizuführen, als er vorher bestand. Niemand wird bezweifeln, daß ein Krieg, der einen verschlechterten Zustand herbeiführt, als ein unglücklicher und unglückseliger zu betrachten ist. Anderseits werden jedoch auch diejenigen, die den Krieg entschieden ablehnen, in einem Falle, in dem er einmal ausgebrochen ist, trachten müssen, daß er durch einen vorteilhaften Frieden beendigt werde.

Aber freilich, welcher Friede ist vorteilhaft? Was dem einen „sin Uhl", ist dem anderen „sin Nachtigal". Eines kann man indes auf jeden Fall sagen: für die große Masse ist ein Friede nur dann vorteilhaft, wenn er die Gewähr langer Dauer in sich trägt und den friedlichen Verkehr der Völker untereinander in keiner Weise hemmt und beeinträchtigt. Neros Motto: Oderint dum metuant, sie mögen mich hassen, wenn sie mich nur fürchten, hat sich selbst für den römischen Despoten nicht als ersprießlich erwiesen. Unter den modernen Völkern gibt es keines, das eine Zäsarenrolle spielen könnte und ebensowenig eine Eremitenrolle. Jedes der modernen Kulturvölker ist im Frieden auf den engsten Verkehr mit allen anderen Völkern auf dem Fuße der Gleichheit angewiesen, es kann sie weder ignorieren, noch ihnen als Herr gegenübertreten.

Direkt verderblich aber würde ein Friede, der nur als Waffenstillstand erschiene, den jeder zu angstvollem Rüsten benützte. Jede ökonomische Heilung der Wunden des Krieges würde dadurch unmöglich.

Am ehesten verspricht ein Friede von Dauer zu sein, wenn seine Ergebnisse in der Richtung der historischen Entwickelung liegen. Solche Ergebnisse bürgern sich rasch ein und werden bald als unverlierbare Errungenschaft betrachtet. Ergebnisse, die dem Gange der Entwickelung widersprechen, werden dagegen dauernd als quälend empfunden. Sie lassen die beteiligten Völker schwer oder gar nicht wieder zur Ruhe kommen.

In der Richtung der historischen Entwickelung liegt nun vor allem die Selbständigkeit der Völker, d. h. die Demokratie. Ihre vornehmsten Träger freilich wechseln. Vor einem Jahrhundert noch war es die Bourgeoisie und der Liberalismus. Heute ist es das Proletariat und die Sozialdemokratie. Damals wie heute jedoch ist es eine wachsende, erstarkende Klasse, und darin liegt es begründet und nicht etwa in ideologischen Erwägungen, daß die historische Entwickelung im Sinne der Demokratie und der Selbständigkeit der Völker vor sich geht.

Ihren vollkommensten Ausdruck kann diese nur in einem Nationalstaat finden, in einem Staate, der aus einer einzigen Nation besteht, in dem nur eine Sprache gesprochen wird, nicht in einem Nationalitätenstaat. Die moderne Produktionsweise bringt die Menschen in immer innigeren Verkehr miteinander. Die verschiedenen Teile eines Staates werden ihrer ehemaligen Isolierung entrissen, ökonomisch und politisch in engsten Kontakt miteinander gebracht. Je mehr die inneren Grenzen fallen, je mehr alle Staatsbürger die gleiche Sprache sprechen, desto intensiver kann das ökonomische, geistige, politische Leben vor sich gehen.

Innerhalb dieser Produktionsweise ersteht aber auch die Teilnahme der unteren Klassen am geistigen und politischen Leben, was eine Kräftigung jeder Nation bedeutet.

In einem Nationalstaate verbinden sich beide Tendenzen und verstärken einander. In einem Nationalitätenstaate stoßen sie feindlich aufeinander, erzeugen sie steigende Erbitterung der Nationen innerhalb des Staates gegeneinander, wirken sie lähmend auf den ökonomischen und politischen Prozeß, und zwar um so stärker, je mehr die Entwickelung fortschreitet.

Es wäre daher ein arger Rückschritt, wollte einer der großen Nationalstaaten, die an dem Kriege beteiligt sind, einen eventuellen Sieg dazu benutzen, sich nationsfremde Gebiete anzugliedern und dadurch aus einem Nationalstaat ein Nationalitätenstaat werden. Das wäre großes Unglück nicht nur für den Besiegten, sondern auch für den Sieger.

Es läge in solchem Vorgehen aber auch eine Verletzung der Selbständigkeit der Nationen, welche zu wahren doch jeder der großen Kulturstaaten in den Krieg gezogen ist. Jeder beteuerte, er wolle nur die eigene Selbständigkeit und Integrität wahren.

Damit ist jedoch nicht gesagt, daß jede Veränderung der Landkarte diesem Prinzip widersprechen müßte.

Wo Nationen durch eine Fremdherrschaft unterdrückt sind, kann die Besiegung dieser Herrschaft wohl ein Mittel werden, gerade die Selbstbestimmung der Nationen zur Geltung zu bringen. Wenn zum Beispiel im Falle einer Besiegung Rußlands die Bewohner Polens, der Ostseeprovinzen, Finnlands beanspruchen würden, selbst über ihre weitere staatsrechtliche Stellung zu entscheiden, ohne jeden äußeren Zwang, so stünde das vollständig im Einklang mit den Geboten der Demokratie. Und das gleiche wäre der Fall, wenn der Krieg Aegypten und Persien ihre Selbständigkeit brächte. Das wären Errungenschaften des Krieges, die bei keinem der an ihm beteiligten Völker, wenigstens nicht in ihren demokratischen Teilen, irgendeinen Stachel hinterließen. Sie würden vielmehr als Fortschritte und Friedensbürgschaften freudig begrüßt werden.

Vor allem aber wäre es für alle Völker notwendig, sollte der Friede ein dauernder werden, daß er die Ursachen beseitigt, die den Krieg hervorriefen. Daß ein lokaler Konflikt zwischen Oesterreich und Serbien sofort die ganze Welt in Brand setzte, ist in letzter Linie darauf zurückzuführen, daß das System des Wettrüstens ganz Europa in zwei feindliche Heerlager verwandelt hatte, die einander mit äußerstem Mißtrauen gegenüberstanden, jedes des Ueberfalls durch den anderen gewärtig, jedes immer schwerer gepanzert, immer mehr unter der Wucht des Panzers erliegend. Immer unerträglicher wurde dieser Zustand, aus dem es nur zwei Auswege gab: die Abrüstung durch gegenseitige Vereinbarung oder den Weltkrieg. Die Sozialdemokratie hat stets den ersteren Ausweg gefordert, aber im bürgerlichen Lager nur geringe Unterstützung dabei gefunden. So blieb nur die andere Alternative.

Im Bewußtsein der herrschenden Klassen ist freilich der Krieg nicht dem Wettrüsten entsprungen. Sie sehen nur die letzten, kleinlichen Veranlassungen und sie preisen das Maß der eigenen Rüstung, das uns dem Feinde gegenüber stark mache, als ob es nicht auch diesen veranlaßt hätte, sich stark zu machen! Aber trotzdem kann die Logik der Dinge die Sieger, wer immer sie sein mögen, dahin drängen, durch den Krieg zu erreichen, was vor ihm nicht durch friedliche Vereinbarungen erreicht wurde: die Abrüstung, zunächst vielleicht nur der Besiegten, womit aber auch für den Sieger der Drang nach erneuten Rüstungen wegfiele. Man könnte fürchten, das unter den herrschenden Klassen so mächtige Rüstungskapital werde sich einer derartigen Wendung widersetzen. Aber nach dem Kriege wird so viel Zerstörtes neu zu erbauen, so viel Ersatz verbrauchter Produktions- und Transportmittel zu schaffen sein, daß die Schwerindustrien dadurch hinreichend Beschäftigung finden und zunächst auf erneute Rüstungen weniger Wert legen werden.

Wie überall, kommt es natürlich auch hier nicht bloß auf das Was an, sondern auch auf das Wie. Eine durch einen Krieg dem Besiegten aufgezwungene Abrüstung kann für diesen leicht demütigende, degradierende Formen annehmen, die wir entschieden ablehnen müßten. Aber das Ziel selbst ist auf das innigste zu wünschen. Es wäre geradezu sinnlos, wenn ein aus dem Wettrüsten geborener Krieg mit allen den furchtbaren Verheerungen, die er mit sich bringt, nicht eine Beseitigung der Kriegsursache, sondern ihre Fortsetzung mit sich brächte und damit die Gewißheit eines baldigen neuen, noch entsetzlicheren Weltkrieges. Die Sozialdemokratie wird sicher beim Friedensschluß in allen Staaten für die Abrüstung eintreten. Sie wird trachten, sie zu einer allseitigen zu machen. Doch selbst dann, wenn die Abrüstung einseitig nur für den Besiegten gelten sollte, wird sie ihm ökonomisch reichlichen Ersatz für etwaigen Verlust an militärischer Macht bringen. Andererseits wird dieser ökonomische Erfolg vereint mit der verminderten Gefährlichkeit des Nachbarn den Sozialdemokraten der siegreichen Staaten eine starke Basis geben, um erfolgreich im eigenen Lande den Rüstungen entgegenzutreten.

Noch ein drittes Moment wird bei dem Friedensschluß in Betracht kommen: die Handelsverträge. Die bestehenden Verträge sind durch den Krieg zerrissen, neue werden abgeschlossen werden. Unter dem Drucke des Krieges kann da manches erreichbar werden, was bisher unerreichbar schien. Es wäre möglich, daß der Sieger ein Interesse daran findet, dem

Besiegten den Freihandel oder doch eine Annäherung daran aufzuerlegen. Ebensogut kann aber die Konstellation beim Friedensschluß eine solche sein, daß sie die Zusammenfassung verschiedener Staaten zu einem Zollverein ermöglicht und begünstigt. Insoweit ein solcher bestehende Zollinien abschaffte, bedeutete er einen Fortschritt und wäre zu begrüßen. Dagegen müßte er freilich bekämpft werden, wenn er als Mittel dienen sollte, Länder des Freihandels einem Schutzzollgebiet einzuverleiben.

Alles das sind internationale Grundsätze. Sie haben Geltung für jeden Staat. Wir können sie entwickeln, ehe es noch klar geworden ist, auf welche Seite sich die Wagschale des Erfolges neigt.

Erwägungen darüber hinaus über etwaige Machtverschiebungen und deren Konsequenzen wären zu der Zeit, wo vorliegende Zeilen geschrieben werden (20. August) müßige Spekulationen, Verteilung der Haut des Bären, ehe er erlegt ist. Nur eines kann man da im vorhinein sagen: Welches Land immer siegen mag, seine Sozialdemokratie wird sicher die erste seiner Parteien sein, die den Friedensschluß verlangt, und sie wird stets im Sinne der Mäßigung wirken.

Welche Erfolge ihr dabei beschieden sein mögen, hängt von Kraftverhältnissen ab, die sich heute nicht voraussehen lassen. Wie die Entscheidung über den Krieg, steht auch die über den Frieden noch nicht dem Volke zu. Immerhin muß sogar in einem absolutistischen Staat mit einer stark ausgesprochenen Volksstimmung gerechnet werden.

In den herrschenden Kreisen selbst bestehen beim Abschluß eines Friedens oft die größten Differenzen über die Friedensbedingungen. Bei schwankender Entscheidung kann die Rücksicht auf das Volk von Bedeutung auch dort werden, wo es sonst nichts dreinzureden hat.

Wie es bei Friedensverhandlungen zugehen kann, hat drastisch Bismarck in seinen „Gedanken und Erinnerungen" gezeichnet. Oesterreich war 1866 entscheidend aufs Haupt geschlagen worden. Es bot einen Frieden an, in dem es aus dem deutschen Bunde austrat, jedoch seine eigene Integrität ebenso wie die Sachsens forderte. Bismarck berichtet:

„Am 23. Juli fand unter dem Vorsitz des Königs ein Kriegsrat statt, in dem beschlossen werden sollte, ob unter den gebotenen Bedingungen Friede zu machen oder der Krieg fortzusetzen sei. . . . Ich trug meine Ueberzeugung dahin vor, daß auf die österreichischen Bedingungen der Friede geschlossen werden müsse, blieb aber damit allein. Der König trat der militärischen Mehrheit bei. . . . Ich machte mich nun an die Arbeit, die Gründe zu Papier zu bringen, die meines Erachtens für den Friedensschluß sprachen, und bat den König, wenn er diesen meinen verantwortlichen Rat nicht annehmen wolle, mich meiner Aemter als Minister bei Weiterführung des Krieges zu entheben. . . .

Ich entwickelte dem König an der Hand meines Schriftstücks die politischen und militärischen Gründe, die gegen die Fortsetzung des Krieges sprachen.

Oesterreich schwer zu verwunden, dauernde Bitterkeit und Revanchebedürfnis mehr als nötig zu hinterlassen, müßten wir vermeiden, vielmehr uns die Möglichkeit, uns mit dem heutigen Gegner wieder zu befreunden, wahren und jedenfalls den österreichischen Staat als einen Stein im europäischen Schachbrett und die Erneuerung guter Beziehungen mit demselben als einen für uns offen zu haltenden Schachzug ansehen. Wenn Oesterreich schwer geschädigt wäre, so würde es der Bundesgenosse Frankreichs und jedes Gegners werden; es würde selbst seine antirussischen Interessen der Revanche gegen Preußen opfern."

Diese und andere Erwägungen stießen beim König Wilhelm auf heftigen Widerstand. Er wollte Gebietsabtretungen, um den Feind zu „bestrafen". Bismarck erwog nach einer erregten Diskussion schon seinen Rücktritt, als sich der Kronprinz, der von Anfang an Gegner des Krieges gewesen war, sich ins Mittel legte und von seinem Vater die Zustimmung zum Frieden erreichte.

„Diese Zustimmung hatte ihren Ausdruck gefunden in einem mit Bleistift an den Rand einer meiner letzten Eingaben geschriebenen Marginale ungefähr des Inhalts: „Nachdem mein Ministerpräsident mich vor dem Feinde im Stich läßt und ich hier außerstande bin, ihn zu ersetzen, habe ich die Frage mit meinem Sohne erörtert, und da sich derselbe der Auffassung des Ministerpräsidenten angeschlossen hat, sehe ich mich zu meinem Schmerze gezwungen, nach so glänzenden Siegen meiner Armee in diesen sauren Apfel zu beißen und einen so schmachvollen Frieden anzunehmen." („Gedanken und Erinnerungen", 20. Kapitel.)

Was dem König so schmachvoll erschien, erwies sich hinterdrein als eine der klügsten Handlungen Bismarcks.

Nicht die gleiche Mäßigung bewies er wenige Jahre später gegenüber der französischen Republik. Aber damals wollte auch die große Masse der deutschen Bevölkerung nichts von Mäßigung hören.

Etwas ähnliches scheint im Falle großer Siege diesmal der leitende Staatsmann Ungarns, Graf Tisza, zu erwarten. Ein Bericht des Ungarischen Korrespondenzbureaus vom 15. August dementiert eine Aeußerung, die Tisza im Klub der Arbeitspartei (nicht etwa der Arbeiterpartei, sondern der Partei, die für die Regierung arbeitet) getan haben soll:

„Davon, daß wir keinen billigen Frieden schließen wollen, wenn der Sieg auf der ganzen Linie unser ist, habe der Ministerpräsident nicht gesprochen. Nach einem solchen Kriege ist es ja gewöhnlich die Aufgabe der Männer in verantwortlicher Stellung, die Ansprüche der öffentlichen Meinung zu mäßigen."

Das ist eine sehr löbliche Auffassung, aber wir wollen uns doch nicht einzig auf „die Männer in verantwortlicher Stellung" verlassen, sondern auch unser Teil dazu beitragen, „die Ansprüche der öffentlichen Meinung zu mäßigen". Dazu gehört vor allem, daß wir selbst die nötige Ruhe und Objektivität bewahren, daß wir uns frei halten von der naiven Einbildung, die Leiden, die der Krieg über uns verhängt und die unvermeidlich mit ihm verbunden sind, als Produkte der Bösartigkeit des Gegners zu betrachten.

Gerade die Krieger, die mit dem Wesen der Kriegführung am besten vertraut sind, halten sich am ehesten frei von dieser Einbildung. Sie bekämpfen den Gegner aufs energischste und rücksichtsloseste, ehren ihn aber um so mehr, je kraftvoller er sich zur Wehr setzt. Wie hoch auch ihre Wut in der Schlacht aufflammen mag, außerhalb des Kampfes achten sie im Gegner den Menschen. Das ist ein wesentlicher Charakterzug der Ritterlichkeit. Wo sie herrscht, hindert der Krieg nicht herzliche Beziehungen im Frieden. Gerade Federfuchser und andere Leute fern vom Schuß sind es dagegen oft, die die Wut des Kampfes auch in die Beziehungen des Friedens übertragen, die den Feind beschimpfen, verdächtigen, aufs tiefste erniedrigt sehen wollen, da sie selbst ihm nicht schaden können.

Diese Gesinnung viel mehr als echter Kampfeszorn wird nach großen Siegen ein starkes Hindernis eines raschen und billigen Friedens. Von ihr sich fernzuhalten, geziemt vor allem der Sozialdemokratie, und so weit wir sehen können, gelingt ihr das auch in allen Landen.

Es wurde die Befürchtung ausgesprochen, die proletarische Internationale sei durch den Krieg gesprengt worden. Als Beweis dafür wird auf die Tatsache hingewiesen, daß die Sozialisten Belgiens und Frankreichs die Kriegskredite bewilligten. Merkwürdigerweise wurde dieser Vorwurf in deutschen Parteiorganen erhoben, die die Bewilligung der deutschen Kriegskredite ganz in der Ordnung fanden.

Die Abstimmung unserer Genossen in Frankreich und Belgien erfolgte aber aus genau den gleichen Motiven wie die in Deutschland: auch sie hielten das Vaterland, seine Freiheit und Integrität für gefährdet. Daß in einem solchen Falle die Sozialdemokraten mit aller Kraft für die eigene Nation eintreten, galt für uns stets als selbstverständlich.

Ob die Bedingungen für die Bewilligung der Kriegskredite tatsächlich gegeben und die Abstimmung objektiv richtig war, wird erst eine genaue historische Untersuchung nach dem Kriege zeigen können. Aber die subjektive Ueberzeugung der Abstimmenden genügt, sie vor der Internationale alle in gleicher Weise zu rechtfertigen.

Auch an dem Eintritt Vanderveldes in ein bürgerliches Ministerium der nationalen Verteidigung wurde Anstoß genommen. Und doch war gerade dieser Fall vorhergesehen. Der Pariser internationale Kongreß von 1900 entschied, der Eintritt eines Sozialisten in ein bürgerliches Ministerium sei nur in Ausnahmefällen zulässig. Als einen solchen Fall bezeichnete ich in meiner Erläuterung der Resolution in der „Neuen Zeit" (XIX, 1, S. 39) die Bildung eines Ministeriums zur Abwehr eines übermächtigen äußeren Feindes. Ich wies auf das französische Ministerium der nationalen Verteidigung von 1870 hin und fügte hinzu:

„Wenn heute, was ja nicht wahrscheinlich, die Armeen des deutschen Kaiserreichs von denen des Zaren besiegt würden und die Gefahr bestände, daß das Knutenregiment in Europa allmächtig wird, dann würde die deutsche Sozialdemokratie wohl keinen Moment zögern, ihre Vertreter in ein Ministerium zu entsenden, das die Aufgabe hätte, den Volkskrieg zu organisieren, selbst wenn sie in diesem Ministerium mit Liberalen und linksstehenden Zentrumsleuten zusammenwirken müßten."

Schon während des Krieges von 1870 schrieb der „Volksstaat" (offenbar Liebknecht) über die Regierung, die nach der Schlacht von Sedan in Frankreich eingesetzt wurde:

„Die neue Regierung nennt sich mit Fug „Regierung der nationalen Verteidigung". Es liegt in der Natur der Sache, daß sämtliche Parteien, denen es ernst ist um die Verteidigung des Vaterlandes, auch in dieser Regierung vertreten seien. Sie besteht demgemäß aus Republikanern aller Schattierungen und enthält sogar orleanistische Elemente. Daß nur Ein Sozialdemokrat, Rochefort, sich, noch dazu in einer untergeordneten Stellung, in der Regierung befindet, erscheint uns freilich sehr befremdend, indes wir hoffen, unsere Parteigenossen werden diesem Mangel bald abhelfen." („Volksstaat", 11. September 1870.)

Liebknecht sah also 1870 in dem Eintritt eines Sozialisten in ein Ministerium der nationalen Verteidigung keineswegs einen Verstoß gegen die Internationalität.

Wir haben keinen Grund anzunehmen, daß das Bewußtsein der internationalen Solidarität irgendwo im klassenbewußten Proletariat durch den Krieg ausgelöscht worden sei. Bei unseren Mitläufern mag es verdunkelt sein, bei den Kämpfern im Felde fehlt die Möglichkeit, sie zu betätigen.

Aber sobald die Zeit gekommen ist, den Frieden zu verlangen, wird sich in dem einmütigen Streben nach einem raschen und billigen Abschluß des Krieges die proletarische Internationale wieder von neuem zusammenfinden, und wir hoffen zuversichtlich, ihr Einfluß auf die Gemüter der arbeitenden Klassen wird dann kraftvoller sein denn je.

Vom Wirtschaftsmarkt.

Krieg und Arbeitslosigkeit.

Aufrechterhaltung der industriellen Betriebe. — Zur Finanzlage. — Rohstoffzufuhr und Warenabsatz nach dem Auslande. — Der Handelsverkehr mit Oesterreich, Dänemark, Holland, der Schweiz, Schweden und Norwegen. — Schlechte Aussichten für die Textilindustrie. — Erzwungene Betriebseinstellungen. — Steigen der Getreidepreise. — Die drohende Gefahr allgemeiner Arbeitslosigkeit. — Empfohlene Abwehrmaßnahmen.

Berlin, 25. August 1914.

Auf militärischem Gebiet sind die Vorbereitungen für die Kriegführung im wesentlichen beendet. Die Mobilisierung und der Aufmarsch in den Grenzbezirken kann als durchgeführt gelten. Schon hat im Westen wie im Osten Deutschlands das blutige Ringen der aufgebotenen Massen begonnen. Auf wirtschaftlichem Gebiet sieht es dagegen mit der Disziplinierung und Einordnung der widerstrebenden Kräfte und Interessen in das volkswirtschaftliche Gesamtgetriebe weit trüber aus. Die in manchen Wirtschaftskreisen hervortretende Tendenz, die jetzige Lage rücksichtslos zur Preistreiberei auszunutzen, wie andererseits die ängstliche Furcht vor der Vernichtung der oft mit harter Arbeit aufgebauten wirtschaftlichen Existenz haben die Interessengegensätze noch mehr verschärft. Neue, bisher im Fortgang der wirtschaftlichen Entwickelung wenig gewürdigte Probleme tauchen auf und verlangen gebieterisch ihre Lösung. Darunter vor allem das schwierige Problem einer möglichst ungehemmten Aufrechterhaltung der industriellen Betriebe und Abwehr der Arbeitslosigkeit. Obgleich seit der Kriegserklärung an Rußland und Frankreich kaum drei Wochen verflossen und mehr als zwei Millionen bislang im nationalen Erwerbsleben tätiger Männer zu den Fahnen einberufen worden sind, hat bereits die Arbeitslosigkeit eine selbst in den schwersten Zeiten früherer Wirtschaftskrisen unbekannte Ausdehnung erlangt, und doch hat sie noch lange nicht ihren höchsten Stand erreicht. Sie wird weiter steigen, wenn erst die fremden, in Deutschland nicht selbst hergestellten Rohstoffe zur Neige gehen, die Absatzmöglichkeit immer mehr schwindet und jene Betriebe, die heute für die erste Ausrüstung des Heeres mit Anspannung aller Kräfte arbeiten, ihre Tätigkeit mehr und mehr einschränken müssen: eine Notwendigkeit, die selbst dann eintreten muß, wenn der Krieg für Deutschland günstig verläuft.

Mehr noch als der Kriegführung stellt vielleicht der jetzige Krieg der Wirtschaftsführung neue schwierige Aufgaben. Es ist deshalb durchaus verfrüht, wenn dieser Tage schon eine Reihe Börsen- und Handelsblätter meinte, die erste schwerste Periode der durch den Krieg hervorgerufenen Wirtschaftsstörung wäre glücklich überstanden. Trotz der enormen Inanspruchnahme der Eisenbahnen durch

die Truppentransporte und der Herausziehung von Millionen Erwerbstätiger aus Produktion und Handel funktioniere das heutige Wirtschaftssystem noch immer vortrefflich. Wohl hätten mancherorts die Warenversorgung, der Handels- und Geldverkehr zeitweilig gestockt, doch diese Erscheinungen würden bald überwunden sein — dank der guten inneren Organisation des deutschen Wirtschaftsgetriebes und vor allem dank der durch die Reichsbankpolitik ermöglichten finanziellen Kriegsrüstung.

Es kann nicht bestritten werden, daß die Reichsbank mit Geschick operiert hat und daß, durch sie getrieben, auch die großen Kreditbanken vor dem Ausbruch des Krieges ihre Barreserven wesentlich erhöht hatten, wies doch die letzte Zwischenbilanz der acht Berliner Großbanken am Schlusse des Monats Juli eine Barreserve von 7,1 Proz. (Summe der Kassenbestände und der Guthaben bei Notenbanken im Verhältnis zur Summe der kurzfristigen Depositen und sonstigen Kreditoren) auf gegen 5,1 Proz. im Durchschnitt des Jahres 1913. Und ebenso ließ die Bilanz erkennen, daß man die auf langfristige Kündigung gewährten Kredite möglichst einzuschränken bestrebt gewesen war.

So hat sich denn der Bank- und Geldverkehr in den Tagen nach der Kriegserklärung tatsächlich viel günstiger abgespielt, als nach der Fiebertemperatur der Börse in der letzten Juliwoche erwartet werden durfte, wenn es auch an allerlei Panikerscheinungen, Runs auf Bankinstitute und Sparkassen, zeitweiligen Suspensionen der Depositenauszahlungen, Verweigerung der Annahme von Reichsbanknoten und Reichskassenscheinen, keineswegs gefehlt hat. Doch daran, daß trotz einer gewissen Erschütterung des Geld- und Kreditverkehrs die großen deutschen Kreditbanken bei ihrem starken Rückhalt an der Reichsbank den Kriegsausbruch wohlbehalten überstehen würden, dürften, abgesehen von einigen Ueberängstlichen, die schon für die erste Kriegswoche den wirtschaftlichen Zusammenbruch prophezeihten, nur wenige gezweifelt haben. Die Wahrscheinlichkeit des Eintretens einer ernsten Finanzkrise beginnt erst für die Zeit nach fünf- oder sechsmonatiger Kriegsdauer, wenn für die Kriegführung die ersten fünf oder sechs Milliarden Mark verausgabt sein werden.

Weit drohender als der finanzielle Zusammenbruch ist die Gefahr, daß sich der Wirtschaftsbetrieb, vor allem die industrielle Produktion, nicht in einem Maße aufrechterhalten läßt, um der Arbeiterklasse die erforderliche Beschäftigung und damit die Mittel zur Beschaffung der nötigsten Unterhaltsmittel zu gewähren. Manche Zeitungen gefallen sich jetzt darin, allerlei Berechnungen anzustellen, wieviel Brotkorn und Kartoffeln voraussichtlich geerntet werden dürften, wieviel Vieh vorhanden ist, wieviel Zucker produziert werden könnte usw., welche Quantitäten also von solchen Nahrungsmitteln möglicherweise vorhanden sein werden und wie lange diese bei mäßigem Verbrauch reichen könnten. Gewiß, die Frage, wie hoch sich die Lebensmittelvorräte belaufen, ist sehr wichtig; aber sie entscheidet keineswegs, ob, wie gewöhnlich die Redensart lautet, „das deutsche Volk für die Kriegszeit genügend oder ungenügend mit Nahrungsmitteln versorgt ist“. Denn es kommt nicht nur darauf an, daß genügend Lebensmittel vorhanden sind, sondern daß sie auch den arbeitenden

Volksschichten in genügender Menge zu ihrer Unterhaltung zugänglich sind, d. h. daß diese sie zu kaufen vermögen. Sehr oft sind in Krisenzeiten die Nahrungsmittel wie die kleinen Massenbedarfsartikel in überreichlicher Fülle vorhanden, und doch leidet die Arbeiterschaft bittere Not, weil es ihr infolge der herrschenden Arbeitslosigkeit an Geld fehlt, sich die nötigsten Nahrungsmittel zu verschaffen.

Diese Gefahr ist es, *die am nächsten und am schwersten dem deutschen Volk droht*, und sie ist dadurch, daß England sich Rußland und Frankreich angeschlossen hat, ganz wesentlich erhöht worden. Das englische Landheer kommt sicherlich wenig in Betracht, um so mehr aber die englische Flotte, durch die England dem Deutschen Reich nicht nur die Zufuhr vieler Nahrungs- und Genußmittel, sondern auch die Zufuhr verschiedener der wichtigsten Rohstoffe und die Ausfuhr einer Menge von Fertigfabrikaten abzuschneiden vermag, auf deren Absatz nach dem Auslande die deutsche Industrie angewiesen ist.

Durch Englands Beteiligung am Krieg wird zunächst völlig der Handel mit England selbst und seinen Kolonien unterbunden, der schon an sich höchst bedeutend ist, denn der Gesamtwarenhandel (ohne Edelmetallverkehr) Deutschlands mit England hat im letzten Jahr insgesamt in Einfuhr und Ausfuhr 2314 Millionen Mark, mit den englischen Kolonien 1116 Millionen Mark betragen. Beteiligt an der Ausfuhr nach England ist vornehmlich die Zucker-, Stahl-, Textil-, Leder-, Pelz- und chemische Industrie, während die Einfuhr aus England vornehmlich aus Steinkohlen, Baumwoll-, Kamm-, Alpaka- und Mohärgarnen, aus Heringen, Woll- und Baumwollgeweben aller Art besteht.

Aber es kommen nicht nur diese Handelsbeziehungen zwischen England und Deutschland in Betracht, fast der ganze Handelsverkehr mit den überseeischen Ländern ist heute bereits zum größten Teil lahmgelegt und wird völlig unterbunden werden, sobald England die Blockade der deutschen Nordseeküste gelingt.

Da über die Grenzen der Länder hinüber, mit denen sich Deutschland im Kriege befindet, natürlich aller Handelsverkehr aufhört, so bleiben dem deutschen Handel an Grenzländern vorläufig nur Oesterreich-Ungarn, Dänemark, Holland und die Schweiz, teilweise auch Schweden und Norwegen geöffnet. Der Handel mit diesen Ländern stellte sich im vorigen Jahr in der Einfuhr auf 1872 Millionen Mark, in der Ausfuhr auf 3010 Millionen Mark. Oesterreich ist aber selbst am Krieg beteiligt, während die Einfuhr aus Dänemark und Holland größtenteils aus Pferden, Vieh, Fleisch, Butter, Sahne, Eier, Käse, gesalzenen Heringen, Gemüse, Obst und anderen Nahrungsmitteln besteht. Dieser starke Anteil der Nahrungsmittel an der Einfuhr aus Holland und Dänemark ist sicherlich insofern ein Vorteil, als er die Versorgung Deutschlands mit Lebensmitteln erleichtert, wenngleich die beiden Regierungen, um die notwendigen Nahrungsmittel möglichst im eigenen Lande zurückzuhalten, bereits die Ausfuhr verschiedener Artikel verboten haben; aber als Lieferanten von Rohstoffen für unsere Industrie kommen beide Länder kaum in Betracht. Etwas anders steht es mit der Schweiz, die Deutschland neben fertigen Fabrikaten (vornehmlich Uhren) und Käse besonders Rohseide, Florettseidengespinste, rohes Aluminium,

Rindshäute, Baumwollen- und Wollengarne sowie verschiedene Rohstoffe für die chemische Industrie liefert, ferner Schweden und Norwegen, die neben frischen und gesalzenen Fischen vor allem Eisenerze, Holz, Tran, Kalksalpeter, Roheisen, Nitrite, Zink, Felle und Häute in Deutschland einführen.

Im vorigen Jahr betrug der Warenhandel Deutschlands mit diesen sechs Ländern insgesamt 4882 Millionen Mark. Mit größter Sicherheit kann man jedoch darauf rechnen, daß er schon in allernächster Zeit sich höchstens nur noch auf 40 bis 50 Proz. des bisherigen Umsatzes belaufen wird, denn Oesterreich, dessen Handel mit Deutschland fast zwei Fünftel zu der obigen Summe beitrug (1932 Millionen Mark), steht selbst in einem alle wirtschaftlichen Kräfte brachlegenden Kampf, der Handel der Schweiz ist ebenfalls dadurch, daß es inmitten kriegführender Länder liegt und sich zur Mobilmachung genötigt sah, stark in Mitleidenschaft gezogen, und der Schiffsverkehr mit Norwegen und Schweden hat fast aufgehört. Demnach muß damit gerechnet werden, daß selbst bei einem für das Deutsche Reich relativ günstigen Verlauf der Kriegsoperationen der Außenhandel Deutschlands, der sich im vorigen Jahr auf 20 867 Millionen Mark stellte, um mehr als 90 Proz. abnehmen, also auf ungefähr ein Zehntel seines bisherigen Umfangs zurückgehen wird.

Was das für die Industrie und den Handel bedeutet, wird sich leider nur allzubald herausstellen. Besonders wird die Textilindustrie durch diesen Rückgang getroffen, die ohnehin schon in den letzten Jahren infolge der Balkanwirren unter der Stockung des Absatzes nach den Balkanländern und Kleinasien sowie der um die Mitte vorigen Jahres einsetzenden einheimischen Wirtschaftskrise litt. Ihr wird durch den jetzigen Krieg nicht nur die Rohstoffzufuhr — die deutsche Industrie hat im vorigen Jahr für 607 Millionen Mark Rohbaumwolle, für 413 Millionen Mark rohe Schafwolle, für 224 Millionen Mark Baumwollen- und Wollengarne, für 94 Millionen Mark Jute und für 158 Millionen Mark ungefärbte Rohseide aus dem Auslande bezogen — fast völlig abgeschnitten, sondern zugleich ihr auswärtiges Absatzgebiet entzogen, hat doch z. B. die deutsche Textilindustrie, abgesehen von allerlei halbfertigen Artikeln, allein für 919 Millionen Mark Baumwoll-, Woll- und Seidenwaren und für 132 Millionen Mark Kleider und Putzwaren exportiert.

Man hört und liest zwar jetzt in der Zeit des durch die Kriegsleidenschaft getrübten Urteils die Ankündigung gar seltsamer Auskunftsmittel. So heißt es, selbst wenn die Zufuhr über deutsche Häfen nicht möglich sein sollte, wäre das nicht so schlimm, dann würde die deutsche Baumwollindustrie eben einfach die nötige Rohbaumwolle über neutrale italienische Häfen beziehen. Die so reden, haben nicht die geringste Kenntnis von der Organisation und dem Betrieb des internationalen Handels. Für den europäischen Baumwollhandel kam bisher als maßgebender, preisbestimmender Markt die Liverpooler Baumwollbörse, für Deutschland die Bremer Baumwollbörse in Betracht. Glaubt man wirklich, die Amerikaner würden aufs Geratewohl Schiffe mit Rohbaumwolle nach italienischen Häfen senden, auf das Risiko hin, daß sich dort vielleicht Abnehmer für Rohbaumwolle finden, die diesen Rohstoff nach Deutschland übermitteln? Und wenn tatsächlich

auf diesem Wege einzelne kleine Quantitäten nach Deutschland gelangen könnten, so würde sich doch der Preis durch die Transportkosten und Spesen so hoch stellen, daß er für die deutsche Baumwollindustrie im ganzen — abgesehen vielleicht von einzelnen für den Kriegsbedarf arbeitenden Fabriken — nicht erschwinglich wäre, ist es doch eine Tatsache, daß regelmäßig, wenn infolge schlechter Baumwollernten und Preistreibereien am Liverpooler Baumwollmarkt eine Preissteigerung um 1 bis 2 Pence pro Pfund Rohbaumwolle eintritt, die englische Baumwollindustrie aufs schwerste erschüttert wird und große Teile ihres Betriebes zum Stillstehen kommen. Zudem aber fehlt unter den heutigen Bedingungen der große Absatz nach dem Auslande, während zugleich der einheimische Verbrauch enorm abnimmt, denn es ist klar, daß die ärmeren Bevölkerungsschichten zunächst für die notwendigen Lebensmittel sorgen und jede Ausgabe für Kleidung vermeiden, die nicht absolut nötig ist.

Und ähnlich ist die Lage einer langen Reihe anderer Industriezweige beschaffen, wie hier im einzelnen nicht näher dargelegt werden kann: z. B. der Eisen- und Stahlindustrie, die weder den Bezug von ausländischen Eisenerzen (im vorigen Jahr für 227 Millionen Mark) noch den Absatz nach dem Auslande zu entbehren vermag, wurden doch 1913 für 680 Millionen Mark Maschinen, für 652 Millionen Mark fertige Eisenwaren, für 205 Millionen Mark Stabeisen, für 103 Millionen Mark Eisenblech, für 84 Millionen Mk. Eisenröhren, für 74 Millionen Mk. Eisenbahnschienen usw. ausgeführt. Ferner sind vornehmlich die Pelz-, Häute- und Lederindustrie, die Elektrizitätsindustrie, die Holzindustrie, die Kautschuk- und Guttaperchaindustrie, die Oelindustrie, die Farbwarenindustrie, die Zinnindustrie auf den Handelsverkehr mit dem Auslande angewiesen. Und neben diesen sehen eine Reihe anderer Geschäftszweige einer trüben Zukunft entgegen: das Baugeschäft und die mit diesem zusammenhängenden Gewerbe, die Seeschiffahrt, das überseeische Import- und Exportgeschäft, das Expeditions- und Frachtgeschäft, die nicht Lebensmittel oder unentbehrliche Bedarfsartikel feilbietenden Kleinhändler, das nicht für den Kriegsbedarf arbeitende Handwerkertum usw.

Und während auf allen diesen Gebieten der Arbeiterklasse eine immer weiter um sich greifende Arbeitslosigkeit droht, steigen zugleich die Lebensmittelpreise; denn durch die Riesenaufkäufe von Lebensmitteln für die Armeen ist auf dem Lebensmittelmarkt ein neuer, die Nachfrage künstlich hochtreibender Faktor erstanden. Die Preislage wird nicht mehr durch die aus dem Bedarf der Bevölkerung sich ergebende Nachfrage in ihrem Verhältnis zum Angebot bestimmt, sondern durch die von den militärischen Instanzen festgesetzten und bezahlten Preise. Wenn der Großhändler von den militärischen Aufkäufern einen bestimmten hohen Preis erhalten kann, verkauft er selbstverständlich an Privatpersonen nicht billiger. Den Beweis dafür liefert die Berliner Getreidebörse. Als in den Tagen der Kriegserklärung an Rußland von militärischer Seite der Weizen in Berlin mit 250 Mk. und 255 Mk. pro Tonne aufgekauft wurde, stieg der Weizenpreis an der Börse bis auf 260 Mk. Darauf stellte das Militär seine Käufe vorläufig ein, und nun fielen die Preise und stellten sich am 11. August für

sofort lieferbaren Weizen auf 210 bis 212 Mk., für Roggen auf 182 Mk. und für Hafer auf 190 Mk. Da seitdem die Käufe für den Kriegsbedarf erneut eingesetzt haben, kostete bereits am 22. d. Mts. wieder Weizen 222 Mark, Roggen 190 Mk., Hafer 214 Mk. pro Tonne.

Zunehmende Arbeitslosigkeit bei gleichzeitiger Steigerung der Lebensmittelpreise, das sind also die Folgen, die der Krieg der Arbeiterschaft in Aussicht stellt. Auch bürgerliche Politiker und Volkswirtschaftler, die über ihre Nase hinaussehen, erblicken darin die nächste und größte Gefahr. So heißt es in einem jüngst in der „Hilfe" erschienenen Aufsatz von Dr. Paul Rohrbach:

„Unsere Fabriken werden also in absehbarer Zeit nicht nur durch den Auszug der waffenfähigen Mannschaft, sondern auch durch den Mangel an Rohmaterial zum Stillstand genötigt. Was soll aus den sächsischen Textilgebieten, was soll aus der Lausitz, aus Krefeld, Solingen und dem ganzen rheinisch-westfälischen Bezirk werden, wenn die Industrie mit Ausnahme der Steinkohlengruben, der Eisenwerke und der Waffenfabriken allmählich zu arbeiten aufhört? . . . Das ist die Rechnung der Engländer, die ja, wenn sie wollen, jeden Rohstoff als Kriegskonterbande erklären und die neutralen Staaten hindern können, ihn uns zuzuführen. Wie sieht unsere Gegenrechnung aus? Sie muß so aussehen, daß der Entschluß aus ihr hervorleuchtet, alle Hungernden und Bedürftigen, die zu Hause sitzen, kriegsunfähige Männer, Frauen und Kinder, durch Opfer des Staates und der besitzenden Klassen so lange zu erhalten, bis der Angriff der Feinde gebrochen ist und wir einen Frieden schließen können, der uns ermöglicht, alle geschlagenen Wunden zu heilen und uns als Weltvolk zu behaupten. . . .

Wenn nicht elementare Katastrophen eintreten, so ist also das einzige, was Deutschland zum Frieden zwingen könnte, der Hunger der Brotlosen. Dazu würde es nur kommen, wenn diejenigen, die etwas haben, sich weigern, denen mitzuteilen, die nichts haben. Es kann wohl sein, daß wir eine gesetzliche oder freiwillige Vermögenssteuer von großer Höhe erleben, nicht um die Kosten des Krieges davon zu bezahlen, sondern um mit ihrer Hilfe das Brot und Fleisch, das in Deutschland wächst, denen in die Hand zu geben, die sich selbst nichts mehr erarbeiten können, weil die Arbeitsgelegenheit fehlt."

Zur Abwehr dieser Gefahr richten einzelne liberale Blätter an Fabrikanten und Kaufleute die dringende Aufforderung, ihren Betrieb aufrechtzuerhalten, sei es auch unter persönlichen Opfern. Und zugleich werden die Städte ermahnt, nicht die angefangenen städtischen Arbeiten halbfertig liegen zu lassen, sondern vielmehr neue Arbeiten in Angriff zu nehmen. Der Vorstand der sozialdemokratischen Partei und die Generalkommission der Gewerkschaften haben sich diesen Forderungen angeschlossen und dem Reichsamt des Innern eine Reihe Vorschläge unterbreitet, wie den Einschränkungen und Arbeiterentlassungen der Staats- und Kommunalbetriebe entgegengewirkt werden kann. Das ist erfreulich, ist doch das Verfahren, das manche reichen Städte eingeschlagen haben, um sich ihren sogenannten „Ehrenpflichten" zu entziehen, geradezu erbärmlich. Aber alle Selbsttäuschung in dieser bitterernsten Zeit ist schädlich; deshalb muß gesagt werden, daß, abgesehen von einzelnen Fällen, der Erfolg der Ermahnungen ausbleiben wird. Wie so manche unserer potenten Firmen denken, zeigt die Tatsache, daß sie die jetzigen Umstände nach allen Regeln der Kunst zu

unverschämten Preistreibereien auszunutzen suchen. Und ein anderer Teil kann, selbst wenn er wollte, den Betrieb nicht aufrechterhalten. Es fehlt ihm an jeglichen Aufträgen und an Kredit; vielfach ist zudem ein großer Teil des Kapitals in Warenlagern und Vorräten investiert. Wohl beleihen die neu eingerichteten Kriegsdarlehnskassen auch Waren, und in einigen größeren Städten sollen Kriegskreditbanken und Kriegskreditgenossenschaften zum Zwecke der Erleichterung des Kredits für Industrielle und Handwerker gegründet werden, doch die geplanten Bedingungen sind derart — und sie müssen so sein, falls diese Institute unter den heutigen unsicheren Verhältnissen sich nicht großen Verlusten aussetzen wollen —, daß sie dem nicht gutfundierten, kapitalschwachen Industriellen und Handwerker recht wenig nützen.

Und ebensowenig vermögen gerade die Industriegemeinden den an sie gerichteten Ermahnungen, weitere städtische Arbeiten in Angriff zu nehmen, zu genügen. Meist sind sie stark verschuldet, und zudem verursacht ihnen der Krieg mancherlei neue Ausgaben, während kaum darauf zu rechnen ist, daß auch nur die Hälfte oder ein Drittel der im Gemeindehaushaltplan angesetzten Steuererträge in den Gemeindesäckel eingeht. So greift man nach altem Schema zum „Sparen", d. h. zur Entlassung der kleinen Beamten und der im kommunalen Betrieb beschäftigten Arbeiter. Zu helfen vermöchte allein der Staat. Aber wird er die dazu erforderlichen beträchtlichen Mittel unter den jetzigen Verhältnissen hergeben?

Den freien Gewerkschaftsorganisationen droht eine schwere Zeit. Ihr Vermögensbestand ist auf die ansehnliche Summe von 88 Millionen Mark angewachsen; aber unter dem Andrang der Unterstützungsforderungen wird er bald zusammenschmelzen. Das ist der Krieg, dessen Bedeutung für das ganze heutige Wirtschaftsgetriebe noch immer von so vielen leichtsinnig verkannt wird! Heinrich Cunow.

Kriegsberichterstattung.

Von **Ernst Däumig.**

I.

In diesem Weltkriege, in dem alle ökonomischen, politischen, militärischen und sozialen Fragen im Wirbel einer Springflut von Ereignissen mit rasender Schnelle von Grund aus aufgewühlt werden, sind wir Zeugen von Vorgängen, die in der Menschheitsgeschichte nicht ihresgleichen haben. Auch der klarste und ruhigste Verstand eines modernen Kulturmenschen kann heute in dem von blutrotem Schein der Kriegsfackel beleuchteten Chaos keinen Orientierungspunkt finden, von dem aus Verlauf und Folgen des gegenwärtigen blutigen Ringens wenigstens in ihren Richtungslinien beobachtet werden können. Nicht zum wenigsten liegt das daran, daß in diesen Tagen, in denen Heere von nie gekannter Größe auf mehr als einem halben Dutzend Kriegsschauplätzen mit den Mitteln einer gewaltigen und komplizierten Militärorganisation und einer raffinierten, auf Menschen- und Wertevernichtung eingestellten Kriegstechnik miteinander ringen, ein so überaus wichtiger Faktor moderner Kultur, die P r e s s e, von der rauhen Hand des Soldaten in die Ecke gedrängt und fast völlig an eigener Wirk-

samkeit gehindert wird. Und das zu einer Zeit, in der das Zeitungs- und Nachrichtenwesen in technischer und organisatorischer Hinsicht in vollster Blüte war. Ehe ein Soldat auf feindlichem Boden stand, war die Presse schon ein von der Heeresleitung okkupiertes Gebiet; die Kriegsberichterstattung der Presse wird vom Generalstabe genau so nach strategisch-politischen Grundsätzen dirigiert wie der Aufmarsch der Armeen und Divisionen.

Als Vermittlerin von Nachrichten wie als Sprachrohr der öffentlichen Meinung und als unabhängige Vertreterin bestimmter Klassen und Parteien kommt in diesen stürmischen Tagen die Presse kaum in Betracht. Der Kriegszustand macht die Presse zu einem Instrument der Heeresleitung, mit dem diese die öffentliche Meinung im Interesse des eigenen Kriegszweckes bearbeitet, gleichzeitig aber auch dem Gegner jede Orientierung über ihre Maßnahmen unmöglich macht. Daher kommt es, daß die Kampffelder, auf denen Millionen Streiter in Hunderten von Kilometern langen Schlachtlinien einander gegenüberstehen, wie mit einem dichten Schleier verhängt sind, den die Heeresleitung nur lüftet, wenn Kriegslage und Kriegszweck es erfordern.

Auch das ist eine Erscheinung, die uns in diesem Weltkriege zum ersten Male in so planmäßiger und umfassender Weise entgegentritt wie nie zuvor in der Kriegsgeschichte. Nur die letzten Balkankriege haben eine kleine Vorahnung davon gegeben, wie die Berichterstattung im modernen Kriege aussehen würde.

In den Kriegen des 18. Jahrhunderts hat die Presse so gut wie gar keine Rolle gespielt. Sie stand damals noch auf einer niedrigen Entwickelungsstufe und wurde durch die Polizeivorschriften des absolutistischen Staates streng überwacht. Immerhin hat schon Friedrich II. von Preußen verstanden, die Zeitungen dann und wann seinen Kriegszwecken dienstbar zu machen. Er selbst hat Schlachtenberichte und Darstellungen über den Verlauf des Krieges in die Presse gebracht, um die Stimmung im eigenen Lande zu heben und bei dem Gegner den Eindruck zu wecken, auf den es ihm ankam.

Napoleon ließ die Zeitungen scharf überwachen; an eine eigene Kriegsberichterstattung konnte damals noch kein einziges Blatt denken. Alles, was der korsische Eroberer der Oeffentlichkeit mitteilen wollte, ließ er in seine Bulletins den Absichten seiner Politik und Kriegführung entsprechend hineinverarbeiten, und die Zeitungen mußten diese Bulletins abdrucken.

Eine selbständige Rolle konnte die eigene Kriegsberichterstattung der Presse erst spielen, als Telegraph, Eisenbahn und Dampfschiff ihren Siegeslauf anzutreten begannen. In dieser Zeit tauchen die Kriegsberichterstatter auf, die beim Ausbruch des Krieges in die Lager der Kriegsparteien eilen, den Märschen und Schlachten in nächster Nähe beiwohnen, ihren Zeitungen auf möglichst schnellem Wege Depeschen und Kriegsbriefe zusenden und nach Friedensschluß verschwinden, um beim Ausbruch eines neuen Krieges wieder in der Front zu sein. Dieser Typus des Kriegsberichterstatters ist nur ein halbes Jahrhundert alt geworden. Denn das, was sich in dem heutigen Weltkriege Kriegsberichterstatter nennt, hat mit dem „klassischen" Kriegsberichterstatter nur noch wenig gemein. Im wesentlichen haben die

Zeitungsmänner, die heute bei den Hauptquartieren zugelassen sind, nichts anderes zu tun, als was die Ordonnanzoffiziere und Sekretäre Napoleons I. taten: Bulletins zu schreiben, die die Zeitungen nur dann abdrucken dürfen, wenn der überwachende Generalstabsoffizier seine Genehmigung dazu gegeben hat.

England mit seiner früh entwickelten Technik und seinem mit dem kapitalistischen Aufschwung Schritt haltenden Zeitungswesen hat die ersten Kriegsberichterstatter alten Stils gestellt. Im Krimkriege (1853/56) befanden sich bei den Heeren der verbündeten Engländer und Franzosen schon ganze Scharen von Kriegsberichterstattern. Denn alle größeren Zeitungen Englands und Frankreichs wollten eigene Berichte von den Kämpfen, vor allem von der Belagerung Sebastopols haben. Besonders berühmt geworden ist der Kriegsberichterstatter der „Times", William Russel, der nicht bloß eine meisterhafte Darstellung der Kriegsereignisse gab, sondern auch rücksichtslos auf die Fehler und Mängel der verbündeten Heere hinwies. Allerdings wurde damit den Russen ungewollt ein Dienst erwiesen. Die Nachrichten aus der „Times" und anderen englischen und französischen Blättern kamen sehr schnell nach Petersburg zur Kenntnis der russischen Heeresleitung. Der russische Oberbefehlshaber in Sebastopol hatte aus der englischen Presse weit bessere Nachrichten als durch seine eigenen Aufklärungsorgane über den Fortgang der Belagerung und über die Gründe ihrer Verzögerung.

Diese Erfahrungen gaben den europäischen Staaten Anlaß, die freie Kriegsberichterstattung, wenigstens in großen europäischen Kriegen, etwas einzuschränken. Immerhin war die Bewegungsfreiheit der Kriegsberichterstatter bei den kriegführenden Parteien noch reichlich groß. Ausländische und einheimische Kriegsberichterstatter wurden noch in allen Lagern zugelassen, waren sie in den Hauptquartieren auch einer mehr oder weniger strengen Kontrolle unterstellt worden. Die bitteren Erfahrungen, die Oesterreich 1866 durch die Indiskretionen süddeutscher Blätter machen mußte, waren für Preußen Anlaß, bei Ausbruch des deutsch-französischen Krieges der deutschen Presse zu verbieten, irgendwelche Nachrichten über irgendwelche militärischen Bewegungen und Vorbereitungen zu verbreiten. Kriegsberichterstatter ließ man beim deutschen Heere nur im beschränkten Maße zu und verpflichtete sie zur Wahrung des militärischen Geheimnisses. Es befanden sich damals Männer wie Theodor Fontane, Gustav Freytag usw. im deutschen Hauptquartier. Der erstere wurde bekanntlich französischer Kriegsgefangener.

Eine goldene Zeit für die Kriegsberichterstattung der alten Methode war der russisch-türkische Krieg 1877/78. Als der Krieg im April 1877 ausbrach, wurde das russische Heer von einem Schwarm von Kriegsberichterstattern geradezu überschwemmt. Die russische Regierung, die damals auf ein gutes Verhältnis mit dem Auslande ganz besonderen Wert legte, ließ zahlreiche Berichterstatter zu und versah sie mit größter Bereitwilligkeit auch mit Material für die Berichte an ihre heimischen Zeitungen. Dieses Material war aber so gehalten, daß die wirklichen Absichten der Heeresleitung nicht zum Ausdruck kamen. Als es sich z. B. darum handelte, den Donauübergang vorzubereiten, der bei Simnitza stattfinden sollte, ließ die russische Heeresleitung die Berichterstatter in sehr höflicher Weise auf einem

Dampfer donauabwärts bringen und machte ihnen klar, daß der Uebergang bei Braila-Galatz vor sich gehen würde, wo auch tatsächlich umfangreiche Vorbereitungen getroffen waren und ein Scheinübergang ausgeführt wurde. Alle europäischen Blätter erhielten eine eingehende Darstellung dieses Ueberganges und machten sich dadurch zu Werkzeugen einer russischen Kriegslist.

Freie Entfaltung hatte die Kriegsberichterstattung in den Kolonialkriegen Englands und Frankreichs während der letzten Jahrzehnte. Im Burenkriege dagegen sah England den Kriegsberichterstattern sehr scharf auf die Finger. Im russisch-japanischen Kriege wurden die Kriegsberichterstatter von den Japanern immer weit vom Schuß gehalten. Man richtete es so ein, daß die Berichte immer erst lange nach den Ereignissen an die Blätter gelangen konnten und nichts über die unmittelbare Tragweite der Vorgänge auf dem Kriegsschauplatze enthielten. Die japanische Presse mußte überhaupt absolutes Stillschweigen über den Krieg und all seine Begleiterscheinungen beobachten. Weniger streng war man auf russischer Seite. Die Berichte aber, die aus dem russischen Lager in russischen und ausländischen Zeitungen erschienen, boten den Japanern wertvolles Material.

Bekannt ist das Schicksal der Kriegsberichterstattung im Balkankrieg 1912/13. Die kriegführenden Parteien, die Kriegsberichterstatter überhaupt zuließen, hielten sie, wie die Bulgaren, in achtungsvoller Entfernung von den Kriegsereignissen. Aus der Presse konnte der Gegner nicht das geringste über die feindlichen Heeresbewegungen und ihre Absichten entnehmen.

Diese Methode ist jetzt in diesem Weltkriege besonders in Deutschland auf das peinlichste ausgebaut und verallgemeinert worden. Die freie Kriegsberichterstattung früherer Jahrzehnte ist damit endgültig zu Grabe getragen. Vom rein militär-politischen Standpunkte aus ist das verständlich.

(Schluß folgt.)

Zur Einwanderungsfrage.

Von **Hermann Schlüter** (New York).

III. (Schluß.)

Wie die Beschlüsse der Konvention der American Federation of Labor in Seattle gezeigt haben, gehen die organisierten Arbeiter der Vereinigten Staaten in Beurteilung der Einwanderungsfrage von wesentlich anderen Anschauungen aus als die Gegner der Einwanderungsbeschränkung. Die Argumente, die Dr. Isaak A. Hourwich und die Sozialisten für eine absolut freie Einwanderung vorbringen, finden bei den Massen der Gewerkschaften keinerlei Verständnis, und aus ihrer täglichen Erfahrung heraus fühlen sie die scharfe Konkurrenz, die ihnen aus der neuen Masseneinwanderung erwächst, als ein Hemmnis und als eine Störung.

In einer Artikelserie, die in der Monatsschrift „The Century" erschien, macht Edward Alsworth Roß,[1] Professor der Soziologie an der Universität von Wisconsin, sich zum Mundstück der gewerkschaftlichen Auffassung der Einwanderungsfrage. Was Hourwich in seinem Buche nach der einen Seite

[1] **Edward Alsworth Roß**, „The Old World and the New", „The Century". New York, November 1913.

sündigt, das sündigt Professor Roß nach der anderen Seite. Er läßt bei Besprechung seiner Frage vollständig die Vorteile außer acht, die den Vereinigten Staaten zweifellos aus der Einwanderung erwachsen, und sucht einseitig nur die Uebel hervorzuheben, welche die Einwanderung seiner Meinung nach für die amerikanische Arbeiterklasse im Gefolge hat. Damit gibt er aber im wesentlichen den Anschauungen unserer hiesigen Gewerkschaften Ausdruck, und es lohnt sich deshalb, seinen Ausführungen zu folgen.

Professor Roß ist der Ueberzeugung, daß die Masseneinwanderung, besonders jene mit niedriger Lebenshaltung aus dem Süden und Südosten Europas, eine Herabsetzung der Arbeiterlage in den Vereinigten Staaten zur Folge haben müsse; die Lebenshaltung der amerikanischen Arbeiter werde naturgemäß durch diese Einwanderung herabgedrückt. Die Kämpfe der Arbeiter — so ist seine Ansicht — werden durch die Einwanderer, die in ihrer erzwungenen Suche nach Arbeit sich zum Streikbruch hergeben müssen, in vielfacher Weise erschwert. Ihre Organisationen werden geschwächt, ihre Löhne herabgesetzt. Auch bei der außerordentlichen Erhöhung der Nahrungsmittelpreise in den Vereinigten Staaten spielt nach seiner Ansicht die Masseneinwanderung eine Rolle. Die neue Einwanderung — so argumentiert er — wirft sich nur wenig oder gar nicht auf den Landbau, sondern nahezu ausschließlich auf die Industrie, verschiebt also das Verhältnis der Massen, die in der Industrie arbeiten, zur Masse jener, die in der Landwirtschaft beschäftigt sind. Nach Ansicht Professor Roß' liefert die Einwanderung nicht ihr genügendes Quantum Landarbeit, um die Nahrungsmittel zu erzeugen, die sie zu ihrer Erhaltung bedarf, und er folgert daraus auf ihren Einfluß auf die Erhöhung der Nahrungsmittelpreise.

Die Masse der neuen Einwanderung setzt sich aus ungelernten Arbeitern zusammen. Nur 15 Prozent der Eingewanderten sind gelernte Arbeiter, 80 Prozent sind vollständig ungelernt. Roß erklärt, daß diese ungelernten Arbeiter mit ihrer niedrigen Lebenshaltung, „ihrer Pflanzendiät, ihrer Kinderarbeit, ihrer Unkenntnis von Leibwäsche, von Gewerkschaften, von Zeitungen" eine reiche Quelle des Profits für die Kapitalisten seien. Für halbeuropäische Löhne werden Waren erzeugt, die zu amerikanischen Preisen auf den Markt gebracht werden. Die Ausbeutungsrate wächst. Eine Fabrik von Eisenplatten, die in zehn Jahren keinerlei technische Verbesserungen eingeführt hatte, verdoppelte ihre Produktion pro beschäftigten Arbeiter allein durch das verstärkte Antreiben, ein Antreiben, dem besonders stark die neu Eingewanderten ausgesetzt sind.

Das große Angebot von ungelernten Händen ist nach Roß die Ursache, daß die siebentägige Arbeitswoche bei einer zwölfstündigen Tagesarbeit, besonders in der Stahlindustrie, noch immer eine feststehende Einrichtung ist. Der Direktor einer Stahlfabrik bekam die Weisung, keinen Arbeiter einzustellen, der über 35 Jahre alt war, und keinen Mann zu behalten, der das 45. Jahr überschritt. Die Geschichte der Arbeiterbewegung in den Bergwerksdistrikten und in den industriellen Gegenden, in denen ungelernte Arbeit eine Rolle spielt, ist die Geschichte der Niederlagen der Arbeiter infolge der Einfuhr europäischer Lohndrücker. Schon vor Beginn der neuen Einwanderung, vor mehr als vierzig Jahren, wurden Slawen und Ungarn durch Agenten der Kohlengrubengesellschaften nach Pennsylvanien geschafft. Als in Alabama in den achtziger Jahren die eingeborenen Kohlengräber in

den Streik traten, wurden Südeuropäer dorthin importiert. Die dortige Gewerkschaftsbewegung unter den Bergleuten wurde zerstört und ist heute noch nicht wieder aufgebaut. Im Jahre 1880 brach in Kansas der erste Streik in den dortigen Kohlenminen aus, und die erste Sendung italienischer Emigranten wurde damals als Streikbrecher dorthin geschafft. Im Jahre 1882 wurden polnische Einwanderer nach Südkarolina gebracht, welche die Plätze der streikenden Arbeiter in den dortigen Drahtfabriken besetzten. Der Streik der Fleischpacker in Chicago im Jahre 1904 wurde durch zahlreiche Wagenladungen von Streikbrechern zuungunsten der Arbeiter entschieden. Unter den Streikbrechern bildeten südeuropäische Einwanderer die Majorität. Importierte Ungarn brachen im Jahre 1887 einen Streik der Kohlenverlader, und 1904 wurden streikende Kesselschmiede durch eingewanderte Polen ersetzt. Im Jahre 1907 importierte eine der größten Minengesellschaften in Minnesota Massen von Montenegrinern und Angehörigen anderer Balkanvölker und Halbasiaten. Eine Minengesellschaft allein importierte damals 1300 dieser Streikbrecher.[1]

Die Folgen einer solch forcierten Einwanderung für die einheimische Arbeiterschaft blieben nicht aus. Die Kohlengräber Pennsylvaniens, Amerikaner und frühere Einwanderer, deren Lage unter dieser Einwanderung immer schlechter ward, deren Organisation zerstört wurde oder dahinwelkte, wandten sich in Massen nach dem mittleren Westen und Südwesten der Vereinigten Staaten. Aber auch dorthin kommen jetzt die Massen der Italiener, Kroaten, Polen und Litauer und vertreiben die früheren Arbeiter durch ihre unterbietende Konkurrenz.

Die Massen der ungelernten Einwanderer wissen zunächst natürlich nichts von den Arbeiterorganisationen. Sie nehmen, sobald sie ans Land kommen, Arbeit um jeden Preis. Es ist richtig, daß sie zum Teil sich organisieren lassen, besonders dort, wo eine bestimmte Nationalität in größeren Massen zusammenlebt, wie das besonders bei der russisch-jüdischen Einwanderung der Fall ist. Weit schwieriger, manchmal kaum möglich aber zeigt sich die Organisierung von Arbeitern solcher Nationen, die zerstreut zwischen anderen Nationalitäten dahinleben und arbeiten. Die Unkenntnis einer gemeinsamen Sprache und die nationalen Gegensätze verhindern ein Verständnis der Arbeiter untereinander, was einen festen Zusammenhalt, ein solidarisches Handeln schwer, wenn nicht unmöglich macht. Sobald eine

[1] Bei dem jüngsten großen Kampfe der Erzbergleute im Kupfergebiet von Michigan, der durch die furchtbare Katastrophe am Weihnachtsabend, wobei 75 Menschen, größtenteils Kinder, umkamen, und durch die brutale Mißhandlung des Vorsitzenden der Minenarbeitergewerkschaft durch die Minenbesitzer und ihre Freunde in der ganzen Welt eine so traurige Berühmtheit erlangte, spielt die Einfuhr von Neueingewanderten, die sich als Streikbrecher anwerben ließen, wieder eine große Rolle. Neben den Vertretern von Ländern aus dem Süden und Osten Europas spielten bei dieser Streikbrecherzufuhr aber zur Schande des Deutschtums auch 1500 deutsche Streikbrecher eine Rolle, die sich nicht schämten, den kämpfenden Erzgräbern in den Rücken zu fallen. Es wird mitgeteilt, daß ein großer Teil dieser deutschen Streikbrecher den christlichen Gewerkschaften angehörte. Andere waren desertierte Seeleute, die im New Yorker Hafen ihre Schiffe verlassen hatten und, wohl in Not, sich pflichtvergessen den Streikbrecheragenten der Minenbesitzer zur Verfügung stellten.

Schicht solcher kürzlich eingewanderter Arbeiter organisiert ist, sieht sich der Gewerkschaftsorganisator, der die Organisierung der Leute vornahm, einer neuen, soeben angekommenen Schicht, vielleicht einer anderen Nationalität angehörig, gegenüber, bei der die Organisierungsarbeit von neuem zu beginnen hat. „Kein Wunder, daß in der Baumwollindustrie die Gewerkschaftsorganisation zerstört wurde, während in den Eisenerzminen weniger als 2 Prozent der beschäftigten Arbeiter der Union angehören. Im Jahre 1901 unterzeichneten die verschiedenen Gesellschaften, die dem Stahltrust angehören, ein Uebereinkommen mit zwei Dritteln ihrer 125 000 Arbeiter, unter denen die Englisch sprechenden eine herrschende Stelle einnahmen. Zehn Jahre später unterzeichnete die Gesellschaft nicht ein einziges Uebereinkommen mit ihrer geschlagenen Masse von Slawen und Lateinern. Es gab keine Union, mit der ein Uebereinkommen hätte unterzeichnet werden können." Die neue Einwanderung hatte die Organisation der Arbeiter zerstört, während die Organisation der Kapitalisten sich zu ungemein festen Gebilden entwickelt hatte.

Während die Preise der fünfzehn leitenden Verbrauchsartikel in den Vereinigten Staaten seit dem Jahre 1896 um 70 Prozent in die Höhe gegangen sind, beträgt die Erhöhung der Löhne nur einige 20 Prozent. Die Lebenshaltung der amerikanischen Arbeiter geht rapide herab. Die Masseneinwanderung billiger Arbeitskraft hat das Steigen der Löhne, teils durch ihr Angebot, teils durch die Schwächung der Organisation der Arbeiter, verhindert. Die Gesamtlage der amerikanischen Arbeiterklasse ist eine schlechtere geworden.

Aber nicht bloß die rein materielle Lage der Arbeiter in den Vereinigten Staaten hat gelitten, auch moralisch hat die neue Einwanderung eine schlechte Wirkung auf die Arbeiter und ihre Organisationen gehabt. Die Bestechung der Vorgesetzten, um Arbeit zu erhalten, greift immer mehr um sich. Das Bezahlen des Vormanns (Aufsehers) seitens der Arbeiter dafür, daß er ihnen nur Beschäftigung gibt, ist allgemeiner geworden, und die Fälle mehren sich, wo solche Vorleute entlassen werden mußten, weil sie es zu arg trieben und nach einer Woche oder vierzehn Tagen Arbeiter entließen, damit sie für Besetzung der frei gewordenen Plätze vermehrten Judaslohn einstreichen konnten. Der Abzug für einen „Dolmetscher" ist in vielen Industrieanlagen mit jüngst eingewanderten Arbeitern gang und gäbe. Ueberarbeit wird vielfach forciert nicht bloß durch die Kapitalisten, sondern auch durch solche Arbeiter, die nur ins Land kommen, um es bald wieder zu verlassen, sobald sie eine gewisse Summe Geldes zusammengerafft haben.

Korrupte Praktiken aller Art kommen auf, was uns aus persönlicher Erfahrung bekannt ist. In New-Yorker Organisationen von Bauarbeitern, die das Baugewerbe beherrschen, trat der Brauch auf, daß Arbeiter unter dem von der Gewerkschaft festgesetzten Lohne schafften. Die Beamten der Gwerkschaft sahen sich gezwungen, am Zahltag die Zahlkuverts zu revidieren, die den Lohn enthielten, welchen die verdächtigen Mitglieder ausgezahlt bekamen. Als es auf diese Weise unmöglich gemacht war, daß die Bauunternehmer den Arbeitern mit deren Einverständnis einen geringeren als den Unionlohn auszahlten, kam der Brauch auf, daß manche Arbeiter den Unternehmern am Montag einen Teil des Lohnes zurückzahlten, den sie am Samstag vorher erhalten hatten. Dabei kam es aber vor, daß

Arbeiter sich von der Rückzahlung des nach Uebereinkunft zu viel gezahlten Lohnes am Montag drückten, das Geld behielten und anderweitig Arbeit suchten. Darauf führten einige Unternehmer — ebenso wie ihre Arbeiter, neu Eingewanderte — den Brauch ein, daß sie sich von den Arbeitern, die sie anzustellen dachten, den Unterschied zwischen dem Lohne, den sie zu zahlen gedachten, und dem von der Union festgesetzten Lohn auszahlen ließen, ehe die Arbeiter ihre Arbeit beginnen konnten, um dann — scheinbar — den Unionlohn zu zahlen.

Solche und ähnliche Praktiken wurden durch neu eingewanderte Arbeiter geübt, um sich den bessergestellten, technisch und wirtschaftlich stärkeren Arbeitern ihrer Branche gegenüber im Wettbewerb besser behaupten zu können.

Ganze Gewerbe, die sich früher in Händen von amerikanischen oder früher eingewanderten Arbeitern befanden, sind jetzt vollständig an die neu Eingewanderten übergegangen. Die Kleiderindustrie in New York, die früher von deutschen Eingewanderten beherrscht wurde, ist jetzt vollständig in die Hände der russisch-jüdischen und italienischen Einwanderung gelangt. In der Zigarrenindustrie ist es ähnlich. In anderen Gewerben, besonders auch bei der Bauarbeit, nehmen Ungarn, Italiener und andere Nationalitäten aus dem Osten und Süden Europas immer mehr die Stellen der Deutschen ein. Die deutschen Gewerkschaften der Schneider, der Zigarrenmacher, zum Teil die der Schreiner und anderer Gewerbe, die früher Tausende von Mitgliedern hatten, sind entweder ganz verschwunden oder werden nach und nach in nichtdeutsche Organisationen umgewandelt. Die Angehörigen dieser Gewerbe sind großenteils aus ihrer früheren Beschäftigung verdrängt und in andere Erwerbszweige übergegangen. Teils sind sie auch zum Verlassen der Großstadt gezwungen gewesen und haben sich über das ganze Land zerstreut. Aehnlich steht es mit den amerikanischen und irischen Arbeitern und ihren Organisationen. In den Bergwerksdistrikten und in der Eisen- und Stahlindustrie ist die frühere Arbeiterbevölkerung zum großen Teil aus ihrer früheren Beschäftigung herausgedrängt worden und hat sich in Massen nach dem Westen gewandt. Anderswo ist die frühere Arbeiterschaft an Ort und Stelle geblieben und, wie selbst Professor Roß hervorhebt, durch die Zuwanderung des neuen Elements in besser lohnende Beschäftigung gehoben worden, da die neu Eingewanderten zunächst die groben und niedrigsten Arbeiten übernehmen mußten; ein Prozeß, der übrigens auch fortwährend unter den neu Eingewanderten vor sich geht. Die früher Angekommenen, besonders bei den Nationalitäten, die in Massen kommen, wie die Italiener und das russisch-jüdische Element, heben sich auf Kosten der später anlangenden Ankömmlinge derselben Nationalität. Innerhalb dieser Schichten geht auf der wirtschaftlichen Stufenleiter eine fortwährende Bewegung nach oben vor sich. Die früher Erschienenen bilden sich innerhalb ihrer Nationalität zu besser bezahlten Arbeitern aus, zu Kleinhändlern, ja zu Großhändlern und Großkapitalisten. Die steten Nachschübe der Einwanderer einer bestimmten Nationalität ermöglichen es ihren früher eingewanderten Landsleuten, die sich etwas Kenntnis der Verhältnisse verschafft haben, auf den Schultern der später Eingewanderten wirtschaftlich in die Höhe zu kommen. Unter diesen Nationalitäten bilden sich auch, besonders unter dem jüdisch-russischen Element, starke Gewerkschaften und ganze

gewerkschaftliche National- und Lokalverbände, die aber wiederum bedrängt werden, je mehr neue Nationen einwandern, je mehr noch bedürfnislosere Massen in den Konkurrenzkampf hineingeführt werden. Vor fünfzehn Jahren kamen noch sehr wenige Einwanderer aus Ländern östlich von Ungarn. Jetzt strömen schon die Massen aus Kleinasien, dem Kaukasus, Syrien, Arabien und Persien nach den Vereinigten Staaten. Die neu organisierten Massen der jetzigen Einwanderung werden, kaum organisiert, von neuen Massen anderer Nationalitäten bedrängt. Das Wort „Völkerwanderung" bekommt hier in den Vereinigten Staaten erst seine richtige Bedeutung. Die Organisierung dieser Massen muß aufs neue vorgenommen werden, bis auch sie wieder durch Neuankömmlinge verdrängt werden. Die reine Sisyphusarbeit!

Es ist noch ein Umstand, welcher die neue Einwanderung von der früheren Einwanderung unterscheidet und der selbst manchem Sozialisten Bedenken einflößt. Neben dem russisch-jüdischen Element sind es nämlich in der Hauptsache Angehörige katholischer Nationalitäten, aus denen sich die neue Einwanderung rekrutiert, und zwar besonders stark religiös veranlagte Nationalitäten. Die Polen, die Süditaliener, viele südslawische Völkerschaften, die in Massen hierher kommen, stehen vollständig unter der Herrschaft ihrer Priester und stärken den Einfluß der katholischen Kirche, der sich sogar sehr stark schon in den gewerkschaftlichen Organisationen der Arbeiter bemerkbar macht. Eine große Zahl von gewerkschaftlichen Beamten innerhalb der Federation of Labor gehört zu einer katholisch-religiösen Organisation, der „Militia of Christ", der Christusmiliz, welche die Aufgabe hat, den Einfluß der katholischen Kirche innerhalb der Arbeiterbewegung zu fördern. In vielen Bergwerks- und größeren Industriedistrikten spielen die römisch-katholischen Priester, besonders unter den Slawen, sich als Agenten der Minengesellschaften und sonstigen Kapitalisten auf. Irgendein Priester liefert der Minenkompagnie eine Anzahl Arbeiter seiner Nationalität. Bald wird eine Kirche erbaut, zu der die Minengesellschaft in der Regel das Land hergibt und auch sonstige Hilfe leistet. Der Priester, dessen Interesse natürlich eine Vergrößerung seiner Gemeinde erfordert, sieht darauf, daß bei Bedarf von Arbeitern in der betreffenden Mine oder Fabrik seine Landsleute herangezogen werden. Er vermittelt die Arbeit und vermittelt auch die Arbeitsbedingungen zwischen Arbeitern und Kapitalisten. Er ist freiwilliges Werkzeug der letzteren, muß es sein, weil diese es in der Hand haben, ob er, der Priester, seine Gemeinde aufrechterhalten kann oder nicht. Eine Entlassung der Arbeiter seiner Nationalität macht natürlich auch seiner Gemeinde ein Ende. Darum sind diese katholischen Priester die gefügigsten Agenten und Helfershelfer der Großkapitalisten, von denen sie abhängig sind. Die wenigen Ausnahmen, die sich bei einzelnen Streiks zeigten, ändern an dieser allgemeinen Sachlage nichts.

So steht das Bild der neuen Einwanderung vor den Augen der amerikanischen und früher eingewanderten Arbeiter. Rein wirtschaftliche Erscheinungen, nicht genauer betrachtet und erkannt, werden der Konkurrenz der neuen Einwanderung zugeschrieben. Der Einfluß verbesserter Technik und Maschinerie auf die Arbeit und auf die Arbeiterbewegung wird auf Rechnung der Masseneinwanderung gestellt. Nationale Gegensätze, von den Kapitalisten oft sorgfältig gepflegt und aufrechterhalten, verhindern das

Verständnis und die Solidarität der verschiedenen Arbeiterschichten untereinander. Daher kommen Gegensätze, schärfer als nötig. Daher kommt der Haß gegen die neue Einwanderung in weiten Schichten der früheren Arbeiterbevölkerung. Daher das Streben, der Masseneinwanderung Einhalt zu tun. Daher die Forderungen auch aus den Reihen der organisierten Arbeiterschaft an die Gesetzgebung, die Einwanderung einzuschränken und Gesetze zu erlassen, welche die Bildungsprüfung für die Einwanderer einführen sollen.

Der Gegensatz zwischen den eingeborenen oder früher eingewanderten Arbeitern und der neuen Einwanderung, meistens ungelernten Arbeitern, wird, wie wir gesehen haben, dadurch verstärkt, daß die bestehenden Gewerkschaften mit wenigen Ausnahmen den Ungelernten ihres Berufs die Türen ihrer Organisation verschließen. Oft geschieht das ganz offen, mehr aber versteckt durch hohe Aufnahmegebühr, die dem Ungelernten einfach unerschwinglich zu zahlen ist, und durch sonstige Abwehrmittel. In vielen Industrien stehen ein paar hundert gelernte Arbeiter in der Organisation. Tausende Ungelernter stehen draußen. Und die Fachorganisationen der gelernten Arbeiter haben nicht vermocht, die Schwierigkeiten, die sich ihnen boten, zu überwinden; haben meistens auch nichts getan, um die Ungelernten zu erreichen. So wird die Kluft zwischen der neuen Einwanderung, die die ungelernten Arbeiter liefert, und der amerikanischen und amerikanisierten Arbeiterschaft erweitert.

Die Angaben der Befürworter der unbeschränkten Einwanderung und die ihrer Gegner widersprechen sich vielfach; die Wahrheit mag wohl in der Mitte liegen. Sicher ist, daß viele der Argumente, welche die Befürworter des jetzt vorliegenden Einwanderungsgesetzes vorbringen, nicht stichhaltig sind. Sicher ist aber auch, daß es ungeheuer schwer ist, den amerikanischen und früher eingewanderten Arbeitern die Ueberzeugung beizubringen, daß die neue Masseneinwanderung ihre Lebenshaltung nicht herabsetzt, ihre Organisationsarbeit nicht erschwert, ihnen kein Hindernis ist in ihrem Kampfe um eine bessere Existenz.

IV.

Wie immer man sich auch zur Frage der Masseneinwanderung stellen mag, stets wird man zugestehen müssen, daß sie eines der verwickeltsten Probleme umfaßt, mit denen die internationale Arbeiterbewegung sich zu beschäftigen hat. Wie außerordentlich schwer es ist, in bezug auf diese Frage international zu einer einheitlichen Anschauung zu kommen und diese Anschauung in Form von Beschlüssen zum Ausdruck zu bringen, das hat die Resolution über die Ein- und Auswanderung bewiesen, die auf dem Internationalen Kongreß zu Stuttgart im Jahre 1907 angenommen wurde. Der Berichterstatter über diese Resolution bezeichnete sie selbst als „eckig und hart", weil sie der Ausdruck „eckiger Tatsachen" sei. Er erklärte, daß die Resolution „mit vieler Mühe zustande kam" und daß sie „eine Mittellinie der verschiedenen Anschauungen bilde".

Für die Sozialisten der Vereinigten Staaten ist die Stellungnahme zu dieser Frage um so schwieriger, als sie die Aufgabe haben, die Massen der organisierten Arbeiterschaft des Landes für ihre Anschauungen zu gewinnen. Und gerade in der Frage der Einwanderung, die von den organisierten Ar-

beitern als eine Lebensfrage betrachtet wird, muß sich die Sozialdemokratie von der Masse dieser organisierten Arbeiter, die sie gewinnen soll, trennen.

So sehr die Sozialisten der Vereinigten Staaten sich auch gegen den Erlaß von Gesetzen auflehnen mögen, die irgendwelche Einschränkung der Einwanderung beabsichtigen, so können sie doch den organisierten Arbeitern dieses Landes keine Antwort darauf geben, wenn ihnen vorgehalten wird, daß sie die Einwanderer zu schützen suchen, nicht aber die einheimischen Arbeiter, denen diese Einwanderung die Ergebnisse jahrzehntelanger gewerkschaftlicher Arbeit und Organisation vernichtet. Mit tiefsinnigen theoretischen Auseinandersetzungen über den allgemeinen Nutzen der Einwanderung ist da wenig zu erreichen und noch weniger mit einem beweglichen Appell an die proletarische Solidarität.

Für eine Verständigung der Sozialisten mit den organisierten Arbeitern der Vereinigten Staaten in bezug auf diese Frage kommt besonders jener Teil der Stuttgarter Resolution in Betracht, der die Ueberwachung der Schiffsagenturen, der Auswandererbureaus und gesetzliche Maßnahmen gegen diese verlangt, um zu verhindern, daß die Auswanderung durch falsche und verlogene Darstellungen und Versprechungen künstlich angeregt und gefördert wird. Und mit Bezug auf diese künstliche Anregung zur Auswanderung wird zweifellos stark gesündigt.

Die Schiffahrts- und Eisenbahngesellschaften, denen die Auswanderung enormen Nutzen schafft, haben naturgemäß das größte Interesse an dieser Auswanderung. Je massenhafter die Bevölkerung ihre Heimat verläßt, desto massenhafter der Profit, der sich in den Kassen der Transportgesellschaften häuft. Welch riesige Interessen mit der Beförderung der Auswanderer im Zwischendeck der großen Dampfer verknüpft sind, das beweist die Tatsache, daß allein im Hafen von New York im Jahre 1913 952 834 Zwischendeckspassagiere gelandet sind. Die Zahl der Zwischendeckspassagiere, die in den Jahren 1908 und 1909 nach und von den Vereinigten Staaten auf Passagierdampfern befördert wurden, betrug anderthalb Millionen im Jahre. Rechnet man nur 200 Mk. pro Kopf an Unkosten der Beförderung — Eisenbahn, Seefahrt usw. —, so ergibt das die Summe von 300 Millionen Mark im Jahre, die in die Kassen der Transportgesellschaften fließen.

Ein Geschäft, das solch ungeheure Einnahmen bringt, hat natürlich das größte Interesse an der Erhaltung und Förderung der Auswanderung, und es wird von den Verwaltungen der Dampferlinien offen zugestanden, daß ohne die Passagiere des Zwischendecks, die Auswanderer also, an einen profitablen Betrieb ihrer Linien nicht zu denken sei. Die Dampfergesellschaften haben also alle Ursache, die Auswanderung künstlich anzufachen und zu fördern. Professor Roß behauptet in seinen früher angezogenen Artikeln, daß die Schiffahrtsgesellschaften junge Burschen, die in Amerika waren, anstellen und bezahlen, um eine förmliche Agitation unter den Bauern ihrer Heimat für die Auswanderung zu entfalten und von den hohen Löhnen zu erzählen, die ihrer drüben warten. In den Monaten Januar bis August 1900 wurden 50 000 rumänische Juden nach den Vereinigten Staaten geschafft. Diese Masseneinwanderung war, wie vor der Untersuchungskommission über die Einwanderung, die vom Kongreß eingesetzt war, bezeugt wurde, durch Dampfschiffsagenten veranlaßt worden. Vor derselben Kom-

mission wurde konstatiert, daß zwei der führenden Dampfergesellschaften fünf- oder sechstausend Auswanderungsagenten, die Dampferbillette an den Mann zu bringen suchen, allein in der einen Provinz Galizien beschäftigten und daß dort eine förmliche Jagd auf Auswanderungslustige vor sich gehe. Und wie in Galizien, so in vielen anderen Provinzen und Staaten Südosteuropas.

Gegen diese „Jagd auf Auswanderungslustige" wie gegen die künstliche Förderung der Auswanderung durch gewissenlose Interessenten aller Art überhaupt sollte die Arbeiterbewegung und die Sozialdemokratie der Auswanderungsländer mehr tun, als sie bisher dagegen getan haben, wenn sie überhaupt etwas dagegen tun können, was stellenweise freilich fraglich erscheint. Dabei sind allerdings die besonderen politischen und sozialen Verhältnisse gewisser Länder in Betracht zu ziehen, wie zum Beispiel die Verhältnisse in Rußland unter der jüdischen Bevölkerung, deren einzige Rettung zurzeit, wie schon erwähnt, in der Auswanderung zu liegen scheint. Man sieht, selbst für die künstliche Förderung der Auswanderung durch interessierte Dampfergesellschaften lassen sich keine allgemein geltenden Grundsätze aufstellen.

Auf der anderen Seite freilich muß die amerikanische Gewerkschaftsbewegung noch lernen, daß sie die Aufgabe hat, die Massen der neu einwandernden Arbeiter zu organisieren und in die Arbeiterbewegung hineinzuziehen. Daß das bei gutem Willen mit einiger Mühe möglich ist, hat der Verband der amerikanischen Minenarbeiter bewiesen, unter dessen mehr als 400 000 Mitgliedern sich zahlreiche Angehörige der neuen Einwanderung befinden, die, nach dem Zeugnis der Beamten des Verbandes, zu den besten Kämpfern ihrer Organisation gehören.

Wenn das neue Einwanderungsgesetz angenommen wird, so wird es doch kaum einen wesentlichen Einfluß auf den Arbeitsmarkt der Vereinigten Staaten ausüben. Die durch die Bildungsprüfung ausgeschlossenen Arbeiter werden wahrscheinlich schon durch die Abnahme der Rückwanderung nach Europa ersetzt werden. Hunderttausende von Einwanderern sind Saisonarbeiter, die nach kurzem Aufenthalt hier nach Europa zurückkehren, um dann bei besserer Zeit wiederum hierherzukommen. Diese Rückwanderung wird bei Annahme des Gesetzes wesentlich abnehmen, so daß eine besondere Beeinflussung des Arbeitsmarktes, welche die organisierten Arbeiter hier von dem neuen Gesetz erhoffen, kaum eintreten wird.

Gegenüber den wirtschaftlichen Tendenzen, die hinter der Ein- und Auswanderung stehen, wird sich auch das neue Gesetz ohnmächtig erweisen.

Anzeigen.

Robert Hunter, **Violence and the Labor Movement.** New York, the Mac Millan Co. 1914, 388 S.

Das Buch untersucht die Frage der Gewalt in der Arbeiterbewegung. Es stellt zunächst den Kampf zwischen Bakunin und Marx in der Internationale ausführlich dar, handelt dann von dem deutschen Sozialistengesetz und den Strömungen, die es erzeugte, endlich von der Theorie und Praxis des neueren Syndikalismus und den Gewalttaten der amerikanischen Kapitalisten gegen streikende Arbeiter.

Feuilleton

Der Heine der Reisebilder.[1]

Von **Hermann Wendel.**

Nicht durch Laune und Zufall geriet Heine auf den Gedanken, das, was er in Prosa zu sagen hatte, in die Form von Reisebildern zu gießen und die Fahrten durch Thüringen und Italien und den Aufenthalt auf Norderney in literarische Münze umzuschlagen, sondern weil die neue Klasse, die nicht aus der Beackerung der Scholle, sondern aus Verfertigung und Vertrieb von Warenmassen ihre Nahrung zog, die Seßhaftigkeit des achtzehnten Jahrhunderts überwand und beweglich wurde, kam diese Gattung von Erzählungsliteratur auf. Die Zeit der Chausseebauten war es, da Nagler die Schnellposten einführte, Ritter die Erdkunde zur selbständigen Wissenschaft erhob und die ersten Reisehandbücher in oft pedantischem Tone auf die Schönheiten der deutschen Gaue hinzuweisen begannen.

Mit allem anderen hatten freilich Heines Reisebilder zu tun als mit Pedanterie. War in Goethes italienischer Reiseschilderung Hin und Her der Wanderfahrt mit ihren unvergeßlichen Eindrücken die Hauptsache, so galt Heine die Reise nur als Vorwand, sich alles vom Herzen zu schreiben, was ihm das Herz bewegte: Erlebtes und Erträumtes, Stimmungen und Ueberzeugungen, Liebe und Haß, Persönliches und Politisches und so wurden seine Reisebilder vielfältig und wirrsälig wie das Leben selbst. Ganz unsystematisch sprangen sie von diesem zu jenem und handelten durcheinander von Wanderungen und Weinreben, von Wald und Sternenhimmel, von Junkern und Juden, von Helden und Schächern, vom alten Fritz und Napoleon und, durchleuchtet von Scherz, Satire, Ironie und tieferer Bedeutung, war das Ganze bunter noch als die Reiseschilderungen des grotesken Briten Lawrence Sterne, die manche als Vorbild der Gattung nannten. Ein Mosaik von hunderttausend Augenblicksbildern bot sich dar, und wenn Goethe mit ernster Stirne im Vergänglichen das Ewige suchte, Italien nur als Land seiner klassischen Sehnsucht durchstreifte und den Wind, herwehend von antiken Gräbern, wie Wohlgeruch von einem Rosenhügel einatmete, so sah Heine mit lebendigem Blick in dem scheinbar Ewigen das stets Vergängliche, grüßte frohgestimmt das Heute und Morgen und schlürfte nicht von Gräbern, sondern von wirklichen Rosenbüschen den köstlichen Duft der Gegenwart ein. Goethe war auch in seiner Reiseschilderung klassisch, Heine ebenso gewiß romantisch. Aber mit jedem seiner Sätze offenbarte er immer deutlicher, daß er die Kunstmittel der Romantik um so selbständiger beherrschte, je weiter er sich im allgemeinen aus dem romantischen Bannkreis entfernte. Die feinsten Wirkungen sah er ihr ab, doch er stellte sie in den Dienst seiner Sache und füllte neuen Wein in die alten Schläuche. Während darum die Romantiker fast stets die Leser in einem wirren Dorndickicht umherstolpern ließen, führte Heine, da ihm der Sinn für den natürlichen Bau eines Kunstwerkes tief im Blute saß, leicht und sicher zu dem gewünschten Ziele. Nirgends wurde

[1] Aus dem Buche: Heinrich Heine, Ein Lebens- und Zeitbild, das, ohne die Kriegswirren, in kurzer Frist in unserem Dresdener Parteiverlag erscheinen sollte.

absichtlich mit Dunkelheiten gespielt. Jeder Satz sprach einen klaren Gedanken aus, eben weil die oft lyrische Prosa dieser Schilderungen, nur dem Gesetz des Wohlklanges folgend, in genauem Gegensatz stand zu dem hölzernen, auf Stelzen schreitendem Deutsch, das bislang so vielen Schriftstellern als Muster gegolten hatte. Unter Heines formender Hand gewann die scheinbar so spröde Sprache eine zauberhafte Schmiegsamkeit und Lebendigkeit, so daß selbst die Franzosen vor diesem beschwingten und funkelnden Stil erstaunten. Mit Recht sagte Gutzkow von dieser Sprache, die notwendig war, um Gedanken und Gefühle der neuen Menschen wiederzugeben, daß, wer hinfort schön schreiben wolle, davon borgen müsse, und in der Tat nährten sich in den folgenden Jahrzehnten bis auf diesen Tag die Feuilletonisten mit den Brosamen, die von Heinrich Heines Tisch fielen.

In den Reisebildern, denen er die Englischen Fragmente einverleibte, und in dem Buch der Lieder steckte der ganze Heine, wie er vor seiner Uebersiedelung nach Frankreich war, ein machtvoll beredter Dolmetsch für die neuen und verwickelten Empfindungen jener neuen Menschenschicht, die eben in lockeren Schwärmen am Horizont auftauchte. Wie ihr in des Herzens banger Unsicherheit erschien auch ihm die Erde oft als ein Tollhaus oder als ein Krankenhaus, denn die Zeit war ja aus den Fugen:

Doch jetzt ist alles wie verschoben,
Das ist ein Drängen, eine Not!
Gestorben ist der Hergott oben,
Und unten ist der Teufel tot.

Aber vergebens wendet sich der Dichter an die gleichgültigen Sterne, um Auskunft über das qualvoll uralte Rätsel des Lebens zu erhalten, und unmutig entschließt er sich, da Welt und Leben ihm zu fragmentarisch sind, zum deutschen Professor zu gehen, der mit seinen Nachtmützen und Schlafrockfetzen die Lücken des Weltenbaus stopft. Mit Wehmut und mit Stolz zugleich ward er sich der Losgelöstheit des Einzelmenschen aus dem früheren festen Gefüge der Gesellschaft bewußt. „Ist das Leben des Individuums," fragt er, „nicht vielleicht ebenso viel wert wie das des ganzen Geschlechts? Denn jeder einzelne Mensch ist schon eine Welt, die mit ihm geboren wird und mit ihm stirbt, unter jedem Grabstein ruht eine Weltgeschichte." Bei Beobachtung der fest und genügsam zusammenlebenden Insulaner von Norderney in all ihrer Primitivität sprang sofort der Gegensatz zu den nicht mehr primitiven neuen Menschen in ihm auf. „Wir leben im Grunde geistig einsam. Jeder von uns, geistig verlarvt, denkt, fühlt und strebt anders als die anderen, und des Mißverständnisses wird so viel, und selbst in weiten Häusern wird das Zusammenleben so schwer, und wir sind überall beengt, überall fremd, und überall in der Fremde."

Doch von dieser sanften Melancholie bis zum pessimistischen Trübsinn war ein meilenweiter Weg. Der Dichter kokettierte auch echt byronisch ein wenig mit seinen Schmerzen, er gestand selbst, sie zu hegen und zu pflegen und sein Vergnügen daran zu haben, und nur auf ihn zielte es, wenn sein Gegenfüßler, der romantische Junker v. Strachwitz, grimmig sang:

Ich schminkte nie zum Spaß die Wange blasser
Noch quetscht ich je mit affektierten Schmerzen
In meine Augen künstlich Tränenwasser;
Ich leide wenig an zeriss'nem Herzen.

Bei allem Gram und Schmerz lebte denn ein hochgespanntes Lebensgefühl in Heine, das frohe Bewußtsein, einzig und nur einmal auf dieser blühenden Erde zu sein, irgendwie verschwistert mit allem, was unter den Sternen kreucht und fleucht, und tief innerlich entschlossen, das Dasein in Süß und Sauer durchzukosten bis zur Neige. „Tirili, tirili," jauchzte er, „ich lebe! Ich fühle den süßen Schmerz der Existenz, ich fühle alle Freuden und Qualen der Welt, ich leide für das Heil des ganzen Menschengeschlechts, ich büße dessen Sünden, aber ich genieße sie auch." Mit Lachen und Weinen war Heine ganz Gegenwartsmensch und, ein echter Dichter des anbrechenden Maschinenzeitalters, das den Tag in Augenblicke zerreißt, stets geneigt, mit der Stimmung des Augenblicks zu segeln, der so nur einmal und nie wieder kam. So kurz war das Leben, und wenn man einem Gleichgesinnten sein Herz erschließen, wenn man einem schönen Mädchen das Busentuch lüften konnte, zugegriffen, ehe die Sekunde verstrich! Tirili! Tirili! Auf dieser lieblich verworrenen Welt fühlte er sich so wohl, er trug die ganze Brust voll Blumen, und aus diesem Gefühl heraus steigerte sich ihm ein Weinrausch im Bremer Ratskeller zu einem allgemeinem Lebensrausch: Das hohe Lied der göttlichen Bezechtheit sang er in Tönen, wie sie von gleich bacchantischer Philosophie seit dem chinesischen Silen Li-Tai-Pe in der Weltliteratur nicht mehr erklungen waren:

Auf den Dächern der Häuser sitzen
Die Engel und sind betrunken und singen:
Die glühende Sonne dort oben
Ist nur eine rote betrunkene Nase,
Die Nase des Weltgeists,
Und um die rote Weltgeistnase
Dreht sich die ganze betrunkene Welt.

Die Auflösung der feststehenden Moralbegriffe machte, zumal in den unvermeidlichen Stunden der Müdigkeit, den Dichter auch duldsamer gegen die Mitreisenden auf der Lebensbahn. Da niemand ein schneeweißer Tugendengel, niemand ein pechrabenschwarzer Bösewicht war, entwaffnete oft ein verstehendes und verzeihendes Lächeln den Donnerkeile schleudernden Zorn. Er wußte ja nur zu gut, daß die Leiden der Welt, wie gekränkte Liebe, Podagra, getäuschter Ehrgeiz, Rückendarre, Reue, Hämorrhoiden, Herzwunden, geschlagen vom Undank der Freunde, von der Verleumdung der Feinde und von der eigenen Sünde, sich ebenso leicht unter einer groben Kutte bergen, wie unter einem feinen Modefrack. Das ewig Unvollkommene an allen Erdenkindern, das gemeinsam Menschliche vergaß er nie, und ein dereinst berühmter italienischer Dichter in den Bädern von Lucca, der seiner verfetteten und verblühten Jugendgeliebten den Spucknapf reichte, rief in ihm die Vorstellung wach, er selbst könne einmal ebenso dünn und kümmerlich neben dem Bette einer alten Bettel hocken und ihr auf Wunsch den Napf des Spuckens reichen. Der in den Stunden des Kampfes seine Gegner mit tödlichem Hasse haßte, war zu anderer Zeit wieder gesonnen, sie anzureden: „Edle, schwarze Narren, ich kann nicht mit Euch harmonieren, weil meine eigene Narrheit eine Kappe von anderer Farbe hat, wir stehen in diesem Leben ernsthaft geschieden, aber dort oben sitzen wir brüderlich vereint und singen:

Was ist des Deutschen Vaterland
Mit veilchenblauer Seide?

Zu den ganz großen souveränen Künstlern gehörte Heine, die, wie er es von Aristoteles, Cervantes und Molière rühmte, nicht nur das Zeitliche und Unwesentliche angreifen, sondern das Ewig-Lächerliche, die Urschwächen der Menschheit verspotten, und sein Lachen trug ihn hoch über die nicht so sehr wohlgelungene Schöpfung hinaus. Sein Lachen entsprang aber bei weitem nicht immer einem Humor, der wie ein behaglich flackerndes Kaminfeuer wärmte, sondern ein gelles, ein wehes Lachen war es oft, das aus zerschnittenem Herzen aufstieg. Oft trug der Dichter die Dornenkrone unter der Schellenkappe. Doch wenn Heine, etwa in den Szenen von Gumpel Gumpelino und Hirsch Hyazinth mit einem breiten und behäbigen Humor malte, so übte er doch weit mehr noch jenen Witz, der in diesem Zeitalter der Gegensätze aus der Reibung zweier Kontraste aufsprühte. Witz zwar konnte vielerlei sein. Witz in seiner Isolierung mußte zur abgeschmackten Spaßmacherei entarten wie bei Saphir. Der gewöhnliche Witz war dem Dichter nicht mehr als ein Jagdhund, der dem eigenen Schatten nachläuft, aber sein Witz ruhte auf ernstem Grunde. Wie man ehedem einen Degen an der Seite trug, so trug Heine seinen Witz im Kopf, eine scharf- und spitzgeschliffene Waffe, die er unbarmherzig und unwiderstehlich zu führen wußte, denn er hatte die Verzagtheit früherer Stunden abgeschüttelt, sich zum Kämpfer aufgeworfen und mit den Reisebildern ein weithin ragendes Banner entrollt, in dessen Falten der Sturmwind der neuen Zeit rauschte.

Literarische Rundschau.

Hugo Schulz, **Die Welt in Waffen.** Reich illustriert in Lieferungen a 20 Pf. Berlin, Buchhandlung Vorwärts.

Unter dem Titel „Blut und Eisen" hat Genosse Schulz eine vortreffliche populäre Kriegsgeschichte im gleichen Verlage herausgegeben, die bis zu den napoleonischen Feldzügen reicht. Eine Fortsetzung bis in unsere Tage bildet das vorliegende Werk, das vorwiegend einem theoretischen Interesse dienen sollte und nun plötzlich ein so praktisches Interesse erhalten hat, in einer Weise, die dem Verfasser nichts weniger als erwünscht sein wird. Denn als Sozialdemokrat ist er ein Mann des Friedens. Aber freilich, als Marxist weiß er auch, wie eng verknüpft der Krieg mit den ökonomischen Gegensätzen der Nationen ist und daß er nur durch Aufhebung dieser Gegensätze überwunden werden kann.

Sein Marxismus befruchtet auch seine Auffassung der Kriegskunst. Er sucht nicht nach ewigen Gesetzen der Strategie und Taktik, die unter allen Umständen richtig sind, verfällt aber darob nicht einem grundsatzlosen Empirismus. Er sucht nach Gesetzen, aber auch nach ihrer Bedingtheit, nach ihrer Abhängigkeit von den wechselnden technischen, ökonomischen, sozialen Bedingungen. Dem entsprechend ist er nicht ein Verfechter des Milizsystems unter allen Umständen, wohl aber für die moderne Gesellschaft.

„Die Erkenntnis, daß sich in allen modernen Kriegen das relativ demokratischere Soldatentum als das relativ stärkere erwiesen hat, aus dem Bereiche der bloßen empirischen Wahrnehmung in den dialektischer Begründung zu erheben, ist die eigentliche Aufgabe dieses Werkes." (S. 384.)

Diese Aufgabe ist vortrefflich gelöst, soweit man nach den bisher erschienenen Heften urteilen kann, die bis zum Kriege von 1870/71 reichen. Das Werk ist von einer philosophischen Auffassung durchdrungen. Doch wird diese nirgends dem Leser aufgedrängt. Sie ergibt sich von selbst aus den anschaulichen, plastischen Schilde-

rungen der Feldzüge und Schlachten. Schmerzlich empfindet man dabei den Unterschied zwischen früheren Kriegen und dem jetzigen. So schreibt Schulz über den Krieg von 1866:

„Nach der menschlichen Seite hin betrachtet, hatte der Krieg bisher keine jenseits der härtesten Notwendigkeit liegenden Greuel gezeitigt, und zumal im Verhalten der Preußen zeigte sich ein erfreulicher Aufschwung jenes Geistes, der seit der Genfer Konvention einen stetig wachsenden und entbarbarisierenden Einfluß auf das Kriegführen nimmt. Der Bevölkerung waren die Preußen erträgliche Gäste, und es wird noch heut in Böhmen häufig erzählt, daß ihre Einquartierungen den Bauern und Städtern sympathischer waren als die der eigenen Landsleute, deren trübe Stimmung sich doch hier und da noch in Exzessen entlud, während die preußischen Soldaten es förmlich darauf anlegten, den Kulturmenschen hervorzukehren. Diese Sittsamkeit mag zum Teil auch in ihren relativ geringen Verlusten begründet gewesen sein. Jene sinnlose Erbitterung und blutdürstige Wut, die sich einer stark hergenommenen Truppe bemächtigt und aus den Gemütern die Menschlichkeiten förmlich ausbrennt, blieb den Preußen während des ganzen Krieges fern." (S. 298.)

Seitdem werden die Kriege immer blutiger, immer verlustreicher, und damit wächst die Erbitterung bei den Kämpfenden und sogar die Erbitterung bei der Zivilbevölkerung. Die Mißhandlungen Wehrloser durch die Bevölkerung, die bei dem Ausbruch des jetzigen Krieges aus den verschiedensten Großstädten gemeldet wurden, sind nur erklärlich durch den panischen Schrecken vor den ungeheuren Opfern, die nach allen Erfahrungen und Vorbereitungen die erregte Phantasie bereits vorhersah. In den letzten fünfzig Jahren sind die „entbarbarisierenden" Wirkungen des modernen Geistes auf die Kriegführung in ihr Gegenteil umgeschlagen.

Doch wie jede dialektische Zuspitzung wird auch diese eine wachsende Gegenwirkung hervorrufen. K. K.

Heinrich Georg Dikreiter, **Vom Waisenhaus zur Fabrik.** Berlin, Buchhandlung Vorwärts. Preis 1 Mark.

Dikreiter nennt sein Buch die „Geschichte einer Proletarierjugend". Derartige Bücher sind in letzter Zeit verhältnismäßig zahlreich auf den Büchermarkt gekommen, wir erinnern nur an Krilles „Unterm Joch"; sie haben alle das eine gemeinsam, daß sie kulturgeschichtlich recht interessant sind und namentlich auf die wirtschaftlichen Verhältnisse einer Epoche grelle Streiflichter werfen, in der in Deutschland der hergebrachte Handwerksbetrieb vom Fabrikbetrieb verdrängt zu werden begann. Auch Dikreiter weiß von der Misere der Kleinmeisterei manches zu erzählen. Allein er, der seine Jugendjahre in verschiedenen Waisenhäusern und Erziehungsanstalten hatte verbringen müssen, kam noch verhältnismäßig glimpflich fort, obwohl er in seinen Lehrjahren keineswegs auf Rosen gebettet war. So wie ihm wird es schließlich Zehntausenden ergangen sein. Für uns besonders interessant ist das Erwachen des Verständnisses in dem jungen Menschen für die Bestrebungen der Gewerkschaftsbewegung und der Sozialdemokratie. Was Dikreiter zur Partei führte, ist typisch in seiner Art und wird auch für zahlreiche andere Geltung haben; nach seinen eigenen Worten war es „der Umstand, daß die Sozialdemokratie eine Arbeiterpartei ist, in der keinerlei Rücksicht auf Rang und Geburt vorherrschten, in der jeder einzelne nach dem geschätzt wird, was er ist, und seine Meinung ungeschminkt sagen kann". Geschrieben ist Dikreiters Jugendbeichte in einem flotten Tone, dem oft ein sonniger Humor warme Lichter aufsetzt. Eine große Anschaulichkeit zeichnet die Schilderungen der einzelnen Waisenhäuser und des Betriebs aus, in dem der Verfasser seine Lehrjahre verbrachte. Wer sich über die soziale Fürsorge und die Zustände im goldenen Handwerk in Südwestdeutschland um die Zeit der Reichsgründung herum unterrichten will, der wird in Dikreiters Buch manches finden, das ihm die gesellschaftliche Harmonie von Anno dazumal ins rechte Licht rückt.

L. Lessen.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 21 Ausgegeben am 11. September 1914 32. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Krieg und Kultur.

Berlin, 6. September 1914.

hst. Das ungeheure Verhängnis ist über Europa hereingebrochen — über Nacht. Wie viele gebildete Europäer mag es gegeben haben, die noch vor zwei, drei Monaten ernstlich an die Möglichkeit eines Weltkrieges geglaubt hätten? An die gegenseitige Zerfleischung der großen Kulturnationen, an die völlige Unterbindung des internationalen Verkehrs, dieser Hauptschlagader alles Wirtschaftslebens, an das Stocken aller Arbeit in Werkstatt und Atelier, in Laboratorium und Studierzimmer, die auf mehr gerichtet war, als die nackte Fristung der Existenz und die Erzeugung von Vernichtungsmitteln zur Zerstörung von Menschengütern und Menschenleben! Und so eindringlich immer der Sozialismus auf den schier nicht mehr zu bändigenden Expansivdrang des Imperialismus und Militarismus als die täglich furchtbarer dräuende Gefahr für Völkerfrieden und Kulturgedeihen hingewiesen hatte — sicherlich gab es auch unter den Sozialdemokraten nicht wenige, die solche Warnungen optimistisch für bloße Theorie gehalten haben mochten.

So hat der Krieg die europäische Menschheit überrumpelt und in jähem Ansturm alles über den Haufen gerannt, was noch gestern als für die Ewigkeit gegründete sittliche und geistige Kulturerrungenschaft galt. Gleich den Schienensträngen, die der Krieg zerrissen, scheint auch die Ideengemeinschaft zerrissen, die die Kulturvölker durch Wissenschaft und Literatur, durch Technik und Gewerbefleiß miteinander verbunden. Rassenhaß und Nationalitätendünkel, die ernste Forschung und zivilisatorischer Wettbewerb allmählich zurückgedrängt, brechen wieder ungezügelt hervor, und an die Stelle des differenzierten Denkens und Empfindens des modernen Kulturmenschen sind die trüben, dunklen Instinkte getreten, die vor Jahrtausenden die Menschen einer primitiven Urzeit beherrschten. Die Welt, die sich eben noch in tausend Strahlen im Prisma der modernen Erkenntnis brach, hat wieder die groben, ungeschlachten Formen angenommen, in denen sie das Auge des Troglodyten sah.

Wie ein übermächtiges Schicksal ist der Krieg über die Welt hereingebrochen. Niemand, so versichert man in allen Staaten, hat ihn gewollt, jeder ihn ehrlich zu verhindern gesucht. Was daran Wahres ist, wird die geschichtliche Forschung erst dann feststellen können, wenn mit dem Frieden auch die ehrliche Selbstbesinnung zurückgekehrt ist. Heute verzerrt die nationale Leidenschaft alles Tatsächliche zur vollen Unkenntlichkeit. Aber wie es auch um alle staatsmännischen Irrungen und Wirrungen, alle diplomatischen Listen und Tücken bestellt sein mag — selbst wenn wir zugeben wollen, daß Imperialismus und Wettrüsten den Verantwortlichen über den Kopf ge-

wachsen sind und durch ein unheilvolles Eigenspiel alle Berechnungen der Staatsmänner über den Haufen geworfen haben: war der Krieg auch plötzlich da und eine furchtbare Notwendigkeit, der keine der verstrickten Nationen sich mehr entziehen konnte, so war es doch wahrlich kein erhebendes Bild, ihn im Stile der Kinderfibel den naivsten Gemütern mundgerecht gemacht zu sehen. Es hätte doch wohl genügt, den Krieg als unausweichlich darzustellen, als ein wenn schon bitteres, so doch ehernes Muß. Aber nein: der Krieg mußte auch ein „gerechter" sein, nicht etwa im höheren historischen, sondern im banalsten Sinne hausbackenster Philistermoral. Und die Herren Intellektuellen, die sonst nicht verächtlich genug die Nase zu rümpfen wußten über das geistige Herdenvieh, schwärmten nun auf einmal für die köstliche Primitivität volkstümlicher Geschichtsauffassung. Es sei wie in der Kinderfibel, hieß es jüngst im „Berliner Tageblatt": Der biedere, ehrliche Deutsche, der brutale, tückische Russe, der freche Serbe, der perfide Engländer. Aber daß sich die Psyche der Massen in ihrem Urteil über nationale Wesensart und historisches Recht oder Unrecht in solch rührend kindlichen Vorstellungen gefalle, das fand dieser Schmock geradezu entzückend und erhaben. O Land der Dichter und Denker!

Freilich ist der Sinn für das, was bei feinerem Taktgefühl zulässig, gar manchem abhanden gekommen. Ließ doch z. B. das „Militär-Wochenblatt" am 4. August drucken: „Wenn es einen gerechten Gott im Himmel gibt — und er ist da —, dann dürfen wir auf einen Sieg der gerechten Sache unserer deutschen Waffen hoffen." So sicher man immer auf den Sieg der deutschen Waffen rechnen mag, so bleibt es gerade vom religiösen Standpunkt aus einigermaßen gewagt, die Existenz eines gerechten Gottes von ganz bestimmten Bedingungen abhängig zu machen. Napoleon wollte vorsichtigerweise die himmlischen Mächte beim Kriege lieber aus dem Spiele gelassen sehen, indem er meinte, der liebe Gott pflege es mit den stärksten Bataillonen zu halten. Auch ist es noch nicht lange her, daß in der „Christlichen Welt" (Nr. 32, Jahrgang 1913) zu lesen stand: „Es ist wohl keine subjektiv bewußte, aber eine unbewußte Heuchelei, wenn man meint, Christentum und Krieg vereinigen zu können. Heuchelei ist es, von einem Gott der Liebe zu reden und von ihm zu verlangen, daß er uns helfe, unsere Feinde zu töten."

Das Erstaunlichste aber erlebten wir, als eine Anzahl mehr oder minder bekannter deutscher Schriftsteller, die sich so gern als die Creme deutschen Geisteslebens nicht nur, sondern als sublimste Blüte moderner Kultur betrachtet sähen, plötzlich die Entdeckung machte, daß die ganze Friedensarbeit eigentlich ein langer dumpfer Traum, ein entnervender Haschischrausch gewesen und daß die Menschheit erst mit dem Kriege zu frischem, herrlichem Leben erwacht sei. Nach solchen Bekenntnissen könnte man wirklich glauben, der Krieg sei nicht eine Katastrophe, ein Paroxismus, sondern die höchste Wohltat für die Menschheit, deren sie leider nur allzu selten teilhaftig werde.

Die Verherrlichung des Krieges durch gewisse Philosophen, Historiker und Militärs ist ja etwas Altbekanntes. Man weiß, daß ein Hegel gesagt hat, Kriege peitschten die Menschheit auf, ähnlich wie Sturm das Meer vor Fäulnis bewahre. Moltke nannte bekanntlich (in seiner Einleitung zu den Werken Bluntschlis) den ewigen Frieden einen Traum und nicht einmal einen schönen. Denn der Krieg entwickele die edelsten Eigenschaften des

Menschen: Mut, Ergebenheit für die allgemeine Sache, den Geist der Selbstaufopferung. Wenn es keinen Krieg gebe, werde die Welt sich in Fäulnis auflösen und in groben Materialismus versinken. Und der Kulturhistoriker Max Jähns gelangt, obwohl er in einem Werke „über Krieg, Frieden und Kultur" selbst alle Greuel der Kriegsfurie geschildert hat, dennoch zu dem Ergebnis, daß, obzwar die Schrecken des Krieges wirklich nicht zu beseitigen seien, dennoch der Krieg der Menschheit als mächtiger Förderer der Zivilisation diene, als „Schöpfer männlicher Tugenden". Auf diesem Felde erwachse die „beste Blüte der Menschheit, der Heroismus".

Wir können ja jetzt die Probe auf das Exempel machen. Wir erleben die heroischen Erscheinungen des Krieges und sein ganzes Grausen. Es wäre unsinnig und abgeschmackt selbst für den sentimentalsten bürgerlichen Pazifizisten, geschweige denn für einen mit allen Realitäten rechnenden Sozialdemokraten, wollte man leugnen, daß der Krieg einen Sturm heroischer Begeisterung entfacht hat, daß er erneut bewiesen hat, wie unter der Suggestion einer beherrschenden Idee und unter der Massenhypnose alle seelischen Hemmungen ausgeschaltet werden. Freilich weiß der Psychologe auch ganz genau, daß das, was man positiv Tapferkeit zu nennen und als höchste männliche Tugend zu feiern liebt, häufig nichts ist, als ein psychischer Rauschzustand, in dem einfach die normalen Reflexbewegungen, die sonst die Gefahr und das Gebot der Selbsterhaltung zum Bewußtsein bringen, nicht mehr existieren. Ja mehr noch: sogar nackte Furcht kann unter Umständen die Triebfeder zu rücksichtslosem Drauflosstürmen sein. Beyerlein schildert in einer seiner Novellen sehr realistisch einen Reiteroffizier, der aus Nervosität und geheimer Angst die verwegensten Heldentaten vollbringt.

Aber so sehr man immer von der Notwendigkeit eines Krieges überzeugt und von dankbarer Bewunderung für die kriegerische Bravour der vaterländischen Truppen durchdrungen sein mag, so übel steht es den angeblichen Vertretern der Geisteskultur an, in eine schrankenlose Verherrlichung des Krieges zu verfallen und die „Fäulnis" des Friedens zu schmähen.

Welche neuen Vorbedingungen künftiger nationaler und internationaler Kulturarbeit immer der Krieg zu schaffen vermag: erst die neu aufbauende, Schutt und Leichen hinwegräumende F r i e d e n s tätigkeit wird die Leistungen vollbringen.

Die vielberufene „Fäulnis" vermag jedenfalls soziale Einsicht viel besser und gründlicher hinwegzufegen, als das angeblich reinigende Ungewitter des Krieges. Sittliche Fäulnis hängt mit den sozialen Zuständen aufs engste zusammen, mit den wirtschaftlichen Gegensätzen zwischen Kapital und Arbeit, mit der Häufung von Reichtum und Elend. Diese Gegensätze können Kriege eher verschärfen als mildern. Auch ein siegreicher Krieg, der durch Kriegsentschädigungsmilliarden nur die Spekulation entfesseln und durch weltpolitische Eroberungen die kapitalistische Expansion nur künstlich anstacheln würde. Die kapitalistische und moralische Fäulnis kehrt also nach dem Kriege unaufhaltsam zurück. Ihre Ausrottung war bestenfalls ein flüchtiger Scheinerfolg, wenn nicht gar — was das Wahrscheinlichere — selbst für den Augenblick nur eine plumpe Selbsttäuschung.

Mit dem Kapitalismus, mit der alten Ueppigkeit und Sittenlosigkeit feiert aber auch alle andere Fäulnis ihre fröhliche Auferstehung. Auch die verrottete feile Afterkunst. So mancher Diener dieser Sorte Kunst, der jetzt in Sack und Asche Buße tut und sich teutonisch tugendsam gebärdet, wird dann wieder bis über die Ohren in den Schlamm tauchen. Wir haben das nach 1870 gesehen und wir werden das auch nach 1914 wieder erleben. Wenn sich aber gewisse Intellektuelle dem Krieg als dem Erlöser von der ihnen schal gewordenen stillen Geistesarbeit in die Arme werfen und ihn als den Bringer neuer ungeheurer Sensationen preisen, so lästern sie damit nur sich selbst, nicht aber die unermüdliche Kulturarbeit des Friedens, auf der allein die Hoffnung der Menschheit ruht!

Aber wir sollten meinen, daß der Krieg uns auch bereits soviel des Grausigen, Entsetzlichen gebracht habe, daß der Chorus der pseudopatriotischen Kriegsverherrlicher verstummen müßte. Max Jähns hat darin wenigstens völlig recht, wenn er nach Betrachtung aller völkerrechtlichen Versuche einer Milderung der Kriegsgreuel zum Schluß gelangt, daß „die Schrecken des Krieges wirklich nicht zu beseitigen sind". Die kulturgeschichtlichen Betrachtungen über den Weltkrieg von 1914 werden dermaleinst Bibliotheken füllen und eine glücklichere Nachwelt vor Grauen und Abscheu schütteln.

Der Imperialismus.[1]

Von K. Kautsky.

1. Die Proportionalität der Produktion.

Zunächst müssen wir uns darüber klar werden, was wir unter Imperialismus zu verstehen haben. Dies Wort wird heute auf Schritt und Tritt gebraucht, aber je mehr man darüber spricht und diskutiert, desto unbestimmter wird es, was natürlich jede Verständigung sehr erschwert. Heute sind wir schon so weit, daß man unter Imperialismus alle Erscheinungen des modernen Kapitalismus zusammenfaßt, Kartelle, Schutzzölle, Finanzherrschaft ebenso wie Kolonialpolitik. In diesem Sinne gefaßt, ist der Imperialismus natürlich eine Lebensnotwendigkeit für den Kapitalismus. Diese Erkenntnis bedeutet dann aber nur die platteste Tautologie, sagt nichts, als daß der Kapitalismus nicht bestehen kann ohne Kapitalismus.

---

[1] Vorliegender Artikel wurde schon mehrere Wochen vor Ausbruch des Krieges abgefaßt. Er sollte in der Nummer erscheinen, die den geplanten internationalen Kongreß begrüßen wollte. Wie so manches andere ist auch dieser Kongreß durch die Ereignisse der jüngsten Tage zunichte gemacht worden. Doch hat der Artikel selbst, obwohl rein theoretischer Natur, damit nicht seine Beziehungen zur Praxis verloren, zu deren Erklärung er beizutragen sucht. Wir bringen den Artikel unter Hinweglassung der auf den internationalen Kongreß bezüglichen Stellen und mit Einfügung einiger Hinblicke auf den Krieg. D. Red.

Fassen wir das Wort nicht in dieser Allgemeinheit, sondern in seiner historischen Bestimmtheit, die in England ihren Ursprung nahm, dann bezeichnet es nur eine besondere Art politischer Bestrebungen, die allerdings durch den modernen Kapitalismus verursacht werden, keineswegs aber mit ihm zusammenfallen.

Die Engländer verstehen seit ungefähr einem Menschenalter unter Imperialismus einerseits das Streben, alle Teile des ungeheuren Kolonialreichs mit dem Mutterland zu einem einheitlichen Reiche zusammenzufassen, und andererseits das Streben, dieses Reich immer mehr auszudehnen. In den anderen Staaten außerhalb des „größeren Britannien" kommt als Imperialismus praktisch bloß das letztere Streben in Betracht, denn selbständige Kolonien wie England besitzt kein anderes Reich.

Aber nicht jedes Streben nach territorialer Ausdehnung des eigenen Staates darf als Imperialismus bezeichnet werden. Sonst müßten wir sagen, daß der Imperialismus so alt ist wie die geschriebene Geschichte. Das Streben, das Reich zu vergrößern durch Angliederung von Nachbargebieten, die von Mitgliedern der gleichen Nation bewohnt werden, ist nicht Imperialismus, sondern Nationalismus. Darum ist es auch ganz verkehrt, etwa von einem serbischen Imperialismus zu sprechen. Ebensowenig wie dieses Streben, das den größeren Teil des neunzehnten Jahrhunderts kennzeichnet, kann man das namentlich im achtzehnten Jahrhundert sehr starke Streben nach Gewinnung sehr reicher, hochindustrieller Gebiete als ein imperialistisches ansehen.

Der Imperialismus ist ein Produkt des hochentwickelten industriellen Kapitalismus. Er besteht in dem Drange jeder industriellen kapitalistischen Nation, sich ein immer größeres *agrarisches* Gebiet zu unterwerfen und anzugliedern, ohne Rücksicht darauf, von welchen Nationen es bewohnt wird.

Um dieses Streben zu begreifen, muß man vor allem sich klar werden über die Wechselwirkung zwischen Landwirtschaft und Industrie in der kapitalistischen Produktionsweise. Um die Erörterung zu vereinfachen, sehen wir im folgenden ab von der extraktiven Industrie — Bergbau —, die eine Mittelstellung zwischen der Landwirtschaft und der verarbeitenden Industrie einnimmt.

Quesnay hat in seinem „Tableau économique" die zwei großen Gruppen der industriellen und der landwirtschaftlichen Produktion aufgestellt und untersucht, wie sich der Austausch zwischen den beiden vollziehen muß, soll jede von ihnen alle die Mittel erhalten, um den Produktionsprozeß fortzusetzen.

Er betrachtete diesen Zirkulationsprozeß indes nicht bloß als Zirkulationsprozeß von *Waren*, sondern auch von *Kapital*. Er untersuchte nicht bloß, wie sich das Produkt der Landwirtschaft mit dem der Industrie austauscht, sondern auch den Weg, den dabei der Mehrwert zu nehmen hat. So genial diese Aufstellung war, sie litt an dem Irrtum, daß Quesnay bloß die landwirtschaftliche Arbeit als Mehrwert bildend betrachtete.

Sobald Marx den Zirkulationsprozeß des Kapitals untersuchte, mußte er zunächst von dem Unterschied zwischen Landwirtschaft und Industrie ab-

sehen, denn in jedem dieser beiden Produktionszweige bildet die Arbeit in gleicher Weise Wert und Mehrwert, wenn sie kapitalistisch angewandt wird.

Indes sah auch Marx bei der Betrachtung der Zirkulation des gesellschaftlichen Gesamtkapitals nicht von den besonderen stofflichen Formen seiner einzelnen Bestandteile ab.

Für diese Betrachtung machte er eine Unterscheidung, die nicht der kapitalistischen Produktionsweise besonders eigen ist, die Unterscheidung von Produktions- und Konsumtionsmitteln. Wie jede andere Produktionsweise produziert auch die kapitalistische für den Konsum, oder richtiger gesagt, auch in ihr produzieren die Produzenten zu dem Zwecke, zu konsumieren. Nur produziert in ihr der einzelne Produzent nicht direkt jene Gebrauchsmittel, die er selbst konsumieren will, sondern Gebrauchsmittel für andere Produzenten, um von diesen wieder Gebrauchsmittel für sich selbst einzutauschen.

Soll die Gesellschaft in ihrer bisherigen Form weiterexistieren können, müssen genügende Konsummittel für ihre Mitglieder vorhanden sein. Das heißt so viele, als diese brauchen und als sie gegen die Werte, über die sie verfügen, eintauschen können. Werden mehr Konsummittel produziert, dann gerät deren Absatz und damit auch ihre Produktion ins Stocken.

Soll aber die zur Erhaltung der Gesellschaft nötige Menge Konsummittel produziert werden, so muß auch die erforderliche Menge Produktionsmittel vorhanden sein. Werden mehr Produktionsmittel produziert, als zur Erzeugung der Konsummittel nötig, so wird ein Teil davon unverkäuflich, ihre Produzenten werden dadurch der Möglichkeit beraubt, sie gegen Konsummittel einzutauschen. Werden andererseits zu wenig Produktionsmittel produziert, dann gerät die Produktion der Konsumtionsmittel ins Stocken. Soll also der ganze Produktionsprozeß ohne Störungen vor sich gehen, dann muß die Produktion der Produktionsmittel und die der Konsumtionsmittel stets in einem bestimmten Verhältnis zueinander stehen, das mit den technischen und gesellschaftlichen Bedingungen wechselt, aber unter gegebenen Umständen gegeben ist. Wenn die Wirklichkeit von diesem Verhältnis abweicht, setzt es sich durch Preisschwankungen und Krisen durch.

Aber es ist klar, daß die gehörige Proportionalität nicht bloß zwischen diesen zwei Gruppen bestehen muß. Man kann noch mehr ins Detail gehen, zum Beispiel unter den Konsummitteln notwendige Lebensmittel und Luxusmittel unterscheiden, man kann aber auch die Gruppierung anders vornehmen. Doch wäre das vielfach unnütze Arbeit, da irgendeine neue Erkenntnis des kapitalistischen Produktionsprozesses daraus kaum hervorgehen würde.

Eine Ausnahme macht nur jene Art der Gruppierung, die schon Quesnay vornahm, die Unterscheidung von Industrie und Landwirtschaft. Allerdings ist die besondere Art, wie die Physiokraten diese Unterscheidung auf den Reproduktionsprozeß anwandten, mit der Ricardoschen und der Marxschen Werttheorie unvereinbar und durch Marx für immer beseitigt. Damit wird aber nicht gesagt, daß aus jener Unterscheidung nicht noch manche neue Erkenntnis zu holen ist.

Ich habe darauf schon 1910 in meiner Besprechung des Hilferdingschen „Finanzkapitals“ hingewiesen, in einem besonderen Kapitel über „Industrie und Landwirtschaft“, das mit den Worten beginnt:

Um zu erkennen, wie es trotzdem möglich wird, in der kapitalistischen Produktionsweise das Gleichgewicht zwischen Produktion und Konsumtion immer wieder herzustellen, muß man noch eine weitere Scheidung der produzierten Waren nach ihrer leiblichen Besonderheit machen. Zu der Scheidung in Produktionsmittel und Konsumtionsmittel und der Scheidung der letzteren wieder in Luxusmittel und Güter des Massenverbrauchs muß sich noch die Unterscheidung von Produkten der Industrie und Produkten der Landwirtschaft gesellen. (Neue Zeit, XXIX, 1, S. 838.)

In anderer Weise entwickelte ich ungefähr um dieselbe Zeit den Unterschied zwischen Industrie und Landwirtschaft innerhalb der heutigen Produktionsweise in einem Kapitel meines Buches über Vermehrung und Entwickelung in Natur und Gesellschaft (14. Kapitel: Landwirtschaft und Kapitalismus).

2. Einfache Warenproduktion.

Wir werden die Beziehungen zwischen Industrie und Landwirtschaft am leichtesten erfassen, wenn wir sie zunächst in ihrer einfachsten Gestalt, bei einfacher Warenproduktion betrachten, wo der Arbeiter Besitzer seiner Produktionsmittel und Produkte ist und diese als Waren fertig auf den Markt bringt oder direkt für den Konsumenten, den Kunden herstellt.

Ursprünglich, noch vor diesem Stadium, war die industrielle Tätigkeit ein Teil der landwirtschaftlichen. Sie wurde innerhalb des landwirtschaftlichen Betriebes ausgeübt, oder vielmehr der einzelne wirtschaftliche Organismus war ebenso industrieller wie landwirtschaftlicher Natur. Er produzierte Lebensmittel und Rohstoffe und verarbeitete diese zu Produktions- und Konsumtionsmitteln. Dabei war bereits eine Arbeitsteilung zwischen den einzelnen Mitgliedern des Betriebs möglich. Die einen konnten vorwiegend die Wartung des Viehs betreiben, andere den Feldbau, dritte das Spinnen und Weben, wieder andere die Verarbeitung von Holz und Metallen zu Werkzeugen usw. Diese Arbeitsteilung ist jedoch in bestimmte Grenzen gebannt, über die sie nicht hinaus kann, wenn nicht der Betrieb seinen Umfang und seine Mitgliederzahl erweitert. Dagegen kann die Arbeitsteilung sich weit rascher ausdehnen und ihre ökonomischen Vorteile entfalten, wenn einzelne Produzenten, und zwar Verarbeiter von Rohstoffen, aus dem Betrieb austreten und statt bloß für diesen einen für mehrere Betriebe produzieren, von denen sie dafür Rohstoffe und Lebensmittel beziehen.

So bildet sich die Scheidung zwischen Industrie und Landwirtschaft. Damit wird aber auch der ununterbrochene Fortgang des Reproduktionsprozesses vom steten Fortgang der nötigen landwirtschaftlichen Zufuhr zur Industrie abhängig gemacht.

Der Ausgangspunkt und die Grundlage des ganzen Prozesses bleibt stets die Landwirtschaft, die Forstwirtschaft inbegriffen. Sie muß die nötigen Lebensmittel und auch einen großen Teil der Rohstoffe liefern, ehe die industrielle Tätigkeit vor sich gehen kann. Andererseits könnte wohl, wenigstens bei primitiven Verhältnissen, die Landwirtschaft eine Zeitlang die Industrie, diese aber nie die Landwirtschaft entbehren. Der landwirtschaftliche Produktionsprozeß kann eine Zeitlang ganz gut in der bisherigen Weise fortgehen, auch wenn die Werkzeuge und die Kleider seiner Arbeiter nicht erneuert werden. Dagegen kommt der industrielle Produktionsprozeß

sofort zum Stillstand, sobald auch nur vorübergehend die Zufuhr von Rohmaterialien und Lebensmitteln aufhört.

Es gibt zwei Wege, der Industrie diese Zufuhr zu sichern. Wo Industrielle (Handwerker) und Landwirte (Bauern) einander als Freie und Gleiche gegenübertreten, werden die Industriellen ihre Rohmaterialien und Lebensmittel nur auf dem Wege des Warenaustausches erlangen, auf Grundlage des Wertgesetzes. Sie werden sie also nur bekommen, wenn sie in den Bauern Käufer ihrer industriellen Produkte finden. Die Bauern müssen ihnen eine ebenso große Wertsumme von Produkten dieser Art abkaufen, als die Industriellen an landwirtschaftlichen Produkten benötigen.

Das wird nur dann eintreten, wenn zwischen der Produktion der beiden Gruppen eine bestimmte Proportionalität innegehalten wird.

Es gibt noch einen anderen Weg, der Industrie ihre Rohmaterialien und Lebensmittel zuzuführen: den, daß man sie den Bauern einfach ohne Entgelt nimmt. Er spielte historisch eine große Rolle und spielt sie heute noch in der Kolonialpolitik. Wir wollen aber die Untersuchung auf rein ökonomische Faktoren beschränken.

Die Proportionalität zwischen beiden Gruppen ist unter allen Umständen notwendig, sie unterliegt aber stets der Gefahr, durchbrochen zu werden. Einmal durch die Landflucht, die der Landwirtschaft Arbeitskräfte nimmt und der Industrie zuführt, und dann durch das Wachstum der Intelligenz und der Technik in den Städten, wodurch die Produktivität der Industrie leicht gesteigert wird. Das Produkt der Industrie hat also die Tendenz, rascher zu wachsen als das der Landwirtschaft, weil die Zahl der Produzenten und die Menge des Produkts pro Produzent in jener schneller zunimmt als in dieser.

Aber diese Tendenz nimmt unter der einfachen Warenproduktion selten gefährliche Formen an. Die Entwickelung des Handwerks, das Wachstum seiner Produktivität geht langsam vor sich. Und die Tendenz, die Produktion durch Ueberarbeit zu steigern, besteht im Handwerk noch nicht, denn der Industrielle müßte sie selbst leisten.

Die Vermehrung der Zahl der Arbeitskräfte in der Stadt durch Zustrom vom Lande wird aber leicht gehemmt durch große Sterblichkeit, die während jener Periode in den Städten oft herrscht. Auch wo solche nicht der Zunahme der städtischen Bevölkerung Schranken setzt, findet sie ihre Grenzen in den steigenden Schwierigkeiten der Zufuhr. Die Vermehrung der städtischen Bevölkerung hängt vom Stande der Verkehrswege ab; dadurch wird bestimmt, wie weit das Gebiet sein kann, aus dem sie ihre Rohstoffe und Lebensmittel bezieht. Je kleiner dies Gebiet, desto kleiner muß die Stadt bleiben. Die Verkehrswege waren früher in der Regel miserabel, selbst die Wasserwege bei ungenügender Technik der Schiffahrt oft wenig benutzbar. Das Gebiet daher sehr beschränkt, das der städtischen Industrie ihre Lebensquellen lieferte.

Die Ausdehnung des Warenaustausches zwischen Stadt und Land fand also bald ihre Schranken. Der *Antrieb* zur Erweiterung der industriellen Produktion durch Vermehrung der Arbeitslast des Handwerkers war gering und die *Möglichkeit* ihrer Erweiterung durch Vermehrung der städtischen Arbeiterzahl beschränkt.

3. Die kapitalistische Produktion.

Einen starken Anstoß zu rascher Ausdehnung erhält die industrielle Produktion erst durch das Erstarken des Systems der Lohnarbeit, die Ersetzung der einfachen durch kapitalistische Warenproduktion.

Der Kapitalist arbeitet — als Kapitalist — nicht selbst in seinem Betrieb. Die Hemmungen, die den selbständigen Handwerker veranlassen, die Arbeitszeit nicht übermäßig auszudehnen, bestehen für ihn nicht. Notabene, hier ist vom Handwerker in der Blütezeit des Handwerks die Rede, der nicht durch kapitalistische Konkurrenz zu übermäßiger Abrackerei auch von Weib und Kind und Lehrjungen gezwungen wird.

Der Kapitalist läßt seine Arbeiter für sich arbeiten. Deren Arbeitsqual geniert ihn nicht. Für ihn ist ihre Arbeit um so mehr eine Lust, je länger sie dauert, denn um so größer der Ueberschuß des Wertes, den sie erzeugen, über den Betrag ihres Lohnes hinaus, um so größer sein Profit, also sein Einkommen.

Aber der einzelne Kapitalist kann die Produktion nicht bloß durch Ausdehnung der Arbeitszeit vermehren. Diese Ausdehnung hat ihre physischen Grenzen, wie rücksichtslos sie auch gehandhabt werden mag. Keine derartigen Grenzen hat dagegen die Zahl der Arbeiter, die ein industrieller Kapitalist beschäftigen kann. Ob es 10, ob 100, ob 1000 sind, hängt nur von der Größe seines Geldbeutels ab. Jeder beschäftigte Arbeiter mehr bedeutet aber eine Vermehrung der Masse seines Profits, also seines Einkommens.

Allerdings, die Art, in der der Kapitalist seine Arbeiter beschäftigt, hängt nicht von seinem Belieben ab, sondern von technischen und gesellschaftlichen Verhältnissen. Wenn er tausend Arbeiter ausbeutet, so mag er zunächst gezwungen sein, es als Verleger zu tun, der jeden einzeln als Heimarbeiter zu Hause arbeiten läßt. Aber sobald er viele Arbeiter gleichzeitig beschäftigt, ersteht auch die Möglichkeit, sie alle oder doch mehrere an einem Arbeitsort zu vereinigen und gemeinsam arbeiten zu lassen. Damit entstehen die Vorbedingungen des auf der Arbeitsteilung beruhenden kapitalistischen Großbetriebs, der zur Manufaktur, zur Fabrik, zu einem modernen Riesenbetrieb wird. Dabei wächst, wenigstens bisher, immer mehr die Anzahl der Arbeiter in einem Betrieb, noch weit rascher wächst aber der Umfang der Produktionsmittel (Bauten, Maschinen, Rohmaterialien) des einzelnen Betriebes, immer rascher wächst die Kapitalsumme, die zur Anwendung eines Arbeiters erheischt ist.

In demselben Maße, in dem die Summe der Profite des einzelnen Kapitalisten zunimmt, wächst daher der Prozentanteil dieser Summe, den der Kapitalist nicht konsumieren darf, sondern zurücklegen, akkumulieren muß, will er die Summe seiner Profite weiterhin vermehren. Die Möglichkeiten der Akkumulation von Kapital sind jedoch in der Landwirtschaft bei weitem nicht so groß wie in der Industrie. Diese geringere Möglichkeit der Akkumulation darf man natürlich nicht in dem Sinne verstehen, daß die kapitalistisch produzierenden Landwirte und die Großgrundbesitzer geringere Möglichkeiten hätten, Kapitalien anzusammeln, als die Industriellen. Aber nicht jedes Kapital, das ein Landwirt akkumuliert, wird dadurch schon landwirtschaftliches Kapital. Es kann auch in der Form von Aktien in der

Industrie oder im Eisenbahnwesen usw. angelegt werden. Die Möglichkeit, das angesammelte Kapital in der Landwirtschaft anzuwenden, die kapitalistische Produktion in ihr auszudehnen, ist innerhalb eines bestimmten Gebiets geringer als die Möglichkeit der kapitalistischen Ausdehnung der Industrie im gleichen Gebiet. Die Ursache davon liegt in einer Reihe technischer und gesellschaftlicher Faktoren.

Die Landwirtschaft hat mit der Produktion und Reproduktion lebender Organismen zu tun, die sich nicht willkürlich durch eine Vermehrung der aufgewendeten Arbeit beschleunigen oder ausdehnen läßt. Dagegen läßt sich die Industrie stets erweitern, wenn sie über genügende Rohstoffe und Arbeitskräfte verfügt.

Andererseits ist die Vermehrung der Arbeiterzahl in einem Betrieb in der Landwirtschaft viel schwieriger als in der Industrie, weil diese viel mehr vom Boden losgelöst ist als jene. Wenn ein industrieller Kapitalist über die nötigen Geldmittel verfügt, wird er kaum Schwierigkeiten in dem Mangel an Raum finden, seinen Betrieb, der zehn Arbeiter beschäftigt, so zu erweitern, daß er 100 beschäftigt. So viel Boden, als er braucht, seine Fabrik zu vergrößern oder eine größere Fabrik neu zu bauen, wird er in der Regel stets finden. Ganz anders der Landwirt. Will er zehnmal mehr Arbeiter beschäftigen wie bisher, muß er bei gleichbleibender Art des Betriebes den Grund und Boden, über den er verfügt, ums Zehnfache vergrößern. Dabei stößt er jedoch auf allen Seiten auf das Privateigentum seiner Nachbarn, die er verdrängen muß, soll er seinen Betrieb erweitern. Das wird ihm meist unmöglich sein, aber selbst wenn es ihm gelänge, verlieren seine Nachbarn an Bodenfläche und damit an Arbeitern — wie gesagt, bei gleichbleibender Betriebsweise — so viel, wie er gewinnt, die Menge der Arbeiter wird nicht vergrößert, die die Landwirtschaft des Staates im allgemeinen beschäftigt. Daß die einzelnen Betriebe der Landwirtschaft an Ausdehnung wachsen und gleichzeitig an Zahl zunehmen und die von der gesamten Landwirtschaft beschäftigte Arbeiterzahl vermehrt wird, ist in einem Lande, dessen Boden bereits besetzt ist, bei gleichbleibender Betriebsweise ausgeschlossen. In der Industrie kann dagegen sehr wohl gleichzeitig die Durchschnittsgröße des Betriebs, die Zahl der Betriebe und die Menge der insgesamt beschäftigten Arbeiter wachsen, auch bei gleichbleibender Technik.

Die Entwickelung der Technik selbst wirkt wieder anders auf die Industrie wie auf die Landwirtschaft. Ueberall geht ihre Tendenz dahin, die Zahl der Arbeiter im Verhältnis zum aufgewandten Kapital und zum erzielten Produkt zu vermindern. In der Industrie ist indes diese Abnahme bisher meist bloß eine relative, nicht eine absolute. Sie bewirkt nicht, daß die Zahl der industriellen Arbeiter abnimmt, sondern nur, daß das aufgewandte Kapitel und die erzielte Produktenmenge noch schneller zunimmt als die Zahl der beschäftigten Arbeiter.

In der Landwirtschaft dagegen ist die durch den Fortschritt der Technik bewirkte Abnahme der Arbeiterzahl nicht bloß eine relative, sondern vielfach auch eine absolute.

Die Wirkung dieser Verschiedenheiten wird noch verstärkt durch einen Umstand, auf den schon bei Betrachtung der einfachen Warenproduktion hingewiesen worden: bei der Loslösung der Industrie von der Landwirtschaft bleibt diese die Grundlage des ganzen wirtschaftlichen Getriebes. Ohne

stete Zufuhr neuer Produkte der Landwirtschaft können wir keinen Moment weiterleben. Dagegen könnten wir zur Not das Ausbleiben einer ganzen Reihe industrieller Produkte eine Zeitlang aushalten. Wir wären in der Stadt schlecht daran, bekämen wir nicht jeden Tag Mehl und Milch, Fleisch und Gemüse zugeführt. Dagegen würden wir nicht zugrunde gehen, wenn wir unseren abgetragenen Rock und Hut noch einige Zeit weiter tragen müßten. So könnte zum Beispiel auch der Baumwollspinner ohne stete Zufuhr von Baumwolle seinen Betrieb nicht fortführen; sind aber seine Spinnmaschinen alt geworden, so kann er sie vielleicht doch noch ein Jahr lang, freilich nur mit Ach und Krach, weiter benutzen, wenn er neue nicht vorfindet oder noch nicht erwerben will.

Aber nicht nur das.

Die Massenprodukte der Landwirtschaft sind auch weit weniger mannigfaltig als die der Industrie und ihr Gebrauchswert weit weniger wechselnd. Getreide und Milch, Fleisch und Kartoffeln bilden allenthalben die vornehmsten Nahrungsmittel; sie unterliegen keiner Mode. Will jemand dagegen etwa einen neuen Rock anschaffen, wie vielerlei Stoffe stehen ihm da zur Auswahl zu Gebote! Und wie rasch wechselt deren Mode! Und der Spinner, der neue Spinnmaschinen anschaffen will, hat auch unter zahlreichen Arten die Auswahl, und der technische Fortschritt fördert immer neue, bessere zutage.

Das alles bewirkt, daß in der kapitalistischen Industrie ein Faktor mit aller Macht wirkt, der in der Landwirtschaft auch bei kapitalistischem Betrieb nur wenig Bedeutung hat: *die Konkurrenz, der Kampf der verschiedenen Betriebe untereinander um den Absatz.* Der Industrielle muß weit mühsamer um den Absatz seiner Produkte ringen als der Landwirt. Soweit dieser Absatzschwierigkeiten findet, liegt das mehr am Zwischenhändler als an den anderen Landwirten.

Und die Sachlage verschiebt sich dabei immer mehr zuungunsten der Industrie, je rascher deren Kapital akkumuliert, je mehr die Landwirtschaft dahinter zurückbleibt, je mehr die industrielle Bevölkerung wächst und nach vermehrten Nahrungsmitteln und Rohstoffen verlangt, je geringer dagegen die landwirtschaftliche Bevölkerung und je beschränkter daher die Nachfrage ihrer Gesamtheit nach industriellen Produkten.

Im Konkurrenzkampf hat aber der größere und der technisch vollkommenere Betrieb bessere Aussichten, sich zu behaupten, als der kleinere. Je stärker der Konkurrenzkampf, um so mehr muß jeder industrielle Betrieb suchen, zu wachsen, sich zu erweitern und technisch auf das vollkommenste auszustatten.

Wir haben bisher die Akkumulation des Kapitals bloß vom Standpunkt der *Annehmlichkeiten* betrachtet, die sie dem einzelnen Kapitalisten bietet, der durch sie seinen Profit und damit auch seinen Konsum steigern kann. Wir lernen sie jetzt von einer anderen Seite kennen. Sie bietet nicht bloß einen Vorteil für den industriellen Kapitalisten, dessen Anwendung oder Nichtanwendung ihm freisteht, auf den er nach Belieben verzichten kann. Sie wird immer mehr eine *Notwendigkeit* für ihn, deren er nicht entraten kann. Seinen Betrieb stetig zu vergrößern und den Absatz seiner Produkte stetig zu steigern, wird jetzt zu einer Lebensbedingung für

ihn. Die Vermehrung seiner Produkte ist nicht mehr eine bloße Folge der Vermehrung der Nachfrage nach ihnen. Er muß jetzt seine Produktion unter allen Umständen immer weiter ausdehnen, und wenn die Nachfrage nach ihnen nicht von selbst in gleichem Maße steigt, muß er alle Kräfte aufwenden, diese Nachfrage künstlich zu vergrößern, den Markt zu erweitern.

Die Intensität der industriellen Konkurrenz ist eine Folge davon, daß der Drang und die Möglichkeit zur Akkumulation von Kapital und zur Erweiterung der Produktion in der Industrie weit größer sind als in der Landwirtschaft; aus einer Folge wird diese Triebkraft ihrerseits zu einer der mächtigsten Ursachen, jenen Unterschied zwischen Industrie und Landwirtschaft zu vergrößern.

Hieraus entspringt ein wichtiges Problem.

Die Industrie muß sich innerhalb der kapitalistischen Bedingungen aufs rascheste entwickeln, soll nicht die Gesellschaft in größtes Elend versinken. Die Landwirtschaft stößt immer mehr Arbeiter ab. Auch wo ihre Arbeiterzahl gleich bleibt, drängt sie ihren ganzen Bevölkerungszuwachs in die Stadt. Die Industrie zieht immer mehr Arbeitskräfte an sich; grauenvolle Arbeitslosigkeit ist die Folge, wenn die Industrie nicht rasch wächst. Andererseits drängt die Konkurrenz die Kapitalisten um so mehr, ihre Betriebe zu erweitern und zu verbessern, je stärker sie wütet. Jedes Nachlassen in der entsprechenden Erweiterung des Absatzes zieht verheerende Bankrotte nach sich.

Soll aber die Industrie wachsen, muß die Landwirtschaft ihre Produktion und ihre Bevölkerung in gleichem Maße ausdehnen; sie muß die Mengen der Rohstoffe und Lebensmittel in demselben Maße vermehren, in dem der Bedarf der Industrie danach zunimmt; und sie muß im gleichen Maße mehr Produkte der Industrie verzehren, mit denen die der Landwirtschaft gekauft werden.

Wie ist das möglich, wenn die Akkumulation des Kapitals in der Industrie weit rascher vor sich geht als in der Landwirtschaft?

Was Malthus als ein Naturgesetz der Bevölkerung ansah, daß sie die Tendenz hat, sich rascher zu vermehren als die Lebensmittel, jene in geometrischer Progression, wie 1, 2, 4, 8, 16, diese in arithmetischer, wie 1, 2, 3, 4, 5, das stellt sich heraus als ein ökonomisches Gesetz der kapitalistischen Akkumulation, das aber nicht weniger quälend ist als jenes, als ein Gesetz, das sagt, daß die industrielle Bevölkerung eines Gebiets wächst wie 1, 2, 4, 8, 16, indes die landwirtschaftliche Bevölkerung des gleichen Gebiets stabil bleibt oder abnimmt. Und gleichzeitig wächst die Produktenmasse pro Arbeiter in der Industrie rascher als in der Landwirtschaft. Die Akkumulation des Kapitals würde tatsächlich, wenn auch nicht unmöglich, so doch sehr erschwert und in enge Grenzen gebannt, wenn die kapitalistische Industrie einer Stadt, eines Industriebezirks oder eines Staates sich auf jenes Landgebiet als ihren Lieferanten und Abnehmer beschränkte, das ihr in ihren Anfängen dazu diente. Die kapitalistische Akkumulation kann in der Industrie nur dann ungehindert vor sich gehen und sich frei entfalten, wenn sie das landwirtschaftliche Gebiet, das ihr als Lieferant und Abnehmer dient, beständig erweitert, was eine stete Erweiterung und Verbesserung der Verkehrsmittel notwendig macht.

4. Akkumulation und Imperialismus.

Wir haben gesehen, wie der ungestörte Fortgang des Produktionsprozesses die Voraussetzung erheischt, daß die verschiedenen Produktionszweige alle in richtigem Verhältnis produzieren, daß aber ein stetes Streben nach Durchbrechung dieses Verhältnisses innerhalb der kapitalistischen Produktionsweise besteht, weil sie die Tendenz hat, innerhalb eines bestimmten Gebiets die industrielle Produktion weit rascher zu entwickeln als die landwirtschaftliche. Das wird auf der einen Seite eine mächtige Ursache periodischer Krisen, die stets industrielle Krisen sind und in denen sich das richtige Verhältnis der verschiedenen Produktionszweige immer wieder durchsetzt. Auf der anderen Seite wird dadurch der Drang nach Ausdehnung des landwirtschaftlichen Gebiets, das der Industrie Lebensmittel und Rohstoffe, aber auch Abnehmer liefert, immer stärker, je gewaltiger die Ausdehnungsfähigkeit der kapitalistischen Industrie.

Da die Bedeutung des agrarischen Gebiets für die Industrie eine zwiefache ist, kann sich auch ein Mißverhältnis zwischen Industrie und Landwirtschaft auf zweifache Weise äußern. Das eine Mal dadurch, daß der Absatz der Industrieprodukte in den agrarischen Gebieten nicht so rasch wächst wie die industrielle Produktion, was als Ueberproduktion erscheint. Und dann dadurch, daß die Landwirtschaft nicht so viel Lebensmittel und Rohstoffe liefert, als die rasch wachsende industrielle Produktion verlangt, was die Form der Teuerung annimmt.

Die beiden Erscheinungen scheinen einander auszuschließen und hängen doch eng miteinander zusammen, soweit sie dem Mißverhältnis zwischen industrieller und landwirtschaftlicher Produktion entspringen und nicht etwa anderen Ursachen, zum Beispiel dem Wechsel der Goldproduktion oder Veränderungen in den Machtverhältnissen der Produzenten gegenüber den Konsumenten durch Kartelle, Handelspolitik, Steuerpolitik und dergleichen. Die eine der beiden Erscheinungen, Teuerung und Ueberproduktion, geht auch leicht in die andere über dort, wo sie aus dem in Rede stehenden Mißverhältnis herrühren. Ein Steigen der Preise bildete stets die Einleitung der Krisen, die als Ueberproduktion auftraten und einen Preissturz herbeiführten.

Andererseits kann aber auch das stete Streben der kapitalistischen Industrienationen nach Erweiterung des mit ihnen im Austauschverhältnis stehenden landwirtschaftlichen Gebiets die verschiedensten Formen annehmen. Mit dem Nachweis, daß jenes Streben eine Lebensbedingung des Kapitalismus bildet, ist noch lange nicht nachgewiesen, daß irgendeine dieser Formen eine unerläßliche Notwendigkeit für die kapitalistische Produktionsweise bedeutet.

Eine besondere Form des fraglichen Strebens ist der Imperialismus. Ihm ging eine andere Form voraus, die des Freihandels. Er wurde vor einem halben Jahrhundert ebenso als das letzte Wort des Kapitalismus angesehen wie heute der Imperialismus.

Der Freihandel kam zur Herrschaft durch die Uebermacht der kapitalistischen Industrie Englands. Großbritannien sollte die Werkstatt der Welt und wiederum die Welt das agrarische Gebiet werden, das Englands Industrieprodukte abnahm und ihm dafür Lebensmittel und Rohstoffe sandte.

Als das souveräne Mittel, dieses agrarische Gebiet stets in dem Maße zu erweitern, dessen die englische Industrie bedurfte, galt der Freihandel, bei dem alle Beteiligten profitieren sollten. In der Tat waren die Agrarier der Länder, die ihre Produkte nach England ausführten, ebenso eingefleischte Freihändler wie die Industriellen Englands.

Trotzdem sollte dieser schöne Traum internationaler Harmonie rasch ein Ende nehmen. Das industrielle Gebiet ist in der Regel dem agrarischen überlegen und beherrscht dieses. Das galt früher von der Stadt gegenüber dem flachen Lande, das gilt jetzt von dem Industriestaat gegenüber dem Agrarstaat. Ein Staat, der ein agrarischer bleibt, verkommt politisch, meist auch ökonomisch, verliert in dieser wie in jener Beziehung seine Selbständigkeit. Das Streben nach Erhaltung oder Gewinnung der Unabhängigkeit und Selbständigkeit der Nation erzeugt daher innerhalb des Kreises der internationalen kapitalistischen Zirkulation überall notwendigerweise das Streben nach Bildung einer eigenen Großindustrie, die unter den gegebenen Verhältnissen eine kapitalistische ist. Die Fortschritte des Absatzes der ausländischen Industrieprodukte im Agrarstaat schaffen selbst eine Reihe von Vorbedingungen dazu. Sie zerstören die inländische vorkapitalistische Industrie und setzen damit viele Arbeitskräfte frei, die dem Kapital als Lohnarbeiter zur Verfügung stehen. Diese Arbeiter wandern in andere Staaten mit wachsender Industrie, wenn sie in der Heimat keine Verwendung finden, ziehen es aber vor, zu Hause zu bleiben, wo sie den Aufbau einer kapitalistischen Industrie erleichtern. Das ausländische Kapital selbst strömt in das agrarische Land, zunächst um es zu erschließen, durch Eisenbahnbauten, dann auch, um seine Rohstoffproduktion zu entwickeln, wozu nicht bloß die Landwirtschaft, sondern auch die extraktive Industrie gehört, der Bergbau. Die Möglichkeit, solchen kapitalistischen Unternehmungen andere hinzuzufügen, wächst. Es hängt dann vornehmlich von der politischen Kraft des Staates ab, ob er eine selbständige kapitalistische Industrie entwickelt.

Zunächst waren es die westlichen Staaten Europas und die östlichen der Vereinigten Staaten Amerikas, die sich im Gegensatz zur englischen Industrie aus Agrarstaaten zu Industriestaaten entwickelten. Dem englischen Freihandel setzten sie den Schutzzoll entgegen; an Stelle der von England erstrebten Arbeitsteilung in der Welt zwischen der englischen Industriewerkstatt und der landwirtschaftlichen Produktion aller anderen Gebiete setzten sie die Teilung der noch frei verbliebenen agrarischen Gebiete der Welt, soweit sie widerstandslos waren, unter die industriellen Großstaaten. Darauf reagierte England. Damit setzte der Imperialismus ein.

Besonders gefördert wurde er durch das System der Kapitalienausfuhr nach den agrarischen Gebieten, das gleichzeitig mit ihm aufkam.

Das Wachstum der Industrie in den kapitalistischen Staaten geht heute so rapid vor sich, daß die Erweiterung des Marktes nach den Methoden, wie sie bis in die siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts betrieben wurden, nicht mehr ausreicht. Bis dahin hatte man sich mit den primitiven Beförderungsmitteln begnügt, die in den agrarischen Gebieten bestanden, vornehmlich mit den Wasserstraßen, die früher allein Massentransporte von Lebensmitteln und Rohstoffen möglich machten. Eisenbahnen waren bis

dahin fast nur in hochindustriellen, dichtbevölkerten Gebieten gebaut worden. Nun wurden sie ein Mittel, dünnbevölkerte agrarische Gebiete zu erschließen, deren Produkte zu befähigen, zu Markte zu kommen, aber auch deren Bevölkerung und Produktion zu vermehren.

Solche Gebiete besaßen aber keinerlei Mittel, die Eisenbahnbauten selbst vorzunehmen. Das dazu nötige Kapital sowie die leitenden Arbeitskräfte wurden von den industriellen Nationen geliefert. Sie schossen das Kapital vor, erhöhten dadurch die Ausfuhr von Eisenbahnmaterial, vermehrten jedoch auch die Mittel der neuerschlossenen Gebiete, mit Lebensmitteln und Rohstoffen industrielle Produkte der kapitalistischen Nationen zu kaufen. Der Stoffwechsel zwischen Landwirtschaft und Industrie wurde so gewaltig gesteigert.

Sollte aber eine Eisenbahn in der Wildnis ein profitables Geschäft, ja sollte sie auch nur möglich werden, sollte sie die nötigen Arbeitskräfte zu ihrer Erbauung, die nötige Sicherheit für ihren Betrieb und ihre Forderungen erhalten, mußte eine Staatsgewalt vorhanden sein, stark und rücksichtslos genug, die Interessen der fremden Kapitalisten zu schützen und zugleich diesen Interessen blind ergeben. Das besorgte natürlich am besten die Staatsgewalt dieser Kapitalisten selbst. Das gleiche galt, wo sich die Möglichkeit zum Abbau reicher Erze oder zur vermehrten Produktion von Handelspflanzen, zum Beispiel Baumwolle, durch den Bau großer Bewässerungsanlagen bot — Unternehmungen, die ebenfalls nur durch Kapitalausfuhr aus den kapitalistischen Ländern möglich wurden.

So wuchs mit dem Drange nach gesteigerter Kapitalausfuhr aus den Industriestaaten in die agrarischen Gebiete der Welt auch das Streben, diese Gebiete ihrer Staatsgewalt zu unterwerfen.

Dazu kam noch ein sehr wirksames Moment: Die Kapitalienausfuhr kann in dem agrarischen Gebiet, in das sie gerichtet wird, sehr verschieden wirken. Wir haben schon darauf hingewiesen, wie schlecht heute ein Agrarland daran ist, wie sehr es im Interesse seines Gedeihens, ja seiner Selbständigkeit trachten muß, ein Industrieland zu werden. In Agrarstaaten, die die nötige Kraft besitzen, ihre Selbständigkeit zu wahren, wird das zu ihnen eingeführte Kapital nicht bloß zum Bau von Eisenbahnen benutzt, sondern auch zur Entwickelung einer eigenen Industrie — so in den Vereinigten Staaten und in Rußland. Unter solchen Umständen fördert die Kapitalienausfuhr aus den alten kapitalistischen Staaten nur vorübergehend die eigene industrielle Ausfuhr. Sie lähmt diese bald durch Aufziehung einer starken industriellen Konkurrenz im Agrargebiet. Der Wunsch, dem entgegenzuwirken, wird für die kapitalistischen Staaten ein neues Motiv, sich die agrarischen Gebiete direkt — als Kolonie — oder indirekt — als Einflußsphäre — zu unterwerfen, um sie hindern zu können, eine eigene Industrie zu entwickeln, um sie zu zwingen, sich ganz auf die agrarische Produktion zu beschränken.

Dies die wichtigsten Wurzeln des Imperialismus, der den Freihandel abgelöst hat.

Bildet er nun die letzte mögliche Erscheinungsform der kapitalistischen Weltpolitik oder ist noch eine andere möglich? Mit anderen Worten: Bietet der Imperialismus die einzige noch mögliche Form, den Wechselverkehr

zwischen Industrie und Landwirtschaft innerhalb des Kapitalismus auszudehnen?

Das ist die Frage.

Darüber ist kein Zweifel: der Bau von Eisenbahnen, die Ausbeutung von Bergwerken, die gesteigerte Produktion von Rohstoffen und Lebensmitteln in den agrarischen Ländern ist eine Lebensnotwendigkeit für den Kapitalismus geworden. So wenig die Kapitalistenklasse Selbstmord verüben will, so wenig wird sie, wird irgendeine der bürgerlichen Parteien darauf verzichten. Die agrarischen Gebiete zu beherrschen, ihre Bevölkerung zu rechtlosen Sklaven herabzudrücken, ist mit diesem Streben zu eng verbunden, als daß auch dagegen irgendeine bürgerliche Partei sich ernsthaft erheben würde. Die Unterjochung dieser Gebiete wird ein Ende erst nehmen, wenn entweder ihre Bevölkerung oder wenn das Proletariat der kapitalistischen Industrieländer stark genug geworden ist, das kapitalistische Joch zu zerbrechen.

Diese Seite des Imperialismus ist nur durch den Sozialismus zu überwinden.

Aber der Imperialismus hat noch eine andere Seite. Das Streben nach Besetzung und Unterjochung der agrarischen Gebiete hat starke Gegensätze zwischen den kapitalistischen Industriestaaten hervorgerufen, Gegensätze, die bewirkten, daß das Wettrüsten, das ehedem nur eines der Landrüstungen war, nun auch eines der Seerüstungen wurde und die es in letzter Linie verursacht haben, daß der schon lange prophezeite Weltkrieg nun zur Tatsache geworden ist. Ist auch diese Seite des Imperialismus eine Notwendigkeit für den Fortbestand des Kapitalismus, eine, die nur mit ihm selbst zu überwinden ist?

Eine ökonomische Notwendigkeit für eine Fortsetzung des Wettrüstens nach dem Weltkrieg liegt nicht vor, auch nicht vom Standpunkt der Kapitalistenklasse selbst, sondern höchstens vom Standpunkt einiger Rüstungsinteressenten.

Umgekehrt wird gerade die kapitalistische Wirtschaft durch die Gegensätze ihrer Staaten aufs äußerste bedroht. Jeder weitersehende Kapitalist muß heute seinen Genossen zurufen: Kapitalisten aller Länder, vereinigt euch!

Da haben wir zunächst die wachsende Opposition der höher entwickelten unter den agrarischen Gebieten, die nicht bloß den einen oder den anderen imperialistischen Staat, sondern sie alle gemeinsam bedroht. Das gilt sowohl vom Erwachen Ostasiens und Indiens wie von der panislamitischen Bewegung in Vorderasien und Nordafrika.

Dazu gesellt sich der wachsende Widerstand des Proletariats der Industrieländer gegen jegliche Mehrbelastung durch neue Steuern.

Zu alledem kam schon vor dem Krieg die bedenkliche Erscheinung hinzu, daß seit dem Balkankrieg das Wettrüsten sowie die Kosten der kolonialen Ausdehnung eine Höhe erreicht hatten, die den raschen Fortgang der Akkumulation von Kapital und damit die Kapitalausfuhr, also die ökonomische Grundlage des Imperialismus selbst bedrohte.

Die industrielle Akkumulation im Inland ging immer noch vor sich dank dem Fortschritt der Technik. Aber die Kapitalien drängten nicht mehr nach Ausfuhr. Das zeigte sich schon darin, daß die europäischen Staaten selbst

im Frieden Schwierigkeiten hatten, ihre eigenen inneren Anleihen zu decken. Der Zinsfuß, den sie bewilligen mußten, stieg.

So betrug zum Beispiel der Durchschnittskurs der

	dreiprozentigen Reichsanleihe	dreiprozentigen französischen Rente
1905	89	99
1910	85	97
1912	80	92
Mitte 1914	77	83

Das würde nach dem Krieg nicht besser, sondern schlechter werden, wenn das Wettrüsten und seine Anforderungen an den Kapitalmarkt fortführen, zu wachsen.

Damit gräbt der Imperialismus sein eigenes Grab. Aus einem Mittel, den Kapitalismus zu entwickeln, wird er eines, ihn zu hemmen.

Deswegen braucht dieser noch nicht am Ende seines Lateins zu sein. Rein ökonomisch betrachtet kann er sich weiterentwickeln, solange es der wachsenden Industrie der alten kapitalistischen Staaten möglich ist, eine entsprechende Ausdehnung der landwirtschaftlichen Produktion hervorzurufen, was freilich mit der zunehmenden Größe des jährlichen Wachstums der Industrie der Welt und der steten Verkleinerung des noch unerschlossenen agrarischen Gebiets immer schwieriger wird.

Solange diese Grenze nicht erreicht ist, kann er wohl an der steigenden politischen Opposition des Proletariats scheitern, braucht er aber nicht an einem ökonomischen Zusammenbruch zugrunde zu gehen.

Ein solcher ökonomischer Bankrott würde dagegen vorzeitig herbeigeführt durch eine Fortsetzung der jetzigen Politik des Imperialismus.

Diese Politik des Imperialismus läßt sich nicht lange mehr fortsetzen.

Natürlich, wäre die jetzige Politik des Imperialismus unerläßlich zur Fortführung der kapitalistischen Produktionsweise, dann vermöchten die eben erwähnten Faktoren keinen nachhaltigen Eindruck auf die herrschenden Klassen zu machen und sie nicht zu veranlassen, ihren imperialistischen Tendenzen eine andere Richtung zu geben. Wohl aber ist dies möglich dann, wenn der Imperialismus, das Streben jedes kapitalistischen Großstaates nach Ausdehnung des eigenen Kolonialreiches im Gegensatz zu den anderen Reichen dieser Art, nur eines unter verschiedenen Mitteln darstellt, die Ausdehnung des Kapitalismus zu fördern.

Man kann vom Imperialismus sagen, was Marx einmal vom Kapitalismus sagt: Das Monopol erzeugt die Konkurrenz und die Konkurrenz das Monopol.

Die wütende Konkurrenz der Riesenbetriebe, Riesenbanken und Milliardäre erzeugte den Kartellgedanken der großen Finanzmächte, die die kleinen schluckten. So kann auch jetzt aus dem Weltkrieg der imperialistischen Großmächte ein Zusammenschluß der stärksten unter ihnen hervorgehen, der ihrem Wettrüsten ein Ende macht.

Vom rein ökonomischen Standpunkt ist es also nicht ausgeschlossen, daß der Kapitalismus noch eine neue Phase erlebt, die Uebertragung der Kartellpolitik auf die äußere Politik, eine Phase des Ultraimperialismus, den wir natürlich ebenso energisch bekämpfen müßten wie den Imperialismus, dessen Gefahren aber in anderer Richtung lägen, nicht in der des Wettrüstens und der Gefährdung des Weltfriedens.

Die hier gegebenen Ausführungen wurden abgefaßt, ehe Oesterreich uns mit seinem Ultimatum an Serbien überraschte. Sein Konflikt mit diesem entsprang nicht ausschließlich imperialistischen Tendenzen. In Osteuropa spielt der Nationalismus noch eine Rolle als revolutionäre Triebkraft, und der jetzige Konflikt zwischen Oesterreich und Serbien hat ebenso eine nationalistische wie eine imperialistische Wurzel. Oesterreich versuchte imperialistische Politik zu treiben, es annektierte Bosnien und machte Miene, Albanien in seine Einflußsphäre einzubeziehen.

Dadurch erweckte es den nationalistischen Widerstand Serbiens, das sich von Oesterreich bedroht fühlte und nun seinerseits eine Gefahr für den Bestand Oesterreichs wurde.

Der Weltkrieg wurde herbeigeführt nicht dadurch, daß der Imperialismus eine Notwendigkeit für Oesterreich war, sondern dadurch, daß es wegen seiner Struktur durch seinen Imperialismus sich selbst gefährdet hat. Imperialismus konnte nur ein Staat treiben, der innerlich fest geschlossen war und der sich agrarische Gebiete angliederte, die kulturell weit unter ihm standen. Hier wollte aber ein national zerklüfteter, halb slawischer Staat Imperialismus treiben auf Kosten eines slawischen Nachbarn, dessen Kultur der Kultur der benachbarten Teile des Gegners ebenbürtig ist.

Diese Politik konnte freilich so ungeahnte, ungeheure Folgen nur hervorrufen durch die Gegensätze und Verstimmungen, die der Imperialismus zwischen anderen Großmächten geschaffen hat. Noch sind nicht alle Konsequenzen zutage getreten, die der jetzige Weltkrieg in seinem Schoße birgt. Er kann noch dazu führen, daß die imperialistischen Tendenzen und das Wettrüsten sich zunächst verschärfen — dann wäre der Friede, der ihm folgt, nur ein kurzer Waffenstillstand. Rein ökonomisch betrachtet, hindert jedoch nichts mehr, daß diese gewaltige Entladung schließlich den Imperialismus ablöst durch eine heilige Allianz der Imperialisten. Je länger der Krieg dauert, je mehr er alle Beteiligten erschöpft und vor einer baldigen Wiederholung des Waffenganges zurückschaudern läßt, desto näher rücken wir der letzteren Lösung, so unwahrscheinlich sie jetzt noch scheinen mag.

Vom Wirtschaftsmarkt.

Die deutsche und englische Kriegsfinanzlage.

Eisenbahnverkehr und Massenstreik — Elastizität der kapitalistischen Wirtschaft — Keine Bankkatastrophen — Reichsbankpolitik — Die Reichsbank in den ersten vier Kriegswochen — Wie stehts mit der Kriegsanleihe? — Geldmarkt und Preußische Bank zu Beginn des Krieges von 1870/71 — Die Lage des Geldmarktes in England.

Berlin, 4. September 1914.

Noch ist die fünfte Kriegswoche nicht zu Ende, und doch hat der bisherige Verlauf der militärischen Operationen wie die Gestaltung des Wirtschaftslebens bereits so manche Anschauungen über den Haufen geworfen, die noch vor wenigen Monaten als unanfechtbare Resultate gründlichster Beobachtung galten. Man braucht nur die früheren Prophezeiungen über die ersten volkswirtschaftlichen Folgen des Ausbruchs eines Krieges zwischen den europäischen Großmächten mit den sich heute vor unseren Augen abspielenden Vorgängen zu vergleichen, und jeder, der nicht aus eitler Rechthaberei ge-

waltsam die Augen vor den Tatsachen verschließt, wird zugestehen müssen, daß es in mancher Hinsicht ganz anders gekommen ist, wie er so oft in Zeitungen und in gelehrten Schriften gelesen und — geglaubt hat. Wo Theoretiker und Praktiker schwierige Probleme aufsteigen sahen, sind sie ausgeblieben oder es ist doch ihre Lösung unter verhältnismäßig geringen Erschütterungen des Wirtschaftslebens gelungen, während andererseits wieder einzelne Probleme, wie z. B. die Arbeitslosenfrage, schnell eine Bedeutung erlangt haben, die früher wohl von niemandem vorausgesehen worden ist.

Wie oft ist beispielsweise nicht in Versammlungen gesagt worden, wenn bei einem Massenstreik der Eisenbahnverkehr auch nur wenige Tage lahmgelegt würde, müsse unfehlbar die kapitalistische Wirtschaft zusammenbrechen, denn mit der kapitalistischen Entwickelung wäre das innere Gefüge des wirtschaftlichen Aufbaues immer differenzierter und komplizierter, immer feiner und empfindlicher geworden, so daß schon die geringste Störung eines Teiles des weitverzweigten ineinandergreifenden Mechanismus sofort eine völlige Erschütterung des gesamten Wirtschaftskörpers nach sich ziehen müsse. Nun ist nach der Kriegserklärung der ganze Bahnbetrieb Deutschlands fast vierzehn Tage lang für den privaten Personen- und den Frachtverkehr so gründlich gesperrt gewesen, wie es kein Massenstreik zu erreichen vermag, doch der prophezeite Zusammenbruch der kapitalistischen Wirtschaft ist nicht erfolgt. Wohl ist eine gewisse Erschütterung eingetreten, eine mehr oder minder starke Preissteigerung auf lokalen Märkten, die aber, soviel läßt sich schon heute mit ziemlicher Sicherheit feststellen, weit weniger durch die Stockung des Frachtverkehrs herbeigeführt worden ist, als durch die plötzlichen starken Ankäufe von Lebensmitteln für die Heeresmannschaften und durch die vielfach von Wohlhabenden vorgenommene übertriebene Verproviantierung ihres Haushalts mit allen möglichen Vorräten.

Und ferner, wie häufig haben wir nicht gelesen, daß, wenn drei oder vier Millionen erwerbstätiger Männer zu den Fahnen einberufen würden, viele Industriezweige absolut nicht mehr in der Lage wären, den Betrieb fortzusetzen und infolgedessen eine allgemeine Geschäftsstockung eintreten müßte? — Auch dieser Arbeitermangel ist unzweifelhaft zurzeit in einzelnen, unter besonderen Bedingungen arbeitenden Industrien vorhanden, zum Beispiel im Ruhrkohlenbergbau; im allgemeinen aber verhält es sich gerade umgekehrt: nicht Arbeitermangel herrscht auf dem Arbeitsmarkt, *sondern* infolge der starken Betriebseinschränkungen *ein enormes Ueberangebot von Arbeitskräften*.

Es ist nichts als patriotische Schönfärberei, wenn manche kapitalistischen Blätter versichern, daß der schädigende Einfluß des ausgebrochenen Weltkrieges auf das wirtschaftliche Getriebe im ganzen gering sei und bereits überall eine Anpassung an die neue Lage erfolge — aber soviel ist immerhin sicher, daß manche der auftauchenden Probleme ein wesentlich anderes Gesicht zeigen, als man früher meist angenommen hat, und daß ferner das kapitalistische Wirtschaftssystem in Deutschland eine Elastizität bewiesen hat, die allem Anschein nach selbst viele bürgerliche Nationalökonomen überrascht. Diese Tatsache alten theoretischen Ueberlieferungen zuliebe leugnen zu wollen, wäre ganz verkehrt. Vielmehr gilt es auch für

unsere Partei, nach Beendigung des Krieges die wirtschaftlichen Vorgänge vorurteilslos zu prüfen und die neuen Erfahrungen zu verwerten.

Als im starken Maße elastisch hat sich im Vergleich zu anderen Ländern vornehmlich der deutsche Geld- und Bankenmarkt während der letzten Wochen erwiesen. Das ist um so bemerkenswerter, als die gewaltige industrielle Entwickelung Deutschlands seit dem Kriege von 1870/71 nur möglich war durch die Herausbildung eines komplizierten Finanzierungssystems unter Heranziehung aller erreichbaren Kreditquellen. Diese schnelle Entfaltung hatte aber naturgemäß ihre Schwächen. Die neugewonnenen Kapitalien wurden immer wieder sofort zu industriellen Neuanlagen und Neugründungen verwandt, und überdies wurde im starken Maße einheimisches und fremdes Leihkapital, vornehmlich Bankkapital, zum Zweck der industriellen Ausdehnung herangezogen. Dadurch ist es gekommen, daß der industrielle Aufbau sich in Deutschland weit mehr als in England und Frankreich auf der Grundlage eines angespannten Kredits vollzogen hat und zwischen den Großbanken und der Großindustrie ein enger finanzieller Zusammenhang entstand. Der größte Teil der bei den deutschen Großbanken eingezahlten Depositengelder ist daher in der Großindustrie und dem Handel gewährten Krediten, meist mit langfristigen Kündigungen, sowie ferner in Konsortialgeschäften und dauernden Beteiligungen angelegt, während die Barreserven verhältnismäßig gering sind.

Die in der „Neuen Zeit" (Nr. 14 vom 3. Juli) von H. Ullmann ausgesprochene Befürchtung, daß es bei einem durch einen Kriegsausbruch hervorgerufenen Run der Depositengläubiger auf die Depositenkassen leicht zu einer Katastrophe kommen könne, war demnach keineswegs grundlos. Doch was ist erfolgt? Fehlte es auch an einzelnen Erschütterungen nicht, so haben doch die größeren deutschen Banken die ersten Kriegswochen sämtlich gut überstanden. Keine von ihnen hat falliert. Das verdanken sie nicht allein ihrer eigenen Bankpolitik. Schon seit dem Frühjahr hatte die Reichsbank sie zur Reduzierung ihrer langfristigen Kreditgewährungen und Vergrößerung ihrer Barreserven angehalten, und während der kritischen Tage haben sie an der Reichsbank einen starken Rückhalt gefunden, doch mag die Ursache liegen wo sie will, jedenfalls ist eine nachhaltige gefährliche Störung des Bankbetriebes nirgends eingetreten.

Die von den Leitern der Reichsbank seit der Marokkokrisis befolgte Gold- und Devisenpolitik trug ihre Früchte. Als im Herbst 1911 wegen Marokkos der Krieg mit Frankreich drohte, hatte die deutsche Finanz beträchtliche Schulden an fremde Geldmärkte zurückzuzahlen, allein an Frankreich fast eine halbe Milliarde Mark; als dagegen Ende Juli des laufenden Jahres die Kriegserklärung an Rußland erfolgte, standen den geringen Auslandsschulden weit erheblichere Forderungen an die ausländischen Geldmärkte gegenüber.

Und weiter hatte die Reichsbank als Zentralnotenbank für eine starke Metalldeckung gesorgt. Nach dem Bankausweis vom 23. Juli verfügte sie über einen Metallbestand von 1691 Millionen Mark (darunter 1357 Millionen Mark in Gold), gegen 1454 Millionen Mark um die gleiche Zeit des vorigen Jahres und 1329 Millionen Mark im Jahre 1912, so daß vor Kriegsbeginn ungefähr 63 Prozent der Gesamtverbindlichkeiten der Reichs-

bank durch Edelmetall gedeckt waren und der Banknotenumlauf sich sogar zum Metallbestand wie 100 zu 93 stellte.

Seitdem hat sich natürlich durch die Hergabe von Mitteln für die Kriegführung, Ausstattung der neueingerichteten Reichsdarlehnskassen, Unterstützung von Industrie, Handel, Gewerbe und Landwirtschaft mit den zur Aufrechterhaltung ihres Betriebes erforderlichen Zahlungsmitteln, Bereitstellungen für den sogenannten „Angst- und Panikbedarf" usw. der Status der Reichsbank verschlechtert, in Anbetracht der Kriegslage muß er aber noch immer als günstig gelten. Vergleicht man den Reichsbankausweis vom 23. Juli mit dem vom 22. August, also die Verschiebungen innerhalb von vier Wochen, so ergibt sich, daß der Metallbestand der Reichsbank zwar in der ersten Woche um 163 Millionen Mark abgenommen, in der zweiten aber wieder (da ihr inzwischen der Goldbestand aus dem Juliusturm und der besonderen Kriegsreserve überwiesen worden war) um 68 Millionen zugenommen hat; in der dritten Woche ging er dann erneut um 5 Millionen zurück, während in der Woche vom 16. bis 22. August wieder eine Zunahme von 6 Millionen Mark erfolgte. Demnach stellte sich am 22. August der Gesamtmetallbestand der Reichsbank noch immer auf 1596 Millionen Mark (gegen 1443 Millionen um die gleiche Zeit im vorigen Jahre und 1315 Millionen im Jahre 1912), davon nicht weniger als 1530 Millionen in Gold. Außerdem waren an Barmitteln vorhanden für 119 Millionen Mark Reichskassenscheine und für 40 Millionen Mark Noten anderer Banken.

Demgegenüber hat allerdings die Banknotenausgabe sich in den vier Wochen ganz beträchtlich vergrößert. Der Notenumlauf stieg in diesen vier Wochen von 1891 Millionen auf nahezu 4000 Millionen Mark, also um 2109 Millionen, ferner erhöhten sich die Summen der von der Reichsbank diskontierten Wechsel und Schecks von 751 auf 4616 Millionen Mark und die Lombardforderungen von 50 auf 163 Millionen Mark; aber dafür wuchsen gleichzeitig die Giroguthaben von 944 auf 2620 Millionen Mark: eine Steigerung, an der die Einlagen der Regierung und der Stadtverwaltungen einen starken Anteil haben mögen, die aber immerhin beweist, daß in den Kreisen der Großindustrie und des Großhandels festes Vertrauen auf die Reichsbank herrscht und ihr jetzt auch aus solchen Kreisen Beträge zufließen, die früher nicht mit ihr im Geschäftsverkehr gestanden haben.

Stellt man für die Beurteilung die wichtigsten Posten der beiden Reichsbankausweise vom 23. Juli und 22. August einander gegenüber, so ergeben folgende Verschiebungen:

	am 23. Juli		am 22. August	
Metallbestand	1691	Mill. Mk.	1596	Mill. Mk.
davon in Gold	1357	„ „	1530	„ „
Reichskassenscheine	65	„ „	119	„ „
Noten anderer Banken	40	„ „	40	„ „
Wechsel und Schecks	751	„ „	4616	„ „
Lombardforderungen	50	„ „	163	„ „
Effekten	331	„ „	209	„ „
Notenumlauf	1891	„ „	4000	„ „
Giroguthaben	944	„ „	2620	„ „

Dabei ist aber in Betracht zu ziehen, daß die Zunahme des Reichsbanknotenumlaufs, der Wechseldiskontierungen und Lombardierungen vornehm-

lich die beiden ersten Kriegswochen betrifft — einerseits zur Deckung der enormen Kosten der Mobilisierung und der Ankäufe von Lebensmitteln für die Truppen, andererseits für den plötzlich bei fast allen Geldinstituten in starkem Maße aufgetretenen Angstbedarf. Seitdem ist jedoch eine gewisse Konsolidierung des Status eingetreten. So betrug in den ersten beiden Wochen die Diskontierung von Wechseln, Schecks usw. über 2986 Millionen Mark, in den letzten beiden Wochen hingegen nur 879 Millionen Mark. Der Notenumlauf, der in den ersten zwei Wochen um 2005 Millionen Mark stieg, hat in den letzten zwei Wochen nur noch um 103 Millionen Mark zugenommen, während die Lombardforderungen infolge der Einrichtung der Kriegsdarlehnskassen und der Verweisung der Darlehnssucher an diese sogar schon in der Zeit vom 8. bis 22. August um 64 Millionen zurückgegangen sind.

In Anbetracht der enormen Kriegskosten, die bekanntlich von Rießer für die ersten sechs Wochen der Kriegsdauer auf 1800 Millionen Mark berechnet worden sind, wahrscheinlich sich aber noch wesentlich höher stellen werden, sowie ferner der starken Anforderungen der Finanz- und Geschäftskreise kein schlechter Stand, steht doch, wenn auch das Deckungsverhältnis des Notenumlaufs zum Bestand an Edelmetall und Reichskassenscheinen eine beträchtliche Verschlechterung erfahren hat und auf 42,9 Prozent gesunken ist (gegenüber 84,7 Prozent am 23. August 1913), dieser Prozentsatz noch immer um fast 10 Prozent über dem gesetzlichen Minimaldeckungsverhältnis, *so daß die Reichsbank noch für mehr als 1200 Millionen Mark neue Reichsbanknoten ausgeben kann, ohne gegen die Vorschrift der Dritteldeckung zu verstoßen.*[1]

Weiter aber ist damit zu rechnen, daß, wenn die Erfolge der deutschen Waffen sich in ähnlicher Weise wie bisher mehren und damit die Sicherheit gegeben erscheint, daß die blutigen Kämpfe im Ausland, nicht auf deutschem Grund und Boden, ausgefochten werden, ein beträchtlicher Teil des „thesau-

[1] Nachdem die obige Uebersicht bereits geschrieben und gesetzt war, wurde der Reichsbankausweis vom 31. August veröffentlicht. Danach hat sich der Stand der Reichsbank weiter verschlechtert, doch kommt bei der Beurteilung in Betracht, daß der diesmalige Ausweis einen sogen. „Ultimostatus" darstellt und erfahrungsgemäß infolge des zunehmenden Geldbedarfs zum 1. September sich regelmäßig in der letzten Augustwoche ein Rückgang der Giroeinlagen und eine Zunahme des Notenumlaufs einstellt, so nahm z. B. in der letzten Augustwoche 1913 der Notenumlauf um 161, im Jahr 1912 um 171 Millionen Mark zu, während die Giroguthaben sich um 92 und 75 Millionen Mark verminderten. Diesmal ist die Verschlechterung freilich eine noch größere: der Notenumlauf stieg um 235 Millionen Mark und die Giroguthaben nahmen um 178 Millionen Mark ab; indes hat, während sonst regelmäßig gegen Ende des Augustmonats ein beträchtlicher Goldabfluß eintritt (1913 = 32, 1912 = 75, 1911 = 68 Millionen Mark), diesmal ein Zufluß zurückgehaltenen Goldes im Betrage von 27 Millionen Mark stattgefunden. Ferner haben sich die im Portefeuille der Reichsbank befindlichen Wechsel, Schecks und Schatzanweisungen um weitere 134 Millionen Mark vermehrt (1913 um 88, 1912 um 140 Millionen Mark), während andererseits die Lombardforderungen wieder abgenommen haben, diesmal um 58 Millionen Mark. Das Deckungsverhältnis ist von 42,9 auf 42,3 Proz. gesunken. Im ganzen noch immer ein günstiger Status.

rierten", das heißt des jetzt noch aus Aengstlichkeit von Privatpersonen zurückgehaltenen Goldes wieder der Reichsbank zufließt, während zugleich die gesetzlich vorgesehenen weiteren Silberprägungen dem Reich und damit der Reichsbank neue Mittel zuführen — zunächst durch die weitere Ausprägung von Silbermünzen auf Rechnung der beschlossenen außerordentlichen Silberreserve in Höhe von 120 Millionen Mark, dann durch die Erhöhung des Silbergeldumlaufs entsprechend der im neuen Münzgesetz festgesetzten Quote von 20 Mark auf den Kopf der Bevölkerung (heute beträgt die Kopfquote nur erst 18 Mark).

Der deutschen Regierung dürfte diese Finanzlage eine recht schwere Sorge vom Herzen nehmen. Ihr wird durch den Status der Reichsbank und die sichere Haltung des Geldmarktes die Möglichkeit geboten, die Aufnahme der vom Reichstage bereits bewilligten fünf Milliarden Kriegsanleihe hinauszuschieben und erst dann die Emission in Raten vorzunehmen, wenn große deutsche Siege den Geldmarkt günstig stimmen. Bis zum November kann die Regierung, wenn nicht vorher ein völliger Umschlag des bisherigen Kriegsglücks eintritt und nicht — eine andere Frage! — die wachsende Arbeitslosigkeit zu großen Geldausgaben zwingt, mit der ersten Emission ruhig warten, zumal wenn sie, wie es beabsichtigt zu sein scheint, von den eroberten Städten in Belgien und Frankreich Kriegskontributionen erhebt. Wie dann im November die Lage auf den Kriegsschauplätzen sein wird, läßt sich schwer voraussagen. Wer hat wohl beim Kriegsausbruch geglaubt, daß in fünf Wochen deutsche Truppen beinahe bis Paris vordringen könnten! Aber ausgeschlossen erscheint es nach den bisherigen Erfahrungen nicht, daß dann die Milliardenanleihe bequem auf dem deutschen Kapitalmarkt untergebracht werden kann und selbst die Geldmärkte neutraler Auslandsstaaten sich bereit finden lassen werden, Teile der Anleihe aufzunehmen. Noch vor drei Wochen erschien eine solche Möglichkeit fast sinnlos; heute spricht dafür bereits die Wahrscheinlichkeit, und in sechs oder acht Wochen wird man vielleicht schon darin etwas Selbstverständliches erblicken.

Wie sehr sich in finanzieller Hinsicht die Lage geändert hat, lehrt deutlich ein Vergleich mit der Kriegszeit von 1870/71. Damals sah sich die Regierung genötigt, schon am siebenten Tage nach der formellen Kriegserklärung eine fundierte fünfprozentige Anleihe im Betrage von 100 Millionen Talern aufzulegen, die trotz des niedrigen Kurses von 88 Prozent einen vollständigen Mißerfolg hatte. Am Tage der Kriegserklärung (19. Juli 1870) erhöhten sofort die Notenbanken in Frankfurt a. M. ihren Wechseldiskont auf 6 Prozent, in Hamburg auf 7 Prozent, in Bremen auf 8 Prozent. Auch die Preußische Bank in Berlin, die Vorläuferin der Reichsbank, stellte ihren Diskontsatz auf 8 Prozent, während damals die Bank von Frankreich zunächst am 22. Juli ihren Satz von 2½ auf 3½ Prozent und darauf auf 4 Prozent hinaufsetzte. Erst am 10. August, nachdem Frankreich bereits mehrere Schlachten verloren hatte, erhöhte auch die Bank von Frankreich ihren Diskontsatz auf 6 Prozent.

Wie wenig damals die Preußische Bank der ihr gestellten Aufgabe, die nötigen Mittel für den Kriegsanfang zu liefern, zu genügen vermochte, be-

weist die Tatsache, daß in der der Kriegserklärung voraufgehenden Woche ihr Metallbestand um 1,17 Millionen Taler abnahm, während gleichzeitig der Bestand an Wechseln um 7,13 Millionen, der Notenumlauf um 6,31 Millionen Taler zunahm. Als dann die Mobilisierung erfolgte, stieg das Wechselportefeuille um weitere 16½, die Summe der Lombardforderungen um ungefähr 2¾, der Notenumlauf nochmals um 18¾ Millionen Taler — obgleich der Metallbestand nur um 0,8 Millionen Taler zunahm. Der ganze Metallvorrat betrug nur rund 87 Millionen Taler. Jetzt vermag die Reichsbank ohne Schwierigkeit der Kriegführung einige Milliarden Mark zur Verfügung zu stellen.

Hat sich doch der deutsche Geldmarkt sogar fester erwiesen als selbst der Geldmarkt Englands, das bislang als der Mittelpunkt des internationalen Geldverkehrs, als der „Bankier der Welt" galt. Nach „Bankers Magazine" hat dort die Börsenpanik vor dem Kriegsausbruch noch weit stärkere Kursverluste herbeigeführt als an den großen deutschen Börsen. Der Kursverlust bei den 387 hauptsächlichsten an der Londoner Börse gehandelten Wertpapieren soll in den zehn Tagen vom 20. bis 30. Juli nicht weniger als 188 Millionen Pfund Sterling (ungefähr 3800 Millionen Mark) betragen haben. Und während die deutsche Reichsbank ihren Wechseldiskont am 31. Juli zunächst von 4 auf 5 Prozent erhöhte, schritt die Bank von England, nachdem sie erst zwei Tage vorher ihren Diskontsatz von 3 auf 4 Prozent hinaufgesetzt hatte, sofort zu einer Erhöhung ihres Wechselzinssatzes von 4 auf 8 Prozent, der kurz darauf eine weitere Hinaufschraubung auf 10 Prozent folgte: eine Maßnahme, auf die die deutsche Reichsbank zunächst nur mit einer Erhöhung auf 6 Prozent antwortete. Zwar hat die Bank von England seitdem den Satz wieder auf 6 und 5 Prozent herabgesetzt, aber zugleich ihre Wechseldiskontierungen aufs äußerste eingeschränkt. Zeitweilig hat sie diese nach den Meldungen ausländischer Blätter sogar ganz eingestellt oder doch nur Wechsel mit ganz kurzer Laufzeit hereingenommen. Zugleich sah sich die englische Regierung gezwungen, schon am 4. August ein einmonatliches Wechselmoratorium zu erlassen (das vor einigen Tagen um einen weiteren Monat, bis zum 4. Oktober, verlängert worden ist) und für jene Wechsel, die bis zu diesem Termin ausgestellt worden sind, der Bank von England gegenüber eine besondere Staatsgarantie zu übernehmen, da sonst der Zusammenbruch so mancher alten Firma zu befürchten stand.

Selbstverständlich ist diese finanzielle Lage des deutschen Geldmarktes nicht mit der Gesamtwirtschaftslage identisch; sie ist nur ein Teil von dieser. Neben ihr kommt bei der Beurteilung der jetzigen Wirtschaftsgestaltung eine lange Reihe anderer Faktoren in Betracht. Durch die relativ günstige Finanzlage sind noch keineswegs alle wirtschaftlichen Schwierigkeiten überwunden, immerhin zeigt sie, wie auch auf diesem Gebiet die überlieferten Anschauungen teilweise durch die neuere Entwickelung überholt worden sind, ohne daß in der Hast des Tages die Veränderungen genügend Beachtung fanden. So stellt der Krieg neue Fragen und neue Probleme!

Heinrich Cunow.

Feuilleton

Der moderne Seekrieg.

Von Richard Woldt.

Neben dem Politiker, dem Finanzfachmann, dem Volkswirtschaftler hat sich nun auch der Techniker mit dem Phänomen dieses Weltkrieges auseinanderzusetzen. Die Durchführung der kriegerischen Aktion erfordert einen großartigen vielverschlungenen technischen Organisationsapparat und ein wichtiger Faktor des Erfolges liegt in der Tatsache, auf welcher Seite Menschen und Waffen für das Kriegswerk technisch eine größere Zerstörungsgewalt entwickeln konnten.

Kriege sind aber auch Belastungsproben. Was in Friedenszeiten durch Manöverübungen und Schießversuche festgestellt werden kann, ist sehr unzureichend. Die wichtigsten Erfahrungstatsachen bietet erst der Krieg selbst, der fürchterliche Ernst der Erfüllung all jener Bedingungen, für die gerüstet wurde. Deshalb nehmen ja in jedem militärwissenschaftlichen Fachwerk die Erörterungen über die Erfahrungen der letzten Kriege einen verhältnismäßig großen Raum ein.

Wenn nun auch in diesem Krieg die Landheere für das Gesamtresultat die wichtigsten Entscheidungen herbeiführen werden, so muß der Seekrieg ebenfalls alle bisherigen Maßstäbe hinter sich lassen. Denn es handelt sich um Staaten, die in den letzten Jahren ihre Marinen mit großen Kosten und mit allen Mitteln der modernen Technik ausgerüstet haben. Auch bei uns in Deutschland haben zur Begründung der Marineforderungen die leitenden Fachleute der Regierungsstellen mancherlei Theorien formuliert, der Krieg selbst wird die aufgestellten Probleme zur Entscheidung bringen.

Das Linienschiff.

Der 10. Februar 1906 bedeutet für die Geschichte aller Kriegsmarinen ein denkwürdiges Datum: an diesem Tage ist der erste Dreadnought von Stapel gelassen worden. Der Typ des Kampfschiffes vom jeweilig größten Kaliber hat für alle Staaten moderner Seekriegsführung eine neue Periode kostspieliger Rüstungen eröffnet. Der englische Dreadnought (Fürchtenicht) wurde auch bei uns in Deutschland nachgebildet und ist durch den Typ des Linienschiffes vertreten.

Die Linienschiffe bilden den Kern des gesamten Flottenkörpers. Als Schiffseinheiten stellen sie den vollkommensten Ausdruck der militärischen Kraftkonzentration dar. Der aktive Gefechtswert, ihre Offensivstärke wird ausgedrückt durch Zahl und Größe von Geschütz- und Torpedoarmierung, durch den Aktionsradius (die Dampfstrecke, die mit dem vorhandenen Kohlenvorrat zurückgelegt werden kann) und die Geschwindigkeit.

Der passive militärische Wert, das Defensivvermögen, wird angegeben durch die Stärkebezeichnung und Verteilung für den Panzerschutz, für die wasserdichte Teilung und die Innenpanzerung. Die beiden Eigenschaften der großen Angriffsstärke und guten Verteidigung müssen bei jedem Schiffsneubau dieser Gattung vorteilhaft vereinigt sein. „In der Bewertung

dieser Einzelfaktoren steht die Ausstattung mit Geschützen und Torpedorohren an erster Stelle, dann folgt in zweiter Linie ein starker Schutz durch die verschiedenen Arten des Panzers und der Schottenanordnung neben ausreichendem Kohlenfassungsvermögen und der Geschwindigkeit."[1] Beschränken wir uns auf eine Betrachtung der Geschützarmierung und der Panzerverkleidung.

Immer ist die moderne Technik rastlos. Sie überstürzt sich. Die Technik im Dienste des Kapitalismus wird beherrscht vom Wirtschaftlichkeitsprinzip: eine technische Leistung bedeutet einen Fortschritt, wenn die neugebaute Maschine rationeller arbeitet, wenn Anschaffungswert und Unterhaltungskosten geringer geworden sind als der Wert der ersparten Arbeitskraft. Für die Technik des Kriegswesens sind Anschaffungswert und Unterhaltungskosten nur von sekundärer Bedeutung. Neue Waffen werden geschaffen, nicht weil sie billiger geworden sind, sondern weil sie in ihrer Wirkungsweise, in ihrer Zerstörungsgewalt gesteigert werden konnten. Verschieden in ihrem Enderfolg sind ihrem Wesen nach aber die kapitalistische Produktionstechnik und die moderne Kriegstechnik einander ähnlich: ein Fortschritt jagt den andern, eine technische Erfindung schlägt die andere.

Für den besten Angriff und die stärkste Verteidigung des Linienschiffes ist der Kampf zwischen Panzer und Geschoß bedeutsam gewesen. Hier ein paar historische Daten der technischen Entwickelung dieser beiden Kriegsmaterialien.

Die gebräuchlichsten Geschütze der Linienschiffe des 17. Jahrhunderts waren 42- bis 15-Pfünder, d. h. Rohre, welche Geschoßkugeln von 42 bis 15 Pfund Gewicht abfeuerten. „Die Rohre waren aus Bronze oder Eisen gegossen und glatte Vorderlader; sie waren mit ihren Schildzapfen auf hölzernen Lafetten oder Rayerten gelagert, die auf hölzernen Blockrädern ein- und ausgerannt wurden. Das Richten der Rohre erfolgte mittels Handspaken und das Bodenstück des Rohres für die Höhenrichtung wurde so gehoben, daß hölzerne Richtkeile untergeschoben werden konnten. Der Rückstoß der Lafette beim Schuß wurde durch Taljen oder durch ein Brooktau aufgenommen."[2]

Die Bedienung dieser alten Schiffsgeschütze erforderte eine zahlreiche Mannschaft, ein 32-Pfünder z. B. 14 Mann. Die Lunte zum Entzünden des Pulvers blieb noch bis in das 19. Jahrhundert hinein in Gebrauch.

Die eigentliche Ursache der Einführung des Panzerschutzes war die Erfindung der Bombenkanone im Jahre 1822 durch den französischen Oberst Paixhans. Die Geschosse waren eiserne Hohlkugeln von 20 bis 25 Zentimeter Durchmesser, die mit 1 Kilogramm Pulver gefüllt wurden.

Zur Abwehr dieser Geschosse wurden schon im Krimkrieg (1853—56) Batterien und Schiffskörper mit Panzerschutz versehen. Die ersten Ausführungen waren Panzerplatten aus Walzeisen. Mit der ständig gesteigerten Leistung der Artillerie war man schließlich bei Walzeisenpanzern von 60 Zentimeter Dicke angelangt, die das Schiff derart belasteten, daß der Panzerschutz in seiner Ausdehnung sehr beschränkt werden

[1] O. Kretschmer, „Technik des Kriegswesens". Teubner, 1914. S. 156.
[2] Tjard Schwarz, „Das Linienschiff einst und jetzt". Berlin 1903.

mußte. Eine Uebergangsform bildeten die Sandwichpanzer: zwei Lagen von Walzeisenplatten wurden auf der Außenhaut angeordnet, eine Lage Teakholz dazwischen gelegt.

Einen großen Erfolg bedeutete die Herstellung des sogenannten „Compoundpanzers". Das Material bestand aus ein Drittel Stahl und zwei Drittel Eisen. Dieser Zusammensetzung lag das auch heute noch befolgte Prinzip zugrunde, auf einer harten Oberfläche das Zertrümmern des Geschosses bewirken zu lassen, während das darunter liegende weiche Material nachher ein Zerreißen und Springen der Platte verhindert.

Inzwischen hatte die Ausbildung der Geschosse große Fortschritte erfahren. Die gezogenen Geschütze wurden eingeführt, die Langgeschosse mit Drehung feuerten. Die Durchschlagskraft der Geschosse suchte man durch Vergrößerung des Geschützkalibers zu steigern.

Durch die immer wachsenden Gewichte der Geschütze und gleichzeitig der Panzerung mußte mit Rücksicht auf die Belastung des Schiffskörpers die Zahl der Geschütze eines Schiffes beschränkt werden. Um für jedes Geschütz ein weites Bestreichungsfeld zu erzielen, baute man auf den Panzerschiffen Drehtürme, auf denen die Geschütze nach allen Richtungen hin gedreht werden konnten. An die Stelle der umständlich zu bedienenden alten Vorderlader waren die Hinterlader getreten, die ein schnelleres Feuer ermöglichten. Es entstanden dann die Schnellfeuergeschütze, bei denen die Ladezeit wesentlich verkürzt und damit die Feuergeschwindigkeit erhöht wurde. Das übliche umständliche Reinigen des Rohres nach dem Schießen wurde entbehrlich, die metallene Patronenhülse wurde beim Oeffnen des Verschlusses selbsttätig ausgeworfen. Um wieder eine größere Durchschlagskraft der Geschosse zu erzielen, griff man bei den Geschützen jetzt zu größeren Rohrlängen, gleichzeitig wuchsen die Entfernungen, auf welche man schießen konnte. Ferner bestrebt man sich, die Zielsicherheit an den modernen Geschützen durch immer mehr verfeinerte Zielapparate zu erhöhen.[1]

---

[1] Großes Aufsehen in Marinefachkreisen hat z. B. der von dem englischen Admiral P. Scott erdachte Richtapparat erregt, den England auf all seinen Schlachtschiffen einführen wollte, was eine Mehrausgabe von etwa 5 Millionen Mark zur Folge gehabt hätte.

Es handelt sich bei diesem Apparat darum, daß die Höhenrichtung der Geschütze durch die Geschützführer — die Hauptfehlerquelle beim Schießen — ausgeschaltet und diesen nur die Seitenrichtung überlassen wird, bei der weniger Fehler vorkommen. Der Zielapparat ist auf einem erhöhten Stand angebracht und wird von einem Mann bedient. Elektrisch wird der Apparat mit den einzelnen Geschützen verbunden, die automatisch die Stellung einnehmen, in der sich der Zielapparat befindet. Stellt man nun den besten Geschützführer an diesen Zielapparat, dann sind alle Geschütze nach den Fähigkeiten dieses einen Mannes und nicht nach den verschiedenen der einzelnen Geschützführer eingestellt. Der Vorteil des Apparates wird darin gesehen, daß nur die tüchtigsten Geschützführer zur Einstellung herankommen, da gutes Zielen ebenso Sache der Begabung wie der Ausbildung ist. Ein Beispiel von vielen, daß auch bei der Marine das Prinzip der Mechanisierung, der Unabhängigkeit von der individuellen Verschiedenheit der Einzelmenschen im Organisationsgefüge überall zur Durchführung kommt.

Parallel dazu ging wieder die Entwickelung der Panzer. Bis zum Jahre 1894 ist der Compoundpanzer ziemlich allgemein verwendet worden, bis die reine Stahlpanzerung auf Grund von Schießversuchen sich ihm als ganz erheblich überlegen erwies. Vor allen Dingen war dieser Fortschritt den Creuzotwerken zuzuschreiben, die den Nickelstahlpanzer anfertigten. Durch Zusatz von Nickel erhielten die Platten infolge der innigen Verbindung mit dem Stahl Zähigkeit und Elastizität und durch Abschrecken mit Wasser ließen sich Härtegrade erreichen, welche bei gewöhnlichen Stahlplatten nicht zu erlangen möglich war.

Ueberhaupt kommt es jetzt auf das Härteverfahren an. Das nach dem Erfinder Harvey benannte „Harveysieren" bezeichnet den wichtigsten Fortschritt in der heutigen Panzerplattenfabrikation. Es besteht in der Hauptsache in einem Kohlenstoffzusatz der Außenfläche der Panzerplatten und weiterer Bearbeitung mit Oel und Wasser. Krupp hat dieses Verfahren dann weiter ausgebildet, indem er eine fertig bearbeitete Platte, bis zur Weißglut erhitzt, an der Oberfläche von einem kohlenwasserstoffhaltigen Gasstrom bestrahlen läßt. Die stark kohlehaltig gewordene Oberfläche erfährt dann bei plötzlicher Abkühlung ihre Härtung.

Für die Herstellung der Panzerplatten sowohl wie der Geschütze hat sich die Firma Krupp technisch auf der Höhe stehende Fabrikationsstätten eingerichtet.

Zu dem Wettkampf zwischen Geschütz und Panzer läßt sich heute feststellen, daß seit Krupp und Harvey wesentliche Verbesserungen im Panzermaterial nicht mehr erzielt wurden, das Geschütz ist Sieger geblieben. Die neueren Schießresultate zeigen, daß selbst auf weite Entfernungen der Panzer durch das Geschoß durchschlagen wird. Nachfolgend die letzten Zahlen für die großen Schiffskanonen ausländischer Marinen.

	Kaliber	Geschoßgew.						
England	38,1 cm	885 kg	durchschlägt auf	7315 m	53 cm	Kruppsche Panzer,		
Frankreich	34 „	540 „	„ „	9000 „	30 „	„ „		
Italien	30,5 „	417 „	„ „	9000 „	25 „	„ „		
Rußland	35,6 „	675 „	„ „	2745 „	57,4 „	„ „		
Amerika	35,6 „	635 „	„ „	9140 „	40 „	„ „		

* * *

Ein modernes Linienschiff, ausgerüstet mit den neuesten Kanonen und den besten Panzern, ist daher einer schwimmenden Festung vergleichbar und ungefähr können uns folgende Angaben davon eine Vorstellung schaffen.

Linienschiff „Kaiser". Stapellauf 1911.

Deplacement oder Wasserverdrängung in Tonnen (1000 kg)	24 700 t
Länge	172 m
Breite	29 „
Tiefgang	8,3 „
Maschinenleistung in Pferdestärken ausgedrückt	28 000 PS
Geschwindigkeit pro Stunde und Knoten (1 Knoten = 1852 m)	23 Knoten
Armierung: 10 Geschütze 30,5/50	
14 „ 15/50	
12 „ 8,8/40	
5 Torpedo-Ausstoßrohre	
Kohlenfassung in Tonnen	3 600 t
Besatzung	1 079 Mann

Natürlich ist auch genügende Panzerung vorgesehen. Der Kommandoturm mit dem darunterliegenden Raum für Kommandoapparate sind ebenso wie die Geschütze gepanzert, ebenso die Bordwände. Die drei oben genannten Geschützypen haben folgende Dimensionen:

Type	Innerer Rohrdurchmesser	Rohrlänge	Rohrgewicht	Geschoßgewicht	Geschützladung	Durchschlagener Panzer an der Mündung
8,8/40	88 mm	3,75 m	1 094 kg	9,5 kg	2,66 kg	243 mm
15/50	150 „	7,8 „	5 590 „	46 „	18,9 „	500 „
30,5/50	305 „	16 „	47 800 „	390 „	162 „	1071 „

Bei dem internationalen Wettkampf um den Besitz der größten Schiffe haben sich in allen modernen Marinen die Größenverhältnisse der Linienschiffe enorm gesteigert.

Das englische Linienschiff „Thunderer" aus dem Jahre 1882, verglichen mit dem heutigen Linienschiff „St. Vincent" der gleichen Marine, zeigt, daß in diesem verflossenen Zeitraum die Schiffsgeschwindigkeit um das anderthalbfache, die Leistung der schweren Artillerie um das 15fache, die Leistung der Torpedowaffe von 400 auf 6000 Meter Schußweite, die Torpedoladung um das fünffache gestiegen ist.

Auch bei uns in der deutschen Marine lassen sich ähnliche Steigerungen nachweisen.

Name des Schiffes	Jahr des Stapellaufs	Deplacement in Tonnen
Großer Kurfürst	1877	6 800
Kurfürst Friedrich Wilhelm	1891	10 062
Kaiser Friedrich III. . . .	1896	11 152
Wittelsbach	1900	11 830
Hannover	1905	13 250
Nassau	1908	18 900
Helgoland	1909	22 800
Kaiser	1911	24 700

(Schluß folgt.)

Anzeigen.

Leitfaden für die Bildungsarbeit in Groß-Berlin. Herausgegeben vom Bezirksbildungsausschuß Groß-Berlin. 1914, zweiter Jahrgang. 88 Seiten. 50 Pfennig.

Die Grundsätze, nach denen die Bildungsarbeit sich richtete, waren das Interesse der Gesamtheit, nicht die besondere Liebhaberei einzelner. Das Wissen mußte daher geeignet sein, Kampfesfreude, Kraftbewußtsein und Siegessicherheit des Proletariats zu stärken, die Kunst soll das rebellische Wollen des einzelnen und somit der Masse steigern. In diesem Sinne fanden Vorträge und Kurse in den Organisationen Groß-Berlins statt; für die Fortbildung der Genossen von 18 bis 21 Jahren war besondere Fürsorge getroffen; durch Museumsführungen, Kunstabende, Konzerte wurde Verständnis für die Kunst erweckt. Aus den bei diesen Veranstaltungen gesammelten Erfahrungen gibt der Leitfaden wertvolle Hinweise für die Ausgestaltung der Bildungsarbeit, ferner die Grundrisse der Vorträge, die Konzertprogramme und Mitteilungen über Bibliotheken und Ausstellungen von Jugendschriften, Wandschmuck und Spielen.

Luise Zietz, **Warum sind wir arm?** Eine eindringliche Frage an alle Arbeiterinnen. Berlin, Buchhandlung Vorwärts. 16 S. Preis 10 Pf.

Die Schrift wendet sich an die noch unaufgeklärten Mädchen und Frauen des arbeitenden Volkes und zeigt ihnen, wie notwendig für ihre Erlösung die Einigkeit, der Anschluß an die sozialdemokratische Partei ist. Wie nicht stets die heutigen Eigentumsverhältnisse geherrscht haben, so können sie auch beseitigt werden, und an Stelle des durch die kapitalistische Produktionsweise bedingten Gegensatzes zwischen Reichtum und Armut tritt dann der Sozialismus, das Gemeineigentum an den Arbeitsmitteln, der Brot für alle bringt. Aber zur Erreichung dieses Zieles muß die Frau sich ebenso um Politik kümmern wie der Mann, muß sie so wie er sich am Kampf um bessere Lebensbedingungen beteiligen.

Paul Pflüger, **Der Sozialismus der israelitischen Propheten. — Der Sozialismus der Kirchenväter.** Berlin, Buchhandlung Vorwärts. 39 Seiten. 25 Pfennig.

Die früher im Schweizer Parteiverlag erschienenen zwei Schriften hat der Vorwärtsverlag als eine Broschüre herausgegeben. Genosse Pfarrer Pflüger hat eine Reihe von Stellen aus dem Alten Testament und den Kirchenvätern zusammengestellt, aus denen ihr Eintreten für die Armen und ihr Kampf gegen die Reichen hervorgeht.

Volkslieder für Heim und Wanderung. Im Auftrag der Zentralstelle für die arbeitende Jugend Deutschlands herausgegeben von Hermann Böse. Berlin, Buchhandlung Vorwärts. 280 Seiten. 1,50 Mk.

Die Zentralstelle für die arbeitende Jugend gibt ein Bändchen heraus, das den Arbeitern, besonders der Jugend gewidmet ist. Es enthält an 300 Volkslieder, und zwar mit Noten und Atemzeichen, 100 Lieder sind mit Akkordbezeichnung versehen, die in der Einleitung erklärt wird. Den Liedern sind Angaben über Dichter und Komponisten und die Zeit der Abfassung beigegeben.

Gustav Noske, **Kolonialpolitik und Sozialdemokratie.** Stuttgart, J. H. W. Dietz Nachf., G. m. b. H. 232 Seiten, brosch. 1,50 Mk., geb. 2,— Mk.

Genosse Noske schreibt im Vorwort seines Buches: „Die Anschauungen über wichtige kolonialpolitische Probleme haben sich im Laufe der Jahre stark geändert, und nicht nur in bürgerlichen, sondern auch in Arbeiterkreisen. Mir wurde nahegelegt, eine Abhandlung über die bisherige Stellungnahme der sozialdemokratischen Partei zur Kolonialpolitik zu schreiben. Dem bin ich durch die vorliegende Arbeit nachgekommen. In einer sehr knapp bemessenen Zeit habe ich nur skizzieren wollen und können, wie sich die Sozialdemokratie und ihre parlamentarische Vertretung zu den kolonialpolitischen Fragen gestellt hat. Daß diese Schilderung bei der großen Fülle der Probleme nicht erschöpfend sein und sich nicht auf alle Details erstrecken konnte, ist selbstverständlich. Ich habe mich aber bemüht, die mir gestellte Aufgabe in objektiver Weise zu erfüllen.

Die Sozialdemokratie hat sich nie darauf beschränkt, Mißstände und Ausschreitungen in den Kolonien zu brandmarken und die Eingeborenen gegen Unterdrückung und Beraubung zu verteidigen; sie hat mit allem Ernst an der Lösung umfangreicher Kulturaufgaben in den Kolonien gearbeitet und wird das auch in Zukunft tun, allerdings nicht im Interesse des Kapitalismus, sondern im Sinne des Sozialismus."

Aus dem Inhalt heben wir folgende Kapitel hervor: Die deutschen Kolonien. — Die ersten kolonialpolitischen Regungen. — Die Gründungsperiode. — Das Bismarcksche Kolonialideal. — Die ersten Kosten und der erste Konflikt. — Die Eroberung Ostafrikas. — Die „königlichen" Kaufleute. — Sünden und Skandale. — Der Platz an der Sonne. — Der Herero- und Hottentottenkrieg. — Der zweite Aufstand in Ostafrika. — Die Reichstagsauflösung von 1906. — Die Konzessionsgesellschaften. — Nach der Hottentottenwahl. — Die Besiedlungsfrage. — Die Sklaverei. — Eisenbahnbauten. — Wirtschaftliche Aussichten. — Partei und Kolonialpolitik.

Literarische Rundschau.

Karl Bröger, **Die singende Stadt.** Nürnberg, Fränkische Verlagsanstalt und Buchdruckerei.

In diesem dünnen Gedichtbüchlein findet sich eine ganze Reihe trefflicher Proben dafür, daß die sozialdemokratische Bewegung nicht nur auf wirtschaftlichem und politischem Gebiet ihre Machtsphäre ständig erweitert, sondern auch kulturell und ästhetisch neue Werte formt und schafft. Bröger, ein Proletariersproß des Frankenlandes, ist vor wenigen Jahren zum erstenmal mit einigen kraftvollen Liedern, die in der Parteipresse Aufnahme fanden, in die Oeffentlichkeit getreten. Und schon in diesen ersten Talentproben kündete sich eine starke Begabung, ein großes Wollen und ein Anerkennung heischendes Können an. Jetzt liegt eine erste Gedichtsammlung von diesem Poeten vor: eine Sammlung wuchtiger Rhythmen, lodernder Anklagen, zukunftsfroher Ausblicke. Was diesen Gedichten in erster Linie die Eigenart prägt, ist ihr feines Abwägen im Gebrauch treffender Worte, die Feind jeder Schablone sind. Pose und Pathos werden mit einer unterstrichenen Absichtlichkeit vermieden. Mit einer gewissen Härte, die an die Wirkungen alter Holzschnitte erinnert, werden Bilder aufgerollt und aneinandergefügt. In dieser Herbheit aber liegt die Kraft des Buches. Denn diese Lieder, die von der Arbeit der großen Stadt singen, wollen in erster Linie zu denen reden, die diese Arbeit verrichten; sie wollen zeigen, „daß dem Boden, der so viel Not und unverschuldetes Schicksal ausreift, doch auch die Kräfte schon entkeimen, die zum Aufbau einer neuen Gesellschaft notwendig sind". Bild um Bild rollt das Getriebe der Stadt an uns vorüber („Fabrikstadt", „Walzwerk"); die Schicksale derer, die in ihr ringen und fronen, formen sich in anklagenden Worten vor uns („Arbeiterinen", „Dienstmagd", „Findelkinder"); ihr Glauben, ihr Hoffen, ihre Sehnsucht klingt und klirrt in diesen Strophen („Versammlung", „Das Barrikadenlied"); und immer ist der Ton so getroffen, daß er das anschlägt, was Tausende empfinden, in denen der Erlöserglaube durch die eigene Kraft webt und wirbt. Ein hoffende Verzückung hat manches dieser Lieder verklärt. Denn die „Stadt" ist nun einmal dem modernen Arbeiter durch den Zwang der wirtschaftlichen Entwickelung „Heimat" geworden; und die Heimat liebt man. So erklärt sich der Titel des Buches, das eine dankenswerte Gabe ist und volle Anerkennung verdient. Das starke Talent, das hier zum erstenmal die Aufmerksamkeit auf sich lenkt, wird sich sicherlich rasch Freunde werben und den im Klassenkampf ringenden Arbeiterscharen noch manche zündende und begeisternde Strophen schenken. L. Lessen.

Dr. Kurt Abel-Musgrave, **Auf der Suche nach der Demokratie.** Bamberg 1914. Germania-Verlag, 27 S. oktav, broschiert 2,— Mk.

Herr Abel-Musgrave ist ein Opfer der deutschen Ideologie. Nachdem er sich nach antiken Vorbildern und Mustern ein demokratisches Staatsideal zurechtgezimmert hatte — eines jener schönen Ideale von tugendgesättigter und auf das Gemeinwohl bedachter Volksherrschaft, wie man sie oft bei Gymnasiasten und Studenten findet, die ihren Cato und Demosthenes kennen, dafür aber um so weniger Verständnis für die heutigen Lebens- und Erwerbsverhältnisse besitzen —, ging er, unzufrieden mit dem politischen Leben Deutschlands, über den großen Teich nach dem „Lande der Freiheit", in der Hoffnung, dort das Land zu finden, das seinem Ideal entsprach. Selbstverständlich fand er es im Lande des Dollars erst recht nicht. Zunächst war er auf einer Farm, dann als Journalist und City-Editor (Lokalredakteur) an einem großen Blatt tätig. Aber bald entdeckte er, daß es überall nur eine Ehre gab: das Geld. „Korruption und Humbug auf allen Wegen, ohne Scham, fast zum Ideal erhoben. Das Geschick des Volkes in den Händen niedriger Politiker. Ueber dem Schanktisch verschacherten die Bosse die Stimmenzahl ihrer politischen Anhänger. Zur Zeit der Wahlen kamen sie in die Redaktionszimmer, mit dem Scheck in der Hand. Wer am meisten zahlte, hatte die Zeitung."

Als ganz besonders korrumpiert erkannte er die Polizei der amerikanischen Großstädte. Und als er gegen diese Korruption Front machen wollte, fanden die Aktionäre seiner Zeitung, daß er die Abonnenten und Inserenten verscheuche.

Wie Herr Abel-Musgrave erzählt, ließ er sich durch die Aussicht auf „Karriere" verleiten, den politischen Schwindel mitzumachen; dann stellten sich aber allerlei Selbstvorwürfe ein, und schließlich kehrte er amerikamüde nach Deutschland zurück.

Doch auch auf dem Heimatsboden hielt er es nicht lange aus. Die konservative Partei erschien ihm als etwas Ueberlebtes, der Liberalismus als etwas Halbes, kapitalistisch Verseuchtes, die Sozialdemokratie als Utopisterei und Unkultur. Und dann entdeckte er, der zuerst nach seiner Rückkehr sein Vaterland so enthusiastisch, so stolz begrüßt hatte, unter dem äußeren Lebensfirnis viel „Mittelalter"; vor allem ging ihm der Militarismus mit seinen Einrichtungen so gegen den Strich, daß er wieder seinen Koffer packte, um auf Englands freiem Boden sein Ideal zu suchen.

Fünfzehn Jahre hat er in England verbracht und gearbeitet — aber die wirkliche Demokratie hat er auch dort nicht gefunden. Unter aller Konventionalität, Wohnanständigkeit und Wohlhabenheit verbirgt sich auch in Albion zunehmender Verfall und Zerfall des staatlich-bürgerlichen Lebens. Auch dort ist das „Experiment der Demokratie" mißglückt.

Was nun? Wie Herr Abel-Musgrave erklärt, ist er, in Amerika und England durch die Erfahrung belehrt, monarchisch geworden. Er sieht nur noch in der demokratisch-sozialpolitisch-human-militaristischen Monarchie die Rettung — in einem Kaisertum, das „zur Freiheit, zum Menschentum, zum Wohle der Gesamtheit" führt. Deutschland, meint er, sei der Boden, wo allein solche Monarchie zu gedeihen vermöge, denn es hätte doch so viele vorzügliche Menschen! Wie lange noch und Herr Abel-Musgrave wird sich auch in dieser Hinsicht wieder schmerzlich enttäuscht finden. Die Demokratie, die er sucht, hat kein Heim in der kapitalistischen Welt.

Heinrich Cunow.

Ludwig Frank †

Eben als diese Seiten in die Presse gehen sollen, erfahren wir die Trauerbotschaft, daß Ludwig Frank auf dem Schlachtfelde auf französischem Boden gefallen ist. Ein schmerzlicher Verlust für die Partei, unter deren parlamentarischen Vorkämpfern er in erster Linie stand, durch sein großes Wissen, seine rednerische Begabung, seine taktische Klugheit. Kulturell und politisch ganz erfüllt von der Eigenart seiner badischen Heimat, wußte er sie doch mit der Universalität des internationalen Sozialismus und der Einheitlichkeit des Parteiorganismus glücklich zu verbinden.

Bedeutendes hat er für uns geleistet, noch bedeutenderes durften wir von ihm erwarten. Große Hoffnungen werden mit ihm begraben.

Sein Hingang ist ein tragisches Symbol. Wie die Blüte der Nation, so ist auch die Blüte der Partei, die Blüte der internationalen Sozialdemokratie ins Feld geschickt, um sich gegenseitig hinwegzumähen. Der Krieg verschlingt die Besten. Verarmt an Kräften, an Vorkämpfern wird unsere große Sache ebenso wie die Menschheit nach dem Kriege dastehen. Ein neues Geschlecht von Kämpfern wird zu erziehen sein. Die Erinnerung an die großen Toten von 1914 wird uns dabei helfen, deren Reigen geführt wird von unserem unvergeßlichen Jaurès, dem nun Ludwig Frank folgt, und wie viele noch!

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 22 Ausgegeben am 18. September 1914 32. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Wirkungen des Krieges.

Von K. Kautsky.

1. Krieg und werdender Kapitalismus.

Ein so riesenhaftes Ereignis wie der Krieg muß auf das ökonomische Leben die tiefsten Wirkungen ausüben. Das ist eine Selbstverständlichkeit.

Auf den ersten Blick scheint es auch, als lägen die ökonomischen Wirkungen des Krieges unter allen Umständen klar zutage. Krieg führen, heißt zerstören, heißt nicht bloß den Produktionsprozeß unterbrechen, sondern auch seine Voraussetzungen und Resultate vernichten, Produktionsmittel, Produkte, und vor allem Menschen, das in jeder Beziehung kostbarste aller Produktionsmittel.

Indes braucht das nicht notwendigerweise die einzige ökonomische Wirkung des Krieges zu sein. Unter Umständen kann er auch die Entwickelung von niederen zu höheren ökonomischen Formen fördern.

Unter Umständen! Das darf man nie vergessen. So kann man wohl sagen, daß der Krieg unter Umständen die Entwickelung des industriellen Kapitalismus beschleunigt hat. Aber es wäre grundverkehrt, etwa jedem der Kriege der letzten Jahrhunderte eine derartige Wirkung zuzuschreiben.

Der Krieg wirkte in den Anfängen des Kapitalismus als Mittel der ursprünglichen Akkumulation, als Mittel, einzelne Personen rasch zu bereichern, durch Profite aus Kriegslieferungen oder durch Anteil an der Kriegsbeute. Derartige Bereicherungen brachte der Krieg schon frühzeitig mit sich. Eine Förderung des industriellen Kapitalismus konnte daraus erst dann entspringen, als seine technischen und sozialen Bedingungen gegeben waren. Sobald sie erstanden, wurden sie ebenfalls durch den Krieg weiter entwickelt. Das Elend, das er mit sich führte, förderte die Proletarisierung des Landvolks und brachte den industriellen Kapitalisten willige Arbeitskräfte. Anderseits erzeugten die Heere den ersten großen Massenbedarf, sowohl zur Bewaffnung wie zur Bekleidung und Ernährung der Truppen.

Endlich drängte das Heerwesen nach Verbesserung der Verkehrsmittel, namentlich nach dem Bau von Landstraßen. Je besser die Verkehrsmittel, desto größer konnten die Armeen sein, desto rascher sich fortbewegen: beides wichtige Bedingungen des kriegerischen Erfolges. Der industrielle Kapitalismus bedurfte in gleicher Weise steter Verbesserung der Verkehrsmittel. So haben sich das moderne Heerwesen und der moderne Kapitalismus aneinander und miteinander entwickelt.

Aber das ist nur die eine Seite der Medaille. Auf der anderen Seite steht vor allem die Tatsache, daß die fördernden Wirkungen der Bereiche-

rung durch den Krieg oft nur für den Sieger gelten, nicht für den Besiegten. Dieser verarmt leicht durch den Krieg. Das Kapital, das der eine gewinnt, verliert der andere. Wird die kapitalistische Entwickelung einiger Staaten durch den Krieg beschleunigt, so die anderer Staaten gehemmt. Und was der eine verliert, ist mehr als der andere gewinnt. Denn ein großer Teil der vorhandenen Werte wird im Kriege einfach zerstört. Nur ein Teil, und in der Regel der kleinere, wechselt den Besitzer.

Von der Beute der Sieger selbst dient wieder nur ein Teil der Ansammlung von Kapital. Ein großer Teil wird verjubelt für unproduktive „Dienste" von Bedienten oder käuflichen Weibern und für ähnliche Zwecke. Je mehr das der Fall, desto mehr wird der proletarisierte Teil des Landvolks nicht produktiver Lohnarbeit, sondern dem Lumpenproletariat und bedientenhaftem Schmarotzertum zugeführt.

Die Verarmung des Landvolkes durch den Krieg und seine Unfähigkeit, Industrieprodukte zu kaufen, kann endlich solche Dimensionen annehmen, daß sie die Erweiterung des Marktes durch den Massenbedarf der Heere mehr als wettmacht.

Das Landvolk bildete noch im 18. Jahrhundert die große Masse der Bevölkerung, im allgemeinen etwa neun Zehntel. Es hatte alle Lasten des Krieges zu tragen, die Bereicherung einzelner Personen durch den Krieg floß, soweit sie nicht aus der Beute der Besiegten herrührte, aus den Taschen der Bauernschaft. Sie hatte die meisten der Steuern zu zahlen, die zur Erhaltung des Heeres dienten, aus ihren Reihen wurde es vorwiegend rekrutiert: die angeworbenen Lumpenproletarier waren meist Bauernkinder, und Landleute waren es, die daneben zwangsweise ausgehoben wurden.

Zu alledem gesellten sich die Verheerungen auf dem Kriegsschauplatz. Abgesehen von den Festungen, bildete diesen immer das flache Land. Zunächst mochte nur der eine oder andere Landstrich davon betroffen werden, aber bei längerer Dauer des Krieges blieb kaum eine Gegend in einem Lande verschont, das nicht stark genug war, den Feind von seinen Grenzen fernzuhalten. Mord und Brand schufen meilenweite Wüsten.

Und wie lange dauerten damals viele Kriege und wie schnell folgten sie sich! Ludwig XIV. führte in der Zeit seiner Selbstregierung (von 1661—1715) vier Kriege (1667—68, 1672—79, 1688—97 und 1701 bis 1714), die 30 Jahre seiner Regierungszeit von 54 Jahren ausfüllten.

Maria Theresia hatte von 1740—1780 drei Kriege zu führen (1740 bis 1748, 1756—63, 1778—79), die 16 von 40 Jahren in Anspruch nahmen, also im Durchschnitt jedes zweite Jahr ein Krieg! Unter solchen Umständen wirkten die Kriege nicht fördernd, sondern lähmend und erschöpfend.

Bloß ein Land machte eine Ausnahme: England. Dank seiner insularen Lage blieb es gerade in der Zeit des Kapitalismus von jeglicher fremden Invasion verschont. Der Bürgerkrieg von 1642—1649 war der letzte große Krieg, der auf englischem Boden ausgefochten wurde. Seitdem hat er keine kriegerische Aktion von Bedeutung gesehen, sondern nur ein paar bedeutungslose Aufstände, die rasch zusammenbrachen.

Seine insulare Lage bewahrte England nicht nur vor den Verheerungen einer feindlichen Invasion, sondern auch vor dem Verlust an Menschen und Produzenten, den die Landkriege mit großen stehenden Armeen mit sich brachten. Zu derselben Zeit (in den Jahren vor dem Ausbruch der französischen Revolution), in der Oesterreich 300 000 und Preußen 200 000 Mann unter den Fahnen hielt, belief sich das stehende Heer Englands auf 21 000 Mann und seine Kriegsmarine erforderte 18 000 Mann. Seine Landkriege führte es zum großen Teil mit geworbenen deutschen Truppen.

Zu alledem kam, daß es die See beherrschte und jenseits des Meeres ohne viel Aufwand reiche Beute machte, durch Beraubung der Silberflotten Amerikas, wie durch Plünderung der märchenhaften Schätze Ostindiens.

So kam es, daß England stark und reich wurde und seine kapitalistische Industrie zur ersten der Welt machte im Krieg und durch den Krieg.

„Zwischen der Revolution (von 1688) und der Schlacht von Waterloo haben wir sieben große Kriege geführt, von denen der kürzeste sieben Jahre dauerte und der längste ungefähr zwölf. Von 126 Jahren wurden 64, oder mehr als die Hälfte, im Kriegszustand verbracht." (Seeley, The expansion of England, Tauchnitz edition, S. 29.)

Seeley weist darauf hin, daß diese Kriege alle vorhergehenden an Ausdehnung übertrafen. Vor dieser Periode hatte England viele Kriege gesehen und doch blieb es frei von Staatsschulden. Am Ende des genannten Zeitraums, 1817, betrug seine Staatsschuld 840 Millionen Pfund, 16 800 Millionen Mark.

Diese 17 Milliarden bedeuteten keine Verarmung des Landes. Sie bildeten einen Teil des unendlichen Reichtums, den die besitzenden Klassen Englands vom Ende des 17. bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts durch glückliche Seekriege — Seeräubereien größten Stils — erworben und dem Staat gegen hohe Zinsen zu dem Zwecke gepumpt hatten, daß er ihnen noch weitere Plünderungszüge ausrüste.

Jedoch anders gestalteten sich die Dinge auf dem Festlande Europas. Bis zum Ausbruch der französischen Revolution war dort ein Staat nach dem anderen durch ewige Kriege erschöpft, in seiner ökonomischen Entwickelung aufgehalten, wo nicht völlig bankerott geworden. Letzteres war der Fall mit Spanien und Portugal. Holland sah seine glänzenden industriellen Fortschritte unterbrochen und rückgängig gemacht, Deutschland und Frankreich bluteten aus tausend Wunden und schienen dem Zusammenbruch entgegenzueilen.

Die große Revolution rettete Frankreich. Die siegreichen Kriege, die aus ihr entsprangen, verschafften ihm reiche Beute, die nicht mehr, wie vor der Revolution, einem müßigen und verschwenderischen Hofadel, sondern gierigen und rührigen Kapitalisten zufiel.

Jedoch im übrigen Europa ist der industrielle Kapitalismus nicht durch den Krieg, sondern trotz des Krieges oder vielmehr nach dem Kriege groß geworden, namentlich in der langen Friedensepoche zwischen den napoleonischen Kriegen und dem Krimkrieg.

2. Krieg und entwickelter Kapitalismus.

Für den entwickelten Kapitalismus sind die Wirkungen des Krieges ganz andere, als für den werdenden. Zur Zeit des letzteren überwiegt noch die landwirtschaftliche Bevölkerung über die industrielle und ist die landwirtschaftliche Produktion noch vorzugsweise Produktion für den Selbstgebrauch, die keiner Verkehrsmittel bedarf. In der Industrie selbst überwiegt noch das Handwerk, das seine Rohstoffe, Holz, Leder, Wolle, Flachs usw. zum großen Teil aus seiner nächsten Umgebung bezieht. Die kapitalistische Produktion selbst dient noch überwiegend dem Luxus, der Erzeugung von Seide, Porzellan, Teppichen u. dgl. Ihre zeitweise Einstellung traf nur die in ihr beschäftigten Arbeiter und die Unternehmer schwer, nicht das gesamte Wirtschaftsleben.

Die Sache ändert sich gründlich durch die Eisenbahnen, das Mittel, rasch und regelmäßig große Massen schwerer und billiger Güter mit geringen Kosten auf weite Strecken zu transportieren. Damit wurde erst die Möglichkeit gegeben, die kapitalistische Produktionsweise auf die Herstellung aller Güter des Massenbedarfs auszudehnen.

Vor den Eisenbahnen hatten nur die Wasserwege ähnliche Möglichkeiten des Massentransportes geboten. In ihrem Bereich entwickelten sich die Anfänge der kapitalistischen Produktion für den Massenbedarf. England war auch in dieser Hinsicht besonders begünstigt, schon durch seine zahlreichen Seehäfen, durch seine günstige Lage für den Verkehr sowohl nach Amerika, Afrika und Asien (es handelt sich hier um die Zeit vor dem Bau des Suezkanals), wie auch nach Europa, gegenüber den Mündungen der großen Wasserwege, die nach Belgien, Frankreich und Deutschland führen, der Schelde, Maas, der Weser, des Rheins, der Elbe. Dazu kam noch, daß sein Inneres selbst nirgends weit von der Küste entfernt ist. Zahlreiche schiffbare Flüsse führen ins Innere und die Anlage von Kanälen ist vielfach leicht.

Diese Leichtigkeiten des Massentransports zu Wasser gehören mit zu den Faktoren, die bewirkten, daß England zuerst die kapitalistische Massenproduktion entwickelte.

Den Vorsprung, den England dadurch bekam, verlor es, als sich die Eisenbahnen auf dem Festlande ausdehnten. Wo Wasserwege nicht hinkommen können, da bringt die Eisenbahn hin. Und wieviel vollkommener ist sie als der Wasserweg! Sie ist nicht abhängig von Wind und Wetter, wie die Segelschiffahrt. Sie versagt nicht im Winter, wie Flüsse und Kanäle, die zufrieren. Und wie rasch befördert sie die Güter!

Ergänzt wurde ihre Wirkung dort, wo Eisenbahnen unmöglich waren, auf dem Ozean, durch die Dampfschiffe, die neben der Segelschiffahrt aufkamen. Damit wurde große Regelmäßigkeit und vermehrte Schnelligkeit auch in den überseeischen Verkehr gebracht.

Je mehr sich diese Transportmittel entwickelten, desto unabhängiger wurde die Produktion von ihrer nächsten Umgebung. Aus desto größeren Fernen vermochten jetzt die Industriezentren Rohmaterialien, Hilfsstoffe (Kohle) und Lebensmittel zu beziehen; desto ausgedehnter die Gebiete, die sie mit ihren Produkten versorgten, desto kolossaler die einzelnen Betriebe, desto geringer aber relativ die Vorräte, die sie aufzustapeln brauchten, da der Verkehr sie ihnen immer wieder leicht erneuerte, desto

größer freilich auch ihre Abhängigkeit von dem ununterbrochenen Fortgang dieses Verkehrs.

Diese wachsende technische Ausdehnung und Abhängigkeit fand einen ökonomischen Ausdruck im Wachsen des Kreditverkehrs. Die Barzahlung tritt immer mehr zurück gegenüber der Zahlung durch Zahlungsversprechen und der Ausgleichung der Zahlungen untereinander.

Dieselben Eisenbahnen, die so die Produktionsweise umwälzen, wirken nicht minder revolutionierend auf das Kriegswesen. Sie steigern nicht nur die Mittel der Massenproduktion, sondern auch die der Massenvernichtung. Immer größer werden jetzt die Armeen, die allgemeine Wehrpflicht wird allen Großstaaten des europäischen Festlandes aufgezwungen und immer umfassender durchgeführt. Die stehenden Heere wachsen und noch mehr die Zahl derjenigen, die im Kriegsfall zu den Fahnen berufen werden. Zählte man 1870 noch die Zahlen der Armeen nach Hunderttausenden, so rechnet man heute nach Millionen. Im letzten Kriege gegen Frankreich hatte Deutschland bis Ende Januar 1871 an 900 000 Mann mobil gemacht. Beim Ausbruch des jetzigen Krieges war schon das stehende Heer des Deutschen Reichs fast ebenso groß. Die Zahl der bisher in den verschiedenen Staaten Mobilisierten entzieht sich unserer Kenntnis, sie auch nur annähernd festzustellen, ist nicht möglich, daß sie aber zehn Millionen überschreitet, ist sehr wahrscheinlich. Man wird wohl nicht zu hoch greifen, wenn man annimmt, daß diesmal die Aufgebote der kriegführenden Staaten zusammen schließlich rund 15 Millionen ausmachen werden. Man hat sogar 20 Millionen genannt.

Gleichzeitig hat die technische Umwälzung, die der Kapitalismus herbeiführte, vor dem Militarismus nicht Halt gemacht. Seine technischen Behelfe und die Menge Materialien, die sie verschlingen, sind enorm gewachsen, z. B. die schwere Artillerie, der Munitionsverbrauch.

Die Eisenbahnen ermöglichen im Wettlauf der Mächte um die stärkste Rüstung dieses ungeheure Anschwellen der Armeen und ihres Bedarfs. Im Falle eines Krieges nehmen ihrerseits die Armeen die Eisenbahnen ganz für sich in Beschlag. Schon das bewirkt dann ein zeitweises völliges Stocken des Verkehrs.

Dieses wird noch verstärkt durch ein zweites Moment. Das Anwachsen des überseeischen Verkehrs hat auch in den Kontinentalstaaten das Interesse an überseeischer Politik, an überseeischer Ausdehnung geweckt, damit aber auch Gegensätze mit jenem Staat hervorgerufen, dessen ganze Existenz von der Beherrschung des Meeres abhängt, mit England. Die Folgen waren allgemeine Seerüstungen, durch die namentlich Deutschland, das in der Zeit des werdenden Kapitalismus nur eine Landmacht gewesen, eine Seemacht ersten Ranges, der gefährlichste Rivale Englands wurde.

Das ganze 19. Jahrhundert hatte nach der Schlacht von Trafalgar (1805) keinen großen Seekrieg mehr gesehen. Weder der Krimkrieg noch die Kriege von 1859 und 1870 oder der russisch-türkische von 1877 zeitigten große Seeschlachten. Der Kampf der kleinen österreichischen Flotte bei Lissa (1866) kann nicht als solche betrachtet werden.

Erst das 20. Jahrhundert sah wieder eine große Seeschlacht, bei Tsushima (1905). Der jetzige Krieg ist wieder gleichzeitig Landkrieg und

Seekrieg in großem Stil. Ein Krieg zur See muß zu dem Stocken des Binnenverkehrs durch die Einschränkung der Gütertransporte auf den Eisenbahnen das Stocken des überseeischen Verkehrs setzen.

Man tröstet sich mit dem Hinweis auf den Seehandel der Neutralen, der nicht unterbrochen sei und wenigstens manche Güter für die Kriegführenden vermitteln könne. Dieser Trost ist sehr wenig begründet. Der Fassungsraum der Handelsschiffe der Welt beträgt ungefähr 28 Millionen Registertons. Davon entfallen aber nicht ganz 7 Millionen, ein Viertel, auf die Neutralen, und 21 Millionen auf die Kriegführenden, davon 3½ Millionen auf Deutschland und Oesterreich, 17½ Millionen auf ihre Gegner, darunter das britische Reich allein 13½ Millionen.

Von den 7 Millionen der Neutralen gehören nicht weniger als 4½ Millionen den Vereinigten Staaten und dienen vornehmlich der Küstenschiffahrt. Nur ein geringer Teil der amerikanischen Flotte ist für den Ozeanverkehr verwendbar. Die Amerikaner dürften überdies ihre eigene Flotte eher dazu benutzen, ihre europäischen Konkurrenten in Südamerika und China aus dem Felde zu schlagen, als ihnen hilfreich unter die Arme zu greifen.

Dabei ist die Handelsmarine der Neutralen heute nicht einmal imstande, den überseeischen Verkehr der eigenen Staaten uneingeschränkt im Gang zu halten. Sowohl Holland wie Italien, ja selbst die Vereinigten Staaten leiden unter ungeheurer Arbeitslosigkeit wegen der Stockung des Weltverkehrs.

Alle kapitalistischen Staaten stehen heutzutage in engster wirtschaftlicher Abhängigkeit voneinander. Was dem einen passiert, wird auch von anderen stark empfunden; keiner kann gleichgültig bleiben, wenn der eine oder der andere vergewaltigt wird. Von dieser engen internationalen Verschlingung erwarteten die Friedensfreunde eine wachsende Sicherung des Weltfriedens; aber zunächst führte sie nicht zu einer allgemeinen Verständigung, sondern zu einem Zusammenschluß zweier Lager. England, das sich seit den napoleonischen Kriegen fast ein Jahrhundert lang den europäischen Händeln ferngehalten hatte — abgesehen von der rasch vorübergehenden Episode des Krimkrieges — trat am Ende des 19. Jahrhunderts aus seiner „glänzenden Isoliertheit" heraus, um sich der drohenden Gefährdung durch die neue Seemacht Deutschland zu entziehen, und suchte nach Freunden, die es in Frankreich und Rußland fand. Um so enger schloß sich das Deutsche Reich an die Mächte an, die durch den Gegensatz gegen Rußland an seine Seite gedrängt wurden, Oesterreich und die Türkei. Diese Bündnispolitik, weit entfernt, eine Garantie des Weltfriedens zu sein, wurde vielmehr ein Mittel, einen Weltkrieg auch aus rein lokalen Gründen zu entzünden, die nur einen der Verbündeten interessierten und der übrigen Welt sehr gleichgültig sein mochten.

Durch diese Politik, die fast ganz Europa in zwei große Heerlager verwandelte, wurde die direkte Störung des Verkehrs durch den Krieg auf ganz Europa ausgedehnt. Sie geht auch auf die Neutralen über, denn auch sie mobilisieren, um ihre Neutralität zu schützen. Wenn man erwartete, die neutralen Nachbarn würden die Wege bieten, durch die der Verkehr mit der Außenwelt im Gange bleiben könne, so hat diese Erwartung sehr getrogen.

Kaum jemals hat ein Krieg eine so weitgehende Unterbrechung jeglichen Verkehrs herbeigeführt, wie der jetzige, und noch nie war die gesamte Produktionsweise so sehr auf ein ungestörtes Funktionieren des Verkehrs angewiesen. Und gleichzeitig sind noch nie innerhalb der zivilisierten Nationen absolut und relativ so ungeheure Menschenmassen der Produktion entzogen worden.

Die Folge davon ist eine weitgehende Stockung der Industrie und des Handels, Erwerbszweige, von denen heute nicht mehr ein geringer Bruchteil, sondern die große Masse der Bevölkerung lebt.

Die einen Betriebe feiern wegen Mangels an Arbeitern. Andere können ihre Arbeiter nicht beschäftigen, weil ihnen das Rohmaterial ausgeht und nicht wieder ersetzt wird, etwa die Zufuhr von Baumwolle, Kupfer, Gummi stockt. Manche fänden Absatz, können aber ihre Produkte nicht transportieren. Wieder anderen mangelt die Kohle usw.

Ohne Kohle keine moderne Großindustrie. Gerade sie ist eines der wichtigsten jener Produkte, deren regelmäßige Zufuhr abseits der großen Wasserstraßen ganz auf die Eisenbahnen angewiesen ist. Unter den Gegenständen des Eisenbahntransports stehen sie in erster Linie. Die deutschen Eisenbahnen beförderten 1910 rund 400 Millionen Tonnen Güter (genau 395 589 000), darunter fast 160 Millionen Kohlen, Briketts und Koks (genau 157 976 000 Tonnen). Also zwei Fünftel der Eisenbahntransporte entfallen auf Kohle. Man begreift da, wie eine längere Unterbrechung des Eisenbahnverkehrs auf die Versorgung der Industrie mit ihrem unentbehrlichen Lebenselement wirken muß.

Durch die Hemmung des Zirkulationsprozesses der Waren wird auch der Kredit beschränkt, der auf ununterbrochener Warenzirkulation beruht. Zu den Betrieben, die wegen Mangels an Arbeitern, an Rohmaterial, an Hilfsstoffen nicht weiter arbeiten können, gesellen sich solche, die wegen Mangels an Geld oder Kredit nicht weiter können.

Wer noch nicht soweit ist, der erwartet heute oder morgen von einem ähnlichen Schicksal getroffen zu werden, jeder sucht sich für diese Zeit der Not zu wappnen, beschränkt seine Ausgaben auf das unentbehrlichste. Dadurch kommt eine weitere Reihe von Betrieben (und Dienstleistungen) zum Stillstand — diejenigen, deren Produkte oder Dienste entbehrlich sind.

So treibt ein Keil den anderen und es scheint, als müsse schließlich das ganze ökonomische Getriebe im Kriege zum Stillstand kommen.

3. Die Landwirtschaft.

Das ist jedoch unmöglich. Die Oekonomie ist die Grundlage des ganzen menschlichen Lebens. Auch während des Krieges muß weiter produziert und gearbeitet werden. Es gibt Dinge und Leistungen, auf die man auch nicht vorübergehend verzichten kann, sie müssen ununterbrochen immer wieder produziert werden.

Das gilt vor allem von der Erzeugung und Zufuhr von Nahrungsmitteln. Auf den Bau neuer Wohnungen, die Verfertigung neuer Kleider oder gar Schmucksachen, auf die Anschaffung von Büchern, auf die Herstellung neuer Maschinen kann für einige Zeit verzichtet werden, wenn es nicht anders geht. Dagegen muß der Mensch unter allen Umständen jeden Tag von neuem essen.

Ehedem produzierte die große Mehrheit der Bevölkerung die wichtigsten Nahrungsmittel selbst, die sie brauchte. Die kleine Minderheit, die solche kaufte, legte in der Regel große Vorräte davon an, so daß ein vorübergehendes Stocken der Zufuhr sie nicht in Verlegenheit brachte. Heute sind die Zufuhren regelmäßige geworden, sucht man alles entbehrliche Geld als Kapital anzulegen, da meiden die städtischen Familien die Anlegung großer Vorräte und auch die Kosten für die Anlegung ausgedehnter Vorratsräume. Die große Mehrheit der Bevölkerung ist auf die regelmäßige Zufuhr von Nahrungsmitteln zum Markt angewiesen.

Was an Güterverkehr während des Krieges noch für private Zwecke verfügbar bleibt, wird zuerst der Landwirtschaft zur Verfügung gestellt. Sie hat am wenigsten unter der Verkehrsstockung zu leiden. Sie leidet auch nicht unter der allgemeinen Einschränkung der Nachfrage. Im Gegenteil. Die Nachfrage nach ihren Produkten wächst. Die Versorgung der Armee mit Menschennahrung und Pferdefutter erheischt weit größere Mengen, als für die Ernährung derselben Menge Menschen und Pferde im Frieden verwendet würde. Die Zufuhr, Aufspeicherung und Verteilung der Nahrungs- und Futtermittel kann auf dem Kriegsschauplatze nicht so rationell erfolgen, wie in Friedenszeiten. Da geht viel verloren, wird viel vernichtet. Soldaten muß man auch aufs kräftigste nähren, in ganz anderer Weise, als im Frieden die Masse der Bevölkerung ernährt wird.

Der Verbrauch wächst, während die Zufuhr von außen auf ein Minimum sinkt. Daher steigen die Preise der agrarischen Produkte, ohne daß ihre Produktionskosten zunähmen. Wohl werden der Landwirtschaft, ebenso wie den anderen Erwerbszweigen, durch den Krieg zahlreiche Arbeitskräfte entzogen, aber die Arbeitslosigkeit in den Städten und Industriebezirken stellt ihr genügende Ersatzkräfte zur Verfügung, gewesene Landarbeiter, die in die Stadt zogen. Die Landflucht nimmt während der Zeit des Krieges ein Ende und verkehrt sich in ihr Gegenteil wenigstens in den Perioden, in denen der landwirtschaftliche Betrieb vermehrter Arbeitskräfte bedarf.

Dabei hat sich die Lage der Landwirtschaft gegen früher sehr verbessert. Ehedem bestand die große Mehrheit der Bevölkerung aus Bauern und diese waren ihr schutzlosestes Element. Sie hatten nicht nur die meisten Soldaten zu stellen, sondern auch die Hauptlast der Steuern zu tragen. Ganz anders heute. Die Landbevölkerung ist die Minderheit der Bevölkerung in den kapitalistischen Staaten geworden, nicht sie hat mehr die Masse der Steuern aufzubringen. Im Gegenteil. Das Wachstum der industriellen Bevölkerung und ihre Nachfrage nach Agrarprodukten hat die monopolistische Kraft des Grundbesitzes gesteigert. Aus beiden Gründen liegt der Schwerpunkt der steuerlichen Belastung heute nicht mehr auf der ländlichen, sondern auf der städtischen Bevölkerung, vor allem auf dem Proletariat. Die Vermehrung der Steuerlasten durch den Krieg wird daher die Landwirtschaft weniger treffen, als die übrigen Erwerbszweige, im Gegensatz zu früher.

Noch in anderer Beziehung ist die Landwirtschaft jetzt besser daran. Vor dem Bau der Eisenbahnen mußten die Truppen vom Versammlungsort zu Fuß auf den Kriegsschauplatz marschieren, mitten durch das eigene Land. Wiederholte Einquartierung, Beschlagnahme von Gespannen und Wagen, häufig Beschädigungen der Feldfluren machten diese Durchzüge der Truppen im eigenen Lande zu einer schweren Last für die Landwirte. Sie fällt

heute dort weg, wo die Truppen auf Eisenbahnen an die Grenze befördert werden.

Freilich, dort, wo der Feind ins Land einbricht, dort wirkt der Krieg nach wie vor verwüstend auf die Landwirtschaft, und im gleichen Zeitraum noch verwüstender als ehedem, bei der ungeheueren Ausdehnung, die Armeen und Schlachtfelder gegen früher erreicht haben. Die Landwirte der Teile Ostpreußens, die von Russen besetzt wurden, haben sicher nichts zu lachen. Und ebensowenig die Landleute in Belgien. Aber die Gesamtheit der Landwirte in den von der Invasion verschonten Gebieten hat vom Kriege keinen ökonomischen Nachteil, zum mindesten nicht jene, die Lohnarbeit anwenden, also eingezogene Arbeitskraft durch andere zu ersetzen vermögen.

Hier liegt eine große Aenderung der ökonomischen Wirkungen des Krieges vor: Ehedem traf er vor allem die Landwirtschaft, weit weniger die Industrie, die sogar unter Umständen im Krieg und selbst durch den Krieg wachsen konnte. Heute trifft er fast gar nicht die Landwirtschaft. Diese kann sogar gedeihen. Er trifft mit vernichtender Wucht Industrie und Handel.

Allerdings nicht alle Zweige in gleichem Maße. Die Kriegsindustrien gedeihen natürlich. Die Nahrungsmittelindustrien — Müllerei, Bäckerei, Fleischerei usw. — brauchen auch nicht zu leiden. Um so schwerer werden die anderen Zweige getroffen. Sie werden stellenweise zu völligem Stillstand gebracht, im besten Falle erheblich eingeschränkt.

Die Eisenbahnen verkehren nach wie vor, ja mit erhöhter Lebhaftigkeit, aber sie dienen dem Militär, nicht dem Güterverkehr. Wo sie Staatsbahnen sind, bringen sie größere Ausgaben und erheblich verminderte Einnahmen. Aus einem Mittel der Vermehrung werden sie ein Mittel der Vernichtung von Reichtum.

4. Die Verheerungen des Krieges.

Eine weitere ökonomische Eigentümlichkeit des heutigen Krieges ist die ungeheure Schnelligkeit, mit der seine Schäden auftreten. Ehedem, im 18. Jahrhundert, fühlte man sie im Anfang kaum, außer auf dem Kriegsschauplatz, auf dem es aber auch nicht sofort nach dem Ausbruch des Krieges zu Feindseligkeiten kam. Erst nach und nach, im Laufe der Begebenheiten, häuften sich die Verluste an Menschen und Gütern, stiegen die Steuern, verschlechterte sich das Geld, wurde das Leben immer schwerer.

Heute sind die ökonomischen Schäden sofort da, mit dem Tage der Kriegserklärung brechen sie schon herein. Nicht etwa bloß die Börsenpanik. Die gab es auch früher beim Kriegsausbruch. Sondern die Unterbrechung des Verkehrs, der Stillstand der Industrie, die Arbeitslosigkeit.

Von der anfänglichen Panik, die gleich alle Schrecken und Verheerungen des Krieges im voraus eskomptiert, gibt es allerdings wieder eine Erholung. Aber das bedeutet keineswegs, daß die ökonomischen Schädigungen des Krieges nur in seinen Anfängen liegen, sich mit seinem Fortschreiten verringern.

Das gilt auf keinen Fall von jenen Staaten, die den Feind nicht vom Lande fernzuhalten vermögen, die also den Kriegsschauplatz bilden. Aber die Unterbrechung des Verkehrs sowie die Lahmlegung von Millionen von Arbeitern muß auch in einem siegreichen Staat den Stillstand des größten

Teiles der Industrie und des Handels und damit die schlimmste Geißel des Lohnarbeiters, die Arbeitslosigkeit, immer schwerer fühlbar machen. Die Leiden, die dadurch hervorgerufen werden, wachsen an, je länger die Unterbrechung des Zirkulationsprozesses dauert, die bedeutet, daß nur noch ausgegeben, nicht mehr eingenommen wird, die Gesellschaft nur noch von ihren Vorräten lebt, und die Massen, die über keine verfügen, nur noch von der Unterstützung durch öffentliche Institutionen und private Hilfe.

In dem raschen Hereinbrechen der vollen Wucht der Not, die bald ins Entsetzliche wächst, liegt vor allem die Erwartung begründet, der Krieg könne nicht lange währen. Aber nicht minder liegt darin die Gewißheit, daß, wenn jene Erwartung trügen und der Krieg länger dauern sollte, er nichts hinterlassen würde, als einen Trümmerhaufen.

Mancher tröstet sich über das augenblickliche Elend mit der Hoffnung, der Sieger werde durch reiche Beute entschädigt werden, wie das in den Handelskriegen Englands und den Revolutionskriegen Frankreichs der Fall gewesen.

Damals war die Industrie noch unbedeutend, die Masse des Mehrwerts, die sie lieferte, unansehnlich, die Akkumulation des Kapitals ging langsam vor sich. Neben den durch Akkumulation des Mehrwerts aufgehäuften Kapitalien bestanden aber ungeheure Schätze an Gold und Silber, die vor der kapitalistischen Aera während vieler Jahrtausende in einzelnen Gegenden des Erdballs durch Handel, Plünderung oder ähnliche Methoden angesammelt worden waren und nur der Prachtliebe, der Schaulust oder als Fonds für besondere Gelegenheiten dienten. Durch Aneignung der Schätze von Inkas, Nabobs, Kirchen und Klöstern vermochten Engländer und Franzosen direkt oder indirekt — z. B. durch Plünderung von Spaniern, die ihrerseits Amerikaner geplündert hatten — große Reichtümer zu erwerben und dem kapitalistischen Industrialismus dienstbar zu machen, die den Betrag jener Kapitalien überstiegen, welche man gleichzeitig aus der industriellen Mehrwertproduktion zu akkumulieren vermochte.

Heute ist die kapitalistische Industrie und ihre Produktivität, damit auch die Masse des Mehrwerts, die sie liefert, enorm gestiegen, dagegen die Masse der Schätze, die durch Plünderung noch gewonnen werden können, sehr gesunken. Die Unterbrechung der Mehrwertproduktion für ein Jahr oder auch nur ein halbes Jahr durch einen Weltkrieg bedeutet einen Verlust, den auch die reichste Beute nicht gutmachen kann.

Und dabei wachsen ins Ungeheure die Kosten des Krieges und die Verwüstungen, die er anrichtet, durch das Wachstum der Armeen und die Vervollkommnung ihres technischen Apparats.

Die Kosten und Verluste, die der Krieg von 1870/71 Frankreich verursachte, kann man (ohne Kriegsentschädigung und Kontributionen) auf rund 5 Milliarden Mark veranschlagen. In den ersten Monaten des Krieges kam nur etwa ein Zehntel der heutigen Kriegsmacht Frankreichs ins Feld. Erst im November wurden alle dienstfähigen Männer aufgeboten. Man rechnet nicht zu viel, wenn man annimmt, daß im jetzigen Krieg auf französischer wie auf deutscher Seite gleichzeitig viermal so viel Truppen im Felde stehen wie damals. Dabei sind die Kosten des einzelnen gestiegen, die Verwüstungen durch den technischen Apparat gewachsen. Dazu kommt, daß damals der Seekrieg gar keine Rolle spielte, während diesmal ungeheure Flotten in Tätig-

keit sind, die ebenso große Kosten für das eigene Land verursachen, wie sie dem Gegner große Verluste beibringen. Da ist es wohl nicht übertrieben, wenn man die Kosten und Verluste, die der jetzige Krieg Frankreich bringen mag, auf das Vierfache der Summe von 1870/71, 20 Milliarden Mark, veranschlagt. Nehmen wir die doppelte Summe für Oesterreich und Deutschland zusammen an, und rechnen wir ebensoviel für den Rest der kriegführenden Staaten (Rußland, England, Belgien, Serbien, Japan zusammengenommen), so kommen wir auf die nette Summe von rund 100 Milliarden Mark. Dabei sehen wir ganz ab von den Kosten der Mobilmachung der Neutralen, die auch nicht gering sein werden.

Das ist jedoch nicht alles. Die 20 Millionen Soldaten, die teils von den Kriegführenden, teils von den Neutralen, aufgeboten sein mögen, hätten im Frieden nicht nur nichts gekostet, sondern ihren eigenen Unterhalt und darüber hinaus einen Mehrwert produziert. Man rechnet nicht zu hoch, wenn man annimmt, daß jeder im Durchschnitt einen Wert von 200 Mk. im Monat produziert. Es sind die kräftigsten, leistungsfähigsten Elemente der Bevölkerung, darunter viele hochqualifizierte Arbeiter. Da darf man wohl 100 Mk. als Durchschnittslohn annehmen. Die Rate des Mehrwerts nehmen wir mit 100 Proz. an, also ebenfalls 100 Mk. pro Arbeiter im Monat. Darunter ist nicht bloß der Profit des Fabrikanten verstanden, sondern auch der des Zwischenhändlers, die Verzinsung des Kapitals, Grundrente (Miete oder Verzinsung des Grundeigentums) sowie Steuern.

Die 20 Millionen Soldaten würden im Frieden demnach für 4000 Millionen Mark Werte monatlich produzieren. Dauert der Krieg ein halbes Jahr, ergibt das einen Ausfall von 24 Milliarden.

Dazu kommt noch der Ausfall in Folge der Stockung von Industrie und Handel, wodurch Millionen Lohnarbeiter völlig arbeitslos, indes andere Millionen nur ungenügend oder irrationell beschäftigt werden. Namentlich zahlreiche kleine Betriebe führen nur noch ein Scheindasein, schleppen sich mühsam fort, ohne etwas Erhebliches zu produzieren.

Und dieser Zustand ist nicht auf die kriegführenden Staaten beschränkt. Für die Neutralen in Europa ist der Verkehr fast ebenso unterbunden. Eine besondere Tücke des Schicksals will es, daß gerade die Neutralen fast keine Kohle produzieren, auf Zufuhr von außen angewiesen sind. Dänemark führte 1910 für 41 Millionen Mark Steinkohlen mehr ein als aus, die Schweiz für 42, Schweden für 63, Holland für 108 und Italien für 201.

Der internationale Verkehr bildet jedoch ein so dichtes Netz, daß die wirtschaftliche Störung in Europa sich auch in den anderen Erdteilen fühlbar macht. Fehlen der Industrie Europas die Rohmaterialien, so werden die überseeischen Agrarstaaten nicht ihr Petroleum und ihren Kautschuk, ihre Schafwolle und Baumwolle, ihr Kupfer und ihre Eisenerze los. Die Eisenbahnen verlieren ihre Frachten, die Industrien, die von der Kundschaft der exportierenden Rohproduzenten leben, müssen feiern. Kanada, Argentinien, Brasilien, Australien, Aegypten, die Vereinigten Staaten, sie alle machen krisenhafte Zustände durch.

Am wenigsten tief dürfte schließlich der ungeheure Komplex der Vereinigten Staaten davon getroffen werden, der alle wichtigen Rohstoffe selbst produziert, aber auch eine hochentwickelte Industrie besitzt und in seiner Bevölkerung allein schon einen gewaltigen Markt findet.

Manche seiner Industrien können sogar von der Gelegenheit profitieren, wenn sie stark genug sind, auf Vorrat arbeiten zu können. An Rohmaterialien ist dort kein Mangel, vielmehr Ueberfluß, der ihre Preise senken muß, für die Fabrikate eröffnet sich aber sofort ein großer Markt, sobald der Friede geschlossen und der Weltverkehr wieder im Gange ist.

Doch nicht alle Betriebe können diese Gelegenheit benutzen, überall in der Welt überwiegt Industriestockung und Arbeitslosigkeit. Wieviel dadurch der Weltwirtschaft an Produkten entgeht, die ihr sonst zugeströmt wären, läßt sich kaum ermessen, aber wir werden uns nicht weit von der Wirklichkeit entfernen, wenn wir, um eine runde Summe zu bekommen, annehmen, der durch die industrielle Stockung verursachte Ausfall an Produkten in der Weltwirtschaft betrage das Dreifache dessen, was das Aufgebot an Soldaten ihr entzieht. Das ergäbe eine Summe von 100+25+75=200 Milliarden Mark als Ausdruck der direkten wirtschaftlichen Schädigung der Welt durch den Krieg.

Um so viel mag sie nach dem Krieg an Werten weniger besitzen, als sie ohne ihn besäße. Hundert Milliarden werden durch ihn vernichtet, die Schaffung weiterer hundert wird durch ihn verhindert sein.

Natürlich sind das ganz vage Zahlen. Sie würden sich erheblich vermindern, wenn der Krieg nur 3 Monate dauerte, die Zahl der aufgebotenen Truppen nur die Hälfte der hier angenommenen erreichte. Andrerseits müßte jede Verlängerung des Krieges sie noch gewaltig steigern. Andere Berechnungen kommen zu noch höheren Summen. Ein Mitarbeiter des „März" veranschlagt den Kriegsschaden allein für Frankreich und Rußland auf 50 Milliarden, wozu er leichten Herzens noch weitere 50 Milliarden als Kriegsentschädigung an Deutschland rechnet. Auf jeden Fall ist die wirtschaftliche Schädigung der Weltwirtschaft durch den Krieg nicht nach Milliarden, sondern nach Hunderten von Milliarden zu schätzen, und sie muß mit jedem Monat der Kriegsdauer immer ungeheuerlichere Dimensionen annehmen.

Das ist auch allgemein anerkannt. Doch setzt man sich bei uns darüber hinweg mit dem Hinweis auf die ebenso ungeheuerliche Kriegsentschädigung, die uns winkt. Darüber wollen wir noch später verhandeln.

(Schluß folgt.)

Der Krieg und die Gewerkschaften.

Von Adolf Braun.

Es sind das zwei Begriffe, die auf durchaus verschiedenen Ebenen erwachsen sind, für die man sich insbesondere bei der in Deutschland üblichen Umschreibung des Wesens der Gewerkschaften nicht leicht irgendeinen Zusammenhang denken kann. Wohl ist er jetzt uns aufgedrängt. Aber es ist das etwas durchaus Neues, neu für die Gewerkschaften, neu für den Militarismus. Es fehlen die Präzedenzfälle, es fehlen die geschichtlichen Erfahrungen, es fehlt jede Vorbereitung durch die in normalen Zeiten gemachten Erwägungen für „die Gewerkschaften in Kriegszeiten".

Die Kriege, die Deutschland 1864 und 1866 geführt hat, waren in einer vorgewerkschaftlichen Periode entbrannt. Wenn es auch während des Krieges von 1870/71 in Deutschland schon Gewerkschaften gab, so waren sie

so neu, so wenig verknüpft mit den Bedürfnissen und Erwartungen der Arbeiter, daß Erfahrungen der Gewerkschaften aus jener Zeit, wenn deren lebendige Tradition so weit zurückginge, keine Bedeutung hätten. In der langen Friedenszeit von 1871 ab, in deren kleineren zweiten Hälfte die Gewerkschaften erst die vollen kapitalistischen Voraussetzungen für ihre heutige Entfaltung erhielten, dachte niemand in den Gewerkschaften daran, sich für den ganz außerordentlichen Fall des Krieges vorzusehen. Das soll nicht im entferntesten ein Vorwurf sein, denn dem ganzen Wesen der deutschen Gewerkschaften widerspricht ja die Wirksamkeit außerhalb ihres natürlichen Aufgabenkreises. Wir fühlten ja auch die Gründe, warum sich die Gewerkschaften, fast instinktiv, jeder sympathischen Stellung zum Generalstreik enthielten. Sie wollten es vermeiden, sich auf ein Gebiet zu begeben, das außerhalb ihrer Grenzen liegt, mag sie dieser oder jener auch zu eng gesteckt halten.

Nun ist aber der Krieg da, und hunderttausende an den Gewerkschaften Interessierte, ja fast alle an den Gewerkschaften Beteiligte, werden durch den Krieg direkt oder indirekt in Mitleidenschaft gezogen, sie erwarten, in ihrer übergroßen über Nacht eingetretenen Hilfsbedürftigkeit oder in der sie bedrohenden Notlage Unterstützung von den Gewerkschaften.

Wir können nicht beurteilen, wie es in den anderen Ländern, die in diesen Weltkrieg verwickelt wurden, die Gewerkschaften halten, aber wir vermuten, daß sie es nicht leichter haben als die deutsche Gewerkschaftsbewegung. In der Geschichte ihrer Organisationen haben sie auch keine Anhaltspunkte, wie sich die Gewerkschaften in so schweren Zeiten zu verhalten haben. Ganz unerheblich war die Gewerkschaftsbewegung in Frankreich im Jahre 1870/71, die Belgiens ist nach dem Kriege entstanden, die Großbritanniens steht heute in durchaus anderen Verhältnissen zum Weltkriege, als die der Kontinentalmächte, obgleich auch dort der Krieg der Industrie und den Arbeitern ganz außerordentlich schwere Schläge versetzt haben muß. Für die österreichische Gewerkschaftsbewegung im Kriege liegen die Verhältnisse ähnlich wie für die deutsche, aus naheliegenden Gründen vielleicht da und dort noch ungünstiger.

Ist auch die Erringung besserer Lohn- und Arbeitsbedingungen und die Verteidigung der bisherigen Lebenshaltung der Zweck der Gewerkschaften, wie ihr Entstehungsgrund, so hat sich doch in natürlicher Anlehnung an diese Aufgaben und in Unterordnung unter sie ein großes Arbeitsfeld dem Kreise der Gewerkschaftsaufgaben angegliedert: das Unterstützungswesen.

Unter dem Gesichtspunkt dieser beiden Aufgaben muß die Stellung der Gewerkschaften in den Zeiten eines Krieges beurteilt werden.

Von einer Erringung besserer Lohn- und Arbeitsbedingungen während des Krieges kann kaum in diesem oder jenem Ausnahmefall gesprochen werden. Bis zur Wiederkehr normaler Wirtschaftsverhältnisse ändert sich die wichtigste Aufgabe der Gewerkschaften. Nicht einmal die Verteidigung der bisherigen Lebenshaltung der Arbeiter und Arbeiterinnen kann heute als Hauptaufgabe bezeichnet werden. Es ist viel enger gefaßt, wenn wir sagen, daß die Gewerkschaften jede Verschlechterung der Geldlohn- und Arbeitsbedingungen hintanzuhalten haben.

Ein rascher Blick auf die wirtschaftliche Lage Deutschlands beim Kriegsausbruche und auf die wirtschaftlichen Wirkungen des Krieges wird uns das sofort klar machen. Der Krieg setzte ein in einem krisenhaften Zustande unserer Volkswirtschaft, in einer Zeit bedeutsamen Rückganges unserer Roheisenproduktion, die ja ein wichtiger Maßstab für das allgemeine wirtschaftliche Gedeihen einer industriell gerichteten Volkswirtschaft ist. Die Bautätigkeit lag, von einigen wenigen Gebieten abgesehen, in ganz Deutschland schwer darnieder, eine starke Zurückhaltung staatlicher Arbeiten und Aufträge war zu beobachten, die meisten Industrien klagten über geringe Bestellungen und auch der billige Zinsfuß animierte nicht die Unternehmungsluft. Eine gewisse Erschlaffung des Unternehmungsgeistes, eine starke Vorsicht des Finanzkapitals machte sich in unserer ganzen Industrie bemerkbar. Unsere Arbeitsnachweise hatten überreiche Arbeiterangebote bei schwacher Nachfrage nach Arbeitskräften.

In diese Zeit fiel die Mobilisierung, die die Blutbahnen unseres ganzen wirtschaftlichen Lebens, die Eisenbahnen, plötzlich für den Warentransport stillsetzten und damit in einer verblüffenden Weise unser wirtschaftliches Leben zur Ruhe brachten. Alles Unheil, das der Krieg bringen konnte, sahen die Unternehmer in diesem Augenblicke vor ihren Augen erscheinen, ihre Besorgnisse brachten mehr Betriebe zum Stillstand, als es allgemeiner Vermutung nach durch die momentane Lage notwendig war. Sie nahmen sofort den ungünstigsten Fall an, sie rechneten mit dem Versiegen des Kredits für sich, mit dem Aufhören der Zahlungsfähigkeit derer, denen sie Kredit gaben, mit dem Versiegen der Konsummöglichkeiten im Inlande, mit dem völligen Versagen der Exportgelegenheiten, mit der Unmöglichkeit, Rohmaterialien und Halbfabrikate zu beschaffen, mit der Unbedingtheit der Ausfuhrverbote, mit der militärischen Beschlagnahme wichtiger Rohmaterialien, Hilfsstoffe und Transportmittel, mit der Einberufung der Leiter und der wichtigsten Hilfskräfte der Unternehmungen durch die Mobilisierungen und durch den Aufruf des Landsturms. Mag auch für diesen oder jenen Industriezweig all diese düstere Betrachtung begründet gewesen sein, so war das für die Gesamtheit der Industrie doch nicht der Fall, ja, eine Reihe von Industrien bekamen so starke Aufträge durch die Militärverwaltung, daß die in Höchstzahl verwendeten Arbeiter zu vielen Ueberstunden genötigt wurden. Aber diese Ausnahmen änderten nichts an der Tatsache, daß die Industrie vielfach zu völligem Stillstande gekommen war oder wenigstens den Arbeitern ankündigte, daß die Betriebe geschlossen werden müssen. So ergab sich eine Arbeitslosigkeit von ganz außerordentlichem Umfange, wie wir sie auch in den schwersten Krisenzeiten niemals erlebt haben.

Die deutschen Gewerkschaften konnten mit Recht stolz darauf hinweisen, daß sie die Wirtschaftskrisen der beiden letzten Jahrzehnte ohne jede bedeutsame Einbuße an innerer Kraft und an Mitgliedern überdauert haben. Sie haben auch während der Krisen an den statutarischen Verpflichtungen, die bekanntermaßen kein klagbares Recht der Mitglieder schaffen, nicht das geringste gemindert. Aber schon der erste Mobilisierungstag lehrte die Gewerkschaften, daß der Krieg sie in eine unvergleichlich schwierigere Lage sofort beim Ausbruch gebracht hat, als die von ihnen durchlebten Krisen sie auf ihren Höhepunkten gefunden haben. Ein ganz plötzliches, ganz

allgemeines Versiegen der Arbeitsgelegenheit trat ein. Sprunghaft schnellten die Zahlen der Arbeitslosen in die Höhe. In wenigen Wochen konnte die Arbeitslosenunterstützung die in vielen Jahren aufgesammelten Geldmittel der Gewerkschaften aufzehren. Doch über diese Wirkung des Krieges soll später gesprochen werden.

In dieser schwierigen Lage schienen einen Augenblick alle Errungenschaften der Gewerkschaftsbewegung in Frage gestellt. Bald rührten sich Unternehmer, die von den Arbeitern die Erklärung forderten, daß sie mit niedrigeren Löhnen als den bisher bezahlten für die Arbeitszeiteinheit zufrieden sein würden. Auch dort, wo Tarife bestanden, stellte man sich so, als wenn diese Waffenstillstandsdokumente zwischen Arbeitern und Unternehmern innerhalb Deutschlands durch den Krieg, den wir mit Rußland, Frankreich und anderen Staaten führen müssen, außer Kraft gesetzt seien.

Hier mußten nun die Gewerkschaften einsetzen und ihrem natürlichen Aufgabenkreise entsprechend suchen, selbst in dieser überaus schwierigen Zeit die Verschlechterung der Lohn- und Arbeitsbedingungen hintanzuhalten. Hier galt es aber nicht bloß Widerstandskraft den Unternehmern zu zeigen, hier mußte man auch mit der Gefahr rechnen, daß die wegen Arbeitslosigkeit und Elend verzweifelten Arbeiter, als Lohndrücker auf die wenigen freien Stellen einstürmend, alle Errungenschaften unserer Organisationen über den Haufen werfen werden. Endlich mußte man auch befürchten, daß die bürgerlichen Zeitungen, wie das ja tatsächlich nicht nur vereinzelt geschehen ist, jene Arbeiter schroff verurteilen würden, die in dieser Zeit schwerer Arbeitslosigkeit nur dann eine angebotene Arbeitsstelle nehmen wollten, falls sie die üblichen Löhne erhielten. Daß diese Haltung einiger Zeitungen auf Arbeiter und Unternehmer in der Richtung der Herabdrückung der Löhne wirken konnte, war deutlich zu empfinden.

Soweit man heute urteilen darf, sind diese Gefahren, so begründet sie waren, in zahlreichen Fällen erfolgreich abgewehrt worden. Nicht etwa, daß die Unternehmer die Versuche, die Löhne zu kürzen, nicht vielfach machten, aber die Tarifverträge haben, bisher wenigstens, die Feuerprobe bestanden. Die Versuche vor allem im Baugewerbe, aber auch in der Holzindustrie, die Tarifverträge zu durchbrechen, sind gescheitert an dem Willen der vertragschließenden Teile, die Verträge aufrechtzuerhalten. Wir glauben, daß die Unternehmer hierbei stark geleitet wurden durch die Erwägung, daß ein Nichtfesthalten an den tarifvertraglichen Bestimmungen ihnen die Möglichkeit nehmen würde, die üblichen Preise, die ihnen von Behörden und Privaten bezahlt wurden, in den Kriegszeiten aufrechtzuerhalten. Was die amerikanischen Unternehmer seit Jahrzehnten, vor allem in den Zeiten vor der allgemeinen Herrschaft der Trusts, betonten, daß ihre Lohnzugeständnisse an die Arbeiter leicht und überreich auf die Besteller und Abnehmer abgewälzt werden können, und zwar um so allgemeiner, je umfassender die Abmachungen zwischen Unternehmer und Arbeiterorganisation sind, das sehen heute auch die deutschen Unternehmer ein. Ein Durchbrechen ihrer Tarifvertragsbestimmungen hätte ihnen die Aufrechterhaltung ihrer Preise für Produkte und Leistungen nicht ermöglicht.

Auch dort, wo sich der Tarifvertrag noch nicht durchgesetzt hat, ist die befürchtete und von einzelnen Unternehmern vielfach geplante Lohnherabsetzung, wenigstens als Regel, nicht eingetreten. Zum Teil wirkten

da die gleichen Erwägungen, die für die tarifarisch gebundenen Firmen galten. Aber es kam hierbei noch besonders eine allgemeine und von den Behörden, insbesondere den Reichsbehörden, geförderte Absicht hinzu, eine Verzweiflung der Arbeitermassen während des Krieges hintanzuhalten. In vielen Industrien spielte auch gegenüber den fortdauernden allgemeinen Geschäftsunkosten das relativ nun stark geminderte und deshalb weniger ins Gewicht fallende Lohnkonto keine ausschlaggebende Rolle.

Die Notwendigkeit, die große Macht der Sozialdemokratie anzuerkennen, die sich in diesem Kriege für die dem Proletariate feindlichen Klassen in mannigfacher, später klarzustellender Weise ergab, hat auf diese Erhaltung der Lohnsätze sicherlich sehr stark eingewirkt.

Dagegen darf man sagen, soweit einzelne Beispiele aus dem eigenen Wirkungskreise zu weiteren Schlüssen berechtigten, daß die Heimarbeiterschaft unter dem Drucke der durch den Krieg außerordentlich gesteigerten industriellen Reservearmee sehr schwer gelitten hat. Viele, viele tausende Frauen, die an gewerbliche Arbeit bisher nicht gedacht hatten, boten jetzt ihre Arbeitskraft an, und die meisten auf dem klein umgrenzten Gebiete der Näherei. Wohl ist ein starker militärischer Bedarf nicht nur in der Uniformschneiderei, sondern auch in der eigentlichen Näherei (Krankenwäsche, Hospitaleinrichtung, Aerztekittel, Brotsäcke und dergleichen) aufgetreten, aber so stark auch dieser Bedarf war, so war doch ein Vielfaches der Arbeitskräfte sofort sichtbar, die diesen Bedarf decken wollten. So ist mir ein Fall bekannt, wo innerhalb zweier Tage der Lohnsatz für die vollständig gleiche Arbeit um 75 Prozent sank. Das Gebiet der Heimarbeit ist, wie man weiß, durch die Oeffentlichkeit nicht so zu kontrollieren, wie die Arbeitsbedingungen im geschlossenen Betriebe. Es ist deshalb auch eine Einwirkung der Behörden und der öffentlichen Meinung nicht so leicht als in der Fabrikindustrie. Die Gewerkschaften haben es nicht an Bemühungen fehlen lassen, die Interessen der Heimarbeiterinnen durch die Presse, im direkten Verkehr mit den lohndrückenden Unternehmern und durch Informationen der die Aufträge vergebenden Behörden zu wahren. So wie ich naturgemäß nur von einigen Fällen des intensiven Druckes auf die Heimarbeiter wissen konnte, so kann ich natürlich auch vorerst wenigstens noch nicht beurteilen, wie weit die Bemühungen der Gewerkschaften, die Interessen der Heimarbeiter und vor allem der Heimarbeiterinnen zu wahren, von Erfolg begleitet waren. Es ist wichtig, heute schon feststellen zu können, daß diese lohndrückenden Tendenzen von den Gewerkschaften nicht außer Auge gelassen wurden.

Aber noch eine andere Aufgabe ergab sich für die Gewerkschaften: Die Verteilung der Arbeit zu beeinflussen. Nach zwei Richtungen gab es da ein Bedürfnis der Einwirkung. Die Aufträge für militärische Zwecke häuften sich an einzelnen Stellen in einer die größte Kraftanstrengung aller mechanischen und menschlichen Arbeitskräfte erzwingenden Weise, während in anderen Zentren der gleichen Industrie die industriellen Betriebe zum vollständigen oder fast vollständigen Stillstande genötigt waren. Hier konnte versucht werden, auf Grund der den Gewerkschaften eigenen genauen Kenntnis der Betriebseinrichtungen und deren Elastizität Einfluß zu üben, daß auch andere Betriebsstätten aus den Aufträgen Vorteil ziehen und

diese somit einer größeren Zahl von Arbeitern in verschiedenen Landesteilen zugute kommen.

Wichtiger noch als diese Bemühungen, für die ja nicht allzuviel Gelegenheiten gegeben waren, war das Bestreben der Gewerkschaften, die stark verminderte Arbeitsgelegenheit im Baugewerbe und in den industriellen Betrieben einer möglichst großen Zahl von Arbeitern zugute kommen zu lassen. Auch hier haben sich die kollektiven Arbeitsvertragsabmachungen als außerordentlich wirksam erwiesen. Vor allem im Buchdruckgewerbe und im Baugewerbe hat sich das System starker Verminderungen der Arbeitszeit durch Vermittelung der Tarifinstanzen ganz allgemein zu dem Zwecke durchgesetzt, um die Zahl der Arbeitslosen zu vermindern. Selbst dort, wo in der betreffenden Arbeitergruppe keine Entlassungen vorzunehmen waren und die volle Arbeitszeit und der gleiche Lohn bestehen konnten, so bei den städtischen Arbeitern, gelang es, erhebliche Verkürzungen der Arbeitszeit bei entsprechenden Lohnverkürzungen den hierdurch geschädigten Arbeitern annehmbar erscheinen zu lassen, damit andere Arbeiter eingestellt werden können. Die Bereitwilligkeit der Arbeiter zu diesen überaus starken Einbußen an Einkommen ist ein erhebendes Zeichen von Solidarität, das hunderttausende deutsche Arbeiter an den Tag legten. Ein oft betontes gewerkschaftliches Prinzip (Vermeidung der Entlassungen und Beschäftigung möglichst vieler bei verkürzter Arbeitszeit) hat sich so durchgesetzt.

Das ist der Rahmen, in dem sich die Gewerkschaften bewegten bei ihrem Streben, auf die Lohn- und Arbeitsbedingungen und auf den Beschäftigungsgrad einzuwirken. Sehr gering waren die Erfolge der Gewerkschaften trotz des angewandten Eifers bei ihrem Bemühen, arbeitslose industrielle Arbeiter zur Erntearbeit zu vermitteln. Obgleich hierbei, soweit ich es beobachten konnte, sehr umsichtig von den Gewerkschaften vorgegangen wurde, von ihnen selbst die aus der Landwirtschaft stammenden Arbeiter in den Vordergrund der Bewerbung gestellt wurden, so hat sich die Landwirtschaft vielfach mit ganz oder fast ganz unbezahlten, zum Teil sportsmäßig das Ernten betreibenden Leuten, zum Teil mit Knaben und Mädchen aus den besitzenden Schichten, auch mit Kriegsgefangenen, beholfen und den industriellen Arbeitern sehr wenig Gelegenheit gegeben, der soviel besprochenen Leutenot auf dem Lande abzuhelfen.

War das Bemühen der Gewerkschaften in sehr gesunder Weise darauf gerichtet, die Zahl der Arbeitslosen durch Beschaffung von Arbeitsgelegenheiten auf ein geringes Maß zu bringen, so konnte der Riesenzahl von Arbeitslosen gegenüber dieses Beginnen natürlich nur von geringem Erfolge begleitet sein. Wohl sprechen mancherlei Erwägungen dafür, daß der Monat der Mobilmachung und des Kriegsbeginnes der für die Gewerkschaften ungünstigste war. Der Kriegsausbruch wirkte auf die Unternehmer wie es scheint noch niederdrückender als auf die Arbeiter. Die schlechten Aussichten, die sich für Deutschland durch die Koalition der Mächte zu ergeben schienen, das Abschneiden des Verkehrs, die Unmöglichkeit einer Postverbindung und mancherlei Geldschwierigkeiten haben die Unternehmer das äußerste befürchten und ihre Maßregeln dadurch bestimmen lassen. Viele haben alles Unheil des Krieges in seinem ersten Monat diskontiert. Es ist anfangs September sicherlich ein viel hoffnungsfroherer Geist bei den Unter-

nehmern vorhanden, als es in der ersten Augusthälfte der Fall war. Auch die Ungewißheit für viele, ob sie ins Feld ziehen müßten oder ob sie in ihrem Berufe bleiben könnten, hat die Werkfortsetzung mannigfach gehemmt. So wurde vom Verband der Buchdrucker festgestellt, daß beim Beginn der dritten Augustwoche von rund 69 000 Mitgliedern nur 20 000 voll beschäftigt waren, im Verband der Lithographen hatten von mehr wie 16½ Tausend Mitgliedern noch nicht 4½ Tausend Beschäftigung und von diesen arbeiteten fast zwei Fünftel nur beschränkt, meist sehr beschränkt, und auch diese so geringe Zahl von Beschäftigten rechnete nicht damit, daß sie lange in Arbeit bleiben würde. Vom Holzarbeiterverbande hatte weniger wie die Hälfte Beschäftigung. und von diesen wieder rund die Hälfte nur während der halben Woche die Möglichkeit, sich zu betätigen. Manche Industrien waren überhaupt verschwunden, wie die Feingoldschlägerei und auch in den übrigen Metallschlägerwerken ruhte die Arbeit zum größten Teil. Für die Luxusindustrien galt ähnliches, andere Industrien klagten, daß sie selbst bei Besserwerden der Konjunktur fürchten müßten, daß ihnen die Rohstoffe bei längerer Dauer des Krieges fehlen würden, was wiederum deprimierend wirkte, wenn auch tatsächlich nur ganz wenige Materialien sehr begehrt waren.

Da für die große Zahl Beschäftigungsloser vorerst wenigstens eine Anwendung ihrer Arbeitskraft nicht erhofft werden konnte, mußte man mit einer ganz außerordentlichen Inanspruchnahme der gewerkschaftlichen Unterstützungseinrichtungen rechnen. Freilich traf das Schicksal der Arbeitslosigkeit organisierte wie nichtorganisierte Arbeiter, auch gelbe; ein Unterschied konnte da von den Unternehmern nicht gemacht werden. Die große Zahl der Arbeitslosen zwang die öffentlichen Gewalten, die früher so entschieden abgelehnte Fürsorge für die Arbeitslosen in die Hand zu nehmen. Aber diese übrigens sehr bescheidenen und vielfach nur in Naturalien geleisteten Unterstützungen konnten natürlich die Gewerkschaften nicht von Leistungen an ihre Mitglieder befreien. Um so weniger war dies möglich, als ja diese Unterstützungen aus öffentlichen Mitteln noch lange nicht überall eingeführt sind, an verschiedene Bedingungen geknüpft wurden und als ausreichend von den Arbeitslosen nicht empfunden wurden. Die öffentliche Unterstützung suchte man in einzelnen Orten den von den Gewerkschaften unterstützten Mitgliedern zu versagen oder ihnen diese Unterstützung auf die Höhe der Unterstützung aus gemeindlichen Mitteln aufzurechnen. Hier ergab sich eine Aufgabe für die Vertreter der Arbeiterbewegung in den Gemeinden und in den Körperschaften bei der Ausweitung und Durchführung der aus Anlaß des Krieges geschaffenen Fürsorgeeinrichtungen, die Interessen der gewerkschaftlich organisierten Arbeiter zu wahren. Freilich konnte vielfach nur erreicht werden, daß bloß ein Teil der von den Gewerkschaften gezahlten Unterstützungen auf die Unterstützungssätze aus öffentlichen Mitteln aufgerechnet werde, oder es wurde bestimmt, daß die gewerkschaftlich organisierten Arbeiter geringere Unterstützungen aus öffentlichen Mitteln erhalten, als die unorganisierten Arbeiter. Die sonst von den Vertretern des Bürgertums hochgepriesenen Tugenden der Sparsamkeit, der Versicherung, der Vorsorge für schlechte Zeiten wurden den Arbeitern und Arbeiterinnen, die all diese Eigenschaften durch ihre oft zwanzigjährige Zugehörigkeit zu den Gewerkschaften an den Tag gelegt hatten, nicht gelohnt.

Die Unternehmer, die aus Erwägungen, die wir heute hier nicht prüfen wollen, in manchen Industrien sehr bedeutende Beträge für die Unterstützung ihrer arbeitslosen Arbeiter und der Familien der zum Kriege eingezogenen Arbeiter ihrer Betriebe auswarfen, haben vielfach die Bedingung daran geknüpft, daß ihre Leistungen nicht auf die öffentlichen Leistungen angerechnet werden dürfen. Ein Vertreter einer der größten Unternehmerkorporationen hat erklärt, daß im Falle Deutschlands Kriegskosten entschädigt werden, die Unternehmer für ihre außerordentlichen Leistungen für die Arbeiter und deren Familien Rückerstattung verlangen werden, worauf schlagfertig ein Sozialdemokrat, der an dieser Sitzung teilnahm, bemerkte, daß selbstverständlich die gewerkschaftlichen Organisationen in diesem Falle ebenfalls die Rückerstattung der von ihnen geleisteten Arbeitslosenunterstützungen und ähnlicher Aufwendungen verlangen müßten.

Die gewaltige Arbeitslosigkeit, die wir durch einige Zahlen illustrierten, ließ es den Gewerkschaftsorganisationen sofort klar erscheinen, daß die meisten von ihnen außerstande sein würden, ihre Unterstützungen in gewohnter Weise auszubezahlen. So rechnete der Vorstand des Deutschen Buchbinderverbandes aus, daß er mit den ihm zur Verfügung stehenden Bar- beziehentlich Bankgeldern und mit den durch Lombardierung von Wertpapieren zu gewinnenden Geldern selbst bei den reduzierten Unterstützungssätzen in sieben Wochen mit seinem verfügbaren Gelde fertig wäre. Einzelne Organisationen mußten schon mit der Solidarität der anderen Gewerkschaftsorganisationen rechnen. Von ganz vereinzelten Ausnahmen abgesehen, konnte sich keine Kassenverwaltung unserer Zentralverbände leistungsfähig genug erachten, die statutarisch bestimmten Unterstützungen während der Dauer eines langwierigen Krieges auszuzahlen. Um so weniger war dies der Fall, als die Zahl der Mitglieder, die ohne Arbeit waren und naturgemäß deshalb keine Beiträge zahlten, vermehrt wurde durch die zum Kriegsdienst eingezogenen Mitglieder, für die natürlich die Beitragszahlung auch entfiel, an diese reihte sich ein weiterer sehr erheblicher Prozentsatz der Mitgliedschaften, die halbe oder auch nur Viertelszeit arbeiteten und vielfach nur für jede zweite Woche zum Beitragszahlen verpflichtet werden konnten, wozu endlich noch viele andere kamen, die sich aus mannigfachen Gründen der Beitragszahlung zu entziehen suchten. Zu den gewaltig angeschwollenen Anforderungen an die gewerkschaftlichen Organisationen kam ein starkes Versiegen der sonst wöchentlich pünktlich einfließenden Einnahmen. Versiegten die Einnahmen, so waren die Vermögensbestände vielfach nicht liquid. Ich habe in meinem Buche „Die Gewerkschaften, ihre Entwickelung und Kämpfe" einen Aufsatz dem Finanzwesen der Gewerkschaften gewidmet und ich habe dort mancherlei Kritik geübt an der Anlage der Gewerkschaftsgelder. Es ist jetzt nicht die Zeit, hierauf den Ton zu legen. Ich will lediglich an einem Beispiel aus diesen Tagen die Tatsachen feststellen: In der Nummer vom 23. August 1914 der „Buchbinder-Zeitung" erklärt der Verbandsvorstand, warum die Unterstützungssätze nicht höher angesetzt werden können. 720 000 Mk. waren in mündelsicheren Reichs-, Staats-, Provinzial- und Kommunal-Anleihen angelegt, außerdem 250 000 Mk. in Hypotheken von Konsum- und Baugenossenschaften, 80 000 Mk. waren als Darlehen ausgegeben, die zum Teil vorläufig überhaupt nicht, zum Teil nicht im Augenblicke zur eigenen Verfügung standen. Bei Beleihung der mündelsicheren Papiere, für die 8 Proz.

Zinsen zu zahlen wären, könnten nur 60 Proz. des Kurswertes vom 25. Juli 1914 bei Lombardierung erhalten werden. Die Hypotheken sind überhaupt nicht beleihbar. Es stehen also dem Buchbinderverbande seine gar nicht geringen Geldmittel nur in beschränkter Weise für Unterstützungszwecke zur Verfügung. Nicht viel anders steht es bei zahlreichen anderen Gewerkschaften. Dazu kommt noch, daß eine kluge Gewerkschaft sich wohl hüten wird, sich finanziell vollständig auszugeben, um so weniger wird sie sich dazu für berechtigt halten, da man mit mancherlei großen Ausgaben der Gewerkschaften rechnen müssen wird, wenn ihnen der Friede wieder bessere Möglichkeiten der Wahrung der Arbeiterinteressen gewähren wird. Auch den Mitgliedern, die nach dem Kriege wieder in die Reihen zurückkehren werden, die sie infolge der Einberufung verlassen haben, wird man doch nicht sagen wollen, daß nun die Kassen vollständig erschöpft und ihre Hoffnungen auf Unterstützung vollständig vergeblich sind.

Aber selbst wenn man all diese Rücksichten nicht üben wollte, ergibt es sich mit voller Klarheit, daß die Gewerkschaften bei statutarischer Auszahlung von Unterstützungen bald am Ende ihrer Leistungsmöglichkeit sein werden. Das wäre aber eine schwere Sünde gegen die im Lande gebliebenen Mitglieder, weil sich mit jedem Monate längerer Dauer des Krieges die wirtschaftliche Lage vieler Arbeiter und Arbeiterinnen verschlechtern muß, wenn auch die allgemeine Konjunktur einen etwas freundlicheren Charakter annehmen sollte. Man muß heute annehmen, daß Hunderttausende Gewerkschaftsmitglieder, die auf Grund der Statuten Unterstützungen verlangen können, Ersparnisse haben, die natürlich im Laufe des Krieges verbraucht sein werden. Dazu kommt noch, daß die Wintermonate mit ihrem Bedarf für Beleuchtung und Beheizung noch trübere Zeiten für die durch den Krieg arbeitslos Gewordenen heraufbeschwören werden, als die schwülen Sommermonate, die wir nun durchleben. Endlich kommt zur Erwägung, daß man in diesen außerordentlichen Zeiten vielfach nicht zu strenge auf die Dauer der Unterstützungsberechtigung wird Gewicht legen dürfen. Manche Gewerkschaft wird über die statutarische Dauer der Unterstützung und auch ohne zu strenge Betonung der Karenzzeiten Unterstützung nach Ablauf der Bezugsberechtigung und auch vor Eintritt der Bezugsberechtigung zahlen.

Aus allen diesen und vielleicht auch noch aus anderen Erwägungen gingen die Entscheidungen der meisten Gewerkschaftsvorstände hervor, ihre Unterstützungsarten während der Kriegsdauer einzuschränken und bei den verbliebenen Unterstützungen die Unterstützungssätze zu beschneiden. Selbstverständlich war es in den Zeiten, als man diese Entschließungen fassen mußte, nicht möglich, von den durch das Statut hierfür eingesetzten Organen diese Beschlüsse fassen zu lassen. Aber Not kennt kein Gebot. Das sahen alle Arbeiter und Arbeiterinnen ein. Soweit ich es wenigstens übersehen kann, sind zwar den Gewerkschaftsvorständen viele Beschwerden über ihre Maßnahmen zugegangen, aber die verfassungsrechtlichen Fragen sind dabei nicht sonderlich stark betont worden.

Die Versuche, eine Einheitlichkeit der Leistungen, der eingeschränkten und beschnittenen Leistungen, der Gewerkschaften herbeizuführen, scheiterten an der übergroßen Verschiedenheit der normalen Unterstützungseinrichtungen und -sätze bei den Gewerkschaften wie an der stark ungleichen Höhe des Ver-

mögensanteiles, der auf jeden Kopf der Mitglieder der einzelnen Gewerkschaften entfiel. Hierzu kam eine sehr verschiedene Auffassung der für die einzelne Organisation zu erwartenden Wirkungen des Krieges und endlich das Streben, in diesen außergewöhnlichen Zeiten auch Außergewöhnliches für die so stark unterstützungsbedürftigen Mitglieder und ihre Familien leisten zu wollen. So kamen einzelne Organisationen auf den Gedanken, eine neue, bisher gar nicht gekannte Unterstützung zu schaffen: die Unterstützung der Familien der zum Kriege eingezogenen Mitglieder. Natürlich mußten auch diese Organisationen, die einem dringlichen Bedürfnisse Rechnung zu tragen suchten, dem freilich meiner Meinung nach von den Gewerkschaften nicht entsprochen werden kann und zu entsprechen ist, ihre in normalen Zeiten in Aussicht gestellten Unterstützungen besonders stark einschränken.

Vor allem wurde die Krankenunterstützung von fast allen Organisationen bis auf weiteres eingestellt, weil durch die Reichszwangsversicherung gegen Krankheit ein Minimum von Unterstützungen jedem oder doch fast jedem Arbeiter gesichert ist. Vielfach wurde ganz ausdrücklich die Streikunterstützung für die Zeit des Krieges ausgeschaltet, das gleiche gilt für die Gemaßregeltenunterstützung. Ebenso wurde die Umzugsunterstützung von vielen Organisationen eingestellt. Die Sterbeunterstützung hat ein Verband auf die Hälfte reduziert, ein anderer hat das Sterbegeld ganz aufgehoben. Einzelne Verbände haben alle Unterstützungen außer Kraft gesetzt. Die meisten Organisationen entschieden sich für die Konzentrierung des Unterstützungswesens auf die Arbeitslosenunterstützung, die aber, von ganz verschwindenden Ausnahmen abgesehen, sehr stark gekürzt wurde; vor allem fielen die lokalen Zuschläge zur Arbeitslosenunterstützung zumeist weg. Die nur vereinzelt bestehende Invalidenunterstützung wird, soweit ich es übersehen kann, weiterbezahlt.

Auch sonst haben sich die Gewerkschaften starke Beschränkungen ihrer Ausgaben auferlegt. Die Gewerkschaftszeitungen erscheinen mit sehr beschränkter Seitenzahl oder in längeren Zwischenräumen, einige Angestelltenverbände haben das Erscheinen ihrer Fachblätter überhaupt eingestellt. Die Beamten der gewerkschaftlichen Organisationen ließen sich ihre ohnedies nicht üppigen Gehälter um den vierten Teil, ja auch noch mehr kürzen. Die Ausgaben für Lohnbewegungen, für Agitation, für literarische Publikationen und so manches andere treten in Wegfall oder zum mindesten sehr stark in den Hintergrund.

*

Wie der Krieg auf die Gewerkschaften wirkt, haben wir, soweit sich das nach dem ersten Kriegsmonat beurteilen läßt, hier kurz zu skizzieren gesucht. Sicherlich haben wir nichts Vollständiges zu bieten gemeint, aber doch mancherlei zu sagen gewußt. Weit weniger läßt sich sagen über die Wirkung der Gewerkschaften auf den Krieg. Es sind da wenig Tatsachen vorhanden und mancherlei Zurückhaltung ist heute beim Schreiben unbedingt nötig. Aber d i e Tatsache ist völlig offenkundig, daß viele Hunderttausende, die durch die langjährige gewerkschaftliche Schule gegangen sind, die auch dort Solidarität und Disziplin gelernt haben, im Kriege stehen und jeder einzelne als einer für alle ohne Unterlaß zu wirken sucht.

Vereinzelt ist es bekannt geworden, daß sich die Militärbehörden direkt mit unseren gewerkschaftlichen Organisationen in Beziehung gesetzt haben, damit sie Arbeiten übernehmen, so z. B. in der Schneiderei. Zahlreiche Gewerkschaftshäuser, die bis dahin auf der Liste der Wirtschaften standen, die die Soldaten nicht besuchen durften, sind freiwillig für Spitalzwecke den Militärbehörden zur Verfügung gestellt worden. Daß unsere Arbeitersekretariate durch den Krieg eine Fülle von Arbeit erhalten, weil sie die mannigfachsten Auskünfte den zum Kriege Eingezogenen und deren Frauen zuteil werden lassen müssen, ist selbstverständlich. Auch die Sekretariate unserer Gewerkschaften, die zwar ganz andere Aufgaben haben, wurden vielfach mit Erfolg in ähnlicher Weise von ihren Mitgliedern in Anspruch genommen. Nicht gering ist zu werten die vielfache Tätigkeit von gewerkschaftlich organisierten Arbeitern, ihren Vertrauensleuten und Beamten in all den Selbstverwaltungskörpern, die der Krieg zur Durchführung der Fürsorge für die Opfer des Krieges notwendig gemacht hat. Nach dem Kriege wird über dieses Kapitel mehr und auch noch anderes zu sagen sein.

*

Der Krieg hat auch in das Leben der Gewerkschaften mit überaus rauher Hand eingegriffen. Für viele Mitglieder war es schwer, all das zu begreifen, was die Notwendigkeit erzwang. Aber je mehr der Ernst dieses Krieges und seiner ungeheuren inneren Wirkungen von der Arbeiterschaft erfaßt und in seiner allseitigen Wirkung begriffen wird, desto mehr werden die Gewerkschaften auf volles Verständnis bei ihren Mitgliedern für ihre einschneidenden Maßregeln stoßen.

Es sind überaus schwere Zeiten, die nicht nur die Arbeiter, sondern auch ihre Organisationen und, soweit man es heute abschätzen kann, wahrscheinlich in erster Reihe die Gewerkschaften durchzumachen haben. Aber die Notwendigkeit der Gewerkschaften wird ja gerade in diesen schweren Monaten den Mitgliedern klar werden. Jeder, der über das graue Elend dieser Wochen und Monate hinauszudenken sucht, wird die Notwendigkeit jeder Arbeiterorganisation und sicherlich nicht zuletzt der gewerkschaftlichen erkennen. Ihr stehen in den nächsten Jahren ganz außerordentlich bedeutsame Aufgaben bevor. Deshalb sollen alle, die in der Arbeiterbewegung stehen, dahin wirken, daß die große Masse der Proletarier würdigt, was die Gewerkschaften in diesen schweren Zeiten leisten, für die sie nicht geschaffen wurden.

Man muß klarzumachen suchen, daß alles, was die Gewerkschaften in diesen Kriegszeiten tun, außerordentliche Leistungen sind, die freudig von den Mitgliedern anerkannt werden sollen, an denen nicht voreilig und unverständig Kritik geübt werden soll.

Die Gewerkschaften im Ansehen der Arbeiterklasse zu erhalten, sie zu stärken und zu sichern und sie vorzubereiten für den Wiederaufbau und für die Vollendung des zum Teil zerstörten und zum Teil in seiner Entwickelung gehemmten Baues ist wichtig und dringlich.

Die Mohammedaner in den französischen Kolonien.[1]

Von **Charles Dumas**, Paris.

Viele Umstände der äußeren wie der parlamentarischen Politik haben in den letzten zwei Jahren die Frage in den Vordergrund der öffentlichen Diskussion gerückt, nach welchen Grundsätzen die in unseren Kolonien lebenden Eingeborenen, besonders die muselmanischen, zu regieren seien. Seit der Besetzung Marokkos, die uns zu Beherrschern des völlig islamisierten Nordafrika gemacht hat, sind wir eine sehr große muselmanische Macht geworden, besonders, wenn man bedenkt, daß der Islam durch eine unaufhörliche Propaganda allmählich auch unsere westafrikanischen Besitzungen gewonnen hat: Mauretanien, Fouta Djallon, Guinea, den Sudan, Senegal usw. Im Parlament wurden große Skandale aufgedeckt über die Ausplünderung des Reichtums der Kolonien durch eine Handvoll Kapitalisten, die sich mit einigen bekannten Parlamentariern und acht oder neun früheren Ministern verbunden hatten. Schließlich erzeugten die jungtürkische Revolution und die Ereignisse auf dem Balkan in den mohammedanischen Besitzungen eine Bewegung, die um so beunruhigender war, als sie von der aufgeklärten und gebildeten Schicht unserer Untertanen geleitet wurde, die von sich selbst und von anderen die Jungalgerier und Jungtunesier genannt werden und denen sicher noch die Jungmarokkaner folgen werden. Die heftigen Proteste dieser Jungmohammedaner, die wirksame Aktion ihrer Presse, ihr Appell an die öffentliche Meinung Frankreichs durch die Entsendung von Delegationen ins Mutterland zwangen das Parlament dazu, sich mit dem zu befassen, was man die Regierung der Eingeborenen nennt. Darunter wäre eigentlich bloß die Gerichtsbarkeit in Zivil- und Strafsachen zu verstehen, die unseren Untertanen in Algier auferlegt worden ist; in Wirklichkeit umfaßt die besondere Regierung der Eingeborenen aber infolge der vollständigen Vermengung der administrativen und gerichtlichen Gewalt, die dort unten herrscht — die verhängnisvolle Hinterlassenschaft der Militärregierung, die auf die Eroberung folgte —, das gesamte Verwaltungssystem unserer nordafrikanischen Kolonien.

Zu allen diesen Fragen hat die sozialistische Partei Stellung genommen. Unnachsichtlich deckte sie die politischen und finanziellen Skandale in Tunis auf. Sie konnte nicht teilnahmlos der administrativen Willkürherrschaft zusehen, der unsere mohammedanischen eingeborenen Untertanen unterworfen sind, und die Parlamentsfraktion der Partei betraute den Schreiber dieser Zeilen im vorigen Jahre damit, an Ort und Stelle eine Untersuchung zu veranstalten und ihr Bericht darüber zu erstatten. Der Gegenstand war so umfangreich, daß der Bericht darüber, ohne erschöpfend zu sein, zu einem ganzen Buche wurde, und dessen Titel: „Befreit die Eingeborenen oder verzichtet auf die Kolonien" zeigt deutlich genug die Wichtigkeit und den Umfang des Problems.

---

[1] Der vorliegende Artikel unseres französischen Genossen befand sich schon vor Ausbruch des Krieges in unseren Händen. Wir veröffentlichen ihn jetzt, weil er für die Stellung bezeichnend ist, die unsere französische Bruderpartei zu einem Problem einnimmt, das vielleicht noch im Laufe dieses Krieges und sicherlich nach seiner Beendigung von größter und aktuellster Bedeutung sein wird. Die Redaktion.

Bis zum Jahre 1830 stellte die französische Kolonialpolitik eine geschichtliche Tradition dar, die einer gewissen Größe nicht entbehrt. Zweifellos entstanden unsere kolonialen Niederlassungen in Afrika, Asien oder Amerika auf Betreiben der Handelswelt, aber weder der Monarchie noch besonders der Revolution fehlte es an dem Idealismus, der bestrebt ist, die zurückgebliebenen Völker und Rassen auf die Höhe der zeitgenössischen Kultur zu heben. Unsere schwarzen oder gelben Untertanen der alten Kolonien in Indien, auf den Antillen, auf Réunion, vom Senegal haben alle Rechte der französischen Bürger. Sie schicken mit derselben Berechtigung Deputierte ins Parlament wie irgendein Departement des Mutterlandes.

Aber 1830 ist ein historisches Datum: damals eroberte die siegreiche Bourgeoisie endgültig die Regierung und bemächtigte sich aller Zweige des nationalen Lebens. Nach diesem Ereignis war es, wie der berühmte Historiker de Tocqueville konstatiert, „als ob sich alle Dinge verkleinerten". 1830 ist auch die Zeit, in der die Eroberung Algiers begann. Die Bourgeoisie hörte indessen im Gegensatz zu ihrem seitherigen wirklichen Verhalten bis in die letzten Zeiten nicht auf, offiziell zu betonen, daß sie nur aus den reinsten und edelsten Motiven ihre kolonialen Gelüste verfolge. Sicher freute man sich, wenn man neue Absatzmärkte schaffen konnte, aber darüber sprach man nicht. Dafür rühmte man die Größe eines Werkes, das darin bestand, an Tausenden von Orten die unvergleichlichen Wohltaten unserer Kultur den armen Wesen zu bringen, die sie noch nicht kannten. Und da die Entfernungen von den Schlachtfeldern zu groß waren, als daß von ihnen die Schmerzensschreie der Verwundeten und Sterbenden zu uns hätten dringen können, so schien es, wenn man nur unsere bürgerlichen Schriftsteller und Redner hörte, als ob unsere Kanonen nur mit Rechten und unsere Gewehre nur mit Gerechtigkeit geladen seien.

Manche Kreise sind daran interessiert, daß das Verwaltungssystem in Nordafrika in seiner jetzigen Form aufrechterhalten bleibt. Zunächst die Kolonialverwaltung selbst, einerseits aus alter Gewohnheit, andererseits aus Furcht, ihre Willkürherrschaft beschränkt zu sehen. Dann gibt es einen Teil der Ansiedler, besonders die aus fremden Ländern stammenden, Spanier und Italiener, die keine demokratische Tradition mitbringen und die es deshalb sehr wenig kümmert, wenn sie sehen, wie unser Kolonialsystem den Haß unserer Untertanen gegen Frankreich schürt. Schließlich braucht der Kapitalismus für seine Unternehmungen einen Ueberfluß an Arbeitskräften und kann die Eingeborenen um so besser ausbeuten, je mehr sie politisch geknechtet sind.

Zur Zeit, da unser koloniales Verwaltungssystem — wenigstens in bezug auf unsere mohammedanischen Untertanen in Nordafrika — durch die schweren Angriffe im Parlament bedroht war, die, wenigstens für Algier, anscheinend eine ziemlich fühlbare Verbesserung bringen sollten, entstand der Aufrechterhaltung des Statusquo und sogar seiner Verschlimmerung unerwartet ein Verteidiger in der Person eines der hervorragendsten Mitglieder der radikalen Partei, Herrn Ajam, jetzt Unterstaatssekretär der Handelsmarine.

Seine Streitschrift zeigt, was für eine tiefgehende Umwälzung die alte bürgerliche Ideologie durchgemacht hat und wie wenig Wert die Demo-

kraten auf ihre eigenen Prinzipien legen. Herr Ajam beginnt damit, sehr offenherzig die ganze humanitäre und ziviliſatoriſche Phraſeologie beiſeite zu ſchieben, die bis jetzt unſere Kolonialpolitik verhüllt hat. Wir gehen in die Kolonien um eines ökonomiſchen Intereſſes willen und einzig und allein deswegen, unſere Politik kann infolgedeſſen nur eine Beherrſchungspolitik ſein, die einzige, die nach ſeiner Anſicht imſtande wäre, die freie Entwickelung und Sicherheit der ökonomiſchen Intereſſen zu gewährleiſten. Nun weiß Herr Ajam allerdings ſehr gut, daß Frankreich eine Republik iſt, er ſelbſt iſt Linksrepublikaner, er kennt die Geſchichte ſeines Volkes und fürchtet den Vorwurf, daß heute das Herrſchaftsprinzip keine ſehr ſichere Zuflucht bietet; deshalb empfindet er das Bedürfnis — eine unwillkürliche Huldigung vor der Ideologie, die er zurückweiſt —, ſeinen Standpunkt durch die Behauptung zu ſtützen, daß es den Mohammedanern in alle Ewigkeit völlig unmöglich ſei, auf die Höhe der modernen Kultur zu gelangen. Es gibt, ſagt Herr Ajam, der ein ſehr bedeutender Anhänger der neupoſitiviſtiſchen Schule iſt, Herrſcherraſſen und Raſſen, die zum Beherrſchtwerden geſchaffen ſind. Unſere muſelmaniſchen Untertanen gehören zu den letzteren. Der Grund dafür iſt überraſchend: ſie gehören dem Iſlam an, und der Iſlam iſt unfähig, ſich anzupaſſen. Er iſt eine Religion, die alle Völker und Raſſen, die ſich zu ihr bekannt haben, auf ewig in Erſtarrung verſetzt hat; denn ſie iſt ſo weit in alle Adern des politiſchen, adminiſtrativen, bürgerlichen und juriſtiſchen Lebens eingedrungen, daß man an dieſe nicht rühren kann, ohne ſich gegen die Religion zu verſündigen und infolgedeſſen die Gläubigen in ihren religiöſen Ueberzeugungen zu verletzen. Und nicht genug damit, daß der Iſlam anpaſſungsunfähig iſt, er bedroht auch durch eine große paniſlamitiſche Verſchwörung zugleich die moderne Ziviliſation und die franzöſiſche Herrſchaft in Nordafrika.

Herr Ajam deckt vor uns, ohne eine Miene zu verziehen oder gar zu lachen, die Geheimniſſe dieſes Komplotts auf. Durch die Vermittelung der Jungtürken will es den ganzen Iſlam um den Thron des Sultans von Konſtantinopel vereinigen, von den Ufern des Ganges bis Tanger, nachdem die Franzoſen aus Algier, Tunis und Marokko und die Engländer aus Aegypten vertrieben ſind.

Unſer Autor ſchließt daraus: alle Elemente der Ziviliſation, die wir den Mohammedanern gebracht haben, werden ſie gegen uns kehren und uns ins Meer werfen — ein Schluß, der nicht gerade von glänzender Logik zeugt; denn um unſere Ziviliſation gegen uns zu wenden, müſſen die Muſelmanen ſie erſt in ſich aufgenommen haben, und dazu ſind ſie ja von allem Anfang an für ewig unfähig erklärt worden.

Weit entfernt davon, eine Verbeſſerung unſerer Kolonialherrſchaft zu wünſchen, iſt Herr Ajam der Anſicht, daß man ſie noch drückender machen müſſe. Er würde es gern ſehen, wenn man eine Armee von Negern nach Nordafrika legen würde, um die geheimen Umtriebe des Iſlams zu überwachen und um die große paniſlamitiſche Verſchwörung zu vereiteln, deren Anhänger wir dank ſeiner Mühe alle kennen. Er hat hierbei leider nur eins vergeſſen, daß heute nämlich faſt alle unſere ſchwarzen Untertanen Mohammedaner ſind!

Bevor wir auf die Antwort eingehen, die wir selbst auf die Beweisgründe des Herrn Ajam gegeben haben, und bevor wir kurz die Haltung der sozialistischen Partei in dieser Frage auseinandersetzen, ist es wohl vorteilhaft, das koloniale Verwaltungssystem in Nordafrika in wenigen Strichen zu skizzieren.

Verwaltung und Justiz. An der Spitze der algerischen Verwaltung steht ein Generalgouverneur, der in der Stadt Algier residiert und nur dem Minister des Innern verantwortlich ist. Die Organe der obersten Kontrolle sind der Generalrat und die Finanzdelegationen, von denen wir wieder sprechen werden, wenn wir das Wahlrecht der Eingeborenen untersuchen.

Das Charakteristische der algerischen Verwaltung ist die Einteilung der Gemeinden in drei Gruppen: 1. Vollberechtigte Gemeinden, 2. Mischgemeinden, 3. Militärterritorien.

Die ersten sind sehr wenig zahlreich. Sie werden von Gemeinderäten verwaltet, in denen die eingeborene Wählerschaft Anspruch auf ein Viertel der Sitze hat.

Die Militärterritorien liegen in den Gegenden des äußersten Südens nahe der Wüste. Auch sie sind ziemlich selten. Alle Macht ruht hier in den Händen von Offizieren.

Die Mischgemeinden bilden die ungeheure Mehrheit und sozusagen den Typus der algerischen Gemeinden. Sie werden von einem Beamten, dem Administrator, verwaltet, dem eingeborene Beigeordnete, die nicht gewählt, sondern von der Verwaltung selbst ernannt werden, zur Seite stehen. Sie besitzen keinen Stadtrat, sondern eine städtische Kommission, deren Mitglieder nicht gewählt, sondern wie die eingeborenen Beigeordneten ernannt werden.

Die Befugnisse der Administratoren haben den Gegenstand leidenschaftlicher Debatten gebildet; denn sie stellen eine Gesetzwidrigkeit dar, die in der modernen Gesellschaft geradezu ungeheuerlich ist: die Vermengung der Verwaltung und Justiz. Der Administrator verwaltet nicht nur, sondern ist auch Richter in einer ganzen Reihe von Vergehen, die gegen seine Verwaltung begangen werden; er ist also Richter und Gerichtspartei zugleich. Wenn man dabei bedenkt, daß die Mischgemeinden oft riesige Territorien im fernen Süden oder in den hohen Bergen von Kabylien sind, so kann man ermessen, zu welchen schrecklichen Mißbräuchen ein solcher Zustand Anlaß geben kann. Die Strafen sind hart. Der Richter hat keine Instanz über sich. Kein Ohr hört die Klage des Verurteilten. So sind alle Voraussetzungen für eine Schreckensherrschaft und Tyrannei gegeben. Und nun bedenke man noch, daß die Verwaltung über ein unerhörtes Strafmittel verfügt, das nach Meinung der Juristen ungesetzlich ist und in keinem Gesetzbuch Aufnahme gefunden hat, das aber trotzdem in Wirksamkeit ist: die Verschickung.

Kein Gesetzbuch setzt das Verfahren dafür fest. Es existiert überhaupt keines. Die Strafe wird ohne Verhandlung, ohne Verhör des Opfers ausgesprochen, ohne ihm sogar den Grund seiner Verurteilung mitzuteilen. Nichts bestimmt auch die näheren Umstände der Vollstreckung oder die Dauer dieser Strafe. Ein reicher Kaufmann wird eines Morgens vor den Administrator gerufen, man setzt ihn davon in Kenntnis, daß er die Ge-

meinde binnen 48 Stunden zu verlassen habe. Man bestimmt ihm einen Wohnort, der 500 Kilometer entfernt ist. Er kann keine Erklärung erhalten, ob er ein Verbrechen begangen hat oder ob er bloß einen Konkurrenten belästigt, der sich durch die passenden Mittel die Sympathie des Administrators zu verschaffen gewußt hat, er hat nur in aller Eile abzureisen. Dies ist das System, dies ist die Methode, mit der man den Eingeborenen die Prinzipien der modernen Zivilisation eintrichtern will.

Wahlrecht. Die gewählten Körperschaften sind die Generalräte, die Finanzdelegationen und die Räte der vollberechtigten Gemeinden. In den Generalräten haben die Eingeborenen Anspruch auf sechs Vertreter. In die Finanzdelegationen können sie 15 von 69 Mitgliedern wählen. Schließlich hat man ihnen noch ein Viertel der Vertreter in den vollberechtigten Gemeinden zugestanden. Aber die Zusammensetzung der Wählerschaft bewirkt, daß in Wahrheit nicht einmal ein Zehntel der gewählten Eingeborenen etwas anderes sind, als Kreaturen der Verwaltung. Zu den Munizipalräten sind wahlberechtigt die Grundbesitzer und Bauern, die aktiven und pensionierten Verwaltungsbeamten und -angestellten und die ehemaligen Soldaten. Es gibt aber in den vollberechtigten Gemeinden keine eingeborenen Grundbesitzer und Bauern, so daß nur die Verwaltungsbeamten übrig bleiben. Man kommt also zu dem Ergebnis, daß der städtische Straßenfeger wählen gehen kann, während man einen eingeborenen Doktor der Medizin, einen Rechtsanwalt oder Kaufmann von der Wahlurne fernhält. Die Wählerschaft der Finanzdelegationen und Generalräte setzt sich zusammen aus den eingeborenen städtischen Vertretern der vollberechtigten Gemeinden, den Beigeordneten und den eingeborenen Mitgliedern der Munizipalkommission der gemischten Gemeinden, die, wie wir schon gesehen haben, von der Verwaltung selbst ernannt werden.

Steuersystem. Selbstverständlich ist dieses von demselben Geist beherrscht und drückt schwer auf die Eingeborenen. Das bewegliche Eigentum der Eingeborenen ist mit vier direkten Steuern belegt: dem Achour, dem Hockor, dem Zekkat und der Lezma. Diese Steuern, die schon unter der alten Türkenherrschaft bestanden, bringen ungefähr 14 Millionen.

In Algerien wohnen 746 000 Kolonisten aus Europa und 4 500 000 Eingeborene. Die Kolonisten besitzen 1 846 856 Hektar, die Eingeborenen 5 800 000 Hektar. Der Wert der Ländereien der Kolonisten beträgt ungefähr 800 Millionen, der der Eingeborenen 750 Millionen. Was zahlen aber die Kolonisten für ihre Grundstücke? Keinen Pfennig!

Wenn man die anderen Auflagen und Gewerbesteuern dazu rechnet, so kommt man zu dem Resultat, daß die Eingeborenen 65 Proz. der direkten Steuern bezahlen. Hingegen haben diese infolge der Zusammensetzung der Gemeinderäte von den Steuern keinen Vorteil, denn diese Körperschaften bewilligen Ausgaben nur für die Stadtteile, in denen die Kolonisten wohnen; den Vorstädten der Eingeborenen aber geben sie kein Geld für Licht, Straßenbau, Wasserleitungen oder Schulen.

Unterricht. Von der Ausbreitung des Unterrichts kann man sich aus folgenden Zahlen ein Bild machen: 20—30 000 Kinder gehen in die Schulen statt ungefähr 600 000, wie es eigentlich sein sollte. Die eingeborenen Lehrer werden nicht bezahlt. Das Parlament hatte vor einiger Zeit ein paar Millionen für den Unterricht hergegeben; die Kolonisten kamen

auf den Gedanken, sogenannte Gourbischulen (Gourbi ist ein arabisches Zeltdorf) einzurichten, in denen 15- bis 18jährige Eingeborene Lehrer waren, die selbst keine Bildung besaßen, die keine Ahnung von Rechtschreibung und Grammatik hatten, die selbst kaum lesen und schreiben konnten. Die Kolonisten sehen die Eröffnung von Schulen nur sehr ungern. Ein Kongreß ging sogar soweit, die Unterdrückung jeglichen Unterrichts für die Eingeborenen vorzuschlagen. Das entspricht ganz der Beherrschungspolitik, für die alle Bildung, alles Wissen der Beherrschten eine Gefahr bildet.

Das ist in großen Zügen das Regime, das im Parlament schwere Angriffe auszuhalten hatte; es ging zwar theoretisch als Besiegter aus diesem Kampf hervor, aber praktisch besteht es, mit Ausnahme einiger Verbesserungen fort. (Schluß folgt.)

Notizen.

Friedrich Engels und der Krieg. Die „Münchener Post" veröffentlicht in ihrer Nummer vom 6. September Stücke aus einem Artikel, den Friedrich Engels, wie sie sagt, „am Beginn der neunziger Jahre" „für den Almanach der französischen Arbeitspartei über den Sozialismus in Deutschland" schrieb, und der „die Stellung festlegt, die Deutschlands sozialdemokratische Arbeiterschaft in einem Kriege gegen Rußland und Frankreich notwendig einnehmen muß".

Daß die „M. P." aus dem Artikel nur einige Stellen wiedergibt, ist selbstverständlich. Aber auch diese Stellen sind noch verkürzt. So heißt es z. B. in dem Auszug an einer Stelle:

> „Und dann kämpft Deutschland einfach um seine Existenz. . . . Wird es besiegt, zermalmt zwischen dem französischen Hammer und dem russischen Amboß, so verliert es an Rußland Altpreußen und die polnischen Provinzen" usw.

Weggelassen und durch Punkte ersetzt wurden hier zwei Zeilen, die lauten:

> „Siegt es (Deutschland), so findet es nirgends Annexionsstoff vor; im Westen wie im Osten trifft es nur auf fremdsprachige Provinzen, und deren hat es schon mehr als genug."

Die Weglassung dieser wenigen, aber wichtigen Worte ist nicht recht zu verstehen, um so weniger, als schon am 4. September die „Fränkische Tagespost" an einen Ausspruch Bismarcks erinnerte, der fast um dieselbe Zeit wie Engels (Juni 1892) genau den gleichen Gedanken aussprach:

> „Deutschland kann unmöglich die Vermehrung seines Gebiets anstreben, nach keiner Richtung, sei es nun an der französischen oder russischen Grenze. Was sollen wir denn auch wünschen? Wir sind gesättigt, und der Zustand Deutschlands erinnert mich an eine Aeußerung des Grafen Andrassy, welcher sagte: „Das Schiff Ungarns ist so voll, daß ein Pfund mehr, sei es nun Dreck oder Gold, es zum Scheitern bringen könnte." Wir haben ohnehin nicht deutsche Elemente genug und ein Krieg ist keine Kleinigkeit."

Angesichts der hohen Bedeutung des Engelsschen Artikels, die wir ebenso anerkennen wie die „Münchener Post" und seiner lückenhaften Wiedergabe durch sie, erscheint es uns höchst wünschenswert, daß die Genossen, die Interesse dafür haben, in der Lage sind, ihn vollständig kennen zu lernen. Da die „M. P." unterlassen hat, mitzuteilen, wo sie den Artikel fand, sei hier darauf hingewiesen, daß Engels ihn 1892 in der „Neuen Zeit" veröffentlichte (X, 1, S. 580 ff.). Wem dieser Jahrgang zugänglich ist, der sollte nicht versäumen, die Engelsschen Ausführungen dort nachzulesen. — Dabei muß man freilich beachten, daß die Voraussetzungen, von denen Engels ausging, heute vielfach sehr verändert sind.

Feuilleton

Der moderne Seekrieg.

Von **Richard Woldt.**

Der Torpedo. (Fortsetzung.)

In Kiel hat man zu Friedenszeiten Gelegenheit, Torpedoschießversuche sich anzusehen. Man muß hinausfahren nach Friedrichsort, dort, wo in den Staatswerkstätten die Torpedos für die Marine jetzt selbst angefertigt werden. Am Wasser, in einer Baracke aus Holz, befindet sich der Prüfstand.

Ein Warnungssignal ertönt und aus dem Ausstoßrohr, ungefähr zwei Meter über dem Meeresspiegel, springt mit einem eigenartigen brüllenden Laut der Torpedo heraus. Wie ein großer Haifisch schwimmt er erst eine kurze Strecke auf dem Wasser, um dann unterzutauchen und sich unter Wasser weiter zu bewegen. Plötzlich kommt er hinten an einer der Zielbojen wieder hoch, flink schwimmt eine kleine Pinasse hinzu, um ihn abzufangen.

Das Geschoß ist ungeladen, der Schießversuch sollte ja nur dazu dienen, den Treibapparat auszuprobieren, festzustellen, ob das Geschoß mit der nötigen Geschwindigkeit und der geforderten Zielsicherheit seinen Lauf nimmt. Aber schon dieser harmlose Schießversuch gibt uns ungefähr eine Vorstellung davon, wie im Ernstfall der Torpedo eine heimtückische Waffe sein muß.

Der Torpedo ist ein automobiles (selbstlaufendes) Geschoß. Im Gegensatz zum Artilleriegeschoß erhält der Torpedo nicht seine volle Bewegungsenergie beim Ausstoß, sondern er wird nur mit einer solchen Kraft ausgeschleudert, die genügt, um ihn ins Wasser zu setzen. Die weitere Fortbewegung geschieht dann durch eigene Apparate und die Explosion erfolgt selbsttätig, wenn die Torpedospitze den Rumpf des feindlichen Schiffes berührt.

In seiner ganzen inneren Einrichtung ist der Torpedo ein mechanisches Kunstwerk, und in die Bewunderung, die uns seine Konstruktion abnötigt, mischt sich zugleich ein Gefühl des Grauens, wieviel Scharfsinn auch hier auf die Ausbildung eines solchen todbringenden Instrumentes gelegt worden ist.

Die äußere Gestalt des Torpedos ist zylinderförmig, beiderseitig zugespitzt, zigarrenähnlich. Seine Länge beträgt 6 bis 7 Meter, sein Durchmesser ungefähr einen halben Meter, das Gesamtgewicht etwa 1000 Kilogramm.

Vorn am Kopf befindet sich die Pistole, eine Vorrichtung zum Entzünden der Sprengmasse beim Aufstoß auf das feindliche Objekt.

Das Kopfstück enthält den Sprengstoff, und zwar in den meisten Fällen nasse Schießbaumwolle.

Angetrieben wird der Torpedo durch einen Preßluftmotor, der im Mittelstück einmontiert ist und die Preßluft aus der nebenliegenden Kammer bezieht. Die Spannung hat man hier bis auf den Druck von 150 Atmosphären gesteigert, der Kessel ist natürlich aus bestem Material, um diese Steigerung auszuhalten.

Der Torpedo hat ein mechanisches Gehirn. Das liegt in den Apparaten der Schwimmkammer. Sofort, wenn das Geschoß im Wasser ist, öffnet sich ein Ventil und die Maschine beginnt zu arbeiten.

Nach den Zielapparaten soll der Torpedo seinen Lauf in einer bestimmten Tiefenlage und in einer bestimmten Richtung einschlagen.

Der „Tiefenregulator" bestimmt die Tiefenlage. Er hat eine Ventilklappe, die auf den verschiedenen Wasserdruck wie ein empfindliches Nervenorgan reagiert. Der jeweilige Ausschlag der Ventilklappe wird durch eine sinnreiche Hebelübertragung der Steuermaschine mitgeteilt, die dann das am Schwanz angebrachte Horizontalruder betätigt. Der Tiefenregulator bewahrt also den Torpedo davor, daß er während des Laufens nicht von seiner Tiefenlage abirrt, daß er in einer genau eingestellten Tiefenlage unter Wasser an das feindliche Schiff herantreffen muß.

Das Geschoß kann aber auch seitwärts einen falschen Kurs nehmen. Um das zu verhüten, ist der „Geradlaufapparat" eingebaut. Es ist ein sogenanntes Gyroskop, eine Art Kreiselkompaß, dessen Achse in der Längsachse des Torpedos liegt. Ein kleines Schwungrad wird beim Abfeuern durch eine starke Feder in rasche Umdrehungen versetzt. Nach dem Gesetz der Beharrung hat die lebendige Masse der Schwungradscheibe das Bestreben, in derselben Richtung zu bleiben. Der Geradlaufapparat dient dazu, sofort das Vertikalruder am Schwanzende umzusteuern, wenn der Torpedo falsche Seitenbewegungen macht.

Der Torpedo kann sein Ziel verfehlen, das Linienschiff, das angeschossen werden soll, kann plötzlich eine andere Bewegung gemacht haben, als das der Zielapparat vorgesehen hat. Damit das Geschoß nicht unter Umständen der eigenen Flotte gefährlich werden kann, hat man auch dafür einen besonderen Apparat vorgesehen. Eine „Stoppvorrichtung" bringt das Geschoß, das über sein Ziel hinausgehen will, zum Halten, in einer „Sinkvorrichtung" öffnen sich Ventile, der Torpedoinnenraum läuft voll Wasser, der Torpedo sinkt in die Meerestiefe.

Die technische Entwickelung im Torpedokampf geht darauf hinaus, seine Sprengwirkung zu steigern, seine Laufstrecken zu erhöhen und seine Apparate so zu verfeinern, daß die Treffsicherheit immer größer wird.

Vor 25 Jahren hatte der Torpedo etwa 25 bis 30 Kilogramm Sprengladung und für seine Gebrauchsweite galt die Entfernung von 450 Metern als äußerste Grenze. Heute ist man durch die Veränderungen und Verbesserungen auch der Konstruktionen bei Sprengladungen von 130 Kilogramm und Laufweiten von 6000 Metern angelangt. Eine führende englische Marinezeitschrift konstatiert in ihrem letzten Jahresbericht, daß der Torpedo als Schußwaffe dem Artilleriegeschütz mindestens gleich zu setzen ist. „Die letzten englischen Schießversuche mit Torpedos haben ergeben, daß Fehler im Tiefenlauf nicht mehr vorkommen, und bis zur Entfernung von 10 000 Yards (9000 Meter) nach den Uebungsresultaten ein gegen die Mitte einer Kiellinie von Linienschiffen gefeuerter Torpedo 50 Prozent Wahrscheinlichkeit hat, ein Schiff zu treffen."

Um die Zerstörungswirkung des Torpedos zu vergrößern, ist von Davis ein Geschütztorpedo konstruiert worden. Die Pistole ist vorn am Kopf zu einer kurzen Kanone ausgebildet, die durch Auftreffen auf ein feindliches Schiff abgefeuert wird und erst einmal ein Loch in die Bordwand

reißt. Der ganze Torpedo kann nun in das Schiffsinnere eindringen. Durch eine elektrische Kontaktzündung wird im Innenraum des feindlichen Schiffes (nach Möglichkeit im Maschinenraum, um die Kessel zu zerstören) die Explosion der gesamten Sprengladung bewirkt. Von dem Geschütztorpedo hoffen die Marinefachleute also, daß diese Waffe im Innern des feindlichen Schiffes größere Zerstörungen anrichten kann.

Eine andere neue Ausführungsform stammt von Gabet, einem Franzosen. Es ist ein elektrisch gesteuerter Torpedo. Empfindliche Apparate, die von Land aus durch Uebertragung der drahtlosen Telegraphie in Bewegung gesetzt werden, sollen den abgeschossenen Torpedo während der Fahrt dirigieren. Die ganze Konstruktion ähnelt mehr einem besatzungslosen Unterseeboot, das auf einem über Wasser liegenden Schwimmer zwei Masten mit den Empfangsantennen trägt. Der unter dem Schwimmer angebrachte Torpedo von 11 Meter Länge und 1 Meter Durchmesser wird durch einen Elektromotor vorwärts getrieben und bekommt seinen Strom von einer Akkumulatorenbatterie. Die Steuerung erfolgt durch Uebertragung Hertzscher Wellen auf entsprechende Kontakte.

In der Fachpresse äußert man sich heute noch ein wenig pessimistisch diesem Gabet-Torpedo gegenüber, weil auf größere Entfernung der Kurs des Geschosses schlecht zu beobachten ist und andere Funkenstationen auf seine Steuerung von Einfluß sein können.

Einen Riesentyp planen die Amerikaner mit ihrer Konstruktion Bleß-Lewitt. Der Durchmesser ist 53 Zentimeter, als Treibmaschine wird eine Curtisturbine mit 10 000 Touren in der Minute eingebaut. Auf kurze Laufstrecken soll die Geschwindigkeit 40 Knoten (1,23 Kilometer pro Minute), auf größere Strecken 30 Knoten (0,94 Kilometer pro Minute) betragen. Der Herstellungspreis pro Geschoß wird auf 25 000 Mark geschätzt. (Den Preis eines deutschen Torpedogeschosses kann man heute auf etwa 12 000 Mark ansetzen.)

Abgefeuert wird der Torpedo vom Torpedoboot. Der Laie hält häufig genug diese beiden Begriffe nicht deutlich auseinander. Der Torpedo ist nur das Geschoß, das abgefeuert wird, während das Torpedoboot das Fahrzeug ist, welches als Hauptwaffe die Torpedogeschosse entsendet. Mit ihrem schwarzen Anstrich und ihrer schmucklosen Form machen die Torpedoboote einen unheimlichen Eindruck. Sie suchen ihre Deckung hinter den Schlachtschiffen und überraschen den Feind durch plötzliches Heranjagen. Auf Deck befinden sich drehbare Ausstoßrohre, die mit Druckluft das Geschoß in jeder Richtung abschnellen können. Die Besatzung schwankt zwischen 50 bis 80 Mann. Das Torpedoboot muß eine hohe Geschwindigkeit besitzen, um schnell an die feindliche Flotte heranzukommen und auch ebenso schnell sich der Schußlinie zu entziehen.

Auch zum Bau von Torpedoflugzeugen wird gerüstet. Die Vereinigten Staaten beabsichtigen, Torpedos mit Wasserflugzeugen an gegnerische Schiffe heranzubringen. Eine Aufhängungs- und Schleppvorrichtung, die den Torpedo in geringer Entfernung über dem Wasser fallen und gleichzeitig seine Maschinen anspringen läßt, soll bereits konstruiert sein, doch fehlen bisher Flugzeuge, die derartige Lasten tragen können.

Die Feinde der Torpedoboote sind neben den Kreuzern als Spezialboote die Torpedobootzerstörer. Wenn beim Nachtangriff durch

Scheinwerfer das Torpedoboot gesichtet worden ist, beginnt eine Jagd auf diese Schiffe, die Kreuzer oder die Torpedobootzerstörer suchen das Torpedoboot zu vernichten. Und dann kommt es für seine Rettung in den meisten Fällen auf die leichte Manövrierfähigkeit des fliehenden Bootes, auf seine Maschinenleistung und vor allen Dingen auf die Kaltblütigkeit und Schulung der Besatzung an.

Gewiß sind auch Versuche gemacht worden, sich durch Schutzmaßnahmen an Bord der Schiffe gegen das Heranjagen der feindlichen Torpedos zu sichern. Torpedoschutznetze werden an langen Spieren (Stangen) ausgehängt. Die Netze sind aus starken Eisendrahtringen zusammengesetzt und sollen den Zweck haben, das herankommende Torpedogeschoß im Netz zu verwickeln, die Stoßkraft zu mildern, die Explosionswirkung abzuschwächen. Wieder haben findige Konstrukteure zur erfolgreichen Ueberwindung des Widerstandes durch Torpedoschutznetze ihre Torpedos mit Zangen ausgerüstet, die einfach das Netz durchschneiden. Die deutsche Marine hat jahrelang die Torpedoschutznetze als unbrauchbar von ihren Kampfschiffen entfernt und erst in neuerer Zeit wieder angebracht.

Ueber den kriegstechnischen Wert des Torpedos gehen die Meinungen in Fachkreisen nicht mehr auseinander. Die Zeiten sind vorüber, daß man für den Ernstfall einen erfolgreichen Torpedokampf als eine Utopie bezeichnet. Im Gegenteil. Die großen technischen Fortschritte, die auch hier gemacht worden sind, haben die Bedeutung des Torpedos immer mehr erkennen lassen, der Einfluß dieser Waffe „auf den Verlauf der modernen Seeschlacht erscheint schon jetzt gesichert, er wird weiter wachsen und möglicherweise wird ihr auch später noch die vollkommene Beherrschung des Kampffeldes zufallen". („Nautikus".) (Schluß folgt.)

Anzeigen.

J. Meerfeld, **Der Krieg der Frommen.** Materialien zum Zentrumsstreit. Berlin, Buchhandlung Vorwärts. 64 Seiten. 40 Pfennig.

Die Gegensätze innerhalb des Katholizismus bringt der Verfasser nicht auf die Formel „Konfessionell oder interkonfessionell, römisch-katholisch oder deutsch-christlich", sondern er zeigt, daß sich in dieser Auseinandersetzung die soziale Differenzierung spiegelt, der die katholische Bevölkerung des Deutschen Reiches unterliegt. Es ist der ideologisch verbrämte Prozeß der Klassenscheidung im Klerikalismus, der notwendigerweise den Zerfall des Zentrums im Gefolge haben wird. Die Schrift schildert im einzelnen die Geschichte seiner Kämpfe seit der 1902 erfolgten Begründung der sogenannten Fachabteilungen innerhalb des Verbandes katholischer Arbeitervereine und zeigt die alles übersteigende Maßlosigkeit der Auseinandersetzungen.

Vade-mecum du Propagande Socialiste. Edition du conseil Général du Parti ouvrier. Brüssel 1914. 200 Seiten. 1 Franken.

Diese Propagandaschrift, verfaßt von dem Genossen Dardenne, gibt zuerst eine Uebersicht der theoretischen Grundlagen unserer Bewegung und dann eine eingehende, mit zahlreichen statistischen Daten belegte Darlegung der für das Proletariat wichtigsten politischen und sozialen Verhältnisse mit besonderer Berücksichtigung Belgiens. Militarismus, Kolonialpolitik, Steuerpolitik, Arbeiterschutz und kapitalistische Konzentration werden da gründlich erörtert.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 23 Ausgegeben am 25. September 1914 32. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Wirkungen des Krieges.

Von K. Kautsky.

5. Die Friedensarbeit. (Schluß.)

Daß der Besiegte nach dem Kriege noch weit schlechter dran sein wird, als der Sieger, ist selbstverständlich. Zunächst wollen wir aber untersuchen, wie sich die allgemeine Situation nach dem Kriege gestalten wird.

Der Verkehr wird wieder in vollem Umfang aufgenommen werden. Abgesehen von den Gegenden des Kriegsschauplatzes ist das stehende Kapital der Industriestaaten nicht erheblich vermindert worden, Bauten und Maschinen sind erhalten geblieben. Aber die Produkte sind dort verschwunden, die das umlaufende Kapital verkörperten, Rohstoffe und Lebensmittel. Wäre der Krieg sechs Monate früher ausgebrochen, er hätte rasch in den Industriestaaten zu einer fürchterlichen Hungersnot führen müssen. Jetzt, nach der Ernte, haben sie Vorräte an Nahrungsmitteln genug, ihn viele Monate lang auszuhalten. Aber immerhin, der Verbrauch und die Vernichtung von Lebensmitteln ist im Kriege größer als im Frieden, dieser wird sehr leere Speicher vorfinden und das Bedürfnis nach Einfuhr von außen wird sofort ein dringendes sein.

Und ebenso dringend das Bedürfnis nach Zufuhr von Rohmaterialien.

Die Länder, die davon einen Ueberfluß produzieren und ausführen, leiden während des Krieges an der Unverkäuflichkeit ihrer Waren. Nach seinem Abschluß werden sie den Ueberfluß los, und zwar zu hohen Preisen. Befindet sich während des Krieges in den kriegführenden Industriestaaten die Landwirtschaft in einer vorteilhaften Position gegenüber der Industrie — soweit sie nicht durch eine feindliche Invasion verwüstet wird —, so geraten nach dem Kriege die Agrarstaaten in eine vorteilhafte Position gegenüber den Industriestaaten. Das bisherige Verhältnis wird umgekehrt.

Die Industriestaaten müssen nun von den Agrarstaaten deren Produkte kaufen, aber womit sie bezahlen? Während des Krieges stand gerade die Exportindustrie ganz still. Die Industriestaaten verfügen nach dem Krieg über keine Fabrikate, die sie gegen Rohstoffe und Lebensmittel austauschen könnten.

Wohl aber besitzen sie Kapitalien, die sie ehedem in die Agrarstaaten exportierten und die ihnen Ansprüche auf einen Teil des dort produzierten Mehrwertes verschafften. Die Agrarstaaten sind den Industriestaaten in der einen oder der anderen Form verschuldet. Jetzt müssen die letzteren ihre exportierten Kapitalien zum Teil oder ganz abtreten, um damit die neue Einfuhr bezahlen zu können.

Und dieser Prozeß wird sich jahrelang wiederholen.

Allerdings beginnt mit der Wiederaufnahme des Verkehrs auch wieder die Mehrwertproduktion der Industriestaaten in großem Umfange und damit auch wieder die Akkumulation von Kapital. Aber die neuakkumulierten Kapitalien werden zunächst dazu dienen, die Schäden des Krieges zu reparieren. Jahrelang wird ein größerer Teil der industriellen Produktion der Staaten, die heute Krieg führen, für den Bedarf des Inlands, ein kleinerer für den Export dienen, als vor dem Kriege. Die Einfuhr an Rohmaterialien und Nahrungsmitteln wird jedoch zum mindesten dieselbe bleiben müssen, wie vorher. Das bedeutet, daß in jedem Jahr die Handelsbilanz und ebenso die Zahlungsbilanz ein Defizit ergeben wird, das durch weitere Hingabe exportierter Kapitalien gedeckt werden muß, ja schließlich sogar Anleihen beim Ausland erzwingen kann.

Der Export von Kapitalien aus den Industriestaaten, diese Quelle des Imperialismus und damit letzte Ursache des Krieges, hört, zunächst wenigstens, auf. England, Frankreich, Deutschland, Belgien werden nach dem Kriege andere Sorgen haben als die, etwa Eisenbahnen in Afrika zu bauen. Die höher entwickelten unter den Agrarstaaten entziehen sich der Ausbeutung durch das europäische Finanzkapital. Sie exportieren nicht mehr die Massen von Mehrwert, die sie produzieren, sondern behalten sie und werden dadurch in den Stand gesetzt, rascher als bisher eine eigene Industrie zu schaffen, sich aus Absatzmärkten in Konkurrenten der europäischen Industrie zu verwandeln.

Am meisten haben dabei die Vereinigten Staaten zu gewinnen. In doppelter Eigenschaft. Als Exporteure von Lebensmitteln und Rohstoffen gegenüber den Industriestaaten Europas. Als Exporteure von Industrieprodukten — Konsummitteln und Produktionsmitteln — gegenüber den Agrarländern, deren Kaufkraft und Nachfrage nach Fabrikaten wächst, während die industrielle Ausfuhr der Staaten Europas eingeschränkt wird. Die Vereinigten Staaten, deren industrielle Produktion während des Krieges durch keinen Mangel an Rohstoffen gehindert wird, unter Umständen sogar durch deren Billigkeit gefördert werden kann, werden nach dem Kriege in der Lage sein, den Markt der Agrarländer ausreichend mit Fabrikaten zu versehen, und sie werden dafür sorgen, diesen Markt zu behaupten. Während England mit Deutschland in blutigem Ringen um die industrielle Beherrschung des Weltmarktes kämpft, wird dieser im stillen von den schmunzelnden Yankees okkupiert.

6. Die Abrüstung.

Ob dieser Zustand des Zurückbleibens der Industriestaaten Europas hinter dem Aufschwung der übrigen Welt als Folge des Krieges ein dauernder wird und ob sich dadurch ihr Entwicklungsgang etwa dem des spanischen Weltreichs seit dem 16. Jahrhundert annähert, oder ob er bloß ein vorübergehendes Stadium darstellt, dem erneuter Fortschritt folgt, wird nicht wenig davon abhängen, welche Gestalt der Friedenszustand annimmt. Läuft der Krieg darauf hinaus, daß die Kämpfenden eine Basis finden, auf der sie sich über alle großen Differenzen in einer Weise verständigen, die einen dauernden Frieden und eine allgemeine Abrüstung ermöglicht, so würde Europa wohl rasch die Wunden des Krieges heilen können. Die Kosten der Armeen

und Flotten in Europa betragen im Frieden jetzt rund 10 Milliarden im Jahr. Rechnen wir dazu 5 Millionen Soldaten der stehenden Heere, von denen jeder als Zivilist sagen wir einen Mehrwert von 1200 Mk. jährlich produzieren könnte, so gäbe das weitere 6 Milliarden. Diese 16 Milliarden wurden bisher damit gerechtfertigt, daß sie eine Versicherungsprämie bildeten, die für die Erhaltung des Friedens bezahlt werde. Mit den 16 Milliarden erkaufe man die Sicherheit vor den zehnfach größeren Verheerungen des Krieges. Diese Rechtfertigung ist jetzt hinfällig geworden.

Gelänge es, durch ein Abkommen die Heeres- und Flottenausgaben auf ein Viertel zu reduzieren, dann würde Europa im Jahre um 16 Milliarden reicher. Dafür könnte man schon etwas leisten.

Ist ein solches Abkommen nicht möglich, dann ist die andere Alternative nur die eines verstärkten Wettrüstens. Dann gilt es, nicht nur das gesamte vernichtete Kriegsmaterial zu erneuern, dann würden alle Erfahrungen des Krieges dahin drängen, es zu vervollkommnen und noch riesenhafter zu gestalten. Der Wettlauf der Rüstenden wird, durch den Krieg angestachelt, ein noch rasenderes Tempo annehmen, ein zweiter, noch furchtbarerer Weltkrieg wird unvermeidlich, und diesmal in kürzester Frist. Damit wäre aber der Ruin Europas für den ganzen Zeitraum besiegelt, der dem Kapitalismus noch als Lebensmöglichkeit gegeben sein mag.

Nur diese beiden Alternativen sind möglich. Noch nie stand Europa vor einer gewaltigeren Entscheidung als diesmal. Von den Bedingungen des Friedens hängt es ab, ob er neuen Aufstieg eröffnet oder baldigen Untergang einleitet.

7. Die Kriegsentschädigung.

Je gemäßigter die Sieger, desto leichter ihre Verständigung mit den Besiegten, desto günstiger die Aussichten auf neuen Aufstieg nach dem Kriege. Nichts würde ihn mehr bedrohen, als eine maßlose Ausnutzung des Sieges. Die Kraft des großmütigen Siegers imponiert der Welt und entwaffnet sie. Die Kraft des rücksichtslosen Siegers erscheint als eine Gefahr für alle Welt, gegen die man sich wappnen muß.

Von diesem Standpunkt aus ist auch die Frage der Kriegsentschädigung zu betrachten: Die Erinnerung an das Jahr 1871 lebt wieder auf, das dem neuen Deutschen Reich die enorme Entschädigung von 4 Milliarden Mark brachte. Eine Summe, damals unerhört. Heute träumen Leute von dem Zehnfachen und mehr und meinen, damit würden alle Schädigungen des Kriegs für den Sieger ausgeglichen.

Aber heute liegen die Verhältnisse keineswegs so günstig wie damals. Im Jahre 1871 vermochten die französischen Kapitalisten das Geld für die Entschädigungsanleihe deshalb so rasch aufzubringen, weil sie viele Kapitalien in ausländischen Werten angelegt hatten. Durch deren Verkauf ans Ausland gewannen sie die Mittel für die Anleihe. Heute besitzen sie gewiß noch weit mehr ausländische Werte. Aber wo finden sie die Käufer? Der damalige Krieg hatte bloß zwischen Frankreich und Deutschland gespielt. Der Produktionsprozeß, die Schaffung von Mehrwert, die Akkumulation von Kapitalien ging während seiner Dauer in der übrigen Welt ihren Gang, sie wurde selbst in einem großen Teil Frankreichs und in ganz Deutschland nicht unterbrochen. Neues Kapital hatte sich gebildet und war bereit, namentlich

in England, Belgien, Holland, teils die französische Anleihe zu subskribieren, teils den Franzosen ihre alten Wertpapiere abzunehmen.

Heute ist der kapitalistische Produktionsprozeß überall ins Stocken geraten, die Schaffung von Mehrwert in der ganzen Welt eingeschränkt, die Akkumulation neuen Kapitals ungeheuer verringert, während die Vernichtung alten Kapitals große Dimensionen annimmt. Jeder der großen kapitalistischen Staaten wird schon während des Kriegs seinen Kredit aufs äußerste anspannen, jedes verfügbare Kapital der Welt an sich ziehen. Wer dann nach dem Kriege die märchenhaften Summen aufbringen soll, die als kommende Kriegsentschädigung genannt werden, ist schleierhaft. Eine mäßige Kriegsentschädigung, die leicht aufzubringen wäre, könnte für keinen der eventuell siegenden Staaten auch nur annährend die Schäden des Krieges ersetzen. Je größer die geforderte Kriegsentschädigung, desto mehr drängt sie den Besiegten nach Fortsetzung des Widerstands, desto größer die Kosten und Verheerungen des Krieges.

Eine gewaltige Kriegsentschädigung droht für lange Zeit hinaus den Ruin des Besiegten zu besiegeln. Aber sie gefährdet nicht minder den Sieger.

Nehmen wir an, es sei möglich, etwa 20 Milliarden Mark auf einmal in Gold und Wechseln aus einem Lande in ein anderes zu übertragen. Dieses wird die Summe zum großen Teil dazu benutzen, seine alten Schulden abzutragen. Die Besitzer der Staatsschuldverschreibungen bekommen mit einem Male bares Geld in die Hand. Sie werden den massenhaften Reichtum benutzen, die Schäden des Kriegs gutzumachen, die industriellen Betriebe aufs intensivste arbeiten zu lassen und zahlreiche neue ins Leben zu rufen.

Die Nachfrage nach Arbeitern wächst rasch, damit auch die Arbeitslöhne. Es wächst aber auch die Nachfrage nach Lebensmitteln und Rohstoffen. Einen weit größeren Anteil an der Weltproduktion davon als bisher sucht jetzt dieses so gesegnete Land an sich zu ziehen, was es nur dadurch vermag, daß es seine Konkurrenten überbietet, wozu es auch im Stande ist, denn sein Reichtum ist enorm. Nicht nur die Arbeitslöhne steigen, sondern auch die Preise der Lebensmittel und Rohstoffe. Diese wachsen dort weit über das Niveau der Weltmarktpreise hinaus. Die gesteigerte Produktion von Fabrikaten vermag jedoch nicht im Inlande allein abgesetzt zu werden, sie erheischt einen gesteigerten Absatz im Ausland. Und der wird unter den neuen Bedingungen immer schwerer. Entweder steigen die Preise der Industrieprodukte entsprechend der Verteuerung der Produktionsmittel, dann finden sie keinen Absatz. Setzt man den Preis auf das Niveau des Weltmarkts herunter, schwindet der Profit. In dem einen wie in dem anderen Falle kommt es zum Stocken des Absatzes der Produktion, während die Produktionskräfte durch den Goldstrom der Kriegsentschädigung kolossal vermehrt wurden, und damit zum Krach, der um so furchtbarer wird, je größer die Kriegsentschädigung gewesen.

Das war die Folge der vier Milliarden, die 1871—1873 aus Frankreich nach Deutschland flossen. Die letzte Zahlung wurde beglichen im September 1873. Schon vorher aber war die Krise ausgebrochen, bisher die kolossalste ihrer Art, die die ganze kapitalistische Welt erschütterte, ihr Erdbebenzentrum

aber in Deutschland fand, Frankreich fast ganz verschonte. Ueber ein Jahrzehnt lang dauerte die Depression.

Eine unbedeutende Kriegsentschädigung ersetzt nicht die Kosten und Verluste des Siegers — soweit sie überhaupt ersetzbar und ökonomisch meßbar sind. Von dem Verlust an Menschenleben müssen wir bei der ganzen Untersuchung absehen. Eine gewaltige Kriegsentschädigung kann die ökonomischen Schäden des Krieges für den Sieger wohl ersetzen, droht jedoch, an deren Stelle nach kurzer Prosperität andere Schäden zu setzen, die nicht minder quälend werden können. Die Depression winkt nach dem Kriege auf jeden Fall, die Frage ist bloß, ob dem Katzenjammer ein schwerer Rausch vorhergehen soll oder nicht. Der Kampf um die Kriegsentschädigung reduziert sich auf einen Kampf um das Anrecht auf diesen Rausch.

Eher als eine Kriegsentschädigung durch fabelhafte Geldsummen ließe sich eine solche durch Abtretung von Kolonien ohne schwere ökonomische Störungen erreichen.

Die Kolonien, die hier in Frage kämen, die ohne Umstände den Herrn wechseln könnten, sind jedoch alle von der Sorte, die für die Zukunft viel verspricht, in der Gegenwart nur Geld kostet. Eine Verbesserung der finanziellen Position des Siegers in der Gegenwart wäre damit nicht gegeben. Eher das Gegenteil. Die Imperialisten sind freilich allenthalben anderer Meinung, und gerade um dieser Kolonien willen haben sich die Gegensätze zwischen Deutschland und den Westmächten so scharf zugespitzt.

Jene Kolonien dagegen, die heute schon soweit sind, daß sie einen wertvollen Besitz repräsentieren, haben bereits zu viel innere Kraft entwickelt, als daß für sie noch ein Wechsel des Herrn leicht möglich wäre. Sie erstreben bereits den Wechsel von Abhängigkeit zu Selbständigkeit. Gegen jeden anderen Wechsel würden sie sich so entschieden auflehnen, daß die Behauptung einer solchen Kolonie ebenfalls mehr kosten würde, als sie einbrächte.

Veränderungen im Kolonialbesitz werden daher den Notstand der Sieger auch nicht verringern.

Am ehesten durch schwere Friedensbedingungen könnten Frankreich und Belgien getroffen werden. Man spricht bereits davon, das siegreiche Deutschland solle Belgien und die Nordprovinzen Frankreichs annektieren, einen großen Teil der französischen Kolonien an sich nehmen und 50 Milliarden Kriegsentschädigung fordern. Wäre dieser phantastische Plan unverantwortlicher Treiber ausführbar, so würde für die Zukunft die vermehrte Macht des mitteleuropäischen Zweibundes von England und Rußland als eine ständige Gefährdung aufgefaßt werden. Ein wütendes Wettrüsten zwischen ihnen und dem Zweibund begänne.

England wäre dabei insofern günstig daran, als das, was es als Industrienation im Krieg verlieren mag, von seinen agrarischen Kolonien wieder gewonnen wird. Wenn es sich deren Unterstützung sichert, kann es an Macht noch gewinnen.

Vor allem aber kommt Rußland in Frage. In diesem agrarischen Reich wird die Schädigung der Industrie durch den Krieg ebenfalls wettgemacht werden können durch die Gewinne der Landwirtschaft. Wenn es diesmal unterliegt, ist dies seinem Mangel an Kommunikationen, der

Unwissenheit seiner Volksmassen, der Korruption seiner Verwaltung, dem Mangel an Freiheit, an freier Betätigung und Organisation der Massen zuzuschreiben. Weit mehr als der russisch-japanische Krieg muß der jetzige den russischen Koloß drängen, sich zu modernisieren. Ob das auf dem Wege des Umsturzes der Zarenherrschaft oder freiwilliger liberaler Konzessionen geschieht, ist für die ökonomische Wirkung zunächst nicht von Belang. Genug, eine freiheitliche Aera für Rußland ist möglich, die im Sturmschritt seinen Mängeln abhilft. Damit hörte die russische Gefahr für die Demokratie Europas auf, gleichzeitig würde aber die russische Gefahr erst recht brennend für Militärmächte, durch die sich das russische Volk bedroht glaubte. Man bringe seinen 160 Millionen Menschen Freiheit, Wohlstand und Wissen, und sie werden schon durch ihre Zahl übermächtig.

Nichts könnte Deutschland verderblicher werden, als ein Frieden, der Belgien und Frankreich ruinierte und damit einen dauernden Gegensatz zwischen dem Deutschen Reich einerseits, England und Rußland anderseits schüfe, eine Aera erneuten Wettrüstens hervorriefe, die nach den Verwüstungen des Krieges doppelt verheerend wirken und mit einem neuen Weltkrieg enden müßte, in den der Zweibund mit bedeutend verschlechterten Chancen einträte und der, von bereits erschöpften Gegnern begonnen, mit den furchtbarsten Mitteln der Zerstörung ausgekämpft, vielleicht für ganz Europa, sicher aber für Mitteleuropa den Ruin vollendete, den der jetzige Krieg angebahnt und das ihm folgende Wettrüsten fortgesetzt hätte.

Und darum muß man den Staatsmännern der siegreichen Staaten immer wieder zurufen: Mäßigung, Mäßigung, Mäßigung!

8. Der Volkskrieg.

Wie gestaltet sich unter diesen Verhältnissen die Lage des Proletariats?

Manchen dünkt's, als habe der Krieg alle Klassengegensätze aufgehoben — und ebenso sehr alle nationalen Gegensätze innerhalb des Nationalitätenstaates. Es gibt keine Parteien mehr und alles ist ein einig Volk von Brüdern.

Gewiß ist es, daß der Krieg uns in der Beziehung merkwürdige Ueberraschungen gebracht hat. Allenthalben unmittelbar vor dem Krieg die schroffsten Gegensätze, die heftigsten inneren Kämpfe und der energischste Widerstand des Proletariats gegen jegliche Hetze zum Kriege. Da bricht dieser trotzdem über Nacht herein — und nun mit einem Male das völlige Gegenteil.

Dieser rasche Umschlag dürfte zum großen Teil damit zusammenhängen, daß das Heer heute mehr als je seit den Zeiten der Zivilisation ein Volksheer ist. Nicht der Leitung, wohl aber der Zusammensetzung nach. Es umfaßt den gesamten wehrfähigen Teil der Bevölkerung, ihre energischsten und kraftvollsten Elemente.

Unter diesen Umständen bekommt auch die Idee der Entfesselung des Volkskrieges eine andere Bedeutung als früher. Sie kam auf in der französischen Revolution, als die französischen Berufsheere gegen die eindringenden Berufsheere der Gegner versagten. Durch das Uebergewicht der Zahl, durch die Bewaffnung der Volksmasse suchte man den Feind zu schlagen. Heute umfaßt die Armee — mit Ausnahme Belgiens und Eng-

lands — von vornherein die ganze wehrfähige Volksmasse, gibt es außer der Armee kein Volk mehr, das man zum Kriege aufrufen könnte.

Doch der Volkskrieg der französischen Revolution hatte noch einen anderen Sinn. Nicht nur das Blut, sondern auch das Gut des gesamten Volkes stellte er dem Zwecke der Verteidigung des Vaterlandes zur Verfügung. Alle Rücksichten auf das private Eigentum wurden beseitigt, alles Gut als Gut der Nation betrachtet und ihrer Verfügung unterstellt, soweit der Krieg es erheischte. In diesem Sinne kann die Entfesselung des Volkskrieges auch heute noch großes bewirken.

Je mehr das Heer ein Volksheer wird, desto größer der Einfluß des Volkes auf das Heer und im Heer, desto größer aber auch umgekehrt der Einfluß des Heeres auf das Volk. Diese zweite Seite wurde bisher von uns nicht genügend beachtet. Es ist richtig, mit der jetzigen Armee läßt sich keine Politik durchsetzen, die im Widerspruch zu dem energischen Willen der Masse der Bevölkerung steht. Aber nicht minder richtig ist es, daß jetzt bei jeder großen Krisis des Staates die Mobilisierung genügt, um die Gesamtheit des kampffähigsten und entschlossensten Teils der Volksmasse nicht nur unter das Kriegsrecht zu stellen, sondern auch allen den mächtigen Suggestionen des Militarismus zu unterwerfen.

Diese Suggestionen wirken auf die übrige Bevölkerung zurück. Es wird kaum noch eine Familie geben, die nicht ein Mitglied im Felde stehen hat. Die gesamte Volksmasse wird jetzt am Erfolg der Armee interessiert, ganz gleich, welchen Zwecken diese dient.

Anderseits liegt darin, daß jede Familie einen oder mehrere Kriegsteilnehmer zu stellen hat, freilich auch ein mächtiges Motiv für die Erhaltung oder Herstellung des Friedens.

So konnten wir in der Tat sehen, daß allenthalben vor Ausbruch des Krieges in den Volksmassen keine kriegerische Stimmung bestand. Vielmehr das Gegenteil. So lange die Frage lautete: Krieg oder Frieden, wandten sie sich energisch gegen den Krieg. Als er aber doch gekommen war, als die Frage nur noch lautete: Sieg oder Niederlage, riefen dieselben, die eben noch gerufen hatten: wir müssen den Frieden erhalten, mit der gleichen Entschiedenheit: wir müssen siegen. Das Vaterland der Invasion, die Armee der Niederlage, das heißt der Vernichtung preiszugeben, das wäre ihnen unfaßbar erschienen.

Schließlich aber muß an die Stelle der Frage: Sieg oder Niederlage, wieder einmal die Frage treten: Krieg oder Frieden? Und dann dürfen wir erwarten, daß bei den Massen der Wunsch zu siegen das Bedürfnis nach dem Frieden nicht ertötet hat.

So lange die Frage bloß lautet, ob Sieg oder Niederlage, drängt sie alle anderen Fragen zurück, sogar die nach dem Zweck des Krieges. Also erst recht alle Unterschiede der Parteien, Klassen, Nationen innerhalb des Heeres und der Bevölkerung. Sogar für Rußland scheint das zu gelten. Als unsere Genossen im deutschen Reichstage die Kriegskredite bewilligten, taten es viele nicht nur aus dem Grunde, um das Reich vor feindlicher Invasion und Zerstückelung, die Söhne des Volkes vor vernichtenden Niederlagen zu bewahren, sondern auch, weil sie meinten, der Krieg sei ein Freiheitskrieg gegen den Zarismus. Die deutschen Soldaten würden als Be-

freier des russischen Volkes die östliche Grenze überschreiten. Aber es scheint, daß auch im russischen Proletariat der Schrecken vor der Niederlage und der Invasion stärker geworden ist als der Abscheu vor dem Zarismus, und daß der Krieg, wie überall, auch in Rußland den Drang nach Selbstbehauptung der Nation in den Vordergrund gestellt hat.

Als der Krieg ausbrach, bestanden in jedem Staat so starke Gegensätze, daß jeder der Kämpfenden auf innere Unruhen im Lande des Gegners spekulierte: Serben und Russen rechneten auf die Widersetzlichkeit der Tschechen und Südslawen Oesterreichs, die Franzosen erwarteten den Massenstreik in Berlin; und in Oesterreich und Deutschland wieder gab es Politiker in allen Lagern, die den Ausbruch von Revolutionen in Petersburg, Moskau, Odessa, Warschau für selbstverständlich betrachteten.

Nichts von alledem hat sich ereignet.

9. Das Proletariat.

Die Gegensätze der Parteien und Klassen innerhalb der Staaten einerseits und internationale Zusammenhänge anderseits werden sich jedoch sofort wieder geltend machen, so bald die Frage nicht mehr lautet: Sieg oder Niederlage, sondern Fortsetzung des Kriegs oder Frieden. Und mögen diese Gegensätze durch das Kriegsrecht gezwungen werden, in gedämpftem Tone zum Austrag zu kommen, so muß sich das sofort ändern, sobald der Kriegszustand aufhört und jeder wieder frei von der Leber weg reden kann.

Schon die Frage der Steuern wird dann Parteikämpfe hervorrufen. Die Schäden des Krieges zu heilen, wird eine Erhöhung der Steuern unerläßlich sein. Eine hohe Kriegsentschädigung mag Steuern für diesen Zweck überflüssig machen. Sie würde aber einen so gespannten Zustand herbeiführen, daß neue Rüstungen und damit schließlich auch neue Steuern unvermeidlich würden. Nach einem Kriege sucht, wenn nicht Abrüstung vereinbart wird, jeder Staat sofort sein ganzes Kriegsmaterial zu ergänzen, zu erneuern, zu verbessern, was einen großen Aufwand erheischt, denn jeder will sofort wieder gerüstet dastehen.

Neue Steuern bedeuten bereits neue politische Kämpfe. Neue soziale Kämpfe aber müssen aus der Teuerung hervorgehen, die bisher noch die Folge eines jeden Krieges war. Die Arbeitskraft ist diejenige Ware, deren Preis den Schwankungen der anderen Warenpreise nur langsam und nie ohne große Kämpfe folgt. Eine starke Teuerung der Lebensmittel bedeutet in der Regel, wenn nicht eine außerordentliche Nachfrage nach Arbeitern herrscht, ein Sinken des Reallohns.

Wir haben oben gesehen, daß die kapitalistische Industrie im 18. Jahrhundert und noch darüber hinaus unter Umständen durch einen Krieg gefördert werden konnte. Doch Förderung der Industrie ist nicht immer gleichbedeutend mit Verbesserung der Lage der Lohnarbeiter. Sie wurde durch den Krieg zumeist verschlechtert, auch wenn die Industrie zunahm.

Die Kriege Englands gegen Napoleon brachten der englischen Industrie einen gewaltigen Anstoß. Sie wuchs unter ihnen so sehr, daß die Wiederherstellung des Friedens die erste der modernen Krisen aus Ueberproduktion herbeiführte. Aber jener Aufschwung der Industrie war begleitet von einer Teuerung, die den Reallöhnen der Arbeiter sehr zusetzte.

Der Durchschnittspreis des Weizens betrug in England:

1770—1789	45	Schilling	9	Pence
1790—1799	55	„	11	„
1800—1809	82	„	2	„
1810—1819	88	„	8	„

„Tausende Familien lebten in bitterster Not," sagt Rogers, „um die Mittel für den großen Krieg gegen Frankreich (1793—1815) aufzubringen, dessen Kosten in Wirklichkeit durch die Arbeit jener bezahlt wurde, die durch ihre Mühsal den Reichtum schufen, den die Regierung freigebig und mit guten Zinsen für die Staatsgläubiger vergeudete. Die ungeheuren Steuereinnahmen und die riesigen Anleihen kamen von den aufgehäuften Kapitalien, welche die Unternehmer aus den dürftigen Arbeitslöhnen herauspreßten oder die Landlords aus den wachsenden Grundrenten zogen. Für den oberflächlichen Beschauer wurde der Kampf durch Armeen und Generäle geführt, in Wirklichkeit beruhten die Hilfsmittel zur Fortführung des Kampfes, ohne die das Feuer bald aus Mangel an Nahrung erloschen wäre, auf der Verkümmerung und dem Elend der Arbeitermassen, auf der Ueberanstrengung und der schlechten Pflege und der Unterernährung der Kinder, auf der unterwertig bezahlten und unsicheren Arbeit der Männer. Die Löhne wurden geschröpft, um die unendlichen Mittel des Krieges und die Profite für Händler und Fabrikanten zu liefern." (Th. Rogers, Die Geschichte der englischen Arbeit, Stuttgart, J. H. W. Dietz, 1890, S. 398.)

Wie die Preise während eines Krieges oder nach ihm die Tendenz haben, zu steigen, zeigen die Sauerbeckschen Indexziffern der Preise 45 wichtiger Artikel für England. Sie betrugen:

Krimkrieg	1851	113
	1852	128
	1853	143
	1854	154
	1855	152
Krieg zwischen Frankreich, Italien und Oesterreich . .	1858	137
	1859	142
	1860	149
	1861	168
Deutsch-französischer Krieg	1870	145
	1871	151
	1872	164
	1873	167
Russisch-japanischer Krieg .	1903	105
	1904	106
	1905	109
	1906	116
	1907	120

Die Ursachen der Preissteigerung während des Krieges und nach ihm sind mannigfacher Art. Eine haben wir schon berührt. Die Monopolstellung des Grundbesitzes wird, zunächst wenigstens in den vom Krieg ergriffenen Staaten, verstärkt, die Produktion von Nahrungsmitteln und Rohstoffen eingeschränkt, ihre Zufuhr oft gehindert, der Verbrauch dagegen gesteigert.

Dazu kommt als zweites Moment oft die übermäßige Ausgabe von Papiergeld. Die Staatseinnahmen sinken während des Krieges, die Einfuhrzölle z. B. hören fast ganz auf, einen Ertrag zu liefern, wenn der

auswärtige Handel stockt. Die Ausgaben des Staates aber wachsen enorm. Nicht immer ist er imstande, sie durch Anleihen zu decken. Dann greift er zu direkter oder versteckter Ausgabe von Papiergeld. Während die Warenzirkulation und damit der Umlauf des Geldes stockt, wächst die Summe der Geldzeichen, die ausgegeben werden.

Marx zeigt in seinem „Kapital", daß

„das Gesetz der Papierzirkulation einfach das ist, daß die Ausgabe des Papiergeldes auf die Quantität zu beschränken ist, worin das von ihm symbolisch dargestellte Gold wirklich zirkulieren müßte. . . . Ueberschreitet aber das Papier sein Maß, d. h. die Quantität von Goldmünze gleicher Benennung, welche zirkulieren könnte, so stellt es, von der Gefahr allgemeiner Diskreditierung abgesehen, innerhalb der Warenwelt dennoch nur die durch ihre immanenten Gesetze bestimmte, also auch allein repräsentierte Goldqualität vor."

Erheischt also z. B. die Zirkulation 2 Milliarden Mark in Gold und es würde Papiergeld für 4 Milliarden in die Zirkulation geworfen, so müßten für eine Ware, für die bisher 1 Mk. gegeben wurde, jetzt 2 Mk. gezahlt werden.

Der Krieg beeinflußt nun die Masse des zur Zirkulation erheischten Geldes in zwei entgegengesetzten Richtungen. Er verringert die Masse der Waren, die in die Zirkulation eintreten, und damit auch die Masse des Geldes, die ihnen gegenüberzutreten hat. Die Geldmenge hängt jedoch nicht von der Masse der zirkulierenden Waren allein ab, sondern auch von ihrer Preissumme und ihrer Zirkulationsgeschwindigkeit. Die Preise haben im Kriege die Tendenz zu steigen, die Zirkulationsgeschwindigkeit die Tendenz, abzunehmen. Beide Umstände vermehren die Geldsumme, die bei gleichbleibender Warenmasse für die Zirkulation erheischt ist.

Im Krieg wird überdies der Kredit und die Ausgleichung der Zahlungen im Clearingverkehr sehr eingeschränkt. Barzahlung tritt in den Vordergrund. Auch dadurch wird die für die Zirkulation erforderliche Geldmasse vermehrt.

Welche der beiden Tendenzen, die nach Vermehrung oder die nach Einschränkung der notwendigen umlaufenden Geldmenge im Falle eines Krieges überwiegt, dürfte schwer festzustellen sein. Auf jeden Fall darf die Vermehrung des Papiergeldes die durch die Zirkulationsbedürfnisse gezogene Grenze nicht übersteigen, soll sie nicht eine Erhöhung der Preise bewirken.

Die herkömmliche Anschauung glaubt, der Wert, den das Papiergeld darstellt, hänge nicht von der Größe der Goldmenge ab, die es im Zirkulationsprozeß repräsentiert, sondern von der Höhe der Deckung, das heißt von der Menge Gold, die die ausgebende Bank in ihren Kellern liegen hat. Das ist ganz irrig. Noch irriger aber ist es, wenn man glaubt, an Stelle des Goldes könne man jede andere Ware als Deckung nehmen. So betrachtete man zur Zeit der französischen Revolution die konfiszierten Kirchengüter als Deckung des Papiergeldes. Heute glaubt man, Wertpapiere könnten die gleiche Funktion ausüben.

Je nach den Verwüstungen und der Dauer des Krieges werden beide Ursachen hoher Preise, Papiergeld und Monopolstellung des Grundbesitzes, auch nach ihm noch einige Zeit nachwirken. Eine neue Ursache solcher Preise ersteht dann in dem Wiederaufleben der Produktion. Unter Umständen kann dieses Aufleben ein sehr rasches werden, geradezu eine Aera der Prosperität

bedeuten, wenn der Krieg nur ein lokales Ereignis zwischen zwei Staaten war, das den Produktionsprozeß in der übrigen Welt nicht störte. Die Produktion von Mehrwert und damit die Akkumulation von Geld geht dann dort weiter vor sich, aber seine Verwandlung in neues Kapital wird durch die allgemeine Unsicherheit zurückgehalten. Nach dem Frieden strömen nun die aufgehäuften Geldschätze in die Produktion, erzeugen eine Aera des Aufschwungs, oft auch des Schwindels. Das wird besonders gefördert, wie wir gesehen, dort, wo Geldmassen in der Form einer Kriegsentschädigung ohne Austausch gegen Waren einem Lande urplötzlich in großer Menge zuströmen. Ein enormes Ansteigen der Preise ist die Folge.

Noch kann man heute nicht sagen, ob dem Kriege diesmal wieder eine Periode rascher Anspannung der Produktion folgen wird, wie 1871 und 1906. Das hängt von seiner Dauer und seinem Verlauf ab, vor allem aber von den Friedensbedingungen, ob sie eine Entlastung oder eine Neubelastung Europas mit Rüstungen bringen werden.

Aber wie dem auch sei, welche Gründe immer das Steigen der Preise hervorrufen mögen, ob eine Einschränkung der Produktion und Zufuhr der Lebensmittel und Rohstoffe, ob Geldmanipulationen und Spekulationen, ob ein rasches Anwachsen der Produktion von Fabrikaten, unter allen Umständen hat der Arbeiter von den Kapitalisten nicht zu erwarten, daß sie freiwillig seinen Arbeitslohn entsprechend erhöhen werden. Sobald mit dem Krieg und dem Aufhören der Unterbrechung des Verkehrs die Massenarbeitslosigkeit schwindet, werden Massenlohnkämpfe einsetzen.

Dabei werden größere Massen in Betracht kommen als vor dem Kriege, denn dieser wird, mehr als jeder andere bisher, im Mittelstand fürchterliche Musterung halten. Den Arbeitern bringt er Arbeitslosigkeit, den kleinen Handwerkern und Krämern, so weit sie nicht mit der Erzeugung oder dem Vertrieb notwendiger Lebensmittel zu tun haben, den Bankerott. Selbst mancher Kapitalist, dessen Basis keine zu solide, wird sich in der Zeit der Not nicht behaupten können.

Die Proletarisierung wird enorm zunehmen, das Proletariat nach dem Kriege weit stärker sein als vorher — wenigstens an Zahl.

Ob gleich auch an Geschlossenheit, das ist eine andere Frage.

Die neuen Schichten, die zum Proletariat stoßen werden, sind in nicht proletarischen Verhältnissen und Denkweisen aufgewachsen. Sie werden versuchen, das überkommene Denken mit den neuen Interessen zu vereinbaren. Derartiges war stets eine fruchtbare Quelle von Konfusionen und Illusionen.

Anderseits wird der sozialistische Gedanke an Achtung und Ansehen gewinnen.

Wir haben gesehen, wie der Krieg zu einem förmlichen Zusammenbruch des ganzen kapitalistischen Produktionsprozesses führt oder vielmehr die Tendenz hat, zu führen. Die ökonomische Praxis ist nämlich elastischer, als die ökonomische Theorie erwarten läßt, die, um wissenschaftliche Resultate zu erzielen, die Wirklichkeit vereinfachter, abstrakter ansehen muß als sie ist. Das ist unerläßlich, will man zu wissenschaftlichen Resultaten kommen, sich in der verwirrenden Mannigfaltigkeit der Wirklichkeit zurechtfinden. Aber es führt seinerseits irre, wenn man in der wissenschaftlichen Abstraktion nicht ein bloßes Hilfsmittel zum Begreifen der Wirklichkeit, sondern ihr getreues Abbild erblickt.

In Wirklichkeit bedeuten die ökonomischen Gesetze wie alle wissenschaftlich gefundenen Gesetze bloße Tendenzen, die je nach der Kompliziertheit der Erscheinungen der Wirklichkeit mehr oder weniger auf Gegentendenzen stoßen, die sie modifizieren.

So finden auch die hier gezeichneten ökonomischen Tendenzen während eines Krieges starke Gegentendenzen.

Die Verelendungstendenz des Kapitalismus hat von ihren Anfängen an starken Widerstand hervorgerufen. Es gibt keinen Notstand, der nicht auch den Kampf gegen den Notstand erzeugte. Darin ruht die Wurzel und Kraft der sozialistischen Bewegung.

In gewöhnlichen Zeiten rekrutieren sich die Kämpfer gegen den Notstand jedoch nur aus jenen, die unter ihm direkt leiden. Die Zahl anderer, die den Kampf energisch mitkämpfen, ist sehr gering. Der Volkskrieg ändert das. Das Volksheer ist berufen, seine ganze Kraft gegen die feindliche Armee einzusetzen. Der Soldat kann jedoch nicht zuversichtlich kämpfen, wenn er die Seinen zu Hause während des Krieges und durch den Krieg im Elend weiß. Dazu kommt noch, daß die arbeitenden Klassen in der Gesellschaft jetzt eine weit größere Bedeutung erlangt haben als ehedem. Die Bekämpfung des Notstandes wird jetzt eine dringende Angelegenheit nicht nur der Notleidenden, sondern der ganzen Gesellschaft. Sie erheischt Maßregeln, die in der Richtung des Sozialismus liegen.

Es ist allerdings falsch, wenn man jedes Eingreifen des Staates (oder der Gemeinden) in die wirtschaftlichen Verhältnisse für Sozialismus hält. Das ist ebenso falsch, wie wenn man in jeder Genossenschaft eine sozialistische Einrichtung sieht. Staatswirtschaft und Genossenschaften sind Mittel, die den verschiedensten Zwecken dienen können. Für uns Marxisten ist der Ausgangspunkt der Klassenkampf der arbeitenden Klassen. Staats- und Gemeindewirtschaft und Genossenschaften wirken in der Richtung des Sozialismus, wenn sie für die arbeitenden Klassen und durch sie betrieben werden.

In allen kriegführenden Staaten hat sich bereits die Notwendigkeit herausgestellt, daß Staat und Gemeinden in die kapitalistische Wirtschaft zugunsten der Unbemittelten und Notleidenden in einer Weise eingreifen, die als sozialistisch erscheint. Und dem ist es vor allem zuzuschreiben, wenn die Notlage noch nicht eine so große geworden ist, wie man es auf Grund rein theoretischer Erwägungen erwarten müßte.

Die Vereinigten Staaten sind vom Kriege direkt nicht betroffen. Trotzdem war Ende August — spätere Nachrichten liegen mir zurzeit nicht vor — die Teuerung mancher Lebensmittel dort weit größer als in Deutschland, obwohl man das Umgekehrte erwarten mußte. In Amerika läßt man eben noch dem Kapitalismus freien Lauf.

In den kriegführenden Staaten zwingt die Not des Krieges nicht bloß zu Eingriffen der gesellschaftlichen Organe in das wirtschaftliche Leben zugunsten der notleidenden Bevölkerung, sie zwingt auch Staat und Behörden, den Rat und die Hilfe proletarischer Organisationen dabei in Anspruch zu nehmen. Die Vertreter des Proletariats sind in ihren Anschauungen am wenigsten getrübt durch kapitalistische Vorurteile, sind am meisten damit vertraut, in ihrem Denken über die kapitalistischen Schranken hinauszugehen, am meisten gewillt, sich in ihrer Praxis durch keinerlei Rücksichten auf kapitalistischen Profit hemmen zu lassen.

Ihre Ratschläge und Forderungen gehen am weitesten, sind am meisten geeignet, den gesellschaftlichen Zusammenbruch aufzuhalten, indem sie die Gesellschaft mit sozialistischen Elementen infizieren. Je länger der Krieg dauert und die Notlage verschärft, die kapitalistische Basis des wirtschaftlichen Lebens schwächt, desto mehr können die sozialistischen Tendenzen erstarken, desto mehr werden sie, wenn auch nicht immer die *Praxis* der maßgebenden Faktoren, so doch das *Denken* der Volksmassen beherrschen.

Sobald nach dem Kriege die dringende Notlage geschwunden und der Produktionsprozeß wieder in alter, kapitalistischer Weise im Gange ist, werden alle nach Sozialismus riechenden Maßregeln als unnütz, ja schädlich, wieder nach Möglichkeit aufgehoben werden. Aber ihr Eindruck wird sich nicht so leicht verwischen lassen.

Der Sozialismus findet heute noch viele Gegner nicht bloß in kapitalistisch interessierten Kreisen. Wenn alle Schichten zu ihm hielten, die durch sein Kommen zu gewinnen haben, müßte die große Mehrheit der Bevölkerung jetzt schon auf unserer Seite stehen. Denkträgheit, Unfähigkeit oder Unwilligkeit, über das einmal Gegebene hinauszusehen, hält sie von uns fern. Viele von diesen muß der Kampf gegen die Kriegsnot uns zuführen.

Dadurch, ebenso wie durch die wachsende Proletarisierung werden leicht unsere Reihen wachsen.

Andererseits ist aber zu erwägen, daß das jetzige harmonische Zusammenarbeiten staatlicher und kommunaler Behörden mit Vertretern proletarischer Organisationen und das Schweigen der Parteikämpfe auch mancherlei Illusionen erwecken kann, die über die Zeit des Krieges hinausreichen und viele von jenen beeinflussen können, die nicht durch *wissenschaftliche Erkenntnis*, sondern durch bloße *Gesinnung* Sozialisten sind.

In dem Rundschreiben Lassalles über seinen „Bastiat Schulze", das Bernstein jüngst bei uns veröffentlichte, finden wir das schöne Wort:

„Die bloße „Gesinnung" eignet sich keineswegs zum Träger einer politischen Bewegung. Sie ist ihrer Natur nach Produkt der Umstände, des Temperaments, der Stimmung, und vorübergehend mit dieser . . . . nur auf dem Felsengrunde wissenschaftlicher Erkenntnis wurzelt wahrhaft dauernde Gesinnung."

Mehr noch als durch das Zusammenarbeiten von Behörden und Sozialdemokraten kann die „bloße Gesinnung" beeinflußt werden durch das Erstarken des nationalistischen Gefühls, das der Krieg, und gerade am meisten der Volkskrieg, mit sich bringt.

Die Erkenntnis der internationalen Solidarität des Proletariats schließt keineswegs nationales Empfinden aus, wenn man darunter die Anerkennung des Grundsatzes versteht, die Selbständigkeit und der Wohlstand der eigenen Nation seien unter allen Umständen zu wahren und zu verteidigen, wenn sie bedroht würden. Aber damit verbindet sich für den international Gesinnten die Anerkennung desselben Strebens für jede andere Nation. Nur auf dieser Grundlage ist jenes einheitliche Zusammenwirken der Proletarier aller Nationen möglich, das für ihren Befreiungskampf unerläßlich ist.

In diesem Sinne haben die Vertreter der deutschen Sozialdemokratie ebenso wie die der französischen den Kriegskrediten zugestimmt — ohne jede Feindseligkeit gegen ihre Brüder jenseits der Grenze, und mit tiefem Schmerz

darüber, daß der Ausbruch des Krieges diese Art der Verteidigung der Nation notwendig machte.

Anders jedoch denkt der Nationalist. Ihm ist seine Nation das auserwählte Volk, das über den anderen Nationen zu stehen, sie zu beherrschen hat. Diese Gesinnung schließt internationales Zusammenarbeiten aus. Wir müssen leider mit der Tatsache rechnen, daß der Volkskrieg sie auch in proletarischen Kreisen, wenigstens vorübergehend, stärken wird. Das hieße eine Schwächung der proletarischen Internationale, damit aber auch des proletarischen Klassenkampfes innerhalb jeder Nation.

Gleichzeitig mit derartigen Wandlungen kann sich aber auch die Basis umgestalten, auf der der Klassenkampf zu führen ist.

Namentlich in Rußland dürfte das der Fall sein. Freilich die Erwartung, die bei manchem Parteigenossen den Krieg populär machte, daß er das souveräne Mittel sei, den Zarismus zu stürzen, kann leicht fehl gehen. Der Krieg kann auch in Rußland ein Volkskrieg werden und damit den Kampf gegen die eindringenden Deutschen dem russischen Proletariat wichtiger erscheinen lassen, als den Kampf gegen den Zaren. Doch kann er auf die Dauer kaum geführt werden ohne Konzessionen des Zaren, Bewilligungen größerer Freiheiten, die vielleicht nicht sehr ernst gemeint sind, die er aber nach dem Krieg nicht wird zurücknehmen können, wenn ihn nicht die Gloriole glänzender Siege umschwebt, wozu bisher die Aussichten nicht sehr groß sind.

Wir müssen mit der Möglichkeit rechnen, daß aus dem Kriege ein Rußland hervorgeht, das, selbst wenn es nicht eine Republik wird, sondern bloß eine konstitutionelle Monarchie, doch größere Freiheiten aufweist als seine heutigen Gegner. Neben Amerika wird Rußland dann der eigentliche Gewinner durch den Krieg. Es bedarf bloß der Freiheit, um seine großen Naturschätze und die Gunst des ungeheuren inneren Marktes eines Reiches mit mehr als 160 Millionen Einwohnern zu raschem wirtschaftlichen Aufschwung zu benützen — vorausgesetzt freilich, daß nicht erhöhte Rüstungslasten ihn hemmen.

Deutschland und Oesterreich könnten sich den Rückwirkungen dieser Wandlung nicht dauernd entziehen.

So würden auch wir neue Grundlagen des proletarischen Klassenkampfes erlangen, neue Kampfbedingungen und neue Rekruten. Neue, große Kämpfe werden daraus hervorgehen, sicher mit den anderen Parteien, vielleicht auch innerhalb der eigenen Partei. Manche schwierige Situation mag sich dabei für uns ergeben, aber das Endergebnis muß doch, trotz aller Not, aller Schrecken des Krieges, trotz aller drohenden Abirrungen des Nationalismus , erhöhte Kraft des Proletariats, rascheres Fortschreiten zu seinem Endziele sein — vorausgesetzt, daß dem Krieg dauernder Frieden, dauernde Entlastung der Völker folgt. Sollte der Friedensschluß nur einen Waffenstillstand bringen mit fieberhafter Vorbereitung eines neuen Weltkrieges, dann wird der Schwerpunkt der ökonomischen, aber auch der sozialistischen Entwickelung aus dem Herzen Europas, in das ihn der Krieg von 1870 verlegte, eine neuerliche Verlegung erfahren. Der Fortschritt der Menschheit wird dadurch nicht aufgehalten werden, aber Europa wird aufhören ihn zu führen.

Vom Wirtschaftsmarkt.

Kriegsanleihe und Produktionseinschränkung.

Die erste Kriegsanleihe. — Warum zur Deckung der Kriegsausgaben die Notenpresse nicht in Bewegung gesetzt wird. — Papiergeld und Gold. — Hervorlockung von thesauriertem Gold. — Jetzige Lage des Kohlenbergbaus. — Kohlenförderung und Kohlenversand im August. — Erhöhung der Preise für Kohlen. — Beschäftigung der Eisenindustrie. — Preisaufschläge für Eisen und Stahl. — Aussichten der Eisenindustrie für den kommenden Winter.

Berlin, 21. September 1914.

Die vom Reichstag am 4. August bewilligte Kriegsanleihe lag in letzter Woche zur Zeichnung auf. Zunächst sollten für eine Milliarde Mark 5prozentige Reichsschatzanweisungen ausgegeben werden, ferner die erste Rate einer 5prozentigen Reichsanleihe, deren Ertrag vom Reichsbankdirektorium ebenfalls auf annähernd eine Milliarde veranschlagt wurde; doch war die Höhe dieser ersten Anleihe nicht von vornherein auf eine bestimmte Summe festgesetzt, da man sich die Möglichkeit vorbehalten wollte, in dem Fall, daß die Anleihe, wie der technische Ausdruck lautet, stark „überzeichnet" wird, schon diesmal einen größeren Teil der bewilligten 5-Milliarden-Kredite zu realisieren. Die Schatzanweisungen sollen in der Zeit vom 1. Oktober 1918 bis zum 1. Oktober 1920 halbjährlich zur Tilgung ausgelost und in bar zum Nennwert zurückgezahlt werden, während die Reichsanleihe bis zum 1. Oktober 1924 unkündbar bleibt. Der Emissionskurs beträgt 97,50, bei Schuldbuchzeichnungen mit Sperrverpflichtung 97,30 Proz.

Da, wie im letzten Bericht über den „Wirtschaftsmarkt" näher dargelegt worden ist, der Stand der als Kriegsbank fungierenden Reichsbank der Reichsverwaltung gestattet hätte, mit der Ausgabe des ersten Teils der 5-Milliarden-Anleihe bis zum November zu warten, so muß der jetzige Zeitpunkt, nach dem Hinauswurf der russischen Armeen aus Ostpreußen, ihr wohl als besonders günstig für die Beschaffung neuer Kriegsmittel erschienen sein. Daß diese Kalkulation richtig war, lehrt das Zeichnungsergebnis, da sich nach den letzten offiziösen Meldungen der Zeichnungsbetrag auf ungefähr 4½ Milliarden Mark stellt.

Wahrscheinlich hat noch ein anderes Motiv die Reichsverwaltung bestimmt, schon jetzt die Kriegsanleihe zur Zeichnung aufzulegen; man wollte allem Anschein nach den Eintausch der neuen höher verzinslichen Papiere gegen die älteren, nur 4 Proz. Zinsen abwerfenden Anleihen des Reiches oder der Bundesstaaten möglichst vermeiden. Die deutschen Fondsbörsen sind jetzt noch geschlossen, die älteren Anleihepapiere sind mithin zurzeit noch nahezu unverkäuflich. Will daher heute ein Besitzer älterer Anleihepapiere dafür neue 5prozentige Reichsanleihe oder Reichsschatzscheine erwerben, so bleibt ihm nichts anderes übrig, als seine älteren Papiere nach der Kriegsdarlehnskasse zu tragen und sie dort zu verpfänden gegen 6 Proz. Zinsen. Die Gelegenheit, sie einfach an der Börse zu verkaufen und dafür die jetzt zur Ausgabe gelangenden neuen 5prozentigen Papiere einzukaufen, fehlt ihm. Daher vermag auch jetzt nicht ein starkes Massenangebot früher ausgegebener Anleihepapiere am Börsenmarkt die Kurse zu drücken und damit die älteren Anleihen zu entwerten. Wäre es doch vom finanztechnischen Standpunkt aus ein ziemlich zweifelhafter Erfolg, wenn die Unterbringung

der neuen Anleihe dadurch erkauft würde, daß die Kurse der älteren 3½- und 4prozentigen Staatsanleihen noch erheblich weiter herabgedrückt würden.

Aber, so hört man vielfach fragen, weshalb nimmt die Regierung überhaupt eine Anleihe auf? Weshalb begnügt sie sich nicht vorläufig damit, weitere Reichskassenscheine und Reichsbanknoten auszugeben, die ja später nach Beendigung des Krieges wieder eingezogen werden könnten? Warum bürdet sie den deutschen Steuerzahlern für die Zukunft eine starke Zinsverpflichtung auf, während doch die Ausgabe weiteren Papiergeldes eine solche Zinslast nicht verursacht? Eventuell, so hört man sagen, könnte ja die die Notenausgabe der Reichsbank betreffende Gesetzesbestimmung, daß wenigstens ein Drittel der von der Reichsbank in Umlauf gesetzten Reichsbanknoten durch Barmittel gedeckt sein muß, vorläufig suspendiert werden.

Bei solchem Räsonnement wird ganz vergessen, daß das Papiergeld nur soweit Gold zu repräsentieren und dessen Funktionen als Geld zu übernehmen vermag, als die Bedürfnisse der Warenzirkulation erfordern und als das Gold Wertmesser und Wertgrundlage des Papiergeldes bleibt. Es scheint nur, sagt Marx in seiner kleinen Schrift „Zur Kritik der politischen Oekonomie" (II. Kapitel, 3: Geld), „als ob das Wertzeichen den Wert der Waren unmittelbar repräsentiere, indem es nicht als Zeichen von Gold, sondern als Zeichen des im Preis nur ausgedrückten, aber in der Ware allein vorhandenen Tauschwerts sich darstellt. *Dieser Schein ist aber falsch.* Das Wertzeichen ist unmittelbar nur Preiszeichen, *also Goldzeichen*, und nur auf einem Umweg Zeichen des Werts der Ware."

Die Papiergeldscheine sind demnach nur insoweit Wertzeichen, als sie das Goldgeld innerhalb der Gesamtzirkulation vertreten, nur dessen Zirkulationsersatz sind, *und sie vertreten dieses Goldgeld nur insoweit, als es selbst als Münze in den Zirkulationsprozeß eingehen würde.* „Die Qualität der Papierzettel," so führt Marx weiter aus, „ist also bestimmt durch die Quantität des Goldgeldes, das sie in der Zirkulation vertreten, und da sie *nur* Wertzeichen sind, sofern sie es vertreten, ist ihr Wert einfach durch die Quantität bestimmt. Während also die Quantität des zirkulierenden Goldes von den Warenpreisen abhängt, hängt umgekehrt der Wert der zirkulierenden Papierzettel ausschließlich von ihrer eigenen Quantität ab."

Das Papiergeld wird demnach nur soweit als golderſetzendes Wertzeichen vom Markt ertragen, als seine Masse der zu realisierenden Preissumme der zirkulierenden Warenmasse entspricht. Wird zuviel Papiergeld von einem Staat auf den Warenmarkt hinausgeschleudert, so wird es trotz des Zwangskurses entsprechend seiner über das Zirkulationsbedürfnis hinausgehenden Menge entwertet, das heißt der Schein mit dem aufgestempelten Wertbetrag von 1000, 100 oder 20 Mark behält zwar nominell seinen Wert, aber seine sogenannte Kaufkraft ist herabgemindert. Man kann dafür nicht mehr dasselbe Warenquantum kaufen, wie früher.

Nach dem letzten Reichsbankausweis vom 15. September beträgt der Notenumlauf 4054 Millionen Mark, während er sich zur gleichen Zeit im Jahre 1913 nur auf 1837 Millionen Mark belief. Fließen durch die Anleihe z. B. für 1 Milliarde Banknoten in den Besitz der Reichsbank zurück, so

kann der Staat diese Milliarde durch Ankäufe von Kriegsmaterialien, Ausgabe für Unterstützungen, Transporte, öffentliche Arbeiten usw. wieder in den Verkehr bringen, ohne daß sich der Notenumlauf vermehrt. Sollte sich demnach zur Beschaffung von Zahlungsmitteln die Notwendigkeit weiterer Banknotenausgaben herausstellen, so wird die Reichsbank in den Stand gesetzt, um eine Milliarde Mark mehr Banknoten auszugeben, als sie ohne die jetzige Anleihe vermöchte, bevor die Grenze jenes Papiergeldquantums erreicht wird, wo sich nach den Gesetzen der kapitalistischen Wirtschaft eine Entwertung einstellen muß.

Noch weit günstiger ist es natürlich für die Reichsbank, wenn die Anleihe dazu führt, eine größere Summe von Goldstücken aus jenen Verstecken hervorzulocken, in welchen sie so manche Ueberängstliche verborgen halten. Sind sicherlich auch in letzter Zeit, besonders für Ankäufe der Kriegsverwaltung, manche Goldsummen nach den neutralen Staaten abgeflossen, so müssen doch in Deutschland noch immer beträchtliche Summen Gold und Silber in allerlei Verstecken zurückgehalten werden. Gelingt es auf dem Wege über die Anleihe einen Teil dieses „thesaurierten" Goldes in die Reichsbankkassen zu leiten, so bedeutet das für diese einen entschiedenen Gewinn. Nicht nur weil sie nach dem Gesetz der Dritteldeckung dafür den dreifachen Betrag in Banknoten ausgeben kann, sondern weil auch das Reich jene Aufkäufe, die es in neutralen Staaten vornehmen läßt, zu einem wesentlichen Teil in Gold bezahlen muß.

Nach den bisherigen Mitteilungen der Tagespresse über die Beteiligung der verschiedenen Bevölkerungskreise, auch der kleinen Sparer, an der Zeichnung der neuen Reichsanleihe ist kaum daran zu zweifeln, daß die zur Kriegführung in den nächsten Monaten erforderlichen Geldmittel durch die Anleihe beschafft werden. Dagegen stimmt die unsichere, gedrückte Lage so mancher Industriezweige recht schlecht zu der von der Handels- und Börsenpresse seit mehreren Wochen immer wiederholten Verheißung, es werde, wenn erst der Augustmonat vorüber und der Güterverkehr auf den Eisenbahnen wieder hergestellt sei, alsbald eine schnelle Besserung auf verschiedenen industriellen Gebieten eintreten, vornehmlich in solchen Industrien, denen durch den Krieg die ausländische Konkurrenz vom Halse geschafft und zugleich allerlei Lieferungsverträge für Heer und Marine zufließen würden. Als solche Industrien wurden vornehmlich der Kohlenbergbau und die Eisenindustrie genannt.

Bisher ist die Erfüllung dieser Verheißung ausgeblieben. Die Kohlenförderung beträgt nur etwa die Hälfte der Menge, die um die gleiche Zeit des Vorjahres gewonnen worden ist, und der Absatz gar nur ungefähr zwei Fünftel des vorjährigen Absatzes. Das ist um so bedeutsamer für den ganzen Wirtschaftskörper, als der deutsche Kohlenbergbau in den letzten Jahrzehnten rapide vorwärts geschritten ist und im vorigen Jahre bereits weit über 600 000 Arbeiter beschäftigte. Die deutsche Kohlenindustrie ist der englischen ganz nahe auf die Ferse gerückt und würde, wenn nicht der jetzige Krieg allen Fortschritt jäh unterbrochen hätte, voraussichtlich in wenigen Jahren die englische überholt haben. An der Gesamtförderung der Welt im Jahre 1913, die nach vorläufiger Berechnung des „Vereins für die bergbaulichen Interessen im Oberbergamtsbezirk Dort-

mund" 1350 Millionen Tonnen betragen hat, sind beteiligt die Vereinigten Staaten von Amerika mit 38, Großbritannien mit 22, Deutschland mit 21 Proz. Mehr als vier Fünftel der Weltproduktion wurden also allein von diesen drei Staaten geliefert. Diesem steigenden Anteil Deutschlands entspricht die Zunahme der im deutschen Kohlenbergbau beschäftigten Arbeiter. Die Arbeiterzahl ohne Beamte belief sich 1913 im Oberbergamtsbezirk Dortmund auf 382 951, im Saarbezirk auf 49 696, im Aachener Bezirk und am linken Niederrhein auf 28 642, in Oberschlesien auf 121 617, in Niederschlesien auf 27 864.

Schon im Juni und Juli dieses Jahres stellte sich die Kohlenförderung infolge der Wirtschaftskrise um ungefähr 5 Proz. niedriger, als in den beiden gleichen Monaten des Vorjahres. Als der Krieg ausbrach, erfolgte sofort eine starke Erschütterung. Obgleich die Militärbehörde aus Rücksicht auf die Aufrechterhaltung der Bergbaubetriebe im Ruhrbezirk zunächst von einer allgemeinen Einberufung des ersten Landsturms Abstand nahm und nur einen kleinen Teil des gedienten Landsturms, meist Pioniere, zu den Fahnen rief, wurden doch von der Belegschaft mancher Zechen 30, 40 und 50 Proz. der Arbeiter eingezogen. Bei einzelnen neueren Zechen, die meist jüngere Arbeiter beschäftigten und noch keinen alten eingesessenen Arbeiterstamm besaßen, sogar noch mehr. Dazu kam, daß der Eisenbahnversand, da die Schienenwege überall durch Militärzüge in Anspruch genommen wurden, fast ganz eingestellt werden mußte. In den beiden letzten Wochen des Augustmonats ist zwar der Eisenbahnversand, wenn auch vorerst in beschränktem Maße, wieder aufgenommen worden, seit kurzem auch nach entfernten linksrheinischen Stationen, und zugleich ist die Kohlenverschiffung aus den Ruhrhäfen nach dem Oberrhein, die zunächst völlig still lag, wieder in Gang gekommen, doch hat die Gesamtförderung im Ruhrrevier nach der vorläufigen Statistik des Kohlensyndikats im letzten August nur ungefähr 54 Proz. der Augustförderung des vorigen Jahres betragen, der Kohlenversand nur 44 Proz., der Koksabsatz nur 30 Proz. (der Absatz für Rechnung des Syndikats sogar nur 17 Proz.).

Nach dem vor einigen Tagen von der Geschäftsleitung des Syndikats den Zechenbesitzern erstatteten Bericht sind nämlich im ganzen gefördert im August dieses Jahres 4 623 209 Tonnen, dagegen im August 1913 = 8 670 083 Tonnen.

Zum Versand gelangten:

	insgesamt im August		für Rechnung des Syndikats im August	
	1914	1913	1914	1913
an Kohlen . .	2 428 913 To.	5 630 938 To.	2 024 572 To.	5 001 317 To.
„ Koks . . .	553 912 „	1 787 077 „	190 112 „	1 089 368 „
„ Briketts . .	113 918 „	390 402 „	91 557 „	369 634 „

Daß diese Lage von den Zechenbesitzern alsbald zur Preissteigerung und Lohndrückerei ausgenutzt wurde, ist in Anbetracht ihres Prozentpatriotismus selbstverständlich. Das Rheinisch-westfälische Kohlensyndikat machte sofort von der in seinen Lieferungsverträgen enthaltenen Klausel Gebrauch, nach der es im Falle einer Mobilmachung und eines Krieges berechtigt ist, seine vertraglichen Lieferungen dem Rückgang der Förderung

entsprechend einzuschränken. Es reduzierte die Lieferungsabschlüsse ganz beträchtlich und erklärte seinen Abnehmern, daß sie, falls sie das volle in Auftrag gegebene Quantum wünschten, für die über die reduzierten Lieferungsquanten hinausgehenden Mengen, ebenso wie für die Neubestellungen, einen den erhöhten Produktionskosten angemessenen Preisaufschlag zahlen müßten. Besonders wurde der Preis für Hausbrandkohlen erhöht. Zugleich suchten manche Zechen die Schichtlöhne herabzudrücken, so daß sich nicht nur der Arbeitsverdienst der Bergarbeiter durch die Störungen und Feierschichten vermindert hat, sondern auch durch Lohnherabsetzungen pro Schicht, während andererseits gerade im Ruhrrevier die Preise für Lebensmittel seit Kriegsbeginn beträchtlich gestiegen sind.

Sobald dem Versand keine ernstlichen Hindernisse mehr entgegenstehen und sich der Winterbedarf einstellt, dürften sich allerdings die Verhältnisse wesentlich bessern, und es ist sogar mit ziemlicher Sicherheit darauf zu rechnen, daß sich in einzelnen vielverlangten Kohlensorten ein Mangel einstellen wird, der dann zweifellos Anlaß zu weiteren Preiserhöhungen geben wird. Am stärksten ist die Nachfrage nach Fettkohle, die vornehmlich für die Zwecke der Marine und des Heeres verlangt wird, sowohl Stück- als gröbere Nußkohle; zum Teil werden auch bestmelierte Kohlen für den Eisenbahnbetrieb begehrt, ebenso Gas- und Gasflammkohlen, während sich die Vorräte an Koks und vornehmlich an Hochofenkoks immer mehr anhäufen, da beinahe zwei Drittel aller Hochöfen stilliegen. Im Handelsteil liberaler Blätter wird deshalb jetzt empfohlen, mehr Koks im Hause zum Heizen zu verwenden. Ein schöner Rat; nur ist Koks, trotzdem die Preise nicht gestiegen sind, noch immer um 50 bis 80 Proz. teurer als Kohle. Bringt der kommende Winter strenge, anhaltende Kälte, wird er sich für die schwer unter der Arbeitslosigkeit leidende mittellose Bevölkerung Deutschlands sehr traurig gestalten.

Noch schlechter ist die Lage der Eisenindustrie, die ebenfalls allein im Ruhrrevier eine halbe Million Arbeiter beschäftigt. Zwar haben die Hütten-, Stahl- und Walzwerke nicht im gleichen Maße unter der Entziehung von Arbeitskräften gelitten wie die Zechen; aber andererseits sind die Facharbeiter der Eisenindustrie auch viel schwerer durch ungeübte Arbeiter aus anderen Betrieben zu ersetzen, wie im Kohlenbergbau. Indes ist dieses Fehlen gelernter Arbeiter keineswegs das Hauptmotiv der Betriebseinschränkungen; ungünstiger noch hat die völlige Verkehrsstockung in der ersten Hälfte des August sowie das Versagen der Nachfrage, abgesehen vom Kriegsbedarf, auf die industrielle Beschäftigung eingewirkt. Im lothringisch-luxemburgischen Revier, nahe dem westlichen Kriegsschauplatz, ist der Betrieb fast ganz eingestellt worden, teils weil die sich in der Nähe abspielenden Kämpfe die Fortführung unmöglich machten, teils weil diese Werke viele ausländische Arbeiter, namentlich Italiener, beschäftigen, die nach der Mobilmachung sofort in ihre Heimat zurück mußten oder wollten. In einzelnen Fällen fehlte es auch, da die lothringisch-luxemburgischen Hüttenwerke meist nicht, wie die rheinisch-westfälischen, mit Zechen und Kokereien verbunden sind, an genügenden Vorräten von Hochofenkoks, und eine Heranschaffung neuer Mengen war infolge der Eisenbahnverkehrsstockung unmöglich. Nur wegen der Wasserhaltung der Erzgruben und der Versorgung der nächsten

Ortschaften mit Licht (Hochofengas) läßt man auf den größeren Werken einen der Hochöfen weiter blasen.

Im rheinisch-westfälischen Industrierevier ist es dagegen bisher zu völligen Betriebseinstellungen nicht gekommen, wohl aber zu beträchtlichen Betriebseinschränkungen. Die Minderproduktion der Schwereisenindustrie des Ruhrreviers wird für den Monat August auf 60 Proz. geschätzt, das heißt: es sind nur zwei Fünftel der Produktionsmenge des vorigen Augustmonats erzeugt worden. Noch geringer ist die Erzeugung der großen Fertig- und der Kleineisenindustrie, nach vorläufiger Schätzung ungefähr 30 bis 34 Proz. Und nach den Mitteilungen der Geschäftsleitung des Roheisenverbandes auf der kürzlich in Essen abgehaltenen Hauptversammlung soll der Roheisenversand im August gar nur 22 Proz. der Beteiligung betragen haben — meist, wie hinzugefügt wurde, Lieferungen für Heeres- und Marinezwecke.

Die Produktionskosten sind natürlich unter solchen Verhältnissen gestiegen. Die verschiedenen Syndikate suchen nach kapitalistischem Rezept diese Verminderung ihres Profits durch Preiserhöhungen auszugleichen. Der Preis für Roheisen ist um 5 Mk. pro Tonne, für Walzprodukte je nach Art und Qualität um 7,50 bis 20 Mk., für einzelne Fertigprodukte um 30 Mk. pro Tonne erhöht worden.

Seit die Versendung der Eisenerzeugnisse mit Bahn und Schiff wieder möglich ist, hat sich jedoch, wie von den verschiedenen Verbänden der Eisen- und Stahlindustrie versichert wird, die Lage wesentlich gebessert. Ein großer Teil der ausländischen Aufträge ist zwar annulliert worden; aber die Ausfuhr nach einigen neutralen Staaten dauert an. Zudem rechnet man in den Fachkreisen damit, daß Oesterreich-Ungarn, da seine einheimische Stahl- und Rüstungsindustrie kaum die schnellen Lieferungen für den militärischen Bedarf bewältigen können dürfte, bald größere Bestellungen in Deutschland machen wird. Ferner haben mehrere Eisenbahnverwaltungen bereits einen großen Teil ihres Bedarfs an Eisenbahnmaterialien für das Jahr 1915 in Auftrag gegeben. Aus Deutschland wie aus dem neutralen Ausland sind, wie der Stahlwerksverband in seiner vor einigen Tagen abgehaltenen Hauptversammlung bekanntgab, größere Bestellungen auf Rillenschienen (für Straßen- und Feldbahnen) eingegangen, und auch in Formeisen, sogar in Baueisen, regt sich wieder die Nachfrage. Dazu kommt der Bedarf für Heer und Flotte, der beträchtlicher sein soll, als man zunächst angenommen hatte. So hofft man, wenn das deutsche Gebiet von der Invasion fremder Truppen verschont bleibt, über den Krieg hinwegzukommen, selbstverständlich nur mit sehr starken Produktionseinschränkungen. Die Eisenerzvorräte sollen im ganzen noch für mehr als sechs Monate reichen, und zudem nimmt die Eisenerzzufuhr aus Schweden ihren Fortgang.

Heinrich Cunow.

Die Mohammedaner in den französischen Kolonien.

Von **Charles Dumas**, Paris. (Schluß.)

Die Gegner der Eingeborenen behaupten, es gebe niedrige Rassen, die für immer unfähig seien, sich anzupassen. Nichts irriger als das. Es gibt nur Rassen und Völker, die nicht auf derselben Höhe der Zivilisation stehen wie wir, das ist alles. Mit Befremden hört man einen freien Denker, einen Schüler von Auguste Comte es aussprechen, daß er in einer Religion ein unüberwindliches Hindernis sieht. Der Islam selbst ist heute in vollem Rückgang begriffen. In den großen Städten Afrikas, in die die moderne Zivilisation eingedrungen ist, hat er drei Viertel seiner Anhänger verloren — das ist eine Tatsache, die man unmöglich leugnen kann. Wenn man nicht 95 Proz. aller eingeborenen Kinder von der Bildung ausgeschlossen hätte, würde er noch viel mehr verloren haben. Aber die Verwaltung selbst erhält den Islam als ein Beherrschungsmittel. Die Franzosen selbst bauen Moscheen und unterhalten die Marabuts und mit ihnen den schlimmsten Aberglauben.

Aber sogar, wenn der Islamismus eine große moralische Kraft wäre, würde er kein unüberwindliches Hindernis bilden. In meinem Buche konnte ich an der Hand der Texte des Korans und der Kirchenväter des Islam zeigen, daß keine Religion die ideologischen Prinzipien der modernen Zivilisation stärker enthält. Keine ist duldsamer, keine hat die Vorzüge der Bildung und des Studiums selbst vor dem Gebet mehr betont. Auch andere Religionen wurden als unüberwindliche Hindernisse für die moderne Zivilisation angesehen. Tausendmal mehr als die mohammedanischen Länder glaubte man doch, daß das alte China auf immer in der ehernen Form erstarrt sei, die Kong-Fu-Tse für die Ewigkeit gegossen zu haben schien. Aber die mächtigen modernen Gewalten haben die große Mauer niedergelegt. Von 1900 bis 1912 ist die Kilometerzahl der Eisenbahnen in China von 252 auf 4875 gestiegen. Und auf den Schienen ist die Revolution vorgeschritten, und das alte China ist zusammengestürzt, wie das alte Japan an dem Tage zusammenstürzte, da ein intelligenter Wille die Pforte dem modernen Kapitalismus öffnete, der schon lange vor den verbotenen Häfen kreuzte.

Wie schlecht ist der Augenblick dafür gewählt, die Anpassungsunfähigkeit des Islam zu erklären, zu derselben Zeit, wo ein mohammedanischer Staat — die Türkei — sich aus eigener Kraft heraus bemüht, auf die Höhe der Zivilisation zu kommen. Wie groß auch die Fehler und die Irrtümer der jungtürkischen Revolution — wie aller Revolutionen — sein mögen, wie groß auch die Hindernisse, die durch den auswärtigen Krieg aufgetürmt wurden, so ist es heute doch klar, daß die Revolution bezweckte, die Türkei zu einem modernen Staat zu machen.

Und das ist die Gefahr, die wahre Gefahr. Sie steckt nicht in einem Operettenpanislamismus, sie steckt in diesem Beispiel. Wenn ihr den Muselmanen Nordafrikas sagt: „Ihr seid unfähig, euch anzupassen", so werden sie ihre Blicke nach Konstantinopel wenden. Dort sehen sie, daß der Islam nichts verhindert hat und daß das einzige Hindernis gegen ihren Eintritt in die moderne Zivilisation, die sie durch den Mund ihrer gebildetsten

Elemente fordern, nicht Mohammed ist, sondern die Europäer selbst. Es gibt keinen Panislamismus, es kann keinen geben. Die Türkei kommt nicht dazu, alle die unter ihrer Herrschaft wirklich zu vereinigen, die theoretisch nie aufgehört haben, ihr unterworfen zu sein, ihre Untertanen in Arabien, Hadramout und Yemen, und mit einem Zauberschlage sollte sie auf einmal um das Zepter ihres Kalifen, der keineswegs allgemein anerkannt ist, die gesamten Mohammedaner der Erde scharen können, die von Indien, von Persien, von Aegypten, das sonst so eifersüchtig über seiner Selbständigkeit wacht, von Tripolitanien, Tunis, Algerien und Marokko, also von demselben berberischen und kabylischen Nordafrika, das zwar als Besiegter die türkische Herrschaft und türkische Religion angenommen hat, das aber an sie nur eine wenig freundliche Erinnerung bewahrt?

Was für ein Hirngespinst, was für eine Spiegelfechterei! Ja, für seine Latifundienwirtschaften, für die Ausbeutung der Eisenminen, der Erz- und Phosphatgruben braucht der Kapitalismus Arbeitskräfte zu einem niedrigen Preis, und er glaubt sie leicht in einer Bevölkerung zu finden, auf der die Tyrannei der Verwaltung lastet. Man soll sich aber davor hüten, in Wirklichkeit eine umfassende Verschwörung hervorzurufen, nicht auf der Grundlage der Religion, sondern die große instinktive Verschwörung aller Unterdrückten gegen ihre Unterdrücker. Ich habe Gelegenheit gehabt, mich oft über diese Frage des Panislamismus mit einigen der hervorragendsten Jungmuselmanen in unseren nordafrikanischen Besitzungen zu unterhalten, und ich glaube nicht, daß man ihren Gedankengang besser ausdrücken kann als durch die Worte eines von ihnen: „Wir wissen wohl, daß wir, ob wir wollen oder nicht, noch auf lange Zeit dazu verurteilt sind, unter der Vormundschaft eines der europäischen Staaten zu stehen. Wir danken der Vorsehung, die es gefügt hat, daß dies Frankreich war, denn wir sehen trotz der Irrtümer und Fehler, was wir von einem republikanischen und demokratischen Frankreich erhoffen können, aber wir sehen nicht, was wir von der Herrschaft irgendeiner anderen monarchischen oder autoritären Macht zu erwarten hätten.“ Der, der so sprach, war ein großer Kaïd (türkischer Gouverneur) in Südtunis, der zur Familie des Beis von Tunis gehörte und in Paris studiert hatte; sicherlich drückte er das instinktive Gefühl aller seiner Landsleute aus, so wenig kultiviert sie auch sein mögen. Darauf also reduziert sich die berühmte panislamitische Gesinnung der gebildeten Mohammedaner. Von der Stimmung der unteren Schichten kann man sich einen guten Begriff machen, wenn man bedenkt, daß zwei Drittel der Soldaten, die in Marokko für Frankreich kämpfen, Kabylen und algerische Araber sind. Sie wurden dazu nicht gezwungen, ganz im Gegenteil, es haben sich in den Aushebungsbureaus drei- oder viermal mehr gemeldet, als man verlangt hat. Die Eingeborenen lassen kein Mittel unversucht, um zu dem Glück zugelassen zu werden, nach Marokko marschieren und auf ihre Brüder schießen zu dürfen, ihre Brüder der Rasse und der Religion. Ich selbst habe, als ich meine Enquete in den kabylischen Wanderdörfern aufnahm, ich weiß nicht wieviel, derartige Gesuche empfangen. Ich überlasse dem Leser die Mühe, sich den Empfang auszumalen, den ich ihnen bereitete.

In Wahrheit bedeuten die Eingeborenenfrage und die Aktion der Jungmuselmanen, der die Kolonialpolitiker nach Art des Herrn Ajam ein

„non possumus" entgegensetzen, gestützt auf eine angebliche Anpassungsunfähigkeit des Islam und auf eine angebliche panislamitische Gefahr, eins der furchtbarsten Probleme, das das 20. Jahrhundert bewegen wird: die Zulassung Hunderter von Millionen Menschen, die zurückgebliebenen oder stehengebliebenen Rassen angehören, zur modernen Zivilisation. Die Mohammedaner in Nordafrika regen sich, die Türkei macht Revolution, Persien, dem jetzt durch die anglo-russischen Interessen ein Zaum angelegt worden ist, hat seinerzeit die Herde der Gärung aufgedeckt, die es durchwühlt, China setzt trotz der vorübergehenden Diktatur des Yuanschikai seine gigantische Umwandlung fort, Indochina ist voll von Verschwörungen und Bombenattentaten, Aegypten tritt in das parlamentarische Regime ein, Indien ist im höchsten nationalistischen Fieber und — eine furchtbare Erscheinung für England — die Mohammedaner, bis heute der einzige Stützpunkt der britischen Herrschaft, haben offiziell und vor aller Oeffentlichkeit mit den hindostanischen Nationalisten gemeinsame Sache gemacht. Sogar das portugiesische Goa und das holländische Java werden von diesem gewaltigen Fieberschauer geschüttelt.

Was ist denn eigentlich dort vorgegangen? Ganz einfach das: der Kapitalismus ist eingedrungen, und er hat den Rahmen gesprengt, in dem sich die alten Rassen entwickelten. Daß er selbst über sein Werk erschrickt, ist leicht möglich, aber es schreitet unaufhaltsam fort, denn er kann die Kräfte nicht mehr zurückhalten, die er einmal entfesselt hat. In der Zeitung „Le Temps" vom 19. Juli kann man folgende Zeilen lesen, die eine ganze Welt enthalten: „Wir hören, daß 350 Kabylen, die in den Bergwerken von Courrières beschäftigt sind, streiken; sie verlangen Lohnerhöhung." Das ist der anpassungsunfähige Islam! Kaum einige Monate ist es her, daß die eingeborenen Kabylen aus Algerien in die Minen von Pas de Calais gebracht worden sind, und schon gebrauchen sie die modernste Waffe des Proletariats! Wem wird man denn noch weismachen können, daß diese Leute, wenn sie in ihre Zeltdörfer zurückgekehrt sind, dort mit Freuden wieder ihre ehemalige Lebensweise aufnehmen werden und damit einverstanden sind, von ein paar Sous täglich zu leben, sie, die in Courrières einen Lohn von 5 Franken unzureichend fanden? Werden sie nicht neue Losungen verbreiten, werden sie nicht an neuen Bestrebungen Anteil nehmen? Es ist ein eigenartiges Zusammentreffen, daß sich zur selben Zeit der Kongreß der nordafrikanischen Kolonisten in Lyon gegen die Auswanderung der Eingeborenen nach Frankreich erklärt hat! Was man fürchtet, ist nicht der anpassungsunfähige Islam, sondern die Möglichkeit, daß die Muselmanen sich allzu sehr anpassen!

Deshalb überschreitet die Frage bei weitem den Rahmen des Islam. Es handelt sich darum, ob die Kolonialmächte — und Frankreich ist durch die tiefgreifende Verschiedenheit seiner Untertanen besonders dazu bestimmt, den Ton anzugeben — es zulassen werden, daß eine unvermeidliche Entwickelung sich in normaler Weise vollzieht, ob sie sie sogar in weitem Maße erleichtern werden oder sich im Namen einiger falsch verstandener Interessen anstrengen werden, sie aufzuhalten, sie durch den Schrecken der Tyrannei zu unterdrücken.

Die sozialistische Partei mußte in einem solchen Streit das Wort ergreifen. Die Sozialisten der algerischen Föderation hatten bereits klipp und

klar Stellung zugunsten der Eingeborenen genommen. Was wir fordern, ist nicht eine muselmanische Politik, das heißt eine Politik, die den Arabern eine Zivilisation bringen wollte, die ihnen sozusagen eigen wäre, sondern eine Politik der Assimilation. Wir leugnen, daß es eine rasseneigentümliche arabische Kultur gegeben habe, die verschwunden und vergangen sei, und die jetzt dazu bereit sei, aus den Tiefen der Geschichte wieder aufzutauchen, um uns das Schauspiel eines Kreislaufs zu bieten, der sich durch den Staub der Jahrhunderte hindurch erneuert und sich unabhängig von der gleichzeitigen menschlichen Bewegung vollzieht. Sicherlich haben die Araber eine Zeitlang die Flamme der Zivilisation bewahrt, als Europa noch in den dichten Nebeln des frühen Mittelalters eingehüllt war, aber sie hatten sie selbst von den Greco-Sassaniden erhalten, und wenn sie ihre Leuchtkraft auch nicht besonders vermehrten, so gebührt ihnen doch das unvergleichliche Verdienst, sie brennend erhalten zu haben.

Daher ist die einzige ehrliche Politik, die wir verlangen können, eine Politik der Assimilation, die es sich zum Ziele setzt, das Herannahen der Stunde zu beschleunigen, in der unsere Untertanen auf dasselbe Niveau der Zivilisation gelangen wie wir.

Deshalb fordern wir für sie zunächst eine Verwaltung, die dem großen modernen Prinzip der Trennung der Gewalten entspricht, und beseitigen dadurch die drückende Last der Willkürherrschaft; dann verlangen wir das Ende des Ausnahmesystems der Straf- und Zivilgerichtsbarkeit, das sich 90 Jahre nach der Eroberung nicht mehr rechtfertigen läßt, die Vermehrung der Zahl der Vertreter in den wählbaren Körperschaften der Kolonie und eine bedeutende Ausdehnung des Wahlrechts. Endlich — und das ist ein Hauptpunkt — ein energisches Vorgehen, um den Männern die Elementarbildung und den Frauen Fachunterricht zu geben; dieser wird den Zeitpunkt möglichst verkürzen, während dessen sie noch durch Anschauungen, zu deren Bekämpfung wir die Hilfe der Jungmohammedaner erbitten, vom Verkehr abgeschlossen werden, und wird für sie zugleich mit dem Streben nach Emanzipation auch die Möglichkeit schaffen, sie zu erreichen.

Das alles ist nicht gerade etwas Unerhörtes, und wir können uns den Luxus leisten und uns zur Bourgeoisie wenden, die uns beherrscht, und ihr sagen: Ihr seht — wir verlangen nichts, was nicht euren eigenen Prinzipien entspricht. Ihr habt 1789 die Menschenrechte verkündet, die Trennung der Gewalten, das allgemeine Wahlrecht usw., wir verlangen nicht einmal alles das für die Eingeborenen, aber mit welcher Begründung werdet ihr es uns verweigern? Wenn ihr es tut, wenn ihr lieber denen folgen wollt, die das Autoritätsprinzip für die Beherrschung der Menschen wieder herstellen wollen, so steht euch das frei, aber dann bleibt euch nur noch übrig, der Macht zu entsagen, denn ihr steht auf Trümmern.

Wenn die Kolonialmächte die Eingeborenen nicht befreien wollen, wird sich die Entwickelung, die sich mit ihnen hätte vollziehen können, dennoch vollziehen, aber gegen sie, und wird für sie derartige Katastrophen mit sich bringen, daß sie besser täten, auf ihre Kolonien sofort zu verzichten.

Anzeigen.

Handbuch für Arbeiterbibliothekare, herausgegeben von der Zentralstelle für das Bildungswesen der deutschen Sozialdemokr. in Oesterreich. Wien 1914, Verlag der Wiener Volksbuchh. Ig. Brand u. Co., 223 S. Preis 1 Krone 20 Heller = 1 Mk.

Die Schrift enthält in ihrem ersten Teil Ratschläge für Arbeiterbibliothekare, die, wie das Vorwort sagt, der Praxis entsprungen sind und der Praxis helfen wollen. Die in erster Linie österreichischen Verhältnissen angepaßten Anleitungen sind durch zahlreiche Musterbeispiele erläutert. Der zweite Teil enthält einen Katalog von Schriften, deren Anschaffung Arbeiterbibliotheken empfohlen wird. Die sozialistische Abteilung des Katalogs bildet ein Sammelverzeichnis fast aller in irgendeinem deutschen Parteiverlag erschienenen und auch erhältlichen Schriften.

Notizen.

Einige Zahlen über den Kohlenbergbau in verschiedenen Ländern bringt der neueste Jahrgang des „Statesmans Year-Book". Da der Kohlenverbrauch gewissermaßen einen Maßstab für die wirtschaftliche Entwickelung bildet, so sind diese Zahlen nicht ohne Wert. Gleichzeitig werden Produktionszahlen pro Arbeiter mitgeteilt, was die verschiedene Produktivität der Grubenarbeit in verschiedenen Ländern beleuchtet. Die Zahlen beziehen sich auf das Jahr 1912, für einige Länder auf das Jahr 1911 und sind in englischen Tonnen (zu 1016 Kilogramm) angegeben. Danach war die Produktion und der Verbrauch:

	Produktion in Millionen Tonnen	Wert in Millionen Pfund Sterling	Beschäftigte in 1000 Personen	Förderung pro Arbeiter Tonnen	Konsumtion in Millionen Tonnen	Verbrauch pro Kopf der Bevölkerung in Tonnen
England	260,4	117,9	1068,7	244	174,8	3,83
Indien	14,7	3,3	132,5	111	14,5	0,05
Kanada	12,9	7,4	27,4	472	24,8	3,32
Australien	11,7	4,4	21,6	542	7,9	1,71
Neuseeland	2,2	1,2	4,3	503	2,3	2,23
Südafrika	7,2	2,0	21,2	342	5,9	0,95
Österreich-Ungarn	15,5	6,77	75,1	207	26,1	0,53
Belgien	22,6	15,2	145,67	155	25,4	3,35
Frankreich	39,7	25,2	199,0	200	58,6	1,48
Deutschland	172,1	90,46	628,3	248	140,7	2,12
Japan	17,3	5,6	145,4	119	12,35	0,24
Rußland	26,0	—	—	—	31,72	0,19
Vereinigte Staaten	477,2	144,9	722,66	660	459,5	4,82

Die Vereinigten Staaten verbrauchen am meisten Kohlen pro Kopf; dann folgt England, Belgien, Kanada, Neuseeland, Deutschland, Australien und Frankreich. Indien und Rußland haben den relativ geringsten Kohlenkonsum. Interessanter ist die Feststellung, daß die Vereinigten Staaten und Australien die höchsten Förderziffern pro Arbeiter aufweisen, dann folgen Neuseeland, Kanada, Südafrika, Deutschland, England, Oesterreich und Frankreich. Im allgemeinen sind es die weniger entwickelten Länder, die die höchste Arbeitsproduktivität haben. Das erklärt sich daraus, daß dort die zu Tage liegenden Kohlenlager noch nicht erschöpft sind und die Kohle noch im Tagbau gewonnen wird, der produktiver ist als der Tiefbau. Nur in Indien und Japan, wo die Technik noch sehr primitiv ist, bleibt die Arbeitsproduktivität trotz des Tagbaus sehr niedrig. Infolge der Verschiedenheit der Arbeitsproduktivität erweist sich der Bergbau in den weniger entwickelten Ländern sehr rentabel und zieht daher immer mehr europäisches Kapital an sich — eine der Ursachen des modernen Imperialismus. k.

Feuilleton

Der moderne Seekrieg.

Von **Richard Woldt.**

Seeminen. (Schluß.)

Dieser Krieg hat gleich zu Anfang eine Episode gehabt, die so leicht nicht vergessen werden kann. Kaum war der Kriegszustand zwischen England und Deutschland erklärt, als die Zeitungen die Nachricht von einem tollkühnen Streich deutscher Seeleute brachten. Der Dampfer „Königin Luise", kriegstechnisch bewertet ein simples bewaffnetes Bäder-Passagierschiff, schlich sich des Nachts über den Kanal bis an die Themsemündung heran und legte Minen . . .

Schon früher einmal hat die Seemine im Kampfe gegen England eine Rolle gespielt. Das war gleich bei der Entstehung dieser Waffe, als der Amerikaner David Bushnell seine erste Mine im Jahre 1776 gegen ein englisches Schiff richtete. Bushnell ist als der Erfinder der Seemine zu bezeichnen. Er konstruierte ein Unterseeboot mit einem „Minenträger". Der birnenförmige Behälter trug auf seiner Rückseite ein Pulvermagazin, das durch eine Stiftschraube vom Innern des Bootes aus an dem feindlichen Schiffskörper befestigt werden konnte. Durch ein Uhrwerk wollte Bushnell die Explosion hervorbringen.

Die ersten Versuche mißlangen, aber die moralischen Wirkungen dieses Anschlages durch die neue Waffe auf die Engländer waren ziemlich stark.

Fulton, der Erbauer des ersten Dampfbootes, beschäftigte sich zwanzig Jahre später mit der Weiterbildung dieser Idee, durch Minen unter Wasser an den Feind heranzukommen. Von ihm wurde die erste verankerte Seemine geschaffen. Wieder war es ein Schwimmkörper, der mit einer Pulverladung versehen wurde. Aber zum Unterschied von Bushnell, der eine „Treibmine" schuf, eine Waffe, die an die feindlichen Schiffe herangebracht werden mußte, beschwerte Fulton den Schwimmkörper mit einem Gewicht, den Anker, der, bis zum Meeresgrunde heruntergelassen, durch ein Seil die Mine an einer Stelle schwimmend festhielt. In dem oberen Teile des Schwimmkörpers war ein Bügel angeordnet, der einen Gewehrlauf abfeuerte, wenn ein Schiff dagegen fuhr. Diese Explosion brachte dann die ganze Ladung von 100 Pfund Pulver zur Entzündung. Sogar eine Einrichtung soll in dieser Konstruktion schon vorhanden gewesen sein, nach einer bestimmten einstellbaren Zeit die Mine zur gefahrlosen Beseitigung an die Oberfläche steigen zu lassen.

Fulton kam auch mit seiner Mine zu den Engländern. Im Jahre 1805 führte er vor dem damaligen englischen Premierminister Pitt einen Sprengungsversuch aus. Der Versuch gelang. Eine englische Brigg wurde von der Fultonschen Mine total zerstört. Aber die Engländer bekamen vor dieser neuen Waffe ein solches Grauen, daß ein führender englischer Marinefachmann das Urteil abgab: „Es liegt nicht im Interesse des seebeherrschenden Englands, die Entwickelung eines Kriegsmittels zu fördern, das geeignet wäre, ihm diese Seeherrschaft zu entreißen." Man bot Fulton große Summen an, unter der Bedingung, von einer weiteren Verwertung dieser

neuen Waffe Abstand zu nehmen, aber der Erfinder lehnte das Ansinnen entrüstet ab. Fulton hatte vorher seine Pläne auch den Franzosen vorgelegt und hier gaben ihm die leitenden Kriegsfachleute zur Antwort, daß eine solche Waffe, wie er sie empfahl, wohl für „Korsaren, aber nicht für Seeleute passend sei", der damalige Marineminister erklärte, „sein Gewissen erlaube ihm nicht, einer so furchtbaren Waffe Vorschub zu leisten".

Einen Schritt weiter in der Ausbildung der Seeminen brachte der Amerikaner Colt. Er schuf im Jahre 1841 die erste Konstruktionsform der elektrischen Beobachtungsmine und zugleich eine andere Art, die elektrische „Kontaktmine". In beiden Fällen wurde der elektrische Strom benutzt. Wir lassen die Beschreibung dieser Minenarten weiter unten folgen.

Inzwischen brach der Krimkrieg aus und nun konnten von den Russen verschiedene Minenkonstruktionen gegen die Engländer ausprobiert werden. Zwei englische Fregatten erlitten durch Minen starke Beschädigungen. Daß sie der völligen Vernichtung entgingen, war nur dem Umstande zu verdanken, daß die Russen für ihre Minen noch zu geringe Pulverladungen verwendeten.

Noch entscheidungsvoller aber war die Minenwaffe im amerikanischen Bürgerkrieg. Es gingen nicht weniger als 18 Schiffe, darunter große, gepanzerte, kampffähige Fahrzeuge, durch Minen zugrunde. In seinem Bericht über die Kriegsereignisse gab der Admiral der Nordstaaten das Urteil ab, daß die Minenhindernisse eine bessere Verteidigung darstellten als die Forts, die ohne Sperren den Durchgang einer feindlichen Flotte nicht abzuwehren vermochten. Und er erwähnt weiter in seinem Bericht, daß den großen Minenerfolgen keine einzige Schiffsvernichtung durch Artilleriefeuer gegenüberstand.

Die verschiedenen Minensysteme nach ihrer technischen Eigenart lassen sich in zwei Gruppen unterscheiden:

Die abhängigen Minen (sie sind von einer Landstation abhängig und erhalten den Explosionsimpuls vom Beobachtungsstand der Küste aus durch einen elektrischen Stromschluß. Die Mine ist einzeln oder reihenweise durch ein Kabel mit dem Land verbunden).

Die unabhängigen Minen (Sprengladung mit Explosionsapparat) bilden bei jeder Mine eine für sich abgeschlossene Einheit. Die Entzündung der Sprengladung erfolgt durch direkte Berührung des Schiffskörpers mit dem Zündungsmechanismus, der sich elektrisch oder mechanisch selbsttätig auslöst.

Die abhängigen Minenanlagen sind meist mit besonderen Visierstationen ausgerüstet, eine „Camera obscura" wird dabei mitbenutzt.

Auf Jahrmärkten und Ausstellungen wird uns ja diese „optische Kammer" noch heute gezeigt. Eine große matte Glasscheibe ist auf einer Anhöhe aufgestellt, die Linse eines Fernrohres wirft von der Umgebung das lebende Bild in schönen Naturfarben auf die Platte.

Von der Beobachtungsstation an der Küste aus kann nun das Bild des Hafens, der durch Minen gesperrt werden soll, auf der Glasscheibe dauernd verfolgt werden. Jedes Schiff wird sichtbar. Das ganze Gebiet des Hafens ist mit fest verankerten Minen versehen, die Minenstellen sind

durch Punkte markiert. Zeigt das Glasbild, daß sich ein feindliches Schiff gerade über einer solchen Minenstelle befindet, so genügt ein geringer Druck auf den Taster eines elektrischen Kontaktes, um von der geschützten Stelle des Wachtzimmers aus die Minen draußen auf der Hafeneinfahrt zum Explodieren zu bringen.

Auch bei der unabhängigen Kontaktmine wird häufig der elektrische Strom benutzt. Die Japaner bauen z. B. ein Trockenelement in ihren Minenkörper ein. Bei der Berührung des Schiffskörpers mit der Mine wird ein außen befindlicher Kontakthebel eingeschaltet, die geringe Funkenbildung an einer besonders ausgebildeten Kontaktstelle genügt, um die Explosion hervorzurufen. Neben der Benutzung des elektrischen Stromes hat man auch mechanische Wirkungen zur Auslösung herangezogen. Im Krimkrieg kam schon eine mechanische Kontaktmine zur Verwendung, an der auch der Chemiker mitgearbeitet hatte. Der eigentliche Zündungsvorgang war ein chemischer Verbrennungsprozeß; in eine Glasröhre wurde ein Quantum Schwefelsäure eingegossen, beim Stoß eines Schiffes mußte die Glasröhre zertrümmert werden, die Schwefelsäure ergoß sich über eine Mischung von chlorsaurem Kali und Zucker. Eine Flamme entstand, die nun die Pulverladung zur Explosion brachte. Nach diesem Grundgedanken werden auch heute noch Seeminen ausgelegt.

Bei Minensperranlagen ist man ferner zu einer Kombination der elektrischen Kontaktmine gekommen. Die elektrische Beobachtungsmine, die nur abhängig von der Landstation zur Explosion gebracht werden kann, hat den Nachteil, daß auf der Glasplatte der „Camera obscura" das Hereinkommen der feindlichen Schiffe nur bei gutem Lichte sichtbar ist, bei Nebel und Nacht versagt die Beobachtung. Die Mine erhält deshalb im Innern des Gehäuses einen elektrischen Zündungskontakt, der aber zugleich durch ein Kabel mit der Landstation verbunden wird. In Linien oder schachbrettartig sind die Minen im Minenfeld versenkt. Bei Oeffnung der Minensperre sind von Land aus alle Kontakte der Zündungen geöffnet und abgestellt, die Schiffe können über die Minen gefahrlos hinwegfahren. Sofort aber nach erfolgter Kriegserklärung kann die Sperrung eines Minenfeldes, die Einarretierung der Kontaktzündungen durch den Stromschluß im Kabel vom Lande aus erfolgen.

Die technisch vollkommenste Minenwaffe ist die Streumine. Sie bildet den Typ, der die neuere Richtung der Minenkriegführung charakterisiert. Die moderne Streumine ist ein birnenförmiger Behälter mit Gestell etwa in Mannshöhe und beherbergt in ihrem Innern neben der Sprengladung alle Apparate, die zu ihrer richtigen Einstellung notwendig sind. Im Kriegsfall wird eine ganze Ladung dieser Minen vom Minenleger, einem mit Schienen und Hebezeugen ausgerüsteten Spezialschiff, auf See hinausgefahren. Die Sprengkörper werden reihenweise oder schachbrettartig ausgeworfen, jede Mine hat einen Anker, der an einem Seil den Schwimmkörper festhält und einen Tiefenapparat, der die Mine an diesem Ankerseil in einer genau vorher eingestellten Tiefe schwimmen läßt. Mit ihren fürchterlichen Sprengladungen blockieren nun die ausgelegten Streuminen das Operationsfeld.

Die von den Russen und Japanern im letzten Seekriege benutzten Streuminen hatten eine Sprengladung von 30 bis 35 Kilogramm Schießbaum-

wolle. Wegen ihrer Explosionswirkung war die erzielte Beschädigung ungemein groß, vielfach wurde sogar die im Schiffe gelagerte Munition mit zur Entzündung gebracht. Inzwischen ist das Ladungsgewicht auf 100 Kilogramm Sprengstoffmenge gesteigert worden und auch über diese Grenze würde man noch hinausgehen, wenn nicht dann die Gefahr einträte, daß durch die furchtbare Detonation des zur Entzündung gebrachten Sprengkörpers zugleich die nächsten Minen mit auffliegen.

Der Angriff durch Seeminen hat auch hier wieder die geeigneten Verteidigungsmittel geschaffen. Die gelegten Minen sucht man für die kämpfende Flotte durch das Verfahren der Sperrbrecher unwirksam zu machen. Es werden Schiffe von geringerem Wert geopfert und müssen der Flotte vorausfahren, um in das gelegte Minenfeld eine Bresche zu schlagen. Ein Beispiel dieser Kampfesart ist der Versuch der Japaner gewesen, die Minensperren vor Port Arthur mit Dampfern zu durchbrechen. Nur wenige Ueberlebende von den freiwilligen Besatzungstruppen entkamen den Minen und dem russischen Geschützfeuer und konnten in kleinen Booten die See gewinnen.

Es werden auch Minenfänger ausgerüstet. Am Bug des Schiffes sind Spieren angeordnet, die vorn durch ein starkes Seil miteinander verbunden sind. Diese Fühler fischen nun die Minen auf, reißen sie von ihrer Verankerung los, so daß die Sprengkörper dann explodieren. Die ganze Bügelanordnung muß natürlich so ausgeführt sein, daß die Minen in gehöriger Entfernung vom Schiffe zur Explosion kommen.

Wenn der Feind die genaue Lage der Minensperrungen weiß, werden Konterminen, Breschierminen angelegt. Es werden Boote mit schwimmenden Sprenggefäßen ausgerüstet. Zwei Boote nehmen immer zusammen eine Kette solcher Konterminen ins Schlepptau und fahren nun dem Minenfelde zu. Glaubt man, daß ein paar Minen von der Kette gefaßt worden sind, so entfernen sich die Boote genügend weit von der gefährlichen Gegend, die Konterminen werden den ausgelegten Minen zugetrieben und gemeinsam zur Explosion gebracht.

Ein ähnliches Verfahren bildet die Verankerung ausgelegter Minen durch Suchdraggen. Draggen sind vierarmige Anker, die mit Pulver gefüllt werden. Der Draggen wird mit einem Zielapparat abgeschlossen; hat er die Minenkette erfaßt, so wird durch elektrische Kontakte vom Boot aus die Pulverladung am Anker zur Explosion gebracht, die Minen des Feldes werden mit entzündet. In ähnlicher Weise werden auch Minen durch Schleppnetze von ihrer Verankerung abgerissen und unschädlich gemacht.

Sehr wichtig ist die Frage der selbsttätigen Sicherung der Mine. Sie kann ja den neutralen Schiffen wie auch der eigenen Flotte gefährlich werden, besonders wenn sich die Mine von ihrer Verankerung loslöst, und nun im Wasser umhertreibt (Treibmine). Deshalb wird sie mit einer Entschärfeeinrichtung versehen, d. h. mit einer Vorrichtung, welche die von ihrer Verankerung losgerissene Streumine selbsttätig unschädlich machen soll. Man sucht auch die Zerstörungskraft der festverankerten Minen, der Grundminen, durch eine Einrichtung nach einer bestimmten Zeit selbsttätig abzustellen, ihre Berührung gefahrlos zu machen.

Die Haager Friedenskonferenz hat in das Abkommen über „die Legung von unterseeischen Kontaktminen“ mildernde Bestimmungen hineingebracht, indem derartige Sicherungseinrichtungen vorgeschrieben werden.

Wegen der gefährlichen Wirkungen der Minen sucht der Stratege auf See seinen Gegner deshalb auch nach Möglichkeit auf ein Minenfeld zu locken. Dabei ist es nicht einmal nötig, wirkliche Minen zu legen, sondern es können Scheinminen sein, zum Beispiel Fässer, die auf verdächtigem Kurse in Sicht des Gegners über Bord geworfen werden. „Die Angst, auf ein Minenfeld zu kommen, würde die Operation des Gegners schon beeinflussen. Unter Umständen wird bei einem durch ausgiebige Minenverwendung bereits nervös gemachten Feinde schon das Auftauchen eines minenverdächtigen Fahrzeuges in seiner Kursrichtung genügen, um ihn zum Abdrehen zu veranlassen; denn die Forcierung eines wirklich vorhandenen Minenfeldes in der Schlacht unter dem gleichzeitigen Feuer der Artillerie wird, selbst unter der Annahme, daß nur ein bis zwei Schiffe ausfallen, schon um der moralischen Wirkung willen so gefährlich erscheinen, daß der Führer sich nur im äußersten Notfalle dieser Gefahr aussetzen wird." („Nautikus".)

So sehen wir, daß der Minenkrieg als Kampfesform ein furchtbares Zerstörungswerk darstellt, und wenn zu Fultons Zeiten die damaligen Fachleute die Anwendung der Seemine als unwürdig des Seemannes bezeichneten, so ist heute diese Seewaffe bei allen Nationen in Gebrauch. Auch ein Zeichen dafür, daß der Krieg in seinen Sitten nicht gemildert wird, sondern sich durch die moderne Technik verschärft hat und furchtbarer in seiner Zerstörungsgewalt geworden ist.

Literarische Rundschau.

Adolf Günther, **Das Problem der Lebenshaltung.** (Vorträge der Gehe-Stiftung zu Dresden. V. Band. 3. Heft. Leipzig und Dresden 1914, B. G. Teubner. 75 Seiten. 2 Mk.)

Das Problem von der Entwicklung des Verhältnisses zwischen Lebenskosten (Teuerung) und Einkommen hat in den letzten Jahren eine gewaltig anschwellende Literatur zutage gefördert. Es ist erklärlich, daß der Statistik dabei die Führung zugewiesen wurde, und gerade in der Tagespresse ist mit ein paar willkürlich herausgegriffenen Zahlen gar viel statistisch „bewiesen" worden. Die Berufsstatistiker haben dagegen auffälligerweise die Schwierigkeiten einer statistischen Erfassung des Problems betont, und in Deutschland zum Beispiel sind die methodischen Erörterungen so sehr kultiviert worden, daß die Unzulänglichkeit in qualitativer und quantitativer Beziehung der (meist amtlichen) statistischen Erhebungen dazu einen um so schreienderen Gegensatz bildet. So wird bis zum Ueberdruß nachgewiesen, daß die (in den Arbeiten v. Tyszkas auch in deutscher Sprache zugänglichen) Untersuchungen des englischen Handelsamtes und der amerikanischen Regierung methodische Mängel aufweisen. Wenn man nun dafür Besseres an die Seite zu setzen hätte oder setzen wollte! Auch vermissen wir bei der Kritik die ungeschminkte Aufforderung an die Veranstalter der amtlichen Statistik, umfassender und methodischer zu arbeiten. Wenn die Gewerkschaften eine Arbeitslosenzählung veranstalten, dann gibt es zahlreiche Statistiker, die mit ihrer Kritik der Leitung nicht sparen. Aber noch nirgends sahen wir von einem dieser Kritiker ein kräftiges Sprüchlein darüber, daß die amtlichen statistischen Aemter die Lösung der brennenden Fragen über Teuerung und Einkommenbewegung verabsäumen und Jahr für Jahr nur Materialien liefern, die für die weitere Bearbeitung wertlos und unzureichend sind!

Der Wert auch der vorliegenden methodischen Erläuterungen Günthers soll damit keineswegs bestritten werden. Günther sieht in der Lebenshaltung ein

„Zentralproblem der Sozialökonomik", mit dem er zahlreiche Spezialfragen verknüpft, die man (wie die Frage des Geburtenrückganges) in diesem Zusammenhang gewöhnlich nicht behandelt. Die Teilprobleme der Lebenshaltung werden von Günther nicht gelöst, sondern nur diskutiert. Das Büchlein (ursprünglich ein Vortrag in der Gehe-Stiftung) liest sich daher recht anregend; der Leser folgt den Gedankengängen des Verfassers, ohne einen Zwang zu spüren, sie sich als eigene Ueberzeugung anzueignen. Ernst Meyer.

Deutscher Sozialversicherungskalender für das Jahr 1914. Herausgeber Robert Kohlrausch, Gerichtsassessor, Hannover. Erster Jahrgang. Hannover 1914, Rechts-, staats- und sozialwissenschaftlicher Verlag G. m. b. H. Preis geb. 3 Mk.

Seit sechsundzwanzig Jahren bereits erscheint jedes Jahr das Handbuch von Schindler und Götze als Jahrbuch der Arbeiterversicherung. Es bringt außer dem Kalender eine Fülle solcher Angaben, die für die Durchführung der Arbeiterversicherungsgesetze von Wichtigkeit sind. Aber es ist auch mit einem Inhalt belastet, der meiner Auffassung nach nicht in ein Jahrbuch gehört: mit dem Wortlaut der Reichsversicherungsordnung nebst Anmerkungen und der Unfallfürsorgegesetze sowie mit dem Wortlaut von Verordnungen, Bekanntmachungen, Anweisungen usw. zur Durchführung der Reichsversicherungsordnung. Dadurch ist das Handbuch zu einem umfangreichen Werke von drei Bänden mit mehr als 2000 Seiten geworden und kostet — trotz sehr kleiner Schrift — 10 Mark. Dabei ist der Wortlaut der Gesetze usw. eine unnötige Belastung des Jahrbuchs, da wohl jeder, der das Jahrbuch gebraucht, besondere Ausgaben der Gesetze usw. hat. Wer sie aber nicht hat, handelt klüger, wenn er die für ihn zweckmäßigsten Ausgaben der Gesetze usw. kauft, als wenn er sich jedes Jahr den Abdruck der Gesetze von neuem anschaffen muß, der naturgemäß nicht für jeden gleich zweckmäßig sein kann. Daher brauchen wir ein Jahrbuch, das sich auf seine eigentliche Aufgabe beschränkt, also nur das für die Durchführung der Arbeiterversicherung Notwendige bringt, was jedes Jahr Aenderungen unterworfen sein kann; aber dies dafür möglichst vollständig.

Der Versuch mit einem solchen Jahrbuch ist in dem vorliegenden Deutschen Sozialversicherungskalender im allgemeinen gut gemacht. Es ist begreiflich, daß der erste Versuch nicht in jeder Beziehung gelungen ist. Darüber war auch der Herausgeber nicht im Zweifel und richtete deshalb an die, die sein Buch benutzen, die Bitte um Anregung zur Verbesserung des Inhaltes. Bevor ich dieser Bitte nachkomme, möchte ich hervorheben, daß ein Vorzug des Kalenders die Berücksichtigung auch der Angestelltenversicherung ist. Das oben erwähnte Jahrbuch schließt die Angestelltenversicherung aus und überläßt es seinen Lesern, auch noch ein besonderes Jahrbuch für die Angestelltenversicherung (Preis zirka 4 Mark) zu kaufen. Dagegen fehlen im Kalender von Kohlrausch die unentbehrlichen Nachweise der Ortslöhne und der durchschnittlichen Jahresarbeitsverdienste land- und forstwirtschaftlicher Arbeiter und des Durchschnittssatzes der Heuer für die Besatzung deutscher Seefahrzeuge. Ferner wären die Angaben über die Bezirke der Orts- und Landkrankenkassen erwünscht, soweit dies bei der großen Zahl von Kassen möglich ist. Von den Verzeichnissen, die der Kalender bringt, halte ich das der in Betracht kommenden Gesetze — das allerdings zu vervollständigen wäre — sowie die Verzeichnisse der Verordnungen usw. für zweckmäßig. Dagegen sollten die Verzeichnisse der Entscheidungen, die Anleitung über den Kreis der in der Invaliden- und Krankenversicherung sowie in der Angestelltenversicherung versicherten Personen, die Verfahrungsvorschriften und die Zusammenstellungen über die Auslegung einzelner Paragraphen der Reichsversicherungsordnung den Kommentaren zur Reichsversicherungsordnung überlassen bleiben und aus dem Kalender herauskommen. Ganz besonders möchte ich davor warnen, in die nächsten Ausgaben — wie der Herausgeber ankündigt — kurze wissenschaftliche Abhandlungen und eine Uebersicht

über die Fachliteratur aufzunehmen. Dafür fehlt es doch wahrlich nicht an Zeitschriften. Der Kalender wird um so wertvoller werden, je mehr er sich auf seine eigentliche Aufgabe beschränkt. Gustav Hoch.

C. Arbenz, H. Bader, L. Ragaz, E. Tischhauser, **Volkshauspredigten.** Zürich 1914, Buchhandlung des schweizerischen Grütlivereins. 135 Seiten.

Eine Gruppe religiös-sozialer Pfarrer in Zürich, die sämtlich der sozialdemokratischen Partei angehören, unter ihnen auch der Professor der Theologie an der Universität Zürich, Leonhard Ragaz, erboten sich vergangenen Herbst, als inoffiziellen Beitrag zum Bildungsprogramm der Arbeiterschaft das religiös-soziale Problem in Form von Volkshauspredigten darzulegen. Nicht in der Kirche, um, wie es in der Ankündigung hieß, „solchen Arbeitern und Arbeiterinnen entgegenzukommen, die nun einmal — und zwar nicht ohne guten Grund — keinen Fuß mehr in eine Kirche setzen wollen". Diese inzwischen gehaltenen Predigten liegen heute in einem Bändchen gesammelt vor. Sie erörtern an der Hand von Gleichnissen der Evangelien etwa folgende Grundgedanken: Nicht der Sozialismus, dem christliche Kreise dies immer vorwerfen, ist der Abfall von der Grundwahrheit des Christentums, sondern unsere moderne Gesellschaftsordnung. Der Sozialismus ist ein Schrei nach dem von Christus verkündigten Gottesreich, ein Sturm von noch nie dagewesener Wucht auf die Wälle der alten Welt. Christus versteht unter Religion überhaupt nichts anderes als das Gottes- und Bruderreich auf Erden. In prächtiger Weise zeigt das Ragaz in seiner Predigt „Das Gottesgericht", worin er unter anderem dem Gedanken Ausdruck gibt, daß „als Gericht über die Kirche der Groll der proletarischen Volksmasse kam, der Massenaustritt der Arbeiterschaft aus der Kirche, der sich in unserem Nachbarland (Deutschland) vollzieht." Nicht mit der Wissenschaft, sondern mit dem Glauben erobern wir das Gottesreich. Der Sozialismus wurzelt im Urchristentum.

Und das Urchristentum? Wurzelt in der Offenbarung: gleichzeitig die Stärke und Schwäche der Volkshauspredigten. Die Stärke: der christologisch begründete, als Ausfluß des göttlichen Weltplans geschilderte Sozialismus muß denjenigen Arbeitern, die noch in der Vorstellungswelt der Kirche leben, zweifellos in einem höheren Lichte erscheinen. Nicht aber den anderen, nicht aber — und darin liegt die Schwäche — dem modernen Menschen überhaupt. Der „Offenbarung" fehlt die Grundbedingung, die wissenschaftliche Begründung des Christentums selbst. Mit dieser wissenschaftlichen Begründung haben sich, während das Christentum zur Staatsreligion und damit zur Erstarrungsreligion wurde, nur die Häretiker, die Sekten, die Ketzer abgegeben, in erster Linie die Gnostiker. In diesen ketzerischen Ideen pulsierte aber nicht allein die „geoffenbarte" Lehre des Rabbi von Nazareth, sondern die gesamte reiche Gedankenwelt von Aegypten, Indien, Griechenland, die Religionsphilosophie der zentralasiatischen Kulturwelt überhaupt, und auch hier wieder in erster Linie in ihrer tiefsten Ausgestaltung, in den Mysterien. Eine wissenschaftliche Begründung des Christentums ist undenkbar ohne das erkenntnistheoretische Fundament der Mysterienlehre. Wenn daher schon der Sozialismus christologisch und damit geistesgeschichtlich begründet werden soll, dann haben wir den Rahmen in Zeit und Raum weit über das Christentum hinauszuspannen und nicht den Sozialismus in eine bis heute noch wissenschaftlich unabgeklärte Gottesreichidee, in das „Christentum" einzuspannen. Mit dieser Methode verbauen sich die Religiös-Sozialen Weg und Steg ins Reich der Geistesgeschichte der Menschheit, was im einzelnen auszuführen hier nicht der Ort ist.

Die prachtvolle, packende Darstellung der Volkshauspredigten dürfte oder sollte wenigstens auf orthodoxe Theologen aufrüttelnd, sie wird auf kirchlich gesinnte Arbeiter anregend wirken. Für uns andere bleiben die Volkshauspredigten ein interessanter Versuch. Otto Schmaßmann.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

Ergänzungshefte zur Neuen Zeit

Nummer 18 o o o o o o o o o o o o Ausgegeben am 17. April 1914

Die Bakunistische Internationale nach dem Haager Kongreß.

1872 bis 1881.

Ein Beitrag zur Geschichte der Internationalen Arbeiterassoziation

von Georg Stieklow.

Erstes Kapitel.

Ursachen der Spaltung.

Die Spaltung in der Internationale wurde durch Meinungsverschiedenheiten in der Frage des politischen Kampfes hervorgerufen. Marx war der Ansicht, daß die Emanzipationsbewegung der arbeitenden Klasse erst dann ihre höchste Kraft erreicht hätte, wenn ein Zusammenwirken aller Formen des politischen Kampfes zustande gebracht wäre. Von diesem Standpunkt aus wurde die politische Bewegung, die auf die Eroberung der organisierten Gewalt der gegenwärtigen Gesellschaft und auf deren Ausnützung durch die arbeitende Klasse zum Zwecke der sozialen Umgestaltung gerichtet ist, als notwendiger Bestandteil der proletarischen Klassenbewegung anerkannt. Marx äußerte diesen Gedanken schon in der „Inauguraladresse" der Internationale, und in deren Statut war der bekannte Punkt 3 enthalten, der später so viele erbitterte Kämpfe hervorrief. Er lautete also: „Die ökonomische Befreiung der Arbeiterklasse ist das große Ziel, dem jede politische Bewegung als Mittel untergeordnet werden muß."

In der Mehrzahl der damaligen Staaten entbehrten die Arbeiter vollständig des Wahlrechts. Ferner fingen die Arbeiter erst damals an, und da nur in den vorgeschrittensten Ländern, wie England, Frankreich und Deutschland, sich von der politischen Oberherrschaft der bürgerlichen Demokratie loszumachen. In England begann der Kampf um die Erweiterung des Wahlrechts, während in Frankreich eine Bewegung zugunsten des selbständigen politischen Auftretens des Proletariats einsetzte: es sollten bei den Parlamentswahlen sogenannte „Arbeiterkandidaturen" aufgestellt werden. Selbst die Mehrzahl der Pariser Arbeiter verhielt sich aber zu diesen ablehnend, wobei die einen in der Aufstellung der Arbeiterkandidaten gegen die bürgerlichen Republikaner einen listigen Anschlag der bonapartistischen Polizei witterten, während die anderen die politischen Aufgaben der arbeitenden Klasse überhaupt nicht zu besprechen wagten, aus Furcht, die Wut der Polizei über sich heraufzubeschwören. Aus diesen Gründen wurden unter anderem die oben angeführten Worte „als Mittel" aus der ersten französischen Übersetzung der Statuten der Internationale ausgelassen. Später haben sich aber die Bakunisten im Streite mit den Marxisten auf diese fehlerhafte französische Übersetzung berufen, die von den Pariser Proudhonisten hauptsächlich aus Furcht vor der Polizei, zum Zwecke der Rechtfertigung ihrer politischen Gleich-

gültigkeit, entstellt worden war.[1] Als auf dem zweiten Kongreß der Internationale zu Lausanne (1867) folgende Resolution eingebracht wurde: „Das Fehlen politischer Freiheit ist ein Hindernis der sozialen Erziehung des Volkes und der Emanzipation des Proletariats, daher ist die soziale Emanzipation der Arbeiter unzertrennlich von der politischen Emanzipation, und die Eroberung der politischen Freiheit ist eine dringende und unbedingte Notwendigkeit" — wurde sie noch von den späteren Führern der Anarchisten Guillaume und Genossen unterstützt und sogar in den Vordergrund geschoben.

Im Unterschied zum Marxismus, der die Ideologie des klassenbewußten Proletariats der Großindustrie vertrat und die allgemeinen Interessen der Arbeiterbewegung im ganzen zum Ausdruck zu bringen versuchte, war der Bakunismus eine Ideologie, in der sich der unbewußte Drang des verelendeten Lumpenproletariats mit den unklaren Bestrebungen des Bauerntums zurückgebliebener Länder mischte, die soeben die kapitalistische Entwicklungsstufe zu erklimmen begannen. Eben daraus erklärt sich der Umstand, daß Bakunins anarchistische Ansichten ihre Anhänger hauptsächlich in Rußland, Italien und Spanien erwarben und sich dort am längsten behaupteten. Wenn auch die Sozialisten der anderen, in ökonomischer Beziehung weit entwickelteren Länder, wie England, Belgien, Holland, Frankreich und die Schweiz, sich in ihrem Kampfe gegen den Generalrat der Internationale an die Bakunisten anschlossen, so betonten sie doch immer — wie wir sehen werden — ihre Ablehnung der anarchistischen Taktik der Bakunisten, und bald sonderten sie sich ganz von ihnen ab.

Indem die Bakunisten nach einer unmittelbaren Zerstörung des Staates und aller Herrschaft strebten, jedes Staatselement als unvereinbar mit der Freiheit der Persönlichkeit und als verderblich für die Arbeitenden betrachteten, verwarfen sie unbedingt „jede politische Aktion, die nicht den Triumph der Arbeiterklasse über das Kapital zum unmittelbaren und direkten Zwecke habe". Sie strebten nach einer unmittelbaren sozialen Revolution ohne eine Zwischenstufe der politischen Organisierung und der politischen Erziehung des Proletariats. Da sie, in Ermangelung jeder Erfahrung in dieser Richtung, nur die damaligen konkreten Verhältnisse, und zwar die politische Rechtlosigkeit der Massen einerseits und ihre Abhängigkeit von den bürger-

[1] Die Anarchisten und besonders Guillaume in seiner Geschichte der Internationale behaupten, daß die Marxisten in das Statut der Internationalen Arbeiterassoziation die Worte „als Mittel" betrügerischerweise eingeschmuggelt hätten. Aber in einer Schrift von Bakunin „Réponse d'un international à Mazzini", die auch in der Brüsseler „Liberté" vom 18. und 19. August 1871 erschien, also zu der Zeit, wo der Streit zwischen Bakunisten und Marxisten in vollem Gange war, wurde das Statut der Internationale angeführt. Wie zitiert nun aber Bakunin selber diese strittige Stelle? „L'émancipation économique des classes ouvrières est le grand but auquel tout mouvement politique doit être subordonné comme un simple moyen." Abgesehen von dem von Bakunin eingeschalteten Worte „simple" (bloßes) haben wir hier geradezu die Marxistische Version, nur wird die politische Bewegung nicht als „Mittel", sondern als bloßes Mittel bezeichnet. Sonderbarerweise ist die Ausgabe sämtlicher Werke Bakunins, aus deren sechstem Bande (S. 127) wir dieses Zitat entnehmen, von keinem anderen als James Guillaume selber redigiert. Dasselbe findet man auch auf Seite 77 und 92 desselben Bandes. Welche Anmerkungen zu diesen seinen Konstruktionen widersprechenden Zitaten Guillaume auch machen möge, sie ändern nichts an der Sache.

lichen Parteien andererseits, in Betracht zogen, wollten sie weder die Möglichkeit noch die Notwendigkeit eines selbständigen politischen Auftretens der arbeitenden Klasse und einer Organisation der selbständigen politischen Arbeiterparteien einräumen. In den zu diesem Zwecke unternommenen Versuchen erblickten sie ein bloßes Streben, den Sozialismus dem Interesse der bürgerlichen Politik dienstbar zu machen; sie hielten die sozialdemokratische Taktik nur für eine ununterbrochene Kette von Kompromissen, die ausschließlich der Bourgeoisie und dem bürgerlichen Staate von Nutzen war. Mit dieser Ansicht war die ablehnende Stellung gegen jegliche Reform und selbst gegen die politische Freiheit eng verbunden. Jeden politischen Kampf identifizierten die Bakunisten mit dem Wahlkampf, der ihnen als eine bloße Reihe von Wahlkompromissen mit den bürgerlichen Parteien erschien. Sie begriffen gar nicht Marx' berühmten Satz, daß jeder Klassenkampf auch ein politischer Kampf sei, und waren durchaus nicht imstande, sich die Möglichkeit oder Nützlichkeit der politischen Partei der Arbeiterklasse vorzustellen, die unabhängig von den bürgerlichen Parteien und gegen diese wirkt.

Daß zwischen zwei so sehr verschiedenen, ja geradezu entgegengesetzten Tendenzen ein erbitterter Kampf unvermeidlich ausbrechen mußte, war selbstverständlich. Die Verschiedenheit der Temperamente von Marx und Bakunin, von welcher die Historiker zu sprechen pflegen, die lieber die Geschichte einzelner führender Persönlichkeiten betrachten als das Werk, erklärt hier gar nichts; sie konnte höchstens nur die Rolle eines Nebenelementes spielen, das nur einige formelle Äußerungen dieses Konfliktes, doch nicht dessen Inhalt beeinflußte. Daß dieser Kampf mit dem Tode Marx' und Bakunins nicht endete und in einer leicht geänderten Form bis auf den heutigen Tag fortdauert, ist ein Beweis dafür.

Die prinzipiellen Mißhelligkeiten zwischen den Marxisten und den Bakunisten gestalteten sich bald noch komplizierter durch natürliche Meinungsverschiedenheiten in der Frage der Organisationsform. In der Regel hat jede allgemeine historisch-philosophische Weltauffassung eine bestimmte, ihr entsprechende Taktik und ihren Organisationsplan.

Während der ersten Periode der Tätigkeit der Internationalen Assoziation erhob sich kein Widerspruch gegen die Notwendigkeit einer einheitlichen und disziplinierten Tätigkeit in der Internationale. Es wurden im Gegenteil auf dem Lausanner Kongreß die Machtbefugnisse des Generalrats noch ausgedehnt, wobei auch dieser Vorschlag — dank der Ironie der Geschichte — von Guillaume, dem späteren Führer der Autonomisten und Separatisten, unterstützt wurde.

Man darf nicht vergessen, daß die damalige Internationale eigentlich keine Massenorganisation, sondern eine ziemlich lose Zusammensetzung leitender Organisationen der Bewegung war. Die Internationale wurde nicht eine internationale politische Partei des Proletariats, sondern bildete fast bis zu ihrem Ende ein recht buntes Konglomerat von Gewerkschaftsverbänden, Genossenschaften, Propaganda- und Bildungsvereinen. Daneben waren die sich an sie anschließenden Massen von sehr wechselnder Natur. Es ist klar, daß der Anschluß der ganzen Trade Unions oder der Arbeitermassen ganzer Städte und Gebiete infolge eines Streiks, der mit Hilfe der Internationale Erfolg gehabt hatte, nur ein formeller sein konnte. Diese Massen fielen von der Internationale ebenso leicht ab, wie sie ihr beitraten.

Die alte Internationale hatte keine feſte Grundlage, wie ſie die gegenwärtigen organiſierten ſozialiſtiſchen Parteien der neuen verleihen, denn mit Ausnahme Deutſchlands gab es ſolche Parteien zu jener Zeit nirgends. Als eine Vereinigung der ideologiſchen Gruppen, die erſt in der Ausbildung der Grundlagen ſozialiſtiſcher Weltauffaſſung begriffen waren, bedurfte daher die alte Internationale beſonders ſtark der Einheit. Aber gerade dieſe fehlte ihr. Der Zwieſpalt war unvermeidlich, und der Umſtand, daß die Internationale Aſſoziation hauptſächlich aus „Offizieren" und Intellektuellen zuſammengeſetzt wurde, beſchleunigte ihn.

Hierzu ſei bemerkt, daß ſowohl Marx als Bakunin beinahe mit gleichem Optimismus die damalige Lage der Dinge betrachteten und annahmen, die ſoziale Revolution ſei nahe. Aber trotz ſeines ganzen revolutionären Feuers verlor Marx jene Vorbedingungen für die ſoziale Revolution nicht aus dem Auge, von denen der romantiſch geſinnte Utopiſt Bakunin nichts wiſſen wollte.

Die Londoner Konferenz, die im September 1871 ſtattfand, hatte den Streit zwiſchen Marxiſten und Bakuniſten zu entſcheiden. Damals ſtand vor der Internationale die Frage der politiſchen Aufgaben des Proletariats ſchon nicht mehr in der abſtrakten Form allgemeiner Wünſche, ſondern in konkreter Geſtalt beſtimmter Richtungen und Handlungen. Die blutige Lehre der Kommune hatte die hiſtoriſche Notwendigkeit feſtgeſtellt und in den Vordergrund gerückt, die Arbeiterklaſſe in einer beſtimmt abgegrenzten politiſchen Partei zu organiſieren, die im Intereſſe ihrer ſozialen Emanzipation nach der Eroberung der politiſchen Macht aus eigener Kraft ſtrebt. Andererſeits hatten die deutſchen Arbeiter gegen Ende der ſechziger Jahre die ſozialdemokratiſche Arbeiterpartei gebildet, in deren Programm die unmittelbaren Aufgaben des Proletariats, insbeſondere die allſeitige Demokratiſierung der Geſellſchaft und die Eroberung der Staatsgewalt zum Zwecke der ſozialen Umgeſtaltung vorgezeichnet waren.

Die Reſolution der Londoner Konferenz über die politiſche Frage bezeichnet einen weiteren Schritt in der Entwicklung und Klärung der taktiſchen Anſichten des Marxismus. Sie wiederholte aus dem Statut und der Inauguraladreſſe jene Stellen, in denen die Notwendigkeit der politiſchen Tätigkeit betont wurde, aber auch den oben angeführten Beſchluß des Lauſanner Kongreſſes und die Erklärung des Generalrats anläßlich der angeblichen Verſchwörung franzöſiſcher Mitglieder der Internationale am Vorabend des Plebiſzits des Jahres 1870. Es hieß darin, daß die Sektionen der Internationale in England, auf dem Kontinent und in Amerika die beſtimmte Aufgabe haben, nicht nur Organiſationszentren der Arbeiterklaſſe zu bilden, ſondern auch in jenen Ländern jede politiſche Bewegung, die zur Erreichung des Endzwecks der Internationalen Aſſoziation, das heißt zur ökonomiſchen Befreiung der Arbeiterklaſſe beiträgt, zu unterſtützen. Der Internationale, ſetzt die Reſolution fort, ſtehen zahlreiche reaktionäre Kräfte gegenüber, die jedes Beſtreben der Arbeiter nach Befreiung ſchamlos unterdrücken und durch brutale Gewalt die Klaſſengegenſätze und die darauf gegründete politiſche Herrſchaft der beſitzenden Klaſſen zu verewigen ſuchen. Die Arbeiterklaſſe könne gegen dieſe Geſamtmacht der beſitzenden Klaſſen erſt handeln, wenn ſie eine beſondere politiſche Partei im Gegenſatz zu den alten politiſchen Parteien der beſitzenden Klaſſen bildet. Die Bildung einer politiſchen Partei des Proletariats ſei unerläßlich für den Triumph der ſozialen Revolution

und für deren Endziel, die Abschaffung der Klassen. Jene Vereinigung der Einzelkräfte, die von der Arbeiterklasse in ihrem ökonomischen Kampfe bereits bis zu einem gewissen Punkte hergestellt ist, muß als Waffe im Kampfe des Proletariats gegen die politische Macht seiner Ausbeuter dienen. Auf Grund all dessen erinnerte die Konferenz alle Mitglieder der Internationale, daß der politische Kampf des Proletariats mit dem ökonomischen untrennbar verbunden ist.

Die Entscheidungen der Konferenz gossen nur Öl ins Feuer. Der Kongreß der Juraföderation zu Sonvillier im Oktober 1871 erhob die Fahne der Empörung gegen den Generalrat. Die Föderationen Spaniens, Belgiens und Italiens vereinigten sich mit den Jurassiern zum Angriff gegen den Generalrat und gegen jede Zentralisierung der Organisation. Die italienische Föderation weigerte sich sogar, am Haager Kongreß teilzunehmen, und beschloß, alle Beziehungen mit dem Generalrat abzubrechen. Alle bakunistischen Sektionen verlangten, daß man dem Generalrat sämtliche Vollmachten entziehe, und wollten ihn zu einem einfachen statistischen Auskunftsbureau machen.

Der entscheidende Zusammenstoß, der beiden kämpfenden Parteien tödliche Schläge versetzte, fand auf dem Haager Kongreß statt (September 1872). Dieser Kongreß, zu dem Marx zum erstenmal persönlich erschien, bestätigte die Beschlüsse der Londoner Konferenz und nahm mit Stimmenmehrheit folgende Resolution des Blanquisten Vaillant an:

Die arbeitende Klasse kann ihren Befreiungskampf nur führen, indem sie sich als eine politische Partei konstituiert, die verschieden ist von allen Parteien der besitzenden Klassen und allen solchen feindlich gegenübersteht; diese Konstituierung der arbeitenden Klasse in einer politischen Partei ist unerläßlich, um den Triumph der sozialen Revolution und ihr Endziel — die Abschaffung aller Klassen — herbeizuführen. Die Vereinigung der Kräfte, welche die arbeitende Klasse bereits bisher für ihre ökonomischen Kämpfe bewerkstelligt hat, soll auch als Hebel dienen gegen die politische Macht der Grundbesitzer und Kapitalisten. In dem Kriegszustand der arbeitenden Klasse sind ökonomische Bewegung und politische Aktion untrennbar vereint.

Der Sieg dieses Standpunktes über den Bakunismus erklärt sich in hohem Maße aus der tragischen Erfahrung der Pariser Kommune. Die letztere bezeugte vor allem, daß das Proletariat organisatorisch durchaus unvorbereitet war.

Indessen war die Arbeiterklasse durch ihre ganze Vorgeschichte wenig vorbereitet nicht nur für eine so entscheidende Form des politischen Kampfes, sondern auch für normale Formen der politischen Betätigung überhaupt. Bis dahin interessierte sich und befaßte sich die Internationale fast ausschließlich mit dem ökonomischen Kampfe. Die Niederlage der Kommune bezeugte aber nachdrücklich die Notwendigkeit, das Proletariat als selbständige politische Partei zu organisieren, die sich nicht nur für die entscheidenden Kämpfe vorbereiten, sondern auch ihre Kräfte in täglichen politischen Konflikten der gegenwärtigen Gesellschaft üben muß, damit sie sich nicht im entscheidenden Augenblick als unvorbereitet erweist.

Der Generalrat trug einen vollständigen Sieg davon, aber dieser Sieg wurde zugleich seine Niederlage. Der zentralistische Charakter der Organisation wurde betont, die Vollmachten des Generalrats wurden um ein beträchtliches ausgedehnt; man erteilte ihm das Recht, einzelne Sektionen und selbst Landesföderationen bis zum nächsten Kongreß zu suspendieren usw. Die des-

organisatorische Tätigkeit der Bakunisten erfuhr eine scharfe Verurteilung, und Bakunin selbst und sein Leutnant Guillaume, der bedeutendste Führer der Juraföderation, wurden aus der Internationale ausgeschlossen.

Aber der Beschluß der Verlegung des Generalrats nach New York, hauptsächlich veranlaßt durch die Befürchtung, daß die Blanquisten sich sonst seiner bemächtigen würden, kam dem Zugeständnis gleich, daß die alte Internationale sich überlebt habe, und daß das erste Stadium der internationalen Arbeiterbewegung vorüber sei und sich erschöpft habe. Die Beschlüsse des Haager Kongresses waren in der Tat das Vermächtnis der alten Internationale an ihre Nachfolgerin.

Zweites Kapitel.

Der Kongreß zu Saint-Imier und die Begründung der anarchistischen Internationale.

Die Anarchisten, die auf dem Haager Kongreß geschlagen waren, bekannten sich durchaus nicht als besiegt. Sie entschlossen sich, alle mit dem Generalrat unzufriedenen Elemente zu vereinigen und, wenn es darauf ankam, ihre eigene internationale Assoziation zu begründen.

Die erste offene Erhebung gegen die Internationale unternahm die italienische Föderation, die auf der Konferenz zu Rimini Anfang August 1872 gebildet worden war. Die energischsten Männer der damaligen italienischen sozialistischen Bewegung waren fast durchgehends Bakunins Schüler, wie Malatesta, Costa, Cafiero, die unter dem unmittelbaren Einfluß Bakunins selber sich entwickelten und unter der Einwirkung seiner mächtigen Persönlichkeit standen.[2] Ohne sich um die Meinung anderer bakunistischer Föderationen zu kümmern, erklärten die Italiener, sie wollten künftighin mit dem Generalrat, der ihres Erachtens die Internationale gar nicht vertrete, nichts zu tun haben und den Haager Kongreß selbst nicht beschicken. Die italienischen Bakunisten motivierten diesen offenbar separatistischen Schritt damit, daß der Internationalen Arbeiterassoziation durch die Londoner Konferenz die autoritäre Doktrin der deutschen kommunistischen Partei aufgedrängt worden sei, und daß der Generalrat eine Reihe unwürdiger Handlungen und Fälschungen begangen habe, wodurch er die revolutionär gesinnten Belgier, Franzosen, Spanier, Slawen, Italiener und zum Teil auch Schweizer empörte. Zugleich forderten die italienischen Anarchisten alle Föderalisten, die die autoritären Prinzipien des Generalrats nicht teilten, auf, eine allgemeine antiautoritäre Versammlung zu Neuchâtel abzuhalten.

Nach dem Haager Kongreß versammelten sich die erbitterten Anarchisten, die sich entschlossen hatten, den Beschlüssen des Kongresses nicht Folge zu leisten, in Zürich. Es erschienen dort die Italiener: Cafiero, Malatesta, Costa, Pezza, Fanelli[3] und Nabruzzi; die Spanier: Alerini, Farga, Marselari und

[2] Malatesta ist noch am Leben und wohnt in London, wo er die Propaganda der anarchistischen Ideen treibt, denen er immer treu geblieben ist. Costa wandte sich später vom Anarchismus ab und wurde einer der Begründer der italienischen sozialdemokratischen Partei. Cafiero korrespondierte früher mit Engels, schloß sich aber später Bakunin an.

[3] Anarchistische Anschauungen und persönliche Freundschaft mit Bakunin hinderten Fanelli nicht, Abgeordneter der italienischen Deputiertenkammer zu werden. Mit seiner Hilfe begründete Bakunin unter anderem seine anarchistische Alliance in Spanien.

Morago, und Schwitzguébel aus dem Jura. Bakunin, der vorher einen Entwurf des Statuts der internationalen Geheimorganisation ausgearbeitet hatte — diese Schwäche konnte der alte Romantiker der Revolution bis an sein Ende nicht loswerden —, legte ihn den Versammelten zur Beratung vor. Sie nahmen ihn natürlich an, dann begaben sie sich nach Saint-Imier, wo die bakunistischen Internationalisten zusammentreten sollten.

Vor der Eröffnung dieses Kongresses fand eine außerordentliche Versammlung der Juraföderation statt, die angesichts der Resultate des Haager Kongresses in aller Eile zusammenberufen wurde. Die Jurassier nahmen eine Resolution an, worin sie die Beschlüsse des Haager Kongresses als ungerecht, falsch und die Grenzen der Kongreßkompetenz überschreitend verwarfen, sich verpflichteten, unverzüglich zur Einrichtung eines Bundesvertrags zwischen allen gleichgesinnten Föderationen zu schreiten, und endlich den Genossen Bakunin und Guillaume, die unrechtmäßig aus den Reihen der Internationale ausgestoßen worden waren, Sympathie und Vertrauen aussprachen.

Der internationale Bakunistenkongreß zu Saint-Imier wurde in demselben Lokal eine Stunde nach der Beendigung der Zusammenkunft der Juraföderation eröffnet. (Beide Kongresse wurden am 15. September 1872 abgehalten.) Schon dieser Umstand allein symbolisierte anschaulich die Rolle und den Einfluß der Juraföderation in der neuen anarchistischen Internationale. Abgesehen von einer Reihe rein lokaler Gründe (Vorherrschen der Hausindustrie, Unfähigkeit zur selbständigen politischen Tätigkeit der jurassischen Hausindustriellen infolge der Zerstreuung unter den Bauern- und Kleinbürgermassen, Entwicklung der politischen Gleichgültigkeit und Abneigung gegen die Teilnahme am Wahlkampf wegen einer Reihe von prinziplosen Wahlabkommen mit bürgerlichen Parteien), die schon gegen das Ende der sechziger Jahre die Jurassier zum Anarchismus geführt hatten, waren hier auch allgemeine Ursachen von Bedeutung, und zwar: zentrale Lage der Schweiz, wodurch diese zu einem natürlichen Mittelpunkt der anarchistischen Propaganda unter den romanischen Völkern wurde; Bestehen der politischen Freiheit in der Schweiz, weshalb dieses kleine Land damals eine Ausnahme auf dem europäischen Kontinent bildete, und endlich zuletzt Zustrom der revolutionären Emigranten: Italiener, Spanier, Franzosen (besonders nach dem Sturze der Kommune), Russen usw., der durch diese Freiheit bedingt wurde. Viele Kommunarden in der Schweiz schlossen sich den Bakunisten in ihrem Kampfe gegen den Generalrat an. Es sind zu nennen: Malon, der sich später als Erfinder des verschwommen-sentimentalen und gemäßigt-opportunistischen, eklektischen, „integralen Sozialismus" hervortat und als Vater der „unabhängigen" Sozialisten anzusehen ist; Jules Guesde, dem vom Schicksal bestimmt war, später als Begründer der sozialdemokratischen Partei in Frankreich und als überzeugtester Prediger des Marxismus aufzutreten, trotzdem er anfangs der siebziger Jahre ein ausgesprochener Anarchist war und gegen das allgemeine Wahlrecht einige Artikel richtete, die bis heute in der anarchistischen Literatur mit Schadenfreude zitiert werden; endlich Paul Brousse, der später die höchst gemäßigte halbbürgerliche Partei der Possibilisten gründete, aber damals einen so eifrigen Demagogen spielte und so blutdürstige Deklamationen zum besten gab, daß es selbst Guillaume ein Greuel war. Von damaligen russischen Emigranten, die sich zumeist an Bakunin anschlossen und die anarchistische Agitation in der Schweiz in ener-

giſcher Weiſe unterſtützten, ſind zu erwähnen: Ralli, Roß (Sajin), N. Schukowski, N. Sſokolow, B. Saizew, ſpäter auch P. Kropotkin und Stepniak-Krawtſchinski. Von ſolchen bedeutenden revolutionären Kräften moraliſch und materiell unterſtützt, in ihrer Tätigkeit durch polizeiliche Anordnungen unbehindert und geſtützt auf die verhältnismäßig feſten, wenn auch kleinen Organiſationen der zur juraſſiſchen Uhreninduſtrie gehörenden Arbeiter, erſchien die Juraföderation als naturgemäßer Mittelpunkt der anarchiſtiſchen Internationale. Sie übte einen entſcheidenden Einfluß auf die Weltauffaſſung und Taktik der letzteren aus. Das „Bulletin" der Juraföderation war zugleich das Zentralorgan der anarchiſtiſchen Internationale, und der Verfall der Juraföderation, der gegen das Ende der ſiebziger Jahre durch eine Kriſe in der Uhreninduſtrie hervorgerufen wurde, war ohne Zweifel eine der Urſachen des Zerfalls der anarchiſtiſchen Internationale.

Auf dem anarchiſtiſchen Kongreß zu Saint-Imier waren vertreten: die ſpaniſche Föderation durch die vier oben erwähnten Delegierten; die italieniſche durch Bakunin, Coſta, Cafiero, Malateſta, Fanelli und Nabruzzi; die Juraföderation durch Guillaume und Schwitzguébel. Pindy und Camet vertraten einige franzöſiſche Sektionen, und Lefrançais vertrat die 3. und die 22. amerikaniſche Sektion, die ſich von den Marxiſten abgeſondert hatten. Die letzteren Mandate waren augenſcheinlich nicht ernſten Charakters.

Alle Teilnehmer des Kongreſſes waren gleichgeſinnt, und natürlich entſtanden keine beſonderen Diskuſſionen unter ihnen. Einſtimmig wurden die Reſolutionen angenommen, die, von dem Prinzip ausgehend, daß „die Autonomie und Selbſtändigkeit der Arbeiterföderationen und -ſektionen eine Hauptbedingung der Befreiung der Arbeiter ausmachen", die Reſolutionen des Haager Kongreſſes in kategoriſcher Weiſe verwarfen und ſich weigerten, die Machtbefugniſſe des daraufhin gewählten Generalrats anzuerkennen. Die Kongreßteilnehmer ſprachen allen Kongreſſen, ob lokal oder allgemein, von vornherein jede geſetzgebende Gewalt ab. Ihrer Anſicht nach beſtand die einzige Aufgabe der Kongreſſe darin, den Beſtrebungen und den Methoden der verſchiedenen Proletariergruppen und der verſchiedenen Gebiete das Zuſammentreffen und Vergleichen zu ermöglichen, wodurch der Boden für ihre Übereinſtimmung und Vereinigung geſchaffen werde. Die Mehrheit eines Kongreſſes dürfe keinesfalls ihre Beſchlüſſe der Minderheit aufdrängen.

Die auf dem Kongreß vertretenen Föderationen ſchloſſen einen freundſchaftlichen Vertrag der Solidarität und der beiderſeitigen Verteidigung zur Bekämpfung der „autoritären" Tendenzen, die in dem Schoße der Internationale aufgetaucht waren, andere antiautoritäre Organiſationen wurden auch eingeladen, dieſem Vertrag beizutreten. Falls eine der vertragſchließenden Organiſationen durch die Mehrheit eines allgemeinen Kongreſſes oder durch den von ihm eingeſetzten Generalrat bedroht würde, verpflichteten ſich alle anderen Föderationen und Sektionen, ſich mit der angegriffenen Organiſation ſolidariſch zu erklären.

Die dritte Reſolution berührte die Frage des politiſchen Kampfes, die von dem Kongreß zu Saint-Imier natürlich ganz im Bakuniſtiſchen Sinne gelöſt wurde. Da aber die Urheber der Reſolution die Abſicht hatten, nicht nur die anarchiſtiſchen Elemente, ſondern auch die antimarxiſtiſchen Anhänger der politiſchen Tätigkeit (wie etwa die Engländer, zum Teil auch Begier uſw.) zu ihrer neuen Internationale heranzuziehen, ſo bemühten

sie sich aus diplomatischen Erwägungen, diese Frage zu umgehen, indem sie sich einstweilen hüteten, ihr anarchistisches Glaubensbekenntnis offen zu verkünden. Es ist überhaupt zu bemerken, daß die Bakunisten es anfangs vermieden, sich Anarchisten zu nennen; sie zogen den Namen „Sozialrevolutionäre" oder „antiautoritäre Kollektivisten" vor; später fingen sie an, sich „sozialistische Föderalisten" zu nennen, und erst gegen das Ende der siebziger Jahre legten sie sich ausdrücklich den Namen „Anarchisten" oder „anarchistische Kommunisten" bei. Früher aber wiesen sie kategorisch die Benennung „Kommunist" zurück, weil diese notwendig auf den marxistischen Kommunismus hinweise.

Die interessante Resolution des anarchistischen Kongresses zu Saint-Imier über diesen Punkt lautete:

In Erwägung, daß der Versuch, dem Proletariat eine gleichförmige politische Taktik oder ein Programm als einziges Mittel zur Erlangung seiner sozialen Befreiung aufzuzwingen, eine ebenso absurde wie reaktionäre Anmaßung ist; daß niemand das Recht hat, die autonomen Föderationen und Sektionen des unstreitigen Rechtes zu berauben, selbständig eine politische Taktik anzuerkennen und durchzuführen, die ihnen als die geeignetste erscheint, und daß jeder derartige Versuch uns notwendigerweise zum empörendsten Dogmatismus führen muß; daß die Bestrebungen des Proletariats kein anderes Ziel haben können als die Einrichtung der absolut freien ökonomischen Organisationen und Föderationen, die auf der allgemeinen Arbeit und Gleichheit gegründet und von jeder politischen Regierung vollständig unabhängig sind, und daß diese Organisation und diese Föderation nur das Ergebnis der freien Tätigkeit des Proletariats selbst, der Gewerkschaftsverbände und der autonomen Kommunen sein kann;

in Erwägung, daß jede politische Organisation nichts anderes als eine Organisation der Herrschaft zugunsten einer Klasse und zum Nachteil der Massen sein kann, und daß das Proletariat selbst, wollte es die Macht ergreifen, zu einer herrschenden und ausbeutenden Klasse würde, erklärt der Kongreß zu Saint-Imier:

1. daß die Zerstörung jeder politischen Macht die Pflicht des Proletariats ist;

2. daß jede Organisierung einer angeblich provisorischen und revolutionären Regierung zum Zwecke der Bewerkstelligung dieser Zerstörung nichts anderes sein kann als eine neue Täuschung und für das Proletariat ebenso gefährlich wird wie alle anderen heute existierenden Regierungen;

3. daß die Proletarier aller Länder jedes Kompromiß zur Erreichung der sozialen Revolution verwerfen und abseits von jeder bürgerlichen Politik die Solidarität der revolutionären Aktion herstellen müssen.

Es ist nicht schwer, an dieser Resolution Bakunins Hand zu entdecken.

Die Führer der neuen Internationale begaben sich in ihre Heimatländer, um alle wirkenden Elemente der damaligen sozialistischen Bewegung unter der Fahne des Anarchismus zu sammeln. Die Gruppe um Marx, wie aus dem Briefe von Engels an Sorge vom 5. Oktober 1872 zu ersehen ist, maß dem Bakunistischen Sonderbund keine ernste Bedeutung bei, weil sie sein rasches Verschwinden erwartete. Sie war sogar froh, daß die Anarchisten offen der Internationale den Krieg erklärten und damit einen hinreichenden Grund zu ihrer Ausschließung gaben:

Rasche, energische Aktion gegen diese Urkrakeeler, sobald Ihr die Beweisstücke in Händen habt, ist unserer Ansicht nach hier sehr am Platze und wird wahrscheinlich hinreichen, den drohenden Sonderbund zu sprengen.

Indem Engels die kompromittierenden Beweisstücke erwähnt, meint er damit jene Dokumente, die bald darauf in der berühmten Schrift „L'Alliance

de la Démocratie Socialiste et l'Association Internationale des Travailleurs" (1873) veröffentlicht wurden. Das Material für diese Schrift sammelte er mit Lafargue und Outine.[4] Aber Engels irrte sich sehr. Die Veröffentlichung dieser Schrift konnte nur Bakunin persönlich entmutigen, und es ist höchst wahrscheinlich, daß sein Entschluß, auf jede politische Tätigkeit Verzicht zu leisten, den er kurz darauf faßte, in hohem Maße von dieser Broschüre beeinflußt wurde. Doch gelang es ihr nicht, die anarchistische Internationale zugrunde zu richten. Und bereits ein Jahr darauf mußte Engels ohne weiteres zugeben, daß die anarchistische Internationale weit stärker war als jene wenigen Elemente, die der alten Internationale treu blieben.

Drittes Kapitel.

Die Kräfte der anarchistischen Internationale.

Zunächst trat dem anarchistischen Sonderbund die Juraföderation bei mit Ausnahme einer Sektion zu Moutier, die erklärte, daß sie sich in bezug auf die Frage der Politik für die Resolution des Haager Kongresses ausspreche.

Nachher schloß sich die belgische Föderation auf ihrem Provinzialkongreß zu Brüssel den Anarchisten an (Dezember 1872). Es ist zu bemerken, daß sich an der damaligen sozialistischen Bewegung hauptsächlich der wallonische Teil der belgischen Bevölkerung beteiligte, in dem die äußerst revolutionär gesinnten Bergarbeiter des Borinage die Hauptrolle spielten. Der Mangel einer festen Organisation, häufige Streiks, die mit Exzessen und Blutvergießen infolge des Einschreitens des Militärs endeten, dies waren die Hauptzüge der Bewegung, in deren Schoße die anarchistischen Ideen einen günstigen Boden fanden. Andererseits herrschten unter den an der sozialistischen Bewegung teilnehmenden belgischen Intellektuellen die Ideen Proudhons, und dieser Umstand brachte sie natürlich in Gegensatz zum Marxismus. Der flämische Teil Belgiens beteiligte sich damals fast gar nicht an der Bewegung; als er aber dem Sozialismus beizutreten begann, erhielten bei ihm die sozialdemokratischen Tendenzen die Oberhand, und er versuchte es schließlich, selbst die Wallonen vom Anarchismus loszureißen.

Der Anschluß der belgischen Föderation an die anarchistische Internationale war für diese von ungemein großer Bedeutung. Erstens war damals Belgien eines der wenigen Länder, wo eine Massenarbeiterbewegung vorhanden war, wenn sie sich auch in dem primitiven Stadium des Putschismus befand. Zweitens gab die belgische Föderation den Anarchisten eine ganze Gruppe alter und bewährter Kämpfer und Theoretiker, unter denen hervorragten: Steens, Brismée und besonders de Paepe, der eine bedeutende Rolle in der Internationale gespielt hatte und auf den internationalen Kongressen oft als Berichterstatter über die wichtigsten Fragen aufgetreten war. Das Schicksal wollte, daß derselbe de Paepe, dessen Bekehrung die Anarchisten in solch ein Entzücken versetzt hatte, später ihnen den ersten schweren Stoß versetzte.

[4] N. Outine, ein früheres Mitglied der ersten Partei Semlja i Wolja (Land und Freiheit) und Tschernyschewskys Anhänger, emigrierte anfangs der sechziger Jahre ins Ausland, wo er der Internationale beitrat. Er war es, der einen erbitterten Kampf gegen Bakunin in der romanischen Föderation (in der Schweiz) führte. Später wurde er abtrünnig, kehrte nach Rußland zurück und trieb von nun an keine Politik mehr.

Außerdem standen den Belgiern einige regelmäßig erscheinende Blätter zur Verfügung. Eins von ihnen, der „Mirabeau", bestand bis zum Jahre 1880.

Gleich nach der belgischen Föderation trat der anarchistischen Internationale die spanische Föderation bei, die damals infolge der im Lande ausgebrochenen revolutionären Krise beinahe die stärkste Gebietsorganisation der Internationale war. Kropotkin, der Spanien im Jahre 1876 besuchte, schildert die spanische Sektion der Internationale wie folgt:

In Katalonien allein gab es zu jener Zeit über 100 000 Arbeiter, die in festen Arbeiterverbänden organisiert waren: über 80 000 Spanier gehörten zur Internationale, traten regelmäßig in Kongressen zusammen und zahlten pünktlich ihre Mitgliedsbeiträge mit einem echt spanischen Pflichtgefühl.... Diese Organisationen schickten sich an, die Föderativrepublik[5] auszurufen und auf die Kolonien Verzicht zu leisten, in den Ortschaften aber, die weiter zu gehen fähig waren, Versuche im Sinne des Kollektivismus zu machen. Nur die fortwährende Furcht vor dem Aufstand hinderte die spanische Monarchie, alle Arbeiter- und Bauernorganisationen zu vernichten und die rohe klerikale Reaktion auf sie loszulassen.

Trotz einer gewissen Übertreibung in der Beschreibung hat Kropotkin insofern recht, als die spanische Föderation der siebziger Jahre über eine bedeutende Macht verfügte. Nach einer Berechnung, die von dem Kongreß zu Cordova, am 25. Dezember 1872, angestellt wurde, zählte die Internationale in Spanien 101 Lokalföderationen, die 66 Sektionen gemischten Charakters und 332 Gewerkschaftssektionen umfaßten; außerdem gab es einzelne Anhänger in 10 Ortschaften. In 8 Monaten verdoppelte sich die Zahl der Internationalisten in Spanien. Der Kongreß trat vollkommen den zu Saint-Imier gefaßten Beschlüssen bei und machte, konsequent bis zum Wahnsinn, den ersten praktischen Schritt auf dem Wege der Desorganisation, indem er seinen Föderalrat in ein bloßes Korrespondenzbureau verwandelte. Dasselbe Los wollten die Bakunisten, wie bekannt, dem Generalrat bereiten, und es gelang ihnen bald, wie wir sehen werden, dieses Ziel in ihrer Mitte zu erreichen.

Am 26. Januar 1873 trat in London der Kongreß der englischen Föderation zusammen, die sich kurz vorher von den Marxisten losgesagt hatte. Zu dieser abgespalteten Föderation gehörten Marx' ehemalige Kampfgenossen Hales, Jung und Eccarius,[6] die vordem lange Zeit Hand in Hand mit ihm im Generalrat gearbeitet hatten und auf allen internationalen Kongressen als energische Wortführer seiner Gedanken aufgetreten waren. Ihre Differenzen mit Marx wegen lokaler englischer Angelegenheiten, dann wegen der Einführung der Blanquisten in den Generalrat nach der Kommune, wegen der Art und Weise der Organisierung des Haager Kongresses und besonders wegen der Verlegung des Generalrats nach New York kom-

[5] Hier widerfährt Kropotkin ein sonderbarer Irrtum. Gerade aus Doktrinarismus unterstützten die spanischen Anarchisten nicht die Bewegung zugunsten der Föderativrepublik wegen ihres „bürgerlichen Charakters". Nach dem Zeugnis Malons (L'Internationale. „La nouvelle Revue", 15. Februar 1884) billigte Bakunin selbst diese Taktik seiner Anhänger nicht. Man vergleiche auch: Fr. Engels, Die Bakunisten an der Arbeit.

[6] Eccarius, ein Deutscher von Geburt, siedelte nach England über, wo er sich einbürgerte. Ein hervorragender Arbeiter, Schneider von Beruf, schrieb er mit Marx' Hilfe ein bemerkenswertes Buch gegen Mill.

plizierten sich noch durch persönliche Konflikte. Der englische Kongreß faßte einstimmig eine Resolution, die die Zusammensetzung des Haager Kongresses für unrechtmäßig und dessen Beschlüsse für unvereinbar mit dem Statut der Internationale erklärte, und beschloß, sich mit dem Bakunistischen Sonderbund in Verbindung zu setzen. Der Anschluß der Engländer war aus zweierlei Gründen von Bedeutung für die Anarchisten. Erstens bestätigte das Auftreten von Marx' ehemaligen Freunden gegen ihn selbst all ihr Gerede von seinem diktatorischen Gebaren, seiner Herrschsucht, Ränkeschmiederei usw. Zweitens erklärten die Engländer, indem sie dem anarchistischen Sonderbund beitraten, in bestimmter Weise, daß sie in der Frage der politischen Betätigung des Proletariats an ihrem früheren Standpunkt festhielten. Dieser Umstand aber ermöglichte es den Anarchisten, längere Zeit mit verdeckten Karten zu spielen und ihre Duldsamkeit zu betonen. Wurden sogar Elemente, die die Notwendigkeit des politischen Kampfes anerkannten, in ihre Internationale zugelassen, war es da nicht augenscheinlich, daß gar nicht Meinungsverschiedenheiten in Fragen des Programms und der Theorie, sondern bloß solche in Fragen der Organisationsform der Spaltung zugrunde lagen, und zwar im vorliegenden Falle der Protest gegen diktatorische Gelüste des Generalrats und gegen dessen Eingriffe in die Autonomie der Nationalföderationen und Lokalsektionen?

Gleich nach Belgien schloß sich die holländische Föderation dem Bakunistischen Sonderbund an. Ihr Entschluß wurde durch das Vorgehen des New Yorker Generalrats veranlaßt. Als der letztere die Resolution des jurassischen Kongresses zu Saint-Imier erfuhr, die Beschlüsse des Haager Kongresses nicht anzuerkennen, forderte er die jurassischen Arbeiter auf, die Resolutionen ihres Kongresses zu verwerfen, und ließ ihnen 40 Tage Bedenkzeit. Nach dem Verlauf dieses Termins beschloß der Generalrat am 5. Januar 1873, die Tätigkeit der Juraföderation zu suspendieren. In Beantwortung dieses Beschlusses, der unbedingt aus dem Statut der Internationale folgte, weigerten sich die Belgier, die Holländer, die Spanier und die Italiener, den Generalrat anzuerkennen, und erklärten sich solidarisch mit der Juraföderation. Darauf erklärte der Generalrat, daß alle Sektionen, die den Beschlüssen des Haager Kongresses und des Generalrats ihre Anerkennung verweigerten, sich schon dadurch selbst aus den Reihen der Internationalen Arbeiterassoziation ausschlössen. So vollzog sich die Spaltung, und die Internationale, die vor kurzem noch ungespalten eine bedeutende Rolle im gesellschaftlichen Leben gespielt, und auf deren Stimme sowohl die Arbeiter als auch die Regierungen gehorcht hatten, verlor jeden Einfluß, seitdem sie in zwei Organisationen zerfiel, und eilte rasch dem Untergang entgegen. Übrigens bestand die anarchistische Internationale länger und zeigte viel mehr Energie als die marxistische. Fast alle Föderationen der früheren Internationale traten der anarchistischen bei, und diese gab sich alle mögliche Mühe, ihre Agonie in die Länge zu ziehen und etwas zu schaffen, was in bezug auf Macht und Einfluß der alten Internationale ähnelte. Die Marxisten aber bemühten sich nicht viel mehr um die Aufrechterhaltung und Entwicklung der Internationale, weil sie, als Realisten in der Politik, bald zur Überzeugung gelangten, daß die alte Internationale ihre Rolle ausgespielt hatte und neuen Formen der Tätigkeit hatte Platz machen müssen. Sie begriffen, daß die Periode der bloßen

Ideenpropaganda und der Bildung der Grundelemente der sozialistischen Doktrin vorüber sei und daß jetzt die Notwendigkeit vorliege, sich an die Ausarbeitung des Fundaments für eine zukünftige Internationale, das ist ans Schaffen der nationalen Arbeiterparteien zu machen. Und in dem Maße, wie die Anarchisten zur gleichen Überzeugung gelangten, fielen sie nach und nach von der Bakunistischen Internationale ab.

Viertes Kapitel.

Das Ende der Marxistischen Internationale.

Als der Haager Kongreß beschlossen hatte, den Generalrat nach New York zu verlegen, erwählte er zugleich zwölf Mann zu Mitgliedern des neuen Generalrats und räumte ihnen das Recht ein, noch sieben Mitglieder zu kooptieren. Marx und Engels hatten dabei Sorge in Aussicht, dem sie die Sekretärstelle im Generalrat zudachten. Sorge selber, der infolge von Marx' und Engels' energischer Aufforderung aus den Vereinigten Staaten nach dem Haag gekommen war, stimmte gegen den Vorschlag, das Organisationszentrum nach Amerika zu verlegen, und verzichtete auf seine Kandidatur zum Mitglied des Generalrats. Später gab er aber den energischen Bitten seiner Freunde nach, die an einer so wichtigen Stelle einen treuen und zuverlässigen Mann sehen wollten. Nach New York zurückgekehrt, trat Sorge dem Generalrat als Generalsekretär bei.

Rudolf Meyer bemerkt in seinem bekannten Werke „Der Emanzipationskampf des vierten Standes": „Sorge ist für Marx das in Amerika, was Johann Philipp Becker ihm in der Schweiz war." Und in der Tat. Sorge erfreute sich eines unbeschränkten Vertrauens bei Marx und Engels, und er verdiente es durch die Festigkeit seines Charakters und seine Ergebenheit für die Sache des Sozialismus. Sohn eines sächsischen Pfarrers, beteiligte er sich in Baden an dem Kampfe um die Reichsverfassung im Jahre 1848, wurde in Deutschland zum Tode verurteilt, nachher aus Belgien und der Schweiz ausgewiesen und wanderte endlich nach Amerika aus. Allen Widerwärtigkeiten des Emigrantenlebens zum Trotze wußte er sich emporzuarbeiten und sich eine feste sozialdemokratische Überzeugung zu schaffen. Sein Verdienst um die Internationale besteht darin, daß er ihr die ersten amerikanischen Vereine zuführte, die der Internationalen Assoziation gerade das verschafften, was sie vor allem nötig hatte, nämlich Geldmittel. Sorge übernahm eine schwere und undankbare Aufgabe, die im Sterben begriffene Internationale zu unterstützen und ihre Ehre zu retten. Er erfüllte diese Aufgabe mit großer Aufopferung, obwohl er am klarsten einsah, daß es sich hier um die Aufrechterhaltung einer Form handelte, deren Leben schon geschwunden war. Die Bakunisten, deren Plänen er energisch entgegenwirkte, haßten ihn von ganzem Herzen und nannten ihn nicht anders als Marx' Knecht und „Feldwebel". Sorge zahlte ihnen mit gleicher Münze heim und betrachtete sie als Skandalmacher, Intriganten, Desorganisatoren.

Indem Marx und seine Gesinnungsgenossen auf der Verlegung des Generalrats nach New York bestanden, waren folgende Erwägungen für sie bestimmend: Erstens wollten sie nicht, daß der Generalrat in die Hände der Blanquisten fiele, da sie fürchteten, diese würden ihn für ihre Verschwörungszwecke benutzen. Nach dem Sturze der Kommune befanden sich viele fran-

zösische blanquistische Flüchtlinge in London. Als eifrige Politiker, die nach der Besitzergreifung der Staatsgewalt strebten, um mit deren Hilfe die soziale Umwälzung zustande zu bringen, unterstützten die Blanquisten energisch Marx in seinem Kampfe gegen die Anarchisten. Wenn er aber auch sich ihrer Dienste in dieser Beziehung bediente, war er doch gar nicht gewillt, ihnen die Internationale für Insurrektionsexperimente zu überlassen. Die Entrüstung der Blanquisten über die Verlegung des Organisationszentrums nach Amerika war grenzenlos. Im November 1872 ließen sie in London die von Vaillant verfaßte Schrift „Internationale und Revolution", die gegen die Marxisten gerichtet war. Die Anarchisten begrüßten mit Entzücken diesen „Weggang der Jakobiner", indem sie mit Recht meinten, daß die neue Spaltung nur ihnen zugute kommen werde. Bemerkenswert ist, daß Vaillant später einer der ersten überzeugten Marxisten geworden ist.

Ferner beabsichtigten die Marxisten, indem sie den Generalrat nach New York verlegten, damit der damals aufkommenden sozialistischen Organisation des amerikanischen Proletariats einen Anstoß zu geben. Die Hauptgrundlagen für die Popularisierung der sozialistischen Ideen waren in Europa schon gelegt. Jetzt hatte man das Millionenproletariat der überseeischen Länder für die sozialistische Bewegung zu gewinnen. Außerdem wollte die Internationale, nach Engels, durch die Verlegung des Organisationszentrums nach New York angesichts erwarteter großer Verwicklungen in der europäischen Politik für eine Zeitlang die europäische Schaubühne verlassen, denn sie war nicht imstande, sich mit diesen Verwicklungen zu messen, ohne Gefahr zu laufen, eine unvermeidliche Niederlage zu erleiden und damit die Arbeiterbewegung um Dezennien zurückzuwerfen. Endlich erachtete man es für nötig, den Generalrat einstweilen aus Europa zu schaffen, wo allerlei Intriganten und Abenteurer auf ihn Anspruch erhoben, die nur dazu geeignet waren, den großen Namen der Internationale zu benutzen, um Wirrwarr unter den Arbeitermassen anzurichten. Indem man den Generalrat nach Amerika verlegte, hegte man den Wunsch, ihn nicht zu einer Schaubühne nationaler Zänkereien verwandeln zu lassen, was auf dem Kontinent oder in London nicht mehr zu vermeiden gewesen wäre.

Schon damals kam es manchem in den Sinn, daß es hier auf eine formelle Aufrechterhaltung der internationalen Organisation ankomme, auf die Beibehaltung der Firma, um den unerwünschten Elementen jede Möglichkeit zu ihrer Benutzung zu nehmen. Angesichts der Indifferenz gegenüber der Internationale, die in den germanischen Ländern überwog (Dänemark, Deutschland, Österreich, deutsche Schweiz), bei denen die sozialistischen Nationalparteien sich zu entwickeln begannen, ferner angesichts der Unterdrückung der französischen Arbeiterbewegung nach der Kommune und auch infolge der Abnahme des Einflusses der Internationale auf die englischen Arbeiter war schon damals zu erwarten, daß die Bakunisten und die sich ihnen anschließenden schwankenden Elemente (etwa Belgier, Holländer und andere) in der sozialistischen Bewegung einstweilen die Oberhand gewinnen würden. Eine Zeitlang hegten Marx und Engels (oder vielmehr der letztere) die Hoffnung, die meisten sozialistischen Kräfte auf ihrer Seite zu erhalten und die Internationale vor raschem Absterben bewahren zu können.

Abgesehen von den Vereinigten Staaten, in denen zu der Zeit die Bewegung noch sehr schwach war und sich hauptsächlich auf die deutschen Emi-

granten beschränkte, die dabei im Streite miteinander lagen, stand eigentlich keine Nationalföderation hinter dem Generalrat.

Der Generalrat in New York wurde tatsächlich von den Bewegungen der Arbeiter und Sozialisten in allen Ländern mit Ausnahme Amerikas abgesondert. Er bekam fast keine Mitteilungen und Berichte und wurde hauptsächlich von Marx und Engels informiert. Noch mehr als der alte Generalrat litt er unter dem Mangel an Geldmitteln. Als wirkliches Organisationszentrum bestand er nicht mehr.

Immerhin durfte man noch eine Hoffnung — im Sinne einer Belebung der Arbeit — auf den bevorstehenden allgemeinen Kongreß der Internationale setzen. Es wurde beschlossen, den Kongreß im September 1873 zu Genf abzuhalten. Der Generalrat widmete der Einberufung des Kongresses und der Anfertigung seiner Tagesordnung viel Zeit, am meisten aber beschäftigte ihn die Frage der Beschickung des Kongresses. Der Generalrat, dessen Kasse ganz leer war, sah bald ein, daß er auf die Sendung seines eigenen Vertreters verzichten mußte, und fing an, einen Bevollmächtigten in London zu suchen. Dieser Umstand allein bezeugte schon die Schwäche des Generalrats und das Absterben der Organisation. Wie Marx ganz treffend bemerkte, „war das Fiasko des Genfer Kongresses unvermeidlich". Von dem Augenblick an, wo es klar wurde, daß keine New Yorker Delegierten kommen würden, war schon die Sache verloren. Die Portugiesen, die Spanier von der Neuen Madrider Föderation und die Italiener (wenige italienische Marxisten) erklärten, daß sie unter solchen Umständen ebenfalls keine speziellen Vertreter schicken könnten. Ebenso schlecht lauteten die Nachrichten aus Deutschland, Österreich und Ungarn, und die Abwesenheit Frankreichs auf dem Kongreß stand von vornherein fest. Es wurde also augenscheinlich, daß die Majorität des Kongresses aus Schweizern oder sogar ausschließlich aus Genfern bestehen würde.

Der Kongreß wurde am 8. September 1873 zu Genf eröffnet. Becker, der die Verantwortlichkeit für den Erfolg des Kongresses übernommen hatte, „stampfte 13 Delegierte gleichsam aus der Erde, um dem Kongreß durch Mitgliederzahl mehr Ansehen zu geben und der richtigen Richtung die Mehrheit zu sichern". Er behauptete sogar, es ginge mit dem Kongreß schließlich weit über seine Erwartungen gut; aber das bezeugt nur, daß seine Erwartungen sehr bescheiden waren. Im großen und ganzen bot der Kongreß eher ein trauriges Bild.

Es waren auf dem Kongreß zugegen: 12 Delegierte französischer Sprache von Genf, 1 Delegierter von der Sektion Moutier (Jura), 1 Delegierter von Deutschland, 4 Delegierte aus der deutschen Schweiz, 9 Delegierte der Deutschen, die sich in Genf aufhielten, und endlich 1 Österreicher, Oberwinder, unter dem Namen Schwarz.[7] Es gelang Becker, den Beschluß durchzusetzen, daß der Generalrat in New York bleibe. Zugleich wurde beschlossen, daß der nächste Kongreß erst nach 2 Jahren, das ist im Jahre 1875, zusammentreten sollte.

Marx erkannte das vollständige Fiasko des Genfer Kongresses und zog selber daraus den Schluß, daß die Internationale tatsächlich tot war.

[7] Es erschien noch ein holländischer Delegierter mit dem Auftrag, die Versöhnung mit den Bakunisten zu fordern. Als aber sein Vorschlag abgelehnt wurde, entfernte er sich sofort.

„Nach meiner Ansicht von den europäischen Verhältnissen", schrieb Marx an Sorge, „ist es durchaus nützlich, die formelle Organisation der Internationale einstweilen in den Hintergrund treten zu lassen und nur, wenn möglich, den Zentralpunkt in New York deswegen nicht aus den Händen zu geben, damit keine Idioten wie Perret oder Adventurers wie Cluseret sich der Leitung bemächtigen und die Sache kompromittieren. Die Ereignisse und die unvermeidliche Entwicklung und Verwicklung der Dinge werden von selbst für Auferstehung der Internationale in verbesserter Form sorgen. Einstweilen genügt es, die Verbindung mit den Tüchtigsten in den verschiedenen Ländern nicht ganz aus den Händen schlüpfen zu lassen, im übrigen aber sich keinen Deut um die Genfer Lokalbeschlüsse zu kümmern, sie einfach zu ignorieren. Der einzige gute Beschluß, der dort gefaßt worden, den Kongreß auf zwei Jahre zu vertagen, erleichtert diese Aktionsweise. Es ist außerdem ein Strich durch die Rechnung der Kontinentalregierungen, daß das Gespenst der Internationale bei dem bevorstehenden Reaktionskreuzzug augenblicklich seine Dienste versagt, die Bourgeois vielmehr überall das Gespenst für glücklich begraben halten."[8]

Diese Worte Marx' ertönten wie ein Trauergeläute über die alte Internationale. Sie starb eigentlich mit dem Genfer Kongreß. Ihr weiteres Dahinvegetieren war einfach ein dauernder Todeskampf, der nicht einmal Beachtung fand.

In wie falscher Lage sich der Generalrat befand, ersieht man daraus, daß ihm weder Protokolle noch Beschlüsse des Genfer Kongresses zugestellt wurden. Der Präsident des Kongresses teilte ihm nur mit, daß New York der Sitz des Generalrats bis zum nächsten Kongreß sein solle. Um das Unglück zu vollenden, ereignete sich eine Spaltung auch in Amerika, und der Generalrat hatte den amerikanischen Föderalrat einstweilen zu suspendieren und seine Funktionen provisorisch zu übernehmen. Am 11. April 1874 wurde der außerordentliche Kongreß der amerikanischen Föderation ausgeschrieben zur Schlichtung dieses Konfliktes und auch zur Wahl des neuen Generalrats. (Nach dem Beschluß des Genfer Kongresses sollte der Generalrat von der Föderation jenes Landes gewählt werden, in dem er seinen Sitz hatte.) Nachdem der Kongreß der amerikanischen Föderation die ihm vorgelegten Materialien des Genfer Kongresses für unbrauchbar erklärt hatte, erwählte er einen neuen Generalrat, dem er die Funktionen des amerikanischen Föderalrats übertrug, und billigte die Tätigkeit des früheren Generalrats.

[8] In seinem übrigens sehr interessanten Buche „Die Internationale" widmet Jaeckh der Geschichte der anarchistischen Internationale nach dem Haager Kongreß eine Seite; aber auch diese Seite ist nicht ohne Fehler und Unrichtigkeiten. So teilt er mit, der Kongreß der Anarchisten zu Brüssel im Jahre 1874 wäre der letzte gewesen; indessen veranstalteten sie noch zwei Kongresse: zu Bern und zu Verviers. Über den mißlungenen Marxistischen Kongreß zu Genf schreibt Jaeckh: „Dort ging ein kühner, hoffnungsfreudiger Zug durch die ganzen Verhandlungen. Der Jahresbericht des Generalrats führte die alte stolze Sprache. Aus Deutschland, Österreich, aus der Schweiz, aus Holland, Frankreich waren überall Fortschritte, Erfolge zu verzeichnen. Es waren die fortschreitenden Länder, die der alten Internationale treu geblieben waren, die Länder, in denen die Arbeiterbewegung von Jahr zu Jahr immer mehr erstarkte und eine politische Macht wurde." Das ist eine arge Übertreibung und Verwechslung der Begriffe. Daß in einigen von Jaeckh erwähnten Ländern, wie Deutschland und der Schweiz, die Arbeiterbewegung in der Tat erstarkte, unterliegt keinem Zweifel, aber die alte Internationale gewann dadurch gar nichts.

Aber alles dies waren nur vergebliche Versuche, die Leiche zu galvanisieren. Die Organisationen, die der alten Internationale treu blieben, hörten tatsächlich auf zu existieren. Gegen den Frühling 1874 verschwand die Internationale auch in England nach Marx' eigenem Geständnis. Anfangs August 1874 stellte Sorge im Generalrat den Antrag, den Rat auf unbestimmte Zeit aufzulösen und sein Archiv einem Ausschuß von drei Personen zu übergeben. Darauf verzichtete Sorge auf die weitere Besorgung des Sekretäramtes, und an seine Stelle wurde Speyer gewählt. Das war aber jetzt nur ein Schatten der früheren Organisation: ohne Geldmittel, ohne Verbindungen, ohne Einfluß und ohne Selbstvertrauen.

Marx und Engels faßten Sorges Verzichtleistung auf das Sekretäramt des Generalrats geradezu als das Ende der ehemaligen Internationalen Assoziation auf.

„Mit Deinem Austritt", schrieb ihm Engels am 12. September 1874, „ist die alte Internationale vollständig abgeschlossen und zu Ende. Und das ist gut.... Mit dem Haager Kongreß war es in der Tat am Ende — und zwar für beide Parteien. Jetzt ist auch dort das Prestige erschöpft, und jede weitere Anstrengung, neues Leben hineinzugalvanisieren, wäre Torheit und Kraftverschwendung. Die Internationale hat zehn Jahre europäischer Geschichte nach einer Seite hin, nach der Seite, worin die Zukunft liegt, beherrscht und kann stolz auf ihre Arbeit zurückschauen. Aber in ihrer alten Form hat sie sich überlebt.... Ich glaube, die nächste Internationale wird, nachdem Marx' Schriften einige Jahre gewirkt, direkt kommunistisch sein und geradezu unsere Prinzipien aufpflanzen."

In der Tat fristete der Generalrat sein Dasein nominell noch zwei Jahre lang. Die Beziehungen mit Europa hörten fast gänzlich auf, und da der Generalrat endlich dessen überdrüssig war, an der Spitze einer fiktiven Organisation zu stehen, schickte er an sämtliche Föderationen und Sektionen ein Rundschreiben, in dem er den Sachverhalt auseinandersetzte, eine Konferenz der Internationalen Arbeiterassoziation für den Juli 1876 nach Philadelphia berief und dabei erklärte, er würde auf dieser Konferenz seine Vollmacht niederlegen.

Am 15. Juli wurde diese Konferenz eröffnet. Sie bestand aus 10 Mitgliedern des Generalrats und 14 Delegierten der nordamerikanischen Föderation. Aus Europa kam niemand. Die deutschen Sozialdemokraten bevollmächtigten Walster, der kurz vorher nach Amerika ausgewandert war, ihre Partei zu vertreten. Aus Zürich und Genf wurden die Mandate von Greulich und Becker zugesandt, aber sie trafen erst nach dem Schlusse der Konferenz ein. Der Sekretär des Generalrats erstattete der Konferenz Bericht über die Lage der Internationale, die selbstverständlich sehr schwarz geschildert wurde. Nach der Ansicht des Generalrats mußte die Internationale zunächst für nicht existierend erklärt werden. Er fügte hinzu, er bekomme schon seit langem von nirgends Mitgliedsbeiträge, und dieser Umstand bezeuge auch, daß die Internationale zu bestehen aufgehört habe. Zum Schlusse brachte er eine Resolution ein, die besagte, daß die Organisation der Internationalen Arbeiterassoziation auf unbestimmte Zeit aufgelöst werde und erst wieder ins Leben gerufen werden solle, wenn es die politische Lage in Europa erfordere. Diese Resolution wurde einstimmig angenommen, und so hörte die alte Internationale auch formell auf zu existieren.

Aber die Vergeltung war schon nahe. In demselben Augenblick, als die alte Internationale ihr Ende offen anerkannte, machte sich eine Zersetzung in

der anarchiſtiſchen Internationale bemerkbar und kamen unzweideutige Symptome zum Vorſchein, daß der bedeutendſte Teil der ihr angehörenden Elemente beginne, ſich in der Frage der Politik auf den Standpunkt des Haager Kongreſſes zu ſtellen.

Fünftes Kapitel.

Der Kongreß der anarchiſtiſchen Internationale zu Genf.

Die Anarchiſten beſchloſſen, in Genf zuſammenzutreten, das iſt an demſelben Orte, wo die Marxiſten ihren Kongreß veranſtaltet hatten. Dieſe Wahl des Ortes trug bis zu einem gewiſſen Grade einen demonſtrativen Charakter. Der Kongreß dauerte vom 1. bis 6. September 1873, wobei die Bakuniſten ihn als den ſechſten Kongreß der Internationalen Arbeiteraſſoziation bezeichneten,[9] denn ſie behaupteten, daß gerade ſie, nicht die gegneriſche Seite, die Internationale ausmachten.

Auf dieſem Kongreß wurde England durch Hales und Eccarius vertreten, Belgien durch fünf Delegierte, Spanien ebenfalls durch fünf (darunter Farga-Pelicer, Alerini und Brouſſe), Frankreich durch fünf Delegierte (darunter Pindy und gleichfalls Brouſſe und Alerini), Holland durch einen Delegierten, der zugleich Belgien vertrat,[10] Italien durch vier Delegierte (darunter Coſta) und der Jura durch zehn Delegierte (darunter Guillaume, Spichiger und Nikolaus Schukowski).

Zunächſt beſchloß der Kongreß einſtimmig, den Generalrat aufzuheben. In der Frage, ob er durch eine andere Zentraleinrichtung erſetzt werden ſolle, teilten ſich die Meinungen. Brouſſe und Coſta, die als die Wortführer der radikalſten anarchiſtiſchen Ideen auftraten, ſchlugen vor, ihn unerſetzt zu laſſen. Der belgiſch-holländiſche Delegierte van den Abeele erklärte, trotz ſeiner ganzen Ergebenheit für das Prinzip der Anarchie halte er es noch nicht für möglich, es ins Leben einzuführen. Hales aber trat entſchieden gegen das anarchiſtiſche Prinzip im allgemeinen auf, als gegen ein ſeinem Weſen nach individualiſtiſches. „Anarchie", ſagt er, „iſt das Geſetz des Todes, Kollektivismus aber ein Geſetz des Lebens." Guillaume ſprach in verſöhnendem Sinne. Zuletzt wurde beſchloſſen, ein Föderalbureau einzuſetzen, das jeder Exekutivgewalt beraubt und nur mit Funktionen der Korreſpondenz und Statiſtik ausgeſtattet war. Eine der nationalen Föderationen wurde mit den Obliegenheiten dieſes Bureaus beauftragt, und ſie hatte auch den nächſten Kongreß zu organiſieren.

Gleichzeitig befaßte ſich der Kongreß mit der Reviſion der Statuten der Internationale im anarchiſtiſchen Sinne. Zuerſt wurde die Abſtimmung in prinzipiellen Fragen, trotz der Proteſte Eccarius', aufgehoben. Die meiſten Kongreßteilnehmer waren der Anſicht, der Kongreß ſollte keine offiziellen Meinungen über dieſe oder jene prinzipielle Frage haben; die Kongreſſe ſollten nur das Vorhandenſein der Meinungsverſchiedenheiten in manchen Fragen konſtatieren, und wer alle dieſe Meinungen kennen lernen wollte, ſollte ſich einfach an die offiziellen Protokolle halten. Jede offizielle Meinung

[9] Compte-rendu officiel du sixième Congrès général de l'Association Internationale des Travailleurs, tenu à Genève du 1 au 6 Septembre 1873. Locle 1873. Vergl. auch Guillaume, L'Internationale, III, S. 108 ff.

[10] Es iſt derſelbe Delegierte, der unter Proteſt den Marxiſtiſchen Kongreß verlaſſen hatte (ſiehe oben).

der Internationale sei eine Vergewaltigung der Minderheit durch die Mehrheit und durchaus unzulässig.

Nicht weniger charakteristisch waren die Diskussionen über die Frage, wer berechtigt sei, der Internationale beizutreten. (Diese Frage wurde schon auf den ersten Kongressen der Internationale aufgeworfen, wobei die Proudhonisten damals ebenso reaktionäre und feindselige Ansichten über die Intellektuellen äußerten wie später die Anarchisten.) Ein Delegierter der Juraföderation, der darauf bestand, daß nur die Vertreter der physischen Arbeit Mitglieder der Internationale werden dürften, sagte rund heraus: „Wir können Leute nicht brauchen, die viel zu viel wissen und mit ihren schönen Reden uns verwirren." Guillaume, der über die unerwarteten Ergebnisse des Bakunistischen Umschmeichelns des „Taglöhnerpöbels" erschrak, widersprach diesem Antrag mit Nachdruck und suchte sogar zu beweisen, daß die revolutionären Intellektuellen mehr als alle anderen an einer unmittelbaren Revolution interessiert seien. Der spanische Delegierte Viñas entgegnete vernünftig den Männern der schwieligen Faust, der Sozialismus dürfe nicht die Mitwirkung der Bourgeoisie als Klasse aufnehmen, aber es wäre unvernünftig, einzelne Personen zurückzustoßen, die von der Gerechtigkeit der Arbeitersache überzeugt seien und dieser ihre Kräfte opferten. Schließlich wurde mit Mehrheit beschlossen, nicht nur die Vertreter der physischen Arbeit in die Internationale aufzunehmen.

Es versteht sich von selbst, daß die Worte über die politische Bewegung „als Mittel", die die Anarchisten und vorher schon die Proudhonisten so heftig bekämpft hatten, weil diese Worte ihres Erachtens die Notwendigkeit des politischen Kampfes anerkannten oder ihn zum mindesten nicht verwarfen, aus dem dritten Punkte der Statuten weggelassen wurden.

Außerdem behandelte der Kongreß die Frage des Generalstreiks, der von nun an zum untrennbaren Bestandteil des anarchistischen Glaubensbekenntnisses werden sollte. Zum erstenmal[11] hatte schon der dritte Kongreß der alten Internationale die Frage des Generalstreiks behandelt und eine Resolution angenommen, die die Arbeiter aufforderte, „jede Arbeit einzustellen, sobald in ihren Ländern ein Krieg ausbricht". Aber damals war der Generalstreik nur als *eines der Mittel zur Bekämpfung des Krieges* betrachtet worden. Da die Anarchisten aber den politischen Kampf und die Besitzergreifung der politischen Macht verwarfen, so fing der Generalstreik an, bei ihnen die Rolle eines Allheilmittels, eines *einzigen und unfehlbaren Mittels der sozialen Umwälzung* zu spielen. Zum erstenmal wurde die Idee des Generalstreiks als des Mittels zur Expropriation der Kapitalistenklasse auf dem Kongreß der belgischen Föderation zu Verviers am 13. April 1873 anerkannt.

Es ist ganz naturgemäß, daß diese Frage eben in Belgien, diesem Lande der fortwährenden Streiks, in einer mehr oder weniger konkreten Form zum Ausdruck kam. Bemerkenswert ist dabei, daß der unmittelbare Vorteil der Generalstreikidee, nach der Ansicht ihrer Urheber, darin besteht, daß der

[11] Das heißt in neuerer Zeit. In Wirklichkeit wurde dieses Mittel schon von den Chartisten hervorgehoben, die auch versuchten, es in die Tat umzusetzen. Dann geriet diese Frage in Vergessenheit, wurde jedoch von der Internationale wieder aufgeworfen.

Generalstreik allen partiellen Streiks ein Ende macht, sofern sie nicht durch eine absolute Notwendigkeit hervorgerufen wurden.

Der folgende belgische Kongreß im August 1873 sprach sich für die Organisation des Generalstreiks aus. Holland trat dieser Idee ebenfalls bei. Der erste Versuch der praktischen Verwirklichung des Generalstreiks wurde in Spanien im Juli desselben Jahres gemacht. Um nur irgendwie ihre politische Abstinenz angesichts der tiefen Krise, die das ganze Land erschütterte, zu rechtfertigen, erklärten die dortigen Anarchisten den Generalstreik in Alcoy und Barcelona. Aber diese Bewegung, die eine Expropriation der Kapitalistenklasse gar nicht direkt bezweckte, erschien eher wie eine krampfhafte Anstrengung von Menschen, die den Kopf verloren haben, und führte daher zu nichts, um so mehr, als sie einen rein lokalen Charakter hatte.

Der antiautoritäre Kongreß zu Genf hatte sich sehr viel mit dieser Frage zu beschäftigen. Als Berichterstatter darüber trat Schukowski auf, der hervorhob, daß der Generalstreik eine mehr oder weniger vollendete internationale Organisation der Gewerkschaften sowie statistische Arbeiten der Internationale voraussetze. Andererseits war die Kommission, da „der Generalstreik nichts anderes als die soziale Revolution ist, denn es genügt, alle Arbeiten nur auf zehn Tage einzustellen, um die bestehende Ordnung umzustürzen", der Ansicht, der Kongreß sollte diese Frage nicht lösen, um so mehr, als infolge ihrer Beratung die Gegner in jene Mittel eingeweiht würden, die die Internationale zur Bewerkstelligung der Sozialumwälzung anzuwenden beabsichtigt.

Die belgischen Delegierten erklärten ihrerseits, daß die Belgier den Generalstreik als Mittel zur Durchsetzung der revolutionären Bewegung ansehen. Einer von ihnen, Verrycken, bemerkte dabei, hätte man zur Zeit der Pariser Kommune den Generalstreik durchgeführt, so wäre der Triumph der Reaktion ohne Zweifel vermieden worden. Der feurige Costa, der den Generalstreik für ein „vortreffliches Revolutionsmittel" erachtete, erklärte, daß partielle Streiks nichts anderes seien als „Sand, den man den Arbeitern in die Augen streut". Ein anderer italienischer Delegierter, Bert, brachte eine Resolution ein, die dahin ging, die Generalstreiks sollten in einzelnen Erwerbszweigen durchgeführt werden unter der Bedingung, daß die nichtstreikenden Gewerbe den streikenden Beistand leisten sollten und daß die von den letzteren erlangte Erhöhung des Arbeitslohnes für die Organisation eines Streiks in anderen Gewerben verwendet werden sollte usw. „bis zum vollständigen Siege". Selbst Brousse, der sich damals in einem Paroxismus des anarchistischen Fiebers befand, erkannte, daß derartige Vorschläge zum Ruin der Arbeiterschaft führen würden. Guillaume bemühte sich auch, in dieser Frage eine vermittelnde Stellung einzunehmen; indem er die Möglichkeit eines völligen Verzichtes auf vereinzelte Streiks verneinte, empfahl er in seinem Resolutionsentwurf den Arbeitern, alle Anstrengungen auf die Entwicklung der internationalen Organisation der Gewerkschaftsverbände zu konzentrieren, diese würden sie instand setzen, den Generalstreik zu proklamieren, einen einzigen Streik, der in der Tat vermöge, die völlige Befreiung der Arbeit zu verwirklichen. Auf denselben Standpunkt stellte sich auch der andere jurassische Delegierte Spichiger, der meinte, daß eine vorhergehende dauernde Propaganda für die Verwirklichung dieser Idee notwendig sei, bis dahin solle man nicht gegen die vereinzelten Bewegungen auf-

treten und nicht die „noch nicht revolutionären" Arbeiter von den Streiks abhalten.

Einen anderen Ton brachte der Engländer Hales in die Debatte, indem er entschieden erklärte, der Generalstreik sei unausführbar und widersinnig. „Um den Generalstreik auszuführen, ist es vor allem notwendig, sich zu diesem Zwecke überall zu organisieren. Ist aber die Organisation der Arbeiter vollendet, dann ist die soziale Revolution vollzogen." Endlich nahm der Kongreß nach recht verworrenen Debatten einstimmig eine Resolution an, in der es hieß, daß bei dem gegenwärtigen Zustand der Organisation der Internationale die Frage des Generalstreiks nicht völlig gelöst werden könnte; weiter wurde darin den Arbeitern dringend empfohlen, sie sollten sich der internationalen Organisation der Gewerkschaften wie auch der aktiven sozialistischen Propaganda zuwenden.

Der Kongreß erklärte weiter, die Internationale sei willens, im Kampfe zwischen Kapital und Arbeit allen Arbeitern der Welt gegenüber, welches immer ihre Richtung sei, Solidarität zu üben. Als nächster Kongreßort wurde Brüssel festgesetzt, wobei die Funktionen des Föderalbureaus für das folgende Jahr der belgischen Föderation anvertraut wurden. Da der Generalrat aufgehoben war, so wurde auch der jährliche Mitgliedsbeitrag von 10 Centimes abgeschafft, und dabei wurde beschlossen, daß sämtliche Korrespondenz- und Organisationskosten der allgemeinen Kongresse von jener Föderation vorgeschossen werden sollten, die augenblicklich als Föderalbureau diente, und daß diese Kosten jährlich auf dem Kongresse unter die einzelnen Nationalföderationen verteilt werden sollten.

Sechstes Kapitel.

Der Kongreß der anarchistischen Internationale zu Brüssel.

Der zweite antiautoritäre Kongreß, der von dessen Teilnehmern als der siebte allgemeine Kongreß der Internationale bezeichnet wurde, fand vom 7. bis 13. September 1874 in Brüssel statt.[12] Es waren dort vertreten: England durch Eccarius, Belgien durch neun Delegierte (darunter Brismée, Coenen), Spanien durch Farga-Pelicer (unter dem Pseudonym Gomez), Frankreich durch einen sonst unbekannten van Wedemer, allem Anschein nach einen Belgier, Italien durch den Belgier Verrycken, der Jura durch Schwitzguébel und Deutschland durch die Lassalleaner Frohme und Faust, die übrigens nicht den Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein, sondern deutsche Gruppen in Belgien repräsentierten. Es ist ganz augenscheinlich, daß die Vertretung Frankreichs, Englands und Deutschlands eine durchaus fiktive und rein dekorative war. Die Vertretung Italiens war auch nur eine Fiktion; denn der italienische sozialrevolutionäre Ausschuß (darüber unten) hatte erklärt, er werde keinen Delegierten schicken. Verrycken aber vertrat eine so gut wie nicht existierende Gruppe von Palermo. Also waren auf dem Kongreß tatsächlich nur die Vertreter spanischer, jurassischer und belgischer Föderationen anwesend, wobei die letzteren den übrigen an Zahl überlegen waren. Es war noch ein russischer Genosse da, der von den russischen Mitgliedern der Genfer

[12] Compte-rendu officiel du VII congrès général de l'Association Internationale des Travailleurs, tenu à Bruxelles du 7 au 13 Septembre 1874. Verviers 1874. Vergl. auch Guillaume, L'Internationale, III, S. 210 ff.

Propagandasektion empfohlen war. Guillaume meint, es wäre Krawtschinski gewesen, aber es ist nicht mit Sicherheit festgestellt.[13]

Auf dem Kongreß wurde das kennzeichnende Sendschreiben des italienischen sozialrevolutionären Ausschusses vorgelesen, aus dem wir einige Stellen folgen lassen, um zu zeigen, bis zu welchen Extremen die mit streng logischer Konsequenz durchgeführten anarchistischen Ideen die italienischen Revolutionäre geführt hatten:

Italien wird nicht auf diesem Kongreß vertreten, weil die Internationale in Italien nicht mehr öffentlich existiert und keine Gruppe unserer geheimen Organisation geneigt ist, auch nur eines ihrer Mitglieder zu verlieren, das morgen mit den Waffen in der Hand unserer Sache viele andere Dienste wird leisten können. Ja, die öffentliche Internationale existiert in Italien nicht mehr. Und dieses glückliche (!) Resultat verdanken wir gänzlich unserer Regierung. Die italienischen Massen, die vorzugsweise zur Konspiration geneigt sind, verhielten sich zuerst sehr mißtrauisch gegenüber der Internationale. Dieses Mißtrauen richtete sich nicht gegen die Prinzipien unserer großen Organisation, sondern gegen ihr System der offenen oder gesetzmäßigen Organisation. Wahrheit und Gerechtigkeit unseres Prinzips überwanden jedoch am Ende dieses Mißtrauen, und die Internationale fing an, immer mehr um sich zu greifen, daneben aber nahm ihre Organisation eine Form an, die ganz verschieden war von der, die sie in anderen Ländern angenommen hatte. Diese Organisation verwandelte die Internationale in Italien zu einer umfassenden Verschwörung, die vor aller Augen organisiert wurde. Es genügt nur diese einfache Definition, um den ganzen Widersinn eines derartigen Systems zu zeigen.

Die Verfolgungen der Regierung trieben die italienischen Internationalisten dazu, sich in einem Geheimbund unter der Fahne der Anarchie und des Kollektivismus zu organisieren. Da sie sich entschlossen hatten, die Bakuninsche Theorie des Putschismus praktisch anzuwenden, organisierten sie, wie wir noch sehen werden, einige Banden zur Provozierung von Aufständen und erklärten in kategorischer Weise am Schlusse ihres Schreibens an den Brüsseler Kongreß, daß „die Epoche der Kongresse für sie unabänderlich abgeschlossen sei". Im nachstehenden werden wir sehen, daß sie mit ihrer kategorischen Erklärung etwas voreilig waren.

Der Brüsseler Kongreß veröffentlichte ein Manifest an alle Arbeiter, in dem er sich wieder bemühte, die Spaltung in der Internationale als einen Streit zwischen dem Prinzip der Autorität und dem der Autonomie und Föderation hinzustellen. Er suchte dabei diejenigen Fragen zu umgehen, die die Kongreßteilnehmer selbst tief trennten, so zum Beispiel die Frage des politischen Kampfes, des staatlichen Elementes in der zukünftigen Gesellschaft usw. Aber trotz aller Bemühungen der Anarchisten, alle diese Funken der Zwietracht zu verbergen, die unter der Asche des Hasses gegen die Mar-

[13] Engels äußerte sich über den Brüsseler antiautoritären Kongreß folgendermaßen: „Die Belgier und Bakunisten halten ihren Kongreß in Brüssel jetzt ab.... 14 ganze Delegierte, 1 Deutscher (Lassalleaner), 1 Franzose, 1 Spanier (Gomez inconnu), 1 Schwitzguébel, der Rest Belgier. Allgemeine Uneinigkeit über alles Wesentliche, verdeckt dadurch, daß man nicht debattiert, sondern nur erzählt und anhört.... Die Italiener erklärten ihren faktischen Austritt, die öffentliche Internationale sei ihnen nur schädlich, sie wollten fürderhin nur konspirieren. Auch die Spanier neigen dazu. Im übrigen lügen sie sich gegenseitig was vor, was sie für kolossale Bewegungen machen. Und glauben noch jemand zu finden, der sich das aufbinden läßt."

xistische „Clique" glimmten, brach die Flamme der Mißhelligkeiten mit unerwarteter Gewalt aus. Das geschah bei den Verhandlungen über die Fragen des politischen Kampfes und der Organisation der öffentlichen Dienste in der zukünftigen Gesellschaft.

Die Frage der öffentlichen Dienste war die Hauptfrage, die auf dem Brüsseler Kongreß zur Verhandlung kam. Der Bericht über diese Frage wurde von de Paepe im Namen der Brüsseler Sektion erstattet.[14] Nachdem der Berichterstatter die öffentlichen Dienste in der gegenwärtigen Gesellschaft aufgezählt und gezeigt hatte, welche von ihnen in der zukünftigen Gesellschaft aufrechtzuerhalten und welche aufzuheben seien, aber auch welche neuen öffentlichen Dienste organisiert werden sollten, stellte er die Frage, von wem diese verschiedenen Dienste zu organisieren und zu verrichten seien, und antwortete:

In den Geschäftskreis der Kommune gehören folgende öffentliche Dienste: Sicherheit (Polizei, Gericht usw.), Registratur der Zivilstandsakten, Hygiene, öffentliche Armenpflege; alles, was sich auf die öffentlichen Gemeindearbeiten bezieht; Bau und Reparatur von Gebäuden; Verwaltung des Gemeindemarktes. In den Geschäftskreis der Föderation der Kommunen, das ist des Staates, gehören: Straßen, Post, Telegraph, Eisenbahnen; Kulturarbeiten über große Gebiete, Ausrodung von Neuland, Dränage, Bewässerung usw.; Forstverwaltung; Dampfschiffkommunikation, Erhaltung der Wasserwege; Organisation der Versicherung. Endlich gehören einige Unternehmungen allgemein-nützlichen Charakters, wie große wissenschaftliche Reisen, Weltstatistik und andere, in den Geschäftskreis der Weltkonföderation.

Weiter spricht der Berichterstatter über die Verwandlung des Ackerbaues in einen öffentlichen Dienst, über den Übergangscharakter der gegenwärtigen Gruppierung der Arbeiter nach Berufen, die mit dem Verschwinden der Arbeitsteilung auch verschwinden sollte, usw. Und de Paepe schließt mit folgenden Worten seinen Bericht:

Der jakobinischen Idee eines allmächtigen Staates und einer untergeordneten Kommune stellen wir die Idee einer freien Kommune gegenüber, die selbständig ihre sämtlichen Beamten ernennt und selbständig gesetzgebende, gerichtliche und polizeiliche Funktionen verrichtet. Der liberalen Idee eines Polizeistaats stellen wir einen entwaffneten Staat entgegen, der verpflichtet ist, die Jugend zu erziehen und gemeinsame Arbeiten zu zentralisieren. Ihrem Wesen nach wird die Kommune zu einem Organ der politischen oder vielmehr der sogenannten politischen Funktionen, wie etwa Gesetz, Gericht, Sicherheit, Garantie der Verträge, Fürsorge für die Erwerbsunfähigen, Zivilstand; daneben aber ist sie auch ein Organ sämtlicher lokalen öffentlichen Dienste. Der Staat aber wird seinem Wesen nach zu einem Organ der wissenschaftlichen Einheit und der großen Arbeiten allgemeinen Charakters, die für die Gemeinschaft erforderlich sind. Die politische Dezentralisation und die ökonomische Zentralisation, das ist unserer Ansicht nach der Grundsatz, zu dem die neue Auffassung der zweifachen Rolle der Kommune und des Staates führt, eine Auffassung, die auf der Untersuchung der öffentlichen Dienste beruht, wie sie am rationellsten in die Kompetenz jedes dieser Organe des kollektiven Lebens gehören.

Außer de Paepes Berichten wurden noch zwei Berichte über dieselbe Frage dem Kongreß vorgelegt, der eine kurz, von einer belgischen Sektion, der andere von der Propagandasektion zu Genf. Der letztere hielt den Fortbestand des Landheeres zum Schutze der Föderationsgrenzen und der Kriegsflotte

[14] Der Bericht von de Paepe wurde ausführlich in den Protokollen des Kongresses gedruckt (S. 74 bis 163).

zur Verrichtung der Seepolizei für notwendig. Aber diese zwei Berichte waren von keiner besonderen Bedeutung.

Heftige Debatten entspannen sich wegen des Berichtes de Paepes, der offenkundig mit dem Bakunismus gebrochen hatte, was die Anarchisten sofort ganz gut bemerkten.[15] Verrycken trat gegen den Staat im allgemeinen und gegen den Arbeiterstaat im besonderen auf, indem er alle Gemeinplätze der Anarchisten wiederholte. Er führte aus, daß die Sozialisten durch Aufrichtung des Arbeiterstaats einfach an die Stelle der Bourgeoisie treten würden; daß die öffentlichen Dienste mit Hilfe der freien Kommune und der freien Föderation der Kommunen organisiert werden sollten; daß die Ausführung dieser Dienste naturgemäß den Gruppen der Produzenten obliege und die Überwachung ihrer Ausführung den Delegationen zustehe, und zwar in der Kommune der Delegation der Fachvereine und in der Gebietsföderation den Delegationen der Kommunen. Schwitzguébel, der Delegierte der Juraföderation, bemerkte treffend, es handle sich hier um die Wahl zwischen dem Staat und der Anarchie. Die Anarchisten strebten die Vernichtung des Staats und die absolut freie Organisation der Arbeiter miteinander an, der Gruppen miteinander und der Kommunen miteinander. Es stehe jedem Arbeiter frei, seinem Fachverband fernzubleiben, jede Gruppe dürfe außerhalb der Kommune bleiben und jede Kommune außerhalb der Gebietsföderation. Das Übel, das solcher unbeschränkten Freiheit entspringen könnte, wäre jedenfalls kleiner als dasjenige, das die Wiedererrichtung der Staaten hervorrufen müßte.

De Paepe hob den Handschuh sofort auf und betonte in seiner höchst interessanten und originellen Rede, daß bei weitem nicht alle Elemente, die der antiautoritären Internationale beitraten, die anarchistischen Ansichten teilen.

„Es hat sich die Ansicht gebildet," sagte er, „daß infolge der Erhebung der Föderationen der Internationale gegen einige Handlungen des Haager Kongresses und infolge der Verkündigung des Prinzips der Autonomie und Föderation die Idee des Arbeiterstaats in der Organisation der Assoziation abgestorben sei. In Wirklichkeit aber bleibt die Frage des Arbeiterstaats und der An-archie[16] offen, und seit den so wichtigen, die Internationale aufregenden Debatten über die Frage des Eigentums[17] kann sich keine andere Frage mit derjenigen messen, die gegenwärtig unsere Assoziation erregt, und die lautet: ‚Von wem und auf welche Weise sollen die öffentlichen Dienste in der zukünftigen Gesellschaft verrichtet werden?' Diese Frage umfaßt die ganze soziale Frage, und von ihrer Lösung in diesem oder jenem Sinne hängt auch die Art der Einwirkung der Arbeiterklasse auf die Revolutionsereignisse in dem Augenblick ab, wo sie berufen wird, in sie einzugreifen.... In Spanien, in einem Teil Italiens und im Jura herrschen die Ideen der Anarchie, während in Deutschland, Holland, England und Amerika die Mehrheit für die Idee des Arbeiterstaats eintritt. Belgien schwankt noch zwischen diesen zwei Tendenzen."

De Paepe meint weiter, es wäre praktischer, wenn die Arbeiterföderationen, anstatt sich in die Gebiete des Unbekannten und Unvorhergesehenen

[15] In seiner Bibliographie de l'anarchie sagt Nettlau rund heraus, de Paepes Bericht „war nicht mehr anarchistisch", und er hat recht. Siehe M. Nettlau, Bibliographie de l'anarchie. Paris-Brüssel 1897. S. 54.

[16] Damals schrieb man dieses Wort nach Proudhons Beispiel getrennt.

[17] Und zwar auf den Kongressen zu Lausanne (1867), zu Brüssel (1868) und zu Basel (1869), wo der Kampf zwischen den Anhängern des Privat- und Kollektiveigentums geführt wurde.

zu vertiefen, die Leitung der Staaten an sich rissen und dieselben in die sozialistischen Arbeiterstaaten verwandelten. So würde es ohne Zweifel bei den meisten Völkern geschehen, wo die Arbeiter es für viel einfacher und leichter erachten werden, sich der bestehenden Staaten zu bemächtigen, als alles zu zerstören und dann alles wieder neu aufzubauen. Bei anderen Völkern, zum Beispiel in Spanien, gestalte sich infolge des inneren Zerfalles des Staates die Lage mehr und mehr anarchistisch, und in diesem Falle sei es ganz naturgemäß, daß ein solches Volk alles ganz aufs neue von unten auf umbauen würde. Auf alle Fälle sieht de Paepe in der anarchistischen Revolution eine ernsthafte Gefahr für die Arbeiterbefreiung, und zwar wegen des Mangels an einer einheitlichen Leitung, und infolge der jetzt herrschenden Unwissenheit auch eine Möglichkeit für manche Ehrgeizige, die Leitung der Bewegung in die Hand zu nehmen und ihr eine falsche Richtung zu geben.[18]

Marx' alter Mitarbeiter Eccarius trat ebenfalls gegen die anarchistischen Utopien auf, aber er gab dabei den Diskussionen einen charakteristischen Anstrich von Trade Unionismus. Die Arbeiter, führte er aus, handeln weit praktischer. Sie verkaufen die Bärenhaut nicht, bevor sie den Bären erlegt haben. Ehe man über die Sozialrevolution rede, müsse man die Arbeitszeit so verkürzen, daß die Arbeiter die Möglichkeit hätten, zu lernen und die sozialen Fragen zu verstehen. Was aber die An-archie anbelange, so würde sie uns ins Mittelalter mit den Streitigkeiten der einzelnen Zünfte zurückführen.

Schließlich beschloß der Kongreß, keine Resolutionen über die Frage der Organisation der öffentlichen Dienste anzunehmen und sie den einzelnen Föderationen zur Erwägung vorzulegen. Auf dem nächsten allgemeinen Kongreß sollte nochmals verhandelt werden. Es wurde klar, daß die antiautoritäre Internationale ihrem Wesen nach unfruchtbar war, und nicht nur deswegen, weil sie es ablehnte, eine einheitliche Parteiansicht über prinzipielle Fragen zu formulieren, sondern auch deshalb, weil sie nicht imstande war, zu solcher Formulierung zu gelangen, da sie zwei unversöhnbare Tendenzen barg, die in Konflikt gerieten und mit jedem Tage immer weiter und weiter auseinandergehen sollten. Das kam sofort wieder an den Tag, sobald der Kongreß zur Besprechung der folgenden Frage der politischen Tätigkeit überging. Es begann die alte Leier.

Allerdings, um den Schein der formellen Einheit zu erhalten, begannen alle Teilnehmer des Kongresses mit der Anerkennung der Unmöglichkeit, allen Zweigen der Internationale eine gleichförmige politische Taktik aufzuzwingen. Aber die Kongreßteilnehmer vermochten diese idyllische Übereinstimmung nur so lange zu erhalten, als sie nicht über die Grenzen der rein theoretischen Erwägungen hinausschritten. In der Praxis aber war die Entzweiung unvermeidlich. Und selbst in der rein theoretischen Sphäre tauchten schon wesentliche Differenzen auf, die das unabwendbare und nahe Auseinandergehen der entgegengesetzten Elemente erwarten ließen.

Eccarius und die beiden deutschen Delegierten sprachen sich entschieden für die Eroberung der politischen Macht durch die Arbeiterklasse aus, während der spanische, der jurassische und einige belgische Delegierte ebenso entschieden für die politische Abstinenz eintraten. Die Ansicht eines anderen Teiles der bel-

[18] Compte-rendu usw. S. 178 ff.

giſchen Delegation, die ſich ſchon der ſozialdemokratiſchen Auffaſſung der Frage näherte, wurde von de Paepe bei Beſprechung der vorhergehenden Frage geäußert.

Frohme und Fauſt entwickelten den Geſichtspunkt der deutſchen Sozialdemokratie in der politiſchen Frage. Der Bourgeoiſie die ausſchließliche Oberherrſchaft im Staate zu überlaſſen, wäre für die ſozialiſtiſche Arbeiterpartei gleichbedeutend mit einem Selbſtmord, die letztere ſolle der Bourgeoiſie die politiſche Macht ſtreitig machen und nach deren Eroberung den bürgerlichen Staat in einen ſozialiſtiſchen verwandeln. Sie ließen ſich nicht von der Illuſion einer friedlichen Löſung dieſer Frage verleiten, aber die geſetzliche und parlamentariſche Tätigkeit diene für ſie als Mittel zur Agitation und Selbſterhaltung. Die auf dieſem Schauplatz errungenen Erfolge ſprächen laut für dieſe Taktik. Und jeder Verſuch, die deutſchen Arbeiter von der politiſchen Tätigkeit abzubringen, wäre einfach kindiſch.

Baſtin und Verrycken ſetzten den Standpunkt der belgiſchen Arbeiter auseinander. Für dieſe könne von politiſcher Tätigkeit keine Rede ſein, weil (!) ſie kein allgemeines Wahlrecht hätten. Da die Redner durch dieſe Worte unvermutet eine der Haupturſachen des damaligen Anarchismus aufdeckten, merkten ſie plötzlich, daß ihnen die Frage geſtellt werden könnte: Warum denn nicht einen Kampf ums Wahlrecht beginnen? Darauf gaben ſie die Antwort, ſie würden keinen Finger rühren, um das Wahlrecht zu erringen, denn ſie wüßten, daß ſie nichts dadurch gewinnen könnten. Sie erwarteten nichts von den Parlamenten und ſeien wie früher willens, alle Kräfte der Organiſation der Arbeiter in Berufsvereinen und Föderationen zu widmen. Wenn dieſe Organiſationen hinreichend groß geworden ſeien, werde die Arbeiterklaſſe imſtande ſein, mit Erfolg die ſoziale Revolution durchzuführen.

Waren die Belgier in hohem Maße Anarchiſten, weil ſie *kein Wahlrecht hatten*, ſo waren es die Juraſſier deswegen, weil ſie es *nicht zu benutzen verſtanden*. Schwitzguébel, der im Namen der Juraföderation auftrat, erklärte, die juraſſiſchen Sozialiſten ſeien, obwohl ſie das Wahlrechten hätten, auf Grund ihrer Erfahrungen Abſtentioniſten geworden. Anfangs pflegten die Sektionen der Internationaliſten politiſche Parteien zu unterſtützen. Es wurde die Frage der Arbeiterkandidaturen aufgeſtellt; die bürgerlichen Parteien verſprachen, Zugeſtändniſſe zu machen, doch betrogen ſie die allzu vertrauensſeligen ſozialiſtiſchen Arbeiter. Dieſe Lehre war heilſam, und ſeitdem ſeien die Juraſſier zu den Gegnern der politiſchen Betätigung geworden. So deckte Schwitzguébel eine andere Urſache des damaligen Anarchismus auf, und zwar die politiſche *Prinziploſigkeit*, der eine Enttäuſchung über das Mittel folgte, das man nicht zu benutzen verſtand. Statt den bürgerlichen Parteien Beiſtand zu leiſten und ſich auf ihre Zuſagen zu verlaſſen, mußten die Arbeiter eine eigene politiſche Partei organiſieren und eigene Kandidaten gegen die bürgerlichen Parteien durchſetzen, wie es die Deutſchen taten. Aber dieſe Löſung der Frage war nur für jene Länder möglich, in denen zahlreiche Maſſen des induſtriellen Proletariats vorhanden waren; für die Juraſſier, Italiener, Spanier und andere aber war ſie in der Praxis unausführbar. Und es lag ganz in der Natur der Dinge, daß dieſe Länder in dem Maße, wie ſie ſich induſtriell entwickelten, nacheinander vom Anarchismus abfielen, wobei Belgien natürlich den erſten Schritt in dieſer Richtung tun ſollte.

Schließlich wurde folgende Kompromißresolution vom Kongreß einstimmig angenommen:

In bezug auf die Frage, wieweit die politische Betätigung der arbeitenden Klasse für die Herbeiführung der sozialen Revolution nützlich und notwendig sein kann, erklärt der Kongreß, daß es jeder einzelnen Föderation und sozialdemokratischen Partei jedes Landes zusteht, nach eigenem Gutdünken jene politische Taktik zu bestimmen, der sie zu folgen gedenkt.

Die Anarchisten empfanden, welche Gefahr für ihre Organisation in der Tendenz lag, die im Bericht de Paepes und in den Debatten des Brüsseler Kongresses zum Ausdruck kam. Das „Bulletin de la Fédération Jurassienne" eröffnete die Polemik gegen die Zugeständnisse, die dieser Bericht der Idee des Staates machte. Aber alle Versuche, den zum Vorschein gekommenen Riß zu verkitten, waren natürlich erfolglos. Die Stimme des Lebens erwies sich mächtiger als alle doktrinären vorgefaßten Meinungen, und mit jedem Tage in dem Maße, wie die Unfruchtbarkeit und der desorganisatorische Charakter der anarchistischen Taktik mehr an den Tag traten, wurde dieser Riß immer breiter, bis er sich endlich in eine Kluft verwandelte, die die Sozialisten von den Anarchisten trennte.

Siebentes Kapitel.

Theorie und Praxis der anarchistischen Internationale.

Programm und Taktik der anarchistischen Internationale wurden in hohem Maße durch den Glauben an das unmittelbare Herannahen der sozialen Revolution bestimmt. Diese Stimmung hatte ihren Grund in den tiefen sozialen und politischen Erschütterungen, die Europa von 1859 bis 1871 erfuhr. Während dieser Periode fanden statt: drei europäische Kriege — der Österreichisch-Französische, der Österreichisch-Preußische und der Deutsch-Französische, abgesehen von den weniger bedeutenden, wie etwa dem Deutsch-Dänischen Krieg; die Umänderung der europäischen Karte; der Umsturz des Kaisertums in Frankreich; der preußische Verfassungskonflikt; der Zusammenbruch des österreichischen Absolutismus; die Vereinigung Italiens; die andauernde Revolution in Spanien; die Pariser Kommune; die Abschaffung der Leibeigenschaft in Rußland; die Anfänge der Massenarbeiterbewegung in der Mehrzahl der europäischen Länder usw. Alle diese Ereignisse, die das labile Gleichgewicht des damaligen Europa an den Tag legten, erweckten in den Zeitgenossen erhöhte Erwartungen und Hoffnungen auf unmittelbar bevorstehende tiefe soziale Umgestaltungen und Erschütterungen. Eine Gefahr dieser gehobenen Stimmung und der übermäßigen Erwartungen bestand darin, daß man von ihnen infolge eines Mißerfolges sogleich zur Mutlosigkeit und Apathie übergehen konnte, wie es zum Beispiel gerade bei Bakunin der Fall war. Als dieser nach der Niederlage der Kommune sich in seiner Erwartung der nahen Revolution und in seinem Glauben an die revolutionäre Gesinnung der Volksmassen enttäuscht sah, schloß er, daß es für die Revolutionäre in der nächsten Zeit nichts zu tun gebe, und sprach diesen Gedanken seinen Anhängern offen aus. Es lag aber in der Natur der Dinge, daß die ihm Gefolgschaft leistende Jugend sich keinesfalls mit dieser Schlußfolgerung zufrieden gab und sie vielmehr für eine greisenhafte Schwäche des Meisters erklärte. Wie festgewurzelt unter den Bakunisten der Glaube an das Herannahen des anarchistischen Millenniums war, ersieht man aus der

unbedeutenden, jedoch charakteristischen Tatsache, daß, als die belgische Zeitung „Liberté" im Juni 1873 zu existieren aufhörte, das „Bulletin der Juraföderation" dieses Ereignis folgendermaßen kommentierte:

Das ist ein neues Anzeichen der revolutionären Gesinnung in Belgien. Die Zeit der Auseinandersetzung der Prinzipien und der wissenschaftlichen Untersuchung ist vorbei. Wir haben zur Genüge theoretisiert; jetzt aber wollen die Belgier sich ans Werk machen!

Wie wir sahen, hatten auch die italienischen Anarchisten ungefähr dieselbe Ansicht in ihrem Schreiben an den Brüsseler Kongreß geäußert. Und alle Bakunisten einschließlich der russischen teilten diese Gesinnung.

Als das Hauptdogma des Bakunismus galt die Enthaltung von jeder politischen Aktion, die nicht den Sieg der Arbeitersache über das Kapital, das ist die soziale Revolution, zum unmittelbaren Zwecke hatte. Wir haben schon gesehen, daß dieses Dogma eigentlich eine Konstatierung und eine theoretische Anpassung an die faktische Sachlage in der Mehrzahl der damaligen Staaten war, das ist an das Fehlen des allgemeinen Wahlrechts und an den Mangel an Verständnis, es zu gebrauchen dort, wo es vorhanden war.[19] Gleichzeitig äußerten sich die Anarchisten gegen die Besitzergreifung der politischen Macht, gegen die Ausnützung des Staatsmechanismus im Interesse der sozialen Umgestaltung und selbst gegen den Arbeiterstaat (den Volksstaat der Deutschen) im allgemeinen, weil jeder Staat ihrer Meinung nach unvermeidlich ein Element der Unterdrückung und Herrschaft wenn nicht einer Klasse über die andere, so doch einer Gruppe über die andere, der Mehrheit über die Minderheit aufrechterhalten würde. Indem sie sich gegen jeden Kampf auf gesetzlichem Boden äußerten, weil ein derartiger Kampf nur dazu geeignet wäre, die Energie des Proletariats einzuschläfern und es in eine Reihe von Kompromissen mit den herrschenden Klassen hineinzuziehen, lehnten sie ebenfalls jeden Kampf um die Reformen ab, deren Nützlichkeit sie in Abrede stellten, lehnten sie ferner jede Agitation in dieser Richtung ab, wobei sie auf Schritt und Tritt mit der wirklichen Bewegung der Arbeitermassen in Widerspruch gerieten und sich aus diesem Grunde immer mehr von ihnen losrissen und sich in eine ohnmächtige und grollende Sekte verwandelten. Statt der positiven politischen Taktik der Sozialdemokraten stellten sie eine „negative Politik" auf, die sie folgendermaßen formulierten. Sie forderten: Enthaltung von den Wahlumtrieben und dem Parlamentsgeschwätz; Organisation und Föderation der Gewerkschaftsverbände; energische Propaganda der sozialistischen Prinzipien und Kritik der Tätigkeit der

[19] Brousse, der damals einer der Führer des Anarchismus war und später zum gemäßigten Possibilisten wurde, wobei er übrigens seine Feindseligkeit gegen den Marxismus bewahrte, veröffentlichte im Jahre 1882 eine interessante Broschüre: „Der Marxismus in der Internationale." Darin nahm er unter anderem an, daß die Marxisten 1871 bis 1872 richtige Ideen gehabt, doch sie mit unzulänglichen Mitteln verteidigt und dadurch deren Sieg gehemmt hätten. „Theoretisch... hatten die Marxisten recht (nämlich in den Fragen über den politischen Kampf und über die Besitzergreifung der politischen Macht)." Die politische Abstinenz erklärte er ziemlich richtig: „In Rußland, Italien und Spanien, wo die Wahltaktik wegen des Fehlens des Wahlrechtes unmöglich war, wurde eine rein revolutionäre Tätigkeit durch die naturgemäße Notwendigkeit hervorgerufen." (Le Marxisme dans l'Internationale. S. 11, 14 und 16.) Aber das erklärt die Sache nur zur Hälfte.

herrſchenden Bourgeoiſie; endlich bei günſtiger Gelegenheit auch Verwirklichung der Forderungen des Proletariats auf dem Wege der Revolution und Aufhebung der Regierungen. Das war nichts anderes als eine bewußte Abwendung von dem wirklichen Leben.

Im großen und ganzen bildeten die Anſichten der Bakuniſten eine eigenartige Form des revolutionären „Ökonomismus", dem durchweg nur die Phraſe revolutionär war und nicht der Inhalt. Auf dem praktiſchen Gebiet zum Beiſpiel konnten die Juraſſier ihren Parteigängern außer der Propaganda gar nichts bieten als nur die Organiſation der Widerſtandskaſſen. Auf Schritt und Tritt lief ihr Anarchismus auf den vulgärſten gewerkſchaftlichen Opportunismus hinaus, und nach den lauten Phraſen, daß die Geſetzgeber den Arbeitern nur „klägliche und unnütze Palliative" bieten könnten, und nach den Mahnungen, daß „die Befreiung der Arbeiter die Sache der Arbeiter ſelbſt ſein ſolle", ſchoben ſie unerwartet den proletariſchen Organiſationen eine einzige Aufgabe zu: das Erringen der Verkürzung der Arbeitszeit. Und dieſes armſelige Programm wurde feierlich dem „bürgerlichen" Programm der ſozialdemokratiſchen Partei entgegengeſtellt. Man kann ohne Übertreibung ſagen, daß das anarchiſtiſche Programm, das in den offiziellen Veröffentlichungen der antiautoritären Internationale auseinandergeſetzt wurde, ein einfaches Gemiſch des engliſchen Trade Unionismus mit frommen Wünſchen des Proudhonismus bildete. In dem Leitartikel des anarchiſtiſchen offiziellen Organs „Bulletin de la Fédération Jurassienne", betitelt: „Arbeiter, wenn ihr wolltet!" (Dezember 1875) wurde dieſes Programm folgendermaßen dargeſtellt:

Die vereinigten Arbeiter könnten eine Menge von Einrichtungen zuſtande bringen. Einige davon ſind Begründung der Widerſtandskaſſe in jedem Gewerbe und föderative, ſolidariſche Organiſation des Widerſtandes; Organiſation der allgemeinen gegenſeitigen Verſicherung für Fälle der Krankheit und Arbeitsloſigkeit; Einrichtung eines allgemeinen ſtatiſtiſchen Auskunftsbureaus; Einrichtung eines freiwilligen Solidaritätsfonds; Organiſation des ſolidariſchen gegenſeitigen und Föderalkredits zur Ausnutzung aller Geldquellen der Sektionen und Föderationen für die Entwicklung von Unternehmungen; Gründung von Föderativmagazinen in den Hauptquartieren; Errichtung von Werkſtätten, die unter der Kontrolle der Fachvereine oder Föderationen ſtehen und ihnen gehören; Eröffnung eines Verlags ſozialiſtiſcher wiſſenſchaftlicher und belletriſtiſcher Werke; Einrichtung einer allgemeinen Bibliothek, regelmäßiger öffentlicher Vorleſungen, literariſcher Diskuſſions- und Familienverſammlungen, von Volksunterhaltungsabenden uſw.

Eine derartige Organiſation ſollte genügen, um die Arbeiterklaſſe in eine gewaltige Macht zu verwandeln und eine vollſtändige Umgeſtaltung der Ideen, Sitten, des Familien- und Straßenlebens uſw. herbeizuführen.

Ganz einfache und naheliegende Gedanken, etwa jener Art, daß nur die organiſierten Arbeiter ſelbſt die Durchſetzung der Arbeiterſchutzgeſetze ſichern können, geben den Anarchiſten bloß Gelegenheit zum Verwirren der Geiſter und zum Ablenken der Arbeiter von der Beſchäftigung mit großen Aufgaben, von dem Kampfe um die Fabrikgeſetzgebung und anderen ſozialen Reformen uſw. Die ablehnende Stellung zum politiſchen Kampfe veranlaßte ſchon damals die Juraſſier, eine Art direkter Aktion zu formulieren, ähnlich jener, die bei den gegenwärtigen revolutionären Syndikaliſten die Rolle eines Glaubensbekenntniſſes ſpielt. „Statt ſich an den Staat zu wenden, dem ſeine ganze Macht nur von den Arbeitern verliehen wird, ſollen ſie ihre Ge-

schäfte unmittelbar mit der Bourgeoisie abmachen, dieser ihre Bedingungen stellen und sie durch Gewalt nötigen, diese Bedingungen anzunehmen." Derartige Stellen lassen sich in der damaligen anarchistischen Literatur zahlreich genug finden, und in diesem Sinne können die Bakunisten wirklich bis zu einem gewissen Grade den Titel der Vorläufer „des revolutionären Syndikalismus" beanspruchen. Gemeinsam ist auch den „revolutionären Syndikalisten" und den Bakunisten die fetischistische Anbetung der Idee des Generalstreiks, aber die Stellung zu partiellen Streiks trennt sie zu scharf voneinander. Während die „revolutionären Syndikalisten" heute jeden Streik, auch den kleinsten, für eine revolutionäre Tat halten (von solcher Bedeutung waren für die Bakunisten nur Putsche), verhielten sich hingegen die damaligen Anarchisten zu den partiellen Streiks entweder negativ oder sie litten diese wie einen Stachel, wider welchen zu lecken unnütz gewesen wäre. Auf dem Berner Kongreß zum Beispiel, von dem wir unten reden werden, äußerte der spanische Delegierte Viñas folgendes über die Streiks:

Trotz der unterdrückenden Diktatur haben die spanischen Arbeiter einige wichtige Streiks durchgeführt.... Die Böttcher- und Färberstreiks kosteten die Berufsorganisation über 50 000 Duros (200 000 Mark); wäre diese Summe auf die Entwicklung der revolutionären Organisation verwendet worden, dann hätte man bedeutende und fruchtbringende Resultate erringen können. Es gelang den Barcelonaer Steinmetzen, das Ende der Arbeitszeit auf 7 Uhr festzusetzen. Der wichtigste der heutigen Streiks ist der Streik der Barcelonaer Schlosser, der wöchentlich 300 Duros verschlingt. Auf diese Weise verwenden die Fabrikarbeiter fast ihre ganzen Mittel auf die Streiks. Dennoch verliert die Streiklust den Boden in dem Maße, worin die Revolutionslust zunimmt.

Ebenso ablehnend verhielten sich die Bakunisten zur Genossenschaftsbewegung. Im Interesse der historischen Wahrheit sei übrigens bemerkt, daß um jene Zeit die Sozialisten überhaupt der Genossenschaftsbewegung keinen großen Enthusiasmus entgegenbrachten. Auf dem Kongreß der alten Internationale wurde den Konsumgenossenschaften keine besondere Bedeutung beigemessen, hingegen setzte man große Hoffnungen auf die Produktivassoziationen. Die Bakunisten warfen, ihrem Standpunkt getreu, beide in einen Topf. Interessant ist in dieser Beziehung Cafieros Handlungsweise. Dieser Enthusiast, der für alles, was seinem Dafürhalten nach die Revolution fördern konnte, mit Geld nicht sparte, weigerte sich entschieden, eine genossenschaftliche Werkstatt zu unterstützen, trotzdem diese eine der Stützen der Juraföderation, das ist des Zentrums der Cafiero so teuren antiautoritären Internationale, bildete. Ungeachtet der Vermittlung Guillaumes sagte Cafiero, er würde keinen Heller dafür hergeben, einige neue Bourgeois zu schaffen; sein Geld sei für eine andere, viel wichtigere Sache bestimmt, nämlich für die Organisation von Aufständen in italienischen Dörfern. Dabei hatte Cafiero kurz vorher fast sein ganzes Kapital, ungefähr 100000 Franken, auf die Einrichtung eines revolutionären Zufluchtsortes zu Locarno verwendet. Freilich gab es auch in der Frage der Stellung zu den Genossenschaften Ausnahmefälle bei den Antiautoritären, und dieselben Jurassier traten zum Beispiel für die Einrichtung von Kooperativen ein, allerdings unter dem Vorgeben, sie müßten der Rückständigkeit der Arbeiter Konzessionen machen, wobei sie darauf rechneten, sie durch materielle Vorteile allmählich für die Bewegung zu gewinnen.

Nicht weniger interessant ist die Stellung der Jurassier zur Fabrikgesetzgebung. Im Jahre 1874 begann in der Schweiz unter dem Einfluß des kurz vorher organisierten Arbeiterbundes die Massenbewegung zugunsten des Zehnstundentags. Die Jurassier, die im allgemeinen abseits von diesem Bunde standen und sich weigerten, ihm beizutreten wegen seines vermeintlich zentralistischen Charakters, der die ihnen teuren Grundsätze der Föderation und Autonomie verletzte, überschütteten auch diese rein proletarische Massenbewegung, die nicht ins Prokrustesbett ihrer Doktrin hineinpaßte, mit Hohn.

„Es ist eine vortreffliche Sache," schrieb ihr Bulletin, „und wir möchten uns beinahe dieser Bewegung von Herzen anschließen.... Schlüge man uns aber vor, den Zehnstundentag auf dem Wege der Gesetzgebung unter Mitwirkung der bürgerlichen politischen Parteien zu erringen, dann könnten wir nicht dem Schweizer Arbeiterbund auf diesem Boden die Hand reichen, denn es hieße unserer Meinung nach gegen die Arbeiter, nicht für sie zu wirken."

Als der Entwurf des Fabrikgesetzes für den Bund veröffentlicht wurde, erklärten die Jurassier, indem sie sich nicht auf bloße Kritik seiner Fehler beschränkten, in ihrem Bulletin, sie hielten jegliches Fabrikgesetz für absolut untauglich, irgendwelchen Nutzen zu bringen, und wenn es für die Arbeiter noch so günstig gefaßt wäre. Und am Vorabend des Referendums über dieses Gesetz, das vom Parlament schon angenommen war, schrieb das „Bulletin de la Fédération Jurassienne":

Die Bourgeoisie und nur sie allein soll die Fabrikgesetze ausarbeiten. Die Sozialisten können nicht ein solches Gesetz erstreben, weil es inkonsequent wäre: wenn man sich die Aufhebung der Lohnarbeit, die Abschaffung des Proletariats zum Ziele setzt, darf man nicht eine Einrichtung fördern, die von vornherein die Existenz des Proletariats als eine unvermeidliche und ewige Tatsache anerkennt, eine Einrichtung, die im Falle ihrer ernstlichen Verwirklichung das Proletariat gesetzmäßig zu einer Kaste machte, die durch besondere Gesetze regiert wird usw.

Eine ebenso ablehnende Stellung nahmen die belgischen Anarchisten zum Petitionsfeldzug ein, der im Jahre 1876 von den flämischen Sozialisten in Gent, Antwerpen und anderwärts zugunsten des gesetzlichen Verbots der Kinderarbeit in Fabriken unternommen wurde. Die wallonischen Sozialisten weigerten sich kategorisch, sich diesem Feldzug anzuschließen, der all ihren „revolutionären" Traditionen widersprach.

Kein Wunder also, daß bei einer derartigen Stellung zu allen Fragen, die die tiefsten, unmittelbarsten Interessen der Arbeitermassen berührten und das Volk erregten, die Bakunisten immer mehr zu einer verknöcherten und erstarrten Sekte wurden. Alles rege Leben ging an ihnen vorüber; sie merkten es nicht oder es rief in ihnen bloß Spott und Schadenfreude hervor. Guillaume riet im Jahre 1873 den Spaniern, keinen Anteil an den Wahlen zur Nationalversammlung zu nehmen. In Frankreich freuten sich die Anarchisten über den erwarteten Umsturz der Republik durch die Hand Mac Mahons und der ihn umgebenden monarchischen Verschwörer (siehe einen Brief aus Paris an das „Bulletin de la Fédération Jurassienne" vom 22. Mai 1877). Sie fühlten, daß sie der Masse fernstanden. (In seinem Briefe an Kropotkin vom 26. Februar 1877 schrieb Guillaume über die Genossen aus La Chaux-de-Fonds: „Unsere Freunde leben allzu isoliert, allzu zurückgezogen von der Bevölkerung.") Die politische Abstinenz, die sektiererische Feindseligkeit gegen alle wirklichen Massenbewegungen, die Beschränkung ihrer Tätigkeit auf eine einseitige Pro-

paganda, die dabei über die Grenzen eines engsten Kreises nicht hinausschritt, alles dies machte sie ohnmächtig. Es war erforderlich, zu einem heroischen Mittel zu greifen, um sich mit der Masse in Verbindung zu setzen und die Organisation zu beleben. Dieses Mittel fanden die Bakunisten in Putschen. Aber statt sie zu retten und ihren Adern frisches Blut zuzuführen, kompromittierte sie dieses Mittel vollends und diskreditierte auch den ruhmvollen Namen der „Internationale", an dem sie hartnäckig festhielten.

Der Putschismus folgte naturgemäß aus der ganzen politischen Weltauffassung der Bakunisten und bedingte sie zugleich. Die Ablehnung des politischen Kampfes, der Mitarbeit an der Gesetzgebung, der Reformen, der allmählichen organischen Anhäufung der Kräfte, der Diktatur des Proletariats, alles dies wurde natürlicherweise ergänzt durch das Streben nach einer plötzlichen gewaltsamen Umwälzung mit Zerreißung aller politischen und juristischen Bande, mit Auflösung der Gesellschaft in einen desorganisierten atomistischen Zustand zum Aufbau einer neuen Gesellschaft von unten auf durch freie Gruppierung der freien Personen und Gruppen. Dieses Programm wurde aufs engste verbunden mit einem tiefen Glauben an die „revolutionären Instinkte" des Volkes, an die dasselbe stets begeisternde „revolutionäre Leidenschaft", der nur das Selbstbewußtsein, eine embryonale Organisation und vor allem das Beispiel einer entschlossenen Initiative fehlte, das der angehäuften potentiellen Energie Luft schaffen und alles mit fortreißen würde. Daraus erklärt sich jene hervorragende Rolle, die in Bakunins System den lokalen, auf Bedürfnisse und Bestrebungen der Masse begründeten Putschen zuteil wurde. Der Putschismus ist viel charakteristischer für den Bakunismus als die Idee des Generalstreiks, und zwar deshalb, weil der Bakunismus vornehmlich eine Theorie der antikapitalistischen und antistaatlichen Bauernbewegungen ist. Bakunin selber, der ein typisches Produkt russischer Verhältnisse vor der Aufhebung der Leibeigenschaft war und dessen anarchistische Ansichten sich während seines Aufenthaltes in Italien endgültig herausbildeten, spricht so gut wie gar nicht vom Generalstreik als von einem Mittel der sozialen Liquidation und hat hingegen immer Bauernaufstände im Auge. Selbst die städtische Revolution faßt er ganz und gar in bäuerlicher Weise auf, und zwar in der Form eines Aufstandes mit Zerstörung des Staates, mit Vernichtung und Verbrennung sämtlicher juristischer Dokumente usw. Bemerkenswert ist, daß seine Ansichten eben in Rußland und Italien — im letzteren noch mehr als im ersteren — die wärmste Aufnahme fanden und am häufigsten zur Anwendung kamen. Die Idee des Generalstreiks aber wurde vom industriellen Belgien in den Vordergrund geschoben, von den Jurassiern aufgefangen und von den Spaniern ohne System hier und da angewendet, während sie in der damaligen russischen und italienischen anarchistischen Literatur wie auch in der dortigen Praxis gar nicht zum Ausdruck kam.

Als gelobtes Land des Putschismus erschien Italien.[20] Als die italienischen Internationalisten im November 1872 aufgefordert wurden, an dem Kampfe um das allgemeine Wahlrecht teilzunehmen, weigerten sie sich hoch-

[20] Eine gewisse Rolle spielte hier freilich auch ein Nachhall des kurz vorher vollendeten Volkskampfes um die Befreiung der Nation und die Vereinigung Italiens, eines Kampfes, der Insurrektionsangewohnheiten in den Massen großgezogen hatte.

mütig, indem sie erklärten, daß sie an einer negativen Politik festhalten wollten, daß sie „die Befreiung der Arbeiter nur durch eine selbstbestimmende Föderation der frei organisierten arbeitenden Kräfte, aber nicht von oben nach unten (warum das allgemeine Wahlrecht ‚von oben nach unten' wirkt, bleibt ein Geheimnis der Anarchisten. G. St.), nicht mit Hilfe einer Regierung oder der Verfassung erreicht werden kann". Sie entschlossen sich, die Propaganda der Tat anzuwenden.

Zum erstenmal erschien diese berühmte Formel im Juni 1877 im Druck, wo das „Bulletin de la Fédération Jurassienne" die bevorstehende Vorlesung Costas über die „Propaganda der Tat" (Propagande par le fait) bekannt machte. Aber diese Taktik hatten schon lange vorher Bakunin und italienische Bakunisten formuliert und auf die sozialpolitischen Verhältnisse der industriellen und der Bauernländer angewandt, die anfangen, zum kapitalistischen System überzugehen. Höchst interessant ist in dieser Beziehung Costas Brief, der im „Bulletin de la Fédération jurassienne" vom 7. Dezember 1873 abgedruckt ist. Darin heißt es unter anderem:

Ein italienischer Delegierter bemerkte auf dem Genfer Kongreß, daß die ökonomische Organisation in Italien von den Arbeitern nicht richtig aufgefaßt würde. Das ist wahr: wir haben keine großen industriellen Zentren, in denen ein Zusammenwirken nötig ist und die Assoziation eine notwendige Bedingung der Arbeit ausmacht. In Italien, mit Ausnahme einiger Ortschaften, arbeitet jeder bei sich zu Hause und auf eigene Kosten: so findet man zum Beispiel in einer und derselben Straße Schuhmacher, Zimmerleute, Schmiede, Mechaniker, Juweliere, Drechsler usw., die nur durch Verschläge voneinander getrennt sind und keine andere Verbindungen untereinander haben als nur Nachbarschaft, Gemeinschaft der Interessen, Streben nach Befreiung und revolutionäre Leidenschaft. Unter solchen Bedingungen ist die ökonomische Organisation recht schwierig. Die Revolutionäre verlieren dabei gar nichts: im Gegenteil, da bei dieser ökonomischen Isoliertheit eines Arbeiters die Not sich drückender fühlbar macht, so wird für ihn die Verwirklichung unserer Ideen eine zwingende Notwendigkeit, der er sich wird unterwerfen müssen. Für den italienischen Proletarier besteht die Solidarität geradezu in diesem gemeinsamen Erleben von Kummer, Hoffnungen, Niederlagen, Siegen, in der Harmonie und in einem Elementaraufschwung aller lebendigen Kräfte der sozialen Revolution und keineswegs in einer mehr oder weniger mechanischen Vereinigung der Produktionselemente.

Im Jahre 1874 wütete in Italien eine Hungersnot, die eine Reihe von Unruhen zur Folge hatte: in zwei Jahren fanden dort sechzig Putsche statt, die durch die Hungersnot hervorgerufen wurden. Zahlreiche Läden wurden gestürmt und ausgeplündert. Die italienischen Internationalisten faßten den Beschluß, sich mit diesen Aufrührern solidarisch zu erklären:

Die Internationale konnte nicht anders handeln: erstens deswegen, weil, verwürfe sie diese vom Volke begangenen Taten, sie alle praktischen Anhänger der Revolution verlöre, und zweitens deswegen, weil die Revolution nicht so sehr in Worten als in Taten besteht, und so oft die Arbeiter sich für die Verteidigung ihrer Rechte und ihrer Würde erheben, ist jeder Sozialrevolutionär verpflichtet, mit der vor sich gehenden Bewegung solidarisch zu sein.[21]

Die geheime Organisation der italienischen Internationale, deren Exekutivorgan der obengenannte Italienische Sozialrevolutionäre Ausschuß war,

[21] Aus dem Bericht Malatestas an den Berner Kongreß 1876.

entschloß sich, eben diese Hungeraufstände sich zunutze zu machen. In der ersten Nummer seines „Bulletins" schrieb der Ausschuß: „Die Zeit der friedlichen Propaganda der revolutionären Ideen ist vorbei. Sie muß einer lauten feierlichen Propaganda der Aufstände und Barrikaden Platz machen." Und in der folgenden Nummer tat er kund: „Das Volk ist der Worte überdrüssig, es ist die Zeit des Kampfes gekommen." Der Kampf sollte in der Hervorrufung einiger Aufstände bestehen, die, wie man meinte, ein Signal zur sozialen Revolution in ganz Italien geben würden. Der Gesichtspunkt der italienischen Bakunisten kommt am besten zum Ausdruck in dem Briefe Malatestas und Cafieros („Bulletin de la Fédération Jurassienne" vom 3. Dezember 1876):

Die italienische Föderation ist der Meinung, daß die Tatsache der Insurrektion, welche die sozialistischen Prinzipien durch die Tat bekräftigen soll, das wirksamste Mittel der Propaganda sei, das einzige Mittel, das imstande ist, ohne die Massen zu täuschen und zu verderben, bis in die tiefsten sozialen Schichten einzudringen und die lebendigen Kräfte der Menschheit in den von der Internationale unterstützten Kampf hineinzuziehen.

Um dieselbe Zeit, wo die italienischen Bakunisten sich entschlossen, zur „Tat" zu schreiten, wandten sie sich an den Brüsseler Kongreß mit dem oben zitierten schwulstigen Schreiben, worin es hieß, daß die Epoche der Kongresse für sie schon abgeschlossen sei. Im Juli 1874 unternahmen sie den berühmten Aufstand von Bologna, zu dem sie Bakunin, der schon dem Tode nahe war, verleiteten. Man erwartete, daß der Aufstand in Bologna ausbrechen und von dort aus sich auf die Romagna, die Marken und Toskana ausbreiten würde. Aber aus diesem Versuch wurde nichts. Anstatt der Tausende von Insurgenten, auf die man rechnete, erschienen nur spärliche Gruppen von Aufrührern, die verhaftet oder zu Paaren getrieben wurden. Gleichzeitig mit dem Aufstand von Bologna wurde ein gleicher Versuch in Apulien von Malatesta mit einigen Genossen unternommen. Auch hier fanden sich statt der Hunderte von Verschwörern, die sich zur Verfügung gestellt hatten, nur sechs Mann ein. Mit alten Perkussionsgewehren bewaffnet, strichen sie durch die Dörfer, um die Bauern mit sich fortzureißen, fanden aber bei ihnen keinen Anklang; von Soldaten verfolgt, zerstreuten sie sich nach allen Seiten. Die darauf von den Anarchisten erlassenen volltönenden Aufrufe fanden („natürlich", setzt Guillaume selbst hinzu) kein Echo.

Diese Mißerfolge entmutigten die Anarchisten nicht im geringsten. Die italienischen Aufrührer waren überzeugt, daß die mündliche und schriftliche Propaganda durchaus unzureichend sei, daß, wolle man einmal von den breiten Massen begriffen werden, denselben veranschaulicht werden müsse, was durch keine theoretischen Betrachtungen in einer lebendigen konkreten Form dargestellt werden konnte, und daß diese Massen durch Taten im Sozialismus unterrichtet werden sollten, damit sie die Möglichkeit hätten, ihn mit eigenen Augen zu sehen, ihn zu empfinden, zu begreifen. Und sie faßten den Gedanken, den italienischen Bauern durch Anschauungsunterricht zu zeigen, welche Gestalt die Gesellschaft annehmen würde, wenn die Regierung und die Eigentümer beseitigt wären. Ihrer Meinung nach war es nur erforderlich, eine bewaffnete Bande zu organisieren, die imstande war, eine Zeitlang sich zu behaupten und von Dorf zu Dorf zu gehen, um vor den Augen des Volkes den „Sozialismus in Aktion" zu verwirklichen.

Die Geldmittel zur Verwirklichung dieſes Planes wurden ihnen von der ruſſiſchen Sozialiſtin Smezkaja und von Caſiero verſchafft, der dafür den Reſt ſeines einſt beträchtlichen Vermögens verwendete. Die Aufrührer verſahen ſich mit Waffen und machten ſich an die Vorbereitung zum Feldzug, an dem auch Stepniak-Krawtſchinski unter dem Namen eines Kaufmanns Rublew aus Cherſon teilnahm. Da ſich in der Organiſation, wie es ſo in der Regel geht, ein Verräter gefunden hatte, entſchloſſen ſich die Verſchwörer, ſofort ans Werk zu gehen, ohne abzuwarten, bis ſie alle verhaftet würden. So entſtand der berühmte „Beneventer Verſuch", der ſeinerzeit viel Aufſehen erregte.

Anfang April 1877 mietete Krawtſchinski in San Lupo, einer Ortſchaft der Provinz Benevent, ein Haus, das den Verſchwörern als Waffenkammer dienen ſollte. Als die Polizei ſie überrumpelte, ſtieß ſie auf bewaffneten Widerſtand, und die Bande, die ſich noch nicht ganz organiſiert hatte, entfloh ins Gebirge. Sie beſuchte einige Dörfer, verbrannte die Gemeindearchive und verteilte die ſtaatlichen Gelder, die ſie in den Dorfkaſſen verfand, unter das Volk; auch wandte ſie ſich an die Bauern mit Reden gegen die Reichen, gegen Abgaben uſw., mit einem Worte, ſie erfüllte alles, was das Bakuniſtiſche anarchiſtiſche Ritual vorſchrieb. Einige Tage darauf wurden die Aufrührer ganz erſchöpft von den Truppen überrumpelt und ohne einen Schuß gefangen genommen. So ging der Verſuch der anarchiſtiſchen Revolution zu Ende, der den Bakuniſten den gewaltigſten Schlag verſetzte.

Guesde, der noch kurz vorher ihr Anhänger geweſen war, aber nach ſeiner Rückkehr nach Frankreich infolge ſeiner näheren Bekanntſchaft mit der wiedererwachenden Bewegung der arbeitenden Maſſen raſch die anarchiſtiſchen Anſichten aufgab, trat in entſchiedener Weiſe gegen dieſe desorganiſatoriſchen Unternehmungen auf, die nur den ruhmvollen Namen der Internationale kompromittiert hatten. Der Leipziger „Vorwärts" griff ebenfalls die Beneventer Aufrührer an, indem er behauptete, daß ſie gar nichts mit der Internationale zu tun hätten, und den Verdacht äußerte, dieſe ganze Unternehmung ſei ein Produkt polizeilicher Provokation. In der Züricher „Tagwacht" ſchrieb Greulich dieſen Gewaltſtreich Lockſpitzeln zu und verglich ſie mit den napoleoniſchen weißen Bluſen. In dieſem Falle hatten die Sozialdemokraten unrecht; Malateſta, Caſiero und ihre Genoſſen waren aufrichtige und ergebene Männer, die nur einen falſchen Standpunkt einnahmen. Aber es war nicht die Schuld der Kritiker, daß ſie durch die anarchiſtiſche Taktik veranlaßt wurden, auf derartige Vermutungen zu kommen.

Achtes Kapitel.

Der Anfang vom Ende der anarchiſtiſchen Internationale.

Bald traten nun die Symptome hervor, die das unvermeidliche Ende des Bakuniſtiſchen Sonderbundes anzeigten. Die ehemaligen Verbündeten erkannten ſeine Unfruchtbarkeit und fingen an, ſich allmählich von ihm zu entfernen und ſelbſt gegen ihn mit offener Kritik aufzutreten. Wir haben ſchon geſehen, wie Guesde die Anarchiſten verließ. Seinem Beiſpiel folgte bald Malon. Im Streite über die Organiſation der öffentlichen Dienſte in der künftigen Geſellſchaft, in dem zum erſtenmal ein tiefer Zwieſpalt zwiſchen den verſchiedenen Elementen der antiautoritären Internationale zutage trat, nahm Malon Partei für die Gegner des Anarchismus, und in ſeinem Sendſchreiben an die Lauſanner Zuſammenkunft am 18. März 1876 ſprach er in

bestimmter Weise den Gedanken aus, daß für die Verwirklichung der sozialen Gleichheit „Maßregeln getroffen werden müßten, die in den Rahmen des anarchistischen Programms nicht hineinpaßten".

Die Anarchisten sahen selbst, daß es mit ihrer Sache nicht gut stand. Allerdings wurden nominell neue Sektionen im Jura gegründet; es wurde eine neue französische geheime Föderation geschaffen, die ihren Anschluß an das anarchistische Programm verkündete. In Portugal, Ägypten, Mexiko, Kanada, Uruguay, Griechenland und anderen Staaten wurden neue Sektionen der anarchistischen Internationale begründet. In bezug auf die Verbreitung ihrer Ideen schien diese Internationale neue Länder zu erobern, aber dieses fiktive Wachstum konnte niemand blenden, denn gleichzeitig mit der Begründung von Sektionen in den exotischen Ländern verlor sie systematisch den Boden in den alten Kulturländern, die ehemals das Rückgrat des Bakunistischen Sonderbundes gebildet hatten. Während sie dem Namen nach Mexiko, Ägypten und Uruguay gewann, verlor sie England, die Vereinigten Staaten von Amerika, Frankreich, Italien, Belgien, Holland usw.

In seinem Briefe an Schukowski vom 10. September 1875 gesteht Guillaume, daß alle Versuche mißlangen, die proletarischen Massenorganisationen auf die Seite der anarchistischen Internationale herüberzuziehen, und daß ihnen nur übrig blieb, einzelne Personen zu werben. Vergebens griffen die Bakunisten zu heroischen Mitteln, um die Sympathien der Massen zu gewinnen. Außer den Putschen suchten sie öffentliche Demonstrationen zu veranstalten. So organisierten sie am 18. März 1877, am Jahrestag der Kommune, einen Zug durch die Straßen zu Bern, dem die rote Fahne vorangetragen wurde und der mit einem Zusammenstoß mit der Polizei endigte. Alles vergeblich. Da die Anarchisten sich absichtlich von jeder Bewegung, an der die Arbeitermasse ein wahres Interesse hatte, unter dem Vorwand ihres bürgerlichen Charakters und ihrer Unzulänglichkeit fernhielten, waren sie durchaus nicht imstande, sich mit den Massen in Verbindung zu setzen und ihre Sympathien zu gewinnen. Sie hinderten nur diese Bewegungen und lähmten sie nach Kräften. Schließlich kam es dahin, daß jede lebendige Aktion der Arbeiterklasse nicht nur ohne die anarchistische Internationale, sondern geradezu gegen sie geschah. Vergebens schrien die Anarchisten, es sei ein Abweichen vom richtigen Wege; die historische Bewegung der Arbeiterklasse entwickelte sich nach ihren Gesetzen, ohne auf das Geschrei und die entrüstete Kritik der Anarchisten die geringste Rücksicht zu nehmen.

In dem Maße, wie sich die Arbeiterbewegung entwickelte und wuchs, fing sie natürlich an, sich nationale, das heißt politische Aufgaben zu stellen. In Italien machten sich im Jahre 1876 die ersten Zeichen einer sozialdemokratischen Organisation bemerkbar. Unter dem Einfluß Bignamis und anderer wurde die norditalienische Föderation begründet, die eine Neigung zum deutschen Sozialismus zeigte. Das war ganz natürlich, denn damals stellte die deutsche Sozialdemokratie die einzige ernsthafte politische Organisation des Proletariats dar, auf die alle in den verschiedenen Ländern aufkommenden Arbeiterparteien mit Hoffnung und Sympathie ihre Blicke richteten. Der verhaßte Marxismus lebte wieder auf, und die Anarchisten begrüßten diese Anfänge mit Entrüstung. Die Mitglieder der neuen italienischen Organisation wurden hingestellt als „junge Herren mit schwarzen Handschuhen und Seidenhüten, die über die Notwendigkeit plaudern, die Lage

des Volkes durch Aufklärung, durch Genossenschaften, das allgemeine Wahlrecht und sonstige Albernheiten zu verbessern". Da der „Vorwärts" eine freundliche Notiz über die neue italienische Föderation gebracht hatte,[22] beschimpfte ihn das „Bulletin de la Fédération Jurassienne", worauf die Deutschen aufhörten, ihre Zeitung mit den Jurassiern auszutauschen.

Mit gleichem Ärger begrüßten die Anarchisten die Wiedergeburt der französischen Arbeiterbewegung, die sich hartnäckig weigerte, nach ihrer Pfeife zu tanzen. Gerade im Anfang der Widererneuerung der proletarischen Massenbewegung drängten sich ihr natürlich vor allem politische Fragen auf. Im Juli 1876 tauchte der Gedanke der Einberufung eines Arbeiterkongresses nach der Rückkehr der Arbeiterdelegation von der Ausstellung zu Philadelphia auf. Aber unter den acht Fragen, die das Programm des Kongresses bildeten, der dann im Oktober in Paris zusammentrat, finden wir neben der Organisation der Gewerkschaften auch die „einer unmittelbaren Vertretung des Proletariats im Parlament". Das konnte natürlich den rechtgläubigen Bakunisten nicht gefallen, und als Guesdes Zeitung „Egalité" erschien, die in der Geschichte der französischen sozialistischen Bewegung Epoche machte, begrüßte das „Bulletin" der Jurassier vom 18. November 1877 seinen neuen Mitbruder mit folgender lügenhaften und giftigen Bemerkung:

Diese Zeitung macht sich zur Aufgabe, das Pariser Proletariat auf den Weg der parlamentarischen Politik zu lenken, indem sie ihm empfiehlt, für die Radikalen (?!) zu stimmen. Mit Hilfe des allgemeinen Wahlrechtes — dies die Theorie der Herren Mitarbeiter der „Egalité" und sonstiger Zeitschriften dieser Richtung — könne das Pariser Volk seine Souveränität ausüben, und zwar solle es diese Souveränität erstens für die Erhaltung der Republik gebrauchen, zu welchem Zweck es für die radikalen Kandidaten zu stimmen hat, und zweitens — für die Durchführung der sozialen Reformen, wozu es die von ihm gewählten Kandidaten mit einem imperativen Mandat auszustatten hat, das sie verpflichtet, die für die Arbeiter nützlichen Gesetze durchzusetzen. Wir können nicht anschaulicher die Nichtigkeit dieser ganzen parlamentarischen Theorie aufdecken und den betrügerischen Charakter des allgemeinen Wahlrechts enthüllen, als durch Wiedergabe der vor fünf Jahren von Herrn Guesde selber ausgesprochenen Meinung über die Taktik derjenigen, die den Arbeitern raten, den Wahlzettel als ein Mittel der Befreiung und Propaganda zu benutzen. Folgendes schrieb Herr Guesde im „Almanach du Peuple" fürs Jahr 1873: „Seit vierundzwanzig Jahren sind in Frankreich — im Frankreich des 10. August 1792 und des 18. März 1871 — die Wahlurnen auf den Leichen der Februarinsurgenten aufgerichtet. Und was ist der Erfolg? Die Nationalversammlung 1848..., die Diktatur Cavaignacs..., die Präsidentschaft Louis Bonapartes..., das Kaisertum 1852..., die Kapitulation Trochu-Favres und die konservative Republik 1871.... Unter den bestehenden sozialen Verhältnissen, bei der ökonomischen Ungleichheit ist die politische Gleichheit wie auch die bürgerliche Gleichheit ein Unsinn.... Daraus ergibt sich die Machtlosigkeit des allgemeinen Wahlrechts, das, weit entfernt davon, die materielle und moralische Befreiung der Sklaven des Kapitals zu fördern, sie nur verhindern konnte und kann.... In der Epoche des Zensus war die Bourgeoisie ein Generalstab ohne Armee; das allgemeine Wahlrecht verschaffte ihr diese Wahlarmee, deren sie bedurfte, um ihre Gewalt zu behaupten." Änderten sich seither die Verhältnisse? Hörte das allgemeine Wahlrecht auf, das zu sein, was es war? Verloren die Lehren der Geschichte ihre frühere Bedeutung?

[22] Wie Rjasanoff nachgewiesen hat, rührt diese Einsendung von Engels her. Ihr Wortlaut ist abgedruckt in der Neuen Zeit, XXXII, 1, S. 11 bis 13.

Oder erklärt sich alles dies nur dadurch, daß Herr Guesde, der sich aus einem Emigranten in einen radikalen Journalisten verwandelte, es für gut fand, seine Ansichten zu ändern?

Der Schweizer Arbeiterbund, der sich immer mehr mit den breiten Massen in Verbindung setzte, schritt zur Begründung der Schweizer sozialdemokratischen Partei. Die Jurassier, die immer ihre Solidarität mit allen Kundgebungen der Arbeiterbewegung beteuerten, hörten nicht auf, die Schweizer Sozialisten mit Verleumdungen zu überhäufen und ihnen allerlei Hindernisse in den Weg zu legen. Der spießbürgerliche Charakter des schweizerischen Lebens blieb jedoch nicht ohne Einfluß auch auf die dortigen Sozialisten, die sich, besonders um jene Zeit, nicht von zahlreichen Kompromissen mit bürgerlichen Parteien freihielten. Aber die Jurassier verhielten sich feindselig zu ihnen nicht so sehr wegen dieser Kompromisse als wegen ihrer sozialdemokratischen Tendenzen, die immer mehr zutage traten, wegen ihrer Teilnahme am politischen Leben des Landes, wegen der Agitation zugunsten des Fabrikgesetzes, wegen der Aufstellung von Arbeiterkandidaten, wegen ihrer Sympathie für die deutsche Sozialdemokratie usw. Aber trotz aller Anstrengungen der Anarchisten legte der Kongreß des Arbeiterbundes im Mai 1877 den Grund zur Schweizer sozialdemokratischen Partei. Die Anarchisten konnten übrigens nie auf die Schweizer Deutschen besondere Hoffnungen setzen, und ihre Versuche, in der Schweiz deutsche Sektionen der anarchistischen Internationale zu organisieren, konnten sich niemals eines beträchtlichen Erfolges rühmen. Im folgenden Jahre aber mußten sie den Bankrott des Anarchismus auch in der französischen Schweiz eingestehen. Alle ihre Hoffnungen setzten sie nun auf die Belebung der sozialistischen Bewegung in Frankreich. Doch auch von dieser Seite her täuschte die Geschichte ihre Erwartungen.

Am empfindlichsten aber war für sie der Verlust Belgiens und Hollands. In Belgien verkümmerten die wallonischen Sektionen immer mehr, die sich an die Anarchisten angeschlossen hatten, während im flämischen Teile des Landes eine Menge neuer Sektionen entstand, die sich mit energischer Propaganda, der Massenagitation für die Fabrikgesetze und für das allgemeine Wahlrecht befaßten. In Brüssel verwandelte sich die Sektion der Internationale in einen einfachen Bildungsverein. Die Arbeitervereine, die ihr einst beigetreten, verließen sie, als sie sich von ihrer Unfruchtbarkeit überzeugt hatten, und bildeten bald eine neue Vereinigung unter dem Namen „Arbeitskammer", wobei sich ein Setzer Louis Bertrand als Organisator hervortat, der seither eine bedeutende Rolle in der Entwicklung des belgischen Sozialismus spielte. In Belgien begann unter den Arbeitern die Rückkehr zur Politik. Die erste Kundgebung der neuen Tendenzen bildete der auf Anregung der Genter und Antwerpener Gruppen organisierte und von der Brüsseler Arbeitskammer unterstützte Kampf um das Kinderschutzgesetz. Der dem Berner Kongreß (darüber unten) vorgelegte Bericht de Paepes, dem wir diese Mitteilungen entnehmen, äußert sich über die neuen Bestrebungen der belgischen Arbeiter wie folgt:

Der Abstentionismus entsprang in Belgien aus dem Fehlen des Wahlrechts bei den Arbeitern und dem Scheitern ihrer ersten Forderungen nach diesem Recht. Aber schon die ersten Sektionen der Internationale betrieben die politische Agitation für das allgemeine Wahlrecht sowie für die Aufhebung der Konskription

und des ſtehenden Heeres. Es wurden auch Verſammlungen für dieſe Forderungen veranſtaltet, aber ſchließlich wurde das Volk dieſer Agitation infolge ihrer Unfruchtbarkeit überdrüſſig. Andererſeits wurden mehrere belgiſche Sozialiſten von Proudhons Ideen über die Nichteinmiſchung des Staats und über die Anarchie erfaßt. Die gut redigierte Zeitung „Liberté“ zu Brüſſel propagierte proudhoniſtiſche Ideen unter den am meiſten entwickelten Arbeitern, und man kann ſagen, daß dieſe Ideen in Verbindung mit der damals von uns durchgeführten abſtentioniſtiſchen Politik für eine Zeitlang unter den meiſten unſerer Sektionen der franzöſiſchen und walloniſchen Sprache und beſonders unter der Föderation des Vesdretals (Verviers) zur vorherrſchenden Anſicht geworden waren. Der überwiegende Einfluß, den die flämiſchen Sektionen jetzt im Schoße der belgiſchen Föderation errungen haben, und der Eintritt jüngerer Elemente in dieſe Sektionen veränderten merklich dieſe antipolitiſche Taktik. Die Petitionen, die unſere Genter Sektionen dem Parlament unterbreiteten; das von denſelben Gentern erlaſſene Manifeſt, das politiſche Rechte fordert und Ideen äußert, die denen der deutſchen Sozialiſten naheſtehen; die Ideenverbindung zwiſchen unſeren flämiſchen Genoſſen und den Arbeitern Deutſchlands und Englands, die durch die Vermittlung der Antwerpener Zeitung „Wecker“ zuſtande kommt — alles das zeigt unſerer Anſicht nach, daß die Zeit naht, wo die belgiſchen Arbeiter die politiſche Agitation beginnen werden, ohne jedoch zu vergeſſen, daß dieſe nicht das Endziel bilden ſoll, ſondern nur eines der zahlreichen Mittel, die imſtande ſind, die ökonomiſche und ſoziale Befreiung des Proletariats zu beſchleunigen.... Die Sektionen des Vesdretals behielten die frühere abſtentioniſtiſche Taktik bei.

Nachdem der Berichterſtatter darauf hingewieſen, daß die belgiſchen Arbeiter neben der Organiſation der Widerſtandsgeſellſchaften (Gewerkſchaften) auch den Kampf um politiſche Rechte ins Auge faſſen und gegen die Ausnahmegeſetze proteſtieren, die gegen die Arbeiterklaſſe gerichtet ſind, ſchließt er, daß ſie ſich im Kampfe gegen das bürgerliche Syſtem auf dreifacher Grundlage: ökonomiſcher, religiöſer und politiſcher, zu organiſieren beginnen.[25]

Eine ähnliche Bewegung ging in Holland vor ſich. Laſſen wir wieder de Paepe ſprechen:

Ehemals beſtanden in dieſem Lande in großen Städten Sektionen der Internationale; einige Arbeiterkorporationen gingen hier Hand in Hand mit der Internationale.... Dieſe ganze mit der Internationale verbundene Bewegung iſt beinahe verſchwunden; es blieben nur einige kleine Sektionen der Internationale in manchen Städten übrig; deren Organ iſt der „Werkman“. Man darf aus unſeren Worten keineswegs folgern, daß in Holland die Arbeiter- oder ſozialiſtiſche Bewegung aufgehört hat. Weit gefehlt. Es exiſtiert der Arbeiterbund „Nederlandſche Arbeiterbond“, der ſich über ganz Holland erſtreckt. Ja, noch mehr, die holländiſchen Arbeiter, die ſchon das Fabrikgeſetz errungen haben, ſchicken ſich zu einer politiſchen Bewegung zugunſten des allgemeinen Wahlrechts an. Alſo auf dem politiſchen, ökonomiſchen und geiſtigen Gebiet trägt Holland ſein Scherflein zum Schatze des ſozialen Fortſchritts bei. Aber alles das geſchieht abſeits von der Internationale.

Der Bericht endigt alſo:

Wir dürfen ſagen, daß die aktive Bewegung der Belgier ſich immer mehr und mehr der Taktik der deutſchen Sozialiſten zu nähern ſtrebt (außer dem Boden der Wahl, auf den wir nicht mit ihnen treten können, weil wir kein Wahlrecht beſitzen), während ſich die holländiſche Arbeiterbewegung dem Anſchein nach mehr der Taktik der engliſchen Arbeiter nähert.[26]

[25] Compte-rendu du VIII congrès général tenu à Berne. S. 33 ff.
[26] Ebenda, S. 38, 39.

Neuntes Kapitel.

Der Kongreß der antiautoritären Internationale zu Bern.

Unter ſolchen für die Anarchiſten traurigen Verhältniſſen trat ihr Kongreß zu Bern zuſammen, der von ihnen als der achte allgemeine Kongreß der Internationale bezeichnet wird (vom 26. bis 29. Oktober 1876).[25] Auf dieſem Kongreß wurde die belgiſche Föderation durch de Paepe vertreten, die ſpaniſche durch Viñas (unter dem Pſeudonym Sanchez) und Soriano (Pſeudonym Portillo), die franzöſiſche durch Brouſſe und Pindy, die italieniſche durch Malateſta, Cafiero und noch zwei andere Delegierte, die Juraföderation durch 18 Delegierte, darunter Guillaume, Spichiger, Reinsdorf,[26] und drei vereinzelte Sektionen durch Ferrari, Dumartheray und Nikolaus Schukowski. Es gab im ganzen 28 Delegierte, davon 19 aus der franzöſiſchen Schweiz. Außerdem waren als Gäſte anweſend: das Mitglied der deutſchen Sozialdemokratie Reichstagsabgeordneter Bahlteich, der Vertreter des Schweizer Arbeiterbundes Greulich und einige andere.

Dieſer Kongreß zeigte jedem unvoreingenommenen Menſchen, daß der antiautoritäre Sonderbund dem Ende nahe war: das weitere Zuſammenleben der in ihm vereinigten gegenſätzlichen Elemente wurde künftighin abſolut unmöglich, ſobald man von harmloſen Unterhaltungen bei Tiſche zu wirklicher praktiſcher Arbeit überging. Einerſeits rühmten ſich die Spanier ihrer politiſchen Abſtinenz und äußerten Bedauern über den unnützen Geldaufwand, den die Arbeiter für Streiks machten, während die Italiener ſich ihrer Propaganda der Tat rühmten; andererſeits berichtete de Paepe, daß die belgiſchen und holländiſchen Arbeiter zur Sozialdemokratie neigten. Seine Reden ließen erwarten, daß er auf den anarchiſtiſchen Kongreſſen nicht mehr erſcheinen würde. Trotzdem wurden die Debatten in einem recht friedlichen, wenn auch elegiſchen Mollton geführt.

Zuerſt akzeptierte der Kongreß den Entwurf eines Manifeſtes an die europäiſchen Arbeiter wegen der Unruhen auf dem Balkan und des drohenden Ruſſiſch-Türkiſchen Krieges. Das Manifeſt war im gewöhnlichen internationaliſtiſchen Sinne verfaßt, wurde aber, wie es ſcheint, niemals veröffentlicht.

Dann begannen die Diskuſſionen über die Frage der gegenſeitigen Beziehungen zwiſchen Individuum und Gruppe in der umgeſtalteten Geſellſchaft. Dieſe Frage, die auf Antrag der Juraföderation geſtellt war, wurde augenſcheinlich in der Abſicht aufgeworfen, den Anarchiſten eine Möglichkeit der Revanche für den Brüſſeler Kongreß zu geben, auf dem man die Frage der Organiſation der öffentlichen Dienſte in der künftigen Geſellſchaft beraten hatte. Aus dieſen im Grunde unfruchtbaren Diskuſſionen ergab ſich natürlich nichts, ſchon deshalb nichts, weil die Diskutierenden aneinander vorbeiredeten. De Paepe verteidigte wiederum die Idee des Arbeiterſtaats, indem er übrigens auf dem Worte nicht beſtand und ſich bereit zeigte, dieſen Ausdruck, der die Anarchiſten reizte wie ein roter Lappen den Stier, durch

[25] L'Association Internationale des Travailleurs, Compte-rendu officiel du VIII congrès général tenu à Berne du 26 au 30 octobre 1876. Vergl. auch Guillaume, L'Internationale, IV, S. 91 ff.

[26] Dieſes Mitglied der Juraföderation, der Setzer Auguſt Reinsdorf aus Leipzig organiſierte ſpäter einige mißlungene terroriſtiſche Attentate in Deutſchland im Jahre 1883 und ſtarb auf dem Schafott 1884.

den Ausdruck „öffentliche Verwaltung" zu ersetzen. Die Bakunisten verfochten ihren Standpunkt, die Aufhebung des Staates und sämtlicher Staatseinrichtungen und die freie Föderation freier Vereine. Getreu dem anarchistischen Prinzip, daß es unzulässig sei, über prinzipielle Fragen bestimmte Anschauungen festzulegen, faßte der Kongreß keinen Beschluß darüber; es wurde nicht einmal eine Resolution eingebracht.

In der Frage der „Solidarität der revolutionären Tätigkeit" wurde einstimmig eine Resolution angenommen über die Notwendigkeit gegenseitiger Achtung und gegenseitiger Toleranz unter den Sozialisten, unabhängig von den sie trennenden programmatischen und taktischen Meinungsverschiedenheiten. Diese frommen Wünsche gingen natürlich nie in Erfüllung, denn wie allbekannt ist der Weg zur Hölle mit guten Vorsätzen gepflastert.

Ferner hatte sich der Kongreß über die Frage der Festsetzung regelmäßiger Beiträge für eine gemeinsame Kasse auszusprechen. Wie wir schon wissen, waren auf dem Genfer Kongreß gleichzeitig mit der Abschaffung des Generalrats auch die Beiträge an die gemeinsame Kasse leichtsinnig von den Anarchisten aufgehoben worden. Charakteristisch ist es, daß dieser Vorschlag über die Festsetzung regelmäßiger Beiträge von derjenigen spanischen Föderation gemacht wurde, die früher als erste das Signal zur Desorganisation gegeben hatte, indem sie ihren Föderalrat durch ein statistisches Auskunftsbureau ersetzte. Auch wenn man die Natur gewaltsam austreibt, kehrt sie doch zurück. Da die Anarchisten durch ihre frühere Schönrederei über den Schaden der Zentralisation gebunden waren, so sah sich der Kongreß genötigt, einen zweifachen Beschluß zu fassen: einerseits lehnte er die Begründung einer Kasse ab, die dem Föderalbureau zur Verfügung stehen sollte, und andererseits stiftete er eine internationale Propagandakasse, die demselben Föderalbureau in Verwahrung gegeben und durch Beiträge in der Höhe von 3 Centimes pro Mitglied und Monat gefüllt werden sollte. So wurden die Beiträge zur Zentralkasse wiederhergestellt, doch zu spät: die Tage der anarchistischen Internationale waren schon gezählt.

Endlich schritt der Kongreß zur Beratung der Einberufung eines sozialistischen Weltkongresses für das Jahr 1877. Dieser Antrag der Belgier bedeutete für die Kongreßteilnehmer ein Memento mori. Was mehrere von ihnen vermuteten, und was sie sich vielleicht nur in der Tiefe des Herzens eingestanden, wurde jetzt ans Tageslicht gebracht und öffentlich beraten. Man konnte nicht umhin, offen zu gestehen, daß es der anarchistischen Internationale nicht gelungen war, die Aufgabe, die sie sich selbst gesetzt, auch nur annähernd auszuführen. Sie wurde nicht zum Mittelpunkt der Weltarbeiterbewegung, sondern ging unmerklich abseits von ihr und stand da als eine ohnmächtige und grollende Sekte. Neben ihr und abseits von ihr entstanden und entwickelten sich mächtige sozialistische Organisationen mit einem anderen Programm und einer anderen Taktik, und obschon sie sich bis dahin bemüht hatte, diese zu ignorieren, oder sie verlachte, konnte sie jetzt nicht umhin, deren Vorhandensein, deren Macht und mit jedem Tage zunehmende Bedeutung anzuerkennen.

Die objektiven Verhältnisse der bestehenden bürgerlichen Ordnung fordern dringend die internationale Vereinigung des Proletariats. Kein Wunder also, daß das Bedürfnis nach einer derartigen Vereinigung sich sofort fühlbar machte, sobald die nationalen sozialistischen Parteien mehr oder weniger

zu Kräften gekommen waren. Kaum war das Trauergeläute der alten Internationale verhallt, als man unter den Sozialisten verschiedener Länder von der Notwendigkeit ihres Wiederaufbaus zu sprechen begann. Und es kam alsdann an den Tag, daß die Bakunistische Internationale mit ihrer Sonderstellung, Unduldsamkeit und ihrem starren anarchistischen Dogma ein Hindernis für diesen internationalen Zusammenschluß der proletarischen Kräfte war.

Zwischen Sozialisten verschiedener Schattierungen und Nationalitäten bildeten sich immer wieder vereinzelte Beziehungen. Wir haben schon gesehen, daß die Bakunisten und die Lassalleaner Begrüßungen austauschten und daß auf den Kongressen der antiautoritären Internationale dann und wann Gäste aus dem sozialistischen Lager anwesend waren. Im Juli 1876 beschloß die Lausanner Sektion, eine Subskription zugunsten der Arbeiterdelegation zu veranstalten, die sich von Paris auf die Ausstellung von Philadelphia begab, und forderte die deutschen Arbeiter auf, an diesem Unternehmen teilzunehmen. Aus diesem Anlaß verständigte sie sich brieflich mit Liebknecht. Als die Pariser Arbeiter davon Kenntnis erhielten, nahmen sie auf der allgemeinen Versammlung der Arbeiterkorporationen eine Resolution im Sinne der Sympathie mit den deutschen Arbeitern an. Die Jurassier wandten sich mit einer warmen Begrüßungsadresse an den Gothaer Kongreß der deutschen sozialdemokratischen Partei. Sowohl in der Adresse der Jurassier als auch in der Antwort der Deutschen, die von Liebknecht unterzeichnet wurde, hieß es, daß die Einigung aller Proletarier wünschenswert sei. Die Jurassier wandten sich an die deutsche sozialdemokratische Partei mit der formellen Aufforderung, ihren Vertreter auf den Berner Kongreß zu schicken, und in Beantwortung dieser Aufforderung sandten die Deutschen Bahlteich als Gast dahin.

Das Streben nach einer neuen internationalen Vereinigung der Sozialisten erstarkte überall. Die dänische Arbeiterpartei wandte sich an den Berner Kongreß mit einem Briefe, in dem sie vorschlug, eine Konferenz der Delegierten der verschiedenen sozialistischen Organisationen für den Januar 1877 nach der Schweiz auszuschreiben. Diese Konferenz sollte sich mit der Frage der Begründung eines internationalen statistischen Korrespondenzbureaus befassen. Die Initiative der belgischen Föderation kam also einem schon längst gehegten Bedürfnis entgegen. Man beabsichtigte, im Jahre 1877 einen Kongreß der sozialistischen Organisationen verschiedener Richtungen in Belgien einzuberufen zur Besprechung der Fragen, die für das Proletariat von allgemeinem Interesse sind, und, wenn möglich, zur Wiederherstellung der Internationale. Dieser Vorschlag stieß aber bei den Anarchisten auf Bedenken. Guillaume, Brousse, Soriano und andere, die im Namen der Anarchisten auf dem Berner Kongreß auftraten, wiesen einerseits darauf hin, daß von einer Wiederherstellung der Internationale keine Rede sein könne, denn die Internationale existiere und tage auf diesem Kongreß, und erklärten andererseits, sie seien keinesfalls willens, um der internationalen Vereinigung willen ihre Prinzipien und ihre Autonomie aufzugeben. Soriano meinte, der projektierte Kongreß sei nach seinem Dafürhalten unnötig, denn wenn die außerhalb der Internationale existierenden Organisationen mit den Mitgliedern der Internationale in nähere Verbindung treten wollten, hätten sie dazu ein sehr einfaches Mittel — der Internationale beizutreten, wo ihnen freie Hand gelassen werden würde. Aber diese Ansicht, die dem berühmten Spruch Omars in bezug auf die Alexandrinische Bibliothek glich, wurde nicht von der Mehr-

heit des Kongreſſes geteilt; jedenfalls wagte er es nicht, ſo weit zu gehen. De Paepe erhob ſich mit Entſchiedenheit gegen die Anſicht, es ſei nicht nötig und unmöglich, die alte Internationale wiederherzuſtellen, und Bahlteich ſetzte hinzu, daß die deutſche Sozialdemokratie ſich wiederum gerne an die neue Internationale anſchließen würde, wenn dieſe wie die alte auf dem Prinzip der Vereinigung der Sozialiſten und Arbeiter aller Richtungen beruhen würde. Schließlich wurde mit Stimmenmehrheit unter Enthaltung der unverſöhnlichen Spanier und Italiener beſchloſſen, an dem ſozialiſtiſchen Weltkongreß teilzunehmen, mit deſſen Einberufung die Belgier beauftragt waren.

Zehntes Kapitel.

Der letzte Kongreß der anarchiſtiſchen Internationale.

Nach dem Berner Kongreß ſchritt das Abſterben der anarchiſtiſchen Internationale raſch fort. In Spanien arteten die verwirrten Aufrührer, die dank ihrer abſtentioniſtiſchen Taktik nicht verſtanden, ſich die Epoche der revolutionären Erſchütterungen zunutze zu machen, allmählich in eine typiſche Sekte aus und verſtiegen ſich bis zu den Träumereien von Expropriationen, die ihnen Geldmittel verſchaffen [27] und daneben „die Einrichtung eines bürgerlich-demokratiſchen Regiments verhindern ſollten, das die echtrevolutionäre Bewegung lähmen würde". In Italien wurde der Anarchismus nicht durch das polizeiliche Verbot der Internationale getötet, ſondern durch die Unſinnigkeit des Putſchismus. In Frankreich führten Verſuche, eine anarchiſtiſche Föderation zu begründen, die auf dem Prinzip der Propaganda der Tat und der gewaltſamen Beſitzergreifung der Produktionsmittel beruhte, zumeiſt nicht zu greifbaren Reſultaten, während die Maſſenbewegung, in bedeutendem Maße von den Marxiſten beeinflußt, im Wachſen begriffen war und bald die Begründung der franzöſiſchen Arbeiterpartei zur Folge haben ſollte. Selbſt im Jura, dieſem urſprünglichen Anarchiſtenneſt, begann die Bewegung zu verkümmern, nicht nur infolge einer Kriſe in der Uhreninduſtrie, die mehrere tätige Anarchiſten zwang, die Heimat zu verlaſſen, ſondern vor allem wegen der Unfruchtbarkeit der anarchiſtiſchen Taktik, die ſie hinderte, die Maſſen auf ihre Seite zu ziehen, und ſie zu einem Vegetieren als iſolierte Sekte verurteilte.

Andererſeits wirkte auf die Geiſter der damaligen Sozialiſten unwiderſtehlich ein indirekter Beweis ein, und zwar die fortwährende Entwicklung und das Erſtarken der deutſchen ſozialdemokratiſchen Partei, die, indem ſie ein Minimalprogramm aufſtellte und einen Kampf auf politiſchem Boden gegen die bürgerlichen Parteien und den feudal-bürgerlichen Staat führte, mit jedem Tage ihre Reihen füllte und ihre Organiſation erweiterte. Die Wahlen vom 10. Januar 1877, die zwölf Sozialdemokraten in den Reichstag ſchickten und der ſozialdemokratiſchen Partei zirka 493000 Stimmen (faſt um 150000 mehr als im Jahre 1874) gaben, ſetzten die Sozialiſten der ganzen Welt in Erſtaunen und wirkten ſtark auf die Schwankenden ein. Neben der ohnmächtigen Pfuſcherei und der geiſtigen Verknöcherung der anarchiſtiſchen Grüppchen ſprach das Beiſpiel der deutſchen Bewegung eine allzu anſchauliche und

[27] Dieſe Taktik der Expropriationen brachten die Anarchiſten im Anfang der achtziger Jahre in Öſterreich und Deutſchland zur Anwendung, und zu Ende der achtziger und Anfang der neunziger Jahre in Belgien und Frankreich.

unzweideutige Sprache. Kein Wunder, daß dort, wo die Arbeiter vom Anarchismus enttäuscht nach neuen Wegen tastend suchten, die Neigung zur sozialdemokratischen Taktik immer deutlicher hervortrat. In Belgien entfaltete sich unaufhaltsam die Bewegung in der Form des Aufbaues einer Arbeiterpartei sozialdemokratischen Charakters. Die Flamländer, Genter und Antwerpener bestanden entschieden auf der Annahme des Programms der deutschen Sozialdemokratie, die meisten Brüsseler standen auf demselben Standpunkt, und nur ein Teil der Wallonen suchte noch gegen den Strom zu schwimmen, indem er sich gegen die politische Agitation und in erster Linie gegen die Forderung des allgemeinen Wahlrechtes äußerte. De Paepe stellte sich endgültig auf den marxistischen Standpunkt, nachdem er die Bedeutung des Kampfes um die Reformen und der Massenkundgebungen anerkannt und die politische Abstinenz verworfen hatte, die, seinen jetzigen Worten zufolge, „im Grunde nur eine Form der Gleichgültigkeit, Apathie und Nachlässigkeit wäre". Am 1. April 1877 trat in Gent der belgische Arbeiterkongreß zusammen, der die Teilnahme des Proletariats an der politischen Bewegung besprach. Vergebens bemühten sich die anarchistischen Delegierten aus Verviers, die Bedeutung der politischen Agitation unter dem Vorwand zu bestreiten, daß in den Ländern mit allgemeinem Wahlrecht das Brot nicht billiger sei als dort, wo dieses Recht nicht bestehe. Und obschon der Kongreß den Vorschlag van Beverens, der sämtliche Arbeitervereine verpflichten wollte, an dem politischen Kampfe teilzunehmen, verwarf, um nicht jene Organisationen abzustoßen, die noch nicht mit den anarchistischen Theorien gebrochen hatten, nahm er doch die Resolution Bertrands an, die die Nützlichkeit der politischen Agitation anerkannte und die Hoffnung äußerte, daß alle Arbeiterorganisationen die Notwendigkeit dieser Agitation bald einsehen und an ihr teilnehmen würden. Die Flamländer beriefen am 20. Mai den Kongreß zu Mecheln ein, wo sie beschlossen, eine Arbeiterpartei mit einem politischen Programm zu begründen. De Paepe, dessen Entwicklung die der belgischen Bewegung genau widerspiegelte, erklärte bald darauf in einem Sendschreiben der Brüsseler Sektion an den deutschen sozialdemokratischen Kongreß Ende Mai 1877 seine und seiner Genossen vollständige Übereinstimmung mit dem Programm, der Taktik und den Bestrebungen der deutschen Sozialdemokratie. Vergebens gaben sich die belgischen Anarchisten Mühe, ihre eigene Organisation aufrechtzuerhalten. Am 25. und 26. Dezember tagte zu Brüssel der letzte Kongreß der belgischen Föderation, die einst neben den Juraſſiern eine Hochburg der antiautoritären Internationale gebildet hatte. Seitdem kam kein Kongreß der belgischen Föderation als Ganzes mehr zustande, und der Bakunistische Sonderbund war in Belgien als tot zu betrachten. Belgien machte sich an die Begründung einer sozialistischen Partei.

Unter diesen Umständen trat zu Verviers der Kongreß der anarchistischen Internationale zusammen, der für den 6. bis 8. September 1877 ausgeschrieben war, damit die Delegierten sich von diesem Kongreß sofort auf den sozialistischen Weltkongreß zu Gent begeben könnten. Die Anarchisten bezeichneten diesen Kongreß als den neunten allgemeinen Kongreß der Internationale.[28] Es war ihr letzter.

[28] Das offizielle Protokoll dieses Kongresses wurde nicht mehr veröffentlicht. Das war auch ein Zeichen des Endes. — Siehe Guillaume, L'Internationale, IV, S. 257 ff.

Es waren auf dem Kongreß zwanzig Delegierte anwesend, von denen Soriano (Pseudonym Rodriguez) und Morago (Pseudonym Mendoza) die spanische Föderation, Costa und Martini die italienische, Brousse und Montels die französische, Guillaume die jurassische, Rinke und Werner die deutschen Sektionen in Deutschland und der Schweiz und sieben Delegierte die zu der Föderation des Vesdretals gehörenden Sektionen vertraten. Außerdem wurden drei Delegierte, darunter ein Russe Lewaschow, das ist Kropotkin, mit beratender Stimme zugelassen. Die Kongreßteilnehmer wollten sich damit trösten, daß zwei neue Föderationen (Frankreich und Montevideo) in die Internationale aufgenommen wurden, die angebliche Entwicklung ihrer Organisation konnte sie täuschen, aber die Abwesenheit de Paepes von dem Kongreß verriet deutlich die geschehenen Veränderungen und den unvermeidlichen Anfang vom Ende.

Auf Antrag der Föderation von Neukastilien hatte der Kongreß die Frage der Mittel zur Förderung der sozialrevolutionären Tätigkeit zu besprechen. Über diesen unklaren Punkt nahm er keine Resolution an, und was für eine konnte er auch annehmen, wenn er seinem unfruchtbaren anarchistischen Standpunkt treu bleiben wollte? Vorsichtig ging er über ihn zur Tagesordnung über. In der folgenden Frage über die Notwendigkeit, im Falle des Triumphes des Proletariats in einem Lande diesen Triumph über alle anderen Länder zu verbreiten, zeigte sich eine interessante Spaltung: Brousse und Costa ergingen sich immer noch in den zügellosesten revolutionären Deklamationen, während Guillaume, der durch das augenscheinliche Zerfallen der anarchistischen Organisation niedergeschlagen war, sich von ihnen abzusondern bemühte. Der Kongreß faßte eine inhaltlose und dazu schlecht redigierte Resolution über die Notwendigkeit, jede revolutionäre Bewegung moralisch und materiell zu unterstützen und zu suchen, ihr einen internationalen Charakter zu verleihen. Bemerkenswert ist dabei, daß der Vertreter der Juraföderation allein gegen diese Deklaration stimmte.

Ferner äußerte der Kongreß seine Sympathie und Solidarität mit allen Genossen, die in den revolutionären Kundgebungen zu Benevent, Petersburg, Bern, in den Vereinigten Staaten gelitten hatten, und ging zur Besprechung des Programms des bevorstehenden sozialistischen Weltkongresses zu Gent über. In bezug auf die Tendenzen der gegenwärtigen Produktion vom Standpunkt des Eigentums aus erkannte der Kongreß die Notwendigkeit der Einrichtung des Kollektiveigentums an, das heißt der „Besitzergreifung des Gemeinkapitals durch die Arbeitergruppen" (ein offenbar nicht sozialistisches, sondern anarchistisches Prinzip) und erklärte daneben, daß eine „sozialistische Partei, die dieses Namens würdig ist, das Prinzip des Kollektiveigentums aufstellen müsse nicht als ein entferntes Ideal, sondern in ihren jetzigen Programmen und ihren alltäglichen Kundgebungen". Man kann leicht den letzteren Worten einen beliebigen Sinn beilegen: sie rechtfertigen auch Expropriationen und allerlei Exzesse, etwa wie Plünderung der Läden, Bäckereien usw., was auch die Anarchisten hier und da bald auszuüben begannen. Von der sonderbaren Erwägung ausgehend, daß „in Wirklichkeit die gegenwärtige Gesellschaft nicht in politische Parteien, sondern in ökonomische Kategorien: Ausgebeutete und Ausbeuter, Arbeitende und Arbeitgeber, Lohnarbeiter und Kapitalisten zerfalle", erklärte der Kongreß zur Frage der Beziehungen des Proletariats zu den politischen Parteien, daß

„er keinen Unterschied zwischen den verschiedenen politischen Parteien macht, mögen sie sich als sozialistische bezeichnen oder nicht: alle diese Parteien bilden seiner Ansicht nach ohne Unterschied eine reaktionäre Masse, und er erachtet es für seine Pflicht, sie alle zu bekämpfen". Diesen tiefen Gedanken wiederholen die Anarchisten seitdem auf jede Weise. Und eine solche Resolution nahmen Leute an, die ihre Solidarität mit allen Formen der Arbeiterbewegung zur Zeit und zur Unzeit verkündigten und sich dabei beschwerten, daß die Sozialdemokraten sie systematisch kränkten. (So tut es zum Beispiel Kropotkin in seinen Erinnerungen, und dennoch nahm er selber diese Resolution an.)

Über die Organisation der Gewerkschaftsverbände faßte der Kongreß eine Resolution, die die Unzulänglichkeit einer rein beruflichen Tätigkeit dieser Verbände betonte und ihnen empfahl, die Abschaffung des Systems der Lohnarbeit und die Besitzergreifung der Produktionsmittel durch die Expropriation ihrer gegenwärtigen Besitzer als Hauptziel aufzustellen. In dieser Resolution, die naturgemäß die vorhergehende ergänzt, tritt schon deutlich die Idee der Ersetzung der sozialistischen Parteien durch die gewerkschaftlichen Organisationen zutage, die für den gegenwärtigen revolutionären Syndikalismus und besonders für den französischen Zentralverband der Arbeit (C. G. T.) so charakteristisch ist.

Schließlich in der Frage des Solidaritätsvertrags zwischen den verschiedenen sozialistischen Arbeiterorganisationen erklärte es der anarchistische Kongreß für unmöglich, einen derartigen Vertrag zwischen der „Internationale" und den Organisationen abzuschließen, die mit ihr (das ist mit den Anarchisten) in wesentlichen Fragen nicht übereinstimmen. Was aber die Begründung eines statistischen Zentralkorrespondenzbureaus angeht, so äußerte der Kongreß bescheiden die Meinung, daß das Föderalbureau der „Internationale" sehr gut diese Aufgabe übernehmen könne und es nicht erforderlich sei, zu diesem Zwecke eine neue Einrichtung zu schaffen. Auf diese Weise wurde die ganze Weltarbeiterbewegung und besonders die deutsche Sozialdemokratie, von der schon damals ein Lokalausschuß stärker war als der ganze anarchistische Sonderbund, aufgefordert, in Abhängigkeit von einem sektiererischen Zirkel, der sich eigenmächtig die berühmte historische Firma „Internationale" aneignete, zu treten. Es ist bemerkenswert, daß auf dem Kongreß, der so selbstbewußte Resolutionen faßte, eine völlige Totenstarre der anarchistischen Organisation zutage trat. Es ergab sich unter anderem, daß der Beschluß des letzten Kongresses über die obligatorischen Beiträge zur Zentralkasse nicht ausgeführt war, und der überraschte Kongreß begnügte sich dann mit der Annahme einer neuen papierenen Resolution, die den Föderationen vorschlug, selbständig die nötigen Mittel zur Erhebung der an diese Propagandakasse zu entrichtenden Geldsummen ausfindig zu machen.

Der Kongreß ernannte die belgische Föderation (das heißt deren klägliche Reste) zum provisorischen Föderalbureau und beschloß, daß der nächste Kongreß in der Schweiz stattfinden sollte.

Dieser Kongreß aber kam nie zustande, und die antiautoritäre Internationale starb nach sechsjährigem stürmischen Dasein eines natürlichen Todes an Erschöpfung der Kräfte: sie hatte sich schon lange überlebt und konnte von nun an in den Ländern, über die sich ehemals ihr Einfluß erstreckt hatte, die Entwicklung der sozialistischen Bewegung nur noch hindern.

Elftes Kapitel.

Der allgemeine sozialistische Kongreß zu Gent.

Der sozialistische Weltkongreß zu Gent fand vom 9. bis zum 15. September 1877 statt.[29] Nach fünfjähriger Unterbrechung war es der erste Kongreß, auf dem sich die Sozialisten verschiedener Schulen und Richtungen begegneten, um die Fragen, die für sie von Interesse waren, gemeinsam zu besprechen und, wenn möglich, gegenseitige Verbindungen anzuknüpfen. Die geschichtliche Bedeutung dieses Kongresses, abgesehen davon, daß die Tatsache selbst von einem unvertilgbaren Streben der gegenwärtigen Arbeiterbewegung nach internationalem Zusammenschluß zeugte, bestand darin, daß er in anschaulicher Weise die Unmöglichkeit der Vereinigung und des Zusammenwirkens der beiden entgegengesetzten Tendenzen nachwies, die um jene Zeit schon in festen und bestimmten Formen ausgeprägt waren. Die beiden Parteien sollten sich überzeugen, daß ein freundschaftliches Zusammenleben des Anarchismus und Sozialismus im Schoße einer Organisation infolge des Fehlens eines gemeinsamen Bodens und infolge der ganz verschiedenen Auffassung sowohl der Bewegungsziele als auch der Methoden ihrer Erreichung unmöglich sei.

Es waren auf dem Kongreß 42 Delegierte anwesend. Deutschland wurde durch Liebknecht vertreten, die Schweiz durch Greulich, der Deutsche kommunistische Arbeiterverein in London durch Maltman Barry, den Korrespondenten der Zeitung „Standard", der von Marx inspiriert wurde, die deutschen anarchistischen Gruppen Deutschlands und besonders der Schweiz, sehr wenig zahlreich und ohne Einfluß, durch Rinke und Werner, England durch den erwähnten Maltman Barry und Hales, Dänemark durch Liebknecht, Spanien durch Soriano und Morago (alias Rodriguez beziehungsweise Mendoza) sowie durch Chalain, Frankreich durch Bazin, Beck (ein russischer Chemiker aus Astrachan?), Bert (Pseudonym für Coneste), Brousse, Montels, Buffenoir, Paulin und Robin (die beiden letzteren Pseudonyme), durch den erwähnten Chalain und Puissant, Ungarn durch das ehemalige Mitglied der Kommune Leo Frankel, Griechenland durch Costa, Italien durch Costa, Martini, Zanardelli, Rußland durch Lewaschow (alias Kropotkin) und den erwähnten Joseph Beck, die Schweiz durch Guillaume sowie durch die erwähnten Brousse, Costa, Greulich, Montels, Rinke, Werner, Zanardelli, Belgien durch 24 Delegierte, darunter Steens, Anseele, van Beveren, Gérombou, Coenen, Brismée und Bertrand; und endlich vertrat de Paepe aus irgend einem Grunde eine kommunistische Gemeinde in Oneïda (Vereinigte Staaten).

Der Kongreß zerfiel in zwei scharf abgegrenzte Gruppen: die eine umfaßte 11 Mitglieder der anarchistischen Internationale, die von ihrem Kongreß zu Verviers gekommen waren (Soriano, Morago, Guillaume, Kropotkin, Rinke und Werner, Costa, Brousse, Montels, Martini und Gérombou). Die andere Gruppe bildeten die Deutschen Greulich, Liebknecht und Frankel sowie die Mehrheit der belgischen Delegation, wobei in den politischen Haupt-

[29] Compte-rendu des séances du Congrès Socialiste tenu à Gand, 9—16 Septembre 1877, 37 Seiten. Das ist eine Privatausgabe ohne Angabe des Druckjahrs und -ortes und des Namens des Verlegers. (Der Kongreß selber beschloß, die offiziellen Protokolle nicht zu veröffentlichen.) Es gibt darin viel Verworrenheit. Allem Anschein nach ist diese Broschüre Guillaume unbekannt geblieben, denn er erwähnt sie nicht, obschon einige ihrer Mitteilungen mit seiner Darstellung nicht übereinstimmen. (A. a. O., IV, S. 265 ff.)

fragen die Engländer Hales und Maltman Barry sich ihnen anschlossen, sowie die Franzosen Bazin, der die französische Gruppe in London vertrat, Bert und Robin. Zanardelli, der die italienischen Gruppen vertrat, die mit dem Anarchismus gebrochen hatten, und der Delegierte der Lyoner Gruppe Paulin schwankten zwischen beiden Hauptströmungen hin und her, wobei Zanardelli jedoch den Marxisten näherstand.

Zuerst erkannte der Kongreß ganz logisch, daß ein Solidaritätsvertrag zwischen verschiedenen Strömungen nicht zur Verhandlung kommen dürfe, bevor deren Stellung zu den Grundfragen des Programmes und der Taktik klargestellt war. Die Frage der Tendenzen der heutigen Produktionsweise vom Standpunkt des Eigentums aus rief keine besonderen Diskussionen hervor, denn im Unterschied von den ersten Kongressen der alten Internationale, wo neben den Sozialisten auch Anhänger des Privateigentums zugegen waren, wohnten diesem Kongreß nur Verfechter des Gemeineigentums bei, die übrigens dem Sprachgebrauch jener Zeit gemäß in Staatskommunisten oder Sozialdemokraten und föderalistische Kommunisten oder Anarchisten zerfielen. Es wiederholten sich die alten Streitigkeiten über den Arbeiterstaat und die freie Föderation der freien Produktivgruppen, wobei die Anhänger der ersteren Ansicht betonten, daß, wenn die Produktionsmittel nicht in das Eigentum der Gemeinschaft, sondern der einzelnen Produzentengruppen übergehen sollten, damit ein Monopol zugunsten dieser letzteren geschaffen würde. Für die Resolution über die Notwendigkeit des Überganges des Eigentums an den Produktionsmitteln in die Hände des Staates oder der Kommune wurden 16 Stimmen abgegeben (nicht alle Belgier wohnten den Kongreßsitzungen regelmäßig bei), und für die Resolution, die die Produktionsmittel zum Eigentum der Produktivgruppen machen wollte, stimmten nur die Anarchisten (außer Kropotkin, der infolge einer Mitteilung, er werde von der Polizei steckbrieflich verfolgt, genötigt war, den Kongreß zu verlassen).

Während der Verhandlungen über die Stellung des Proletariats zu den verschiedenen politischen Parteien kam es zwischen Liebknecht und Guillaume zu einem scharfen Zusammenstoß. Der Führer der jurassischen Anarchisten erlaubte sich zu behaupten, daß die deutschen Sozialdemokraten bei den letzten Reichstagswahlen ihr sozialistisches Programm in die Tasche gesteckt hätten. Darüber empört, nannte Liebknecht diese Behauptung eine Lüge. Zur Bestätigung seiner Worte konnte Guillaume nur einen Auszug aus Mosts Rede auf dem letzten deutschen sozialdemokratischen Parteitag anführen. Darauf erwiderte Liebknecht, Mosts Rede sei von der Zeitung, aus der Guillaume sein Zitat entnommen hatte, falsch wiedergegeben. (Charakteristisch ist, daß zwei Jahre darauf Most selber zum Anarchisten wurde.)

In den Debatten über diese Frage zeigte sich mit besonderer Deutlichkeit die Unversöhnlichkeit beider Tendenzen. Die Anarchisten wiederholten ihre früheren Einwendungen gegen die politische Tätigkeit der Arbeiterklasse. Zanardelli, der damals unter Malons Einfluß stand, hielt eine ungemein lange Rede im Sinne des „Integralismus", der die Parlamentstribüne mit der Barrikade in Einklang brachte. Der Redner bewies, daß alle Gelegenheiten zum Kampfe gegen die herrschenden Klassen benutzt werden sollten, und schlug zum Schlusse vor:

Man soll alle Mittel der Propaganda von dem Gericht und Parlament bis zur Barrikade benutzen, vorsichtig und selbst mißtrauisch sich zu den Verschwörungen

verhalten, den Wahlkampf vom Standpunkt der Gewinnung von Anhängern zu lassen und dem gegenwärtigen Zustand die Insurrektion vorziehen, weil sie rascher, wirksamer und entschiedener ist.

Hales meinte, die Politik ebenso wie das allgemeine Wahlrecht seien nötig für die Erreichung der Ziele des Sozialismus. Es sei ja unmöglich, die alten Mächte zu stürzen, solange das Volk zu diesen halte.

Paulin erklärte, die Lyoner und Vienner Gruppen, die ihn zum Kongreß schickten, seien mit dem Standpunkt der Jurassier nicht einverstanden: sie wollten ökonomische Umgestaltungen durch die Insurrektion erringen, und zugleich träten sie für die politische Tätigkeit ein, wo es vonnöten sei.

Rodriguez' Vorschlag einer Insurrektionsagitation mit Wort und Tat zur Erreichung der sozialen Revolution wurde abgelehnt, wobei für den Vorschlag Rodriguez selber, Paulin und — zum allgemeinen Erstaunen — de Paepe stimmten, der sich augenscheinlich von seinem Eklektizismus noch nicht losgemacht hatte. Noch bemerkenswerter ist, daß die Anarchisten sich nicht entschlossen, diese putschistische Resolution zu unterstützen, und es für besser fanden, sich der Stimmen zu enthalten. Erschien ihnen ihre Sache im voraus verloren oder wollten sie die Solidarität mit Rodriguez ablehnen, dessen exaltiertes Wesen um jene Zeit selbst Guillaume in Schrecken setzte? Der obenerwähnte Vorschlag Zanardellis wurde ebenfalls verworfen. Eine Resolution Gérombous, Chalains und Werners lautete:

Wir halten es für unsere Pflicht, alle politischen Parteien, ob sie sich sozialistisch nennen oder nicht, zu bekämpfen, in der Hoffnung, daß die noch in den Reihen dieser Parteien marschierenden Arbeiter, durch Erfahrung belehrt, die Augen öffnen und den Weg der Politik aufgeben, um den Weg des antistaatlichen Sozialismus einzuschlagen.

Diese Resolution, die ein wenig den Beschluß des anarchistischen Kongresses zu Verviers paraphrasierte, wurde auch mit allen Stimmen gegen die der Anarchisten abgelehnt. De Paepe stimmte diesmal offen gegen die letzteren. Schließlich wurde mit 22 Stimmen gegen die 8 Anarchisten (3 von diesen waren abwesend) folgende Resolution des Antwerpener Delegierten Coenen (eines ehemaligen Mitglieds der anarchistischen Internationale!) und des Brüsseler Delegierten Bertrand angenommen:

In Erwägung, daß die soziale Befreiung von der politischen Emanzipation untrennbar ist, erklärt der Kongreß, daß das Proletariat, organisiert als besondere Partei, die allen anderen, von den besitzenden Klassen gebildeten Parteien gegenübersteht, jedes politische Mittel benützen soll, das auf seine soziale Emanzipation hinzielt.

Diese Resolution bezeichnete den Bruch zwischen beiden streitenden Tendenzen.[30]

Der Kongreß nahm ferner eine Resolution an, die erklärte, daß für den ökonomischen Kampf gegen die besitzenden Klassen die internationale Föderation der Gewerkschaftsverbände erforderlich sei, und die alle Mitglieder aufforderte, ihre Kräfte in dieser Richtung aufzubieten. Zugleich äußerte der Kongreß den Wunsch nach baldiger Einberufung eines internationalen Kon-

[30] In seinem Briefe an Sorge beurteilte Marx diesen Kongreß wie folgt: „Der Genter Kongreß, so viel er sonst zu wünschen übrig läßt, hatte wenigstens das Gute, daß Guillaume und Kompanie total von ihren alten Bundesgenossen verlassen wurden."

gresses der Gewerkschaftsverbände. (Diese Resolution wurde einstimmig angenommen.) Und über die Frage der beruflichen Organisation im allgemeinen wurde die Resolution Frankels mit einem Amendement Rodriguez' angenommen; sie lautete also:

In Erwägung, daß die Gewerkschaftsverbände in ihrem Kampfe gegen die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen das Proletariat organisieren, fordert der Kongreß (indem er die Notwendigkeit der Aufhebung des Systems der Lohnarbeit anerkennt, zugleich) alle noch nicht organisierten Kategorien der Arbeiter auf, Widerstandsgesellschaften zu organisieren. (Das Eingeklammerte ist Rodriguez' Amendement.)

Die Debatten über den Solidaritätsvertrag zwischen den verschiedenen sozialistischen und Arbeiterorganisationen wiederholten nur die früheren prinzipiellen Gegensätze und formulierten die Stimmung der Teilnehmer des Kongresses. Und sowohl die Sozialdemokraten (Greulich und Frankel) als auch die Anarchisten betonten die Unmöglichkeit, Richtungen zu einigen, die in Grundfragen des Programmes und der Taktik auseinandergehen. Derselben Meinung war auch Hales. De Paepe, der betrübt mit den alten Kampfgenossen brach, meinte, daß die beiden Strömungen trotz aller Meinungsverschiedenheiten genug Übereinstimmendes haben, so daß der Solidaritätsvertrag möglich wäre: indem dieser Vertrag jeder Seite eine Möglichkeit biete, ihre Ansichten unbehindert zu vertreten, solle er einer unwiderruflichen Zersetzung der sozialistischen Partei in zwei feindliche Lager vorbeugen. Jedenfalls sei die ökonomische Solidarität seines Erachtens notwendig und möglich, auch ohne einen formellen Vertrag. Liebknecht äußerte sich entgegenkommend: er sei für die Aussöhnung, die gegenseitige Hilfe, die Einstellung scharfer Polemik usw. Am Ende verwarf der Kongreß den Solidaritätsvertrag und erkannte die Notwendigkeit gegenseitiger Achtung, die Leute, welche Selbstgefühl haben und von der beiderseitigen Aufrichtigkeit überzeugt sind, einander gegenüber hegen sollen.

Am Abend desselben Tages veranstaltete ein Teil der Delegierten ohne die Anarchisten eine Privatversammlung und beschloß im Namen der von ihnen vertretenen Organisationen (der flämischen, der deutschen, der deutschschweizerischen, der englischen und eines Teiles der französischen und italienischen) folgende Resolution:

In Erwägung, daß das Proletariat, als besondere Partei, die allen Parteien der besitzenden Klassen gegenübersteht, organisiert, alle politischen Mittel zu seiner Befreiung benutzen soll; in Erwägung, daß der Kampf gegen jede Herrschaft der besitzenden Klassen nicht ein lokaler oder nationaler, sondern ein internationaler ist, und daß sein Erfolg von der Verständigung und der übereinstimmenden Aktion der Organisationen verschiedener Länder abhängt, beschließen die unterzeichneten Delegierten des sozialistischen Weltkongresses zu Gent, daß die von ihnen vertretenen Organisationen einander gegenseitige materielle und moralische Unterstützung in allen ökonomischen und politischen Bestrebungen leisten sollen. Zu diesem Zwecke setzen sie ein Föderalbureau ein, das bis zum nächsten Kongreß seinen Sitz in Gent haben wird; dieses Bureau soll den Kongreß einberufen und alle notwendige Vorarbeit verrichten. Unterzeichnet: Greulich, Hales, Coenen, Robin, de Witte, Bertrand, Brismée, Steens, Frankel, de Paepe, Maltman Barry, Zanardelli, André Bert (alias Coneste) und Liebknecht.

Indem Guillaume von diesem Vorgang recht ungenau berichtet, begleitet er ihn mit folgendem melancholischem Kommentar:

So bildete sich neben der Internationalen Arbeiterassoziation eine neue Gruppierung, die wegen des Fehlens eines Statuts nicht als Bund zu bezeichnen ist, die jedoch verschiedene Organisationen, deren Programm demjenigen der deutschen Sozialisten gleich war, in einer besonderen Partei vereinigte.

Allerdings war dem vorläufig nicht ganz so; die neue Vereinigung erwies sich als verfrüht und nicht dauerhaft, doch hatte Guillaume jedenfalls recht insofern, als er den ersten Schritt zur Bildung einer neuen sozialistischen Internationale, die den alten im Absterben begriffenen anarchistischen Sonderbund überflügelte, richtig erkannte.

Ferner besprach der Genter Kongreß die Frage der Einsetzung eines Zentralarbeiterbureaus zu Zwecken der Korrespondenz und Statistik, das Nachrichten über die Größe des Arbeitslohns, die Arbeitsdauer, die Preise der Lebensmittel, die Fabrikgesetze usw. sammeln und veröffentlichen sollte. In den Debatten über diese Frage nahmen die Kongreßteilnehmer schon Rücksicht auf das Vorhandensein zweier verschiedener Organisationen, die je ein eigenes Föderalbureau hatten. Da keines von ihnen als einheitliches Zentrum beider Organisationen anerkannt werden konnte, so wurde gegen die Stimmen der unversöhnlichen Brousse, Costa und Montels beschlossen, ein einheitliches Föderalbureau, nach Rodriguez' Antrag korrespondenz-statistisches Generalbureau der sozialistischen Arbeiter genannt, zu begründen. Sein Sitz wurde nach Verviers verlegt. Aber dieser Beschluß blieb unausgeführt.

Die Anarchisten verließen den Genter Kongreß mit traurigen Gefühlen. Sie sahen, daß ihre Organisationen dank ihrer eigenen Unfruchtbarkeit verkümmerten und zerfielen. Sie sahen, wie eine ganze Reihe ihrer früheren Freunde und Kampfgenossen ins feindliche Lager übergingen. Vor ihren Augen wuchsen und entwickelten sich unaufhörlich die sozialistischen Parteien, die sich Programm und Taktik der Sozialdemokratie aneigneten und die schwankenden Elemente mit fortrissen. Sie sahen ein, daß ihre Sache verloren war, daß sie die Aufgabe ihres Lebens nicht erreichten, und daß die neue Internationale, wenn sie wieder aufleben sollte, nicht die anarchistische, sondern die sozialdemokratische Fahne aufpflanzen werde. Und mit bitterem Gefühl der Enttäuschung verließen sie Belgien. Die Gruppe der Anarchisten, die einige Tage vorher in geschlossenen Reihen aus der Schweiz ausmarschiert war, kehrte nicht mehr vollständig zurück: sie zerfiel unterwegs, als ob sie geahnt hätte, daß es auf dem alten Felde ihrer Tätigkeit für sie nichts mehr zu tun gab. Costa ging nach Paris, Rinke und Werner nach Deutschland, Montels als Lehrer nach Rußland und Kropotkin nach London.

„Von den sieben Delegierten, den Mitgliedern der Juraföderation," sagt Guillaume, „die sich nach Verviers und Gent begaben, um Frankreich, Italien, Deutschland, Rußland und den Jura zu vertreten, kehrten nur Brousse und ich auf unsere Posten in den Reihen der jurassischen Sozialisten zurück; für die fünf übrigen wurde ein Kapitel ihres Lebens abgeschlossen."

In seiner oben zitierten Broschüre schrieb Brousse:

Aber wir Anarchisten, die wir den Sieg (über Marx) davongetragen hatten, begingen aus freien Stücken den gleichen Fehler. Wir versuchten, die ganze Internationale in den engen Rahmen unserer Doktrin hineinzudrängen. Auf dem Genfer Kongreß (1873) überwanden wir den Gouvernementalismus von Eccarius und John Hales, auf dem Berner Kongreß den Staatssozialismus de Paepes. Wir beherrschten

die Internationale, waren aber isoliert und ohnmächtig gegenüber den bürgerlichen Massen, die sich gegen die Arbeiterklasse vereinigten, die zum Unglück durch einen sektenmäßigen Geist zersplittert wurde. Von diesem Tage an war die Internationale tatsächlich tot.[31]

Zwölftes Kapitel.

Der allgemeine anarchistische Kongreß zu London.

Kurz nach dem Genter Kongreß sah sich eine große Anzahl der tätigen Propagandisten des Jura gezwungen, die Heimat zu verlassen. Am 25. März 1878 erschien die letzte Nummer des „Bulletin de la Fédération Jurassienne", das sechs Jahre lang die Rolle des Zentralorgans im Bakunistischen Lager gespielt hatte, und einige Wochen später, am 1. Mai 1878, verließ Guillaume selber, der nach dem Tode Bakunins eine so ansehnliche Stelle unter den Anarchisten eingenommen hatte, die Schweiz und ging nach Paris, wo er sich ins Privatleben zurückzog, ohne an den politischen Kämpfen teilzunehmen.[32] Ein Jahr darauf sagten sich vom Anarchismus so bedeutende Führer wie Brousse und Costa los. Von den alten Führern der anarchistischen Internationale harrten Malatesta, Kropotkin und eine Zeitlang auch Schwitzguébel auf ihrem Posten aus. Kropotkin wurde zum Theoretiker der Bewegung und begann anstatt des „Bulletin de la Fédération Jurassienne" die Wochenschrift „Le Révolté" herauszugeben, die an die Stelle einer kleinen Zeitschrift „L'Avant-garde" trat. Der Zusammenhang zwischen den einzelnen anarchistischen Sektionen wurde immer loser; nach und nach geriet der Name der Internationale selbst in Vergessenheit. Noch im Jahre 1880 nannten sich einige Föderationen, wie zum Beispiel die spanische, Sektionen der Internationale. Im August 1880 kam der Kongreß der Gebietsföderation der Internationalen Arbeiterassoziation in der Romagna wie auch der der Föderation von Toskana zustande. In Genf setzte die Propagandasektion der Internationalen Assoziation ihre Tätigkeit fort und veranstaltete von Zeit zu Zeit Versammlungen unter dieser Fahne. Im Frühling 1881 wurde in Genf selbst eine neue Sektion der Internationalen Arbeiterassoziation gegründet. Die Juraföderation berief noch ein paar ihrer Gebietskongresse ein, auf denen unter Mitwirkung Kropotkins endgültig das Programm des anarchistischen Kommunismus formuliert wurde, das die Notwendigkeit der Einrichtung des Kollektiveigentums nicht nur an den Produktionsmitteln, sondern auch an den Verbrauchsgegenständen aussprach. Dem jurassischen Kongreß im Jahre 1880 zu La Chaux de Fonds legte Schwitzguébel ein „sozialistisches Programm" vor, das die letzte jurassische Formulierung des anarchistischen Kollektivismus darstellte. Kropotkin, Elisée Reclus und Cafiero traten gegen diese Lehre auf und schlugen dem Kongreß vor, den Ausdruck „Kollektivismus", der ihren Worten zufolge jene weite Bedeutung verlöre, die er vor zehn Jahren hatte, endgültig aufzugeben und das Losungswort des anarchistischen Kommunismus anzunehmen. Der Kongreß war mit ihnen einverstanden, und von da ab legten

[31] Le Marxisme dans l'Internationale, S. 15.

[32] Erst in letzter Zeit fing er an, an der revolutionär-syndikalistischen Zeitung „Bataille syndicaliste" und der Zeitschrift „La vie ouvrière" mitzuarbeiten, wo er seine frühere erbitterte Haltung gegenüber der Sozialdemokratie und besonders gegenüber dem Marxismus fortsetzt.

sich die staatsfeindlichen Sozialisten den Namen der „anarchistischen Kommunisten" bei anstatt der früheren Benennung der Antiautoritäre, Kollektivisten und Föderalisten. Andererseits fingen jetzt die Anarchisten an, sich auch Sozialrevolutionäre zu nennen.

Angesichts des Erstarkens der europäischen Reaktion begann man Ende 1880 und Anfang 1881 besonders in Belgien von der Notwendigkeit der Wiederherstellung der Internationale zu sprechen. Am 25. Dezember 1880 faßte der Kongreß der belgischen Anarchisten eine Resolution in diesem Sinne, und die belgische Föderation[33] veröffentlichte ein Manifest an die Arbeiter, das von der Erneuerung der internationalen Vereinigung des Proletariats handelte. Es wurde in London ein Organisationsausschuß für die Einberufung eines internationalen Kongresses eingesetzt. Der Kongreß der Sozialrevolutionäre (das heißt der Anarchisten) sollte am 14. oder am 24. Juli 1881 stattfinden. An seiner Vorbereitung nahmen französische, belgische und amerikanische Gruppen sowie solche aus London teil. Der Föderalrat der belgischen Internationale und die meisten Organisationen der Bergarbeiter des Borinage sowie zwei spanische Föderationen schlossen sich diesem Unternehmen an. Einen lebhaften Anteil an der Vorbereitung und Zusammenberufung des Kongresses nahm auch Johann Most, der damals zu den Anarchisten überging. Den Hauptpunkt der Tagesordnung des projektierten Kongresses bildete die Frage der Wiederherstellung der Internationalen Arbeiterassoziation. Eine besonders energische Agitation für den anarchistischen Kongreß trieben zwei Zeitungen: „Le Révolté" Kropotkins und „La Révolution Sociale", eine Zeitung, die in Paris von einem „Bürger" Serraux gegründet wurde, einem Lockspitzel, der im Auftrag des Polizeipräfekten Andrieux handelte. In Nr. 7 dieses anarcho-polizeilichen Blättchens vom 24. Oktober 1880 wurde folgende Notiz gedruckt: „Alle Anmeldungen des Anschlusses und alle Mitteilungen in bezug auf den internationalen revolutionären Kongreß, der im nächsten Jahre zu London stattfinden soll, sind an den Bürger Serraux zu richten", das heißt geradeswegs an die Polizeipräfektur. Am 18. März 1881, am Gedenktag der Kommune, wurde eine besondere Nummer auf rotem Papier herausgegeben. Auf der ersten Seite dieser Nummer erschien eine Einladung zum internationalen sozialrevolutionären Kongreß, wobei in bezug auf Frankreich bemerkt ward: „Das Gesetz Dufaure gegen die Internationale setzt uns außerstande, eine genauere Adresse anzugeben. Alle Korrespondenzen sind an die ‚Révolution Sociale' zu Paris zu richten", das heißt an das Polizeibureau. Daneben wurden als Vertreter für Rußland bezeichnet: W. Sassulitsch, L. Hartmann und ein gewisser Bracker.[34]

Schon von diesem Moment an begann jene gegenseitige Durchdringung von Anarchismus und Spitzeltum, die eine Menge überspannter Enthusiasten den polizeilichen Provokateuren ans Messer lieferte. Es hieß im Redaktionsartikel der Nr. 19: „Es verlautet in einigen Ländern, besonders in Italien, der Kongreß würde nicht zustande kommen.... Wir halten es für unsere

[33] Das heißt der Rest der ehemaligen belgischen Föderation, der diesen Namen selbst nach der Lossagung der meisten Organisationen beibehielt.

[34] Der Name Sassulitsch ist hier ohne Zweifel unrechtmäßig genannt. Das erhellt daraus, daß ihr Gesinnungsgenosse P. Axelrod nicht auf dem anarchistischen, sondern auf dem sozialistischen Kongreß zu Chur anwesend war.

Pflicht, alle revolutionären Gruppen vor diesen Gerüchten zu warnen: der Londoner Kongreß wird allen zum Trotze stattfinden." Gewiß! Er war so notwendig für Andrieux und die Polizisten anderer Länder. Diese polizeiliche Zeitung führte ihre Propaganda für den anarchistischen Weltkongreß in einem höchst blutdürstig-deklamatorischen Tone. In der Nr. 29 druckte die Redaktion einen Aufruf an die Arbeiter mit einer Einladung zum Londoner Kongreß; es hieß darin unter anderem: „Gemeines Volk, g e m e i n e r P ö b e l (im Original gesperrt gedruckt; armer Bakunin! G. St.), komm nach London!" In der Nr. 31, die während der Kongreßsitzungen erschien, schrieb die Redaktion: „Zum erstenmal seit der Pariser Kommune werden alle aufrichtigen Sozialisten auf dem einzig praktischen Vereinigungsboden zusammentreffen: auf dem Boden der gewaltsamen Revolution, diesem einzigen Mittel der Ausgebeuteten, mit ihren Ausbeutern abzurechnen." Da gleichzeitig mit der Vorbereitung des Londoner anarchistischen Kongresses auch die Einberufung des sozialistischen Weltkongresses in der Schweiz (darüber unten) vorbereitet wurde, so beeilte sich das anarchopolizeiliche Blättchen, in einem Redaktionsartikel dem sozialistischen Kongreß entgegenzutreten, nachdem es erklärt hatte: „Wir werden keinen Anteil an diesem Kongreß nehmen, denn es ziemt sich für Revolutionäre nicht, sich mit den Masturbanten des Sozialismus und der Revolution einzulassen." Dafür versprach das Blättchen, aus allen Kräften den Londoner anarchistischen Kongreß zu unterstützen. Armer Kropotkin, arme Luise Michel![35]

Im Frühling 1881 erschien der Aufruf des Organisationsausschusses des Londoner Kongresses folgenden Inhaltes:

An die Revolutionäre der Alten und der Neuen Welt. Die heilige Allianz der Reaktionäre ist begründet. Setzen wir ihr unverzüglich die große Allianz der Revolutionäre entgegen.

Zehn Jahre nach den Metzeleien zu Paris und zu Kartagena, am Tage nach der Ermordung unserer Brüder zu Petersburg,[36] gleich nach der Verhaftung Mosts zu London wegen der Äußerung der Sympathie mit den Zarenmördern, im Angesicht der Gesetzesukase der Gurko, Dufaure, Bismarck und anderer dürfen wir nicht mehr schwanken, müssen wir uns vereinigen, um die Schwindelgesellschaft, in der wir leben, zu stürzen und zu zerstören.

Brüder vom Ackerfeld und vom Bergesschacht, Brüder aus der Werkstätte, der Schule, edelmütige Abtrünnige der Adels- und Kaufmannsaristokratie, antiautoritäre und anarchistische Revolutionäre, beherzigt unseren Aufruf. Erscheint in London am 14. Juli zum Kongreß, auf dem die Grundsätze der Kampfpolitik, die bis jetzt immer in den Hintergrund geschoben waren, ausgearbeitet werden sollen.

Sehet, unsere Fahne schwankt; wir sind im Wanken begriffen; es ist die Zeit gekommen, entweder zu siegen oder zu sterben. Also vorwärts, und es lebe die Revolution!

[35] In der Zeitung „Voix de l'Ouvrier" ließ L. B. (wahrscheinlich Louis Bertrand) einen Artikel erscheinen, in dem er gegen die Einberufung zweier sozialistischer Kongresse protestierte und die Schuld daran den Anarchisten zuschrieb. Die belgischen Anarchisten rechtfertigten sich durch den Hinweis darauf, daß sie die Einberufung des Londoner Kongresses schon im September 1880 beschlossen hätten.

[36] Es handelt sich hier um die Hinrichtung Scheljabows, der Perowskaja, Kibaltschitschs, T. Michailows und Ryssakows. Weil die Anhänger der russischen Partei „Volkswille" terroristische Methoden des Kampfes zur Anwendung brachten, waren die Anarchisten bereit, sich mit ihnen solidarisch zu erklären, aber sie ließen dabei die politischen Bestrebungen der russischen Revolutionäre außer acht und kompromittierten sie nur.

Dieser Aufruf, an dessen Abfassung sich wahrscheinlich auch Kropotkin beteiligt hatte, wandte sich scheinbar sowohl an die Sozialisten als an die Anarchisten. In Wirklichkeit aber waren nur die letzteren gemeint. Doch auch in ihrer Mitte rief das Programm des Londoner Kongresses manchen Widerspruch hervor. Auf die Einladung, am Londoner Kongreß teilzunehmen, antwortete die spanische Gebietsföderation der Internationale:

In Beantwortung eures Zirkulars halten wir es für nötig, zu bemerken, daß, wenn das Föderalbureau der Internationalen Arbeiterassoziation regelmäßig funktioniert, gerade dasselbe, dem Statut gemäß (!) und mit größerem Einfluß den Londoner Weltkongreß einberufen könnte und sollte; wenn aber das Föderalbureau nicht regelmäßig funktioniert, dann sollen die Föderalausschüsse oder die Föderationskommissionen unserer Assoziation diesen Kongreß mit Hilfe eines allgemeinen Zirkulars einberufen. Außerdem soll der Londoner Kongreß dem Statut gemäß organisiert werden (Artikel 5, 6, 7, 8 und 11). Euer Zirkular besagt, daß es vonnöten sei, die revolutionären Kräfte zu vereinigen und die Internationale Arbeiterassoziation wiederherzustellen, woraus folgt, daß unsere Assoziation aufgelöst sei. Aber das ist gar nicht der Fall, denn sie existiert in Spanien, Belgien, der Schweiz, Deutschland (?), England und in Nord- und Südamerika. Es liegt also keine Notwendigkeit vor, sie wiederherzustellen oder wieder zu erbauen; und wir sprechen uns entschieden dagegen aus, daß der Londoner Kongreß sich ausschließlich mit der Herstellung der Assoziation beschäftigt, die seit ihrer Begründung in London (das ist seit 1864!) nicht aufhörte zu existieren.

Die Redaktion der Zeitung Andrieux' beeilte sich, den spanischen Protest, der in Kropotkins Zeitung veröffentlicht wurde, zu beantworten:

Streng genommen sind diese Bemerkungen wohlbegründet, aber dieser Kongreß konnte nicht von dem Generalrat (das heißt von dem Föderalbureau, weil die Anarchisten keinen Generalrat hatten. G. St.) organisiert werden, denn er funktioniert nicht mehr! Was die Tagesordnung angeht, so muß man bemerken, daß zwar die Internationale in Wahrheit nicht aufgehört hat, bis jetzt in einzelnen Ländern tätig zu sein, es jedoch nicht minder richtig ist, daß in den letzten Jahren keine Verbindung, keine einheitliche Arbeit mehr besteht.

In diesem Sinne dürfe man daher von der Wiederherstellung der Internationale reden.

Andererseits entstand die Frage, ob der Londoner Kongreß nur eine Zusammenkunft der Gruppen, die sich zur Internationale bekennen, sein solle oder auch andere revolutionäre Kräfte zu ihm zugelassen würden. Recorbe, der als Sekretär der Initiativkommission den oben angeführten Aufruf an die Revolutionäre der ganzen Welt mit der Einladung zum Londoner Kongreß unterzeichnet hatte, ließ in der Zeitung Andrieux' einen Brief an die Redaktion drucken, in dem er dagegen protestiert, daß nur jene Gruppen, die wenigstens seit drei Monaten existierten, zum Kongreß zugelassen werden sollten.

Er motivierte diesen Protest mit folgenden Erwägungen:

Da der vorliegende Kongreß *nicht eine Zusammenkunft der Internationale*[37] ist und da er vielleicht eine ganz neue Organisation zu gründen hat, so darf man nicht die Zahl der Personen, die an den Debatten teilnehmen wollen, einschränken.

[37] Zu einer derartigen Aufrichtigkeit waren die meisten übrigen Anarchisten nicht fähig, die auf der vorteilhaften Fiktion der Fortexistenz der Internationale bestanden.

Seinerſeits richtete Malateſta im Namen des Organiſationsausſchuſſes einen Brief an die Redaktion der Zeitung „Cri du peuple“, in dem er, für den freien Zutritt zum Kongreß eintretend, ſagte:

Der für den 14. Juli vorbereitete Kongreß iſt nicht eine Zuſammenkunft der Internationalen Arbeiteraſſoziation; denn ſonſt wäre für die Teilnahme am Kongreß die Zugehörigkeit zu dieſer Aſſoziation erforderlich. Die Idee dieſes Kongreſſes, die übrigens mehrere Urheber hat, entſproß aus der Tatſache, daß die Internationale als Organiſation tatſächlich bei weitem nicht alle Revolutionäre umfaßt, die in den verſchiedenen Ländern an der Zerſtörung der beſtehenden Ordnung arbeiten, ſie iſt in hohem Maße bloß ein moraliſches Band, das nur als ein platoniſches Mitgefühl beſteht; aber das genügt durchaus nicht den Forderungen des jetzigen Momentes.

Der Verfaſſer ſagt ferner, daß die Organiſation der voranſtürmenden Kämpfer erforderlich ſei, die der beſtehenden Ordnung den erſten Stoß verſetzen würde; dann würde das Volk das übrige erledigen. Der Moment ſei entſcheidend: von dem Handeln der revolutionären Partei hänge das Schickſal einer langen hiſtoriſchen Periode ab. Darum ſeien ſowohl die Gruppen der Internationale als auch alle anderen Organiſationen und einzelne Perſonen berechtigt, an dem Kongreß teilzunehmen.

Alſo dem Geſtändnis anſehnlicher Organiſatoren des Kongreſſes zufolge war er nicht ein Kongreß der Internationale, nicht einmal der „Internationale“ im engen anarchiſtiſchen Sinne. Wenn aber ſeine Teilnehmer es für nötig hielten, von ihrem Kongreß als von einem Kongreß der Internationale zu ſprechen und Reſolutionen über die Wiederherſtellung der Internationalen Arbeiteraſſoziation anzunehmen, ſo geſchah es nur deswegen, weil ſie befürchteten, daß der bevorſtehende ſozialiſtiſche Weltkongreß in der Schweiz zur Erneuerung der Internationale führen und ſie dadurch der Firma berauben würde, die ſie hochſchätzten und die ſich noch immer eines großen Einfluſſes unter den breiten Arbeitermaſſen erfreute.

Der Londoner Kongreß tagte vom 14. bis zum 20. Juli 1881. Vertreten waren auf ihm: Amerika, England, Deutſchland, Belgien, Ägypten, Spanien, Italien, Holland, Frankreich, Rußland (Slawiſche Geſellſchaft zu London), Türkei (die Konſtantinopeler Föderation der Internationalen Arbeiteraſſoziation). Ganz augenſcheinlich trug ein bedeutender Teil der dort vertretenen Föderationen der Internationalen Arbeiteraſſoziation, etwa wie die Konſtantinopeler und die ägyptiſche, einen durchaus phantaſtiſchen Charakter; ebenſo mythiſch war die Vertretung von Ländern wie Rußland, Serbien, Deutſchland. Im ganzen nahmen nach Berechnung des „Révolté“ (Nr. 11 vom 23. Juli 1881) an dem Kongreß 45 Delegierte teil, die 60 Föderationen (!) und 59 Gruppen mit einer Geſamtzahl von nicht weniger als 50 000 Mitgliedern vertraten. Aber abgeſehen von der ſpaniſchen Föderation beteiligte ſich in Wirklichkeit keine bedeutende Organiſation an dieſem Kongreß; bloß die anarchiſtiſchen Zirkel, vor allem die franzöſiſchen, belgiſchen und holländiſchen, nahmen daran teil, wobei die Londoner Zirkel eine Menge Delegierte ſchickten.

Die Debatten und Reſolutionen des Londoner Kongreſſes waren vom Geiſte revolutionärer Deklamation und Schwülſtigkeit durchdrungen und machten im allgemeinen keinen ernſthaften Eindruck. Es wurde auf dem Kongreß ſehr viel von terroriſtiſchem Auftreten und beſonders vom ö k o-

nomischen Terror geredet. Es war klar, daß hier im großen und ganzen keine wirklichen Vertreter der proletarischen Massenbewegung vorhanden waren, sondern nur verwegene Wagehälse, die durch Verfolgungen erbittert und von den Massen losgerissen waren.

So wiederholt ein italienischer Vertreter Nr. 25 [38] die alten Bakunistischen Sätze:

Die italienischen Arbeiter sind eher ein konservatives oder gleichgültiges Element. Das revolutionäre Element bilden die Bauern, die kleine Bourgeoisie und diejenigen, die man so unzutreffend das Lumpenproletariat [39] nennt. Es ist schwer, diese Masse zu organisieren, aber während der Revolution wird die Idee der Expropriation des Grund und Bodens bei ihr Anklang finden. Als Beweis dafür dient schon der Umstand, daß jährlich 200 bis 300 Aufstände auf diesem Boden geschehen. Dazu kommt freilich die revolutionäre intellektuelle Jugend.[39] Der politische Kampf würde nur die Sache des Sozialismus beeinträchtigen und die Einrichtung der bürgerlichen Republik würde die soziale Revolution um 50 Jahre hinausschieben.

Der italienische Delegierte Nr. 26 behauptete, indem er die Worte seines Kollegen bestätigte, daß Italien durch und durch vom anarchistisch-revolutionären Geiste durchdrungen sei.

Der mexikanische Delegierte teilte unter anderem mit, daß es bei ihnen zu Hause vier Zeitungen gebe: zwei sozialistische und zwei anarchistische. Die mexikanische sozialistische Föderation bestehe aus 18 Sektionen mit mehr als einem Tausend Beiträge zahlender Mitglieder. Die mexikanischen Arbeiter wollten nichts vom „exotischen Gewächs" des wissenschaftlichen Sozialismus mit seiner Zentralisation, seinen Arbeitsquittungen (?) und der Entschädigung der heutigen Besitzer bei der Expropriation wissen. Was sie am besten verstünden, das sei die Teilung; was aber die Organisation der Gesellschaft nach der Teilung betreffe, so kümmerte sie das nicht.[40]

Ein amerikanischer Delegierter berichtete nicht weniger auffallende Dinge. Bei der Aufzählung der „revolutionären Elemente" wies er zuerst auf die „jungen Bären" von Kalifornien hin. Diese, halb Vagabunden und halb Arbeiter, kämpften gegen den Zuzug von Chinesen. „Bei den letzten Wahlen gelangten sie zur Macht und änderten die Konstitution des Staates Kalifornien, da sich aber dadurch ihre Lage gar nicht verbesserte, so entschlossen sie sich in letzter Zeit, statt der Wahlzettel Bomben zu gebrauchen." (Und diese Leute eignen sich den Namen der „Internationale" an!) Noch seltsamer ist die Gesellschaft der „Seerebellen", die ihre Emissäre auf die Dampfer schickt, um die auswandernden Passagiere, die nach Amerika fahren, aufzuwiegeln. Dann kommen natürlich die „Tramps" (Landstreicher). Diese seien selbstverständlich „die entwickeltsten der Revolutionäre". Allerdings versäumen sie keine Gelegenheit, um etwas zu stibitzen, aber diese Behandlung des

[38] Die Delegierten wurden zur besseren Geheimhaltung ihrer Namen mit Nummern bezeichnet. Welche Bedeutung hatte diese „Konspiration", wenn unter den Organisatoren des Kongresses die Agenten des Polizeipräfekten Andrieux zu finden waren!

[39] Es sind das eben jene Elemente, die in Bakunins Argumentationen die Hauptrolle spielten. (Siehe „Staat und Anarchie", passim.)

[40] Révolution Sociale, Nr. 33, vom 31. Juli 1881. Kropotkin schämte sich dieser Phrase und ließ sie aus dem Bericht im „Révolté" (Nr. 12 vom 6. August) weg.

Privateigentums rechnet der anarchistische Redner ihnen zum besonderen Verdienst an.

Im weiteren Verlauf der Debatten (die Deutschen erklärten umsichtig, daß sie an den prinzipiellen Debatten nicht teilnehmen würden) sprachen sich alle Teilnehmer des Kongresses mit ernsthafter Miene für die Wiederherstellung der Internationale aus. Dabei bestand der italienische Delegierte Nr. 25 auf der Notwendigkeit, innerhalb der öffentlichen Gesellschaft einen Bund geheimer Kreise zu organisieren. (Hier taucht die alte Idee Bakunins auf.) Aus dem Bericht des spanischen Delegierten ergab sich, daß dieser Zustand in Spanien bereits bestand. Die Organisation setzte sich aus Gewerkschaften und gemischten Vereinen zusammen. In ihrem Schoße wirkte eine geheime Organisation der Kampfelemente. Angesichts der hervorragenden Rolle der deklassierten Intelligenz in der italienischen Bewegung schlug der italienische Delegierte Nr. 26 folgerichtig vor, den Namen „Internationale Arbeiterassoziation" durch „Internationale Assoziation der Sozialrevolutionäre" zu ersetzen, weil durchaus nicht die Arbeiter allein Revolutionäre seien: Man solle nicht auf die Arbeiterorganisationen bauen; anstatt Kraft zu sein, erweist sich der gegenwärtige Arbeiter häufig als Schwäche. In die projektierte internationale und revolutionäre Assoziation könnten nur Leute, die die Propaganda der Tat anerkannten, aufgenommen werden.[41] „Unser gemeinsamer Boden ist der Aufstand," erklärte ein Delegierter, und ein anderer (Nr. 11) hielt eine lange Rede, deren kurzer Sinn auf folgendes hinauskam: Genug mündliche und schriftliche Berichte, man braucht jetzt Taten, Handlungen. Der Delegierte Nr. 13, der die Unmöglichkeit der Revolution ohne das Volk anerkennt, stellt die Frage: Wie sollen wir die Volksmasse anziehen? und antwortet darauf: Nur auf einem einzigen Wege sei dies möglich, dem des ökonomischen Terrors, das heißt, meint er, es sei notwendig, Fabriken in die Luft zu sprengen, Unternehmer zu hängen (sic!) usw.

Alle diese Reden und Vorschläge setzen uns nicht in Verwunderung, wenn wir uns erinnern, daß einerseits die Anarchisten sich damals schon in eine von der wirklichen Arbeiterbewegung losgerissene Sekte verwandelt hatten und daß andererseits Männer wie der Bürger Serraux, ein Agent des Pariser Polizeipräfekten, bei der Einberufung des Londoner Kongresses eine aktive Rolle spielten.

Von den beiden prinzipiellen vom Kongreß angenommenen Resolutionen bildet die eine einen Abdruck des vom Genfer Kongreß 1866 genehmigten Statuts mit den darin im Jahre 1873 vorgenommenen Veränderungen und mit der Hinzufügung (nach den Worten: „Es gibt keine Pflichten ohne Rechte und keine Rechte ohne Pflichten") folgender revolutionären Phraseologie:

---

[41] Dieser Delegierte, der wegen seiner deklamatorischen Reden auf den ersten Blick den Eindruck eines Lockspitzels machte, war leider, wie es scheint, kein anderer als der alte verdienstvolle Führer der italienischen Bewegung, Malatesta. Abgesehen vom allgemeinen Inhalt seiner Reden bringt auf diese Vermutung seine Auffassung, die proletarische Massenbewegung sei reaktionär. So erklärte Malatesta auf dem Berner Kongreß, daß die Trade Unions eine reaktionäre Einrichtung seien, wodurch er selbst Guillaume erschreckte.

Die Vertreter der Sozialrevolutionäre der Alten und der Neuen Welt, die am 14. Juli 1881 in London zusammengetreten sind und die alle für die gänzliche und gewaltsame Zerstörung der gegenwärtigen politischen und ökonomischen Einrichtungen eintreten, haben diese Prinzipienerklärung angenommen. Sie erklären in Übereinstimmung mit den Äußerungen der Internationale, daß das in der Motivierung vorkommende Wort „Sittlichkeit" nicht die Bedeutung hat, die ihm die Bourgeoisie beimißt, sondern in dem Sinne aufzufassen ist, daß, da die bestehende Gesellschaft auf der Unsittlichkeit beruht, gerade deren durch verschiedene Mittel bewerkstelligte Zerstörung uns zur Sittlichkeit führen soll. In Erwägung, daß die Zeit gekommen ist, von der Periode der Erklärungen zur Periode des Handelns überzugehen und der mündlichen und schriftlichen Propaganda, deren Erfolglosigkeit bewiesen ist (!), die Propaganda der Tat und den Putschismus hinzuzufügen, schlagen sie den angeschlossenen Gruppen folgende Beschlüsse vor: Die Internationale Arbeiterassoziation spricht sich gegen die parlamentarische Politik aus ...

Das Weitere handelt von dem Rechte jedes einzelnen Mitglieds, mit jeder Gruppe in Beziehungen zu treten, und von der Einsetzung eines internationalen Auskunftsbureaus aus drei Personen.

Die zweite Resolution faßt die geheimen Verhandlungen folgendermaßen zusammen:

In Erwägung, daß die Internationale Arbeiterassoziation (!) es für nötig fand, der mündlichen und schriftlichen Propaganda die Propaganda der Tat hinzuzufügen; in Erwägung außerdem, daß die Zeit der allgemeinen Umwälzung nahe ist und daß die revolutionären Elemente bald das Maß ihrer Ergebenheit für die proletarische Sache und ihrer Leistungsfähigkeit zu zeigen haben werden, äußert der Kongreß den Wunsch, daß die der Internationalen Arbeiterassoziation beitretenden Organisationen auf den nachstehenden Vorschlag Rücksicht nehmen mögen: Es ist streng notwendig, alle Kräfte aufzubieten für die Propaganda durch die Taten der revolutionären Idee und des rebellischen Geistes unter jenem großen Teile der Volksmassen, der vorläufig keinen aktiven Anteil an der Bewegung nimmt und der die Illusionen über die Moralität und die Wirksamkeit gesetzlicher Mittel noch nicht verloren hat. Indem wir den gesetzlichen Boden verlassen, auf dem wir bis jetzt in der Regel standen, um unsere Tätigkeit auf dem ungesetzlichen Boden zu begründen, der nur allein imstande ist, die Revolution herbeizuführen, haben wir zu allen diesem Zwecke entsprechenden Mitteln zu greifen. Die Verfolgungen, die über die öffentliche revolutionäre Presse in allen Ländern heraufbeschworen wurden, veranlassen uns, künftighin die Organisation geheimer Druckereien ins Werk zu setzen. Da die Hauptmasse der Landarbeiter noch außerhalb der sozialen Bewegung steht, so ist es absolut notwendig, unsere Anstrengungen auf diese Seite zu richten eingedenk dessen, daß der einfachste Akt, der gegen die bestehenden Einrichtungen gerichtet ist, zu den Massen deutlicher spricht als Tausende Exemplare gedruckter Schriften und die Redeströme, und daß die Propaganda der Tat in Dörfern von größerer Bedeutung ist als in Städten. Da die technischen und chemischen Kenntnisse der Sache der Revolution schon Dienste erwiesen haben und berufen sind, ihr künftighin noch größere Dienste zu leisten, fordert der Kongreß die Organisationen und Personen, die an der Internationalen Arbeiterassoziation teilnehmen, auf, der Erlangung und Anwendung dieser Kenntnisse als eines Defensiv- und Offensivmittels ernsthafte Aufmerksamkeit zu schenken.

Zu diesen Resolutionen haben ohne Zweifel Herr Andrieux und andere Polizisten nach Kräften beigetragen. Seit dem Londoner Kongreß verwandelt sich der Anarchismus in die „revolutionäre Chemie". So weit haben diese „Chemiker" die Fahne der Internationale herabgewürdigt, mit der sie sich immer hartnäckig bedeckten, und sich damit weit von ihrem Meister

Bakunin entfernt! Welches auch die Fehler seiner Weltanschauung sein mochten, er setzte dennoch alle Hoffnungen hauptsächlich auf die Massenbewegung, und schwerlich hätte er die Resolutionen des Londoner Kongresses unterzeichnet.

Die Teilnehmer des letzteren bildeten sich einfältigerweise ein, daß sie das Werk der alten Internationale fortsetzten, was aus ihren Reden und aus dem Leitartikel des „Révolté" Nr. 11 vom 23. Juli 1881 hervorgeht. Daß die Anarchisten mit dem Beschluß des Londoner Kongresses hinsichtlich der Herstellung der Internationale Ernst machten, zeigen mehrere Tatsachen. So fand im Oktober zu London im Lokal des Kommunistischen Arbeitervereins eine Versammlung statt, die eine Resolution faßte, in der die Arbeiter aller Länder aufgefordert wurden, der am 14. Juli 1881 wiederhergestellten Internationalen Arbeiterassoziation beizutreten. Besonders ernst nahm die spanische Föderation die Sache. In Barzelona trat ein Arbeiterkongreß zusammen: 136 Delegierte, die ihren Worten zufolge zirka 200 Sektionen vertraten, sprachen sich einstimmig (mit Ausnahme der 8 Autoritarier) für den Anarchismus aus, und die spanische Föderalkommission veröffentlichte einen Aufruf an das Internationale Bureau und an alle Nationen, betitelt: „Internationale Arbeiterassoziation. Spanische Gebietsföderation. Jahr XII. Zirkular Nr. 2." Zu Chicago fand vom 21. bis 23. Oktober ein Kongreß statt, auf dem die sozialrevolutionäre Partei gegründet wurde, die sich den Resolutionen des Londoner Kongresses anschloß.

Aber dieser ganze Lärm war zu sehr erkünstelt, und die anarchistische Internationale, die dem Londoner Kongreß entsprang, erwies sich als totgeboren. Schon ein Jahr darauf hatte Kropotkin, der seitdem zum anerkannten theoretischen Führer des Anarchismus wird, die fast allgemeine Untätigkeit der Anarchisten zu konstatieren. In einem Briefe, der auf dem Kongreß der Juraföderation im Juni 1882 vorgelesen wurde, erklärte er: „Unsere Untätigkeit erklärt sich nicht aus unseren Prinzipien, nicht aus unserem Programm, wie es die Sozialdemokraten behaupten, sondern aus unserer Sorglosigkeit. Bei solcher Sorglosigkeit wird keine Änderung des Programms etwas ändern." Aber woher rührt diese Sorglosigkeit? Das fragt sich Kropotkin nicht. Es war inzwischen ganz klar, daß diese Sorglosigkeit und Untätigkeit aus dem Wesen des Programms und der Taktik der Anarchisten folgten. Sie wurden dadurch gleichsam zu fremden Beobachtern und manches Mal auch zu erbitterten Kritikern der sich vor ihnen, abseits von ihnen und im Gegensatz zu ihnen entfaltenden lebendigen Wirklichkeit. Wahrscheinlich wegen der völligen Unfruchtbarkeit des Anarchismus kam man unter den Juraſſiern auf die Änderung des Programms zu sprechen. Und gerade aus diesem Grunde hielt es Kropotkin als Wächter der Doktrin für nötig, einen Brief an den Kongreß zu richten, worin er ihn ermahnte, um nichts in der Welt das Programm zu ändern. Aber durch seine Halsstarrigkeit sonderte sich der Anarchismus völlig von dem Leben ab, und seit dieser Zeit verlor er jede Verbindung mit der wirklichen Arbeiterinternationale. Als die letztere auf dem sozialistischen Weltkongreß im Jahre 1889 zu Paris wiederhergestellt war, tauchte die Anarchistenfrage für eine kurze Zeit wieder auf. Aber durch Entscheidungen der Kongresse von Brüssel, Zürich und London (1891, 1893 und 1896) verwarf die Internationale die Zulassung der Anarchisten, indem sie erklärte, daß zwischen dem Sozialismus

und dem Anarchismus keine Gemeinsamkeit bestehe und daß es eine unfruchtbare Kraftvergeudung wäre, die alten überdrüssig gewordenen Streitigkeiten über den Arbeiterstaat, die politische Abstinenz usw. wieder aufzunehmen.

Späterhin kamen noch die internationalen anarchistischen Konferenzen zu Paris (1889), Chicago (1893), Zürich (1893) und London (1896) sowie der internationale anarchistische Kongreß zu Amsterdam (1907) zustande, aber der Anarchismus vermochte nicht mehr sich aus dem sektenmäßigen Zustand herauszuarbeiten und irgend eine dauernde internationale Organisation zu gründen. Die revolutionäre Chemie artete in Frankreich, Spanien und Italien in eine Reihe individueller gewaltsamer Akte aus, die gesünderen Elemente des Anarchismus verließen ihn und suchten sich dem „revolutionären Syndikalismus" zu nähern, der doch eine Massenbewegung ist, und innerhalb dessen sie ihren traditionellen Kampf gegen die sozialistische Partei in einer erneuerten Form fortsetzen können.

Dreizehntes Kapitel.

Der allgemeine sozialistische Kongreß zu Chur.

Nach dem Genter Kongreß gaben die Sozialisten nicht den Gedanken auf, einen neuen sozialistischen Weltkongreß einzuberufen. Man plante zuerst, diesen Kongreß in Zürich am 2. September 1881 zusammentreten zu lassen, aber die Züricher Regierung verbot diese Zusammenkunft im Kanton Zürich, und der Organisationsausschuß war gezwungen, mehrmals Zeit und Ort des Kongresses zu ändern, bis er schließlich beim Städtchen Chur verblieb. An der Vorbereitung des Kongresses beteiligten sich: die belgischen Sozialisten, die französische Arbeiterpartei, die deutsche Sozialdemokratie und die Schweizer Sozialdemokraten. Im Unterschied zum Genter Kongreß nahmen diesmal die Anarchisten keinen Anteil an dem Weltkongreß. Sie veranstalteten, wie wir oben gesehen haben, ihren eigenen Kongreß zu London.[42]

Die Tagesordnung des Kongresses war folgende: 1. Der Zustand der sozialistischen Partei in den verschiedenen Ländern; Statistik der Arbeiterorganisationen; die in ihnen herrschenden philosophischen, politischen und sozialen Ideen; Schlußfolgerungen, die aus dieser Statistik und aus diesen Ideen für die Zukunft der sozialistischen Bewegung besonders vom Standpunkt der in Aussicht stehenden Weltrevolution aus zu ziehen sind. 2. Die politische und ökonomische Lage des Proletariats in jedem Lande; Verfolgungen der Verteidiger der Arbeiterklasse durch die Regierung oder andere Gegner; Pflichten und Taktik, die durch diese Lage und diese Verfolgungen den Sozialisten auferlegt und aufgedrängt werden. 3. Ist eine Föderation der sozialistischen Kräfte möglich, und auf welcher Grundlage soll sie sich vollziehen? 4. Ausarbeitung eines gemeinsamen Programmes der Prinzipien, der Agitation und Propaganda mit Ausscheidung aller speziellen Fragen. 5. Wäre es gut, in jedem Lande ein Bureau für Arbeitsnachweis und Unterstützung von Arbeitslosen und gemaßregelten Sozialisten usw. zu errichten? 6. Welches sind

[42] Berichte über den Churer Kongreß wurden in mehreren damaligen sozialistischen und selbst anarchistischen Organen gedruckt (unter anderem im „Révolté" Kropotkins und im „Intransigeant" Rochefforts, wo Malon über den Kongreß schrieb, aber auch im Züricher „Sozialdemokrat").

die Gesetze, die unverzüglich zu erlassen und zu beseitigen wären, sowohl auf ökonomischem wie auf politischem Gebiet, um den Sozialismus zum Durchbruch zu bringen, wenn, auf welche Weise immer, die Sozialisten ans Ruder kommen? 7. Wäre es gut, ein offizielles Zentralorgan anzuerkennen, in dem alle sozialistischen Theorien diskutiert werden? 8. Abfassung eines Manifestes, das in allen Sprachen unter den Arbeitern verbreitet werden soll, eines Manifestes, das dem Volke klar und deutlich seine Lage darstellt, ihm sagt, was seine Herren und was die Sozialisten wollen, und zeigt, auf welche Weise es sich aus der modernen Sklaverei befreien kann. (Unterzeichnet war Anseele für den Generalrat der belgischen sozialistischen Partei.)

Der Kongreß tagte vom 2. bis 12. Oktober 1881. Vertreten waren auf ihm: die deutsche sozialdemokratische Partei durch Braun (Bernstein), der auch das Mandat der dänischen sozialdemokratischen Partei hatte; die sozialistische Arbeiterpartei der Vereinigten Staaten durch Mac Guire, den Sekretär des Zimmererverbandes; die belgische sozialistische Partei durch Louis Bertrand; die Mittel- und Ostföderationen der französischen Arbeiterpartei durch J. Joffrin und B. Malon, welch letzterer auch das Mandat der Westföderation innehatte; die vereinigten Arbeiter der französischen Schweiz durch den alten J. Ph. Becker und Solari; die Sozialdemokraten der deutschen Schweiz durch Conzett, Herter, Leubert und Schwarz; die Grütlianer durch Vogelsanger; der Kommunistische Arbeiterbildungsverein von London durch Rockow; verschiedene polnische sozialistische Gruppen durch Sluski, Warynski und Limanowski.[43] Außerdem waren auf dem Kongreß anwesend: Axelrod als „russischer Gast" und Ferenczy als Vertreter der ungarländischen Arbeiterpartei. Daneben wurden die Mandate der Sozialisten von Portugal und Buenos Aires an L. Bertrand und die der Kommunistischen Kolonie Jung-Ikarien an Malon übersandt. Italien, Spanien, Österreich, England und Holland waren gar nicht vertreten.

So läßt sich der Kongreß als nicht ganz gelungen erachten. Nicht alle Punkte der Tagesordnung kamen zur Verhandlung. Fortwährende Änderungen des Datums und Ortes des Kongresses hatten mehrere Delegierte, zum Beispiel französische und italienische, verhindert, nach Chur zu kommen. Dazu war noch der Anfang Oktober eine äußerst ungelegene Zeit für den Kongreß, weil in Deutschland alle tätigen sozialistischen Kräfte von der Wahlagitation, in Frankreich aber von der Reorganisation der Arbeiterpartei und von den Vorbereitungen für den nationalen sozialistischen Kongreß in Anspruch genommen wurden. Auch die meisten übrigen sozialistischen Parteien standen damals in einer Periode der Krise und Neubildung und waren daher nicht in der Lage, den Vorbereitungen für den Kongreß mehr Aufmerksamkeit zu schenken. Die französischen Delegierten schlugen vor, den Kongreß ohne weiteres für eine einfache Konferenz zu erklären. Und in der Tat hatte die Arbeit dieses Kongresses viel mehr den Charakter einer Vorbereitungsarbeit für den nächsten Kongreß als den von Debatten über bestimmte praktische Entscheidungen.

Es ergab sich aus dem Bericht, daß, abgesehen von der Sozialdemokratie in Deutschland und in der Schweiz, die Arbeiterparteien der sonstigen Länder

[43] Warynski, einer der Begründer der Partei „Proletariat", starb in der Schlüsselburger Festung. Limanowski ist ein Mitglied der Polnischen Sozialistischen Partei (P. P. S.).

erst begannen, festen Fuß zu fassen. War aber die Periode der Bildung nationaler sozialistischer Parteien noch gar nicht abgeschlossen, dann konnte man vorläufig nicht ernsthaft an die Wiederherstellung der Internationale denken. Die Sozialisten einzelner Länder konnten wohl in nähere Verbindungen miteinander treten, sich miteinander bekannt machen, ihre Erfahrungen austauschen, einander moralische Unterstützung leisten, aber die Aufrichtung einer beständigen internationalen Organisation war noch verfrüht. Die dritte und die vierte Frage (Föderation der sozialistischen Kräfte und Ausarbeitung eines gemeinsamen Programmes) sowie die siebte Frage (Einrichtung eines Zentralorgans) wurden verneinend entschieden. Die Besprechung der übrigen Fragen wurde bis zum nächsten Kongreß verschoben. Zum sechsten Punkt schlugen die Franzosen vor, angesichts der Mannigfaltigkeit der sozialpolitischen Verhältnisse die Lösung dieser Frage den einzelnen Nationen zu überlassen, womit sich auch der Kongreß einverstanden erklärte. Einstimmig angenommen wurde auch die Resolution, die den russischen Sozialisten die Sympathien aussprach. Schließlich legte die Kommission für die Ausarbeitung des Manifestes folgenden Entwurf vor:

Der Kongreß ist der Ansicht, daß der Augenblick zur Ausarbeitung eines Manifestes, wie es Punkt 8 der Tagesordnung verlangt, noch nicht gekommen ist, und zwar aus folgenden Gründen:

Die Arbeiterparteien befinden sich gegenwärtig in voller Krisis, die einen, wie die Frankreichs, Belgiens, der Schweiz, Hollands, Dänemarks, sind dabei, sich zu reorganisieren, die anderen, wie die deutsche, italienische und österreichische, befinden sich im Kampfe gegen die Repressalien der Regierungen, während die russische Bewegung angesichts der Ausnahmestellung, in der sich unsere dortigen Brüder befinden, noch nicht aus der Phase der Verschwörungen hat heraustreten können.

Ferner ist die neue Bewegung, die der Internationalen Arbeiterassoziation folgte, noch zu jung und zu ungleich entwickelt, um ein allgemein gültiges detailliertes Programm aufzustellen.

Endlich sind die ökonomischen und politischen Verhältnisse in den einzelnen Ländern noch nicht gleichartig genug entwickelt.

Unter solchen Umständen ist es unmöglich, allen europäischen und amerikanischen Arbeiterparteien allgemein gültige, bestimmte Verhaltungsmaßregeln auf wissenschaftlicher Basis vorzuschreiben.

Die moderne Wissenschaft und die ökonomischen Tatsachen haben jedoch die Grundlagen einer gemeinsamen Tätigkeit klargelegt. Diese können in folgende Punkte zusammengefaßt werden:

Die moderne Gesellschaft beruht auf dem Gegensatz der Interessen, der seinen Ausdruck im Klassenkampf findet; daher ergibt sich für die Gesamtheit der Ausgebeuteten die Notwendigkeit, sich gegenüber den bürgerlichen Parteien als besondere Klassenpartei zu organisieren.

Die Verschiedenheit der Verhältnisse bringt uns in die Lage, alle Kampfmittel je nach den Umständen anzunehmen, als da sind: Stimmzettel, Streik, Reformen, Revolution, sogar im Falle der Notwehr Verschwörung, wie in Rußland. Da andererseits die Zeit der Utopien vorüber ist und die heutigen Sozialisten, die sich wissenschaftlich unterrichten wollen, die Pflicht haben, die Lage und die historischen und politischen Bestrebungen ihres betreffenden Volkes zu studieren, um so gut wie möglich den Charakter ihrer befreienden Tätigkeit zu bestimmen, stellt der Kongreß fest, daß die nächsten allgemeinen Ziele folgende sind:

1. Die volle körperliche und geistige Erziehung der Individuen auf Kosten der Gesamtheit.

2. Die Überführung aller Verkehrs- und Produktionsmittel in das Geſamteigentum.

3. Der volle Reinertrag der Arbeit für jeden Arbeiter nach Abzug der geſellſchaftlichen Unkoſten.

4. Der vollſtändige Lebensunterhalt, das heißt, alle für die geiſtige und phyſiſche Exiſtenz nötigen Unterhaltsmittel werden von der Geſellſchaft nach Maßgabe ihrer Hilfsmittel allen garantiert, welche für die Geſellſchaft nützliche Arbeit verrichten, ſowie allen Arbeitsunfähigen.

Der Kongreß erkennt jedoch an, daß ſchon in der nächſten Zukunft die Arbeiterparteien der verſchiedenen Länder ſich über die Abfaſſung eines gemeinſamen Manifeſtes werden verſtändigen können, und fordert ſie daher auf, Vorſchläge für den nächſten internationalen Kongreß, deſſen Organiſation der franzöſiſchen Arbeiterpartei anvertraut iſt, auszuarbeiten.

Die Teilnehmer des Churer Kongreſſes überzeugten ſich und geſtanden es offen, daß für die Wiederherſtellung der Internationale in einer neuen Form und auf einer neuen Grundlage die Vorausſetzungen in der Geſtalt feſtorganiſierter nationaler ſozialiſtiſcher Parteien noch nicht gegeben waren. Die nächſten Jahre nach dem Churer Kongreß wurden von der Verwirklichung dieſer Hauptaufgabe in Anſpruch genommen. Es entſtanden und geſtalteten ſich die ſozialiſtiſchen Parteien in Italien, Spanien, Holland, Belgien, England, in den ſkandinaviſchen Ländern, in Frankreich, in den Vereinigten Staaten uſw. Die internationale ſozialiſtiſche Konferenz, die im Jahre 1886 zu Paris ſtattfand, konnte ſchon konſtatieren, daß der Prozeß der Entwicklung und Konſolidierung der ſozialiſtiſchen Parteien in den meiſten kapitaliſtiſchen Ländern unaufhaltſam vor ſich ging. Der ſozialiſtiſche Weltkongreß zu Paris 1889 brauchte nur noch dieſen geſchichtlichen Prozeß zuſammenzufaſſen, und die neue Internationale erſtand, die, wie es Engels vorausgeſagt hatte, die Grundſätze der alten Internationale der ſechziger Jahre als ihre Fahne aufpflanzte.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

Ergänzungshefte zur Neuen Zeit

Nummer 19 o o o o o o o o o o o o Ausgegeben am 24. Juli 1914

Der britische Imperialismus.

Von J. B. Askew.

Die Entstehung des imperialistischen Gedankens.

Das Wort Imperialismus ist ein so schönes Beispiel dafür, wie derartige Schlagworte sich entwickeln, daß es sich lohnt, seine Entstehung näher zu untersuchen.

Der Ausdruck stammt von dem lateinischen Wort Imperium, gleich Kaiserreich, und Imperialismus bedeutet eigentlich diejenige politische Richtung, die bezweckt, ein Kaiserreich aufzurichten oder zu erhalten, mit anderen Worten: kaiserliche Politik zu treiben. Ursprünglich ist das Wort als politisches Schlagwort in Frankreich unter Napoleon I. entstanden und bedeutete seine allgemeine Politik. Später ist dann der Ausdruck von England übernommen und dort zum erstenmal wohl in den siebziger Jahren (wann, habe ich nicht genau feststellen können) angewendet worden. Es geschah, um diejenige politische Tendenz zu kennzeichnen, die die Bedeutung des englischen Kolonialreiches im Gegensatz zu dem Internationalismus oder vermeintlichen Internationalismus der Freihandelsära der vorhergehenden Jahrzehnte betonen wollte.

Es erscheint seltsam, daß ein Wort, das so eng mit dem Kaisertum zusammenhängt, in Deutschland erst von England aus eingeführt wurde, einem Lande, das kein Kaiserreich, sondern ein Königreich sein will. Es ist aber von jeher, solange England Kolonien hat, immer vom englischen Kaiserreich die Rede gewesen. Noch früher, nämlich zu der Zeit, als Heinrich VIII., König von England, seinen Bruch mit Rom vollzog (1534), wurde öffentlich vom Parlament in zwei Gesetzen proklamiert (24th und 25th Act, Henry VIII), daß die englische Krone eine kaiserliche sei, und dies ist bei der Krönung der Königin Elisabeth, die ausdrücklich als Kaiserin gekrönt wurde, und auch bei späteren Krönungen, zuletzt im Jahre 1800, als das irische Parlament mit dem englischen verschmolzen wurde, wiederholt worden. Damit sollte, wie der hervorragendste englische Jurist Blackstone erklärt hat, ein für allemal konstatiert werden, daß das englische Königtum keineswegs dem mittelalterlichen römischen beziehungsweise deutschen Kaisertum untertänig sei. Mit anderen Worten, es sollte damit zum Ausdruck gebracht werden, daß die Reformation einen völligen Bruch mit dem Mittelalter bedeute; nicht allein die Oberherrschaft des Papstes in geistlichen Dingen sollte verneint, auch der Anspruch des Kaisers, als oberste Instanz in weltlichen Sachen betrachtet zu werden, sollte endgültig abgeschafft werden.

In diesem Sinne wurde England als Kaiserreich proklamiert. Das Wort Kaiserreich, »Empire«, diente nach der Gründung englischer Kolonien dazu, das ganze Gebiet der vereinigten Königreiche England, Schottland, Irland und der Kolonien mit einem gemeinsamen Namen zu bezeichnen. Die vereinigten Parlamente von England und Schottland wurden dann als Kaiserliches Parlament (Imperial Parliament) bezeichnet, um damit die Tatsache

zu dokumentieren, daß dieses Parlament im Unterschied zu dem irischen und später zu den verschiedenen Kolonialparlamenten Herrschaftsrechte über das ganze Kaiserreich habe. Dieser Zustand wurde dadurch etwas komplizierter, daß 1877 die englische Königin zur Kaiserin von Indien proklamiert wurde. Aber von diesem Titel wurde nur ausnahmsweise und nur in Indien selbst Gebrauch gemacht, so daß das Wort Kaiserreich immer noch nach wie vor für das ganze Gebiet Großbritanniens und seiner sämtlichen Kolonien gilt oder, wie es oft genannt wird, für das größere Britannien, Greater Britain.

Die alte englische Kolonialpolitik wollte die englischen Kolonien für die englische Industrie monopolisieren. Daß die Kolonien ein Absatzgebiet ausschließlich für britische Waren oder mindestens für den englischen Handel sein sollten, wurde als selbstverständlich angesehen. Durch die Navigationsakte (erlassen 1651 zur Zeit der englischen Republik) wurde sogar bestimmt, daß aller Handel mit den Kolonien nur durch englische Schiffe geführt werden dürfe. Diese Kolonialpolitik erhielt einen schweren Stoß durch die Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten, aber von Grund aus verändert wurde das System erst mit dem Anbruch der Freihandelsära in England selbst.

Mit der Aufhebung der Schutzzölle, die im Jahre 1842 begann, kam die Ära der höchsten Blüte der englischen Industrie. England hatte in der Tat den Weltmarkt erobert. Es war der einzige Industriestaat, und es eröffnete sich die Aussicht auf eine dauernde Arbeitsteilung zwischen England und den anderen Staaten in der Art, daß England die fertigen Produkte an die anderen Länder lieferte und dafür Rohprodukte von diesen erhielt. So schablonenhaft ist es natürlich nie gegangen, aber so ungefähr dachte man sich zweifelsohne die Sache.

Wer aber meint, ihm stehe die ganze Welt offen, der kann überall seine Waren verkaufen und braucht keine eigenen Kolonien. So dachte man damals auch in England. Sogar der Mann, der später als Vater des Imperialismus bezeichnet wurde, Benjamin Disraeli,[1] sagte Anfang der fünfziger Jahre: »Die Kolonien sind ein Mühlstein um Englands Hals,« und unter Männern aller Parteien war die Meinung ziemlich verbreitet, daß es für die Kolonien wie für das Mutterland besser wäre, wenn jene sich unabhängig machen würden, vor allem deswegen, weil sie Geld kosteten, und wenn sie

[1] Benjamin Disraeli, später Graf v. Beaconsfield, war der Abkömmling einer Familie von spanischen Juden, die, aus Spanien vertrieben, zuerst nach Venedig gingen und im Jahre 1748 nach England kamen. Sein Vater war als Literat bekannt, und er selbst schrieb eine Menge Romane, die eine große Verbreitung erlangten. Er begann seine politische Karriere als Liberaler, um als Abgott der englischen Konservativen zu sterben. Sein Todestag wird immer noch von Tausenden als eine Art patriotischer Feiertag betrachtet, und zu seinem Andenken wurde eine der stärksten politischen Organisationen im britischen Weltreich gegründet, die Primrose League (Primelnverein). Dieser Verein wurde deshalb so genannt, weil die Primel angeblich die Lieblingsblume Disraelis war. Daraus wurde der Schluß gezogen, der gute Disraeli sei ein einfacher Mensch gewesen, der am liebsten ein zurückgezogenes ländliches Leben geführt hätte, wenn es ihm nur möglich gewesen wäre. Die Legende erwies sich bald als ganz falsch, aber trotzdem wurde sie verbreitet, und der Verein ist zum Mittelpunkt des britischen Snobbismus, Lakaien- und Strebertums geworden und hat nicht wenig für die Verbreitung des Imperialismus getan.

keinen Wert hatten, weshalb Geld für sie ausgeben? Aber nicht nur die englische Industrie brauchte die Kolonien damals nicht, diese selbst gediehen um so besser, je mehr sie sich von den Bureaukraten im Londoner Kolonialamt und von englischen Ministern befreien konnten, die in den Kolonien nicht gerade beliebt waren. Vor allem wirkte das Beispiel der Vereinigten Staaten und ihre großartige Entwicklung auf die Kolonien ansteckend, während die meisten Engländer das Gefühl hatten, sogar wenn es ihnen sehr gegen den Strich ging, daß die Kolonien dem Beispiel der Vereinigten Staaten folgen würden. Sie sahen es als ein ziemlich unvermeidliches Schicksal an, daß die Kolonien sich bald unabhängig erklären würden. Vielleicht hat gerade das Vorherrschen dieses Gefühles dazu beigetragen, daß die Kolonien nicht dazu gekommen sind. Denn je mehr diese Ansichten unter den englischen Ministern Boden gewannen, um so ängstlicher lehnten sie es ab, etwas zu tun, was diesen Prozeß beschleunigen und die Kolonien veranlassen konnte, sich formell ganz unabhängig zu erklären. Mit anderen Worten: sie ließen ihnen, soweit es Siedlungskolonien waren (mit Indien stand es anders), freie Hand. Und da diese Kolonien sowieso selbständig geworden waren, hatten sie keine Veranlassung mehr, sich formell loszutrennen. Die Verbindung mit dem Mutterland bedeutete für sie praktisch nur, daß sie den Schutz seiner Flotte genossen, ohne etwas für deren Erhaltung zu zahlen.

Das war der Zustand am Anfang der imperialistischen Ära, zur Zeit des Deutsch-Französischen Krieges. Von dieser Zeit an aber wurde die Sache anders. Anstatt ruhig zuzusehen, wie die Kolonien sich unabhängig machten, begann man von jetzt ab, darüber nachzusinnen, wie man diesem Schicksal vorbeugen und sie mit dem Mutterland enger verbinden könnte. Auf einmal hatten die Kolonien für die englische Bourgeoisie einen ganz anderen Wert, mit einmal sah man sie mit ganz anderen Augen an. Und der Grund für diesen Gesinnungswechsel? Die englische Bourgeoisie mußte zusehen, wie sich andere Länder zu Industriestaaten entwickelten. Mit der englischen Monopolstellung war es offenbar vorbei, und noch schlimmer wurde es, als diese anderen Länder anfingen, sich mit Schutzzöllen zu umgeben. Diese durchschnittlichen Zölle auf englische Waren betrugen nach einer Schätzung vom Jahre 1902 (Statistical Tables 1904, cd. 2337) in den folgenden Ländern: Rußland 131 Prozent des Wertes, Spanien 76, Vereinigte Staaten 73, Portugal 71, Österreich 35, Frankreich 34, Argentinien 28, Italien 27, Deutschland 25, Schweden 23, Griechenland 19, Dänemark 18, Kanada (Vorzugszoll) 17, Rumänien 14, Belgien 13, Norwegen 12, Neuseeland 9, Japan 9, Türkei 8, Schweiz 7, Australien 6, Südafrika (Vorzugszoll) 6, China 5, Holland 3 und Britisch-Indien 3 Prozent des Wertes.

Die englische Bourgeoisie wurde nervös und ängstlich. Es mußte ein Ersatz für jene bedrohten Absatzgebiete gefunden werden. Schutzzölle konnten in diesem Fall nicht helfen, da England allein kein genügendes Absatzgebiet für seine eigenen Industrieprodukte liefern konnte, und so kam die englische Bourgeoisie auf die Idee, sich wenigstens die Kolonien als Absatzgebiete zu sichern. Damit hatten die Kolonien eine ganz andere Bedeutung gewonnen, und derselbe Staatsmann, Herr Disraeli, der sie einen Mühlstein um Englands Hals genannt hatte, war unter den ersten, die die neue Strömung erkannten und auf den großen Wert der Kolonien hinwiesen. Mit vielem Tamtam erweiterte er das britische Kolonialreich dadurch, daß er die Insel

Zypern von dem Sultan pachtete, ein Vorgang, der nachher in China von anderen Mächten mit ähnlichen marktschreierischen Methoden nachgeahmt wurde. Daß diese Erwerbung irgendwelche Bedeutung für England in irgendwelchem Sinne gehabt hätte, konnte niemand je beweisen, aber für die Reklamepolitik des Lord Beaconsfield war sie gut. Dieser geriebene Tory war der erste Politiker in England, der erkannte, daß man das Varieté in den Dienst der Politik stellen kann, indem man dort in dem schaulustigen Publikum der Großstädte jene Stimmung erzeugt, die man braucht.

Stimmung, momentane Begeisterung, das wurde für die bürgerlichen Politiker jetzt die Hauptsache. Diese Politik wurde als Jingoismus gekennzeichnet. Das Wort stammt von dem englischen Wort „by Jingo" (sprich bei Dschingo), einem Ausdruck, durch den der fromme Engländer sich Luft machen kann, ohne eine Gotteslästerung zu begehen oder gegen die guten Sitten zu verstoßen, die bekanntlich in diesem Lande der Gottesfurcht und Pfaffenherrschaft sehr streng sind. In den Varietéhallen war damals ein Lied sehr beliebt, das unter anderem die Strophe hatte: »Wir wünschen nicht zu kämpfen, aber bei Jingo, wenn wir müssen, dann ...« Dieser Ausdruck „by Jingo" sollte dartun, was für furchtbare Kerls die Engländer oder mindestens die betreffenden Sänger seien, und was sie alles fertigbrächten, wenn nur die Gelegenheit dazu käme. Da der Ausdruck sehr oft von den übergeschnappten Anhängern dieses übertriebenen Nationalismus gebraucht wurde, so wurden sie Jingos und ihre Richtung Jingoismus genannt.

Sehr lehrreich sind die Debatten, die im Jahre 1876 im englischen Parlament über das Gesetz stattfanden, das die Regierung des Grafen Beaconsfield vorschlug und auch durchsetzte, um der Königin von England den Titel Kaiserin von Indien zu verleihen. Dieses Gesetz wurde aus zwei Gründen von den Liberalen angefochten. Erstens hatten sie Angst, daß der traditionelle Titel Königin von England durch den höheren Titel Kaiserin in den Schatten gestellt würde. Die Liberalen zeigten sich hier konservativer und königstreuer als die Konservativen und die Königin selbst. Zweitens bemängelten sie, daß die Kolonien (im engeren Sinne, unterschieden von Indien, das eine Sonderstellung einnimmt) nicht berücksichtigt waren.[2] Was die erstere Einwendung betrifft, so wirft sie ein interessantes Licht auf die staatsrechtliche Auffassung der leitenden englischen liberalen Staatsmänner, vor allem auf Gladstone, der ganz kategorisch erklärte, die Rechte der Krone seien ganz unabhängig vom Parlament, was sehr sonderbar klingt, wenn man bedenkt, daß das Parlament es war, wodurch das jetzige englische Königshaus auf den Thron gerufen wurde. Aber noch interessanter sind die verschiedenen Reden, mit denen Herr Disraeli, den man immer als Vater des Imperialismus bezeichnet, seine Gesetzesvorlage verteidigte. Auf die Anfrage, weshalb der Königin der neue Titel nicht damals verliehen worden sei, als die englische

[2] Die staatsrechtliche Stellung der englischen Kolonien ist sehr verschieden. Ganz abgesehen von Ostindien, das ein Reich für sich selbst bildet, sind die britischen Kolonien zum Teil fast selbständige Staaten mit eigenen Parlamenten, so Kanada, Australien, Südafrika. Diese sind hier meist gemeint, wenn von Zusammenfassung der englischen Kolonien mit dem Mutterland zu einem Reich die Rede. Daneben gibt es Kronkolonien ohne Parlament, deren Regierung von der englischen ernannt wird. Es sind teils Inseln und einzelne Häfen und Küstenstriche ohne große Bedeutung.

Regierung dem Regiment der alten Ostindischen Gesellschaft ein Ende machte und die Verwaltung selbst übernahm (1858), antwortete Disraeli, daß diese Zeit dazu nicht angetan gewesen wäre, weil damals die Schwerter der englischen Soldaten noch von dem Blute des soeben unterdrückten indischen Aufstandes befleckt waren, mit anderen Worten: von dem Blute eines Teiles des indischen Volkes. Diese Antwort beweist, daß der alte Disraeli ein sehr feines Gefühl für die Empfindung des Volkes hatte, und daß er sich nicht scheute, dieser Empfindung Ausdruck zu verleihen. Andererseits zeigen seine Bemerkungen über die englischen Kolonien, wie weit der Vater des englischen Imperialismus von dem Standpunkt der heutigen Imperialisten entfernt war. Die Kolonisten würden sich beleidigt fühlen, meinte er, wenn man es für notwendig halten würde, die Kolonien besonders zu nennen. Sie betrachteten sich nur als Engländer, die in den Kolonien ihren Wohnsitz und Erwerb hätten, und ihr ganzes Streben sei darauf gerichtet, schnell reich zu werden, damit sie sobald als möglich nach England zurückkehren könnten, was sie auch fertigbrächten. Eine Vertretung in England wünschten sie gar nicht, denn sobald sie nach England kämen, ließen sie sich beim Hof vorstellen, wo sie gern gesehen würden, sie seien folglich in der Lage, ihre Wünsche persönlich zu vertreten. Außerdem kauften sie Rittergüter in England und spielten in der englichen Hofgesellschaft eine große Rolle. Was könnten sie mehr wünschen?

Daß derartige Ansichten schnurstracks denjenigen entgegengesetzt sind, die wir heute als Imperialismus bezeichnen, ist klar. Der englische Imperialismus betont vor allem die Notwendigkeit der Vertretung der Kolonien in der englischen Reichsregierung. Ein Reichsbund (Imperial Federation) oder ein Reichsrat mit gewählten Vertretern der verschiedenen Kolonien ist schon lange das Ziel der britischen Imperialisten, das vor allem auf der Voraussetzung beruht, daß die Bevölkerung der Kolonien eine ständige ist, die diese als Heimatboden für sich selbst und ihre Nachkommen betrachten. Die Idee, die richtige Vertretung der Kolonien in England bildeten ein paar heimgekehrte Millionäre, würde sowohl von den Imperialisten wie von den Kolonisten als ganz lächerlich betrachtet werden.

So unsympathisch und gefährlich der Imperialismus in seinen Bestrebungen ist, seinen Einfluß verdankt er, wie das bei allen großen politischen Bewegungen notwendig der Fall sein muß, dem demokratischen Zug, der zum wenigsten anfangs durch ihn ging. Es ist kein Zufall, daß gerade viele aufrichtige Demokraten, Männer, die der Internationale nahegestanden hatten, wie Joseph Cowen, durch diesen Schein verleitet, als begeisterte Imperialisten endeten. Ich will keineswegs behaupten, daß bei diesen Männern der demokratische Zug das bestimmende Moment war. Es spielte damals bei allen Demokraten auch die Angst vor der russischen Autokratie eine große Rolle, und daß auch kapitalistische Motive mit im Spiele waren, ist klar. Aber der demokratische Zug hat manchen den Weg zum Imperialismus sehr erleichtert. Es wurde ein großartiges Bild eines demokratischen Weltreichs entworfen, einer weltumspannenden Demokratie des britischen Volkes, die für die übrige Menschheit vorbildlich sein sollte. Daß dieses Bild sehr verschwommen war, hat nicht verhindert, daß es auf viele Menschen eine große Wirkung ausübte. Erst als man den Versuch machte, die Idee in die Praxis umzusetzen, sah man ein, wie unklar sie war und welche Schwierigkeiten ihre Verwirklichung

fand. Es ist klar, daß dieser spätere Imperialismus einer Gedankenwelt entsprang, die himmelweit entfernt von der Gedankenwelt seiner Anfänge war. Nichts zeigt deutlicher die kolossale Kluft, die zwischen dem damaligen politischen Denken und dem heutigen in diesen Fragen gähnt, als die Tatsache, daß außer dem liberalen Foster kein Abgeordneter an den obigen Äußerungen des Herrn Disraeli Anstoß nahm.

Die Politik des Herrn Disraeli, der inzwischen Graf v. Beaconsfield geworden war, erlitt allerdings eine Niederlage bei den Wahlen, die im Jahre 1880 stattfanden. Der alte liberale Führer Gladstone, der sich zum Wortführer der Opposition gegen die Disraelische Richtung aufgeschwungen hatte, erhielt eine große Mehrheit in dem neuen Parlament und wurde deshalb an Stelle Beaconsfields zum Ministerpräsidenten ernannt. Beaconsfield starb kurz danach. Noch vor seinem Tode zeigte es sich, daß die Politik Gladstones trotz der großen Phrasen, die er gegen die Abenteuerpolitik Disraelis geschleudert hatte, ebenso kriegerisch, ja noch kriegerischer war als die Beaconsfields, nur daß man statt der schauspielerischen Art Beaconsfields die salbungsvollen Töne des Priesters hörte. Denn Gladstone war ein orthodoxer Christ strengster Observanz, dessen Lieblingsbeschäftigung die Verteidigung des christlichen Glaubens bildete, und dieser seiner religiösen Orthodoxie hatte er nicht am wenigsten seinen großen Einfluß auf die Massen zu verdanken.

Wenn man heute wieder die großen Wahlreden kritisch liest, die Gladstone damals gegen Beaconsfields Politik hielt, so sieht man trotz der tönenden Worte des Entrüstens über die leichtfertige Politik seines Vorgängers sehr deutlich, wie sorgfältig der alte Fuchs es mied, mit irgendeinem Worte anzudeuten, welche Politik er selbst einzuschlagen beabsichtigte. Und doch waren seine Reden darauf berechnet, den Schein zu erwecken, als ob der Redner, sobald er ans Ruder käme, alles daransetzen würde, sobald als möglich eine derartige verderbliche und gefährliche Politik zu ändern. Aber dafür geschah so gut wie nichts. Zwar machte Gladstone die 1877 von Disraeli vorgenommene Einverleibung der Transvaalrepublik rückgängig, aber erst, nachdem die Buren über die englische Armee einen großen Sieg am Majubahügel, Februar 1881, gewonnen hatten und es offenbar war, daß, wenn die Politik Beaconsfields fortgesetzt würde, England zu großen Anstrengungen bereit sein mußte, um die Buren zu besiegen. Und das zu einer Zeit, wo England Gefahren von mehr als einer Seite drohten und die Regierung es nicht wagte, ihre Kräfte derart festlegen zu lassen. Dasselbe wiederholte sich ein paar Jahre später im Sudan. Erst nachdem dort eine Abenteuerpolitik zu wiederholten Niederlagen geführt hatte, entschloß man sich, sie aufzugeben. Durch diese Art trieb man natürlich nur Wasser auf die Mühlen der Gegner. Wenn der alte Gladstone es wirklich für wünschenswert gehalten hätte, dem Imperialismus Vorschub zu leisten, so hätte er nicht besser handeln können, als er es tat; dadurch nämlich, daß er den Antiimperialismus mit einer Politik der Schwäche und vor allem der Inkonsequenz verband. Die Inkonsequenz war die Folge der Uneinigkeit der Regierung, bei der heute eine kriegerische, morgen eine friedliche Strömung herrschte. Ihre Gegner versuchten natürlich nicht, die Widersprüche der Regierung philosophisch zu erklären. Sie nutzten sie gründlich aus, um die Liberalen oder die Kleinengländer, wie die Gegner des Jingoismus genannt wurden, tüchtig her-

unterzureißen. Auf diese Art wurde der Jingoströmung in der englischen Politik nur Vorschub geleistet. Dieselbe liberale Regierung, die ihre Vorgänger wegen ihrer Einmischung in Ägypten angriff, schlug selbst eine Politik ein, die mit der praktischen Einverleibung Ägyptens in das britische Weltreich endigte. Und nur deshalb, weil die Ägypter Miene machten, sich selbständig zu machen und vor allem von der Herrschaft des internationalen Finanzkapitals loszukommen, ließ Gladstone sie mit Gewalt unterdrücken.

Der Imperialismus und die Frage der Reichsorganisation.

Das war eigentlich der Anfang des britischen Imperialismus im modernen Sinne. Imperialismus bedeutet von jetzt an zweierlei, das allerdings eng miteinander verbunden ist. Erstens, wie schon gesagt, den Wunsch, aus den vielen Teilen des britischen Kolonialreiches ein wirkliches Weltreich zu machen, dessen Teile organisch zusammengehören, anstatt bloß zusammengeworfen zu sein; zweitens den anderen Wunsch, dieses Kolonialreich möglichst auszudehnen. Dabei spielte nicht nur die Idee, daß die Kolonien Absatzgebiete für britische Waren sein konnten, eine sehr wichtige Rolle, sondern auch die Frage, ob man die Kolonien nicht dazu heranziehen könne, ihren Teil zu den Kosten der Rüstungen zu Lande und zur See beizutragen. Solange das Wettrüsten nicht in dem heutigen Maße eingesetzt hatte, war England in der Lage, die Rüstungsausgaben selbst zu tragen. Sobald aber diese begannen, fortwährend zu wachsen, lag die Frage sehr nahe, ob die Kolonien an der Tragung der Ausgaben nicht teilnehmen könnten. Es wurde gesagt, bis jetzt hätten sie den Schutz des britischen Weltreiches genossen, ohne dafür zu zahlen. Nur war die Frage, wie sie heranziehen? Wenn die Kolonien zu den Rüstungsausgaben beitragen sollten, so mußte ihnen auch eine Mitbestimmung an der englischen Politik eingeräumt werden. Jahrelang half man sich über diese peinliche Frage dadurch hinweg, daß die Kolonien freiwillige Beiträge leisteten und selbständig ihre Landrüstungen betrieben usw., allerdings unter der Aufsicht englischer Offiziere. Sogar am südafrikanischen Kriege von 1899/1900 nahmen koloniale Truppen freiwillig teil. Allein die Begeisterung, die solche Opferwilligkeit hervorrief, konnte nicht auf die Dauer über die Tatsache hinwegtäuschen, daß diese Leistungen der Kolonien in der Tat minimal waren.

Ich spreche allerdings in dieser Beziehung nicht von Indien. Die armen Indier, die müssen für alles zahlen. Zum Beispiel wurden die australischen und kanadischen Truppen in Südafrika von England bezahlt, die indischen Truppen dort aber von Indien. Die englischen Truppen wieder, die in Indien dienen, werden ebenfalls von Indien bezahlt. Indien ist in der Tat eine Milchkuh für den englischen Militarismus. Nachdem die indischen Truppen in Südafrika für das britische Reich gefochten hatten, wurden Indier trotzdem, wenn sie nicht gar als Asiaten ihre Ausweisung aus Südafrika erhielten, was oft genug geschah, dort doch wenigstens als Bürger dritter oder vierter Güte behandelt und an der Ansiedlung verhindert. Von Freizügigkeit war gar keine Rede, und das alles, weil man ihre Konkurrenz fürchtete.

Die erste greifbare Gestalt, die die imperialistische Bewegung annahm, war die Forderung einer sogenannten Imperial Federation, eines Vertretungskörpers für die Verwaltung der gemeinsamen Interessen des Weltreiches. Diese Forderung wurde zuerst in einem Buche von Sir Frederik

Young im Jahre 1876 formuliert. Derselbe hatte schon 1871 gemeinsam mit zwei anderen Verfassern ein Manifest erlassen, in dem ausgesprochen wurde, die britische Verfassung müsse in der Richtung weiterentwickelt werden, daß sie dem inzwischen entstandenen britischen Kolonialreich Rechnung trage und den Kolonien eine Vertretung in der Regierung sichere. Wenn die Kolonien diese nicht erhielten, so würden die Beziehungen zwischen ihnen und dem Mutterland immer loser und loser werden, und sie könnten außerdem nicht zur Tragung ihres Anteils an den militärischen und marinistischen Lasten des Reiches herangezogen werden. Die Vereinigten Staaten Amerikas hätten sich losgelöst, als versucht wurde, ihnen ohne ihre Einwilligung Steuern aufzuerlegen, und keine englische Regierung hätte es seither gewagt, mit den anderen Kolonien dasselbe zu riskieren (immer, wie gesagt, Indien ausgenommen).

Stets bestanden große Meinungsverschiedenheiten darüber, welche Form diese Vertretung der Kolonien erhalten sollte: ob die Kolonien Vertreter im englischen Parlament haben oder ob ein besonderer Rat für sie geschaffen werden sollte. Englischer Gewohnheit gemäß versuchte man, soviel wie möglich den Schein zu vermeiden, als ob etwas Neues geschaffen würde. Die Regierung versuchte stets und tut es noch heute, das Alte zu flicken, nur ja nicht etwas von Grund aus Neues aufzubauen. Denn es würde das konservative englische Volk abstoßen, meinte sie, wenn man ihm etwas ganz Neues böte. Man müsse den Bürgern sagen, daß das, was neu erscheine, schon längst dagewesen sei, nur ohne daß sie es wußten; dann würden sie das Neue annehmen, sonst lehnten sie es ab. Ob diese Meinung berechtigt ist, darf meines Erachtens bezweifelt werden. Tatsache ist, daß die Politiker es für bequem halten, so zu handeln, als ob sie richtig wäre, denn auf diese Weise läßt sich das, was man erstrebt, ohne revolutionäre Änderungen erreichen, die vielleicht die Stellung der regierenden Klassen selbst in Frage stellen könnten. Mit anderen Worten: es ist nicht das englische Volk, das so sehr zu Kompromissen aller Art neigt, wie man so oft auch in deutschen Parteischriften liest, sondern das scharfe Klassenbewußtsein der englischen regierenden Klassen hat diese Klassen gelehrt, große Änderungen zu meiden, da ihre Folgen unübersehbar sind. Das ist aber nur dadurch zu erreichen, daß man den Änderungen rechtzeitig mit kleinen Maßnahmen entgegenkommt. In dieser Weise wollte man auch die Frage der Reichseinheit lösen. Anstatt eine neue Körperschaft zu bilden, sollte den Kolonien einfach eine Vertretung im englischen Parlament, und zwar im englischen Oberhaus eingeräumt werden. Man hoffte dadurch zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen zu können: nämlich den Kolonien eine Vertretung in der englischen Regierung zu gewähren und so die Frage der Reichseinheit zu lösen und zu gleicher Zeit ein starkes Herrenhaus mit einem Ansehen herzustellen, das das bestehende nicht hatte und das dadurch die Macht bekäme, Maßnahmen der britischen Demokratie gegen das Eigentum zu verhindern. Eine solche Körperschaft hätte wie der amerikanische Senat einen viel größeren Wert als Verteidiger der Interessen der privilegierten Klassen, da sie nicht bloß aus Mitgliedern bestünde, die nur sich selbst vertreten, sondern eine scheinbare demokratische Grundlage hätte.

Man sah aber bald ein, daß dieser Plan sich nicht verwirklichen ließ. Hätte man ihn ausgeführt, so wären die Kolonien berechtigt gewesen, in die

britische Gesetzgebung einzugreifen, das englische Volk aber hätte in den Kolonien nichts zu sagen gehabt. Das würde dieses sich nicht haben gefallen lassen. Man versuchte dann eine Art von Reichssenat zu schaffen, der sich aus Vertretern der Kolonien und des Mutterlandes zusammensetzen und nur in Reichssachen entscheiden sollte, so wie der Reichstag und die Reichsregierung in Deutschland. Diese Sache wird seit fast vierzig Jahren in England diskutiert, bis jetzt ohne nennenswertes Resultat. In der Tat kann man sagen, daß die Schwierigkeiten um so größer werden, je näher man an das Problem herankommt. Auf der Reichskonferenz im Jahre 1911 fand eine sehr interessante Debatte über diese Frage statt. Der Vertreter von Neuseeland hatte eine Resolution eingebracht, die die Reichsregierung aufforderte, einen Reichsrat mit Vertretern der selbständigen Kolonien ins Leben zu rufen, der die Regierung in allen Kolonialfragen beraten sollte. Diese Resolution, obwohl sehr unbestimmt, wurde einstimmig abgelehnt sowohl von der Reichsregierung wie von allen anderen Kolonien, von den letzteren mit der ausdrücklichen Motivierung, daß sie keineswegs gewillt seien, ihre Selbständigkeit irgendwie kürzen zu lassen. Merkwürdig ist es, daß dasselbe Neuseeland, das so eifrig für einen Reichsbund eingetreten ist, es bis jetzt abgelehnt hat, in den Australischen Bund einzutreten, obwohl es auf der Hand liegt, daß es viel leichter ist, solche Länder zusammenzubringen, die alle im gleichen Erdteil liegen und deren Bevölkerung die gleiche Sprache und gleiche Sitten haben, als Länder, die in verschiedenen Erdteilen von den Tropen bis zu den Polen zerstreut sind und deren Bewohner große Unterschiede in Sprache, Sitte und Überlieferung voneinander trennen. Es muß allerdings bemerkt werden, daß der Ministerpräsident von Neuseeland, der die obige Resolution auf der Reichskonferenz einbrachte, bei den nachfolgenden Wahlen eine Niederlage erlitt und mit seinem Ministerium zurücktreten mußte. Doch ist damit nicht gesagt, daß die Haltung der Regierung von Neuseeland in der Reichspolitik dadurch mißbilligt wurde und geändert werden soll. Sie wird wohl unverändert bleiben.

Die Zusammenfassung des Reiches durch den Schutzzoll.

Es würde zu weit führen, wollte man bis ins einzelne diese Idee eines britischen Reichsbundes kritisch beleuchten. Es genügt zu sagen, daß die Schwierigkeiten, das britische Reich auf politischem Wege zu vereinigen, einige einflußreiche Leute, unter ihnen den bekannten, eben verstorbenen Staatsmann Chamberlain, veranlaßt haben, dieses Ziel auf ökonomischem Wege zu erstreben.

Chamberlain, der für einige deutsche Schriften der Erfinder des britischen Imperialismus ist, hat gewiß mehr getan als irgendein anderer, um der Diskutierung des Imperialismus ihren akademischen Charakter zu nehmen und sie in den Mittelpunkt des politischen Lebens zu drängen. Chamberlain, selbst ursprünglich ein entschiedener Linksliberaler, der sich durch seine scharfen Reden gegen die Aristokratie im Jahre 1884 bei ihr sehr verhaßt gemacht hatte, kam 1886 mit den Liberalen in Konflikt über die irische Selbstverwaltungsvorlage, in welcher Frage die Liberalen damals eine plötzliche Schwenkung machten. Seine Opposition gegen diese Politik brachte ihn mit den Konservativen zusammen, mit denen er schließlich im Jahre 1895 ein gemeinsames Ministerium bildete. Charakteristisch war es

für den Mann, daß er bei der Verteilung der Posten im Ministerium die bis dahin untergeordnete Stellung des Kolonialministers übernahm, um dadurch dieses Amt zu einem der wichtigsten in dem Ministerium zu machen, was es auch geblieben ist. Damit wollte er den Anfang einer neuen Epoche der englischen Politik bezeichnen, der imperialistischen Epoche. In diesem Sinne ist es richtig, daß Chamberlain als Kolonialminister den Imperialismus zur Richtschnur der englischen Kolonialpolitik erhob. Als er, nachdem er fast ein Jahrzehnt lang im Amte gewesen, zu der Überzeugung kam, daß auf dem bisherigen Wege die Reichseinheit nicht zu erreichen sei, sondern nur auf dem Wege innigerer Handelsbeziehungen, legte er sein Amt als Kolonialminister nieder, um freie Hand zu gewinnen, eine Volksbewegung ins Leben zu rufen, durch die dieser Zweck erreicht werden sollte. Was er erstrebte, war nichts Geringeres als die Abkehr von der langjährigen englischen Freihandelspolitik zum Schutzzoll. England und seine Kolonien sollten einen Zollverein bilden. Für diese Idee wurde eine Organisation, die Liga für die Reform des Zolltarifs, ins Leben gerufen. Von Chamberlain und seinen Freunden wurde gesagt: Wir arbeiten für die Reichseinheit, wenn wir die Geschäftsbeziehungen zwischen England und seinen Kolonien pflegen. Wenn England und seine Kolonien ökonomisch aufeinander angewiesen sind, so ist das jedenfalls wichtiger, als wenn eine politische Einheit erreicht wird. Denn die letztere steht ohne die erstere auf sehr schwankenden Füßen, und wenn einmal die ökonomische Einheit erzielt ist, so wird sie wohl eine gewisse politische Einheit mit sich bringen. Um dieses Ziel zu erreichen, mußte man vor allem, und das war der wunde Punkt, Zölle auf Lebensmittel, auch auf Rohmaterialien wieder einführen, denn gerade diese Produkte bilden die Kolonialausfuhr nach England.

Wenn dieses Ziel erreicht werden sollte, müßten die englischen Wähler davon überzeugt werden, daß der Freihandel ihre Interessen schädigte und daß ein Zoll auf Getreide die Preise ihrer notwendigen Lebensmittel nicht erhöhen würde. Wenn mit demagogischem Schwindel und Betrug etwas zu erreichen wäre, hätten die englischen Schutzzöllner, die sogenannten Tarifreformer, ihr Ziel erreichen müssen. Was diese Leute versprochen haben, übertrifft wohl alles, was in der Beziehung geleistet worden ist, wenigstens in England. Bei einer solchen Bewegung wirken natürlich viele Momente mit, und die Bewegung für die Tarifreform wurde dadurch begünstigt, daß die Tarifreform ein Mittel würde, die wachsenden Geldbedürfnisse des Staates zu decken, ohne daß die Reichen mit direkten Steuern allzusehr belastet werden. In England zahlen die Arbeiter keine direkten Steuern, und es hat der Bourgeoisie immer eine gewisse Sorge bereitet, daß die Arbeiter ihre politische Macht dazu ausnützen könnten, auf Kosten der Bourgeoisie ihre eigenen Wünsche zu befriedigen. Aber ganz abgesehen davon: die Kosten der Kriegsrüstungen drohen von Tag zu Tag unerträglicher zu werden, und die englische Bourgeoisie möchte diese wie die Bourgeoisie anderer Länder auf die Schultern der Arbeiterschaft abwälzen. Gerade aus diesem Grunde hat die Bewegung diejenigen Schichten der Bevölkerung erfaßt, die von Gehalt oder Zinsen leben und Einkommensteuer zahlen, die Rentiers, die pensionierten Offiziere, Beamte usw. Das ist wohl das Rückgrat der ganzen Schutzzollbewegung in England. Natürlich hoffen bestimmte Schichten der Kapitalisten und Großgrundbesitzer, außerdem gewisse Profite aus den

Schutzzöllen für sich selbst herauszuschlagen. Aber im Gegensatz zu Deutschland, wo die Bewegung von den Agrariern und dem Scharfmacherverband getragen wird, ist es in England weniger die Hoffnung von Kapitalisten und Großgrundbesitzern, etwas Bestimmtes zu gewinnen, die die Bewegung nährt, als das Klassenbewußtsein der englischen Bourgeoisie und ihre Angst vor Steuern. Es ist sicher kein Zufall, daß die konservative Partei bei den letzten Wahlen die Alternative gestellt hat: Tarif, das heißt Schutzzoll, oder Sozialismus. Natürlich war das liberale Budget, das von den Konservativen als Sozialismus bekämpft wurde, noch lange kein Sozialismus. Aber die besitzenden Klassen hatten ganz richtig empfunden, daß es sich darum handelte, wer zahlen sollte, sie oder die Arbeiterschaft; und jeden Versuch, sie zahlen zu lassen, suchten sie mit dem Rufe abzuwehren, das Budget sei Sozialismus. Sie machten es eben geradeso wie die deutschen Konservativen, die die Erbschaftssteuer unter Bülow ablehnten und zur Begründung dafür sie als sozialistisch und Gott weiß was noch verschrien. Das ist leicht erklärlich. Denn wollten die besitzenden Klassen Steuern usw. mit dem einfachen Hinweis darauf ablehnen, daß sie kein Geld für den Staat hergeben wollen, so würde man sie auslachen. Anders ist es, wenn sie ihre eigenen Klasseninteressen als allgemeine Interessen hinstellen, die verhaßten Steuern als den Anfang des Sozialismus verschreien und über die Gefährdung des Vaterlandes, der Sittlichkeit usw. donnern.

Nur schade für diese schönen Pläne der englischen Imperialisten, daß die Mehrheit der englischen Wähler, vor allem natürlich die Arbeiterpartei, es bis jetzt vollständig abgelehnt hat, eine derartige Politik zu unterstützen. Allerdings hat bei dieser Ablehnung die Teuerung auch eine wichtige Rolle gespielt. Und nicht nur die Arbeiter, die wichtigste englische Exportindustrie und die großen Reedereien haben sich fast einstimmig dagegen erklärt. Und so ist denn die ganze Arbeit der Tarifreformer umsonst gewesen trotz aller Anstrengungen, trotz aller Versuche sehr gewandter Redner, die Sache mundgerecht zu machen, trotz der schönsten Versprechungen an alle Schichten der Bevölkerung und vor allem trotz der Tatsachen, die beweisen, daß nach siebzig Jahren Freihandel die soziale Frage immer noch nicht gelöst ist, daß das Massenelend eher wächst als abnimmt.

Heute zeigt sich in der englischen konservativen Partei wegen dieser Frage eine geteilte Auffassung. Im Laufe der letzten Jahrzehnte hat man es zwar durchgesetzt, daß diejenigen Elemente aus der Partei hinausgedrängt wurden, die irgendwelche Bedenken gegen die Schutzzollpolitik, vor allem gegen Zölle auf Lebensmittel hegten. Der Führer der Partei wurde entfernt, weil er sich nicht energisch genug für die Schutzzollpolitik aussprach. Trotzdem erkennen heute die einsichtigsten und einflußreichsten Männer der Partei, daß diese Politik nicht durchzusetzen ist. Eine Partei, die sich nicht klipp und klar mindestens gegen Lebensmittelzölle erklärt, hat in England gar keine Aussicht auf Erfolg. Ein Versuch wurde gemacht, die Sache insoweit zu retten, als man erklärte, die Konservativen würden nur dann Lebensmittelzölle einführen, wenn die Kolonien durch ihre Vertreter das verlangen sollten. Die Kolonien haben aber entschieden dagegen protestiert, als man ihnen zumutete, das zu tun, was die Konservativen nicht den Mut haben selbst auszuführen. Vor allem waren sie darüber empört, daß ihnen die Rolle zugeteilt werden sollte, der englischen Arbeiterbevölkerung unbeliebte Steuern

im Interesse der kolonialen Handelspolitik aufzuerlegen. Das wäre wohl den Arbeiterparteien in den englischen Kolonien zu starker Tabak gewesen.

Es wurde dann versucht, die Lebensmittelzölle preiszugeben, dafür aber Industriezölle zu fordern, vor allem auf fertige Industrieprodukte. Die englischen Landwirte erklärten aber, wenn man ihnen keine Getreidezölle gewähre, würden sie sich gegen die Zölle auf Industrieprodukte wenden, die nur ihre Verbrauchsgegenstände verteuerten, ohne daß sie irgendwelchen Vorteil davon hätten. Schließlich will man die ganze Angelegenheit dadurch auf die lange Bank schieben, daß man erklärt: Selbst wenn im Parlament eine Mehrheit für den Schutzzoll vorhanden wäre, solle doch kein Zolltarif eingeführt werden, bis die Wähler nochmals darüber ihr Urteil gesprochen hätten. Dieser letzte Versuch wird aber von niemand ernst genommen. Man weiß nur zu gut, wie wenig Wert derartige verzweifelte Versprechungen haben. Vorderhand hat die konservative Partei keine Aussicht auf parlamentarische Erfolge, solange sie sich nicht klipp und klar gegen Schutzzölle erklärt, und das wird sie kaum tun können.

Eine noch größere Gefahr droht vielleicht der gegenwärtigen Politik der Schutzzöllner aus der zunehmenden Industrialisierung der Kolonien. Wenn die Schutzzöllner von den Freihändlern mit Recht sagen, daß ihre Weltanschauung einen Zustand als Voraussetzung hat, bei dem England die Rolle des Fabrikanten für eine Welt spielt, die das Rohmaterial liefert, so ist es in noch höherem Maße von den Schutzzöllnern wahr, daß sie sich einen Zustand als permanent ausmalen, in dem die Kolonien das Rohmaterial für die Fabriken des Mutterlandes liefern und andererseits das Absatzgebiet für fertige Industriewaren bilden. Auf diesem Schema beruht die ganze Tarifreformpolitik. Wenn beispielsweise bis jetzt in Kanada und in anderen Kolonialländern der englischen Krone vorwiegend der geschilderte Zustand herrschte, so muß die industrielle Entwicklung aller dieser Länder neue Verhältnisse schaffen, die sie von den Industrien des Mutterlandes unabhängig machen. In der Tat strebt die Entwicklung der Dinge diesem Ziele zu. In Neuseeland zum Beispiel meint man einer großen industriellen Zukunft entgegenzusteuern, wobei die Wasserkräfte, die reichlich vorhanden sind, sehr billige Energien liefern können. Auf dieser Art und Weise wäre, wie ein dortiger Regierungsbeamter der königlichen Untersuchungskommission dargelegt hat,[3] Neuseeland allein imstande, ganz Australien industriell zu versorgen und dies Gebiet gegen alle Konkurrenten zu behaupten. Das ist allerdings Zukunftsmusik, wenn man aber den amtlichen Ziffern nachgeht, so sieht man, daß sich in den Kolonien eine ansehnliche Industrie entwickelt. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß sich die Verhältnisse nicht anders gestalten können. Denn ebenso wie die industrielle Entwicklung Deutschlands den Verkehr zwischen England und Deutschland nicht vermindert hat (siehe die Tabelle 2 auf S. 27), könnte sich dasselbe in dem zukünftigen Verhältnis zwischen Mutterland und Kolonien zeigen. Allerdings ist diese Hoffnung nur eine geringe. So mechanisch und schematisch vollzieht sich die Entwicklung kaum. Was nun die Pläne der britischen Tarifreformer betrifft,

[3] Eine Kommission, die von der Reichsregierung ernannt wurde, um den Reichtum, die Naturanlagen und sonstiges wirtschaftlich Interessante der britischen Besitzungen festzustellen (mit Ausschluß der Schutzzollfrage). Die Kommission bereist jetzt das ganze britische Reich.

so werden sich diese wohl kaum mit dem zunehmenden Nationalgefühl der Kolonien vertragen; denn daß dieses ziemlich stark zugenommen hat, besonders in den letzten Jahren, das müssen die Imperialisten selbst zugeben. Allerdings könnte die Entwicklung der Kolonien in dieser Richtung dadurch eine Hemmung erfahren, daß die englischen Kapitalisten die wichtigsten Rohstoffquellen in den Kolonien besitzen und diese Macht als Besitzer ausnützen.

Um zu verhindern, daß die Rohstoffe in den Kolonien verarbeitet werden und auf diese Weise dort eine konkurrierende Industrie erwächst, könnte man sie in England in eigenen Fabriken behandeln lassen oder auch in anderen Ländern, wo die Löhne billiger sind.

Sollte es sich wirklich zeigen, daß derartig die englischen Kapitalisten die industrielle Entwicklung sagen wir in Australien, Kanada oder Neuseeland im Interesse ihrer Geldschränke hemmen wollten, so glaube ich, daß die betreffenden Kolonien sich dagegen auflehnen und vielleicht auch für unabhängig erklären würden. Über die Beziehungen zwischen Kanada und dem britischen Weltreich einerseits und den Vereinigten Staaten andererseits gibt sehr wertvolle Auskunft der Artikel eines Korrespondenten der Londoner »Times«, des leitenden Organs des britischen Imperialismus. Dieser Artikel, den man wohl als Alarmruf bezeichnen kann, weist auf die große und zunehmende Abhängigkeit Kanadas von den Vereinigten Staaten hin. Der bekannte Gegner des Imperialismus M. J. A. Hobson hatte in dem Buche „Canada to-day", das er vor einigen Jahren herausgab, ungefähr dasselbe gesagt. Aus dem Buche wie aus dem Artikel ersieht man, daß Kanada, was das ökonomische und kulturelle Leben betrifft, mit seinen sieben Millionen Menschen den Vereinigten Staaten gegenüber mit ihren rund 100 Millionen Menschen seine Selbständigkeit gar nicht behaupten kann. Gar nicht zu reden von der Wirkung der großen amerikanischen Trusts usw., die auch in England selbst eine große Macht darstellen. Man berücksichtige noch dabei, daß die Sprache die gleiche ist und daß die kanadischen Zeitungen von den amerikanischen Nachrichten- und Depeschenbureaus abhängig sind. Das Volk liest außerdem nur amerikanische Zeitschriften und Monatsschriften (Magazines). Die Sitten und Gewohnheiten des kanadischen Volkes sollen auch heute schon durchaus amerikanisch sein. Wenn dort trotzdem noch immer eine gewisse Abneigung gegen die Vereinigten Staaten besteht, die ihren Ausdruck in imperialistischen Kundgebungen zum Teil gefunden hat, so wird das wohl auf die Dauer nicht viel mehr zu bedeuten haben als der Kampf der Kleinbürger in den Vereinigten Staaten gegen die Trusts. Vor allem, weil die englische Reichsregierung selbst jedem Kampfe mit den Vereinigten Staaten ängstlich aus dem Wege geht. Was Kanada betrifft, so hat die englische Regierung das Land immer im Stiche gelassen, wenn Gefahr vorhanden war, mit Amerika in Konflikt zu kommen. Amerika gegenüber ist der britische Imperialismus ziemlich machtlos. Das wird klarer, wenn wir die Frage aufwerfen, inwieweit England sich auf seine Kolonien als Lieferanten von Rohmaterial verlassen kann. Zur Beantwortung dieser Frage wird sehr interessantes Zahlenmaterial in dem Statistical Abstract for the United Kingdom (cd. 7022, London 1913) veröffentlicht. Da sieht man, daß zum Beispiel Baumwolle zu drei Vierteln aus den Vereinigten Staaten kommt, und wenn sich auch der Bezug aus anderen Ländern, namentlich von Ägypten her enorm gesteigert hat, so hat dies doch

nicht den Import aus den Vereinigten Staaten beeinträchtigen können. Britisch-Indien andererseits (Statistical Abstract for British India, cd. 7078, London 1913) lieferte im Jahrzehnt bis 1908 drei- oder viermal so viel Baumwolle nach Deutschland wie nach England, allerdings ist das Verhältnis in den letzten Jahren für England nicht mehr so ungünstig, da der deutsche Absatz zurückgeht, während der englische wieder steigt, nur werden alle beide von Japan übertroffen, das jetzt die Hälfte der gesamten indischen Baumwollausfuhr übernimmt. Nun ist die Baumwollfrage wohl für England die wichtigste von allen Fragen des Rohstoffimportes, denn die Baumwollindustrie ist die weitaus größte aller britischen Industrien. Und in diesem Importartikel ist England ganz abhängig von den Vereinigten Staaten.

Was die Einfuhr von Wolle betrifft, so wird dieser Rohstoff fast vollständig von den Kolonien geliefert, namentlich von Australien. Auch Getreide, namentlich Weizen, in welchem Artikel England bekanntlich ganz abhängig von anderen Ländern ist, wird mehr und mehr von den Kolonien geliefert. Im Jahre 1912 hat Kanada sogar die Vereinigten Staaten darin als Lieferant übertroffen, während nach den letzten Berichten von 1913 die Vereinigten Staaten sich infolge einer ganz abnormen Ernte nochmals an die Spitze gestellt haben. Mit der allgemeinen Einführung der Ölmotoren, sobald auch die modernen Schiffskolosse zu diesem Typ und damit zu dem vom heutigen verschiedenen Brennmaterial übergehen, wird die Welt noch mehr von den Vereinigten Staaten abhängig werden, als sie es schon ist. Schon jetzt sind die Vereinigten Staaten die größten Produzenten von Petroleum, Kohlen, Stahl, Eisen, Zink, Blei, Kupfer, Aluminium, Baumwolle, Tabak, Bier, Hopfen, Mais, Hafer und Weizen. Man kann sich kaum vorstellen, welche ökonomische Macht sich daraus ergibt; und man muß sich fragen, wie und ob das britische Weltreich sich unabhängig von diesem Rivalen auf dem Gebiet der modernen kapitalistischen Entwicklung erhalten kann und wird. D a ß infolge der Entwicklung ihrer eigenen Industrie der Zeitpunkt kommen muß, wo die Vereinigten Staaten nicht mehr Rohmaterial ausführen können, ist wohl sicher. Nur w a n n dieser Zeitpunkt eintreten wird, ist nicht so klar. Bis jetzt haben sich die Yankees und ihr Land sehr entwicklungsfähig gezeigt, und das ungeheure Gebiet bietet vielleicht immer noch große Möglichkeiten zur Gewinnung von Rohstoffen. Jedenfalls wird, bis in dieser Beziehung eine Änderung der Dinge eintritt, das Weltbild sich in anderen Beziehungen stark gewandelt haben.

Die Vereinigung des Reiches durch gemeinsame Rüstungen.

Unterdessen traten Anzeichen dafür auf, daß durch andere, wenn auch weniger geräuschvolle Methoden die Frage der Reichseinheit auf dem besten Wege sei, sich selbst zu lösen. Erstens durch die unverbindlichen Reichskonferenzen, die in London alle vier Jahre abgehalten werden. Zweitens durch den Generalstab, in dem Vertreter der Kolonialregierung mit denen der Reichsregierung über eine gemeinsame Verteidigungspolitik beraten sollen. Seit einigen Jahren finden periodische Konferenzen der Ministerpräsidenten der selbständigen Kolonien mit der Reichsregierung statt. Diese Konferenzen, die auf eigenen Wunsch der Teilnehmer als Reichskonferenzen bezeichnet werden, haben sich ziemlich entwickelt und an Bedeutung gewonnen. Es ist nicht zu bestreiten, daß hier sehr wichtige Probleme diskutiert werden.

Die Tatsache, daß diese Diskussionen wenn nicht vollständig, so doch zum Teil veröffentlicht werden, kann sie zweifelsohne zu einem sehr wirkungsvollen Mittel machen, um das Reich zusammenzuhalten, da durch sie das Gefühl gestärkt wird, es gebe gemeinsame Probleme zu lösen und gemeinsame Interessen an ihrer Lösung.

Andererseits ist es aber nicht zu bestreiten, daß diese Methode nicht ungefährlich ist. Eine solche Konferenz ist ein britischer Bundesrat oder eine Vertretung der Regierungen und keine Vertretung der Völker. Wenn auch die Diskussionen veröffentlicht werden, so sind doch die Sitzungen nicht öffentlich, so daß die Teilnehmer es vollständig in der Hand haben, nur das zu veröffentlichen, was sie veröffentlicht sehen wollen. Wenn eine solche Konferenz mehr Macht gewänne, so könnte sie zu einem Mittel werden, eine demokratische Regierung im Reiche illusorisch zu machen, da die Minister auf Anfragen im Parlament immer auf irgendeinen geheimen Beschluß der Konferenz hinweisen könnten.

Aber noch größere Gefahren entstehen für die Demokratie aus den Kriegsrüstungen und der Schaffung eines Reichsgeneralstabs. Die parlamentarische Kontrolle über die Rüstungen der einzelnen Länder ist ohnehin gering genug. Was soll aber werden, wenn die Rüstungen von Vertretern der verschiedenen Regierungen und dazu von sogenannten Sachverständigen bestimmt werden? Das bißchen Kontrolle geht dann vollständig flöten. Es wird keines der Parlamente innerhalb des britischen Reiches eine wirkliche Macht mehr haben. Und nicht nur das. Wenn das britische Reich mit irgendeinem Lande in Krieg verwickelt wird, dann werden die Kolonien finden, daß es für sie kein Zurück mehr gibt. Ebenso kann sehr leicht ein Weltbrand dadurch entfacht werden, daß eine Kolonie mit irgendeiner Macht in Streit gerät. Man sieht daraus, wie gefährlich vom Standpunkt der Volksrechte aus betrachtet diese ganze Richtung ist und wie leicht dabei die Reaktion durch allerhand Schliche die Oberhand gewinnen kann. Und dabei muß bedacht werden, daß die Kolonien, die sogenannten selbständigen Kolonien, die hier allein in Betracht kommen, nur einen ganz kleinen Bruchteil des Reiches bilden. Man kann sagen, daß von ungefähr 400 Millionen Einwohnern des britischen Kolonialreiches (außer Großbritannien und Irland selbst) keine 20 Millionen das Recht haben, sich selbst zu regieren.

Der Imperialismus als Streben nach Gebietserweiterung.

Wir haben bisher den Imperialismus als das Streben nach Organisation und Konzentration des britischen Reiches untersucht. Betrachten wir ihn nun in dem Sinne, in dem das Wort heute gewöhnlich gebraucht wird, als das Streben danach, das Gebiet des britischen Reiches zu erweitern. Da sehen wir, daß dieses Streben durch den Vorwand gekräftigt wird, das Bestehende sei zu verteidigen. Der Besitz Indiens zum Beispiel, der England ursprünglich allerdings einen großen Teil seiner ökonomischen Macht gab, hat angeblich dazu geführt, daß England, um seinen Weg dorthin durch den Suezkanal zu sichern, Ägypten besetzte und, um seine Macht in Ägypten zu befestigen, auch das ganze Gebiet des Nil bis zu seinen Quellen an sich zog. Auf diese Art und mit derartigen Argumenten wäre man gezwungen, dem britischen Reiche die ganze Welt einzuverleiben. Derartige Gründe werden natürlich am zwingendsten dann gefunden, wenn irgendein kapitalistischer

Profit dahintersteckt. Dieses System führt dann weiter. Einerseits versuchte man, zwischen Ägypten und den südafrikanischen Kolonien eine Verbindung durch eine Eisenbahn herzustellen, die sogenannte Kap-Kairo-Bahn, andererseits Ägypten auf dem Landweg mit Indien zu verbinden, was dazu führen würde, Arabien sowie Südpersien zu annektieren. Der Hauptzweck dabei war vor allem, den Suezkanal und das Rote Meer vollständig in englische Hände zu bekommen. Bei diesen beiden Plänen stößt aber die britische Politik auf die deutsche. Der Bau der Kap-Kairo-Bahn nämlich, die ausschließlich auf britischem Gebiet gebaut werden sollte, scheitert an der Tatsache, daß der Kongostaat und die Kolonie Deutschostafrika ihr den Weg absperren. Bis jetzt ist es der englischen Regierung nicht gelungen, diese Frage zu lösen. Man sagt jetzt allerdings, die Bahn soll durch den Kongostaat gehen, wodurch sie aber ihren militärischen und imperialistischen Charakter verlieren würde. Sie hört dann auf, rein britisch zu sein. Es ist auch bekannt, daß in der Frage der Verbindungsbahn zwischen Ägypten und Indien der englische Imperialismus in Gegensatz zu den Plänen des deutschen Imperialismus in bezug auf den Bau der Bagdadbahn geraten war. In dieser wichtigen Frage ist allerdings ein Vergleich erreicht worden. Die englischen und die deutschen Kapitalistengruppen reichen sich dann die Hände, wenn beide einsehen, daß sie sich gegen einen noch mächtigeren Gegner vereinigen müssen. Vielleicht werden die Fragen, die mit der Eröffnung des Panamakanals entstehen, vor allem das herausfordernde Benehmen des amerikanischen Kapitalismus, die deutschen und englischen Kapitalisten daran erinnern, daß sie schließlich ganz kaltgestellt werden können, wenn sie nicht zusammenhalten.

Es ist nicht ohne Interesse zu beobachten, daß die deutschfeindliche Richtung in der englischen Gesellschaft und Politik in hohem Grade geradezu ein deutsches Kind made in Germany ist. Jene Familie, die als englisches Königshaus bezeichnet wird, ist deutscher Abstammung, Welfen und Koburger. Onkel Eduard VII., der große Deutschfeind und Einkreiser Deutschlands, hat sein Leben lang die englische Sprache nur mit stark deutscher Betonung gesprochen. Aber abgesehen davon kann man behaupten, daß unter denjenigen, die sich in England durch deutschfeindliche Haltung hervorgetan haben, entweder als hohe Beamte im auswärtigen Dienst oder als Publizisten, manche von deutscher Abstammung sind. Die meisten aber haben ihre Erziehung und Ausbildung Deutschland zu verdanken gehabt, so daß sie stark von deutschen Denkern beeinflußt wurden. Auf diese Leute haben die deutschen Historiker Ranke, Treitschke und Sybel sehr stark gewirkt. Von Bismarck, Moltke und anderen haben sie auch gelernt. Für sie ist der straff organisierte nationale Staat mit der Einheit von Sprache und Sitte, vor allem mit seinen konzentrierten, militärisch disziplinierten Machtmitteln das letzte Wort, man kann sagen: das Ideal der menschlichen Entwicklung. Vor vielen Jahren war England der Stützpunkt der demokratischen Bewegung in Europa geworden. Das hatte natürlich auch eine ökonomische Grundlage, nämlich die Interessen des britischen Ausfuhrhandels, und das blieb ein starkes Moment, solange England faktisch ein Monopol auf diesem Gebiet hatte. Aber wie das wohl meist der Fall ist, blieb diese ökonomische Grundlage dem Volke selbst durch den ideologischen Überbau verdeckt, und es schien, als wenn die britische Politik durch uneigennützige Erwägungen bestimmt war. Damit wurde der Glaube verbunden, daß die öffentliche Mei-

nung der sogenannten zivilisierten Welt eine politische Macht bilde. Dieser Glaube besteht immer noch, freilich sehr geschwächt. Aber er besteht noch. Das beste Beispiel dafür wurde geliefert in den Bewegungen gegen die türkischen Greuel der siebziger Jahre, gegen die Kongo-Greuel in dem letzten Jahrzehnt sowie anderen ähnlicher Art.

An die Stelle des aus der Freihandelsperiode überkommenen sentimentalen Internationalismus setzte die junge in Deutschland geschulte Generation englischer Staatsmänner die Lehre des strengsten Nationalismus, die Politik von Blut und Eisen! Durch sie erhielt der neu erwachende Imperialismus eine theoretische Grundlage, und da die gelehrigen Schüler glaubten, daß die englischen und deutschen Interessen direkt entgegengesetzt seien, setzten sie alles daran, den Konflikt auf die Spitze zu treiben, damit ohne Verzögerung, die den Deutschen Zeit geben könnte, alles gut vorzubereiten, ein Austrag der Gegensätze mit den Waffen in der Hand stattfinde.

Südafrika.

Indes beweist die Geschichte des südafrikanischen Krieges, daß Kriege weniger aus kühler Berechnung und Überlegung als aus mangelhafter Überlegung und Überstürzung entstehen. Wenn die verantwortlichen Leute vor dem Ausbruch dieses Krieges einen Augenblick bedacht hätten, welche Schwierigkeiten es bereiten würde, einen Sieg über die Buren zu erringen, und welche Gefahren aus dem Krieg entstehen konnten, so hätten sie ihn wohl nie angefangen. Vor allem dann nicht, wenn sie daran gedacht hätten, daß sie durch ihn das ganze Kaiserreich ins Wanken bringen könnten. Was hätte die Regierung zum Beispiel tun wollen, wenn zur Zeit des Burenkriegs auch in Indien oder sonstwo Unruhen ausgebrochen wären? Die verantwortlichen Stellen hatten in der Tat angenommen, es würde leicht sein, die Buren zu überrumpeln. Sonst ist es schwer einzusehen, was sie mit dem Krieg zu gewinnen glaubten. Sie errangen nichts, was sie ohne den Krieg nicht viel leichter hätten erringen können. Denn die Goldmagnaten in Johannesburg waren wohl von Anfang an dem alten Ohm Krüger und der Bauernpolitik der Buren weitaus überlegen und hätten ohne den Krieg auch alles erreicht, was sie durch ihn erreichten.

Jedenfalls war es nicht die Absicht der britischen Regierung gewesen, die holländischen Republiken auszutilgen, um dann dieselben Holländer und Afrikander, wie sie sich nennen, zur herrschenden Partei in ganz Südafrika zu erheben. Und das ist geschehen. Nachdem ganz Südafrika unter der britischen Flagge vereinigt, nachdem alle Gebiete unter eine Bundesregierung gebracht worden waren, haben die Afrikander, die überall unter der weißen Bevölkerung die Mehrheit bildeten, auch im neuen Parlament die Mehrheit erreicht, die der Verfassung zufolge das Ministerium zu stellen hat. Sie haben General Botha, der wenige Jahre vorher der Burenfeldherr gegen die Engländer war, zum Ministerpräsidenten gemacht, und im Jahre 1911 kam derselbe General Botha als Vertreter Südafrikas zu der Reichskonferenz nach London. Das zu erreichen war sicherlich nicht die Absicht der englischen Regierung, und noch weniger ist es durch die besondere Schlauheit der Briten herbeigeführt worden.

Es war für die weißen Leute gefährlich gewesen, sich gegenseitig in einem Lande zu befehden, in dem sie den Eingeborenen gegenüber nur eine

kleine Minderheit bildeten. Es stehen in Südafrika $1^1/_2$ Millionen weiße Einwohner $5^1/_2$ Millionen Schwarzen gegenüber. Die Buren sind im Verkehr mit den Eingeborenen womöglich noch bornierter als die britischen Imperialisten, obwohl der Unterschied nicht besonders groß ist. Bei den Wahlen vereinigen sich in der Regel beide gegen die Schwarzen.

Vor der Vereinigung Südafrikas hatten die Eingeborenen nur in der Kapkolonie das Wahlrecht. Nach der neuen Verfassung ist das bei den Wahlen für das Bundesparlament so geblieben. Tatsächlich sind seitdem die Eingeborenen aber selbst in der Kapkolonie rechtlos geworden. Es wird dort alles getan, um sie an der Ausübung ihrer Rechte, soweit sie welche haben, zu verhindern, was bei den Eingeborenen dadurch begünstigt wird, daß sie die Wahrung ihrer eigenen Rechte nicht verstehen.[4]

Die Geschichte des Imperialismus in Südafrika zeigt vielleicht so klar wie keine andere, wie vollständig unbegründet die Behauptungen sind, die Arbeiter hätten ein Interesse an der Kolonialpolitik. Vor dem Kriege wurden der englischen Arbeiterschaft Gott weiß was für Versprechungen gemacht, und nicht wenige Arbeiter hegten die Hoffnung, nach dem Kriege Arbeit in Südafrika zu erhalten. Als aber der Krieg sein Ende erreicht hatte, wie groß war die Enttäuschung, als es sich herausstellte, daß in den dortigen Bergwerken statt weißer Arbeiter chinesische eingestellt wurden. Diese Enttäuschung hat zu der Niederlage der konservativen Regierung in England bei den Wahlen im Jahre 1905 sehr viel beigetragen. Als nach dem Sturze der konservativen Regierung die Liberalen ans Ruder kamen, hofften die englischen Arbeiter von ihnen, daß sie sofort Maßnahmen gegen die weitere Zufuhr von Chinesen nach den südafrikanischen Bergwerken ergreifen und dort Platz für weiße Arbeiter schaffen würden. Statt dessen schlossen die Herren mit den Bergwerksbesitzern einen Vertrag ab, durch den diese verpflichtet wurden, die chinesischen Kulis nach und nach nicht durch weiße Arbeiter, sondern durch südafrikanische Eingeborene zu ersetzen. Daß die englischen Arbeiter stark enttäuscht waren, läßt sich denken.

Was die Stellung der alten republikanischen Regierung des Transvaal den Arbeitern gegenüber anbetrifft, so behauptet Mr. E. B. Rose, der Präsident der Witwatersrand-Bergarbeitergewerkschaft, der unter der Burenregierung 12 Jahre dort lebte, daß die Regierung damals den Arbeitern sehr viel Entgegenkommen zeigte. So war zum Beispiel das letzte, was das Parlament von Transvaal tat, die Annahme des Achtstundentags für alle Arbeiter, eine Vorlage, die mit einer Mehrheit von drei gegen eins angenommen wurde. Dies ereignete sich gerade einen Monat vor dem Ausbruch des Krieges. Derselbe Gewährsmann behauptet, diese arbeiterfreundliche Haltung sei von Anfang an der Standpunkt der Buren gewesen, die wohl damit ihren Haß gegen die fremden Kapitalisten dokumentieren wollten. Wenn dies zuträfe, dann wäre die Haltung der Kapitalisten und der Ausbruch des Krieges zu erklären. Jedenfalls, wenn vor dem Kriege die Haltung der Buren arbeiterfreundlich war, so hat sich dies nach dem Kriege gründlich

[4] Interessant und lehrreich ist es zu bemerken, daß auf der letzten Reichskonferenz der Ministerpräsident für Neuseeland in seinen Vorschlägen für einen gewählten Rat für das britische Reich unter Berufung auf das südafrikanische Beispiel eine Vertretung nur für die europäischen oder weißen Einwohner vorgesehen hat. Dies vom demokratischen Neuseeland!

geändert. Ebenso wie der General Botha vom Gegner des britischen Reiches zu einer Säule desselben geworden ist, so ist er zum Handlanger der Johannisburger Kapitalisten geworden.

Allerdings ist es seiner Regierung zu verdanken, daß der ganze Humbug des britischen Weltreiches in grellster Weise beleuchtet wurde. Und nicht nur der jetzige Stand der Dinge, sondern auch der Zustand unter seinem Vorgänger in der Regierung, unter Lord Milner. Man betrachte z. B. die Inder, die einesteils herangezogen waren, um als Soldaten gegen die Buren zu kämpfen, anderenteils aber auch, um als Arbeiter im Lande zu schuften. Solange man diese Leute brauchte, nannte man sie britische Untertanen; sobald man sie aber entbehren konnte, schikanierte man sie auf die widerlichste und kleinlichste Art und Weise, nur um sie zu drängen, das Land zu verlassen. Dabei mußten die armen Kerle lernen, daß es wohl gestattet ist, sein Blut und Leben für das britische Weltreich zu opfern, aber nicht dafür die Rechte des Reichsuntertans, den Schutz des Reiches in Anspruch zu nehmen. Sie wurden schließlich als Fremde betrachtet, das Weltreich wagte nicht, sie zu schützen. Das empörendste bei der Angelegenheit war, daß die britische Regierung vor dem Kriege der Burenrepublik gerade wegen ihrer Haltung den indischen Untertanen des Reiches gegenüber die schwersten Vorwürfe gemacht hatte.

Was nun die Indier anbelangt, so sagte man allerdings zuerst: Das sind keine gleichberechtigten Menschen, das sind ja bloß Schwarze! Damit dokumentiert man nämlich, daß man einer kulturell höherstehenden Rasse angehört, und vor allem zeigt man der heidnischen Welt die zivilisierende Wirkung von fast zweitausend Jahren christlicher Erziehung, und was die christliche Lehre von der Brüderlichkeit der Menschen für einen Wert hat. Das erschien noch ganz schön und gut. Dann aber behandelte man weiße Arbeiter ebenso, als wenn es Inder wären, und das war eine Überraschung. Das zeigte das »freie England« in bengalischer Beleuchtung!

In die Einzelheiten der Ausweisung der Arbeiterführer aus Südafrika hier einzugehen, ist wohl kaum nötig, wo die Ereignisse noch in frischer Erinnerung aller sind. Es ist jedoch notwendig, zu erwähnen, daß infolge des einmütigen Protestes der Arbeiterschaft Englands, Südafrikas und Australiens es wahrscheinlich ist, daß die Sache dadurch eine Erledigung finden wird, daß man die Ausweisung in der Praxis einfach ignoriert. Den Verbannten wird erlaubt, zurückzukehren, und trotz des Gesetzes, mit dem man ihre ewige Verbannung im Parlament mit fast allen bürgerlichen Stimmen annahm, wird ihnen nichts geschehen, wenn sie es vorziehen, in Südafrika zu bleiben. Die Arbeiterpartei aber wird wohl nach den Neuwahlen in der Lage sein, das Gesetz wieder aufzuheben. Die Aufgabe der südafrikanischen Arbeiterpartei für die nächste Zukunft wird es sein, an die Organisation der schwarzen und farbigen Arbeiter zu gehen. Denn so, wie die Sache jetzt steht, kann es wohl nicht weitergehen. Auf allen Gebieten sind die weißen Proletarier nur eine kleine Oberschicht von gelernten Arbeitern, deren Löhne viel höher, ja vielfach höher als die der Farbigen und Schwarzen sind. (Unter Farbige versteht man die Mischlinge.) Im großen ganzen sind diese bis jetzt gar nicht organisiert worden, und ein tüchtiges Stück Arbeit muß sicher noch geleistet werden, bis die Arbeiterpartei einsieht, daß sie nur siegen kann, wenn es ihr gelingt, auch die Eingeborenen mit in den gemeinsamen Kampf aller

Proletarier gegen den Kapitalismus zu ziehen. Das größte Hindernis dafür scheint darin zu liegen, daß die weiße Arbeiterschaft in Südafrika sich wenigstens bis vor kurzem zum größten Teil nicht als Arbeiter fühlte. Sicher wird die Entwicklung des Klassenkampfes — wenn das nicht schon geschehen ist — ihr die Augen öffnen!

Der Imperialismus und die Frage der Eingeborenen.

Die widerlichste Seite des Imperialismus ist jedenfalls seine Haltung in der Frage der Eingeborenen, vor allem in den Tropenländern. Hier wird ihnen vorgeworfen, daß sie nicht arbeiten wollen. Und weshalb wollen sie nicht arbeiten? Weil ihre Bedürfnisse sehr gering sind und ohne Arbeit leicht befriedigt werden können, weil ihnen vor allem die Natur reichlich Früchte und andere Nahrung bietet und Kleidung für sie mehr ein Luxus als eine Notwendigkeit ist. Gerade aus diesem Grunde aber wird verlangt, daß die Eingeborenen zur Arbeit gezwungen werden. Und das ausgerechnet von der kapitalistischen Gesellschaft, deren Nutznießer nicht daran denken, selbst zu arbeiten, und die die allergrößte Verschwendung treiben! Eine widerlichere Heuchelei oder Anmaßung ist kaum denkbar als die dieser protzenden Parasiten, deren Leben ein einziges langes Faulenzertum ist, oder die ihrer literarischen Klopffechter, die ihre Interessen in der Presse und anderwärts vertreten. Natürlich wird versucht, die Sache mit allerlei Redensarten mundgerecht zu machen. Es wird von Erziehung zur Arbeit geredet, als wenn diese Erziehung zur Arbeit unter dem Kapitalismus im allgemeinen nicht die Maske für die scheußlichste Art der Ausbeutung wäre. Es wird gesagt, die Gesellschaft habe das Recht, von jedem Mitglied ein gewisses Pensum Arbeit zu verlangen, als wenn das Recht einer demokratischen Gesellschaft ihren eigenen Mitgliedern gegenüber auch den Mitgliedern einer fremden Gesellschaft gegenüber gälte. Auf diese Art käme eine demokratische Gesellschaft sehr leicht in dasselbe Verhältnis, in dem im Mittelalter der demokratische schweizerische Kanton Uri dem Kanton Tessin gegenüberstand, wobei der erstere durch seine Vertreter den Kanton Tessin vielleicht noch mehr unterdrückte als der traditionelle habsburgische Tyrann den Kanton Uri selbst.

Wie eine sozialistische Gesellschaft die Frage der Tropenkultur regeln wird, können wir nicht sagen, nur eins ist klar: Es wird strenge Wachsamkeit notwendig sein, soll nicht unter allen Arten von schönklingenden Namen die alte Sklaverei wieder eingeführt werden. Dagegen auf der Hut zu sein, ist nicht nur Sache der Volksvertreter, sondern vor allem des Volkes, der Arbeiterklasse selbst. Denn wenn in den Tropen die alte Sklaverei wieder eingeführt werden sollte, so wird es nicht lange dauern, bis ähnliche Verhältnisse auch zu Hause herrschen.

Über diese Frage ist vor einigen Jahren eine sehr wertvolle Studie von dem Fabier Sydney Olivier erschienen: White Capital and Coloured Labour (Weißes Kapital und farbige Arbeit), Socialist Library IV, London 1906, Independent Labour Party, 23 Bride Lane, Fleetstreet, 1 Schilling 6 Pence. Olivier ist ein Kolonialbeamter, der mehrere Jahre die Stellung eines Gouverneurs auf Jamaika, der größten der britischen westindischen Inseln, bekleidete. Er hat die Sachen, von denen er schreibt, in der Praxis entscheiden müssen und besitzt in dieser Beziehung eine sehr große Erfahrung. Außerdem hat er besondere Studienreisen durch Afrika und Amerika ge-

macht, um die Dinge auch dort zu untersuchen. Das Werk ist sehr objektiv geschrieben, und man sieht, daß der Verfasser sich sehr große Mühe gegeben hat, sich in die ökonomische und psychologische Lage der verschiedenen Parteien hineinzudenken. Er schreibt vor allem vom rein menschlichen Standpunkt aus, man merkt den Parteimann nicht. Er untersucht die ganzen Fragen, die zwischen den Schwarzen und Weißen in Betracht kommen, vor allem die Vorwürfe, die gegen die ersteren gemacht werden, und findet sie im großen und ganzen unbegründet. Interessant sind seine Betrachtungen über Fragen wie die der Mischehen, die er keineswegs verurteilt, sondern viel eher als günstig ansieht. Sie liegen nach seiner Meinung im Interesse des Gedeihens der Kolonien. Er ist gegen Arbeitszwang der Eingeborenen, die er durch importierte ostindische Kulis ersetzen würde, wie es in den westindischen Inseln geschieht. Nach seiner Ansicht wirkt das System importierter Kulis, die sich verpflichten, für eine gewisse Zeit zu arbeiten, ganz gut, vorausgesetzt, daß es von der Regierung streng und gewissenhaft kontrolliert wird. Die Lage dieser Kulis sei unter dieser Voraussetzung durchschnittlich besser als die der freien Arbeiter in Europa. Allerdings kommt alles auf die Kontrolle der Regierung an, und in dieser Beziehung ist Olivier meines Erachtens allzu vertrauensselig. Wenn man sich aber auch damit nicht einverstanden erklären kann, so wirkt doch im großen ganzen das, was der Verfasser zugeben muß, um so überzeugender, weil sein Standpunkt nicht der unsrige ist. Dazu ist er zu sehr Beamter, aber er bleibt dabei trotzdem ein fühlender Mensch.

Die Geschichte der Kolonialpolitik in Afrika ist allerdings ein ganz besonders trauriges Kapitel der Menschheitsgeschichte. Was hat der weiße Mann nicht alles Afrika gebracht! Zuerst Menschenraub und Sklaverei. Die freiheitsliebenden Engländer nahmen seit dem sechzehnten Jahrhundert an der Sklavenausfuhr von Afrika nach Amerika teil, und jahrhundertelang bildete es einen sehr gewinnbringenden Teil des Kolonialgeschäftes, die armen Menschen, die aus ihren Heimatdörfern in Afrika mit Gewalt herausgerissen worden waren, in Trupps zusammengetrieben, wie eine Ware nach Amerika zu transportieren und als Sklaven an die dortigen Plantagenbesitzer zu verkaufen. Infolge einer Behandlung, die jeder Beschreibung spottet, starben unterwegs ein Drittel bis zwei Drittel dieser Ärmsten, was durch den hohen Preis der Überlebenden wieder wettgemacht werden mußte, der sich wohl nach den Durchschnittskosten richtete. Man nimmt an, daß auf diese Weise in den Jahren des Sklavenhandels ungefähr 12 Millionen Afrikaner nach Amerika gebracht wurden. Man muß bedenken, daß dieses scheußliche Geschäft von Engländern angefangen wurde zu der Zeit der glorreichen Reformation, durch die England sich rühmt, an der Befreiung der christlichen Religion von der päpstlichen Tyrannei mitgeholfen zu haben. Von den Engländern angefangen, den Vorkämpfern der Freiheit, den Gegnern der Spanier! Man sieht, daß der Unterschied zwischen Engländern und Spaniern in der Tat nicht übermäßig groß war. Interessant wäre es, zu erfahren, inwieweit durch den Sklavenhandel die Gelder zu Vermögen zusammengebracht wurden, die später als ursprüngliche Kapitalien wirkten. Sicher verdanken nicht wenige der angesehensten englischen Finanzhäuser dieser Quelle ihr Vermögen.

Das war die alte Methode, Afrika zu zivilisieren. Welches ist die neue? Heute ist man »menschlich« geworden. Heute wird der arme Mensch nicht

mehr als Jagdvieh betrachtet und nach Amerika verkauft, sondern er wird als Arbeiter betrachtet, der Mehrwert für die weißen Kapitalisten zu liefern hat, und zwar in seinem Heimatland. Unter irgendeinem Vorwand beraubt man die glücklichen Naturvölker ihrer Existenzmittel, so daß sie gezwungen sind, Arbeit anzunehmen. Wenn das nicht geht, legt man der Bevölkerung eine Kopfsteuer auf, die sie bar bezahlen muß, und zwingt sie auf diese Weise, zu arbeiten, um das bare Geld für die Steuern zu verdienen.

Die Art, wie man die sogenannten Wilden ihres Landes und ihrer Existenzmittel beraubt und sie beschwindelt, die planmäßige Weise, in der man sie in einen Verzweiflungskrieg um ihre Existenz treibt, um sie dann mit modernen Maschinengewehren und anderen Waffen niederzumetzeln, bildet ein allgemeines Charakteristikum der Kolonialpolitik aller kapitalistischen Länder, nicht zu reden von dem Alkoholismus, der in den Tropen viel verheerender als in Europa wirkt, der Syphilis und anderen schönen Früchten der christlichen Kultur. Man muß sagen: So häßlich der Kapitalismus überhaupt ist, in den afrikanischen Kolonien ist er noch weit häßlicher als in den Kulturländern, dort hat er überhaupt keine Lichtseiten. Von dem, was man Zivilisation nennt, haben die Afrikaner nur die Abfälle gekriegt. Was in Europa unbrauchbar ist, ob Menschen oder anderes, in den Kolonien findet es eine Verwendung.

Indien und Ägypten.

Die englische Regierung und ihre Freunde sind besonders stolz auf ihre Leistungen in Indien und Ägypten. Nun, vor bald drei Jahrzehnten machte Genosse Hyndman einen scharfen Angriff gegen die Ausbeutung der indischen Bevölkerung durch die englische Regierung in einem Werke: The Bankruptcy of India, London 1886. Die Angaben Hyndmans wurden unter anderem durch das Werk eines Zivilbeamten aus Indien vollauf bestätigt, des Herrn William Digby (Prosperous British India, London 1901), der ziffernmäßig nachwies, daß die Bevölkerung Indiens bis auf den letzten Tropfen Blut ausgesaugt worden ist. Als sein Werk erschien, geschah das Merkwürdigste. Die »Times«, die leitende Londoner Zeitung, brachte eine offenbar von der Regierung amtlich inspirierte Antwort. Daraus entspann sich eine Polemik zwischen der »Times« und Herrn Digby. Dieser wollte nachher die Polemik in einer Broschüre herausgeben. Als er darin auch die Antworten der »Times« drucken lassen wollte, wurde plötzlich die Bewilligung dazu zurückgezogen, so daß die Broschüre nur die Äußerungen des Herrn Digby enthalten durfte, während die Seiten, welche die Antworten der »Times« aufnehmen sollten, weiß bleiben mußten. Damit hatten die »Times« und ihre Hintermänner bewiesen, daß sie keine stichhaltige Antwort auf die Anklagen des Herrn Digby geben konnten. Das war deutlich genug. Aber noch deutlicher sprach die immer weiter um sich greifende Hungersnot, die man schließlich nicht mehr verheimlichen konnte. Der Genosse Hyndman hat also recht behalten.

Was Ägypten anbelangt, so hat Genosse Rothstein in dem Ergänzungsheft zur »Neuen Zeit« vom 14. Juli 1911 alles gesagt, was dazu zu sagen ist. Es ist mir nicht klar, wie man trotz der Tatsache, daß England nach einer Kolonialpolitik von anderthalb Jahrhunderten in Indien und mehr als dreißig Jahren in Ägypten sich jetzt mehr und mehr gezwungen fühlt, dort zu Aus-

nahmegesetzen zu greifen, von dem Erfolg seines Regimentes sprechen kann. Es ist interessant, das Verhalten der englischen Regierung zu beobachten, wenn im englischen Parlament oder anderswo ein von ihr begangener Willkürakt in Indien oder Ägypten getadelt wird. Trotz ihrer sonstigen Versicherung, daß sie jene Länder nur deshalb verwalte, um die Einwohner zu höherer Kultur zu erziehen, gibt sie da stets die Antwort, die Leute dort könnten nur in der Art regiert werden, wie sie es gewohnt seien, das heißt autokratisch. Alle anderen Regierungsmethoden würden sie als Schwäche ansehen. Mit anderen Worten: die Regierung macht nicht nur keinen Versuch, die Einwohner Indiens und Ägyptens zu erziehen, sondern sie läßt sich selbst von diesen erziehen oder vielmehr herabziehen, sie eignet sich dieselben Regierungsmethoden an, die durch bessere zu ersetzen der angebliche Zweck ihres Daseins im Lande und die Berechtigung ihrer Politik ist.

Allerdings macht die englische Verwaltung in Indien und Ägypten sogenannte Versuche, eine Selbstverwaltung einzuführen, Versuche, die offenbar nur ein Beruhigungsmittel sein sollen, um den Volksbewegungen in beiden Ländern das Wasser abzugraben. Von einem aufrichtigen Wunsche oder der Absicht, den Völkern dieser Länder eine Stimme über ihre eigenes Schicksal zu geben, ist gar keine Rede. In Indien vor allem denkt die Regierung nur daran, die Mohammedaner gegen die Hindus aufzuhetzen. Zu diesem Zwecke hat sie den Mohammedanern, die immer noch eine starke Minderheit bilden, eine gesonderte Vertretung gegeben, die außerdem über das Maß hinausgeht, zu dem ihre Bevölkerungszahl berechtigt. Man sieht, die alte Devise: Divide et impera (teile und herrsche) ist immer noch der bewährte Grundsatz des Despotismus, denn ein Despotismus ist und bleibt die indische Regierung.

Der Imperialismus in der Kolonialverwaltung.

Wenn wir den britischen Imperialismus als Ganzes betrachten, so sehen wir, daß er einerseits ein Versuch ist, die nationale Stellung der englischen Kapitalisten gegen ausländische Konkurrenten zu schützen, andererseits aber auch ihre Stellung als regierende Klasse gegen die eigenen Arbeiter zu behaupten. Er setzt die Macht des Parlamentarismus gegenüber der Regierung herab, wenn nicht der Form nach, so doch in der Wirklichkeit. Der Imperialismus wird von den herrschenden Klassen als der einzig gangbare Weg angesehen, um dem Sozialismus zu entgehen. Der internationalen Solidarität der Arbeiterklasse stellen die Kapitalisten die Unterdrückung und Ausbeutung der kleinen Nationen, andererseits Schutzzölle und nationale Gegensätze gegenüber. Für die Kapitalisten selbst existieren zwar diese nationalen Schranken kaum mehr. Bestehen in einem Lande Zollschranken, so gründen sie eben in dem betreffenden Lande Filialfabriken und genießen auf diese Art selbst den Schutz der Zölle. Außerdem ist es durch das Aktienwesen und durch die Vermittlung des Finanzkapitalismus für Kapitalisten eines Landes sehr leicht, sich an allen Arten von Unternehmungen in aller Herren Länder zu beteiligen. Die Marokkokrise hat das sehr deutlich gezeigt; ein angebliches französisches Syndikat, an dem Krupp und andere hervorragende deutsche Kapitalisten beteiligt waren, stand einem deutschen Syndikat gegenüber, an dem auch französische Finanzleute einen Anteil hatten.

Daß diese Internationalisierung des Kapitals dem Krieg im allgemeinen entgegenwirkt, mag sein, aber sie macht ihn doch nicht ganz unmöglich. Denn es kann ebensogut zum Kriege zwischen diesen mächtigen Gruppen von Kapitalisten kommen, von denen die eine von dieser, die andere von jener Großmacht oder sogar Mächtegruppe unterstützt wird. Auf diese Art könnten einige Kapitalisten leicht in Gegensatz zu ihrer eigenen Regierung gebracht werden. Wie der Einfluß der Kapitalisten auf die Kolonialverwaltungen und deren militärischer Geist wächst, wird beleuchtet durch das, was ein englischer Pfarrer, der viel in Afrika herumgereist ist, über die dortigen Kolonien schreibt (John H. Harris, Dawn in Darkest Africa, London 1912). Nach ihm muß dort jetzt der Handelsmann der alten Zeit dem gut organisierten Syndikat weichen, das weder Herz noch Gewissen hat und im allgemeinen einflußreich genug ist, der Staatsverwaltung zu Hause und im Ausland und, wenn nötig, den Regierungen in mehr wie einem Land zu gleicher Zeit zu imponieren. Der Standpunkt der Staatsverwaltung ist nicht mehr der wohlwollende Schutz der Eingeborenen. Es gibt in fast allen Kolonien eine zunehmende Autokratie. Der militaristische Geist mit seinen starren Regeln und seiner strengen Disziplin dringt auf allen Gebieten durch. Dieser Geist duldet keine Opposition, kennt keine Sympathie, und manchmal vergißt er sogar die Gerechtigkeit. Bei ihm kommt alles auf die Launen an, er hat immer die Tendenz, den Frieden und den Fortschritt unter den Eingeborenen zu bedrohen.

Was der Herr Pfarrer da über den Wechsel der Kolonialpolitik in Afrika sagt, wird durchaus durch das bestätigt, was die fähigste Beobachterin auf diesem Gebiet, Fräulein Marie Kingsley, in ihrem Buche: West African Studies, London 1900, feststellt. Sie greift das System der britischen Kronkolonien (Kolonien ohne Parlament) in der schärfsten Weise an, vor allem deshalb, weil die Eingeborenen von jedem Anteil an der Verwaltung ausgeschlossen sind, und weil die Gouverneure, die schließlich alle Macht in der Hand haben, nie lange genug dort bleiben, um die Verhältnisse gründlich kennen zu lernen. Sie wollen alle ihre eigenen Ideen durchführen; bevor sie aber dazu kommen, gehen sie schon auf Urlaub oder werden befördert. Dadurch wird die Politik in diesen Kolonien — die Verfasserin spricht von den westafrikanischen — nicht nur im allgemeinen schlecht, sondern auch einem beständigen und willkürlichen Wechsel unterworfen.

Und Ähnliches wird von Britisch-Indien gesagt. Seitdem die Verkehrsmittel und -wege von dort nach England sich verbessert haben, denken die englischen Beamten nicht daran, wie ihre Vorgänger, auf Lebenszeit in Indien zu bleiben; auch ihren Urlaub verbringen sie in England. Folglich lernen sie die Eingeborenen nie so gut kennen wie früher die alten Beamten, und die Kluft zwischen ihnen und der Bevölkerung wird größer. Natürlich kommt es manchmal vor, daß in die Kronkolonien ein intelligenter und sympathischer Gouverneur kommt, der bereit ist, einige Jahre auf seinem Posten zu bleiben und ziemlich viel ausrichten kann, ebenso wie es bei dem System der privilegierten Gesellschaften vorkommt, daß diese einmal ausnahmsweise gut und menschlich verwaltet werden, wie dies bei der ehemaligen Royal Niger Company der Fall gewesen zu sein scheint. Das soll aber nur der Persönlichkeit dessen zu danken gewesen sein, der die Gesellschaft gegründet und geleitet hat. Doch sind das Ausnahmen, die bekanntlich die Regel bestätigen.

Vom ganzen britischen Kolonialreich kann man wohl sagen, daß nur Australien, Kanada, Neuseeland, Neufundland und Südafrika demokratisch regiert werden. Die übrigen Gebiete werden entweder rein autokratisch regiert oder die Autokratie wird durch einen Rat gemildert, in dem die Eingeborenen manchmal, die europäischen Händler usw. immer eine Vertretung haben. Das bureaukratische offizielle Element bildet immer die Mehrheit in diesem Rat, der sowieso nur beschränkte Macht hat, das heißt seine Entscheidungen werden oft genug vom Kolonialamt umgestoßen. In der Tat herrscht nur da Demokratie, wo das Kolonialamt sie nicht verhindern konnte.

Um das deutlich vor Augen zu führen, seien die Bevölkerungsziffern für das ganze Reich hinzugefügt. Das britische Imperium umfaßt 434 Millionen Einwohner. Davon hat Großbritannien und Irland selbst 46 Millionen, Kanada und Neufundland 7,5 Millionen, Australien mit Neuseeland 6 Millionen, Südafrika 5 Millionen, zusammen 64 Millionen. Also von 434 Millionen wohnen 64 Millionen in Ländern mit einem einigermaßen demokratischen Wahlrecht.

Imperialismus und Kapitalismus.

Daß man unter der Herrschaft des Kapitalismus die Entwicklung zum Imperialismus sehr schwer aufhalten kann, ist nach meiner Auffassung ziemlich klar. Solange der Kapitalismus besteht, wird es nicht leicht zu verhindern sein, daß er sich weiterentwickelt und daß Länder, die bis jetzt ihre Naturalwirtschaft beibehalten haben, ihre Selbständigkeit verlieren. Was die internationale Sozialdemokratie vielleicht tun könnte, das wäre folgendes: *Die Bedingungen zu kontrollieren, unter denen die Entwicklung zum Kapitalismus in noch unkultivierten Ländern vor sich gehen kann*, und vor allem zu verhindern, daß unter dem Vorwand der Förderung der Kultur Eisenbahnen auf Staatskosten gebaut werden oder, was noch schlimmer, auf Kosten der Eingeborenen, wie das jetzt bei der Ruandabahn in Ostafrika der Fall zu sein scheint. Solche Schienenwege können doch nur den Zweck haben: Völkerschaften, die bis jetzt außerhalb des Kapitalismus verhältnismäßig glücklich leben können, unter die kapitalistische Fuchtel zu bringen, damit das Ausbeutertum diese frischen Arbeitskräfte zur Verfügung hat. Inwieweit eine solche ausreichende Kontrolle möglich ist, das ist eine andere Frage. Nur ist das kein Grund, nicht wenigstens Versuche nach dieser Richtung hin zu machen. Es scheint allerdings nach allen Berichten, daß, wenn der Kapitalismus weiterwirtschaftet wie jetzt in Afrika, ganz gleich ob unter Englands oder Deutschlands Flagge, ihm bald überhaupt keine Arbeiter mehr dort zur Verfügung stehen werden. Man hört schon jetzt von der Entvölkerung der deutschen Kolonien, und in Britisch-Südafrika hat eine Untersuchungskommission die Tatsache festgestellt, daß 32 Prozent der unterirdischen Arbeiter in den Goldminen des Rand schwindsüchtig waren, und von Arbeitern an den Bohrmaschinen 48 Prozent. Wie hoch die wirkliche Sterblichkeitsziffer war, konnte nicht festgestellt werden wegen des fortwährenden Wechsels der Arbeiterschaft. Vor allem bleiben die Eingeborenen nur kurze Zeit da. Wie viele davon nur fortgehen, um die Heimat noch einmal vor ihrem Ende zu schauen und so die Keime ihrer Krankheiten

Tabelle 1.

Englische Ausfuhr heimischer Produkte nach dem Ausland und den Kolonien.

Jahr	Gesamtwert in Millionen Pfund Sterling	Prozentsatz nach dem Ausland	Prozentsatz nach den Kolonien
1854	97	65,2	34,8
	Jährlicher Durchschnitt		
1855 bis 1859	116	68,4	31,6
1860 " 1864	138	66,7	33,3
1865 " 1869	181	72,4	27,6
1870 " 1874	234	74,2	25,8
1875 " 1879	201	66,9	33,1
1880 " 1884	234	65,5	34,5
1885 " 1889	226	64,9	35,1
1890 " 1894	234	66,5	33,5
1895 " 1899	237	65,9	34,1
1900 " 1904	282	62,7	37,3
1905 " 1909	369	66,3	33,7
1910	421	65,4	34,6

Diese Tabelle stammt aus dem englischen Blaubuch 1911, cd. 5746. 1. Imperial Conference 1911. Papers laid before Conference.

durch ganz Südafrika zu tragen, darüber gibt es keine Auskunft. Wenn das auf die Dauer so weitergehen sollte, so müssen Kapitalismus und Imperialismus mindestens in dieser Gegend ihr Ende mit dem Aussterben der Arbeiter finden. Vielleicht aber gelingt es doch noch der Arbeiterbewegung, der kapitalistischen Habsucht eine Schranke zu setzen. Es sind Anzeichen in Britisch-Westafrika dafür vorhanden, daß die schwarzen Arbeiter anfangen, sich zu organisieren.

Die Frage der ausländischen Konkurrenz.

Oft wird der englische Imperialismus damit begründet, daß die englischen Kapitalisten durch die Entstehung der deutschen Industrie und deren Konkurrenz auf dem Weltmarkt gezwungen werden, einen Ersatz in den kolonialen Märkten zu suchen. Aus manchen unserer Parteischriften über Handelspolitik könnte man den Eindruck gewinnen, als ob die Entwicklung anderer Länder zu Industriestaaten den englischen Unternehmern diese Länder als Absatzgebiete verschlossen habe, so daß ihnen nur die eine Möglichkeit offen blieb, die eigenen Kolonialmärkte zu pflegen. Mit anderen Worten: als ob die Entstehung dieser Industriestaaten Englands Industrie allein geschädigt habe. Das wird durch die Tatsachen widerlegt. Zweifellos haben es aber viele Engländer geglaubt, und das hat bei der Entstehung des Imperialismus eine sehr wichtige Rolle gespielt. Die Schutzzöllner — die sogenannten Tarifreformer — propagierten geflissentlich diese Meinung, und wenn man die hier zitierten Tabellen und Diagramme aufmerksam liest, wird man gewahr, wie außerordentlich leicht es jemand hat, durch eine geschickte Auswahl der Jahre ein ganz falsches Bild von der wirklichen Entwicklung zu geben. Vor allem sind statistische Beweise, die sich auf den Ziffern von einem oder zwei Jahren aufbauen, ziemlich wertlos, denn besonders in der Einfuhr und Ausfuhr sind große Schwankungen in den ein-

zelnen Jahren zwischen den einzelnen Ländern zu beobachten. Diese gleichen sich dann aus über längere Perioden. Wenn wir aber die Statistik über den Export englischer Produkte nachprüfen — und der Export kommt hier allein in Betracht, denn es handelt sich um Absatzgebiete —, so finden wir, daß sich das Verhältnis zwischen dem englischen Export nach den Kolonien und nach dem Ausland gestaltet hat, wie Tabelle 1 S. 26 zeigt.

Die Tabelle zeigt, daß in der Tat das Verhältnis zwischen der Ausfuhr nach dem Ausland und der nach den eigenen Kolonien ziemlich stabil geblieben ist, daß mindestens die eigenen Kolonien bis jetzt keinen wesentlichen Ersatz für irgendwelchen verlorenen Absatz im Ausland geboten haben.

Um dieses Beispiel noch zu bekräftigen, bringe ich einen Vergleich zwischen der britischen Ausfuhr nach den Hauptindustrieländern Deutschland, Frankreich und Vereinigte Staaten und der Ausfuhr nach den größten Kolonien: Kanada, Australien und Indien.

Tabelle 2.

Jahr	Deutschland		Vereinigte Staaten		Frankreich	
	Wert in Millionen Pfd. Sterl.	Prozentsatz der Gesamtausfuhr	Wert in Millionen Pfd. Sterl.	Prozentsatz der Gesamtausfuhr	Wert in Millionen Pfd. Sterl.	Prozentsatz der Gesamtausfuhr
	Jährlicher Durchschnitt					
1854	9	9,3	21	21,6	3	3,1
1855 bis 1859 .	12	10,2	19	16,4	6	4,8
1860 = 1864 .	13	9,4	15	10,9	8	5,8
1865 = 1869 .	20	11,1	24	12,9	11	6,1
1870 = 1874 .	26	11,1	33	14,1	16	6,8
1875 = 1879 .	20	10,0	18	9,0	15	7,5
1880 = 1884 .	18	7,7	28	12,2	17	7,2
1885 = 1889 .	16	7,2	28	12,2	15	6,3
1890 = 1894 .	18	7,8	26	11,0	15	6,4
1895 = 1899 .	23	9,4	21	8,6	14	5,9
1900 = 1904 .	24	8,4	21	7,4	16	5,8
1905 = 1908 .	33	9,1	26	7,0	20	5,5
	Kanada		Australien und Neuseeland zusammen		Indien	
1854	6	6,2	12	12,4	9	9,3
1855 bis 1859 .	4	3,1	10	8,4	14	12,1
1860 = 1864 .	5	3,6	11	8,0	18	13,0
1865 = 1869 .	6	3,1	12	6,9	20	10,9
1870 = 1874 .	9	3,6	14	6,0	20	8,5
1875 = 1879 .	7	3,5	19	9,1	23	11,3
1880 = 1884 .	9	3,8	22	9,4	30	12,9
1885 = 1889 .	8	3,4	23	10,2	31	13,7
1890 = 1894 .	7	3,0	20	8,4	30	12,9
1895 = 1899 .	6	2,6	21	8,7	29	12,0
1900 = 1904 .	10	3,5	25	8,7	35	12,2
1905 = 1908 .	14	3,8	28	7,6	47	12,8

Diese Tabellen sind aus dem Blaubuch 1909, Cd. 4954, Statistical Tables.

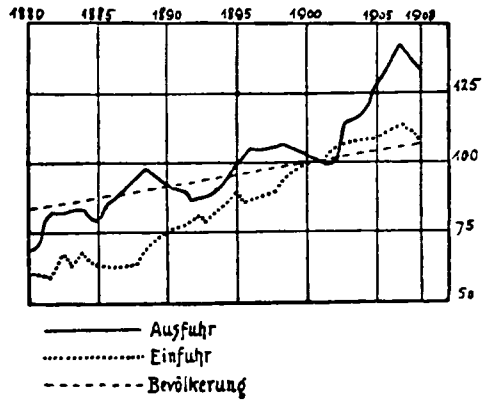
Man sieht die Wirkung des kanadischen Vorzugszolls, den England in einer Höhe von 33⅓ Prozent seit 1900 genießt. Trotz dieses kolossalen Vor-

sprungs war England allerdings nicht in der Lage, die Konkurrenz mit den Vereinigten Staaten aufzunehmen, und nach dem Statistischen Jahrbuch scheint es, als ob Deutschland trotz des $33^1/_3$prozentigen Vorzugszolls, den England genießt, ebenso schnell seinen Export vermehrt hat wie das letztere.

Und die Zahlen der letzten Gebietserwerbungen Englands zeigen, daß diese noch weniger imstande wären, einen Ersatz für die Ausfuhr nach den Industrieländern zu bieten, Ägypten nicht ausgenommen. Ich füge hier ein Diagramm bei (A.), das einen Vergleich zwischen der Bevölkerungszunahme und der Aus- und Einfuhr Englands darstellt.

Vergleich der Bevölkerungszunahme mit der Ausfuhr und Einfuhr von England.

A.



Die Sache gewinnt allerdings ein anderes Aussehen, wenn wir das Wachstum der industriellen Ausfuhr und Einfuhr der vier Länder miteinander vergleichen. Setzen wir die Zahlen für Großbritannien gleich 100 genommen, dann gestaltet sich die Entwicklung wie folgt:

Tabelle 3.

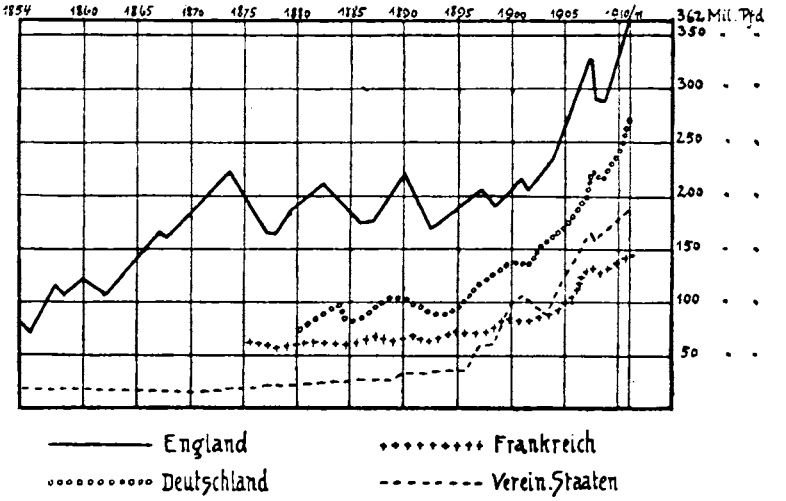
	E	F	D	VS	E	F	D	VS	E	F	D	VS	E	F	D	VS	E	F	D	VS
	Ausfuhr																			
	1855 bis 1859				1860 bis 1864				1865 bis 1869				1870 bis 1874				1875 bis 1879				1880 bis 1884			
Alle Artikel . .	100	65	—	45	100	69	—	31	100	66	—	25	100	58	48	41	100	69	66	62	100	55	51	47
Nur Fabrikate .	100	—	—	8	100	—	—	7	100	—	—	8	100	—	—	9	100	39	—	15	100	33	34	10
	1885 bis 1889				1890 bis 1894				1895 bis 1899				1900 bis 1904				1905 bis 1908			
Alle Artikel . .	100	56	52	40	100	58	49	46	100	63	57	50	100	64	60	55	100	63	60	50
Nur Fabrikate .	100	34	38	10	100	37	37	11	100	41	43	17	100	45	50	24	100	46	51	25
	Einfuhr																			
	1855 bis 1859				1860 bis 1864				1865 bis 1869				1870 bis 1874				1875 bis 1879				1880 bis 1884			
Alle Artikel . .	100	47	—	41	100	47	—	28	100	50	—	31	100	47	—	39	100	50	—	30	100	52	34	27
Nur Fabrikate .	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	100	—	—	124	100	38	—	68	100	41	51	68
	1885 bis 1889				1890 bis 1894				1895 bis 1899				1900 bis 1904				1905 bis 1908			
Alle Artikel . .	100	50	39	27	100	47	42	27	100	43	44	21	100	42	45	21	100	48	53	25
Nur Fabrikate .	100	34	50	60	100	32	44	51	100	28	39	34	100	31	36	37	100	37	44	44

Zu lesen ist: E für England, F für Frankreich, D für Deutschland, VS für Vereinigte Staaten.

Aus diesen Ziffern sieht man, daß noch schneller als die englische die Industrie in anderen Ländern, vor allem in den Vereinigten Staaten gewachsen ist. Noch klarer wird das, wenn wir die Diagramme B. und C. betrachten.

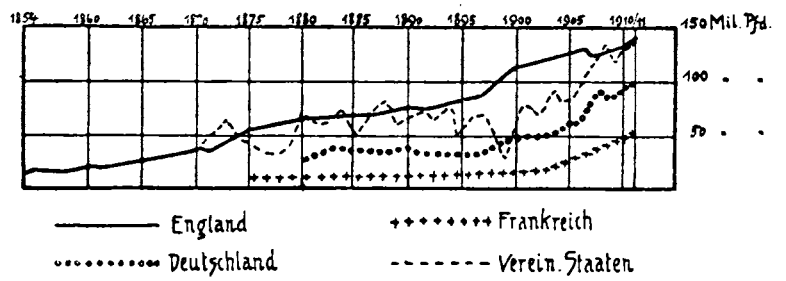
Ausfuhr von Fabrikaten.

B.



Einfuhr von Fabrikaten.

C.



Derselbe Eindruck wird dann auch noch durch die folgenden Tabellen (4 und 5) über die Ausfuhr der Fabrikate aus denselben vier Ländern seit 1890 gewonnen.

Tabelle 4.

Ausfuhr von Fabrikaten aus den vier Ländern.[1]

(In Millionen Pfund Sterling gerechnet.)

Fünf Jahre Durchschnitt	England	Deutschland	Frankreich	Verein. Staaten
1890 bis 1894	199,1	98,6	73,6	38,8
1895 = 1899	201,5	116,9	79,5	61,6
1900 = 1904	231,2	154,2	94,6	99,8
1905 = 1908	303,4	213,5	121,3	145,2

[1] Die deutschen Ziffern seit 1897 enthalten den Veredelungsverkehr und die englischen seit 1899 den Wert der an das Ausland verkauften Schiffe.

Seit 1907 waren die Zahlen folgende:

Tabelle 5.

	England	Deutschland	Frankreich	Verein. Staaten
1907	341	236	134	154
1908	297	213	118	156
1909	297	215	128	140
1910	343	245	139	160
1911	362	274	141	190

Ich füge hier folgende Ziffern über den Einfuhr- und Ausfuhrhandel von England in den letzten drei Jahren bei:

Tabelle 6.

Einfuhr	1910 Pfund Sterling	1911 Pfund Sterling	1912 Pfund Sterling
Fabrikate	156 845 461	165 557 111	185 466 834
Gesamteinfuhr	678 257 024	680 157 527	744 640 631
Ausfuhr			
Fabrikate	342 869 197	362 222 627	385 028 315
Gesamtausfuhr	430 384 772	454 119 298	487 223 439

Wenn man bedenkt, daß 1 Pfund Sterling ungefähr 20 Mark wert ist, so sieht man, welche kolossalen Werte hier in Betracht kommen. Nach dem »Economist« ist seit dem Jahre 1903, wo Chamberlain seinen Schutzzollfeldzug begann, der auswärtige Handel Englands von 902 974 100 auf 1 344 169 000 Pfund im Jahre 1912 gestiegen, das heißt um 49 Prozent in neun Jahren. Vielleicht versteht man unter diesen Umständen, daß dieser Feldzug keine großen Aussichten auf Erfolg hatte, selbst wenn man von der Teuerung ganz absieht.

Daß die Arbeiterlöhne in dieser Zeit in demselben Maße gestiegen wären, davon ist natürlich nicht die Rede. Im Gegenteil, die Reallöhne (das heißt die Löhne, gemessen an den Preisen der notwendigen Lebensmittel) sind gefallen. Es klingt geradezu wie Hohn, daß zu einer Zeit, wo das Geschäft einen Aufschwung genommen hat wie noch nie, der Teil, den der Arbeiter als verdienten Lohn bekommt, in der Tat weniger geworden ist. Eine bessere Antwort als den Hinweis darauf könnte man in der Tat für diejenigen, die von der Harmonie der Interessen zwischen Arbeit und Kapital reden, kaum finden.

Ich gebe dann außerdem eine vergleichende Tabelle über den Verbrauch und die Produktion von Eisen, Kohle, Baumwolle, Wolle und Stahl und der Handelsmarine in den betreffenden vier Ländern, um ihre industrielle Entwicklung in dem letzten Jahrzehnt noch deutlicher zu machen. (Siehe die Tabellen 7 und 8.) Aus allen diesen Tabellen sieht man klar und deutlich, wie unbegründet und sinnlos die teilweise künstlich erregte Panik in England über die deutsche Konkurrenz vor allem war. Man sieht allerdings, daß England seine Monopolstellung als einziger Industriestaat verloren hat, und daß auf einigen Gebieten (zum Beispiel den sehr wichtigen Gebieten von Eisen- und Stahlerzeugung) es von Deutschland und Amerika überflügelt wurde. Aber sogar auf diesen Gebieten ist in England z. B. die Produktion von Stahl von einem jährlichen Durchschnitt von 3,2 Millionen Tonnen in 1890 bis 1894 auf 6,0 Millionen Tonnen in 1905 bis 1908 gewachsen. Aller-

Tabelle 7.	1855 bis 1859				1875 bis 1879				1895 bis 1899				1900 bis 1904				1905 bis 1908			
	England	Frankreich	Deutschland	Vereinigte Staaten	England	Frankreich	Deutschland	Vereinigte Staaten	England	Frankreich	Deutschland	Vereinigte Staaten	England	Frankreich	Deutschland	Vereinigte Staaten	England	Frankreich	Deutschland	Vereinigte Staaten
Baumwollverbrauch	100	20	—	46	100	17	22	57	100	21	39	97	100	25	48	127	100	26	49	122
Derselbe pro Kopf der Bevölkerung	100	15	—	44	100	15	17	42	100	22	29	54	100	27	34	68	100	29	35	63
Spindeln	—	—	—	—	100	10	12	27	100	11	16	38	100	13	18	46	100	13	18	50
Wollverbrauch	100	—	—	34,7	100	111	51	70	100	113	80	94	100	115	77	99	100	111	79	101
Derselbe pro Kopf der Bevölkerung	100	—	—	34,2	100	101	39	51	100	116	59	52	100	123	56	53	100	123	56	52
Kohlenerzeugung	100	11	—	19	100	12	29	39	100	15	44	94	100	14	49	124	100	14	53	150
Dieselbe pro Kopf der Bevölkerung	100	9	—	18	100	11	22	28	100	15	33	52	100	15	35	66	100	15	38	77
Kohlenverbrauch	—	—	—	—	—	—	—	—	100	26	52	121	100	27	59	166	100	29	69	211
Derselbe pro Kopf der Bevölkerung	—	—	—	—	—	—	—	—	100	27	38	68	100	29	43	88	100	32	49	109
Roheisenerzeugung	100	26	—	20	100	22	31	34	100	27	78	123	100	30	103	191	100	34	120	230
Dieselbe pro Kopf der Bevölkerung	100	17	—	17	100	21	26	26	100	27	55	68	100	35	75	105	100	36	86	118
Roheisenverbrauch	—	—	—	—	—	—	—	—	100	30	91	136	100	33	113	210	100	38	139	270
Derselbe pro Kopf der Bevölkerung	—	—	—	—	—	—	—	—	100	32	68	79	100	37	79	111	100	42	100	142
Stahlerzeugung	—	—	—	—	100	33	44	67	100	31	121	181	100	35	149	273	100	42	182	337
Dieselbe pro Kopf der Bevölkerung	—	—	—	—	100	33	33	33	100	27	82	100	100	33	108	142	100	43	129	171

Tabelle 8.

Schiffe nach Registertonnen.

Ein Vergleich zwischen der Handelsmarine der vier Länder: England, Frankreich, Deutschland und Vereinigte Staaten. Zu diesem Vergleich wird England immer als 100 genommen.

	1855 bis 1859				1860 bis 1864				1865 bis 1869				1870 bis 1874			
	E	F	D	VS	E	F	D	VS	E	F	D	VS	E	F	D	VS
Schiffe angemeldet in den verschiedenen Häfen	100	38	—	44	100	36	—	34	100	39	—	32	100	36	[2]26	38
Schiffe im Register eingetragen	100	22	—	[1]55 [2]111	100	20	—	[1]44 [2]102	100	18	—	[1]27 [2]76	100	19	18	25 [2]77
Schiffe gebaut	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	100	12	[2]11	61
Schiffe ans Ausland verkauft	[2]100	18	—	133	100	22	—	298	100	4	—	42	100	21	[2]28	36
Schiffe vom Ausland gekauft	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	100	70	[2]161	—

	1875 bis 1879				1880 bis 1884				1885 bis 1889				1890 bis 1894			
Schiffe angemeldet in den verschiedenen Häfen	100	38	23	43	100	42	24	46	100	41	27	39	100	38	30	44
Schiffe im Register eingetragen	100	16	18	[1]25 [2]68	100	14	18	[1]19 [2]60	100	13	17	[1]14 [2]56	100	11	18	[1]11 [2]65
Schiffe gebaut	100	8	9	49	100	7	9	38	100	6	9	37	100	4	10	36
Schiffe ans Ausland verkauft	100	19	24	50	100	14	21	27	100	18	34	19	100	6	30	11
Schiffe vom Ausland gekauft	100	100	235	—	100	293	333	—	100	78	239	—	100	165	406	—

	1895 bis 1899				1900 bis 1904				1905 bis 1908			
Schiffe angemeldet in den verschiedenen Häfen	100	36	29	44	100	39	31	48	100	[3]39	[3]33	45
Schiffe im Register eingetragen	100	10	29	[1]9 [2]53	100	12	22	[1]9 [2]58	100	[3]12	24	[1]8 61
Schiffe gebaut	100	8	14	31	100	14	17	53	100	[3]6	20	56
Schiffe ans Ausland verkauft	100	3	15	6	100	9	19	5	100	10	29	6
Schiffe vom Ausland gekauft	100	111	289	—	100	91	303	—	100	108	377	—

[1] Ozeanschiffe (Überseeverkehr). [2] Küsten- und inländischer Schiffsverkehr (Binnenschiffahrt). [3] In diesen Fällen wird der Durchschnitt in der Tat auf weniger als 5 Jahre gestützt, was aber wohl nicht viel zu bedeuten hat.

dings hat sich in derselben Zeit der deutsche Durchschnitt von 2,8 Millionen Tonnen auf 10,9 und der amerikanische von 4,3 auf 20,2 gehoben. Es zeigt sich dasselbe Resultat bei dem Verbrauch und der Produktion von Eisen. Die englische Entwicklung ist allerdings langsamer gewesen wie die ihres jüngeren Konkurrenten, was aber noch lange keinen Stillstand bedeutet. Auf dem Gebiete der Textilindustrie hat die englische Industrie immer noch ihre führende Stellung behaupten können, und das gleiche ist der Fall mit der Ausfuhr von Kohlen. Die Tarifreformer, die sich immer über die Kohlenausfuhr beklagen, als wenn diese ein nationales Unglück wäre, waren neulich nicht wenig darüber entsetzt, als es hieß: die deutsche Konkurrenz hat Aufträge erhalten, Kohlen nach England zu liefern. Wenn die Kohlenausfuhr ein Unglück wäre, so müßten sich die Herrschaften freuen, daß die Deutschen nunmehr Kohlen nach England senden. Man sieht, die Herren haben eine eigenartige Logik. Bei der Schiffbauindustrie und der Reederei stehen die englischen Kapitalisten in der vordersten Reihe, was manches ausgleicht, was auf anderen Gebieten verloren geht. Denn in der Tat werden die meisten

Tabelle 9.

Die Ausfuhr jedes der vier Länder nach den drei anderen, verglichen mit der Ausfuhr nach allen anderen Ländern. Nur heimische Produkte kommen in Betracht.

Jahr	England		Deutschland		Frankreich		Vereinigte Staaten	
	Betrag in Mill. Pfd. St.	Prozent aller Ausfuhr	Betrag in Mill. Pfd. St.	Prozent aller Ausfuhr	Betrag in Mill. Pfd St.	Prozent aller Ausfuhr	Betrag in Mill. Pfd. St.	Prozent aller Ausfuhr
	Jährlicher Durchschnitt							
1880 bis 1884	63	27,2	62	40,6	63	45,7	116	70,0
1885 = 1889	58	25,8	60	39,8	58	43,9	98	67,4
1890 = 1894	59	25,1	60	39,3	63	45,4	124	67,1
1895 = 1899	57	24,0	63	35,7	68	47,4	134	63,1
1900 = 1904	61	21,6	80	34,7	79	46,7	170	58,1
1905 = 1908	79	21,6	98	32,1	90	43,5	188	52,5

Tabelle 10.

Ein Vergleich der Ausfuhr heimischer Produkte von England nach den Schutzzollländern (Rußland, Deutschland, Holland, Belgien, Frankreich, Spanien, Portugal, Italien, Österreich, Schweiz und Vereinigte Staaten, wobei Holland und Belgien wegen des Durchgangsverkehrs nach Deutschland mitgerechnet sind) **mit der Ausfuhr nach allen anderen Ländern.**

Jahr	Schutzzollländer		Alle anderen Länder	
	Betrag in Millionen Pfund Sterling	Prozent aller Ausfuhr	Betrag in Millionen Pfund Sterling	Prozent aller Ausfuhr
	Jährlicher Durchschnitt			
1880 bis 1884	99	42,5	134	57,5
1885 = 1889	92	40,7	134	59,3
1890 = 1894	95	40,5	139	59,5
1895 = 1899	95	39,8	143	60,2
1900 = 1904	103	36,6	179	63,4
1905 = 1908	134	36,2	235	63,8

Gewinne noch von englischen Kapitalisten erzielt durch ausländische Kapitalanlagen, die zum Teil die englische Industrie dadurch schädigen, daß die Zinsen wie die Frachten mit Produkten der fremden Industrie bezahlt werden, die in England zum Konsum gelangen.

Aus alledem ergibt sich das Endresultat, daß die englische Industrie von den anderen Industriestaaten nicht verdrängt worden ist, daß jedoch eine gewisse Nervosität in dem Lande erklärlich war, das bisher ein fast absolutes Monopol besessen hatte. Aus dieser Nervosität ist wohl der Imperialismus zum Teil erklärlich. Aber vielleicht hat ein anderer Grund auch dazu beigetragen, der aus den Tabellen 9, 10, 11 und den Diagrammen D. und E. ersichtlich ist. Obwohl nämlich der Verkehr zwischen den vier in Frage kommenden Industrieländern ganz enorm gestiegen ist, so hat doch diese Ausfuhr an Bedeutung verloren im Vergleich zu der Ausfuhr nach allen anderen Ländern.

Noch mehr. Vergleichen wir wieder die Ausfuhr dieser vier Industrieländer nach den Ländern, die das englische Blaubuch als die Hauptschutzzoll-

Tabelle 11.

Englische Ausfuhr nach den Hauptschutzzolländern und anderen Ländern, verglichen nach dem Prozentsatz.

Jahr	Fabrikate		Andere Produkte	
	Haupt-schutzzolländer	Alle anderen Länder	Haupt-schutzzolländer	Alle anderen Länder
1880	42	58	61	39
1885	38	62	57	43
1890	39	61	54	46
1895	39	61	64	36
1897	36	64	57	43
1900	36	64	56	44
1901	31	69	53	47
1902	32	68	53	47
1903	32	68	53	47
1904	30	70	51	49
1905	30	70	53	47
1906	31	69	55	45
1907	32	68	57	43
1908	31	69	55	45

Tabelle 12.

Französische Ausfuhr nach den Hauptschutzzolländern und anderen Ländern, verglichen nach dem Prozentsatz.

Jahr	Fabrikate		Andere Produkte	
	Haupt-schutzzolländer	Alle anderen Länder	Haupt-schutzzolländer	Alle anderen Länder
1880	51	49	55	45
1885	49	51	55	45
1890	45	55	54	46
1895	43	57	55	45
1897	42	58	52	48
1900	42	58	54	46
1901	41	59	56	44
1902	40	60	58	42
1903	42	58	60	40
1904	42	58	59	41
1905	43	57	61	39
1906	44	56	62	38
1907	42	58	63	37
1908	42	58	62	38

länder bezeichnet, nämlich nach Rußland, Holland, Belgien, Frankreich, Spanien, Portugal, Italien, Österreich, der Schweiz und den Vereinigten Staaten, mit der Ausfuhr nach den übrigen Ländern (Tabellen 9 bis 13, Diagramme D. und E.), so sehen wir ziemlich dasselbe. Wenigstens bei England und Frankreich zeigt sich eine zunehmende Ausfuhr nach den anderen Ländern im Vergleich zu diesen Schutzzolländern. Im Gegensatz dazu zeigen Deutschland und die Vereinigten Staaten eine Zunahme ihrer Ausfuhr nach den Schutzzolländern. Was diese Zunahme zu bedeuten hat,

Tabelle 13.

Deutsche Ausfuhr und amerikanische (Vereinigte Staaten) nach den Hauptschutzzollländern und anderen Ländern, verglichen nach dem Prozentsatz.

Jahr	Deutschland				Vereinigte Staaten			
	Fabrikate		Andere Produkte		Fabrikate		Andere Produkte	
	Hauptschutzzollländer	Andere Länder	Hauptschutzzollländer	Andere Länder	Hauptschutzzollländer	Andere Länder	Hauptschutzzollländer	Andere Länder
1895 . . .	54	46	64	36	21	79	31	69
1897 . . .	54	46	67	33	27	73	31	69
1900 . . .	53	47	69	31	31	69	37	63
1901 . . .	53	47	64	36	27	73	34	66
1902 . . .	53	47	65	35	24	76	35	65
1903 . . .	52	48	63	37	25	75	38	62
1904 . . .	51	49	65	35	26	74	39	61
1905 . . .	51	49	65	35	24	76	36	64
1906 . . .	50	50	75	25	26	74	39	61
1907 . . .	54	46	70	30	28	72	39	61
1908 . . .	56	44	69	31	28	72	41	59

ist schwer zu sagen. Mag sein, daß sie nur eine Ausnahme ist. Allerdings muß dabei berücksichtigt werden, daß die in Frage kommenden Hauptschutzzollländer auch einige Staaten, wie zum Beispiel Rußland, Portugal und Spanien, einschließen, in denen die industrielle Entwicklung immer noch rückständig ist. Hier könnte es sich um Kapitalausfuhr handeln. Im allgemeinen ist es aber unverkennbar, daß diese vier Industrieländer in ihrer ökonomischen Entwicklung mehr und mehr unabhängig voneinander und um so abhängiger von den außenstehenden Ländern werden. Das gilt für Frankreich und England und auch für die Länder, die als Hochschutzzolländer bezeichnet werden.[5]

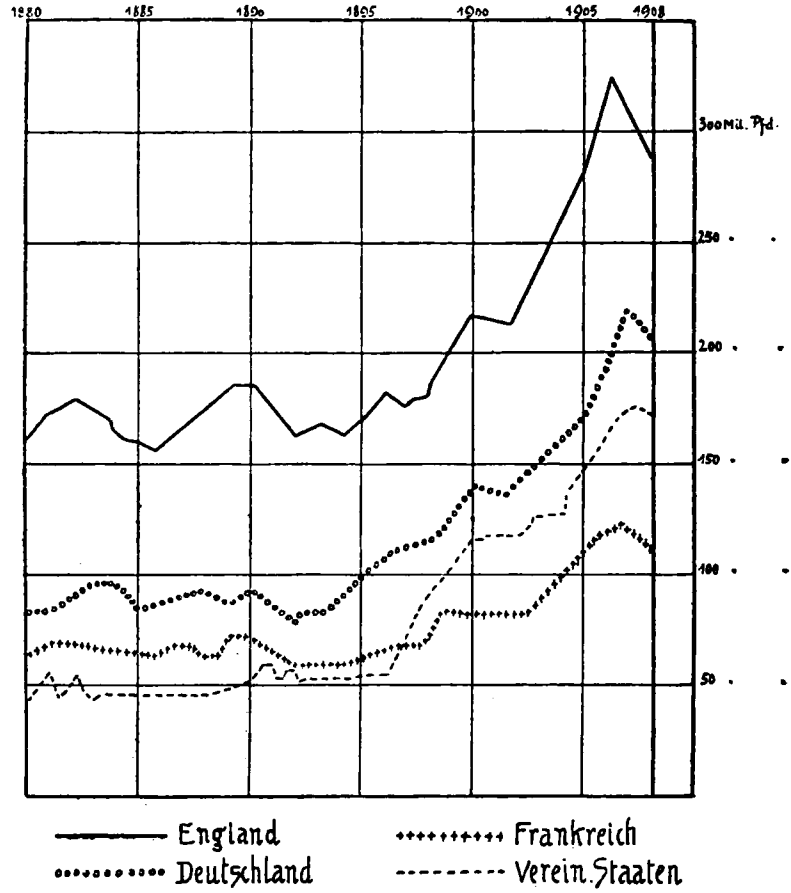
Kapitalsausfuhr und Imperialismus.

Ein wichtiges Moment ist sicher die Ausfuhr von Kapitalien und die Suche nach Anlagegebieten für das akkumulierte Kapital in den älteren kapitalistischen Ländern.

[5] Die Auswanderungsfrage ist in diesem Hefte nicht berücksichtigt worden, und zwar aus dem Grunde, weil sie keine Bedeutung für den Imperialismus hat; heutzutage weniger als je oder doch nur soweit, als Auswanderer für die bestehenden Kolonien gesucht werden, nicht umgekehrt Kolonien für die überschüssige Bevölkerung des Mutterlandes nötig sind. Kanada z. B. versucht Kolonisten aus aller Herren Länder anzulocken und ist nur zu froh, wenn es sie kriegt. Dabei muß man bedenken, daß Kanada unter den Kolonialländern relativ gut dasteht. Wieviel Menschen könnte nicht Australien und Südafrika aufnehmen? Man hat vorderhand aber gar keine Aussicht, die bestehenden Kolonien mit Engländern zu bevölkern, und dabei zeigt sich in England dieselbe Erscheinung wie in anderen Ländern: der Geburtenrückgang, der aber wohl eine unvermeidliche Folge der jetzigen Gesellschaftsordnung ist. Solange die Sorge für die Kinder den einzelnen belastet, so lange wird er mehr und mehr suchen, diese Last mindestens soviel als möglich einzuschränken.

Ausfuhr heimischer Produkte aus England, Deutschland, Frankreich und den Vereinigten Staaten nach allen Ländern außer den genannten.

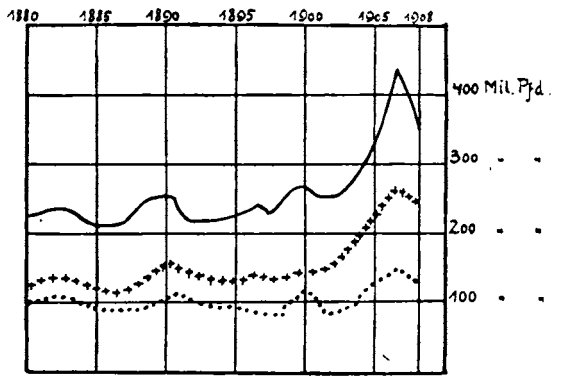
D.



Was die Ausfuhr von Kapital betrifft, so bedeutet sie keineswegs, daß bares Geld sagen wir von Deutschland oder England in das betreffende Land, das Kapitalien entleiht, geschickt wird. Durch die Entwicklung des Banksystems sind wir so weit, daß Zahlungen durch Kontokorrentbuchungen erledigt werden. Das Wesen der Kapitalausfuhr besteht darin, daß das Land, an das Kapitalien ausgeliehen werden, das Recht erhält, Waren zu bestellen auf Rechnung der Gläubiger. Meistens wird sogar ausbedungen, daß die betreffenden Waren bei den Gläubigern oder mindestens in dem Lande, wo die Anleihe aufgenommen worden ist, bezogen werden sollen. In neuester Zeit soll es sich noch weitergehend als Regel ausgebildet haben, daß diese Waren schon längst bezogen wurden, ehe noch die Anleihe zustande kam. Man sieht, auf diese Art kann und wird die Kapitalausfuhr zu einem sehr wichtigen und wirksamen Hebel der Warenausfuhr eines exportierenden Landes gemacht werden.

Ausfuhr heimischer Produkte aus England nach den Hauptschutzzolländern, verglichen mit der Ausfuhr nach den anderen Ländern.

E.



——— Gesamtausfuhr.
+++++++ Ausfuhr nach den anderen Ländern.
..... Ausfuhr nach den Hauptschutzzolländern.

Folgende Tabellen (14 und 15) sollen die Größe der englischen Kapitalausfuhr zeigen, soweit die Anleihen durch die Börse und durch öffentliche Emissionen zustande gekommen sind. Die beiden Tabellen sind vom »Economist« zusammengestellt, einem der angesehensten Finanzwochenblätter. Die dann folgende Tabelle 16 ist eine Schätzung der britischen Kapitalanlagen in den Kolonien und im Ausland, die nach dem Fiscal Handbook, herausgegeben von der Freihandelsliga, im Jahre 1908 angestellt wurde. Aus allem ersieht man klar und deutlich, wie wichtig für britische Kapitalisten die Beziehungen zu den Kolonien sind. Nächst den Kolonien kommen dann in Betracht: die Vereinigten Staaten, Mexiko und die südamerikanischen Staaten, die zusammen mehr als zwei Drittel der ganzen Kapitalanlagen im Ausland zu umfassen scheinen, nämlich 979 Millionen aus 1484 Millionen Pfund Sterling. Von europäischen Ländern kommt nur Rußland in Betracht. Und außerdem Japan, China und Ägypten, von denen das letztere tatsächlich eine britische Kolonie ist.

Die Tabelle 17 soll zeigen, in welchem Verhältnis die britischen Profite aus den auswärtigen Kapitalanlagen zu dem Gesamteinkommen der besitzenden Klassen Großbritanniens stehen. Diese Statistik soll klarmachen, inwieweit diese Klassen abhängig von der imperialistischen Politik sind. Allerdings muß erwähnt werden, daß der wirkliche vom Ausland eingeheimste Profit vielleicht doppelt so groß ist. Denn die Profite von Unternehmungen im Ausland, sobald sie versteuert sind, werden unter der allgemeinen Rubrik als »Profite an industriellen Unternehmungen« gezählt und sind nicht von Profiten zu unterscheiden aus industriellen Unternehmungen im Inland. Trotz dieser Einschränkung scheint mir aber diese Tabelle doch von Wert, denn man sieht, daß, sogar wenn man diese beschränkten Zahlen in Betracht zieht, der Profit vom Ausland gewonnen, von 1882 bis 1908 von 5,2 auf 8,7 Prozent des ganzen Einkommens der bürgerlichen Klassen gestiegen ist. Dieser Prozentsatz der Steigerung würde sich natürlich

Tabelle 14.

Export von Anlagekapital nach dem Ausland und den Kolonien, verglichen mit den inländischen Kapitalsanlagen in Pfund Sterling.

	1908	1909	1910	1911	1912	1913
In England angelegt	50051700	18681400	60296500	26145900	45335300	35951200
Nach den Kolonien						
Indien und Ceylon .	13146200	15336100	17991600	5171100	3708200	3824000
Südafrika	6209700	11291500	3379100	4387100	3812600	6294700
Kanada	27827400	26814200	36882500	41214700	46983200	44119000
Australien und Neuseeland	4028200	11380300	13385200	3332900	13462400	18628900
Andere Kolonien .	7438800	9936100	20739700	10889000	4626000	3270600
Kolonien zusammen.	58656300	74758200	92378100	64994800	72642400	76137200
Ausland						
Rußland	3810500	9472000	3918800	5208800	10490400	8955900
Finnland	—	2328400	143000	970000	—	—
Dänemark	2121000	487500	1089000	—	2425000	—
Schweden	2940000	881000	—	200000	—	485000
Norwegen	—	381000	50000	3008500	632500	2402200
Vereinigte Staaten von Nordamerika	21472000	15905400	39590100	21314300	23634700	18746100
Brasilien	12991600	9218600	11813900	19210200	14353100	15093400
Argentinien . . .	15012500	21738100	22865000	16676900	20110200	11989600
Chile	1298800	4098000	4684600	8270700	2252200	2699400
Mexiko	8113500	9109600	5087600	2649900	4085700	10641500
Zentralamerika . .	14600	1591700	36000	291000	1016000	414900
Andere südamerikanische Republiken	4225600	2615800	3141500	2413600	100880	525000
China	5081100	740000	1612100	7484500	5950000	6883000
Japan	2920000	4723600	—	—	3230800	—
Österreich	—	—	4098000	1653600	40000	107700
Bulgarien	—	—	3603600	215900	—	—
Griechenland . . .	—	—	1572100	686800	35000	—
Frankreich . . .	—	—	900000	245000	692200	—
Türkei	—	—	1431000	300000	—	—
Deutschland mit Kolonien	—	—	794000	233200	175000	—
Holländ.-Ostindien .	—	—	438200	568500	153500	1497700
Kuba	—	—	1916200	6501300	838000	891700
Philippineninseln .	—	—	403900	—	—	712500
Persien	—	—	—	1508000	—	—
And. fremde Länder	3550000	5025000	1634700	1070000	2656500	2403000
Ausland zusammen.	83501700	88917200	114764500	100618700	92872300	84448600
Kolonien	58650300	74758200	92378100	64994800	72642400	76137200
In England angelegt	50051700	18681400	60296500	26145900	45335300	35951200
Zusammen	192203700	182356800	267439100	191759400	210850000	196537000

Es ist möglich, daß in der vorstehenden Tabelle einige Länder, die für die letzten vier Jahre separat aufgeführt werden, in den ersten zwei Jahren unter der allgemeinen Rubrik »Andere fremde Länder« enthalten sind.

Tabelle 15.

Englisches Kapital wurde angelegt in:

Jahr	England	Kolonien	Ausland	Kolonien und Ausland zusammen
	Millionen Pfund Sterling	Millionen Pfund Sterling	Millionen Pfund Sterling	Millionen Pfund Sterling
1903	44,9	50,8	12,8	63,6
1904	50,0	36,0	37,0	73,0
1905	48,4	46,0	74,5	120,5
1906	39,3	26,7	55,2	81,9
1907	33,0	27,3	63,2	90,5
1908	50,0	58,7	83,5	142,2
1909	18,7	74,7	88,9	163,6
1910	60,3	92,3	114,7	207,0
1911	26,1	65,0	100,6	165,6
1912	45,3	72,6	92,8	165,4
Insgesamt	416,0	550,1	723,2	1273,3

Also seit 1903 bis 1912 wurden 1273,3 Millionen Pfund Sterling oder 25 466 Millionen Mark an die Kolonien und das Ausland zusammen und 416,0 Millionen Pfund Sterling oder 8320 Millionen Mark in England angelegt.

Das sind nur die öffentlichen Emissionen von Kapital.

noch mehr vergrößern, wenn man alle Einkommen weglassen würde, die nicht als Einkommen aus Kapital, Grundeigentum oder Handel und Gewerbe anzusehen sind, das heißt die Gehälter von Angestellten, Beamten usw., deren Einkommen mehr als 3000 Mark ausmacht. (In England bleiben die Einkommen unter 3000 Mark steuerfrei.)

Hilferding unterscheidet in seinem »Finanzkapital« (S. 395) zwei Arten von Kapitalausfuhr: nämlich »zinstragendes« und »Profit bringendes« Kapital. Der Unterschied besteht darin, daß in dem einen Falle der Geldgeber sein Geld liefert und nur die Zinsen davon erhält, ohne darüber mitentscheiden zu können, was mit der Anleihe geschieht. Im zweiten Falle behält der Geldgeber die Kontrolle über die Anwendung der Anleihe durchweg in seinen Händen. Ein gutes Beispiel von der ersten Art wird uns dort gegeben, wo jemand in Papieren irgendeiner fremden Regierung Kapital anlegt; von der zweiten, wo eine Bank oder eine Geschäftsfiliale im Ausland gegründet wird. Das sind allerdings die Extreme, zwischen denen sich alle Arten von Zwischenstufen finden. Hilferding zeigt, wie verhängnisvoll gerade die letztere Form des Geldimportes für die industrielle Entwicklung eines Landes werden kann, an dem Beispiel Schwedens. Die Bodenschätze dieses Landes sind auf diese Weise fast vollständig in die Hände von englischen, deutschen und französischen Kapitalisten übergegangen, und da die Ausländer das gewonnene Eisen in ihren eigenen Ländern verarbeiten lassen, so ist für Schweden die Möglichkeit einer eigenen Industrie sehr geschmälert.

Interessant ist ferner seine Erklärung der Art, wie das englische Kapital benützt worden ist, die amerikanischen Eisenbahnen zu bauen, ohne daß die englischen Kapitalisten irgendwelche nennenswerte Kontrolle über die Verwaltung derselben ausüben können. Er meint ferner: Die deutschen und ame-

Tabelle 16.

Das im Ausland und den Kolonien 1908 angelegte britische Kapital.

In den britischen Kolonien	Millionen Pfd. Sterl.	Im Ausland	Millionen Pfd. Sterl.
Indien	470	Vereinigte Staaten	485
Australien	321	Argentinien	254
Kanada	305	Brasilien	101
Transvaal und Orange River	220	Chile	42
Rhodesia	59	Uruguay	25
Kapkolonie	98	Kuba	21
Natal	80	Japan	115
Westküste	24	Ägypten	97
Straits Settlements	17	Mexiko	51
Westindische Inseln	22	Deutschland, Frankreich, Holland, Schweden-Norwegen, Belgien, Dänemark	48
		China	47
		Rußland	45
		Türkei, Griechenland und die Balkanstaaten	39
		Italien, Schweiz, Österreich	26
		Spanien	25
		Andere Länder	63
Zusammen	1566	Zusammen	1484

Zusammengestellt:

Britische Kolonien	1566 Millionen Pfund Sterling
Ausland	1484 " " "
Gesamtsumme	3050 Millionen Pfund Sterling

rikanischen Kapitalisten haben es großartig verstanden, ausländisches Kapital ins eigene Land, für die eigene Industrie heranzuziehen, das ihnen ermöglicht, eigenes Kapital als »profittragendes« in wenigentwickelte Länder auszuführen, um dort unter eigener Leitung deutsche beziehungsweise amerikanische Unternehmungen zu gründen. Dieser Prozeß ist allerdings ein sehr komplizierter. So steckt zum Beispiel nicht nur sehr viel englisches Kapital in amerikanischen Eisenbahnen, sondern auch viel amerikanisches in englischen, wenn ich richtig informiert bin, seit den letzten Jahren namentlich in den Londoner Stadtbahnen. Wenn von einer Kontrolle die Rede ist, so muß entschieden werden: Was ist amerikanisch und was ist britisch? Wir haben Unternehmungen wie die White Star Line, von denen niemand genau weiß, ob sie amerikanischer oder britischer Natur sind. Und bei wie vielen von solchen Unternehmungen ist es nicht eine bloße Frage der Zweckmäßigkeit, ob sie heute britisch oder morgen amerikanisch sich nennen? Überhaupt: sieht man die Liste der englischen Bankhäuser an, die sich in der Hauptsache mit Emissionen befassen, die ersten Namen sind lauter Namen deutscher Firmen, die in allen Ländern ihre Filialen haben. Nehmen wir nur die Familie Rothschild oder das Bankhaus Speyer als Beispiele an. Beide sind echt britische Emissionshäuser, und die Emissionen gelten ebenfalls als Emissionen britischen Kapitals, obwohl bei

Tabelle 17.

Einkommensteuerveranlagungen mit einem Vergleich zwischen dem Gesamteinkommen und dem Teile, der aus ausländischen und kolonialen Zinsen stammt.

Jahr	Gesamteinkommen versteuert	Einkommen aus dem Ausland versteuert	Jahr	Gesamteinkommen versteuert	Einkommen aus dem Ausland versteuert
	Millionen Pfund Sterling			Millionen Pfund Sterling	
1882/83	613	32	1895/96	714	55
1883/84	629	33	1896/97	742	56
1884/85	631	34	1897/98	771	57
Durchschnitt 1882/85	624	33	1898/99	798	60
			1899/1900 . . .	827	60
1885/86	629	39	Durchschn. 1896/1900	770	58
1886/87	629	45			
1887/88	636	47	1900/01	868	60
1888/89	645	50	1901/02	902	63
1889/90	669	52	1902/03	915	64
Durchschnitt 1886/90	642	47	1903/04	938	66
			1904/05	947	66
1890/91	698	55	Durchschnitt 1901/05	914	64
1891/92	717	55			
1892/93	718	55	1905/06	960	74
1893/94	711	55	1906/07	979	80
1894/95	694	53	1907/08	982	85
Durchschnitt 1891/95	707	55	Durchschnitt 1906/08	974	80

allen solchen Emissionen Tausende von Rundschreiben an alle möglichen Adressen ins Ausland versandt werden, die eine Einladung zur Beteiligung an der jeweiligen Anleihe enthalten. Schon diese Tatsache beweist, daß ein derartiges Reklamemittel Erfolge gezeitigt haben muß, sonst würde man es nicht immer von neuem anwenden. Und was von den Londoner Emissionen gilt, das gilt wohl von allen. Auf dem Gebiet der Kapitalanlagen hat die Internationalität einen derartigen Grad erreicht, daß nationale Unterscheidungen, wie sie Hilferding macht, nicht so wörtlich zu nehmen sind. Andererseits kann man auch nicht sagen, daß etwa die englischen Kapitalisten ganz ohne Einfluß auf die Unternehmungen sind, die sie finanzieren. Die amerikanischen Eisenbahnen können nicht etwa auf die Londoner Börse pfeifen. Bei anderen Unternehmungen ist die Kontrolle noch größer. Vor allem haben die Emissionshäuser selber einen ziemlichen Einfluß.

Betrachten wir aber die Sache vom Arbeiterstandpunkt aus, so muß man fragen: Wenn die sogenannten britischen Kapitalisten ihren Zweck erreichen, wenn sie alle ihre Konkurrenten schlagen könnten, was für einen Vorteil hätten die britischen Arbeiter davon? Die Antwort würde lauten: Gar keinen! Es würde sich sicher zeigen, daß der britische Kapitalist sich mehr und mehr zum Rentier entwickelte, der von ausländischen oder kolonialen Zinsen lebt, während der britische Arbeiter sehen müßte, wie er Arbeit bekäme.

Das ist das Interesse der Arbeiterschaft am Imperialismus! Nämlich: der Imperialismus selbst ist für die Arbeiter eine di-

rekte Bedrohung ihrer Existenz! Damit der Imperialismus sein Ziel erreichen kann oder wenigstens damit der englische Kapitalist soweit als möglich unabhängig von dem englischen Arbeiter gemacht wird, sollen kolossale Summen für Rüstungen ausgegeben und die Völker gegeneinander aufgehetzt werden. Es wird oft, und zwar besonders von liberalen Imperialisten, bestritten, daß der Imperialismus irgendwelche Verbindung mit dynastischer Politik habe. Tatsache ist aber, daß mit der imperialistischen Strömung in der englischen Politik die englische Krone, die man früher als eine ganz bedeutungsloses und machtloses Rudiment aus alter Zeit ansah, neuerdings eine ganz andere Bedeutung gewonnen hat. Die Krone wird als das stärkste Bindemittel zwischen England und seinen Kolonien betrachtet, weil sie die einzig wirklich gemeinsame Einrichtung ist. In dieser Art entwickelt sich das englische Königtum nach und nach zum britischen Kaisertum. Mit anderen Worten: dynastische Politik im höchsten Grade wird getrieben, dynastische und kapitalistische zur gleichen Zeit. War einst die Parole des alten römischen Kaisertums: »Brot und Spiele«, so läßt es das neuere britische Kaisertum an allerlei Zirkusspielen mit dynastischem Schaugepränge zwar auch nicht fehlen, an die Stelle der Brotverteilung aber ist die Brotverteuerung getreten.

Das britische Weltreich und die Demokratie.

Über kein Weltreich werden so viele Illusionen verbreitet wie über das britische. Mit Bewunderung erzählen uns einige gute Seelen, daß das britische Weltreich die ganze Welt umspanne usw., als ob bloße Ausdehnung an und für sich einen Kulturwert hätte, oder als ob der Besitz großer Strecken bisher unbenutzbaren und unbewohnten Landes, sagen wir in den Tropen oder in den nordischen Eisregionen, eine Leistung für die Menschheit wäre. Man redet von dem leidenschaftlichen Streben des englischen Volkes nach Ausbreitung seines Imperiums. Wenn die Kapitalisten und ihre Sachwalter allein das englische Volk bildeten, so könnte das stimmen. So aber ist die ganze imperialistische Strömung die Folge der politischen Gleichgültigkeit der Massen der englischen Bevölkerung. Es kann wohl Zeiten geben, wo, wie zur Zeit des Burenkriegs, die Massen gewissermaßen aufgepeitscht werden, aber das sind nur Ausnahmen. Und wenn man eine Untersuchung anstellte, so würde man finden, daß sogar zu diesen Ausnahmezeiten die sogenannte Begeisterung nicht sehr tief ist.

Die Weltpolitik ist eine Sache, über die die Massen nicht gefragt werden und nicht zu entscheiden haben. Darüber sind die bürgerlichen Parteien sich einig. Wenn das auch nicht ausgesprochen wird, so wird um so mehr danach gehandelt. Und das geschieht wohl aus dem Gefühl heraus, daß nur kapitalistische, aber keine Volksinteressen in Betracht kommen. Das Volk hat nur Hurra zu schreien und schließlich einen großen Teil der Kosten zu tragen, wenn auch nicht so viel wie in anderen Ländern. Das demokratische Weltreich, von dem einige schwärmen, der ersehnte britische Reichsbund, der demokratische Imperialismus, von dem wir hören, alles schöne Worte! Im britischen demokratischen Weltreich wird nur eine Kleinigkeit vergessen, nämlich die Eingeborenen, denen gegenüber die Engländer bloß eine kleine, sehr dünne Oberschicht bilden. Ein demokratischer Imperialismus würde bedeuten, daß diese Mehrheit nicht nur gegen Unrecht geschützt werden, son-

dern in der Tat gleichberechtigt sein und entsprechenden Einfluß auf die Politik des Reiches haben müßte. So aber ist das Reich nur dann eine Demokratie, wenn man es vom Standpunkt der Weißen betrachtet, in Wirklichkeit aber ist es eine Aristokratie der Privilegierten, so, wie es die Demokratie von Athen war. Daß es zu einer echten Demokratie in dem oben angedeuteten Sinne kommen wird, das glaubt niemand. Bis jetzt haben sich außerdem die Kolonien gegen jede Form des Reichsbundes im Sinne eines Reichsrats mit Machtbefugnissen ausgesprochen.

Und was den Schutz der Eingeborenen durch die Reichsregierung gegenwärtig betrifft: würde die Reichsregierung wirklich ernste Miene machen, einer der selbständigen Kolonien in dieser Frage etwas vorzuschreiben, so würde die betreffende Kolonie sich unabhängig erklären. Solche Vorschriften kann die Reichsregierung nur einer unselbständigen Kolonie machen, also nur einer, in der keine Demokratie herrscht. Und sogar dort wäre es wohl nur ausnahmsweise und nur in den äußersten Fällen möglich, daß gegen den Willen der weißen Kolonisten ernsthaft etwas durchgeführt würde. Außerdem wäre es heutzutage, wo der imperialistische Geist in den englischen Regierungs- und bürgerlichen Kreisen weht, noch ungünstiger als je mit einer solchen Maßnahme bestellt. Man hat das vielleicht am besten in Südafrika gesehen. Als es endlich zu der Bildung eines Südafrikanischen Bundes kam, hat man es abgelehnt, den Eingeborenen, die doch vier Fünftel der Bevölkerung dort bilden, in dem neuen Bundesgebiet dieselben politischen Rechte zu geben, wie die Eingeborenen sie bis dahin in der Kapkolonie genossen. Nur wo sie schon politische Rechte besaßen, konnten sie sie behalten, aber weiter nichts. Die Eingeborenen haben an das englische Parlament appelliert, das wagte jedoch nicht, ein Wort darüber zu verlieren. Von der Reichsregierung oder vom Reiche haben die Eingeborenen nichts zu hoffen. Das Reich wird höchstens einschreiten, wenn das öffentliche Gewissen durch die allergrößten Unmenschlichkeiten empört wird. Die Bemühungen einiger menschenfreundlichen Vereine in London, die Eingeborenen gegen Unrecht zu schützen, haben wenig Erfolg aufzuweisen. Mit anderen Worten: wenn die Eingeborenen sich nicht selbst helfen können, die Reichsregierung ist ein sehr unzuverlässiger Freund für sie. Unter diesen Umständen wäre es für die Eingeborenen jedenfalls besser, wenn sie klar einsähen, daß sie sich mit den Kolonisten und mit niemand sonst auseinandersetzen müssen. Und wenn die Kolonisten wüßten, daß sie sich, wenn es darauf ankommt, die Eingeborenen zu unterdrücken, nicht auf die Reichsregierung verlassen könnten, so würden sie vielleicht einen vernünftigeren Standpunkt als den bisherigen der Herrenmenschen einnehmen. Daß ein solcher Wechsel glatt vor sich gehen würde, ist wenig wahrscheinlich. Unterdrückung demoralisiert beide, die Unterdrücker und die Unterdrückten, und es kann wohl sein, daß gewisse Übergangsmaßregeln nötig werden würden.

Wie die Geschichte sich vollziehen wird, kann man unmöglich im voraus sagen. Nur eines ist gewiß: nur soweit die Kolonien nicht imperialistisch regiert werden, können sie demokratisch werden oder bleiben. Mit anderen Worten: das Imperium, das Reich ist der Todfeind der Demokratie, zu Hause wie in den Kolonien. Nur volle Selbständigkeit und Unabhängigkeit der Kolonien kann gesunde Verhältnisse schaffen. Und für diejenigen Kolonien, die jetzt in der Tat selbständig sind, wenigstens unabhängig von der

Reichsregierung, wäre es gut, wenn sie daran dächten, sich von der für sie gefährlichsten Abhängigkeit zu befreien, nämlich von der Abhängigkeit vom Londoner Finanzkapital. Es war kein Zufall, daß die Londoner »Times«, als sie neulich zugestehen mußte, daß ihr bisher angepriesenes Mittel, das Reich zusammenzukitten — der Schutzzoll —, keine Aussicht auf Erfolg hatte, hervorhob, die Kolonien hätten immer Aussicht, billiges Geld in London zu erhalten. Das klang wie Hohn. In der Tat aber ist nichts geeigneter, die Kolonien in Abhängigkeit zu erhalten, als die Pumpwirtschaft, die von einigen von ihnen betrieben wird. Eine langsamere ökonomische Entwicklung wäre für die Kolonien besser als die Abhängigkeit vom Finanzkapital, die jetzt noch gefährlicher als je zu werden droht. Die Kolonien sollen in den Strudel der britischen Flottenpolitik ernsthaft hineingezogen werden. Bisher waren die kolonialen Leistungen auf diesem Gebiet immerhin im Verhältnis mäßig. Das hört jetzt auf. Bisher waren die Kolonien mehr oder weniger vom Marinismus und Militarismus frei, jetzt wird der allgemeine Militärdienst eingeführt und für die Flotte womöglich Ähnliches notwendig werden. Denn Schiffe kann England wohl bauen, aber mit der Bemannung ist es eine sehr heikle Frage. Und wenn zum Zwangsmilitärdienst die hohen Steuern kommen, werden die Kolonien ein schönes Beispiel der herrlichen imperialistischen Politik bekommen. Eine schöne Frucht des Versuchs, Imperialismus und Demokratie miteinander zu verbinden.

Daraus sieht man vielleicht am deutlichsten, daß Imperialismus nichts anderes bedeutet wie Herrschaft des Finanzkapitals. Wer also erfolgreich gegen den Imperialismus kämpfen will, muß auch den Kampf gegen diese Herrschaft aufnehmen. Der Kampf kann nur mit der Aufhebung der Kapitalsherrschaft selbst und dem Siege der internationalen Sozialdemokratie enden.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.